THE UNIVERSITY

OF ILLINOIS

LIBRARY

053
AL2B
1897⁴

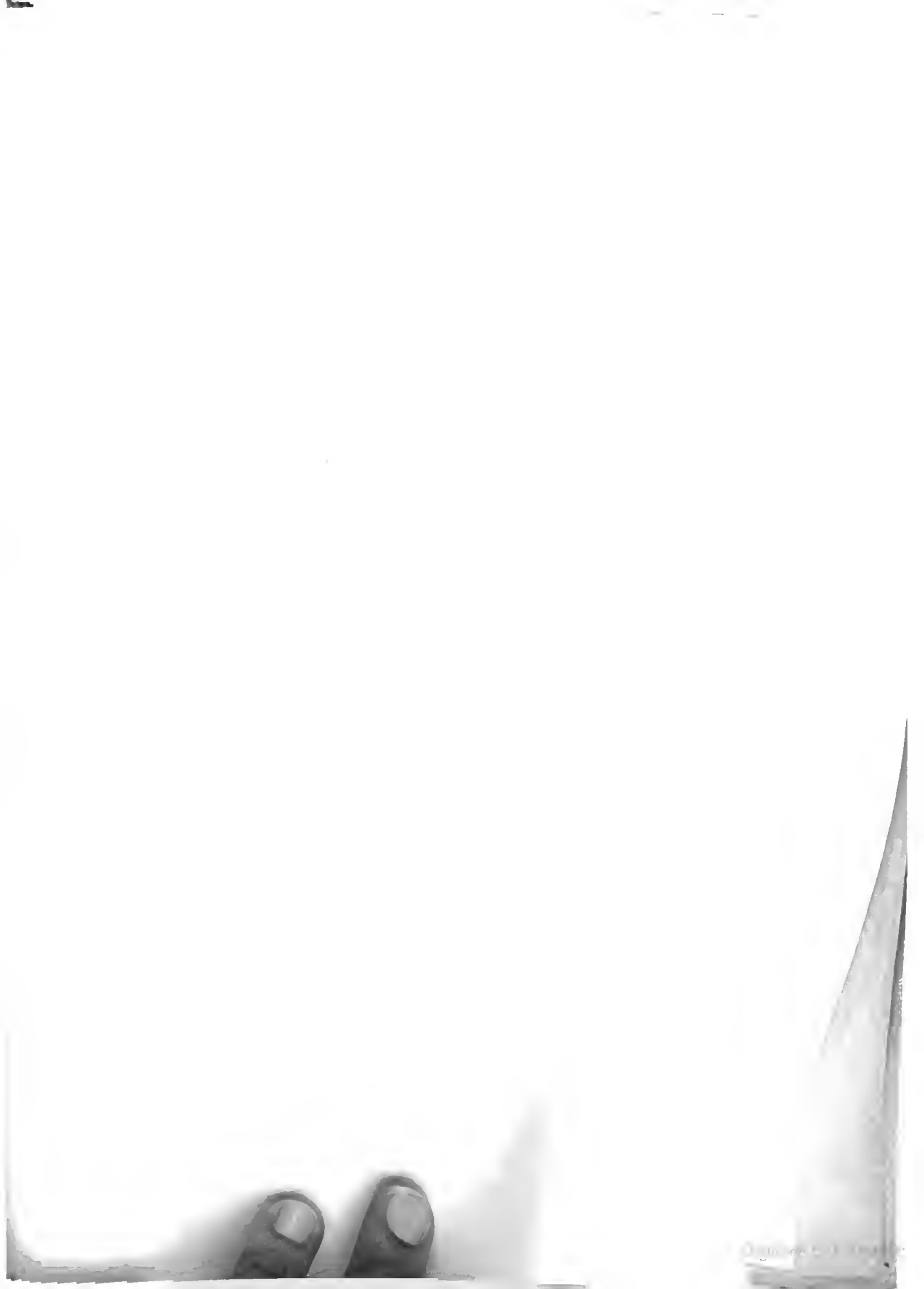
Digitized by Google

THE UNIVERSITY

OF ILLINOIS

LIBRARY

053
AL2B
1897



Beilage

4384
8

zur

Allgemeinen Zeitung.

Oktober, November, Dezember 1897.

München.

Verlag der Allgemeinen Zeitung,

Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Digitized by Google

153
L2B

Jahrgang 1897. München, Freitag, 1. October. Nummer 221.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.
Kirchenpolitische Briefe. XXVIII. Von Spectator. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kirchenpolitische Briefe.[1]

XXVIII.

„Cum dignitate potius cadendum, quam cum ignominia serviendum.“
Cic. Phil. III.

Paris, 20. Sept. Wir haben in unserm letzten Briefe Ziele, Absichten und Charakter der von einer Gruppe französischer Geistlichen geleiteten „christlichen Demokratie“ beleuchtet. Viel wichtiger noch ist das Gesammtverhältniß des heutigen Frankreich zur Kirche und zum hl. Stuhl, auf welches wir heute eingehen wollen, indem wir ein Werk analysiren, welches in den letzten Monaten ein gewisses Aufsehen erregt hat. Es ist die Schrift des Dominicaners Vincent Maumus „L'Église et la France moderne“, an welche wir anknüpfen. Aeußerlich stellt sich diese Publication als eine Privatarbeit dar, aber sie ist ausgestattet mit einer dreifachen Approbation der Oberen des französischen Predigerordens — eine derselben rührt von dem bekannten früheren Conférencier von Notre-Dame, P. Monsabré, her — und sie ist von den „Ralliés“ gewissermaßen als eine Programmrede begrüßt und vertheidigt worden. Der Herzog von Broglie hat ihr die Ehre einer kritischen Besprechung erwiesen, und der „Univers“ hat nicht angestanden, die ablehnende Haltung des berühmten Akademikers als „impropre, ne pouvant donner le résultat souhaité par tous ceux qui aiment l'Église“ zu bezeichnen und sich dabei ausdrücklich auf die Stimme des Papstes zu berufen: „l'attitude que nous avons prise nous est donc imposée; le Pape la proclame. Sa parole a toujours fait loi pour nous, comme elle devrait faire loi pour tous les catholiques. Nous garderons notre attitude. Nous continuerons d'exhorter tous les catholiques à la prendre.“[2])

Die Absicht des Buches ist S. 79 klar und offen ausgesprochen: es ist die Vertheidigung der Allianz der Kirche mit der Demokratie, so wie sie vor einigen Jahren P. Maumus von der Kanzel der Notre-Dame, damals noch zum Schrecken der französischen Katholiken, verkündigt hat: was Lamennais 1830 geträumt und im „Avenir“ vorgetragen, ist jetzt erfüllt: „l'idée fondamentale et singulièrement féconde du célèbre journal, c'est-à-dire l'alliance de l'Église et des peuples, l'accord entre le cathalicisme et la démocratie, est triamphante aujourd'hui, car, sous la direction suprême du grand pape Léon XIII, les cathaliques s'efforcent de réaliser ce qui fut le rêve des rédacteurs de „l'Avenir“. Ne soyons pas ingrats; saluons ceux dont le regard praphétique a entrevu l'aurore des temps nouveaux.“

Diesen Satz entwickelt das Buch mit Geist und Beredsamkeit; ein offener, freier Sinn für die Lage und Bedürfnisse der Gegenwart kann dem Verfasser nicht abgesprochen werden, dem wir auch gern große Urbanität in der Polemik, Milde und Zurückhaltung in der Kritik fremder Ansichten nachrühmen. Leider ist es um die kirchengeschichtliche und staatsrechtsgeschichtliche Gelehrsamkeit des P. Maumus durchaus übel bestellt und nach dieser Richtung muß gesagt werden, daß sein Buch sich im ganzen und großen in gar nichts über den Durchschnitt der französischen theologischen Literatur erhebt, wo die schwierigsten und intricatesten Probleme mit einer — bewundernswerthen Naivetät entschieden werden, die sich mit schönen und das Gemüth bewegenden Declamationen, im besten Falle mit geistreichen und glänzenden Aperçus, genug thut, von dem Befund der historischen Quellen aber gänzlich absieht und darum von der wahren Natur einer Frage kaum die leiseste Ahnung besitzt. Das war der Grundfehler der gesammten katholischen (und nichtkatholischen) Publicistik Frankreichs, von de Maistre und Lamennais an — auch Lacordaire und Montalembert nicht ausgenommen — bis herab auf Louis Veuillot. Bei all diesen bedeutenden Geistern konnte ein mächtiges Talent und eine glänzende Feder den Mangel gelehrter Bildung decken und vielfach vergessen lassen. Bei den Epigonen hat sich der Esprit verdünnt und die Erudition wenigstens nicht verdichtet.

Den Ausgang seiner Betrachtungen nimmt P. Maumus von den Ereignissen von 1830 und dem „Avenir“. Karl X. hat in seinen Augen die Religion, die er schützen wollte, compromittirt; die antireligiöse Leidenschaft, welche 1830 und seither aufflackerte, ist ihm das Ergebniß einer Association zwischen der Kirche und der Reaction, welche den mit der Julirevolution zur Herrschaft gelangten Classen nur Haß und Ekel einflößte. Man wollte nichts mehr wissen von einer Religion, welche den Dienst des Ancien Régime besorgte, und die Bourgeoisie der Tage Louis Philippe's war überzeugt, daß sie dem Leichenbegängniß des Katholicismus bald beiwohnen werde. Sowohl Veuillot wie Montalembert bezeugen, daß damals kein „gebildeter“ Mann in die Kirche ging und es keinem Beamten eingefallen wäre, sich an einer kirchlichen Ceremonie zu betheiligen. Was die Apologeten des Christenthums zwischen 1815 und 1830 zugunsten desselben schrieben, drang nicht in das Volk — es war, wie sich Lacordaire ausdrückte, die Klage Kassandra's auf den Ruinen Troja's. O'Connell war der Erste, welcher eine ganz neue Situation vorbereitete, indem er den Triumph der Religion ausschließlich von der Freiheit erwartete. Hier setzte dann 1830 die Arbeit Lamennais' und seiner Freunde im „Avenir“ ein, ein Journal, das zum erstenmale am

---

[1]) Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 196 vom 1. September d. J. — Um der besonders lebhaften Nachfrage zu genügen, hat sich der Verlag der Allgemeinen Zeitung zur Herstellung einer größeren Auflage der die Spectatorbriefe enthaltenden Nummern entschlossen und zugleich den Preis für jede dieser Nummern im Einzelverkauf auf eine Mark festgesetzt. D. Red.

[2]) *Le Père V. Maumus*, L'Église et la France moderne. Paris, V. Lecoffre, 1897. — *Duc de Broglie*, L'Église et la France moderne, in Rev. des Deux Mondes, 1897, t. CXLI, 283 ff. — „L'Univers“, 22. und 25. Mai.

255511

30. October jenes Jahres erschien, kaum mehr als ein Jahr bestand, aber tiefere Spuren in Literatur und Politik hinterließ, als irgend eine periodische Publication dieses Jahrhunderts. Seine Absicht ging auf die Versöhnung der Religion mit der Freiheit; äußerlich erkannte es die Juliregierung an, im Grunde waren die Hoffnungen seiner Herausgeber ganz auf den Sturz derselben und auf die Errichtung einer Regierung gesetzt, welche ihnen die Freiheit, so wie sie sie verstanden, gewähren werde.

Da wir auf Lamennais seinerzeit eingehend zurückzukommen gedenken, gehen wir heute auf diesen „Roman de la presse", wie Spuller die Geschichte des „Avenir" genannt hat, nicht näher ein. Es sei nur das nothwendigste hervorgehoben.

Indem Lamennais den großen Bruch vollzog, der ihn 1830 von dem extremsten Ultramontanismus auf den Boden der Freiheit hinüberzog, legte er die bisherige Rüstung keineswegs gänzlich ab. Wie früher, so blieb ihm auch jetzt der Haß gegen den Gallicanismus Grundlage seines kirchenpolitischen Programms. De Maistre's Wort „l'Église gallicane est libre en ce sens qu'elle est libre de n'être pas catholique" blieb das Schiboleth auch für die Redaction des „Avenir". P. Maumus widmet diesem Gegenstand ein ausführliches Capitel. Er sieht die theologische Seite des Gallicanismus in dem Concilium Vaticanum definitiv gerichtet. Sein Wesen erblickt er in der Absicht, die französische Kirche von Rom abzureißen und ganz unter die Botmäßigkeit des Königs zu bringen. Ihm datirt der Gallicanismus von Philipp des Schönen Zeiten. Davon, daß schon Philipps Großvater, der heilige Ludwig, in kirchenpolitischen Dingen eine Richtschnur verfolgt hat, welche ihn lange Zeit als Urheber der pragmatischen Sanction hat erscheinen lassen, hat natürlich P. Maumus keine Ahnung. Derselbe geht dann auf die Versammlung zu Bourges 1439 und die sogenannte pragmatische Sanction ein, welche er sonderbarerweise für einen „Vertrag" hat, der, weil er ohne Zustimmung des Papstes aufgestellt wurde, keine Gültigkeit gehabt habe. Als Inhalt dieser pragmatischen Sanction gibt der Verfasser an: die Proclamation der Superiorität der allgemeinen Concilien über den Papst; die des Wahlrechtes für alle geistlichen Beneficien, die Unterdrückung der Reservaten, damit Abschaffung der päpstlichen Nomination für die Bisthümer; das Verbot der Publication päpstlicher Bullen in Frankreich ohne Genehmigung des Königs. Hr. Maumus eifert sehr gegen diese Beschlüsse, welche, wie er sagt (S. 33), Frankreich bis hart aus Schisma gebracht hätten, vor welcher Gefahr dann das V. Lateranconcil und Leo X. die Kirche gerettet hätten. Es ist ihm offenbar ganz unbekannt, daß Karl VII. mit seinem Klerus die pragmatische Sanction gab, weil er sich durch den von Rom aus getriebenen Pfründenwucher, die Steuererpressungen, die Verschleppung der geistlichen Angelegenheiten nach Rom und den Mißbrauch in der Anwendung der kirchlichen Censuren dazu genöthigt glaubte und der Kampf gegen den Verfall der kirchlichen Zucht nur dadurch möglich schien, daß der Schwerpunkt der kirchlichen Verwaltung wieder in die Bischofssitze und die nationalen Concilien zurückverlegt wurde. Der Protest des Lateranense und Julius' II. gegen diese 1453 und 1499 wieder bestätigte pragmatische Sanction blieb vollkommen wirkungslos, und die so gerühmte Uebereinkunft Leo's X. mit Franz I. (1516) brachte der Kirche gar keinen Vortheil. Giovanni Medici schloß dies Concordat aus dynastischen Rücksichten, keineswegs aus Besorgniß um die Einheit der Kirche, und Franz I. ließ sich auch nur von politischen Rücksichten leiten, indem er nominell die gallicanischen Freiheiten opferte: in Wirklichkeit ließ er sich selbst diese Freiheiten vom Papste aushändigen, so daß Vidaillan (Hist. des conseils du roi, I, 412) wohl sagen konnte: „l'ordre religieux lui était désormais soumis, comme l'ordre politique; la royauté devenoit de suzeraine, omnipotente." Der Theil, welcher bei diesem Handel die Kosten bezahlte, war die französische Kirche, und Rom selbst konnte sich anklagen, wenn sich unter Ludwig XIV. eine Situation herausgebildet hatte, die Fénelon die Worte abpreßte: „Ich fürchte, daß uns das nämliche begegnet, was sich in England zugetragen: darauf deutet die ungeheure Macht des Hofes, die knechtische Gesinnung der Bischöfe, die Zügellosigkeit der sich wie ein Krebs in den Betrieb der Theologie einschleichenden Kritik" (Sic! Vgl. De Auct. summi Pontif. c. 11).

P. Maumus verstärkt seinen Angriff gegen die gallicanische Kirche, indem er sie (S. 39, 205) anklagt, auf den Generalstaaten von 1614 nach dem Vorgang der Anglicaner das göttliche Recht der Könige declarirt zu haben. Er gewinnt damit den Boden, um die Prinzipien von 1789 und die, wie er behauptet, von allen älteren katholischen Lehrern vertheidigte Lehre von der Souveränetät des Volkes ins beste Licht zu setzen. Diese ganze Deduction ist wiederum eine Fälschung der Geschichte. Der französische Klerus hat 1605 die Leichtfertigkeit, mit der der Appel d'abus von den Parlamenten zum Präjudiz der kirchlichen Auctoritäten behandelt wurde, in seiner Eingabe an den König eingehend beleuchtet und schwer beklagt. Der Beschluß von 1614 aber ist keineswegs etwa, wie Hr. Maumus glauben machen will, im Sinn jenes beschränkten Legitimismus zu verstehen, der heute die Krone Frankreichs als Eigenthum des Don Carlos erklärt: sondern er war das Ergebniß der Streitigkeiten über die Souveränetät des Königs, welche mit Dante's „Monarchia" anheben, die ganze Zeit Ludwigs des Bayern füllen, und in der schweren Mißhelligkeit zwischen Paul V. und der Republik Venedig von neuem zum Ausbruch gelangt waren. Die Krone wie die Kirche Frankreichs sahen sich durch die von den Curialisten immer wieder aufgenommene Behauptung der Abhängigkeit der königlichen Gewalt von der päpstlichen bedroht, und so stellten sie den Satz von dem göttlichen Recht des Königs auf: daß damit nichts anderes gemeint war als die Souveränetät des Staates gegenüber jeder anderen, auch der päpstlichen Gewalt, das geht klar aus der Forderung des dritten Standes auf der Generalversammlung der drei Stände 1615 hervor, wo es heißt: es müsse als Staatsgrundsatz erklärt werden, „que comme le roi est reconnu souverain en son état, ne tenant couronne que de Dieu seul, il n'y a puissance en terre qu'elle soit, spirituelle ou temporelle, qui ait aucun droit sur son royaume, pour en priver les personnes sacrées de nos rois, ni dispenser ou absoudre leurs sujets de la fidelité et obéissance qu'ils doivent, pour quelque cause ou prétexte que ce soit." Daß man diese Prinzipien in den Satz vom göttlichen Recht des Königs kleidete, entsprach der Auffassung der Zeit und dem Sprachgebrauch der kirchlichen Theologie. Daß der Ultramontanismus von Lamennais herab bis zur Gegenwart den wahren Sachverhalt also entstellt, legt weder für seine Aufrichtigkeit noch für seine Geschichtskenntniß ein gutes Zeugniß ab. Von P. Maumus kann man freilich nicht fordern, daß er so gottlose Werke, wie Friedbergs „Grenzen zwischen Staat und Kirche" (1872) oder die neuesten Untersuchungen über die Lehre von der Volkssouveränetät im Mittelalter (v. Bezold, Gierke, Bluntschli, Treumann, Landmann u. a.), kenne; aber ein Franzose sollte sich doch hüten, über diese Dinge zu schreiben, ohne die Schriften Marca's, Dupui's, Durand de Meillane's gelesen oder den „Traité des barnes de la puissance ecclesiastique" (Amsterd. 1734) nachgeschlagen zu haben. Edmond Richers „Vindiciae Doctrinae majarum schalae Parisiensis etc. contra Defensores Monarchiae universalis et absolutae Curiae Romanae" (Colon. 1683)

Digitized by Google

und Goldasts „Monarchia“ hätten P. Maumus auch recht gut gethan.

Wir haben diese Dinge etwas ausführlicher behandelt, nicht als ob wir uns für die theologischen Anschauungen des alten Gallicanismus interessirten oder sie gar, was nicht der Fall ist, theilten; sondern weil es uns darauf ankam, zu zeigen, daß die Geschichtsanschauung, welche dem Ultramontanismus der Lamennais-Veuillot'schen Schule in Hinsicht dieses Gegenstandes zugrunde liegt, eine vollkommene Fälschung des Thatbestandes in sich schließt, von welcher, wie das Buch des P. Maumus zeigt, die heutige „Démocratie chrétienne“ zu profitiren im Begriffe steht. Wie nothwendig ein derartiger Hinweis war, ergibt sich schon daraus, daß selbst eine so gewichtige Persönlichkeit wie der Herzog von Broglie in seiner Kritik der Maumus'schen Schrift keine Ahnung von diesem Sachverhalte verräth.

* * *

Aus dem Gesagten geht hervor, daß der Gallicanismus der königlichen Kanzlei in Frankreich etwas sehr Verschiedenes war von dem, was die französische Kirche des Mittelalters und noch des 17. Jahrhunderts für sich reclamirte. Die französische Kirche wollte zwar das Band der Einheit nicht zerschnitten sehen, aber sie verlangte die Freiheiten zurück, welche sie ehedem besessen, vor allem das freie Wahlrecht der Capitel und die Bewahrung jener nationalen Institutionen, auf denen die Größe dieser Kirche und ihr enger Bund mit der durch das Königthum vertretenen Nation beruhte. Schon seit Franz I. ging die Krone darüber hinaus, indem sie diese Freiheiten für sich in Beschlag zu nehmen trachtete und jenen Bund mit der Kirche zu ihren Gunsten ausschließlich auszunützen suchte. Das war die wahre Lage der Dinge: den gemäßigten und der historischen Entwicklung des Frankenreiches entsprechenden Gallicanismus der französischen Kirche mit demjenigen der enragirten Kronjuristen zu verwechseln, heißt ebenfalls eine Fälschung der Geschichte vornehmen, und diese weitere Fälschung, wie sie de Maistre und Lamennais fort und fort — gewiß unwissentlich — begingen, liegt der ganzen Auffassung der ultramontanen Partei zu Grunde. Louis Veuillot (L'Univers 1848, 24. Febr.) hat den Gallicanismus also definirt: „la théologie gallicane a consacré exclusivement le droit divin des rois; avant elle et plus haut la théologie catholique a proclamé le droit divin des peuples.“ Nun wohl, diese Definition, welche den Ausgangspunkt der gesammten ultramontanen Polemik gegen den „Gallicanismus“ bildet, ist, wie gezeigt, eine der verhängnißvollsten Geschichtsfälschungen, welche jemals begangen wurde. Von ihr kann sich auch P. Maumus nicht lossagen, indem er die Behauptung aufstellt: der politische Gallicanismus lebe noch immer fort, und zum Beweis dessen brauche man nur an den fortgesetzten Widerstand zahlreicher Katholiken gegen die traditionellen Weisungen des hl. Stuhles zu denken (S. 40).

Die ganze „Avenirbewegung“ von 1830 macht heute den Eindruck, daß sie von Feuergeistern ausging, welche wenig oder nichts von der Geschichte gelernt, ihren Esprit mit der Theologie und ihren Enthusiasmus mit jener soliden politischen Erfahrung verwechselten, ohne welche jede Behandlung dieser Materie als purer Dilettantismus bezeichnet werden muß. Diese genialen Dilettanten waren die Enfants terribles des kirchlichen Romanticismus. Sie beurtheilten die ganze Lage der christlichen Gesellschaft nach den kurzen Beobachtungen, welche sie seit 1789, bezw. 1801 mit eigenen Augen hatten machen können. Nach diesen dreißig oder vierzig Jahren wurde die Weltgeschichte zugeschnitten: die tausend Jahre, die ihnen vorausgegangen, kamen kaum in Betracht, denn man wußte von ihnen wenig — und, quellenmäßig, so gut wie gar nichts.

Auf dem Boden dieser Weltauffassung gediehen die flammenden Ausbrüche, in denen Lamennais und zur Zeit auch Lacordaire im „Avenir“ die einzige Rettung der Kirche von der Freiheit erwarteten. Sie forderten die Trennung der Kirche vom Staat, der Staat sollte nichts mehr bei der Wahl der Bischöfe mitzureden haben, welche dem Papst allein zustehe. So hofften sie den Priester wieder in den Augen der Nation zu erheben, den Lamennais „avili dans l'opinion, perpétuel objet de la défiance et de l'animosité“ nannte. Man vergaß dabei eines. Der französische Priester galt für entwürdigt, weil er sich in den Tagen Ludwigs XVIII. und Karls X. in die Arme des Staates geflüchtet hatte. Wohl, das war vielleicht ein Uebel. Aber wer hat denn diesen Klerus in die Arme des Staates getrieben? Der Bischof Frayssinous gibt eine sehr klare Antwort darauf in dem der Kammer angekündigten Project, nach welchem er, als Unterrichtsminister, die alte Sorbonne als gardienne fidèle des maximes gallicanes wiederherstellen wollte. Der französische Klerus jener Zeit war eben innerlich noch keineswegs entnationalisirt; er floh vor einer den altfranzösischen Ueberlieferungen nicht entsprechenden Richtung unter das Schutzdach des Staates; man kann das beklagen, aber anklagen muß man nicht ihn in erster Linie, sondern diejenigen, welche die Katastrophe von 1793 und das Concordat von 1801 benutzen wollten, um die alte Größe und Herrlichkeit der Kirche, welche S. Bernhard, Ludwig IX. und Bossuet gezeitigt hatte, auf immer zu begraben und die Kirche Frankreichs zu einer italienischen Dependenz zu machen. Zwischen diese Tendenz und zwischen die Schranken des Jacobinismus gestellt, blieb diesem verarmten, geängsteten, von der öffentlichen Meinung einer in fast completer Gottlosigkeit erzogenen Generation völlig im Stich gelassenen Klerus nichts übrig, als sich unter das Banner einer Regierung zu flüchten, die trotz ihrer vielen Fehler in mehr als einer Beziehung doch noch die beste war, welche das Land seit hundert Jahren gehabt hat.[1])

Mit derselben Oberflächlichkeit, mit der die Redaction des „Avenir“ das Heil der Kirche nicht von deren eigener innerer, geistiger und moralischer Arbeit und äußerlich von dem verständig geordneten Rechtsstaat, sondern von der vagen, allen Ausschreitungen Platz gebenden Phrase der „Freiheit“ erwarteten — mit derselben Oberflächlichkeit reclamirten diese Männer auch die absolute Lehrfreiheit. Oder kann es etwas Seichteres geben als die Beweisführung des „Avenir“ vom 17. October 1830: „la foi est quelque chose qui s'enseigne; donc l'enseignement doit être libre, ou la liberté des cultes n'est qu'un vain mot.“ Gewissen Schlagwörtern muß eine wunderbare Zauberkraft innewohnen, wenn solchen „Beweisführungen“ nicht bloß ein so extrem angelegter Geist, wie derjenige

[1]) Dies Urtheil wird manchen überraschen. Der Spectator wagt indessen zu glauben, daß es vor der Geschichte bestehen wird. Immer mehr befestigt sich die Ueberzeugung, daß die Julirevolution von 1830 die größte Thorheit war, welche die Franzosen begangen haben. Seither haben dieselben vieles errungen, was sehr viel schlimmer war, als die unglücklichen Ordonnanzen des Fürsten von Polignac. Die politischen Schwierigkeiten, welche den Sturz der älteren Linie herbeiführten, waren nur zum Theil von der Regierung selbst verschuldet wurden, rührten aber wohl zum größten Theil von Umständen her, über welche sie nicht zu gebieten hatte. Dagegen ist uns außer Zweifel, daß die Administration zwischen 1815—1830 die beste war, welche Frankreich in diesem Jahrhundert gehabt hat. An Integrität übertraf sie weitaus die vorhergegangenen und die folgenden Verwaltungen. Unsre deutsche Verwaltung in Elsaß-Lothringen hat seit 1870 Gelegenheit gehabt, die Thätigkeit der verschiedenen Regierungen in der Administration einer umgehenden Vergleichung und Prüfung zu unterziehen; und da hat sich denn nach dem Urtheil sehr competenter Personen herausgestellt, daß man derjenigen der Restauration auch das größte Maß von Sachkenntniß und gutem Willen zuzuerkennen hat.

Brk. Red.

Lamennais', sondern auch so ernste und ehrliche, wenn auch noch jugendtich überspannte Naturen, wie Lacordaire und Montalembert, gänzlich unterlagen. Daß die Kirche stets und unter allen Umständen die Freiheit ihrer Lehre für sich fordern muß, ist selbstverständlich. Mit diesem Schlachtruf ist sie in die Welt getreten, und es ist stets das erste und letzte, worauf sie bestehen muß. Aber daraus folgt mit nichten, daß sie berufen ist, profanen Unterricht zu ertheilen, oder das Werk der Erziehung allein in die Hand zu nehmen; und noch weniger folgt daraus, daß jeder Katholik ohne weiteres berechtigt ist, eine öffentliche Volksschule zu errichten und das sonderbare Theaterstückchen zu erneuern, welches Lacordaire und Montalembert damals gaben, als sie eine Schule eröffneten, um sich dann nach einer glänzenden oratorischen Uebung als in ihren natürlichen Rechten gekränkte maitres d'école von der Pairskammer zu einigen Franken verurtheilen zu lassen. Heute können uns solche Scherze wirklich nicht mehr viel ernster erscheinen, als die glorreiche Unternehmung, welche vor etlichen Jahren den Herzog von Orleans nach Clairvaux geführt hat.

P. Maumus erzählt dann weiter die Suspension des „Avenir" und seine Verurtheitung durch die Encyklica „Mirari". Hier wird nichts Neues geboten. Er geht dann zu einer Betrachtung über die beiden Gewalten über, in welcher geleugnet wird, daß die päpstliche Gewalt je die Grenzen ihrer Befugniß überschritten, oder daß sie im Mittelalter Rechte usurpirt habe, welche ihr nicht bereitwillig von Fürsten und Völkern überlassen oder angeboten wurden. Die Beweisführung dafür bewegt sich durchaus auf dem Boden des bekannten Buches des Abbé Gosselin „Le Pouvoir des Papes au Moyen-âge". Es ist nicht angängig, sich mit einem Autor von solcher Naivetät auseinanderzusetzen. Herr Maumus hat offenbar keine Ahnung davon, daß nach Gosselin noch ganz andere Leute gelebt und über diesen Gegenstand geschrieben haben. Er mag diese Namen propter haereticam pravitatem verabscheuen, aber in der Literatur geht es doch nicht an, sich mit ihnen nicht auseinanderzusetzen und die umfassenden Arbeiten der Neuzeit über diesen Gegenstand mit Berufung auf einige andächtige Citate aus Franz von Sales oder Fénelon abzuthun. Vor dem, was von Deutschland kommt, scheint Herr Maumus überhaupt ein gelindes Entsetzen zu haben; vielleicht erklärt sich daraus sein Urtheil über Kaiser Heinrich IV., den er einen der verdorbensten und grausamsten, einen der bösesten Fürsten nennt, deren Andenken die Geschichte bewahrt habe (S. 99). Interessanter ist das Capitel über den bekannten „Cas de conscience" des Bischofs Parisis von Langres (1843), welche Schrift hauptsächlich dem Erweise dienen sollte, daß die Kirche keineswegs Feind der Gewissensfreiheit sei: unser Autor tritt diesem „Erweise" ganz unumwunden bei.

Der wichtigere Theil der Maumus'schen Schrift beginnt mit Capitel VI, wo das Manifest des Grafen von Chambord und die Lage der Katholiken vor und nach der päpstlichen Encyklica vom 16. Febr. 1892 erörtert werden. Es wird, und zwar ganz mit Recht, als wesentlicher Gewinn der geistigen Arbeit, welche zwischen 1830 und 1848 von den sogenannten liberalen Katholiken geleistet wurde, herausgestellt, daß in Frankreich die Irreligiosität seither aufgehört habe, als eine unfehlbare Garantie geistiger Ueberlegenheit zu gelten, und man ohne Aufsehen sich in der Welt bewegen und doch seine religiösen Pflichten als Katholik erfüllen kann (S. 138 f.). Es wird dann die Haltung beklagt, welche Heinrich V. mit der Aufhissung seiner weißen Fahne einnahm und (S. 144) der Nachweis unternommen, daß eine Restauration des Königthums 1873 der Kirche kein Glück gebracht haben würde. Das ist möglich; aber der Satz, der Anschluß der Katholiken an die Republik habe empfohlen werden müssen, wird mit der Ausführung S. 152 f. nicht hinreichend begründet: „depuis longtemps l'Eglise de France ne comptait plus ses défaites, et l'une des principales causes de ces désastres était l'opposition des catholiques au régime accepté par l'immense majorité de la nation." Dagegen läßt sich vom monarchistischen Standpunkt sagen, daß 1871 und 1874 sicher die Mehrzahl der gebildeten und anständigen Franzosen nicht republicanisch gesinnt war und man sich 1873, wo kein König oder Kaiser zu finden war, zur Republik nur als zu einem pis-aller verstand, keineswegs mit der Absicht, diesen Nothbehelf zu einer dauernden Institution zu machen. Die zahllosen Niederlagen des Katholicismus in Frankreich rühren aber nicht von der unrepublicanischen Gesinnung seiner Bekenner her (sie haben übrigens auch nach dem Ralliement nicht aufgehört), sondern sind vor allem das Resultat der inneren Schwäche und des geistigen Verfalls, welchem die französische Kirche durch die immer wachsende Uebermacht der von Lamennais und de Maistre begründeten Richtung anheimfiel — einer Richtung, welche Parteirücksichten über die Sache des Christenthums stellte und 1851 richtig die französische Kirche in die Arme und zu den Füßen des Cäsar geführt hat. Seither hat man den französischen Klerus mit Wundererscheinungen und Ammenmärchen gefüttert, die einzige den Glanz alter Wissenschaft wieder belebende theologisch-kritische Schule der Duchesne und Loisy so gut wie in den Bann gethan — und dann wundert man sich darüber, daß der Katholicismus unter den Franzosen eine „défaite" nach der andern erlebt. Die wehmüthigen Klagen Dupanloups haben zugestanden, daß das, was zwischen 1830 und 1848 gewonnen worden war, verloren ging, seit man um äußerer Vortheile willen den Staatsstreich mitgemacht und das Schicksal der französischen Kirche an dasjenige des Empire geknüpft habe. Das war die eine Hauptquelle der „Niederlagen"; die andere war die völlig unzulängliche Ausbildung des Klerus: an ihr trug der Ultramontanismus hauptsächlich die Schuld; aber auch die Reste des alten Jansenismus thaten durch ihre unvernünftige Strenge das Ihrige, um eine Geistlichkeit zu erziehen, die keinen Einfluß auf den Geist der Nation mehr auszuüben verstand. Vielleicht wird der eine oder andere unsrer Leser glauben, daß wir übertreiben; hören wir also, was einer der heute gelesensten französischen Schriftsteller darüber sagt. Es ist wieder Hr. J. K. Huysmans, jener Typus des Neo-Katholicismus, dem jemand gesagt hat: „Monsieur, vous êtes entré dans l'Eglise par le toit", dessen „brutaler" Freimuth und dessen männtiche Candeur aber auch von dem geistvollen Jesuiten Pacheu gewürdigt wird. Nun, wie läßt Hr. Huysmans seinen Durtal von der Einwirkung des französischen Priesters auf die Gesellschaft sprechen?

„Celui", heißt es, „En Route" p. 224, „qui devrait être le cultivateur de l'au delà, le fermier des âmes, le prêtre, est sans force pour défricher ces landes.

„Le séminaire l'avait fait autoritaire et puéril, la vie au-dehors l'a rendu tiède. Aussi, semble-t-il que Dieu ae soit écarté de lui et la preuve est qu'il a retiré tout talent au sacerdoce. Il n'existe plus de prêtre qui ait du talent, soit dans la chaire, soit dans te livre; ce sont les laïques qui out herité de cette grâce si répandue dans l'Eglise du Moyen-âge; un autre exemple est probaut encore: les ecclésiastiques n'opèreut plus que très rarement les conversions. Aujourd'hui, l'être qui plaît au Ciel se passe d'eux et c'est le Sauveur qui le percute, qui le maupipule, qui mauoeuvre directement en lui.

„L'ignorance du clergé, son manque d'éducation, son inintelligence des milieux, son mépris de la Mystique,

Digitized by Google

son incompréhension de l'art, lui ont enlevé toute influence sur la patriciat des âmes. Il n'agit plus que sur les cervelles infantines des bigots et des mômiers; et c'est sans doute providentiel, c'est sans doute mieux ainsi, car s'il devenait le maître, s'il parvenait à hisser, a vivifier la désolante tribu qu'il gère, le serait la trombe de la bétise cléricale s'abbattant sur un pays, ce serait la fin de toute littérature, de tout art en France!"

Diese Worte sind hart, grausam, lieblos; sie übertreiben vielfach den wahren Sachverhalt, und wir führen sie nicht an, um ihnen oder der von dem Verfasser beliebten Conclusion („pour sauver l'Église, il reste le moine que le prêtre abomine") beizupflichten, sondern um zu zeigen, wie man in Frankreich, und wie selbst einer der „Bekehrten" des Neo-Katholicismus über die Unfähigkeit des Klerus denkt. Es bedarf daneben kaum einer weiteren Enquete um die Ursachen der Niederlagen der französischen Kirche festzustellen.

Kehren wir zu P. Maumus zurück. Er führt zur Vertheidigung der den Anschluß an die Republik empfehlenden Encyklica vom 16. Februar 1892 ein ganz ähnliches Breve P. Pius' VI. vom 5. Juli 1796 an und untersucht dann die Frage, ob jene Encyklica die Katholiken im Gewissen binde. Die Antwort (S. 151) lautet (ganz in Uebereinstimmung mit den bekannten Ausführungen des „Univers"), die Encyklica enthalte keine dogmatische Definition, aber diejenigen, welche sie nicht annehmen, ermangelten der den Rathschlägen des Papstes gebührenden Ehrfurcht, und vergingen sich gegen den Gehorsam, welchen der Vater von seinen Kindern verlangen kann. Die traurigen Resultate der bis zum Erscheinen der Encyklica beobachteten (monarchistischen) Politik müßten solchen Refractären doch endlich die Augen öffnen. P. Maumus muß zugeben, daß die päpstliche Politik noch nicht „comme par enchantements, des résultats immédiats et décisifs" gegeben habe (S. 158), doch seien daran gerade die Gegner des heutigen Regimes (die Monarchisten) Schuld, welche die Action Leo's XIII. auf diesem Punkte in allweg behindert hätten. Uebrigens fehle es nicht gänzlich an einem Fortschritt zum Besseren, den s. Z. der Minister Spuller mit seiner Proclamation des „esprit nouveau" unter dem Beifall des ganzen Landes (?) festgestellt habe. Die Zeit werde weitere Rosen bringen, die auch ein so großer Politiker, wie Leo XIII., nicht von einem Tag zum andern erwartet habe; aber: „la politique qu'il a tracée pour l'Église ne périra pas avec lui." Von dieser Politik erhofft P. Maumus die Beschwörung aller weiteren Gefahren, die der Kirche drohen, und er schließt dies sein Capitel mit dem emphatischen Ausruf: der neue Geist wird über uns wehen, wenn die Demokratie gelernt haben wird, die Kirche als eine Verbündete und nicht mehr als eine Gegnerin zu betrachten — „quand enfin la démocratie, baptisée par l'Église, reconnaîtra la Mère qui l'a enfantée en donnant au monde le dogme de la fraternité humaine." Auch P. Maumus identificirt also die von Christo gelehrte Brüderlichkeit mit der heutigen Demokratie, deren Prinzip damit zum Dogma erhoben wird. Vielleicht ist das das nächste Dogma, mit dem wir nach den Intentionen der ultramontanen Demokratie beschenkt werden sollen. Die Monarchie kann dann das Taufkleid des Königs Chlodwig an Herrn Faure abliefern, und Herr Méline wird der Kathedrale von Reims gewiß eine neue Ampulle dediciren, um das heilige Oel für das Sacre der Demokratie aufzubewahren. Sie wird freilich geräumig genug sein müssen, um die Sünden der Panamisten abzuwaschen. Einstweilen sind wir noch nicht so weit und wir wollen die Bekehrung der Demokratie mit Geduld abwarten. Qui vivra verra.

Nicht wegen ihres inneren Werthes, aber symptomatisch sehr bemerkenswerth sind die folgenden Capitel des Buches, welche sich mit den Prinzipien von 1789 befassen und deren vollkommene Uebereinstimmung mit den Lehren der Kirche aufzuweisen suchen. Diese Prinzipien von 1789, wie sie in der „Déclaration des droits de l'homme" enthalten sind, umschließen bekanntlich die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz, die bürgerliche und politische Freiheit derselben, die Freiheit des Gewissens und die nationale Souveränetät. Es wird daran erinnert, daß die Bischöfe und Geistlichen der Constituante der Erklärung der Menschenrechte ihre Zustimmung ertheilten und die ganze Versammlung darauf in corpore dem Fronleichnamsfeste beiwohnte — also sich keines Gegensatzes gegen die Kirche bewußt war. In der Betonung der Souveraineté nationale sieht P. Maumus eine Bestätigung der alten, die Souveränetät des Volkes gegenüber dem 1356, 1484, 1614 erklärten göttlichen Recht der Könige aussprechenden französischen Tradition. In dieser ganzen Auseinandersetzung übersieht der Verfasser wieder, wie schon oben bemerkt, daß jene gallicanischen Beschlüsse sich gegen die curialistischen Theorien wenden und im Grunde nur in der Sprache des Mittelalters die Unabhängigkeit des Staates vindiciren wollen, welche das Jahr 1789 in der fortgeschrittenen Sprache der Rousseau und Helvetius proclamirt hat. P. Maumus stellt heraus (S. 219), daß auch nach der Lehre der großen scholastischen und nachscholastischen Theologen das Volk das Recht habe, durch eine Constitution die Gewalt des Staatsoberhauptes zu limitiren; aber er irrt, wenn er den alten Gallicanismus als einen absoluten Gegner dieses Grundsatzes ausstellt und einer Fälschung der altfranzösischen Ueberlieferungen anklagt. Den Beweis dafür liefert der Umstand, daß der alte (nicht der von Ludwig XIV. gefälschte) Gallicanismus sich hauptsächlich durch Erhaltung der Prärogative der Parlamente das Leben zu fristen suchte.

Des weiteren vertheidigt Hr. Maumus den bekanntlich von Bellarmin und Suarez vorgetragenen Satz, daß die Nation das Recht habe, aus gerechten Gründen — si causa legitima adsit — die Regierungsform zu wechseln, also z. B. die Monarchie durch eine Aristokratie oder Demokratie zu ersetzen (Bellarm. De Laicis II, c. 6). Dies sei auch Lehre der Kirche, und dem entsprechend habe die Encyklica Leo's XIII. vom 16. Februar 1892 den Anschluß an die Republik gerathen und damit die in Frankreich beliebte Regierungsform sanctionirt. Ein Recht auf den Thron könne von den Erben der gefallenen Dynastien nicht geltend gemacht werden — das ergebe sich aus dem Prinzip der nationalen Souveränetät, welches einer der wichtigsten Bestandtheile des alten französischen Staatsrechts und von allen Theologen anerkannt sei.

P. Maumus wird sich gefallen lassen müssen, daß die Royalisten ihm darauf erwidern: daß das alte französische Staatsrecht auch das Erbfolgerecht der königlichen Linie in sich geschlossen, und daß zweitens weder für den Wechsel der Regierungsform 1792, noch für den von 1830 oder 1848 eine causa legitima nachweisbar seien. Es wäre interessant, zu wissen, ob P. Maumus und die Ralliirten heute auch schon diese Revolutionen als innerlich begründet, gerechtfertigt und dem katholischen Princip entsprechend ausgeben wollen; bitte, dic de tribus capellis.

Im übrigen war es P. Maumus leicht, den Nachweis dafür zu liefern, daß einige, ja die meisten Artikel der „Déclaration" von 1789 in keinerlei Widerspruch zu der Lehre der Kirche stehen. Das gilt zunächst von der Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz, der bürgerlichen und politischen Freiheit derselben, der nationalen Souveränetät. Schwieriger gestaltet sich die Sache hinsichtlich der Ge-

Digitized by Google

wissensfreiheit, welche die „liberalen Katholiken" Frankreichs zwischen 1830 und 1848 und unter dem zweiten Kaiserreiche als mit dem kirchlichen Prinzip vereinbar so unthig vertheidigt hatten, während bekanntlich die sich streng kirchlich nennende Partei, vertreten durch die „Civiltà cattolica" und den „Univers", von jeher gerade die Gewissensfreiheit als unstatthaft zurückwies und sich dafür außer dem Syllabus auf eine Reihe päpstlicher und anderer Entscheidungen glaubte berufen zu dürfen. Die Jesuiten und Veuillot hatten hier Ernest Renan auf ihrer Seite, der schon 1848 erklärt hatte, „que l'Église n'a jamais été tolérante et ne le sera jamais, et qu'un catholique libéral ou un libéral catholique ne peut être qu'un hypocrite ou un sot." Montalembert und seine Freunde hatten fortgefahren, die Jesuiten im Namen derselben Freiheit zu vertheidigen, welche diese verhorreſcirlen: was Gioberti längst gesehen, wagten und mochten sie nicht bemerken. Man weiß, welchen Schrei der Entrüstung Montalembert ausstieß, als er durch die Artikel der „Civiltà cattolica" vom Jahre 1868 enttäuscht wurde: es geschah in dem bekanntlich nur nach dem Tode des Grafen in der Bibliothèque universelle et Revue Suisse (Lausanne 1876, no. 217—221) ohne Genehmigung der Familie gedruckten und darum auf Antrag der letzteren in Frankreich unterdrückten Aufsatz „L'Espagne et la Liberté", wo es heißt:

„Je ne puis ni ne veux me taire sur les monstrueux articles de la „Civiltà cattolica" (6 mai), publiés en cette même année 1868, contre la liberté en général, et précisement, contre les libéraux catholiques qui ont eu la naivete, comme moi, de faire valoir et triompher à la tribune parlamentaire le droit public des Jésuites, au nom de la liberté. . . . Nous avions tous tort alors, cela est clair. En bonne théologie, M. Renan seul avait raison, lui et ses pareils, qui soutenaient, que le catholicisme, et surtout les Jésuites, étaient absolument incompatibles avec la liberté. Seulement, il fallait nous le dire alors. C'était alors, et non pas maintenant, qu'il fallait nous apprendre que la liberté est une peste, au lieu d'en profiter, grâce à nous, pour venir vingt ans plus tard, l'insulter et la renier en même temps que nous."

„J'ai passé depuis longtemps l'âge des mécomptes et des émotions passionnées, mais j'avoue que, à la lecture de ces palinodies effrontées, j'en ai rougi jusqu'au blanc des yeux et frémi jusqu'au bout des ongles. Je ne suis plus assez enfant pour me plaindre de l'inconsequence ou de l'ingratitude des hommes en général et des Jésuites en particulier, mais je dis tout haut que ce ton de faquin et de pédagogue, appliqué à d'anciens défenseurs qui ne sont pas tous morts, à d'anciennes luttes qui pourront se renouveler demain, ne convient ni à des religieux ni à d'honnêtes gens. Cela est peut-être parfaitement orthodoxe; je ne sais pas juge en fait de théologie. Mais je crois l'être en fait d'honneur et d'honnêteté, et j'affirme que cela est parfaitement malhonnête."

Montalembert hatte Recht, wenn er voraussagte, daß diese Verhandlungen bald wieder aufleben würden. Sie kehrten 1870 schon wieder und sind seither nicht eingeschlafen. Und da ist nun sehr merkwürdig zu sehen, wie der P. Maumus, ein Dominicaner, sich bei Besprechung dieser Frage der Gewissensfreiheit die Ansichten Jules Simons (La liberté, I, c. 3), eines der erklärtesten Altväter des Liberalismus, aneignet und mit ihm ausruft: „La morale m'ordonne de conserver ma liberté comme mon bien le plus cher, et un ordre social qui violente ma liberté ou qui la détruit, offense la loi de Dieu et dégrade en moi son ouvrage. . . . Gouvernez le citoyen, puis qu'il le faut, pas plus qu'il ne faut; ne touchez pas à l'homme. Ce sanctuaire que vous envahissez en profanes, avec vos lois et vos sbires, est celui même que Dieu s'est réservé en moi."

Alles das ist für uns sündige Weltkinder freilich längst ausgemacht. Wer immer auf dem Standpunkte moderner Bildung steht und eine Ahnung von Wesen und Charakter des Culturstaates hat, ist heute davon überzeugt, daß jedes Attentat gegen die Gewissensfreiheit, jeder Versuch, das individuelle Gewissen durch äußere Zwangsmittel zu brechen oder zu zwingen, eine unsittliche Handlung darstellt. P. Maumus nimmt ebenfalls diese Haltung ein und bekennt sich zu dem Artikel 10 der Déclaration des droits de l'homme: „nul ne doit être inquiété pour ses opinions." Der weiteren prinzipiellen Erörterung, wie es sich mit dem Recht der Unterdrückung staatsfeindlicher religiöser Ansichten verhalte, geht er aus dem Wege (S. 243). Da, wo er sich dann mit dem Syllabus beschäftigt, muß er doch auf die Frage der Cultus- und Preßfreiheit eingehen. Die im Syllabus (bezw. der Allocution „Acerbissimum" vom 27. Sept. 1852) ausgesprochene Verurtheilung der in gewissen Staaten gewährten Cultusfreiheit ist ihm offenbar nicht bequem, aber er weiß sie mit der Bemerkung aus der Welt zu schaffen, daß diese an die Republik Neu-Granada gerichtete Allocution nur die Gewährung der Freiheit für „jeden möglichen fremden Cultus" verwerfe. Rom selbst habe die Toleranz geübt. Zur Zeit, wo der Syllabus publicirt wurde, habe es eine Synagoge im Ghetto und ein protestantisches Gotteshaus vor Porta del Popolo gegeben; die Kirche, intolerant im Princip, sei in Praxis sehr tolerant gewesen. Auf ähnliche Weise findet P. Maumus, daß die Kirche nur den Mißbrauch, nicht die Freiheit der Presse verbiete (Encykl. Mirari und Encykl. vom 8. Dec.). Zum Schlusse wird sowohl das Recht des individuellen Besitzes gegen den Collectivismus der Socialisten (S. 246) vertheidigt, als die Unvernünftigkeit der auf dem unbeschränkten allgemeinen Stimmrecht beruhenden Herrschaft der brutalen Massen (entsprechend Art. 60 des Syllabus) aufgewiesen. Diesen beiden letzten Ausführungen kann man gewiß nur beipflichten. Jene anderen aber geben uns noch zu einigen Bemerkungen Anlaß, um so mehr, als hier auch die Kritik des Herzogs von Broglie einsetzt.

Zwischen dem Herzog und P. Maumus besteht hinsichtlich zweier Punkte eine beträchtliche Meinungsverschiedenheit: einmal hinsichtlich des Erfolges, den die Encyklica von 1892 und das Ralliement gehabt und die der royalistische Staatsmann als durchaus verfehlt darstellt; dann hinsichtlich der Stellung, welche die kirchliche Autorität den Principien von 1789 und der gegenwärtigen Regierungsform Frankreichs gegenüber einnimmt.

P. Maumus lebt der frohen Zuversicht, daß mit der Encyllica von 1892 nicht bloß die Uebereinstimmung der Principien von 1789 mit der kirchlichen Lehre, sondern auch zugleich die Legitimität der Republik kirchlicherseits anerkannt seien. Der Duc de Broglie drückt sich an letzterer vollkommen vorbei, aber er liest aus der Encyklica wie aus allen Erlassen und Handlungen Leo's XIII. die Anerkennung der unter allen Regierungsformen, welche das Land seit hundert Jahren gehabt hat, bewahrten „socialen Lebensbedingungen", wie sie 1789 ausgesprochen wurden, heraus. Er glaubt auf Grund seiner letzten Unterhaltungen mit Lacordaire und Montalembert, die kurz vor deren Tod fielen, versichern zu dürfen, „que leurs voeux à cet égard seraient aujourd'hui comblés et qu'ils seraient heureux de voir, ramené à des termes d'une correction irréprochable, ce qui fut l'espérance de leur jeunesse et l'aspiration de toute leur vie." Wenn das wahr wäre, so hätte Leo XIII. seinen Vorgänger Pius IX. auf das

Digitized by Google

entschiedenste dementirt: denn dieser hat am Todestage Montalemberts (30. März 1870) vor mehreren hundert Menschen den bekannten Ausspruch gethan: „. . . . er war ein liberaler Katholik, d. i. ein halber Katholik; ja die liberalen Katholiken sind nur halbe Katholiken." Nun hat freilich Leo XIII. bald nach seiner Krönung der Familie Montalemberts eine Satisfaction gegeben und P. Newman zum Cardinal gemacht, der zwar nicht den liberalen Katholiken zuzuzählen ist, doch aber in theologischen Dingen ein „Minimizer" war und hinsichtlich der Politik ganz auf dem Standpunkt seiner constitutionellen Landsleute stand, übrigens auch in seiner „Apologia" sich zu den politischen Forderungen Lacordaire's und Montalemberts bekannt hatte. Auch seither hat Leo XIII. persönlich stets eine Haltung bewahrt, welche einer dem Geiste unsrer Zeit und Cultur feindlichen Auslegung des Art. 80 des Syllabus (wo der Satz verworfen wird: Romanus Pontifex potest ac debet cum progressu, cum liberalismo et cum recenti civilitate sese reconciliare et componere) die Spitze abbricht. Trotzdem ist gewiß, daß amtlich nichts vorliegt, was zu dem Schlusse berechtigt, als habe das kirchliche Lehramt die Principien von 1789 und gar die „Declaration der Menschenrechte" gutgeheißen, wie P. Maumus anzunehmen scheint, und wir möchten unsrerseits sehr bezweifeln, ob jemals eine derartige Gutheißung von Sätzen, die in ihrer absoluten und allgemeinen Form doch manchen ernsten Bedenken unterliegen, jemals zu verzeichnen sein wird. Auch davon hat nichts verlautet, daß die Gegner der „liberalen Katholiken", daß z. B. die „Civiltà cattolica" irgendwie von ihren früheren Anschauungen zurückgetreten seien. Man weiß z. B., daß die Jesuiten vor wie nach den Satz von der Erlaubtheit und eventuellen Nothwendigkeit der Bestrafung der Häresie mit dem Tode festhalten, wie das auch Cardinal Hergenröther that, welcher in der Fortsetzung der Hefele'schen Concilsgeschichte IX, 137, Nr. 2 unter Berufung auf Thomas von Aquin II, qu. 11, a. 3 erklärte: die kirchliche Lehre sagt: „haeretici possunt non solum excommunicari, sed et juste occidi."

Man darf annehmen, daß diese Sachlage, so wenig wie uns, auch dem Duc de Broglie, dem P. Maumus und den Oberen des Predigerordens, welche das Werk des letzteren förmlich approbirt haben, unbekannt sind. Wenn diese Herren nun gleichwohl sich voll und unumwunden auf den Boden des modernen Rechtsstaates stellen, so bleibt nur die Annahme übrig, daß ihrer Ansicht nach Leo XIII. sich in Gegensatz zu seinen Vorgängern gesetzt oder daß die die Gewissens-, Cultus- und Preßfreiheit negirenden Entscheidungen älterer Zeit und die diesen entsprechenden seinerzeit im Kirchenstaat geübten Maximen, als nicht mehr in Betracht kommend, einfach beiseite zu legen sind. Es wäre recht interessant, zu wissen, ob die Herren einen Ausweg aus diesem Dilemma wissen, oder welcher Theil von diesem fatalen „Entweder-Oder" nach ihrem Geschmack ist und endlich, was man in Rom zu dieser „Evolution" sagt oder denkt; denn sagen wird man vorläufig dazu gar nichts.

Immerhin ist es wichtig, festzustellen, daß ein ansehnlicher Theil der französischen Katholiken sich offen und unumwunden auf den Boden des Rechtsstaates stellt; daß das möglich ist, ist ganz gewiß nur dem Vertrauen zu verdanken, welches dieselben in die Mäßigung und Versöhnlichkeit Leo's XIII. haben und haben durften. Wenn wir das dankbar anerkennen, so pflichten wir andrerseits aber ebenso entschieden dem Herzog von Broglie darin bei, wenn er weiter ausführt, daß es deßhalb nicht nöthig und daß es zudem ganz nutzlos war, die französische Kirche gewissermaßen der freimaurerischen Demokratie auszuliefern. Wir haben stets erachtet, daß dies nie die Absicht des hl. Stuhles gewesen sein kann; dieser kann nicht angeklagt werden, daß die kleinen Geister, welche sich zu Executoren einer an sich großen Idee machten, dieselbe in der Ausführung verdarben. Die Söhne thaten der Republik gegenüber, was die Väter 1851 Cäsar gegenüber gethan hatten; daran war nichts zu verwundern. Wie Cäsar ihnen gedankt hat, weiß man; wie die heutige Republik das Entgegenkommen der Kirche belohnt, wird auch immer erkennbarer, und wir wollen diese partie honteuse in einem unsrer nächsten Briefe noch etwas eingehender beleuchten.

Das Eine ist klar und wird durch jede Betrachtung der hiesigen Verhältnisse nur noch einleuchtender: die Kirche Frankreichs befindet sich in einem Zustande großer Unklarheit und Unsicherheit. Eine gewaltige und gefährliche Gährung durchzieht ihre Glieder, und an führenden Geistern und an großen Charakteren, welche den schwankenden und irrenden Elementen zur Leuchte dienen könnten, fehlt es gänzlich. Das ist ein großes Uebel; aber ein noch viel größeres scheint uns das zu sein, daß es gänzlich an der Einsicht zu fehlen scheint, daß nicht Schaugepränge und Processionen, nicht lärmende Wallfahrten und politische Demonstrationen, nicht Adorationen des russischen Alliirten, wie sie uns, zur Schmach der französischen Kirche, dieser Tage in der Montmartrekirche und unter den Augen des päpstlichen Nuntius geboten wurden, nicht das unnatürliche Adulterium mit der socialistischen Demokratie, sondern nur ehrliche, ernste Geistesarbeit, Anspannung aller intellectuellen und ethischen Kräfte die französische Kirche aus diesem Strudel herausführen kann, der sie zu verschlingen droht. Und nur auf diesem Wege kann sie ein richtiges und würdiges Verhältniß zur Staatsgewalt und zur modernen Cultur wiedergewinnen und auf die eine wie auf die andere einen Einfluß in christlichem Geiste ausüben. Wie es denn durchaus und überall unsre Ueberzeugung ist, daß das Staatswesen nur dann gesunden kann, wenn das Religions- und Kirchenwesen vorher innerlich gesund, wahr und echt ist: eine Wahrheit, die Dante vor einem halben Jahrtausend schon ausgesprochen, von der aber unsre Staatsmänner meist nicht die leiseste Ahnung besitzen: „La sana religione fa sano il governo."

SPECTATOR.

Mittheilungen und Nachrichten.

∞ Wiederholt hat Referent Gaston Deschamps' Kritiken (La vie et les livres) in der Beilage rühmend erwähnt. Die 4. Reihe dieser (zuerst im „Temps" erscheinenden) Studien — Paris, Colin 1897 — gibt gute Uebersicht der neueren französischen und französisch-englischen Literatur, hübsche Augenblicksbilder aus Richelieu's Heimath, scharfe Beurtheilung der modernen Frauenbewegung und besonders beachtenswerthe Aufsätze im Anschluß an Collignons griechische Kunstgeschichte, an Croiset's Histoire de la littérature grecque, und an Lalour-Moncenux' Werk: Restauration d'Olympie. Deschamps' Zugehörigkeit zum französischen Stab der Schule von Athen ist uns schon lang vorher durch sein (kürzlich auch verdeutschtes) Werk La Grèce d'aujourd'hui und die Reiseblätter Sur les routes d'Asie bekannt gewesen. Seine neuen Gaben bewähren seine alte Sachkenntniß und Eleganz.

Dr. Z. XVII. Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit. I. Den ersten der fünf Gegenstände, welche auf der siebzehnten, am 23. und 24. September 1897 zu Kiel stattgehabten Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit eine eingehendere Behandlung erfuhren, bildete: „Die Armenpflege in ihren Beziehungen zu den Leistungen der Socialgesetzgebung." Der Berichterstatter, Bürgermeister Brinkmann (Königsberg i. P.), welcher die Frage in einem sorgfältig und mit großer Sachkenntniß durchgearbeiteten, gedruckten Bericht unter Scheidung der Mitwirkung der Armenpflege beim Ausbau der Versicherung und der directen Nutzbarmachung der Leistungen der Versicherung zugunsten der Armenpflege eingehend behandelt hatte, führte in seinem mündlichen Vortrag, ergänzend und wiederholend, folgendes aus: Durch die sociale Gesetzgebung ist auf die

Armenpflege in beinahe revolutionärer Weise umgestaltend eingewirkt worden; der Gegensatz zwischen dem Stande jetzt und vor 12 Jahren ist ganz unverkennbar; der Arme wie der in der Armenpflege Thätige wird davon in gleicher Weise berührt. Für letzteren ist ein Beherrschen der socialen Gesetzgebung unbedingt nothwendig schon mit Rücksicht auf die Menge von neuem Schreibwerk ꝛc., das jetzt für die Armenpflege gegeben ist. In dreierlei Beziehung bewegt sich die durch die soziale Gesetzgebung veranlaßte neue Thätigkeit der Armenpflege, sie hat 1. Forderungen, welche an die öffentliche Armenpflege erhoben werden, unter Verweisung auf die Ansprüche aus der Versicherung abzulehnen; 2. Anwendungen, welche von der Armenpflege für Versicherte gemacht worden, durch Geltendmachung der Versicherungsansprüche der Unterstützten wieder einzubringen; 3. die etwa unzureichenden Leistungen der Versicherung derart zu ergänzen, daß sie nicht wirkungslos bleiben, sondern wenn möglich zu dem gewollten Erfolg führen. Der letzte Punkt ist weitaus der wichtigste und werden im einzelnen verschiedene specielle Fälle, in denen ein Eingreifen der Armenpflege z. B. geboten sein wird, berührt. Gerade in der Jetztzeit, welche gewissermaßen noch als Ausbildungsperiode anzusehen ist, wird ein solches Eintreten der Armenpflege noch in erhöhtem Maße geboten sein, da in der socialen Gesetzgebung zweifellos noch manche Mängel vorhanden sind, die aber bereits erkannt sind und deren Verbesserung angestrebt wird. Der Erfolg der socialen Gesetzgebung hat durchaus nicht immer in einer absoluten Entlastung der Armencassen zu bestehen, stellenweise wird man sogar eine größere Belastung nachweisen können. Wenn eine Verminderung der Armenlast, die sich übrigens zahlenmäßig nie genau nachweisen lassen wird, nach nicht so eingetreten ist, wie man erwartet hat, so ist das keineswegs als ein Fehler in der socialen Gesetzgebung anzusehen. Deren Hauptwirkung liegt in der Verbesserung der socialen Verhältnisse, welche nothwendig wiederum auch auf die Armenpflege entlastend einwirken muß; so wird beispielsweise bei Krankheit des Ernährers der Verfall des Hauswesens wesentlich durch die Krankencassen verhütet; ob dabei noch in etwas die Armenpflege in Anspruch genommen wird, kann dem Hauptersolg gegenüber wohl nicht in Rechnung gezogen werden. — Der Mitberichterstatter, Verwaltungsdirector **Uhlmann** (Leipzig), verbreitet sich zunächst speciell darüber, wie die staatliche Arbeiterversicherung durch private Liebesthätigkeit zu ergänzen sei, und gibt dabei namentlich näheren Aufschluß über die Vereinigung zur Fürsorge für kranke Arbeiter zu Leipzig. Diese Vereinigung bezweckt, die nach der socialen Gesetzgebung noch bestehenden Härten zu mildern und an dem Ausbau und der Einlebung dieser Gesetzgebung mitzuhelfen. Sie gewährt da Unterstützung, wo aus besonderen Gründen durch die Gesetzgebung bislang Hülfe nicht geschafft wird, suche aber aus Billigkeitsgründen nothwendig erscheint. Gleichzeitig wird auch in den betheiligten Kreisen Aufklärung über die sociale Gesetzgebung im einzelnen gegeben durch Verbreitung von Flugblättern ꝛc. Zur Feststellung der persönlichen Verhältnisse der Bittsteller ꝛc. wird die Verbindung mit den Ortskrankencassen gepflegt. Aehnliche Bestrebungen werden vom Verein auch an anderen Orten zu fördern gesucht, um die freie Liebesthätigkeit neben der Armenpflege und neben der socialen Gesetzgebung eintreten zu lassen, wie ja auch die vaterländischen Frauenvereine nach letzthin gefaßten Beschlüssen dem gleichen Ziele zustreben. Redner schildert dabei die Thätigkeit der Vereinigung näher nach ihren einzelnen Richtungen und ihres Erfolgen, welche als höchst segensreich auch jetzt schon, wo verhältnißmäßig nur beschränktere Mittel zur Verfügung stehen, allseitig anerkannt worden sind. Er berührt sodann noch eine Reihe von Einzelheiten und kleinen Mängeln, beziehungsweise Lücken der socialen Gesetzgebung, durch welche aber gerade die Wechselbeziehungen zwischen dieser und der Armenpflege nur selter begründet und nothwendiger gemacht werden. — Magistratsassessor **Cuno** (Berlin) erkennt an, wie die erstrebenswerthen Ziele behufs einer weiteren Ausgestaltung der socialen Gesetzgebung von den Berichterstattern sachgemäß hervorgehoben seien, und gibt in einigen Einzelheiten eine Ergänzung. Demnächst betont Redner namentlich, daß das Eingreifen der Armenpflege neben der socialen Gesetzgebung in seiner theoretischen Berechtigung unbedingt anerkannt werden müsse, daß aber ein praktisches Bedenken durch den, wenn auch nur zeitweiligen, Verlust des Wahlrechts für den in dieser Weise Unterstützten begründet erscheine, weshalb hier gerade die Thätigkeit der privaten Wohlthätigkeit nach Maßgabe der dargelegten Wirksamkeit der Leipziger Vereinigung als das Empfehlenswerthere zu bezeichnen sein würde. — Nachdem der Hauptberichterstatter, Büttgermeister **Brinkmann** (Königsberg), in seinem Schlußwort den Werth der freien Liebesthätigkeit voll anerkannt, gleichzeitig aber hervorgehoben hatte, daß daneben in vielen Fällen die Armenpflege mit einem schnellen Eingreifen doch wohl nicht werde entbehrt werden können, und daß für den Arbeiter ein zeitweiser Verlust des Wahlrechts gegenüber der Wiedererlangung der Gesundheit, welche in Frage stehe, doch nur gering anzuschlagen sei, wurde die von den Berichterstattern gemeinsam in Vorschlag gebrachte These von der Versammlung mit nahezu Einstimmigkeit mit folgendem Wortlaut angenommen: „Die Wirkungen der Socialgesetzgebung reichen weit über das Gebiet der Armenpflege hinaus, sie machen sich namentlich auch in der Verhütung von Krankheit, Unfall und Invalidität, sowie in der Hebung der Gesundheitsverhältnisse der versicherten Bevölkerung geltend. Es wäre deshalb verkehrt, den Ersatz der Arbeiterversicherung allein danach zu bemessen, ob und inwieweit die öffentliche Armenpflege durch ihre Leistungen bereits entlastet ist oder in Zukunft entlastet werden wird. Trotzdem ist es für die Armenverwaltung unerläßlich, die vielfältigen Beziehungen der Armenpflege zu den Leistungen der Arbeiterversicherung sorgsam zu pflegen und zu fördern, denn so wird unbeschadet der Mitwirkung der freien Vereinsthätigkeit die gegenseitige nothwendige Ergänzung gewährleistet."

* **Wien.** Auf den Lehrstuhl der alttestamentlichen Exegese und Archäologie an der evangelischen Facultät der hiesigen Universität, der durch die Uebersiedelung des Professors Lay nach Erlangen frei geworden war, ist jetzt der Privatdocent Lic. Dr. Ernst **Sellin**, bisher in Erlangen, berufen worden.

* **Stockholm.** Mit einer reichen Ausbeute, besonders auf botanischem, geologischem und zoologischem Gebiet, ist in voriger Woche der durch seine früheren wissenschaftlichen Forschungen in Kamerun bekannte Ingenieur P. **Dusén** von einer zweijährigen Studienreise in Südamerika, speciell in **Patagonien** und **Chile**, zurückgekehrt. Das besondere Forschungsgebiet Duséns bilden die **Kryptogamen**, zu deren Kenntniß die Herbarien, die er an der Westküste von Patagonien sammelte, neue und interessante Beiträge bilden.

* **Christiania.** Am 25. Sept. starb hier, im Alter von 60 Jahren, der Professor der pathologischen Anatomie an der hiesigen Universität Dr. Hjalmar **Heiberg**. Mit ihm ist einer der Begründer und bedeutendsten Vertreter der Bakteriologie aus dem Leben geschieden. Seine Untersuchungen über die Aetiologie der Blutvergiftung, speciell über die maligne Endokarditis, erwiesen zum erstenmale den bakteriellen Ursprung dieser Krankheit, und lange bevor die Mikroben der puerperalen und pyämischen Processe näher beschrieben und studirt wurden, hatte er auf diese Krankheitsträger eingehend hingewiesen. Auch als Professor der gerichtlichen Medicin erwarb sich Heiberg für sein engeres Vaterland große Verdienste, indem er das ärztliche Sachverständigenwesen bei den norwegischen Gerichten von Grund aus umformte.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Gustav Fischer, Verlag in Jena.

Bogart, Dr. Ernest Ludlow, **Die Finanzverhältnisse der Einzelstaaten der Nordamerikanischen Union.** Preis: 3 Mark.

Gottl, Dr. Friedrich, **Der Wertgedanke**, ein verhülltes Dogma der Nationalökonomie. Kritische Studien zur Selbstbesinnung des Forschens im Bereiche der sogenannten Wertlehre. Preis: 2 Mark.

Heiligenstadt, Dr. Carl, **Die Preußische Central-Genossenschafts-Kasse.** (1677) Preis: brosch. 1,60 Mark, geb. 2,25 Mark.

Kähler, Dr. iur. et phil. Wilhelm, Privatdocent der Staatswissenschaften an der Universität Halle, **Beiträge zur Lehre von den öffentlichen Schulden.** Erstes Heft: **Die preußischen Kommunalanleihen**, mit besonderer Rücksicht auf eine Centralisation des Kommunalkredits. Preis: 4 Mark.

Münsterberg, Dr. E., **Zentralstellen für Armenpflege und Wohlthätigkeit.** Preis: 1,50 Mark.

Jahrgang 1897. München, Samstag, 2. October. Nummer 222.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Italienische Klöster. Von E. Guglia. — Ein spanischer Dichter. Von Edward Stilgebauer. — Mittheilungen und Nachrichten.

Italienische Klöster.

1. Die Klöster am Aventin.

Vom Tiber führt zwischen weißen Gartenmauern ein schattenloser unsauberer Weg hinauf auf den Aventin, der einst voll schimmernder Marmortempel und Paläste war. Oben ein mäßiger länglicher Platz. Auch da sind auf der einen Seite nur Gartenmauern, keine Häuser, auf der andern stehen dicht neben einander drei Kirchen: Santa Sabina, San Alessio und die Prioratskirche des Maltheserordens, Santa Maria dell' Aventin.

Jetzt, um 10 Uhr Vormittags, ist der Platz ganz öde; zwischen den Steinen wuchert Gras — an der Kirchenthür von Santa Sabina kauert ein uralter Bettler.

Bei Santa Sabina war bis vor kurzem ein Dominicanerkloster. An dessen Stelle, vermuthet man, stand einst die Kaiserpfalz, die sich der schwärmerische Knabe Otto III. aufgebaut. Noch Heinrich VII. von Luxemburg wohnte hier. Jetzt dienen die Räumlichkeiten als Spital, das Kloster ist aufgehoben. Aber ein paar Mönche sind noch da, wohl die letzten: sie besorgen die Seelsorge im Spital und hüten die Heiligthümer der Kirche.

Denn hier hat der Stifter des Ordens der „Hunde des Herrn“ gewohnt, der hl. Dominicus. Seine enge Zelle, von dem frommen Habsburger Philipp IV. aufs prächtigste ausgeschmückt, wird noch gezeigt, ist noch das Ziel zahlreicher Pilgerfahrten, besonders aus Spanien. Im Garten steht ein Orangenbaum, den der Heilige gepflanzt hat.

Der Bruder, der uns führt, ein stämmiger Mann in den besten Jahren, ist ein Deutscher, ein Steiermärker. Er weiß wenig von Rom, in dem er lebt, er liebt es auch nicht. Er weiß nur vom Papst und von seinem Orden. Über der kühlen Berge seiner Heimath denkt er mit Wehmuth. Er ist freundlich, aber wortkarg. In der Kirche weiß er gut Bescheid. Im Gregorovius hatte ich gelesen, daß hier die ältesten Grabmale in Rom verstorbener Deutscher seien: Kriegsmänner, die mit König Heinrich VII. hieher gekommen und im Kampf gegen die widerspenstigen Römer oder am Fieber zugrunde gegangen waren. Der Mönch kennt diese Gräber, er zeigt sie uns gern; auch er hat eine pietätvolle Empfindung für diese Landsleute aus fernen Jahrhunderten.

Wir lassen für diesmal San Alessio und die Maltheserkirche und gehen weiter, schlagen eine Seitengasse ein, die sich bald in völlige Wildniß zu verlieren scheint. An Stelle der Mauern nun hölzerne Zäune, dürftiges Strauchwerk, die holprige Straße führt abwärts. An einer Osteria vorbei gelangen wir schließlich wieder zu einer Kirche, die ganz verfallen und verlassen aussieht. Hier steht kein Bettler an der Pforte, um die Glocke zu ziehen — es kommen ja selten Besucher. Wir läuten: es ist Santa Prisca, ein Franciscanerkloster; die Archäologen sagen, es stehe an der Stelle, wo sich einst der berühmte Dianatempel des Aventin erhoben hat.

Ein dicker freundlicher Bruder öffnet. Seine Kutte ist schmierig, sein rothes Antlitz glänzt wie mit Fett bestrichen. Er ist blond, aber doch ein echter Italiener, ein Römer. Er ist sehr gesprächig und klagt viel über die schlechten Zeiten, scherzt aber doch auch wieder selbst darüber. Unglaublich gering allerdings sind die Pfründen, die die Regierung nach der Einziehung der Klostergüter diesen Mönchen zahlt, 200 bis 300 Franken jährlich, davon müssen sie leben, dafür müssen sie die Kirche hüten und den Gottesdienst halten. Aber dieser ist mit seinem Loos nicht gerade unzufrieden: ewig Gemüse essen und so selten Fleisch, ist wohl hart, aber das Leben ist doch schön, die Sonne doch hell, hie und da setzt's doch ein Gläschen Wein und eine Prise Tabak.

In der Kirche ist hier nichts zu sehen. Aber hinter der Kirche ist ein verwahrloster Garten — ein prächtiger weißer Hund hütet das spärliche Gemüse und Obst — und in diesem Garten eine Terrasse, die sich gegen das Thal senkt, wo einst der Circus Maximus lag; darüber hin erblicken wir geradeaus die Ruinen der Kaiserpaläste auf dem Palatin, rechts die Kirchen des Caelius, links den Thurm des Senatspalastes auf dem Capitol; in weiterer Ferne zwischen Cypressen anfangend die Statuen der Façade von S. Giovanni al Laterano, die Kuppeln von S. Maria Maggiore und ganz rechts, auf einsamen Felde — aber noch innerhalb der Stadtmauern — die gigantischen Trümmermassen der Thermen des Caracalla. Den Hintergrund bilden die Albanerberge, über denen, wie fast alltäglich im Frühjahr, schwere Gewitterwolken brüten.

Ich ziehe diese Aussicht dem vielgerühmten, unendlich oft dargestellten Panorama, das man vom Pincio oder vom Janiculus aus genießt, vor. Sie ist nicht so allumfassend, nicht so pathetisch-heroisch, aber sie führt mehr in das alte Rom hinein, sie ist intimer. Und hier stört mich nicht das banale Gerede der englischen und deutschen Touristen, die dort nie fehlen. Hier ist's fast immer einsam; der Aventin steht nicht im Programm der Fremden, die in 14 Tagen Rom sehen wollen.

Hieher hat sich der Genius der Trümmerstadt Rom zurückgezogen, hieher dringt kein Ton aus dem Treiben der modernen Capitole. Hier hat sich wenigstens seit den Zeiten Goethe's nichts verändert.

Auf der Südseite des Aventin steht noch ein drittes Kloster, ein neues, ja noch nicht völlig vollendetes, noch nicht bewohntes. Aber man sieht jetzt schon, daß es das prächtigste aller Klöster Roms werden wird. Der Papst läßt es aus eigenen Mitteln bauen; Benedictiner aus der ganzen katholischen Welt sollen es einst bewohnen, alle Benedictinerklöster sollen ihre Novizen zu ihrer wissenschaftlichen Ausbildung hieher senden. Es soll eine neue Pflanzstätte dieses Ordens werden, da die alten Mutterklöster

Digitized by Google

Monte Cassino und Subiaco, in weltferner Einsamkeit gelegen und fast aller Einkünfte entblößt, verkümmern und verfallen. Hier sollen die Lehrer für eine Benedictineruniversität gebildet werden, die Papst Leo in Athen gegründet wissen will. Von dort aus sollen die „schwarzen Mönche" den Kampf mit dem Islam aufnehmen, den mohammedanischen Orient der katholischen Kirche gewinnen.

Und so sehen wir denn auf derselben Stätte, die uns den Niedergang des italienischen Klosterwesens recht deutlich zeigt, auch wieder die Vorbereitung zu neuem Aufschwung. Santa Prisca und Santa Sabina haben gar keine Beziehung zur Gegenwart, sie fristen ihre Existenz mit Erinnerungen an die Vergangenheit, ein poetisches Stillleben, das nur den Poeten und Maler anzieht. Dagegen gehört das Anselmianum — so heißt die große Stiftung Leo's XIII. — ganz und gar der Gegenwart an; wohl ist die Doctrin, die da gelehrt wird, eine mittelalterliche, aber sie wird neu belebt durch Ideen, die unsrer Zeit angehören. Dieses Kloster ist gleichsam ein Symbol für die Erstarkung des Katholicismus unter dem Pontificat des gegenwärtigen Papstes.

In Göttweih, dem schönen am Donauufer gelegenen Kloster des hl. Benedictus, habe ich seitdem erfahren, daß das Anselmianum im vergangenen Herbst wirklich eröffnet worden ist. Schon studiren auch junge österreichische Benedictiner dort; die theologischen Hausanstalten des Ordens, so auch die von Göttweih, sollen nach und nach aufgelöst werden. Briefe, die die jungen Kleriker in die Heimath geschrieben haben, berichten von der Strenge der Disciplin, von den überaus hohen Anforderungen des neuen Instituts. Um 9 Uhr gehen die Zöglinge zu Bett, schon um 11 Uhr müssen sie sich wieder erheben und dann bis 3 Uhr gemeinsam beten und singen. 18 Stunden sind in jeder Woche dem Studium der scholastischen Philosophie gewidmet.

2. Monte Cassino.

In der Mitte des Weges zwischen Rom und Neapel, an der großen Heerstraße, die jetzt auch die Eisenbahn zieht, springt von den Gebirgsketten, die den Reisenden zur Linken begleiten, ein hoher kahler Berg in die Ebene vor, der von einem gewaltigen festungsartigen Bau gekrönt wird. Das ist Monte Cassino.

Gregorovius hat in seinen Wanderjahren in Italien Monte Cassino geschildert so wie es damals war, als er es zum erstenmal besuchte; es mögen wohl 30 bis 40 Jahre darüber hingegangen sein. Und er hat auch in Kürze die Geschichte dieses weltberühmten Klosters erzählt. Ich berichte darum nur, wie ich es jetzt gefunden habe.

Man hat nicht mehr nöthig, sich auf dem uralten steinigen Pfad von einem Esel hinauftragen zu lassen oder in mehr als stundenlanger Wanderung selbst mühsam den Berg zu erklettern: eine bequeme Fahrstraße führt von dem Städtchen, das am Fuße des Klosterberges liegt, in vielen Windungen auf die Höhe. Oben ist eine Post- und Telegraphenstation.

Das Städtchen trägt nicht mehr, wie zur Zeit des Gregorovius, seinen mittelaltertichen Namen San Germano, der uns an eine wichtige Episode deutscher Geschichte — die Aussöhnung Kaiser Friedrichs II. mit dem Papst Honorius im Jahre 1230 — erinnerte, der Gemeinderath hat vor einigen Jahren beschlossen, die Stadt in Monte Cassino umzutaufen, weil sie im Alterthum Cassinum hieß. Dem modernen Italiener der Mittelclasse ist das Mittelalter etwas Ungekünsteltes und Fremdes, schon deßwegen, weil er fast durchaus antikirchlich gesinnt ist, dagegen sucht er, wo er nur kann, äußerlich an das römische Alterthum anzuknüpfen.

Am Eingang macht den Besucher eine Tafel aufmerksam, daß das Kloster, aller seiner Einkünfte beraubt, die alte Gastfreundschaft nur in sehr beschränktem Sinn mehr zu üben vermag: der Fremde erhält Herberge und Imbiß, aber er wird gebeten, dafür einen entsprechenden Betrag in einen der auf den Gängen aufgestellten Sammelkästen zu werfen.

Es war am Gründonnerstag, als ich kam, und der Pförtner, ein Schwabe, der aber — wie ich später hörte — die Dialekte der Umgegend wie ein Eingeborener beherrscht, bedeutete mich, daß sehr viele Fremde da wären; er müsse erst fragen, ob noch ein Zimmer zu haben sei, ich möge einstweilen in die Kirche gehen, er werde mir dorthin Bescheid sagen lassen.

In der Kirche war eben Fußwaschung. Der Abt selbst war vor kurzem gestorben; sein Stellvertreter, ein brünetter Mann in den besten Jahren, die kleinen, schlauen Aeuglein von der Brille bedeckt, vollzog sein heiliges Geschäft rasch und gründlich. Er benetzte nicht bloß, er wusch; er berührte nicht bloß mit dem Handtuch, er trocknete wirklich ab. Die alten Männer geberdeten sich ziemlich gleichgültig, ein einziger küßte dem Priester, als er ihm Brod und Münze reichte, die Hand; die meisten schoben sofort die Münze vorsichtig in die Westentasche und bargen das Brod unter den Rock, einige aber behielten beides in der Hand, unbehülflich und starr, bis die heilige Handlung zu Ende war und ihre Angehörigen sie abholten. Die Kirche war sehr voll, die Frauen und Mädchen alle in der malerischen Tracht, die man in Rom nur mehr an den Modellen auf der spanischen Treppe zu sehen bekommt, so manche herrliche stolze Gestalt darunter, doch keine einzige mit hübschem Gesicht; von den Alten gar viele herzenhaft häßlich.

Das Zimmer, das ich endlich angewiesen bekam, war sehr klein und sehr dürftig möblirt: eine wahrhaftige Klosterzelle. Nach Norden gelegen, war es überdies eiskalt; es war darin höchstens eine Temperatur von 8° R. Zu Tisch gab es natürlich nur Fastenspeisen: Gemüse, Fisch, trockene Früchte. Aber besonders ein Gericht aus Artischoken und Blumenkohl war köstlich. Zwei große Speisesäle waren gefüllt mit Fremden; Laienbrüder bedienten, doch von den Mönchen aß keiner mit. Wie ganz anders war das in den österreichischen Benedictinerklöstern, in denen ich zu Gaste gewesen bin: in Kremsmünster, Göttweih, Seitenstetten! Von der Poesie des Klosterlebens berührte uns hier kein Hauch.

Nachmittag sah ich mich in der Umgebung des Klosters um. Ich begegnete Benedictinern aus aller Herren Ländern, hörte deutsch, französisch, englisch sprechen. Später vernahm ich, es sei ein englischer Benedictiner im Haus, der die Benedictinerklöster der ganzen Erde zu besuchen die Absicht habe. Dann kamen mir auf ihren Spaziergängen die Zöglinge des Klosters entgegen. Denn das Kloster unterhält ein Gymnasium mit einem Internat und eine theologische Lehranstalt. Auf diesen Instituten beruht heute seine Existenz. Einmal, noch in der karolingischen Zeit, der Hort der gelehrten Bildung, dann der Sitz oft tyrannisch waltender Feudaläbte, ist Monte Cassino jetzt zu einer mittleren Schule herabgesunken, wie es deren so viele gibt. Wohl werden die Mönche vom Staat auch als Custoden der Sehenswürdigkeiten des Klosters, das so wie die Certosa bei Pavia zum Nationaldenkmal erklärt wurde, geduldet, aber in einiger Selbständigkeit erhalten sie sich nur durch die Schule. Doch scheint es ihnen nicht selten an Lehrern zu fehlen. Mehrere Monate später lernte ich auf der Bahnstrecke Siena-Pisa einen Benedictiner von Einsiedeln kennen, der mir erzählte, er sei auf der Heimreise von Monte Cassino, wo er zwei Jahre, zuerst in Secunda, dann in Prima, Latein und Griechisch gelehrt habe. Und schon einmal, in den achtziger Jahren, sei er dort als Lehrer

beschäftigt gewesen — von dem Bruderkloster erbeten, dem eine passende Lehrkraft mangelte. Jetzt wolle er es aber nicht mehr thun, er sei schon zu alt, als Professor am Gymnasium zu Einsiedeln längst quiescirt, und der Aufenthalt in Monte Cassino sei besonders im Winter äußerst unbehaglich. Ich fragte ihn, wie er als Deutscher denn mit der schwer disciplinirbaren italienischen Jugend fertig geworden sei. Er versicherte mit einigem Selbstgefühl, daß das nur im Anfang schwierig gewesen sei, übrigens habe er in den letzten zwei Jahren nur neun oder zehn Schüler gehabt. Eben jetzt — um die Mitte Juli — sei das Abiturientenexamen gewesen; bis auf einen hätten sie es alle bestanden. Der Staat übt bei den geistlichen Gymnasien eine überstrenge Controle: zu den Examen kamen drei Inspectoren, einer für die Sprachen, einer für Geschichte, einer für Mathemathik und Naturwissenschaften. Obwohl nur so wenige Candidaten waren, dauerte die Prüfung drei Tage. Im Internat war der würdige Mann nicht beschäftigt. Ich betrachtete ihn mit Ehrfurcht: am Ausgang des 19. Jahrhunderts, da die europäischen Nationen eine jede aufs strengste in sich abgeschlossen und eifersüchtig darauf bedacht sind, alles Fremde auszustoßen, stellte mir dieser greise Priester, der aus einem deutschen Alpenstädtchen in die Gefilde Campaniens gerufen wird, um dort junge Römer und Neapolitaner in der Sprache ihrer Ahnen zu unterrichten, ein lebendiges Denkmal jener Zeiten dar, da noch Wissenschaft und Schule, von der Kirche getragen, etwas Kosmopolitisches waren, bei deren Betrieb kein Unterschied der Nationalität zutage treten konnte.

Zu den Sehenswürdigkeiten des Klosters ist seit Gregorovius doch etwas hinzugekommen: die alten, tiefgelegenen Gewölbe, die einst den heiligen Benedictus selbst beherbergt haben, sind vor mehreren Jahren anläßlich eines großen Ordensfestes von deutschen Mönchen mit Frescomalereien geschmückt worden. Sie sind in der Art des Overbeck, in hellen zarten Farben, höchst stilvoll archaisirend und in den geheimnißvollen dunklen Räumen geheimnißvoll anmuthend. Und so hat die deutsche Kunst unsrer Zeit dem uralten, wälschen Kloster einen neuen Schmuck geschaffen, so wie deutsches Wissen und deutsche Zucht noch heute mitarbeiten, die Schule desselben in gutem Stand zu erhalten.

3. Subiaco.

Auch über dieses, das älteste aller Benedictinerklöster, hat Gregorovius geschrieben. Wie man sich aus seiner Beschreibung erinnern wird, sind da zwei Kirchen, eine jede mit einer Mönchsansiedlung. Die eine, S. Scholastica, liegt nahe der Landstraße und an der uralten Steinbrücke, die über den Anio führt, gegenüber den Resten der Neronischen Villa; die andere, S. Benedetto, eine halbe Stunde weiter aufwärts, auf einem Felsenvorsprung über dem engen Thal des Flusses. Weitaus eigenthümlicher und stimmungsvoller ist S. Benedetto.

Von Monte Cassino unterscheidet sich dieses Heiligthum dadurch, daß es viel stiller und einsamer ist. Selbst S. Scholastica, in deren Nähe sich doch eine Fabrik und ein paar Wohngebäude befinden; ganz besonders aber S. Benedetto. Wenigstens habe ich es so gefunden. Freilich, in Monte Cassino war ich an einem Feiertag im Frühjahr, hier an einem heißen Intiwochentag. Aber dort traf ich schon auf dem Weg zum Kloster eine Menge Landleute, bergauf und bergab wandernd, um den Pförtner war ein Gedränge von Fragenden und Wartenden, Bettler redeten uns an, die Kirche war gefüllt, auf den Gängen und freien Plätzen machten sich überall die Zöglinge des Klosters bemerkbar. Hier begegneten mir nur einmal auf dem ganzen Weg ein paar Weiber; es ist keine Schule hier, keine berühmte Bibliothek, nur ein paar Mönche hausen noch da. Was aber den Hauptunterschied macht, ist, daß Subiaco nicht an der Eisenbahn liegt, sondern eine halbe Tagreise davon entfernt. Ich kam von Olevano herüber auf einer Straße, die über viele Hügel führt, manchmal an Eichenhainen, Wein- oder Olivengärten, öfters aber an öden Halden und sumpfigen Niederungen vorbei: keine einzige Ortschaft liegt unmittelbar an ihr, alle liegen hoch auf Felsen gebettet; von der Straße aus erscheinen sie wie graue Steinhaufen: so ist mir Bellegrà oder Cioitella in Erinnerung. „In diesen Nestern herrscht ein Elend," sagte mein Vetturino, „von dem Sie keine Vorstellung haben."

Gleich beim Eintritt in S. Benedetto umfängt mich der Zauber des Geheimnißvollen. Denn die Pforte steht offen und es ist kein Pförtner da; ich trete ein, mein Auge fällt auf das mystische Ordenskreuz, auf die bedeutende Inschrift, die schon Gregorovius mitgetheilt hat:

„Wenn das Licht du suchst, Benedictus, was wählst du die Höhlen?
Dem, der dem Lichte zustrebt, dienet die Höhle doch nicht!
Aber setze den Weg nur fort durch das nächtige Dunkel,
Bald dir zu Häupten erglänzt strahlend ein himmlisch Gestirn."

Ich durchwandle zwei offene Corridore; Gedächtnißtafeln erzählen da, wie viele Heilige, Päpste, Kaiser, Könige diese Räume betreten haben, eine uralte bemalte Holzstatue hält ein aufgeschlagenes Buch mit der Mahnung: „höre, o Sohn, die Lehren des Meisters" dem Wandelnden entgegen. Ich ruhe auf einer der Steinbänke aus und warte. Aber niemand kommt, kein anderer Laut ist vernehmlich als das Rauschen des Anio in der Tiefe. Endlich wage ich mich weiter, steige die Treppe hinab zur Kirche; auch diese ist offen; eine zweite Treppe zu den noch tiefer gelegenen Capellen; auch hier ist niemand — kein Priester, kein Andächtiger. Die tiefe Dämmerung der Grotte — denn Grotten sind dies — ist von der Lampe mit dem ewigen Licht nur schwach beleuchtet. Von den Wänden dräuen riesenhafte Heiligenbilder mit maskenhaft-starren Gesichtern nieder. Es ist, als wäre ich in eine Märchenkirche gerathen, die vor tausend Jahren in die Tiefe gesunken ist. Endlich vernehme ich ein Geräusch: ein halb unterdrücktes Schluchzen und Weinen. Ein Schauder faßt mich und ich horche hoch auf. Da dringen auch murmelnde Worte an mein Ohr, freundliche Worte des Trostes und Rathes — irgendwo in einer dunklen Ecke in einem Nebenraum muß ein Beichtstuhl sein, ein Priester das weinende Beichtkind trösten: sehen kann ich niemanden. . . . .

Dann, als ich zu Mittag in das eine halbe Stunde von S. Schotastica entfernte Städtchen Subiaco komme, habe ich noch ein anderes Traumbild. Es ist Siestazeit und eine drückende Hitze liegt zwischen den grauen Mauern. Die ganze Bewohnerschaft der Stadt scheint in Schlaf versunken zu sein: Kinder liegen mitten auf der Straße, im Spiel hat sie der Schlaf überrascht, Frauen und Mädchen sitzen an den Schwellen ihrer dunklen Wohnungen und schlafen, in schattigen Winkeln liegen die Bettler hingestreckt und schlafen; ich trete in einen Laden und finde auch den Verkäufer in tiefem Schlaf. Es ist, als wenn die Leute alle durch ein Zauberwort urplötzlich vom Schlaf befallen worden wären.

4. Assisi.

Assisi, das ist die Stadt, wo so viele verschlossene Thore sind, die nie geöffnet zu werden scheinen, so viele vergitterte Fenster, durch die nie jemand blicken will, so viele grasbewachsene Gassen, durch die fast nie jemand schreitet, so viele Brunnen, aus denen nie jemand schöpfen kommt. Ich sah auch sie in der Ruhe des Hochsommers.

Es waren auch hier zwei Klöster, beide dem Franciscanerorden angehörend. Aber das eine, oben in der Stadt

neben der berühmten Doppelkirche mit dem Grabe des hl. Franciscus und den Fresken des Giotto, ist ganz säcularisirt worden; in seinen weiten schönen Räumen ist nun eine Staatsrealschule, verbunden mit einem Internat, untergebracht. Das andere existirt noch, es liegt eine Stunde von der Stadt entfernt, unten in der Ebene, zwischen Feldern und Gärten. Auch dieses, die einstige Wohnung des Heiligen umfassend und die Stätte seiner meisten Wunder, besitzt eine schöne Kirche, einen Renaissancebau, dessen weite Kuppel weithin sichtbar ist. In der Mitte derselben steht das kleine hölzerne Kirchlein, wo der hl. Franciscus Gottesdienst gehalten hat. In dem Klostergarten blühen die dornenlosen blutbefleckten Rosen, in die die Dornen sich verwandelten, als der Heilige sich in sie warf, um den Versuchungen des Teufels zu entgehen. Und dann ist die Zelle da, wo er mit der hl. Clara einst das Mahl genommen: feurige Gluth loderte um die Hütte, die die beiden, in göttlicher Liebe entbrannten Herzen barg, und aus den umliegenden Dörfern eilten die Leute herbei, um zu löschen; aber sie fanden kein Feuer und in der Hütte die beiden Heiligen in ruhigem Gespräch.

Ich trat gegen Abend in die Kirche: in einer langen Doppelreihe lagen die Mönche auf den Knieen und respondirten in eintönigem Chorus der Litanei, die der Priester drinnen am Altar der Portiuncula anstimmte. Als sie geendigt hatten, verschwanden sie lautlos und rasch wie Schatten....

Ich folgte ihnen in die Sacristei und erbat mir einen Führer zur Besichtigung von Kirche und Kloster. Ein junger Bruder erbot sich, ein schlichter Mensch, ein Landeskind, voll naiver Gläubigkeit, aber ohne innere Gluth, ohne Schwärmerei. Er zeigte mir alles. Ich hatte dabei das Gefühl, daß hier alles auf den Massenbesuch berechnet, dem Geschmack und Bedürfniß der Menge angepaßt sei. Sowie ja auch die geräumige Kirche, die selbst jetzt in der Dämmerung nichts Geheimnißvolles, keine lauschigen Ecken und Winkel hatte, darauf angelegt ist, die Schaaren der Festtagsbesucher bequem aufzunehmen. Gegen Monte Cassino auf seinem gewaltigen Felsen, mit seinen gewaltigen historischen Erinnerungen erscheint das Kloster kleinlich und arm; es fehlt aber auch der poetische Zauber, der mich in den Aventinklöstern und in Subiaco so mächtig berührte.

Auch die Umgebung von Kirche und Kloster hat etwas nüchternes. Gegenüber ein großes casernenartiges Gebäude, zur Aufnahme der Pilger bestimmt, daneben ein paar Gasthöfe für solche, die höhere Ansprüche machen: man sieht zu deutlich, daß die Verehrung des Heiligen für den Ort Lebensbedingung, Geschäft, Alltagswerk geworden ist.

Der ungeheuere Zuspruch, dessen sich die Kirche wegen der großen Indulgenzen, die mit ihrem Besuch verbunden sind, erfreut, sowie die unbestreitbare Popularität des Franciscanerordens haben wohl die Regierung bestimmt, hier eine Ausnahme zu machen und die Mönche in ungeschmälertem Besitz von Kirche und Kloster zu lassen. Grund und Boden besaßen sie als Bettelorden strenger Observanz wohl ohnedies nicht; ich vergaß, darnach zu fragen.

E. Guglia.

Ein spanischer Dichter.

Von Edward Stitgebauer.

Vor einiger Zeit erschien in dem Verlage von Otto Hendel in Halle a. d. S. ein kleines, nicht ganz 70 Seiten starkes Bändchen der „Bibliothek der Gesammtliteratur" zum Preise von 75 Pfennigen. Es führt den Titel: „Spanische Lieder". Der Verfasser dieser Lieder ist Gustav Adolf Becquér, sein begeisterter Freund und Uebersetzer ein Marburger, Richard Jordan, der lange Zeit in spanischen Landen, vor allem in Mexico, gelebt hat, und der sich selbst vor einigen Jahren mit einem Bande formvollendeter nnd stimmungsvoller Gedichte „Lieder vom stillen Ocean" hervorthat.

Am 17. Februar 1836 ward Gustav Adolf Becquér, väterlicherseits aus germanischem Blute entsprossen, in Sevilla geboren. In zartem Alter hatte er zusammen mit seinem älteren Bruder Valeriano den Verlust beider Eltern zu beklagen. Als Gustav in seinem fünften Lebensjahre stand, starb der Vater und vier Jahre nach diesem die Mutter. Erst in späteren Lebensjahren sollte der Dichter die ganze Härte dieses schweren Verlustes empfinden. Fürs erste nahm sich die Taufpathin der armen Waisenkinder an. Zum Jüngling herangereift, trat Gustav in ein Handelshaus in Sevilla als Lehrling ein. Allein dem kaum Siebzehnjährigen hatte leuchtend auf die Stirn der Genius seinen Kuß gedrückt. Seine ersten, von den Bekannten mit Beifall aufgenommenen literarischen Versuche ließen ihm keine Ruhe. Es hielt ihn nicht mehr in dem engen Kreise des Geschäftshauses in Sevilla, von der spanischen Hauptstadt erwartete er Förderung und Anerkennung. Siebzehnjährig verließ er die Vaterstadt, die ihm eine sichere bürgerliche Stellung gewährt hätte, und wanderte nach Madrid. Seine Taufpathin, empört über diesen selbständigen Schritt des jungen Mannes, zog die Hand von ihm zurück.

Die einsame, unter Fremden, ohne den intimen Reiz des Elternhauses verbrachte Kindheit hatte aus Gustav Adolf Becquér schon frühzeitig einen ernsten und selbstständigen Charakter gemacht. Valeriano war ihm nach Madrid vorausgezogen. Hier hofften die beiden mit inniger Zärtlichkeit an einander hängenden Brüder sich durch ihre Arbeiten mit Pinsel und Feder — Gustav war wie Valeriano auch malerisch veranlagt — sich allmählich eine Existenz begründen zu können. Allein die literarischen Verhältnisse Spaniens waren damals gerade so trostlos wie heutzutage. Für das Abfassen von Recensionen, Uebersetzungen, Operntexten mußte Gustav seine besten Stunden verwenden. Um nicht Hungers zu sterben, verkaufte er seine Gedichte, die andere unter ihrem Namen zur Veröffentlichung brachten. Diesem steten Kampfe gegen die äußerste Noth waren beide Brüder nicht gewachsen. Als sich ihre Lage allmählich und langsam zu bessern begann, starb Valeriano plötzlich, und Gustav überlebte diesen Schlag nicht lange. Mit den Worten: „Todo es mortal", starb er am 22. December des Jahres 1870.

Es ist eine verhältnißmäßig kleine Anzahl von Liedern, nur 76, die der Uebersetzer und durch ihn die Verlagsbuchhandlung dem deutschen Publicum zugänglich gemacht hat.

Das unstete, ziel- und ruhelose Leben des spanischen Dichters erfüllt sie alle vom ersten bis zum letzten und verleiht ihnen einen besonderen Reiz. Die deutsche Abstammung Becquérs verräth sich in dem heiligen Ernst und der großen Gemüthstiefe, mit denen diese Lieder geschrieben sind. Merkwürdig ist bei einem Dichter, der wie Becquér die Form beherrscht, dem die reiche Scala aller Töne zum Ausdruck eines innigen Gemüthslebens zur Verfügung steht, der die grandiosesten Bilder und die zartesten melodischen Klänge zu finden weiß, der Umstand, daß ihm das eigentliche Vertrauen auf sich und seinen Dichterberuf fast immer mangelt. Seine Erklärung scheint mir dies in der Thatsache zu finden, daß man Becquér zu seinen Lebzeiten die ihm schuldige Anerkennung fast völlig versagt hat. Charakteristisch für die Seelenstimmung des Dichters ist daher die Vorrede, die der ersten Ausgabe seiner Gedichte — dieselbe erschien im Jahre 1868, also nur zwei Jahre vor seinem Tode — vorausgeschickt hat. Kaum hat er die Dreißig überschritten, und schon steigt die bange

Digitized by Google

Todesahnung in seinem Herzen auf. Die armen, nicht völlig ausgereiften Kinder seiner Phantasie, die sich drängen und stoßen in seinem gequälten Gehirn, will Becquér los werden, will er in Fetzen und Lumpen gekleidet hinausschicken in die Welt, in jene Welt, deren Berührung ihm den Anstoß zur Erzeugung dieser seiner Ansicht nach lebensunfähigen Sprößlinge seines Geistes gegeben hat. Vielleicht gar bald — meinte er, und er hatte recht, denn es dauerte wirklich nur noch zwei Jahre — werde er die große Reise antreten, von der es keine Wiederkehr gibt. Wenn todt sein wirklich schlafen bedeutet, dann will er befreit sein von dem Ballast seines Gehirns, dann will er die Lieder zurücklassen auf der Erde, damit sie sich nicht noch stoßen und drängen in seinem Gehirn und ihm nicht im Traum die Ruhe des Todesschlafes rauben. Auf ihn paßte so voll und ganz das von Goethe im Epilog zu Schillers Glocke ausgesprochene Wort:

„Du hattest früh das strenge Wort gelesen,
Dem Leiden warst du, warst dem Tod vertraut."

Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut. Diese traurige Wahrheit findet sich in allen Liedern des jugendlichen Dichters ausgesprochen. Nicht Liebe und Freundschaft, nicht Glück und Freude tönen uns aus diesen, einem jeden zu Herzen gehenden Gedichten Becquérs, die heute zu den populärsten in Spanien gehören, entgegen. Verrathen ist die Liebe, falsch die Freundschaft, entflohen sind Glück und Freude; nur an einem verzweifelt der sonst durchaus pessimistische Dichter nicht, an dem einen, was einem jeden rechten Dichter das heiligste und höchste war und ist, an dem Fortbestehen der Poesie. Jedoch nicht sich hält er für einen Dichter: ihm fehlen nach seiner Meinung die richtigen Töne, ihm fehlt die große gestaltende Kraft, die das im Innern der Seele sprudelnde Leben zu fassen und als ungetrübten Quell der reinen Freude und des wahren Genusses den Mitmenschen spenden kann. Allein die Poesie ist ewig, das ist seine Meinung, wenn es auch Zeiten gibt, in denen keinem die reine gottgesandte Gabe verliehen ist.

„O sagt es nicht, daß sie verstummt, die Leier,
Dieweit erschöpft die Poesie;
Wohl mag's bisweilen keine Dichter geben,
Doch jene, glaubt mir, endet nie.

So lange noch ein Mondenstrahl im Meere
Verglüht, wie eine Braut verschämt,
So lange noch des Sonnenlichtes Feuer
Den Saum der Wolken gold verbrämt,

So lange noch die Nacht in ihrem Schoße
Nur Düfte birgt und Melodie,
So lang es Lenz noch einmal wird auf Erden
Gibt's Poesie.

So lange noch dem Wissen sich verhüllet
Des Lebens Quell und sein Woher,
So lange noch ein Etwas unerforschlich
Im Himmel bleibet und im Meer,

So lang die Menschheit immer vorwärts schreitend
Das Ziel nicht ahnt und nicht das Wie,
So lang dem Geist sich noch ein Räthsel bietet,
Gibt's Poesie.

So lange noch ein Herz sich glücklich fühlet,
Ohn' daß die Lippe es gesteht,
So lange noch noch weint, ohn' daß die Thräne
Im Auge unsern Gram verräth,

So long noch die Vernunft und tiefstes Fühlen
Gestimmt nicht sind zu Harmonie,
So lang ein Herz noch hofft, noch eins gedenket,
Gibt's Poesie.

So lange noch zwei Augen unsre Blicke
Wie keine Sprache sonst verstehn,
So lang von einer Lippe noch zur andern
Zwei Seufzer Echo weckend gehn,
So lang noch Gott den Zauber einem Kusse,
Zwei Seelen zu verschmelzen lieh,
So lang noch eine reine Frau auf Erden,
Gibt's Poesie."

Von diesem Glauben weicht Becquér nicht. Ihm selbst mangelt das große Selbstvertrauen; seine Gedichte sind für ihn nicht das Fortlebende, das Fortwirkende. Wohl klingt in seinem Innern ein Lied so groß, so schön, so eigen, das wie Hosiannah seine Brust durchzieht, doch was dir diese todten Blätter zeigen, ist nur ein leeres Echo von dem Lied. Ihm fehlt die große Ruhe, die heitere Seele, aus der das reine Kunstwerk geboren wird. Er sehnt sich nach Grabesruhe und Vergehen.

„Ein Pfeil, der ziellos sich erhebend,
Vom Bogen schwirrt,
Ohn' daß man ahnet, wo er tödtend
Sich heften wird;

Ein Blatt, das jäh der Sturm im Grolle
Vom Baume treibt,
Ohn' daß man weiß, auf welcher Scholle
Es liegen bleibt;

Die Welle, die weitab vom Lande
Der Wind bewegt,
Ohn' daß man weiß, an welchem Strande
Sie sich zerschlägt;

Ein Licht, das flackernd seine Ringe
In sich vermischt,
Ohn' daß man weiß, ob's ihm gelinge,
Daß es erlischt,

Ach, das bin ich. Durchs Leben schreit' ich
Bewußtlos hin,
Weiß nicht woher, weiß nicht, wie weit ich
Vom Ziele bin!"

In die letzte Zeit der Romantik fällt Becquérs Jugend, fallen seine besten Jahre. Sicher scheint mir zu sein, daß Heinrich Heine's Romanzero einen bestimmenden Einfluß auf Becquérs dichterische Entwicklung genommen hat: auch aus seinen Gedichten starrt uns die räthselaufgebende Sphinx mit den weißen Marmorbrüsten und dem Löwenleib entgegen, die die Antwort auf die letzten Fragen des Lebens ewig schuldig bleibt; auch in seinen Gedichten spukt das todte Liebchen, zu dem sich der deutsche Dichter im Grabe schmiegen, an dessen Seite er ausruhen will, das todte Liebchen, das schon Goethe keine Ruhe ließ, das den Buhlen aus Frankreich aufsuchte und das als Braut von Korinth zu dem versprochenen Jüngling in der Mitternacht kam; auch Gustav Becquér, ein echter Romantiker, sucht die Ruhe an der Seite eines wunderbaren kalten Marmorwerkes, das er auf einem gothischen Grabe in dem Tempel byzantinischen Stiles gesehen und bewundert hat. Seine Ideale sind romantische, mitunter räthselhafter Natur. Grünäugig ist die Geliebte, grünäugig sind die Frauen des Propheten, grün sind Smaragde, welche Könige tragen und grün der Lorbeer, der den Dichter lohnt.

Allein neben diesen überspannten romantischen Tönen weiß Becquér seiner Lyra auch die einfachen schlichten Laute der innig empfindenden Liebeslieder zu entlocken. Freilich auch diese Liebe scheint unglücklich gewesen zu sein, wie das ganze kurze Leben des in so jugendlichem Alter dahingegangenen spanischen Dichters. Vielleicht meinte er, hätte er den richtigen Ton für seine Lieder gefunden, wenn, ja wenn —

„Könnt' ich um deine Hand die meine schlingen,
Könnt' ich das Lied dir flüstern leis ins Ohr."

Digitized by Google

Aber auch hier scheint das Glück den Dichter grausam im Stich gelassen zu haben — trotz aller Liebe, trotz aller Hingebung.

„Die dunkeln Schwalben werden einst wohl wieder,
Ihr hängend Nest an deine Fenster ban'n
Und werden an die Scheiben ihr Gefieder
Wie sonst wohl schmiegen und ins Zimmer schau'n.

Doch jene ach, die unsre Namen lernten
Und, wenn sie schauten unser junges Glück,
Den Flug anhielten und sich träg entfernten,
O, glaubt es mir, — die kehren nicht zurück.

Wohl werden wieder die bescheidnen Winden
An dem Geländer in die Höh' sich ziehn
Und ihren Weg zu deinem Gitter finden
Und auch wie sonst im Mondenlicht erblühn.

Doch jene, die wir Hand in Hand oft schauten
Und leis erbeben sahn, wenn feucht und schwer
Des Himmels Thränen perlend sie bethauten,
O, glaubt es mir, die blühen nimmermehr.

Die Leidenschaft wird auch dereinst wohl wieder
Wie leises Schluchzen stehen an dein Ohr,
Und hören wirst du meine Liebeslieder
Und wirst dein Antlitz neigen wie zuvor.

Doch stumm wie heiliger Inbrunst auf den Knieen,
Als ob du Gott, und ich ein Sünder wär',
Mit der Anbetung, die ich dir geliehen —
Betrüg dich nicht —, so liebt dich keiner mehr."

Es ist ein trauriges Loos gewesen, dieses Dichterleben. Allein es war nicht vergeblich, denn dem spanischen Volke gab er diese Lieder, die heute zu den populärsten und zugleich auch den schönsten lyrischen Gedichten der modernen spanischen Literatur gehören. Es ist ein großes Verdienst des Uebersetzers, uns in einer vollendeten Sprache diese Perlen einer fremden, in Deutschland wenig gekannten Literatur zugänglich gemacht zu haben, und mit ihm wollen wir wünschen und hoffen, daß die Muse Becquérs auch in Deutschland zahlreiche Freunde und Kenner finden möge, und daß Goethe's Wort sich an dem unglücklichen Dichter bewahrheitet, daß ihm die Nachwelt gebe, was dem Manne das Leben nur halb, in Becquérs Falle könnte man freilich sagen, was ihm das Leben gar nicht gegeben hat.

Mittheilungen und Nachrichten.

W. Q. So selten namhafte, ausübende Künstler meistens geneigt und im Stande sind, sich theoretisch über ihre Kunst zu äußern, so häufig kommt doch, wenn es einmal der Fall ist, etwas Beachtenswerthes oder doch Interessantes dabei zu Tage, weil die feste Grundlage praktischer Erfahrung solchen Kundgebungen, auch wenn man sie für anfechtbar halten mag, im Gegensatz zu mancher anderen Art von Kunstschreiberei einen gewissen Halt verleiht. Dies gilt auch von den Aufsätzen Otto Knille's, die er den 1887 veröffentlichten „Grübeleien eines Malers über seine Kunst" seitdem folgen ließ und jetzt in einem 160 Seiten starken Octavbändchen (Berlin, F. Fontane u. Co.) vereinigt hat. Indem er die einstige Machtstellung und jetzige Bedrängniß der Malkunst historisch zu erklären sucht, Romantik und Verstandesleben in der neueren Malerei verfolgt und die moderne Malerei fachmännisch beleuchtet, steht er, wie zu erwarten ist, der modernen Entwicklung, die in Freilicht, Impressionismus und phantastischem Neuidealismus nach neuen Ausdrucksweisen ringt, mehr conservativ gegenüber, wenn er sich auch klar darüber ist, was von dem in der bisher üblich gewesenen neueren Malerei Bestehenden beseitigt werden müsse. Wir wollen das Buch hier nicht excerpiren, sondern dem Leser überlassen, es selbst in die Hand zu nehmen. Mag man nun auf das neue Programm schwören („Thatmenschen," sagt Knille, „treffen ohne Programm") oder der Meinung sein, daß man es mit einer vorübergehenden Modeerscheinung zu thun habe, die etwa als Gährungsproceß zum Niederschlagen verbrauchter und zur Abklärung reiner und edler Stoffe zu betrachten sei: jedenfalls wird man aus diesen mit Schärfe und gelegentlichem Humor gut geschriebenen Blättern sowohl zur Controle eigener Anschauungen als auch zu mitarbeitendem Kunstsehen vielerlei Anregung schöpfen.

Dr. C. Fahr. v. Tubeuf: Die Nadelhölzer. Mit 100 Illustrationen. Stuttgart, Ulmer, 1897. — Verfasser bietet mit dieser Arbeit ein auch als Taschenbuch benutzbares, auf wissenschaftlicher Basis stehendes Buch über die Nadelhölzer, welche in Mitteleuropa winterhart sind. Er will damit den Landschaftsgärtnern, Gartenfreunden und Forstleuten einen Leitfaden an die Hand geben, mit dessen Hülfe sie sich mit der Coniferenkunde vertraut machen können. Der Text zeichnet sich durch große Klarheit und feine knappe Darstellungsart aus, welche, ohne irgend etwas Wichtiges wegzulassen, doch ohne Ueberfluß an Worten nur das bringt, was für den behandelten Stoff von Bedeutung ist. Die Abbildungen sind durchweg Originale, theils nach Photographien, die Verfasser aufnahm, theils nach Zeichnungen, welche Kunstmaler Kraus ausschließlich nach der Natur herstellte, reproducirt. Auch der Verlag hat das Seinige gethan, um die Ausstattung des Werkes nicht hinter dem trefflichen Inhalt zurückbleiben zu lassen. Sh.

Dr. Z. XVII. Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit. II. Den zweiten Gegenstand, „Fürsorge für Wöchnerinnen und deren Angehörige (Hauspflege)", behandelten im Anschluß an ihre eingehenden, gedruckt vorliegenden Referate die beiden Berichterstatter Medicinalrath Dr. Hauser (Donaueschingen) und Dr. Münsterberg (Berlin). Dr. Hauser führt folgendes aus. Das Thema ist von dem Badischen Frauenverein angeregt und auf die Frage der Geburtshygiene erweitert. Das Bestehen und die Dringlichkeit einer Hebammenfrage sowohl wie einer Wochenbettfrage ist auch der Ueberzeugung der Aerzte wie des gebildeten Laienpublicums nicht zu verkennen, weil nachweislich eine sehr große Zahl von Frauen jährlich wegen der Mängel im Hebammenwesen und des Fehlens einer genügenden Pflege im Wochenbett zu Grunde gehen. Bezüglich dieser Mängel im einzelnen enthält der gedruckte Bericht nähere Angaben und statistisches Material, von denen Einzelheiten noch speciell hervorgehoben werden. Der Schaden trifft ganz vorwiegend die unteren Schichten der Bevölkerung und die Bevölkerung auf dem Lande. Abhülfe und Fürsorge ist dringend geboten, Theilnahme dafür in breiteren Schichten zu erwecken; wenn auch die Frage in erster Linie als eine medicinische zu bezeichnen ist, so ist doch auch die Armenpflege mit in Beziehung zu nehmen. Nach den vorliegenden Vorschlägen wird Abhülfe wesentlich in zwei Richtungen erfolgen können. Erstens durch Wochenbettasyle, welche zugleich als Mutterhäuser für Pflegerinnen und zur besseren Ausbildung der Hebammen zu dienen haben; dieser Vorschlag erscheint für jetzt unausführbar sowohl aus finanziellen, als auch aus einer Anzahl von praktischen Gründen; die Uebelstände auf dem Gebiet des Hebammenwesens werden durch ihn auch nicht beseitigt werden. Der zweite Vorschlag will die Hebammenfrage und die Wochenbettfrage getrennt lösen im Anschluß an die gegebenen Verhältnisse. Zur Hebammenfrage ist eine bessere Stellung für die Hebammen sowohl nach der ethischen, wie nach der materiellen Richtung hin zu schaffen, ihre ganze äußere Lebensstellung ist zu heben und materiell namentlich auch für den Fall des Alters und der Invalidität sicherzustellen. Das erscheint finanziell und praktisch durchführbar; der Hebammenstand wird dadurch gehoben, so daß er den Anforderungen, die an ihn zu stellen sind, entsprechen kann. Die Wochenbettfrage wird zwar durch die Asylpflege in materieller Beziehung am besten gelöst, nicht aber in social-ethischer Beziehung, unter welchem Gesichtspunkt man thunlichst auf ein Verbleiben der Hausfrau im Haus und in der Familie hinzustreben hat. Deßhalb ist Schaffung einer besonderen geschulten Wochenpflege (Fürsorge für Mutter und Kind) in Verbindung mit einer Hauspflege (Fürsorge für den Haushalt) nothwendig. Es ist dieses in Baden mit großem Erfolg angeregt und eingeleitet, worüber nähere Ausführungen gegeben werden. Eine lebhaftere Theilnahme für die bedeutungsvolle Frage ist in weiteren Kreisen zu verbreiten. Die Privatwohlthätigkeit reicht dabei aber allein nicht aus, es muß auch Unterstützung durch öffentliche Mittel in einem erhöhten Maß angestrebt werden. Speciell für die Frauen wird hier ein weites Arbeitsfeld gegeben sein, das segensreich ausgebaut werden kann.

Der Mitberichterstatter Dr. Münsterberg (Berlin) begründet zunächst näher die Berechtigung der Armenpflege, sich mit den besprochenen Zuständen zu befassen, da die Wochenpflege und die Kranken-

Digitized by Google

pflege sehr verwandt sind und man von letzterer ausgehend, rasch zu ersterer gelangt. Durch das Wochenbett ist stets die Unterbrechung des Haushalts gegeben; um diese abzukürzen, ist die Hausfrau bestrebt, ihre Thätigkeit möglichst bald wieder aufzunehmen, wodurch gerade die Hauptschäden begründet sind. Es ist in einer dreifachen Richtung zu unterscheiden: 1. Wochenbett im eigenen Hause mit normalem Verlauf; hier ist lediglich die Hausfrau in ihrer Fürsorge für den Haushalt zu ersetzen. 2. Wochenbett im eigenen Hause mit Hinzutritt von Krankheit, dadurch wird neben der Haushaltsfürsorge noch noch eine Pflege der Frau erforderlich. 3. Wochenbett durch die häuslichen Zustände besonders erschwert; hier hat Unterbringung der Wöchnerin in einem Asyl zu geschehen und ist daneben Haushaltsersatz für dieselbe nothwendig. Die Fürsorge für den Haushalt bildet den Schwerpunkt der Frage; Furcht vor Untergang des Hauswesens hält die Frauen auch vom Asyl zurück. Auszugehen ist demnach stets vom Hause, von der Erhaltung des Hauswesens. Die fürsorgliche Thätigkeit ist demnach eine dreifache: entweder lediglich Hauspflege, d. i. Ersatz der Hausfrau durch eine zuverlässige Persönlichkeit, oder Pflege der Wöchnerin, Wochenpflege und daneben Hauspflege, oder Bereitstellung einer Pflege im Asyl und daneben erweiterte Hauspflege, d. i. Hülfe, durch die der Haushalt weitergeführt wird. So trennt sich Hauspflege, Wochenpflege, Asyl. Es wird sodann eine nähere Darstellung des bisherigen Standes der Sache und der bezüglichen Vereinigungen gegeben, aus der zu entnehmen, daß auf dem fraglichen Feld noch viel zu geschehen hat. Daß auch die öffentliche Armenpflege mit einzutreten habe, wird besonders betont, ebenso ist auf die Mitwirkung der Frauen gerade auf diesem Gebiet vorzugsweise Gewicht zu legen. — Armenamtsmitglied Sonnenberg (Frankfurt a. M.) gibt nähere Auskunft über den seit 5 Jahren bestehenden Hauspflegeverein in Frankfurt a. M. und dessen segensreiche Wirksamkeit. Der Verein hat es sich zur Aufgabe gestellt, in Familien, in welchen durch Wochenbett oder durch Krankheit die Thätigkeit der Hausfrau aufgehoben ist, diese durch Anstellung von Pflegerinnen zu ersetzen. Redner hebt als wesentlich hervor, auch für den Fall der Krankheit und nicht nur für den des Wochenbetts Hülfe zu schaffen, und hat demgemäß in einem gedruckten Antrag befürwortet, in den Thesen der Berichterstatter neben „Wöchnerin" immer noch „oder erkrankte Frau" einzuschieben, ein Antrag, den Dr. Münsterberg (Berlin) schon vorher, obwohl er der Sache an sich sehr sympathisch gegenüberstehe, doch hier abzulehnen anheimgab mit Rücksicht auf die einmal geschehene engere Begrenzung des Themas. — Sanitätsrath Dr. Brennecke (Magdeburg) sieht aus, daß er das hier berührte Feld seit zwanzig Jahren bearbeitet, dabei vielem Mißverständniß begegnet und oft als Utopist bezeichnet sei. Mit Genugthuung könne er aber bemerken, wie die früher von ihm schon geforderte, derzeit als Utopie hingestellte radicale Reform und Aufbesserung des Hebammenwesens sich jetzt im vollen Zuge befinde. Er sei in erster Linie Verfechter der Wöchnerinnenasyle, an deren Einführung auf einmal allerdings schon mit Rücksicht auf den Finanzpunkt nicht zu denken sei; es müsse hier eine allmähliche Entwicklung nach und nach sich in der gleichen Weise wie bezüglich der Krankenhäuser vollziehen, welche auch vor 100 Jahren noch nicht wie jetzt vorhanden gewesen seien. Es gebe nur einen Weg zum Ziel bei der Wochenbetthygiene und am Ende des Ziels liege die Asylpflege. Die Entwicklung werde sich wie bei allen derartigen Sachen zunächst in den Städten vollziehen und nun zu auf das Land übertragen werden; Geburts- und Wochenbetthygiene sei als ein einheitlicher Organismus zu betrachten. Hebung des Hebammenwesens sei wesentlich, ebenso eine Reorganisation des Helferinnenwesens, welches als eine gesetzliche Pflicht eventuell auf dem Wege des Genossenschaftswesens geregelt werden könne. Für viele Fälle würde aber immer die Asylpflege das allein Richtige sein und daher würden sich die Wöchnerinnenasyle schon von selbst allmählich herausbilden. Eine Differenz zwischen seinem Standpunkt und dem des Berichterstatters bestehe im Grunde eigentlich nicht, weshalb er auch die aufgestellten Leitsätze nur zur Annahme empfehlen könne. — Landeshauptmann Graf v. Wintzingerode (Merseburg) dankt dem Vorredner für die aufklärenden Worte, da zu kaum noch ein Gegensatz vorhanden. Redner empfiehlt jedoch sodann, einen möglichst geringen Gebrauch von der Asylpflege zu machen wegen der dadurch gegebenen Störung des Familienlebens, worauf ein großes Gewicht zu legen sei; die Familie und deren Erhaltung in festere Bande sei stets in den Vordergrund zu stellen. Auf bessere Ausbildung der Hebammen, speciell auch in Nachcursen derselben, müsse zunächst gesehen werden; auch könne die Einrichtung von Hebammenbezirken nur als segenbringend empfohlen werden, weil hier eine Concurrenz nur schädlich wirken könne. — Geheimer Regierungsrath v. Massow (Potsdam) ist gleichfalls für Reformirung des Hebammenwesens, eventuell unter Einführung weiblicher Sanitätsinspicienten. Daneben ist aber die freiwillige Thätigkeit auf diesem Gebiet ganz besonders zu betonen, namentlich durch die Frauen, die Nachbarin muß sich der Nachbarin annehmen, die Frau Helferin der Frau sein. — Stadtrath Julstein (Potsdam) erkennt die nachbarliche Pflicht nach den Ausführungen des Vorredners im Princip an, glaubt aber, daß der Ausführbarkeit in der Praxis Schwierigkeiten entstehen würden. Redner berührt demnächst die Schwierigkeiten, welche jetzt noch bestehen, Pflegerinnen auszubilden, namentlich weil die christliche Diakonie in dieser Beziehung versage. Vereine müßten sich mit den Diakonissenhäusern in Verbindung setzen, um auf Uebernahme der Ausbildung besonderer Wochenpflegerinnen hinzuwirken. — Sanitätsrath Dr. Brennecke (Magdeburg) bemerkt dazu, daß wirksame Haus- und Wochenpflege nur durch die Asyle geschafft werden könne; dort sei die Ausbildung von Pflegerinnen möglich und könne dort allein erfolgen. Die Asyle seien auch wegen der schlechten Wohnungsverhältnisse ein dringendes Bedürfniß.

In seinem Schlußwort dankt der Berichterstatter Medicinalrath Dr. Hansee (Donnueschingen) den Redaern für die Erweiterung und Ausgestaltung der Frage. Asyle seien zu bauen, wo solches sich als möglich erweise, für das Land könne solches zur Zeit noch nicht angängig erscheinen; Hebung des Hebammenstandes und Ausbildung der Wochenbettspflege, welche sich mit der Krankenpflege nicht vermischen lasse, seien in erster Linie anzustreben. Nachdem der erweiternde Sonnenberg'sche Antrag bezüglich der Ausdehnung auf erkrankte Frauen abgelehnt war, wurden die von den Berichterstattern aufgestellten Thesen mit nahezu Einstimmigkeit folgendermaßen von der Versammlung angenommen: 1. Die Pflege bedürftiger Wöchnerinnen hat in höherem Maße als bisher Gegenstand fürsorgender Thätigkeit zu sein. — 2. Die Besserung der Wochenbetthygiene beruht in erster Linie auf zweckmäßiger Gestaltung des Hebammenwesens. — 3. Die Wochenpflege hat die Besorgung des Haushalts der Wöchnerin (Hauspflege), sowie die sachverständige Pflege von Wöchnerin und Kind sicherzustellen, und zwar je nach Lage des Falles entweder durch Gestellung geschulter Wochenpflegerinnen oder durch Aufnahme der Wöchnerin in eine Pflegestätte unter gleichzeitiger Fürsorge für ihren Haushalt (Hauspflege).

* Im December vorigen Jahres ist östlich vom Todten Meer in Madeba, der alten, berühmten Hauptstadt der Moabiter, ein Fund gemacht worden, der für alle Freunde des heiligen Landes von hohem Interesse und größter Wichtigkeit ist. Man fand dort, wie der „Köln. Ztg." geschrieben wird, in einer Kirche, welche auf den Trümmern einer altchristlichen Basilika aufgebaut ist, die Reste eines gewaltigen und mit großer Kunst hergestellten Mosaiks, das eine Landkarte von Syrien, Palästina und Aegypten darstellt und offenbar dem vierten oder spätestens dem Anfang des fünften Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung angehört. Die Karte war ursprünglich sehr groß, sie bedeckte den ganzen Boden der alten Basilika (280 qm). Erhalten sind nur noch 18 qm, welche durch den Neubau, dem sie wiederum als Fußboden dienen, vor der Zerstörung geschützt wurden. Doch erinnern sich der biedere alte Suleiman Sunna und andere brave Diener der Kirche, welche Griechisch verstehen, noch deutlich daran, daß man vor vielen Jahren dicht vor der Schwelle der Kirche die Namen Ephesus und Smyrna las, daß also die Karte auch Kleinasien umfaßte. Die Bedeutung der neuen Karte für die hebräische und christliche Archäologie sowie für die geographischen und geschichtlichen Verhältnisse ist sehr groß. Denn es finden sich auf ihr bisher unbekannte Städte, genauere Bestimmungen über die Lage schon bekannter Städte oder heiliger Orte, es wird die Ueberlieferung der damaligen Christen über die heiligen Orte erzählt, so es sind auch einzelne Aussprüche aus dem Alten Testament verzeichnet, z. B. die Prophezeiung des Erzvaters Jakob über Joseph und Benjamin, nach zwar in einer anderen deutlicheren Fassung, als der uns erhaltene Wortlaut der Bibel sie bietet. Ueberhaupt ist die Karte ein Muster von Reichhaltigkeit, denn es sind nicht etwa bloß Gebiete, Flüsse, Städte u. s. w. eingetragen, wie auf modernen Karten, sondern es wird angegeben und mit natürlichen Farben dargestellt Gestalt, Größe und Plan jeder irgend bedeutenden Stadt, ferner wie viel Thürme oder Thore sie hat, ob diese nach Osten oder Westen liegen, was für bedeutende Gebäude sie besitzt, wie der alte Name und der damals übliche Name lauten, wo Ebenen und wo

Digitized by Google

Höhlen, wo Wüsten und wo Oasen, wo Berge und wo Hügel, Flüsse und Bäche, Wälder und Quellen und Thermen, Teiche und Seen, Rochen und Schiffe, ja sogar wo Palmen und Bananen sich finden. Der erste Druck dieser interessanten Karte soll in nächster Zeit in Deutschland erscheinen.

* Ueber eine Anwendung des Phonographen im Verkehr berichtet „Electrical World": In Spanien wird das Telephon vielfach an Stelle des Telegraphen auch da benutzt, wo es sich um eine indirecte Vermittelung einer Botschaft an den Empfänger handelt. Dabei hat sich der Uebelstand herausgestellt, daß der annehmende Beamte die Worte nicht so schnell nachschreiben kann, als sie gesprochen werden. Man hat daher Versuche gemacht, einen Phonographen vor dem Telephon aufzustellen, der die gesprochene Depesche aufzeichnet. Wenn diese beendet ist, läßt der Empfänger den Phonographen die Botschaft wiederholen, so daß er seine Niederschrift vervollständigen kann. Außerdem bietet dieses Verfahren den Vortheil, daß auch der Absender der Botschaft durch das Telephon die Töne des Phonographen vernehmen und auf diese Weise controliren kann, ob die Botschaft an der Empfangsstelle richtig aufgenommen wird.

* Eine interessante telegraphische Uebung ohne Draht fand kürzlich auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin statt und wurde durch Mannschaften der Luftschifferabtheilung ausgeführt. Es galt zunächst festzustellen, wie die elektrischen Stromverhältnisse, resp. die Luftspannung auf dem Tempelhofer Felde beschaffen sind. Aus diesem Grunde waren, wie die „Nat.-Ztg." berichtet, zwei telegraphische Stationen errichtet. Die Uebertragung des Stromes durch die Luft erfolgte durch Fesselballons, die 200 Meter hoch aufgelassen waren. Die eine Station befand sich auf dem Tempelhofer Felde vor dem Platze der Luftschifferabtheilung, die zweite in Rixdorf in einer Entfernung von drei Kilometer Luftlinie. Die Erdleitung war hergestellt durch Kabel, welche in den Boden eingestoßen und mit den auf den Tischen stehenden Apparaten mittelst einer Drahtleitung verbunden waren. Die Uebertragung des Stromes nach dem Ballon erfolgte durch die Kabel, welche die Ballons fesselten. Die Verständigung zwischen beiden Stationen war vorzüglich, so daß ein Fehler, den der Telegraphist in Rixdorf machte, sich auf der Gegenstation klar ausdrückte, so, der Strom erwies sich für die kurze Entfernung auch als viel zu stark. Eine Wiederholung dieser Uebung wird demnächst stattfinden, bei welcher auf eine Entfernung von 20 Kilometern telegraphirt werden soll. Als Stationen für die nächste Uebung sind das Tempelhofer Feld und Rahnsdorf an der schlesischen Bahn in Aussicht genommen.

* **Clausthal** i. H. Oberbergrath Prof. Dr. Schnabel hierselbst hat den an ihn ergangenen Ruf an die kgl. Bergakademie in Berlin, als Nachfolger des Geh. Bergraths Prof. Bruno Kerl, abgelehnt.

* **Berlin**, 1. Oct. Unter den höheren Beamten der preußischen Archive haben folgende Veränderungen stattgefunden: Der Archivvorsteher und Staatsarchivar, Archivrath Dr. phil. Karl Kuhlmann in Münster (Westf.) ist als Archivar an das Geheime Staatsarchiv in Berlin, der Staatsarchivar, Archivrath Dr. phil. Friedrich Philippi von Osnabrück als Archivvorsteher und Staatsarchivar nach Münster (Westf.) und der Archivar Dr. phil. Max Bär von Hannover nach Osnabrück zur commissarischen Verwaltung des Stadtarchivs daselbst versetzt worden.

* **Aus der Schweiz.** In Morten, dem Geburtsort des Volksschriftstellers Jeremias Gotthelf, der mit seinem richtigen Namen bekanntlich Albert Bitzius hieß, rüstet man sich zur feierlichen Begehung seines auf den 4. October fallenden hundertjährigen Geburtstages. Wie der „Murtenbieter" mittheilt, hat die Stadtgemeinde eine marmorne Tafel anfertigen lassen, welche die Inschrift trägt: „Hier wurde am 4. October 1797 geboren der Volksschriftsteller Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius). — Im Hause muß beginnen, was leuchten soll im Vaterland." Die Tafel, die am deutschen Pfarrhause, der Geburtsstätte Gotthelfs, angebracht wird, soll am 4. October feierlich enthüllt werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Bresnik v. Sydačoff: Bulgarische Sittenbilder. 2. Aufl. Berlin und Leipzig, Fr. Luckhardt 1897. — Geschichtsblätter des deutschen Hugenottenvereins. Zehnt VI, Heft 1 bis 10. Magdeburg, Heinrichshofen'sche Buchhandlung 1896. — Dr. Paul Börners Reichs-Medicinal-Kalender 1898. Herausgegeben von Professor Dr. Eulenburg und Dr. Jul. Schwalbe. Theil I, II u. Beiheft zum 1. Theil. Leipzig, Georg Thieme 1897. — Binger Blätter. Bade-Erinnerungen in Federzeichnungen von Anna Bauck und Versen von Agnes v. d. Decken. — Veterinär-Kalender 1898. Hggb. v. Prof. W. Eber. Berlin, August Hirschwald. — G. W. Gohmann: Katechismus der Kopfformenkunde. Mit Abbildungen. Berlin, Karl Siegismund 1897. — Dr. J. D. E. Schmeltz: Ethnographische Museen in Mitteleuropa. Verzeichniß einer Studienreise im Mai — 31 Juli 1895. Leiden, E. J. Brill 1896. — J. Sittard: Beethovens 9. Symphonie erläutert (Der Musikführer Nr. 4). Frankfurt a. M., H. Bechhold 1897. — Elternhaus. Monatsschrift, hggb. v. Agnes v. d. Decken (Heft 1—5). Landeshut i. Schl., Paul Schultze. — Karl Bertram: Kämpferinnen. Roman. Berlin, O. Janke 1898. — Karl Munna: Jugendgenossen. Roman in 3 Bdn. Ebd. — Prof. Dr. Georg Volkens: Der Kilimandscharo. Berlin, D. Reimer 1897. — Dr. Hermann Dalton: Lasciana nebst den ältesten evang. Synodalprotokollen Polens 1551—1561 (Beiträge zur Geschichte der evangel. Kirche in Rußland. III. Bd.). Berlin, Reuther u. Reichard 1898. — A. v. Schweiger-Lerchenfeld: Atlas der Himmelskunde. Lfg. 5—12. Wien, Hartleben. — Graf P. v. Hoensbroech: Der Ultramontanismus. Sein Wesen und seine Bekämpfung. Berlin, Hermann Walther 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Ein neuer Erzähler:

Fritz Zilcken *(Köln).*

Man verlange Prospecte.

Verlag von (13745)

A. G. Liebeskind in Leipzig.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1897. 120. Band. Siebentes Heft.

Inhalt: Ein Gedenktag an Cardinal Rauscher. — Gedanken über die Sprachenverordnung in Böhmen. (Schluß.) Nachtrag zum Art. XII dieses Bandes und Duplik auf den Art. XXV. — Dante in Deutschland. (IV.) — Zeitläufe. Ereignisse und Stimmungen in und um Berlin. „Weltpolitik" und Militarismus II. — Zur Jugendliteratur. — Des Kirchenlexikons zehnter Band. (15147)

Deutsche Nähmaschinen

bester Qualitäten,

ausgestattet mit allen neuesten Erfindungen. Vollkommener Mechanismus, rasches Nähen, elegante Ausstattung, bescheidene Preise.

Keine Erhöhung bei Theilzahlung.

Kataloge und Versandt franko.

Reellste Bedienung.

Chr. N. Schad, München,

Hoflieferant, (13968)

Perusastrasse 11 ✲ Kaulbachstrasse 9.

Vervielfältigung (17119)

von Schriftstücken jeder Art (sowohl in großer als auch in geringer Zahl von Abdrücken) geschieht rasch und billig durch das neue Verfahren „Schreibmaschinen-Autographie". So sauber wie Buchdruck! Billiger wie Handschrift-Autographie, weil große Raumersparniß! Kein Schreiben mit schmieriger Tinte! Man sende Concepte an A. Temke in Neuburg a. D.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Montag, 4. October. Nummer 223.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Gastein — Langensalza. I. Von Hugo Arnold. — Die Neuorganisation des St. Petersburger Synodalarchivs. Von Lic. theol. Leopold Karl Goetz. — Mittheilungen und Nachrichten.

Gastein — Langensalza.

Von Hugo Arnold.

I.

Kaum waren im Jahre 1866 die Schwerter in die Scheide gesteckt worden, so griff man bei den einander feindlich gegenüber gestandenen Armeen zur Feder, um die weltgeschichtlichen Ereignisse zu schildern, deren Theilnehmer man eben gewesen war; binnen drei Jahren erschienen das preußische, österreichische, bayerische, sächsische „Generalstabswerk“ über den Krieg, sowie der officielle hannoverische Bericht; an sie reihten sich eine Reihe von Schriften einzelner, bei den Geschehnissen mithandelnder Persönlichkeiten und inzwischen ist noch mancher werthvolle Beitrag zur Kunde jener Zeit veröffentlicht worden, insbesondere die sehr beachtenswerthe Schrift von Fr. von der Wengen: Geschichte der Kriegsereignisse zwischen Preußen und Hannover. Mit Benutzung authentischer Quellen. Gotha, 1886. — Seit Beendigung der damaligen Zwistigkeiten ist ein Menschenalter vergangen, der glorreiche Krieg des Jahres 1870 mit seinen Folgen und der Abschluß des Dreibundes haben auf politischem Gebiete vollständigen Wandel geschaffen. Seitdem sind auch die mancherlei politischen und privaten Rücksichten größtentheils in Wegfall gekommen, welche bei den früheren Publicationen, insbesondere bei den amtlichen, in mancher Hinsicht, namentlich bei der Beurtheilung von Verhältnissen und Personen, eine mitunter ziemlich weitgehende Zurückhaltung geboten hatten. Somit scheint die Zeit gekommen zu sein, um zu einer eingehenden und zusammenhängenden Schilderung jenes großen Krieges zu schreiten.

Oberst a. D. Oscar v. Lettow-Vorbeck, ein rühmlichst bekannter Militärschriftsteller, dem wir u. a. das vortreffliche vierbändige Werk „Der Krieg von 1806 und 1807“ verdanken, hat es unternommen, in ähnlicher Weise die „Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland“[1]) zu bearbeiten und vor kurzem ist der erste Band erschienen, in dessen Untertitel „Gastein — Langensalza“ bereits der Inhalt angekündigt ist; er behandelt kurz die unmittelbare Vorgeschichte des Krieges und die Vorbereitungen zu demselben auf Seiten Preußens und Oesterreichs, dann die diplomatische und militärische Action gegen Kurhessen und Hannover. Obwohl dem Verfasser sich Archive öffneten, aus denen seine Vorgänger, auch v. d. Wengen noch nicht zu schöpfen vermochten, und obwohl er sich wegen des über manche der äußerst verwickelten Verhältnisse noch immer schwebenden Schleiers von Unklarheit auf das eifrigste bemühte, Einsicht in dieselben zu gewinnen, blieben ungeachtet der Fülle vorhandenen Materials immer noch Lücken, welche durch Combination auszufüllen waren, so daß er selbst auf den Anspruch verzichtet, eine abgeschlossene Arbeit zu bringen und die Klärung mancher jetzt noch zweifelhafter oder im Dunkel gebliebener Vorgänge von der Zukunft erwartet. Er stellt deßhalb die Bitte um Zugänglichmachung des ihm unbekannt gebliebenen Materials und bezeichnet z. B. als solches die im Besitze des Generals v. Arentsschildt, des Führers der hannoverischen Armee, gewesenen Acten, die nach dessen Meinung die Rechtfertigung seines Handelns enthielten; sie sind ein Jahr vor seinem Tode einem Abgesandten des Herzogs von Cumberland hinausgegeben worden.

Aus der Einleitung bilden die beiderseitigen Kriegspläne und die Art, wie ihr Entwurf sich entwickelte, das meiste Interesse. Die erste Denkschrift Moltke's, welche sich mit einem Kriege gegen Oesterreich beschäftigte, stammt schon aus dem Frühjahr 1860 und nimmt den Angriff seitens Oesterreichs in Aussicht, zugleich aber eine theilweise Absorption seiner Kräfte durch Italien, während andrerseits das 7. und 8. preußische Armeecorps in Cooperation mit Holländern, Belgiern, eventuell Engländern, am Rhein gedacht sind. Für das Wahrscheinlichste nahm Moltke den Hauptstoß der Oesterreicher gegen die Marken, auf Berlin, an, eine Nebenunternehmung gegen Schlesien, die Versammlung des österreichischen Heeres auf der Linie Prag-Pardubitz und vorwärts, wogegen er 5 preußische Corps nahe der Elbe zwischen Torgau und Herzberg vereinigen und Schlesien durch ein Corps schützen wollte. — Im Frühjahre 1866 betonte er dagegen die Ueberlegenheit, welche die preußische Armee vermöge ihrer Organisation zwischen dem 18., 25. bis zum 40. Tage der Mobilisirung besaß, und drang auf rücksichtslose Initiative durch Ergreifen der Offensive, obwohl der König aus politischen Erwägungen den Vorwurf des Friedensbruches nicht auf sich laden wollte. Eine österreichische Defensive, mit der Sammlung bei Olmütz, zog Moltke nicht näher in Betracht; er setzte voraus, daß die Oesterreicher mit der Absicht der Offensive auf Berlin sich in Böhmen aufstellen würden, und schlug dagegen den Aufmarsch der preußischen Armee längs der Grenze von Halle bis Neiße, die eine Gruppe zwischen Saale und Elbe, die zweite in Schlesien, und darauf die Concentration nach vorwärts, auf böhmischem Boden, vor. — Das Interesse an den Moltke'schen Entwürfen steigert sich durch die Mittheilung der Kritik, welche denselben der bekannte Militärschriftsteller Theodor v. Bernhardi in Form einer Denkschrift angedeihen ließ, sowie der von Moltke dazu gemachten Randbemerkungen und durch die Aufnahme der von Bernhardi hierüber in der „Köln. Ztg.“ (1892) gemachten Veröffentlichungen.

Was die österreichischen Pläne betrifft, so nahm der vom Chef der Operationskanzlei, Generalmajor v. Krismanić, entworfene „Operationsplan der Nordarmee“ die vom

[1]) Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland. Von Oscar v. Lettow-Vorbeck, Oberst a. D. Erster Band. Gastein — Langensalza. Mit 1 Uebersichts- und Operationskarte, 8 Skizzen und 1 Gefechtsplan. Berlin 1896. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn, kgl. Hofbuchhandlung.

Generalstabschef, Feldmarschallieutenant Baron Henikstein, ins Auge gefaßte defensive Haltung und die Concentrirung der Armee bei Olmütz als eine „wenn auch bedauerliche, so doch feststehende Thatsache" hin, weil die früher vollendete Mobilmachung der Preußen den Aufmarsch in Böhmen zur Unmöglichkeit machte. Er war überzeugt, daß die Preußen die Versammlung bei Olmütz zu hindern suchen müßten, und dachte nur noch an einen anderen Fall, daß sie Sachsen überfallen, dessen Armee vernichten, die Operation gegen Prag fortsetzen und dadurch den beabsichtigten Anschluß Süddeutschlands an Oesterreich wesentlich erschweren, wenn nicht unmöglich machen würden. Auch in diesem Falle müßte die österreichische Armee von Olmütz aus vorgehen.

Hinsichtlich der Stellungnahme Bayerns äußert sich Oberst v. Lettow richtig dahin, daß das Münchener Cabinet zunächst den neutralen Standpunkt wahren wollte, und daß es deßhalb nicht auf den bereits im Mai von Oesterreich angeregten, einem sächsischen Wunsche entsprechenden Gedanken einging, die bayerische Armee gegen Hof und Erfurt vorzuschieben, um sich im weiteren Verlaufe der Operationen mit der kaiserlichen Armee an der mittleren Elbe zu vereinigen. Die Stimmung in den maßgebenden Kreisen Münchens blieb dauernd unentschieden, so daß Baron von der Pforten noch am 8. und 9. Juni in der bayerischen Kammer erklärte, Bayern würde die zuerst zu den Waffen greifende Großmacht bekämpfen, daß ferner Bismarck dem bayerischen Minister die Skizze des Entwurfs der künftigen Bundesverfassung zugehen ließ, worauf Pfordten brieflich allerdings die Unmöglichkeit darlegte, daß Bayern nur mit Preußen, unter Ausschluß Oesterreichs, wie verlangt, in einen Bund trete und im Falle der Annexion der Herzogthümer durch Preußen den Krieg als unvermeidlich bezeichnete.

Hr. v. Lettow spricht bei dieser Gelegenheit von dem „die Mehrheit des Landtages und des Volkes (in Bayern) beherrschenden Preußenhaß" und dazu muß Ihr Referent ganz entschieden Stellung nehmen. Von einem „Preußenhaß", wie angegeben, kann schlechterdings keine Rede sein, und ebensowenig als man heute den Hrn. Dr. Sigl als den Repräsentanten der öffentlichen Meinung in Bayern bezeichnen darf, ebenso wenig durfte man damals in Dr. Zanders Pamphleten den Ausdruck der Landesstimmung erkennen. Richtig ist dagegen, daß „die Preußen", sowohl als Staatsangehörige, wie als Privatpersonen sich sehr geringer Sympathien erfreuten, woran die Schuld aber keineswegs ausschließlich auf bayerischer Seite zu suchen ist, und ebenso richtig ist, daß historische Tradition, Blutsverwandtschaft, Gleichheit der Confession und liberale Anschauungen mächtige Hebel für die Neigung nach der österreichischen Seite hin bildeten. Das von Hrn. v. Lettow citirte Gespenst des „Preußenhasses" spukte sogar damals nur in der Phantasie der angeblich Gehaßten, denn der vermeintliche Haß bestand bloß in dem Widerwillen weitaus der Volksmehrheit gegen die projectirte preußische Führung und in dem Widerstande, sich diese aufoctroyiren zu lassen.

Doch bald traf die bayerische Regierung ihre Entscheidung, nachdem Oesterreich sich auf den Bund berufen hatte und die Preußen entgegen dem Gasteiner Vertrag in Holstein eingerückt waren. Am 10. Juni wurde der Generalstabschef, Generallieutenant Frhr. von der Tann, nach Oesterreich entsendet und traf im Hauptquartier die Vereinbarung, daß Feldmarschall Prinz Karl den selbständigen Oberbefehl über das bayerische Heer und die übrigen süddeutschen Truppen führen solle, daß derselbe zwar im Einklang mit den vom österreichischen Hauptquartier ausgehenden allgemeinen Directiven zu handeln habe, hiebei jedoch auf die Wahrung der Landesinteressen Bayerns und der übrigen süddeutschen Staaten, sowie auf die Deckung ihrer Gebiete Rücksicht zu nehmen sei. In Betreff des Operationsplans wurde bestimmt, daß die österreichische Nordarmee Ende Juni oder in den ersten Tagen des Juli im nordöstlichen Böhmen zwischen der oberen Elbe und der Isar concentrirt sei, daß die Streitkräfte des Prinzen Karl mit ihr in unmittelbaren Anschluß zu treten hätten und die bayerische Armee möglichst bald in der Richtung Bayreuth-Schwandorf längs der Eisenbahn concentrirt werden solle, um nebst den beizuziehenden sonstigen Contingenten den Marsch zur Vereinigung mit der Nordarmee anzutreten.

Man hätte somit nach dem bewährten Napoleonischen Grundsatz gehandelt, zur Hauptentscheidung möglichst viele Kräfte zu vereinigen. Allein die bayerische Regierung war nicht gesonnen, ihre Truppen nach Böhmen rücken zu lassen. Das bayerische Generalstabswerk „Antheil der k. bayerischen Armee am Kriege des Jahres 1866" gibt dafür folgende militärische Motivirung: „Nicht nur war es sehr in Frage, ob man Fühlung mit den Oesterreichern gewinnen konnte, ehe dort der erste Zusammenstoß mit dem Feinde stattfand (nicht zu rechnen, daß man während dieses Flankenmarsches in Rücken und Flanke ganz bloßgestellt war), sondern man hätte für diesen Fall auch auf jede Mitwirkung des erst in der Formation begriffenen und vom österreichischen Kriegsschauplatz noch weiter als die Bayern entfernten 8. Corps und der eigenen Reserven verzichten müssen. Die Hanoveraner hätten ohnehin nicht mehr beigezogen werden können, das gänzlich entblößte Bayern hingegen wäre der ungehinderten Invasion des Feindes preisgegeben worden."

Welche politischen und militärischen Erwägungen für diesen Entschluß der bayerischen Regierung maßgebend waren, sagt v. Lettow, ist aus den Acten des bayerischen Kriegsarchivs nicht zu ersehen. Er glaubt aber unschwer folgende politische Gründe zu erkennen. Der Eintritt in einen Bund mit bloß einer Großmacht, mit Preußen, wie dieses vorgeschlagen hatte, wäre mit einer Mediatisirung gleichbedeutend gewesen. Bayern wünschte die Erhaltung des bisherigen Zustandes, dem es seine einflußreiche Stellung im deutschen Bunde als Zünglein an der Wage zwischen den beiden sich gegenseitig neutralisirenden Großmächten verdankte. Es wollte Oesterreich nicht zu einem entscheidenden Siege verhelfen, denn was man von einem übermächtigen Oesterreich zu erwarten hatte, das war aus der Geschichte wohl nicht vergessen worden. (Der Verfasser citirt hier die Ansprüche Josephs II. auf „Niederbayern und die Pfalz" nach dem Tode des Kurfürsten Max Joseph III. Das ist nicht ganz genau. Oesterreich beanspruchte auf Grund alter Verträge einen Theil von Niederbayern, den ehemaligen Besitz der Linie Straubing-Holland, ferner einige Stücke der Oberpfalz [nicht der rheinischen „Pfalz"] als heimgefallene böhmische Lehen, und Joseph II., als Kaiser, erhob Anspruch auf sämmtliche seit Ludwig dem Bayern an dessen Nachkommen angefallene Herrschaften [Hals, Haag, Hohenschwangau, Hohenwaldeck, Sulzbürg und Pyrbaum, Leuchtenberg, das kaiserliche Landgericht Hirschberg] als heimgefallene Reichslehen.) Die Lage war ungleich günstiger, wenn Oesterreich und Preußen ihre Kräfte gegeneinander aufrieben und König Ludwig dann an der Spitze der vereinigten Streitkräfte des 7. und 8. Bundescorps seine Stimme in die Wagschale warf. Den preußischerseits gegen Süddeutschland aufgestellten Kräften durfte man erwarten mit doppelter Ueberlegenheit siegreich widerstehen zu können. — Wie weit diese Erwägungen ausschlaggebend gewesen sind, vermag Hr. v. Lettow nach eigener Angabe nicht zu ermessen; immerhin mag er mit seinen Annahmen nicht weit neben das Ziel geschossen haben, da sie der Triasidee, dem Ideale des ehrgeizigen Frhrn. von der Pfordten, entsprachen. — Moltke glaubte übrigens auf Grund der ihm zugehenden

Digitized by Google

falschen Nachrichten in der That daran, daß der größere Theil der bayerischen Armee nach Böhmen gehe und theilte es dem General Vogel von Falckenstein mit, über dessen Eingreifen sogleich zu berichten sein wird.

Unterdessen war die Mobilmachung der preußischen Armee nach und nach erfolgt und am 5. Juni war ihr Aufmarsch auf der 60 Meilen langen Strecke Zeitz-Neiße beendigt worden. Da der König die Gehässigkeit des Angreifers nicht auf sich nehmen wollte, die Haltung der Oesterreicher aber nichts Aggressives zeigte, blieb statt der von Moltke so dringend empfohlenen Versammlung nach vorwärts zur Verkürzung der ausgedehnten Aufstellung nur ein Flankenmarsch längs der Grenze übrig; in Erwartung, daß sich die Hauptoperation der österreichischen Nordarmee gegen Oberschlesien richten werde, trat die Armee einen Linksabmarsch an, nur die Elbarmee — 3 Divisionen — unter General Herwarth von Bittenfeld blieb an der Elbe gegen die Sachsen zurück.

Je mehr die Dinge der Entscheidung mit dem Schwerte zutrieben, desto ernstlicher bemühte man sich preußischerseits den Höfen von Kassel und Hannover jeden Irrwahn darüber zu benehmen, daß eine zweifelhafte oder gar eine feindliche Haltung im Rücken der preußischen gegen Oesterreich aufmarschirenden Armee nicht geduldet werden könne, und Preußen bot Alles auf, die beiden Staaten zum Anschlusse oder mindestens zur Neutralität zu bewegen. Als einen unzweideutigen Beweis für das wirkliche Bestreben Preußens nach einem friedlichen Abkommen mit Hannover führt Oberst v. Lettow die ihm vom Fürsten Bismarck 1895 bestätigte Absicht an, die zwischen Zollern und Welfen bestehenden Familienbande durch eine Verbindung des Prinzen Albrecht (Sohn) mit der Prinzessin Friederike noch enger zu knüpfen, eine Absicht, die am Widerstande der Königin Marie scheiterte. Außerdem beseelten den König eine unüberwindliche Abneigung gegen Preußen, eine ganz ungewöhnlich, man möchte fast sagen pathologisch, entwickelte Vorstellung von der Macht und dem Ansehen des Welfengeschlechts, die Furcht vor einer Einschränkung seiner Souveränitätsrechte durch Preußen, und die feste Zuversicht auf den Sieg Oesterreichs. Die Schuld an der nachfolgenden Katastrophe ist der Leitung der politischen und militärischen Angelegenheiten beizumessen, vor allem dem unglücklichen König und Kriegsherrn selbst, der allerdings mit dem Sturze seiner uralten Dynastie am schwersten dafür büßte. Indessen — „da König Georg das Unglück hatte, bereits in jungen Jahren des Augenlichts beraubt zu werden, so trägt er nicht in vollem Maße die Verantwortung dafür, daß er aus dem Laufe der früheren Weltbegebenheiten nicht die für seine hohe Stellung nothwendige Belehrung zog. Wenn er durch sein Verhalten den Verlust des Thrones für sich und sein Haus herbeiführte, so ist er doch eine bis zu einem gewissen Grade tragische Figur, welcher wir unsre Theilnahme nicht versagen können. Ein Theil der Schuld trifft zweifellos diejenigen, welche den blinden Prinzen in die hohe, verantwortliche Stellung brachten."

Bei den sämmtlichen deutschen Mittelstaaten, die sich nicht von vornherein auf Preußens Seite stellen wollten, verkannte man den Ernst der Situation und die Entschlossenheit Preußens und versäumte es deßhalb, rechtzeitig die Consequenzen zu ziehen, ausgenommen das Königreich Sachsen. Insbesondere in Hannover hatte man nicht bedacht, daß eine feindselige Politik gegen Preußen unbedingt die Schlagfertigkeit der Armee, als des Werkzeuges der Politik, zur Voraussetzung haben müsse. Die Armee befand sich auf dem Friedensfuße. In Bezug auf ihren kriegerischen Werth kann man sie nicht besser denn als eine Miliz bezeichnen, da die Dienstzeit bei der Infanterie nur 1½ Jahre, bei der Reiterei 13 Monate, bei der Artillerie 21—24 Monate betrug. Eigenartig war die Organisation der Reiterei. Sie ergänzte sich vorzugsweise durch Anwerbung wohlhabender Bauernsöhne, die den größten Theil der ersten sieben Jahre von ihrer auf zehn Jahre festgesetzten Dienstverpflichtung mit ihren Pferden, die letzten Jahre ohne dieselben in die Heimath auf Urlaub gingen. Vortrefflich in jeder Hinsicht war das aus den besten Gesellschaftskreisen sich ergänzende Offiziercorps und ebenso vortrefflich der Geist im Heere. Das beweisen die folgenden Ereignisse. Sie gestalten sich für die tapfere hannoversche Armee zur blutigen Tragödie, in der sie trotz ihrer Treue und ihres aufopfernden Todesmuthes, aber mit unsterblichem Ruhm bedeckt dem Verderben entgegengeht. —

Nach der bekannten Abstimmung am Bundestag zu Frankfurt (14. Juni) und der Ablehnung der letzten preußischen Sommation durch König Georg erklärte Preußen den Krieg und sofort begannen mit aller Energie die Operationen gegen Hannover und Kurhessen, für welche zunächst die 13. Division (v. Göben, Stabsquartier Minden), ein aus holsteinischen Besatzungstruppen gebildetes Corps in der Stärke einer Division (v. Manteuffel) von Altona aus und eine aus den bisherigen Bundesgarnisonen combinirte Division (v. Beyer) bei Wetzlar unter dem Oberbefehl des commandirenden Generals des 7. Armeecorps, Generals v. J. Vogel v. Falckenstein, des Generalstabschefs in Schleswig-Holstein 1864, bestimmt wurden. Die verwahrloste kleine hannoversche Festung Stade wurde nächtens überrumpelt, die kurhessischen und hannoverschen Truppen zogen ungerüstet und übereilt nach Süden ab, Hannover und Kassel wurden am 17., bezw. 19. Juni von den Preußen besetzt, König Georg floh nach Göttingen, der halsstarrige Kurfürst von Hessen wurde am 22. als Staatsgefangener abgeführt. Ohne Schwertstreich hatte Preußen Außerordentliches gewonnen.

Während die Kurhessen nach Hanau auswichen, wurde Göttingen zum Sammelpunkte der hannoverischen Truppen bestimmt. Unter den größten Schwierigkeiten aller Art vollzog sich die Mobilmachung, aus den von den Preußen besetzten Landestheilen eilten die Urlauber und Reservisten, den Gefahren trotzend, zu den Fahnen; allein es fehlten zum Theil die Mittel zur Ausrüstung, so daß den Regimentern noch auf dem späteren Marsche nach Thüringen ein einige tausend Köpfe zählender Troß von Unbewaffneten und Nichtberittenen folgte. Unheilvoll erwies sich der plötzliche Wechsel der Personen in fast allen höheren und einflußreichen Stellen, so wurde auf den Posten eines Generaladjutanten, der nach Lage der Dinge als der Hauptleiter der militärischen Angelegenheiten anzusehen war, ein Offizier aus der Front berufen, Oberstlieutenant Dammers, den seine militärische Vorbildung hiefür wenig eignete, und das Obercommando erhielt ein Brigadecommandeur, Generalmajor v. Arentsschild, dessen militärische Begabung und Thatkraft den von der Situation geheischten Anforderungen nicht entsprachen. Der Verband und die Führung der Armee waren improvisirt, in der Leitung kreuzten sich die verschiedensten Einflüsse und so keimte die rasch gedeihliche Saat des Unheils.

Für die Versammlung der Armee bei Göttingen war die ganz richtige Absicht maßgebend gewesen, sich nach Süden zu werfen und mit den Bayern und Kurhessen Verbindung zu suchen. Allein in unthätiger Unentschlossenheit ging die günstige Zeit verloren; man schwankte zwischen dem Stehenbleiben bei Göttingen und dem Zuge nach dem Harz, um dort die Organisation der Armee fertig zu bringen; zugleich machte sich auch eine Strömung geltend, um jetzt noch den Weg der Verständigung mit Preußen durch Unterhandlungen zu betreten. Die Besetzung Kassels durch die Preußen drängte endlich zu einem bestimmten Entschlusse, der am 20. gefaßt wurde: man wollte zur Vereinigung mit

den Bayern südwärts abmarschiren, und zwar — auch das ist bezeichnend — am Vormittag über Eschwege, Nachmittags aber über Mühlhausen auf Eisenach.

Die zur Herstellung von Verbindungen nach Kassel und Braunschweig entsendeten Offiziere erzielten keine Ergebnisse. Dagegen entließ Generallieutenant v. Hartmann, Commandeur der in Schweinfurt stehenden 4. bayerischen Division, den Hauptmann Ronneberg mit der Zusage, hülfreiche Hand zu bieten. In dem Berichte des Generals über diese Unterredung heißt es unter anderem: „Aus dem Umstande, daß nur ein Brigadegeneral (v. Arentsschild) das Commando führt, glaube ich folgern zu dürfen, daß die höheren Generale und der Adel des Landes der Politik des Königs abhold und für die preußische eingenommen sind. Damit stimmen die Beobachtungen des kürzlich in Hannover gewesenen Majors v. Heinleth vollkommen überein, welcher die Gesinnungen des Heeres und der Bevölkerung dagegen als der deutschen Sache ganz ergeben bezeichnet." Vom bayerischen Obercommando wurde daraufhin am 20. Juni angeordnet, dem hannoverischen Unterhändler zu eröffnen, daß Bayern den Hannoveranern und Kurhessen durch Vorrücken die Hand bieten werde, zugleich aber die Mittheilung des Weges verlangt, den die Hannoveraner von Eschwege aus einschlagen wollten. Zugleich wurde das 8. Bundescorps behufs Mitwirkung verständigt. — Diese Antwort hatte der hannoverische Offizier nicht abgewartet, sondern war, nachdem auch er vom Prinzen Alexander von Hessen abschlägig beschieden worden war, weil das 8. Corps noch in der Bildung begriffen sei, und nachdem der kurhessische General v. Schenck seinen Marsch auf Hanau fortzusetzen erklärte, nach Göttingen zurückgefahren, um das negative Resultat der Missionen zu melden. Weder General v. Schenck, noch Prinz Alexander ließen sich in ihrem Vorsatze durch das Obercommando beirren.

Ungeachtet Prinz Karl die Lage der nach seiner Ansicht noch bei Eschwege stehenden und von Eisenach her durch die Preußen immer stärker bedrohten Hannoveraner sehr ungünstig beurtheilte, setzte er auf die — übrigens falsche — Nachricht vom Anmarsche der Hannoveraner auf Fulda am 21. Abends drei Divisionen in Marsch dahin, während eine Division und das Cavalleriecorps Demonstrationen gegen Thüringen und Sachsen ausführten. Diese Bewegungen wurden jedoch wiederum eingestellt, weil man Tags darauf den Abmarsch der Hessen nach Hanau und das Einrücken der Hannoveraner in Mühlhausen und Langensalza erfuhr, die von den Preußen abgeschnitten worden seien. — Man wird zugeben müssen, sagt Oberst v. Lettow, daß von Seiten des bayerischen Obercommandos alles geschah, was bei der eigenen Aufstellung der Armee und den ungewissen und stets wechselnden Nachrichten über den Marsch der Hannoveraner möglich war. In ihrer Hoffnung auf eine directe Unterstützung unterschätzten diese Zeit und Raum und versäumten den raschen Abmarsch gegen Süden, um aus eigener Kraft die Gefahrzone, die Bahn Gotha-Eisenach-Bebra, zu überschreiten, der sie selbst doch näher standen als die bayerischen Truppen. Später sehen wir die Bayern noch einmal Bewegungen zur Befreiung der hannoverischen Armee ausführen. —

Wahrhaft dramatisch, mit spannenden Verwicklungen gestaltet sich der Verlauf der Dinge bis zur Schlußkatastrophe; leider fehlt uns der Raum, die vielen Einzelheiten zu berichten. Während im hannoverischen Hauptquartier fortgesetzt die Einflüsse der einander gegenüberstehenden Parteien sich kreuzten und das unsichere Hin- und Herschwanken bis zum Ende fortdauerte, wollte es auch auf Seiten der Preußen nicht so recht klappen, wie es sollte. Die eine Ursache ist gewiß darin zu suchen, daß auch die preußische Armee improvisirt war und ihr Verband sich erst während der Action bilden mußte; eine zweite lag in den Personalverhältnissen: General v. Falckenstein ging auf die Directiven Moltke's nicht mit besonderer Fügsamkeit ein und scheint damals bereits den Gedanken eines Vorstoßes auf Frankfurt, den er später unter Abwendung von den Bayern thatsächlich ausführte, in sich getragen zu haben. Er war „eine sehr selbständige Natur und sehr wenig zugänglich für die Rathschläge anderer," sagt v. Lettow. „Es ist ferner sehr wohl zu beachten, daß Moltke damals noch ein werdender Mann war, erst soeben in seiner vom Kriegsministerium abhängigen Stellung den directen Vortrag beim König erlangt hatte und daß seine außerordentliche Befähigung für die Armeeleitung erst im Laufe dieses Feldzuges Gelegenheit fand, hervorzutreten. Ich glaube daher, daß die in den beiden Schreiben (NB. Moltke's) vom 18. und 19. gegebenen Directiven für die Operationen ungünstig, wenn nicht gar als eine unbefugte Einmischung von dem viel älteren General Falckenstein aufgenommen wurden." — Daß die beim Getriebe der Heeresmaschinerie nun einmal unvermeidlichen Reibungen sich in sehr unangenehmer und hemmender Weise bemerkbar machten, ist um so mehr erklärlich, als die in Berlin und beim Obercommando einlaufenden Nachrichten infolge ihrer vielfachen Widersprüche fast nie die wirkliche Lage klar erkennen ließen, deßhalb auch verschiedene Auffassungen erzeugten, und als dadurch die Schwierigkeiten sich steigerten, welche die selbst vom Telegraphen nicht völlig zu überwindenden Entfernungen zwischen der strategischen Oberleitung und dem Armeeobercommando einem glatten Gange der Operationen in den Weg stellten. Der Referent darf hiebei wohl an die Frictionen erinnern, die sich während des Loirefeldzuges 1870 sowohl bei der Armeeabtheilung des Großherzogs von Mecklenburg als bei der II. Armee des Prinzen Friedrich Karl ergaben und außerordentliche Maßnahmen hervorriefen.

Die soeben erwähnten Directiven Moltke's empfahlen die Vereinigung sämmtlicher verfügbarer Truppen behufs entschiedener Offensive gegen die süddeutschen Contingente und die Versammlung der Operationsarmee auf der Linie Hersfeld-Vacha, wozu eine Division auf der Eisenbahn Lehrte-Magdeburg-Halle nach Eisenach dirigirt werden sollte; die nächste Operation sollte selbstverständlich die Hannoveraner unschädlich machen und ihr Entkommen verhindern. Während von Norden her die Division Göben und das Corps Manteuffel (dieses mittelst der Eisenbahn über Braunschweig-Seesen) gegen Göttingen vorrückten, wurde die Division Beyer im Westen von Kassel aus südöstlich gegen die Werra dirigirt und gleichzeitig alle nur irgend disponiblen Truppen aufgeboten: im Osten von Magdeburg aus ein gemischtes Detachement (Seckendorff) über Nordhausen an die thüringische Grenze, im Süden von Erfurt ein Detachement und von Gotha das sachsen-coburg-gothaische Contingent unter Oberst v. Fabeck nach Eisenach.

Die Neuorganisation des St. Petersburger Synodalarchivs.

Von Lic. theol. Leopold Karl Goetz (Passau).

Eine für das geistige und wissenschaftliche Leben Rußlands höchst bedeutsame Thatsache und zugleich einen sehr erfreulichen Fortschritt auf diesem Gebiet meldet ausführlich die neueste Nummer 36 der vom hl. dirigirenden Synod herausgegebenen officiellen „Kirchenzeitung" vom 6. Sept. (18. Sept. n. St.).

In Erfüllung eines Synodalbeschlusses vom 12./24. Juni (alten Stils) dieses Jahres legte der Stellvertreter des Oberprocurators K. P. Pobjedonoszew, W. K. Sabler, dem Kaiser von Rußland den vom hl. Synod gebilligten

Plan eines Reglements für das Archiv und die Bibliothek des Synods vor, der am 31. Juli allen Stils durch die Unterschrift des Zaren „einverstanden" und „so geschehe es", Gesetzeskraft erhielt.

Die Bedeutung dieses neuen Reglements wird am besten erfaßt, wenn man den bisherigen Zustand der meisten russischen Archive überblickt. In Rußland gibt es einmal die Centralarchive in Kiew, Wilna und Witebsk, sodann die Archive des Justizministeriums und schließlich das Hauptarchiv des Ministeriums für die auswärtigen Angelegenheiten in Moskau.

Alle übrigen Archive sind bei der jeweiligen Verwaltungsbehörde und gehören gewöhnlich zum Bestand der Verwaltungskanzlei. Ihre Aufgabe besteht in der Aufbewahrung der Acten und deren Herausgabe zu Zwecken der Verwaltungsbehörden selbst. Da diese Archive schon jahrhundertelang bestehen, alljährlich wachsen, würden sie zu ordentlicher Unterbringung eine bedeutende Summe beanspruchen. Man hat deßhalb wieder folgende drei Unterabtheilungen gemacht: a) Acten, die ständig, b) solche, die nur zeitweise aufbewahrt werden und c) endlich solche, die zur Vernichtung dem Archiv übergeben werden. Die Archivbeamten verstanden sich größtentheils nur auf die kanzleimäßige Geschäftsführung, das Archiv hatte also nur den Zweck, die Acten für etwaige spätere Bedürfnisse der betreffenden Verwaltung selbst aufzubewahren.

Infolge dessen befindet sich der größte Theil, zumal der Provincialarchive in halbdunklen, feuchten oder kalten Orten und ist eher eine Art Vorrathskammer für die Aufbewahrung alter, überflüssiger Sachen, als ein rechtes Archiv. Der Etat der Archivbeamten ist daher auch ein ganz geringer und hängt vom Zufall ab. Der Hauptmangel dieser Archive ist aber der, daß die in ihnen aufbewahrten historischen Materialien einfach verschwinden, wie gesagt, zum Theil infolge der gesetzlichen Bestimmungen selbst. Bei den jetzt bestehenden Bestimmungen und Instructionen muß die Sache auch immer so kommen, weil eben nie in Rußland selbst eingesehen wird, daß zu Archivbeamten nicht Kanzleipersonal, sondern akademisch zu diesem Zwecke vorgebildete Personen verwendet werden müssen. Und an die Erfüllung der letzteren Bedingung in vollem Umfang nur zu denken, erscheint bei der heutigen Lage der Archive wie eine schöne Phantasie. Diejenigen, die in russischen Archiven arbeiten, wissen denn auch, wie schwer in sie hineinzukommen ist. Als Theil der Kanzlei fallen die Archive auch mit ihren Jahrhunderte alten Acten unter den Begriff „Amtsgeheimniß". Und kommt man wirklich in das Archiv, so ist dessen Benutzung noch dadurch erschwert, daß die Kataloge mehr die Bedeutung eines Inventarverzeichnisses haben, das den Bedürfnissen der Personen, die in den Archiven geschichtliche Studien machen wollen, gar nicht entspricht.

Diese Zustände der Provincial- und auch hauptstädtischen Archive haben denn in Rußland den Blick auf die Bedeutung, die in Westeuropa die Archive im Staatsleben haben, hingelenkt. Offen gestehen denn auch die maßgebenden Stellen ein, daß eine Einrichtung der Archive nach abendländischem Muster vielleicht der beste Ausweg aus der gegenwärtigen traurigen Lage der russischen Archive wäre. Durch die Einrichtung von Centralarchiven würden die Provincialarchive von der Nothwendigkeit befreit, die Acten zu vernichten und damit werthvolles geschichtliches Material amtlich aus der Welt zu schaffen. Die russischen Geschichts- und Alterthumsforscher könnten endlich ihre Kenntnisse aus erstclassigen Quellen schöpfen. Bis das einmal wird geschehen können, muß man mit jeder Verbesserung des gegenwärtigen Zustandes zufrieden sein, um so mehr, als diese Verbesserungen äußerst selten sind.

Eine erfreuliche Ausnahme von dieser Archivmisère machte indeß von jeher das Petersburger Synodalarchiv. Die Menge, Wichtigkeit und geschichtliche Bedeutung der in ihm enthaltenen Acten veranlaßte immer, daß ihm eine besondere Sorgfalt zugewendet wurde, wie denn auch mehrere Bände Verfügungen des hl. Synods publicirt wurden.

Die Oberprocuratoren des hl. Synods, so die Fürsten Schachowskij, Golizin, Meschtscherskij, die Grafen Protasow und D. Tolstoi, der ja selbst auf Grund des Synodalarchivs dankenswerthe Werke zur Geschichte der russischen Kirche veröffentlichte, haben mehr oder weniger bedeutende Spuren ihrer Fürsorge für das Synodalarchiv hinterlassen. Schon das war von Werth, daß die Praxis des Vernichtens der Acten im Synodalarchiv nicht geübt wurde. Der derzeitige Oberprocurator Konstantin Petrowitsch Pobjednoszew, der in seiner großrussischen Eigenart ein Denker und Forscher ersten Ranges ist, und sein Gehülfe W. V. Sabler haben vor allem getrachtet, das Synodalarchiv in den entsprechenden Räumen unterzubringen. Sie haben, was alle Anerkennung verdient, seine Pforten weit geöffnet für die, die sich mit ernsten historischen Studien im Archiv beschäftigen wollen. Die neueste erfreuliche Erscheinung auf diesem Gebiete ist nun das vor einigen Tagen veröffentlichte neue Reglement.

Das Archiv zerfällt demnach in Archiv und in die Bibliothek. In ersterem werden sowohl die früheren und gegenwärtigen Entscheidungen und Acten des hl. Synods selbst aufbewahrt, als auch Documente, die ihm zu diesem Zwecke besonders zugewiesen werden. Hierin liegt schon gegenüber der bisherigen Archivverwaltung ein großer Vorzug des neuen Reglements. Ein weiterer bedeutender Fortschritt liegt nun aber darin, daß der Zweck des Archivs nicht nur in der Aufbewahrung der Acten besteht und in deren Herausgabe auf Verlangen der Verwaltung zu ihrer Benutzung, sondern auch in deren Aushändigung an Personen, die zu wissenschaftlichen Studien am Archiv zugelassen werden. Ueber den sämmtlichen Bestand der Archivalien sollen Kataloge angefertigt werden, wiederum sowohl zur Benutzung seitens der Verwaltung, als auch um die wissenschaftliche Durchforschung des Archivs zu ermöglichen und zu erleichtern. Die Aufbewahrung der Acten, die Anfertigung der Kataloge, die Herausgabe der Acten an die Kanzlei wie an die Gelehrten geschieht nach besonderer Bestimmung des Procurators.

Die Bibliothek des Archivs enthält a) slavische und russische Handschriften und alte Drucke, b) Bücher u. dgl., die mit Erlaubniß der geistlichen Censurbehörde erschienen sind, c) Bücher, die zur Arbeit im Archiv nothwendig sind, also Lexika, Hülfsmittel u. dgl.

Halbjährlich erhält der Oberprocurator Bericht über den Stand des Archivs und der Bibliothek, über ihre Vermehrung, über den Stand der Arbeiten in ihnen, über Bedürfnisse des Archivs ꝛc. Er selbst erstattet alljährlich dem hl. Synod ausführlichen Bericht über den Stand des Archivs und der Bibliothek, über die zur Benutzung des Archivs zugelassenen Personen, über den Gegenstand und Zweck ihrer archivalischen Studien.

Die etatsmäßigen Beamtenstellen besetzt der Oberprocurator mit Personen, die eine höhere, vorzugsweise akademische theologische Bildung erlangt haben. Das Archiv hat zunächst einen Vorstand, der für den guten Zustand des Archivs verantwortlich ist, die ganze Verwaltung unter sich hat, die Arbeitseintheilung für die Archivbeamten vornimmt und vor allem auch für die Befriedigung der von den zur Archivbenutzung zugelassenen Personen geäußerten Wünsche zu sorgen hat. Ihm zur Seite stehen die Archivare, die mit der Aufbewahrung und Herausgabe der Acten und Aufrechterhaltung der Ordnung in der Benutzung der Archivalien betraut sind.

Digitized by Google

Für die Herstellung der Kataloge können bezahlte Hülfsarbeiter verwendet werden, die Kataloge selbst können ganz oder zum Theil gedruckt werden. Fremde — also nicht dem hl. Synod angehörige Personen —, die in Archiv und Bibliothek arbeiten wollen, haben sich mit der Bitte um Zulassung an den Oberprocurator zu wenden und dabei Umfang und Gegenstand ihrer geplanten Arbeit anzugeben. Acten, die gesondert vom allgemeinen Archiv aufbewahrt werden und solche, die sich auf die letzten 40 Jahre erstrecken, können nur auf besondere Entscheidung des Oberprocurators herausgegeben werden.

Im ganzen genommen bedeutet dieses Reglement eine gänzlich neue That im russischen Archivleben. Es ist aber zugleich ein erfreulicher Fortschritt zur Erlangung gründlicherer Kenntnisse auf dem Gebiet der russischen Geschichte. Dem hl. Synod muß darum auch in Westeuropa von allen, die sich für die Entwicklung Rußlands und seiner Cultur interessiren, Dank gezollt werden, dafür, daß nunmehr zur Kenntniß dieses neue Wege eröffnet sind. Unzweifelhaft wird diese Förderung der Wissenschaft in erster Linie Rußland selbst, und den Anschauungen, die man im Abendlande über seine Zustände hat, zugute kommen.

Mittheilungen und Nachrichten.

Resultate der wissenschaftlichen Erforschung des Platten-Sees, herausgegeben von der Platten-See-Commission der Ungar. Geographischen Gesellschaft. Erster Band: Physikalische Geographie des Platten-Sees und seiner Umgebung. Dritter Theil. Limnologie des Platten-Sees. Von Eugen v. Cholnoky. Mit einer Lichtdrucktafel und 68 zinkt. Textfiguren. Wien 1897. Ed. Hölzel. 119 S. gr. 4°. — Seit 1891 besteht die Balaton-Commission der Budapester Geographischen Gesellschaft, welche — der bekannten internationalen Gelehrtenvereinigung zur Erforschung des Bodensees vergleichbar — die wissenschaftlichen Studien über den größten Binnensee, den Ungarn und mit ihm Mittelenropa besitzt, zu centralisiren und einheitlich zu gestalten gebildet wurde. Professor v. Loczy, der durch seine centralasiatischen Forschungen erstens bekannte Geograph, steht an der Spitze des Ausschusses, welchem sich eine stattliche Reihe ungarischer Fachmänner zur Verfügung gestellt hat. Im ersten Bande sollen die physisch-geographischen, im zweiten die biologischen Verhältnisse des Sees und seiner Umgebung gekennzeichnet werden, und im dritten Theil soll die Uferbevölkerung archäologisch-anthropogeographisch geschildert werden; auch wird letzterem die — einem Nichtmagyaren muthmaßlich viel Neues bringende — Bibliographie des Balaton einverleibt sein. Jeder Band zerfällt wieder in eine Anzahl selbständiger Abtheilungen, und die erste derselben ist es, auf welche wir heute die Aufmerksamkeit deutscher Leser lenken möchten. Als sehr anerkennenswerth möchten wir es bezeichnen, daß neben der ungarischen Ausgabe auch eine solche in unserer Sprache hergehen soll; die Uebertragung des gegenwärtigen ersten zur Veröffentlichung gelangenden Bestandtheiles hat der bekannte Geophysiker Prof. v. Kövesligethy überwacht.

Wir halten dafür, daß gerade diese Untersuchungen über die Bewegungen eines räumlich so ausgedehnten Süßwasserbeckens das allgemeinste Interesse hervorrufen werden, denn außer dem Genfer See und dem wenigstens ernstlich in Angriff genommenen Bodensee ist uns in genannter Beziehung kein See nunmehr bekannter als eben der große ungarische Repräsentant stehender Gewässer. Die limnimetrischen Methoden, welche durch Forel, Plantamour und Sarasin am Leman ausgebildet wurden, haben die Herren v. Loczy und v. Cholnoky auch auf den Platten-See angewandt, und obwohl die Beobachtungsreihe noch keine sehr umfassende ist, so haben wir doch durch sie bereits die wichtigsten Aufschlüsse erhalten über die auch hier nicht fehlenden stehenden Wasserschwingungen, die sogenannten „Seiches", welche in einem Auf- und Absteigen des Seespiegels an gegenüberliegenden Ufern punktuell sich offenbaren. Der Verfasser unterscheidet aperiodische, mehr vorübergehende, und periodische „Denivellirungsformen" — diesen Ausdruck würden wir als Ersatz für „Denivellationsformen" vorschlagen — und unterzieht beide, an der Hand sehr zahlreich abgebildeter Wasserstandsdiagramme, genauer Untersuchung. Einige der hiebei erzielten Ergebnisse sollen nachstehend mitgetheilt werden.

Daß Wind und Luftdruckänderungen fast ausschließlich als secundäre Ursachen dieser Gleichgewichtsstörungen auftreten, während primär natürlich die Schwere der Wassertheilchen diese zur Rückkehr in die Verticalebene veranlassen will, wird ausdrücklich hervorgehoben und durch Beispiele belegt, welche auch von anderen Küsten hergenommen werden. Der Berichterstatter erblickt hierin eine willkommene Bestätigung der von ihm zu zwei verschiedenenmalen über diese Frage dargelegten Anschauungen; dem Verfasser scheinen diese Arbeiten entgangen zu sein, während im übrigen die Berücksichtigung der Literatur nichts zu wünschen übrig läßt. Die theoretische Betrachtung des vom Winde auf eine Wasserfläche geübten Einflusses enthält manch neuen Gesichtspunkt, wie z. B. eine gewisse Berichtigung der von Zöppritz aufgestellten Lehre vom Wind- und von den Meeresströmungen, wobei jedoch ausdrücklich bemerkt sei, daß der Hauptpunkt dieser letzteren Theorie unerschüttert bleibt. Geht der Barograph in seinen automatischen Aufzeichnungen einen ruhigen Gang, so thut dies auch der Limnigraph, während sprunghafte Bewegung des ersteren bald auch unregelmäßige Zickzacklinien des letzteren folgen. Besonders mit dem durch ein einfaches Experiment erläuterten Satz, daß der Einfluß acuter Druckveränderungen kein statischer, sondern ein dynamischer sei (S. 72), kann sich der Unterzeichnete nur vollkommen einverstanden erklären. Gewiß sind (VII. Abschnitt) andere zur Denivellirung führende Einwirkungen nicht geradezu undenkbar, praktisch aber ganz belanglos gegenüber den besprochenen Ursachen. In den Seiches selbst übergehend, zeigt der Verf., daß die anderwärts bekannten, durch uninodale Ausdrücke festzulegenden Modalitäten auch in diesem Falle vorhanden sind, daß aber der sonst seltene binodale Typus diesmal am häufigsten auftritt. Hemmend bethätigt sich für das Zustandekommen reiner Knotenwellen die Einschnürung des Sees zwischen Szántód und der landschaftlich berühmten Tihony-Halbinsel; um die hier sich verwirrenden Bewegungen zu analysiren, wird auf die merkwürdigen Bewegungen des Wassers in der Straße von Euböa zurückgegriffen, deren Charakter von Mialis, Forel und Krümmel ebenfalls klargestellt zu werden vermochte. Das von den Strömungen in der Enge von Tihony handelnde Capitel wird jenen Geographen, welche an einem in zwei separate Theile zerfallenden und nur durch einen schmalen Sund verbundenen Becken Studien anzustellen haben, sehr nützliche Fingerzeige darbieten. Und die ganze Arbeit kann als mustergültig für Individualcharakteristiken bezeichnet werden, wie solche die wissenschaftliche Landeskunde allenthalben auf ihr Programm gesetzt hat.

S. Günther.

-y- Internationaler Congreß für Arbeitsgesetzgebung. Brüssel, 28. Sept. Im weiteren Verlauf der gestrigen Vormittagssitzung brachte zunächst H. Valiervoz (Paris) über die französische Gesetzgebung in einer Darstellung, welche die Grundauffassung des Redners über die Aufgaben der Socialpolitik nur undeutlich durchleuchten ließ. Die Berliner Conferenz meinte er — im Widerspruch mit den späteren Aeußerungen eines anderen Landsmanns — habe in Frankreich keinen wesentlichen Eindruck zurückgelassen. Der individualistische Zug trat in der Befürwortung absoluter Freiheit des Arbeitsvertrags bezüglich der Arbeitszeit auch für den Fall der Festsetzung eines Normalarbeitstags hervor. Andererseits schien die Befürwortung der Einrichtung einer Centralstelle, welche die fortlaufende Kenntnißnahme von der thatsächlichen Gestaltung des Arbeiterschutzes vermittelt, einiges Interesse für active Socialpolitik zu manifestiren. — Was bis dahin die Tagesordnung gut ringehalten worden, so war es Hrn. Strauß (Belgier, gebarener Bayer) vorbehalten, dieselbe zu durchbrechen. Mit aller Energie ging er, auf dem Boden des ödesten Manchesterthums sich bewegend, zum Angriff gegen jegliche socialpolitische Action vor. Zu diesem Zweck wußte er mit unglaublicher Entstellung der thatsächlichen Vorgänge eine in ihrer Art einzig dastehende Erklärung von den angeblichen Initiativen der deutschen und der schweizerischen Socialpolitik zu geben. — Prof. Brentano nahm zunächst Anlaß, „als Liberaler wie als Deutscher" den Entstellungen von Strauß entgegenzutreten. Es sei bekanntlich kein Anhänger des Staatssocialismus, um so trauriger erscheine es ihm, daß im Namen der Freiheit so sehr die Unfreiheit gepredigt worden sei. Weiterhin wies er darauf hin, wie die Ausgestaltung der deutschen Socialpolitik nicht mit der Schutzzollpolitik, sondern mit dem Vorgehen gegen die Socialdemokratie im Zusammenhang gestanden sei. Zur Sache selbst bemerkt Brentano, daß im Namen der Freiheit die Arbeiterschutzgesetzgebung zu fordern sei, als nothwendige Folge der

Digitized by Google

seit einem Jahrhundert eingetretenen technischen und wirthschaftlichen Entwicklung; durch die Arbeiterschutzgesetzgebung wahrt der Staat die Freiheit seiner Staatsbürger. — In parteiischer Weise wandte sich sodann Verhaegen (Belgien) gegen die einseitige Geltendmachung eines unhaltbaren Unternehmerstandpunkts, unter eingehender Darlegung der in Belgien vorliegenden Erfahrungen. In trefflicher Begründung spricht er sich für eine „sage protection“ aus. Darauf wurden die Verhandlungen vertagt.

In der heutigen Vormittagssitzung kam Paul Pick (Prof. in Lyon) zum Wort, welcher darlegte, daß die Berliner Conferenz doch kein so unbedeutendes Datum für die Entwicklung der französischen Arbeiterschutzgesetzgebung vorstelle; insbesondere habe die Berliner Conferenz die parlamentarischen Verhandlungen stark beeinflußt. Weiterhin zeigt er, inwieweit die Wirkung davon in gesetzlichen Bestimmungen sich verdichtet habe. Von der Tagesordnung gänzlich abschweifend, hielt Nagez (Lille) eine Standrede zu gunsten des Hülfscassenwesens, dem sein Landsmann Fleury mit Bezugnahme auf angeblich wahre geschriebene noch gedruckte, aber doch vorhandene Erstlandnisse der niedergedrückten Fabricanten mit einer grundsätzlichen Nazweisung der gesammten Bedeutung der socialen Gesetze folgte.

Alsdann nahm v. Mayr (Straßburg) Anlaß, nicht nur Fleury zu erwidern, sondern namentlich die Unhaltbarkeit des Strauß'schen Angriffs erschöpfend darzulegen. Er betonte, wenn die Professoren so wären, wie viele sich dieselben vorstellen, dann verdiente Hr. Strauß, der sich als Nichtprofessor eingeführt habe, ein solcher zu sein; er habe Geschichtsphilosophie mit viel Philosophie oder vielmehr Phantasie und mit sehr wenig Geschichte vorgetragen. Weitere zerpflückte der Redner die einzelnen Strauß'schen Legenden, insbesondere bezüglich der Matine der deutschen Gesetzgebung — dabei als Schutzzöllner dem liberalen Brentano zur Seite tretend —, sodann weiter hinsichtlich der angeblichen Entstehung der Schweizer Politik — dabei namens der abwesenden Schweizer Freunde gegen die Darstellung von Strauß ausdrücklichen Protest erhebend — und endlich bezüglich des angeblichen Zusammenhangs der Entwicklung der Socialgesetzgebung und der ökonomischen Depression. Das Wichtigste aber an der Strauß'schen Rede sei deren Grundton gewesen, d. i. die reine unversöhnliche Negation jeder Socialpolitik, während die Erfahrung zeige, daß kein Volk, das überhaupt ein civilisirtes sein wolle, solche entbehren könne. Das komme davon her, daß Strauß nach längst veralteter Auffassung den Arbeiter nur als Element der Production betrachte, in ihm aber den wirklichen lebenden und auf menschenwürdiges Dasein Anspruch habenden Menschen nicht sehe. Es komme darauf an, die letztere Rücksicht mit den Productionsinteressen zu verbinden und durch Anerkennung der socialen Nothwendigkeiten der wirthschaftlichen Anarchie entgegenzuarbeiten. — In erheblich matterer Weise, als es seine Gegner erwartet hatten, brachte dann der wohlbekannte vom ehemaligen Socialisten zu solchem umgewandelte Individualist Yves Guyot (Paris) seine Theorie vom laissez aller, laissez passer zum Ausdruck, wobei er mit sichtlichem Behagen bei der für die öffentlich-rechtlichen Zustände sicher nicht schmeichelhaften Thatsache des mangelhaften Vollzugs gewisser in Frankreich durch Gesetz angenommenen Schutzbestimmungen verweilte. — In trefflicher ruhiger Weise legte a. Philippovich die Gestaltung der österreichischen Gesetzgebung dar und zeigte, wie in Oesterreich an eine grundsätzliche Abziehung der Arbeiterschutzgesetzgebung nicht einmal mehr bei der liberalen Partei gedacht werde. Die Schutzgesetzgebung diene nicht nur zum Schutz der Arbeiter, sondern auch der Unternehmer, und zwar gegen die „concurrence déloyale“, welche zu bekämpfen auch die französische Gesetzgebung und Rechtsprechung sich allzeit besonders habe angelegen sein lassen. Zum Schluß stellt noch Lambert (französischer Industrieller) die Alternative: Herrschaft der Syndikate oder der Arbeiterschutzgesetzgebung? und erklärt sich für die zweite.

— Brüssel, 29. Sept. In der gestrigen Nachmittagssitzung führte Frhr. v. Berlepsch den Vorsitz. Zur Verhandlung stand die zweite Frage: Sollen die erwachsenen männlichen Arbeiter einem Schutz unterworfen werden, und soll insbesondere das Gesetz allgemein die Arbeitsdauer für dieselben bestimmen? Nach dem Grundgedanken des Programms hätte erst bei dieser Frage der Principienkampf entbrennen sollen, da die Ziffer 1 des Programms ursprünglich nur eine objective Darlegung der Gesetzgebung in den verschiedenen Ländern bieten sollte. Durch die Ungeduld der Nichtinterventionisten — wenn dieses barbarische Wort gestattet ist — war aber der Kampf schon zu Frage 1 entbrannt und in der Hauptsache beendigt. Immerhin wetterleuchtete aber auch bei Frage 2 das Gewitter der grundsätzlichen Meinungsverschiedenheit noch weiter. Zunächst führte sich Vanlaer (Lille) mit einer Reihe zum Theil recht seltsamer rechtsphilosophischer Betrachtungen als gemäßigter Interventionist ein. Dann verbreitete sich in beachtenswerther Ausführung der Brüsseler socialistische Professor H. Denis über den Arbeiterschutz, insbesondere die physiologischen und psychologischen Grundlagen für die Norm, welche für die individuelle Arbeit maßgebend sein soll. Die Coalition der Arbeiter allein vermöge nicht zu helfen, seien doch sogar in England nur etwa 20 Proc. coalirt. Die Erfahrung habe gezeigt, daß aus einer angemessenen Verminderung der Arbeitszeit keineswegs eine Herabdrückung der Production sich ergibt. — Dann folgt Yves Guyot. Leute, wie Professoren und Beamte haben hier nicht mitzureden, sondern nur die „Geschäftsmänner“, die in diesen Dingen angeblich allein Verantwortlichkeit tragen. Und diese Geschäftsmänner finden, daß die Bestimmungen des Code civil vollkommen ausreichen, weiteres ist nicht nöthig. Noch classischer wird die orthodoxe Manchesterlehre von dem belgischen Großindustriellen De Bergnies formulirt: In der Staat muß intervenieren, dazu ist er vorhanden, jedoch nur im Interesse der Sicherheit und Freiheit; bei dieser Intervention aber soll nie ein individueller Zwang (d. h. gegen die Unternehmer) ausgeübt werden. Darnn reiht sich die Behauptung, die Arbeitgeber thäten ja ohnedies alles, was auf diesem Gebiete der Arbeiter verlangen könne, aus eigenem Antrieb und im eigenen Interesse. Uebrigens möge man in Ländern, in denen man Autorität und Gott anerkenne, eine Schutzgesetzgebung machen, für ein demokratisches Land passe sie nicht! Noch nackter brachte Strunz die doch längst veraltete Nachtwächteridee zum Ausdruck, die in der Formel vom Rechtsstaat alten Stils Ausdruck findet, daß der Staat lediglich für Sicherheit der Person und des Eigenthums zu sorgen habe. Dasselbe Thema von der ungeblichen Ausnahmegesetzgebung, von der Heilsamkeit des absolut freien Arbeitscontracts und vom Mißtrauen in die Action der Gesetzgebung behandelt auch Unilerouz (Paris).

Dem manchesterlichen Standpunkt dieser Nichtinterventionisten traten der belgische Prof. Abbé Castelein, die Inngbelgier Anslonz und Waxwellre, der Holländer Kuyper (Fabrikinspector) und Prof. Herknee (Karlsruhe) entgegen. Letzterer hebt hervor, diese Frage sei in den Einzelheiten ihrer Umgrenzung nicht eine Frage des Prinzips, sondern der thatsächlichen Untersuchung. Im allgemeinen ist er für elfstündige Arbeitszeit nach den österreichischen und schweizerischen Erfahrungen, die zu keiner Beeinträchtigung des industriellen Fortschritts und zur Verbesserung des moralischen und wirthschaftlichen Zustandes der Arbeiterschaft geführt habe. Weitere zu gehen, halte er nicht für rathsam, die Zurückführung auf 10 Stunden bleibe besser der Wirkung der Arbeitercoalition überlassen; denn allzu viel solle der Staat hier nicht thun. In England bestehe allerdings keine gesetzliche Einschränkung für die Arbeit erwachsener Männer, thatsächlich aber werde solche durch die Bestimmungen über die Arbeitszeit von Kindern, Jugendlichen und Frauen herbeigeführt. Weitergehende Einschränkungen durch Gesetz seien übrigens bei einzelnen gesundheitsschädlichen Gewerben wohl veranlaßt; auf diesem Wege gehe man auch in Deutschland vor. — Zum Schlusse der Sitzung nahm noch Prof. Brentano zugleich im Auftrag der englischen Fabrikinspectorinnen Anlaß, die von Strunz unrichtig vorgetragene Gestaltung der englischen Fabrikgesetzgebung zu berichten und die von derselben in gehässiger Weise gelegentlich weiter vorgebrachte Behauptung, daß Deutschlands Industrieaufschwung von den französischen fünf Milliarden herrühre, in gebührender Weise zu beleuchten und zurückzuweisen. — In der heutigen Vormittagssitzung kam zunächst die dritte Frage des Programms zur Erörterung: Ist ein internationaler Schutz der Arbeiter nützlich und wünschenswerth? In welchem Maße und in welcher Art? Daß eine einfache mechanische Gleichstellung des Schutzes in verschiedenen Ländern, und zwar eine durchgreifende völkerrechtliche Verständigung hierüber, nicht möglich ist, wurde von den Interventionisten wie von ihren Gegnern hervorgehoben. Bei dieser Frage kamen deshalb scharfe Gegensätze der Auffassung weniger zum Ausdruck. Daß eine einheitliche mechanische Beschränkung in den verschiedenen Ländern wegen der verschiedenen Bedingungen der Arbeitsvertheilung nicht die gleiche Bedeutung haben würde, hob in längerer Ausführung Professor Herknee hervor, indem er zugleich die anschließende Bedeutung der Ausgleichsmomente (Handelspolitik, technische Erziehung, Transport-

Digitized by Google

tarifwesen) betonte. Der Versuch förmlicher internationaler Vereinbarungen, um deren wirksamer Vorbereitung außer Regierungsvertretern auch maßgebende Parlamentarier theilnehmen müßten, würde unendliche Schwierigkeiten bieten. Bei der Einschränkung auf einzelne eng umgrenzte Fragen, z. B. die Frauenarbeit, aber wären sie überwindbar. Auch die Errichtung einer Centralstelle, in welcher das ganze Erfahrungsmaterial zusammenfließe, erscheine zweckmäßig und möglich. Daß Strauß und Russlovich als Gegner des nationalen Arbeiterschutzes von einem internationalen erst recht nichts wissen wollten, ist selbstverständlich. v. Mayr constatirt aus der genossenschaftlichen Uebereinstimmung der Gegner die Unmöglichkeit einer völkerrechtlichen Ausgestaltung des Arbeiterschutzes. Er constatirt aber auch weiter, daß gerade die Congreßverhandlungen zeigten, wie sehr noch weite Kreise der Aufklärung in den elementaren Fragen des Arbeiterschutzes bedürften. Hiezu sei eine internationale Action sehr von Nutzen, insbesondere in Gestalt von Congressen und außerdem in der Form der Schaffung einer Centralstelle der Information über diese Gesetzgebung und deren Wirkungen, die von staatlicher oder privater Initiative hervorgehen könne. v. Philippovich schließt sich diesen Ausführungen an und hebt im einzelnen hervor, daß gewisse eng umgrenzte Verständigungen technischer Art völkerrechtlich nicht unmöglich seien. Wenn man im Krieg die Anwendung gewisser Mittel völkerrechtlich nicht zulasse, so könne man in ähnlicher Weise auch den wirthschaftlichen Kampf beeinflussen, wie solches im weiteren Sinne auch beim Abschluß von Handelsverträgen geschehe. Auch hier komme es viel auf den guten Willen an. Brentano hebt in zutreffender Weise gegen Strauß, der auch hier von gar keiner Action etwas wissen will, hervor, daß doch auch für den Freihandel die größte internationale Propaganda gemacht werde, warum solle dies nicht auch hier geschehen, wo es sich darum handle, die Wohlthaten unserer Gesetzgebung auch Anderen zutheil werden zu lassen. — Spier (Frankfurt) meint, die bloße Negation dürfe auch auf diesem Gebiete nicht das Ergebniß der Congreßverhandlungen sein; durch wirksamen Einfluß auf die internationale Auffassung werde allmählich auch ein öffentlich-rechtliches internationales Eingreifen ermöglicht.

Zum Schluß der Vormittagssitzung wurde noch die vierte Frage des Programms in Angriff genommen: Ist es angezeigt, die Arbeitsbedingungen in der kleinen Industrie und in der Hausindustrie gesetzlich festzustellen? Im bejahenden Fall, welches wären die hiezu zu empfehlenden praktischen Maßnahmen? Prof. Hitze, der dabei zum erstenmal zum Wort kam, gab, theilweise in Ergänzung des vorliegenden gedruckten Referats von A. Weber, eine eingehende Uebersicht der deutschen Bestimmungen und der maßgebenden Auffassungen des Reichstags und der Reichsgesetzgebung, dabei betonend, daß die deutsche Schutzgesetzgebung geschaffen worden sei aus Rücksichten der Freiheit und des öffentlichen Interesses der Gesellschaft. Eine schablonenmäßige Regelung erscheine hier nicht angezeigt und überhaupt seien bei den in Frage stehenden Fällen die praktischen Schwierigkeiten sehr groß; deßhalb sei Deutschland hier zur Zeit von verschiedenen Ländern überholt. — Den Abschluß der Verhandlungen in der Vormittagssitzung bildete noch eine Philippika von Fieney gegen jegliche Schutzmaßnahme der in Frage stehenden Art.

* Der Ausschuß der Deutschen Colonialgesellschaft hat, wie die „Deutsch. Col.-Ztg." berichtet, dem Reisenden Nachtigals, Rudolf Prietze, einen Zuschuß von 1000 M. für einen längeren Aufenthalt in Turkana bewilligt. Hr. Prietze ist mit der Bearbeitung des linguistischen Nachlasses von Burkh, Nachtigal und Rohlfs seit Jahres beschäftigt. Dieser Nachlaß umfaßt eine größere Anzahl von Sprachen des Gebietes von Darfur bis in den Nigerbogen und behandelt an Sprachen, die für deutsche Colonien von Bedeutung sind, besonders das Haussa, Bornu, Logan, Wandala, Bagirmi und Fula, sowie eine Menge von Dialekten im Hinterlande von Kamerun. Hr. Prietze meint, daß er die Errungenschaften der großen Forscher erst dann in wissenschaftlich und praktisch vollwerthiger Gestalt der Oeffentlichkeit werde darbieten können, wenn er die betreffenden Sprachen einmal mit dem eigenen Ohr aufgefaßt und die in grammatischer, besonders in syntaktischer Hinsicht vorhandenen Lücken durch selbstgesammelte Texte ergänzt haben werde. Er beabsichtigt, zu diesem Zwecke sich in Tunis, wo Neger aus dem gesammten Sudangebiet leicht zu finden sind, mehrere Monate aufzuhalten.

* Jena. Das groß angelegte Repertorium thüringischer Urkunden, das im Auftrag des Vereins für thüringische Geschichte und Alterthumskunde und mit Unterstützung sämmtlicher thüringischer Regierungen von Dr. Dobenecker hier herausgegeben wird, ist jetzt bis zum 2. Band gediehen, der demnächst erscheinen wird. Derselbe umfaßt die Jahre von 1152 bis 1246, während der erste, schon veröffentlichte, den Zeitraum von 500—1152 umschloß. Im ganzen sind bisher 23,000 Regesten für dieses Sammelwerk angefertigt worden.

* Breslau. Am 1. October starb, im Alter von 70 Jahren, der außerordentliche Professor der Physiologie an der hiesigen Universität Dr. Leopold Auerbach. Schüler des bekannten Physiologen Joh. Evang. Purkinje, des Begründers der mikroskopischen Anatomie in Deutschland, beschäftigte sich Auerbach anfangs vorzüglich mit Untersuchungen über den feineren Bau und die Entwicklung der Gewebe und über die Zelle und den Zellkern, um später auf das Gebiet der allgemeinen Biologie überzugehen. Sein Lehrgebiet an der hiesigen Universität blieb jedoch hauptsächlich die Gewebelehre. Auerbach gehörte zu den ältesten Mitgliedern der Breslauer medicinischen Facultät.

* Zürich. Die Tiefe der Schweizer Seen ist durch eine Anzahl von Lotungen zu geologischen Zwecken kürzlich festgestellt worden; die Hauptergebnisse erfahren wir durch die „Schweizerische Bauzeitung". Der tiefste See der Alpen, der nach zum Theil auf Schweizer Gebiet liegt, ist der Langensee (Lago Maggiore), dessen größte Tiefe 365 Meter beträgt. Der Genfer See kommt an zweiter Stelle mit 310 Meter. Der dritte ist der Brienzer See mit 214 Meter, dann folgen der Zuger See mit 198, der Vierwaldstätter See mit 143, der Lac de Joux im Juragebirge mit 34 Meter und zum Schluß der kleine Lauerzer See, dessen Tiefe nur bis höchstens 13 Meter beträgt.

> Kopenhagen, 1. Oct. Der Leiter der biologischen Station in Jütland, Dr. phil. C. G. Petersen, macht über die Wirksamkeit der Station im letzten Sommer und insbesondere über die im tiefen Skagerak vorgenommenen Untersuchungen interessante Mittheilungen. Die Fischer im nördlichen Jütland haben stets geglaubt, daß, wenn die Goldbutten (pleuronectes pinitesus) im Kattegat, dem Hauptplatz der Buttenfischerei, aufgefischt worden seien, aus den Tiefen des Skagerak neuer Zugang dieser Fische erfolge. Diese Auffassung ist, wie die Untersuchungen dieses Sommers ergeben, verkehrt; im tiefen Skagerak kommt die Goldbutte gar nicht vor. Theils um dies festzustellen, theils um zu untersuchen, welche Fischarten im Skagerak leben, sind von Dampfschiffen aus Tiefwasserdrawlfischereien vorgenommen worden mit einem von Dr. Petersen zu diesem Zweck verfertigten Apparat, einer Combination des hier gebräuchlichen Aalgarnes und des neuen englischen Patentdrawls. Mit Hülfe dieses Gerathes ward festgestellt, daß die Goldbutte in größeren Tiefen als 50—70 Faden nicht lebt und daß der Skagerak von einer besonderen Fischfauna bevölkert ist, deren Repräsentanten unsre Fischer so gut wie gar nicht kennen; denn in einer Tiefe von 200—300 Faden fischt man nicht und nur selten werden Fische aus solchen Tiefen von Strömungen ans Land getrieben. Eine Anzahl von Zügen auf 200—300 Faden förderten eine Art langhalsiger, mehrere Fuß lange Dorsche (macrurus) zu Tage, ferner Schleimaale (myxine), kleine Rochen (raja), Chimären, Saldlachs (argentina silus), andere merkwürdige Lachsarten, Seebarsche (perca marina) und verschiedene kleinere Fische, alle sehr selten in unsern Gewässern. Von anderen Seethieren fand man eine Art großer, eßbare Garnelen (pulmonea), die roth waren, ehe sie gekocht wurden, hummerähnliche Krebsthiere, Seesterne und Tiefwasserkorallen. Der Meerboden bestand überall, wo gefischt wurde, aus braunem, weichem Schlamm, ohne Spur von Pflanzenwuchs. Dr. Petersen ist der Ueberzeugung, daß in dem von ihm hier benutzten Apparat ein Gerath gefunden wurde, das von großer Bedeutung für künftige Tiefwasseruntersuchungen werden wird.

* New-York. Die im vorigen Jahre von der hiesigen Columbia-Universität nach Alaska entsandte Expedition, deren Zweck zoologische Beobachtungen waren, befand sich nebst ihren Sammlungen, Aufzeichnungen und Apparaten auf der „City of Mexico", die am 4. August bei der Einfahrt in den Königin Charlotte-Sund unterging. Die Mitglieder der Expedition wurden von dem sinkenden Schiff gerettet, dagegen gingen alle Sammlungen und Aufzeichnungen nebst den Apparaten verloren, so daß die wissenschaftliche Arbeit eines ganzen Jahres vollkommen vergeblich gewesen ist.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 5. October. Nummer 224.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Localnamen und das slavische Element in Friaul. Von Prof. H. Kruspkopf. — Gastein — Langensalza. II. Von Hugo Arnold. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Localnamen und das slavische Element in Friaul.

Von Prof. H. Kruspkopf.

Wir hatten bereits im vergangenen Jahre einmal Gelegenheit genommen, in der „Beilage" über die slavische Bevölkerung in Italien, ihre ökonomischen, socialen und politischen Verhältnisse zu sprechen[1]) und legten dabei hauptsächlich einen von Prof. Dr. Musoni gelegentlich des zweiten italienischen Geographentages in Rom gehaltenen Vortrag zugrunde. In jüngster Zeit veröffentlichte derselbe Gelehrte in der Rivista geografica italiana eine weitere wissenschaftliche Arbeit über die italienischen Slovenen unter dem Titel: „Die Localnamen und das slavische Element in Friaul",[2]) eine Arbeit, welche wegen der Competenz des jungen Verfassers, der ein gründlicher Kenner der slavischen Sprachen ist und sich als Geograph und Historiker bereits einen Namen gemacht hat, nicht geringes Interesse darbietet.

Das Studium der Localnamen ist heutzutage für den Geschichtsforscher von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit, ja oft bietet es demselben den einzigen Anhalt, um dunkle Punkte in der Geschichte der Völker zu erklären. Auch für den Gelehrten, welcher sich mit der ältesten nebelhaften Geschichte Friauls beschäftigt, kann das Studium der Localnamen nur von großem Nutzen sein, da diese Landschaft dem Einfluß der verschiedensten Völkerschaften ausgesetzt war, von denen einige das Land nur durchzogen, andere aber sich festsetzten und sich mit den Eingebornen vermischten. Nicht immer haben wir von diesen Völkern sichere Nachrichten über ihre Herkunft und die Zeit ihrer Einwanderung, und nur die Namen der Ortschaften können theilweise einen Anhalt bieten. — Aus Egli's „Geschichte der geographischen Namenkunde" geht hervor, daß es bis heute über dreitausend größere und kleinere wissenschaftliche Arbeiten gibt, die sich mit Ortsnamen und deren Erklärung befassen. Aber nur wenige betreffen Italien und eine ganz geringe Zahl das „starke" Friaul. Als das wichtigste einschlägige Werk über diesen Theil Italiens muß das Vocabolario corografico friulano von G. A. Pirona bezeichnet werden.[3]) Erwähnung verdient ferner eine Arbeit vom Senator Di Prampero und F. Braidotti, die 2929 Namen enthält,[4]) sowie ein weiterer Essai des Senators Di Prampero, betitelt: „Saggio di un glassario geografico friulano dal VI al XIII secolo."[5]) Andere Gelehrte, wie Antonini, Leicht, Flecchia, Ascoli und Marinelli erklären bei passender Gelegenheit in ihren Schriften friaulische Namen, meistens lateinischer und keltischer Abstammung. Zahn gibt in seinem Buch: „Deutsche Schlösser in Friaul" die Erklärung von verschiedenen deutschen Ortsnamen. —

Unter den mannichfachen Elementen, welche Spuren in Friaul hinterlassen haben, ist das Slovenische von Wichtigkeit, sei es, weil es sich noch heute längs der ganzen Gebirgszone der julischen Alpen behauptet, sei es, weil es vor Jahrhunderten auch in der Ebene heimisch war, wovon die Ortsnamen ein beredtes Zeugniß ablegen. Es wäre höchst interessant, mangels anderer Documente eine möglichst vollständige Sammlung dieser Namen zu besitzen. Wir sind jedoch von einer auch nur annähernden Vollständigkeit noch weit entfernt. Antonini gibt in seiner Schrift: „Il Friuli orientale"[2]) 21 Namenerklärungen; auch Miklosic liefert einen Beitrag in seiner Arbeit: „Die slavischen Ortsnamen aus Appellativen."[3]) Vor einigen Jahren erschien ferner in dem Ljubljanski Zvon eine Abhandlung von Professor Simon Rutar unter dem Titel: Slavenske naselbine na Furlanskem,[4]) in welcher, allerdings mit stark gefärbtem slovenischen Nationalgefühl, versucht wird, die Namen zahlreicher Ortschaften und Flüsse aus der slavischen Sprache zu erklären, die unbestritten lateinischen Ursprungs sind, wie Ascoli in seinen Saggi ladini[5]) und Leicht in: „Il confine orientale versa l'Austria slavena"[6]) nachgewiesen haben. Oft ist übrigens die Etymologie allein nicht hinreichend, mit Sicherheit den Ursprung von Ortsnamen festzustellen. Manche Sprachen, die zu derselben Familie gehören, haben Wurzeln und Affixe mit einander gemein und man muß, um zu einer richtigen Ableitung der Namen zu gelangen, außer der Glottologie, auch die Geschichte, die Archäologie, die Geographie und andere Disciplinen zu Hülfe nehmen. Führen wir hierzu nur ein Beispiel an. Die Endung ac, die von manchen Gelehrten für ausschließlich keltisch gehalten wird, ist auch ziemlich häufig in Ortsnamen slavischer Abkunft; sie tritt dort, wie Miklosic sagt, an Adjective, die dadurch substantivirt werden. Vielleicht findet sie sich in der einen oder der anderen Variation auch in anderen Idiomen des indoeuropäischen (indogermanischen) Sprachstammes. Es ist daher nicht richtig, wenn Leicht in seinem abenerwähnten Buche behauptet, die Namen auf acco im slavischen Theile von Friaul seien keltischen Ursprungs, während sie doch augenscheinlich aus dem Slavischen herkommen. —

Der Curiosität halber erwähnen wir hier noch ein Werk des gelehrten Panslavisten und Wiener Hofbibliothekars

1) S. Nr. 135 vom 13. Juni 1896.

2) „I nomi locali e l'elemento slavo in Friuli" del prof. Fr. Musoni (Annata IV, fasc. 1—3); in Florenz (Tip. M. Ricci 1897) als separates Heftchen herausgegeben.

3) Venedig 1861.

4) In: Annuario statistico per la provincia di Udine, anno I, Udine, G. Seitz 1876.

1) In: Atti del R. Istituto Veneto di Scienze, lettere ed arti, serie V, tom. 7, pag. 1174 ff.

2) Mailand, F. Vallardi 1865.

3) In: Denkschriften der k. Akademie der Wissenschaften (philos.-hist. Classe Bd. XXI., Wien 1872).

4) Ljubljanski Zvon 1883. Nr. I und II.

5) Saggi ladini. Archivio glott. ital. Anno I.

6) Padua, Druck 1891.

Johann Kolaz, betitelt Slaroitalja slovanska, in welchem nachzuweiſen verſucht wird, daß eine große Anzahl Orte mit ſlaviſchem Namen auf der ganzen Apenninenhalbinſel zerſtreut lägen, und daß Romulus und Remus und die alten Etrusker ſich in ſlaviſcher Sprache unterhalten hätten. Niemand wird eine ſolche paradoxe Behauptung für Ernſt nehmen.

Höchſt bedauerlich iſt es, daß in den öſterreichiſchen Diſtricten der Venezia Giulia, in welchen Italiener, Deutſche und Slovenen ſich das Feld ſtreitig machen, die in der Politik herrſchende blinde, intolerante Streitſucht auch in die Sphären der Wiſſenſchaft gedrungen iſt. Selbſt die Localnamen, die reſpectirt und den Nachkommen als hiſtoriſche Documente, als werthvolles wiſſenſchaftliches Material überliefert werden müßten, haben ſich die willkürlichſten Aenderungen und Ueberſetzungen in andere Sprachen gefallen laſſen müſſen. So ſehen wir z. B. Monfalcone von den Slovenen verändert in Trzie, Duino in Devin, Capodiſtria in Koper, Pola in Pulj; auf der anderen Seite iſt das ſlaviſche Preſteljenik zu Vedetta, Vogu zu Carbone, Triglav zu Tricorno, Podgora zu Piedimonte und das deutſche Roſenthal zu Valdirose geworden.

Man beſchränkt ſich aber nicht allein darauf, die Namen zu verfälſchen, ſondern man greift in blindem Racenhaß ſelbſt die Geſchichte an. So behaupten die Slaven, Trieſt, das uralte Tergeſte (ſlav. Trst), ſei eine ſlaviſche Stadt; ſelbſt das Adriatiſche Meer, überſetzt in Jadransko morje, verdankt ſeinen Namen, den Slovenen zufolge, nicht der Stadt Adria, ſondern der Wurzel jader, welche ſich in vielen ſlaviſchen Wörtern findet. Als Grund für dieſe höchſt eigenthümliche Geſchichtsverfälſchung wird angegeben, Adria, das heute ca. 20 km vom Meere entfernt liegt, habe nie am Meere gelegen, und die Namen Ἀδριατικὴ θάλασσα und mare Adriaticum ſeien bedeutend jünger als die alte römiſche Bezeichnung Mare superum.

Auf der anderen Seite iſt der Name der Stadt Laybach unbedingt ſlaviſch und nicht deutſch. Slaviſche Namen, wie Ljubljanic, Ljuban, Ljubljan u. a. ſind in den ſlaviſchen und ſerbiſch-croatiſchen Ländern ungemein häufig. Aehnliche Beiſpiele könnten noch viele angeführt werden. —

Einen kleinen Beitrag zur Erklärung ſlaviſcher Ortsnamen gibt Muſoni in dem zweiten Abſchnitt ſeiner intereſſanten Arbeit. Er theilt dieſelben in zwei Gruppen: die erſtere umfaßt die Namen von Orten, an denen das Slovenische noch heute geſprochen wird, die letztere begreift Ortsnamen aus den Theilen Friauls, welche vor Jahrhunderten einmal von Slaven bewohnt und daher ſlaviſchem Einfluß ausgeſetzt waren. — Die Benutzung der claſſiſchen Arbeiten von Umlauft, Miklošic und Egli, die Vergleichung friauliſcher Namen mit anderen ſlaviſchen Namen außerhalb Italiens, ſowie endlich die älteſten Documente, in denen ſlaviſche Ortsnamen erwähnt werden, boten nicht unweſentliche Anhaltepunkte bei den nachfolgenden Erklärungen.

Von den Namen, deren Abtheilung ſicher iſt, kommt ein großer Theil von Pflanzenbezeichnungen her; ſo Klenjè, ital. Clenia, von klen, Ulme; Topoluove, ital. Topala, von topol, Pappel; Taparlipe, ital. Tiglio, von lipa, Linde; Hraſtovijè, ital. Crostù, von hrast, Eiche; Jeſſegna von jasen, Eſche u. a. m.

Zu derſelben Kategorie gehören Leſtizza von les, Holz im allgemeinen; Clodig (Hladic) von hlad, Holz; Grimacco von grm, Gebüſch; Oblizza von ablica, Rübe.

Ebenſo häufig ſind Namen, welche von orographiſchen Erſcheinungen und Zufällen, von den Eigenſchaften und der verſchiedenartigen Natur des Bodens abgeleitet ſind. Dr. Muſoni nennt unter anderen die folgenden: Podgora, Staragora, ital. Castel del Monte, von gara, Berg; Berda, Zabrdo, ital. Zabrida, von brda, Hügel; Prodolone von prodol, Hügel; Dolina, Ebene; Jalmicco, früher Jamnich, von jama, Graben; Coritis und Nakoritch von Korito, Flußbett; Puaje von palje, Stück bebautes Land; Zelline von célina, unbebautes Land; Ravenza und Raune, ital. Costapina, von raven, eben; Osejane, ital. Oseacco, von osojen, ſchattig. Andere Namen kommen von cela, Felſen, z. B. Celah, ital. Cialla; klin, Keil, z. B. Klinaz; pez, Klippe, Stein, z. B. Pecnje, Cernapeg und Podpecchia; host, Wald, z. B. Hostne, ital. Costne.

Sowohl in außeritaliſchen, als auch in den friauliſchen Ortſchaften, die den Slaven ihre Gründung verdanken, finden ſich ferner nicht wenige Namen, die von den verſchiedenen Thierarten herkommen, z. B. Jerep von jereb, Rebhuhn; Jelina von jelin, Hirſch; Medwes von medved, Bär; Cravero (Kravar) von krava, Kuh; Kasca, ital. Cosizza, von kaza, Ziege u. a.

Auch die Continentalgewäſſer gaben in der verſchiedenen Weiſe, wie ſie ſich uns zeigen, Gelegenheit zur Namenbildung; ſo finden wir Patocca, Patoch, Patuchis von potok, Gießbach; Isernicca von jezero, See; Lonca von loka, Sumpf; Studena von studenec, Quelle u. a.

Hinſichtlich der Farben iſt zu bemerken, daß in der ganzen ſlaviſchen Welt das Schwarze (crni) vorherrſcht; ſelten trifft man Weiß und faſt nie die anderen Farben an. Die Gründe dieſer Erſcheinung hat Dr. Muſoni in einer anderen Schrift, die ſich mit dem Namen Montenegro beſchäftigt, dargelegt.[1]) Von crni, ſchwarz, kommt z. B. Cergneu, Cerneglons, Cernetic, Carnica, Cernapeg. Das Wort beg, weiß, hat dem Namen Belgrado (weißes Schloß) ſeine Entſtehung gegeben.

Verſchiedene Namen laſſen ſich von den Beſchäftigungen der Bewohner ableiten. Beiſpiele: Covacevizza (Kovacevca) von kovav, Schmied; Clabuzzara von klobucar, Hutmacher.

Andere erinnern an Namen von Heiligen, wie Svet Peter (St. Petrus); Svet Ljenardt (St. Leonhard).

Endlich gibt es eine Anzahl von Namen, die von Perſonennamen gebildet ſind, z. B. Franzi, Stefanic, Juretic.

Zu dieſen ſechs Kategorien gehören faſt alle ſlaviſchen Namen Friauls, wie im allgemeinen die der anderen ſlaviſchen Länder,[2]) wobei zu bemerken iſt, daß die Urſachen, welchen der größte Theil der Namen ſein Daſein verdankt, mit wenigen Ausnahmen noch heute Geltung haben.

Merkwürdig erſcheint es, daß ſich Reminiſcenzen an die alte Geſchichte, an die älteſten heidniſchen Gebräuche u. ſ. w. der Slaven in den Namen nur wenige finden, woraus man ſchließen könnte, daß dieſes Volk nichts von ſeiner Vergangenheit mit nach Friaul gebracht oder doch ſeine Vorgeſchichte bald vergeſſen habe, wenn man nicht in ſeinem religiöſen folklore Anklänge an dieſelbe fände.

Auf die auffallende Uebereinſtimmung der meiſten ſlaviſchen Namen in Friaul mit denen der ſlovenischen Länder im allgemeinen und der ſerbiſch-croatiſchen Länder des öſterreichiſch-ungariſchen Kaiſerreichs im beſonderen und die nahe Verwandtſchaft aller Slaven in ethniſcher und linguiſtiſcher Beziehung hat Evgen Lah in ſeiner Schrift: „O pomenu nasih krajevnih imen“[3]) beſonders hingewieſen.

Was die Form der Namen anbelangt, ſo hat dieſelbe oft keine Aenderung durch italieniſche oder friauliſche Einflüſſe erfahren; z. B. Patklanz, Cubiz, Oborza u. ſ. w. Zuweilen gibt es neben der ſlaviſchen Form auch eine italieniſche und friauliſche, die entweder eine mehr oder weniger wörtliche Ueberſetzung iſt, z. B. Montefosca und Monfosce (ſlav. Crni Vrh.); Costapiana und Cuerte Plane (ſlav. Ravne), oder eine von der ſlaviſchen verſchiedene

1) Musoni, Del nome Montenegro; Udine, Bardusco 1896.
2) S. Miklošic, Die ſlaviſchen Ortsnamen aus Appellativen.
3) Iz Ljubljanski Zvon. Auf Deutſch: Ueber die Bedeutung unſrer Localnamen.

Digitized by Google

Bedeutung hat; z. B. ital. Monteprato, friaul. Montdiprà, slov. Karnica; friaul. und ital. Cesariis, slov. Podbarda.

In nicht wenigen Namen ist an die slavische Wurzel eine rein ladinische oder eine italienisch-ladinische Endung angehängt. Endlich finden wir Beispiele von Namen, die ganz unzweifelhaft lateinischer, friaulischer oder italienischer Herkunft sind und die auch von den Slaven angenommen wurden, wobei sie sich jedoch Umwandlungen nach den phonetischen Gesetzen der slovenischen Sprache gefallen lassen mußten. So wurde aus Biarzo, das von dem friaulischen Worte bajarz (d. i. umzäunter Grasplatz bei der Wohnung) herkommt, der Name Biare. Der Ortsname Landar ist nichts anderes als das friaulische l'Andri (Abkürzung von San Zuan di Landri; ital. San Giovanni d'Antro). Sarzenta ist eine Corruption des friaulischen Surzint, ital. Sarzento u. a. m. Dunkel ist die Entstehung von Matajur, Name eines Dorfes und Berges. Musoni leitet denselben vom lateinischen Mons major oder dem friaulischen Montmajòr ab, woraus die Slaven durch Synkope zuerst Matajor und später Matajur machten.

Die große Mannichfaltigkeit und die merkwürdige Vermischung der Formen berechtigen zu verschiedenen Schlüssen. Vor allem folgt daraus, daß der lateinische oder richtiger ladinische Einfluß selbst im Herzen der Slavia italiana ein außerordentlich großer gewesen sein muß. Dies geht auch aus der Thatsache hervor, daß das slavische Idiom selbst in den entlegensten Winkeln der julischen Alpen mit vielen nichtslavischen Namen und zahlreichen friaulischen Barbarismen durchsetzt ist.

Es entsteht nun die Frage, wie die Einwanderung der Slovenen in Friaul vor sich gegangen sei. Kamen dieselben in kleineren Schaaren zu verschiedenen Zeiten, indem sie nach und nach unter der Bevölkerung an Zahl das Uebergewicht gewannen, oder drangen sie mit Gewalt in das Land ein, die ansässigen Ladiner mit bewaffneter Hand vertreibend, oder besetzten sie vielleicht ein gänzlich verlassenes Land, das niemand ihnen streitig machte? — Die letzte Annahme ist wohl ganz ausgeschlossen. Wie das nahe Isonzothal, so muß auch das Becken des Natisone schon vor der Zeit der Römer bewohnt gewesen sein. Die von Marchesetti in S. Quirino bei San Pietro al Natisone, dem Centrum der friaulischen Slaven, entdeckten 14 Gräber sind ein unzweifelhafter Beweis dafür.[1]) Daß die genannte Region auch zur Zeit der Slaveneinwanderung bewohnt gewesen ist, erhellt aus den vielen ladinischen Namen, die ihren Ursprung sicher nicht den Slovenen verdanken und auch nicht nach ihrer Einwanderung entstanden sein können. Die Einwanderer fanden die Namen vielmehr vor; sie hörten sie von der ladinischen Bevölkerung, die stets mehr oder weniger dicht hier wohnte. Damit ist die Vermuthung hinfällig, daß die Slaven eine gänzlich unbewohnte Landschaft eingenommen hätten. Auch die Annahme, sie hätten das Land mit Gewalt erobert, steht auf ganz schwachen Füßen. Höchstens könnte man dies vom Gebirge behaupten, wo noch jetzt eine dichte slavische Bevölkerung sitzt, während aus der Ebene das slovenische Element heute verschwunden ist und daselbst überhaupt nie eine rein slavische Bevölkerung gewohnt hat. Aber selbst in den gebirgigen, von Slaven bewohnten Theilen Friauls finden wir, wie schon bemerkt, mannichfache linguistische Verschiedenheiten vor, die darauf hinweisen, daß dieselben zu verschiedenen Zeiten vielfachen nichtslavischen, meist ladinischen Einflussen ausgesetzt waren.[2])

Am meisten hat die Vermuthung für sich, daß die Einwanderung der Slaven auf friedlichem Wege vor sich gegangen ist. Vielleicht sind sie einzeln gekommen, vielleicht auf die Einladung der Herren Friauls hin, indem sie Gebiete besetzten oder erhielten, die nie ganz unbevölkert waren, deren älteste Bewohner sich aber stark vermindert hatten, was leicht daraus zu erklären ist, daß das Gebiet der julischen Alpen ein Grenzgebiet ist, durch welches zur Zeit der Völkerwanderung alle Barbaren in Italien eindrangen. Die Bewohner waren stetig Plünderungen und Beraubungen aller Art ausgesetzt und zogen sich theilweise in geschütztere Gegenden zurück.[1])

Das älteste bekannte Document, das mit Sicherheit von slavischen Dörfern in Friaul spricht, stammt aus dem Jahre 1031. Es ist dies das Diplom, durch welches Popo, Patriarch von Aquileja, dem Capitel seiner Metropole die „villam de Melereto[2]) cum omnibus finibus et pertinentiis suis sitis in villa Slavorum, quae similiter dicitur Meleretum" schenkt.

Bemerkenswerth ist die Thatsache, daß in den Documenten zuerst die in der Ebene gelegenen Ortschaften erwähnt werden, aus denen die Slaven heutzutage verschwunden sind, während die Gebirgsdörfer, die noch heute slavisch sind, erst im 12. Jahrhundert genannt werden. Erst in diese Epoche können wir daher mit Sicherheit von festen Ansiedlungen der Slovenen in Friaul sprechen.

Der größte Theil der Dörfer, welche früher slavisch waren, es aber jetzt nicht mehr sind, liegt längs einer Linie, die von Görz ausgeht, Friaul in der Mitte durchschneidet und bis zum Flüßchen Tagliamento reicht, wo sie sich theilt, ein wenig nord- und südwärts zieht, um auf der anderen Seite des Flusses, bei S. Vito, Pordenone und Spilimbergo wieder zu erscheinen. Am dichtesten waren die Ansiedelungen im District Codroipo; dieselben umfaßten die Dörfer, welche einst den Complex von Belgrad bildeten, der den Grafen von Görz gehörte. Wir haben hier im allgemeinen die Zone Friauls vor uns, durch welche die sogenannte strata Hungarorum zog und welche um das Jahr 1000 größtentheils entvölkert und verödet gewesen sein muß. In das unbebaut gebliebene Land kamen die Slovenen von den Höhen herab, wahrscheinlich von den Feudalherren gerufen, die Arbeitskräfte nöthig hatten, um die Aecker urbar zu machen; sie kamen nach und nach und vermischten sich entweder mit den Ladinern, in denen sie, wenn sie in der Minderzahl waren, bald aufgingen, oder sie überwanden sie durch ihre Ueberzahl in denjenigen Orten, deren lateinische Namen nach dieser Epoche modificirt wurden, wie Pasian Schiavonesco, S. Maria Sclavonicco u. a. m., oder sie gründeten endlich neue Ortschaften, denen sie rein slavische Namen gaben, z. B. Gradiska, Gradiscutta, Cerneglons, Sela ꝛc.

Die slavische Bevölkerung hat, obgleich sie zeitweise einen nicht unbedeutenden Theil Friauls bewohnte, doch nie einen großen Einfluß ausgeübt und nie ausgedehnteren Landstrichen einen rein slavischen Charakter gegeben; denn wäre dies der Fall gewesen, so würde man nicht so viele Orte finden, deren slavische Namen mit lateinischen abwechseln; auch würde man nicht in Documenten, die aus der Blüthezeit des Slaventhums stammen, so viele Personennamen in beiden Sprachen, slavisch und lateinisch, antreffen.[3]) Dies geht ferner aus der Thatsache hervor, daß

[1]) S. den Bericht über die prähistorischen Ausgrabungen im Jahre 1889 in: Bollettino della Società Adriatica di Science Naturali in Trieste. Vol. XII, 1890.

[2]) Der Gelehrte J. Baudain de Courtenay (O Slavjanah v. Italii in Russkaja Miel. Anno 1892) theilt darnach die Slaven Friauls in 4 Hauptgruppen.

[1]) In ganz Venetien können wir diese Erscheinung beobachten. So flüchteten sich die Bewohner von Aquileja, die Altinaten, die Patariner und andere vor den barbarischen Eindringlingen auf die Inseln des Adriatischen Meeres, wo später Venedig entstand.

[2]) Es handelt sich um das heutige Meretto di Capitolo, das etwa 2 Kilometer von Palmanova liegt.

[3]) Siehe z. B. das aus dem Jahre 1190 stammende Document, in welchem das Inventar des Klosters S. Maria in Aquileja enthalten ist.

die Slovenen aus Niederfriaul in wenigen Jahrhunderten verschwanden, fast ohne Spuren zu hinterlassen. Das lebenskräftige lateinische Element absorbirte das neue Element vollständig. Musoni schließt seine interessante Arbeit mit dem Urtheil, daß das friaulische Element durch die Vermischung mit dem slavischen durchaus nichts verloren, im Gegentheil nur gewonnen habe. Denn „mit der Genialität und der angeborenen cortesia der Lateiner verband sich sehr glücklich der starke Wille, die feste Thatkraft, die fast rauhe Freimüthigkeit und die Einfachheit der nordischen Völker."

Gastein — Langensalza.

Von Hugo Arnold.

II.

Inzwischen wuchsen die Aussichten der Hannoveraner auf das Entkommen. Sie marschirten am 21. und 22. Juni durch das Eichsfeld nach Mühlhausen, am 23. nach Langensalza. Irrige Meldungen über das Verbleiben derselben bei Göttingen veranlaßten am 21. den Entschluß Falckensteins, am 23. dort anzugreifen und die Division Beyer nordwärts an die Werra zu beordern, auf Münden; eine von Berlin aus eintreffende Aufforderung, eine Division mittelst Eisenbahn den Hannoveranern vorzulegen, die bereits zwischen Dingelstädt und Mühlhausen stünden und über Gotha zu entkommen trachteten, wurde von Falckenstein rundweg abgelehnt, da ihm bei den widersprechenden Nachrichten eine Zersplitterung seiner Kräfte sehr bedenklich erschien. Er stand im Gegensatze zu der Auffassung in Berlin, wo der Große Generalstab im ganzen doch besser mit Nachrichten bedient war. Hr. v. Lettow hebt hier die mangelhafte Verwendung der Cavallerie im Aufklärungsdienste hervor, worin erst infolge der Kriege 1866 und 1870 eine Aenderung zum Besseren eintrat. Dieser Tadel trifft jedoch nicht die Preußen allein, sondern auch ihre Gegner, denn der Gang der Ereignisse wäre höchst wahrscheinlich ein anderer geworden, wenn die bayerische und die hannoverische Reiterei Offizierspatrouillen vorgetrieben hätten. — Eine recht unangenehme Complication ergab sich des weiteren daraus, daß General Falckenstein am 22. auf die Einholung der Hannoveraner verzichtete, als Göttingen ohne Widerstand besetzt worden war und ihn eine Depesche Moltke's vom Marsch der Feinde nach Heiligenstadt verständigte; am 23. wollte er seinen ermüdeten Truppen Rast gewähren und am 24. den Marsch auf Frankfurt gegen das 8. Bundescorps antreten.

Daß die Hannoveraner unter diesen Umständen nicht entkamen, sondern sich noch tagelang bei Langensalza aufhalten ließen, geschah infolge einer Verkettung ungewöhnlicher, unmöglich vorherzusehender Umstände. Zunächst griffen der König und Moltke ein; Oberst v. Fabeck erhielt den Befehl, den hannoverischen commandirenden General zur Waffenstreckung aufzufordern, weil er von allen Seiten umstellt sei, zugleich aber die Verhandlungen hinauszuziehen, und gleichzeitig ergingen Anordnungen, um die Division Beyer rechtzeitig nach Eisenach zu schaffen, wohin mit der Bahn noch 2 Bataillone des 4. Garde-Regiments geworfen wurden. Die Spannung im großen Hauptquartier in Berlin war außerordentlich, um so mehr, als an diesem Tage der Einmarsch der Armeen in Böhmen befohlen wurde und es um so wünschenswerther war, mit den Hannoveranern zu einem befriedigenden Ende zu kommen. Als daher Falckenstein auf eine abermalige Aufforderung, Truppen mit der Bahn nach Eisenach zu schicken, nicht einging, erfolgte am 23. Morgens der directe Befehl, unverzüglich eine möglichst starke Abtheilung auf der Eisenbahn nach Eisenach zu schicken — jedoch über Cassel. Die Lage hatte sich auf das äußerste zugespitzt, da nach Fabecks Meldung der Durchbruch der Hannoveraner auf Gotha zu erwarten war und Falckenstein meldete, auf Beyers Eintreffen sei nicht vor dem nächsten Abend zu rechnen; er selbst marschire auf Cassel mit dem Ziel Frankfurt und werde Beyer dazu heranziehen, sobald die Verhältnisse mit den hannoverischen Truppen im klaren seien.

Da trat ein Umschwung der Situation ein. Ein gothaischer Offizier hatte den Hannoveranern die Moltke'sche Aufforderung zur Waffenstreckung überbracht. Die Kriegslist wurde durchschaut; man glaubte nicht an die Umstellung, sondern benutzte die Gelegenheit, sich Einsicht in die Verhältnisse bei den Preußen zu verschaffen, und forderte durch einen Parlamentär zugleich freien Abzug für die Armee nach dem Süden gegen die Verpflichtung, 6—8 Wochen nicht gegen Preußen zu fechten. Gleichzeitig wurde Archivrath Klopp mit der dringenden Bitte um Unterstützung in das bayerische Hauptquartier entsendet, das man in Koburg vermuthete. — Mit überwältigender Uebermacht stand die hannoverische Armee den wenigen preußischen Bataillonen gegenüber, die ihr die Pforte nach Süden, zur Freiheit, versperrten; aber wiederum fehlte der feste Wille, sich den Weg zu erzwingen; die dreiste preußische Forderung der Waffenstreckung hatte doch Eindruck gemacht. Mit dem Eintritt in die nun beginnenden, durch drei Tage sich hinziehenden, theilweise durch Vermittluug des gern geschäftigen Herzogs von Coburg, größtentheils direct mit Berlin geführten Verhandlungen erfüllte sich das Verhängniß.

Die Schwierigkeiten, sich in diesen Verhandlungen und in den militärischen Bewegungen auf beiden Seiten zurecht zu finden, hat Herr v. Lettow mit sicherer Hand überwunden und die verworrenen Schachzüge mit vollkommener Klarheit und Unparteilichkeit dargelegt. Wir müssen in dieser Hinsicht auf die Schrift selbst verweisen und uns nunmehr so kurz als möglich fassen. Die Verhandlungen führten zu keinem endgültigen Ergebniß, weil man preußischerseits die Forderung der Waffenstreckung aufrecht erhielt; der am 25. im hannoverischen Hauptquartier verhandelnde, direct von Berlin entsandte General v. Alvensleben willigte schließlich in die vom König Georg verlangte Bedenkzeit bis zum 26. Vormittags 10 Uhr und in einen Waffenstillstand bis auf weiteres. Wenn sonach diese Verhandlungen ohne eigentlichen Erfolg blieben, so gewannen die Preußen während derselben doch die Zeit, Truppen Beyers und Göbens auf der Eisenbahn über Cassel nach Eisenach zu werfen, so daß am Abend des 25. hier und bis Kreuzburg 25,000 Mann standen, die den Hannovern endgültig den Weg verlegten.

Nun wollte Falckenstein am 26. angreifen, woran ihn der königliche Befehl hinderte, die — ohne seine Kenntniß abgeschlossene — Waffenruhe zu beobachten; es war nämlich die Meldung eingelaufen, die Bayern seien in dem nur 30 Kilometer von Eisenach entfernten Vacha im Rücken der Preußen erschienen. — Inzwischen wechselte die Scenerie von neuem. Moltke zeigte am 25. Morgens telegraphisch den Rückmarsch der Hannoveraner gegen Mühlhausen an, wodurch die Basis der bisherigen Verhandlungen alterirt und Falckenstein die volle Freiheit der Action gegeben sei, und befahl, ihnen unverzüglich nachzurücken und den General Manteuffel von Göttingen aus zum gleichzeitigen Vorgehen zu veranlassen; zugleich empfahl er, die bei Falckensteins Ueberlegenheit entbehrlichen Truppen zur Beobachtung der Bayern u. s. w. und mit Rücksicht auf die demnächstigen Operationen bei Eisenach zu belassen. Es schien, als ob die Hannoveraner in ihr eigenes Land zurückkehren und sich dort so lange halten wollten, bis Hülfe von außen kame. Demgemäß befahl Falkenstein, General Manteuffel

Digitized by Google

solle mit seinen gesammten Kräften die Offensive ergreifen, wozu er durch den in Cassel zurückgebliebenen Theil der Division Göben verstärkt wurde; von den im Süden gesammelten Truppen erhielt der zum Corps Manteuffel gehörige und mit fünf Bataillonen in Gotha eingetroffene General v. Flies den Befehl, den Hannoveranern zu folgen, während General v. Schachtmeyer (von der Division Beyer) beauftragt wurde, deren Marsch zu kotoyiren und die Werradefileen besetzt zu halten; Detachements der Division Beyer und der Division Göben wurden gegen die Bayern westlich in die Gegend von Gerstungen verlegt und südwärts zur Erkundung gegen Vacha vorgetrieben; 3 Bataillone, $^1/_2$ Eskadron und $3^1/_2$ Batterien blieben bei Eisenach stehen. (26. Juni.) Diese Zersplitterung erwies sich sehr unheilvoll, um so mehr, als Falckenstein die Meldung darüber unterließ.

Denn die Nachricht vom Abmarsch der Hannoveraner war irrig. Dies wurde durch einen Offizier festgestellt, der auf Befehl des Königs Wilhelm im hannoverischen Hauptquartier die definitive Antwort des Königs Georg auf Alvenslebens Verlangen erholen sollte. Am Nachmittag des 26. machte nochmals ein preußischer Unterhändler, Oberst v. Döring, den Versuch, den König Georg zum Abschluß eines Bündnisses unter Anerkennung der von Preußen vorgeschlagenen Bundesreform und unter Garantie des hannoverischen Besitzstandes zu bewegen, und kündigte auf dessen entschiedene Weigerung die Waffenruhe. In der vom Grafen Bismarck dem Obersten ertheilten, von Herrn v. Lettow nach den Acten des Auswärtigen Amtes veröffentlichten Instruction wird die Entwaffnung der hannoverischen Truppen unter den ehrenvollsten Bedingungen als unter allen Umständen nöthig bezeichnet; für den Abschluß der Capitulation und des eventuellen Bündnisses war aber die Bedingung gestellt, daß er vor Ablauf der um 11 Uhr Vormittags endenden Waffenruhe erfolge. Gerade diese Vorbedingung war durch Dazwischentreten von gänzlich unvorherzusehenden Umständen unerfüllbar geworden und Oberst v. Döring selbst erst nach Ablauf dieser Frist erschienen, so daß König Georg dadurch auf das höchste erregt und einer Vereinbarung nur noch abgeneigter geworden war. — Die Würfel waren gefallen.

In Erwartung des preußischen Angriffs setzten sich die Hannoveraner in Bewegung, um sich auf Sondershausen zurückzuziehen. In Berlin griff herbe Enttäuschung über die Meldung Dörings von ihrem Abzug platz, da man die Capitulation oder ein Gefecht erwartet hatte, und nun erhielt Falckenstein noch Abends den königlichen Befehl, alles Disponible per Marsch und Eisenbahn zu concentriren und die Capitulation der auf Tennstädt und Sömmerda ausbrechenden Hannoveraner zu erzwingen „caûte que coûte“; die Bayern, war angefügt, sollen in Meiningen sein. Diese Depesche wurde gleichzeitig dem General v. Flies mitgetheilt.

Falckenstein befand sich beim Empfang der Ordre in einer sehr unangenehmen Lage, weil er die nach Westen entsendeten Truppen (14,000 Mann) nicht mehr rechtzeitig heranzubringen vermochte; er beschloß, den General v. Flies allein den abziehenden Hannoveranern folgen zu lassen und sich denselben über Erfurt vorzulegen. General Manteuffel hat sich bereits am Morgen auf die Meldung vom Abzug der Hannoveraner auf Mühlhausen hin selbständig mittelst Bahn und Fußmarsch in Bewegung gesetzt und erreichte mit dem Gros Beienrode (zwischen Göttingen und Heiligenstadt).

Da die Hannoveraner am 26. nicht mehr angegriffen wurden, bezogen sie eine Defensivstellung östlich von Langensalza hinter der Unstrut mit dem Centrum bei Merxleben, dem Knotenpunkt der Straßen nach Sondershausen und Sömmerda. Abermals ließ ihre Führung die Gelegenheit vorübergehen, mit der doppelten Uebermacht den General Flies zu überwältigen und sich durch eigene Kraft zu befreien. — General v. Flies fühlte sich zum Angriff zu schwach und wäre zu demselben auch nicht geschritten, wenn ihm der von Falckenstein abgesendete, aber durch ein unaufgeklärtes Versehen nicht in seine Hände gekommene Befehl zugegangen wäre: „nicht vorzurücken, so lange Hannoveraner bleiben, sonst ihnen aber an der Klinge zu bleiben“; aber auf die oben erwähnte königliche Depesche hin ließ er alle Bedenken fallen und faßte am nächsten Morgen den Feind an. Der Kampf war blutig, beide Theile — 16,177 Hannoveraner mit 42 Geschützen und 8910 Preußen mit 22 Geschützen — fochten mit verzweifelter Tapferkeit; wie bei dem Zahlenverhältniß vorauszusehen war, endete das Gefecht mit einer regelrechten Niederlage und dem Rückzug der Preußen. Die Verluste waren auf beiden Seiten sehr bedeutend: bei den Hannoveranern 102 Offiziere und 1327 Mann, bei den Preußen 41 Offiziere und 805 Mann an Todten und Verwundeten = 7.8 Proc. bezw. 9 Proc. der Gefechtsstärke. Zwei preußische Geschütze stürzten in einen Graben und gingen verloren; 7 Offiziere, 3 Offizierdienstthuer und 868 Mann Gefangene wurden andern Tags von den Hannoveranern ausgeliefert. Gegenüber der Glorification, welche die Landwehr nur allzu häufig auf Kosten der Linie erfährt, ist zu erwähnen, daß 2100 Mann Landwehr unter der obigen Zahl der preußischen Truppen mitinbegriffen sind. Sie büßten 5.3 Proc. an Todten und Verwundeten ein, die Linieninfanterie 10.6 Proc., während sich bei den Gefangenen das umgekehrte Verhältniß zeigte. Ein Theil der Landwehr hatte sich ferner verschossen, so daß diese Truppe nicht mehr gefechtsfähig war; ihre Mitwirkung am Kampf darf überhaupt nur gering angeschlagen werden. Gefochten hatten die Landwehren übrigens brav, aber es fehlte ihnen der feste Halt, die energische Führung durch dienstgewohnte Offiziere, sowie die Gewöhnung von Strapazen, was sich an dem glühendheißen Tag sehr fühlbar machte.

Beim Armeeobercommando glaubte man am 27. die Hannoveraner im Abzug auf Nordhausen, gefolgt von General Flies. Als General Falckenstein am Morgen dieses Tages ein vom 25. datirtes königliches Schreiben erhielt, worin er mit dem Militärgouvernement von Kurhessen betraut wurde, glaubte er diesem Befehl Folge leisten zu müssen, weil man ihn „in Berlin bereits der Renitenz bezichtigte“ und fuhr um 3 Uhr Nachmittags nach Cassel. Dort empfing er um Mitternacht einen in sehr ungnädigem Ton gehaltenen königlichen Befehl, der auf die Nachricht von dem unglücklichen Gefecht bei Langensalza erlassen worden war; es war ihm darin der Vorwurf gemacht, Flies ohne Unterstützung gelassen zu haben und wurde das directe und unverzügliche Vorgehen mit allen verfügbaren Streitkräften gegen die Hannoveraner angeordnet, wobei auf die Bayern und Süddeutschen keine Rücksicht zu nehmen sei.

Unterdessen hatte Manteuffel seinen Marsch südwärts fortgesetzt und die Spitzen seiner Truppen wirkten durch ihr Erscheinen bei Großgottern (12 Kilometer nördlich von Langensalza) am 28. vortheilhaft auf den Abschluß der Capitulation ein. König Georg hatte Nachts noch vom General Flies Waffenruhe, Auswechslung der Gefangenen, freien Durchzug nach dem Süden verlangt gegen die Verpflichtung, acht Wochen nicht gegen Preußen zu kämpfen, widrigenfalls er am 28. angreifen und sich bis zum letzten Mann schlagen werde; sein Antrag wurde jedoch in Berlin zurückgewiesen. Darauf erklärten die höheren hannoverischen Offiziere nach einer längeren Berathung ihrem Kriegsherrn, daß die Armee infolge der Strapazen, der mangelhaften Verpflegung, der Verluste im Kampf, der Erschöpfung der Munition, der von mehreren Seiten bevorstehenden Um-

Digitized by Google

zingelung durch Uebermacht und der Aussichtslosigkeit auf Succurs keinen Kampf mehr führen könne, und der König gab jetzt mit blutendem Herzen dem General v. Arentsschild die Ermächtigung zum Abschluß der Capitulation. Die betreffenden Verhandlungen führte General v. Göben, der nach der Abfahrt v. Falckensteins den Befehl übernommen hatte. Doch ging es dabei nicht glatt ab, da Falckenstein nach seiner Rückkehr am Abend die Sache in seine Hände nahm, während General v. Manteuffel vom König mit dem Abschluß der Capitulation betraut wurde. Als nach der Unterzeichnung derselben die Depesche Moltke's betreffs des Manteuffel'schen Auftrages bekannt wurde, zweifelten die Hannoveraner an der Competenz Falckensteins und ihre Bedenken wurden nur durch die Drohung sofortiger Wiedereröffnung der Feindseligkeiten niedergeschlagen. König Wilhelm hatte den Hannoveranern, die sich bedingungslos unterworfen hatten, in Anerkennung ihrer Tapferkeit sehr ehrenvolle milde Bedingungen zugestanden, und am 29. unterschrieben v. Arentsschild und v. Manteuffel die Capitulation. König Georg begab sich zuerst zu seinem Schwiegervater, dem Herzog von Sachsen-Altenburg, und am 17. Juli nach Wien, obwohl die Schlacht bei Königgrätz bereits geschlagen war und die siegreichen preußischen Heere in Mähren standen. Wir begegnen bei Georg V. wiederholt dem Zug, das politische Handeln nach rein persönlichem Befinden zu bemessen, und diesem Umstand muß ein wesentlicher Antheil an dem unglücklichen Ausgang zugeschrieben werden. —

Wie verhielt es sich mit dem angekündigten Anrücken der Bayern? Es waren mehrfache Meldungen darüber eingegangen, die bestimmend auf die preußischen Maßnahmen einwirkten, wie wir sahen. — Wir haben die Bayern verlassen, nachdem sie die Vorwärtsbewegung auf Fulda aufgegeben hatten. Am 24. Juni standen sie echelonnirt am Main zwischen Bayreuth und Schweinfurt, eine Division vorgeschoben bei Brückenau. Im Laufe dieses Tages gingen Nachrichten über die Ansammlung größerer preußischer Truppenmassen im Werrathal, sowie eine Mittheilung des Meiningischen Ministeriums über eine Capitulation der Hannoveraner ein. Letztere erwies sich zwar als zweifelhaft, aber alle Meldungen stimmten darin überein, daß ein Waffenstillstand abgeschlossen wäre und Unterhandlungen stattfänden. Hienach schien sich die schon früher erhaltene Andeutung zu bestätigen, die Hannoveraner beabsichtigten keinen gewaltsamen Durchbruch. Nun wurde eine engere Versammlung der Armee angeordnet, und zwar vorwärts von Schweinfurt in Rücksicht auf eine spätere Vereinigung mit dem von Frankfurt vorgehenden 8. Bundescorps; am 25. erreichten bayerische Ulanen Meiningen, am 26. standen die Divisionen bei Neustadt a. S., Münnerstadt, Königshofen, Lauringen.

Während dieser Bewegung war am 25. aus Frankfurt und vom hannoverischen Gesandten am Münchener Hofe die Mittheilung eingegangen, die Hannoveraner stünden, 19,000 Mann stark, seit dem 23. bei Langensalza, beabsichtigten den Durchbruch bei Gotha oder Eisenach und hofften auf ein hilfreiches Entgegenkommen der Bayern. Es wurde ihnen geantwortet, daß bayerische Truppen am nämlichen Tag noch Meiningen erreichen würden. Am Nachmittag traf zu Bamberg im bayerischen Hauptquartier der Archivrath Klopp ein, und es ergab sich, daß die obigen Mittheilungen auf Grund seiner von ihm nach Frankfurt und München gerichteten Depeschen ergangen waren. Er hatte Langensalza in der Nacht zum 24. verlassen, versicherte, daß bis zu dieser Zeit noch keine Verhandlungen stattgefunden hätten, vermochte aber nicht anzugeben, was im Laufe des 24. geschehen war. Eine Abänderung der für den 26. angeordneten Bewegungen fand nicht statt, Prinz Karl verlegte sein Hauptquartier nach Schweinfurt. (Hr. v. Lettow ist auf diese Angelegenheit in Rücksicht auf die in den Zeitungen stattgefundenen Auseinandersetzungen und Anklagen, z. B. in der Allgemeinen Zeitung vom 14. Juli 1866, näher eingegangen und sagt: von sämmtlichen Anschuldigungen sei nur eine berechtigt, daß von bayerischer Seite „kein Agent ins hannoverische Hauptquartier geschickt oder zu schicken versucht worden sei". Für den General v. Hartmann hätte es besonders am 20. Morgens nahe gelegen. — Ihr Referent, der zur kritischen Zeit in Lichtenfels stationirt war, weiß übrigens aus eigener Erfahrung, daß man damals vergeblich Agenten für die fragliche Mission suchte.)

Da die bayerischen Truppen in Meiningen nicht die geringste Kunde vom Durchbruch der Hannoveraner erhielten, wohl aber Nachrichten einliefen, daß dieselben wieder westwärts zögen, lag die Wahrscheinlichkeit vor, die Bayern liefen bei einem Vorrücken unnöthigerweise Gefahr, allein gegen preußische Uebermacht fechten zu müssen, während selbstverständlich ihr Bestreben darauf gerichtet sein mußte, durch Vereinigung mit dem 8. Bundescorps selbst die Ueberzahl zu gewinnen. Mit dem Prinzen Alexander wurde daher diese Vereinigung in der Zeit vom 30. Juni bis 7. Juli und in der Richtung auf Hersfeld verabredet, und Prinz Karl ließ am 28. die Befehle für den am folgenden Tag beginnenden Vormarsch auf Fulda entwerfen, als wiederum eine neue Wendung der Dinge eintrat.

Telegramme des Prinzen Alexander und des Kaisers von Oesterreich theilten die Meldung eines Dr. Otto Volger (das ist, wenn Hr. Referent nicht irrt, der spätere Obmann des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt) aus Meiningen mit: „Gestern, den 27., bei Langensalza furchtbare Niederlage der übermüthigen Preußen durch unsre brave Armeet Rasche Cooperation nothwendig. Se. Majestät der König befahl mir, um Entgegenkommen der Bayern auf Gotha und Mechterstädt dringend zu bitten." Die vom Tafelberg aus gemachten Beobachtungen und Nachrichten von anderer Seite her bestätigten, daß die Hannoveraner am 28. bei Langensalza standen, und außerdem traf eine verspätete Mittheilung des Ministers v. d. Pfordten ein, die Hannoveraner hätten sich am 26. nach Langensalza gezogen und vermöchten sich hier etwa acht Tage zu halten, wenn die Lebensmittel genügten. Daraufhin zögerte der Feldmarschall keinen Augenblick, trotz aller entgegenstehenden Bedenken dem an ihn ergangenen Ruf Folge zu leisten, und noch am Abend wurden die Befehle erlassen, um die Armee in starken Märschen am 1. Juli über den Thüringer Wald zu führen. Während des Marsches am 30. Juni lief jedoch die sichere Nachricht von der Capitulation der Hannoveraner ein und der in Meiningen eintreffende österreichische Gesandte am Hofe des Königs Georg, Graf Ingelheim, sowie der hannoverische Oberstlieutenant Kohlrausch bestätigten sie. Die bayerischen Divisionen wurden nun angehalten. — Die gehegte Befürchtung war jetzt doch eingetreten, die bayerische Armee hatte eine vergebliche Bewegung gemacht und sich vom 8. Bundescorps entfernt, statt sich demselben zu nähern. Gegenüber den auf 50,000 Mann angegebenen preußischen Divisionen bei Eisenach-Gotha zweifellos keine angenehme Lage!

Es erübrigt noch, auf Hrn. v. Lettows Urtheil über das Verhalten Falckensteins einzugehen. Es tautet für den gewiß als hochbegabt zu bezeichnenden Heerführer nicht günstig. Der Schwerpunkt liegt in dem Abweichen von der am 26. Juni Morgens erhaltenen Depesche Moltke's, welche die unverzügliche Verfolgung der angeblich auf Mühlhausen abgezogenen Hannoveraner, das Vorgehen Manteuffels von Göttingen aus gegen dieselben und das Belassen der entbehrlichen Truppen bei Eisenach zu Be-

obachtungen der Bayern anordnete und welche als Befehl gelten mußte, wie sie auch das preußische Generalstabswerk als solchen betrachtet. Die hierauf von Falckenstein getroffenen Anordnungen standen im Gegensatz zu jenen der Heeresleitung und wurden durch seine absichtlich unklar gehaltenen Meldungen verschleiert, ein Umstand, der in Berlin besondere Erbitterung hervorrief; außerdem begegnete ihm dabei noch das entschiedene Mißgeschick, daß sich die beiden Nachrichten, auf welche er seine Anordnungen basirt hatte, als unrichtig erwiesen. In Bezug auf die Anordnungen und Befehle der Heeresleitung war Falckenstein völlig anderer Meinung wie diese und vertrat in grundsätzlicher Verschiedenheit der Auffassung sogar den ausdrücklichen Befehlen des Königs gegenüber den Standpunkt, daß der Armeeführer nach dem Befund an Ort und Stelle seine Entschließungen zu fassen habe. In Bezug auf die von der Heeresleitung erlassenen Directiven, d. h. der leitenden Gesichtspunkte für die Operationen, äußert sich der Verfasser dahin, daß die niedere Stelle bestimmten Befehlen zu gehorchen hat, natürlich mit derselben Einschränkung, wie bei allen Befehlen, daß bei veränderter Sachlage auf eigene Verantwortung abgewichen werden darf. Die weitere Frage nach dem Unterschied zwischen den Anordnungen, welche als vom obersten Kriegsherrn selbst ausgehend bezeichnet sind, und jenen, betreffs deren der Erlaß durch den Generalstabschef zu vermuthen ist, hebt Hr. v. Lettow hervor, daß eine derartige Vertretung sich häufig als nothwendig erwiesen hat, daß der Generalstabschef von oben und unten das Vertrauen besitzen müsse, ganz im Sinne des obersten Kriegsherrn zu verfahren, daß Moltke dieses Vertrauen im höchsten Grad verdiente und daß eine Einmischung in den Befehlsbereich der Armeeführer überhaupt nicht seiner Neigung entsprach, daß er ihnen vielmehr so weit möglich, volle Freiheit des Handelns ließ. Hr. v. Lettow kommt zu dem Ergebniß, daß die in Befehlsform erlassenen Anordnungen Moltke's grundsätzlich Befolgung erheischten, wiederholt jedoch die Bemerkung, daß Moltke damals ein werdender Mann war und noch nicht das heute mit seinem Namen verbundene Ansehen besaß. Jedenfalls erschwerte, schließt er, die auch für den 27. fortdauernde verschiedene Auffassung zwischen oberster Heeresleitung und Armeeführung ein gedeihliches Zusammenwirken sehr und drängte zu einer Lösung des Verhältnisses.

Bevor Falckenstein sich nach der Capitulation der Hannoveraner seinen neuen Aufgaben zuwandte, fühlte er sich nach der tief empfundenen Zurücksetzung gegen Manteuffel zur Darlegung der Beweggründe seines Handelns durch ein Mitglied seines Stabes im Großen Hauptquartier gedrungen. Dieses, Major Wiebe, wurde in Gitschin vom König sehr gnädig aufgenommen, schildert jedoch den empfangenen Eindruck mit folgenden Worten: „Ich finde fast bei allen Persönlichkeiten eine sehr animose, fast feindselige Stimmung gegen General Falckenstein; ich bemühe mich vergebens, durch Thatsachen dagegen anzukämpfen, und nehme die traurige Ueberzeugung mit, daß einen noch schwereren Stand, als ihn die Mainarmee gegen ihre überlegenen Feinde hat, ihr Oberbefehlshaber, General v. Falckenstein, gegen die im Großen Hauptquartier eingewurzelten Meinungen, betreffend seine bisherige und zukünftige Heerführung, haben wird." Es waren dies gleichsam prophetische Worte, denn bekanntlich ereilte den Befehlshaber der nunmehrigen Mainarmee am 19. Juli in Frankfurt a. M. nach einem glänzenden Siegeszug die Abberufung von seinem Posten.

Aus unserm Berichte wird erhellen, welchen Fortschritt die geschichtliche Forschung seit dem Erscheinen der Generalstabswerke u. s. w. gemacht hat, da dem Verfasser der Zutritt zum preußischen und bayerischen Kriegsarchiv und die Einsicht in die Acten des Berliner Auswärtigen Amts gestattet war. Seine ausgezeichnete Schrift legt die Nothwendigkeit der Auseinandersetzung mit dem Schwerte klar vor Augen, zugleich gewährt sie aber im Hinblick auf die kommenden Ereignisse den Trost, daß sich die bekannte Inschrift des Münchener Obelisken für die auf den Kampfgefilden der Goldenen Aue, Böhmens und Frankens Gefallenen variiren läßt: „Auch sie starben für des Vaterlandes Einigung!"

Mittheilungen und Nachrichten.

R. F. Die 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Dresden wurde am 29. September, Vormittags 9 Uhr, im großen Saale des Vereinshauses in Gegenwart Sr. Maj. des Königs Albert, Sr. kgl. Hoheit des Prinzen Georg, des Ministers für Cultus und öffentlichen Unterrichts, sowie der staatlichen und städtischen Behörden durch Rector Prof. Dr. Wehrlab (Dresden) feierlich eröffnet. Nach Begrüßung der aus etwa 1000 Theilnehmern bestehenden Versammlung durch den Genannten wurden die Gymnasialoberlehrer Dr. Albrecht (Dresden), Dr. Heyden (Meißen), Dr. Kach (Zittau) und Dr. Lüder (Dresden) zu Schriftführern gewählt. Der Universitätsprofessor und Vicepräsident der kgl. rumänischen Akademie der Wissenschaften, Dr. Tocilescu, entbot der Versammlung die Grüße seines Landes, indem er sich selbst als einen bescheidenen Schüler deutscher Wissenschaft und deutscher Erziehung bezeichnete. Der sächsische Cultusminister Dr. v. Seydewitz versichert, die Bestrebungen der Versammlung, die zwar das classische Alterthum zum Mittelpunkt des humanistischen Erziehungsganges machen wolle, dabei aber der Stählung des jugendlichen Körpers, der Betonung der realen Disciplinen, der Ausbildung in den lebenden Sprachen, vor allem in der Muttersprache, und der Unterweisung in fremder und vaterländischer Geschichte gegenüber früher einen bevorzugteren Platz einräumen, fänden bei der kgl. Regierung wärmste Unterstützung. Namens der Stadt begrüßte Oberbürgermeister Geh. Finanzrath Beutler die Gäste aufs herzlichste. Die Festrede hielt Prof. Dr. Teuffel (Dresden) über „Winckelmann und die Bildhauerei der Neuzeit". Nach Zurückweisung des Winckelmann'schen Satzes: „Der einzige Weg für uns, groß, ja wenn es möglich ist, unnachahmlich zu werden, ist die Nachahmung der Alten", begründet er die hohe Entwicklung der griechischen Kunst durch die Gefahren, welchen die eingewanderten kampfbereiten Hellenen durch die gewaltige Ueberzahl bezwungener, ebenfalls hochcivilisirter Pelasger in den offenen Städten ausgesetzt gewesen seien. Die stete Gefahr, von der Mehrzahl erdrückt zu werden, habe die Eroberer gezwungen, all ihr Sinnen der Erziehung des Volkes auf soldatische Tüchtigkeit zuzuwenden. Nur bei der Rückkehr zu solchen, gewiß nicht erwünschten politischen und socialen Verhältnissen sei es der modernen Kunst beschieden, die griechische Meisterschaft in der Darstellung des lebenskräftigen jugendlichen Körpers wiederzufinden. Die begeisterte Würdigung der Verdienste Winckelmanns, des Schöpfers der archäologischen Wissenschaft, bildete den Schluß des mit lautem Beifalle aufgenommenen Vortrags. Um 11 Uhr verließen die Theilnehmer den mit einem lebensgroßen Abgusse des sogenannten voticanischen Menanders herrlich geschmückten Saal, um zur Constituirung der Sectionen zu schreiten. Es wurden folgende Sectionen gebildet: Die philologische (Lipsius, Leipzig, Büttner, Wedst, Dresden), die pädagogische (Richter, Leipzig, Opitz, Dresden), die archäologische (Sindniczka, Leipzig, Treu, Dresden), die historisch-epigraphische (Wachsmuth, Leipzig, Poland, Dresden), die historische (Lamprecht, Leipzig, Diestel, Dresden), die mathematisch-naturwissenschaftliche (Krause, Dresden, Böttcher, Leipzig), die germanistische (Sievers, Leipzig, Lyon, Dresden), die neusprachliche (Wülker, Leipzig, Scheffler, Dresden), die orientalische (Windisch, Leipzig, Wünsche, Dresden), die indogermanische (Brugmann, Leipzig, Uhle, Dresden) und endlich zum erstenmal die Section für Bibliothekswissenschaft (Schnorr v. Carolsfeld, Dresden, v. Gebhardt, Leipzig). — Die der Versammlung überreichten prächtigen Festschriften verdienen eine besondere Würdigung. — Auf 1 Uhr war von dem Kais. archäologischen Institut im Albertinum eine Besprechung über „Gymnasium und Archäologie" anberaumt, bei der alle größeren deutschen Staaten durch besondere Delegirte vertreten waren. Diese Vertreter, auch der österreichisch-ungarische, berichteten über die

Digitized by Google

theils schon verwirklichten, theils demnächst zu verwirklichenden Vorschriften in der Prüfungsordnung für classische Philologen. Die Archäologie soll als Prüfungsgegenstand so in den Plan eingezogen werden, daß der Candidat wichtige Denkmäler in einer für Schulzwecke geeigneten Form im Unterricht zur Belebung der Lectüre erklären kann. Die Ausbildung soll in praktischen Erläuterungsversuchen dieser Art während des Studiums und in fördernder reichlicher zu unterstützenden Entsendungen nach Italien, Griechenland und in das deutsche Limes-Gebiet bestehen. — Für den 30. Sept. haben sich die philologisch, archäologisch und historisch-epigraphische Section vereinigt, um folgende Vorträge entgegenzunehmen: Hillee v. Gaetringen (Berlin) über die Ausgrabungen in Thera, Pick (Gotha) über das Corpus nummorum, Wilcken (Breslau) über Papyrusforschungen, Mitteis (Wien) über die juristische Bedeutung der Papyruspublicationen. Hierauf findet die 2. öffentliche Vollsitzung statt mit der Tagesordnung: Förster (Breslau) über „Antiochia". Zum Gedächtniß „Otfried Müllers", Delbrück (Jena) über „Vergleichende Syntax" und Wissowa (Halle) über „Römischer Götterbilder". — Am 30. September fand im kgl. Hoftheater die Festvorstellung zu Ehren des Philologentages statt. Aufgeführt wurde „Odysseus' Heimkehr" von Bangert. — Am Freitag, dem 1. October, wurden zunächst die Vorträge in der 3. allgemeinen Sitzung entgegengenommen, nachdem die Sectionen ihre Arbeiten beendigt hatten. Es sprachen: Prof. Dr. Burdach (Halle) über die Entstehung des mittelalterlichen Romans, Prof. Dr. Dieterich (Gießen) über den Ursprung des Serapis und Prof. Dr. Kehrbach (Berlin) über die Monumenta Germaniae paedagogica, ein Bericht über die wissenschaftlichen Veröffentlichungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Außerdem wurden folgende Festschriften vertheilt: Otto Kämmel, Christian Weise, ein sächsischer Gymnasialrector aus der Reformzeit des 17. Jahrhunderts (auf Grund bisher unbenutzter Handschriften der Zittauer Bibliothek), überreicht von den höheren Lehranstalten Sachsens; ferner die reichhaltige, von den höheren Lehranstalten Dresdens dargebotene „Festschrift"; es finden sich darin Beiträge von Bernhard, Kunstgeschichtliches für die Schule; C. Müller, Albert Oelingers deutsche Grammatik und ihre Quellen; Reßig, Geologische Excursionen in der Umgegend von Dresden; Schelle, Der neueste Angriff auf die Echtheit der Briefe (Cicero's) ad M. Brutum; M. Schmidt, Zur Geschichte der Besiedelung des sächsischen Vogtlandes; Münzner, Die Quellen zu Longfellows Golden Legend; Stiereburg, die Bezeichnung der Flußufer bei Griechen und Römern; Hasper, De compositione Militis gloriosi commentatio; sodann Petee, die geschichtliche Literatur über die römische Kaiserzeit bis Theodosius I. und ihre Quellen, 2 Bände; Ziebiger, Ein Gutachten Gottfried Hermanns (für die pädagogische Section); Lowe, Schmiat, Beiträge zur Geschichte der wissenschaftlichen Studien in sächsischen Klöstern, I. Altzelle (für die Section für Bibliothekswissenschaft); Otto Lyon, Die Ruhmeshalle, ein Gruß an die 44. Deutsche Philologenversammlung, dramatischer Vorgang in 1 Aufzug; Kehrbach, Mittheilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, bestehend aus einer großen Zahl von Sonderabhandlungen; Theophrasts Charaktere, herausgegeben, erklärt und übersetzt von der Philologischen Gesellschaft zu Leipzig, überreicht von Immisch; Treu, Lichtdruck der Giebelgruppen des Zeustempels zu Olympia nach ihrer Aufstellung und Ergänzung im Albertinum; Ehlermanns Verlagsbuchhandlung, Festgabe Minna v. Barnhelm, herausgegeben von Veit Valentin; endlich Kehrbach, Das gesammte Erziehungs- und Unterrichtswesen in den Ländern deutscher Zunge. Am Abend findet das von den städtischen Behörden der Versammlung dargebotene Fest in den Räumen der Internationalen Kunstausstellung statt. — Die vierte allgemeine Sitzung am 2. October, früh 9 Uhr, brachte als Tagesordnung den Vortrag des Prof. Dr. Studniczka über Menandros, den Dichter der neuen attischen Komödie, der durch Abgüsse und Photographien unterstützt wurde. Die Berichte über die Thätigkeit der Sectionen wurden von den Obmännern erstattet. Auf Einladung des Senats der freien Stadt Bremen wurde als Ort für den in zwei Jahren stattfindenden 45. Philologentag Bremen einstimmig gewählt. Mit den üblichen Danksagungen an die Präsidenten, Nibbeck und Wahrlab, sowie an die Ausschüsse und die Behörden schloß der officielle Theil des Congresses. — Als Festgabe ist nachträglich noch eingegangen Max Lehrs Arnold Böcklin, ein Leitfaden zum Verständniß seiner Kunst, überreicht von der Generaldirection der kgl. Sammlungen, und Karl Voltmöller, Kritischer Jahresbericht über die Fortschritte der romanischen Philologie, IV, Heft 1 (1895/96), enthaltend L. Sütterlin, Die allgemeine und die indogermanische Sprachwissenschaft in den Jahren 1895 und 1896. — Aus den Berathungen der Sectionen erwähnen wir ausdrücklich nur die folgende, in der germanistischen Section von Prof. Sievs (Greifswald) eingebrachte und von den Theilnehmern einstimmig angenommene These, weil sie ein über die philologischen Fachkreise hinausgehendes Interesse beanspruchi:

„Die im ernsten Drama übliche deutsche Bühnenaussprache pflegt als Norm für die deutsche Aussprache zu gelten. Sie ist aber nicht im deutschen Sprachgebiete durchaus dieselbe und ist, vom wissenschaftlichen Standpunkte betrachtet, nicht in jeder Beziehung zu billigen. Deßhalb ist aus aesthetischen Gründen für Bühnen- und Schulzwecke eine ausgleichende Regelung der Aussprache wünschenswerth; sie ist aber auch darum wichtig, weil dereinst etwaige Verbesserungen der Orthographie auf ihr werden fußen müssen. Vor allem ist nöthig: 1. die Unterschiede der Aussprache zwischen den einzelnen Bühnen des ober-, mittel- und niederdeutschen Sprachgebietes auszugleichen, sei es nach Maßgabe der Sprache der Gebildeten, sei es nach historischen oder ästhetischen Gesichtspunkten; 2. die Unterschiede in der Aussprache des einzelnen Lautes zu beseitigen, die nur nach Maßgabe der Orthographie willkürlich geschaffen sind und von der Wissenschaft verworfen werden. Die germanistische Section der 44. in Dresden tagenden Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner würde es mit Freude begrüßen, wenn der deutsche Bühnenverein bereit wäre, sich zu gemeinsamer Arbeit an diesem nationalen Werke mit der germanistischen Wissenschaft zu verbinden." — Die Intendanten Graf Hochberg (Berlin) und v. Hülsen (Wiesbaden) haben der Section bereits erklärt, daß sie dem Plane sympathisch gegenüberstehen.

* Ueber die diesjährige Versammlung der Naturforscher und Aerzte in Braunschweig hört man jetzt in wissenschaftlichen Kreisen vielfach das Urtheil, daß die allgemeinen Ergebnisse dem gewaltigen Apparat, der bei diesen Versammlungen stets in Bewegung gesetzt wird, im Grunde nicht entsprechen. Die Specialisirungen auf dem großen Gebiete gehen doch zu weit, als daß, abgesehen von der Arbeit in den Sectionen, die bedeutenden wissenschaftlichen Fortschritte, die jedes Jahr zu verzeichnen sind, in den Hauptvorträgen zu einem allgemeinen und zusammenfassenden Ausdruck kämen. Man hat daher jetzt daran gedacht, durch Errichtung von Localvereinen einerseits die Arbeit der allgemeinen Versammlung besser vorzubereiten, andererseits die letzteren von einem großen Theil der Specialerörterungen zu entlasten. Ob auch die Gründung einer Pathologischen Gesellschaft, die gelegentlich der Hauptversammlung in Braunschweig erfolgt ist und deren Tagung immer zeitlich mit derjenigen der deutschen Naturforscher und Aerzte in Verbindung gebracht werden soll, aus dem allgemein gefühlten Bedürfniß nach Vereinfachung der Congreßarbeit entsprungen ist, mag dahin gestellt bleiben. Auf jeden Fall war auf der diesjährigen Versammlung weder das Interesse der Fachleute für allgemein gehaltene Vorträge besonders groß, noch entsprachen diese der lebhaften Theilnahme, mit der die breiteren Kreise der Gebildeten den Berichten über die Fortschritte auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und Medicin zu folgen pflegen.

* **Freiburg i. B.** Wie die „Germania" berichtet, ist die Berufung des Innsbrucker Professors Ludwig Pastor auf den Lehrstuhl der Geschichte an der hiesigen Universität, der seit dem Weggang Alois Schulte's nach Breslau erledigt war, jetzt zur Thatsache geworden.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Verdaguer, J., Atlantis. Deutsch von Clara Commer. Mit einer biographischen Vorrede und erläuternden Anmerkungen von Lic. Fr. von Tessen-Wesierski. Nebst Bildniß und Schriftprobe von Verdaguer. 12°. (XVI u. 196 S.) M. 2.40; geb. in Leinwand mit Deckenpressung ca. M. 4.

Von der „Atlantis", dem berühmtesten Werke des catalonischen Dichters Verdaguer, sagt Alex Baumgartner gelegentlich einer ausführlichen Analyse in den „Stimmen aus Maria-Laach" (1891, 2. Heft): „Groß gedacht und wahrhaft großartig ausgeführt, wird Verdaguers Atlantis für immer ein Marksein in der neuern Literatur der Catalanen bleiben." (13216)

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 6. October. Nummer 225.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Balle in München.

Uebersicht.

Zur Geschichte der Deutschen in Amerika. Von Dr. Hermann Schoenfeld. — Rikarda Huch. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zur Geschichte der Deutschen in Amerika.

Erinnerungsblatt des Deutschen Tages in Amerika (6. October).

Von Dr. Hermann Schoenfeld (Washington).

Allenthalben in den größeren Städten der Vereinigten Staaten rüsten sich die Deutschen zur festlichen Begehung des deutschen Nationalfeiertages, der, wie alljährlich, am 6. October mit Freudenmahlen, deutschen und englischen Reden und patriotischem Erinnern an deutsch-amerikanische Geschichte gefeiert wird. Am 6. October 1683 landeten 13 Crefelder Familien in Philadelphia und begannen kaum 3 Wochen später den Bau der heute so blühenden Vorstadt „Germantown“ oder „Germanopolis“ wie sie ihr erster Bürger, der treffliche Pastorius, in einem Büchlein an seinen ehemaligen Lehrer in Windsheim genannt hat. Wie der Tag der Unabhängigkeitserklärung, der 4. Juli, für die Geburt der Vereinigten Staaten, der Zerstörungstag der Bastille, jenes Sinnbildes einer Zwingburg, am 14. Juli für die französische Republik nur ein markirter Punkt in dem Entwicklungs- und Uebergangsstadium der beiden Völker ist, so gilt der 6. October für das amerikanische Deutschthum als der bescheidene Ausgangspunkt und Anfang eines gedeihlichen Wachsthums des deutschen Volkes in Amerika. Aus dem Kern dieser 13 Familien entwickelte sich Germantown mit Hülfe zahlreicher Nachzügler zu einer blühenden deutschen Musterstadt, die mit ihrem Insiegel und Inschrift: Vinum, Linum et Textrinum die Culturmission der Deutschen in Amerika: Ackerbau, Gewerbfleiß neben heiterem, gesundem Lebensgenuß trefflich ausdruckte. Auf welcher Höhe moralischen Gehalts diese Männer übrigens standen, beweist ihr feierlicher Protest vom 18. April 1688 gegen die Sklaverei, der den Abstand zwischen diesen deutschen Pietisten und den englischen Quäkern so recht grell hervortreten läßt (vgl. den Aufsatz: Zur Geschichte der Quäker in Amerika, Beil. z. Allg. Ztg. vom 13. April 1896). Von diesem Gesichtspunkte aus verdient diese kleine, in ihren Folgen aber unberechenbare Landung sicherlich als der Ausgangspunkt des Deutschthums in Amerika gefeiert zu werden.

Aber der eigentliche Anfang deutschen Lebens in Amerika war diese Landung und Gründung nicht. Zahlreiche Deutsche suchten zerstreut als Soldaten in fremdem Solde, als Matrosen, Handwerker, Abenteurer und Flüchtlinge ihr Glück über dem Meer; jedoch losgelöst von allen Beziehungen mit dem Vaterlande kann ihr Einfluß höchstens ein localer gewesen sein. Noch entziehen sich die Anfänge des Deutschthums in Amerika unsrer Kenntniß. Soviel aber wissen wir bestimmt, daß die Auswanderung nach Amerika schon im Dreißigjährigen Kriege von erleuchteten, wohlwollenden Männern den mit Skorpionen gezüchtigten Deutschen empfohlen worden war. Es ist in einem früheren Aufsatz an dieser Stelle (Beil. vom 30. und 31. Juli d. J.) gezeigt worden, wie sich Gustav Adolf von Schweden und nach ihm sein Kanzler Oxenstierna der Auswanderung nach Amerika gegenüber verhielten, wie ein stetig rinnender Strom gerade der werthvollsten Classen des deutschen Nährstandes in diesen Jahren der Trübsal besonders von den Rheinufern nach Amerika abfloß und das neue Land mit der bekannten deutschen Hingebung bebaute. Aller Gesittung Anfang und bleibende Grundlage, der Ackerbau, kam damit in raschen Fortschritt. Neues und furchtbares Unglück im Mutterlande förderte noch diesen Zug nach dem Westen. Die furchtbare Heimsuchung der deutsch-französischen Grenzlande und besonders der unglücklichen „fröhlichen“ Pfalz durch die drei Raubkriege, die vandalische Verwüstung des vordem so blühenden Landes und die Zerstörung von über 1200 Dörfern und Städten von Rastatt und Baden bis hinauf nach Speier und Worms, um nach einem historisch bezeugten Plane Ludwigs XIV. die jüngst geraubten deutschen Länder Elsaß und Lothringen durch Wüstelegung des gesammten Grenzlandes gegen Deutschland sicher zu stellen — all dies veranlaßte einen nie versiegenden Auswandererstrom über Holland und London nach Amerika aus diesen süddeutschen Ländern. Vielfach erneuerten sie ihre früheren Heimstätten sogar mit ihren alten Namen im südlichen Pennsylvanien, um ungehindert ihre Religion auszuüben und sich der Früchte ihres Fleißes zu erfreuen. Mit Liebe und Treue pflegten sie Sprache und Sitten ihrer alten Heimath; bieder und stark, achtungswerth und fleißig haben sie ihren traulichen, naturwüchsigen pfälzischen Dialekt beibehalten — trotz des Hochdeutschen in Kirche und Presse, trotz der die deutsche Bevölkerung so gut wie gar nicht berücksichtigenden englischen öffentlichen Schulen. Als die wahren Träger der Intelligenz sind die Enkel dieser Deutschen jetzt über die Union zerstreut, und nur die deutschen Namen geben oft Kunde von ihrem Ursprung.

Waren es zum Theil politische Ursachen, die freilich auch oft mit religiösen verquickt waren, welche zur Auswanderung drängten, so flohen viele andere ausschließlich vor religiöser Unduldsamkeit. Mögen diese deutschen pietistischen Secten mit ihren mannichfaltigen, eigenthümlichen Glaubenssätzen uns auch befremdlich anmuthen, soviel steht fest: eine bessere, moralisch tüchtigere Einwanderung zu gewinnen wäre schlechterdings unmöglich gewesen. Eine solche Unterströmung war eine sichere Garantie für das Volksleben der Zukunft. Tiefe Religiosität, ein edler moralischer Lebenswandel mit aufopfernder Hingebung für das Ganze und die geistigen Interessen des Lebens, maßvolle Bescheidenheit, Genügsamkeit und Ordnungsliebe, starke Ueberzeugungen, aber verbunden mit beinahe absoluter Duldsamkeit gegen Andersdenkende, die mit der fanatisch grausamen Indianer- und Religionspolitik des Puritanismus scharf contrastirte: alle diese Tugenden machen den deutschen Eingewanderten jener Zeit zu dem besten Besiedelungsmaterial, dessen sich je ein Land rühmen konnte.

Digitized by Google

Und zu diesen ideellen Gütern gesellten sich noch die praktischen Vorzüge, die der deutschen Mittelclasse eigen sind: Fleiß und Arbeitsamkeit war ein Bestandtheil ihrer Religion, in Gewerbthätigkeit und Ackerbau waren sie allen anderen voraus. Die Herrnhuter z. B. errichteten Kirchen und Schulen und unterrichteten die Indianer in Ackerbau und Gewerben; die deutschen Quäker, die sich von Lancaster County aus am frühesten über Pennsylvanien verbreitet, lieferten manchen ausgezeichneten Namen; die Mennoniten in Kansas, Nebraska, Minnesota, Dakota und Canada erregten die Bewunderung aller durch ihre Erfolge im Ackerbau. Eine gute Geistes- und Herzensbildung, das Resultat ihrer Liebe zur Schule und Kirche, treue Hingebung an die deutsche Sprache, Strebsamkeit und ausgebildeter Sinn für Gesetz und Ordnung haben diese Leute zu einer unversiegbaren Quelle des moralischen und materiellen Gedeihens unsres Landes gemacht. Auch von den Tunkern, Siebentägern, Schwenkfeldern, den Vereinigten Brüdern in Christo und wie alle diese sonderbaren Heiligen heißen mochten, ist viel Rühmliches zu melden: ihr Einfluß auf das geistige Leben Amerika's war fast stets wohlthätig. Freilich dürfen wir bei einem heutigen Rückblick auch die Tausende von Deutschen nicht vergessen, die durch die Gewissenlosigkeit der Seelenverkäufer, Rheder und Agenten, in unmenschlicher Weise auf unzulänglichen Schiffen „verpackt" und „verfrachtet" der Krankheit und dem Tode und, falls sie wirklich das Land der Hoffnung erreichten, der schmählichsten Dienstbarkeit verfielen.

Seit den Colonialkriegen Englands mit Frankreich, die fast genau mit dem Siebenjährigen Kriege zusammenfallen, beginnt eine mächtige, durch die Zahl auch wuchtige, alles beeinflussende, protestantische deutsche Einwanderung nach Amerika, mit welcher der Fortlauf der Welle deutscher Emigranten gesichert und stetig nach diesen Küsten geleitet war. Denn die deutsche Wanderlust fand damals alles, was dem deutschen Herzen theuer ist: politische und religiöse Freiheit, einen jungfräulich ergiebigen, klimatisch dem heimischen ähnlichen Boden zu beliebiger Auswahl, den weitesten Spielraum der Energie und freie Bethätigung aller Kräfte, so daß gedeihlichem deutschen Wachsthum, das kraftvoll über die Grenzen des Vaterlandes schäumte, in Amerika nichts im Wege stand. Und als die Vorboten des kommenden Sturmes des Revolutionskrieges gegen England von Boston aus heftige Wellen über das Land schlugen, da war es zunächst wieder Pennsylvanien und allen voran die Deutschen, die ihr Recht in Anspruch nahmen, gegen die Tyrannei zu kämpfen; „the Germans, who composed a large part of the inhabitants of the province, were all on the side of liberty", sagt Bancroft in seinem kräftigen Lapidarstile (vol. IV, p. 329). Milizen wurden errichtet, auserlesene Corps deutscher Jäger formirt und freiwillige militärische Vereine gebildet. In hellen Schaaren strömten die Deutschen zu den Regimentern der Continentalarmee; viele deutsche Offiziere befehligten in diesen, sowie in den eigenen deutschen Bataillonen. Der Raum verbietet, mehr als nur die ersten unter ihnen zu nennen, einen Steuben, der als Organisator der Armee mit Recht der amerikanische Scharnhorst genannt werden kann, ferner die Brüder Mühlenberg, den Bäcker Christoph Ludwig, v. Heer, einen verdienten Offizier Friedrichs des Großen, und viele andere Namen von gutem Klange.

Die colonisatorische Einwanderung hörte wohl für einen Zeitraum von 40 Jahren ziemlich auf, aber die Armee lockte ununterbrochen kriegslustige Deutsche von hüben und drüben an. Auch viele von den unglücklichen Opfern, die von einzelnen deutschen Fürsten zum Kampfe gegen die revoltirenden 13 Colonien an England verkauft worden waren, siedelten sich theilweise in Amerika an. Viele derselben waren schon während des Krieges auf die Seite des Rechts übergegangen; liebreich wurden sie aufgenommen; man wußte, weßhalb die „Hessians" die Waffen getragen.

Nach den unendlichen Verdiensten, welche die Deutschen für das neu erstehende Land auf militärischem Gebiete erworben, begannen — freilich nach einer ziemlich langen Unterbrechung der Einwanderung, die durch den bedauernswerthen Verfall des Deutschthums in der Heimath bedingt war — die segensreichen Dienste des Friedens. In den unglückseligen Jahren der Schmach nach Jena und Auerstädt gerieth die Auswanderung beinahe ganz ins Stocken. Erst nach dem glorreichen Erwachen von 1813—1815 und während der reactionären Jahre der sogenannten „heiligen Allianz" erneuerte sich der Fluß der Einwanderung, und mit demselben vollzog sich eine intensive Verstärkung des Handels zwischen Deutschland und der Republik.

Mit der Einwanderung der dreißiger Jahre, die viele politische Flüchtlinge und meist Männer mit einer guten, zum Theil akademischen Bildung diesem Lande zuführte, begann eine besonders lebhafte Betheiligung an dem politischen Leben und ein so kräftiger Antheil an der Volksherrschaft, daß jetzt erst die eigentliche Durchdringung des gesammten amerikanischen Volkes mit specifisch deutscher Cultur, deutscher Bildung und deutscher Strebsamkeit auf allen Gebieten des geistigen Lebens erfolgte. Freilich entstand durch diese Einwanderung eines von dem früheren so verschiedenartigen Elements mit einer so verschiedenen Denkweise eine Kluft zwischen den Alten und den Jungen, die auch heute noch nicht ganz überbrückt ist. Auch war der Einfluß dieser Männer nicht in allen Stücken wohlthätig: allerhand Doctrinen und utopische Ideen politischer Natur wurden von den „Stürmern und Drängern" des beginnenden Revolutionszeitalters von Deutschland aus in Amerika eingeführt. Viel ungegohrener Most mußte erst geklärt und gelagert werden, ehe viele von diesen Weltverbesserern nützliche amerikanische Bürger wurden.

Die Revolution von 1848 und die folgenden Jahre brachten einen neuen Strom von Verfolgten und Unzufriedenen an unsere Küsten. Es war dies meist ein starker Schlag gesinnungstüchtiger Männer von abgeschlossener Bildung oder in akademischer Bildung Begriffener; Männer von festen Ueberzeugungen, die den Traum vom neuerstandenen Deutschen Reich, der in unsern Tagen zur Wirklichkeit geworden, mit der Verbannung büßten; Männer, die dann hier unser Staatswesen nicht unwesentlich umgeformt haben und deren Einfluß sich auf allen Gebieten geltend macht. Allerdings mußte auch hier manche politische Confusion und Kinderei von „New Rome; or, The United States of the World" mitunterlaufen, manche utopischen Pläne wurden geschmiedet, „daß auch in Deutschland ein besserer Zustand herbeigeführt werde, dem ähnlich, dessen man sich in den Vereinigten Staaten erfreut" (!) (vgl. die Constitution der am 24. Januar 1835 zu New-York gegründeten Gesellschaft Germania); in den Köpfen der Jüngeren sah es oft kunterbunt genug aus; Reibungen konnten nicht ausbleiben. Aber bald kam eine Periode wohlthuender Klärung und kräftiger Läuterung. Der gute Kern siegte bald in den nach dem Besten Strebenden; tüchtig griffen sie in das volle Leben hinein, kamen empor als Kaufleute und Fabrikanten; in allen Gemeinwesen weit und breit spielten sie eine große und wichtige Rolle, besetzten die Katheder der höheren Schulen und Universitäten und riefen eine bis dahin unerhörte geistige Bewegung hervor; auch nahmen sie vielfach die Presse des Landes an sich, die sich dann auch bald, wo sie von Deutschen beherrscht war, durch politische Reinheit und unerschrockenen Angriff gegen Corruption jeder Art rühmlich hervorthat. Tüchtige Männer mit der trefflichen deutschen juristischen Bildung ließen sich von dem Geiste der ursprünglichen edlen Verfassung dieser

Digitized by Google

Republik durchdringen und setzten in Wort und Schrift die gewonnenen Theorien in die Praxis um. Noch leben einzelne Veteranen jenes Schlages über das Land hin zerstreut, jeder noch fest die Hand am Ruder in seinem größeren oder kleineren Bereich, wahre Typen des Deutschthums, dabei echte amerikanische Patrioten, denen Deutschland als die geliebte Mutter, Columbia als die süße Braut gilt. Mit diesen Männern ist der Geist deutscher Bildung so recht in unsre Gesammtnation gedrungen; sie haben ihre Bildung nicht der einheimischen aufgeimpft, nein, die ihrige hat die altheimische vielfach ersetzt oder durchgeistigt; die Schule, besonders die Hochschule, ist eine deutsche Schenkung, mögen sich gewisse undankbare Nativisten noch so sehr dagegen sperren und hochverdiente deutsche Hochschullehrer nach Kräften zurückdrängen und unterdrücken.

Um aber die Verdienste der Deutschen während des Bürgerkrieges, des bluligsten, den die neuere Geschichte kennt, zu würdigen, dazu gehörten ganze Bände; man kann auf diesem spärlich bemessenen Raum die Thatsache eben nur andeuten. Als der Zusammenbruch der Union drohend herannahte, da fielen für die Deutschen dieses Landes alle Parteifesseln; ihr Opfermuth und Patriotismus für das neue Vaterland hatte keine Grenzen; unzählige Tausende strömten zu den Waffen; rein deutsche Regimenter bildeten sich von Woche zu Woche; deutsche Generale und Offiziere befehligten mit unübertrefflichem Ruhm; erst im Jahre 1870 hat Deutschland selbst etwas Aehnliches an Einmüthigkeit und Selbstverleugnung gesehen. Man kann kühnlich behaupten, daß ohne das riesige deutsche Contingent in der Unionsarmee, das außerdem das ausgezeichnetste Soldatenmaterial im Heere war, die Vernichtung der Union eine sichere Thatsache geworden wäre, zumal die Südstaaten und die conföderirten Truppen einen Heldenmuth und ausdauernde Energie bewiesen, die von Erfolg hätten gekrönt werden müssen, wenn die Conföderation nicht buchstäblich erschöpft und erdrückt worden wäre.

Da somit die Deutschen in allen kritischen Epochen der Existenz des amerikanischen Volks der ausschlaggebende Factor gewesen und mit dem ureigensten Bestande der Republik identificirt sind, so müssen sie auch eines der maßgebendsten Elemente der Regierungsmaschine sein oder werden und dürfen nicht als ein aus dem amerikanischen Staatskörper nach Willkür auszuscheidender Bestandtheil oder als Rechenziffer betrachtet werden. Denn wie sie politisch und militärisch eine integrirende Wesenheit der Nation sind, so sind sie auf dem Gebiete ihres Geisteslebens, ihrer Kunst, besonders in Musik und Gesang, Bahnbrecher gewesen; guter Geschmack, gemüthlicher Humor, wahre Geistesfreiheit, Gemüthstiefe gegenüber der kirchlich finsteren puritanischen Weltanschauung sind die Grundzüge deutschen Wesens.

Ich möchte dieses Erinnerungsblatt des Deutschen Tages nicht trüben mit der Beleuchtung der Kehrseite der Medaille, die ja leider auch vorhanden ist. Denn der Zersetzungsproceß innerhalb der Reihen des Deutschthums wird künstlich „Iliacos intra muros et extra" nach Kräften befürwortet, der Kampf gegen die deutsche Sprache in den öffentlichen Schulen selbst der Städte, die eine deutsche Majorität haben, wird eifrig geschürt und — zu unsrer Schande muß es gesagt werden — nicht selten von ursprünglichen Deutschen selbst. Auswüchse des Deutschthums gibt es auch hier genug und die specifisch deutschen Untugenden — um sie nicht direct Laster zu nennen — die Zwietracht und Zerrissenheit, die Nachahmungssucht und Anlehnung an das schlechtere Fremde sind auch hier leider nicht verschwunden: „caelum, non animum mutant qui trans mare currunt". Aber dennoch steht zu hoffen, daß der gesunde Sinn der zehn Millionen, in deren Adern deutsches Blut rinnt, die Schlacken eliminiren, deutsche Sitte und Sprache noch sorgsamer pflegen und in ihrer Reinheit hüten wird. Freilich ist es auch ein Gebot der Klugheit, der Nothwendigkeit und der Pflicht, daß die Deutsch-Amerikaner ihre stolze Doppeleigenschaft damit bethätigen, daß sie ebenso stark in der herrschenden englischen Sprache werden, denn einen Sonderstaat im Staate können und dürfen sie nicht bilden, wenn sie nicht in dem Concurrenzkampf mit den anderen Nationalitäten untergehen und die Einheit und Untheilbarkeit der Nation, für die sie ihr Blut vergossen, gefährden wollen. Gerade deßhalb ist für unsre Jugend historische Belehrung eine Lebensbedingung zur Erfüllung der hohen, verantwortlichen Pflichten nach beiden Seiten hin. Wäre dieses Verständniß der beiderseitigen Pflichten in dem amerikanischen Deutschthum allgemein, so wären manche politische Mißgriffe jüngster Zeit hinsichtlich der Tarifffrage sicherlich vermieden worden, Mißgriffe, die es zuwege gebracht, daß die innigen Beziehungen der beiden Länder und Völker zum mindesten getrübt worden sind, und daß zukünftige Störungen nicht außer dem Bereich der Möglichkeit liegen.

Möge der Deutsche Tag allen Deutsch-Amerikanern die nöthige Erkenntniß gewähren, daß die Pflege des Deutschthums im Auslande, d. h. in Nordamerika par excellence, die sicherste Bürgschaft für die Cultur, für das Gedeihen, für Frieden und Freundschaft des alten und des neuen Vaterlandes bedeutet, ohne der Souveränität des letzteren irgendwie Abbruch zu thun!

Rikarda Huch.

Schon vor drei Jahren erschienen die „Gedichte" von Rikarda Huch[1]), die unsres Erachtens die höchste Anforderung erfüllen, welche wir an den Lyriker stellen: d. h. sie bieten in vollendeter Form, deren Wohllaut uns gefangen nimmt, Selbstbekenntnisse, „Gelegenheitsgedichte" in Goethe's Sinn, oder auch tiefsinnige Grübeleien, selbst über philosophische Probleme. Wohl ist die Dichterin bei Goethe und Gottfried Keller in die Schule gegangen, aber höchstem Können nachstreben, auch wohl manchen Kunstgriff dem Meister ablernen, dabei dennoch eigenste Originalität behalten, das darf nicht bloße Nachahmung gescholten werden. Rikarda Huch ist in Braunschweig geboren; zweiundzwanzigjährig ging sie nach Zürich und bestand dort ihr Maturitäts- und Doctorexamen, letzteres mit einer Dissertation über: „Die Neutralität der Eidgenossenschaft während des spanischen Erbfolgekriegs". — In Zürich lehrte sie dann an einer Mädchenschule und am Lehrerinnenseminar, um endlich, seit dem vorigen Herbst, einem Ruf an das neu begründete Mädchengymnasium in Bremen, unter Gildemeisters Aegide, folgen zu können. Unter dem Pseudonym: „Richard Hugo" veröffentlichte sie ein Lustspiel: „Der Bundesschwur" (Zürich 1891, bei Orell Füßli), Gedichte (bei Pierson, Leipzig), „Evoë" (dramatisches Gedicht, bei Hertz, Berlin 1892). Letzteres, schon unter ihrem Namen erschienen, noch in starker Anlehnung an Shakespeare, ist voller Schwung, voll Begeisterung für die genußfreudige, kunstliebende Zeit Lorenzo's, des Mediceers, in der auf prächtige Maskenzüge, Carnevalsjubel, nur zu bald das „Autodafé" der Eitelkeiten, der Scheiterhaufen Savonarola's folgte. Auch in die höchst eigenartigen „Lieder des Raben" spielt dieses düstere Thema hinein. Den schwarzen, krächzenden Gesellen läßt sie alle Weltverachtung, allen Pessimismus, allen Mißmuth kundthun, im Gegensatz zu Sommerlust und Sonnenschein:

---

[1]) Leipzig, H. Haessel 1894.

„Wie hell die Buben dort lachen
Und Mädchen im Wind!
Ich wüßte gern, wie ſie's machen,
Daß ſie luſtig ſind."

Wie Nietzſche jede Philoſophie „das Selbſtbekenntniß ihres Urhebers" nennt, „eine Art ungewollter mémoires" — ſo wurde mir aus den Gedichten Ricarda Huchs mehr und mehr klar, daß auch der denkende Lyriker ſich von philoſophiſchen Syſtemen das aneignet, was ſich am meiſten der eigenen Gedankenrichtung anpaßt. Sie, die Dichterin, hat ernſt und reiflich nachgedacht und gegrübelt, jeder große Philoſoph hat deutliche Spuren in ihren Gedichten zurückgelaſſen. Selbſt der Prediger Salomonis in ſeinen Betrachtungen über die Eitelkeit der Welt und alles irdiſchen Thuns! Sie iſt vor allem Determiniſtin, dann aber iſt auch für ſie: „der Menſch das Maß aller Dinge"; Spinoza, die Senſualiſten, ſelbſt Berkeley müſſen ſie ernſtlich beſchäftigt haben. Wenn wir in „Prädeſtination" leſen:

„Was hilft mir drei und hier,
Daß ich geſtrebt, gewollt,
Wenn, wie du warfeſt, mir
Die blinde Kugel rollt'? . . .
‚Nicht zwing' ich Deine Bahn,'
Sprach die Geſtalt darauf,
‚Nur, eh' du ihn gethan,
Weiß ich ſchon ihren Lauf'" —

ſo liegt es ebenſo nahe, an Spinoza wie an Goethe's herrliche Verſe zu denken:

„Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehn,
Die Sonne ſtand zum Gruße der Planeten
Biſt alſobald du fort und fort gediehn
Nach dem Geſetz, nach dem du angetreten" u. ſ. f.

Oder dann in „Philoſophenliebe":

„Komm, ſieh mich an und halte ſtill,
Du liebes Scheingebilde,
Du biſt nur immer, was ich will;
Nicht mehr als Topas und Smaragd,
Die ich erſt gelb und grün gemacht,
Iſt deiner Schönheit Milde" u. ſ. f.

Aber Ricarda Huch kann nicht nur grübeln und ſinnen, voll glühender Leidenſchaft, voll Sehnſucht und Verlangen ſind ihre Liebesgeſtändniſſe. Entzückend wieder in ihrem ſchlichten Wohllaut jene leiſen Klagen, wie:

„Glaubt der Baum im Monat Mai,
Wenn die Blätter ihn umprangen,
Daß das Kleid ihm umgehangen,
Nur für eine Spanne ſei?
Ewig meint er es zu tragen,
So wie deine Liebe ich —
Wenn der Herbſt darüberſtrich,
Steht er nackt in Wintertagen." —

Noch gar manches möchte ich anführen, aber lieber mögen andere blättern und leſen, ſie werden gefeſſelt werden, die Dichterin mehr und mehr bewundern und lieben lernen. Faſt jede Seite erzählt uns, wie ein heiß ringendes Herz liebt und leidet, wie aber auch der ernſte, ſtrebende Geiſt nach Erkenntniß ringt und nur im Wiſſen, dem wahren Wiſſen in Plato's Sinn, Befriedigung findet. Das Gedicht „Unerſättlich" mag's uns verrathen:

„Ganz mit Frühling und Sonnenſtrahl,
Klang und duftendem Blüthenguß
Mein verlangendes Herz einmal
Füll' mir, ſeliger Ueberfluß!
Gib mir ewiger Jugend Glanz,
Gib mir ewigen Lebens Kraft,
Gib im flüchtigen Stundentanz
Ewig wirkende Leidenſchaft!
Aus dem Meere des Wiſſens laß
Satt mich trinken in tiefem Zug!
Gib von Liebe und gib von Haß
Meiner Seele einmal genug.
Gib, daß Thau der Erfüllung mir
In die Schale des Herzens fließt,
Bis ſie, ſelber verſchwendend, ihr
Ueberſchäumendes Glück ergießt."

Die Kehrſeite dieſer trunkenen Lebensluſt wäre freilich die „Katzenphiloſophie":

„Ganz einſam ſitz' ich ohne Freude da,
Dem Lachen fern, doch nicht dem Weinen nah.
Mir unweit ſitzt mein Kätzchen ſtill im Gras,
Mißmuthig ſchaut es ſtets auf einen Fleck;
Einfällig dünkt die Welt es, ohne Spaß,
Der Mausfang albern, wie das Milchgeſchleck.
Doch plötzlich kehrt ſich's um, blickt nach umher,
Rollt ſich zuſammen, ſchläft und denkt nichts mehr."

Doch genug, man leſe und prüfe, dann wird man allerdings auch hier finden, daß nicht jedes Gedicht ein Glaubensbekenntniß, ſondern nur „in Form geprägte Stimmung" iſt. — Gewiß verlangts uns nach dieſen Verſen auch ein größeres Werk der Dichterin kennen zu lernen, beſonders wenn man, wie ich, von ihrem Roman: „Erinnerungen, von Ludolf Urſleu, dem Jüngeren" als von dem bedeutendſten hatte ſprechen hören, den die moderne deutſche Romanliteratur hervorgebracht habe. Vielleicht hat er meine Erwartungen nicht ganz erfüllt, weil ich ſie allzu hoch geſpannt hatte. Der Schluß — dieſe gefährliche Klippe der beſten Romane — hält nicht was der Anfang verſpricht. Es iſt in dieſem wunderbar anziehenden Buch alles ſo fein aneinandergefügt, ſo harmoniſch erſonnen, daß man's immer von neuem gern in die Hand nimmt, Stellen wiederum lieſt, die uns zu Sinn und Herzen geſprochen hatten, ſelbſt wenn ſie zum Widerſpruch reizten. Hat man aber dieſe begabten, vornehmen Menſchen, durch viel Leid und Verwirrung bis gegen das Ende hin geleitet, ſo erwartet man — zwar kaum einen erfreulichen Schluß, aber doch eine wenigſtens ungenügend, und nicht ſo im Widerſpruch mit der bis dahin conſequent durchgeführten Charakterzeichnung, motivirte Kataſtrophe. Faſt wirkt das Buch wie eine Selbſtbiographie, jedenfalls hat die Verfaſſerin ihr wohlbekannte Individuen portraitirt. Erzählerin iſt der jüngere Ludolf Urſleu, der, wie der griechiſche Chor, reflectirend und beobachtend auftritt, ſich ſelbſt aber wohl etwas zu wenig activ darſtellt, bis auf einige ſehr reizvolle Liebesepiſoden aus der Knaben- und Jünglingszeit. Eine davon, am Wallenſee, erinnert in der ganzen Localfarbe ungemein an Gottfried Keller, Ricarda Huchs verehrtes Vorbild. Wie Luther, der, als der Blitz neben ihm einſchlug, jäh an die Vergänglichkeit des Lebens erinnert, ins Kloſter ging, „ſo" — ſagt Ludolf Urſleu — „iſt es auch mir ergangen, wenn auch der Blitz, den ich blindlings niederlechzen ſah, nicht der äußerlichen Welt angehörte; aber er war nicht minder vernichtend. . . . — Ich ſah auf einmal, wie ich jetzt ausführlich beſchreiben will, daß es nichts, gar nichts gibt, was im Leben einen feſten Stand hat." — Und als er ſelbſt dann ins Kloſter ging, nachdem ſo großes Leid über die Seinen gekommen war, da iſt's nicht der Troſt des Glaubens und der Religion, die ſeine Seele zur Ruhe kommen laſſen, ſondern „die Ordnung und der Frieden dieſer Räume, in die das Schimmern meiner geliebten Alpen fällt". — Dort läßt er wie einen Traum alle jene Erinnerungen an ſeiner Seele vorüberziehen, verleiht ihnen dadurch jenen unerklärlich feinen Duft vergangener Tage, der auch uns in die gleiche wehmüthige Stimmung verſetzt. „Denn, was iſt das Leben des Menſchen? Wie Regentropfen, die vom Himmel auf die Erde fallen, durchmeſſen

Digitized by Google

wir unsre Spanne Zeit, vom Winde hin und her getrieben. Der Wind und das Schicksal haben ihre unabänderlichen Gesetze, nach denen sie sich bewegen; aber was weiß der Tropfen davon, den sie vor sich hersegen!" — Wir werden in das behagliche, vornehme Leben eines Hamburger Kaufmannshauses geführt. Alles geht äußerst behäbig und scheinbar sorglos dort zu; selbst als geschäftliche Widerwärtigkeiten den Hausherrn bedrücken, empfinden die Hausgenossen, empfindet besonders die Jugend noch nichts davon. Ja, die Tochter, die verwöhnte, lebensfrohe Galeide, ist fast entrüstet, als der Vetter ihr nahe legt, daß es doch auch für sie keine Schande wäre, sich zur Lehrerin auszubilden. Die Mutter ist von so großer Schönheit und Anmuth, daß Ludolf sich vergebens bemüht, diese griechische Göttin im deutschen Hausfrauenkleid, sich auch als alte Frau vorzustellen. Und Galeide, die eigentliche Heldin des Romans, von Allen geliebt, bewundert, dabei zuweilen als „Undine", als „Nixe" bezeichnet, steckt nicht in ihr etwas von dem Blut der Verfasserin? Hat Ricarda Huch in ihr vielleicht die glühende, liebende, rücksichtslos vorwärtseilende Seite ihres eigenen Wesens geschildert, und in dem Bruder Ludolf, dem Erzähler, wieder die richtende, die reflectirende, die Stimme des Gewissens? — In dies glückliche Haus kommt Lucile Leroy aus der französischen Schweiz, und „zugleich mit den zarten Mädchenfüßen setzte das Schicksal seine eherne Sohle auf unsre glatte Schwelle und trat verhüllt und furchtbar mitten in unser gemächliches Phäakenthum". Sie sollte Galeiden die Kenntniß des Französischen beibringen, da man die Tochter nicht in ein Pensionat thun wollte. Auch der Urgroßvater war der Ansicht gewesen, den man bei allem um Rath fragte, Ferdinand Olethurm, das Haupt der Familie, noch „wie ein Wartthurm aus alter Zeit" hineinragend. „Obwohl er insofern ein echter Patrizier nach der alten Weise war, so besaß er doch eine so merkwürdige Beweglichkeit des Geistes, daß ihm nichts neues, mochte es auch noch so weit außerhalb des Gesichtskreises seiner Jugend und seines Mannesalters liegen, unverständlich oder gar gleichgültig war." Er war ein Mann, der frisch darauf zu liebte und haßte, wie's ihm ums Herz war. „Dadurch machte er weniger den Eindruck abgeklärter Weisheit als den unerschöpflicher Jugendkraft und unzerstörbarer Eigenart, und damit beherrschte er die Menschen und baunte sie unter seinen Einfluß." — Ludolf und Galeiden liebte er über alles, letztere wohl noch mehr, vielleicht weil sie ein Mädchen war, dann auch wegen der merkwürdigen Mischung in ihrem Charakter von großer Weichheit und dann wieder von eiserner Härte und Festigkeit. — Zwischen ihr und der älteren Lucile entsteht bald eine schwärmerische Freundschaft, die sich auch nicht abkühlt, als Vetter Ezard, Sohn des seinen, liebenswürdigen Oheims und Arztes Harre Ursleu, ein lebhaftes Interesse für die Schweizerin zeigt. Ezard war eine ebenso vornehme als anziehende Erscheinung, voll Bildung und Gewandtheit, dabei schön, liebenswürdig und von ehrenhaftem Charakter. „Er kam aus der Fremde und trat unter uns wie Odysseus unter die Phäaken." — Trotz Abmahnung und Widerspruch von Seiten des Vaters Harre, des Urgroßvaters, bewirbt sich Ezard um Lucile und man reist nach der Schweiz um die Hochzeit zu feiern, merkwürdigerweise nach katholischem Ritus — aus Rücksicht auf die Eltern, obwohl Lucile zum Protestantismus übertritt. Dann geht das behagliche Familienleben eine Reihe von Jahren ruhig fort, zwei Kinder wachsen Ezard und Lucile heran, von denen besonders Harrcke, der älteste, Galeidens erklärter Liebling wird, ja sie sogar der Mutter vorzuziehen scheint. Drohende Wolken ziehen sich nach und nach über dem Hause zusammen; Verluste, unglückliche Geschäfte bedrohen den Wohlstand; zwischen Ezard und Galeide, die sich anfangs eher kühl gegenüberstanden, wächst mit dämonischer Gewalt eine unselige Leidenschaft heran. Die schöne, kluge und sanfte Mutter ahnt unabwendbares Unheil, fühlt, von körperlichem Leiden ergriffen, daß ihr die Kraft fehlt, es zu bannen. Sie stirbt; die geschäftlichen Verluste veranlassen den Vater zu einer Reise nach Amerika, „es war als ob das frühere Glück zwischen den Fingern durchzusickern beginne".

Aber wie alles was vorgeht wie als ein Unaufhaltsames, Unabwendbares von dem Erzähler vorgestellt wird, so erscheint dem Erzähler neben allem Entsetzen und aller Furcht, auch die Liebe zwischen Ezard und Galeide als „Verhängniß und Schicksal". „Ist solch eine Leidenschaft etwas anderes als der Wille der Natur, der sich zuerst durch liebliche Anzeichen verkündet, dann aber, wenn man ihm widersteht, verheerend dahinfährt? — So sind im Grunde nicht sie es, welche sündigen, sondern die Menschen, die nicht erkennen, was aus ihnen spricht, und ihre künstlichen Formen an die Stelle des Natürlichen gesetzt haben." Lucile kann selbst nicht länger blind sein gegen die Veränderung in Ezard; sie fragt Galeide, ob sie ihn liebe? Jene antwortet: „Nein!" — fühlt nunmehr aber selbst, daß ihres Bleibens im Hause nicht länger sein dürfe. Sie geht nach Genf, um auf dem dortigen Conservatorium ihr Geigenspiel auszubilden. Der Urgroßvater, nicht blind gegen die Gefahr, aber außer sich, entrüstet, daß er Galeiden entbehren soll, droht, flucht ihr — sie aber bleibt ungerührt; selbst als der alte Mann in seiner Herzensangst ihre Kniee umklammernd ruft: „Galeide, verlaß mich nicht!" antwortet sie scheinbar ohne Erbarmen: „Laß das, Großvater, es muß sein!" Indessen gerathen auch Onkel Harre und sein Sohn Ezard in fatale Situationen. Beide haben sich mit ihrem Einfluß und Vermögen an der Verbesserung der Wasserleitung betheiligt und einen fremden Ingenieur herangezogen, der der Sache nicht gewachsen scheint. Es kommt zu Reibungen mit dem Senat, der die Kosten übernehmen soll, welche das Privatvermögen, die Bürgschaft jener, bei weitem übersteigen. Die Cholera zieht drohend näher, Angst und Schrecken bemächtigen sich der Stadt, der Familien. Onkel Harre, der vor mehreren Jahren eine jüngere Verwandte der verstorbenen Frau Ursleu geheirathet hatte, welche zu deren Pflege herbeikam, wird aufgerieben durch ärztliche, durch private Sorgen. Auch er vertritt den Grundsatz, daß, wenn auch das Schicksal unabwendbar walte, man doch ein Recht habe, sich dem Leben zu entziehen, sobald man nicht mehr imstande sei, es für sich und andere erfreulich zu gestalten, sobald man sich an Leib und Seele gebrochen fühle. Also Resignation und Entsagung wie bei Ludolf, der ins Kloster flieht — oder ein gewaltsames Ende! Vater Ursleu kehrt aus Amerika zurück, hat nicht erreicht, was er dort erstrebte, ist ein gebrochener Mann. Er soll im Harz, in schöner Waldstille seine Nerven stählen, zur Zerstreuung gibt Ezard ihm sein Söhnchen Harrcke mit. Aber er findet den Frieden nicht, ein Pistolenschuß streckt ihn hin im grünen Wald. Ezard und Galeide sehen sich an seiner Leiche wieder und Ludolf erschauert, als er den Vetter wie vor sich hin sagen hört: „Es ist der Erste." — Jammer und Noth zieht in Onkel Harre's Haus: sein Töchterchen erkrankt an der Cholera, er selbst geberdet sich wie ein Wahnsinniger, obwohl das fast todtgeglaubte Kind gerettet wird. Dennoch ist die Spannkraft des alternden Mannes gebrochen, für die Cholera selbst fühlt er fast wie eine Verantwortung, da das Rettungswerk, das er durch die Wasseranlage bezweckte, doch nicht gelang, laute und stille Vorwürfe ihn treffen. Auch er macht, seinen Grundsätzen getreu, seinem Leben ein Ende. Ezard, sein Sohn, wußte, daß es so hatte kommen müssen und gibt, zu Vetter Ludolfs Entsetzen, dem

Digitized by Google

Vater Recht! „Hätte ich meinen Vater, den ich liebe, daran hindern sollen, wenn er lieber wie ein Held von uns scheiden wollte, anstatt so schmählich zu leben?“ — Vielleicht haben der Verfasserin die Stoiker vorgeschwebt, als sie dies hinschrieb. — Der Winter verging, die Cholera war erloschen, als im Frühjahr wiederum vereinzelte Fälle auftraten. Galeidens Sehnsucht nach der Heimath war indessen so stark geworden, daß sie wiederkehrte, noch dazu um eine Summe Geld abzuliefern, die sie in einem Concert zum Besten der Nothleidenden erworben. Da erkrankt Ezards Töchterchen und stirbt. Lucile, die im Schmerz alles Maß verliert, wohl auch nicht alle nöthige Vorsicht anwandte — auch sie fällt der Seuche zum Opfer. Ja, nun war sie der Vereinigung der Liebenden nicht mehr im Wege, sie, die auf die ihr angetragene Scheidung nicht hatte eingehen wollen, der es auch sonst an Tact und Geschick in den schwierigen Verhältnissen gefehlt hatte, die aber trotz allem tief zu beklagen war. Von innern, kaum selbsteingestandenen Vorwürfen gepeinigt und doch wie befreit, standen sich nun Ezard und Galeide gegenüber. Und dennoch mußten sie sich sagen: der Wunsch ist Mörder gewesen! — Ludolf und Galeide begleiteten, nach dem Wunsch des Urgroßvaters, die Leiche nach Genf, Lucile hatte es gewünscht, sie wollte in der Heimath begraben sein. So selbstverständlich nun auch der Familie eine Verbindung der Liebenden schien, deren Leidenschaft sie zuvor mit Angst erfüllte, so schien jetzt eine Entfernung, schon vor den Leuten, geboten. Unter Lächeln und Thränen nehmen sie von einander Abschied. Galeide, die man damals zur Hochzeit noch nicht mitgenommen hatte, lernt Lucile's Familie kennen, auch jenen Gaspard, der die Schwester leidenschaftlich geliebt hatte, so daß der derbe Knabe sich die Hand an den Glasscherben der Fensterscheibe zerschnitt, um, wild hindurchfahrend, Ludolf am Abbrechen einer Rose zu verhindern, welche Lucile am Hochzeitstag schmücken sollte. Mit Rosen von diesem Strauch wurde jetzt der Sarg bedeckt, und Gaspard, der als Landwirth den Familienbesitz verwaltet, schaut bald mit bewundernden, liebeglühenden Augen auf Galeide. In heißer Leidenschaft entflammt, schwankt er zwischen täppischer Verlegenheit und stolzem Begehren. Galeide geschmeichelt, fasciniert, „fonnt sich in der schönen Flamme, die in diesen schwarzen Augen für sie zu lodern scheint,“ gefällt sich in den weichen, melodischen Tönen, mit denen er ihr Morgenständchen und Serenaden auf der Flöte bringt. Dem Bruder erklärt sie kurz und gut, sie wolle sich einmal verlieben. „Wie wird sich Ezard belustigen! Ich muß ihm gleich schreiben, daß ich mich verlieben will.“ — Das wunderliche Mädchen beschließt länger zu bleiben, und Ezard in dem Stolz, der Gute seines Herzens redet ihr zu, die herrliche Gegend zu genießen, so lange sie möge. Auch der Bruder läßt sie, obwohl mit Unbehagen, gewähren. Was sie aber als Scherz betrachtete, wird zu furchtbarem Ernst. Ein wahrhaft dämonisches Feuer erfaßt sie: noch freilich fühle sie für Ezard, wie sie stets für ihn gefühlt habe, Gaspard aber habe sie behext, bezaubert. Der Bruder steht wie vor einem Räthsel, sucht mit allen Vernunftgründen ihr das Verderbliche dieses Wahns auszureden. Vergebens! — Sie wisse kaum noch, wie Ezard aussähe; zuletzt sagt sie freilich, nur er könne helfen, sie wolle zu ihm. Der Abschied wird beschlossen, in grauer Morgenfrühe bethören sie noch einmal Gaspards weiche Flötentöne, dann geht's heim. Das Wiedersehen, das Zusammenleben mit Ezard vermag das Vergangene nicht auszulöschen, ein Mißton ist in das Zusammenklingen beider Herzen gekommen. Ezard leidet schwer darunter, sieht, nachdem alles erreicht scheint, das ersehnte Ziel seinen Augen entschwinden. Da kündigt Gaspard seinen verheißenen Besuch an. „Wir schreiben ihm ab,“ sagt Ludolf, und Galeide: „Nein, er kommt grade zu unsrer Hochzeit.“ — Gaspard kommt, bewundert Galeide von neuem, schwelgt im Anhören ihres Spiels, da sie sich gerade in einem Concert producirt. Sie selbst kommt aus dem Bann, wohl eher noch aus der Furcht davor, nicht mehr los. Am Abend fordert Gaspard sie zum Singen auf; sie vermag es kaum. „Warum sagen Sie denn, Sie wollen alles thun, was ich will?“ — beharrt Gaspard. „Versuchen Sie es doch,“ erwidert Galeide, „sagen Sie, was Sie wollen! Soll ich mich aus dem Fenster stürzen?“ — „Oui, Mademoiselle!“ — sagt er still lächelnd, wohl um sie in der Schlinge zappeln zu lassen. — Sie aber schwingt sich auf die Fensterbank, steht groß und frei in dem hohen Rahmen. „Dann lachte sie leicht und leise; — ja, sie lachte ihn aus, den Kaspar; aber was kostete es sie? Ihr ganzes herrliches Leben, das Unwiederbringliche. Denn noch war der freundliche Silberlaut ihrer Stimme nicht verklungen, da lag sie schon todt zwischen den blühenden Lilien auf dem Beete vor unserm Haus.“ —

Hat Ricarda Huch mit diesem seltsamen, ja räthselhaften Ende zeigen wollen, daß es eine Vergeltung gibt, ein Fatum, das die vernachlässigte, gekränkte Lucile nicht ungerächt ein ungetrübtes Glück an ihrem Grabe durfte erblühen lassen? Aber wie reimt sich mit dem verwöhnten und selbstherrlichen, mit dem weichen und doch fest entschlossenen Mädchen, trotz des undinenhaften Reizes, eine solche Verirrung, ja Verwirrung zusammen? Man könnte leicht begreifen, daß sie Gaspard bethörte, ja daß es ihr eine gewisse Freude machte; aber daß ein doch untergeordneter Naturbursch den jahrelang geliebten verehrten Ezard, dessen Leben und Zukunft mit der ihrigen wie verwachsen waren, daß Gaspard den schönen, feinen und klugen Ezard auch nur für kurze Zeit aus ihrem Herzen verdrängen konnte, das kann uns Ricarda Huch weder glaubhaft machen, noch läßt es sich mit ihren philosophischen Ideen, wie sie aus den zu Anfang citirten Gedichten deutlich hervorgehen, in Einklang bringen. Das Schicksal, die Ereignisse können freilich blind und jäh in das Leben eingreifen, aber die Handlungen, die Willensbethätigung dürften doch nicht in fast unlösbarem Widerspruch mit dem so fein gezeichneten Charakterbild stehen. Trotz alledem und alledem ist es ein herrliches Buch; auch hat ja der Dichter das Recht, sich die Menschen selbst in ihren Wandlungen zu construiren wie er will, uns unlösbare Räthsel aufzugeben. Der jähe Tod Galeidens söhnt uns wenigstens einigermaßen mit ihrem unverstandenen Gebahren aus: so konnte und durfte sie sich mit Ezard nicht vereinigen, ihre reine Liebe zu ihm war getrübt, und sie dachte zu groß, um mit halber Neigung seine ernste, tiefe Hingebung zu erwidern. —

Außer mehreren Novellen, die im „Berner Bund“ erschienen (Eine Teufelin, Hadwig im Kreuzgang), brachte der letzte Cotta'sche Musenalmanach noch „Diaboleia“. Das ist eine tolle Geschichte vom Maipeter, dem Maler, der mit dem Teufel in Verbindung steht. Nachts malt dieser ihm die Bilder, besonders Thiere: Katzen, Molche, in schreckhafter Naturwahrheit, dazu mit glänzenden, feurigen Augen, welche die Menschen anschauen und deren Bewunderung aufs äußerste steigern. Ludovika, die Pfarrerstochter, läßt vom Maipeter ihre Katze malen, aber er bethört nicht nur sie selbst, indem er sie ihrem Bräutigam, dem Stadtmaler Libowius, abtrünnig macht, sondern auch den Herrn Pfarrer, den Schulrector, die ganze ehrsame Bürgerschaft. Der Herr Pfarrer selbst will sich vom Maipeter malen lassen, die anderen Mitbürger wollen auch auf das Bild. Alle sind derart bethört, daß zum Hochzeitsfest ein förmliches Bacchanal, heidnische Festzüge in Scene gesetzt werden, bis schließlich das Tanzhaus, die ganzen „höllischen Pinseleien“

Digitized by Google

im Flammen aufgehen und der Spuk ein Ende hat. Ein wenig Satire auf die allermodernste, nach crassester Wirklichkeit strebende Malerei mag wohl mit daein stecken. — In „Diabolcia“ wie im „Mondreigen in Schlaraffis“ [1]) ist Keller unverkennbarstes Vorbild. Aber warum soll ein so eigenartiges Talent sich nicht nach großen Mustern bilden, wenn es Erfindungsgabe und Humor genug hat, Aehnliches zu produciren? Der „Mondreigen“ spielt in einem andeeen „Seldwyla“, in „Schlaraffis“; da gibt's eine Spießbürgeeei und an originellen Einfällen allerhand belustigendes, so besonders in der Scene am Froschteich mit dem Heern Pfarrer. — Hoffentlich haben wir von der so reichbegabten Schriftstellerin noch neue Ueberraschungen, noch manches treffliche Buch zu erwarten. B. J.

Mittheilungen und Nachrichten.

-y- **Internationaler Congreß für Arbeitsgesetzgebung.** Brüssel, 30. Sept. In dee gestrigen Nachmittagssitzung wurde die Berathung des Arbeiterschutzes in der kleinen Industrie und dee Hausindustrie fortgesetzt. Dabei zeigten sich, wie dies bei den an die großen Prinzipienkämpfe sich anreihenden Erörterungen übee die Einzelheiten der Schutzgesetzgebung durchaus natürlich ist, bei allee Einigkeit der Interventionisten über das wünschenswerthe Endziel der Schutzbestrebungen doch recht verschiedene Nüancen der Auffassung über die Zweckmäßigkeit der Art und dee Reihenfolge des gesetzgeberischen Vorgehens. Zunächst entwickelt **Verhaegen** (Gent) in eindringlicher, aber doch maßvoller Weise die Nothwendigkeit der Ausdehnung des Schutzes auf die in Frage stehenden Industrien, bei denen mehrfach noch größere Mißstände vorhanden seien, als bei der Großindustrie. — Radicalere Auffassungen finden alsdann in den Darlegungen aau **Mittelshöfee** (Wien) und Prof. **Sombart** (Breslau) Ausdruck. Mittelshöfer hebt hervor, wie mon nach seiner Ansicht in Oesterreich bei der Ausgestaltung des Arbeiterschutzes zielbewußt zu einer Beschränkung der Ausbeutung des Arbeiters in der Hausindustrie geschritten sei, bei dem Handwerk aber, um diesem einen Vorsprung zu geben, ein gleiches Vorgehen unterlassen habe. Im deutschen Reichstag trete Gleiches weniger hervor, im ganzen aber hätten die conservativen Parteien im Herzen den Wunsch, das Handwerk durch die Aufrechterhaltung elender Verhältnisse der Arbeiter zu stärken. Das Ergebniß sei eine Zunahme der Hausindustrie als Folge der Gesetzgebung mit commercieller Concentration und zugleich mit den Nachtheilen einer rückschrittlichen Betriebsweise. Da dem Arbeiter der Hausindustrie die Organisation viel weniger zugänglich sei, sei gesetzliche Regelung unbedingt nöthig. Die Formen dieser Regelung seien allerdings schwer, doch empfehle er folgende Mittel: 1. Werkstättenzwang, bei dem ee aor der Einschaltung auch öffentlicher Werkstätten nicht zurückschreckt, 2. Registrirungszwang der Hausarbeiter bei dem Großunternehmer mit Nachweis des Arbeitsquantums, 3. Verbot, aus der Werkstätte Arbeit nach Hause zu nehmen. — **Paul Pic** ist in beschränktee Weise einer Einschränkung des „travail en chambre“, also der Heimarbeit im engeren Sinn, nicht aber des „travail en famille“ geneigt. — Frhr. v. **Berlepsch** erklärt sich in einer kurzen Zwischenbemerkung im allgemeinen mit Mittelshöfer einverstanden, hält es aber nicht für zulässig, Heimarbeit ganz zu untersagen. Mittelshöfee bemerkt dazu, daß er in seinen Einzelausführungen für verheirathete Frauen Hausarbeit, allerdings mit Registrirungszwang, aorbehalten habe. — Prof. **Sambnet** hebt dann hervor, daß es sich im vorliegenden Fall um zwei Fragen handle, um die Lage dee Arbeiter und um die Erhaltung oder Beseitigung einee besanderen Betriebsform. Ee erklärt sich prinzipiell als Gegner der Ausbeutung dieser Form, insbesandere auch der Kleinindustrie. Ee erörtert sodann die Frage eingehend mit Rücksicht auf deu Einfluß, welchen die Art ihrer Beauntwartung auf die **Organisations-** und Betriebsformen der Volkswirthschaft äußert. Ao die Spitze sept er als Ideal das Peinzip des wirthschaftlichen Fartschritts; aus diesem erwachse das Verlangen des Arbeiterschutzes. Durch den Arbeiteeschutz werde die rückständige Betriebsform dee Heimarbeit aemöglich und damit die aus gesellschaftlichen Vargängen sich ergebende Entwicklung zu höheren Wirthschaftsformen gefördert. Auch die Entwicklung der Selbsthülfe sei erst unter Varaussetzung des Arbeiterschutzes möglich; dieser entspreche alsa dem Prinzip der Selbsthülfe. — Nachdem sich nach **Beouilhet** (Montpellier) entschieden für die Reglementirung dee kleinen Industeie ausgesprochen hatte, für den Fall, daß dies bei des Großindusteie geschehe, und Prof. **Legrand** (Namur) mehr der entgegengesetzten Richtung Zugeständnisse gemacht hatte, ergriff unter allgemeiner Aufmerksamkeit **Miß Anderson** („H. M. inspector for factories“) das Wort, um ihren persönlichen Standpunkt, der sich für sie aus der Beobachtung der Thatsachen ergeben habe, zu markiren. Es handelt sich um die schwächsten Arbeiter, deren ökonamische Arbeitgeber gar nicht zu fassen sind. Die Acte von 1895 hat die Macht der Cantrole gegenüber der Heimarbeit wesentlich gestärkt. In England seien in dieser Frage alle Parteien einig, auch mache man in England keine Gesetze, die todter Buchstabe blieben. Miß Andersan wendet sich speriell gegen **Yves-Guyot**, indem sie betont, daß in England die Frauen für die gesetzliche Regelung seien, dabei weiter die besandeeen Verhältnisse in der kleinen Industeie und der Verlagsindustrie, sawie speriell bei ungesunden Beschäftigungen hervorhebend. Die Aufgabe der Gesetzgebung ist sehr kamplizirt und muß deshalb mit einzelnen Gruppen van Maßnahmen nach sargsamen Enqueten aargegangen werden. Der starke Eindruck, den die Rede dee englischen Dame gemacht hatte, kannte weder durch eine schüchterne Gegenbemerkung dan **Yves-Guyot**, nach durch **Russalovichs** Jammer übee die Kosten wirksamen Schutzes auf diesem Gebiet, noch durch die Vertheidigung, welche die Heimarbeit durch **Valleeaux** fand, abgeschwächt werden.

In der heutigen Schlußsitzung des Congresses kamen die drei weiteren auf dem Programm noch enthaltenen Fragen zu verhältnißmäßig raschee Eriedigung. — Zu einee eingehenderen Erörterung gab nur die Frage 6 Anlaß. Dabei ergab sich Geiegenheit, noch einmal die Stimmung des Congresses und zugleich die zweifellos im Verlauf desselben eingetretene Verstärkung dieser Stimmung zu gunsten eines wohlausgebauten Arbeiterschutzes kennen zu lernen. Die Frage lautet: **Welches sind die Mittel, die am besten zur Ausführung der Arbeiterschutzgesetze geeignet sind; im besandeeen, welches sollen die Rechte und Pflichten dee Aebeitsaufsichtsbeamten** (inspecteues du travail) **sein?** — Zunächst verbreitete sich a. **Bunlaer** (Professor in Lille) über die erst seit dem Jahre 1893 zu einer einigermaßen nennenswerthen organisatorischen Ausgestaltung gelangte französische Fabrikinspection. Er betant dabei, daß man in Frankreich die auf dem Papier stehende verschiedenartige Aebeitsdauee für Kinder, Jugendliche und Frauen in dee Praxis als unausführbar ansehe und nun deshalb der Ministee gegen das Gesetz die Anweisung an die Inspectoren ertheilt habe, van der Herbeiführung der Befolgung der bestehenden Varschriften abzusehen. In sehr zutreffender Weise hab Frhr. v. **Berlepsch** heraor, daß auch in Deutschtoud bei der Anwendung der Schutzgesetzgebung sich Schwierigkeiten ergeben hätten, daß man aber dach darnus nicht den Schluß gezogen habe, daß deren Ausführung unmöglich sei. Nöthig sei: 1. eine hinreichend große Zahl aan Beamten, 2. daß deren Befugnisse ganz klar abgegrenzt seien, 3. daß die so abgegrenzten Befugnisse unbedingt wirksam seien, 4. daß den betreffenden Beamtea eine Stellung gegeben werde, welche documentirt, welchen Werth dee Staat auf ihre Dienste legt. Diese Gesichtspunkte seien in Deutschland verwirklicht. — Den Standpuukt der reinen Negation auf diesem Gebiete, wie ihn nicht einmal ein englischer Manchestermann einnehmen wagen würde, nertrat danach nicht der im Verlauf des Congresses recht schweigsam gewordene **Yves-Guyot**, sondern **Fleury**. Er will dem Inspector nichts wissea, der doch nur ein „agent de repression“ sei; Verbindung van Strenge und Tact sei nicht möglich, und das „genie des peuples“ sei in Frankreich gegen die Einrichtung. Nach eingehender und mit böeartigen Unterstellungen wurde dieses Thema van **Steauß** (Antwerpen) behandelt. In trefflicher Ausführung trat **Brants**, Professor in Löwen, den Nörgeleien nan Straub entgegeo. Abuso non tollit usum; es kommt nue daraus an, die Inspectian sa zu aganisieen, daß möglichst wenig Mißbrauch sich ergibt. Allerdings liege auch noch eine „question des races“ vor, aber doch nur in dem Sinn, daß die Art des Vorgehens verschieden gestaltet ist, aber nicht die Einrichtung selbst. — Schon narher hatte v. **Philippanich** (Wien) sich gegen die Uebertreibung gewendet, welche darin liegt, wenn man die Aufgabe dee Gewerbeinspection als sa sehr schwer darstellt, als ob schließlich die Arbeiterschutzgesetzgebung daran scheitern sollte.

---

[1]) Leipzig, Haessel 1896.

In Oesterreich habe sich bei Einführung der Gewerbeinspection anfangs gar kein Widerstand gezeigt, weil die Fabrikanten gedacht hätten, das Gesetz werde nicht ernstlich ausgeführet werden. Als dies aber doch geschah, habe sich eine Periode erheblichen Widerstands der Unternehmer ergeben; nunmehr sei man in die dritte Periode eingetreten, in welcher beide Theile gelernt haben, sich in einander zu finden. Recht wirksam sprach auch die englische Fabrikinspectorin Miß Audeesyn, die allerdings durch die Strauß'schen Worte provocirt war. Sie betont, daß in England die Inspection geradezu dem Volkswillen, und zwar dem Willen eines demokratischen Volkes, entspreche.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen bei dieser Debatte war die — ich finde keinen anderen Ausdruck dafür — Frivolität, mit welcher von französischer Seite das unticulturelle Verhalten mit aller Offenheit dargelegt wurde, das in dem zielbewußten Nichtvollzug klarer Bestimmungen der Arbeiterschutzgesetzgebung liegt. Nicht einmal Worte des Bedauerns, der Entschuldigung werden laut; im Gegentheil, man trägt die Thatsache dieses antisocialen Gesetzesbruchs mit hoher Selbstbefriedigung vor. Dieser Zustand der Dinge muß aber abschreckend wirken; in der That waren bei keiner Gelegenheit die Freunde der Regulation vereinsamter, als bei dieser. Sie waren mit fliegenden Fahnen auf den Congreß gezogen; heute sind sie nur eine kleine, verschwindende Gruppe, von der Viele sich abgewendet haben; die Nichtintervention ist im Verlauf des Congresses in ihrer ganzen Oedheit und antisocialen Bedeutung von Vielen erkannt worden, die sich zum Beginn der Congreßarbeiten noch am Scheideweg fanden. Von Nutzen kann diese Entwicklung namentlich für Belgien werden.

Die Frage 7, die letzte des Programms, lautete: Ist es wünschenswerth, daß internationale Beziehungen zwischen den Arbeitsämtern eingerichtet werden und daß die Arbeitsstatistik international organisirt wird?

Für die Organisirung eines förmlichen internationalen — auf öffentlich-rechtlicher Grundlage ruhenden — Bureaus sprach sich in längerer, schwunghafter Ausführung H. Denis (Brüssel) aus. Die Möglichkeit einer derartigen öffentlich-rechtlichen Verständigung der Regierungen wird von Ruffalovich (Paris) mit aller Entschiedenheit in Abrede gestellt und zugleich schlägt Raffalovich vor, die in Frage stehenden Aufgaben dem Internationalen Statistischen Institut zu übertragen. Beunts (Löwen) hält die Schaffung einer dauernden Institution für die nothwendige Krönung der Congreßarbeiten. Doch sei der Plan von Denis zu hochfliegend, man müsse bescheidener vorgehen. Aus den Männern, die sich hier zusammengefunden haben, könne ein Centralcomité gebildet werden, dessen Aufgabe es sei, Nachweise zu sammeln und aufklärend zu wirken, durch Sammlung der Texte der Schutzgesetze, der Nachweise über die Art ihrer Anwendung und Wirkung und durch Berücksichtigung und Darstellung des Milieu, unter dem die Gesetze entstanden sind und wirken. — Schmollee (Berlin) beantwortet zunächst bejahend die Vorfrage, ob die Nothwendigkeiten, die den Congreß zusammengeführt haben, fortdauern werden. Der Vorschlag von Denis sei an sich der beste, aber in der nächsten Zeit bestehe keine Aussicht auf dessen Verwirklichung. Das Internationale Statistische Institut sei zur Uebernahme der Aufgabe nicht geeignet, nur ein ad hoc geschaffenes Organ sei dazu fähig. Dabei ergebe sich jedoch eine formelle Schwierigkeit: gemäß dem Reglement des Congresses könne ein Beschluß, welcher ein solches Organ schaffe, überhaupt nicht gefaßt werden. Es solle deshalb die Sorge hierfür der freien Initiative derjenigen Congreßmitglieder zu, welche Interesse an der Fortbildung der Arbeiterschutzgesetzgebung und an der einschlägigen Materialsammlung und Statistik haben; ein solcher Kreis von Freunden des Arbeiterschutzes könne sich vielleicht noch heute zusammenfinden. — Schließlich faßte v. Mayr die Gründe zusammen, welche für den Schmoller'schen Vorschlag sprechen. Als eines der ältesten Mitglieder des Internationalen Statistischen Instituts legt er dar, warum das Institut diese neue Aufgabe nicht übernehmen könne. Es handle sich nicht um eine einzelne vorübergehende Arbeit, sondern um die Schaffung eines Organs, das für die Frage des internationalen Arbeiterschutzes die Rolle eines Observatoriums, einer Bibliothek und eines Archivs übernehmen müsse. Hiezu sei eine selbständige Schaffung eines solchen Organs aus dem Zusammenwirken der Freunde des Arbeiterschutzes nöthig.

Die Arbeiten des Congresses waren damit erschöpft. In seiner Schlußansprache durfte der Herzog v. Uzes mit Recht hervorheben, daß die allgemeine Idee, welche auf dem Congreß vorherrscht habe, die sei, daß die Arbeit irgend einer Reglementirung zu unterwerfen sei; wie weit man dabei gehen solle, das bleibe vorbehalten. Es sei seine Ueberzeugung, daß der Congreß zu einem Consensus gelangt habe, der so nöthig sei, wenn die sociale Entwicklung sich friedlich vollziehen solle. — Auch die deutschen und österreichischen Congreßtheilnehmer, die in der stattlichen Zahl von mehr als einem Dutzend aus Köln von der Versammlung des Vereins für Socialpolitik herübergekommen waren, nehmen den Eindruck mit, daß die Arbeit des Congresses fruchtbar gewesen ist und daß sie eine zu Beginn der Arbeiten zum Theil noch schwankende Masse zu einer geschlossen für die Weiterbildung des Arbeiterschutzes eintretenden Gruppe umgewandelt hat.

Nach dem Schluß des Congresses traten alsbald die Freunde des Arbeiterschutzes zur Besprechung über die Schaffung einer internationalen Informationsstelle zusammen. Es wurde beschlossen, zunächst ein Comité, bestehend aus dem Herzog v. Uriel und den Professoren Brants (Löwen) und Mahaim (Lüttich), zu bestellen und diesem die Ausarbeitung der Detailvorschläge anheimzugeben. Danach soll auf dem Correspondenzweg oder mittelst Zusammentritts der für diese Frage sich Interessirenden in Brüssel endgültiger Beschluß gefaßt werden.

* **Von österreichischen Universitäten.** Der Privatdocent an der Universität in Pavia Dr. Andreas Gutante ist zum außerordentlichen Professor des Kirchenrechts an der Universität in Innsbruck ernannt worden. — Als Privatdocenten wurden bestätigt: an der Universität Wien Dr. Anton Halmel für Kirchengeschichte und kirchliche Archäologie, Dr. Alois Keidl für Physiologie, Dr. Fräulein Kreusse für Anatomie und Physiologie der Pflanzen (dieser zugleich an der Hochschule für Bodencultur), Dr. Konrad Zwierzina für deutsche Sprache und Literatur; an der Universität Graz Dr. Ferdinand Henrich für Chemie; an der Universität Lemberg der Primararzt des Landesspitals daselbst, Dr. Oskar v. Widmann, für specielle Pathologie und Therapie der internen Krankheiten, und der Adjunct der Thierarznei- und Hufbeschlagschule daselbst, Dr. Gustav Piotrowsky, für Physiologie.

* **Aus Rußland.** Die Universität Kasan hat die bekannte Dresdner Privatsternwarte des russischen Staatsraths W. P. v. Engelhardt zum Geschenk erhalten. Derselbe wurde 1887 von der genannten Universität zum Ehrendoctor der Astronomie ernannt, später von der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften zum correspondirenden Mitglied, endlich von der Universität Kiel zum Ehrendoctor der Philosophie. Der Universitätsrath in Kasan hat beschlossen, Hrn. v. Engelhardt zum Ehrenmitglied zu ernennen, mit seinem Portrait den Saal des Universitätsobservatoriums und den Saal der Senatssitzungen zu schmücken aus den gespendeten Instrumenten den Namen „Engelhardt'sche Instrumente" beizulegen. Dank diesem überaus werthvollen Geschenk wird das Observatorium von Kasan zum bedeutendsten in Rußland werden nach dem Observatorium von Pulkowa.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Gustav Fischer, Verlag in Jena.

Bogart, Dr. Ernest Ludlow, **Die Finanzverhältnisse der Einzelstaaten der Nordamerikanischen Union.** Preis: 3 Mark.

Gottl, Dr. Friedrich, **Der Wertgedanke,** ein enthülltes Dogma der Nationalökonomie. Kritische Studien zur Selbstbesinnung des Forschens im Bereiche der sogenannten Wertlehre. Preis: 2 Mark.

Heiligenstadt, Dr. Carl, **Die Preußische Central-Genossenschafts-Kasse.** (1477G) Preis: brosch. 1,60 Mark, geb. 2,25 Mark.

Kähler, Dr. iur. et phil. Wilhelm, Privatdocent der Staatswissenschaften an der Universität Halle, **Beiträge zur Lehre von den öffentlichen Schulden.** Erstes Heft: **Die preußischen Kommunalanleihen,** mit besonderer Rücksicht auf eine Centralisation des Kommunalkredits. Preis: 4 Mark

Münsterberg, Dr. E., **Zentralstellen für Armenpflege und Wohlthätigkeit.** Preis: 1,50 Mark.

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 7. October. Nummer 226.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.90, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Frauenkirche in Memmingen. Von Fr. Braun. — Hermann Bahrs Kritiken. Von A. K. T. Tielo. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Frauenkirche in Memmingen.

Schon früher einmal hat die Allgemeine Zeitung aus anderer Feder eine Anzeige der in der Frauenkirche zu Memmingen aufgedeckten Wandmalereien gebracht. Die Wiederherstellung derselben ist, soweit sie zunächst beabsichtigt war, kurz vor Ostern dieses Jahres zu Ende geführt worden. Es mag darum gestattet sein, mit etwas eingehenderen Darlegungen, als solche im ersten Stadium der Aufdeckung möglich waren, nochmals auf den Gegenstand zurückzukommen.

Die Pfarrkirche zu „Unser Frauen“ erscheint zum erstenmal urkundlich im Jahre 1258. Wahrscheinlich ist sie Ende des 12. oder im Anfang des 13. Jahrhunderts gegründet worden. Vielleicht darf man den in Memmingen 1191 verstorbenen Herzog Welf VI. mit ihrer Gründung in Verbindung setzen. Die in Schwaben lange vorhaltende Form des romanischen Stils — man vergleiche die St. Nikolauskirche in Isny (Baumann, Gesch. des Allg. II, 415) — hatten hier nochmals einen schlichten Ausdruck gefunden: ein dreischiffiges Langhaus von 28 m Länge und 15 m Breite; quadratische, 1 m im Durchmesser haltende Tuffsteinpfeiler scheiden das Mittelschiff von den halb so breiten Seitenschiffen; drei halbkreisförmige Apsiden schließen im Osten. Dieser Bau erfährt wahrscheinlich in der Mitte des 14. Jahrhunderts infolge der Zunahme der Bevölkerung eine Erweiterung, die ihm allerdings das schöne Verhältniß seiner Formen gründlich benimmt: die Seitenschiffe werden um das Doppelte verbreitert; das Langhaus wird nach Westen verlängert. Die Blendarcaden, welche, mit Segmentbögen überspannt, die neue Westwand nach innen gliedern, sind noch erhalten. Im übrigen ergeben die Fundamente der Pfeiler und Umfassungsmauern, die der Berichterstatter aufdecken konnte, ein sicheres Bild der ersten Grundrißform romanischen Stils. Nähere Nachweisungen müssen einer anderweitigen Publication vorbehalten bleiben.

Von der Mitte des 15. Jahrhunderts an kommen die Chronisten der bis dahin nur aus dem Thatbestand abzulesenden Baugeschichte zu Hülfe. Man wollte das vielleicht wieder zu klein, vielleicht auch baufällig gewordene Haus in den Formen der Gothik umgestaltet sehen, ohne sich über das allernöthigste hinauszuwagen. Man brach also, indem man die Umfassungsmauern des Langhauses stehen ließ, die Arcaden des Mittelschiffes ab und stellte, nun wieder mit richtiger Raumvertheilung zwischen Mittel- und Seitenschiffen, ein System von achteckigen gothischen Backsteinpfeilern in einer Längenausdehnung von 40 m mit 5 m Abstand, 10 m Mittelschiff- und 5 m Seitenschiffbreite hinein. Das Mittelschiff erhielt eine flache Holzdecke, während man es wagte, in die Seitenschiffe, ohne an der Außenwand Streben vorzulegen, recht handwerksmäßig behandelte Gewölbe einzuziehen. Natürlich standen die von der zweiten Bauperiode herrührenden, zum alten romanischen Pfeilersystem geordneten Fenster nun in keinem Ordnungsverhältniß mehr zu der neuen gothischen Pfeilerstellung mit ihren größeren Abständen, wie heute noch an den jetzt segmentbogenförmig abgeschlossenen Fenstern zu sehen ist. Zugleich gab man aber dem gesammten Raum eine bedeutendere Längenentwicklung, indem man einen 19 m langen Chor mit gutem Stab- und Maßwerk in den schlanken Fenstern vorlegte. Soweit der Baumeister bei diesem Umbau Neues zu geben hatte, verräth er in den Maßen eine verständige Hand; dagegen zeugt die Ausführung, wie schon bemerkt, von handwerksmäßiger Derbheit und auch Oberflächlichkeit. Das Gurtennetz der Seitenschiffe ist nicht sorgfältig eingesetzt, das Netzgewölbe des Chors einfach gestaltet. In dem mit einem Werkmeisterzeichen über dem Triumphbogen — die Inschrift ist jetzt in dem Chor angebracht — namhaft gemachten „Hans stier“ wird man den Baumeister der dritten Bauperiode zu erblicken haben. Die gleichfalls unter der Tünche im Spiegel des Chorgewölbes zum Vorschein gekommene Jahrzahl 1459 stimmt mit dem vom Chronisten überlieferten Datum der Vollendung des Chors zusammen. Die hübsche capellenartige Sacristei ist erst 1489 an den Chor angebaut worden. Die an das nördliche und südliche Seitenschiff angelegten Capellen sind theils vor, theils nach der dritten Bauperiode entstanden. Den aus schönem Tuff in trefflichen gothischen Formen aufgeführten, allerdings schon seit 1626 seines schlanken Helmes beraubten Thurm darf man wohl noch der zweiten Bauperiode zuweisen.

Was nun aber heute der Kirche eine über die Geschichte des schwäbischen Kirchbaues hinausgehende Bedeutung sichert, ist der Besitz an Malereien, der hinsichtlich des Umfanges wie der inhaltlich und formal bedeutenden Anlage wenigstens im Blick auf das anderwärts noch Erhaltene als nicht gewöhnlich bezeichnet werden darf. Seit wann kennt man diese Schätze und wie sind sie gefunden worden? Diese Frage ist so oft an den Berichterstatter gerichtet worden, daß es nöthig sein wird, sie auch hier zu beantworten. Im Sommer 1890 zum Pfarrer an der Kirche ernannt, sah sich der Berichterstatter vor die Aufgabe gestellt, eine Restaurirung des sehr herabgekommenen Gotteshauses ins Werk zu setzen. Die Gemeinde hatte nicht viel mehr als eine frische Tünchung, höchstens eine „Ausmalung“ nach der Weise moderner Kirchenrenovationen im Sinn. Nun war aber längst die Vermuthung vorhanden, daß die Kirche einmal Wandmalereien gehabt haben müsse. Man gewahrte über den Pfeilern innerhalb des Mittelschiffes zwar keinerlei Farben, aber doch innerhalb der gleichförmigen Fläche der weißen Tünche dunklere Partien, die man sich mit einiger Phantasie als Umrisse menschlicher Formen zurecht legen konnte. Jedenfalls mußte also eine Untersuchung des Thatbestandes vorgenommen werden, ehe auf die vielen Schichten alter Tünche eine neue aufgesetzt wurde. Der sofort unter-

nommene Angriff lohnte sich in überraschender Weise. Gewaltige Apostelfiguren über den Arcadenpfeilern, eine Menge decorativer Elemente als Umrahmung der Arcadenspitzbogen, kleinere Figuren mit Spruchbändern in den Bogenlaibungen zeigten, wenn auch zunächst nur bruchstückweise aufgedeckt, daß man es mit einem weit ausgreifenden, die ganze Kirche umfassenden System spätgothischer Decorationsmalerei zu thun hatte. Von Anfang an stand dem Berichterstatter fest, daß das Gefundene erhalten werden müsse. Nur konnten erhebliche Schwierigkeiten aus der Abneigung der sehr puritanisch gewöhnten Gemeinde erwachsen. Inzwischen erhielt durch das hiefür zuständige kgl. Bauamt die kgl. Kreisregierung und weiterhin das kgl. Generalconservatorium der Kunstdenkmäler und Alterthümer Kenntniß von dem Funde, und letzteres beeilte sich, Einsicht zu nehmen und sprach sich dahin aus, daß die zu Tage geförderten Sachen zum Besten gehörten, was die deutsche Wandmalerei des ausgehenden Mittelalters aufzuweisen habe. Das hätte ja nicht unter allen Umständen die Wiedereinführung der Malfunde in die Mitte der lebenden Cultusgemeinde sichern können, insofern eine Kirche in erster Linie nicht ein Antiquarium ist, und das, was auf den Wänden steht, nicht geradezu dem, was die Gemeinde glaubt und bekennt, widersprechen darf. Aber es zeigte sich, daß das allermeiste gerade demjenigen Gehalt und Geist des Mittelalters entsprungen war, worin der eigentliche Zusammenhang zwischen der alten Kirche und der Kirche der Reformation lag und noch immer liegt. Doch wir wollen der Reihe nach berichten. Wir unterscheiden dabei zwischen einer Gruppe von Malereien, welche das Langhaus umfaßt, einerseits und einigen für sich bestehenden Gruppen und Einzeldarstellungen andrerseits.

Die erstere Gruppe, ein nicht bloß durch den äußeren Umfang, sondern auch durch den Gedankengehalt höchst beachtenswerthes System von Darstellungen, dürfte in ihrer Art ein zur Zeit allein stehendes Beispiel sein. Die Idee, um die es sich dabei handelt, ist die Darstellung des apostolischen Glaubensbekenntnisses in der bekannten Weise,[1]) daß dasselbe mit Beifügung der betreffenden Textstücke durch die zwölf Apostel repräsentirt wird, die auf die Wandflächen des Mittelschiffs über den Pfeilern aufgemalt sind. In den Farben violetten Marmors, die auch für die Färbung der Pfeiler verwendet sind, lauft ein gothisches Gesims mit Platte, Hohlkehle und Rundstab oberhalb der Arcadenbögen durch das ganze Schiff hin und grenzt die unteren Wandflächen gegen die darüber liegende, einfach weiß getünchte, nur durch flache, zwischen den Oberlichtern aufsteigende Lisenen gegliederte obere Sargwand ab. Die gegen die Laibung hin abgeschrägten, auf der Fasung mit einem Laubstab geschmückten Ränder der Arcadenbögen tragen ebenfalls ein in violettem Marmor imitirtes Gesims, das mit mächtigen grünen Krappen belebt und über jedem Spitzbogen mit einer durch das oben genannte Horizontalgesims durchschneidenden Kreuzblume gekrönt ist. Den Pfeilern ist je ein aus Tuff gemauerter, als Sandstein bemalter Dienst vorgelegt, auf welchem in überaus plastisch wirkender Malerei ein Laubcapitäl aufsitzt, das die 2.5 m hohe Apostelfigur trägt. Ueber dem Haupte einer jeden ist in concentrischem Halbkreis ein an den Enden leicht ausschwingendes Band gezogen, das den dem betreffenden Apostel zufallenden Credosatz trägt. Da die Kirche nur 6 Joche, also 5 Pfeilerpaare hat, so sind zwei Apostel auf bloßen Consolen an der durch ein hohes Fenster durchbrochenen Westwand angebracht. Daß dabei nicht bloß eine hergebrachte Figurenreihe zur Verwendung kommen, sondern bewußtermaßen das Bekenntniß zum Ausdruck gebracht werden soll, wird zweifellos gewiß gemacht durch zwei am Anfang und Schluß des Cyklus oberhalb des Horizontalgesimses auf die Sargwand gemalte Holztafeln, welche den Anfang und Schluß des Athanasianischen Symbols geben. Damit aber nicht zufrieden, hat der Redactor den Gedanken, der Gemeinde das wohlbekannte Credo als apostolisches Zeugniß vor Augen zu führen, noch dahin erweitert, daß er den Nachweis erbringt, dieses Credo sei der Wiederhall des gesammten prophetischen und apostolischen Wortes heiliger Schrift. Er benützt zu diesem Zweck die 60 cm breite Laibungswand der Arcaden in der Weise, daß er in jeder Hälfte eines Arcadenbogens je vier Spruchbänder anbringt, welche aus dem Alten und Neuen Testament entnommene Bibelstellen, immer im Zusammenklang mit den benachbarten Credostücken, aufweisen. Als Träger dieser Spruchbänder erscheinen auf rothem, goldbesterntem Grunde in jeder Hälfte eines Bogens je drei Figuren, jede mittlere einen Engel mit zwei Schriftbändern darstellend, während als der obere und untere Bandhalter diejenigen Gestalten gewählt sind, nach denen die betreffenden Schriften benannt werden. Die Namen der Dargestellten sind am Fuß jedes Bildes beigegeben. Zweimal ist dieses Gesetz verlassen, indem bei dem „gestorben" mit der Stelle 2. Sam. 18, 20 „des Künigs sun ist tod" „Joab princeps" mit drei Spießen erscheint, während zu der „Geminschaft der hailgen" St. Bernhard im Cistercienserkleid mit dem Satz „Dui Kirch niempt zu durch bekörung" als Zeuge hinzutritt. An zwei Stellen ist ferner dieser biblische Parallelismus durch anderes unterbrochen. Das einemal da, wo das Bekenntniß bei dem „begraben" angekommen ist: hier ist der ganze Bogen mit sechs musicirenden Engeln ausgefüllt, denen das „gloria in excelsis" und die drei ersten Sätze des „Laudamus" beigegeben sind; nicht zufällig und willkürlich, sondern dem auch sonst geübten Brauche entsprechend, über dem Grabe Christi einen Engelreigen darzustellen. Die andere Unterbrechung zwischen den Sätzen „ablauszung der sünden" und „uferstan des lybs" ist eine dem Credo nicht angehörige Einschiebung. Hier ist das Figurenschema umgekehrt, indem zwischen je zwei Engeln in die eine Bogenhälfte Moses mit der Paradiesesschlange, in die andere Jesaias zu stehen kam; sämmtliche Sprüche beziehen sich nach mittelalterlicher Typik auf die jungfräuliche Mutter, welcher an der diesem Bogen gegenüberliegenden, hier in das Seitenschiff einspringenden Thurmwand ein Altar errichtet war. Zu den Spruchparallelen des Credo treten ergänzend hinzu die Bänder der vier fliegenden Posaunenengel, welche mit zum Theil großartiger Draperie in den Ecken des Langhauses angebracht sind. Die Auswahl der Parallelen, die in der hier vorhandenen Ausdehnung weit über das hinausgehen, was sonst in dieser Richtung, z. B. aus der Biblia pauperum, bekannt ist, ist von dem typologischen Schriftgebrauch der mittelalterlichen Theologie geleitet, kann aber im ganzen eine zutreffende genannt werden. Beachtenswerth ist daneben auch, daß sämmtliche Inschriften deutsch, in den Formen der damaligen Memminger Mundart, gegeben sind. Der Redactor hat, ohne die vorlutherische deutsche Bibel zu kennen, aus der Vulgata übersetzt, was ihm stellenweise sauer geworden ist. Wir heben nur einige Beispiele heraus. Zum I. Artikel ist u. a. herangezogen Jak. 1, 17; Luk. 1, 49; Deuteron. 6, 4; Röm. 11, 36; zum II. Artikel u. a. Jes. 7, 14: Niem war, ain iunckfrow wirdt empfachen und wirdt ainen sun gebärn. Jes. 62, 5: Am iungling wird wonen by ainer iunckfrowen. Apok. 1, 5: Er haut (= hat) uns in sinem blüt gewäschen. Hos. 13, 14: O tod, ich wird din tod. Jes. 53, 8: Er ist uss (= aus) Angst und vom Gericht uferstanden. Joh. 12, 28: Vater, clarificier din namen;

[1]) Vgl. Wernicke, Die bildliche Darstellung des apostolischen Glaubensbekenntnisses in der deutschen Kunst des Mittelalters. 1887.

ich han clarificiert und wil aber (= abermals) clarificiern. Zum III. Artikel u. a. nach Eph. 1, 22: Cristus ist ain houpt der Kirchen; 1. Cor. 12, 12: die gelyder des lybs sind ain lyb; Pf. 35 (36), 9: Sie werden truncken gemachet von der genugsamkait (ubertate) dins huses; Exod. 33, 18: Zeig mir din glori.[1])

Der ganze das Mittelschiff füllende Cyklus, aus 89 Figuren und über 100 Inschriften bestehend, ist in seltener Vollständigkeit — nur 3 Figuren und 9 Inschriften mußten neu ergänzt werden — unter der Tünche zum Vorschein gekommen und jetzt wieder vollständig hergestellt. Hr. Hans Haggenmiller, nunmehr Conservator am kgl. Nationalmuseum zu München, war unter den vom kgl. Generalconservatorium vorgeschlagenen Künstlern für die Uebernahme der Wiederherstellung gewonnen worden und hat in 20 Monaten die äußerst mühsame Arbeit zu Ende geführt. Der Berichterstatter darf bezeugen, daß die Arbeit in gewissenhaftere und geschicktere Hände nicht hätte gelegt werden können. Schon die Feststellung des Thatbestandes nach Linie und Form, Farbe und Schrift erfolgte mit peinlicher Akribie, wie es denn vom Berichterstatter als unverbrüchlicher Grundsatz für die ganze Erneuerungsarbeit bis ins kleinste festgehalten wurde: nichts eigenes einzutragen, sondern das Denkmal in seinem ursprünglichen Bestand, auch mit allen Härten und Schwächen, zu Tage zu fördern. Auch auf die nebensächlicheren Dinge, wie die zwei- und dreimal übermalten Ornamente der Seitenschiffgewölbe, wurde diese zeitraubende Sorgfalt ausgedehnt. So kann heute constatirt werden, daß außer den wenigen Ergänzungen ganz verlorener Stellen keine Linie, keine Farbe erfunden ist: die ganze Decoration des Langhauses mit einziger Ausnahme der Ornamente über dem Rundbogen und am Gewölbe der Taufcapelle ist die getreue Wiederherstellung des Originals.

Eine so vollständige Zurückführung der alten Zier in den gegenwärtigen Bestand des Hauses machte auch sonst tiefere Eingriffe nothwendig. Eine im vorigen Jahrhundert entstandene Empore im nördlichen Seitenschiff mußte weichen; die erst in diesem Jahrhundert durch eine, in Gips und Latten schlecht imitirte, Gewölbedecke verdrängte flache Holzdecke des Mittelschiffes mußte wieder eingeführt, Orgel und Kanzel, sowie die Emporenbrüstungen an der Westwand, lauter schwache Handwerksproducte aus der schwächsten Zeit dieses Jahrhunderts, mußten andere Gestalt bekommen. Was in dieser Hinsicht neu geschaffen wurde, geht auf die Ideen und Entwürfe des Professors Hauberrisser zurück. Zur Erneuerung der Malereien sind aus Staatsmitteln ca. 8400 Mark aufgewendet worden.

Indessen ist mit dem Geschilderten der Reichthum der Kirche an Wandmalereien noch nicht erschöpft und noch nicht alles gethan, was dem Conservator hier zu thun übrig bleibt. Der Berichterstatter hat selbstverständlich keine Wandfläche ununtersucht gelassen. Da fand sich denn an einem Pfeiler des Mittelschiffs ein „Ecce homo", an dem Kanzelpfeiler ein reizvoll gezeichnetes, decoratives System von Architekturstücken, Nischen, Fensterbogen, Consolen tragenden Diensten, von Engeln belebt, dazwischen in einer baldachinartigen Bogenöffnung eine thronende Madonna; es fanden sich im Scheitel des Chorgewölbes an Stelle der sonst die Gurtüberschneidungen zierenden Ornamente drei Gruppen von je vier vortrefflich erhaltenen, anmuthsvollen Engelsgestalten, sowie eine Gruppe der vier Evangelisten, die letztere, sowie zwei von den Engelgruppen mit auf das Altarsacrament bezüglichen Schriftbändern versehen, während eine Engelgruppe mit Kerzen und Glocken, wie Ministranten zum Altardienst, ausgestattet ist. Ebenfalls im Chor zeigt eine Nische in architektonischer Umrahmung eine Gruppe der Madonna mit zwei musicirenden Engeln von entzückender Anmuth. Gegenüber sieht man im Rahmen eines mittelalterlichen Wohnzimmers mit dem Ausblick auf eine Flußlandschaft die vor dem Betschemel knieende lebensgroße Gestalt eines Böhlin, durch den am Boden liegenden Ritterhelm gekennzeichnet. Endlich ist noch in der südlichen Portalvorhalle ein Crucifixus mit Maria und Johannes und zwei das Blut auffangenden Engeln, und in der nördlichen Vorhalle ein Cyklus von drei Scenen, die Verkündigung Mariä, Geburt Christi und Anbetung der Weisen darstellend, namhaft zu machen. Eine Wand dieser Vorhalle enthielt in kleinen Scenen, ähnlich den Tafeln in der Blasiuscapelle zu Kaufbeuren, eine Scenenfolge aus dem Leben des Apostels Jacobus, deren wenige Reste aber verloren gegeben werden mußten. Dagegen sind von größeren Gruppen noch zwei im Innern der Kirche erhalten, erstlich die der zehn Jungfrauen mit zweimaliger Darstellung Christi — dies ebenso wie bei St. Martin in Memmingen; und sodann an der in das nördliche Seitenschiff einspringenden Thurmwand ein Marienleben in 14 Bildern, die tafelförmig, einen Meter in der Höhe und in der Breite haltend, nur durch handbreite, weiße, schwarz geränderte Streifen von einander getrennt, in zwei Reihen über einander angeordnet sind. Ueber denselben bis in den Scheitel des Bogenfeldes hinauf füllt die Wand eine Darstellung der bekannten Einhornjagd: das Einhorn, auf dem hier seltenerweise der sonst durch das Einhorn symbolisirte Jungfrausohn auch noch in Gestalt eines Kindes sitzt, von den vier Hunden des in das Hifthorn stoßenden Engel Gabriels in den Schoß der Jungfrau gejagt, die von den Allegorien der jungfräulichen Empfängniß, dem brennenden Busch, der verschlossenen Pforte u. s. f. umgeben ist — die ganze Scene von einem aus den Wolken herabsegnenden Gott Vater bekrönt und von einer Mauer umschlossen, über welche Propheten Spruchbänder mit den bezüglichen Weissagungen herabflattern lassen. (Vgl. z. B. die bei Schmitgen, Zeitsch. für chr. Kunst, IX. Jahrg., 10. Heft, beschriebene Leinenstickerei der Sammlung Thewalt in Köln.) An der gegenüberliegenden Wand des nördlichen Seitenschiffes scheint, nach schlecht erhaltenen Resten zu schließen, die preisgegeben sind, der Schluß des Marienlebens gestanden zu haben. Die Thurmwand enthält die bekannten Scenen bis zur Anbetung der Weisen. (Vgl. meine Beschreibung im Chr. Kunstbl. 1892 S. 26 ff., wo aber die erste Scene des Marienlebens noch fehlt.) Das Ganze ist eine etwas hausbackene, aber treuherzige und nicht reizlose, unter den in Deutschland nicht sehr häufigen Darstellungen des Marienlebens beachtenswerthe Arbeit von unzweifelhaft schwäbischer Herkunft.

Diese nämlich auch von dem Credocyklus zu behaupten will niemand wagen. Man fühlt sich an verschiedenes andere eher erinnert, als an die Memminger Malerfamilie der Strigel, an welche sonst zuerst zu denken wäre. Nicht als wären die vielen Figuren lauter Meisterleistungen. Neben vorzüglichen Partien finden sich auch recht handwerksmäßige. Es hat überhaupt nicht bloß eine Hand das Ganze ausgeführt. Und wie die Untersuchung ergeben hat, sind nach der ersten Ausführung jedenfalls noch zwei Hände darüber gekommen. Aber der Entwurf verräth, namentlich in den Apostelfiguren, einen Meister, der für monumentale Wirkungen ein bedeutendes Verständniß besaß. Man findet neben den bekannten Zeichenfehlern in

[1]) Sprachgeschichtlich interessant ist es, wie in dem vor der Thurmwand eingeschobenen marianischen Spruchkreis nach der irrigen Lesart der Vulgata das „ipsa conteret caput tuum" mit: „Sai wirdt din houpt erknisten" wiedergegeben wird; das Wort „knist" lebt heute noch in der Memminger Mundart und wird speciell für die kleinen Abfälle von Holz und Torf gebraucht. Die Dialektformen dui, sui (die, sie) sind heute von der Stadt aufs Land zurückgegangen.

den Engelsgestalten holdeste Lieblichkeit, in den Apostelfiguren den mannichfaltigsten Ausdruck männlicher Kraft und Würde, in den Drapirungen einen großen Zug der Linien neben harmonischer Farbenwirkung.

Doch wann sind die Sachen entstanden? Wir können nur zwei bestimmte Angaben machen. Das oben genannte Böhlinbild datirt sich selbst in das Jahr 1463 mit der Beifügung: ernewert 1552. Von dem Credocyklus läßt sich dagegen sagen, daß er vor 1487 entstanden ist. Denn die von der Böhlin'schen Handelsgesellschaft 1487 gestiftete Orgel wurde so an der südlichen Wand des Langhauses angebracht, daß dabei, wie der Mal- und Baubefund zweifellos ergab, die Figur des Apostels Jakobus des Aelteren zugedeckt, theilweise auch verstümmelt worden ist. Weiterhin ergeben die Heiligenrechnungen nur, daß 1505/6 Thoman Bockstorffer 12 Pfund erhielt, „so er das gemäl in der Kierchen ernüwert haut". Wann „das gemäl" der Kirche unter der Tünche verschwand, ist ebenfalls nicht sicher festzustellen; sicher hat die Ornamentik zum Theil eine Ueberarbeitung im Sinn der Renaissance erfahren; höchst wahrscheinlich aber hat die Tünche, ebenso wie bei St. Martin, erst im 18. Jahrhundert den ganzen Farbenschmuck begraben. Mit seiner Auferstehung ist ein vergessenes und verschollenes Stück mittelalterlicher Kunstherrlichkeit den Enkeln aufs neue zu eigen geworden. Vergleicht man damit, was heute noch vielfach in Neubauten und bei Kirchenrenovationen als Ausmalung im gothischen Stil ausgegeben wird, so muß man freilich sagen, daß die Alten in ganz anderem Sinn und Geist auf diesem Gebiet gearbeitet haben. Möchte man das Beispiel, das hier in so seltener Vollständigkeit gegeben ist, benützen! Damit wäre auch am allerbesten den Wünschen entsprochen, welche die Staatsregierung bei der so dankenswerthen Förderung der Sache leiteten.

München. Fr. Braun.

Hermann Bahrs Kritiken.

Von A. K. T. Tiele.

In irgend einer Reclame zugunsten des wunderlichen Buches der Sisters Barrison wurden Hermann Bahr und Maximilian Harden aufgerufen, als „Kritiker von europäischem Rufe". Wie weit die Wahrheit dieser Behauptung reicht, wer wollte das nachmessen? So viel steht fest: in Deutschland üben beide, dort mit der Wiener „Zeit", hier mit der Berliner „Zukunft", auf weite und breite Kreise einen starken Einfluß aus. Hermann Bahr durfte in seinen neuen, gesammelten Kritiken „Renaissance"[1]) sich und Harden mit vollem Rechte als diejenigen bezeichnen, welche u. a. für den abfonderlichen Belgier Maurice Maeterlinck unter den Deutschen gepredigt hätten. Beide sind von einander grundverschieden. Einige oberflächliche Berührungspunkte kommen ihnen allerdings zu: ihr ausgiebiges Wissen, ihre umfassende Cultur, ihre ausgeprägte Selbständigkeit, ihr stolzer Eigenwille, ihr ideales Streben, fortschrittlich und neu schaffend zu wirken. Mit dieser Aufzählung ist aber auch die gemeinsame Quelle ausgeschöpft. Bei Maximilian Harden tritt sein mannhafter und kampffreudiger Charakter immer wieder zu Tage; er sucht hauptsächlich mit einfacher Gründlichkeit vorzugehen und seinen Gegner mit nahezu nüchterner Objectivität zu schlagen. Auf die Form nimmt er nur spärliche Rücksicht; seine verschlungenen Perioden, Einschachtelungen und Parenthesen überwindet man mit athemlosen Sinnen. Er ist im Benehmen ungebundener, im Wesen wissenschaftlicher als sein Antipode. Hermann Bahr gibt sich immer als ein subjectiver Autor; er rückt nicht im zornigen Sturmschritte vor, sondern eher vorsichtig, umschauend, mit verhaltener Kraft. Er erweist sich beständig als ein kluger Taktiker; seine Massen, nicht gerade übergroß, sind trefflich geschult und greifen immer zur rechten Zeit ein. Der Kämpfer ist ein Künstler, ein Künstler der Prosa par excellence. Unter anderem Gesichtswinkel: er macht sich an keine umfangreichen Gemälde, am wenigsten an solche mit tiefem historischen Hintergrunde. Er liefert kleine Momentbilder, kleine Ausschnitte, ein Stückchen; dieses Stückchen aber ganz und mit unendlich feinem Pinsel gemalt. Er liefert unter beschränktem Rahmen immer wahre Cabinetsstücke combinirender Auffassung.

Im Gegensatze zu seinem Partner verwendet er die liebevollste Aufmerksamkeit und peinlichste Sorgfalt auf jede Periode, auf jeden Satz, ja auf jedes Wort. Seine Ideen sind nicht immer an und für sich unschätzbar; aber er schleift sie, ordnet und faßt sie, bis sie wie Edelgut glänzen, die tüchtigen wie die tauben Gesteine. Er dreht und kehrt sie nach allen Seiten; dabei genießen sie die hellste Beleuchtung und fordern die Bewunderung heraus. Sie müssen gesehen werden; und er in ihnen. Wie Victor Hugo ist er ohne seine reich ciselirte und geschickt pointirte Sprache gar nicht zu denken; die Sprache ist ihm Instrument wie dem siegesgewissen Virtuosen seine Geige. Sie tönt bei ihm gleichsam voller, lauter, eindringlicher. Sie lebt und athmet. Sie bewegt sich immer in unverbrauchten und unverdorbenen Ausdrücken, sie schmückt sich mit poetisch machtvollen, vielsinnigen und vielsagenden Metaphern, sie ergeht sich in kühnen und köstlichen Vergleichen und Gleichnissen; endlich und nicht zum geringsten, sie erweitert und erhöht gemeine und niedrige Begriffe, indem sie ihnen weitere und höhere Bezirke zuweist als im flüchtigen Alltags- und Umgangston. Zuguterletzt meint man etwas schier ungeahnt Neues und Herrliches schon in dem Aeußerlichen und Unbedeutenden anzutreffen. Für Hermann Bahr gilt aber nichts als äußerlich und unbedeutend; das unscheinbarste Ding weiß er mit Glanz und Reichthum auszustatten. Daher bekommt sein Stil eine wirklich unnachahmliche Grazie und prächtige Klarheit; er funkelt und blendet und berauscht.

Seine Gegner spotteten über seine unberechenbaren „Stilmanöver"; sie zeterten über seine wandelbare „Manirirtheit". Er konnte alle diese Vorwürfe schweigend ertragen; ist es doch unendlich bequem, in den deutlich sichtbaren ausgetretenen Geleisen einherzutrotten und zu singen, wie die Alten sungen. Er blieb, wie er war. Und schließlich gewöhnten sich selbst die ungeberdigen Neider, den wunderbar gewandten „Formalisten" anzuerkennen. Wer wollte es auch leugnen? Auf die wechselvolle Technik des Anfangs und des Abschlusses versteht er sich wie kein zweiter; alles fließt bei ihm wie eine anmuthig graciöse Causerie. Ein Schüler der französischen kecken Sprachjongleure und malenden Rhetoren, übertrifft er diese vielleicht in der edlen Sicherheit seiner Triks und in der reizvollen Bildlichkeit seiner Launen. In Deutschland hat er nicht seinesgleichen.

Hermann Bahr bietet nicht Kritiken im reinsten Sinn des Worts.

„Wenn man von einem Dichtergeiste reden will, dessen Individualität sich in seinen Werken mit den feinsten Zügen eingeprägt hat, so kommt noch das hinzu, daß es schwer ist, Worte zu finden für das Wahrgenommene und innig Gefühlte. Alle Abstractionen sind so unbefriedigend! Und wem es nicht an ihnen genügt, der schreibt so leicht über seinen Dichter wieder ein Gedicht. . . ." So läßt sich A. W. Schlegel[1]) bei der Besprechung von Dantes „Divina commedia" vernehmen. Diesen tiefsinnigen Ausspruch darf

[1]) Renaissance. Neue Studien zur Kritik der Moderne von Hermann Bahr. Berlin. S. Fischer 1897.

[1]) Sämmtliche Werke, Leipzig 1847. Band III, S. 200.

Digitized by Google

man auch auf den Verfasser der „Renaissance“ beziehen. Hermann Bahr componirt häufig artige Poeme, liebliche Phantasien und großartig angelegte Symphonien. Oft erscheint der Gegenstand, über den er handelt, nur als ein willkommener Anlaß, gewisse, längst gehegte Ansichten und Anschauungen, die nun zu üppiger Reife gediehen, zu offenbaren, sich von ihnen nach Art des Lyrikers zu befreien, sich zu erlösen. Wir erfahren, mit welcher Miene er dieses und jenes aufgenommen hat; was er vorbringt, steht nicht mit dem bestimmenden Leitfaden außer Zusammenhang, es ist aber auch kein nothwendiger Zusammenhang zu constatiren. Darum „handelt“ er nicht eigentlich über eine Sache, sondern er gibt bei einer passenden Gelegenheit allerlei zierliche und blühende Randglossen zum Besten, oder — wie er Maeterlincks Aufsätze charakterisirt —: „Monologe der Andacht vor der eigenen Schönheit“.

Auf das Detail der Werke geht er nur vorübergehend ein; er beschreibt nicht. Nur die Hauptzüge hebt er heraus, und zwar greifbar und anschaulich. Ihm ist es wie dem großen Wolfgang vorwiegend um das Allgemeine und Ewige zu thun; wie er denn neben den sprühenden Gedankenblitzen der neueren und neuesten Franzosen mit bemerkenswerther Vorliebe Goethe'sche Weisheit paradiren läßt, dauach hin und wieder eine Sentenz von Arthur Schopenhauer. — Also wie einer durch den trügerischen Schein sich zu dem Kern und wirklichen Gehalt des Lebens durchringt, das weckt seine Neugierde, das zieht ihn an, das betrachtet und bestaunt er. Dafür bringt er eine andächtige Stimmung mit heran, und diese Stimmung weiß er förmlich suggestiv auf seine Zuhörer zu übertragen. Seine Lieblinge drängt er uns auf, wir werden mit ihnen fast intim, und mindestens werden sie uns für den Augenblick gewinnen. Die Poeten oder Maler oder Bildhauer, die ihm Interesse einflößen, können keinen redegewaltigeren Anwalt finden. Aber sie müssen ihm Interesse einflößen. Wer aber dünkt ihn des Blickes würdig? Es sind die Einsamen, die Außergewöhnlichen, die Sonderlinge; diejenigen, welche von der Menge verlacht und verkannt werden. Er sieht es für eine Ehre an, dem Haufen zu mißfallen; „nie hat er sich mit Ruhm befleckt“, berichtet er über den jüngst dahingegangenen Paul Verlaine. Den Kleinigkeits- und Kleinlichkeitskrämern, den Philistern, den stumpfen Sinnen ins Gesicht zu schlagen, das ist seine fröhlichste Aufgabe, dabei fühlt er sich in seinem Elemente. Er will auf jeden Fall seine besondere Meinung haben, er will frappiren und sich behaupten. Unsre Zeit hat ja ein augenfällig individuelles Aussehen angenommen; jeder Hansnarr möchte ein Original darstellen und sich auf seine höchst eigene Art räuspern und spucken. Die Schwärmerei für die Eigenart hat sich bei Hermann Bahr übermächtig gesteigert. Die Maeterlinck, Dauthendey, Emerson, Ludwig v. Hofmann, welche von der Majorität seiner Mitmenschen herabgesetzt werden, stehen bei ihm hoch angeschrieben. Ihnen müht er sich aufs hingebendste gerecht zu werden. Mit zarten und warmen Händen faßt er sie an, wie denn ein zarter Enthusiasmus sich als eine der hervorragendsten Eigenthümlichkeiten seines Geistes bekundet. In jenen fremden und so stark unterschiedenen Seelen spürt er die verlegensten Fältchen, die verborgensten Nischen, die heimlichsten Heimlichkeiten auf. Er schmeichelt sich um sie her, er schmiegt sich an sie an, er stiehlt sich in sie hinein, er belauscht ihre Gesten, er unterredet sich mit ihren Trieben. Da kann er freilich auf ihre äußeren Offenbarungen verzichten und sich beispielsweise demnach über Maeterlinck äußern:

„Es focht uns nicht an, wenn man seine Werke verspottete. Wir hielten uns nicht an sie. Unsre Lust war tiefer. Mochten sie wirr und dunkel sein; mochten ihre Wirkungen versagen; mochten sie vor dem prüfenden und logisch messenden Verstande nicht immer bestehen. Jedes seiner Werke gaben wir preis. Aber ihn selbst, wie wir ihn hinter allen Werken fühlten, hielten wir mit Inbrunst fest.“

Im allgemeinen werden wir uns indessen an die Werke halten müssen: diese müssen direct und voll ihre Geistesmacht auf uns ausstrahlen, wir müssen sie nicht erst in der Ferne zu hören glauben; sonst sind wir auf vage Vorstellungen und blasse Ahnungen angewiesen. — Ueber Paul Verlaine verbreitet er sich ähnlich in feiernder Ekstase:

„Vermessen würde es mich dünken, mit meinem kleinen Verstande an den Erhabenen heranzutreten. Tief sollen wir uns vor ihm neigen und danken, daß er da war. Es hätte auch keinen Nutzen, seine persönlichen und besonderen Züge zu verzeichnen. Wer das Mächtige eines stolzen und mit Pracht seine Fittiche schlagenden Adlers mittheilen will, wird nicht suchen, was an diesem Adler anders sein mag als an den anderen; nicht dieses macht seine Größe aus, sondern daß er ein Adler ist; das bewundern wir. So bewundern wir Verlaine, weil er ein Dichter war.“

Der energische und begierige Forscher wird aber trotz aller schwelgenden Bewunderung seinen Adler Stück für Stück untersuchen; er wird kühl seine Größe zergliedern und zerlegen und Besonderes und Bekanntes zu erspähen und zu fixiren trachten. Anders Hermann Bahr: er fühlt sich in seiner überquellenden Begeisterung vollauf befriedigt, er braucht nicht mehr. So heißt es auch von dem mehrfach citirten Maeterlinck:

„Wir haben ihn nicht geschildert: wir haben ihn besungen. Wir dachten nicht, sein Wesen zu beschreiben; nein, aus unsrer Begeisterung schrien wir auf. So heftig loderte unser Enthusiasmus, daß seine Gestalt davon in Rauch und Dampf verschwand. Wir konnten nichts über ihn aussagen; Hallelujah haben wir ihm zugerufen.“

Und warum?

„Hinter allen Werken fühlten wir einen Menschen, der Geheimnissen, die wir sonst scheu für uns verwahrt, zum erstenmal die Zunge löste. Nicht, was er sagte, nein, das Unausgesprochene und Unaussprechliche, das wir dabei empfanden, übte jenen großen Zauber aus. Er hatte die Gewalt, uns fühlen zu lassen, daß er im Ewigen, das wir nur ahnen dürfen, unser Bruder war. Was er sprach, bedeutete uns nichts; im Schweigen waren wir ihm nahe.“

Und so geht es muthig weiter. Dieser hinreißend regsamen Beredsamkeit werden sich wenige entziehen können; da flüstert und jubelt er, da kost und prophezeit er, da fährt er mit feierlichem Frohsinn und holder Trunkenheit seinem Ziele entgegen, leicht, angenehm, bezaubernd. Im letzten Ende lernt man den heiteren Sprecher selbst kennen, niemand läßt durch seine Wendungen und Worte so klar und echt seine Persönlichkeit hindurchschimmern wie Hermann Bahr. Diese Persönlichkeit mit ihrem ungebrochenen Enthusiasmus für die ewige Schönheit, mit ihrem Vergnügen und Genügen an den seltsamen und versteckten Erscheinungen des Daseins und mit ihrer stillen Ehrfurcht vor Goethe's beruhigter Größe und gediegener Künstlerschaft — sie wird sich unbedingt aufrichtige Freunde erwerben. Sie kann auf sich und andere bauen.

Hermann Bahr vertritt die thatkräftig fortschreitende Moderne, in engerem Umfange die Wiener Moderne. Er sucht sich bei jedem Künstler Licht darüber zu verschaffen, was dieser für das emporwachsende Geschlecht bedeute und schließlich, was wohl seine Wiener von ihm profitiren könnten. Dieses locale Verhältniß liegt darin begründet, daß er in seiner Wiener Wochenschrift zunächst an das einheimische Publicum appellirt und dieses für seine liberalen Bestrebungen zu erwärmen sucht. Das junge Wien vornehmlich soll sich besinnen und seine Flügel regen; dazu mochte er mithelfen.

Digitized by Google

Was die „Renaissance“ enthält? Vorwiegend Aufsätze, Bücheranzeigen von französischen Schriftstellern; daneben kommen besonders ein paar Wiener Künstler (Leopold Andrian, Peter Altenberg, Theodor v. Hörmann, Victor Tilgner) zu ansehnlicher Geltung. Höchst interessant sind seine Auslassungen über E. T. A. Hoffmann, Sacher Masoch, Georg v. Ompteda, über Laura Marholm, Johanna Ambrosius, Rikarda Huch; oder wenn er „vom Gehen“ allerlei geistreiche und gefällige Bemerkungen abstrahirt. Doch welcher Autor wüßte sich heutzutage nicht geistreich und gefällig zu entfalten? Dennoch — oder richtiger gesagt — vielmehr muß ausdrücklich betont werden, daß sich Hermann Bahr die kühnste Geistreichigkeit gestatten darf, ohne langweilig zu werden; er besitzt eingeborenen Esprit.

Mittheilungen und Nachrichten.

u. Dlone Penlinger, die Aerztin von Ingolstadt. Künstlernovellen 1. Bd. von Alfred Niedermann. Leipzig, H. Haessel 1897. — Wohl selten dürfte es einem Erzähler gelingen, durch einen geschichtlichen Stoff Geist und Gemüth des modernen Lesers in solchem Grade zu fesseln, daß er mit Faust: „Verweile, du bist so schön!“ den allzuraschen Gang der Darstellung aufhalten möchte. Das ist ganz und gar der Fall bei der vorliegenden Erzählung, der ersten aus einem Cyklus von Künstlernovellen. Der Verfasser derselben, Schweizer von Geburt und Künstler von Beruf, der schon mehr als zwei Jahrzehnte in München lebt, unternimmt es mit einer trefflichen, durch lange, reiche Erfahrung geschärften Beobachtungsgabe, Erlebtes und Erfochtes in einen bunten Kranz ernster und heiterer Erzählungen zusammenzuflechten. Ein Mann von kräftiger Eigenart, die in dem knappen, kernigen Stil aufs beste zum Ausdruck kommt; von feinem Humor, der uns seine Figuren so liebenswürdig macht; von tapferem Herzen, das allenthalben das Gemeine und Verkehrte mit Entrüstung abweist; von lichtfrohem Sinn, der die Finsterniß in jeder Form munter und muthig bekämpft: so stellt sich schon in diesem ersten Bändchen aus der Verfasser dar. Ein merkwürdiger Zufall ließ ihn in der Festungsstadt an der Donau einen Stoff aus den alten Universitätszeiten entdecken, den seine lebhafte Phantasie sofort aufs fruchtbarste ausgestaltete.

Dr. Z. XVII. Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit. III. Den dritten Gegenstand bildete die Fürsorge für die schulentlassene Jugend. Der Hauptberichterstatter, Regierungsrath Fulch (Stuttgart), war durch unerwartete wichtige Dienstgeschäfte sowohl an der schriftlichen wie an der mündlichen Berichterstattung verhindert worden; der Mitberichterstatter, Landgerichtsrath Dr. Fellsch (Berlin), hatte schriftlichen Bericht erstattet, in demselben aber getroffener Abrede zufolge die allgemeinen Gesichtspunkte nicht näher berührt, sondern sich wesentlich auf die Darstellung der Thätigkeit eines Vereins, des freiwilligen Erziehungsbeirathes für schulentlassene Waisen zu Berlin, beschränkt. Er berührte in seinem mündlichen Vortrag hauptsächlich die allgemeinen Punkte. In erster Linie hat auch für die schulentlassene Jugend die Fürsorge im Anschluß an die Familie zu erfolgen. Dabei sind Unterschiede zu machen nach Stadt und Land, nach Vorhandensein des Vaters oder Fehlens desselben ꝛc.; der Verwaisten und Verlassenen ist sich in erster Linie anzunehmen. Die Fürsorge hat nicht durch amtliche Organe, sondern durch Vereine der freien Liebesthätigkeit zu geschehen. Waisenfürsorge ist von der Fürsorge für die Kinder mit Vater zu trennen. Das fruchtbringendste System ist das Pflegesystem, welches sich auf der Ausübung durch persönliche Thätigkeit aufbaut. Der Pfleger ist dabei das wesentlichste, er ist Träger des ganzen Fürsorgewesens. Die Fürsorge muß früh genug einsetzen, stets ehe das Kind aus der Schule entlassen wird; namentlich ist vorher festzustellen, ob sie im einzelnen Fall nothwendig erscheint oder nicht. Zunächst hat sie sich auf die Berufswahl und demnächst auf die Stellenvermittlung zu beziehen, wobei eventuell auch wirthschaftliche Unterstützung angezeigt erscheinen kann. Die Pflegezeit muß ferner von längerer Dauer sein; eine Zeit von vier Jahren wird man mindestens anzunehmen haben. Der Berliner Verein, der freiwillige Erziehungsbeirath für schulentlassene Waisen, ist im wesentlichen auf diesen Grundsätzen aufgebaut; seine Thätigkeit ist jetzt in weitere Kreise hinausgetragen, und in einer Reihe anderer Städte ist die Bildung ähnlicher Vereine angeregt. Durch ein Zusammenarbeiten solcher Vereine wird die Sache noch wesentliche Förderung erhalten. — Geheimer Oberregierungsrath Blenck (Berlin) hält doch noch eine weitere Klärung dieser Frage für erforderlich und beantragt eine dementsprechende Resolution. Gleichzeitig weist er darauf hin, wie der Verein zur Beförderung des Gewerbefleißes die Frage bei den Verhandlungen über Jugendunterricht und Jugenderziehung im Jahre 1889 näher berührt und untersucht habe, und übergibt das derzeit gesammelte Material, nachdem er die daraus gezogenen Leitsätze speciell mitgetheilt hatte. — Dr. Münsterberg (Berlin) ist gleichfalls für eine weitere und eingehendere Behandlung. Die Thätigkeit des Berliner Vereins könne nur mit Befriedigung erfüllen. — Nachdem der Vereinsdirector Dr. Roch (Leipzig) noch kurz empfohlen hatte, bezüglich der Fürsorge für die schulentlassene Jugend auch den Anschluß an die innere Mission ins Auge zu fassen, wurde die von Blenck (Berlin) vorgeschlagene Resolution mit großer Mehrheit in folgender Fassung angenommen: „Die Versammlung nimmt mit lebhaftem Interesse von dem vorliegenden Bericht Kenntniß, erachtet aber den Gegenstand im Verhältniß zu seiner außerordentlichen Wichtigkeit noch nicht nach allen in Frage kommenden Richtungen für genügend geklärt und beschließt daher die Sache zur Erwägung erneuter Erörterung an den Centralausschuß zurückzuweisen.“

Als nächster Gegenstand, bezüglich dessen von beiden Berichterstattern eingehende gedruckte Berichte vorlagen, gelangte die Gewährung von Wohnungsmiethe als Art der Armenunterstützung zur Verhandlung. Der Berichterstatter Beigeordneter Dr. Kayser (Worms) führt zunächst aus: Die besondere Miethunterstützung gründet sich im wesentlichen darauf, daß dem Armen bezüglich der Wohnungsmiethe vermöge des Rückbehaltungsrechts des Vermiethers regelmäßig ein Credit, welcher ihm sonst nicht zu Gebote steht, gewährt wird und er sodann aber größere Zahlungen auf einmal zu leisten hat. Mit Fortfall des Rückbehaltungsrechts wird hierin schon von selbst ein gewisser Wandel geschaffen. Die Miethunterstützung scheidet sich in zwei Arten, je nachdem eine unmittelbare Miethzahlung seitens der Armenverwaltung an den Hauswirth stattfindet oder nicht. Ein empfehlenswerther Weg, dem Armen die Miethzahlung zu erleichtern, ist Abkürzung der Miethzahlungsfristen, wozu nach Wegfall des Rückbehaltungsrechts die Hauswirthe sehr wohl geneigt sein werden; Hülfe kann dabei die Einführung der Miethzinsbücher, welche die Armenverwaltung einsehen kann, gewähren. Empfehlenswerth erscheinen wöchentliche Miethzahlungsfristen. Auf eine Vorausbezahlung der Miethe hinzuwirken, kann nicht als zweckentsprechend oder nutzbringend angesehen werden. Die mittelbare Miethunterstützung, d. i. also eine besondere Unterstützung zur Bestreitung der Wohnungsmiethe, welche aber dem Unterstützten ausgehändigt wird, kommt in einer ganzen Reihe von Städten mit den mannichfachsten Verschiedenheiten bezüglich Form, Gewährung, Höhe ꝛc. zur Anwendung. An sich müßte derjenige, welcher die unmittelbare Miethunterstützung verwirft, auch die mittelbare verwerfen, jedenfalls ist der mittelbaren kein hoher Werth beizulegen. Gegen jede Art der Miethunterstützung spricht, daß der Miether, der eine solche erhält, bei Abschluß des Miethvertrages hinsichtlich der Festsetzung der Miethhöhe eventuell leichtfertiger handeln wird, und daß die Miethunterstützung möglicherweise auch eine den Preis steigernde Wirkung haben kann. Endlich kommen auch einmalige Miethunterstützungen zur Verhütung der Obdachlosigkeit öfter vor; aber auch diese werden regelmäßig zu vermeiden sein. — Der Mitberichterstatter Stadtrath Jacksein (Potsdam) stellt als Hauptgegensatz namentlich die Frage auf, ob Miethunterstützung, überhaupt also eine Naturalunterstützung, oder lediglich die reine Geldunterstützung vorzuziehen ist. Die Miethunterstützung befindet sich im Abnehmen und wird mit der Zeit ganz verschwinden. — Beigeordneter Seyffardt (Krefeld) wendet sich speciell gegen die mündlichen Ausführungen des Mitberichterstatters insofern, als in denselben das Thema sachlich dahin erweitert sei, ob nur Baarunterstützung oder ob auch noch daneben Naturalunterstützung zu gewähren sei. Baarunterstützung wie Naturalunterstützung haben ja ihre eigenartigen Vorzüge, welche nicht zu verkennen sind. Im Süden und Westen ist mehr die Naturalunterstützung, im Norden die Geldunterstützung beliebt und in Uebung. Geld- und Naturalunterstützungen können sehr wohl neben einander bestehen und sollen neben einander bestehen, wie es auch im Verein durch Compromiß der beiderseitigen prinzipiellen Anhänger stets Brauch war. Den Armen

Digitized by Google

überhaupt in seiner Freiheit nicht zu beschränken, läßt sich nicht durchführen; es bot zwar dabei thunlichst Eingrenzung stattzufinden. Die Wohnung bildet den Halt des Armen, deßhalb ist in erster Linie für die Wohnung zu sorgen, und wo die Miethunterstützung sich aus der historischen Entwicklung herausgebildet hat, sollte nicht damit gebrochen werden. — Armenverwalter Clasen (Hanau) berichtigt einzelne Daten, welche in dem gedruckten Kayser'schen Referat über Hanau gegeben sind, und stellt das Verfahren, welches in der Frage von Hanau beobachtet wird, näher dar, die dort gewährten Miethunterstützungen und die bezüglich derselben beobachtete Art und Weise der Gewährung in Schutz nehmend. — Stadtrath Jaksteln (Potsdam) wendet sich speciell gegen die Seyffardt'schen Ausführungen, während sich Beigeordneter Zimmermann (Köln) mit den Berichterstattern und den Thesen einverstanden erklärt. — Beigeordneter Dr. Kayser (Worms) bemerkt, daß er, um der Seyffardt'schen Auffassung entgegenzukommen, seinerseits die Thesen durch Streichung des Schlusses im ersten Absatz und anderweite Fassung des Schlusses des dritten Absatzes geändert habe. — Bürgermeister Brinkmann (Königsberg) stimmt mit den Jaksteln'schen Ausführungen überein und ist deßhalb für Aufrechterhaltung der Thesen in ihrer ersten Fassung. — Beigeordneter Dr. Schmidt (Mainz) kann feststellen, daß für Worms und Mainz die Ausführungen der Referenten vollkommen zutreffend sind; in beiden Städten hat man die Grundsätze der Thesen zur Anwendung gebracht, und zwar mit gutem Erfolge. — Gemeinderath Stähle (Stuttgart) bezeichnet den Unterschied von Nord und Süd doch als vorhanden, im Süden sei man mehr für die Naturalunterstützung; die Gewährung von Wohnungsmiethe halte er allerdings wesentlich für eine Geldunterstützung. Die Stadt Stuttgart habe erst in jüngster Zeit ein Armenhaus, das seines Umfangs und Aeußern wegen als Armenpalast bezeichnet werde, neu erbaut, man sei aber stets bestrebt, die darin Aufgenommenen möglichst bald wieder auf eigene Füße zu stellen. In Stuttgart würden mit Absicht Naturalunterstützungen im weiteren Maße gegeben und halte er solches für durchaus werthvoll. Als das Richtige sei aber wohl eine sachgemäße Verbindung beider Systeme unter Anschluß an die bestehenden sonstigen Verhältnisse anzusehen. — Dr. Münsterberg (Berlin) steht im wesentlichen auf dem Standpunkt des Vorredners und bringt für den Schluß des dritten Absatzes der Thesen an Stelle der neuen Kayser'schen Fassung eine etwas andere zum Vorschlag, mit der sich Dr. Kayser darauf einverstanden erklärt. — Bürgermeister Wilde (Hagen i. W.) spricht für die Thesen; der Unterstützte empfinde die Miethunterstützung oft gar nicht als Unterstützung, auch wolle der Arme oft keine Naturalunterstützung. — Nachdem in dem Schlußwort der Berichterstatter Dr. Kayser die neue Fassung der Thesen und der Mitberichterstatter Jaksteln die alte Fassung derselben zur Annahme empfohlen, wurden folgende, der Kayser-Münsterberg'schen Fassung entsprechende Leitsätze von der Versammlung mit Majorität angenommen:

„Die Gewährung von Wohnungsmiethen hat in Folge der nahezu vollendeten Beseitigung des Kohlpfändungsrechts an Bedeutung verloren. Es empfiehlt sich, durch öffentliche Aufforderung, Vereinbarung mit Vermiethervereinen und geeignetenfalls durch Versagung von Unterstützung die Einführung von wöchentlicher bis höchstens monatlicher Miethzahlung zu erstreben und bei jeder Gelegenheit für Verbesserung der Wohnungs- und Miethverhältnisse einzutreten. Zugleich liegt es den Pflegern ob, durch entsprechende Einwirkung, zweckmäßigerweise mit Hülfe dazu eingerichteter Miethzinsbücher, die Unterstützten zur selbstthätigen Entrichtung des Miethzinses anzuhalten. Die unmittelbare Miethzahlung durch die Armenpflege kann stattfinden, wenn besondere Verhältnisse, wie vor allem die wirthschaftliche Unzuverlässigkeit bestimmter Classen von Bedürftigen oder einzelner Bedürftiger, es erforderlich machen."

Der letzte Gegenstand der Verhandlungen betraf die Betheiligung größerer Verbände an der Armenfrage, worüber für das Königreich Preußen vom Landesrath Brandts (Düsseldorf), für die übrigen deutschen Staaten vom Finanzrath Dr. Zimmermann (Braunschweig) ringehendes gedrucktes Referat vorlag. Landesrath Brandts führt aus: Zweck des Referats ist einen Ueberblick über den derzeitigen Bestand zu geben. Eine Heranziehung der größeren Verbände zur thätigen Mitwirkung an der Armenpflege ist von dem Verein vielfach angeregt und für Preußen durch das Gesetz vom 11. Juli 1891 geschehen, welches die Landarmenverbände verpflichtet, für die hülfsbedürftigen Geisteskranken, Idioten, Epileptischen, Taubstummen und Blinden, soweit dieselben der Anstaltspflege bedürfen, Fürsorge zu treffen. Die Einführung und anfängliche Durchführung des Gesetzes machte größere Schwierigkeiten, da genügende Anstalten nicht vorhanden waren. Allmählich ist jedoch in dieser Richtung Abhülfe geschafft, obwohl die Zahl der Unterzubringenden fortgesetzt anwächst. In dem gedruckten Referat ist versucht, nähere statistische Nachweisungen zu geben, doch hält es schwer, sichere und unanfechtbare Zahlen hierfür zu erzielen. Nach den gegebenen vierjährigen Daten zeigt sich ein starkes Anwachsen, welches wiederum einen Schluß für das Bedürfniß des Gesetzes zuläßt. Nun hat früher die Zahl der der Anstaltspflege bedürftigen Geisteskranken geschätzt, aber diese Zahl ist durch die der jetzt thatsächlich untergebrachten armen Geisteskranken bereits überholt worden. Die Kosten sind für 1896/97 auf rund 10 Mill. M. nachgerechnet, wovon die Landarmenverbände endgültig 4.2 Millionen tragen, während 5,8 Millionen von den Kreisen und Gemeinden erstattet wurden. Die Entlastung der ländlichen Verbände ist eine erhebliche, deßhalb läßt sich bei den Gemeinden die Anstaltspflege auch leichter durchsetzen. Die Landarmenverbände sind allerdings stark belastet und ist eine Verschiebung des Procentsatzes des Antheils der Landarmenverbände an den Gesammtarmenkosten gegenüber dem der Gemeinden zu gunsten der letzteren in nicht unerheblichem Maße einzutreten. Wünschenswerth und von großem Vortheil würde noch eine größere und eine thätige Betheiligung der Kreise an der Armenpflege sein, zumal nach Erlaß der Kreisordnungen das communale Leben in den Kreisen sich mehr gekräftigt hat. Diese Kreise würden sich namentlich der Waisenpflege, welche in den ländlichen Gemeinden durchweg sehr darnieder liegt, mit Vortheil annehmen können; nach Maßgabe der Kreisordnungen würde hier eine freiwillige Uebernahme möglich sein und müßte solche des weiteren angeregt werden. Dabei ist geringerer Werth auf eine finanzielle Entlastung der Gemeinden als auf Besserung des ganzen Standes der Sache zu legen. Die Kreise würden dann auch in weiterem Maße für die Armenpflege überhaupt interessirt. — Der Mitberichterstatter Dr. Zimmermann nimmt bezüglich des Standes der Betheiligung der größeren Verbände an der Armenpflege in den übrigen deutschen Staaten auf seinen gedruckten Bericht Bezug, dessen Einzelheiten zu umfangreich für eine Wiederholung sind. Im allgemeinen wird der Stand und die ganze Entwicklung der Sache als günstig bezeichnet, da in einer Reihe von Staaten die Betheiligung größerer Verbände an der Armenpflege thatsächlich eine weit entwickelte, zu weiteren Wünschen kaum nach Veranlassung gebende ist, und da ferner die Ausgestaltung des Armenwesens in dem letzten Jahrzehnt sich ganz entschieden dahin zugespitzt hat, jene Betheiligung der größeren Verbände zu erweitern, wie die größere Zahl der nach dieser Richtung in den einzelnen Staaten erlassenen neueren Gesetze ausweist. Bei den Regierungen und den Landesvertretungen ist daher die Einsicht von der hohen Bedeutung der Frage zum Durchbruch gekommen. Praktische Durchführung wird aber immer größere Schwierigkeiten bieten, weil dabei stets die ganze Verwaltungsorganisation und speciell die finanzielle Datirung der größeren Verwaltungsverbände so wesentlich mit in Betracht kommen. Daher kann nur eine allmähliche, stufenweise Entwicklung in der fraglichen Beziehung erwartet werden, wie sie in den einzelnen Staaten in der That sich vollzogen hat. Mit Rücksicht auf die gleiche Ausgestaltung im Königreich Preußen wird man den ganzen Stand der Sache im Deutschen Reich bezüglich der Frage als einen guten und vortheilhaften anerkennen müssen. — Geh. Regierungsrath v. Massow (Potsdam) glaubt, ohne eigentlich widersprechen zu wollen, daß doch die Zustände in Preußen etwas zu ideal dargestellt seien. Auf dem Lande sei vielfach von Armenpflege nicht die Rede, weil die Organe fehlten. Die Landräthe könnten sich der Sache kaum annehmen, weil sie in den ländlichen Gemeindeverwaltungen nicht die erforderlichen Kräfte zur Unterstützung hätten. Die geschlossene Armenpflege müßte von den größeren Verbänden gänzlich übernommen werden. — Landeshauptmann Graf v. Wintzingerode (Merseburg) stimmt im allgemeinen dem Vorredner zu. — Nach erfolgtem Schluß der Debatte wurden die von den Berichterstattern vorgeschlagenen Thesen mit großer Majorität von der Versammlung gutgeheißen, und zwar zunächst die folgende allgemeine des Dr. Zimmermann: „Der Deutsche Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit hat aus dem derzeitigen Stande der Betheiligung der größeren Verbände an der Armenpflege in den einzelnen deutschen Staaten mit Genugthuung wahrgenommen, daß einestheils diese Betheiligung bereits in der großen Mehrheit der Staaten in einer umfangreichen Weise Platz gegriffen hat und anderseits die ganze Entwicklung der letzten Zeit auf eine Erweiterung nach dieser Richtung hinzuführen scheint; er spricht die zuversichtliche Erwartung aus, daß das

Fortschreiten in dieser Beziehung auch für die Folge andauern werde, indem es eine thunlichste Heranziehung der größeren Verbände behufs Entlastung der kleineren als im Interesse einer gesunden und leistungsfähigen Ausgestaltung des gesammten Armenwesens liegend, nochmals dringend empfiehlt", und sodann die folgende specielle des Landraths Brandts: „Es ist dringend wünschenswerth, daß die preußischen Kreise freiwillig die Waisenpflege, welche gesetzlich den Gemeinden ihres Bezirks obliegt, übernehmen und von den Gemeinden nur eine Quote der Specialkosten einziehen."

* **Gießen**, 5. Oct. Der Privatdocent der Archäologie an der hiesigen Universität, Dr. Bruno Sauer, ist zum außerordentlichen Professor befördert worden.

* **Budapest.** Das Studienjahr der hiesigen Universität hat sogleich mit einer für die hiesigen Verhältnisse recht bezeichnenden Demonstration begonnen. Als der Professor der ungarischen Rechts- und Constitutionsgeschichte, Alos Timon, dessen Strenge manchen Hörern nicht behagt, am vorigen Sonnabend um 10 Uhr Vormittags seinen Lehrsaal betrat, wurde er mit „Abzug"-Rufen empfangen. Gleich darauf riefen Andere „Elfen Hock!", „Hinaus!", „Der Erzieher des Erzherzogs hoch, aber lesen soll er nicht!" ꝛc. Professor Timon, der seinerzeit in Mezölövesd der Gegencandidat Johann Hocks gewesen war, ließ den Sturm ruhig vorbeiziehen und begann, nachdem der größte Theil der Schreier den Saal verlassen hatte, seinen Vortrag.

* **Belgrad.** Die durch kgl. Decret vom 24. Mai angeordnete Ueberführung der Leiche des Begründers der neuserbischen Schriftsprache und Literatur, Wuk Stefanovic Karadzic, vom St. Marks-Friedhof in Wien in die Gruft der hiesigen Kathedrale wird am 12. October unter großen Feierlichkeiten vor sich gehen. Beauftragt mit der Ausführung dieser Ueberführung ist die kgl. Akademie von Serbien, die soeben an alle wissenschaftlichen und literarischen Größen des In- und Auslandes die Einladungen zur Theilnahme hat ergehen lassen. Karadzic, dessen Verdienst darin besteht, daß er die reine serbische Volkssprache mit einfacher, verständlicher Orthographie an die Stelle des bis dahin allein als Schriftsprache gebrauchten Kirchenslavisch gesetzt hat, brachte den größten Theil seines Lebens in Wien zu und starb dort im Jahre 1864. Schon im Jahre 1813 hatte er, damals kaum 20jährig, wegen Betheiligung an den Aufständen gegen die Türken aus Serbien fliehen müssen, und als er 1828 vom Fürsten Miloich wieder dahin zurückgerufen worden war, um die Ausarbeitung eines Gesetzbuchs für Serbien zu übernehmen, fand er wegen des despotischen Wesens dieses Fürsten den Aufenthalt in seinem Vaterland unerträglich und kehrte für immer nach Wien zurück. Seine Sammlungen von Liedern und Märchen in der serbischen Volkssprache, sein serbisches Wörterbuch mit lateinischer und deutscher Uebersetzung der Wörter, seine tiefdringenden etymologischen Untersuchungen und seine serbische Uebersetzung des Neuen Testaments rücken ihn in die erste Reihe der Begründer der neuen serbischen Schriftsprache und weisen ihm einen hervorragenden Platz auch unter den Vertretern der allgemeinen Sprachforschung an. Dieselbe Akademie, die jetzt mit der Ueberführung seiner Gebeine in die heimathliche Erde beauftragt ist, hat auch eine Gesammtausgabe seiner Werke unternommen, die seit 1887 im Erscheinen begriffen ist.

* **St. Petersburg.** Für den nächsten Monat ist die Rückkehr der Barkuisee-Expedition angekündigt. Diese zu hydrographischen Untersuchungen ausgesandte, unter der Leitung des Obrist-Lieutenants Delischenko stehende Expedition hat Tiefmessungen des Eres und eine genaue Aufnahme der Ufer ausgeführt und ein reiches wissenschaftliches Material angesammelt.

* **Kopenhagen**, 3. Oct. Gestern starb hier der bekannte dänische Historiker Adolf Ditlef Jörgensen, erst 57 Jahre alt. Von dem Posten eines Reichsarchivars hatte er sich seines Gesundheitszustandes wegen schon im vorigen Jahr zurückgezogen. — Die von Lieutenant Ryder 1891 vergeblich versuchte Erforschung des letzten unbekannten Theils der ostgrönländischen Küste zwischen Angmagsalik und dem Scoresby-Sund wird in diesem Jahr wieder aufgenommen, nachdem der Carlsbergfonds der dänischen Regierung zu diesem Zweck die Summe von 150,000 Kronen zur Verfügung gestellt hat. Die Expedition, welche unter der Leitung des Marinelieutenants Amdrup steht und an welcher 3 Botaniker, 2 Marineofficiere und 7 Leute sich betheiligen, wird von Angmagsalik ausgehen und 2 Jahre in Anspruch nehmen.

* **London.** Die Verwaltung des Britischen Museums hat einen besonderen Katalog der gesammten im Besitz des Museums befindlichen Shakespeare-Literatur vorbereitet, der bald im Druck erscheinen wird. Derselbe wird nicht nur die vollständige Bibliographie der Shakespeare-Ausgaben, der Uebersetzungen u. s. w., sondern auch der sämmtlichen Shakespeare behandelnden wissenschaftlichen Literatur, darunter auch die vielen Schriften über den Shakespeare-Bacon-Streit, enthalten. Außerdem werden die aus Anlaß der verschiedenen Shakespeare-Jubiläen und Centenarfeste erschienenen Gelegenheitsschriften und übrigen Drucke mit größter Vollständigkeit in ihm enthalten und beschrieben sein. Es wird also damit eine Shakespeare-Bibliographie an die Oeffentlichkeit kommen, wie sie in gleicher Reichhaltigkeit bisher noch nicht existirte.

* **Rom.** Das kgl. preußische historische Institut hier hat jetzt den ersten Band einer Sammlung von Regesten veröffentlicht, durch den ein großartig angelegtes Unternehmen eingeleitet wird. Unter dem Titel: „Repertorium Germanicum" sollen die in den päpstlichen Archiven ruhenden Urkunden zur Geschichte des Deutschen Reichs und seiner Territorien im 14. und 15. Jahrhundert herausgegeben werden, eine Riesenaufgabe, die in der soeben begonnenen Weise durchzuführen wohl kaum möglich sein wird. Denn der eben erschienene erste Band der ersten Abtheilung, die das Pontifikat Eugens IV. (1431—1447) umfassen soll, erledigt nur den Zeitraum von zwei Jahren (1431—1432) bei einem Umfange von 756 Seiten. Man würde also schwerlich mit der Veröffentlichung des Materials in solcher Ausdehnung fortfahren können, wenn nun überhaupt ein absehbares Ziel das Auge faßt. Deßhalb ist schon jetzt der Gedanke aufgetaucht, ob es nicht empfehlenswerther sei, den Stoff nur zu sammeln und handschriftlich an mehreren Stellen für die Forscher niederzulegen. Allerdings ist der soeben veröffentlichte Band ein wahres Muster der Editionskunst. Es sind in ihm 2828 Urkunden herausgegeben, denen eine orientirende Einleitung vorausgeht und ein durchaus gründlich gearbeitetes Personen- und Ortsregister beigefügt ist. Alles in allem ein Werk, das ebenso sehr der deutschen Wissenschaft Ehre macht, wie von der Opferwilligkeit der preußischen Regierung und des Kaisers persönlich, mit dessen Unterstützung die Herausgabe erfolgte, Zeugniß ablegt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Gg. J. F. Wernes: Ultramontanismus und Odd-Fellowthum. Eine Kritik des Jesuiten Hildebrand Gerdes, „Der Odd-Fellow-Orden". Leipzig, Theodor Leibing 1897. — Ludwig Diehl: Soldatengeschichten. Stuttgart, Strecker u. Moser. — Bayerischer Studien-Kalender für Mittel- und Hochschulen. 1897/98. München, Kurt Gerber. — Max v. d. Borne-Beeuenchen: Kurze Anleitung zur Fischzucht in Teichen. 3. Aufl. Neudamm, J. Neumann 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Bei **Wilh. Mortell** in **Radolfzell** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (15338)

Geschichte der Stadt Radolfzell a. Bodensee.

Im Auftrag der Stadtgemeinde bearbeitet von Dr. P. Albert.

Mit 25 Abbildungen, 1 Plan und 1 Karte.

XXI und 666 Seiten gr. 8°. Preis brosch. 6 M., geb. 7,50 M.

Die Geschichte der durch einen bedeutsamen Urkundenfund zu einer gewissen Berühmtheit gelangten Stadt Radolfzell erfährt in dem vorliegenden Werk eine ebenso erschöpfende wie glänzende Darstellung. Der Verfasser, ein Fachmann von erprobter Leistungsfähigkeit, macht die Ergebnisse der sorgfältigsten Forschung, die jeder wissenschaftlichen Frage mit besonnener Gründlichkeit nachgeht, in gefälliger Form zum Gemeingute Aller. Eine erstaunliche Fülle von Einzelheiten ist zu einem lebensvollen Bilde verwoben, das dennoch einheitlich wirkt und die Mühseligkeit der gestaltenden Arbeit nicht erkennen lässt. In den Kreisen der Fachgelehrten wird dieses **Muster einer deutschen Stadtgeschichte** unzweifelhaft Aufsehen erregen, für die Bewohner von Radolfzell aber wird das Buch, dessen Widmung S. K. H. der Grossherzog von Baden entgegengenommen hat, die wertvollste und stolzeste Erinnerung an die denkwürdige Vergangenheit ihrer Vaterstadt sein.

Hierzu ein Prospectus der Verlagsbuchhandlung **August Bagel** in **Düsseldorf.** (15316)

Jahrgang 1897. München, Freitag, 8. October. Nummer 227.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Otto Bulle in München.

Uebersicht.

Der Nicaraguacanal und die Monroedoctrin. Von Friedrich Ratzel. — Mittheilungen und Nachrichten.

Der Nicaraguacanal und die Monroedoctrin.[1])

Von Friedrich Ratzel.

Aus einer Gährung der Ansichten und Versuche, die Jahrhunderte gebraucht hat, ist der Canal durch die Landenge von Nicaragua als die der Verwirklichung nächste interoceanische Verbindung hervorgegangen. In dem Lande, das sich berufen glaubt, diese Verbindung herzustellen und zu schützen, in den Vereinigten Staaten von Amerika, wird heute nur dieser Weg praktisch von den Politikern, Geldleuten und Technikern erörtert. Früher schwankte bei manchen Beurtheilern die Wage zwischen Panama und Nicaragua, aber der Zusammenbruch der französischen Panamagesellschaft hat die öffentliche Meinung ganz auf die Seite des Nicaraguaplans gedrängt, der am frühesten durch gründliche Aufnahme als ausführbar erkannt worden ist, und schon vor zwanzig Jahren von der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika gleichsam amtlich als der ihre bezeichnet worden war. Noch älter ist unter den dortigen Politikern und Zeitungsschreibern die Auffassung des Nicaraguacanals als eines Werks, das eng verbunden ist mit der klar vorgezeichneten Bestimmung (manifest destiny) der Union. Die politische Formel für diese Bestimmung heißt: Amerika den Amerikanern. Es gibt aber, sagen sie, auch eine ökonomische Bestimmung der Union, deren Formel etwa lauten könnte: das amerikanische Wirthschaftsgebiet den Amerikanern. Ein interoceanischer Canal, der naturgemäß die Bestimmung hat, dem Weltverkehr zu dienen, scheint zwar mit diesen Formeln keine Verwandtschaft zu haben. Henry Clay bezeichnete ihn zur Zeit des Panamacongresses (1826) als ein Werk, das, wenn es je vollendet werden sollte, alle Theile der Welt mehr oder weniger angehe, dessen größter Nutzen aber Amerika zufallen werde. Moderne amerikanische Politiker scheinen diesen Satz umzukehren, indem sie annehmen, ein interoceanischer Canal gehe nur Amerika an, wenn auch von seinem Nutzen anderen Theilen der Erde etwas zufallen werde. Der Verfasser gehört zu dieser Gruppe. Ihm erscheint die Geschichte des interoceanischen Canals in diesem Jahrhundert als ein Fall in der Geschichte des Ringens der Vereinigten Staaten von Amerika mit europäischen Mächten, zunächst mit England, um den Einfluß in Mittelamerika. Man gewinnt den Eindruck, daß für ihn die Lehre dieses Buches wesentlich in den Aufklärungen besteht, die es über die ebenso weitsichtige wie kühne und unter Umständen höchst rücksichtslose Politik Englands in Amerika gibt.

Zum Glück ist das Buch nicht ganz so einseitig, wie seine Tendenz, die sein Verfasser unverhohlen zugibt, indem er sagt, wenn das Buch ein nationales Vorurtheil erkennen lasse, so möge man bedenken, daß es vom Standpunkt der Monroedoctrin aus geschrieben sei. Es bietet uns vielmehr eine sehr dankenswerthe Zusammenfassung von Thatsachen und Ansichten zur Geschichte der Pläne interoceanischer Canäle und besonders des Nicaraguacanals, wobei natürlich, wie es die Tendenz mit sich bringt, die letzten 70 Jahre sehr bevorzugt sind, weil in ihnen die Vereinigten Staaten von Amerika immer mehr diesen Plänen sich zugewandt haben. Das ist aber kein Nachtheil für uns, denn über die älteren Versuche haben wir frühere Zusammenstellungen, in der deutschen Literatur von A. v. Humboldt und Moritz Wagner; und diese Versuche haben ja alle nicht einmal zu einem Anfang der Verwirklichung geführt. Besonders sind wir Keasbey dankbar für die reichlichen Mittheilungen aus den Archiven und Zeitschriften Nordamerika's und dafür, daß er sein Werk bis in die jüngste Gegenwart herabführt. Keasbey erzählt kurz die Geschichte der Pläne interoceanischer Wege durch Mittelamerika von der ersten Erschließung der Landenge von Panama, den Versuchen des Cortez, über die Landenge von Tehuantepec die atlantisch-pacifischen Verbindungen Spaniens zu führen, und den ersten Canalentwürfen bis zu der wissenschaftlichen Discussion der topographischen und hydrographischen Grundlagen, die La Condamine begonnen und Alexander v. Humboldt weiteren gelehrten Kreisen empfohlen hat. Keasbey schreibt unserm großen Landsmann sogar ein größeres Verdienst zu, als er in Wirklichkeit hatte, indem er ihn die Nicaragualinie im einzelnen untersuchen läßt. Wir wären ihm dankbarer gewesen, wenn er statt dessen den uninteressirten Antheil hervorgehoben hätte, den die deutsche Wissenschaft seit Humboldt an diesen Plänen genommen. War es doch Moritz Wagner, der noch vor den nordamerikanischen Beurtheilern die Unausführbarkeit des Lesseps'schen Planes des Panamacanals nachgewiesen hat.

Beim heutigen Stand der Dinge haben nun nur noch historischen Werth der günstig gelegene, aber lange und gebirgige Weg durch Honduras von der Bucht von Fonseca zum Golf von Honduras, der trotz vorzüglicher Häfen an beiden Meeren zu hohe und flußlose Weg durch Chiriqui, die in hydrographischer Beziehung glänzend ausgestatteten, aber zu hohen Wege von der Bucht von S. Blas zur Chepomündung, von der Caledonischen Bucht zur Bucht von S. Miguel oder vom Atrato zu verschiedenen anderen Häfen des pacifischen Gestades. Für einen Canal kommt von den drei übrig bleibenden Linien die von Tehuantepec wegen ihrer Länge und nicht unbeträchtlichen Erhebung nicht mehr in Betracht, behält aber immer den Vortheil, daß sie die nächste bei den Vereinigten Staaten von Amerika ist und durch den Goatzocoalcos eine günstige atlantische Zufahrt hat. Eine interoceanische Eisenbahn wird ohne Frage die Landenge von Tehuantepec einst tragen, wenn auch der Eads'sche Plan einer Schiffseisenbahn als zu kostspielig

[1]) The Nicaragua Canal and the Monroe Doctrine. By Lindley M. Keasbey, Associate Professor of Political Science, Bryn Mawr College. New York 1896.

beiseite gelegt worden ist. Es ist übrigens interessant, von Keasbey zu hören, daß in Amerika dieser Plan noch Anhänger hat. Die Panamalinie hatte wegen ihrer Kürze und der verhältnißmäßig tiefen Einsenkung der Cordillere, wozu ziemlich gute Häfen auf beiden Seiten kommen, den Vorsprung, so lange man an dem Ideal eines Canals im Niveau des Meeres festhielt. Seitdem man die Schwierigkeiten kennen gelernt hat, die die Durchbrechung des 85 m hohen Felswalles der Cordillere, die ausnehmende Ungesundheit beider Ufer und endlich der ungleichmäßige und unberechenbare Wasser- und Schuttfluß des Rio Chagres bereiten, mußte man für die praktische Ausführung in gegebener Zeit diesen vollkommensten aller interoceanischen Canäle aufgeben. Denn sobald man daran denkt, die Schwierigkeiten durch Schleusen zu umgehen, ist die Nicaragualinie der von Panama weit überlegen. Man kann also sagen, in dem langen Proceß des Wettbewerbs und der Auswahl aller möglichen Pläne sind zuletzt Panama und Nicaragua übrig geblieben, Panama für den Niveaucanal, Nicaragua für den Schleusencanal. Und wenn auch auf der Panamalandenge noch gearbeitet wird, bleibt dort doch das schwerste nach ungeheuren Opfern an Geld und Menschenleben noch zu thun. Auf der Nicaragualandenge ist zwar auch schon eine nordamerikanische Gesellschaft bankerott geworden, sie hatte aber nur in kleinem Maße zu arbeiten begonnen und man kann nicht sagen, daß hier eine Enttäuschung vorliegt wie in Panama. Vielmehr hat die ohne Frage auch hier übereilte Inangriffnahme den Vortheil gehabt, die Nothwendigkeit einer viel gründlicheren Vorbereitung des Werkes klar zu machen, wie sie für Panama immer noch nicht geleistet zu sein scheint.

Seine actenmäßige Darstellung beginnt Keasbey mit dem Eintreten der Vereinigten Staaten von Amerika in die politische Discussion der Canalpläne. Die Entwicklung einer selbständigen süd- und mittelamerikanischen Politik unter Monroe und John Quincy Adams und unter der lebendigen geistigen Theilnahme des alten Jefferson führt zur Formulirung der Monroedoctrin; und die Theilnahme an der Entwicklung der jungen spanisch-amerikanischen Republiken bringt auch die Theilnahme an den Canalplänen mit sich, die für diese Staaten einer der wenigen Gegenstände waren, über die sie mit Aussicht auf Erfolg discutiren zu können glaubten. Aber zu einer praktischen Theilnahme kam es noch nicht. Trotzdem die auf Grund neuer, unvollkommener Vermessungen aufgestellten Pläne ungemein optimistisch über die Ausführung urtheilten, kam keine Gesellschaft zustande, die auch nur die ersten Spatenstiche veranlaßt hätte. Der König von Holland zog sich 1830 von dem Plan eines Canalbaues mit holländischem Capital zurück, noch ehe die Vereinigten Staaten ihm klar gemacht hatten, daß sie die an jenem mittelamerikanischen Canal Meistinteressirten seien, denen darum auch alle Vortheile zuzugestehen seien, die etwa anderen Staaten dabei eingeräumt würden. 1835 lud zwar der Senat der Vereinigten Staaten den Präsidenten ein, mit den Regierungen von Mittelamerika und Neu-Granada Verhandlungen über den Canal zu eröffnen und ließ sich einen Bericht über den Panamaweg vorlegen, ebenso einige Jahre später einen zusammenfassenden Bericht über die vorgeschlagenen Linien, wobei die steigende Bedeutung der pacifischen Interessen der Vereinigten Staaten sich in der später oft wiederholten Bemerkung zeigt, daß von der größten Wichtigkeit für sie ein Verkehrsweg sei, der ihre Ost- und Westgrenzen einander nähere. Aber das werthvollste Ergebniß dieser politischen Erörterungen blieb doch der 1841 erschienene Bericht des von der Regierung der Vereinigten Staaten nach Mittelamerika gesandten John L. Stephens, der die Landenge von Nicaragua eingehend beschrieb und die Nicaragualinie dringend empfahl. Allerdings fügte er der optimistischen Schätzung der Kosten auf 25 Millionen Doll. die Warnung hinzu: Capitalisten werden ihr Geld nicht in einem unfertigen, von Revolutionen unterwühlten Lande anlegen. Die Union der mittelamerikanischen Staaten löste sich auf und endlose Bürgerkriege zeigten zum erstenmal den früher latenten Gegensatz zwischen einer liberalen Partei, die panamerikanischen Plänen geneigt war und den Vereinigten Staaten entgegenkam, und einer conservativen, die bereit war, bis auf die Rückkehr unter die spanische Herrschaft zurückzugehen. Wo diese Partei zur Herrschaft kam, suchte sie sich im Gegensatz zur liberalen Partei auf europäische Mächte zu stützen. Von ihr ging die Begünstigung französischer Entwürfe aus, unter denen der des Ingenieurs Morel, der in einem eingehenden, scheinbar genauen Bericht die Höhe der auf der Landenge von Panama zu durchbrechenden Landschranke auf $10^1/_2$ m. zwischen Panama und Porto Bello angab, wie ein burlesker Vorläufer der Pläne der Lesseps'schen Panamagesellschaft erscheint. Morels Phantasien wurden zwar in ihrer Nichtigkeit erkannt, aber sie hatten in Frankreich Stimmung für einen Panamacanal gemacht. Louis Philippe und Louis Napoleon haben sich nach einander für die Durchbrechung des mittelamerikanischen Isthmus interessirt und Guizot sah in der Theilnahme Frankreichs an diesem Unternehmen eine willkommene Gelegenheit, den Wettbewerb mit England um Einfluß in Amerika auf neuem Boden wieder aufzunehmen. Als aber die Baukosten eines Panamacanals auf 200 Millionen Francs angegeben wurden, kühlte sich der Enthusiasmus ab. Wie klein und unbedacht sieht sich dieses Bestreben Frankreichs neben der zähen und thatkräftigen Politik Englands auf dem Isthmus an. Und wie verkannte es die Natur und Kräfte der Politik der Vereinigten Staaten in dieser Frage! Louis Napoleon schrieb 1846 seine Broschüre über den Nicaraguacanal (englisch), den er in der Einsamkeit von Ham studirt hatte. Sein großer Gedanke ist die Aufrichtung eines Dammes gegen die Vereinigten Staaten durch die Stärkung der spanisch-amerikanischen Freistaaten durch europäischen Einfluß. Das ist derselbe Gedanke, der 20 Jahre später zur Expedition nach Mexico geführt hat. So wenig wie Guizot hat Napoleon III. die Richtung und Kraft der Politik der Vereinigten Staaten gewürdigt.

Ganz anders tritt uns die Politik Englands auch in Mittelamerika entgegen. Englands mittelamerikanische Colonie Belize oder Britisch-Honduras verschwindet zwar in der ungeheuren Fläche des britischen Colonialreiches und hat seit Jahren wenig von sich reden gemacht, wenn man von gelegentlichen Bearbeitungen in der Presse der Vereinigten Staaten absieht. Es ist aber nicht immer so gewesen und wird nicht immer so bleiben. Diese kleine Colonie ist der Rest der mittelamerikanischen Besitzungen, um die England anderthalb Jahrhunderte mit Spanien gekämpft hat, und zugleich das Denkmal weiter greifender Entwürfe, die nichts geringeres wollten, als den Isthmus von Nicaragua in englischen Besitz zu bringen. Flibustier, Mahagoniholzschläger, Pflanzer, unternehmende Colonialbeamte und Seeleute haben um die Wette gearbeitet, England einen größeren mittelamerikanischen Landbesitz zu schaffen. Der junge Nelson hat 1780 einen nicht erfolgreichen Zug nach dem Nicaraguasee mit angeführt. England hat aber immer nur einen kleinen Theil seiner Kräfte hierher gewendet. War doch der interoceanische Canal bis auf Alexander v. Humboldt ein Project in der Luft. Der Besitz der westindischen Inseln in einem scheinbar beherrschenden Halbkreis von den Bahamas bis Trinidad, den der Wiener Friede von 1815 sicherte, schien die Zugänge zum Antilleumeere in die Hände Englands zu geben, das damals allein über eine Seemacht verfügte, und damit schien England auch der Einfluß auf die dahinterliegende mittelamerikanische Küste geöffnet zu sein; zumal an die

Stelle Spaniens damals kleine, ohnmächtige Republiken getreten waren. England hat in der That den Versuch gemacht, in Mittelamerika wieder breiteren Fuß zu fassen. Indem es die Verträge mit Spanien als nicht mehr gültig für seine mittelamerikanischen Besitzungen und Ansprüche betrachtete, benutzte es zunächst den politischen Uebergangszustand, um aus Britisch-Honduras eine förmliche Colonie zu machen, deren Grenze es willkürlich gegen Mexico und Guatemala zog, und der es die Insel Roatan anschloß. Indem es weiter alte Beziehungen zu den Moskitoküsteindianern in Nicaragua nördlich vom San Juanfluß wieder aufnahm, schuf es eine Art von Staat unter englischem Protectorat, Mosquitia, dem es auch angebliche Rechte südlich vom San Juan vorbehielt. 1848 wurde der Hafenplatz San Juan an der Mündung des großen und wichtigen Abflusses der Nicaraguaseen von englischen Truppen besetzt, und England mochte glauben, das atlantische Thor des künftigen Nicaraguacanals in Händen zu haben. Als es aber unter einem nichtigen Vorwande die auf der pacifischen Seite von Honduras, vor der damals als pacifische Mündung des Canals angenommenen Fonsecabucht gelegene, Insel Tigre ebenfalls in Besitz nehmen wollte, schritt der zum Studium der Verhältnisse nach Mittelamerika gesandte bekannte amerikanische Agent und Forschungsreisende Squier ein und sicherte die Insel einstweilen für die Vereinigten Staaten. Diese aber waren damals wegen der Parteiverhältnisse im Congreß nicht imstande, energisch gegen England aufzutreten, und das Ergebniß war der vielgenannte Clayton-Bulwer-Vertrag von 1850, in welchem England und die Vereinigten Staaten auf die ausschließliche Controle des Canals und ebenso auf die Errichtung von Befestigungen an demselben, auf Besitzergreifungen und Colonisationen in Mittelamerika verzichteten, dagegen ihren gemeinsamen Schutz allen interoceanischen Verkehrswegen durch Mittelamerika versprachen. Damit war besonders der damals mit amerikanischem und englischem Geld gebaute Panamatransitweg gemeint. Die englische Colonie in Honduras und das, was die englische Diplomatie deren „Dependenzen“ nannte, blieben aber von diesem Vertrag unberührt, der daher, sobald die Engländer ihre Ansprüche auf die Moskitoküste wieder erhoben, als eine verbriefte Verletzung der Monroelehre erkannt werden mußte. Das geschah denn in der That kaum ein Jahr nach dem Abschluß des Vertrages, als die Amerikaner durch Oberst Childs ihre erste genaue Vermessung der Nicaragualandenge hatten durchführen lassen, auf der alle späteren Entwürfe bis heute fußen. Sie führten zwar nicht zur Inangriffnahme des Canals, wohl aber zur Schaffung eines durch den starken Verkehr mit Californien nothwendig gewordenen Transitweges, der eine neue amerikanische Niederlassung an der Mündung des San Juan entstehen ließ. Als nun die Engländer von der amerikanischen Transitgesellschaft Abgaben verlangten, kam es zu Streitigkeiten, in deren Laufe 1854 Greytown, die angebliche Moskitostadt an der Mündung des San Juan, durch ein amerikanisches Kriegsschiff bombardirt wurde. Da schon 1852 England die Wiederbesetzung der Bayinseln vor der Küste von Honduras wegen des geplanten Baues einer interoceanischen Eisenbahn durch Honduras versuchte und außerdem den südlichen Nachbar Nicaragua's, Costarica, zu Ansprüchen auf den südlichen Theil der Landenge und zum Krieg aufgehetzt hatte, standen sich die Vereinigten Staaten von Amerika und England in Kürze wieder ebenso feindlich in Nicaragua gegenüber, wie vor dem Clayton-Bulwer Vertrag. Die Filibusterexpeditionen des Amerikaners Walker, der eine Zeit lang Nicaragua in Händen hatte, sind in diesen Wirren nur eine kleine Episode gewesen. England wich der Form nach zurück, indem es seine Ansprüche auf die Moskitoküste aufgab, nicht ohne sich eine Handhabe zur Wiederaufnahme derselben vorzubehalten; ebenso gab es auch die Bayinseln wieder frei, worauf die Vereinigten Staaten kurzsichtig ihrer Absicht entsagten, von dem Clayton-Bulwer-Vertrag zurückzutreten. Indessen hatte durch einen Vertrag mit Guatemala England seine Hondurascolonie ungefähr zum Vierfachen der Fläche erweitert, die Belize nach den Verträgen mit Spanien eingenommen hatte; aber zu der gehofften Bedeutung in der Entwicklung der interoceanischen Wege gelangte sie nicht mehr, da die Panamaeisenbahn den Uebellandverkehr völlig an sich zog und für den Canal die Landenge von Nicaragua gerade in England schon früh als die praktischste Linie anerkannt ward.

Der Wiederzusammenschluß der Union nach der Besiegung der Südstaaten, die Aufhebung der Sklaverei und der Rückzug der Franzosen aus Mexico änderten alle drei die Stellung der Vereinigten Staaten zu Mittelamerika. Ihre Politik gegenüber diesen Staaten konnte nun klarer und folgerichtiger sein als in den Jahrzehnten des Ringens zwischen nördlichen und südlichen Parteien. Landerwerb in Mittelamerika und Westindien, den diese begünstigt hatten, stand jetzt außer Frage. Die Aufhebung der Sklaverei beseitigte eine Ursache des Mißtrauens zwischen den Vereinigten Staaten und den spanisch-amerikanischen Freistaaten. Die Anwendung der Monroedoctrin in Mexico ließ die Franzosen sofort ihre Pläne auf Nicaragua aufgeben, worauf die Vereinigten Staaten einen Vertrag mit Nicaragua über ihr Wegrecht durch diesen Staat und die Neutralität eines interoceanischen Canals durch Nicaragua schlossen. Mit Colombia kam ein Vertrag, der das Monopol des Canalbaues den Vereinigten Staaten zusprach, nicht zu stande. Dagegen wurden die wissenschaftlichen Vorarbeiten für die verschiedenen Linien nun von der Regierung der Vereinigten Staaten in die Hand genommen. 1869 erschien ein Bericht von Charles H. Davis, der in erster Linie das Ungenügende der bisherigen Aufnahmen betont, und darauf ließ Präsident Grant, der erste für den Canal entschieden eintretende Präsident, 1872 eine Interoceanic Canalcommission bilden, die durch treffliche Fachmänner aus dem Offiziercorps der Flotte der Vereinigten Staaten, wie Ammen, Menocal, Selfridge die wissenschaftlichen Grundlagen für alle Linien zwischen Tehuantepec und Atrato schaffte. Als aus den Berichten dieser Commission die Vorzüge der Nicaragualinie neuerdings klar hervortraten, gewannen die Beziehungen zu Nicaragua auch erneute Wichtigkeit, und die Lösung des Clayton-Bulwer-Vertrages wurde 1880 vom Congreß angeregt, worauf der Staatssecretär Blaine, ein bekannter Träger panamerikanischer Ideen in einem Rundschreiben an die europäischen Mächte, die Idee einer europäischen Controle des Interoceanischen Canals als der traditionellen Politik der Vereinigten Staaten zuwiderlaufend und eine Vereinigung mehrerer Mächte zu diesem Zweck als eine gegen die Vereinigten Staaten gerichtete Allianz bezeichnete. Da der Clayton-Bulwer-Vertrag England die Hälfte des Schutzes jedes Interoceanischen Canals zugewiesen hatte, beantwortete England diese Erklärung einfach mit dem Hinweis auf diesen Vertrag, worauf in weiteren Staatsschriften Blaine's Nachfolger Frelinghuysen die gemeinsame Controle so hinzustellen suchte, als ob sie nur die zur Zeit des Vertragsabschlusses gemeinten Canalprojecte meine. Der Schriftenwechsel blieb erfolglos, und es gelang ebensowenig der Plan, die mittelamerikanischen Staaten fester zusammenzuschließen. Einer Einladung zu einem Friedenscongreß nach Washington leisteten sie nur zum Theil Folge und die panamerikanischen Conferenzen von 1890, die sie zusammen mit den südamerikanischen Staaten beschickten, brachten kein praktisches Ergebniß für die Canalfrage.

Unterdessen gelang es dagegen England, den alten Streit zwischen seinen Schützlingen an der Moskitoküste

und Nicaragua 1881 durch einen Schiedsspruch des Kaisers von Oesterreich in dem Sinn entscheiden zu lassen, daß Nicaragua in diesem Gebiet nur eine beschränkte Souveränität zuerkannt wurde, was sehr wenig mit der bei den Panamerikanisten der Vereinigten Staaten unter der Präsidentschaft Arthurs üblichen Auffassung stimmte, daß der Canal „praktisch als ein Stück der Südküste der Vereinigten Staaten" angesehen werden müsse. Daß diese Auffassung nicht auf den mit europäischem, d. h. französischem, spanischem und elsässischem Geld gerade begonnenen Panamacanal Anwendung finden könne, war klar. Um so mehr erschien nun auch aus politischen Gründen der Nicaraguacanal als der einzig mögliche. Wenn auch bereits in den Zeitungen der Vereinigten Staaten sehr ungünstige Berichte über das Panamaunternehmen veröffentlicht wurden, die den Zusammenbruch mit großer Sicherheit voraussagten, schien doch Eile geboten. 1884 kam der sogenannte Frelinghuysen-Zavala-Vertrag zu stande, der der Regierung der Vereinigten Staaten das Recht zusprach, den Canal durch Nicaragua zu bauen und ausschließlich zu beaufsichtigen, zu welchem Zweck ihnen ein Landstreifen von 2.5 englischen Meilen zu beiden Seiten des Canals eingeräumt wurde. Die Vereinigten Staaten gewährleisteten dem Staat Nicaragua sein Gebiet und liehen ihm vier Millionen Dollars zur Ausführung öffentlicher Arbeiten. Der fertige Canal sollte beiden Ländern gemeinsam gehören, die Vereinigten Staaten zwei Drittel, Nicaragua ein Drittel des Reingewinns erhalten. Dieser Vertrag wurde nicht mit Unrecht von Anfang an als ein Schutzvertrag bezeichnet. Als solchen faßte ihn der Senat der Vereinigten Staaten auf, als er ihn ablehnte. Der 1885 sein Amt antretende Präsident Cleveland sprach sich in seiner Antrittsbotschaft gegen jeden ähnlichen Vertrag unter Berufung auf die seit Washingtons Tagen überlieferte Politik aus, die „entangling alliances" mit fremden Staaten verbiete; er sei daher gegen die Erwerbung entlegener Gebiete und gegen die Verschmelzung entlegener Interessen mit denen der Vereinigten Staaten. Gleichzeitig ermunterte er aber die Canalfreunde, indem er das Unternehmen als ein zu ermuthigendes bezeichnete. 1886 bildete sich eine neue Gesellschaft für den Bau des Nicaraguacanals, die 1887 eine neue Concession erhielt, deren Oberingenieur Menocal nicht bloß auf seine eigenen wiederholten Aufnahmen, sondern auch auf die Studien englischer Ingenieure sich stützen konnte, die 1880 und 1884 im Auftrag ihrer Regierung die Landenge von Nicaragua bereist hatten. Cleveland ebnete dieser Gesellschaft den Boden durch seinen Schiedsspruch in dem Jahrzehnte alten Streit Nicaragua's und Costarica's über die Grenze im San Juanfluß. 1889 wurde die Maritime Canal Company of Nicaragua gesetzlich anerkannt und begann im Juni desselben Jahres ihre Arbeiten ohne alle jene Förmlichkeiten, mit denen Lesseps zu Werke gegangen war. Es gelang aber nicht, das nöthige Capital zu sichern, und so wurde 1892 auf Anregung des Staates Californien eine Nationalconvention nach S. Louis einberufen, wo 300 Vertreter von Staaten und Territorien sich dafür aussprachen, daß die Regierung der Vereinigten Staaten das Werk in die Hand nehme; eine zweite von allen Staaten und Territorien beschickte Convention in New-Orleans beschloß in demselben Sinn. Noch in demselben Jahr wurde ein Garantiegesetz vorgelegt, das der Bundesregierung den überwiegenden Einfluß auf den Canalbau einräumte, aber im Senat wie im Congreß abgelehnt. Ohne Geld, hatte die Gesellschaft 1893 ihre Arbeiten eingestellt, nachdem sie etwa 4½ Millionen Dollars ausgegeben hatte. Noch ehe die Geldkrisis von 1893 das Vertrauen der Geschäftswelt erschütterte, hatten die großen Transportgesellschaften, die die Wettbewerbung eines interoceanischen Canals zu fürchten hatten, gegen die Canalgesellschaft gewirkt. Es waren das in erster Linie die Panamaeisenbahngesellschaft, die Pacific Mail S. S. Cy. und die transcontinentalen Eisenbahnen, deren Capital zu einem großen Theil in fremden Händen ist. Dazu kam gegen Ende 1892 der furchtbare Krach der französischen Panamagesellschaft. Die Unmöglichkeit, das Privatcapital zum Bau des Interoceanischen Canals zu gewinnen, war unter diesen Umständen so klar, daß im Congreß der Vereinigten Staaten neuerdings Verhandlungen über die Betheiligung der Regierung eröffnet wurden. 1895 ernannte Präsident Cleveland eine neue Commission aus drei Ingenieuren, die das Gelände und die bisherigen Arbeiten noch einmal prüfte, und aus deren Bericht läßt sich folgendes Bild über die Aufgabe dieses Canalbaues gewinnen. Der Canal wird von Meer zu Meer 174 englische Meilen lang sein. Von dem pacifischen Endpunkt Brito wird der Canal bei Lajas den Nicaraguasee erreichen, indem er im Thal des Rio Grande ansteigt und eine Höhe von 154 englische Fuß über dem Meer und 44 englische Fuß über dem See überschreitet. Aus dem Nicaraguasee sollte der schwierige Uebergang in dessen Ausfluß, den San Juan, nach den Plänen Menocals in der Weise gewonnen werden, daß der obere San Juan durch Aufdämmung in einen Arm des Sees umgewandelt werde. Die Regierungscommission von 1895 fand diesen Plan zwar großartig und scharfsinnig, hält aber weitere Studien über den in diesem Maß noch nicht dagewesenen Dammbau für nothwendig. Auch an anderen Theilen des von der Gesellschaft zu Grunde gelegten Bauplanes hatte diese Commission Ausstellungen zu machen, die endlich alle darauf hinausgehen, daß gründlichere hydrographische und geologische Untersuchungen die bisherigen topographischen Aufnahmen zu vervollständigen haben. Vor allem sind die Schwankungen der Wasserstände im See und in den Flüssen noch zu wenig bekannt, um die Annahme sicher erscheinen zu lassen, daß die Stauung des oberen San Juan eine glatte See- und Flußfahrt von 125 englischen Meilen gestattet. Der Abstieg auf der Atlantischen Seite wird vier Schleusen erfordern und der Canal wird die östliche Wasserscheide in einer tiefen Ausschachtung durchbrechen. Die von der Gesellschaft in Greytown erbauten Hafenanlagen sind nach den von der Küstenaufnahme der Vereinigten Staaten bereits angestellten Untersuchungen ebenfalls noch umzugestalten, und wahrscheinlich wird eine Verlegung des Hafeneingangs um 1½ englische Meilen nach Osten nöthig werden. Im übrigen erklärt die neue Commission die hygienischen Bedingungen auf der Nicaragualinie für günstig und glaubt, daß die rohen Arbeiten durch anzuwerbende Jamaikaneger zu leisten seien. Die Commission schlägt am Schluß ihres Berichtes vor, der Congreß der Vereinigten Staaten möge für Aufnahmen vorwiegend hydro- und geologischer Natur 350,000 Dollars bewilligen. Erst wenn noch genauere Daten vorliegen, wird man mit Sicherheit die Kosten bemessen können, die einstweilen auf 133 Millionen Dollars veranschlagt wurden.

In politischer Beziehung haben die letzten Jahre eine entschiedene Besserung dadurch gebracht, daß die Moskito-Indianer nach langen Kämpfen sich Nicaragua angeschlossen haben. Als Staat Zelaya bildet ihr Gebiet, das so lange ein Zankapfel zwischen den Vereinigten Staaten und England war, einen Bestandtheil von Nicaragua. In den vorhergehenden Streitigkeiten hatte England noch einmal (1894) eine Besetzung dieses Gebietes versucht, zog aber seine Truppen auf Veranlassung der Vereinigten Staaten bald wieder zurück. Soweit die Unberechenbarkeit mittelamerikanischer Dinge eine Voraussicht zuläßt, ist damit wenigstens eine der diplomatischen Schwierigkeiten aus dem Weg geräumt, welche die Vereinigten Staaten auf dem

Digitized by Google

Wege ihres interoceanischen Canals gefunden haben. Größer wird die Aufgabe sein, Englands vertragsmäßiges Recht auf die Theilnahme an der Beaufsichtigung und an dem Schutz des Canals soweit zurückzudrängen, wie die neue Auslegung der Monroe-Doctrin verlangt. Und ganz unberechenbar sind die Ent- und Verwicklungen, die entstehen müssen, wenn England in Panama an die Stelle Frankreichs tritt, d. h. wenn zunächst englisches Capital unternehmen würde, die noch übrigen zwei Drittel des Panama-Schleusencanals zu vollenden. In den Vereinigten Staaten, wo man sich daran erinnert, welchen Einfluß englisches Capital in der Panama-Eisenbahn gewonnen hat, hat man diese Möglichkeit nie aus den Augen verloren. Man weiß dort, daß England auch den kleinsten Vortheil politisch zu benützen versteht, den ihm die Allgegenwart des englischen Unternehmungsgeistes und des englischen Capitals verschafft. Der Schreiber dieses Buches meint zwar, die Politik der Vereinigten Staaten könne erfahrungsmäßig immer damit rechnen, daß wo Bürger der Vereinigten Staaten sich festsetzen und amerikanische Interessen schaffen, sie auch politisch an die Spitze kommen. Aber er wird selbst nicht so weit gehen, darin ein Gesetz der amerikanischen Geschichte sehen zu wollen, das etwa dem Verkünder der Monroedoctrin schon vor dem ahnenden Geiste geschwebt hätte. Vielmehr ist die hier erzählte Geschichte des Ringens Englands und der Vereinigten Staaten auf einem engen Raume des engen Isthmus von Mittelamerika um deßwillen so lehrreich, weil es zunächst die Ueberlegenheit der englischen Politik über allen Zweifel klar erkennen läßt, der gegenüber die rasch wechselnden Staatssecretäre in Washington ausnahmslos nur als Dilettanten sich gezeigt haben; einige davon sind in der unglaublichsten Weise übertölpelt worden.

Es ist zunächst eine Ueberlegenheit der festen Ueberlieferung, die zähes Festhalten an einmal festgelegten Richtungslinien bedeutet, dann der ausgebreiteten, durch zahlreiche geschickte Organe vermittelten Sachkenntniß, endlich der Unterstützung durch die von englischen Privatleuten überall in der Welt mit Intelligenz, Kühnheit, Thatkraft und — Geld geschaffenen Interessen. Die Fehler, die man auf englischer Seite wahrnehmen kann, sind allzu gieriges Ausgreifen und die mit der Ausnützung und Verschiebung der verschiedensten Privatinteressen verbundene Zweideutigkeit, die den dadurch gewonnenen Vortheil der Ersparung von Machtmitteln und der Unsichtbarkeit des Hauptbetheiligten am letzten Ende doch nicht immer aufwiegt. Das zeigt besonders die Politik Englands an der Moskitoküste, die nach manchen Demüthigungen mit einem vollständigen Mißerfolg geendigt hat. So ist es auch nicht fraglich, daß der Stützpunkt einer weitsichtigen Isthmuspolitik, Britisch-Honduras, und der klug angelegte Halbkreis der westindischen Besitzungen, mit dem wie eine Naturgewalt fortschreitenden Wachsthum des Raums und der Macht der Vereinigten Staaten an Werth verlieren mußten. Die Zeit ist nicht fern, wo Britisch-Honduras als negative Größe im Buche des Britischen Reiches stehen wird, denn sein Werth bestand immer nur darin, daß es der Ansatz zu einem größeren Isthmusbesitz war. Nun diese Ausbreitung unmöglich geworden, liegt es wie ein zweckloser Keil zwischen Mexico und Guatemala, beiden lästig, ja verhaßt. Wenn es also zweifellos ist, daß England durch die Vereinigten Staaten von Amerika gerade an der Stelle zurückgedrängt worden ist, auf die es seinen Einfluß in den mittelamerikanischen Angelegenheiten zu gründen dachte, und wenn es wahrscheinlich ist, daß England überhaupt nördlich von Panama den Vereinigten Staaten nicht Stand halten wird, so ist damit doch noch nicht die unbeschränkte Geltung der Vereinigten Staaten in Mittelamerika gesichert. Der Verfasser unterschätzt die Widerstände, die noch zwischen dem Gila und der Landenge von Nicaragua liegen. Wenn wir die Monroedoctrin rein politisch auffassen als die Verschließung des amerikanischen Continents gegen Eroberung und Colonisation durch europäische Mächte, so hat sie in Nicaragua gegen England einen Sieg erfochten. Geben wir aber dem Satze, daß die Vereinigten Staaten einen Beweis unfreundlicher Gesinnung erblicken müßten in jedem Einschreiten irgend einer europäischen Macht mit der Absicht, amerikanische Staaten zu unterdrücken oder in anderer Weise ihre Entwicklung zu beeinflussen (controlling their destiny), die Auslegung, die der Verfasser dieses Buches vertritt, dann werden die Vereinigten Staaten hinter England andere Feinde finden. Diese Auslegung bedeutet nämlich nicht die Fernhaltung europäischer Eingriffe in die freie und selbständige Entwicklung der amerikanischen Staaten, sondern die ausschließliche Abhängigkeit der amerikanischen Staaten von der Union. Diese Doctrin ist nicht für Amerika, sondern nur für die Vereinigten Staaten. Demgemäß haben für sie die übrigen Staaten Amerika's nie Wärme gezeigt, sondern Gleichgültigkeit, wenn nicht Abneigung. Das Beispiel Mexico's, das den Vereinigten Staaten Dank wußte für die Befreiung von dem Kaiserthum französischer Mache, beweist wenig, die Kälte, mit der die große Mehrzahl der spanisch-amerikanischen Staaten heute die panamerikanischen Bestrebungen behandeln, viel mehr.

Selten haben wir in einer ernsthaften politischen Schrift — wir rechnen dazu nicht die meisten Leitartikel nordamerikanischer Zeitungen — so durchsichtig die Politik der Vereinigten Staaten gegenüber dem übrigen Amerika gezeichnet gefunden, wie in dem Buche, das uns hier beschäftigt. Es ist durchaus von der festen Ueberzeugung getragen, daß ganz Amerika nur politischer Rohstoff für das Wachsthum der riesigen Vereinigten Staaten der Zukunft sei. Der Verfasser weist sehr schön nach, wie die Vereinigten Staaten von einer Ausbreitung zur anderen fortgeschritten sind, um ihren Besitz nach allen Richtungen hin zu einem zusammenhängenden zu machen und abzurunden, und wie nun hauptsächlich noch ein Mangel zu beheben bleibt: die Trennung der Küsten der atlantischen und pacifischen Staaten. Diese Schwäche kann nur durch die Durchbrechung des Isthmus beseitigt werden. Und nur wenn der Canal in den Händen der Vereinigten Staaten bleibt, kann sie als ganz beseitigt gelten. Ein Versuch, den Canal zu neutralisiren, muß also gegen das Interesse der Vereinigten Staaten gerichtet sein, das zugleich das Interesse Amerika's ist. Das Beispiel des der Form nach neutralisirten, in Wirklichkeit aber durch die englischen Festsetzungen im Mittelmeer, am Nil und im Rothen Meer und durch den Besitz von Canalactien von England beherrschten Suezcanals kann nicht gegen diese Beweisführung angezogen werden. Allerdings kann man sagen: Der Suezcanal ist durch die geographische Lage das europäische Thor zum Indischen und Stillen Ocean, ebenso wie ein mittelamerikanischer Canal das amerikanische Thor ist; jenen schützt Europa, diesen Amerika. Die „Logik der Geographie", wie Keasbey das nennt, ist aber bekanntlich nicht die Logik der Geschichte, die ganz im Gegensatz zu solchen geographischen Abgrenzungen die politischen und wirthschaftlichen Interessen der europäischen Staaten zu einem über die ganze Welt ausgebreiteten Gewebe gemacht hat. Solange diese Interessen ein viel größeres Gewicht haben in Amerika selbst und im Stillen Ocean als die der Vereinigten Staaten und mit dringenderer Nothwendigkeit noch wachsen müssen, wird das Bedürfniß der Vereinigten Staaten nach einer geschlossenen Küstenlinie im Widerspruch stehen mit dem Bedürfniß des Weltverkehrs nach offenen interoceanischen Verbindungen. Dieses Bedürfniß wird am

stärksten von England empfunden und ist bei England auch am meisten mit politischen Erwägungen versetzt, die denen der Vereinigten Staaten entgegenstehen. Darum ist aber doch nicht anzunehmen, daß die Vereinigten Staaten nur mit England ihren Kampf um einen von ihnen allein beherrschten interoceanischen Canal durchzufechten haben würden. Sondern thatsächlich steht hier ein verhältnißmäßig enges politisches Interesse eines Landes dem der ganzen übrigen Welt und nicht zuletzt auch der übrigen amerikanischen Staaten gegenüber. Ohne die Unterwerfung Mexico's ist die Annahme, daß der Nicaraguacanal ein Theil der Südgrenze der Vereinigten Staaten sein werde, ein hohles Wort. Schon gegen die ökonomische Auslegung der Monroedoctrin hat sich Mexico bisher ganz ablehnend verhalten, trotzdem ein großer Theil seiner Eisenbahnen in nordamerikanischen Händen ist. Die mittelamerikanischen Staaten denken und handeln nicht anders. Sollten aber die Vereinigten Staaten der Monroedoctrin die politische Auslegung geben, daß nur sie berechtigt seien, im Drang ihres geschichtlichen Berufes Mexico, Guatemala, Nicaragua u. s. w. aufzusaugen, so würden sie dem Widerstand dieser amerikanischen Schwesterstaaten in erster Linie begegnen. Keasbey wird nur seine Gesinnungsgenossen davon überzeugen, daß die Vereinigten Staaten sich ausbreiten müssen, weil „ihre demokratischen Institutionen eine dicht gedrängte Bevölkerung nicht ertragen". Dem kleinen San Salvador ist seine Unabhängigkeit ebenso lieb, wie dem nordamerikanischen Riesen und es wird sich eher von einer europäischen Macht „schützen", als den Institutionen der Vereinigten Staaten zum Opfer bringen lassen. Gerade diesen Gedanken halten wir für gar nicht glücklich. Er läßt den Kern von Gewaltsamkeit zu deutlich erkennen, der in den panamerikanischen Bestrebungen liegt, solange sie nicht von allen Staaten der neuen Welt getheilt werden, was nicht möglich ist. Und außerdem muß man sich doch sagen, wenn die Vereinigten Staaten Expansion brauchen, um politisch gesund zu bleiben, so bringt ihnen diese Expansion nicht nur neues Land, sondern auch neues Volk. In Mexico und Mittelamerika sind manche Gebiete schon dichter bevölkert als in vielen Staaten der Union. Wo bleibt da der Zweck dieser Expansion, die der Bevölkerung der Vereinigten Staaten mit neuem Volk auch neues Volksthum zubringt, das zu bewältigen keine Institutionen im Stande sind? Das Mischvolk mit englischem Stempel, das heute die überwältigende Mehrheit in den Vereinigten Staaten hat, steht den Hispano-Amerikanern so fern wie möglich. Die Sprache und die Confession trennen sie nicht allein; das indianische und Negerblut, das überall in Mexiko und Mittelamerika in der Mehrheit ist, schafft hier im tropischen Klima einen ganz anderen Culturboden. Die Verschiebung der Grenze der Vereinigten Staaten bis zur Landenge von Nicaragua ist deßhalb durchaus nicht bloß eine territoriale Angelegenheit, sondern es liegt darin die Frage der Erhaltung der nordamerikanischen Cultur auf der wesentlich von Westeuropa bestimmten Höhe. Können die Vereinigten Staaten, ohne diese Höhe zu erniedrigen, zu ihren 8 Millionen Farbigen auch noch die 15 Millionen Hispano-Amerikaner aufnehmen, großentheils Mestizen, Indianer und Mulatten, die bis zur Landenge von Nicaragua sitzen? Die Frage muß nach allen Erfahrungen verneint werden. Diese Erwägungen dürften zugleich mit der politisch-geographischen Schwierigkeit, in einen Weltverkehrsweg eine politische Grenze zu legen, den Politikern der Vereinigten Staaten Anlaß geben, die beiden Seiten des Nicaraguacanals, die wirthschaftliche und die politische, besser auseinanderzuhalten, als die eifrigen Panamerikanisten zu thun pflegen. Wir machen dem Verfasser dieses Buches selbstverständlich keinen Vorwurf aus seiner politischen Ueberzeugung. Wir bedauern nur, daß seine stillschweigende Voraussetzung, Amerika sei für die Vereinigten Staaten da, ihn gehindert hat, die Stellung der übrigen amerikanischen Staaten zur Canalfrage und den Einfluß des interoceanischen Canals auf ihren Verkehr eingehender zu besprechen. So wie es ist, bietet sein Buch nur einen weiteren Beleg für die geringe Beachtung, die man im germanisch-keltischen Amerika dem romanisch-indianischen Amerika schenkt. Müßte nicht die panamerikanische Bewegung, um Erfolg zu haben, eigentlich zuerst eine geistige Gemeinschaft anstreben?

Zum Schluß möchten wir noch auf eine der lehrreichsten Episoden der Geschichte des interoceanischen Canals einen Blick werfen, auf die Theilnahme der Franzosen. Wenn England und die Vereinigten Staaten in ihrer mittelamerikanischen Politik den anglokeltischen aus- und zugreifenden und zäh festhaltenden Charakter zeigen, der durch ununterbrochenes und rücksichtsloses Handeln der Bürger die staatliche Action unterstützt oder ergänzt, zeigen uns Frankreichs Versuche ein ganz anderes Bild. Es fehlte nie an Franzosen, die mit Begeisterung an der Verwirklichung eines oder des anderen Planes eines interoceanischen Canals gearbeitet haben, ja die Zahl der Franzosen, die sich mit diesen Plänen beschäftigt haben, ist sogar auffallend groß. Man sieht hier die Anziehung, die große Entwürfe dieser Art immer auf den französischen Geist geübt haben; er ist darin den Engländern und Nordamerikanern oft vorangegangen. Erinnern wir uns an ihre großgedachten Colonialpläne in Indien und Canada-Louisiana. Auch die französische Regierung hat diesen Plänen ihre Aufmerksamkeit gewidmet, allerdings nur gelegentlich, nicht nachhaltig. Aber den Franzosen fehlten zwei Dinge. Ihre Plannacher und Unternehmer hatten nicht den Rückhalt kräftiger wirthschaftlicher Interessen Frankreichs in Mittelamerika. Darum entbehrte auch die französische Isthmuspolitik des robusten Charakters, den der englischen eine seit dem 17. Jahrhundert fortgesetzte Thätigkeit der englischen Holzschläger, Pflanzer, Schiffer und Flibustier, und der nordamerikanischen die Anlage der seit dem Besitz Californiens nothwendig gewordenen atlantisch-pacifischen Transitwege, besonders der Panama-Eisenbahn, verliehen. Damit hängt zum Theil zusammen der Mangel an Zuverlässigkeit, der den meisten französischen Entwürfen anhaftet. Nirgends haben die unwahrscheinlichsten Angaben so leicht Glauben gefunden, wie in den französischen Kreisen, wo die praktischen Erfahrungen so dünn gesäet waren. Die Lügenpläne Morels sind ein extremes Beispiel. Aber noch in den 50er und 60er Jahren sind über den Isthmus von Darien ganz unrichtige Höhenzahlen der französischen Société d'Études in Paris vorgelegt und zur Grundlage bestechender Pläne gemacht worden. Wenn man die ruhige unparteiische Erörterung der Pläne von Bourdiol, de Puydt u. Gen. liest in Moritz Wagners „Ueber die Naturverhältnisse der verschiedenen Linien für einen Durchstich des centralamerikanischen Isthmus" (München 1869) und dazu noch den verhängnißvollen Leichtsinn der Wyse-Reclus'schen Aufnahmen für die Lesseps'sche Gesellschaft betrachtet, kann man Keasbey's Urtheil über „den lustigen Enthusiasmus und den Mangel an wissenschaftlicher Gründlichkeit, die so bezeichnend sind für alle Aufnahmen der Franzosen auf dem Isthmus", nicht zu scharf finden. Dazu kommt ein unbegreifliches Vernachlässigen der fremden Arbeiten. Das zeigt sich schon in dem beständigen Rückschwanken zu den Darien- und Atratolinien, während in Amerika und England die einmal als gut erkannte Nicaragualinie festgehalten wurde. Es mußte endlich verhängnißvoll werden, wenn es sich um die Wahl einer Linie zur Ausführung handelte. Es liegt dem Zusammenbruch der ganzen französischen Thätigkeit auf dem Isthmus zugrunde, die 1879, als die gründlichen Aufnahmen der

Digitized by Google

Nordamerikaner über alle möglichen Linien längst abgeschlossen waren, Lücken der Kenntniß des Isthmus ausfüllen zu müssen meinte, bloß weil die Ergebnisse der Amerikaner noch nicht veröffentlicht waren, und die den internationalen Canalcongreß von 1879, statt zu einer Stelle klärenden Austausches der Erfahrungen der Fachmänner, zu einem Organ der Beschlußfassung über den von Lesseps gewollten, wissenschaftlich und technisch noch nicht hinreichend begründeten Panamaplan machte.

In dem Mißerfolg der Franzosen liegt ein Hauptgrund der günstigen Stellung, die die Vereinigten Staaten in Mittelamerika jetzt einnehmen. Man hört die selbstgefällige Behauptung, nachdem die Engländer diplomatisch und die Franzosen technisch geschlagen seien, sei das Feld für Amerika frei. Und Europa? Warten wir zuerst einmal ab, was die Franzosen oder ihre Nachfolger in Panama erreichen, wo sie unter einer neuen, angeblich bis 1903 reichenden Concession mit geringen Kräften weiter arbeiten. Es wird vielleicht nicht viel sein. Aber sehen wir dann zu, ob hinter England und Frankreich nicht eines Tages jenes Europa auftaucht, dessen Einigung nach den Gesetzen der „geographischen Logik" durch nichts so sehr befördert werden mußte, als durch den Versuch, die größtentheils von Europa geschaffenen und getragenen Interessen des Weltverkehrs zu Gunsten eines Theiles von Amerika zu verletzen.

Mittheilungen und Nachrichten.

Literaturbilder für de siècle. Herausgegeben von A. Breitner. München, Schweizer, 1897. 2 Bändchen. — Nach mehr als Jahresfrist hat sich Breitner zur Fortsetzung seiner Literaturbilder entschlossen und diesmal außer Ebers nur österreichische Dichter behandelt. Gottschall ist es, welcher eine Charakteristik Ebers' gibt und zeigt, wie sich der Romanschreiber erst aus dem Gelehrten herauskrystallisirte und wie zuerst der Aegyptologe im Vordergrund stand, ehe die Forschungen der Wissenschaft, die sich anfänglich breit aufgedrängt hatten, den ästhetischen Zwecken der Dichtung sich unterordneten. Es ist eine kleine, aber geistreiche Abhandlung, die uns hier vorgelegt wird; sie ist frei von jeder Lobhudelei, die bei der Feier von Ebers' 60. Geburtstag recht nahe lag, läßt aber dem Autor alle Gerechtigkeit widerfahren. Weniger einverstanden können wir uns mit der Beurtheilung Stifters durch Dr. Widmann erklären, weil wir von der Tiefe der Probleme nicht überzeugt sind, die Widmann dem Dichter bei dem Entwerfen seiner Romane zuschreibt. Stifter war ein wunderbarer Landschaftsmaler; aber für historische Gemälde, ja selbst für Genrebilder reichte seine Kraft nicht aus. Sein Kritiker sucht nun in allerdings geistreicher Weise dem Poeten diese Kraft zu eindichten und man könnte in den einzelnen Producten hinterdrein fast zu seiner Ansicht bekehrt werden; nützen das Bemühen ist denn doch immer derart, daß man an Ramsens Ausspruch erinnert wird: „Wo nichts heraus zu verhören ist, da verhört man hinein!" Und es ist schließlich nicht jedermanns Sache, sich überzeugen zu lassen. Widmann selbst muß von Stifter bekennen, daß er weder ein großer Dichter, noch ein hervorragender Denker war. Auch der Kreis, aus dem er seine Schöpfungen nahm, ist nicht groß, und noch kleinlicher sind seine Erlebnisse; er hatte nie die Leidenschaft kennen gelernt, er hat auch nie an sich selbst höchstes Glück, tiefstes Leid erfahren und hat daher für solche Gestalten, solche Ereignisse keine Farben. So sind seine Menschen höchstens voll von Sonderbarkeiten, Sonderlinge, seine Naturschilderungen aber nur die Spiegelbilder der geistigen Eigenschaften seiner Helden." Nach diesem richtigen, aber vernichtenden Urtheile können wir dem Gedanken keinen Glauben mehr schenken, daß Stifter groß war in Aufstellung von Problemen.

Eine wenn auch nicht umfangreiche, ja doch erschöpfende Charakteristik entwirft in dem vorliegenden Büchlein W. A. Hammer von dem österreichischen Dichter Ferdinand v. Saar. So hoch er auch den Poeten stellt, so ist er doch nicht blind gegen seine Mängel und bedauert es lebhaft, daß die jüngsten Schöpfungen hinter den früheren Werken bedeutend zurückblieben. Wenn Hammer übrigens die Ansicht ausspricht, daß die Novellenliteratur zur Zeit Grillparzers nichts als romantische Ritter-, Gespenster- und Spukgeschichtenliteratur gewesen sei, so ist dieses Urtheil nicht zutreffend und kaum für eine kurze Epoche in der Entwicklung maßgebend. Sie war bereits abgethan, als Saar zur Welt kam. Die in den beliebten Taschenbüchern auftretenden österreichischen Novellendichter haben denn doch bereits andere Stoffe zur Darstellung gebracht, wenn auch zugestanden werden muß, daß vielfach spanische und französische Quellen benutzt werden. Weniger Einfluß übten die damals den deutschen Markt beherrschenden Werke Sealsfields auf Oesterreichs Production aus. Obgleich die Romane des großen Unbekannten innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle streng verboten waren, wurden sie doch begierig gelesen, ohne aber zur Nachahmung zu reizen. Ueber diesen einst so gefeierten Schriftsteller hat Dr. Rabenlechner einen Excurs mitgetheilt, der sich nicht mit der Würdigung des Dichters befaßt — ein ohnehin bereits abgedroschenes Thema — sondern der sich mehr mit biographischen Einzelheiten beschäftigt und unter Benützung der gesammten Sealsfield-Literatur eigentlich nur die ursprünglich von Scherr angeführte, ganz unwahrscheinliche Behauptung den Lesern wieder ins Gedächtniß ruft: der aus dem Kloster entflohene mährische Mönch Postel habe in Amerika den Schriftsteller Sealsfield ermordet und dessen Romane als seine eigenen Schöpfungen veröffentlicht. Von sämmtlichen Biographen Sealsfields wird dieses Züricher Gerüchts nicht erwähnt, nur O. Meister nimmt diesen Mythus Scherrs wieder auf und beruft sich dabei auf eine Unterredung mit dem Propst von Poltenberg, Pannosch, der ihm gegenüber dieselbe Behauptung aufstellte. Nun steht wie die Ehrenhaftigkeit des jetzt bereits verstorbenen ehrwürdigen Greises, so wie seine Wahrheitsliebe außer Zweifel, da ich mehrfach Gelegenheit hatte, mit ihm zusammen zu sein — allein möglicherweise hatte er von dieser Sage, die ihm sehr wahrscheinlich scheinen mochte, bereits Kenntniß erhalten und konnte sich bei seinem hohen Alter nicht mehr erinnern, woher ihm die Kunde kam. Jedenfalls kann sie nicht als Argument für die Thatsache angeführt werden. Uebrigens hat Dr. Rabenlechner gut gethan, auch auf dieses alberne Gerücht hinzuweisen, weil am Ende nichts verschwiegen werden soll, was mit dieser räthselhaften Persönlichkeit im Zusammenhange steht. Man sieht, auch das zweite Bändchen der Breitner'schen Literaturbilder bietet des Mannichfaltigen und Interessanten genug, um lesenswerth genannt zu werden.

Karl Werner.

G. Alte Wandgemälde in der Stiftskirche zu Landau i. Pf. Mit Recht ist in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (vom 12. August d. J. Nr. 179) nur die in der protestantischen Stiftskirche zu Landau i. Pf. aufgedeckten hochinteressanten Wandgemälde aus sehr frühen Kunstepochen als auf einen für die Kunstgeschichte wichtigen Fund in eingehender Weise aufmerksam gemacht worden. Besondere Beachtung verdient jene Serie von Wandgemälden, welche in dem ehemaligen Capitelsaal des früher mit der Kirche verbundenen Klosters bloßgelegt wurden. Der aus dem Ende des 13. Jahrhunderts herrührende Saal ist an sich schon von hohem architektonischen Interesse; eine noch größere Bedeutung hat derselbe durch die Auffindung der schönen, gut erhaltenen Wandgemälde erlangt, welche dem 14. Jahrhundert entstammen dürften, und welche als die ältesten Wandmalereien der Rheinpfalz für die Kunstgeschichte der Rheinlande von hohem Werth sind. Die Restauration dieses Raumes und seine würdige Erhaltung würde die Stadt Landau und die Pfalz um ein werthvolles Kunstdenkmal bereichern. — Den kaum aufgefundenen Wandgemälden droht bereits eine große Gefahr, indem der ehemalige Capitelsaal als Heizkammer für die neu einzurichtende Heizung der Kirche verwendet werden soll, eine Maßnahme, welche in Bälde den völligen Ruin der Gemälde zur Folge haben müßte. Die Rheinpfalz ist bekanntlich arm an Kunstdenkmälern aus früheren Jahrhunderten; eine große Zahl fiel den Kriegen und der Verwüstung Ludwigs XIV. zum Opfer. Um so mehr hat die Pfalz die Pflicht, über die noch vorhandenen Denkmäler sorgfältig zu wachen, und auch von den Staatsbehörden ist zu erwarten, daß sie auf die Erhaltung dieser Schätze ernstlich Bedacht nehmen. Die Erhaltung wird sich hier um so leichter bewerkstelligen lassen, als ein kleiner Anbau an der Ostseite der Kirche vorhanden ist, welcher sich wohl als Heizkammer einrichten ließe. Wenn der Anbau z. B. auch im Privatbesitz ist, so wird doch die Wiedererwerbung für die Kirche voraussichtlich ohne besondere Schwierigkeiten und Kosten zu erreichen sein.

* Den Paethenan in Athen hatten eine Zuschrift an die „Times" und ein Leitartikel des großen englischen Blattes jüngst als hoffnungslos gefährdet dargestellt. Prof. Dr. Dörpfeld läßt

sich darauf in einem Schreiben an die „Times" über diesen Gegenstand vernehmen und erklärt, gestützt auf die Gutachten dreier angesehenen europäischen Architekten, des Engländers C. F. Penrose, des Deutschen F. Durm und des Franzosen Magne, den Zustand als lange nicht so bedenklich und die Erhaltung des berühmten Baudenkmals sogar auf Hunderte, vielleicht auf Tausende von Jahren möglich, falls nur die begonnenen Wiederherstellungsarbeiten schnell und gründlich fortgeführt würden. Die Arbeiten sind leider unterbrochen, weil die Lotterie, wodurch die Mittel aufgebracht werden, in diesem Jahre, des Krieges wegen, fast nichts ergeben hat. Prof. Dörpfeld schließt sich dem von englischer Seite gemachten Vorschlag an, den Fries des Phidias abzunehmen, sorgfältig zu erhalten und durch eine Nachbildung zu ersetzen. Der griechischen archäologischen Gesellschaft und dem Generaldirectur der griechischen Alterthümer, Kawwadias, stellt Dörpfeld für ihre Thätigkeit das höchste Lob aus.

* Ueber die Ende vorigen Jahres zu Madeba im Ostjordanlande gefundene, aber jetzt erst näher bekannt gewordene **alte Mosaikkarte von Palästina** (vergl. Nr. 222 d. Beil.) geben jetzt der „Köln. Ztg." folgende weitere Mittheilungen zu. Das erhaltene Bruchstück (18 qm) reicht von der Gegend von Sichem in Samarin bis zum Nildelta und weist stellenweise noch große Lücken auf. Was über Sichem hinaus liegt, ist allem Anschein nach durch Feuer zerstört worden, wohl bei der Einäscherung der alten Basilika, deren Fußboden das Mosaik bildete. Ursprünglich hat die Karte, nach den Raumverhältnissen der Basilika zu schließen, im Norden kaum weiter als bis zu Phönicien und dem Hauran gereicht. Die Angaben einiger alter Mönche, daß sie vor vielen Jahren hinter der Schwelle der Kirche noch die Städte Ephesus und Smyrna gelesen, und eines madebanischen Bürgers, der sogar Konstantinopel darauf gesehen haben will, sind wenig glaubwürdig, zumal Ephesus und Smyrna an ganz anderer Stelle als am Eingang der Kirche gelegen haben mußten. Wie alle alten Karten, so ist auch die madebanische von Osten nach Westen orientirt, nicht wie jetzt Brauch ist, von Norden nach Süden. Das untere Ende bildet die Küstenlinie des Mittelmeeres, das obere die syrisch-arabische Wüste. An Farbenpracht sucht dieses Mosaik seinesgleichen unter allen antiken Mosaiken; es sind bis jetzt schon weit über 20 verschiedene Farben darauf festgestellt worden. Die Zeit, aus der die Karte stammt, läßt sich mit ziemlicher Sicherheit bestimmen. Sie liegt nicht vor der Regierung Konstantins des Großen, denn Jerusalem ist nicht mehr Aelia capitolina genannt, sondern wieder Jerusalem, und ferner ist die von diesem Kaiser erbaute Kirche des hl. Grabes angegeben. Sie ist aber später als Eusebius, denn in ihren Bezeichnungen hängt sie aufs stärkste von dessen Onomastica sacra ab; es sind sogar offenkundige Fehler daraus übernommen. Die andere Zeitbestimmung ist durch die Regierung Justinians gegeben, von dessen zahlreichen in Palästina errichteten kirchlichen Bauwerken kein einziges verzeichnet ist, woraus bei der geradezu bewunderungswerthen Sorgfalt, mit der die Karte gearbeitet ist, mit Nothwendigkeit der Schluß gezogen werden muß, daß sie, als die Karte angefertigt wurde, eben noch nicht vorhanden waren. Da sich bereits vereinzelt Klöster vorfinden (das des hl. Jonas, Victor, Johannes d. T., Elija), klösterliches Leben in Palästina aber etwa 450 n. Chr. begonnen hat und von den zu Anfang des 6. Jahrhunderts erbauten großen Jordanklöstern noch keines angegeben ist, so kann mit hoher Wahrscheinlichkeit der Ausgang des 5. Jahrhunderts als die Zeit der Entstehung der Karte angenommen werden. Sie ist also etwas jünger als die berühmte tabula Peutingeriana. Leider fehlt zur Zeit noch eine zuverlässige Ausgabe und Bearbeitung, denn weder die von ihrem Entdecker, Kleophas M. Kattulides, gemachte griechische, noch die beiden französischen Bearbeitungen können als solche bezeichnet werden. Zwei Deutsche, Regierungsbaumeister Groth und Architekt Palmer, sind augenblicklich damit beschäftigt, eine genaue Zeichnung der Karte anzufertigen — alle Versuche, brauchbare photographische Aufnahmen herzustellen, sind bis jetzt gescheitert —, und es wird diese Zeichnung die Grundlage der vom Deutschen Palästina-Verein veranstalteten Ausgabe bilden, die hoffentlich nicht mehr allzu lange auf sich warten läßt.

* **Berlin.** Der außerordentliche Professor der Physiologie an der hiesigen Universität und zugleich etatsmäßiger Professor an der Thierärztlichen Hochschule Dr. Hermann **Munk** ist, wie die „Nat.-Ztg." erfährt, zum **ordentlichen Honorarprofessor** in der hiesigen medicinischen Facultät ernannt worden. Diese seltene Auszeichnung wird gewiß in den Kreisen, die den Verhandlungen über die Besetzung der du Bois-Reymond'schen Professur gefolgt sind, mit Befriedigung aufgenommen werden. — Dem Docenten an der Technischen Hochschule Charlottenburg Dr. Alfred Gotthold **Meyer** ist das Prädicat „Professor" beigelegt worden. — Der Archivassistent Dr. phil. Otto **Redlich** in Düsseldorf ist bei dem Staatsarchiv daselbst als Archivar angestellt worden.

* **Wien,** 6. Oct. Die Inscription **weiblicher Hörerinnen** an der hiesigen Universität hat bis heute das Resultat ergeben, daß an der philosophischen Facultät im ganzen **dreizehn** Damen, und zwar **elf** als außerordentliche und **zwei** als ordentliche Hörerinnen, zum Universitätsstudium zugelassen worden sind, während die Gesuche von zehn Aufnahmswerberinnen an das Unterrichtsministerium geleitet werden. Bemerkenswerth ist die Thatsache, daß der größte Theil der in Rede stehenden Hörerinnen sich keineswegs den schöngeistigen Disciplinen, sondern den ernsten Fächern zugewendet hat. So haben sich vier Damen die Mathematik, vier die Philosophie, zwei die Physik, eine die Naturwissenschaften (Zoologie, Botanik und Mineralogie) und zwei die Geschichte und Germanistik zu ihren Hauptfächern auserkoren. — Die officielle Feier des 70. Geburtstags des Vorstandes der Universitätsklinik für Ohrenkranke, Professors Dr. Joseph **Gruber**, findet am 13. d. M., um 11 Uhr Vormittags, im Hörsaale der Klinik des Hofraths Professors Dr. v. Schrötter statt.

* **London.** Die wissenschaftliche Expedition, welche unter Professor **Dandy** nach den **Ellis-Inseln** abging, hat, wie den „Times" aus Melbourne berichtet wird, die Darwin'sche Theorie über die Bildung der Korallen-Inseln bestätigt. Die Bohrungen wurden 557 Fuß tief fortgeführt, ohne daß der Boden erreicht wurde.

* **Smyrna.** Dr. Theodor **Wiegand**, der als Mitarbeiter Humanns nach dessen Ableben die Ausgrabungen in Priene (vgl. Beilage Nr. 184 vom 18. August) vorläufig weitergeführt hatte, ist jetzt mit der commissarischen Verwaltung der durch den Tod Humanns erledigten Stelle „des zu Smyrna domicilirten Abtheilungsdirectors bei den kgl. Museen zu Berlin" betraut worden. Wiegand hat die Ausgrabungen in Priene soeben wieder aufgenommen. — Auch in Ephesos haben die Oesterreicher unter Benndorfs Leitung die Wintercampagne begonnen.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Tauchnitz Edition.
October 6, 1897.
An Altruist etc.
By (15202)
Ouida.
In 1 vol.

Castle Meadow.
By
Emma Marshall.
In 1 vol.

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart.

Der deutsche Satzbau.
Dargestellt von
Hermann Wunderlich.
Preis geheftet 4 Mark.
Zu beziehen durch die meisten Buchhandl.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.
Soeben erschien:
Ebroin.
Historischer Roman aus der Völkerwanderung
von Felix Dahn.
80. geh. M. 10.—, eleg. geb. M. 11.—
Diese Erzählung hätte man füglich einen „socialen Roman aus dem VII. Jahrhundert" nennen mögen. Denn es sind schwere wirtschaftliche, sociale Nothstände, die den Hintergrund der Handlungen und Ereignisse bilden; und zwar nicht erfundene, sondern den Quellen entnommene, die ein gewaltiger — im Guten wie im Schlimmen grosser — Staatsmann damals zu bekämpfen sich abmühte. Nach dem tragischen Untergange des Helden eröffnet sich d. trostreiche Ausblick über den versinkende merovingische Welt hinweg in eine hellere Zukunft, getragen von dem glanzvollen Heldengeschlecht der Ahnen Karls des Grossen. (15202)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Samstag, 9. October. Nummer 228.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.60, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Der deutsche Journalismus vor 1600. Von Hjalmar Schacht. — Neue Lyrik aus Griechenland. — Mittheilungen und Nachrichten.

Der deutsche Journalismus vor 1600.

Der Anfang der deutschen periodischen Presse fällt nicht zusammen mit den Anfängen des deutschen Journalismus. Die gemeinhin vertretene Anschauung, daß Geschichte der Presse auch nothwendig Geschichte des Journalismus sein müsse, ist durchaus irrig. Es gibt zum Beispiel zahlreiche Anzeige- oder Intelligenzblätter, die wohl bei der Darstellung der Presse Berücksichtigung finden müssen, obschon in ihnen von Journalismus keine Spur zu finden ist, und auf der andern Seite gibt es journalistische Erscheinungen, die von der Presse vollkommen losgelöst sind, die mit der Zeitung nicht das geringste zu thun haben.

Dieser Gegensatz legt den Wunsch nach einer Erklärung der beiden Begriffe Zeitung und Journalismus nahe. Und merkwürdig, während der erste Begriff einem jeden geläufig und verständlich ist, fällt seine Definition außerordentlich schwer. Die Wenigen, welche sich mit dem Gebiete des Zeitungswesens beschäftigt haben, gaben entweder eine einseitige Erklärung des Wortes vom philologischen, literarischen oder volkswirthschaftlichen Standpunkt aus, oder sie sahen die Unmöglichkeit einer ausreichenden Definition ein und verzichteten deßhalb darauf. Und das mit Recht. Denn in der heutigen Zeitung vereinigen sich ja unendlich viele Elemente aus den verschiedensten Gebieten, daß eine Zusammenfassung derselben in eine kurze Erklärung unmöglich ist. Das Wort Zeitung ist eben heute nur noch ein combinirter, ein Sammelbegriff.

Andrerseits fällt die Erklärung des Wortes Journalismus nicht schwer. Als Wilhelm Scherer seine Geschichte der deutschen Literatur herausgegeben hatte, wurde ihm von den Literaturzünftlern ein schwerer Vorwurf daraus gemacht, daß er einen Abschnitt seines Buches „Wandernde Journalisten" überschrieben hatte und diesen Ausdruck für die Vertreter einer gewissen Art der älteren deutschen Literatur, der sogenannten Spielmannsdichtung, durchweg angewandt hatte. Der geistvolle Literarhistoriker schrieb damals zu seiner Vertheidigung: „Ich werde diesen Ausdruck gern fallen lassen, wenn man mir einen anderen nennt, der die Träger der älteren Tagespoesie, der späteren Tagesliteratur, ebenso bestimmt in ihrer entscheidenden Function charakterisirt. Im 16. Jahrhundert ist es doch mit Händen zu greifen, daß ein Gedicht, welches eine neue Nachricht verbreitet, eine Flugschrift, welche das öffentliche Urtheil zu leiten sucht, und die Anfänge unsres Zeitungswesens genau derselben Sphäre geistigen Wirkens angehören; und diese Sphäre, deren Geschichte in Deutschland für uns mit wandernden Sängern beginnt, braucht einen einheitlichen Namen." Es ist auch bei Scherer mehr eine Art glücklicher Intuition, als verstandesmäßiges Erforschen des Stoffes, wenigstens in der angedeuteten journalistischen Richtung, was ihn in den angeführten Worten das Wesen des Journalismus klar aussprechen läßt. „Neue Nachrichten verbreiten" und „das öffentliche Urtheil zu leiten suchen", das sind die beiden Punkte, welche den Kern des Journalismus ausmachen. Im Anschluß an eine neue Nachricht politisches Raisonnement, um einmal dieses Wort zu gebrauchen, mit welchem man noch lange nach der Reformation die politischen Zeitungen im Gegensatz zu den literarischen und Intelligenzblättern bezeichnete. Die sogenannten „raisonnirenden" Wochenschriften waren es, welche den Fürsten so unbequem waren und die Censur heraufbeschwaren.

Haben wir so den Journalismus richtig gefaßt, so ergibt sich sofort daraus, daß derselbe nicht an die periodische Zeitung, ja überhaupt nicht einmal an den Druck gebunden ist. Das bloße Wort allein genügt ihm. Freilich ist nicht jeder Spießbürger, der im Kreise seiner Gevattern über die hohe Politik disputirt, ein Journalist, ebensowenig wie wir von einem Menschen, der sich seinen Rock selber zusammennäht, sagen, er sei ein Schneider. Der Begriff des Gewerbs- und Gewohnheitsmäßigen erst muß hinzutreten, die unerläßliche Grundbedingung für jeden Stand.

Die Geschichte des Journalistenstandes reicht danach noch in das Gebiet der Sage zurück. Freilich wissen wir davon nichts genaues, aber wir können dennoch getrost jene Sänger und Skalden an den altgermanischen Fürstenhöfen als Journalisten auffassen, so ungewohnt auch dieses moderne Wort in Verbindung mit ihnen klingen mag. Was thaten sie denn anders, als daß sie berichteten von Siegen und Niederlagen der Helden und je nach den Umständen Lob oder Schmach, Bewunderung oder Spott auf dieselben häuften? Und in den Kämpfen der Helden spiegelte sich für jene Zeiten die hohe Politik wieder. Die Gemüther zu entflammen, die Herzen der Mannen für ihre Heerführer, für ihre gute Sache zu begeistern, das war vornehmlich der Beruf jenes Journalismus.

Der geschichtliche Journalismus beginnt mit dem neunten Jahrhundert und findet seinen Ausdruck in der in unsrer Litteraturgeschichte unter dem Namen Spielmannsdichtung bekannten Litteraturgattung, deren Blüthezeit bis gegen Ende des 11. Jahrhunderts dauerte. Spielleute waren jene fahrenden, unstäten Gesellen, die leichten Fußes und leichten Sinnes mit der Harfe oder Fiedel von Ort zu Ort zogen, durch den Vortrag ihrer Lieder in den Schenken und auf den freien Plätzen die Zuhörer erheiterten und sich dafür mit dem nöthigsten Lebensunterhalt versorgen ließen. Ueber diese Spielmannsdichtung ist genug geschrieben worden, viel falsches und wenig der Wahrscheinlichkeit entsprechendes. Man hat die Spielleute nie anders geschildert, als das „fahrende Volk", als leichtsinnige, lockere Gesellen. Hat doch in diesem Sinne die „Vagantenpoesie" noch oft im Laufe der Zeit ihre schwärmerischen Verehrer gefunden, und noch heute singt unsre studentische Jugend mit romantischer Begeisterung die mittelalterlich aufgeputzten Lieder vom fahrenden Schüler und wüsten Gesellen. Aber nicht

nur das Prädikat „leichtsinnig“ hat man den Spielleuten gegeben. Man verfuhr in unsrer Litteraturgeschichte summarischer und sperrte sie mit allem zusammen, was im Mittelalter sich auf den Landstraßen des Reiches an hungerndem und gaunerndem Gesindel umhertrieb. Man zählt sie insgemein zu jener Gattung von unsteten Menschen, die den Gesammtnamen „fahrendes Volk“ tragen, die unehrlich sind und von jedem seßhaften Bürger mit vollem Recht verachtet werden dürfen und verachtet werden. Ein solches Verfahren ist sowohl ungerecht als auch falsch, und es ist eine Ehrenpflicht der heutigen Journalistik, ihren Vorläufern die Ehre wiederzugeben. Zwar ist das Material dafür mangelhaft. Es sind uns politische Lieder aus jener Zeit fast gar nicht erhalten, aber aus zahlreichen zeitgenössischen Urtheilen, namentlich in geistlichen Schriften, vermögen wir doch genug zu entnehmen, um darzuthun, daß die wandernden Journalisten — wir wollen fortan diesen Ausdruck beibehalten — etwas anderes sind, als das, was man gewöhnlich unter fahrenden Spielleuten versteht, daß sie nicht zu der Classe der Ausgestoßenen gehören. Liegt nicht eine gewiße unfreiwillige Komik darin, wenn wir von den wandernden Journalisten in Weinhold's Leben deutscher Frauen im Mittelalter lesen: „Sie waren freie Männer“, und ferner „Sie waren der öffentliche Mund ihrer Zeit“; wenige Zeilen später aber werden diese selben freien Männer zu den „ungebildeten und sittenlosen“ Elementen gezählt, wie sie die Masse des fahrenden Volkes repräsentirt. Schon die allgemeine Beachtung, welche die wandernden Journalisten in den Schriften jener Zeit finden, bürgt dafür, daß sie nicht mit Bänkelsängern und Landstreichern in eine Classe gehören.

Wie könnten auch die Männer „ungebildet und sittenlos“ gewesen sein, die im Dienste der politischen Ideen ihrer Fürsten reisten, denselben Freunde und Anhänger warben im ganzen Lande und ihre Feinde mit Spottgedichten und beißenden Epigrammen verfolgten. Die wenigsten von ihnen standen freilich in festem Solde, zumeist schlugen sie sich durch, wie es eben ging; ein ehrendes Zeugniß mehr dafür, daß sie nicht dem Gewinn, sondern ihrer Ueberzeugung lebten. Ja, sie waren freie Männer, sie waren auch der öffentliche Mund ihrer Zeit. Sie besaßen, was jeder Journalist besitzen muß, die Fühlung mit dem Volke. Die Stimmung der weitesten Volksschichten fand in den Liedern des wandernden Journalismus ihren unmittelbaren Ausdruck. Und so läßt sich dann auch wiederum die Wechselwirkung erklären, welche eben diese Lieder auf das Volk ausübten, eine Wirkung, wie sie heute kein noch so kerniger Leitartikel mehr auszuüben vermag. Die ungeheure Macht jener Tagespoesie läßt sich am besten erkennen aus dem namenlosen Hasse, den die Geistlichkeit in ihren Büchern gegen die wandernden Journalisten schleuderte, deren Lieder, wie es einmal heißt, „an allen Ecken und Gassen gesungen werden“. Man sieht, der Journalismus von damals und die Großmacht Presse von heute haben vieles mit einander gemein. Auf Schritt und Tritt stoßen uns verwandte Züge auf, die uns erkennen lassen, daß die Entwicklung unsres modernen Journalismus in gerader Linie auf jenen wandernden Journalismus zurückgeht. Ja, ich möchte sogar behaupten, daß z. B. der Brauch der Anonymität des Zeitungschreibers, der erst jetzt allmählich einige Einschränkungen erfährt, eine ganz natürliche Consequenz jenes mündlichen Journalismus ist, bei welchem eben in Folge jener Mündlichkeit der Name des Autors bald verweht war, so daß dann die Lieder überhaupt ohne den Namen des Verfassers in die Welt gesandt wurden. Daß die Beibehaltung dieser Gewohnheit später im Zeitalter der Presse durch die Censur gefördert wurde, will ich dabei gern zugeben.

Unmittelbare Zeugnisse von dem Einfluß der wandernden Journalisten sind nur spärlich auf uns gekommen. Mit dichterischer Phantasie hat uns Ludwig Uhland ein schönes Bild aus jener Zeit wieder hervorgezaubert in seinem Bertran de Born, „der mit einem Lied entflammte Perigord und Bentadorn“. Geschichtlich überliefert ist, daß Karl der Große, als er seinen Schwager Udalrich hinrichten lassen wollte, durch den einfachen Spruch eines „Spielmanns“ so bewegt wurde, daß er dem Udalrich Leben und Gut zurückgab. Und von Walther von der Vogelweide, den wir doch wohl mit Recht als einen der letzten, aber zugleich edelsten Charaktere jener Epoche des Journalismus ansehen können, sagten seine Gegner, daß er mit einem einzigen Liede dem Papste mehr als tausend Anhänger abspenstig mache. Und wahrlich, wenn wir uns jene Verse, wie die drei Gedichte zum Wahlstreit: ich saz uf einem steine u. s. w., vor einem versammelten Hörerkreis vorgetragen denken, so läßt sich die Wirkung derselben leicht ermessen.

Es ist oft in unsrer Zeit von dem wachsenden Einfluß, der steigenden Macht des Journalismus, der Presse die Rede. Ich halte dies für eine Phrase. Die Macht des Journalismus ist thatsächlich im Sinken. Freilich, die äußere Ausbreitung, die allgemein wirthschaftliche Bedeutung der Presse nimmt zu, aber jener edelste Kern des Journalismus, wie er in den wandernden Journalisten zu Tage tritt, wird nothwendig unter der heutigen Massenproduction leiden müssen. Wie manches kräftige Wort, das gehört zu werden verdiente, verhallt in dem Schwall unsrer Tagesblätter. Und das war bei den wandernden Journalisten anders. Freilich gab es auch hier Auswüchse, Leute, die ihr Talent im Dienst einer schlechten Sache mißbrauchten oder es in Alltäglichkeiten und Plattheiten verkommen ließen. Aber es waren doch nur Auswüchse, nur Ausnahmen. Erst der allgemeine Niedergang, welchen das 14. Jahrhundert herbeiführte, die gänzliche Saft- und Kraftlosigkeit jener Epoche, welche von unsrer Cultur so viel verloren hat, ließ jene Ausnahmen überhand nehmen und die Journalisten zu Bänkelsängern herabsinken, zu Vagabunden, die die Straße verschlingt.

Aber noch einmal vor Beginn der periodischen Presse hat der deutsche Journalismus prachtvolle Blüthen und kräftige Früchte getragen. Wie alles, was an geistigem und wirthschaftlichem Leben im Ausgange des Mittelalters vertrocknet und eingeschlafen war, mußte auch er durch das erste Aufleuchten der neuen Zeit zu frischem, erquickendem Dasein erwachen. Die Frühlingsstürme der Reformation sind es, die den deutschen Journalismus mit frischem Geisteshauch durchwehen. Aber die Zeiten waren andere geworden. Während zu Beginn des Mittelalters sich fast alle Welt auf den Beinen befand, und die Nationen, aufgescheucht durch die Stürme der Völkerwanderung, durcheinander wogten, war jetzt Ruhe und Seßhaftigkeit eingetreten. Noch bis ins 11. und 12. Jahrhundert hinein spielte sich das Leben in Deutschland zum großen Theile auf den Heerstraßen des Reiches ab. Die Zersplitterung erst und die wachsende Unsicherheit im Innern des Reichs concentrirt das öffentliche Leben auf die festen Städte, wo es hinter dumpfen Mauern aus Mangel an Licht und Luft allmählich erstirbt. Der menschliche Geist verlor sich ins kleine und kleinliche, aber auch hier zu seinem Besten, denn aus engen Stadtmauern ging jene Erfindung hervor, die den weitreichendsten Einfluß gewann, als nun das Wetterleuchten der Reformation die mittelalterlichen Wolken theilte.

Der Journalismus der Reformationszeit konnte nicht seine Jünger mit Lied und Leyer in die Lande hinaussenden. So bemächtigte er sich der Buchdruckerkunst. Und er war der erste, der es that, denn die ältesten Drucke, welche wir besitzen, sind nicht dicke Folianten, sondern

Digitized by Google

Flugblätter, oft nur einseitig bedruckt, Nachrichten über Ereignisse des Tages, richtige journalistische Erzeugnisse. Ueber diese Einblätter ist bereits viel geschrieben worden, es ist das einzige Capitel in der Geschichte des deutschen Zeitungswesens, über welches wir genau unterrichtet sind. Es genügt hier, auf die fleißige Arbeit hinzuweisen, welche Weller geliefert hat (E. Weller, Die ersten deutschen Zeitungen. Bibliothek des liter. Vereins in Stuttgart CXL), sowie auf die späteren Nachlesen hierzu in der Germania und im Centralblatt für Bibliothekswesen von Heyer und anderen. Aber dieser Journalismus, der hier zu Tage tritt, ist ein rein berichtender, er ist trocken und nüchtern und von Anfang bis zu Ende langweilig. Anders wird er, wo er raisonnirend, urtheilend, führend und oft genug auch verführend auftritt, wie es geschieht in den eigentlichen Flugschriften, wo, wie schon angedeutet, das raisonnirende Element über das referirende die Oberhand gewinnt. Die Anknüpfung an das Tagesereigniß findet sich hier nur gelegentlich, zumeist ist sie Nebensache; der eigentliche Zweck ist, den Leser von etwas zu überzeugen, ihn für eine Sache zu begeistern, Freunde und Anhänger für diese Sache zu werben. So treten die zahlreichen Flugschriften der Reformation auf den Plan, vom kurzen Gedicht oder Aufruf beginnend, an Inhalt und äußerem Umfang wachsend, bis sie schließlich mit der Broschüre aus der Augenblicksliteratur in die dauernde Buchliteratur überleiten. Die Flugschriften jener Zeit haben für die Gegenwart nur noch cultur- und literarhistorischen Werth, aber welche Macht sie damals in der Lebendigkeit des Augenblicks besessen haben, das läßt sich noch heute leicht aus ihrer oft leidenschaftlich fortreißenden, oft mit bitterstem Hohn geißelnden Sprache, sowie aus ihrer Zahl ersehen. Diese Zahl läßt sich kaum annähernd richtig schätzen. Erschien doch allein im Jahre 1870 bei T. O. Weigel in Leipzig ein „Verzeichniß einer Sammlung von nahezu 3000 Flugschriften Luthers und seiner Zeitgenossen". Wie viele Blätter aber mögen in den Stürmen der Reformationstage untergegangen sein.

Die reichhaltigste Sammlung derartiger Flugschriften besitzt, soweit mir bekannt ist, die königliche Bibliothek in Dresden, aus deren reichem Schatze das Nachstehende zum Theil geschöpft ist.

Weitaus den größten Antheil nehmen natürlich die vielen Flugschriften in Vers und Prosa gegen die Kirche und ihre ungetreuen Verwalter ein. Ihr Stil ist stets volksthümlich und agitatorisch. Die Sprache ist durchweg die deutsche. Hierdurch unterscheiden sich vor allem die Erzeugnisse des Journalismus von den gelehrten lateinischen disputationes der Doctoren und Professoren wie auch von den zahlreichen humanistischen Schriften. Ja oft wird dieser Gegensatz ausdrücklich betont, wie sich zum Beispiel der Autor einer Flugschrift rühmt, daß er alles gelehrte lateinische Beiwerk, alle Belegstellen und Citate fortgelassen habe, „do mit der gemein man im lesen durch das latin nit zerstreuet werd". Und noch ein weiteres kennzeichnet jene Flugschriften als echt journalistische Erzeugnisse: sie sind sämmtlich anonym erschienen. Der Verfasser strebt nie nach dem Autorruhm, es kommt ihm stets nur auf die Sache an. Und daß sich schließlich auch in der Form die Flugschriften geradenwegs an die Zeitungen anlehnen, dafür möge ein Beispiel dienen, wie das folgende, welches das Wort Zeitung sogar in seiner Ueberschrift enthält: „Neue Zeitung auf das Jahr MDXXI. Eine schriftliche Werbung gethan von dem Fürsten der Helle seinen lieben Getreuen aller und jedes Standes seines Reichs." Schon aus dem Titel ist ersichtlich, daß wir es hier nicht mit einer eigentlichen Zeitung, sondern mit einer Flugschrift zu thun haben.

Die Gesinnung der Verfasser tritt in jenen Flugschriften stets mit der muthigsten Offenheit zutage. Sie fassen ihre Gegner wenig zart an, und ihre Ausdrücke sind zumeist kraß und drastisch. So betitelt sich eines: „Der curtisan und pfründenfreßer", dessen gegen die Pfaffen gerichteter Inhalt bereits aus dem Titel ziemlich klar ersichtlich ist. Oft wird die einfach erzählende Form verschmäht, und dafür tritt der lebendigere Dialog ein wie in dem: „Dialogus so Franziskus von Sickingen vor des himmels pforten mit sant Peter und dem Ritter sant Jörgen gehalten zuvor und ehe dann er ingelaßen ist worden." In allen diesen Schriften weht ein außerordentlich frischer Zug, die Wahl der Ausdrücke ist durchweg glücklich und der Spott gegen die Gegner nicht minder scharf als der Haß gegen sie ehrlich und tief.

Doch nicht nur der Krieg bildet den Inhalt des Reformationsjournalismus. Wo er zerstört, will er auch wieder aufrichten, wo er einreißt, will er wieder aufbauen. Hierin bemerkenswerth ist eine Schrift, die sich betitelt „Von dem pfründmartt der curtisanen und tempelknechten", sowohl dem Inhalte wie auch der Form nach, welche in Einwürfen und Gegenreden eine außerordentliche Lebendigkeit und Anschaulichkeit zeigt, ein vortreffliches Werk. Mit treffender Schärfe wird als auf das Hauptübel, an dem der Klerus leidet, darauf hingewiesen, daß ein einziger Geistlicher zumeist gleichzeitig an der einen Kirche Domherr, an der anderen Dechant, an der dritten noch etwas anderes ist, und so eine Zahl von fetten Pfründen zu gleicher Zeit bezieht, die ihn natürlich zum faulen und genußsüchtigen Leben verleiten müssen. Dem gegenüber schlägt der Verfasser vor, ohne auf den Bann zu achten, die Curtisanen zu vertreiben, Leben und Gut nur dann an Geistliche zu vergeben, wenn sie „wölln persönlich uf der Pfründ sitzen" und, im Fall sie noch andere Pfründen haben, dieselben ausliefern und nicht etwa verpachten.

Es waren mannhafte Worte, die der Journalismus jener Tage sprach, Worte, die nicht zum wenigsten dazu beigetragen haben, die gute Sache der Freiheit und der Wahrheit zum Sieg zu führen. Und fragen wir, wer diese Männer waren, die jene Worte sprachen? Wir wissen es nicht. Ein Name nur ragt auch hier aus dem Dunkel der anderen hervor, der unsres großen Reformators selber. Auch er hat in zahlreichen Flugschriften sich über seine Feinde tadelnd und verfolgend, an seine Freunde rathend und ermahnend ausgelassen, wohl erkennend, daß vorzüglich dieser Weg dazu geeignet war, in die Herzen des Volkes einzudringen.

Wir sehen das erfreuliche Bild, daß, wie die erste Blüthezeit des deutschen Journalismus mit einem hervorragenden Namen schließt, so auch während der ganzen Bewegung in der zweiten Blüthepoche ein Mann in der Mitte des geistigen Lebens steht, den wir als den größten unter unsern Vorfahren feiern. Walther von der Vogelweide und Doctor Martin Luther, sie beide kann die Journalistik mit Recht zu den Ihren zählen.

Hjalmar Schacht.

Neue Lyrik aus Griechenland.

K. D. Die Entwickung der griechischen Lyrik der Gegenwart — soweit sie volksthümlicher Natur ist — stellt sich dar als eine von Nordwesten nach Südosten gehende Wellenbewegung, eine Richtung, die der ganzen Culturlage des Landes entspricht. Ausgehend von den Jonischen Inseln, besonders Korfu und Zante, wo unter dem Einfluß italienischer Bildung geistiges Leben sich am frühesten regte, wo Solomos, Kalvos, Martoras u. a. dichteten, ging die junge Lyrik mit dem Kleftendichter Valaoritis hinüber auf das Festland nach

Epirus, drang dann etwa seit den sechziger Jahren nach Athen vor, wo sie besonders Paraschos heimisch machte, eroberte von hier aus in den achtziger Jahren Mittelgriechenland, wo Mesolongi zwei der bedeutendsten Lyriker, Palamás und Drossinis, hervorbrachte, und setzte dann jüngst ihren Fuß hinüber in die poesieumwobene Inselwelt der Cykladen. Hier, auf der einsamen Insel Siphnos, hat ihr Ar. Provelengios[1]) eine gastliche Stätte bereitet, der auch in Deutschland bekannt zu werden verdient. Hat er doch bei uns selbst deutsche Bildung in sich aufgenommen und seinen Landsleuten vermittelt, indem er vor 10 Jahren Goethe's „Faust" ins Griechische übertragen hat.

Die Titel der drei Haupttheile des vorliegenden stattlichen Bandes lassen bereits das Charakteristische in Provelengios' Lyrik erkennen. Es sind: „Herbstharmonien", „Seiten aus dem Leben", „Meer!". Besonders der erste und dritte Theil ist geeignet, des Dichters Wesen am klarsten herauszustellen. Das griechische Meer und der griechische Herbst nebst der ganzen Welt von Gedanken und Stimmungen, die sie in dem Gemüthe des Menschen wecken, spielen und brechen sich in dem vielfarbigen Prisma seiner Phantasie in immer neuen und reichen Nüancen.

In dem Cyklus „Meer!" haben wir eine Reihe kleinerer und größerer Stimmungsbilder aus dem Schifferleben seiner Heimathinsel, Schiffers Abschied und Heimkehr, die Schifferswittwe, die am Strande sitzt wie ein schwarzer Sturmvogel und weinend über das finstere Meer blickt, das ihren Mann verschlungen hat, die „Insulanerin", die ihr Geliebter im Herbst verlassen muß und die nun vor der Mutter Gottes für ihn betet, den alten Schiffer, der nicht mehr hinaus kann in sein Element, sich in Erinnerungen verzehrt und am Strande in seinem alten Boot begraben sein will, und ähnliche Scenen aus Leid und Freud einer mit der See verwachsenen Bevölkerung.

Oder der Dichter schildert sich selbst, wie er bei „Meeresstille" an einem heißbrütenden Sommertage mit seinem Segelboote festliegt und auf ein befreiendes Lüftchen wartet:

„Vergebens! Die Sonne auf Mittag schon steht,
Und kein Lüftchen im flimmernden Sunde weht.
Wohin in der Runde ich richte den Blick,
Da prall'n von der Platte die Strahlen zurück!

Im krystallenen Schlaf liegt die Woge erstarrt,
In Todesruhe rings alles verharrt.
Ach, guter St. Nikolas, hör doch mein Flehn,
Muß vor Durst in der Fülle der Fluth sonst vergehn!"

Wenn dann nach des Sommers Schwüle und Dürre die erste frische Brise weht, das sogenannte „Meldemi", die Etesien der Alten, dann begrüßt er sie freudig:

„Kamst nun, daß es sprieße
Frisch auf dürrer Flur,
Auf daß Leben fließe,
Wo jetzt Oede nur,
Die das All beschweret,
Die das All verzehret.

Fliehr, Lüftchen, fliehe,
Uebers Inselmeer,
Deinen Flügel ziehe
Duech den Thau daher,
Mische Seegeasdüfte
In die Bergesklüfte!"

Für den Südländer hat daher der Herbst eine ganz andere Bedeutung als für uns: er erscheint ihm nicht als die Zeit des Absterbens und Vergehens, sondern als die Zeit neuen Lebens und Blühens: wie uns der Frühling nach der Winterkälte, so belebt ihn der Herbst nach der langen Sommergluth; nach dem ersten Regen bedeckt sich dann die Erde wieder mit einem bunten Teppich, und der Mensch athmet freier. Eine freundliche Verklärung liegt über der Erde, die sich auch dem Menschen mittheilt und ihn anregt zu neuem Sinnen und Dichten.

In diese Stimmung muß man sich zu versetzen suchen, wenn man den Titel des ersten Theiles unsrer Sammlung „Herbstharmonien" verstehen will. Es spricht daraus jene innige Hingebung an die wunderbare Natur, zugleich mit einem Anfluge von mystischer Sehnsucht nach dem Unendlichen, wie sie bei uns Geibel in den „Herbstlich sonnigen Tagen" so seelenbefreiend verkörpert hat. So ist es auch bei dem Griechen nicht die objective Freude an der Natur, die dem Dichter gegenübersteht wie dem Maler sein Bild, sondern ein Mitaufgehen des Menschen in die Natur, als deren Theil er sich fühlt und die ihm selbst wieder zum Symbol wird, entweder seiner selbst oder eines Höheren, Transscendenten. „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß," so könnte als Motto über diesem Theile stehen.

Nicht immer freilich ist der subjective Antheil gleich stark. Ganz schwach nur schwingt des Dichters eigene Seelenstimmung mit, wo er ein Naturbild in menschlicher Weise beseelt. Das geschieht aber nur in zwei Gedichten. Das eine, „Der Fels im Ocean" (S. 74), schildert, wie der Felsen Leben in sich spürt, das aber weder Wolke, noch Woge ihm offenbaren können und das schließlich in einem Samenkorn, das sich in seinen Spalten festgesetzt hat, zur Blume erblüht, die ihm nun Auge und Mund, ja seine innerste Seele selbst bedeutet. Und wie dann der Herbststurm sie entwurzelt, da ist ihm, als würde ihm das Herz aus dem Leibe gerissen, und:

„Er stöhnte und entschlief dann sanft. —
Und aus dem Ocean allein
Ragt klagend nur der kahle Stein."

Das zweite Gedicht „Abendmesse" (S. 49) können wir wegen seiner Kürze ganz hersetzen. Es lautet in der Uebersetzung etwa:

„Wenn Abends spät auf hohem Bergessaum
In Purpurpracht die Sonne stolz verglühet,
Vom Feuerkranz der Wolken rings umsprühet,
Und in ein Lichtmeer sinkt der Weltenraum,

Wenn Abends, von des Himmels Arm gedeckt,
Und wie gemalt auf einen klaren Spiegel,
Die Bäume stehn umdüftet auf dem Hügel,
In regungslosem Schweigen hingestreckt,

Dann ist's, als ob dort schwarzer Mönche Chor,
Festmuezelnd seit unzähl'gen Jahreswenden
Aus heil'ger, lichterfüllter Seele senden
Ihr abendlich Gebet zu Gott empor."

Deutlicher tritt der Dichter selbst hervor, wo ein zunächst rein objectiv geschilderter Naturvorgang in eine subjective Seelenstimmung ausklingt, die er hervorruft. Bald ist es die Frage nach dem Verhältniß des Menschen zur umgebenden Natur, bald die nach dem ewigen Grunde aller Dinge, die die Außenwelt in ihm wachruft und im Bilde vor ihm zusammenballt. Beides kann er schwer auseinanderhalten: das Endliche und das Unendliche, das Vergängliche und das Ewige fließen ihm beständig zusammen. Das ist ja eine Eigenthümlichkeit, die allen Söhnen der Küsten und Inseln in Nord und Süd gemein ist, der bei den Lyrikern unsres „meerumschlungenen" Schleswig-Holstein, bei Hebbel, Storm und Jensen, ebenso anzutreffen ist, wie bei den Lyrikern des nicht minder meerumschlungenen Griechenlands mit der Welt seiner Inseln und den inselartig vorgeschobenen Gliedern seiner Küste. Der Anblick dieses beständigen Ineinandergreifens von Land und Meer lehrt auch den Menschen früh, das Begrenzte mit dem Unbegrenzten zu vergleichen, wie auch die wechselnde Natur des Meeres wechselnde Stimmungen in ihm hervorruft. Dazu kommt dann noch die sanfte Schwermuth, die den Menschen angesichts des ewigen Meeres ergreift, indem sie ihn an seine eigene Ver-

[1]) Ποιήματα παιδικά καὶ ἄλλα. Τόμος Α'. Ἀθῆναι, 1896. 415 S.

Digitized by Google

gänglichkeit gemahnt, und von der auch der sonst so lebensfrohe Grieche nicht frei ist.

Alle diese Einflüsse sind in den „Herbstharmonien“ deutlich zu erkennen; aus ihnen erklären sich auch manche Widersprüche darin.

Ein anderes Mal ist es die Farbenpracht eines athenischen Sonnenunterganges, die den Dichter gefangen nimmt und bei dessen Anblick er zugleich seine Seele in lichtem Frieden in das All möchte ausströmen lassen:

„Wenn Sonnengluth des Abends will vergehn,
In einem Stahlenbade schwimmt Athen,
In rai'gem Schein erfunkeln seine Trümmer,
Und wie ein Traum sich webt ein Märchenschimmer,

Wenn ob des Westens weitem Seabesthor,
Das ja viel Licht allmählich in sich schlingt,
Zerrissen eine Wolke lugt hervor,
Und wie zersetzter Königspurpur winkt,

Wenn ferne Schluchten dann im duftig feuchten,
Geheimnißvollen Glanz gebadet leuchten,
Wenn rings die Gräser wie Smaragd so rein,
Wie Goldgeschmeide funkelt Fels und Stein,

Wenn leis aus unsichtbarer Feenhand
Auf des Hymettos Höhen Veilchen einen,
Und die Akropolis im Lichtgewand
Erglänzt wie eines Zauberschlosses Zinnen,

Und still verklärt die Schöpfung ruht dienieden,
Getaucht in lichten, abendlichen Frieden,
Als würde leise sie auf Aetherwagen
Von rai'gem Himmelsarm emporgezogen,

Dann möcht' mit Jubrunst ich mich knien nieder,
Hin auf den Boden, warmen Lebens voll!
Verglimmen leis im Klange letzter Lieder,
Wie Farb' und Licht, das aus dem Aether quoll!“

Das Gedicht geht noch weiter, obwohl es hiermit sehr wohl enden könnte; denn die folgenden Betrachtungen verschwimmen in ein graues, philosophisches Luftphantom, wie überhaupt unser Dichter bei seiner philosophischen Anlage zuweilen die Grenzen zwischen Poesie und Philosophie gar zu sehr verwischt, oft nicht zum Vortheile seiner Poesie. So benutzt er die Schilderung eines Heiligenfestes, um darin seine, offenbar durch Goethe hervorgerufene, pantheistische Weltanschauung zu verkünden.

Auch fühlt er sich nicht immer in so reinem Einklang mit dem Weltganzen wie in dem Gedichte auf den Sonnenuntergang. Viel häufiger — und darin kommt seine Inselnatur zum Vorschein — kommt ihm der Gegensatz zwischen Natur und Mensch zum Bewußtsein, der bald als ein ungewisses, quälendes Ahnen eines unbekannten Lebens, bald als ein ewiges Festhaltenwollen am Irdischen sich kundgibt. Zwei Seelen scheinen auch in seiner Brust zu wohnen. Dieses Schweben und Schwanken zwischen zwei Welten ist besonders augenfällig in dem Gedicht „Die Wolken“ (S. 95). Nach einer übrigens höchst farben- und bilderreichen Schilderung der ziehenden Wolkengestalten, die allein ein abgeschlossenes Gedicht geben könnte, kommt dann in fünf Strophen eine rein metaphysische Speculation, etwa des Inhalts, daß die Seele sich emporgezogen fühlt, mitzuwandern durch das blaue Lichtmeer, hinter dem ihr eine süße Heimath winke. Aber diese Ahnung wird plötzlich durch eine neue Skepsis zerstört: die Träume des Menschen sind ja wie die Wolken des Himmels nur Erzeugnisse der Erde, jene kommen aus dem Kopfe des Menschen, diese aus dem Meere. Also ist es doch nichts mit dem Ewigkeitsgedanken! — Eine solche Betrachtung ist schon rein ästhetisch unzulässig, da sie die volle Wirkung des ersten, sinnlichen Eindrucks gänzlich aufhebt, dem Gedichte den Boden entzieht. Aber auch das Gemüth fühlt sich nicht dabei befriedigt. Immerhin ist dieses Gedicht höchst bezeichnend für die Grundanschauung des Dichters: er kommt als echter Grieche doch immer wieder auf diese Welt zurück und preist ihre Freuden und Schönheiten, aber immer in jener gekennzeichneten bangen Stimmung, in der „man beweint, was man noch nicht verlor,“ nicht im frohen, selbstvergessenen Genusse des Augenblicks. Die Wehmuth weicht nicht von ihm, sei es, daß er beim Anblicke der „Blüthe des Wintersturmes,“ die aus der Berührung von Sonne und Schnee erwächst, die Freude seiner Kinderzeit daraus emporsteigen sieht, sei es, daß er mit einem gewissen Neide die reiche, still in sich ruhende Pflanzenwelt des Strandes ob ihrer unbewußten Harmonie bewundert, die kein Lob von Menschen begehrt, sei es, daß er in der „jungen Nonne“, die aus ihrer Zelle in den Frühlingsmorgen hinausblickt, bis sie die Glocke zur Frühmesse ruft, das sehnsüchtige Naturverlangen des Menschen mit der gewaltsamen Naturentfremdung in starken Contrast stellt. Ueberall fühlt sich der Mensch hingezogen zur Natur und zugleich wieder von ihr zurückgestoßen, da er ihr auf die Dauer ja doch nicht angehören kann. In der „Freude an der Natur“ (S. 19) kommt dieser Zwiespalt zwischen Mensch und Natur scharf, fast allzu scharf zum Ausdruck. Auch hier wird die einheitliche Wirkung durch grübelnde Gedankengänge unterwühlt, der anfänglich süße Duft erhält einen bitteren Beigeschmack. Diese Bitterkeit scheint ein Erbübel der neugriechischen Lyriker zu sein; sie machen es mit der Poesie ähnlich wie die griechischen Weinbauern mit dem Wein: sie versetzen ihn mit Harz. Als ob ihnen doch noch die feine Zunge fehlt für die wahre „Blume“ der Poesie wie des Weines!

Aber das wird so bleiben, so lange der Grieche nur das Leben als süß, den Tod als bitter empfindet. Diese sich stets durchdringende Doppelstimmung ist versöhnender verkörpert in dem „letzten Liebespaar“ (S. 87). Der Dichter sitzt am Strande, sieht vor sich die Wogen, die sich immerfort verschlingen und wieder neu erzeugen, und denkt nach über die Vergänglichkeit des Menschen. Da erblickt er ein Liebespaar, und nun verschmelzen ihm beide Eindrücke zu einer Vision:

„Ich seh' den Weltenraum erfüllet,
Versiegt der ew'gen Wage Macht,
Der Erde Antlitz schlafumhüllet,
Rings Schweigen, war mir Todesnacht.

Zertrümmert stürzen Berg und Hügel
Dumpftrachend in den Weltenraum,
Kein Vogel mehr regt seine Flügel,
Und aschfahl stehen Gras und Baum.

Und sieh', in der Vernichtung Bangen
Im Arm ein junges Paar sich hält;
— Ein Kuß in seligem Verlangen,
Dann fliehn als letzte sie die Welt.“

Liebe und Freude der Welt auskosten bis zum letzten Athemzuge! Das ist die Losung des Griechen, die sich auch unser Dichter zu eigen macht. Dabei aber ist sein Blick doch dem Göttlichen und Ewigen nicht blind verschlossen: „Liebe und Religion,“ so predigt er, sollen beisammen bleiben, „Weltliches und Göttliches sollen sich in einer unendlichen Wollust vereinigen“. Und die größeren Gedichte „An Golgatha“ (S. 40) und „Der Prophet Elias“ (S. 36) zeugen in ihrer schlichten Herzenssprache von einem echten und starken religiösen Gefühl.

Dient in allen diesen Gedichten ein Naturbild als Hintergrund für die Gedanken und Stimmungen des Dichters, so werden in einer anderen Gruppe dieses Theils bereits vorhandene Seelenstimmungen in ein Naturbild symbolisch eingekleidet, die Natur wird zu einem Gleichniß des Menschen-

Digitized by Google

lebens selbst. „Die versunkene Stadt“ (S. 55), die bei Meeresstille aus dem Grunde heraufschimmert, aber in Sturm und Wogenbraus in ihrem Grabe verborgen bleibt, vergleicht der Dichter mit seiner in der Brust begrabenen Liebe, die nur in stiller Seelenruhe vor ihm auftaucht. Der Greis, der an einer zerstörten Quelle ausruht, sieht in ihr das Ebenbild seines Alters: zerbrochen wie die Einfassung der Quelle ist sein Leib, aber wie noch immer ihr Wasser lebendig quillt, fühlt auch er noch „im Herzen die Musik der Jugend rinnen“. Zwei andere Bilder veranschaulichen das dichterische Schaffen: Wie „die Pappel am Marktplatz“ (S. 59) mit ihren Wurzeln aus dem Schlamm und Koth der Erde Nahrung zieht und den Platz mit ihrem Wipfel kühlend überschattet,

„So auch des Dichters Lied, das aus der Erde stammt,
In sanften Tropfen rinnt zur Erde wieder,
Erlöst und zieht, von Liebe hell entflammt,
Empor im ew'gen Kampfe seine Brüder.“

Und wie dem Waldstrom, der sich zuweilen in der Tiefe unter Gestein und Gestrüpp verliert, geht es auch dem Liede des Dichters in „Augenblicken dichterischer Unfruchtbarkeit“ (S. 60); es summt und wogt ihm in der Brust, aber er kann es nicht emporziehen ans Licht.

Nur selten löst sich des Dichters Reflexion ganz von einem sinnlichen Eindruck los und erscheint als reine, gestaltenlose Gedankenlyrik. Nur zwei Stücke dieser Art enthält unser Theil: in der „Philosophie des Schmerzes“ (S. 53) bildet den Grundgedanken die Betrachtung, daß

„Im Schmerz erst wird Unsterblichkeit uns kund:
Flieht wie ein Augenblick ein Jahr, das uns erheitert,
Ein Schmerzensstich alsdann aus wahrem Seelengrund
Im Sinne sich zur Ewigkeit erweitert.“

Das andere, „Der erste Mensch“ (S. 79) schildert die heitere Sorglosigkeit des Urvaters der Menschheit, der aber zugleich, sich selbst unbewußt, das ganze Weltall in sich trug, alle die Kräfte, die dann seine Nachkommen entdecken sollten und die dabei doch nur unglücklicher wurden:

„Ja, uns ward wohl der Ruhmeskrone Strahl,
Doch bittere Erkenntniß auch beschieden,
Und ewig schlaf- und ruhelose Qual,
Doch dir die Ruhe und des Glückes Frieden.“

„Mensch und Natur“ bildet, wie man sieht, das vielfach gewendete, in immer neuen Gestalten wiederkehrende Thema der „Herbstharmonien“.

An Umfang, nicht aber an Inhalt, wird dieser gehaltreichste Theil des Bandes nur übertroffen von „den Seiten aus dem Leben“. Nach Inhalt und Behandlung sehr ungleichartige Sachen sind darin vereinigt. Es fehlt der gemeinsame Grundton. Einiges würde besser in den vorigen Theil passen, wie der „Gruß an den Herbst“, „Licht und Finsterniß“, „Der Traum des Alten“, „Das Herz als Seher“ u. a. Auch das einzige einen historischen Stoff behandelnde Gedicht ist hier untergebracht, „Der Siegesbote von Marathon“ (S. 233). Es bildet eine Perle der Sammlung. Der Eindruck der berühmten Statue ist hier mit der Stimmung der attischen Landschaft in eine so lebendige Berührung gesetzt, daß man es zu sehen glaubt, wie der Läufer in seiner klirrenden Rüstung — hier weicht der Dichter doch von dem Bildner ab — durch die gluthgetränkte Ebene hinfliegt „gleich einem Mittagsdämon, der wie ein Strahl am flammenden Himmel schwimmt“, denn:

„In Licht gebadet ruht das Land,
Es flammt und funkelt, strahlt und flimmert
Rings in dem schwülen Mittagsbrand;
Wie eine Feuerkugel schimmert
Und wirbelt vor ihm Berg und Strand.“

Er glaubt sich umtönt von Päanen und Hymnen, in jedem Gipfel sieht er eine Heldengestalt, Athen taucht vor ihm auf, er sieht das Volk auf der Mauer stehen wie eine Schaar von Seelen, er kommt ans Ziel und —

„Sein Leib zur Erde niedersinkt,
Die nun befreit, mit Stolz und Ehren
Um ihn die Arme segnend schlingt,
Indeß sein Geist zu Götterspähren
Im Siegesruf empor sich schwingt.“

Erwähnung verdienen aus diesem Theile noch „Das Almosen“ (S. 157), „Grausamkeit und Barmherzigkeit“ (S. 197) und „Das Gebet“ (S. 155), die, namentlich das letzte, das tiefe Gemüth und die Menschenliebe des Dichters offenbaren.

Nur auf Weniges konnten wir in dieser flüchtigen Uebersicht hinweisen. Doch wird es genügen, um auch dem der Sprache nicht Kundigen das Herz des Dichters zu erschließen. Eine glückliche Mischung von Sinnlichkeit und Geistigkeit, von Phantasie und Gefühl ist das Wesen seiner Lyrik. Die Bilder, die er malt, sind mit reiner Seele gefühlt. Es ruht darauf etwas von dem weichen, feucht verklärenden Farbenduft, wie ihn die Seeluft über die Inseln des griechischen Archipels breitet, dem der Dichter und die meisten seiner Gedichte entstammen.

Mittheilungen und Nachrichten.

-y- **Internationaler Congreß für Arbeitsgesetzgebung in Brüssel.** In dem Bericht über die Nachmittagssitzung vom 29. Sept. ist nachzutragen, daß die radicalen, auf vollständige Beseitigung der Hausindustrie abzielenden Ausführungen von **Wittelshöfer** und **Sombart** deutscherseits nicht unwidersprochen blieben. v. **Mayr** (Straßburg) nahm am Schluß der Debatte Anlaß, zu erklären, daß er mit dem Endziel des Schutzes auch der Arbeiter der Hausindustrie durchaus einverstanden sei, aber die Ansicht nicht theile, daß sich dies durch allgemeine durchgreifende Gesetzesbestimmungen erreichen lasse; es sei vielmehr nöthig, von Fall zu Fall mit besonderer Regelung vorzugehen. Weiter bemerkte er, daß er auch die Grundauffassung Sombarts über die mit allen Mitteln herbeizuführende „Entwicklung zu höheren Gesellschaftsformen“ nicht theile. Er wolle keinen langen professoralen Disput herbeiführen, aber betonen, daß diese Auffassung eine zu unsschließlich ökonomische sei; neben den rein wirthschaftlichen gebe es noch andere sociale und insbesondere ethische Momente, welche in Betracht kämen und auch auf dem Gebiete der Gestaltung der wirthschaftlichen Formen eine mehr conservative Auffassung zu begründen geeignet seien. Der wirthschaftliche Gesichtspunkt bedeute viel, sehe viel im wirthschaftlichen Leben, aber doch nicht Alles.

üh. **Sterblichkeits- und Gesundheits-Verhältnisse während des Monats August 1897.** Gemäß den Veröffentlichungen des Kaiserl. Gesundheitsamtes sind im Monat August von je 1000 Einwohnern und aufs Jahr berechnet, als gestorben gemeldet: in Augsburg 27.1, München 29.4, Nürnberg 26.8, Würzburg 30.6, Berlin 24.2, Altona 25.9, Breslau 31.4, Frankfurt a. M. 19.9, Hannover 28.2, Kassel 18.8, Köln 32.1, Königsberg 36.6, Magdeburg 29.4, Stettin 30.9, Wiesbaden 20.8, Dresden 26.5, Leipzig 31.3, Stuttgart 18.8, Karlsruhe 18.1, Braunschweig 29.1, Hamburg 26.2, Straßburg 25.3, Metz 19.2, Amsterdam 16.0, Brüssel 20.6, Budapest 21.8, Christiania 20.2, Edinburg 17.1, Glasgow 21.7, Kopenhagen 19.9, Kratau 32.7, London 24.1, Lyon 17.5, Mostau 40.2, Odessa 26.1, Paris 17.2, Petersburg 24.1, Prag 21.1, Rom (Juli) 17.7, Stockholm 17.7, Triest 24.4, Turin (Juli) 19.5, Venedig 19.4, Warschau 27.7, Wien 19.3, New-York 19.9. (Für die nichtdeutschen Städte ist der Zeitraum von 4 Wochen, vom 1. bis 28. August [einschließlich] zusammengefaßt und den Berechnungen zu Grunde gelegt worden.)

Waren schon im Juli die Sterblichkeitsverhältnisse in der überwiegenden Mehrzahl der deutschen sowohl wie der nichtdeutschen größeren Orte keine günstigen, zum Theil sogar recht ungünstige, so wurden dieselben im August, besonders in den deutschen Orten,

noch ungünstiger, während aus vielen Städten des Auslandes eine Abnahme der Sterblichkeit ersichtlich wurde. Die Zahl der deutschen Orte mit sehr geringer Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer unter 15.0 pro Mille) sank von 23 im Juli auf 9, und es erfreuten sich nur Aschaffenburg, Flensburg, Glogau, Siegen, Wald, Wilhelmshaven, Schwerin i. M., Weimar, Köthen einer solchen. Dagegen stieg die Zahl der deutschen Orte mit hoher Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer über 35.0 pro Mille) von 27 im Vormonat auf 42, und zwar stieg die Sterblichkeitsziffer in 24 Orten (darunter Fürth, Ingolstadt, Aachen, Bonn, Chemnitz) zwischen 35.0 und 40.0, in 12 (darunter Königshütte, Kövenick, Werdau) auf 40—50.0, in 6 (in Beeck, Herne, Weißensee (Vorort Berlins), Langenbielau, Zaborze, Löbtau) über 50.0 pro Mille. Das Sterblichkeitsmaximum, das im Vormonat 54.7 pro Mille betrug, erreichte im August Herne mit 57.9 pro Mille. — Die Zahl der deutschen Orte mit günstiger Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer 15.0 bis 20.0 pro Mille) sank von 56 im Juli auf 46 im August; wir nennen aus der Zahl derselben hier nur Bayreuth, Kaiserslautern, Neustadt a. d. H., Barmen, Schöneberg, Steglitz, Bromberg, Frankfurt a. M., Hanau, Kassel, Kreuznach, Minden, Ratibor, Schleswig, Stralsund, Annaberg, Bautzen, Stuttgart, Ulm, Karlsruhe, Darmstadt, Offenbach, Rostock, Wismar, Eisenach, Bremen, Hagenau, Metz, Mülhausen i. E., und von nichtdeutschen Städten: Amsterdam, Antwerpen, Edinburg, Kopenhagen, Lyon, Paris, Rom (Juli), Stockholm, Venedig, Wien, New-York. — Die Zahl der deutschen Orte mit mäßig hoher Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer 20.0 bis 23.0 pro Mille) blieb nahezu die gleiche wie im Vormonat, 38 (gegen 37); es seien aus der Zahl derselben hier nur Bamberg, Hof, Kempten, Passau, Speyer, Bielefeld, Celle, Erfurt, Essen, Göttingen, Potsdam, Thorn, Wiesbaden, Zittau, Gmund, Konstanz, Mainz, Worms, Coburg, Gotha, Lübeck, Oldenburg und Kolmar und von nichtdeutschen Städten Brüssel, Budapest, Christiania, Glasgow und Prag erwähnt. — Die Theilnahme des Säuglingsalters an der Gesammtsterblichkeit war fast allgemein eine gesteigerte. Von je 10,000 Lebenden starben, aufs Jahr berechnet, in Stuttgart 103, in Berlin 139, in Dresden 151, in Hamburg 152, in München 157 Säuglinge. Diese bereitende Steigerung war fast allgemein durch die große Zahl tödtlich verlaufender neuer Darmkrankheiten hervorgerufen, die in sehr vielen Orten noch viel mehr Todesfälle als im Juli veranlaßten. Größer als im Juli war die Zahl der Opfer in Augsburg, Fürth, Ingolstadt, Kaiserslautern, München (388), Nürnberg (144), Regensburg, Würzburg, Aachen (227), Altona, Barmen, Berlin (1440), Brandenburg, Breslau (332), Charlottenburg, Danzig (174), Dortmund, Duisburg, Elberfeld, Frankfurt a. O., Görlitz, Halberstadt (158), Hannover (197), Horburg, Herne (93), Hildesheim, Kiel, Königsberg (255), Krefeld, Linden, Münster, Dresden (308), Freiberg i. S., Glauchau, Leipzig (538), Löbtau, Plauen, Ehlingen, Heilbronn, Stuttgart (185), Heidelberg, Bernburg, Braunschweig, Bremen, Hamburg (496), Lübeck, Mülhausen i. E., Brüssel, Budapest (268), Christiania, Glasgow (283), Kopenhagen London (2900), Lyon, Paris (619), Stockholm, Turin (Juli), Venedig, Warschau (512), Wien (526) u. a. Dagegen hat ihre Zahl in Ludwigshafen, Lichtenberg, Weißensee, Düsseldorf, Gesart, Essen, Frankfurt a. M., Halle, Kassel, Köln, Magdeburg, Spandau, Stettin, Karlsruhe, Mannheim, Dortmund, Mainz, Gera, Straßburg i. E., Amsterdam, Moskau, Odessa, Petersburg, Triest, New-York etwas abgenommen oder blieb die gleich große, wie in der Vorwoche. — Acute Entzündungen der Athmungsorgane haben in den meisten Orten weniger Sterbefälle hervorgerufen, wie in Nürnberg, Berlin, Frankfurt a. M., Halle, Magdeburg, Dresden, Bremen, Budapest, Christiania, London, Odessa, Paris, Petersburg, Prag, Stockholm, Triest, Venedig, Warschau, Wien. In München, Breslau, Hannover, Köln, Leipzig, Krakau, Kopenhagen, New-York blieb die Zahl der Sterbefälle die gleiche wie im Juli, in Würzburg, Elberfeld, Stettin, Hamburg, Straßburg, Brüssel, Lyon, Moskau war sie etwas größer. Nach Erkrankungen und Sterbefälle an Influenza wurden seltener gemeldet; in Budapest, Paris, Prag waren Todesfälle an Influenza vereinzelt, aus Kopenhagen und Wien kamen je 2, aus Moskau 3, aus Petersburg 6, aus London 12 zur Berichterstattung. Sterbefälle an Lungenschwindsucht zeigten im Vergleich zum Vormonat keine wesentliche Veränderung.

Bezüglich der Verbreitung der Pest kamen aus Bombay aus der Zeit vom 3. bis 24. August 40 Todesfälle zur Anzeige. In den Häfen von Bombay und Karachee ist ein vollständiger Nachlaß der Seuche eingetreten. Dagegen ist aus dem Inneren der Präsidentschaft Bombay eine Zunahme zu verzeichnen. Besonders sind es die Districte Puna, Satara und Kaira, in denen die Epidemie stark auftrat. Sehr heftig wüthet die Epidemie in Gharpari (bei Puna) und im Cantonnement Kirkee. Seit Ausbruch der Pest bis zum 20. August sollen in der Präsidentschaft Bombay (einschließlich der Häfen von Bombay und Karachee) 31,227 Personen der Seuche zum Opfer gefallen sein. (Wahrscheinlich ist die wirkliche Zahl der Opfer weit größer, weil besonders in den ersten Wochen nach Ausbruch der Seuche die Berichterstattung sehr unsicher war.) In den Nachbarorten von Swatau (China) ist die Pest erloschen, auch in Swatau selbst ist kein Pestfall beobachtet worden. Auch in Makao und in der Nähe Kantons war Mitte Juli die Epidemie erloschen. Auf Formosa (Japan) hat die Pest Anfang Juli nur noch wenige Todesfälle veranlaßt. — Dagegen hat die Cholera in Bombay im August größere Ausdehnung gewannen; vom 3. bis 24. August erlagen derselben in Bombay 433, in Calcutta vom 18. Juli bis 14. August 31 Personen. Auf der Insel Baetou (Gouv. Celebes) war die Cholera Ende Juli erloschen. — Das Gelbfieber herrschte auf Cuba im August noch in ziemlicher Ausdehnung. Aus Havana wurden vom 22. Juli bis 26. August 149, aus Cardenas (Ende Juli bis 21. August) 10, aus Cienfuegos 54, aus Manzanillo (3. Juli bis 15. August) 11, aus Matanzas (22. Juli bis 18. August) 26, aus Santiago 86, aus Sagua la Grande (11. Juli bis 24. August) 11 Todesfälle berichtet. In Para, sowie in Panama kamen bis Mitte August einige Todesfälle zur Kenntniß. Im Quarantänehafen von Tortugas (Key, West-Fla.) wurden Mitte Juli, in Bocas del Toro und in Colon (beides Orte in Columbien) Mitte August einzelne Erkrankungen beobachtet. In Rio de Janeiro wurden im Juli nur wenige Todesfälle an Gelbfieber festgestellt.

Von den anderen Infectionskrankheiten kamen Todesfälle an Masern, Keuchhusten und Pocken seltener, an Scharlach, Diphtherie und Typhus häufiger als im Juli zur Mittheilung. Der seit Juli begonnene allgemeine Nachlaß der Masern hielt auch im August an, so daß aus den meisten Orten wenigere Erkrankungen und Todesfälle als im August gemeldet wurden. In Moskau, Paris, Petersburg, Wien, New-York waren Maserntodesfälle seltener, in München, Breslau, Mannheim, Worms, London und im Juli in Madrid etwas häufiger. Erkrankungen an Masern gelangten gleichfalls aus den meisten Berichtsorten und Regierungsbezirken seltener zur Anzeige; doch waren Masern immer noch in Budapest, Edinburg, Petersburg, sowie in den Reg.-Bez. Arnsberg, Hildesheim, Lüneburg, Posen und Wiesbaden nicht selten. — Das Scharlachfieber hat in Nürnberg, Altendorf, Gleiwitz, Graudenz, Königshütte, Posen, Gera, Antwerpen, Warschau, Wien mehr, in Berlin, London, Petersburg, Stockholm, New-York weniger, in Edinburg, Glasgow, Moskau, Odessa, Prag fast die gleiche Zahl von Todesfällen wie im Juli veranlaßt. Erkrankungen wurden nur aus Edinburg, London, Paris, Petersburg in größerer Zahl berichtet. Die Sterblichkeit an Diphtherie und Croup blieb im allgemeinen niedrig. Etwas größer als im Juli war die Zahl der Sterbefälle in Berlin, Breslau, Frankfurt a. O., Graudenz, Köln, Stettin, Chemnitz, London und Moskau, während in München, Hamburg, Paris, Petersburg, Prag, Wien, New-York die Zahl der Sterbefälle kleiner wurde, und in Dresden, Warschau nahezu die gleich große wie im Juli blieb. Erkrankungen haben in Berlin, London, Petersburg, Wien abgenommen. Dagegen kamen Sterbefälle an Unterleibstyphus in zahlreichen Orten in größerer Zahl als im Juli zur Anzeige; so war in Pirmasens, Berlin, Benthen O.-S., Pfarrheim, Christiania, London, Lyon, Moskau, Odessa, Paris, Prag, Wien, New-York ihre Zahl größer, in München, Breslau, Petersburg kleiner. In Berlin nahm zu Ende des Monats die Zahl der Erkrankungen ab, in Hamburg zu. In letzterer Stadt wurden vom 15. Aug. bis 4. Sept. 134 Erkrankungen an Unterleibstyphus gemeldet, von denen mindestens 61 auf den Genuß ungekochter Milch aus einer bestimmten Bezugsquelle zurückzuführen waren. An Flecktyphus kamen aus dem Reg.-Bez. Arnsberg eine vereinzelte, aus Petersburg 4 Erkrankungen, aus Spandau, Moskau, Petersburg, Warschau je 1, aus Oberhausen 2 Todesfälle zur Anzeige. — Erkrankungen an Genickstarre gelangten seltener als im Juli zur Berichterstattung; vereinzelte Erkrankungen wurden aus den Reg.-Bez. Aurich, Minden, Schleswig, je 2 aus den Reg.-Bez. Arnsberg und Düsseldorf, 5 aus Wien gemeldet; Sterbefälle aus Wien 1, aus Petersburg 4, aus New-York 10. — Todesfälle an Pocken kamen aus Lemberg und London je 1, aus Petersburg 7, aus Madrid (3 letzte Wochen des Juli) 13, aus Warschau 22, aus Berlin 2 an Varicellen zum Bericht. In Sansibar zeigte die

Digitized by Google

Epidemie Anfang August bedeutenden Nachlaß. Erkrankungen an Pocken gelangten aus München 2, aus Paris 13, aus Petersburg 47 zur Meldung. — Von seltener vorkommenden Infectionskrankheiten wurden uns Wien 1 Erkrankung an Milzbrand, aus Moskau 3, aus Mailand 2 Todesfälle an Tollwuth zur Anzeige gebracht.

* Ein neues bernsteinähnliches fossiles Harz ist in Canada in großen Lagern gefunden worden. Das Vorkommen eines Materials wie der Bernstein in Canada, als dessen einziges Ablagerungsgebiet man bis jetzt die ostbaltischen Bezirke angesehen hatte, besitzt ein hohes wissenschaftliches Interesse, aber für uns noch eine bedeutende praktische Wichtigkeit. Denn es ing die Gefahr nahe, daß eine Deutschland durchaus eigenthümliche Industrie, deren internationale Bedeutung durchaus nicht zu unterschätzen ist, durch anderweitige Bernsteingewinnung sehr geschädigt würde. Der hervorragende Bernsteinkenner Landesgeologe Dr. R. Klebs in Königsberg hat nun genaue Untersuchungen über Wesen und Werth des neu entdeckten „Bernsteins" angestellt, deren Ergebnisse er in einer Abhandlung „Cedrit, ein neues bernsteinähnliches fossiles Harz Canada's und sein Vergleich mit anderen fossilen Harzen" im Jahrbuch der königlich preußischen geologischen Landesanstalt für 1896 niedergelegt hat. Der Verfasser kommt darin auf Grund mikroskopischer und vergleichender Untersuchungen zu dem Resultat, daß das neugefundene canadische Harz kein Bernstein ist, da ihm die charakteristische Bernsteinsäure fehlt und es sich auch noch in verschiedener Weise vom Bernstein unterscheidet. Wir haben es vielmehr mit einem bisher noch nicht bekannten fossilen Harz zu thun, für das der Verfasser der Schrift den Namen „Cedarit", nach dem See, in welchem es in größeren Massen gefunden wird, vorschlägt.

* **Würzburg.** Die durch den Tod Julius v. Sachs' erledigte Professur für Botanik an der hiesigen Universität wird erst im Laufe des Wintersemesters besetzt werden. Der anfangs in Aussicht genommene Amsterdamer Botaniker De Vries, ein Schüler von Sachs, hat die Berufung abgelehnt. Die Facultät hat nun dem Minister eine neue Liste in Vorschlag gebracht.

* **Berlin.** Für historische Hülfswissenschaften, ein Fach, das auch der verstorbene Geh. Rath Wattenbach mit vertreten hat, ist der Marburger Extraordinarius Dr. M. Tangl als außerordentlicher Professor an die hiesige Universität berufen worden. Er wird im bevorstehenden Winterhalbjahr privatim über Diplomatik lesen und öffentlich diplomatische Uebungen leiten.

* **Greifswald.** Der Rostocker Nationalökonom Professor Stieda hat einen Ruf an die hiesige Universität erhalten und wird demselben, wie die „Kreuzztg." hört, zu Ostern Folge leisten.

* **Klausthal.** Der Privatdocent Dr. Arnold Sommerfeld an der Universität Göttingen ist zum etatsmäßigen Professor an der hiesigen vereinigten Bergakademie und Bergschule ernannt worden.

* **London,** 7. Oct. Wie schon gemeldet, starb hier im hohen Alter von 92 Jahren der berühmte Latinist Prof. Francis William Newmann, Bruder des ebenso berühmten verstorbenen Cardinals. Die Newmanns stammten von einer alten Hugenotten-Familie ab und beide Brüder, hochbegabte Leute, zählten in ihren jungen Tagen zu der auserwählten Schaar jener Stifter der Universität Oxford, die sich gegen den damaligen vertrockneten Formalismus der englischen Staatskirche erhob. Aber diese Bewegung der Geister, die zum großen Theil von ihnen angefacht worden war, trieb später beide in ganz entgegengesetzte Lager. Während der Aeltere im Hafen der katholischen Kirche landete, neigte sich der eben verstorbene Francis einer freieren und unabhängigeren Auffassung des Christenthums zu, der er bis an sein Ende treu blieb. In seinen späteren Jugendjahren führte Francis das bewegte und angeregte Wanderleben so vieler junger Engländer und brachte einige Jahre im Orient zu als Missionär für ein freies neues Christenthum. Nach seiner Rückkehr nach England in den 40er Jahren wurde er Professor der klassischen Sprachen am Manchester New College und später Professor des Lateinischen am University College in London. Francis Newmann galt nicht nur als der erste Latinist Englands, sondern war auch ein außerordentlich vielseitiger Gelehrter und Schriftsteller und fand Zeit, neben seinen zahlreichen Arbeiten über classische Philologie, über Theologie und Philosophie, über altes und modernes Arabisch, über numidische, mauretanische und gätulische Sprachreste, über Politik, Volkswirthschaft und sogar über Mathematik größere Werke zu schreiben. Persönlich neigte er, wie sein Bruder, einer asketischen Richtung zu, war ein großer Gegner des Tabaks, des Alkohols und der Fleischnahrung und verdammte entschieden die Vivisection.

* **Cambridge.** Der Professor der Pathologie an der hiesigen Universität Dr. Charles Smart Roy ist im 43. Jahre plötzlich gestorben. Er hatte seine höhere Schul- und Universitätsbildung an den schottischen Hochschulen St. Andrews und Edinburg erhalten und später, nachdem er im serbisch-türkischen Kriege als Militärarzt in türkischen Diensten thätig gewesen, unter Dubois-Reymond und Virchow in Berlin und unter Prof. Cohnheim in Leipzig gearbeitet. Nach seiner Rückkehr nach England war er zunächst in Cambridge in Prof. Michael Forsters Laboratorium mit physiologischen und pathologischen Studien beschäftigt, ging dann im Auftrag der argentinischen Regierung nach Südamerika, um dort Erhebungen über die sogenannte Anthrax-Krankheit zu machen, und wurde darauf, als in Cambridge der Lehrstuhl für Pathologie gegründet wurde, zum ersten Professor in diesem Fache gewählt. Er war einer der angesehensten und beliebtesten englischen Lehrer der Medicin und hatte stets eine überaus große Anzahl von Studirenden um sich versammelt. Auch entfaltete er eine rege schriftstellerische Thätigkeit auf seinem Gebiete.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Neuigkeit 1897.

Ostseemärchen

von **Hans Hoffmann.**

(Verfasser der „Bozener Märchen",)

Gebunden 4 M. 20 Pf. (15743)

Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig.

Bibliothek Krafft.

Anfang November gelangt durch mich zur Versteigerung die sehr werthvolle und reichhaltige Bibliothek des verstorbenen Consistorialrath Universitätsprofessor **Dr. Krafft.** Die Bibliothek ist reich an Seltenheiten, sie umfasst eine reichhaltige Litteratur über Theologie, Kirchengeschichte, Sektenwesen, Geschichte und Philologie, sowie eine 1800 Nummern starke, sehr werthvolle Abtheilung Reformationsdrucke und Reformationsgeschichte, Inkunabeln, Holzschnittbücher etc.

Der streng wissenschaftlich geordnete Auktionskatalog kostet 50 Pf., die aber bei Aufträgen in Abzug gebracht werden.

Bonn a. Rh. (15410)

M. Lempertz' Antiquariat
(P. Hanstein).

Deutsche Nähmaschinen

bester Qualitäten,

ungestattet mit allen neuesten Erfindungen. Vollkommener Mechanismus, rasches Nähen, elegante Ausstattung, bescheidene Preise.

Keine Erhöhung bei Theilzahlung.

Kataloge und Vermandt franko.

Reellste Bedienung.

Chr. N. Schad, München,

Hoflieferant, (13968)

Perusastrasse 11 ✲ Kaulbachstrasse 9.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Montag, 11. October. Nummer 229.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Osk. Bulle in München.

Uebersicht.

Ueber Cartelle und Cartellgesetzgebung. Von Wilhelm Berdrow. — Die Einheitsschule als Deutsche Bürgerschule. Von Dr. Karl Raab. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ueber Cartelle und Cartellgesetzgebung.[1])

Von Wilhelm Berdrow.

Das Cartellwesen in Deutschland.

In einer neueren Reichsgerichtsentscheidung findet sich ein Gutachten über die bisherigen Cartellbestrebungen in der deutschen Industrie, aus welchem hervorgeht, daß dieselben bei uns sich eines wesentlich anderen und besseren Ansehens erfreuen, als beispielsweise in den Vereinigten Staaten von Amerika. Während sich dort die Unternehmerverbände durch ihre vielfachen Uebergriffe gegen das Publicum, die Arbeiter und die Industrie selbst den ungetheilten Haß aller Parteien zugezogen haben, wird ihnen hier ein vom volkswirthschaftlichen Standpunkte durchaus günstiges Urtheil zutheil. Es heißt in den Entscheidungsgründen des betreffenden Richterspruches unter anderem:

„Sinken in einem Gewerbszweige die Preise der Producte allzu tief herab und wird hierdurch der gedeihliche Betrieb unmöglich gemacht oder gefährdet, so ist die dann eintretende Krisis nicht nur dem Einzelnen, sondern auch der Volkswirthschaft im allgemeinen verderblich, und es liegt daher im Interesse der Gesammtheit, daß nicht dauernd unangemessen niedrige Preise in einer Gewerbsbranche bestehen. Die gesetzgebenden Factoren haben es auch dem entsprechend schon oft und bis in die neueste Zeit unternommen, durch Einführung von Schutzzöllen auf die Steigerung der Preise gewisser Producte hinzuwirken. Hiernach kann es auch nicht schlechthin als dem Interesse der Gesammtheit zuwiderlaufend angesehen werden, wenn sich die an einer gewerblichen Branche betheiligten Unternehmer zusammenschließen, um die gegenseitigen Preisunterbietungen und das dadurch herbeigeführte Sinken der Preise ihrer Producte zu verhindern oder zu mäßigen. Es kann vielmehr, wenn die Preise wirklich dauernd so niedrig sind, daß den Unternehmern der wirthschaftliche Ruin droht, ihr Zusammenschluß nicht bloß als eine berechtigte Bethätigung des Selbsterhaltungstriebes, sondern auch als eine dem Interesse der Gesammtheit dienende Maßregel erscheinen."

Es ist einleuchtend, daß diese, nur die aus der wirthschaftlichen Nothlage hervorgegangenen Cartelle ins Auge fassende Erklärung in ihrer Beschränkung nicht unrecht hat. Nur fragt es sich, ob dieser beschränkte Standpunkt in der Beurtheilung des Cartells in Deutschland haltbar ist, ob das deutsche Cartell in der That nur als eine Maßregel zur Abwehr des wirthschaftlichen Ruins seiner Mitglieder anzusehen ist, oder ob auch ihm bereits ein aggressiver Zug, sei es gegen das Publicum oder gegen Arbeiterschaft oder Concurrenz, innewohnt. Bevor zur Erhellung dieser Frage auf das Wesen und die Wirkung einzelner deutscher Unternehmerverbände eingegangen wird, sei der Umfang der deutschen Cartellbestrebungen im allgemeinen in Kürze dargestellt.

Nach einer von Großmann 1891 in den „Jahrbüchern für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft" gebrachten und von R. Calwer im „Handelsmuseum" bis ins laufende Jahr vervollständigten Aufzählung gibt es in Deutschland zur Zeit ungefähr 186 Cartelle, eine Zahl, die schon an sich genügt, um den hohen Stand der deutschen Cartellbestrebungen — der, was Europa betrifft, kaum in einem anderen Staat erreicht werden dürfte — zu kennzeichnen. Im Kohlenbergbau ist die Cartellirung, durch den Zusammenschluß der 12 im Jahre 1895 bestehenden Vereinigungen auf 8, an Stärke nur noch gewachsen. Das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat hat die Production der westdeutschen Kohlenbezirke seit 1893 der freien Concurrenz völlig entzogen. Welche Schwierigkeiten zu überwinden waren, bevor es dahin kam, geht aus der jahrelangen Dauer der in ihren Erfolgen auf- und abschwankenden Verhandlungen hervor, die schon 1890 begannen. Eine große Rolle spielt das Cartell in der Eisenindustrie, wo man schon 1891 etwa 25, 1897 schon 35 Vereinigungen zählte, die freilich zum großen Theil von dem echten Typ des Production und Preis beherrschenden Cartells noch weit entfernt sind. Schon 1890 hatte man in der deutschen Walzwerksindustrie durch ziemlich lose Conventionen, die überdies in eine Zeit steigenden Eisenverbrauchs fielen, gute Erfolge erzielt und sich zu ungemessenen Preissteigerungen verleiten lassen. Beim ersten Bedarfsrückgang in den nächsten Jahren zeigte sich dann, daß der Verband in keiner Weise der Ueberproduction steuern konnte; das ganze Gebäude fiel zusammen und machte der wildesten Concurrenz und Preisschleuderung Platz. Die Erfahrungen dieser Jahre, zu denen besonders die Auflösung des deutschen Walzwerksverbandes im Jahre 1893 gehörte, haben dann zur Schaffung der neueren straffen Organisationen geführt, in denen besonders der einheitliche Verkauf angestrebt wird. Fast ebenso viele Vereinigungen wie in der Eisenindustrie zählen wir im chemischen Gewerbe, wo bei der großen Concentration der Betriebe meist nur eine Uebereinkunft zwischen wenigen Producenten nöthig ist, um ganze Waarengattungen in ein Cartell zu bringen. Dieser Industriezweig war denn schon 1891 in so hohem Maße monopolisirt, daß seitdem nur 3 neue Cartelle hinzugekommen sind. Die Industrie der Steine und Erden zählt mehr als 40 Cartelle, von denen die meisten aus Vereinigungen der Ziegeleien, Gypsfabriken, Cement- und Mörtelwerke, Steinbrüche oder Glashütten bestimmter Landestheile bestehen. Versuche, die Production des ganzen Reiches auf einem oder dem anderen dieser Industriezweige in feste Verbindung zu bringen, scheinen wenig Erfolg gehabt zu haben; der größte Versuch dieser Art, das internationale Spiegelglassyndikat, ist 1891 endgültig auseinandergefallen. Von der Cartellbewegung in

[1]) Vergl. Beilage Nr. 218 d. J.

der Textilindustrie versprechen sich die oben genannten Berichterstatter sehr wenig, weil die betreffenden Vereinigungen trotz ihrer großen Zahl noch nirgends die Hauptbedingung jedes Erfolges, den gemeinsamen Verkauf, der allein imstande ist, das Schleudern zu verhindern, durchzuführen vermochten. Wir werden indessen sehen, daß es wenigstens an lebhaften Versuchen, der jetzigen trostlosen Lage der Gewebeindustrie durch Cartelle zu steuern, nicht fehlt. Freilich gilt von ihnen allen ungefähr, was Calwer vom Vereine deutscher Kammgarnspinnereien sagt: sie greifen in den Gang der Production immer nur dann ein, wenn die Krisis schon da ist; eine vorbeugende Wirksamkeit geht ihnen ab. Nicht weniger als 18 Cartelle zählt die Papierindustrie, und das Bestehen des bedeutendsten unter ihnen, des Verbandes der Papierfabrikanten Europa's, seit 1894 spricht dafür, daß sie nicht ohne günstige Wirkung geblieben sein können. Kleiner an Zahl, aber wohl bedeutender an Wirksamkeit sind die Cartelle der Holz- und Schnitzstoffindustrie, besonders das seit 1893 bestehende Cartell deutscher Holzstoffsyndikate. Endlich sind noch einige Verbände in der Lederindustrie anzuführen.

Alle diese Verbände in ihrem Wesen oder ihrer Wirksamkeit zu verfolgen, würde Bücher erfordern: hier muß es an einigen Stichproben genug sein, und dieselben werden ohne Zweifel hinreichen, um zu beweisen, daß die Cartelle in Deutschland weder so wirksam, noch andrerseits so harmlos sind, wie sie die eingangs dieser Arbeit erwähnte Reichsgerichtserklärung hinstellt.

Zu den mächtigsten deutschen Industrieverbänden gehört ohne Zweifel das 1888 bereits 39, 1892 aber schon 57 große Werke umfassende deutsche Walzwerkcartell. Es beherrscht nahezu den deutschen Eisenmarkt, ist fast immer im Genuß vortheilhafter Uebereinkommen mit denjenigen Werken, die zum unbedingten Beitritt nicht zu bewegen waren, gewesen, und was hat es erreicht? In den Jahren 1889 und 1890 Preissteigerungen von 135 M. pro Tonne auf 150, 170, 190, ja 210 M., in kopflosen, von Quartal zu Quartal sich überstürzenden Sprüngen, dann aber, noch im September 1890, einen Sturz der Preise auf 140 M., dem in den nächsten Jahren ein weiteres Sinken bis auf 100 M. folgte. Dann kamen, nach vielen Anläufen, neue und festere Conventionen zustande; die ganze Lage des Marktes besserte sich, und die Syndikate — es war 1896 u. a. ein Grobblechsyndikat zusammengetreten — beeilten sich, aus der steigenden Conjunctur den bestmöglichen Nutzen zu ziehen. Jetzt ist auch diese neue Hebung, wie es scheint, schon wieder zu Ende. Eine neue Entwerthung des Eisens scheint einzusetzen, die Actien beginnen zu fallen und vermuthlich wird kein Syndikat und kein Cartell imstande sein, ihr Sinken aufzuhalten. Wo da die Befestigung der Preise und die Stetigkeit des Geschäftsganges ist, die das Cartell schaffen soll, ist schwer zu sehen. Ja es bleibt wohl noch der Beweis zu führen, daß die Hausse und Baisse des Eisenmarktes ohne die Cartelle auch nur im geringsten stürmischer verlaufen wären. Daß aber endlich andere Kreise sich von den Eisensyndikaten doch irgendwie geschädigt fühlen, beweisen die seitdem ins Leben getretenen Verbände der Eisenhändler, die ihre Spitze keineswegs allein gegen die Schleuderei in ihren eigenen Kreisen, sondern auch gegen etwaige Uebergriffe der Fabrikantenverbände richten. Uebrigens verfehle ich nicht, dieser Anschauung gegenüber die gegentheilige von O. Caro anzuführen, der in seiner Studie über den deutschen Walzwerksverband ausdrücklich schreibt: „daß sowohl der Großhandel als der Mittelhandel im allgemeinen dem Verbande sympathisch gegenüberstehen und die jetzige Situation den vor Begründung des Verbandes bestandenen Verhältnissen vorziehen.“ Freilich wurde das zu einer Zeit günstiger Conjuncturen geschrieben, wo Handelnde wie Beurtheiler die Lage gern optimistisch aufzufassen pflegen. Es wird immer für die cartellirten Unternehmer schwer sein, der Versuchung zu widerstehen, vorübergehende günstige Lagen zum Hochschrauben der Preise zu benutzen, und andrerseits wird es mit ihrer Macht, dergleichen durchzusetzen, immer hapern, sobald ihnen eine gleich starke Macht entgegentritt. So sahen sich zum Beispiel bald nach der Constituirung der größeren deutschen Kohlensyndikate die Gasanstalten durch die vorgenommenen Preiserhöhungen stark benachtheiligt. Sie haben indessen in dem mächtigen Verein deutscher Gas- und Wasserfachleute ein sehr wirksames Mittel, ihrer Unzufriedenheit Ausdruck zu geben, und in der That gelang es ihrem einmüthigen Vorgehen auch ohne ein Gegencartell bald, die Zechen zur Bescheidenheit zu zwingen. Nun lehrt dieser Vorfall aber leider zweierlei. Erstens: die Macht der Cartelle bricht an jeder ihnen ähnlichen Consumentenvereinigung. Zweitens: wo werden sich die ersteren für den so ihnen entgehenden Gewinn schadlos halten? Natürlich am unorganisirten Kleinverbrauch.

Einige andere Bilder aus dem deutschen Cartellwesen. Eine Vereinigung, die gegen den Verdacht der Ausbeutung oder jedweden unlauteren Vorgehens am gefestigtsten dasteht oder dastehen sollte, ist sicherlich das deutsche Kalisyndicat. Außer den fiscalischen Kalisalzwerken Preußens und Anhalts gehören demselben augenblicklich alle 8 Privatgruben auf Kainit und Steinsalz an und alle befinden sich unter dem Schutze des Cartells wohl. Das aber verleitet natürlich andere Unternehmer immer wieder, ebenfalls auf Kalisalze zu bohren, und jede Neubohrung von Erfolg stellt das Zusammenarbeiten aller übrigen in Frage. Vor einigen Jahren gelang es unter ungeheuren Verlusten für das Cartell, durch Preisunterbietungen das neue Salzwerk Wilhelmshall zum Eintritt ins Cartell zu zwingen, aber heute wird doch wohl die Frage erlaubt sein, ob solche, mit eigenen Verlusten direct auf den Ruin der Concurrenz zugeschnittene Preisschleudereien nicht auch schließlich unter den Begriff des unlauteren Wettbewerbs gehören, gleichviel ob es fiscalische oder private Unternehmungen sind, die sich ihrer bedienen. Das Cartell hat ja bekanntlich in der sogenannten Schutzbohrgesellschaft noch ein anderes Mittel zur Abwehr der Concurrenz entdeckt, indem es jedem fremden Bohrversuch sogleich eine Concurrenzbohrung entgegensetzt. Aber auch diese Maßregel wird sich wohl nur unter den unbedingten Anhängern der Cartellbewegung Freunde erwerben. Andere Beurtheiler werden sie im Gegentheil ebenso hoch oder ebenso niedrig einschätzen, wie die seinerzeitigen Machenschaften des Sodacartells, die zu einer 100procentigen Preissteigerung führten.

Zweifellos wird es auch Cartelle von jener am Eingang dieses Aufsatzes gekennzeichneten Art geben, die nur auf die Erzielung eines ihrer Arbeit angemessenen und zu ihrer Existenz nöthigen Preises hinarbeiten. Nach den für die Zwecke des Vereins für Socialpolitik geführten Untersuchungen Caro's, Schwanhäußers, Zeltners und anderer Berichterstatter sind dieser Art z. B. die Cartelle der Ultramarinfabriken, der Fürther Spiegelfabriken, der Nürnberger Pinselfabriken; aber gerade diesen Vereinigungen ist ihr Zusammenhalten bisher nur unter Opfern, sofern nicht die jüngste Zeit eine Aenderung gebracht hat, möglich gewesen. Auch der infolge des Niedergangs der Kohlensäurepreise entstandene „deutsche Kohlensäureverkaufsverein“ protestirt mit Entschiedenheit gegen die Insinuirung ausbeuterischer Absichten. „Wegen Mangels jeder Rentabilität stehen in Deutschland augenblicklich nicht weniger als 13 vollkommen eingerichtete Fabriken flüssiger Kohlensäure still. Nicht aus Uebermuth, sondern aus Noth, aus Selbsterhaltungstrieb ist unser Zusammenschluß erfolgt. Die hohen Spesen u. s. w. sollen vermindert und dadurch ein mäßiger, dem Capital und

Digitized by Google

dem großen Risico entsprechender Nutzen erzielt werden.“ Zuletzt kommt dann ein ganz klein wenig die Löwenkralle zum Vorschein: „selbstverständlich aber werden die Werke des Vereins, die 20 Millionen Mark vertreten, sich nicht einfach beiseite schieben lassen, sondern jeder Concurrenz, selbst mit Schaden für sie, die Spitze bieten.“ Ich will dieses bescheidene Rundschreiben nicht glossiren, obwohl es sehr anfechtbare Behauptungen enthält. Aber die eine Bemerkung muß doch erlaubt sein: wenn dreizehn Fabriken still stehen, so ist das an sich keine Folge der Preisunterbietung, sondern der Uebergründung, und das Cartell wird denn auch diesem Stillstand ebenso wenig ein Ende machen, wie ein anderes vor ihm es vermocht hat. Höchstens kann es, wenn es nicht Selbstmord begehen will, die ganz oder theilweise zugemachten Fabriken mit Prämien schadlos halten, aber eigentlich ist doch das Publicum nicht zur Prämiirung der unsinnigsten Uebergründungen, wie wir sie nun schon auf sehr vielen Gebieten besitzen, verpflichtet! Auch das Zuckercartell, das jetzt aus den drei früheren Vereinen der Rohzuckerfabriken, der Raffinerien und der Rübenzuckerindustrie mit heißem Bemühen zusammengeschweißt wird, verdiente nähere Betrachtung, wenn seine Zukunft und Wirksamkeit nicht noch gar zu sehr im Dunkeln läge. Einstweilen erfreut es sich des nahezu ungetheilten Mißtrauens der Consumentenkreise. Offene Sympathie scheinen nur die andauernden Versuche der Textilindustriellen, die trostlose Lage der Woll- und Baumwollspinnerei zu heben, zu genießen und zu verdienen, zumal ihr Bestreben fast immer lediglich dahin geht, durch Productionseinschränkung das anwachsende Mißverhältniß zwischen den Garnvorräthen und dem Verbrauch allmählich wieder zu verringern und zu beseitigen. Weitere Schlüsse auf die Berechtigung und den Nutzen der Cartelle im allgemeinen zu ziehen, verschiebe ich indessen, bis auch die Cartellverhältnisse einiger anderer Staaten Berücksichtigung gefunden haben.

Die Einheitsschule als Deutsche Bürgerschule.

Von Dr. Karl Raab (St. Louis, Mo.)

Alles Neue hat vor seinem Inslebentreten mit Vorurtheilen zu kämpfen, erstlich von Seite derjenigen, die den alten Zustand vertreten und sich von ihm nicht trennen können, und zweitens von Seite des Publicums im großen, das sich in seinem Urtheile nicht sicher genug fühlt, um sich mit Entschiedenheit für dasselbe zu erklären. Dieses unsichere Zuwarten mit dem Urtheile kann besonders darin seinen Grund haben, daß man sich das Neue in seiner Gestalt und seinen Wirkungen nicht recht vorzustellen vermag. Die Vertreter des Alten haben immer den Vortheil, auf lange Bestehendes hinweisen, darauf alles Licht concentriren zu können, während dem Neuen nur ein Platz im Schattenkegel zugestanden wird.

Eine solche neue Erscheinung ist die Einheitsschule. Trotz der einleuchtenden Vorzüge, die eine solche besitzen muß und der Bestrebungen zu ihren Gunsten, ist die Bedeutung derselben noch nicht voll gewürdigt.

Wenn ich es im Folgenden versuche, den nationalen Werth derselben zu beleuchten und einen Unterrichtsplan für dieselbe entwerfe, muß ich vorausschicken, daß derselbe ganz unabhängig von früheren Bestrebungen zu ihren Gunsten entworfen ist und daher, wie dem Publicum überhaupt, so ganz besonders den Freunden der Einheitsschule zu vorurtheilsfreier Beurtheilung unterbreitet wird.

Das Hauptbedenken gegen die neue Mittelschule gründet sich auf die Befürchtung, dieselbe würde den humanistischen Charakter der gegenwärtigen Erziehung gefährden. Es mag sein, daß manche Vertreter der Einheitsschule zu sehr zur realistischen Richtung hinneigen. Im Wesen dieser Schule liegt es aber durchaus nicht, daß sie realistisch sei. Ich glaube, es wird mir gelingen, den Beweis hiefür zu erbringen.

Eines möchte ich schon hier betonen: Der humanistische Charakter einer Schule hängt nicht davon ab, ob die classischen Sprachen in ihr betrieben werden, sondern von dem Geiste, der den ganzen Unterricht durchdringt und von dem Maße, in dem man neben dem Verstande auch dem Gemüthe Nahrung gibt.

Bevor ich es unternehme, einen Lehrplan der neuen Schule vorzulegen, muß ich etwas ausführlicher auseinandersetzen, welche Umstände dazu drängen, die alte Bahn zu verlassen und eine neue Schule, man kann wohl sagen, ein neues Schulsystem, ins Leben zu rufen.

Nicht alles historisch Gewordene und Weitergepflanzte ist jederzeit auch etwas aus den besonderen Bedürfnissen Entstandenes. Die mittelalterliche Klosterschule ist eine importirte und keine nationale Institution gewesen. Sie hat die Entwicklung nationaler Keime durch ihr fertiges System verhindert, und alle Weiterbildung des Schulsystems ging in ihrem Geiste vor sich: zunächst durch die scholastische Schule und dann durch das Gymnasium. Das Entstehen der Realschule und der technischen Hochschule, Kinder der modernen Zeit, beweist, daß das Gymnasium und die Universität aufgehört haben, die Einheitsschule der Berufe höherer Ordnung darzustellen. Das moderne Leben charakterisirt eine große Differenzirung in den Berufen, es hat eine neue Intelligenz realistischer Richtung hervorgebracht, für die die alte humanistische Schule nicht mehr passen wollte. Man fühlte sich beengt in ihren Mauern, zu wenig gefördert durch ihre Lehren. Der moderne Geist wollte auch im Systeme der Erziehung gehört werden. Es kam die Zeit der Schulreformen. Man trug diesem Geiste Rechnung und machte die Gymnasien realistischer. Da die Leitung des Schulwesens, wohl mit Recht, fast durchaus in den Händen der Humanisten blieb, man aber auch auf der anderen Seite empfand, daß es etwas geben müsse, was die Realschule im Erziehungssystem der Nation auf gleicher Höhe mit dem Gymnasium erhielte, bekam die Realschule andrerseits eine humanistischere Gestalt, als vielleicht anfänglich beabsichtigt war. So kommt es, daß eigentlich beide Arten von Anstalten nicht ganz das sind, was sie consequenterweise sein sollten. Beide beruhen auf Compromissen, und die Folge ist Klage über die Ueberbürdung der Schüler. Die Realschule entstammte der Tendenz, eine realistische Fachschule mittlerer Ordnung zu schaffen. Sie entspricht in der jetzigen Gestalt dieser Anforderung nicht mehr; Gewerbeschulen, Bürgerschulen, Handelsschulen sprossen neben ihr empor. Auf der andern Seite begannen die Universitäten zu klagen, daß ihnen das Gymnasium zu wenig humanistisch ausgebildete Hörer zuführe. Die Realschule war eben zu sehr Gymnasium und das Gymnasium zu sehr Realschule geworden. Nichts spricht deutlicher zu Gunsten der Einheitsschule, als diese Thatsache. Dazu kommt noch eine Reihe anderer Gründe. Erstlich ein socialer. Seit etwa fünfzig Jahren hatte sich in ungeahnter Schnelligkeit das Maschinenwesen entwickelt. Was früher Handfertigkeit hervorbrachte, leistet nun größtentheils die Maschine. Der Arbeiter wurde zu ihrem Diener. Und trotzdem war es die Maschine, die Intelligenz ins Volk trug, mehr als alles andere. Die Bedienung derselben scheint auch für den einfachsten Menschen etwas von einem geistigen Contact mit dem hochintelligenten Erfinder herzustellen. Der Arbeiter fühlt sich gehoben, das Räderwerk der Maschine regt ihn zum Denken an und ruft in ihm einen Drang nach Weiterbildung hervor, den der frühere Arbeiter in diesem Grad nicht besaß. Will man diesen Bildungsdrang unterdrücken?

Er käme trotz aller Hindernisse zum Durchbruch und würde sich aus Quellen zu befriedigen suchen, die tendenziös sind und nur die Kluft zwischen den Ständen zu erweitern suchen.

An das Fabriksarbeiterthum schließt sich das Handwerk. Beide Classen reihen sich mehr und mehr auf als Repräsentation des Volkes gegenüber den gebildeten Ständen. Ein gemeinsamer Boden der Verständigung fehlt.

Unsre gegenwärtige Bildung ist, trotz aller öffentlichen Bibliotheken, öffentlichen Vorträgen und billigen Ausgaben der besten Autoren, der Besitz bestimmter Stände. Menschen kommen sich überdies durch Bücher nicht näher, sondern allein, abgesehen von Interessengemeinschaft, durch eine auf Zusammenleben beruhende Gemeinsamkeit von Anschauungen und Erfahrungen. Welche Zeit des Lebens schließt Menschen wirksamer zusammen, als gemeinsam verlebte Jugend? Haben der Arbeitersohn und der Sohn des Arbeitgebers diese Zeit gemeinsam in der Schule verbracht, so wird der erstere, wenn sie sich später begegnen, weniger Bitterkeit und der letztere mehr Billigkeit an den Tag legen.

Wir haben bisher nur eine Einheitsschule, und das ist die Volksschule. Gewiß leistet sie schon manches Gute, die Menschen einander näher zu bringen. Die entscheidende Zeit jedoch, wo die Jugend die Standesunterschiede wahrzunehmen beginnt, fällt in die Periode, wo nach dem heutigen Erziehungssystem auch schon die Scheidung beginnt: Hier der in das Gymnasium oder die Realschule eintretende Sohn des Fabrikbesitzers, des Beamten, des Militärs u. s. w., dort der in eine Fachschule oder schon direct in die Werkstätte eintretende Sohn des Arbeiters. Daneben gibt es noch einige in der Mitte stehende Berufe, wie den des Kaufmanns, des höheren Kunsthandwerkers, die ihre Vorbildung in ein paar Jahren Gymnasium oder Realschule sich aneignen oder in eine Fachschule treten oder sofort mit der Praxis beginnen. Niemand wird glauben, ich verlangte für jeden Arbeiter den Besuch einer Mittelschule. Aber offen stehen soll sie für jeden, der Weiterbildung sucht, und zwar in einer Weise, die ihm wirklich frommt. Was hätte heute ein Arbeiter davon, wenn er das Gymnasium oder die Realschule ein paar Jahre besuchte? Keine Fachbildung würde ihm geboten, aber auch kein Ganzes an Allgemeinbildung.

Und doch wäre mancher besser gestellte Arbeiter gern bereit, etwas daranzusetzen, seinem Sohne, bevor er die Werkstätte betritt, eine gute allgemeine Bildung zukommen zu lassen. Er würde den Schlüssel zu schätzen wissen, den dieselbe seinem Sohne in späteren Tagen zur Verschönerung des Lebens in arbeitsfreien Stunden in die Hand geben würde. Die Zeit vom 10. bis zum 16. Lebensjahre kann wohl in den meisten Berufen für die Fachbildung entbehrt werden. Der junge Mensch kräftigt sich körperlich in diesen Jahren und bringt durch die erhöhte Intelligenz, die ihm die Schulbildung verschafft, leicht die ein oder zwei Jahre ein, in denen er schon hätte praktisch schaffen können. Und gerade diese sechs Jahre sind es, die in der von mir vorgeschlagenen Einheitsschule die Knaben aus den verschiedensten Ständen zu gleichem Streben vereinen soll. Mit diesem Ziele wird die Einheitsschule zur wahren Bürgerschule.

Einer Einwendung muß hier begegnet werden, deren Widerlegung zugleich zur Besprechung eines anderen Grundes überleitet, der zu Gunsten der Einheitsschule spricht. Sie lautet: Wie sollte es möglich sein, einen Bildungskanon aufzustellen, der dem künftigen Gelehrten ebenso entspricht, als dem künftigen Kaufmann, Gewerbtreibenden und Fabrikarbeiter? Wird er nicht dem einen zu viel, dem andern zu wenig bieten?

Dies wird davon abhängen, was wir unter Bildung verstehen. Selbst sehr gescheute Leute lassen sich bezüglich dieser Frage schwere Widersprüche zu Schulden kommen. Sie versichern auf das ernsteste, die Mittelschule solle keine Fachschule, sondern eine Schule der allgemeinen Bildung sein, fordern aber andrerseits, sie solle sogar neun Jahre umfassen.

Wenn Bildung wäre, altgriechische Briefe schreiben zu können, die Astronomie oder Physiologie am kleinen Finger zu haben, dann müßten wir daran verzweifeln, die Bildung zu einem Gemeingute zu machen, dann müßte selbst ein Mittelschüler nach neun Jahren Unterricht noch wenig Anspruch auf Bildung erheben können. Dies ist aber gar nicht Bildung, sondern nur Fachkenntniß. Ich behaupte, man könne der Jugend in sechs Jahren eine wahre und echte Bildung übermitteln.

Bildung ist in erster Linie nicht ein Wissen, sondern ein Vermögen, das Vermögen zu appercipiren, und zwar in gleicher Weise mittelst des Verstandes, der Phantasie und des Gemüthes. Wie die körperliche Kraft, Geschmeidigkeit und Gesundheit sich im ganzen als Lebenskraft äußert, so äußert sich die geistige Agilität und Gemüthsfreiheit objectiv als Bildung, subjectiv als Persönlichkeit, die in der Außenwelt als klares Wollen, Selbstbeherrschung, Thatkraft und altruistisches Handeln zu Tage tritt. Die rasche Auffassung des Mathematikers, die Geistesgegenwart des Soldaten und Seemanns im Augenblick der Gefahr, die geschickte Hülfeleistung des Arztes und der Krankenpflegerin, die rasche Calculation des Kaufmanns auf der Börse, die gerundete Darstellung des Künstlers auf der Bühne, sie alle sind nur einzelne Seiten der einen Bildung, die allen zugänglich gemacht werden soll und das eine große Ziel hat, die Menschen freidenkend und warmfühlend zu machen. Wir können natürlich nicht in jedem Individuum alle genannten verschiedenen Seiten der Bildung in gleicher Vollendung entwickeln, aber gewiß in guter Harmonie. Das Berufsleben wird später die eine oder andere stärker hervortreten lassen; die vorausgegangene Erziehung in richtigem Geiste wird aber bewirken, daß dieselbe zu keiner schädigenden Einseitigkeit ausartet.

Die wahre Allgemeinbildung vermittelnden Factoren sind zweifacher Art: Die persönliche Wirkung des Lehrers auf die Schüler und der Schüler aufeinander, und zweitens die Schulung des Geistes durch die Betrachtung der Welt in der Mannichfaltigkeit ihrer Erscheinungen. „Ja," wird jemand sagen, „da liegt eben die Schwierigkeit. Diese Mannichfaltigkeit ist so groß, daß wir in neun Jahren Unterricht damit kaum fertig werden!" Kaum? Gar nicht, behaupte ich, wenn man am alten Bildungsbegriff festhält, wonach Bildung in erster Linie Wissen sei.

Wäre die Welt nur ein verschlungenes Netzwerk, an dem man keinen Anfang und kein Ende erkennen könnte, so stünde es traurig um jeden Versuch Bildung zu erlangen. Die Welt ist aber ein Organismus, zwar von höchster Kunst, aber als solcher von erkennbaren Gesetzen beherrscht und von einer durchschaubaren Gliederung. Nicht die Kenntniß aller Verästelungen, aller Theilursachen der Erscheinungswelt gibt dem Menschen jene Herrschaft über das eigene psychische Triebwerk, die sich als Bildung, als Persönlichkeit äußert, sondern der Einblick in die Gesetzmäßigkeit im Großen und die sich daraus entwickelnde Fähigkeit, dieselbe auch da wieder zu finden, wo man sie bisher noch nicht erkannt hatte.

Macht sich die heutige Mittelschule nicht zu sehr mit dem Astwerk zu schaffen, statt mit dem Baume? Verliert sie sich nicht zu sehr ins Detail, um ja auch der Fachbildung genügend vorzuarbeiten? Verbraucht sie nicht zu viel geistige Kraft des Schülers, um durch verschiedene Mittel doch nur die gleichen Effecte hervorzubringen? Nur diejenige Schule arbeitet mit wahrem Erfolg, die von den Zwecken ausgehend, dieselben auf den einfachsten, Zeit und Kraft am meisten sparenden Wegen zu Stande bringen kann.

Von diesem Grundgedanken sehe ich die gegenwärtige Mittelschule zu wenig beherrscht. Es ist zu viel, bei dem Reichthum der modernen Entwicklung durch den Unterricht in zwei alten Sprachen doch eigentlich dasselbe Resultat anzustreben. Es ist vom Bildungsstandpunkte kein kleinerer Fehler an der Realschule, neben der Muttersprache noch zwei andre moderne Sprachen zu lehren.

Die Einheitsschule hätte auch drei Sprachen in ihrem Lehrplane, aber in einer Auswahl, die auf guten Gründen beruht: Die Muttersprache, zugleich Vertreterin einer rein germanischen Sprachentwicklung, das Latein, als Vertreter des antiken Sprachgeistes und das Englische als Repräsentanten der Verbindung germanischen und classisch-romanischen Sprachthums.

Zu den zwei bisher entwickelten Gründen, welche für die Einheitsschule sprechen, — nämlich daß sie eine Schule darstelle, die die verschiedenen Stände der Gesellschaft durch Gemeinsamkeit der Bildung einander näher brächte und so eine friedliche Lösung der socialen Probleme erleichterte; zweitens, daß sie diese Aufgabe in kürzerer Zeit und in einer dem modernen Geiste entsprechenderen Weise leisten würde — treten noch zwei andere, die ich nur andeuten will. Der eine ist die gegenwärtige Ueberfüllung der Gymnasien mit Schülern aus allen Bevölkerungsschichten, die in ihnen, da sie sehr häufig die Hochschule nicht erreichen, das nicht finden, was sie brauchen und dadurch ein geistiges Proletariat bilden helfen. Der andere, wiederholt hervorgehobene Grund ist der, daß bei der jetzigen Mittelschule die jungen Leute schon zu einer Zeit vor die Berufswahl gestellt werden, wo sie noch gar nicht recht wissen, was sie wollen.

So ist die Einheitsschule geeignet, einer bedeutenden Zahl von Mängeln abzuhelfen und an die Stelle einer Vielheit von Anstalten zu treten, die für den Staat kostspielig ist und auf das Volk, das sich derselben bedienen soll, nur verwirrend wirkt.

Unserm heutigen Culturzustande scheint eine in drei Stufen aufsteigende Bildung zu entsprechen. Die unterste Stufe bildet die Volksschule. An sie schließt sich für den eine höhere Ausbildung suchenden Sohn des Arbeiters und Gewerbetreibenden und alle übrigen Stände die einheitliche Bürgerschule zweiter Ordnung; sie umfaßt sechs Classen und nimmt die Schüler mit dem zehnten Lebensjahre auf. Die dritte Stufe wird von einer zweijährigen Uebergangsschule (man mag sie Lyceum nennen) und den verschiedenen Hochschulen gebildet. Lyceen sollte es nur an Orten geben, wo sich eine Hochschule befindet, und wären mit Bürgerschulen zweiter Ordnung zu solchen erster Ordnung zu verbinden. Die Uebergangsschule bestünde aus drei Abtheilungen: Einer allgemeinen, die alle Hörer besuchen müßten, einem Cursus der Philosophie, der Grundlehren des Staats- und Verwaltungsrechts und der Prinzipien der Volkswirthschaft umfassend; einer philologisch-historischen (sie hätten angehende Theologen, Juristen, Philologen, Historiker und angehende Künstler zu besuchen), und drittens einer mathematisch-naturwissenschaftlichen (für angehende Mediciner, Techniker, Land- und Forstwirthe und Lehrer der Naturwissenschaften).

Diese Uebergangsschule ist keine allgemeine Bildungs-, sondern schon vorbereitende Fachschule. In der philologisch-historischen Gruppe wäre das Griechische für angehende Juristen nicht obligat.

Es scheint mir verhältnißmäßig leicht zu sein, für das Lyceum die rechte Organisation zu ersinnen, viel schwieriger dagegen für die sechsclassige Schule den richtigen Lehrplan zu finden. Es wäre dies eine Aufgabe für die besten Schulmänner der Nation.

Die Skizze, die ich im Folgenden geben werde, kann daher nur ein schwacher Versuch sein und nicht größeren Werth beanspruchen, als eine Basis für neuerliche Discussion des Gegenstandes zu bilden.

Die sechsclassige Bürgerschule soll erstens ein abgerundetes Ganzes sein; sie will aber auch zweitens eine humanistische Anstalt im besten Sinne des Wortes sein. Den ganzen Unterricht soll der Gedanke durchdringen, daß dem menschlichen Leben höhere Prinzipien zugrunde liegen müssen, als die des bloßen Erwerbes, daß man dieselben aber mit förderre durch rechtschaffene, der Allgemeinheit nützende Arbeit.

Bezüglich des inneren Ausbaues des Schulplans muß als erster Grundsatz gelten „no tinkering", kein Stückwerk. Weiter sollen Wiederholungen vermieden werden. Kein Gegenstand werde zweimal gelehrt. Auch grenze man die einzelnen Fächer nicht zu scharf gegeneinander ab. Naturgeschichte, Naturlehre und Geographie greifen ineinander über und können in den ersten Jahren zusammen behandelt werden. Später schließen sich Geographie und Geschichte eng zusammen. Ein weiteres Erforderniß für erfolgreichen Unterricht bildet die Anschaulichkeit und das allmähliche Uebergehen vom Naheliegenden zum Entfernteren. Man lasse die Jugend erst ihre Umgebung lebendig erfassen und kümmere sich wenig, welche Stelle eine Erscheinung im wissenschaftlichen System einnehme. —

Der Lehrplan der Bürgerschule zweiter Ordnung wäre etwa folgender: Unterste Classe: Religiöse Unterweisung, Unterricht in der Muttersprache, Arithmetik, Zeichnen, Singen. Zweite Classe: Die angeführten Gegenstände; dazu käme Naturlehre (die Anfangsgründe der Naturgeschichte, Naturlehre und Geographie umfassend). Dritte Classe: Die bisherigen Gegenstände; nur träten an die Stelle der Naturlehre Naturgeschichte und Geographie als selbständige Gegenstände; neu: das Latein. Vierte Classe: Naturgeschichte nur im ersten Halbjahre, im zweiten träte an seine Stelle die Physik. Die übrigen Gegenstände würden fortgesetzt. Neu: Englisch und Geschichte, letztere mit der Geographie nun aufs engste verbunden. Fünfte Classe: Dieselben Gegenstände wie in der vierten Classe, nur Singen entfällt. Sechste Classe: Alle bisherigen Gegenstände werden zum Abschlusse gebracht. Neu: Astronomische Geographie, vom Lehrer der Physik vorgetragen. Singen wird wieder aufgenommen.

Körperliche Uebungen werden betrieben, sie bilden aber keinen Lehrgegenstand.

Die Stunden, die die Schüler in der Schule zubringen, sollen im Minimum fünf, im Maximum sechs per Tag sein.

Auf die Lehrmethode in den einzelnen Gegenständen hier einzugehen, ist wegen Raummangels unmöglich. Für die Behandlung eines Gegenstandes, des Englischen, kann ich auf meinen Aufsatz in der Beilage zur Allg. Ztg. vom 26. August d. J. verweisen.

Ueber den ganzen hier angeregten Gegenstand gedenke ich mich in nicht zu ferner Zeit in einer größeren Broschüre auszusprechen.

Mittheilungen und Nachrichten.

Kartogeaphische Uebeesicht. Vom topographischen Bureau im königl. bayeeischen Generalstab liegen vor: 1. Positionsblätter. Maßstab = 1:25,000 (Reduction 1:50,000 für den Atlas von Bayern vorbehalten), die Nummern: 806/7: Engelitz und Dornweid (2 Halbblätter), 808: Wangen, 809: Buchenberg, 834: Weiler, 835: Simmerberg, 836: Weitnau, 837: Nieder-Sonthofen, 838: Wertach, 863: Staufen, 864: Rindalpenhorn, 865: Immenstadt, 866: Hindelang, 867: Rößlauten, 868: Steinach, 881: Hoherhäderich, 884: Hinterstein; 895 und 896 (letztere kleine Partie auf 895). Die Höhencoten in sämmtlichen Blättern sind in Meter angegeben; die äquidistanten Niveaucurven in Abständen von je 10 Meter. Es ist erfreulich, daß nun eine große Zahl der

Hochgebirgsblätter vollendet und daß die Curven sowie die Felsen, in schönem warmen Rothbraun vortrefflich ausgeführt sind. 2. Karte des Deutschen Reichs. Die Blätter Nr. 614: Passau, 640: Burghausen, 652: Rosenheim, 666: Reit im Winkel. Diese Blätter haben den Maßstab von 1:100,000 der natürlichen Länge; die Zoten geben die Höhe über Normal-Null in Meter an; im Hochgebirge sind die 100 Meter-Aequidistanten mit feinen Linien eingestochen. Die Grenze des Königreichs Bayern ist mit grünem Rande, die des Bezirks Oberbayern mit Gelb und jene von Niederbayern mit Violett behandelt. — Herausgegeben vom königl. württemb. Statistischen Landesamt liegt uns das Blatt 648: Memmingen, der Karte des Deutschen Reichs vor. Die württembergische Grenze ist mit Terra di Siena markirt, der Donaukreis mit Hellgelb; das Blatt enthält nahezu in seiner senkrechten Mitte die württembergisch-bayerische Grenze. Im übrigen gelten die vorhergehenden Bemerkungen, nur ist noch anzufügen, daß sämmtliche Blätter die Gewässer in Blau mit Schattenrand geben und daß immer die Maßstäbe in Metern und in Schritten (8000 Meter = 8 Kilometer = 10,000 Schritte), sowie in geogr. Meilen (1 geogr. Meile = 7420.44 Meter) graphisch vorgeführt sind. — Von der Geologischen Karte des Deutschen Reichs, auf Grund der unter Dr. C. Vogels in Justus Perthes' geographischer Anstalt ausgeführten Karte in 27 Blättern, in 1:500,000 bearbeitet von Dr. Richard Lepsius, o. ö. Professor an der Technischen Hochschule und Director der geologischen Landesanstalt in Darmstadt (Gotha, Justus Perthes), sind die Lieferungen pro 1897, nämlich Nr. IX bis einschließlich XIV erschienen; dazu noch ein vortreffliches Namenverzeichniß (enthaltend 52,000 alphabetisch geordnete, auf der Karte vorkommende Namen mit Hinweis, wo dieselben auf den einzelnen Blättern zu finden sind). Wir geben nur in Kürze, der Reihenfolge des Erscheinens nach, die einzelnen Blätter an: Blatt 1 Schleswig, 2. Stralsund, 15. Frankfurt a. O., 16. Posen, 4. Danzig, 5. Königsberg; 3. Rügenwalde, 11. Allenstein; Titelblatt, 8. Schwerin, 9. Stettin, 10. Bromberg. — Jedes Blatt ist zum Preise von 2 M. einzeln zu haben, das oben genannte Namenverzeichniß zu 3 M. Diese prächtige Karte, 1894 begonnen und 1897 vollendet, wird als ein Meisterwerk nicht nur von allen Fachgenossen, sondern auch von allen Gebildeten begrüßt. — In Wien 1897, im Verlag des K. und K. Militär-Geographischen Instituts ist der XVI. Band (mit 11 Tafeln) der Mittheilungen ꝛc. ꝛc., herausgegeben auf Befehl des K. und K. Reichskriegsministeriums, erschienen; aus dem „Officiellen Theile" sind die Leistungen der Astronomisch-geodätischen, der Topographischen und der Technischen Gruppe, aus dem „Nichtofficiellen Theile" die „Terrainbaustellung mit schiefer Beleuchtung", die „Photogrammetrie ꝛc." und „Die erste topographische Aufnahme des Königreichs Serbien" besonders hervorzuheben. (Die „Mittheilungen" sind auch durch A. Lechner in Wien und durch Karl Geill in Budapest zu beziehen.) — Das eben genannte Institut hat auch „Topographische Detailkarten" herausgegeben; in diesen findet man die markirten Wege bezeichnet. Wir haben uns zunächst mit den Lieferungen X und XI, nämlich der „Pula-Gruppe" (Südliche Dolomiten) und der „Adamello- und Brenta-Gruppe" vertraut gemacht. Der Maßstab ist 1 : 50,000. Die Lieferung kostet 1 fl. 70 kr., auf Leinen 2 fl. 50 kr. (Commiss.-Verlag d. k. und k. militärgeogr. Instituts: A. Lechner (Wilh. Müller) k. u. k. Universitätsbuchhandlung, Wien, Graben 31.) — Vom „*Istituto geografico militare*" sind 1897 bearbeitet worden: die Blätter Fol. 11. M. Maemalata, 76. Ferrara, 77. Comacchia und 89. Ravenna; die Blätter haben bekanntlich ein sehr großes Format und sind vortrefflich gezeichnet; longitudine dal Meridiano di Roma (Monte Mario), Scala chilometrica di 1 a 75,000. L'equidistanza è di 50 metri. Riproduzione riservata. Fotozincografia. — Als neuer Verlagsartikel von Justus Perthes in Gotha, 1897, muß genannt werden die berühmte Arbeit von Dr. Heem. Berghaus' „*Chart of the World*", 12. Auflage. Vollständig neu bearbeitet von H. Habenicht und B. Damaan. Der lange Titel der Karte, auf dessen Wiedergabe wir verzichten, gibt den Zweck der Karte an: einen schnellen Ueberblick über Richtung und Ziel der durch Segel, Dampf und Elektricität beflügelten großen Verkehrsanstalten zu Lande und zu Wasser. Die Karte läßt sich aufgezogen 32 fach zusammenlegen, kann aber auch in vier einzelnen Blättern bezogen werden. Ueber frühere Auflagen urtheilen beispielsweise die „Verhandl. d. Gesellsch. f. Erdkunde zu Berlin": Eine neue Auflage der „Chart of the World" ist von allen denen, welche an Fortschritten des Weltverkehrs in den letzten Decennien, theils in theoretischer, theils in praktischer Verwerthung derselben Antheil nahmen, stets auf das lebhafteste und freudigste begrüßt worden... Dieser kurze Ueberblick über das auf dieser Karte zur Anschauung gebrachte reiche Material, welches den heutigen Standpunkt des Weltverkehres zu Land und zur See dem Beschauer klar und übersichtlich vors Auge führt, möge genügen, um diese auch in technischer Beziehung musterhaft ausgeführte Karte unsern Lesern auf das wärmste zu empfehlen... — Zu erwähnen sind dann in unserm heutigen Berichte noch folgende Arbeiten: Specialkarte von Kreta nach deutschen Marineaufnahmen und Routen deutscher, französischer und englischer Reisender zusammengestellt von H. Kiepert. Maßstab = 1:300,000, Berlin 1897. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Preis 2 M. — Neue Handkarte vom Aegäischen Meer mit Kreta. Maßstab = 1:1,750,000, Glogau, Karl Flemming. Bearbeitet im kartographischen Institut der Verlagshandlung. Preis 50 Pf. — Zum Schlusse fügen wir noch eine Reihe von Karten und Plänen an, die wir jüngst kennen lernten: Excursionskarte für das Berner Oberland, Schweiz. Bearbeitet nach den eidgenössischen Kartenwerken. Herausgegeben von den Verkehrsanstalten des Berner Oberlandes. Maßstab = 1:200,000. Aequidistanz = 100 m. Commissionsverlag von Schmid, Francke u. Cie., Bern. — Plan der Stadt Bern. Maßstab = 1:6250. 6. Auflage, nach amtlichen Quellen revidirt von Karl Mischler. Bern, Verlag von Hans Koebke. — Plan der Stadt Straßburg. Mit einem Uebersichtskärtchen der Umgebung. Maßstab = 1:7500. 15. verbesserte Auflage. Preis 1 M. Straßburg, Verlag von Karl J. Trübner. — Karte von Baselland. Entworfen von Professor Becker. Maßstab = 1:75,000. Topograph. Anstalt Winterthur, J. Schlumpf. — Eisenbahnkarte der Schweiz, von Mühlhaupt, Geograph. Unter Mitwirkung von J. Aman, vom commerciellen Dienst der Jura-Simplon-Bahn. Maßstab = 1:300,000. Arthur Lips, Bern. — Plan von Konstanz nebst Gemarkung. Maßstab = 1:4500. 1897. Entworfen und gezeichnet von Rud. Reßle, Druck und Verlag von J. A. Pecht, Konstanz. Dieser Plan hat ein sehr großes Format und ist in Farbendruck ausgeführt. Die Aequidistanz der Niveau-Curven beträgt 5 m. Der Münsterplatz ist angegeben zu 405.7 m, Pegelnullpunkt zu 391.76 m über dem Meer.

Ernst Fischer.

Ethnographische Musea in Midden-Europa. Verslag eener Studiereis 19 Mei — 31 Juli 1895 door *Dr. J. D. E. Schmeltz*, Conservator bij 's Rijks Ethnographisch Museum te Leiden. Met 3 bijlagen, 1 plant en 35 tekstillustraties. Leiden 1896. E. J. Brill. XI. 109 S. gr. 4°. — Auf Veranlassung des k. Niederländischen Ministeriums „van binnenlandsche zaken", welches auch die Herausgabe dieses schön ausgestatteten Bandes veranstaltete, hat Dr. Schmeltz, unser seit geraumer Zeit in Holland eingebürgerter und allen Freunden der Völkerkunde durch seine treffliche Zeitschrift wohl bekannter Landsmann, eine Studienreise durch die ethnographischen Sammlungen Westeuropa's — von der pyrenäischen Halbinsel abgesehen — unternommen und legt uns nunmehr einen Bericht vor, der auf allseitige Beachtung um so mehr rechnen darf, je mehr die Fachmänner, dem Vorgange F. Ratzels entsprechend, museologische Studien auf diesem Gebiet werthzuschätzen gelernt haben, und je mehr sich die Ueberzeugung Bahn bricht, daß Detailkenntniß der Thatsachen uns weit mehr als philosophische Construction noth thut. Der Verfasser begann mit dem seinem Wohnort benachbarten Middelburg, besuchte dann die sechs für ihn in Betracht kommenden Londoner Institute, sowie diejenigen der englischen Hochschulen, und wandte sich hierauf wieder dem Festlande zu. Natürlich fesselte ihn hier zunächst Paris, wo er sich auch mit der „Bertillonage" und mit den Schätzen des Artilleriemuseums beschäftigte, sodann ging er über Straßburg und Freiburg i. B. nach der Schweiz, um dort in Basel und Zürich längeren Aufenthalt zu nehmen, und seine weiteren Stationen waren Rom, Florenz, Wien, München, Nürnberg, Dresden, Leipzig, Berlin, Hamburg und Bremen. Da er auf alles Gewicht legte, so boten ihm selbst die in ethnographischer Hinsicht bescheidenen, wenn auch für andere Zwecke hochwichtigen Anstalten Nürnbergs Interesse, und es versäumt nicht, zu bemerken, daß das Germanische Museum für die Kenntniß der aus Venedig durch die weite Welt zerstreuten „Aggei-Perlen", welche lange ein Räthsel für die Ethnologen bildeten, Material darbiete. Durchweg wird von jeder Sammlung, durch die den Verfasser sein Weg führte, eine generelle Skizze der Einrichtung gegeben, und daran schließt sich dann eine Hervorhebung

Digitized by Google

der bemerkenswerthesten Stücke, des Etikettirungsprincips, der etwa vorhandenen regelmäßigen Veröffentlichungen u. s. w. Gewisse besonders auffällige Exemplare werden in guter Abbildung wiedergegeben, wie z. B. Gewichtstücke der Aschantis (Baseler Missionsmuseum), Masken aus Kamerun (Münchener Ethnographische Staatssammlungen), ein Gong aus Westborneo (Dresdener Museum) u. s. w. Weitere Kreise geht an der Grundriß des anthropometrischen Laboratoriums, welches Galton im Kensington Museum, den bekannten Anregungen Bertillons entsprechend, eingerichtet hat, und in welchem die Identität eines bestimmten Menschen, der dort einmal dem complicirten Messungsverfahren unterzogen worden war, immer wieder aufs neue festgestellt werden kann. Der akademische Lehrer der einschlägigen Fächer wird sich angezogen fühlen durch die Angaben, welche an den betreffenden Stellen über die an unsern Universitäten gehaltenen ethnologisch-anthropologischen Vorlesungen gemacht werden. Kurz der Inhalt der sich bescheiden als Reisebeschreibung einführenden Schrift ist ein recht vielseitiger und instructiver, und es dürfte keinem Zweifel unterliegen, daß derartige Berichte, wie sie ja auch schon von anderer Seite — z. B. von Heger (Wien) — erstattet worden sind, wesentlich zur Förderung der Wissenschaft von der geographischen Bedingtheit des Menschen beitragen.

Der Referent nimmt hier die Gelegenheit wahr zu partieller Berichtigung einer von ihm unlängst an dieser Stelle gemachten Angabe. Bei der Anzeige des ersten Bandes des Japanwerkes v. Siebolds, über dessen Fortsetzung wie uns in Bälde zu äußern haben werden, erwähnten wir, daß die reichen Sammlungen dieses Gelehrten dem Münchener Institut überwiesen worden seien. Dies ist nicht völlig zutreffend, denn ein sehr beträchtlicher Theil dieser Collection befindet sich, eben unter der Obhut von Dr. Schmeltz, in Leiden. Nach der Ansicht des Münchener Conservators Professor Dr. M. Buchner steht sogar der letztere Antheil an wissenschaftlichem Werthe noch über demjenigen, der an Bayern gefallen ist, und erst durch die bedeutenden eigenen Erwerbungen des letztgenannten Forschers, zu denen wir auch noch diejenigen Dr. E. Naumanns hinzugerechnet wissen möchten, sind unsre Staatssammlungen, was das östliche Japan betrifft, auf die richtige Höhe gebracht worden.

S. Günther.

Ebbe und Fluth. Gedichte von Ernst Eckstein. Dresden und Leipzig, Carl Reißner 1897. — Johannes Scherr in seiner „Allgemeinen Geschichte der Literatur", 6. Aufl. Stuttgart 1880, confrontirt Hieronymus Lorm und Ernst Eckstein als schroffe Gegensätze (II. Band, S. 327). Jener bewege sich „so formgediegen, daß er mitunter in einem Satz oder in einer Strophe das Weltweh zu bannen weiß"; dieser „schlendert . . . frisch, keck, burschikos-hemdärmelig umher". Die zweite Charakteristik kann nur „dem sprachgewandten Dichter des komischen Epos „Schach der Königin" und des lustigen „Hohenliedes vom deutschen Professor"" gegenüber zu Recht bestehen; hätte der Zürcher Literarhistoriker noch Ecksteins neue Lyrik erlebt, so würde er in diesem Falle sein kritisches Urtheil sicher stark modificirt haben. „Ebbe und Fluth" zeigt, daß der Poet die liebe Welt unter dem gleichen Gesichtswinkel betrachtet wie sein vermeintlicher Antipode. Die Spur des Frischen, Kecken, Burschikos-hemdärmeligen ist verweht im Winde. Ein pessimistischer Zug durchläuft seine Dichtung wie ein graues Band ein vielfarbiges Gewebe. Freilich liegt es dem Jüngeren auch jetzt noch fern, mit dem Leben philosophisch abzurechnen, die dunklen Daseinsformen selbstquälerisch zu zergliedern und allenthalben Noth und Tod aufzuspüren. Eckstein geht nicht darauf aus, Weisheitsregeln zu abstrahiren und große, glänzende Gedanken zu fixiren. An der lebendigen Schöpfung und belebenden Gegenwart hält er noch viel zu fest. Seine Ideen pulsiren noch zu feurig und seine Sehnen tragen noch zu tropige Spannkraft, als daß er sich müde beschränken und wehmüthig entsagen könnte. Der Humorist kommt noch zeitweilig zu Worte. Aber die drückenden Stimmungen überwiegen, die Wage schwankt leise in bange Dunkelheit hinüber. Das sieht man in seinen Natur- und Liebesliedern wie in seiner erzählenden Poesie. Die Gedichte von eigentlich balladeskem oder romanzenhaftem Gepräge sind in der Minderheit vorhanden; dafür enthalten sie ein paar höchst gelungene Stücke: „Die Verlassene", „Das Märchen vom Glück", insbesondere das grandiose „Don Juans Ende". Aber auch wo der Poet nur seinem subjectiven Gefühl Ausdruck verleiht, breitet er seinen Stoff gern beschaulich und anschaulich aus. Zwar nicht in der materisch und plastisch wirksamen Manier Detlev v. Liliencrons, aber doch immer mit dem deutlichen Bestreben, mehr als bloß wesentliche Züge der Erscheinung wiederzugeben. Er möchte immer gleich ein Ganzes abspiegeln. Ja diesem Triebe zur lebhaften Schilderung wird man an den Romanschriftsteller erinnert, an den Autor der römisch-griechischen Historien „Die Claudier", „Nero", „Prussias". Seine descriptive Darstellung dürfte man mit dem Schlagwort „moderner Sybaritismus" belegen. In maßvoller Breite und Fülle vereinigt er sinnlichr Gluth und glühende Empfindung; die Sinnlichkeit überträgt um ein Etwas die Energie unmittelbarer Herzlichkeit. Seine ideal färbende Schönheitsseligkeit gefällt sich in der sicheren Bewältigung schwieriger Metren und Reime; die spielende Grazie seiner Formenkunst wird nicht leicht übertroffen. Er liebt die reichen Farben und vollen Töne. Aber die Töne fließen selten zu einer wirklichen Melodie zusammen, es fehlt ihnen jener zarte Duft und feine Hauch, jener specifische Zauber, welcher das echte Lied auszeichnet. Solch ein Zusammenklingen wird natürlich oft durch die Ausdehnung des Gesichtskreises von vornherein vereitelt; da darf man nicht suchen, was unmöglich gefunden werden kann. Hin und wieder nähert er sich indessen auch vollsmäßiger Simplicität und klanglicher Geschlossenheit. Als ein Beispiel dieser Art mag sein „November" hier eine Stelle finden; in knappem Raum wird ein stimmungsvolles Naturbild gezeichnet und die trübe Scenerie mit der Trauer des Herzens in Einklang gesetzt. Es ist ein bewegtes Gemälde:

„Hoch über die alten Bäume
Weinende Wolken zieh'n.
Ihr Laub und meine Träume
Sind längst, o längst dahin!
Der Wind auf heimlichen Spuren
Geht einsam durch den Hain;
Mein Herz und die trauernden Fluren
Sind ohne Sonnenschein."

A. K. T. Tielo.

Paul Nobran, Abschied und andere Novellen. Leipzig, Staadmann 1897. — Wenn ich die drei Novellen, die Paul Nobran unter diesem Titel vereinigt hat, als hervorragend bezeichne, so geschieht dies weniger des Inhaltes als der Behandlung wegen. Alle drei Stücke erzählen ziemlich alltägliche Dinge. Ein schon bejahrter Professor verliebt sich in eine ebenso liebenswürdige, wie begabte Frau, die im Begriff ist, sich von ihrem Manne scheiden zu lassen. Die Schöne aber, obwohl sie dem Professor Zeichen ihrer Sympathie nicht zu verweigern schien, entschließt sich im entscheidenden Moment zur Versöhnung mit ihrem Gatten und der Professor geht um eine Erfahrung reicher — ins Altes. Ebenso behandelt die mittlere Novelle nichts Auffallendes. Eine unglücklich verheirathete Frau, die in einem jungen Maler den Mann ihres Herzens gefunden zu haben glaubt, hat nicht den Muth, alle Brücken hinter sich abzubrechen, und muß später, als sie doch endlich den verhängnißvollen Schritt zu dem geliebten Manne wagen will, sehen, daß er nur mit ihr gespielt und daß sie ihm als Staffage für sein neuestes Bild gedient hat. Die letzte Novelle ist — dem Stoffe nach — die eigenthümlichste. Sie schildert uns einen Sieg der Mutterliebe unter seltsamen Verhältnissen. — Ohne nun den geringsten Versuch zu machen, durch raffinirte Effecte oder aufregende Spannungen die Aufmerksamkeit zu reizen, weiß uns der Dichter doch durchaus zu fesseln. Aber wir erkennen ja auch den Dichter nicht an der Wahl des Stoffs, sondern allein an der Fähigkeit, auch die sprödesten und gleichgültigsten Dinge durch den Zauber der Darstellung poetisch zu beleben. Die Kunst der Darstellung nun ist Paul Nobran in hervorragendem Maße eigen. Ich rede hier nicht allein von der glänzenden, spiegelklaren und überaus schönen Sprache, auch nicht von der äußerst geschickten Handhabung der epischen Technik, wie sie junge Talente ja oft vermissen lassen, sondern ich spreche von der scharfen Beobachtungsgabe und der Kraft und Lebendigkeit, mit welcher der Dichter das Erschaute, neu belebt, dem Leser vor das geistige Auge zu rücken weiß. Wer so tief in die menschliche Seele und namentlich in das innerste Wesen des Weibes sehen kann, besitzt das Zeug zu einem großen Dichter, wenn er, wie Paul Nobran, damit die Gabe verbindet, Menschen von Fleisch und Blut, wie sie uns das tägliche Leben vorführt, malen zu können. Wie trefflich ist ihm besonders die Heldin der Novelle „Abschied" gelungen! Ebenso fein, wie es die Frauen zu zeichnen versteht, gerathen ihm die Männer. Der Maler und der pensionirte coloreche Gatte in „Abschied" sind meisterhaft entworfen und gut ausgeführt. Mit liebenswürdiger Eleganz sind die Nebenpersonen skizzirt, ebenso wie das gesellschaftliche Milieu und besonders das landschaftliche Colorit vorzüglich getroffen sind. Ob nun der Dichter Italiens ewige Schönheit oder die

erhabene Romantik der Alpennatur und die prachtvolle Seeluft des Baltischen Meeres darstellen will, gerade hier weiß er seiner Palette Farben zu entlocken, wie sie nur wenige haben können. Der duftige Hauch edler Resignation, der über den tief empfundenen Stimmungsbildern ruht, hat etwas Unbrimelnres und ist weit verschieden von dem gekünstelten Weltschmerz blasirter Sensationisten.

Hans Henning.

* Ueber das Anwachsen der öffentlichen **Bibliotheken in Preußen** veröffentlicht Dr. O. Hartwig-Halle im „Centralblatt für Bibliothekswesen" (Leipzig, Otto Harassowitz) die folgenden Daten. Im Etatsjahre 1895/96, dem letzten, für das vollständige Angaben vorlagen, wurden von allen Universitätsbibliotheken zusammen rund 22,500 Bände gekauft, ferner liefen noch 8000 Bände als Pflichtexemplare, etwa 8500 als Geschenke und im Austausch zusammen 43,817 Schriften (vorwiegend Dissertationen und Schulprogramme) ein. Endlich stammten 1779 Bände theils von akademischen Lesevereinen, theils gingen sie gegen Hingabe von Doubletten ein. Die königliche Bibliothek hingegen erwarb durch Kauf 12,321 Bände — sie kann seit 1889 jährlich 150,000 Mark zu Anschaffungen verwenden —, als Pflichtexemplare 7231, Geschenke 2949 und durch den Tauschverein 2745 Bände. Der Gesammtzuwachs aller dieser Bibliotheken belief sich mithin auf 110,039 Bände, jedes Programm und dergl. als Band gezählt. Nur die Universitätsbibliotheken von Halle und Kiel vereinigen solche gleichförmige Gelegenheitsschriften zu Sammelbänden und bringen nur diese in Ansatz. Im Anschluß hieran betont Dr. Hartwig die Dringlichkeit von Erweiterungsbauten jeder Art für fast alle staatlichen Bibliotheken und die Nothwendigkeit, auch die Fonds der preußischen Hochschulbibliotheken zu vermehren, damit endlich das Beamtenpersonal auf eine ausreichende Zahl gebracht werde. Besonders hebt er die Mißstände, die in letzterwähnter Hinsicht vorhanden sind, für die **königliche Bibliothek in Berlin** hervor. Auch in räumlicher Hinsicht sei der Zustand dieser Bibliothek derartig, daß eine schleunige Abhülfe nöthig sei. Daß das Gebäude am Opernplatz in Berlin nicht mehr genüge, sei ja ohnehin selbstverständlich, denn nur die nach dem sogen. Magazinsystem errichteten neueren Bibliotheksgebäude können die nöthige Uebersicht, Sicherheit, Raumersparniß und Ausdehnungsfähigkeit gewähren. Daß aber Preußens erste Bibliothek bei ihren reichen und massenhaften Schätzen „noch immer mit einem Prim vorlieb nehmen muß, welches sie nachgerade in dieser Beziehung zum Aschenbrödel unter den großen europäischen Bibliotheken stempelt, das bleibt im höchsten Grade bedauerlich". Und ähnliche räumliche Mißverhältnisse herrschen nach Dr. Hartwigs Darstellung in der Berliner Universitätsbibliothek in der Dorotheenstraße. Dr. Hartwig tritt für den Vorschlag ein, nach der unumgänglichen Errichtung eines neuen Gebäudes für die königliche Bibliothek das Haus am Opernplatz der Universitätsbüchersammlung einzuräumen, welche ja noch relativ klein ist. Aber jener Bau sei die Grundbedingung zu einer Besserung der Berliner Bibliotheksverhältnisse.

* **Bewegliche Röntgenbilder** hat der englische Arzt Dr. Macintyre von einem lebenden Frosch aufgenommen, indem er die verschiedenen Phasen des kriechenden und hüpfenden Thieres in vielen für den Kinematographen geeigneten Momentbildern aufnahm. Die der Londoner königlichen Gesellschaft vorgelegten Aufnahmen sollen wohlgelungen sein. Wenn der Mensch nicht für solche Aufnahmen etwas zu groß wäre, würde man den Reigen diesen entnommenen „Todtentänze" für den Kinematographen darstellen können. Und wer weiß, ob das nicht auch noch gelingt.

tz. **Weimar**, 8. Oct. Zu Ehren der im März d. J. verewigten Frau **Großherzogin Sophie von Sachsen**, kgl. Prinzessin der Niederlande, hatten die Vorstände der Goethe- und Shakespearegesellschaft im Verein mit der großh. Hoftheaterintendanz, der Schillerstiftung und dem Schiller- und Goethearchiv schon am Begräbnißtag ihrer hohen Protectorin einen Festact besonderer Art geplant. Da das alljährliche Goethefest, das sonst meistens zu Weimar um die Zeit der Pentecoste abgehalten zu werden pflegt, der allgemeinen Landestrauer wegen hinausgeschoben wurde, so hielten es die genannten Corporationen und Institute für angemessen, im Herbst das versäumte Fest nachzuholen und dieses mal in eine Gedächtnißfeier für die um Weimars, um Deutschlands Wissenschaft und Kunst so hochverdiente Fürstin umzuwandeln. Und das ist nun am Freitag, dem 8. October (als dem einstmaligen Hochzeitstag der hohen Verstorbenen), in würdigster Weise geschehen! In hochpoetischer Weise prologisirte Julius Grosse den Traueract durch eine Vision, die an das goldene Hochzeitsjubiläum (1892) anknüpft und Tags zuvor in der officiellen Zeitung zum Abdruck gelangte.

„Und heut' an Deines Glückes Hochzeitstage,
Mag schwinden alle Trauer, alle Klage.
Du grüßest uns aus jenen lichten Höh'n,
Vertraulich, huldvoll, gütig, mutterschön.
So feiern heut' wir, im Octoberglanz,
Als neuen Lenztag Dich im Rosenkranz.
Gegrüßt sei uns — wir beugen Haupt die Knie
Gegrüßt, verklärt geheiligte Sophie."

Die Feier selbst fand Vormittags um 11½ Uhr, in dem für derlei Festacte von altersher stets mit Vorliebe auserwählten großen Saal der „Erholung" statt. In Vertretung des Großherzogs Carl Alexander war dessen Enkel, der Erbgroßherzog Wilhelm Ernst mit seiner Mutter, der verwittweten Frau Erbgroßherzogin und seinem jüngeren Bruder, dem Prinzen Bernhard Heinrich, erschienen. — Die stimmungsvollste Einleitung bot das Beethoven'sche Trio op. 96, das unter C. Lassens genialer Leitung durch Mitglieder der großherzogl. Hofcapelle zu Gehör gebracht wurde. Darnach ergriff auf der, unmittelbar vor den höchsten Herrschaften auf der hinteren Langseite des Saales errichteten und von grünen Gewächsen umschatteten Rednerbühne, der Geheime Rath Dr. **Kuno Fischer** (Heidelberg) das Wort zu einer überaus geistvollen und in dem schlichten Vortrag doppelt wirksamen Gedächtnißrede, welche die gesammte Zuhörerschaft sichtlich ergriff. An den fast dreistündigen Vortrag, in welchem der berühmte Literarhistoriker mit besonderer Gründlichkeit die Einwirkung des erlauchten Herrscherhauses Oranien-Nassau auf Politik und Kunst behandelte und neben einer geradezu plastischen Darstellung des geistigen Profils der zu feiernden Großherzogin Sophie auch von dem regierenden Großherzog und von dem so früh, vor nunmehr drei Jahren aus dem Diesseits abberufenen Erbgroßherzog Carl August überaus prägnante Charakterschilderungen entwarf, schloß sich als instrumental-vocaler Epilog der Schlußsatz der herrlichen Berthovrn'schen Messe in C. Die hohen Herrschaften sprachen nach dem Vortrag dem Redner in huldvollster Weise ihren Dank aus und in tiefer Ergriffenheit entfernte sich die gesammte Zuhörerschaft. Es war ein in der That tiefberührender Act, der zweifelsohne allen Theilnehmern in dauernder Erinnerung verbleiben dürfte. Um dieser trotz ihrer Einfachheit (dem Sinne der hohen Verstorbenen gemäß) überaus würdigen Feierlichkeit noch eine künstlerische Illustration beizugesellen, hat das Hoftheater am Freitag Abend Gluck's „Orpheus und Eurydike" und für Sonnabend Shakespeare's „Wintermärchen" neu einstudirt. Die Festtheilnehmer wohnen als Gäste des Hoftheaters diesen Vorstellungen bei.

Für alle, die dem Feste nicht beiwohnen konnten, mag schließlich die Mittheilung von Interesse sein, daß die Gedächtnißrede Kuno Fischers im Novemberhefte der „Kosmopolis" in vollem Wortlaute zum Abdruck kommt und späterhin auch noch als Separatabdruck im Buchhandel erscheinen soll.

* **Bayerische Universitäten.** Im Etat des Cultusministeriums, der jetzt der Kammer zur Berathung vorliegt, sind die folgenden Neueinrichtungen ins Auge gefaßt: 1. Für **München** die Errichtung eines **zahnärztlichen Institutes**, 2. für **Würzburg** die Errichtung einer ordentlichen Professur für **Geographie** und eines außerordentlichen für **englische Philologie**, 3. für **Erlangen** die Uebertragung der **Geschichte der Medicin** an den zum ordentlichen Professor zu befördernden Lehrer der medicinisch-propädeutischen Fächer und die Ueberweisung der **Hygiene** als weiteren Lehraufgabe an den außerordentlichen Professor für Bakteriologie.

* **Freiburg i. B.** In der philosophischen Facultät der hiesigen Universität habilitirte sich Dr. F. **Panzer**, bisher Privatdocent in München, für deutsche Philologie und Licentiat und Dr. A. **Loewy** für Mathematik.

* **Berlin.** Der Privatdocent der Philosophie an der hiesigen Universität Dr. med. et phil. **Max Dessoir** — ein Sohn des Schauspielers Ludwig Dessoir — ist zum außerordentlichen Professor befördert worden.

* **Krakau.** Der Ministerialsecretär im k. k. Handelsministerium, Privatdocent Dr. Friedrich **Zoll**, wurde zum außerordentlichen Professor des österreichischen Civilrechts an hiesiger Universität ernannt.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 12. October. Nummer 230.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Der Kilimandscharo. — Bendis. Von B. Sauer. — Mittheilungen und Nachrichten.

Der Kilimandscharo.

Abriß der Entdeckungsgeschichte. — Das Reisewerk Volkens'.

H. S. Da wir in einem Zeitalter der Jubiläen leben, wäre es nicht unmöglich, daß man im nächsten Jahre in irgend einer Form den Tag festlich begeht, an dem vor einem halben Jahrhundert der Kilimandscharo sich zum erstenmal den bewundernden Blicken eines Europäers enthüllte. Zu einem Jubiläum gehört heutzutage auch eine Festschrift, und eine solche liegt uns bereits für unsern Fall vor: wir meinen Professor Dr. Volkens' Buch über den Kilimandscharo.[1]) Es fällt uns natürlich nicht im Ernste bei, mit dieser Bemerkung dem gelehrten Herrn Verfasser zu nahe treten und seinem vortrefflichen Werke einen Charakter aufdrängen zu wollen, den er selber in keiner Weise ihm zu geben beabsichtigt hat — wir meinen nur: es trifft sich doch gut, daß ziemlich genau 50 Jahre nach seiner Entdeckung der afrikanische Bergriese eine so eingehende und interessante Schilderung erfährt, wie in dem vorliegenden Buche. Wir benutzen diesen Anlaß zunächst zu einem Rückblick auf die Kilimandscharoforschung, der vielleicht gerade jetzt am Platze ist.

Es war am 11. Mai des Jahres 1848, als der deutsche Missionar Rebmann auf seiner ersten Reise ins Dschaggaland in sein Tagebuch die Worte schreiben konnte: „Wir sahen diesen Morgen die Berge von Dschagga immer deutlicher, bis ich gegen 10 Uhr den Gipfel von einem derselben mit einer auffallend weißen Wolke bedeckt zu sehen glaubte. Mein Führer hieß das Weiße, das ich sah, schlechtweg ‚Kälte'; es wurde mir aber ebenso klar als gewiß, daß das nichts anderes sein könne als Schnee." Und dieser Gewißheit gab der Entdecker noch deutlicher Ausdruck, wenn er weiterhin von dem „mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Killi Mandscharo" spricht. Johann Rebmann war 1846 im Auftrage der englischen Church Missionary Society nach Ostafrika gegangen und die folgenden Jahrzehnte mit seinen Landsleuten Krapf und Erhardt auf der Missionsstation Rabai bei Mombas thätig. Alle drei haben sich um die Erforschung des bis dahin gänzlich unbekannten äquatorialen Ostafrika unvergängliche Verdienste erworben, und eines dieser Verdienste war die Rebmann'sche Entdeckung.

Die Existenz eines hohen Berges im Hinterland der dortigen Küste war schon seit Jahrhunderten wahrscheinlich. Soweit sich nachweisen läßt, ist der Spanier Fernandez de Enciso der erste, der dessen Erwähnung thut, wenn er 1519 in seiner „Summa de geographia" bemerkt, daß westlich von Mombas der äthiopische Olympus liege (Meyer, Ostafrikanische Gletscherfahrten, S. 5). Enciso hatte die damals portugiesische Ostküste besucht und seine Kenntniß wohl von Karawanenleuten. Auch in späteren Jahrhunderten bis hinunter auf die Zeit seiner Entdeckung ist von diesem „Olympus" in den Schriften über Ostafrika öfters die Rede und er erscheint auch auf einzelnen Karten angedeutet. Möglicherweise ist der Berg von der Küste hin und wieder gesehen worden. Die Eingeborenen behaupteten das wenigstens. Kersten, Baron von der Deckens Begleiter auf seiner zweiten Dschaggareise (von 1862), ging diesen Erzählungen nach, als er das Küstengebiet durchstreifte, allerdings, wie er berichtet (C. C. von der Deckens Reisen in Ostafrika, II, S. 66 fg.) ohne Erfolg — allein die Möglichkeit ist doch vielleicht nicht von der Hand zu weisen, daß man da den Kilimandscharo, etwa infolge Luftspiegelung, auf kurze Zeit bemerkt hat und noch bemerken kann. Sehr selten dürfte das freilich der Fall sein, denn die Gipfel hüllen sich die längste Zeit des Jahres über in Nebel und werden oft erst dann sichtbar für den Reisenden, wenn er bereits den Fuß des Bergriesen betreten hat.

Jedenfalls ist Rebmann der Entdecker dieses afrikanischen Schneeberges unter dem Aequator. Der deutsche Missionar gelangte damals bis zur Dschaggalandschaft Kilema und kehrte im Juni zur Küste zurück. Ein zweiter Vorstoß November 1848 bis Februar 1849 brachte ihn über Kilema bis Madschame, während eine dritte, größer angelegte Reise in dieser Landschaft im Mai 1849 ihr vorzeitiges Ende fand. Gleich darauf kam auch Rebmanns College Krapf auf seiner Entdeckungsreise zum Kenia in die Nähe des Kilimandscharo; er schätzte die Höhe des Kibo, der westlichen und höchsten Spitze des Berges, auf 12,500 engl. Fuß. Die Berichte der Missionare gelangten nach Europa, fanden hier aber wenig Glauben. Die damals maßgebenden englischen Geographen, der bissige, wenn auch sonst recht verdienstvolle Cooley an der Spitze, sprachen von Sinnestäuschungen, wenn man die deutschen Missionare nicht gar für ehrgeizige Betrüger hielt. Selbst der Forscher Heinrich Barth, der fremder Leistung nicht immer vorurtheilsfrei gegenübertrat, hielt seinerzeit von diesen Schneebergen nicht viel, während August Petermann in London und später in Gotha das Vorhandensein der Schneeberge Kilimandscharo und des bald darauf von Krapf entdeckten Kenia mit Energie verfocht.

Allein die Entdeckungen der Missionare fanden länger als ein Jahrzehnt hindurch nicht die Beachtung, die sich solchen auffälligen Nachrichten gegenüber auch schon damals in neue Untersuchungen umzusetzen pflegten. Die Expedition Burtons und Speke's von 1857 und die von Speke und Grant von 1860 hatten andere Ziele. Es blieb vielmehr erst im Jahre 1861 einem andern Deutschen vorbehalten, Rebmanns Entdeckung zu bestätigen. Der hannöversche Baron von der Decken gelangte mit dem englischen Geologen Thornton in die Dschaggalandschaften und bestieg im

[1]) Der Kilimandscharo. Darstellung der allgemeinen Ergebnisse eines fünfzehnmonatlichen Aufenthalts im Dschaggalande von Prof. Dr. Georg Volkens, Privatdocent der Botanik an der Universität Berlin. Mit 11 Vollbildern, 28 Textbildern und 1 Karte. Berlin 1897. Geographische Verlagshandlung, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). 12 und 388 S. Preis 8 M.

August des genannten Jahres den Kilimandscharo bis zur Höhe von ca. 8000 Fuß. Im nächsten Jahre erneuerte er den Versuch und erreichte mit Dr. Otto Kersten December 1862 eine Höhe von etwas über 14,000 engl. Fuß (4280 Meter). An die Schneegrenze war man damit freilich noch nicht gekommen, allein der Charakter des Kilimandscharo als Schneeberg erschien jetzt niemand mehr zweifelhaft; nur Cooley ließ sich nicht überzeugen. Die Ergebnisse der beiden Decken'schen Reisen erwiesen sich auch in anderer Beziehung als werthvoll. Thornton und Kersten brachten eine Fülle astronomischer, barometrischer und trigonometrischer Messungen heim, die die Herstellung eines ausgezeichneten Kartenbildes vom Kilimandscharo zuließen, und dieses Kartenbild erfuhr fast 25 Jahre hindurch keine wesentliche Erweiterung oder Berichtigung. Der Kilimandscharo behielt diese Zeit über seine geographische Position, während seine Höhe auf Grund von Kerstens trigonometrischer Messung mit 18,710 (Kibo) und 16,270 Fuß (Mawensi) auf den Karten eingetragen wurde. Thornton ahnte auch schon mit dem geschulten Blick des Geologen die Vulcannatur des Schneeberges; er schließt „nach den Ansichten aus Südost bis Südwest und nach den gesammelten Steinproben, daß der Kilimandscharo ein alter, durch Einstürze theilweise zerstörter Feuerspeier sei, von dessen einstiger Größe die meilenweit von einander entfernten Gipfel, nur unbedeutende Ueberreste des Ganzen, Zeugniß geben" (Decken, a. a. O., I, S. 268). Auch sonst waren die naturwissenschaftlichen Resultate reichhaltig und verhältnißmäßig umfassend — es wird der Versuch gemacht, Vegetationsregionen am Berge zu unterscheiden — und darum liest man noch heute die betreffenden erzählenden Capitel des classischen Decken'schen Reisewerkes mit Interesse und Gewinn.

Die Schneegrenze am Kilimandscharo erreichte erst der englische Missionar Rew im Jahre 1871, der nächste Nachfolger von der Deckens; er berührte die Eis- und Schneekuppe des Kibo mit eigenen Händen. Auf der Heimkehr zur Küste entdeckte Rew noch den kleinen Kratersee Dschala im Südosten des Berges. Einen zweiten Versuch, den Bergriesen vollends zu bezwingen, bezahlte Rew 1873 mit seinem Leben. Von dem bekannten Mandara, dem Häuptling von Moschi ausgeplündert, starb er auf der Rückreise. Rew beobachtete sechs verschiedene Vegetationszonen am Berge und kam der heutigen Definition derselben ziemlich nahe.

Thorntons Vermuthung erhob 1883 der englische Geologe Thomson zur Gewißheit, obwohl sein Unternehmen, den Kilimandscharo zu besteigen, schon in geringer Höhe mißglückte. Die Bildung des Berges, so führt er aus, habe sich in geologisch neuerer Zeit — Tertiärzeit — vollzogen. Der zerrissene Mawensi sei der ursprüngliche Vulcan, der lange dagewesen, bevor sein Nachbar Kibo entstanden. Je höher der Mawensi durch die herausquellenden Lavamassen gewachsen, um so schwerer sei es den treibenden Kräften geworden, die Lavasäulen zur Oeffnung herauszuheben; und endlich wäre das nicht mehr möglich gewesen, und die Massen hätten sich einen neuen Krater, den Kibo, suchen müssen. Dieser hätte dann mit seinem Regen von Felsblöcken und seinen sonstigen Auswürfen das eisgraue Haupt des nun zur Unthätigkeit verdammten Mawensi zermalmt und die atmosphärischen Agentien hätten das übrige gethan, seine Flanken zu zerstören. Schließlich sei dann auch der Kibo erloschen, ohne daß ein anderer Krater sich geöffnet hätte, als die kleinen parasitären Krater, die die Abhänge bedecken. Daß der Kibo einen Krater habe, schließt Thomson aus dessen Gestalt. Die Schilderung des Forschers von diesen Vorgängen (Durch Massailand, S. 190 fg.) ist ebenso anschaulich wie scharfsinnig und annehmbar, und es sei gleich vorweg bemerkt, daß Thomsons Darstellung durch spätere Beobachtungen nur bestätigt werden konnte und noch heute gelten muß. In topographischer Beziehung ergänzte Thomson die Karte des Kilimandscharo insofern, als er den vom Westfuß des Kibo ausgehenden „Schirakamm" entdeckte und auf seiner Route im Nordwesten des Berges feststellte, daß hier kein Abfluß herunterkomme und der Abfall da unvermittelter stattfinde als in anderer Richtung.

Im Jahre 1884 hielt der englische Naturforscher H. H. Johnston sich mehrere Monate am Kilimandscharo auf und studirte mit ziemlich spärlichen Erfolgen Fauna und Flora, während die Topographie des Berges durch ihn keine Ergänzung erfuhr. In um so reicherem Maße geschah das durch die Teleki-Höhnel'sche Expedition im Juni 1887. Graf Teleki klomm am Kibo bis 4800 Meter Höhe empor, v. Höhnel vervollständigte Kerstens Arbeiten durch umfangreiche Messungen. Infolge der Beobachtungen v. Höhnels verschob sich die Position des Kilimandscharo gegen die bis dahin auf Kersten zurückgeführte um etwa 12 Längenminuten nach Westen — eine Differenz, die schon durch Thomson wahrscheinlich geworden war und heute allgemein adoptirt wird. v. Höhnel sammelte auch namentlich in der höchsten Region zahlreiche neue Pflanzen.

In den folgenden Jahren wurde der Kilimandscharo von vielen Europäern aufgesucht. Es hatten sich mittlerweile die Deutschen an der Ostküste festgesetzt, und verschiedene Beamte der Ostafrikanischen Gesellschaft, sowie Jäger und Touristen kamen zum Berg; doch zog die Wissenschaft daraus keinen Gewinn. Das gilt auch von den Schutztruppenführern und Stationschefs der ersten neunziger Jahre. Es fallen aber in diese Zeit einerseits der Aufenthalt des amerikanischen Naturforschers Abbot, der 1888/89 nach Meyers Urtheil „ganz Dschagga und den Berg bis zum Sattelplateau hinauf untersucht und abgesammelt und die Botanik und Zoologie des Kilimandscharo mit großem Erfolg studirt hat" — und andrerseits die wichtigen Reisen Dr. Hans Meyers selbst 1887—1889, über die dieser in seinem ausgezeichneten Werk „Ostafrikanische Gletscherfahrten" (Leipzig 1890) berichtet. Die ergebnißreichste seiner Touren war die von 1889. Meyer bestieg mit dem Alpinisten Purtscheller sowohl den Mawensi wie den Kibo und bestimmte deren Höhe zu 5355, resp. 6010 Meter. Beide waren also höher, als man angenommen hatte. Thomsons Vermuthungen wurden durchaus bestätigt. Meyer constatirte den Krater des Kibo; dessen Kraterkegel wuchs mit den Lavaergüssen wahrscheinlich zu einem Spitzkegel auf, der den jetzigen Kibogipfel noch um 500 Meter überragt haben mag und dann vielleicht durch Einbruch herabsank (letzteres schon Thorntons Annahme; siehe oben). Im Innern dieses 2000 Meter im Durchmesser haltenden Einbruchskessels schütteten spätere, kleinere Eruptionen noch einen 150 Meter hohen Flachkegel auf. Heute aber ist die vulcanische Thätigkeit des Kilimandscharo erloschen. Erdbeben, die Volkens (S. 119) erwähnt, werden auf tektonische Vorgänge zurückzuführen sein, nicht auf vulcanische Ursachen. — Im übrigen war Meyer in der Lage, eine detaillirte Karte der obersten Regionen aufzunehmen. Den Westrand des Einbruchskessels zerklüftet nach seiner Darstellung eine gewaltige, gletscherüberzogene Spalte, während Lavakämme die nach Westen gehende sogenannte Schirakette bilden sollen. Im Gesammtbau Ostafrika's stellt der Kilimandscharo einen dem Ostrand des großen ostafrikanischen Grabens aufgesetzten Vulcan dar, während der benachbarte Meruberg auf der Grabensohle sich erhebt.

Nachdem Meyer seine Forschungen am Kilimandscharo beendet, trat, wie angedeutet, hier ein Stillstand ein. Der Berg gehörte zur deutschen Interessensphäre, und die deutsche Regierung hätte nun die Pflicht gehabt, das von privaten Unternehmungen begonnene und schon beträchtlich geförderte Forschungswerk schnell zu Ende zu führen — um so mehr,

Digitized by Google

als die Besiedlung des Kilimandscharo durch deutsche Colonisten, und seine Nutzbarmachung für den Plantagenbau eifrig discutirt wurde. Es ist nach dieser Richtung aber beschämend wenig geschehen. In Maschi bestand eine Militärstation, deren Offiziere keine Neigung und auch wohl keine Zeit oder Vorbildung für das wenig dankbare Geschäft wissenschaftlicher Einzelbeobachtung hatten. Meteorologische und andere Bemerkungen aus dieser Zeit besitzen wir allerdings von dem Schutztruppenarzt Dr. Brehme, in topographischer Beziehung aber verliefen die ersten Jahre dieses Decenniums völlig ohne Fortschritte. Und heute, sieben Jahre nach dem Erscheinen der Meyer'schen Karten, sind wir darin eigentlich auch nicht viel weiter.

Wir haben nunmehr die Bedeutung des Volkens'schen Buches und der Forschungen des Verfassers zu kennzeichnen. Volkens' „Kilimandscharo" ist seit 1890, als Meyer seine schon öfter erwähnten „Ostafrikanischen Gletscherfahrten" herausgab, das einzige deutsche Afrikawerk, das die Verhältnisse am Schneeberg von wissenschaftlichen Gesichtspunkten aus behandelt. Peters räumt dem Kilimandscharo in seiner umfangreichen Beschreibung des ostafrikanischen Schutzgebiets (1894) zwar eine hervorragende Stellung ein, allein seine Darstellung stützt sich mehr auf phantasievolle Annahmen, als auf thatsächliche Kenntniß und hat daher nur einen sehr geringen Werth.

Auf Veranlassung der deutschen Colonialgesellschaft hatte das Auswärtige Amt im Jahre 1892 die Errichtung einer wissenschaftlichen Station am Kilimandscharo beschlossen und dafür den Geologen Dr. Carl Lent und den Forstassessor Wiener gewonnen. Diesen beiden Herren schloß sich mit Unterstützung der Regierung und der Berliner Akademie der Wissenschaften der Botaniker Dr. Volkens an, der bereits in den Jahren 1884/85 im Auftrag der letzteren auf afrikanischem Boden thätig gewesen war und die ägyptisch-arabische Wüste durchforscht hatte. Nach allem durfte man auf besonders vielseitige und werthvolle Resultate mit Sicherheit rechnen. Nach langer Verzögerung, die durch die Billaw-Wolfrum'sche Katastrophe im Kampf gegen Meli von Moschi verursacht wurde, konnten die Herren endlich im März 1893 von der Küste aufbrechen; sie kamen noch im selben Monat am Kilimandscharo, in der inzwischen von Moschi nach Marangu verlegten Militärstation an, mußten aber die Erfahrung machen, daß die dortigen politischen Verhältnisse ihren Absichten vorläufig recht ungünstig waren. Jener Meli erfreute sich noch seines Sieges und seine Unterwerfung stand im weiten Feld. Auch sonst gährte es infolge jener Vorgänge überall in den Dschaggastaaten. Unter diesen Umständen mußte die wissenschaftliche Station unter den Mauern des Forts von Marangu errichtet werden, und die Forscher blieben zunächst auf dessen engere Nachbarschaft beschränkt. Ende Juni hatte man den Stationsbau zu Ende geführt. Wiener war inzwischen ernstlich erkrankt und nach Europa zurückgekehrt. Anfang August traf dann der Gouverneur Oberst v. Schele am Kilimandscharo ein und vollzog die Niederwerfung Meli's und die Neugründung der Moschistation, wodurch Volkens und Lent endlich Bewegungsfreiheit erhielten. Ende August begannen die wissenschaftlichen Beobachtungen, nachdem man noch weiter aufwärts am Berg in 2700 Meter Meereshöhe eine Schutzhütte, eine Art von secundärer Station, errichtet hatte. Die beiden Herren durchstreiften nun monatelang, zum Theil allein, meist aber in Begleitung des Chefs der Militärstation, des Campagnieführers Johannes, die Berglandschaften und kamen dabei in Gebiete, die von Europäern noch nicht betreten waren. Von Wichtigkeit war namentlich eine Tour rund um den Kilimandscharo (5. bis 17. März 1894), wobei man die unbekannten Nordabhänge in Höhe von 2750—3600 Meter kennen lernte und auch über die Topographie des Westens und Nordwestens (Schirakette) Aufschluß erlangte. Die übrigen Routen bedecken wie ein Netz den ganzen Süd- und Südostabhang des Bergriesen. Im Juni 1894 verließ Volkens die Station, nachdem dort der Zoologe Dr. Kretschmer eingetroffen war; Lent blieb noch zurück und wurde am 25. September desselben Jahres zusammen mit Kretschmer in der Rambalandschaft Kerua am östlichen Kilimandscharo ermordet. Die Leichen verbrannten die Warombo. Die Rache blieb natürlich nicht aus — ob sie aber die Schuldigen traf, ist zweifelhaft: man knüpfte ein paar beliebige Leute auf! Die Station wurde darauf aufgegeben. Das der äußere Verlauf des ganzen Unternehmens.

Volkens gibt nun in seinem Buch zunächst eine Schilderung seiner Erlebnisse auf dem Marsch von der Küste zum Kilimandscharo, seiner dortigen Thätigkeit und der einzelnen Ausflüge. Natürlich findet er hier schon Gelegenheit zu allgemeinen Bemerkungen, die sich dann im zweiten Abschnitt zu theilweise erschöpfenden Abhandlungen, zu einer Art Monographie des Kilimandscharo erweitern. Volkens ist Botaniker, und wir betrachten es als einen ganz besonderen Vorzug, daß auch ein Vertreter dieser Wissenschaft am Schneeberg forschte, nachdem er schon öfter von Geologen und Zoologen besucht war; ja, wir halten den Botaniker vor allen anderen für geeignet, ein Bild ferner Länder zu entwerfen, und denken dabei u. a. an das leuchtende Beispiel eines Schweinfurth. Daß der Verfasser Botaniker ist, erkennen wir fast aus jeder Seite seines Werkes und seine Schilderung der Vegetations-Formen und -Zonen am Berg schätzen wir überhaupt als den wichtigsten Theil desselben. Durch ein bischen viel Fachwissenschaft, das sich da stellenweise hervordrängt in Form von Aufzählung lateinischer Pflanzennamen und Tabellen, darf sich der Leser nicht irre machen lassen — sonst lese er lieber die oberflächlichen, feuilletonartigen Bücher von Offizieren, Touristen ꝛc., an denen ja kein Mangel herrscht. Ob er von der Lectüre der letzteren aber einen Gewinn hat, erscheint mehr als zweifelhaft. Ueberdies sind die allgemeinen Excurse auch dieser Capitel bei Volkens so interessant und lesbar, daß der Laie jenen vielleicht nothwendigen Mißstand ruhig in den Kauf nehmen darf. Volkens schreibt gewandt und, wo es am Platz, auch launig; man merkt, daß der Verfasser mit Liebe bei seinem Gegenstand verweilt. Nicht müde wird er in der Bewunderung des Schneeriesen, für dessen erhabene Schönheit er des Lesers volle Antheilnahme gewinnt. Hübsche Bildchen bietet die Besprechung der Thierwelt, doch stützte sich der Verfasser hier zumeist auf die Beobachtungen seiner Vorgänger Johnston, Abbat u. a. Den Dschaggavölkern sind bisher eingehende Studien noch nicht zutheil geworden. Alle Reisenden haben sich bis dahin nur mit der Beobachtung gerade zu Tage tretender Aeußerlichkeiten begnügt, während ein einigermaßen lückenloses Bild ihrer geistigen Cultur noch immer nicht vorliegt. Vielleicht, daß uns dereinst die zahlreichen, am Kilimandscharo wirkenden Missionare darüber Aufschluß geben. Bis jetzt jedoch haben diese Sendboten unter den Dschaggaleuten nicht einmal äußere Erfolge zu verzeichnen, weil sie sich nach Volkens in erster Linie noch mit der Erziehung von Massaikindern und anderen „importirten" Zöglingen beschäftigen. Volkens selber war nicht in der Lage, erhebliche Beiträge der angedeuteten Art zu liefern; seine Aufgaben waren anderer Art. Trotzdem entnimmt man dem Capitel „Die Wadschagga" manches Neue.

Es ist uns hier nicht möglich, auch nur andeutungsweise den im übrigen reichen Inhalt des Buches wiederzugeben. Wir beschränken uns darauf, aus der Fülle der Einzelbeobachtungen einiges herauszugreifen. Sehen wir zunächst, inwieweit durch die wissenschaftliche Station und

ihre Mitglieder, Volkens und Lent, die geographische Erforschung des Kilimandscharo gefördert worden ist. Schon oben wurde bemerkt, daß seit der Herausgabe der Meyer'schen Karten ein Stillstand auf diesem Gebiete eingetreten war. Lent hat nun neben geologischen Forschungen auch sehr umfassende geographische Aufnahmen am Berge durchgeführt. Leider ist er durch seinen frühzeitigen Tod daran verhindert worden, diese verdienstliche Arbeit abzuschließen und an das Vorhandene die letzte Hand zu legen. Die einzigen beiden Blätter, die als leidlich abgeschlossen gelten können, hat Frhr. v. Danckelman auf Tafel 1 des Jahrgangs 1896 seiner „Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten" zu einer Kartenskizze in 1:100,000 verwerthet, die das Gebiet von Moschi im Westen bis zum Dschalasee im Osten begreift. Das übrige wird für die Ostafrikakarte in 1:300,000 benutzt werden. Vielleicht wäre es Hrn. Dr. Richard Kiepert möglich, das Kilimandscharoblatt dieser Karte bis zum nächsten Frühjahr fertig zu stellen: das wäre eine recht passende Gabe für das „Kilimandscharojubiläum"; sie wird auch sonst hoffentlich recht viel Neues bringen, denn außer dem Lent'schen Material liegen doch sicher noch andere unveröffentlichte Aufnahmen vor. Volkens hat sich mit solchen Arbeiten begreiflicherweise ebensowenig beschäftigen können, wie mit ethnographischen Studien; was er daher in Text und Karte seines Buches bietet, ist nur als Nothbehelf anzusehen. Immerhin ist es dankenswerth und wir kommen daher hier darauf zurück. Auf einem der ersten Ausflüge wurde der Dschalasee besucht. Dieser wird von der deutsch-englischen Grenze geschnitten; er ist ein Vulcansee und hat nach Lent wahrscheinlich unterirdische Zuflüsse oder bezeichnet — mit anderen Worten — den Grundwasserstand der Steppe überhaupt (Volkens, S. 83). Nach den bisherigen Karten, auch nach der von Volkens, soll sein Durchmesser 1 km betragen, nach der erwähnten Lent'schen Skizze ist er dagegen 2 km breit und fast viermal größer. Hier ergeben sich auch noch andere Abweichungen, wodurch die Zeichnung der deutsch-englischen Grenzlinie Aenderungen erleiden wird. Starke Differenzen der Meyer'schen Karte gegenüber wurden auf der Nordwest- und Westseite des Kilimandscharo, sowie am Kibo selber constatirt. Seit Thomson figurirt hier die „Schirakette", nach Meyer ein gewaltiger, vom Berge weit bis in die Ebene herabgehender Kamm mit vielen Gipfeln. Nach Volkens aber stellt sich diese „Kette" als ein System von Graten dar, die flügel- oder fächerartig, sich vielfach gabelnd, von einem Seitenplateau des Kibo nach Südwesten und Westen ausstrahlen. Es ist das eine wild zerrissene Bergwelt mit Erhebungen bis zu 4000 m, mit 1000 m tiefen Schluchten, mit Wasserfällen und tosenden Gießbächen, und erweckt von der Ebene aus allerdings die Täuschung, als streiche hier eine Kette (S. 146 und 208/9). Jenes „Seitenplateau" — der Ausdruck ist wohl nicht ganz zutreffend — war von Meyer ebenfalls nicht bemerkt worden. Es stellt sich dar (S. 205) als eine ungeheure, von Bergrücken fast ganz umzogene Mulde von wohl über 4000 m Meereshöhe, die sich der Kibokuppe im Nordwesten anschließt. Vielleicht ist dieses „Plateau" ein Einsturzkrater wie der Kibo selber? — Ferner ist nach Volkens der Gletscher auf der Südwestseite des Kibo nicht vorhanden. Eine gewaltige Spalte zerreißt dort den Kibokrater; sie wird indessen nicht von einem Gletscher ausgefüllt oder überzogen, wie Meyer wohl nur hypothetisch angedeutet hat. Eine weitere Abweichung verzeichnet Volkens für den südlichen Rand des sogenannten Sattelplateaus, dem die beiden Kilimandscharospitzen Kibo und Mawensi aufgesetzt sind. Dieser Plateaurand sei kein gleichmäßig wallartig zwischen beiden Gipfeln fortlaufender Ringwulst, sondern stelle sich dar als ein System mehrerer, hinter einander gelegener und durch Thäler getrennter Rippen, die flügelartig vom Mawensi nach Westen, vom Kibo nach Osten ausstrahlten (S. 178). Volkens' Karte stimmt übrigens hier so wenig, wie in einigen anderen Einzelheiten mit dem Text überein; sie ist lediglich ein Auszug, eine etwas schematisch gezeichnete Copie der Meyer'schen, im selben Maßstab von 1:250,000. — Nach allem läßt die Darstellung der Einzelheiten auf den heutigen Karten noch viel zu wünschen übrig, besonders am West-, Nord- und Nordostabhang des Kilimandscharo, auch die Flüßchen und Bergstrahlen des Südens tragen oberhalb und unterhalb der Culturregion noch hypothetische Zeichnung.

Die physische Geographie des Kilimandscharo erfährt auch sonst durch das Volkens'sche Werk manche sehr erhebliche Ergänzung und Berichtigung: In den Schluchten und Mulden des zerklüfteten Mawensi liegt ewiger Schnee. Wie schon bemerkt, wurden des öfteren Erdstöße wahrgenommen. Der Osten des Kilimandscharo ist weit trockener als der Westen, wo sich eben die Einflüsse der Eiskuppe des Kibo bemerkbar machen. Den pflanzengeographischen Verhältnissen des Berges wird im Buche in enger Verbindung mit dem Klima eine besonders erschöpfende Würdigung zutheil. Volkens tritt der Anschauung entgegen, daß irgendwo am Kilimandscharo tropischer Urwald vorhanden sei. Er theilt die Abhänge in sechs klimatische und Vegetationszonen und weicht dabei im einzelnen von Meyer ab; er trennt: 1. Steppe bis 1000 m Meereshöhe, 2. Mischwaldzone bis 1250 m, 3. Culturland bis 1700 m, 4. Gürtelwald bis 2500 oder 3000 m, 5. Bergwiesen und 6. die Flechtenregion. Sehr instructiv erscheint die Definition des Begriffs der Steppe (S. 261/62), unter der sich gewöhnlich jeder etwas anderes vorstellt. Die afrikanische Steppe ist bald eine Grasflur, bald ein Dornbuschdickicht, ein obstgartenähnliches Gelände, ein lichter Euphorbien- oder Akazienhain; aber allen diesen Typen gemeinsam ist der Charakter der Pflanzen, die sämmtlich Waffen tragen gegen die Dürre. Der Mischwald, der im Südosten fehlt, wird auf Bewölkung und Nebel zurückgeführt, die sein Entstehen veranlaßt haben (S. 270); er führt seinen Namen deßhalb, weil in ihm noch wesentlich Steppengewächse vertreten sind. Das Culturland, d. h. das bewohnte und bebaute Land, bespricht Volkens besonders eingehend, wobei er ausführliche Citate aus der Danckelman'schen Bearbeitung der meteorologischen Beobachtungen auf der Station (Mitth. a. d. deutsch. Schutzgeb. 1896, S. 3 f.) heranzieht. In der Culturregion finden sich nur noch wenige Reste des alten Waldbestandes; im Norden des Berges fehlt jene ganz, da der Wasserabfluß der Gipfel fast ausschließlich nach Süden erfolgt. Die hervorstechendste Eigenthümlichkeit des Gürtelwaldes ist die Bedeckung nahezu aller Holzpflanzen mit Schmarotzern und die compacte, undurchdringliche Blätterfülle. Eine Abbruchslinie bildet die obere Grenze des Gürtelwaldes, der in den Schluchten noch 200—300 m höher hinaufreicht. Die feuchten, nebeligen Bergwiesen haben keine eigentliche Grasnarbe, sondern sind mit einzelnen, dicht stehenden Grasbüscheln bedeckt. Sie gehen schließlich in die oberste, die Flechtenregion über.

In Betreff des Thierlebens sei nur bemerkt, daß noch am Kibo Schwalben kreisen und daß die Culturzone von Heuschrecken heimgesucht wird, die alle einheimischen Nutzpflanzen vernichten, während sie die europäischen nicht zu kennen scheinen und daher verschonen. Daß der Elephant und der Löwe am Berge vorkommt, ist bekannt.

In politischer Beziehung vertheilen sich die 40,000 bis 60,000 Dschaggaleute auf 35 selbständige Staaten, die zusammen etwa 8000—10,000 Krieger aufbringen könnten. Volkens hat viele dieser Duodezfürsten und „Bierstaaten" besucht. Meli von Moschi ist noch immer der bedeutendste. Neben Moschi nimmt Kiboscho eine beachtenswerthe Stellung

ein. Während in den anderen Staaten der Fürst durch seine Aeltesten, die Akiden, mehr oder weniger beschränkt wird, erfreut sich Kiboscho des heilsamen, straffen Regiments Sinna's; in wirthschaftlicher Hinsicht läuft es allen anderen den Rang ab. Eine Einigung läßt sich unter jenen drei Dutzend Staaten glücklicherweise nicht erzielen, und auf diesem Umstande fußt die deutsche Herrschaft. Neutral aus Nothwendigkeit und auch de facto ist der rund um den Kilimandscharo laufende obere Verbindungsweg zwischen allen Landschaften; da es da oben schon sehr kalt, läßt er sich daueend nicht besetzen. In den Kämpfen spielten die Vertheidigungshöhlen eine große Rolle; sie finden sich besonders im Osten — Useri und die Rombolandschaften — und werden bereits von Decken (a. a. O. I, S. 271) erwähnt. — Inwieweit die Kenntniß der Wadschagga durch Volkens gewinnt, haben wir bereits angedeutet. Ihre Vorgeschichte ist dunkel. Sie behaupten, sie seien eingewandert. Wohl aus ziemlich heterogenen Elementen zusammengewürfelt, stellen sie heute infolge Mischung ein leidlich einheitliches Ganzes dar. Gerühmt wird die Sittlichkeit der Frauen. Volkens spricht von einem Ahnen- und Geistercultus (S. 253). Den Vorzug, nach ihrem Tode zu den im Himmel, d. h. „oben" wohnenden guten Geistern zu kommen, genießen eo ipso die Häuptlinge, während die gewöhnlichen Sterblichen in die Tiefe zu den bösen Geistern wandern, die man sich durch Spenden geneigt machen muß.

Berührt werden endlich auch allgemeine Fragen, wie die Mission und die wirthschaftlichen Aussichten. Auch Volkens gibt dem Verfahren der katholischen Missionare den Vorzug, denn sie erzögen ihre Schutzbefohlenen zu nützlicher, praktischer Arbeit, nicht nur zum Beten. Zu tadeln sei die Vertheilung des Dschaggalandes bunt durcheinander unter die Katholiken und Protestanten. Erstere waren eher am Berge, ihnen hätte man ihn überlassen und die letzteren nach Pare und Ugueno lenken sollen. Ueber Uganda sei durch die gleichzeitige Thätigkeit beider Confessionen viel Unheil gekommen. — Ohne ein Capitel über wirthschaftliche Fragen ist heute kein Buch über die deutschen Colonien denkbar; der Colonialpolitiker erwartet ein solches auf jeden Fall. Auch Volkens hat sich dieser Forderung nicht entzogen. Sein Urtheil lautet nichts weniger als optimistisch. Der Kilimandscharo bringe zur Zeit nichts hervor, was eine Ausfuhr lohne, und auch tropischer Plantagenbau, z. B. von Cacao und Zucker, sei nicht angängig. Europäische Nutzpflanzen, alle Getreidearten, Kartoffeln, kämen aber gut fort. Hierauf, wie auf die Viehzucht müßten die ins Land zu ziehenden weißen Ansiedler ihre Thätigkeit lenken. Von den 600—800 qkm Culturland, das durch Ausholzen des Waldes nicht erweitert werden dürfe, könnte die Hälfte mit Europäern besetzt werden. Referent erlaubt sich hier die Frage, ob die bewußten Kilimandscharoheuschrecken nicht doch am Ende auch an den europäischen Getreidearten Geschmack finden könnten? Was den Bahnbau in Ostafrika anlangt, so wäre nach Volkens am ehesten noch ein solcher nach Tabora in Angriff zu nehmen. Was sollen aber dann ohne Bahn die Ansiedler am Kilimandscharo mit ihren Producten machen? — Praktischen Colonialfreunden sei überhaupt in erster Linie das Schlußcapitel zur Lectüre empfohlen. Für die vielen offenbaren Verkehrtheiten unsrer bisherigen colonialen Arbeit hat Volkens ein offenes Auge.

Leider ist, wie bemerkt, die wissenschaftliche Station am Kilimandscharo seither aufgehoben und die Regierung hat dafür jetzt an der Küste eine kleine Versuchsstation für Plantagenbau eingerichtet. Wenn die „Deutsche Colonialzeitung" in Nr. 31 des laufenden Jahrgangs sagt, daß die Gründe für dieses Verfahren Billigung verdienten, so mag das von einem Standpunkt aus, der nur das Nächstliegende berücksichtigt, vielleicht richtig sein. Ob dieser Standpunkt aber wirklich praktisch, erscheint fraglich. Im Interesse der Wissenschaft ist das Aufgeben der Kilimandscharostation natürlich aufs tiefste zu bedauern; darüber besteht wohl kein Zweifel.

Die Ausstattung des Werkes ist, wie bei allen Veröffentlichungen des D. Reimer'schen Verlages, vortrefflich. Unter den Abbildungen nimmt das naturhistorische Moment eine bevorzugte Stelle ein; von den übrigen sind einige etwas unklar ausgefallen.

Wir haben das Volkens'sche Buch mit höchstem Interesse gelesen und es befriedigt aus der Hand gelegt. Es wird sich gewiß eine ehrenvolle Stellung in der neueren deutschen Afrikaliteratur erringen und bewahren, und sein für deutsche Verhältnisse unerhört billiger Preis dürfte der Größe seines Leserkreises wesentlich zugute kommen.

Bendis.

Die alten Athener hielten sich für besonders fromm, und wenn man nach der Zahl atheniſcher Culte urtheilt, von denen wir Kunde haben, so waren sie im Recht. Allerdings darf man annehmen, daß sie in diesem Fall besonders gut unterrichtet sind, weil der Ruhm der Stadt und der ihrer Frömmigkeit zusammenwirkten, das Interesse der antiken Theologen zu erregen und weil Inschriften und Bildwerke selten so glücklich die Lücken der literarischen Ueberlieferung ausfüllen, wie hier. Inschrift und Bild rücken uns jetzt auch den Cult einer thrakischen Göttin nahe, der in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts in Attika Eingang gefunden hatte und von dem kein Geringerer als Platon uns die erste Kunde gegeben hat.

Die thrakische Bendis war der griechischen Artemis verwandt, eine Jägerin wie diese; ihr erstes attisches Heiligthum lag im Piräus, wo zur Frühsommerzeit das Fest der Bendideen mit einer Procession der Athener und Thraker, mit Fackellauf zu Roß und einer ausgelassenen nächtlichen Feier sich vollzog. Allem Anschein nach hat neuerdings der Zufall die Stätte dieses Heiligthums erschlossen, denn während früher nur ein paar Inschriften, einige allerdings aus dem Piräus, uns von dem Cult meldeten, tauchten in den letzten Jahren im Kunsthandel, der ja leider von Fundorten niemals zuverlässige Nachrichten mitbringt, mehrere werthvolle Monumente auf, die uns die Göttin selbst vor Augen führen und auf andere, längst bekannte Denkmäler zum erstenmale volles Licht werfen. Vortreffliche Reproductionen dieser Bildwerke zieren die soeben erschienene werthvolle Abhandlung Bendis von Paul Hartwig,[1]) dem bekannten Verfasser der griechischen Meisterschalen.

Das Monument, von dem Hartwigs Untersuchung ausgeht, ist eine Inschriftstele (S. 5), die nach schöner attischer Sitte mit einem zierlich umrahmten Relief (Taf. I) gekrönt ist. Die aus dem Jahre 329/28 stammende Inschrift enthält den Antrag eines Philokrates, in Folge dessen zwei Pflegern eines Heiligthums, Euphyes und Dexios, zwei am Schluß des Textes in flachem Relief dargestellte goldene Kränze verliehen werden sollen, und die Bestimmung, daß die marmorne Stele in dem Heiligthum „der Göttin" aufgestellt werden solle. Diese Göttin erscheint in dem krönenden Relief neben einem bärtigen, auf einen Stab gestützten Manne, wohl Asklepios, als die unverkennbare Hauptperson einer rituellen Scene: zwei kleiner als die Götter gebildete Männer nahen sich zur Adoration

[1]) Paul Hartwig, Bendis. Eine archäologische Untersuchung. Mit zwei Lichtdrucktafeln und acht Textabbildungen. Leipzig-Berlin, Giesecke u. Devrient.

in einem Heiligthum, das nur indirect durch die über den Köpfen der Anbeter, wie hinter einer Terrainwelle, erscheinenden Gestalten des Hermes und der Nymphen, zu denen sich, wie so oft, noch Pan gesellt, localisirt ist. Die Göttin trägt einen kurzen, nach Jägerinnenweise aufgerafften Chiton und über diesem ein Thierfell und einen im Rücken niederfallenden Mantel, hohe Jagdstiefel und die sogen. phrygische Mütze mit der nach vorn umgebogenen rundlichen Spitze und den von den Schultern niederhängenden Laschen. Ihre Attribute sind die, nur durch die hier dargestellte Situation motivirte Schale in der Rechten und die eigentlich charakteristische Lanze in der Linken. In dieser Gestalt also war der thrakische Gast in Attika heimisch geworden. Von Artemis, der Jägerin, nahm sie das Gewand, putzte es aber mit thrakischen Zuthaten aus, mit der barbarischen Mütze, mit dem derbwollenen Mantel, überdies mit den Stiefeln und dem Fell, die zwar der Griechin nicht ganz fremd sind, die Halbbarbarin aber noch besser kleiden. Nur über das schwere Geschoß muß man sich wundern. Das ist nicht der leichte Jagdspeer der Artemis, eher eine Lanze, wie sie der kriegerischen Athena zukommt, wird auch, wie man trotz des Fehlens der Spitze deutlich erkennt, in derselben Weise aufgestützt. Und doch gleicht sie auch dieser Waffe nicht ganz; denn nicht mit dem üblichen Lanzenschuh (σαυρωτήρ), wie Hartwig es auffaßt, schließt der Schaft unten ab, sondern mit einer flachen Spitze, die sich von einer gewöhnlichen Lanzenspitze nicht unterscheidet. Und gerade diese Seltsamkeit scheint ein sehr verschieden gedeutetes Beiwort der Göttin einleuchtend zu erklären. Δίλογχος nennt sie einer der frühesten Zeugen, der Komiker Kratinos, der die Einführung des Cultes in seiner attischen Heimath erlebt haben mag, und die plausibelste der antiken und modernen Deutungen des Beinamens ist „zweilanzig". Man denkt dabei sogleich an das Paar von Speeren, das der griechische Jäger zu führen pflegt; aber der Vergleich stimmt schlecht, da man wohl zwei leichte Wurfspeere, nicht aber zwei schwere Stoßlanzen auf die Jagd mitnimmt. Nun bezeichnet aber λόγχη ursprünglich gar nicht die ganze Waffe, sondern nur ihre Spitze, und in einem neuen Sinne wird jetzt das Beiwort durch unsre Bendisdarstellung erläutert, die uns die Göttin nicht zweilanzig, sondern mit einer zweispitzigen, wenn man will, mit der Doppellanze zeigt. Die „zweispitzige Göttin" klingt freilich sonderbar, paßt aber eben darum in die Sprache des Komikers. Ungewöhnlich bleibt die Waffe immerhin, aber nicht unverständlich: wie der zweite Speer in Dienst tritt, wenn der erste verschossen, so die zweite Spitze der Doppellanze, wenn der Schaft zerknickt ist. Das paßt natürlich nicht zur Jagd auf Hirsche und Rehe, um so besser aber zum Saufang und ähnlich gefährlicher Jagd, und solche wieder vortrefflich zu dem rauhen thrakischen Gebirgslande, aus dem Bendis ja auch die wärmere Kleidung und einen robusteren Körperbau, als wir bei der zierlichen Artemis gewöhnt sind, mitbrachte.

Das Relief, welches in Karl Jacobsens immer glänzender sich entwickelnde Glyptothek Ny-Carlsberg bei Kopenhagen[1]) übergegangen ist, kann als eine officielle Darstellung der Göttin und ihres Cultes bezeichnet werden, und das, nicht die künstlerische Ausführung, gibt ihm seinen eigentlichen Werth. Ungefähr gleichzeitig ist nun, wahrscheinlich aus gleicher Quelle, ins Britische Museum ein Bendisrelief gelangt, das jene Darstellung ergänzt, als Kunstwerk aber höher steht (Taf. II). Die Göttin, die diesmal allein die Adoration entgegennimmt, erscheint fast genau wie im Jacobsen'schen Relief, doch ist ihre Erscheinung eleganter, die Ausführung der Einzelheiten feiner und genauer; nur läßt gerade die Waffe an Deutlichkeit zu wünschen übrig. Als Adoranten nahen zwei Männer, deren erster eine Fackel hält, und acht nackte Epheben, die in gefällig wechselnden Stellungen sich hinter jenen aufreihen. Da haben wir also auch für den Fackellauf ein künstlerisches Zeugniß, das freilich für einen Wettstreit von Fackelreitern nicht zu sprechen scheint; aber wir befinden uns ja nicht im Freien, sondern im Heiligthum, da ist es nur in Ordnung, daß die Reiter abgestiegen sind. Es ist ein überaus einfaches, aber sehr glückliches Bild, und man muß den Künstler bewundern, der die zehn ruhig stehenden Figuren, unter denen acht ganz nackt darzustellen waren, durch schlichte Geberden, wie Handauflegen, Wenden und Neigen des Kopfes, belebt und variirt hat.

Diese beiden, jedes in seiner Art werthvollen Reliefe des 4. Jahrhunderts erklären jetzt auch einen statuarischen Typus, den unter anderen die bekannte Stackelberg'sche Amazone des Dresdener Museums vertritt, womit nicht gesagt sein soll, daß auch diese vielmehr Bendis zu nennen sei; denn auch Artemis kommt in dieser Gestalt vor, und nur die „phrygische" Mütze würde für Bendis entscheiden. Endlich ist die Göttin in attischen Vasengemälden selbst des 5. Jahrhunderts nachzuweisen. Da erscheint sie nicht nur in der „phrygischen", sondern in der specifisch thrakischen Fuchsschwanzmütze. Daß sie zwei Speere trägt, entspricht griechischem Jagdgebrauch; mit der schwereren Doppellanze, die uns das Jacobsen'sche Relief kennen lehrte, und mit dem Beiwort δίλογχος hat diese Bewaffnung nichts zu thun. Das älteste dieser Vasenbilder setzt Hartwig mit Recht in die Zeit um 440, es rückt also der Zeit der Einführung des fremden Cultes sehr nahe. Das Heiligthum im Piräus ist lange Zeit das einzige attische geblieben; erst im 3. Jahrhundert wurde, wie zwei neuerdings gefundene Inschriften ergeben, ein städtisches Heiligthum gegründet und auch dorthin die Procession übertragen. Im übrigen Attika weisen Laurion und außerhalb des Landes Korinth schwache Spuren des Bendisdienstes auf; nach Kypros ist er wohl von Attika aus verpflanzt worden.

Es ist ein kleiner, aber interessanter Einblick in die Geschichte der attischen Götterculte, den diese neuen Funde und Untersuchungen uns unerwartet eröffnen. Sie lehren uns wieder einmal, mit welcher Geschicklichkeit attischer Geist Unattisches, selbst Barbarisches sich anzupassen verstand und mit wie einfachen Mitteln attische Kunst religiöse Vorstellungen, auch solche mit weitherziger Frömmigkeit, aus der Fremde importirte und in würdige Form zu kleiden wußte.

Gießen. B. Sauer.

1) Vgl. H. Bulle in diesem Blatte 1896, Beil. 286.

Mittheilungen und Nachrichten.

Neue Christoterpe. Ein Jahrbuch, begründet von Kögel, E. Frommel und Baur, herausgegeben von Max Boeberg. (Bremen, Müller 1898.) — In einer Zeit vielfältiger geistiger Verflachung und unsteter gemüthloser Vielgeschäftigkeit sehnen sich die tieferen Naturen doppelt nach einem Trunk frischen Wassers, nach Ewigkeitsgedanken. Diesem Bedürfniß ist die Christoterpe seit dem Anfang ihres Bestehens in seltener Weise entgegengekommen. Nachdem das Triumvirat, welches das Unternehmen begründet hatte, heimgegangen ist, war es für Boeberg keine leichte Aufgabe, in die Lücke einzutreten. Wir können ihm aber das Zeugniß geben, daß er seine Aufgabe auf das glücklichste gelöst hat. Der alte Geist lebt auch im neuen Buch. Freilich setzt dasselbe religiös gestimmte Naturen voraus. Nur für diese ist es geschrieben. Daß es deren noch überaus viele in deutschen Landen gibt, dafür spricht die weite Verbreitung, welche die Christoterpe je und je gefunden hat und gewiß auch diesmal finden wird. — Mit Recht nimmt Wilh. Baur den breitesten Raum ein. Die Betrachtung von G. Lassen zu Bours Gedächtniß bringt nicht bloß dessen Lebensbild, sondern führt uns tief in die religiösen Bewegungen seiner Zeit ein. Das

Gleiche gilt von der Biographie Emil Frommels aus der Feder seines Verwandten Max Reichardt, der ein wahres Kunstwerk bietet. Die Weihnachtsbetrachtung von Steude, welche die Einleitung des Buches bildet, schlägt gleich den echten, wormsen, evangelischen Ton an. Die Erinnerungen des Generalsuperintendenten Bunc „Vor fünfzig Jahren" führen uns seine Kindheit, seine Studenten- und Candidatenzeit vor, und wer wäre dem Verfasser des „Deutschen evangelischen Pfarrhauses" nicht dankbar für diese Gabe? Unter den Erzählungen möchten wir die Palme dem Archivar Aug. Sperl reichen. Seine Novelle aus dem Simultaneum: „Ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!" reiht sich würdig der „Fahrt nach der alten Heimat" an, durch die er sich sofort seinen Ruf geschaffen hat. Die gediegene Abhandlung von C. Franklin Arnold, welcher eine geistvolle Studie über Carlyle und Macaulay ausgearbeitet hat, würdigt die Bedeutung der beiden berühmten Historiker in eingehender Weise. Pfannschmidt-Beutner führt uns ein paar „Künstlerkinder" vor, welche uns den Beweis liefern, daß Kunst und Religion sich sehr wohl vertragen können. Die Geschichte aus der Grafschaft Wernigerode „Das rothe Feld" von Max Borberg wird allen, vornehmlich denen gefallen, welche Scheffels und Steinhausens Art zu schreiben lieb gewonnen haben. Funcke hat seit vielen Jahren seinen Leserkreis, der mit Freuden vernehmen wird, wie der Verfasser einmal „dazu gekommen ist, eine englische Reise zu halten". Wie ein nachahmenswerthes Herz zu seinem Frieden gelangt, das schildert in ergreifender Weise auf Tagebuchblättern der feinsinnige Seelenkenner Hermann Oeser. Für Peregrinos nachahmenswerth, für die anderen erbaulich, bringt Joh. Kepler Illustrationen zu mehreren Pauluswarten. Karoline Abbat schaut mit offenen Augen in dem alltäglichen Treiben Bilder, die nach oben weisen. Endlich statten wir unsere der Führung Fritz Fliedners dem Cocoital einen kurzen Besuch ab. Daß warm empfundene, stimmungsvolle Gedichte von Barberg, Lehmann-Filhés, Kägler, Elisab. Kolbe, R. Eckardt, v. Gaßlar und Knaut dazwischen eingestreut sind, erhöht den Werth des Buches nicht unwesentlich. Möchte unser Wunsch seine Erfüllung finden, daß die neue Christoterpe auf vielen tausend Weihnachtstischen sich einstelle. Das evangelische Christenvolk ist an kraftvollen Lebenszeugnissen nicht arm. Auch das vorliegende Buch gehört mit dazu.

Nürnberg. Julius Schiller.

* Die internationale Lepraconferenz zu Berlin. Am Montag, dem 11. October, wurde die internationale Lepraconferenz in dem Sitzungssaale des neuen Reichsgesundheitsamtes feierlich eröffnet. Alle hervorragenden Vertreter der Leprasorschung und der praktisch-wissenschaftlichen Dermatologie sowie die bekanntesten Staatsmedicinalbeamten, namentlich aus den eigentlichen Leproländern des Nordens und dem subtropischen Continente, waren zur Stelle. Den einleitenden Vortrag hielt Hr. Lassar. Im Gegensatze zu den großen internationalen Festen der Wissenschaft zeige diese erste internationale Lepraconferenz einen ganz anderen Charakter; eine einzige Frage der Pathologie, freilich eine solche, an deren Lösung die gesammte Menschheit ein ganz unmittelbares Interesse habe, bilde den Gegenstand der Verhandlungen, an denen ausschließlich Fachmänner theilnehmen sollen, die entweder durch ihre Forschungen auf dem in Rede stehenden Gebiete der Lepra ein gewichtiges Wort mit dreinzureden hätten, oder Aerzte und Verwaltungsbeamte, welche von den Regierungen zu dieser Conferenz entsendet worden sind. Hr. Lassar schlug im Namen des geschäftsleitenden Comités vor, Hrn. Rudolf Virchow mit der Leitung der Verhandlungen zu betrauen. Dieser wies in einigen wenigen, aber scharf geprägten Sätzen auf die Bedeutung dieser internationalen Conferenz hin, die beschickt sei von allen Ländern der Erde, von den civilisirten sowohl wie von denen, „welche auf dem Weg zur Civilisation begriffen seien"; er begrüßte einzelne hervorragende Leprasorscher wie Armauer Hansen, den Entdecker des Leprabacillus, und den Leprosorscher Ehlers, sowie die zahlreichen berühmten Gäste; sodann ernannte er mit Zustimmung der Versammlung die HH. Lassar und Hansen zu stellvertretenden Vorsitzenden. Hierauf begrüßte Geof Pospolowsky in Vertretung des Reichskanzlers die Conferenzmitglieder namens der Verbündeten Regierungen. Er bat die zu der Conferenz erschienenen Vertreter der einzelnen Regierungen, davon überzeugt zu sein, daß die Reichsregierung mit all ihrer Energie den Bestrebungen der Conferenz Nachdruck zu geben bereit sein werde. Hr. Basse sprach als Vertreter der preußischen Regierung, die ein ganz besonderes Interesse an der Conferenz habe, weil Preußen durch seine Grenznähe an Rußland am meisten der Lepragefahr ausgesetzt sei. Der Minister gab sodann einen kurzen Bericht über den Stand der Lepraerkrankungen in Preußen. Der Kreis Memel hilte mit seinen 34 Erkrankungen den Hauptherd, während im übrigen Königreich etwa 7 Leprakranke zu amtlicher Kenntniß gelangt seien. Gegenwärtig seien 19 Kranke im Memeler Kreise in Behandlung, von denen 12 in Anstalten untergebracht seien. Die Vorarbeiten zur Errichtung eines Leprakrankenhauses im Memeler Kreise sind nach der Mittheilung des Herrn Ministers abgeschlossen. Hierauf sprach Hr. Ehlers über die Entstehungsursache der Lepra. Er glaube sich der Hoffnung hingeben zu können, daß es den vereinten Anstrengungen der pathologischen Forscher, der Aerzte und der Hygieniker gelingen werde, dieser Geißel der Menschheit Herr zu werden. Den zweiten einleitenden Vortrag über Methoden und Ziel der Lepraforschung und der Leprabehandlung hielt Hr. Besnier vom Pariser St. Louis-Hospital in französischer Sprache. — Als Grundlage für die Congreßverhandlungen dienen die Mittheilungen für die Lepraconferenz, welche in einem stattlichen Bande gedruckt sind und die im Namen der Verlagshandlung von Aug. Hirschwald an sämmtliche Mitglieder der Conferenz, sowie an alle zur Theilnahme an der Eröffnungssitzung geladenen Aerzte und Vertreter der Behörden zur Vertheilung gelangten.

* Cornelius in der Münchener Ludwigskirche. Geschrieben mit goldenen Buchstaben steht in Deutschlands Kunstgeschichte die im Jahre 1825 von König Ludwig I. erfolgte Berufung Peter Cornelius' nach München und die Monumentalmalereien der Ludwigskirche und Glyptothek. Während sich nun das Auge in den Räumen der Glyptothek des ungetrübten Genusses der wohlerhaltenen Wand- und Deckenmalereien erfreut, trifft der die Ludwigs-Pfarrkirche Besuchende bereits eine nicht geringe Zerstörung der werthvollen Fresken. Hier ist es aber nicht der Zahn der Zeit, sondern die infolge der Mängel der Ziegeldeckung eingedrungene Feuchtigkeit des Regen- und Schneewassers, welche ihre verheerende Wirkung fort und fort ausübt. Schon haben die eine Stichkappe des Tonnengewölbes der Chorvorlage mit der Gruppe der Erzengel Raphael, Gabriel und Uriel nebst den drei Engeln, welche Abraham die Verheißung ertheilen, sowie die im nördlichen Arm des Querschiffes in den vier Kappen des Kreuzgewölbes gemalten Evangelisten nicht nur sehr erheblich gelitten, sondern leider sind ganze Theile bereits vernichtet. Baldigste Abhülfe ist dringlichst geboten und auch jetzt noch verhältnißmäßig leicht möglich; zunächst wäre durch einen im Bauwesen erfahrenen Constructeur eine solide Dachdeckung und ein das Eindringen jeglicher Feuchtigkeit verhindernder äußerer Mantel über den mit Fresken geschmückten Steingewölben herzustellen, endlich durch einen tüchtigen Historienmaler die Ergänzung aller verblichenen Partien der Deckenbilder zu bewirken. Es wird Sache des Cultusministeriums sein, diesen dringlichen und künstlerischen Ausführungen näher zu treten und von den jetzt tagenden Landständen die erforderlichen Credite sich bewilligen zu lassen; die Abgeordneten werden sicher mit Freuden die Gelegenheit benützen, dem großen Bayernkönig Ludwig I. das seinen Namen tragende Gotteshaus vor Schaden zu bewahren und das Werk des genialen Cornelius, dem seine Vaterstadt Düsseldorf längst ein Erzstandbild errichtet, der Nachwelt als vollkommenes Ganze zu überliefern. Berlin besitzt von dem großen Künstler Peter v. Cornelius nur seine nicht zur Ausführung gelangten Cartons für ein dort geplant gewesenes Campo santo; vollendete Fresken und dadurch einen mit vollstem Rechte beneideten monumentalen Kunstschatz hat München; ihn kommenden Geschlechtern unverändert zu erhalten, hat unsere Stadt als heilige Pflicht übernommen. Möge man dessen eingedenk bleiben und ohne Zögern unverweilt alle die Maßnahmen ergreifen, um dies schöne Resultat mit vollster Sicherheit zu erreichen.

Franz Jakob Schmitt, Architekt in München.

* Ueber die „Windward"-Expedition, von deren glücklicher Rückkehr wie schon (in Nr. 198 der Beilage) berichteten, hat jetzt ihr Führer, Frederick G. Jackson, im Royal Societies-Club in London den ersten ausführlichen Vortrag gehalten. Im Vestibüle des Clubs war, wie der „Frkf. Ztg." geschrieben wird, gleichzeitig eine Sammlung von Reliquien der Jackson-Harmsworth-Expedition ausgestellt, darunter die Anzüge und Stiefel der Reisenden, ein Zelt, Canoes, Schlitten, Kochutensilien, Bärenfelle, Moschusköpfe und auch ein lebender weißer Hund, der in Franz-Josephs-Land zur Welt kam. Am meisten Interesse erregte eine merkwürdige Reliquie von Nansen, „Dr. Nansens Speiseschrank" genannt: ein tragbarer Behälter, worin er Walroß-Butter bei sich führte, die

ihm auf der langen Reise von dem Tage an, da er die „Fram“ verließ, bis zu seinem Zusammentreffen mit Jackson als Nahrungsmittel und als Heizungs- und Beleuchtungsmaterial diente. Hr. Jackson gab in seinem Vortrage eine ungezwungene Erzählung seiner Erlebnisse. Er erzählte, daß er gegen Ende des Jahres 1892 den Plan gefaßt habe, Franz-Josephs-Land zu erforschen, es habe aber anfangs an Mitteln gefehlt, den Plan auszuführen. Dann habe er, um die Tauglichkeit seiner Ausrüstung zu erproben, im Herbst des Jahres 1893 eine Reise nach der Waigatsch-Insel gemacht, ferner Sibirien bereist und im Winter eine mehr als 3000 englische Meilen lange Schlittenreise durch Nord-Rußland und Lappland unternommen. Dann ging Jackson an die Ausführung seines Planes, nach Franz-Josephs-Land zu reisen, um von dort aus, wenn möglich, den Pol zu erreichen. Er glaubte, es erstrecke sich von Franz-Josephs-Land aus Land nach dem Pole zu. In Franz-Josephs-Land selbst aber kamen Jackson und seine Freunde sehr bald zu der Einsicht, daß das nicht der Fall sei. Das genannte Gebiet selbst erwies sich nur als ein Archipel von lauter kleinen Inseln mit steiler Basaltküste und voller Gletscher. Nördlich davon könnten allenfalls noch kleine Inseln sein, aber kein festes Land mehr. Jackson hat bei seiner Polarreise, wie er erzählte, zum erstenmal Ponies verwendet, die er auf seinen Reisen im nordöstlichen Rußland angetroffen. Diese Ponies schilderte Jackson als wagemuthig und ausdauernd, sie leisteten die größte Arbeit bei einem Minimum von Nahrung und übertrafen in dieser Beziehung die samojedischen und asiatischen Hunde um ein Bedeutendes. So war das Experiment mit den Ponies ein vollkommener Erfolg gewesen, nur im ersten Frühjahr, als der Schnee schmolz, habe ihnen das Hineintreten in den feuchten Schnee Schwierigkeiten gemacht; diese habe er aber damit überwunden, daß er den Ponies Schneeschuhe gemacht habe. Nach dem Vortrage wurde der Saal dunkel gemacht und 150 photographische Bilder von der Expedition wurden auf eine Leinwand projicirt. Darunter war auch das bekannte Bild, wie Jackson mit Nansen zusammentrifft; es wurde mit lautem Beifall begrüßt.

* **Wien**, 10. Oct. Zugleich mit der Exhumirung der Gebeine des serbischen Sprachforschers Karadzic (vgl. Beil. Nr. 226 d. J.) fand heute auf dem St. Marxer Friedhofe eine andere, nämlich die der Leiche des nicht weniger bekannten Slavisten Bartholomäus Kopitar mit großer Feierlichkeit statt. Während die erstere von der königl. Akademie von Serbien veranstaltet wurde, wurde die Leiche Kopitars auf Veranlassung des slavenischen Sprachvereins Matica Slovenska aus der Erde des Wiener Kirchhofs gehoben, um nach Laibach übergeführt zu werden. Neben den Vertretern der staatlichen und städtischen Behörden, sowie der Wiener Akademie, Universität und Hofbibliothek wohnten die hiesigen slovenischen, serbischen und croatischen Vereine dem feierlichen Act besonders zahlreich bei, wodurch letzterem ganz ausdrücklich der Charakter einer panslavistischen Kundgebung in der österreichischen Hauptstadt aufgeprägt wurde. — Bartholomäus Kapitar, geb. 1780, stammte aus Krain, verbrachte aber seit seiner Studienzeit sein ganzes Leben in Wien, wo er zuletzt das Amt des ersten Custos an der kaiserlichen Hofbibliothek bekleidete. Er starb, mit dem Titel Hofrath ausgezeichnet, im Jahre 1844. Seine Bedeutung liegt ganz auf dem Gebiete der altslavischen Sprachen, speciell der slavischen Kirchensprache. Er gab eine Grammatik der slavischen Sprache heraus, schrieb zahlreiche Abhandlungen über die slavischen Dialekte und wirkte besonders entscheidend auf die literarische Entwicklung der südslavischen Stämme ein. Unter seinen Einzelveröffentlichungen sind die Ausgaben einer in St. Florian entdeckten Handschrift, des ältesten Denkmals der polnischen Literatur, und einer glagolitisch-kirchenslavischen Handschrift für die slavische Sprachforschung epochemachend gewesen.

* **Oesterreichische Hochschulen.** Aus Innsbruck wurde Dr. Josef Hirn, Professor der Geschichte an der dortigen Universität, nach Wien in das Ministerium für Cultus und Unterricht berufen. — Als Privatdocenten wurden bestätigt: an der Universität Wien Dr. Hans Rabl für Histiologie, Dr. Karl Ullmann für Dermatologie, Dr. Gustav Edler v. Arthaber für Paläontologie und Dr. Thaddäus Garbowski für Zoologie; an der technischen Hochschule in Wien der Professor am technologischen Gewerbemuseum und Privatdocent an der Hochschule für Bodencultur August Gean für Elektrotechnik.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Filippo Zamboni: Gli Ezzelini Dante e gli Schiavi (Roma e la schiavitù domestica). Nuova edizione con documenti inediti. Wien, Karl Gerold 1897. — Julius W. Beaun: Lessing im Urtheil seiner Zeitgenossen. In 3 Bdn. Berlin, Fr. Stahn 1897. — Otto Jaeger: Grundzüge der Geschichte der Naturwissenschaften. Stuttgart, Paul Neff 1897. — Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. III. Folge, 14. Bd., 2. Heft. Jena, Gustav Fischer 1897. — Ernst Wichert: Herrenmoral. Roman. Dresden u. Leipzig, Karl Reißner 1897. — A. v. Klindowström: Die grüne Thür. Roman. Ebd. — Hans Frhr. v. Sanden: Schlafende Augen. Roman. Ebd. — Luise Hitz: Damajanti. Lyrisches Drama. München, G. Franz'sche Hofbuchhandlung 1897. — Wilhelm Jensen: Luv und Lee. Roman in 2 Bänden. Weimar, Emil Felber 1897. — Rudolf Steiner: Goethe's Weltanschauung. Ebd. — Thomas H. Huxley: Sociale Essays. Berechtigte deutsche Ausgabe mit einer Einleitung von Alex Tille. Ebd. — Verhandlungen des histor. Vereins der Oberpfalz und Regensburg. 41. Bd. der neuen Folge. Regensburg, J. u. K. Mayer 1897. — L. J. Gaecla da Luna und Dr. C. Hönncher: Praktisches Lehrbuch der spanischen Conversationssprache. (Bibliothek der Sprachenkunde 53. Theil.) Wien, Pest, Leipzig, Hartlebens Verlag. — Paul Adam: Die praktischen Arbeiten des Buchbinders. Mit 129 Abbildungen. Wien, Pest, Leipzig, Hartlebens Verlag 1898. — Geschichte der Eisenbahnen der Oesterr.-Ungar. Monarchie. Hggb. v. österr. Eisenbahnbeamtenverein (Lfg. 5—9). Wien, Teschen, Leipzig, Karl Prohaska 1897. — v. Müller: Deutsche Erbfehler u. ihr Einfluß auf die Geschicke des deutschen Volkes. 1. Band. Basel, F. G. Perthes 1897. — Oskar Jäger: Lehrkunst u. Lehrhandwerk. Wiesbaden, C. G. Kunzel's Nachf. 1897. — *Baconiana.* Edited by a Sub-Committee of the Bacon Society. Vol. V. New Series. London. — Rich. Schatt: Das Avancement. 1897/98. Heft V (September). Berlin, T. Trautwein. — Walther Wolff: Der Apostel Paulus. Ein Lebensbild. Gießen, J. Rider 1897. — Handfigkeitswörterbuch der deutschen Sprache, hggb. v. F. W. Kande. Lfg. 7. u. 8. Steglitz, Selbstverlag des Herausgebers 1897. — Kuno Fischer: Geschichte der neueren Philosophie. Jubiläumsausgabe. 8. Lfg. (IX. Bd. Schopenhauer. 2. Aufl. Bogen 27 bis Schluß). Heidelberg, C. Winter 1897. — Carl Stangens Reisebureau: Reiseunternehmungen. Berlin 1897. — Pani Kalloff: Die Depeschen des Nuntius Alexander vom Wormser Reichstag 1521. 2. umgearbeitete Aufl. Halle, M. Niemeyer 1897. — Prof. Dr. Richard Schmitt: Prinz Heinrich von Preußen als Feldherr im siebenjährigen Krieg. II. Die Kriegsjahre 1760—1762. Greifswald, J. Abel 1897. — Martin May: Sind die fremdartigen Ortnamen in der Provinz Brandenburg und in Ostdeutschland slavisch oder germanisch? Frankfurt a. M. 1897. — Dr. Bernhard Rogge: Illustrirte Geschichte der Reformation in Deutschland. 1. Lfg. Dresden-Blasewitz, Gustav Adolf-Verlag 1897. — Pauline v. Harder: Im Reiche des Rübezahl. Novelle. Wiesbaden, Fr. Hannemann 1897. — Herm. Müller-Bohm: Die Denkmäler Berlins. Ihre Geschichte und Bedeutung. Steglitz bei Berlin, R. Auerbach. — Dr. Emannel Herrmann: Die Theorie der Versicherung vom wirthschaftlichen Standpunkt. 3. Aufl. Wien, C. Konegen 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Deutsche Nähmaschinen

bester Qualitäten,

ausgestattet mit allen neuesten Erfindungen. Vollkommener Mechanismus, rasches Nähen, elegante Ausstattung, beschiedene Preise.

Keine Erhöhung bei Theilzahlung.

Kataloge und Versandt franko.

Reellste Bedienung.

Chr. N. Schad, München,

Hoflieferant, (13968)

Perusastrasse 11 ✲ Kaulbachstrasse 9.

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 13. October. Nummer 231.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Das analytische Drama. I. Von Dr. Hans Sittenberger. — „Deutsche Charaktere.“ Von Friedrich v. d. Leyen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das analytische Drama.

Von Dr. Hans Sillenberger.

I.

Die moderne Dichtung hat die überlieferten Formen zerbrochen; sie waren ihr zu eng, zu schulgerecht, zu handwerksmäßig. Sie tastet auf allen Gebieten nach neuen Formen, sie sucht nach allen Richtungen hin, unstät, nirgends und von keinem Fund befriedigt. Ein Merkmal aber haftet allen diesen Versuchen an, das Streben nach einer Form, die zu dem Inhalt in möglichst starkem Contrast steht. Ein solcher Gegensatz wirkt immer prickelnd, pikant, er bietet dem Virtuosen Gelegenheit, zu glänzen. Es ist ein Zug der Unaufrichtigkeit, der durch die gesammte Dichtung unsrer Tage geht. Man will nicht mehr überzeugen und gefallen, man will verblüffen und auffallen. Der Gaukler verdrängt den Künstler. Vielleicht meinen es etliche dieser Gaukler wohl ehrlich. Dann aber gleichen sie dem Narren auf Manegg, von dem Gottfried Keller erzählt, jenem köstlichen Buz Falätscher, der immer etwas anderes sein wollte, als er war.

Uebrigens ist diese Sucht nicht erst von heute. Wenn Heinrich Heine seine capriciösen Salonempfindungen in das schlichte Gewand des altdeutschen Volksliedes kleidete, so wollte er durch dieses seltsame Widerspiel blenden, überraschen. Man befolgt nur dieselbe Methode, wenn man heute Lieder in Prosa schreibt, Romane in Form gelehrter Abhandlungen, Novellen, die wie Predigten aussehen, lyrische Erzählungen, erzählende Schauspiele. In dieser keineswegs künstlerischen, dafür aber desto künstlicheren Verwirrung der Formen bewegt sich auch das analytische Drama unsrer Tage, das in Ibsen seinen Hauptvertreter fand.

Hervorgegangen ist es aus dem Naturalismus: Wer das Drama nur für einen Ausschnitt aus dem wirklichen Leben ansieht, darf nicht mehr Vorgänge auf die Bühne bringen, als sich innerhalb der Spielzeit thatsächlich ereignen könnten. Damit würde man aber selbst für das nothdürftigste Theaterstück nicht sein Auslangen finden. Es mußte also ein Ausweg gesucht werden. Man fand ihn darin, daß man nur die letzten Ergebnisse einer Reihe von Vorgängen zum Gegenstand der Darstellung machte, während man über die Entwicklung, die zu diesen Ergebnissen geführt hatte, die Personen des Schauspiels einfach referiren ließ. So entstanden jene merkwürdigen Dramen, die sich ansehen wie lauter fünfte Acte mit ungeheuerlichen, natürlich stark episch gefärbten Expositionen. Daß man damit der so laut erhobenen Forderung nach absoluter Wahrheit schnurstracks zuwider handelte, braucht nicht ausführlich erwiesen zu werden; es handelt sich hier auch nur um die Frage, ob diese Art der Technik den Grundbedingungen der dramatischen Kunst gerecht wird oder nicht.

Die Anhänger Ibsens erklären nun, er habe in seinen analytischen Dramen eigentlich nur eine alte Kunstform aufgegriffen und den modernen Verhältnissen angepaßt. Sie verweisen auf das Drama der Griechen, insbesondere auf „König Oedipus“, dann aber auch auf Kleists „Zerbrochenen Krug“. Diese Berufungen stimmen entschieden bedenklich. Es muß doch auffallen, wenn dieselben Leute, die sonst nur den völligen Bruch mit der Tradition als eine bemerkenswerthe künstlerische That gelten lassen, auf einmal anfangen, längst begrabene Größen zu citiren. Autoritäten heranzuziehen, ist immer bequem, und selten verfehlt dieses Mittel eines gewissen Eindrucks. Nur ist damit sehr wenig gesagt und noch weniger bewiesen. Es könnten ja wohl die Autoritäten auch einmal geirrt haben, es könnte aber auch sein, daß man gar kein Recht hatte, sich auf sie zu berufen. Da ist denn Vorsicht geboten, und es wird nicht schaden, den Herren, die mit so viel Ueberzeugung und Eifer citiren, ein wenig auf die Finger zu sehen.

Was man eigentlich unter einem analytischen Drama zu verstehen habe, darüber scheint mir keineswegs Klarheit und Uebereinstimmung zu herrschen. Trotzdem will ich an dieser Stelle keine Definition zu geben versuchen. Denn Definitionen haben bekanntlich, wie die Menschen, ein Recht darauf, unvollkommen zu sein. Auch wäre mit der besten Definition nicht viel gewonnen, da sie nur Ergebnisse festzustellen, nicht aber Zweifel zu lösen vermöchte. Und darauf kommt es doch an. Es bleibt also nur ein Weg: die wichtigsten jener Dramen, die für analytisch gelten, in Bezug auf ihren Aufbau zu untersuchen und unter einander zu vergleichen; denn so dürfte man einerseits in der That der Kenntniß vom Wesen der analytischen Technik näher kommen, andrerseits dürfte sich dabei die Frage nach der dramatischen Berechtigung dieser Technik von selbst erledigen.

* * *

Unter den Werken der griechischen Tragiker ist es die Sophokleische Tragödie „König Oedipus“, in welcher nach dem allgemeinen Urtheil die analytische Methode am reinsten und schärfsten zum Ausdruck kommt. In der That fällt es sofort auf, daß sich das ganze Drama um die Enthüllung einer bereits begangenen Schuld dreht. Oedipus hat unwissentlich seinen Vater Lajos erschlagen, seine Mutter Jokaste, die Königin Thebens, geheirathet und ist so Herrscher über Theben geworden. Es bricht nun eine große Seuche in der Stadt aus, und das Orakel erklärt, sie sei eine Strafe für den ungesühnten Mord an dem König Lajos. Oedipus verfolgt die Spuren des Mörders und zieht so den Schleier von seiner eigenen Vergangenheit ab.

Es ist selbstverständlich, daß in einem Stück, in dem die Erforschung einer dunklen Vergangenheit eine so große Rolle spielt, viel erzählt wird. Nun fragt es sich, ob das

Digitized by Google

allein schon für den analytischen Charakter des Stückes entscheidet oder nicht. Viele glauben, das ohne weiteres annehmen zu dürfen, ich möchte mir aber erlauben, zu widersprechen. Eine sehr einfache Erwägung veranlaßt mich hiezu.

Die dramatische Kunst ist berufen, die Verhältnisse des wirklichen Lebens in sichtbarer und hörbarer Gestaltung nachzuahmen. Es muß ihr also gestaltet sein, jedes Mittel des menschlichen Verkehrs zu verwenden, somit auch die Erzählung. Es kann nun in manchen Fällen zweifelhaft scheinen, ob eine solche Erzählung in dramatischer Weise ein Stück Wirklichkeit vortäuscht oder ob sie im technischen Sinne episch ist. Aber ich denke, man hat doch ein Mittel, darüber klar zu werden. Das entscheidende Merkmal liegt meiner Meinung nach in dem Zweck der Erzählung. Es ist nämlich ein großer Unterschied, ob in einem Schauspiel etwas erzählt wird, damit es das Publicum erfahre, oder ob sich die Erzählung ausschließlich an eine Person des Dramas selbst wendet. In dem einen Falle hat die Erzählung die Bedeutung einer Mittheilung des Dichters, in dem andern bildet sie einen Theil der dargestellten Handlung; in jenem Falle ist sie entschieden episch, in diesem kann sie sehr wohl dramatisch sein.

Läßt man diese Erklärung gelten, so wird man die Erzählungen im „König Oedipus" mit wenigen Ausnahmen dramatische nennen müssen. Denn niemals sind sie zu dem Zweck da, das Publicum über irgend etwas aufzuklären. Das Publicum, für welches Sophokles schrieb, bedurfte einer solchen Aufklärung durchaus nicht, der Stoff des Dramas war ihm vollständig bekannt, es wußte ganz genau, welche Ereignisse die Tragödie zur Voraussetzung hatte. Ja noch mehr: der Dichter rechnet geradezu damit, daß die Fabel seinen Zuhörern vertraut sei, und baut darauf die Wirkungen seines Stückes auf. Einige Beispiele mögen dies erweisen.

Oedipus verflucht den unbekannten Mörder des Lajos, erklärt, daß er ihn suchen und bestrafen wolle und fährt dann fort:

„Ja, wenn er unter meinem Dache weilt,
Und ich ihn kenne, komme über mich
Der Fluch, den ich jetzt über andre sprach!"

Ein Publicum, das nicht weiß, daß Oedipus selbst der Mörder des Lajos ist, wird aus diesen Worten nichts als eine hochtönende Phrase heraushören. Wenn aber die Zuschauer wissen, daß der verblendete Oedipus mit diesen Worten sich selbst verflucht, ohne es zu ahnen, dann muß sich ihrer eine gewaltige Bewegung bemächtigen.

Aehnlich verhält es sich auch mit jener Stelle, wo Teiresias in dunklen, für das Publicum aber trotzdem sehr durchsichtigen Ausdrücken dem Oedipus sein blutiges Geschick vor Augen stellt. Der Seher greift da nicht nur in die Vergangenheit des Schauspiels zurück, er deutet auch das Kommende verständlich genug an. Man wird gut thun, das nachdrücklichst zu betonen. Denn gesetzt den Fall, Sophokles habe in der Enthüllung unbekannter Verbrechen oder doch in dem rein Stofflichen das Schwergewicht seines Dramas erblickt, so hätte er mit dieser Scene das ganze Interesse vorweggenommen, eine Ungeschicklichkeit, die man seinem Genie wohl kaum zutrauen dürfte.

Wie erschüttert mußte ferner das griechische Publicum sein, wenn es hörte, wie hochmüthig Jokaste auf die Orakelsprüche herabsah, die sich nur zu bald und zu grauenhaft an ihr erfüllen sollten! Hätten die Zuhörer das nicht gewußt, so hätten sie gar leicht Jokasten recht geben können — denn in der That schienen die Orakelsprüche zu lügen — und damit wäre die Scene mindestens um ein gut Theil ihrer Wirkung, wenn nicht um allen Eindruck gekommen.

Nur noch ein Beispiel, und wie mir scheint, ein schlagendes! Der Hirte, der über die Abstammung Oedipus' Auskunft geben soll, muß in wenig Augenblicken erscheinen. Jokaste erkennt bereits den ganzen furchtbaren Zusammenhang und flieht voll Entsetzen. Oedipus aber meint, sie schäme sich seiner, weil es sich etwa ergeben werde, daß er von niedriger Abstammung sei. Sein ganzer Stolz, der bereits so schwer erschüttert war, rafft sich noch einmal auf, und mit trotziger Ueberhebung ruft der Unselige aus:

„So breche denn herein, was kommen mag!
Ich muß erfahren, wer mich zeugte, wär's auch
Ein Knecht. Mag sie in ihrem Weibesstolz
Sich meiner niedern Abkunft schämen, mag sie!
Ich aber nenne mich den Sohn des Glücks,
Des gütigen, und fürchte keine Schande.
Das Glück zur Mutter, und die Monde, die
Bald groß, bald klein mich mochten, zu Verwandten;
So wuchs ich auf, so bin ich, wer ich bin.
Was soll mich scheuen, mein Geschlecht zu kennen?"

Ein Beben des Mitgefühls, ja des Grauens mußte bei diesen Worten durch die Reihen der Zuschauer gehen; denn die Täuschung, der sich Oedipus hingab, bestand für sie nicht. Sie sahen ihn schon in diesem Augenblick, in dem er sich mit letzter Kraft gegen das Schicksal aufbäumt, vom Verderben erfaßt.

Man darf also wohl sagen: Gerade der Umstand, daß das Publicum die Vorgänge kennt, die den Personen des Stückes noch verhüllt sind, entscheidet über die Wirkung der Sophokleischen Tragödie oder trägt doch wesentlich dazu bei. Nicht die Zuschauer bedürfen also der Aufklärung, nur die Personen des Dramas. Oedipus kennt seine Vergangenheit nicht, ja seine Handlungsweise ist schlechterdings davon abhängig, daß er sie nicht kennt. In ähnlicher Befangenheit lebt auch Jokaste, leben die meisten anderen Personen des Dramas. Es kann sich also in „König Oedipus" unmöglich nur um die Aufklärung vergangener Ereignisse handeln, sondern einzig und allein um die besondere Art, wie diese erfolgt. Denn nicht, was die Personen des Dramas einander berichten, sondern was der Dichter dem Publicum mitzutheilen hat, darf in Betracht gezogen werden.

Es fällt ferner auf, daß die Vergangenheit hier gleichsam als eine Macht für sich auftritt und sozusagen als eine Individualität erscheint. Ungemein bezeichnend dafür ist der Umstand, daß diese Vergangenheit nicht allmählich und langsam fortwirkend ihren Einfluß äußert, sondern ganz plötzlich und unvermuthet Verderben in die glückliche Gegenwart trägt. Mehr als ein Dutzend Jahre hat Oedipus über Theben geherrscht, angesehen im Volke, glücklich in der Familie, bevor, was er begangen, vernichtend vor ihm auftauchte. Während all der Zeit pochte die Schuld, die er unwissend auf sich geladen, kein einzigesmal mahnend an seinen Königspalast, sie fraß sich nicht in seinen Charakter ein, sie war scheinbar gar nicht da. Wenn er der schuldloseste Mensch von der Welt gewesen wäre, er hätte nicht anders leben können. Die Kette, die sich sonst im menschlichen Leben zwischen Vergangenheit und Gegenwart knüpft, hier war sie entzwei gerissen; das Schicksal fügte spät erst die Glieder ineinander. Oedipus steht seiner Vergangenheit wie einer Person gegenüber, er kämpft mit ihr, er will ihrer Herr werden, aber er unterliegt. Das macht den Kern des Dramas aus. Der Mann, der sich plötzlich vor eine geheimnißvoll drohende Macht gestellt sieht, vor das Gespenst einer Vergangenheit, die er nicht kennt, erregt unser Mitgefühl; wir sehen in tiefer Bewegung, wie er verzweiflungsvoll für sein Glück, seine Ehre kämpft, und erleben es schaudernd, wie der allmächtige Schicksalswille siegt. Was für uns Moderne nur ein abstracter Begriff

Digitized by Google

iſt, das Fatum, für die Griechen hatte es perſönliche Bedeutung, und die Vergangenheit des Oedipus iſt gleichſam das Fleiſch und Blut gewordene Fatum. Den Griechen mußte ſie alſo noch weit perſönlicher und concreter ſcheinen als uns.

Demgemäß ergibt die Vergangenheit bei Perſonen nichts Zwingendes für ihren Charakter, und das Drama erſchöpft ſich nicht darin, die nothwendigen Folgen einer unabänderlichen Vergangenheit zu ziehen. Stück für Stück erfährt Oedipus, welche ſchwere Schuld er ahnungslos begangen; jeder einzelnen Aufklärung ſteht er wie einem neuen Ereigniß gegenüber, einem Ereigniß von unmittelbarer Gegenwart. Er ſchöpft daraus immer neue Handlungsimpulſe, er iſt nicht ein Sklave ſeiner Vergangenheit, er tritt ihr als freier Mann entgegen. Wäre Oedipus von anderem Charakter geweſen, als ihn Sophokles gezeichnet, er hätte ſich derſelben Vergangenheit gegenüber ganz anders benommen und wir hätten ein ganz anderes Stück bekommen.

Allerdings iſt das Geſchehene für die Perſonen des Dramas bezeichnend, und keinen Augenblick vergißt der Dichter, daß dieſelben Charaktereigenſchaften, welche die Perſonen vor unſern Augen entwickeln, in ihnen wohl ſchon längſt gelegen haben müſſen. Der Oedipus, in deſſen Seele ein höhniſches Wort augenblicklich nagenden Zweifel an der Rechtmäßigkeit ſeiner Geburt wachruft, der, vom Orakelſpruch geſchreckt, angſtvoll die vermeintliche Heimath flieht, der in ſchnell aufloderndem Zorn den unbekannten Fürſten erſchlägt, es iſt derſelbe Oedipus, der vor unſern Augen mit vermeſſenem Trotz gegen ſein Schickſal kämpft. Und in Jokaſte, die leichtſinnig und ſorglos alles weit von ſich weiſt, was die behagliche Ruhe ihres Lebens ſtören könnte, erkennen wir leicht die Frau wieder, die ihr Söhnlein ausſetzen ließ, weil von ihm ihrem Hauſe Gefahr drohte. Es findet ſich nicht der leiſeſte Widerſpruch in den Charakteren, aber dem Dichter war allein die Gegenwart des Schauſpiels wichtig, ſie gab ihm ſeinen Standpunkt und er zeichnete die Vergangenheit von der Gegenwart aus, nicht umgekehrt. Er empfand zu natürlich, um nicht zu wiſſen, daß im Drama nur die Gegenwart des Spieles Intereſſe zu erwecken vermag, daß Vergangenheit niemals dramatiſch lebendig gemacht werden kann.

Wo ſteckt alſo die Analyſe? Im Gefüge der Handlung nicht. Und ſind etwa die Charaktere analytiſch gezeichnet? Sie ſetzen wohl nicht erſt mit dem Beginne des Stückes ein — ſo plump war die Pſychologie eines Sophokles nicht — aber ſie entwickeln ſich ganz und voll vor unſern Augen, in der Gegenwart des Spieles; nirgends ein Beſchreiben, ein Deuten und Erklären aus dem Vorangegangenen, überall ein unmittelbares Eingreifen, lebendige Bethätigung. Wir lernen die Perſonen ausſchließlich aus dem verſtehen, was ſie vor unſern Blicken thun und brauchten gar nicht zu wiſſen, was ſie vorher gethan und gelitten. Oedipus, der Mann, der wohl äußerlich die Rückſichtsloſigkeit ſeiner Zeit annahm, gewaltthätig, tyranniſch, voll Ueberhebung auf ſeine Herrſchermacht pochend, dem aber innerliche Geſittung die Grundlagen dieſer Heroenexiſtenz entzog, weil ſie ihm ein lebendiges Gefühl für Recht und Pflicht ins Herz legte, das von innen heraus gegen die bedenkenloſe Unbändigkeit ſeines Willens kämpft; und im Gegenſatz zu ihm Jokaſte, die Verkörperung der noch völlig ungeſitteten weiblichen Natur, die ſich in ein Netz von Lügen einſpinnt, die am Scheine hängt, in deren Bruſt keine mahnende Stimme ſpricht, die ſich ſogar fühllos der Mahnung von außen verſchließt, ſie *werden*, ſie *leben* wirklich vor uns, wir überzeugen uns von ihnen durch unſre Ohren, unſre Augen, wir lernen ſie aus ihren Thaten, nicht aus den Worten des Dichters kennen. Und nicht anders die Nebenperſonen. Teireſias, der greiſe Diener Apolls, der die Laſt ſeiner Sehergabe mit weisheitsvoller Ergebung trägt, aber in heiligem Eifer emporlodert, wenn es Oedipus wagt, ihn zu ſchmähen, Ikreon, der rechtſchaffene Mann, der ſich behaglich in ſeinen Schranken hält, ein Durchſchnittsmenſch, den ſeine mäßige Natur ſicher auf dem Pfade der Pflicht hinführt, was ſind das für Prachtgeſtalten! Und ſelbſt ſo untergeordnete Perſonen, wie der Bote aus Korinth und der Hirte, welche Fülle realiſtiſchen, unmittelbaren Lebens wirkt in ihnen!

Nochmals alſo: Wo ſteckt in dem Stück die Analyſe? Ich meinestheils kann ſie nirgends finden, ſo eifrig ich auch ſuchen mag. Daß mir jemand mit der Erzählung des Dieners von dem Selbſtmord der Jokaſte und der Blendung des Oedipus kommt, will ich nicht hoffen. Denn dieſe Erzählung, die einzige im ganzen Drama, die im techniſchen Sinne epiſch zu nennen iſt, weil ſie eine Mittheilung des Dichters an das Publicum enthält, berichtet nicht von vergangenen Dingen, ſondern von Ereigniſſen, die ſich in der Gegenwart des Spieles zutragen. Wohl mag man in „König Oedipus“ die Kunſt des Dichters bewundern, eine ſchickſalsſchwere Vergangenheit als Hintergrund der dramatiſchen Vorgänge zu verwenden, allein in jeder einzelnen Scene gehört das ganze Intereſſe immer nur dem, was geſchieht, niemals dem, was geſchehen iſt. Wenn aber alles Gewicht nur auf der Gegenwart des Spieles liegt, die Vergangenheit dagegen nur äußerlich in Betracht kommt und nur ganz untergeordnete Bedeutung hat, ſo kann man, glaube ich, mit Fug behaupten, das Stück ſei ſo gut ſynthetiſch gebaut als irgend ein anderes. Man muß ſich nur vergegenwärtigen, daß nicht das Schickſal des Oedipus als ſolches den Inhalt der Tragödie bildet, ſondern ausſchließlich der Kampf, den Oedipus gegen ſein Schickſal führt. Das Schwergewicht dieſes Dramas liegt alſo nicht auf der Verkettung der Ereigniſſe — denn dieſe iſt als bekannt vorausgeſetzt — ſondern auf der Charakterentwicklung der Perſonen, vor allem der Hauptperſon. Die Sophokleiſche Tragödie ſtellt ſich uns ſomit als ein Charakterſtück dar.

* * *

Unter den Vorläufern Ibſens iſt, wie geſagt, auch Heinrich Kleiſt genannt worden, und ſein Luſtſpiel „Der Zerbrochene Krug“ gilt ja wirklich allgemein als ein Muſter der analytiſchen Gattung. Es ſtellt ſich, wie „König Oedipus“ als der Schluß von Ereigniſſen dar, die vor dem Beginn des Stückes ſich abgeſpielt haben. Allein ein wichtiger Unterſchied fällt auf. Jene Ereigniſſe, die dem Stück vorangingen, ſind der Hauptperſon, dem Dorfrichter Adam, bekannt; ebenſo weiß Eochen darum. Dagegen ſind ſie dem Publicum vollſtändig unbekannt; dieſes muß in der That im Laufe des Stückes darüber aufgeklärt werden.

Alſo hätte das allgemeine Urtheil diesmal recht, und der „Zerbrochene Krug“ wäre in Wirklichkeit ein analytiſches Drama? Auf den erſten Blick mag es ſo ſcheinen. Freilich könnte man ſofort entgegnen, die verliebten Abenteuer des Dorfrichters Adam ſeien an ſich wohl kaum intereſſant genug, um den Stoff für ein Luſtſpiel abzugeben. Aber vielleicht gibt es Leute, die daran wirklich Intereſſe haben oder ſich wenigſtens ſo ſtellen. Was könnte man ihnen Triſtiges entgegnen?

Vielleicht doch einiges. Handelt es ſich denn in der That darum, die Vorgeſchichte des Dramas — ſie ſei nun intereſſant oder nicht — dem Publicum mitzutheilen? Sehen wir einmal zu! Wer könnte dieſe Mittheilung denn beſorgen? Ganz und voll doch nur der Dorfrichter Adam, zum größten Theil freilich auch Eochen. Nun liegen aber die Verhältniſſe ſo, daß Adam nichts auf der Welt mehr zu fürchten hat, als eben die Mittheilung deſſen, was geſchehen, und

Digitized by Google

daß Evchen gleichfalls glauben muß, es sei in ihrem Interesse, über die Sache zu schweigen. Den beiden einzigen Wissenden ist also durch die Verkettung der Umstände der Mund geschlossen. Das scheint mir sehr wichtig zu sein; denn damit verschiebt sich der Schwerpunkt in sehr auffallender Weise: die Aufklärung des Publicums kann nur gegen den Willen derjenigen Personen erfolgen, von denen allein sie eigentlich ausgehen könnte. Es ist doch einleuchtend, daß somit ein gut Theil des dramatischen Interesses den Versuchen Adams zufallen muß, das Geschehene zu verbergen, und der eigenthümlichen Art, wie diese Versuche scheitern.

Aber auch das wäre noch nicht entscheidend. Es wäre ja immer noch möglich, daß die Aufhellung der Vergangenheit bloß auf das Publicum berechnet wäre, ohne jedoch auf den Gang der dargestellten Ereignisse Einfluß zu nehmen. Ich sage ausdrücklich die Aufhellung der Vergangenheit, nicht die Vergangenheit selbst. Der Unterschied ist nicht zu übersehen. Es handelt sich ja nicht darum, ob die vorangegangenen Geschehnisse für die dargestellten von zwingender Bedeutung sind, sondern einzig um die Frage, ob die dargestellten Ereignisse möglich sind, wenn die vorausgegangenen unbekannt bleiben. Ist dies der Fall, dann hat man es in der That mit der bloßen Entwicklung eines Vergangenen, also mit Analyse zu thun, ist es aber nicht der Fall, dann hat die Enthüllung an sich die Bedeutung eines Ereignisses.

Wie verhält es sich damit nun im „Zerbrochenen Krug"? Daß Adam und Evchen um die Vorgeschichte wissen, ist schon gesagt worden. Anders aber steht es um die übrigen Personen des Stückes. Die wissen nichts davon, oder höchstens scheinbar nebensächliche Umstände, die für sich allein nichts bedeuten. Sie handeln in Unkenntniß der thatsächlichen Ereignisse, und ihre ganze Handlungsweise läßt sich einzig aus dieser Unkenntniß erklären. Man denke nur an Evchens Mutter, an Ruprecht und dessen Vater! Alles, was sie thun, unternehmen sie nur, weil sie nicht wissen, was geschehen ist. Für diese Personen also hat die allmähliche Aufhellung des Vergangenen in der That die Bedeutung eines selbständigen Vorgangs. Noch mehr gilt dies von dem Gerichtsrath Walter, der von der Vorgeschichte schlechterdings gar nichts weiß. Und doch ist es gerade er, der zufolge seiner Stellung entscheidenden Einfluß auf alle jene Ereignisse nehmen muß, die sich innerhalb des Stückes abspielen. Das eine ist also klar: die Enthüllung der vorangegangenen Geschehnisse ist nöthig, nicht nur, um das Publicum zu unterrichten, sondern vor allem auch, um die handelnden Personen selbst aufzuklären.

Nun ergibt sich natürlich die Frage, in welchem Verhältnisse diese beiden Absichten zu einander stehen. Ich denke, darüber kann kaum ein Zweifel herrschen. Den Zuschauern könnten die Voraussetzungen des Stückes auch von vornweg, etwa durch einen Prolog in altväterischer Manier, mitgetheilt werden, es bliebe noch genug Interesse übrig. Zu sehen, wie der Schlingel von Dorfrichter durch seine Bemühungen, seine Streiche zu verheimlichen, immer tiefer in die Tinte geräth, würde auch dann noch fesseln, wenn man von Anbeginn an wüßte, um was es sich handelt. Aber wenn das die Personen, wenn es vor allem Walter nicht erführe, dann wäre das ganze Stück nicht möglich. Die Enthüllungen haben also auch hier, wie in „König Oedipus" den Werth von Handlungen.

Man kann aber noch einen Schritt weiter gehen und fragen, ob das Lustspiel in der That nur die nothwendigen Folgen der Voraussetzungen zieht. Keineswegs. Wenn z. B. der Gerichtsrath Walter nicht auf Revision gekommen wäre, oder wenn der Dorfrichter Besonnenheit genug besessen hätte, die für ihn so günstigen Umstände geschickt auszunützen — was dann? Dann wäre Ruprecht zum Ersatz des zerbrochenen Kruges verurtheilt worden, seine Verlobung mit Evchen hätte sich zerschlagen, und Adam wäre aus dem ganzen Handel als Ehrenmann hervorgegangen. Ja, wendet vielleicht jemand ein, dann hätten wir aber auch kein Lustspiel bekommen. Vortrefflich! Allein, wenn dem so ist, wo steckt dann das entscheidende Moment, in den Voraussetzungen oder in der Darstellung selbst? Doch wohl in dieser.

Und weiter kann man fragen, ob für den wesentlichen Inhalt des Lustspiels gerade diese Voraussetzungen nöthig waren. Mußte der Dorfrichter gerade einem Mädchen nachgestellt haben, von ihrem Bräutigam überrascht worden sein, und den Krug zerschlagen haben? Er hätte doch ganz gut auch irgend etwas anderes anstellen können, und der Verlauf des Stückes wäre im wesentlichen ganz derselbe geblieben. Wenn aber der Zusammenhang zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart ein so loser ist und erst im Lustspiele selbst fest geknüpft wird, dann liegt der Schwerpunkt wohl nicht auf der Vergangenheit, sondern auf der eigenthümlichen Art, wie sie mit der Gegenwart verbunden wird, also im Lustspiele selbst. Was der Dorfrichter Adam begangen hat, ist an sich vollständig gleichgültig, wichtig ist nur, daß irgend eine Schurkerei, deren er sich schuldig gemacht, enthüllt wird, und das ganze Interesse concentrirt sich darauf, wie er selbst gegen seinen Willen diese Enthüllung herbeiführt. Es handelt sich also in dem Stücke nicht um die bloße Mittheilung vergangener Dinge, sondern ausschließlich um die merkwürdige Art der Enthüllung.

Auch die Charakterzeichnung der Personen holt ihre Mittel nicht aus der Vergangenheit. Was vor dem Stücke geschehen ist, steckt uns kein neues Licht über die Personen auf. Wie sie sich vor uns benehmen, genügt uns vollständig, um sie bis auf den Grund kennen zu lernen, und ergänzende Erzählung, nachträgliche Erklärung ist als überflüssig durchaus vermieden. Die Charaktere entwickeln sich, sie werden nicht beschrieben und ausgedeutet.

Die Analyse ist also auch im „Zerbrochenen Krug" nur eine scheinbare, sie läßt Handlung und Charaktere vollständig unangetastet und der eigentliche dramatische Aufbau ist ganz und gar synthetisch.

„Deutsche Charaktere."

Wer es heute unternimmt, noch zu seinen Lebzeiten Aufsätze gesammelt herauszugeben, die seinerzeit einzeln in Tagesblättern, Wochen- oder Monatsschriften erschienen, dessen Name muß entweder solch guten Klang besitzen, daß man jedes seiner Werkchen eben als Kundgebung seines Geistes mit Interesse liest. Oder seine Aufsätze selbst müssen so bedeutsam sein, daß sie ein besseres Schicksal verdienen, als die Vergessenheit, die sie in den Zeitschriften und Zeitungen erwartet.

Die erste dieser beiden Forderungen scheint mir die Sammlung, die ich jetzt besprechen will, die „Deutschen Charaktere" von Richard M. Meyer[1]), nicht zu erfüllen. Ihr Autor fängt eben erst an, als Verfasser einer preisgekrönten Goethebiographie in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Außerdem erhebt sich gegen diese Biographie, die man zuerst allseitig mit lautem Beifall begrüßt hatte, nun entschiedener Widerspruch: man vermisse in dem Buch allzu schmerzlich künstlerisches Nachempfinden und plastische Gestaltung.

Es wäre also die zweite Forderung, der unsre Sammlung gerecht werden müßte. Wer sich ihr Inhaltsverzeichniß ansieht, der wird über die Reichhaltigkeit des Gebotenen

[1]) Berlin, Hofmann u. Co. 1897.

staunen. Neben Erörterungen allgemeinen oder theoretischen Inhalts findet sich eine ganze Anzahl von Essays über einzelne Persönlichkeiten, über Fürsten und Staatsmänner, über Gelehrte und Dichter. Meistens über Männer unsres Jahrhunderts, doch ist auch eine der interessantesten Persönlichkeiten aus dem Mittelalter: der Tannhäuser und aus dem vorigen Jahrhundert Michael Reinhold Lenz in der Reihe.

Die Einheit in dieser Mannichfaltigkeit läßt sich leicht herausfühlen. Es war ein alter Wunsch des Verfassers, „seine Anschauungen über Wesen und Darstellung der Individualität im Zusammenhang vorzuführen". So steht eine Studie über den germanischen Nationalcharakter an der Spitze des Ganzen, es folgt eine Auseinandersetzung über den Begriff der Individualität überhaupt. Dann kommen die Individuen selbst; unterbrochen ist ihre Kette nur durch einen längeren Aufsatz, der die Ansichten einiger bedeutsamer Männer über die Rechte des Individuums, des Einzelnen gegen den Staat zusammenstellt (Der Kampf um den Einzelnen). Friedrich Wilhelm IV., Immermann, Platen, die Droste-Hülshoff, Freiligrath, Victor Hehn, Friedrich Rohmer, Paul de Lagarde werden nach einander behandelt. Die Persönlichkeiten, denen das Interesse Richard Meyers gehört, tragen also meist einen guten Namen, sind aber kaum gekannt, um so dankbarer muß man sein, daß hier versucht wird, das Andenken an sie zu erneuern. Auch hat der Verfasser absichtlich „keinen der großen deutschen Heroen vorgeführt", sondern „Gestalten, die die reiche Charaktermischung deutschen Wesens besonders anschaulich vertreten". An diese Charaktere schließt sich ein interessanter Versuch: nicht weniger als 58 Dichter läßt der Verfasser ihr Wesen durch ihre eigenen Verse schildern. Manchmal sind diese überraschend fein und gut ausgesucht, so bei Gottfried Keller („Unser Spielmann war er treu und klug"), auch bei — ich bitte um Verzeihung wegen dieser Nebeneinanderstellung — Otto Erich Hartleben („Wer jubelnd nie den überschäumten Becher Gehoben in der heiligen Mitternacht"); andere sind geschickt, aber einseitig, so die von Paul Heyse („Still und hell ist mein Gemüth") und Wilhelm Hertz („Lenz, kamst du wieder frisch und mild, Vom Sturm ins Land getragen"), andere wieder anscheinend mit weniger Glück gewählt. Die Uebersicht führt von Goethe bis zur Gegenwart; kaum eine namhafte Persönlichkeit wird vergessen, auch solche nicht, die man wenig liest, die aber viel bedeuten, unter den jüngeren z. B. Rikarda Huch. Zuguterletzt wird uns wieder eine zusammenfassende Abhandlung beschеert; die Frage, ob die Mitwelt oder die Nachwelt große Männer gerechter beurtheile, wird erörtert: das ist eine hübsche Ergänzung zu den vorangegangenen Selbstportraits ebenso wie zu den vielen Urtheilen, in welchen der Verfasser selbst Nachwelt gespielt hat.

Diese Aufzählung allein wird einen Begriff von der erstaunlichen Vielseitigkeit Richard Meyers geben können. Leider ist dem Band kein Personen- und Sachregister beigefügt; diese hätten recht augenfällig gezeigt, was der Verfasser alles gesehen, gelesen und beurtheilt hat. Altgermanische Poesie und Sprache, neue und ältere Philosophie, unsre Literatur in allen ihren Zeiten, unsre Herrscher und Staatsmänner, unsre und die ausländischen Maler, die französische Literatur von der Aufklärung bis zu unsern Zeiten, die moderne ethische Bewegung, besonders die in Amerika — über all dieses und noch über vieles andere hören wir Ansichten, und manche der genannten Namen werden den meisten Lesern bis dahin unbekannt geblieben sein.

Solche Vielseitigkeit der Bildung hat unter allen Umständen etwas bewunderungswürdiges. Freilich kann sie auch die Besorgniß erregen, daß unter der Menge der mit ihrer Hülfe entstandenen Leistungen ihre Güte und Tiefe leide, daß der Autor mit seiner Belesenheit cokettirt und liebäugelt und daß er schließlich die Selbstkritik verliert und über alles Gelesene urtheilen will, auch wo er zu einem Urtheil nicht berufen ist.

Diese Besorgniß ist bei Richard Meyers Buch — ich kann das nicht verhehlen — durchaus begründet. Man hat oft den Eindruck, als sehe er sich alles nur an, um nachher öffentlich seine Meinung darüber zu sagen, als könne er ein Buch nicht lesen, ohne es nachher irgendwo zu besprechen. Bei anderen Artikeln meint man wieder, sie seien aus lauter Einfällen zusammengewachsen, die der Verfasser seinerzeit bei seiner Lectüre hatte. Manche Dinge, die in den „Deutschen Charakteren" verglichen werden, haben nur das gemeinsam, daß sie beide dem weiteren Publicum gleich unbekannt sind; überhaupt charakterisirt der Verfasser eine Vorliebe für das Gewaltsame und mühsam Herbeigeholte. Er schwelgt in Paradoxen, die von weitem sehr hübsch und verführerisch aussehen, bei näherer Betrachtung aber sich in Nichts auflösen, schwelgt in gewagten Behauptungen und geistreichen Aperçus. Ich will aus der Menge der Beispiele nicht eins oder zwei herausgreifen, das gibt zu leicht zu falschen Ausdeutungen Anlaß; doch bin ich davon überzeugt, daß jeder, der die hier besprochenen Abhandlungen unbefangen liest, den gleichen Eindruck wie ich empfangen wird.

Richard Meyer geht noch weiter. Er sucht die ganze Wesenheit eines Menschen möglichst in Formeln zusammenzufassen und sie aus diesen zu entfalten. So werden seine Gestalten aus Menschen zu „ausgeklügelten Büchern". Und wie es eben nicht anders sein kann: der Verfasser achtet unwillkürlich nur auf die Eigenschaften, die sich aus seinen Beobachtungen entwickeln lassen; alles andere bleibt unberücksichtigt. Er verschließt sich selbst die Augen dafür. Das zeigen fast auf jeder Seite die Betrachtungen über den germanischen Nationalcharakter. Nicht minder ist das der Fall in anderen Essays: die westfälische Art der Annette von Droste hätte meines Erachtens viel entschiedener betont werden müssen; Victor Hehn wird zwar — etwas geistreichelnd — mit der deutschen Volksseele verglichen, sein eigentliches Wesen aber nicht geschildert; das Urtheil über Lagarde mißräth darum, weil es von kleinlichen und äußerlichen Dingen ausgeht und immer wieder zu ihnen zurückkehrt. Wie kann man auch von Lagarde behaupten, er habe die junge Generation hart und verständnißlos beurtheilt (S. 205)? Von demselben Mann, der (in seinem Aufsatz „Ueber die Klage, daß der deutschen Jugend der Idealismus fehle"), unsrer Jugend so schön das Wort geredet wie selten ein anderer! Wenn fernerhin (in der „Gerechtigkeit der Nachwelt") der Beweis versucht wird, die Nachwelt urtheile nicht gerechter als die Mitwelt, die Menschen blieben ja immer dieselben, auch sei die Anerkennung durch die Mitwelt der durch die Nachwelt immer vorzuziehen — so wird man diesem Satz eine bedingte Richtigkeit gern zugestehen; aber man muß doch energisch hervorheben und nicht nur nebenbei, in parenthesi, darauf hinweisen, daß die Nachwelt unter allen Umständen vor der Mitwelt viel voraus hat, daß sie (namentlich beim Urtheil über historische Persönlichkeiten) über ein reicheres Material verfügt, einen weiteren Ueberblick besitzt, leidenschaftsloser urtheilt[1]) u. s. w. — Das Aperçu über Friedrich Wilhelm IV. ist schließlich sehr hübsch und noch anfechtbarer, er sei der typische Kronprinz, der typische Thronfolger gewesen, insofern gerade dem Hamlet vergleichbar. Ein Mann, dessen höchste Lust es ist, wundervolle Pläne zu schmieden, der im Grund aber sich recht zufrieden fühlt, so lange niemand von ihm

[1]) War es übrigens nicht Ranke, der zuerst die Thätigkeit Friedr. Wilh. I. ins rechte Licht stellte? Meyer schreibt das Verdienst Carlyle zu (S. 264).

Digitized by Google

deren Verwirklichung verlangt. Genügt aber solch eine Bemerkung zu einem Aufsatz über den König? Sagt sie über ihn irgend etwas Aufhellendes, nachdem wir Treitschke's Charakteristik besitzen?

Die Aufsätze Richard Meyers wirken demgemäß wie ein geistreiches Gespräch; ein Gespräch, dem man gern zuhört, auch wo es zum Widerspruch reizt, ein Gespräch eben, das überall anregt, einen tieferen Eindruck aber nirgends hinterläßt, niemals eigentlich bereichert. Sich in seine Menschen hineinzufühlen, sie aus sich selbst heraus neu zu schaffen, lebensvoll zu gestalten, das eben vermag der Verfasser nirgends, wir hören immer nur ihn reden; er berichtet nie von Eindrücken, die er empfangen, stets von Beobachtungen, die er — meist als recht moderner Mensch — gemacht hat, im besten Fall von Einfällen, die ihm kamen. Es geht nie zum Herzen, was er sagt; nie erklingen die Töne der Begeisterung oder der Leidenschaft.

Ein großer Vortheil ergibt sich freilich aus des Verfassers Arbeitsweise: er kennt und weiß so viel, daß seine Urtheile alle vorurtheilsfrei und weitherzig sind. So hat er für alles moderne Wollen warme Anerkennung; besonders seine große Hochachtung vor Friedrich Nietzsche wird vielen eine Freude sein.

Noch etwas anderes zeichnet die deutschen Charaktere aus: der Blick für Wesentliches in der Gegenwart. Vornehmlich für eine Erscheinung: für den Kampf des Individuums gegen die Fesseln, die Staat und Gesellschaft ihm anlegen, sobald es sich frei entfalten will. Es ist dieser Kampf, den der Verfasser immer wieder darstellt, bald in seinen typischen Vertretern, bald in allgemeinen Schilderungen, und darum darf sein Buch als ein für unsre Zeit charakteristisches Product gelten.

Im übrigen sind alle hier besprochenen Stücke als Aufsätze für Zeitschriften ausgezeichnet, als Essays, die man gern liest und gern vergißt, die für kurze Zeit gut unterhalten, deren Behauptungen man eben darum unwidersprochen läßt, weil sie so wie so bald der Vergessenheit anheimfallen. Das Recht, zu einem Buch gesammelt einem längeren Dasein entgegenzugehen, haben sie meines Erachtens nicht — ich muß das noch einmal hervorheben, so schwer es mir fällt. Denn ich weiß wohl, daß ein Urtheil aus meinem Mund gegenüber einem so verdienstreichen Mann wie Richard M. Meyer anmaßlich klingen kann.

Man mag übrigens vom Individualismus halten, was man will: eine bedenkliche Folge hat er jedenfalls, die allzu zärtliche Liebe der Autoren für ihre Schöpfungen. Unsre Fachzeitschriften und Jahresberichte leisten dieser schon keinen Widerstand mehr: sie verzeichnen jetzt mit ängstlicher Sorgfalt sogar Zeitungsartikel. Vielleicht fischen sie dabei aus der Menge, die dem Gestade der Vergessenheit entgegentreibt, die eine oder andere Persönlichkeit heraus, deren Arbeiten von dauerndem Werth sind — im allgemeinen wird durch solche Thätigkeit nur kommenden Forschern der Weg verbaut. Wo soll es denn hinaus, wenn man sich durch immer größere Berge von „Literatur" hindurcharbeiten muß?

Hat ein Zeitungsartikel denn nicht übergenug gethan, wenn er Menschen mit geistigem Bedürfniß ein genußreiches Nachmittagsstündchen verschafft? Muß er denn nun auch durchaus für die Ewigkeit präparirt werden? Wie viel Mühe, Sorgfalt, Geschmack und Nachdenken erfordert nicht die Vorbereitung eines guten Diners — und wie lang dauert dann die ganze Herrlichkeit?

Friedrich v. d. Leyen.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Die internationale Lepraconferenz zu Berlin, 11. October. (Fortsetzung.) Der Vortrag des Prof. Besnier (Paris), dessen wie am Schluß des gestrigen Berichtes nur kurze Erwähnung thun konnten, gab nach einer sehr sympathisch gehaltenen Einleitung, in der der Dank der französischen Wissenschaft an die deutsche Regierung zum warmen Ausdruck kam, eine Uebersicht über die wissenschaftlichen Leistungen, mit welchen sich die französischen Forscher an den Arbeiten über den Aussatz betheiligt haben, und betonte dabei besonders die große Bedeutung, welche die Absonderung des Nasensecretes für die Verbreitung der Krankheit haben könne. Es finden sich in demselben zahlreiche Leprabacillen, und da man diese als die Träger der Krankheit ansehen muß, so ist es verständlich, daß bei schlechten Lebensgewohnheiten für die Umgebung der Kranken gerade hierin eine bisher übersehene Gefahr gesucht werden muß. Damit stimmt denn auch, daß viele Fälle an der Nase, jedenfalls im Gesicht die ersten Krankheitserscheinungen zeigen. Der mit großem Beifall begrüßte Entdecker der Leprabacillen, Dr. Armauer Hansen aus Bergen, der Delegirte der norwegischen Regierung, führte alsdann in einem höchst interessanten Vortrage die Gesichtspunkte aus, nach welchen eine humane Tilgung der Lepröse durchzuführen sei. Namentlich hob er hervor, daß die Majorität nicht zu Gunsten einer Minderzahl in Gefahr gebracht werden dürfe, denn wenn man selbstverständlich auch das größte Mitleid mit den Befallenen habe, so wäre es doch kaum angebracht, deßhalb eine ganze Bevölkerung der Gefahr der Ansteckung auszusetzen. Sodann wies der Redner nach, wie die für die Versorgung der Leprakranken in Norwegen aufgewendeten Kosten sich materiell reichlich bezahlt machen, denn die öffentlichen Finanzen gewinnen dadurch, daß der diesem System Jahr für Jahr weniger Kranke zu versorgen sind, und die Arbeitskraft der Gesundgebliebenen dem Staate weiter zu gute kommt. Der berühmte englische Leprologe Hr. Hutchinson war durch Krankheit verhindert, seine Rede zu halten; sie wurde deßhalb von einem Vertreter vorgetragen und gipfelte in der Theorie, daß die Fischnahrung eine Hauptbedeutung für die Entstehung der Lepra habe, eine Annahme, welche allerdings von den meisten anderen Leprakundigen nicht mehr getheilt wird. Dann folgten Vorträge der Professoren Neisser (Breslau), Neumann (Wien) und O. Petersen (St. Petersburg), die zum großen Theil auf besondere pathologische Fragen eingingen und ein erfreuliches Einvernehmen in der Arbeitsrichtung der zur Conferenz versammelten Gelehrten kund gaben. Zum Schlusse der Sitzung wurden mehrere in Deutschland lebende, jedoch aus dem Auslande stammende Leprakranke vorgestellt, welche sich augenblicklich in Halle und Berlin unter ärztlicher Aufsicht befinden.

Für heute Abend hat der Reichskanzler Fürst Hohenlohe alle Mitglieder der Conferenz, die Minister, zahlreiche Aerzte und Gelehrte, Vertreter aller Behörden und auch der medicinischen Presse zu sich eingeladen.

γσ Berlin, 10. Oct. Die „Gesellschaft für Erdkunde" hielt gestern unter dem Vorsitz des Prof. Dr. Hellmann ihre erste Sitzung nach der Sommerpause. Der Vorsitzende gedachte der verstorbenen Mitglieder in warmen Worten und widmete namentlich dem Andenken des Kartographen Dr. Karl Vogel aus Gotha einen seine Leistungen würdigenden, ehrenvollen Nachruf. Die Zinsen der Karl Ritter-Stiftung sind dem geologischen Forschungsreisenden Dr. Karl Sapper für seine Arbeiten in Honduras überwiesen worden, die er schon vor einiger Zeit begonnen hat. Von Dr. Maaß, dem Forscher im Sunda-Archipel, liegen Nachrichten über die Insel Menatawa vor, wohin er sich im Frühjahr dieses Jahres begeben hatte. Unter den literarischen Neuigkeiten verdienen, neben dem 3. Band der Bibliotheca geographica bis 1894 von Dr. Otto Baschin, die Studien Philippsons über Thessalien und Epirus, Volkens' Arbeiten über den Kilimandscharo und Dr. Ehrenreichs lehrreiche Untersuchungen und Studien über die Naturvölker Brasiliens besondere Beachtung; auch Dr. von Höffens Publicationen über die auf der „Grönland-Expedition" gewonnenen botanischen Resultate, wie die umfangreichen geographischen, kartographischen und archivalisch-historischen Arbeiten, die angesichts der Streitfrage der Grenze von Venezuela und Britisch-Guyana existenden sind, verdienen eine specielle Aufmerksamkeit. Hr. Tapprabeck, der Leiter der jüngsten Neu-Guinea-Expedition, bot der Gesellschaft zahlreiche Photographien aus der Südsee überwiesen. — Als erster Redner des Abends sprach Prof. Dr. Detmer aus Jena über seine Reisen in Bahia (Süd-Brasilien), wohin er im Sommer 1895 von Hamburg aus zum

Zwecke botanischer Studien sich begeben hatte. Er schickte seinen Darlegungen allgemeine Bemerkungen über Brasilien voraus, das bei einem Flächeninhalt von $^{6}/_{7}$ des europäischen Continents nur etwa eine 15 Millionen zählende, aus Europäern, Brasilianern, Negern und zahllosen Mischlingen bestehende Bevölkerung hat, neben der etwa noch 1—2 Millionen des stets mehr in den Urwald zurückweichenden Indianer vorhanden sind. Der Amazonas im Norden und der La Plata im Süden schließen zwischen sich ein von 300 bis zu etwa 1000 Meter sich erhebendes, durch zahlreiche Erosionsthäler gezeichnetes Hochland ein, das an der Ostküste zwei Parallelgebirge, die Serra do Mar und die Serra da Mantiqueira, aufweist, die hohe Erhebungen enthalten. Die durch eine Revolution geschaffene heutige republicanische Staatsform hat namentlich den Finanzen des Landes, wie das Sinken des Münzwerthes zeigt, bedenklich geschadet. Bahia ist eines der zwanzig Staaten, die zwischen 9.5 und 13. Grad südlicher Breite liegen; seine Nordgrenze bildet der Rio San Francisco, während im Westen der Guayas, im Süden der Rio Miucl die Landesgrenze darstellen. Ein Areal, dem Frankreichs an Größe gleich, trägt der Staat von Bahia nur $1^{1}/_{2}$ Millionen Einwohner. Die Verkehrsmittel, außer einer Bahn nach Ria, einer zweiten nach Pernambuco und einigen kleineren Eisenbahnen, sind dürftig. Maulthiere sind in dem an Chausseen völlig armen Lande heute noch das beste Transportmittel. Die Stadt Bahia oder San Salvador zerfällt in Unter- und Oberstadt; hier sind bei mangelhaftem Straßenpflaster zweiräderige Wagen das beste und häufigste Verkehrsmittel. An dem schwunghaften Handel, der hier herrscht, haben deutsche Firmen keinen geringen Antheil und das öftere Erscheinen eines deutschen Kriegsschiffes an der Küste, wie die Einsetzung eines Berufsconsuls der heute in Bahia noch fehlt, seitens des Reichs, möchten diese deutschen Handelsbeziehungen in nicht geringem Maße fördern helfen. Die durch schönen Wuchs ausgezeichneten Minanegee bilden die Arbeiterbevölkerung in Bahia. Kaffee, Tabak, Baumwolle, Cacao, neuerdings Vanille bilden neben Farbhölzern und Gold die bedeutendsten Exportproducte, während unter den Importen neben Eisenwaaren und Porzellan sonderbarerweise schwedisches Holz eine große Rolle spielt, da das brasilianische Holz einerseits zur Bearbeitung zum Theil zu hart ist, andererseits die Transportwege und Verkehrsmittel des Landes noch zu mangelhafte Ausbildung erfahren haben, so daß das einheimische Holz bedeutend theurer auf den Markt kommt, als das aus Europa eingeführte. Die Kaufleute bewohnen in Bahia die Oberstadt, die auch eine schöne Franciscanerkirche mit Kloster, daneben Akademien und Krankenhäuser besitzt. In dem Charakterbild der Brasilianer hob der Vortragende neben ihrer Gastfreundschaft und ihrem Patriotismus als Schattenseite ihre unglaubliche Indolenz hervor, die den Fortschritt des Landes ungemein hemmt. Durch die hohe Intensität des Sonnenlichts beträgt die mittlere Temperatur in Bahia im Sommer 25° Celsius, im Winter 22°. Durch reichliche Regenmassen andererseits ist die Vegetation Bahia's überaus üppig und eigenartig. Auf mehreren Excursionen hat der Vortragende die Flora des Landes als Botaniker und Naturfreund studirt und beobachtet und stellte deren überwältigenden Reichthum an allen tropischen Gewächsen in höchst fesselnder und lehrreicher Weise dar. Neben den heimischen Cocospalmen stehen die eingebürgerten Mangobäume mit ihren violetten Blüthen; Crotonarten, Calarien, Philodendren, Araceen, Orchideen und eine Fülle von Labiatenarten erhöhen die große Mannichfaltigkeit der Flora. An den Ufern des Rio Vermejo und des Paraguassú, d. h. des „großen Flusses" im Lancesinnere stehen tropische Cocospalmen in reicher Zahl. Westlich von Bahia steigt man auf das Plateau von San Felix, wo man sich in der Kattingaregion befindet, die ein Charakteristicum dieser Landschaft ist. Der graugelbe Boden ist dicht mit niedrigem Gesträuch und kleinen laubigen Bäumen bestanden. Dazwischen stehen Blätterpflanzen, und Cacteen von 2 bis zu 4 Fuß Durchmesser des Stammes erheben sich in deren Mitte. Zwei Eigenthümlichkeiten weisen diese sogenannten Kattingapflanzen dem Botaniker auf. Sie besitzen Schutzmittel gegen die Dürre und solche gegen Thiere. Um die Feuchtigkeit in der acht Monate währenden regenlosen Zeit aufzubewahren, werfen die Kattingapflanzen ihre Blätter ab, so daß hier keine Verdunstung eintritt, zum Theil saugen sie sich am Stamm und Wurzeln während der Regenzeit voll, um in der Trockenzeit die nöthige Feuchtigkeit zu besitzen. Einige Pflanzen sind durch Filz an ihren Blättern vor Verdunstung geschützt. Gegen die zahlreichen pflanzenfressenden Thiere, die heute hier verschwunden sind, doch im diluvialen Zeitalter hier gelebt haben müssen, werden sich diese Kattingapflanzen einst im Kampfe ums Dasein wohl mit den Dornen, den Milchsäften, den Stacheln und Brennhaaren versehen haben, die ihnen heute noch anhaften. Die Urwälder an der Küste und im wasserreichen und bergigen Innern von Bahia bilden ein zweites Charakteristicum der dortigen Flora. Zahlreiche Baumarten stehen dicht neben einander, Cedrelen, Euphorbiaceen und andere, ohne eigentliches Unterholz oder Dickicht. Große Guirlanden von Schlingpflanzen ziehen sich bis in die Kronen der Bäume, dem Sonnenlichte entgegenstrebend, das nicht bis auf den Waldesboden zu dringen, und daher hier keine Blüthen zu zeitigen vermag. Nicht selten trifft man auf umgestürzte Baumriesen in allen Stadien der Verwesung, mit Moosen und Pilzen aller Art bedeckt und durch Organismen zersetzt, während die Epiphyten auf den höchsten Spitzen der Bäume sich angesetzt haben. Die Gewalt des Todes neben dem Kampfe ums Licht, d. h. ums Dasein, hindert hier einen harmonischen Eindruck dieser so angemein verschwenderisch gestalteten Vegetation. — Im schroffsten Gegensatze zu dieser üppigen Entfaltung der Vegetation stand das Landschaftsbild, das der zweite Redner des Abends, Joachim Graf v. Pfeil von der im Frühjahr 1897 von ihm durchmessenen Route zwischen Tanger und Fez entwarf. Diese noch unerforschte und wegen seiner Bewohner dem Europäer völlig unzugängliche Landstrich trägt kaum eine Vegetation. Der Vortragende machte diesen Weg mittelst einer Kamelkarawane. Die kleinen, südost-nordwestwärts auf dem ersten Theil der Route fließenden Flüsse gehen in den Atlantik, und erst bei Alcazar, etwa auf der Mitte des Wegs zwischen Tanger und Fez, beginnt gebirgiges Gelände; dann folgt die Ebene, durch die südlich der Sebu, ein der Elbe vergleichbarer Strom, fließt; endlich steigt das Gelände wieder zum Hochplateau an, auf dem Fez liegt. Die Ebene des Sebu ist mit einem Meer von Grab bedeckt, oft stehen dicht aneinander zahllose blaue Blumen, die aus der Ferne den Anblick eines Sees gewähren. Die Zwergpalmen sind die am häufigsten vorkommenden Bäume jener Gegenden. Verkehrswege gibt es in Marokko nicht, Karawanenwanen unterhalten den localen Verkehr zwischen den Dörfern. In der Nähe größerer Ortschaften sind die Wege sehr breit, weil stets einer neben dem anderen durch den stärkeren Verkehr geschaffen worden ist. In der Sebaebene hatte der Regen jede Wegesspur getilgt. Boten, meist zu Fuß, besorgen neben einzelnen berittenen Couriern den Verkehr des Sultans mit den Paschas, die übrigens ganz dessen Creaturen sind. Neben Ackerbau bildet die Viehzucht die bedeutsamste Nahrungsquelle der Bevölkerung. Rinder, Kamele, Schafe, Ziegen und Pferde, doch niemals in größeren Heerden, sieht man in den spärlich vorhandenen Dörfern, die ärmliche, aus Lehm mit Röhricht aufgeführte und mit Gras gedeckte Hütten haben. Nur wo ein militärischer Centralpunkt sich befindet, trifft man auf stärker bewohnte Ansiedelungen. Die Einwohner sind wenig umgänglich und selbst gegen Stammesgenossen äußerst mißtrauisch. Von der südlich der Sebuebene ansteigenden Höhe genießt das Auge einen weiten Blick über einen der südmarokkanischen Kalahariwüste ähnlichen Landstrich. Die Stadt Fez selbst ist von einer durch sieben Thore geöffneten, mit eleganten, aber zur Vertheidigung gegen eine europäisch geschulte Armee durchaus unzulänglichen, mit Thürmen gezierten, sehr rissigen weißen Mauer umgeben, die eine Ahnung von der großen Ausdehnung dieser Handelsstadt gibt. Vierzig abgeschlagene Rebellenköpfe grüßten unsre Reisenden beim Eintritt in diese nordafrikanische Metropole. Der Durchgang durch die Thore ist zur besseren Vertheidigung im Zickzack angelegt, so daß jedes Thor zweimal einen Winkel macht. In der Stadt selbst herrscht lebhaftes Treiben, bei dem inoffen kaum viel herumkommt. Im Centrum sind die Straßen schlecht gepflastert; dieselben sind, da die Stadt vom Sebu an aufsteigt, bergig und in der Nähe des Flusses, namentlich beim Regen, sehr schmutzig. Trotz des guten Klimas der Gegend und der starken Sonne sind alle Straßen, die wenig Sonnenluft empfangen, kalt und ungesund. Die Gewerbe sind jedoch auf eine bestimmte Straße townlistirt. Ganz vorzüglich sind die in Fez producirten keramischen Erzeugnisse, die aus dem Thon der östlich von der Stadt gelegenen, sehr ergiebigen Lager hergestellt werden. Die Virtuosität in der Darstellung der schönsten, sonst kaum anderd als in der Alhambra wiederzufindenden Arabesken ist sehr bedeutend, zumal die Leute alles ohne Vorlage arbeiten. Diese Production verstehen sie durchaus gründlich, wie alle Wanddecorationen in den vornehmen arabischen Häusern, desgleichen der Schmuck ihrer Höfe beweisen, die in Augenschein zu nehmen dem Vortragenden durch die Empfehlung eines deutschen Kaufmanns aus Tanger an einen arabischen Geschäftsfreund in Fez vergönnt war,

Digitized by Google

von deren sonstiger Pracht und dem darin aufgewendeten Luxus, auch in culinarischer Hinsicht, er mehrfach Mittheilung machen konnte. Die Verwaltung in Marokko ist sehr schlecht. Die Steuern bedrücken namentlich den Landwirth, dem die Gouverneure sein Getreide abnehmen, um es selbst den Consumenten theurer zu verkaufen. Die gesammte Verwaltung, willkürlich geübt von den Autoritäten, besteht eigentlich nur im Besteuern der Bewohner des Landes. Neben schönem Salz und leicht zu gewinnendem Blei liefert das Land, dessen Anbau meist ohne Dünger stattfindet, gute Cerealien, namentlich reiche und treffliche Roggen- und Gerstefrucht. Möchte einst bei der Auftheilung des schwarzen Continents Marokko, das können wir nur wünschen, an Deutschland fallen, dann werden seine Hülfsquellen zum Segen des Landes eine gute Ausbeute im Sinne fortschreitender Cultur sicherlich erfahren. Mit diesem Wunsch schloß der Vortragende und wir können uns ihm hierin anschließen.

* Ueber den **Bacillus des Gelben Fiebers** hat sich kürzlich der Entdecker desselben, Professor **Sanarelli** in Montevideo, in einem vom „British Medical Journal" wiedergegebenen Interview eingehender ausgesprochen. Wir entnehmen diesem Berichte, daß es jetzt dem Prof. Lacerda am Nationalmuseum in Rio de Janeiro gelungen ist, typische Erscheinungen von Gelbem Fieber durch Einimpfung des Sanarelli'schen Giftes zu erzeugen, besonders bei Ziegen; auch Dr. Wernicke in Buenos Aires hat über ähnliche Erfolge von Impfungsversuchen berichtet. Der einzige europäische Forscher, dem das aus den Sanarelli'schen Bacillen bereitete Gift zugesandt wurde, ist Professor Perroncito in Turin, über dessen Versuche Sanarelli demnächst Nachricht erwartet. Auf die Frage nach dem Stande einer Serumbehandlung des Gelben Fiebers gab Sanarelli zur Antwort, daß er jetzt verschiedene Thiere impfe, um zu einem Heilserum zu gelangen, vorläufig sei das Verfahren aber ein sehr zeitraubendes und könne erst in einigen Monaten zu einem Ergebnisse führen, das Versuche mit einem Heilserum bei einem Menschen gestatten würde. Das Laboratorium, welches im März v. J. für Sanarelli eingerichtet wurde, ist nach der Angabe des Interviewers mit allen Einrichtungen moderner Forschung versehen; der Staat Uruguay gibt für Unterhaltung dieses Instituts jährlich über 40,000 M. aus. Uebrigens wird vielleicht in kürzester Zeit die Frage, ob der entdeckte Bacillus icteroides wirklich der Erreger des Gelben Fiebers beim Menschen ist, am Menschen selbst geprüft werden. Es handelt sich nicht um den nordamerikanischen Arzt, der neulich mit der Behauptung Aufsehen erregte, daß er solche Bacillen verschlucken würde, um zu beweisen, daß sie dem Menschen nichts schadeten, sondern um einen Arzt aus Uruguay, Dr. Quesada. Dieser ist davon überzeugt, daß die Entdeckung Sanarelli's zutreffend ist, trotzdem aber will er sich der Gefahr aussetzen, indem er sich mit dem vermutheten Gifte des Gelben Fiebers impfen läßt. Das Experiment soll mit den möglichsten Vorsichtsmaßregeln in Gegenwart bedeutender Aerzte, welche den Verlauf der voraussichtlich eintretenden Krankheit beobachten werden, vor sich gehen. Dr. Quesada ist ein kräftiger Mann von 42 Jahren, der früher als Chirurg der spanischen Armee während eines Aufenthalts in Cuba das Gelbe Fieber selbst studirt hat, ohne jemals angesteckt zu werden. Er ist davon überzeugt, daß in ihm die Wirkung des Bacillus icteroides wird nachgewiesen werden können, ohne daß er für sein Leben zu fürchten braucht.

* Die **Abtei von Roncevaux**, die bisher nur an den tapferen Roland erinnerte, wird nunmehr auch ein bedeutsamer Ort für die Archäologen werden. Hr. J. J. Marquet de Vasselot hat daselbst ein **Standbild der hell. Jungfrau** entdeckt, deren Photographie die „Gazette des Beaux-Arts" veröffentlicht, und die die Bewunderung aller Kunstkenner erregen muß. Die Statue ist natürlich wundewirkend und wurde der Sage nach von den Engeln auf die Erde gebracht und hier vergraben, bis ein Mönch sie entdeckt und nach dem Kloster gebracht hat. Hier wurde das Standbild mit Geschmeide und kostbaren Kleidungsstücken dermaßen überladen, daß es nach und nach vollständig unkenntlich geworden war. Hr. de Vasselot mußte sehr lange verhandeln, ehe man ihm gestattete, die Statue zu entkleiden. Jetzt wurde man erst gewahr, daß sie ein **Meisterwerk der Toulouser Goldschmiedekunst aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts** ist. Die Statue ist ganz aus Silber gefertigt und kann den schönsten Arbeiten in Silber und Elfenbein, wie den Muttergottesstatuen des Louvre, würdig an die Seite gestellt werden.

* **Erlangen.** Der Privatdocent der Chemie Dr. Max **Busch** an der hiesigen Universität ist zum außerordentlichen Professor ernannt und mit der Lehraufgabe der analytischen Chemie und chemischen Technologie betraut worden.

* **Tübingen.** Auf den neuerrichteten Lehrstuhl für Geographie an der hiesigen Universität ist der bisherige außerordentliche Professor an der Universität Leipzig Dr. Alfred **Hettner** — ein Sohn Hermann Hettners — berufen worden.

* **Göttingen.** Die **Vorlesungen für Damen** an unserer Universität beginnen mit dem 23. d. M. Es sind daran betheiligt: Prof. Tschackert: Kirchengeschichte des Mittelalters; Prof. Schroeder: Katechetische Hauptfragen; Prof. Bousset: Neutestamentliche Theologie; Prof. M. Lehmann: Zeitalter von Calvin und Loyola; Dr. Brandi: Historische Uebungen; Dr. Willich: Alte Geschichte; Prof. Heyne: Flectionslehre der neuhochdeutschen Schriftsprache auf historischer Grundlage; Dr. Seedorf: Deutsche Literaturgeschichte des ausgehenden 18. und 19. Jahrhunderts; Prof. Stimming: Französische historische Grammatik und ältere Literatur; Dr. Sachehaye: Französische Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts; Dr. Tamson: Mittelenglisch; Dr. Götting: Akustik, Wärmelehre.

* **London.** Von dem Bakteriologen der Capcolonie, Dr. **Edington**, ist eine neue Methode zur **Bekämpfung der Rinderpest** entdeckt worden, über die jetzt nähere Mittheilungen an die hiesigen Zeitungen gelangt sind. Dr. Edington behandelt das Blut der an der Seuche erkrankten Thiere mit **Citronensäure**. Dadurch wird der Krankheitskeim zerstört. Impft man nun mit dem auf diese Weise behandelten Blute gesunde Thiere, so werden sie nach Edingtons Behauptung gegen die Rinderpest immun. Die geimpften Thiere kann man dann ruhig mit dem Blute erkrankter impfen, ohne daß sie angesteckt werden. Dr. Edington hat sein Verfahren schon im großen versucht. Nicht weel Procent der Rinder von großen Heerden wurden von der Pest ergriffen, wenn sie nach der Edington'schen Methode behandelt waren.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Helene Richter: Mary Wollstonecraft, die Verfechterin der „Rechte der Frau". Edd. — Dr. E. v. **Possanner**: Baron G'nackerl. Eine Wiener Geschichte aus dem XIX. Jahrh. 2 Bde. Edd. — **Arthur Oelwein**: Die Erbsünde. Mysterium in drei Abtheilungen. Edd. — **Ferdinand Witteabauer**: Jung Anun. Schelmenlieder. Edd. — M. **Stana**: Buch der Liebe. Gedichte. 3. Aufl. Edd. — **Karl Reiffer**: Die Entstehung der Liebe. Zur Geschichte der Seele. Edd. — **Paladin**: Jehovahs Gesammelte Werke. Kritische Untersuchung des jüdisch-christlichen Religionsgebäudes. Uebersetzung aus dem Englischen. Zürich, W. Schaumburg. — **Max Grabbaw**: Die dramatische Dichtkunst Deutschlands um Ende des 19. Jahrh. — Das Leben ein Kampf. Schauspiel. Berlin, E. Cumma u. E. Hinstoeff. — **D. v. Malachowski**: Erinnerungen aus dem alten Preußen. Nach einer hinterlassenen Autobiographie bearbeitet. Leipzig, F. W. Granow 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Bei **Wilh. Moriell** in **Radolfzell** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (15329)

Geschichte der Stadt Radolfzell a. Bodensee.

Im Auftrag der Stadtgemeinde bearbeitet
von **Dr. P. Albert.**

Mit 25 Abbildungen, 1 Plan und 1 Karte.

XXI und 666 Seiten gr. 8°. Preis brosch. 5 M., geb. 7,50 M.

Die Geschichte der durch einen bedeutsamen Urkundenfund zu einer gewissen Berühmtheit gelangten Stadt Radolfzell erfährt in dem vorliegenden Werk eine ebenso erschöpfende wie glänzende Darstellung. Der Verfasser, ein Fachmann von erprobter Leistungsfähigkeit, macht die Ergebnisse der sorgfältigsten Forschung, die jeder wissenschaftlichen Frage mit besonnener Gründlichkeit nachgeht, in gefälliger Form zum Gemeingute Aller. Eine erstaunliche Fülle von Einzelheiten ist zu einem lebensvollen Bilde verwoben, das dennoch einheitlich wirkt und die Mühseligkeit der gestaltenden Arbeit nicht erkennen lässt. In den Kreisen der Fachgelehrten wird dieses **Muster einer deutschen Stadtgeschichte** unzweifelhaft Aufsehen erregen, für die Bewohner von Radolfzell aber wird das Buch, dessen Widmung S. K. H. der Grossherzog von Baden entgegengenommen hat, die wertvollste und stolzeste Erinnerung an die denkwürdige Vergangenheit ihrer Vaterstadt sein.

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 14. October. Nummer 232.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Zur Pflege der Localstatistik. Von Georg v. Mayr. — Das analytische Drama. II. Von Dr. Hans Sittenberger. — Der Goethetag in Weimar. Von Rudolf Steiner. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zur Pflege der Localstatistik.

Von Georg v. Mayr.

Daß auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Statistik die großen Durchschnittsergebnisse allein nicht genügen, steht heute fest. Gewiß haben auch die großen Durchschnitte ihre Bedeutung, seien sie nun Durchschnitte für ganze Länder, für ganze Welttheile oder schließlich für das statistisch civilisirte Gesammtgebiet der Erde. Aber das summarische ausgeglichene Wissen von socialen Zuständen und Erscheinungen, das sie vermitteln, befriedigt nicht. Es ist darüber hinaus eine weitgehende Differenzirung der Forschung nach den verschiedensten Schichten und Gruppen der Gesellschaft nöthig.

Die großen Summen statistischer Zahlen, aus denen die allgemeinen Durchschnittsergebnisse abgeleitet werden, können nur aus der vorhergehenden sorgsamen Thatsachenbeobachtung im Rahmen abgegrenzter kleiner Beobachtungsgebiete aufgebaut werden. Nur zu oft aber finden die statistischen Ausbeutungsarbeiten gar nicht unter Auseinanderhaltung der kleineren Gebietstheile statt, oder — selbst wenn dies der Fall ist — lassen die schließlichen rechnerischen Zusammenzüge, die durch die Veröffentlichung allgemein zugänglich werden, eine solche Auseinanderhaltung vermissen. Heute geht eine bedeutungsvolle Strömung durch die wissenschaftliche Statistik, welche eine wichtige Ergänzung der bei den großen Durchschnitten verweilenden Forschung erstrebt, und zwar einerseits in der Richtung durchgreifender Auseinanderhaltung der beobachteten Thatsachen nach socialen Schichtungen, und andrerseits durch sorgsame Berücksichtigung des geographischen Details. Von den Arbeiten in der erstgenannten Richtung soll hier nicht weiter die Rede sein. Wohl aber soll auf die Bedeutung der detailgeographischen Forschung auf statistischem Gebiet hingewiesen werden. Diese Forschungsweise ist in mannichfacher Beziehung erfolgreich. Einmal ermöglicht sie die Klarlegung der localen, statistisch beobachteten Verschiedenheiten gesellschaftlicher Erscheinungen und zugleich die Verknüpfung der Erkenntniß dieser Erscheinungen mit anderen socialwissenschaftlichen Feststellungen localen Charakters, insbesondere solchen geographischer Natur. Weiter erweist sich diese Forschungsweise dadurch fruchtbar, daß sie die Möglichkeit bietet, aus der Vergleichung der detailgeographischen Feststellungen zur Erkenntniß allgemein bedeutsamer und durchgreifender geographischer Unterschiede socialer Erscheinungen zu gelangen, welche aus den nivellirenden Durchschnittsergebnissen für große Verwaltungsbezirke nicht ersichtlich sind. Ich darf als ein Beispiel dieser Art meine vor nahezu dreißig Jahren erfolgte Entdeckung der wahren Gestaltung des Gebiets der hohen süddeutschen Kindersterblichkeit anführen, welche nur durch die Anwendung der statistisch-geographischen Methode möglich geworden war.

Jede statistische Klarlegung, welche den detailgeographischen Gesichtspunkten Rechnung trägt, liefert, auch wenn sie nicht selbst bis zu den letzten Ergebnissen der Anwendung der statistisch-geographischen Methode vordringt, reiches Material für eine solche Arbeit. Außerdem knüpft sich an die sorgsamen localstatistischen Feststellungen das concrete Interesse der localen Specialforschung aller Art, wie nicht minder der praktischen localen Staats- und Gemeindeverwaltung.

Die neuzeitlichen Gemeinde- und Ortschaftenverzeichnisse suchen in beschränktem Maß diesem Bedürfniß zu entsprechen; doch ist die Auswahl dessen, was localstatistisch gegliedert in diesen Verzeichnissen vorgetragen wird, durchweg recht beschränkt. Um so angezeigter scheint mir, daß auf eine neueste Erscheinung hingewiesen wird, die in ganz hervorragender Weise eine reiche Ausgestaltung der localstatistischen Nachweise in Verbindung mit anderen, die locale Specialforschung und Verwaltung interessirenden Feststellungen bietet. Ich meine die soeben erschienene „Statistische Beschreibung der Gemeinden des Herzogthums Oldenburg".[1]) In diesem Werk sind die für das Herzogthum Oldenburg in Betracht kommenden (119) Gemeinden, soweit es anging, nach allen für sie bedeutungsvollen Gesichtspunkten zum Gegenstand der Erforschung und Beschreibung gemacht. Maßgebend dafür war, daß die oldenburgischen Gemeinden umfänglichere räumliche, eine mehr oder minder große Zahl von Wohnplätzen umschließende Verbände darstellen, in welchen das öffentliche und gesellschaftliche Leben am kräftigsten pulsirt, welche zugleich nach Lage der bestehenden Verhältnisse in allem, was sie angeht und was in ihnen vorgeht, für die Erkenntniß der Zustände des gesammten Landes die nächste und unmittelbarste Bedeutung haben. Die so entstandene Gemeindebeschreibung soll ein Nachschlagewerk für die statistisch erfaßten öffentlichen und gesellschaftlichen Vorgänge sein, soweit sie sich in den Gemeinden abspielen oder mit ihnen eng zusammenhängen. Demgemäß ist alles derartige verfügbare Material herangezogen worden. Daneben sind auch solche Angaben gemacht, welche — wie bemerkenswerthe Bauten und Alterthümer, die Bauart der Bauernhäuser, ebenso herrschende Volksgebräuche und von altersher eingebürgerte Feste — ein landeskundliches Interesse darbieten; außerdem sind die wichtigsten ortsgeschichtlichen Thatsachen den Mittheilungen eingereiht. Dieser gesammte, gemeindeweise behandelte Stoff ist in zweifacher Weise veranschaulicht, erstens in Gestalt reichgegliederter gemeinsamer tabellarischer Nachweisungen, zweitens in textlichen Einzelnachweisungen für jede Gemeinde. Alle Erscheinungen, welche sich ihrer Beschaffenheit

[1]) Im Auftrag des großh. oldenb. Staatsministeriums bearbeitet und herausgegeben von Dr. P. Kollmann, großh. old. Geh. Regierungsrath, Vorstand des Statistischen Bureaus. Mit einer Karte. Oldenburg 1897. VIII u. 719 S. gr. 8°.

nach dazu eigneten und in sämmtlichen oder der Mehrzahl der Gemeinden vorkommen, sind tabellarisch derartschaulicht worden; diese Tabellen bilden einen in gleicher Vollständigkeit bisher noch nirgends erreichten Beitrag zu sorgsamster und fruchtbarer Pflege der Localstatistik. In den tabellarischen wie in den textlichen Einzelnachweisungen ist zur leichteren Auffindung der Gemeinden die alphabetische Reihenfolge innegehalten worden. Den Nachweisungen für die einzelnen Gemeinden geht ein allgemeiner Theil voran, welcher dankenswerthe Mittheilungen über das Staatsgebiet, seine Eintheilung und geschichtliche Entwicklung, über die Communalverfassung und über die Grundlagen und die Beschaffenheit der statistischen Nachweisungen enthält. Das Buch enthält übrigens einstweilen nur die Gemeinden des Herzogthums Oldenburg, des Hauptgebietstheils des Großherzogthums, während die gleiche Bearbeitung für die räumlich davon getrennten und in Verfassung und Einrichtungen abweichenden beiden Fürstenthümer Lübeck und Birkenfeld demnächst besonders in Aussicht genommen ist.

Der Herausgeber spricht die Hoffnung aus, daß der Versuch, für ein ganzes Land thunlichst reichhaltige Unterlagen zur Erkenntniß aller Erscheinungen des öffentlichen Lebens, die in örtlichen Beziehungen wurzeln, im einzelnen darzubieten, gelungen sein möge. Er hofft dies insbesondere insoweit, daß die Gemeindebeschreibung den weiteren Kreisen der Bevölkerung, insbesondere aber denen, welche mit dem Volksleben unmittelbar Fühlung und das Verlangen haben, über die verschiedenen Vorgänge in den einzelnen Gemeinden statistische Auskunft zu erlangen, sich als ein übersichtliches Handbuch und zulängliche Belehrungsquelle erweise. Nach erschöpfender Prüfung des Inhalts der oldenburgischen Gemeindebeschreibung stehe ich nicht an, meine Ueberzeugung dahin auszusprechen, daß aller menschlichen Voraussetzung nach die Hoffnung des Herausgebers sich erfüllen sollte; denn der Inhalt des Buches hält das vollständig, was das Vorwort, dem die vorbezeichnete Hoffnungsäußerung entnommen ist, in Aussicht stellt. Es wäre, da es sich in der That um eine einzig dastehende Förderung der Localstatistik handelt, für mich die Verführung recht groß, dies dem theilnehmenden Leser, der mir etwa bis hieher gefolgt ist, durch die erschöpfende Vorführung des reichen Inhalts, sowohl des tabellarischen wie des textlichen Theils, zu beweisen. Allein ich fürchte bei diesem Eingehen auf das volle Detail der hier gebotenen Localstatistik noch so manchen aus der Leserschaar ausbrechen zu sehen, der nicht etwa schon von vornherein durch den Schrecken, den immer noch das Wort „Statistik" in vielen Kreisen verbreitet, verscheucht war. Deßhalb wird es richtig sein, nur an einigen Beispielen den dargebotenen Reichthum localstatistischen Wissens vorzuzeigen.

Ich wende mich zunächst zu dem tabellarischen Theil. Die zehn ersten Tabellen sind der Darstellung des Bevölkerungsstands unter Berücksichtigung der Dichtigkeitsverhältnisse, der Zu- bezw. Abnahme der Bevölkerung, sowie der Gliederung derselben gewidmet; dabei finden die berufsstatistischen Verhältnisse eingehende Berücksichtigung. Die gewaltigen geographischen Unterschiede, die im Bevölkerungsgang eines Landes sich ergeben, sind dadurch vortrefflich klar gelegt. Auch ein knappes Bild der geographischen Unterschiede in den Wanderungseffecten wird geboten, indem für jede Gemeinde die Bevölkerung nach Zonen der Gebürtigkeit zerlegt ist; noch schöner wäre es gewesen, wenn für jede Gemeinde die gesammte Geburtsbevölkerung ermittelt und der Zählbevölkerung gegenübergestellt wäre; allerdings würde hiezu wegen der geringen Ausdehnung des oldenburgischen Territoriums ein Hinübergreifen auf die Zählungsergebnisse in den benachbarten Bundesstaaten nöthig gewesen sein, welche zwar ein Urmaterial, aber nicht in der Bearbeitung die erforderlichen Nachweisungen geboten hätten. Wenn noch ein Wunsch ausgesprochen werden darf, so wäre es der, daß man bei Weiterführung der Arbeit nicht wie es bisher geschehen, anscheinend aus Tabellenfurcht auf die Combination der Familienstands- und Altersgruppen verzichten möge, weil Familienstandsunterscheidungen ohne Berücksichtigung der Altersverhältnisse nur wenig Werth haben. Den erwähnten zehn Tabellen über den Bevölkerungsstand reihen sich zwei an spätere Stelle gebrachte Tabellen über das Religionsbekenntniß der Bevölkerung und das Gesundheitswesen an. Zwei Tabellen geben über die Bewegung der Bevölkerung in den einzelnen Gemeinden (Eheschließungen, Geburten, Sterbefälle) seit 1856 in vier Jahresgruppen Aufschluß.

Eine besonders eingehende Berücksichtigung findet in dem vorliegenden Werke die wirthschaftliche Localstatistik. In der reichen Ausgestaltung dieser Statistik liegt der hauptsächliche Werth des Werkes; zugleich bietet sie am meisten Neues, in ähnlicher Vollständigkeit und Gliederung anderswo noch nicht Gebotenes. Zunächst sind die reichs- und die besonderen landesstatistischen Erhebungen über die Verhältnisse des Grundeigenthums in mannichfaltiger Weise vorgeführt. Ich erwähne beispielsweise: den zur Grundsteuer geschätzten Reinertrag des Grundeigenthums und den Miethwerth der Gebäude; die Vertheilung des Grundeigenthums unter die Hauptclassen der Eigenthümer; die Vertheilung des Privatgrundeigenthums nach Größenclassen; die Grunderbstellen (beschränktes Privatgrundeigenthum), die Ansässigkeit der Bevölkerung mit Grundeigenthum. Besondere Berücksichtigung ist sodann der Darlegung der Statistik des landwirthschaftlichen Betriebs und seiner Bedingungen und Ergebnisse in neun Tabellen gewidmet, darunter sind auch schon die landwirthschaftlichen Betriebe nach der Berufs- und Gewerbezählung von 1895 aufgeführt. Die Fabrikanlagen sind nach den Aufzeichnungen der Gewerbeaufsichtsbeamten für 1895 berücksichtigt; daß die Landwirthschaft viel ausgiebiger als die Industrie berücksichtigt ist, findet seine Erklärung in den besonderen Verhältnissen des in Frage stehenden Gebiets. Acht weitere Tabellen enthalten noch reichhaltiges wirthschaftsstatistisches Material, welches durch seine Zerlegung nach einzelnen Gemeinden besonderen Werth erhält. Abgesehen von den Nachweisen für verschiedene öffentliche Haushalte localen Charakters (politische Gemeinden, Armengemeinden, Pfarrgemeinden, Schulachten), und für die öffentliche Gebäudeversicherung kommen namentlich drei steuerstatistische Tabellen in Betracht: die gesammte steuerliche Belastung mit Staats- und Communalsteuern, die Einkommensteuerverhältnisse der Bevölkerung, das Capitalvermögen und die Schulden der Steuerpflichtigen (die beiden letzteren Nachweisungen auf Grund der Einkommensteuerrollen). — Nicht unerwähnt sei zum Schluß, daß dem localstatistischen Detail für die einzelnen Gemeinden in den Tabellen durchweg sehr zweckmäßige Zusammenzüge, nicht nur für das Herzogthum im ganzen, sondern auch mit Unterscheidung von Stadt- und Landgemeinden, und weiter von Marsch und Geest beigefügt sind.

Es kommt nur darauf an, hier vor allem die Bedeutung der oldenburgischen Gemeindebeschreibung für die Hebung der Localstatistik zu betonen. Für diese aber kommen die im Vorstehenden erwähnten, durchaus gleichmäßigen und erschöpfenden Nachweise des Tabellenwerks vor allem in Betracht. Doch muß weiter hervorgehoben werden, daß auch die textlichen Einzelnachweisungen noch eine Fülle localstatistischen Materials enthalten, das zwar nicht überall gleichmäßig beigebracht, im Einzelnen aber innerhalb der gegebenen localen Umgrenzung durchaus bedeutungsvoll ist. Hieher gehören z. B. die Nachweise über die Bezirkseintheilung und Besiedelung einzelner Gemeinden

Digitized by Google

und die fast durchweg vorliegenden Angaben über ältere Einwohnerzahlen, namentlich aus dem vorigen Jahrhundert, über Berufs- und Erwerbsverhältnisse in der Mitte der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts, über Bodenpreise (von unbehausten Besitzungen, Stückländereien) in neuerer und neuester Zeit, über Verkehrsverhältnisse (Post, Eisenbahn, Schiffsverkehr), über die Entwicklung des Genossenschaftswesens u. s. w. Abgesehen von diesen localstatistisch bedeutsamen Angaben enthalten die textlichen Einzelnachweisungen noch andere für die Ortskunde wichtige Mittheilungen. An erster Stelle sind hier die reichhaltigen geschichtlichen Notizen zu nennen, die für jede Gemeinde geboten werden. Aus dem Vorwort erfahren wir, daß Oberlehrer G. Rüthning mit der Sammlung und Darstellung dieser ortsgeschichtlichen Thatsachen beauftragt war. Weiter gehören hieher die Notizen geographischer und topographischer Art über Lage, Wasserläufe, Bodenverhältnisse und verwaltungsmäßige Beziehungen, sodann über bemerkenswerthe Bauten, Bauart der Häuser, Alterthümer, Volksgebräuche.

Ueberblickt man den Inhalt des ganzen Werks, so erkennt man leicht, daß es nicht bloß eine musterhafte Ausgestaltung der Localstatistik enthält, sondern daß es auch gleichzeitig zur Erweckung des localen Interesses an der Statistik erheblich beitragen muß. Dadurch aber werden hinwiederum günstige Bedingungen für die weitere Entwicklung der gesammten Statistik geschaffen; denn diese baut sich in ihren elementaren Bestandtheilen überall auf locale Beobachtung auf. An diese Erwägungen knüpft sich naturgemäß noch ein allgemeiner Gedanke, mit welchem diese Vorführung eines Musters der Pflege der Localstatistik zum Abschluß gebracht werden möge. Es liegt in der Entwicklungsrichtung der neuzeitlichen Statistik, daß die Verarbeitung des Urmaterials der Erhebungen mehr und mehr centralisirt wird. Dadurch entgeht den einzelnen decentralisirten Beobachtungsstationen die Möglichkeit, von den Ergebnissen der eigenen Beobachtung aus eigener Verarbeitung des Beobachtungsmaterials Kenntniß zu nehmen. Um so mehr sind die centralisirt arbeitenden statistischen Aemter der Neuzeit verpflichtet, diese Lücke dadurch auszufüllen, daß sie bei der Verarbeitung des unter ihre ausschließliche Herrschaft gelangenden Urmaterials auch den localstatistischen Bedürfnissen Rechnung tragen. Gerade in dieser Hinsicht bleibt aber zur Zeit noch viel zu wünschen übrig; die oldenburgische Gemeindebeschreibung verdient deßhalb von den Leitern unsrer staatlichen statistischen Aemter und nicht minder von deren Ressortchefs recht eingehend studirt zu werden.

Das analytische Drama.

Von Dr. Hans Sittenberger.

II.

Es sind nun dreizehn Jahre her, da machte das einactige Trauerspiel eines jungen Dichters, „Am Herzogshof" von Karl Caro viel von sich reden. Der Dichter war im September 1884 kaum vierunddreißigjährig gestorben, und im November bereitete ihm das Burgtheater durch die Aufführung seines Werkes eine nachträgliche Ehrung. Die Kritik betonte einstimmig die Geschicktichkeit, mit der sich der Autor die analytische Methode zu eigen gemacht habe. Erich Schmidt, der Herausgeber des Dramas, berichtet, ein Gespräch über die analytische Art des „Zerbrochenen Kruges" habe die Veranlassung zu dem Caro'schen Trauerspiel gegeben, und der Dichter habe sich des weiteren an „König Oedipus" und einigen Versuchen Schillers geschult. Darnach scheint es, daß Caro nicht nur von dem Irrthum ausging, als seien der „Zerbrochene Krug" und „König Oedipus" analytische Dramen, sondern daß er auch sein eigenes Werk für ein analytisches Drama hielt. Um so eher mag hier eine kurze Besprechung dieses Trauerspiels Platz finden.

Das Stück beginnt mit einem Vorspiel. Zwei Banditen lauern im Morgengrauen vor dem Hause des hochangesehenen Mailänder Edelmanns Leontio. Sie ziehen sich in dem Augenblick zurück, als Ortensio, ein junger Cavalier, und Carlotta, die Tochter Leontio's, aus dem Hause treten. Aus dem Gespräche dieser beiden erfährt man, daß sie heimlich vermählt sind. Auf Wunsch Ortensio's wird dieses Geheimniß so streng gewahrt, daß nicht einmal Carlotta's Vater darum weiß. Zur Erklärung dieser Aengstlichkeit hat Ortensio seiner Frau gegenüber nur dunkle Andeutungen: eine Lüftung des Geheimnisses würde sie beide ins Verderben stürzen.

Das Vorspiel endet mit dem Abschiede der beiden Gatten, aber wir wissen, daß die Banditen, die von einem unbekannten, vornehmen Herrn gedungen wurden, Ortensio zu ermorden, ihr Vorhaben ausführen werden.

Die Entdeckung des Mörders bildet den Inhalt des eigentlichen Dramas. Der Herzog von Mailand untersucht den Fall persönlich. Durch einen Höfling, Clodio mit Namen, wird der Verdacht auf Leontio gelenkt. In der That sprechen alle Umstände gegen ihn. Mit seinem Dolche, einer ungemein kostbaren, allgemein als sein Eigenthum bekannten Waffe war der Mord geschehen. Es wird ferner bekannt, daß Ortensio mit Carlotta heimlichen Umgang gehabt; dagegen bleibt noch verschwiegen, daß dieser Umgang durch das Wort des Priesters geheiligt war. Leontio mochte also die beleidigte Ehre seines Hauses gerächt haben. Die Herzogin allein will an die Schuld des ehrenwerthen Mannes nicht glauben; sie gibt dieser Ansicht mit auffallender Beharrlichkeit und einer gewissen Aufdringlichkeit Ausdruck. Bald wendet sich das Blatt zugunsten Leontio's, und es stellt sich schließlich heraus, daß die Herzogin selbst die Anstifterin der dunklen That gewesen. Verbrecherische Liebe hatte sie mit Ortensio verbunden, und da sie von der Treulosigkeit des Geliebten gehört, hatte sie seinen Tod beschlossen. Clodio war ihr Werkzeug; er hatte die Banditen gedungen.

Was ist also an diesem Drama analytisch? Die Exposition, die in dem Vorspiele gegeben wird, gewiß nicht; die ist ersichtlich synthetisch gebaut. Und das weitere? Die Parallele mit dem „Zerbrochenen Krug" ergibt sich von selbst. Wir brauchten es nicht erst aus dem Munde Erich Schmidts zu wissen, daß „Am Herzogshof" dem Kleist'schen Lustspiele nachgebildet ist. Auch hier handelt es sich nicht wesentlich um die Klärung vergangener Thatsachen, sondern um die eigenthümliche Verkettung von Umständen, wodurch jene Klärung herbeigeführt wird. Allerdings ist die Beziehung zwischen Vergangenheit und Gegenwart etwas enger geknüpft als im „Zerbrochenen Krug"; aber nicht der Mord und die Verhältnisse, die zum Morde führten, nehmen das Interesse des Publicums in Anspruch, sondern nur die Art, wie der Verdacht sich allmählich vom Beschuldigten auf den Ankläger Clodio und seine Verbündete, die Herzogin, hinüberwälzt und diese endlich erdrückt. Das alles aber geschieht vor unsern Augen, und nur innerhalb des Rahmens dieser Ereignisse entwickeln sich die Charaktere der Personen.

Mag also Caro immerhin mit seinem Trauerspiele „Am Herzogshof" ein analytisches Drama beabsichtigt haben, geschrieben hat er es nicht; es fiel, wenn auch gegen den Willen des Verfassers, in allem Wesentlichen synthetisch aus.

* * *

Digitized by Google

Analytisch hat man alle diese Dramen genannt, weil sie wichtige und complicirte Ereignisse zur Voraussetzung haben, über die innerhalb des Spieles referirt wird. Es wäre müßig, gegen ein Wort zu streiten, und wenn man die Bezeichnung „analytisch" für diese Art Dramen beibehalten will, so ist das gewiß kein Unglück. Nur muß man sich klar darüber sein, daß die Bezeichnung dem Wesen dieser Stücke nicht angemessen, sondern nur von einer zufälligen Eigenschaft hergenommen ist. Man darf also nicht von einem analytischen Bau dieser Dramen sprechen; denn in ihrer Technik unterscheiden sie sich durch nichts von den übrigen, synthetischen Bühnenspielen.

Auffallend ist die Aehnlichkeit, die zwischen den drei bisher besprochenen Dramen besteht. Sie gründet sich nicht so sehr auf die Verwandtschaft des Stoffes als auf die Gleichartigkeit des Motivs. Ueberall handelt es sich darum, etwas Verborgenes ans Licht zu ziehen, und nur die Mittel, die diesem Zwecke dienen, nicht die Thatsachen, die enthüllt werden, sind dramatisch interessant. In allen drei Dramen ist die Form der Gerichtsverhandlung deutlich erkennbar, am deutlichsten im „Zerbrochenen Krug"; eine Gerichtsstube ist die Scene, Gerichtspersonen treten auf, ein verworrener Rechtsfall wird abgehandelt und entschieden. In „König Oedipus" spielt Oedipus selbst, in dem Trauerspiele „Am Herzogshof" der Herzog die Rolle des Richters. Oedipus und Adam sind Richter in eigener Sache, der Herzog zieht fremde Schuld vor sein Gericht; darum tritt dort das stoffliche Interesse ganz hinter der Entwicklung der Charaktere zurück, während es hier etwas mehr Bedeutung gewinnt, ohne deßhalb vorzuherrschen.

Oedipus und Adam sind sozusagen aus demselben Holze geschnitzt; sie beide haben über sich selbst zu Gericht zu sitzen. Aber jener hat die Schuld unbewußt auf sich geladen, und mit leidenschaftlichem Eifer geht er daran, sie zu enthüllen; dieser kennt sein Vergehen ganz genau und erschöpft sich in Versuchen, es zu verbergen. So ist jener eine tragische, dieser eine komische Figur.

Die reinste Form dieser pseudo-analytischen Dramen stellt sich wohl im „Zerbrochenen Krug" dar. Man erinnert sich dabei, daß die Anfänge der dramatischen Kunst eine besondere Vorliebe für die Form der Gerichtsverhandlungen zeigten, wobei das Substrat der Klage natürlich in mehr oder minder weitläufigen Erzählungen dargelegt wurde; die dramatische Kunst schälte sich erst langsam aus der epischen heraus. Was aber hier nur Mangel an technischem Können war, das ist im „Zerbrochenen Krug" mit vollendeter Meisterschaft als kunstvolles Motiv verwendet.

* * *

Mit vollendeter Meisterschaft? Wo bliebe denn Ibsen? Es ist in den Augen gewisser Leute eine Blasphemie, von einer Vollendung vor Ibsen zu sprechen, und wenn man ihren Worten glauben darf, so sind auch die mangelhaften Versuche eines Sophokles und Kleist erst unter den Händen des nordischen Meisters — gleichsam als Vorarbeiten — zu einigem Werthe gelangt. Als das Musterwerk unter den analytischen Dramen Ibsens gelten die „Gespenster".

Wie steht es nun um die Meisterschaft, die sich darin offenbart? Die Handlung darf ich als allgemein bekannt voraussetzen und kann mich deßhalb mit etlichen Andeutungen begnügen.

Der erste Act spielt wohl an eine Stunde oder noch darüber, und während dieser ganzen Zeit geschieht auf der Bühne so gut wie gar nichts. Auch keine sogenannte innere Handlung — das Schlagwort, das übrigens nichts neues sagt, ist seit Ibsen sehr beliebt geworden — geht vor sich. Keine Person faßt irgend einen Entschluß, man müßte denn das Uebereinkommen zwischen Frau Alving und Pastor Manders, das Asyl nicht zu versichern, für einen Entschluß im dramatisch-technischen Sinne nehmen. Das alles sage ich keineswegs tadelnd, obwohl ich gegen handlungslose Dramen grundsätzlich eingenommen bin; ich constatire nur, daß im ganzen ersten Acte kein einziges Ereigniß Interesse beanspruchen kann. Er wird vielmehr zum allergrößten Theile von Gesprächen ausgefüllt, in welchen vergangene Geschehnisse erörtert werden, und diese allein können interessiren. Daneben wird hie und da auch noch geschildert. Die Personen haben somit gar keine Gelegenheit, ihre Charaktere vor unsern Augen zu bethätigen. Es ist nur natürlich, daß unter solchen Umständen die Charakterzeichnung, die ja bis auf die feinsten Züge ausgesponnen wird, fast ausschließlich mit epischen Mitteln bestritten wird; höchstens daß der Dichter hie und da schilderndes Detail heranzieht, wie die Lectüre der Frau Alving, die wilden Ehen der Pariser Künstler 2c.

Im zweiten Act werden allgemach die Consequenzen der Vergangenheit sichtbar; sie treten mit einer gewissen mechanischen Nothwendigkeit ein. Von einer Entwicklung ist selbstverständlich nicht die Rede, das Unaufhaltsame kommt, alles, was geschieht — und das ist blutwenig — ist nichts weiter als der Anfang vom Schluß. Daneben wird noch manches erzählt, wofür selbst der lange erste Act nicht mehr Raum geboten. Bei dieser Armuth an Bühnenereignissen ist die Charakterzeichnung natürlich wieder darauf angewiesen, aus der Erzählung zu schöpfen oder mit Schilderung sich zu behelfen.

Der dritte Act bringt die Katastrophe; psychologische Erörterungen helfen über den Mangel an dramatischen Vorgängen hinweg. Immerhin muß zugestanden werden, daß dieser Act der ereignißreichste im ganzen Stücke ist.

Wie hat es also Ibsen angefangen, einen Sophokles und Kleist zu verbessern? Erzählt hat er reichlich so viel als beide zusammengenommen, das ist wahr. Es fragt sich nur, an wen sich diese Erzählungen richten. Hat irgend eine Person des Stückes ein Interesse daran, die Vergangenheit kennen zu lernen?

Frau Alving gewiß nicht. Sie kennt die Vergangenheit ganz genau, wenigstens so weit es sich um die Thatsachen handelt. Aber auch die psychologischen Fragen, die sich daran knüpfen, hat sie sich leidlich zurechtgelegt. Nach dieser Richtung macht sie im Verlaufe des Stückes nur eine einzige Entdeckung, nämlich daß ihr Mann an seiner Lebensfreudigkeit, verbunden mit dem Mangel eines Berufes, zugrunde gegangen ist. Gewiß eine feine Beobachtung, aber sie allein kann doch nicht drei ganze lange Acte rechtfertigen. Frau Alving bedarf also durchaus keiner Aufklärung. In der That ist sie es, die am meisten erzählt.

Und wem? Dem Pastor Manders? Warum gerade ihm? Kann er in diese Vergangenheit irgendwie ändernd, helfend eingreifen? Denn nur dann hätten die Erzählungen der Frau Alving einen dramatischen Zweck. Hat also der Pastor Manders irgend einen Einfluß auf den Verlauf der Ereignisse? Nein. Er hat nichts zu thun und kann nichts thun, als zuhören. Und warum hört er zu? Was ihm Frau Alving erzählt, ist ihm zum großen Theil bekannt, er hat es miterlebt. Und was er noch nicht weiß, das braucht er gar nicht zu wissen, weil es ihn gar nichts angeht, weil er gar nichts damit anfangen kann. Es ist wahr, er könnte durch die genaue Einsicht in die Vergangenheit zu einer anderen Auffassung der obwaltenden Verhältnisse gebracht werden; aber auch das wäre dramatisch vollständig werthlos, denn es könnte an den Verhältnissen nicht das mindeste ändern.

Da sind aber noch Oswald und Regine. Diese erfahren durch die Mittheilungen der Frau Alving in der

Digitized by Google

That etwas neues, sie haben auch ein Interesse daran, es zu vernehmen. Frau Alving bekennt ihnen, ihr verstorbener Mann sei an dem Widerspruch zwischen seiner Natur und den Verhältnissen, in denen er lebte, zugrunde gegangen, er sei bereits ein gebrochener Mensch gewesen, noch bevor Oswald geboren wurde, und Regine sei seine Tochter. Diese Mittheilung nimmt kaum fünf Minuten in Anspruch — wohlangewendete Minuten, denn der Bericht ist dramatisch nothwendig. Es ist dies übrigens der einzige Fall in dem ganzen Stücke, daß eine Erzählung zu positiven Ergebnissen führt, das heißt zu solchen Ergebnissen, die sich in irgend einem Vorgange ausprägen. Nicht der einzige, wird mir eingewendet werden: auch die Erzählung Oswald's von seiner Untersuchung durch den Pariser Arzt gehört hieher. Gewiß, sie wirkt bestimmend auf das Verhalten Frau Alvings ein; aber an dem Verlaufe des Stückes wird damit nichts wesentliches geändert, und das schwächt also die dramatische Bedeutung dieser Mittheilung ganz erheblich ab.

Außer von Frau Alving bekommen wir noch vom Pastor Manders und vom Tischler Engstrand mancherlei Berichte über die Vergangenheit zu hören. Wir müssen doch fragen, warum diese Personen so redselig sind. Sie haben gar keine zwingende Veranlassung, die alten Geschichten aufzuwärmen, ebensowenig als jemand ein Bedürfniß hat, sie zu hören. Die Leute werden durch die Mittheilung, die sie einander machen, nicht klüger; sie sind, jedes für seine Verhältnisse, ganz genügend über die Vergangenheit unterrichtet.

Die Erzählungen können also nur den Zweck haben, die Voraussetzungen des Stückes dem Publicum bekannt zu machen; denn eine dramatische Nöthigung liegt, wie gesagt, nicht vor. Ibsen löst diese Erzählungen mit großem Geschick in eine Reihe von Wechselgesprächen auf. Aber eines kann er dabei nicht vermeiden: die Unterredungen seiner Personen sind furchtbar eintönig und obendrein höchst unwahr. Es hilft da wenig, daß diese Dialoge mit glücklich nachgeahmten Wendungen des wirklichen Gespräches aufgeputzt werden; die Grundlage ist morsch, unhaltbar, und diese Dialoge, die sich so anmaßend den Schein der Lebenswahrheit geben, sind nichts als grell geschminkte Lügen.

Die Bewunderer Ibsens reden mit viel Verachtung von der älteren Bühnenpraxis, die sich über Schwierigkeiten der Exposition gern mit einem „Du weißt noch" oder „Du erinnerst dich" und dergleichen Wendungen hinweghalf. Sie haben recht; solche Mittelchen sind in der That wenig geschmackvoll und zeugen von einer sehr mangelhaften Beherrschung der Technik oder zumindest von sehr großer Sorglosigkeit. Aber macht es Ibsen denn anders? Macht er es besser? In seinen „Gespenstern" allein kommen mehr derartige Wendungen vor als in einem Dutzend der mittelmäßigsten Komödien der alten Schule. In dieser Tragödie der Paralyse trifft man nur höchst selten auf ein Zeitwort, das nicht in der Vergangenheit gebraucht wäre. Neun Zehntel des Stücks — gering gerechnet — erschöpfen sich in Erzählung und Reflexion. Pastor Manders, der in dem Stück herumläuft und nie weiß, was er anfangen soll, ist nichts weiter als die spanische Wand, die Frau Alving braucht, um ihre Mittheilungen und Ansichten zu projiciren. Es hätte nur geringer Veränderungen bedurft, um aus den „Gespenstern" ein Monodrama zu machen. Wie hübsch hätt' es sich ausgenommen, wenn Frau Alving aufgetreten wäre und das Publicum folgendermaßen apostrophirt hätte: „Meine Herrschaften! Ich bin die Wittwe Alving, oder wenn Sie für Titel schwärmen, die Kammerherrnswittwe Alving; denn mein Gatte war Kammerherr. Man erzählt Ihnen vielleicht, mein Mann sei ein ausgezeichneter Mensch gewesen, und ich habe auch zu seinem Andenken ein Kinderasyl gestiftet. Aber unter uns gesagt, das Asyl wird gleich abbrennen, und mein Herr Gemahl war nichts weniger als ein Ehrenmann — im Gegentheil! Er hat mein Stubenmädchen verführt, sein Söhnchen, den armen Oswald, zum Rauchen verführt, und nicht genug an dem, ihm auch noch die progressive Paralyse hinterlassen ꝛc. ꝛc." Das wäre komisch? Gewiß. Aber ehrlich.

Selbst die eifrigsten Anhänger Ibsens geben zu, daß die „Gespenster" arm an Bühnenereignissen sind, nur erblicken sie darin einen ganz besonderen Vorzug des Stückes. Das ist, wie gesagt, Ansichtssache. Sicherlich braucht nicht in jeder Scene jemand todtgeschlagen zu werden, und wenn auch im allgemeinen eine lebhafte äußere Bewegung für die Theaterwirkung förderlich ist, so mag es wohl Fälle geben, in denen eine innere Handlung, die fortschreitende Entwicklung der Charaktere, genügt, um das dramatische Interesse zu wecken und zu fesseln. Die unmittelbare Gegenwart der Geschehnisse ist aber dazu ebenso nöthig als ihre Selbständigkeit.

Damit ist es aber in den „Gespenstern" sehr übel bestellt. Was auf der Bühne geschieht, ist zum allergrößten Theile nichts als die unabweisbare Folge dessen, was bereits vor dem Stücke geschehen ist. Die Vergangenheit ist nicht nur äußerlich, sondern ganz und gar innerlich mit der Gegenwart verwachsen, und die Voraussetzungen des Dramas sind zugleich Voraussetzungen der Personen. Diesen bleibt innerhalb des Stückes gar nichts mehr zu thun übrig, alles Entscheidende ist längst geschehen. Könnte zum Beispiel Frau Alving in dem Augenblicke, als das Stück einsetzt, noch irgend etwas unternehmen, um eine andere Wendung herbeizuführen? Gewiß nicht. Daß sie den Kammerherrn gegen ihren Willen geheirathet, daß sie trotz ihrer Verachtung gegen ihn in der Ehe mit ihm ausgeharrt und nach außen hin den Schein eines glücklichen Zusammenlebens aufrecht erhalten hat, daran kann sie nichts mehr ändern. Ebenso wenig kann sie Oswald von dem Keime der Paralyse, den er einmal geerbt hat, befreien. Denn wenn man auch annehmen wollte, ein mit einem derartigen Krankheitskeime behafteter Mensch könne durch entsprechende Behandlung der Gesundheit zugeführt werden, so käme doch in unserm Falle ein Eingreifen weit zu spät. Die Krankheit Oswald ist schon so weit vorgeschritten, daß eine Gesundung vollständig und unter allen Umständen ausgeschlossen erscheint. Nicht einmal ein bemerkenswerther Aufschub der Katastrophe könnte herbeigeführt werden. Der junge Mann ist unrettbar verloren, ob er ein paar Tage früher oder später zugrunde geht, ist doch ganz gleichgültig. Diesen zwingenden Thatsachen gegenüber vermag auch Oswald, vermag Regine keine andere, als eine ganz geringfügige und nebensächliche Aenderung zu erzielen; die übrigen Personen, Pastor Manders und Tischler Engstrand, sind ihrer ganzen Position nach nicht im Stande, dies zu thun.

So sind die Voraussetzungen des Stückes zugleich Handlungsimpulse, sie rufen solche nicht erst hervor. Nur eine einzige Ausnahme gibt es da, die schon erwähnte Beichte der Frau Alving. Das dramatische Ergebniß dieser Beichte ist, daß Regine davonläuft und das ohnehin angegriffene Gehirn des armen Oswald etwas rascher in völlige Verwirrung geräth. Im übrigen aber brauchte man die Bühnenereignisse gar nicht zu kennen; jeder halbwegs vernünftige Mensch könnte sie sich ohne besondere Schwierigkeit aus der Vorgeschichte selbst ableiten. Es ist natürlich, daß derartige Bühnenereignisse kein Interesse zu erwecken vermögen, und wie es scheint, hat der Dichter das auch keineswegs beabsichtigt. Was geschehen ist, nicht wie sich die Personen zu dem Geschehenen in der Gegenwart des Spieles verhalten, macht die Hauptsache des

Digitized by Google

Stückes aus. Der Schwerpunkt liegt hier also in der That auf der Erzählung; die Ausdeutung der auf unhaltbarer Grundlage ruhenden Ehe der Frau Aloing macht das Um und Auf des Stückes aus. Demgemäß ergab sich von selbst eine völlig epische Exposition, die nur durch etliche Zufälligkeiten aufgeputzt wurde, um wenigstens den Schein der Unmittelbarkeit zu retten. Das Uebelste an der Sache ist aber der Umstand, daß diese Exposition sich fast durch das ganze Stück erstreckt; auch das war freilich bei der Anlage dieses Dramas nicht anders möglich.

Daß unter derartigen Verhältnissen auch die Charakterzeichnung — man sollte besser sagen: Charakterbeschreibung — durchaus episch gehalten werden mußte, ist zu selbstverständlich, um einer weiteren Ausführung zu bedürfen. Natürlich verblassen diese Charaktere auf der Bühne, während uns sonst die Personen eines Dramas erst in der Darstellung so recht deutlich werden.

Nun fragen aber die Auserwählten: Ja, was wollt ihr denn eigentlich haben? Muß denn jedes Stück über denselben Leisten geschlagen sein? Wenn nun der Stoff diese besondere Behandlung bedingte? Und ist etwa die feine psychologische Ausdeutung ehelicher Wirren nicht höchlich interessant, nicht mehr werth, als ein Dutzend Stücke vom alten Schlag? Viel Fragen auf einmal, und ebenso viel Phrasen. Man kann bereitwillig zugeben, daß die psychologische Zerfaserung des ehelichen Verhältnisses, die den Inhalt der „Gespenster" bildet, interessant, daß sie werthvoll ist, obschon sie vielleicht werthvoller wäre, wenn das absichtlich Interessante nicht manchmal die Wahrhaftigkeit der Beobachtung in den Schatten stellte. Auch wird kein vernünftiger Mensch dem Dichter Scheuklappen anlegen und ihn in eine Schablone zwängen wollen. Sophokles und Kleist haben im „König Oedipus" und im „Zerbrochenen Krug" glänzende Beispiele geliefert, wie weit ein genialer Künstler sich von der Schablone entfernen darf, ja wohl entfernen muß; aber die natürlichen Grundlagen ihrer Kunst haben sie nicht verlassen. Wie denn, wenn die besondere Art der Behandlung, die ein Stoff erfordert, sich nicht in die Verhältnisse der Bühne fügt, wenn sie ihnen geradezu widerspricht? Ist das schon eine Rechtfertigung für ein schlechtes Drama? Wenn das Interesse ausschließlich auf der Erzählung ruht, warum bleibt der Dichter nicht bei der Erzählung? Warum zieht er es vor, statt einer vielleicht fesselnden Novelle drei jedenfalls langweilige Acte zu schreiben? Ich sehe nicht ein, daß darin eine besonders große künstlerische Kühnheit oder Genialität steckt. Die Sache ist einfach ein Fehlgriff, mag er nun aus Mißverstand oder aus Absicht begangen worden sein.

Im Gegensatze zu „König Oedipus" und dem „Zerbrochenen Krug" müssen wir in den „Gespenstern" ein wirklich analytisches, das heißt ein undramatisches Drama erblicken. Auch hier bedingte zweifellos die besondere Art des Stoffes die besondere Methode; allein diese Eigenart wurzelt nicht in einer ungewöhnlichen Verkettung, sondern einfach in der Dürftigkeit der Ereignisse. Der dargestellte Vorgang hat gegenüber der Vorgeschichte nur nebensächliche Bedeutung. An gegenwärtigem Interesse bleibt nur die Auflehnung gegen die falschen Moralbegriffe unsrer Gesellschaft. Nun ist zwar die Revolution gegen die Pseudomoral an sich eine sehr schöne und löbliche Sache, und ich möchte den „Gespenstern" nicht, wie das von anderer Seite geschah, einen werthvollen Inhalt schlechterdings absprechen; aber wenn man gegen Gesellschaftslügen zu Felde ziehen will und keinen anderen Zweck hat, muß man denn gerade ein Drama schreiben? Das heißt doch die Kunstform mißbrauchen, ob thörichter oder frevelhafterweise, bleibt für die Sache selbst gleichgültig.

Das Grundübel, an dem das Stück krankt, liegt, wie ich glaube, darin, daß die dichterische Erfindung fehlt. Sie mangelt dem reifen, eigentlichen, dem Ibsen'schen Ibsen überhaupt. Auch die meisten der Modernen leiden an diesem verhängnißvollen Mangel. Ueber diese Leere wollen sie durch blendende Technik, durch verwegene Künste hinwegtäuschen. Aber mit solchen Dingen läßt sich nicht spaßen, der Kunst kann man bei aller Verwegenheit nicht ungestraft Gewalt anthun. Kunststücke mögen blenden, sie werden nie zur Kunst; sie sind im letzten Grunde nichts anderes als aufgedunsene Armuth.

Die neue Kunst, die schon so oft gefunden wurde, ist doch trotz alledem noch nicht entdeckt. Die Modernen und — allen voran — Ibsen haben die Dichtung aus der Schablone befreit, in der sie zu ersticken drohte, sie haben ihr neuen Gedankeninhalt zugeführt. Das sind Verdienste, die niemand Vernünftiger bestreiten wird. Aber das sind doch nur die ersten Regungen einer neuen Kunst; diese selbst scheint noch die Zukunft zu bergen.

Nicht in der Rückkehr zur idealistischen Richtung liegt das Heil, und die conservativen Schwärmer für das Alte werden schwerlich Recht behalten. Der typischenden Kunst Schiller'schen Gepräges fehlen heute die Grundlagen noch mehr als zu Zeiten der Classiker. Das haben die Modernen uns unwiderleglich gezeigt. Aber die Schlagworte, die sie dafür ausgaben, Naturalismus, Symbolismus, Mysticismus ꝛc. sind ebenso hohl und nichtig. Jede wahre Kunst ist real, ob sie nun von wirklichen Verhältnissen ausgeht oder Gebilde der freiwaltenden Phantasie vorführt. Denn nicht darin ist die Kunst real, daß sie der Wirklichkeit nachahmt, sondern darin, daß sie Schöpfung für sich, daß sie selbst Realität ist.

Der Goethetag in Weimar.

Am 8. October fanden sich, zum dreizehntenmal, die Mitglieder der Deutschen Goethegesellschaft in Weimar ein, um das ihnen lieb gewordene Goethefest zu feiern. Zum erstenmal mußten sie dieses Fest begehen, ohne die Persönlichkeit in ihre Mitte zu sehen, welcher die Goethegemeinde Unvergeßliches zu verdanken hat: die Großherzogin Sophie von Sachsen. Am 23. März dieses Jahres ist diese Frau, deren Name durch die Begründung des Goethe- und Schillerarchivs mit der deutschen Literaturwissenschaft für alle Zeiten verknüpft ist, aus dem Leben geschieden. Ihre Gegenwart gab dem Fest in den verflossenen Jahren einen besonderen Glanz; die Erinnerung an sie, die Trauer um sie gab ihm diesmal seinen Charakter. Im Zusammenhang mit einer Gedächtnißfeier für die verstorbene Frau sollte deshalb der Goethetag begangen werden. Die beiden Gesellschaften, die ihre Blüthe der Verstorbenen zu danken haben, die Goethe- und die Shakespearegesellschaft, haben das beschlossen. Und die Leitung des Goethe- und Schillerarchivs, der Schillerstiftung und des großherzoglichen Hoftheaters haben sich mit den genannten Gesellschaften vereinigt, um ein Fest zur Erinnerung an ihre Pflegerin und Beschützerin zu veranstalten. Kuno Fischer wurde berufen, dem Andenken der Hingeschiedenen eine Gedächtnißrede zu widmen. Er ist durch Bande der Freundschaft mit dem Weimarischen Hofe verbunden. Die Treue und Hingebung an das Fürstenhaus, die seine Beziehungen zu diesem in ihm gezeitigt haben, kamen in seiner Erinnerungsrede am 8. October zum Ausdruck. Seine Lebens- und Weltauffassung, seine Gesinnung und Empfindungsweise befähigen ihn, die Denkweise der Großherzogin wie wenige zu verstehen. Eine Fürstin im allereigentlichsten Sinne des Wortes war die Verstorbene, dabei eine Persönlichkeit, welche sich große Aufgaben stellte, weil sie eine hohe Auffassung von ihrem fürstlichen Beruf hatte und weil ihr eine seltene Energie aus dieser Auffassung erwuchs. Es liegt Größe in dieser Auffassung; und die Art dieser Größe zu schildern hat Kuno Fischer übernommen. Wie viel in die Kraft, die ihr eigen war, auf Rechnung ihrer Abstammung aus dem zielbewußten und energischen Geschlecht der Oranier zu schreiben ist, wollte der Redner klarlegen. In dem Wahlspruch des Oranischen Hauses: „Je maintiendrai" kommt diese Energie zum Ausdruck. Die Großherzogin Sophie hat

Digitized by Google

ihn auch zu dem übrigen gemacht und in die deutschen Worte umgesetzt: „Die Herrschaft über sich selbst ist die Vorbedingung für jegliche Thätigkeit und für ernsthafte, gewissenhafte Ausführung übernommener Pflichten.“ Aus dem Studium der Geschichte ihres Hauses erwuchs dieser Fürstin die Herrschaft über sich selbst und ein starkes Pflichtbewußtsein. Inwiefern die Geschicke dieses Hauses besonders geeignet sind, ein solches Bewußtsein zu erzeugen, suchte der Redner durch eine historische Darstellung klarzulegen. Was eine verfehlte Kindererziehung und eine günstige Lebensschule dazu beigetragen haben, um diese Frau auf die Höhe ihrer Anschauung zu heben, setzte er deutlich auseinander. Die holländische Art in ihrem Charakter schilderte er. Ihre Liebe für die deutsche Literatur leitete er von dem Umstand ab, daß sie in dieser Literatur die Thaten der ihr in nahe stehenden Helden gefeiert fand. Schiller und Goethe haben niederländische Größe zum Vorwurf ihrer Dichtungen und Werke gemacht. In der deutschen Literatur fand die Großherzogin ihre Heimath wieder. Die Geschichte ihres Vaterlandes trat ihr in der deutschen Kunst entgegen.

Ueber den musikalischen Theil dieser Feier ist in der Beilage (s. Nr. 229) schon berichtet worden. Auch ist dort schon erwähnt, daß das Hoftheater am Abend desselben Tages eine stimmungsvolle Aufführung der Gluck'schen Oper „Orpheus und Eurydike“ den Festtheilnehmern bot. Wir fügen hier nur noch hinzu, daß man unter Bernhard Stavenhagen eine hervorragende Leitung, eine höchst gelungene Darstellung erlebte. Fräulein Holmann (Orpheus) und Frau Stavenhagen (Eurydike) haben auf die Gäste einen starken Eindruck gemacht.

Der 9. October war der eigentlichen Goethe-Versammlung gewidmet. Eine bleibende Erinnerung nehmen die Theilnehmer dieser Versammlung mit nach Hause. Der Director des Goethe- und Schillerarchivs, Prof. Suphan, theilte das Stück des Testaments der Großherzogin Sophie mit, in dem sie die Zukunft des Goethe'schen Nachlasses für alle Zeiten gesichert hat. Eine stärkere Befestigung hätten die Worte Karl Friedrichs nicht finden können, als ihnen durch dieses Testament zutheil geworden ist. Die Pflege des Goethe'schen Nachlasses, der ihr durch die Verfügung des letzten Enkels Goethe's zum Geschenk gemacht worden ist, war dieser Frau bei Lebzeiten eine Herzensangelegenheit und eine hohe Pflicht. Ihr hat sie materielle Opfer gebracht, ihr hat sie viel Zeit und Mühe gewidmet. Für sie hat sie mütterlich gesorgt. Ihre schönen Worte sprechen für sich selbst. Im Testament heißt es: „Ich, Sophie von Sachsen, königlicher Prinzessin der Niederlande, beurkunde hiemit Folgendes: Mit Annahme des Vermächtnisses des Frhrn. Walter v. Goethe habe ich zugleich für alle Zeiten die Verantwortlichkeit für eine pietätvolle Bewahrung der Schätze aus dem Nachlasse Goethe's übernommen. Die gleiche Verantwortung trage ich gegenüber dem Nachlasse von Schiller, sowie allen durch Schenkung und Ankauf erworbenen Handschriften anderer hervorragender deutscher Dichter. Zugleich gereicht es mir zur besonderen Freude, nicht nur für die Vollendung der Goetheausgabe und der Goethebiographie, sondern auch dafür Sorge getragen zu haben, daß die in meinem Besitze befindlichen Schätze zugänglich erschlossen werden und Weimar erhalten bleiben, damit es auch ferner der geistige Mittelpunkt Deutschlands bleibe. Deshalb habe ich angeordnet, daß zur Erhaltung dieser Schätze ein Familienfideicommiß errichtet wird, das unveräußerlich sein soll. Indem ich dieses Familienfideicommiß hiermit beurkunde, bitte ich meinen Hrn. Gemahl, in Form einer hausgesetzlichen Bestimmung die landesherrliche Bestätigung zu geben.“ Das Goethe- und Schillerarchiv wird dem jeweiligen Chef des großherzoglichen Hauses eigenthümlich gehören. Derselbe ist verpflichtet, für die Erhaltung und Verwaltung des Schatzes entsprechende Sorge zu tragen.

An diese bedeutsame Mittheilung Suphans schloß der Vorsitzende, Dr. Raland, den Bericht über das Goethenational-museum. Er wies auf ein Bild hin, das von diesem Museum neu erworben ist und in dem Junozimmer des Goethehauses ausgestellt ist. Die dargestellte Persönlichkeit und der Maler sind unbekannt. Es stammt aus dem Ende des vorigen oder dem Anfang dieses Jahrhunderts. Wer sich das Bild angesehen hat, wird der Meinung Kulands beistimmen müssen, daß es die Frau Rath im höheren Alter darstelle. Ihre und auch Goethe's Züge sind unverkennbar. Das Bild war früher im Besitze von Wilhelm Candidus in Coenberg. Noch einen anderen Zuwachs des Museums erwähnte Kutzner. Die Gräfin Bandreuil, die Frau des französischen Gesandten, hat während ihres Aufenthaltes in Weimar in freundschaftlichen Beziehungen zu dem Goethe'schen Hause gestanden. In ihrem Nachlasse haben sich Handzeichnungen Goethe's vorgefunden. Sie haben ihre Nachkommen zu den Weimarischen Schätzen hinzugefügt.

Leider mußten wir dieses Jahr die Gegenwart des verdienstvollen Schatzmeisters, Dr. Moritz, entbehren. Er wußte sonst stets den trockenen Cassenbericht durch allerlei launige Zwischenbemerkungen zu würzen. Sein Bericht, der verlesen wurde, zeigte, daß die Gesellschaft finanziell gut steht und in der letzten Zeit eine Zunahme der Mitgliederzahl zu verzeichnen hat.

In den Nachmittagsstunden vereinigten sich die Festgäste zu dem üblichen Mittagessen. Die greisen Häupter der Goethegemeinde und die jungen Stürmer, die resp. Naturalismus und „Moderne“ verehrend zu Goethe emporblicken, saßen da neben einander. Julius Rodenberg, Axel Fenzel, Marie v. Bunsen, Lina Schneider, Freiligraths Tochter, waren anwesend. Der Unterrichtsminister unter dem zweiten Ministerium Auersperg, R. v. Stremayr, der Gießener Professor Oncken weilen in unserer Mitte. Einer der „Jüngsten“, Otto Erich Hartleben, der bei dieser Gelegenheit schon wiederholt in Weimar erschienen ist, fehlte auch diesmal nicht. Die Festtoaste trugen diesmal einen ernsten Charakter. Man stand unter dem Eindruck des erlittenen Verlustes. Raland toastete auf das großherzogliche Haus; Steenaye brachte Grüße aus Deutsch-Oesterreich. Wohlthuend wirkten seine lieben Worte, die aus einem gut deutsch-österreichischen Herzen kamen. Daß auch deutscher Geist und deutsche Gesinnung in Oesterreich lebt, konnte man aus seinem Trinkspruch hören. Oncken brachte einen Trinkspruch auf die Damen aus.

Das Goethe- und Schillerarchiv, das in den Goethetagen den Besuchern der Versammlung seine Räume öffnet, stellte Manuscripte von Freiligrath und Gustav Freytag aus neben anderen der einschlägigen und nachgelassenen Zeit entstammenden Papieren.

Wie alljährlich versammelten sich in den Abendstunden die Goethegäste auch diesmal in dem Weimarischen Künstlerverein. Die stimmungsvollen Räume, die der Großherzog den Künstlern Weimars zu ihrem gemüthlichen Zusammensein zur Verfügung gestellt hat, werden von den Mitgliedern der Goethegesellschaft gerne aufgesucht. Ein freies, ungebundenes Leben herrschte da bis zum hellen Morgen. Und Künstler wie Baumeister und Stavenhagen, dann die ausgezeichneten Sänger Heinrich Zeller und Gmür erfreuten die Gäste mit mancher künstlerischen Gabe, die mit um größerem Enthusiasmus entgegengenommen wurde, als die offiziellen Darbietungen. Was man im Verlauf des Tages schwer finden konnte: den zwanglosen Genuß, das gegenseitige offene Entgegenkommen, hier genoß man es viele Stunden lang.

Den Beschluß der Feier bildete eine Vorstellung im großherzoglichen Hoftheater von Shakespeare's „Wintermärchen“ mit Frln. Richard als Hermione und Karl Weiser als Leontes.

Rudolf Steiner.

Mittheilungen und Nachrichten.

Dr. Karl Floericke: Naturgeschichte der deutschen Sumpf- und Strandvögel. Mit 44 Abbild. und 15 Tafeln in Schwarzdruck. Magdeburg 1897, Creutz'sche Verlagsbuchhandlung. Preis M. 4.50. — Dieses Werk anzuzeigen, ist eine wirkliche Freude, denn wir sind überzeugt, daß jeder Freund der gefiederten Welt das Buch mit wahrem Vergnügen lesen wird. Verfasser ist nämlich — das bewährt jede Zeile — ein echter Naturforscher, d. h. er begnügt sich nicht damit, die todten Vögel vor sich auf den Seciertisch zu legen, dort ihre anatomischen Eigenthümlichkeiten zu studiren und zu notiren und dann die einzelnen Exemplare fein säuberlich ausgestopft seiner Sammlung einzuverleiben; nein, er beobachtet seine Lieblinge in der Freiheit und schildert uns seine Beobachtungen in einer so außerordentlich fesselnden Weise, daß das Buch eine wirklich angenehme Lectüre bildet. Außerdem gibt uns Floericke auch praktische Anleitungen darüber, welche Sumpf- und Strandvögel sich zum Halten in der Vogelstube eignen und wie sie zu behandeln sind. Da bisher diese Vogelarten so viel wie gar nicht gepflegt wurden, darf man für diese Unterweisung dem Verfasser nur dankbar sein. Aber außer diesem mehr allgemeinen hat Floericke's Werk noch eine entschieden wissenschaftliche Bedeutung. In allen gangbaren Hand- und Lehrbüchern der Ornithologie kommen nämlich gerade die Sumpf- und Strandvögel am kürzesten weg, was sich leicht erklären läßt, wenn man bedenkt, mit welch außerordentlichen Schwierigkeiten es verbunden ist, das Leben gerade dieser Thiere zu belauschen und zu studiren, so daß bisher eigentlich das Naumann'sche kostbare und seltene Werk (Naturgeschichte der

Vögel Deutschlands) die einzige Quelle war, welche für Specialstudien in dieser Richtung eine annähernd vollständige Zusammenstellung bot. — Aus all diesen Gründen ist das uns hier vorliegende Buch aufrichtig zu begrüßen und kann mit gutem Gewissen aufs wärmste empfohlen werden. Dr. Schuh.

* Die internationale Lepraconferenz zu Berlin. 12. Oct. Die Mitglieder der Lepraconferenz besichtigten heute früh unter Führung der Professoren Brieger und Pfeiffer das königliche Institut für Infectionskrankheiten, wo ihnen bemerkenswerthe Versuche und Krankheitsfälle gezeigt wurden. Besonderes Interesse erregte die Vorstellung der Aussätzigen, und dabei namentlich die Mittheilung, daß die bisherige Anwendung des aus Columbien von Dr. Carrasquilla an unsre Regierung übersendeten Serums einen Erfolg einstweilen in keiner Weise gehabt hat. Der Hauptsitzung im kaiserlichen Gesundheitsamte ging dann eine Reihe wissenschaftlicher Demonstrationen, vorwiegend mikroskopischer Natur, voraus. In gewissem Sinne bildeten diese Darstellungen, abgesehen von ihrer theoretischen Bedeutung, einen Triumph der deutschen Präcisionsmechanik, denn die Firmen Zeiß und Leitz hatten eine große Reihe ihrer besten Immersionsinstrumente zur Verfügung gestellt, mit deren Hülfe die stärksten und schärfsten Vergrößerungsbilder zur allgemeinen Bewunderung der ausländischen Aerzte anschaulich gemacht wurden. Nach einer allgemeinen Einleitung des Geheimraths Virchow schritt man dann zu den Discussionen über die Bedeutung des Lepabacillus und die Uebertragungswege des Krankheitserregers. Die Einzelheiten dieser Erörterungen sind rein sachlicher Natur und haben für weitere Kreise nur indirectes Interesse; für die Conferenz selbst boten sie aber offenbar großes Interesse, denn die Erörterungen zogen sich in allen Sprachen der Welt bis in den späten Nachmittag auf das lebhafteste fort. Bemerkenswerth ist der neue Modus der Verhandlungen bei dieser Conferenz, denn die langathmigen Vorträge und die fast bei solchen Gelegenheiten vorgelesenen Abhandlungen sind gänzlich beiseite gelassen. In den lebendigen und knappen Discussionen herrscht ausschließlich das freie Wort.

* Das preußische Unterrichtsministerium soll, durch die Ergebnisse der in Dresden stattgefundenen Philologenversammlung veranlaßt, die Absicht haben, noch eine Anzahl von Reformschulen ins Leben zu rufen. Die angeblich guten Erfolge, welche mit der Reformschule in Frankfurt a. M. gemacht wurden, dürften wohl von besonderem Einfluß auf diesen Entschluß gewesen sein. Die Reformschulen legen bekanntlich ihrem Lehrplan nicht die lateinische, sondern die französische Sprache zugrunde und sind überhaupt bestrebt, sich mehr den Anforderungen des modernen Lebens anzupassen. Eine Schwierigkeit der Sache liegt in der Erwägung, ob in anderen Städten, in denen die Verhältnisse nicht so günstig wie in Frankfurt sind, ebenfalls gleich gute Erfolge erzielt würden. Eine Entscheidung darüber, welche und wie viele Anstalten für diese Versuche in Aussicht genommen werden sollen, hängt noch von eingehenden Berathungen ab.

* **Breslau.** In der Nacht zum 13. October starb hier der Director des physiologischen Instituts an der hiesigen Universität, Geh. Medicinalrath Professor Dr. Rudolf Heidenhain, nach längerem Leiden im 64. Lebensjahre. Ein Westpreuße von Geburt — sein Vater war ein angesehener, auch literarisch bedeutender Arzt in Marienwerder — hatte er namentlich unter Heinr. Wollmann und Du Bois-Reymond seine Studien gemacht und war seit 1859 Professor der Physiologie und Histiologie in Breslau, wo er einige Jahre später die Leitung des von Purkinje begründeten ersten deutschen physiologischen Laboratoriums übernahm. Seinen wissenschaftlichen Ruf begründete er vornehmlich durch seine Arbeiten über die Lehre von den Absonderungsvorgängen, worin er, auf Johannes Müller und dessen Schüler Schwann und Henle zurückgehend, die von Karl Ludwig in Leipzig aufgestellte mechanische Theorie der Absonderung wesentlich modificirte und ergänzte, indem er auf die Bedeutung der Vorgänge in den Zellen für die Absonderung hinwies. Vorher schon hatte er wichtige Arbeiten über die mechanische Leistung, den Stoffumsatz und die Wärmeentwicklung bei der Muskelthätigkeit veröffentlicht. Und ein hervorragendes Verdienst erwarb er sich später durch das wissenschaftliche Studium des Hypnotismus, an das er anläßlich der hypnotischen Versuche Hansens gemeinsam mit Berger und Grützner zum erstenmal herantrat. — Der Name Heidenhains wurde vor mehreren Jahren auch in der breiteren Oeffentlichkeit viel genannt, als er zur Abwehr der Angriffe auf die Vivisectionen die Nothwendigkeit der wissenschaftlichen Thierversuche vertrat und dem preußischen Abgeordnetenhaus, in dem damals diese Frage zur Verhandlung kam, ein Lehrbuch der Physiologie vorlegen ließ, in dem er mit Rothstift alle diejenigen Thatsachen ausgestrichen hatte, die nur mit Hülfe der Thierversuche hatten festgestellt werden können. Wie er in diesem Fall durch das einfache Zurückgehen auf die Thatsachen eine durchschlagende Wirkung erzielte, so war auch in seinem ganzen Forschen wie in seiner Lehrthätigkeit die lediglich auf Thatsachen fußende, fast nüchterne Kritik seine hervortretende Eigenschaft. Feind jeder phantasievollen Hypothese, hat er sich durch diese seine Art viele Gegner zugezogen, aber auch der Wissenschaft großen Nutzen gebracht. Er hat eine weitverzweigte Schule herangebildet und galt mit Recht als einer der führenden Männer in der modernen physiologischen Wissenschaft.

* **Wien.** Der Besitzer des bekannten hiesigen Handschriftenarchivs, Alexander Posonyi, hat in Leipzig bei der Versteigerung der Handschriftensammlung des verstorbenen Hrn. Künzel, eines Veteranen der Autographensammler, das vollständige Originalmanuscript von Theodor Körners historischem Trauerspiel „Graf Niklas Zrinyi“ um 2405 Mark erworben.

* **Agram.** Der Professor der Wiener Hochschule für Bodencultur Dr. Hampel wurde hierher berufen, um der Landesregierung als Beirath bei der Errichtung einer Forstakademie zu dienen.

* **Antwerpen.** Die städtische Stadtverwaltung von Lier hat nach jahrelangem Sträuben einen Platz zur Errichtung eines Denkmals für den vlamischen liberalen Schriftsteller Tony Bergmann bewilligt. Bergmann, einer der vornehmsten Romanschreiber des modernen Flandern, war der Sohn eines deutschen kriegsgefangenen Officiers aus der napoleonischen Zeit, der in Lier internirt wurde, sich dort bleibend niederließ und mit dessen Kindern Jan Frans Willems, der Vater der vlämischen Bewegung, den ersten Unterricht, auch in der deutschen Sprache, erhielt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Volkswirthschaftliche Abhandlungen der badischen Hochschulen. 1. Heft. Die Unternehmerverbände von R. Liefmann. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr 1897. — Dr. A. Laederer u. Dr. W. Elwert: Mittheilungen aus Krähenbad bei Triberg im Schwarzwald), Heilanstalt für Tuberculose. Köstritz, C. Seifert, Mai 1897. — Dr. Naum Reichesberg: Die Arbeiterfrage einst und jetzt. Ein akad. Vortrag. Leipzig, G. H. Wigand 1897. — Anton Bettelheim: Anzengruber (4. Bd. der „Geisteshelden“. 2. Aufl.). Berlin, C. Hofmann u. Co. 1898. — Adalbert Meinhardt: Das Leben ist golden. Drei Novellen. — Heinz Kirchner. Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter. 2. Aufl. Berlin, Gebr. Paetel 1897. — Ossip Schubin: Boris Lensky. Roman in 3 Bdn. 3. Aufl. Ebd. — Hugo Schäfler: Die Lösung der socialen Frage. Dresden u. Leipzig, C. Pierson 1898. — *Victor Basch:* Le Mouvement intellectuel en Allemagne depuis 1870. Conférence. Rouen, E. Cagniard 1897. — Leo Kegele: Das Salzkammergut nebst angrenzenden Gebieten in Wort u. Bild. 1. Lfg. Wien, A. Hartleben. — E. Becker: Der Walchensee u. die Jachenau. Innsbruck, A. Edlinger 1897. — Kalender des Deutschen Schulvereins auf das Jahr 1898. Redigirt von Hans Grasberger. 12. Jahrg. Wien, A. Pichler.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Deutsche Nähmaschinen

bester Qualitäten,

ausgestattet mit allen neuesten Erfindungen. Vollkommener Mechanismus, rasches Nähen, elegante Ausstattung, bescheidene Preise.

Keine Erhöhung bei Theilzahlung.

Kataloge und Versandt franko.

Reellste Bedienung.

Chr. N. Schad, München,

Hoflieferant, (13968)

Perusastrasse 11 ✻ Kaulbachstrasse 9.

Jahrgang 1897. München, Freitag, 15. October. Nummer 233.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.90, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Wechselnde Theorien und feststehende Wahrheiten und die heutige deutsche Volkswirthschaftslehre. Rectoratsrede von Gustav Schmoller. — Mittheilungen und Nachrichten.

Wechselnde Theorien und feststehende Wahrheiten

im Gebiete der Staats- und Socialwissenschaften und

die heutige deutsche Volkswirthschaftslehre.[1])

Von Gustav Schmoller.

Hochgeehrte Versammlung!

Indem ich das Rectorat der Berliner Universität übernehme und diese Uebernahme mit einer akademischen Rede zu beginnen habe, bitte ich Sie um die Erlaubniß, über eine große Prinzipienfrage sprechen und Ihnen meine Anschauungen über sie darlegen zu dürfen. Es ist eine solche, die mich Zeit meines wissenschaftlichen Denkens immer mit am meisten bewegt hat, die nicht in vielen Wissenschaften eine solche Rolle spielt, wie in der von Staat, Gesellschaft und Volkswirthschaft, die aber zugleich praktisch tief in die Universitätspolitik eingreift, bei den Vorschlägen und Berufungen oftmals eine große Rolle spielt, für die ganze Entwicklung der Wissenschaft und des Universitätsunterrichts die größte Tragweite hat.

Ich meine den Gegensatz, in welchem die historisch wechselnden und schwankenden Theorien, Systeme und Wissenschaftsrichtungen stehen zu den feststehenden Resultaten des Wissens, über die kein Streit, keine verschiedene Auffassung mehr bestehen kann.

I.

Wenn wir die Theorien über die Entstehung des Staates betrachten, wie sie seit den Tagen der Alten bis heute das politische Denken beherrscht haben, wenn wir die Systeme der Volkswirthschaft seit dem vorigen Jahrhundert, die Mercantilisten, die Physiokraten, die englische Naturlehre der Volkswirthschaft, die sociatistischen Theorien, die deutsche historische, die sogenannte österreichische Schule und alle die anderen Spielarten ins Auge fassen, wenn wir sehen, wie heute die verschiedenen Richtungen der sociaten Reform und der socialen Reaction um die Lehrstühle kämpfen, so kann darüber kein Zweifel sein, daß auch heute noch in den grundlegenden Fragen verschiedene Theorien einander gegenüberstehen. Und allein stehen die Staatswissenschaften damit nicht. Tobt nicht der gleiche Kampf um die theologischen Lehrstühte, haben nicht in der Philosophie lange in unserm Jahrhundert sich die Anhänger und Feinde Hegels um den Vorrang gestritten? Ist nicht neuerdings in der Geschichte der Streit entbrannt zwischen denen, welche auf Ranke schwören, und denen, welche glauben, über ihn hinaus gekommen zu sein? Und sind die Naturwissenschaften frei davon? Hat nicht die Entwicklungslehre Darwins die Forscher lange in zwei Lager gespalten?

Allerwärts sehen wir so verschiedene Richtungen und Lehrmeinungen, die sich nicht etwa bloß in einzelnen Resultaten oder durch verschiedene Genauigkeit in der Forschung, verschiedene Schätzung der Elemente, die wir nicht bestimmen können, nein, die sich durch verschiedene Methoden und Standpunkte, durch eine verschiedene Erklärung aller wichtigeren Erscheinungen unterscheiden; die einen halten für wissenschaftliche Wahrheit, was den anderen Hypothese oder gar Phantasie und Hirngespinnst ist. Diametral entgegenstehende Grundgedanken und Prinzipien bekämpfen sich.

Wenn wir nun aber fragen, ob und wie der stets feinfühlige Sprachgebrauch diese sich bekämpfenden Lehren von dem unterscheide, was in den Lehrgebäuden feststeht, so wird man wohl sagen können, man bezeichne jene mit Vorliebe als „Theorien“, dieses mit dem Ehrentitel der Wissenschaft schlechthin.

Was als „Wissenschaft“ bezeichnet wird, das halten alle, was als „Theorie“ gilt, das halten nur bestimmte Kreise für wahr, wenn sie auch hoffen, später die bisher noch Zweifelnden für ihre Lehre zu gewinnen. Alle Versuche, die Welt und ihre Zusammenhänge zu erkennen, gehen von der Voraussetzung aus, daß wenigstens innerhalb gewisser Grenzen es dem forschenden Menschengeiste möglich sei, die volle Wahrheit zu finden, die innere Natur der Dinge, ihre Ursachen festzustellen; und als das Kriterium dieser vollen Wahrheit hat es stets gegolten und erscheint es auch heute, wenn alle Beobachter und Forscher immer wieder zu demselben Resultat kommen, wenn aus den verschiedenen Theorien eine einheitliche, von allen anerkannte Wahrheit hervorgeht. Das ist allein vollendete Wissenschaft!

Aber sollen wir deßhalb alle die Gebiete und die Theile der Disciplinen, wo noch der Streit der Theorien herrscht, gleichsam aus dem Tempel der Wissenschaft ausschließen? Schon die Erwägung, daß nur durch den Streit der Richtungen und Theorien hindurch der Weg zur Wahrheit führt, wird uns davon abhalten. Wir werden betonen, daß die Theorien, welche es zu Ansehen und Einfluß gebracht haben, meist auch partielle, oft sehr bedeutsame Elemente der Wahrheit mit enthielten; jedenfalls wissen wir, daß sie als bewegende geistige Kräfte, als concentrirte Mittelpunkte großer geistiger Strömungen eine Stellung behauptet haben oder noch behaupten und des Studiums werth sind. Diese Theorien und Richtungen stellen den Werdegang der menschlichen Erkenntniß dar, ohne welche wir uns dem Ziel — der vollen Wahrheit — gar nicht zu nähern vermochten.

Wir könnten so sagen, diese verschiedenen Theorien seien die vorläufigen Versuche der Formulirung des unvollkommenen Wissens; und diese Unvollkommenheit zeige sich eben darin, daß verschiedene Formulirungen nebeneinander möglich seien. Mit dem Fortschritt methodischer Forschung, vollendeterer Beobachtung und Causalerklärung würden die Fehlerquellen vermindert, näherte man sich mehr und mehr der unbestreitbaren, von allen anerkannten Wahrheit. Dem ist unzweifelhaft so; ein großer Theil der heutigen

[1]) Rede bei Antritt des Rectorats gehalten am 15. October 1897.

Wissenschaft, soweit er über das Niveau der Meinungsverschiedenheit emporgehoben ist, dankt dies den verbesserten Methoden, wie sie vor allem in den letzten zwei Jahrhunderten die Führung der wissenschaftlichen Arbeit übernahmen.

Und doch ist damit das Problem nicht ganz erklärt: wir können nicht ohne weiteres etwa sagen: die Wissenschaften, wo hauptsächlich noch verschiedene Theorien einander gegenüberstehen, seien in Methode und Erkenntnißmitteln zurückgeblieben; sobald sie so vorangeschritten sein würden wie die anderen, werde ohne weiteres der Streit verschwinden. Noch weniger werden wir behaupten können, die ältesten Wissenschaften hätten am wenigsten mehr verschiedene Theorien und Richtungen in sich, die jüngsten am meisten. Im Gegentheil, einige der jüngsten Specialwissenschaften berühmen sich vor allen ihres gesicherten exacten unbestrittenen Wissens und glauben oft die alten Wissenschaften der Theologie, der Philosophie, der Staats- und Gesellschaftslehre eben deßhalb, weil in ihnen der Streit nicht aufhöre, über die Achsel ansehen zu dürfen. Es will mir scheinen, es sei mit diesem Gegensatz der älteren universalen und der jüngeren speciellen Wissenschaften der Punkt angedeutet, der uns zur Klarheit über die Ursachen des Gegensatzes führe.

Je mehr unser Wissenstrieb sich bescheiden lernte, auf die einfachsten, elementarsten Erscheinungen sich beschränkte, auch auf den Gebieten complicirterer Verwicklung den kleinsten einzelnen Vorgang zu isoliren, für sich zu beobachten und zu untersuchen lernte, desto mehr gelang es, zu sicheren, unumstößlichen Resultaten in Bezug auf die Existenz und die Ursachen der Erscheinungen, die Größenverhältnisse und die Beziehungen der Elemente untereinander zu kommen. Auf je höhere Gebiete aber die Erklärung und Forschung sich bezog, je complicirtere Verwicklungen und Zusammenhänge sie auflösen wollte, desto schwieriger war das Problem, wurde die Beobachtung, die Classification der Erscheinungen, die Causalerklärung. Und doch konnte der menschliche Geist gerade vor diesen, den größesten Problemen am wenigsten Halt machen. Er konnte nicht etwa geschichtlich mit den empirischen Einzelheiten der Natur beginnen und die großen Fragen nach Gott und Weltzusammenhang, nach Diesseits und Jenseits, nach der Bestimmung des Menschen und dem Gang der Geschichte, nach dem Wesen von Staat, Recht, Sitte, Moral, Gesellschaft und Wirthschaft, nach der menschlichen Seele und ihren Kräften auf Jahrhunderte und Jahrtausende vertagen. Die erste Bedingung aller höheren menschlichen Cultur waren Religions- und Moralsysteme, in welchen kosmogonische Vorstellungen über die Welt und die Natur sich verknüpften mit sittlichen Werthurtheilen und Vorschriften über individuelles Handeln und gesellschaftliche Einrichtungen. Mochte in diesen Systemen die kindliche Naivetät sich den Weltzusammenhang noch so roh, die Götter und ihr Eingreifen noch so anthropomorphistisch oder gar phantastisch ausmalen, gewisse Elemente des menschlichen Trieblebens, die Grundkräfte der Seele, die Grundbedingungen und Formen menschlich gesitteter Gesellschaft ergriffen die Propheten und Denker, die sie schufen, doch mit einer großen Sicherheit, so daß man sagen konnte, die Alten hätten auf psychologischem, ethischem und politischem Gebiete früher als auf dem der Natur eine gewisse Höhe der Erkenntniß erreicht, eine solche, die unsrer heutigen darum theilweise näher stehe als ihre Naturerkenntniß der gegenwärtigen.

Ich will damit nur beweisen, daß die unendliche Schwierigkeit der religiösen, sittlichen, rechtlichen und gesellschaftlichen Probleme das menschliche Nachdenken nicht hindern konnte, die Schlüssel zu diesen heiligen Pforten zu suchen. Es gibt kein dringlicheres Problem für die Erkenntniß des Menschen als das, sich über sich selbst und seine Bestimmung, über Pflicht und Religion, über Staat und Gesellschaft klar zu werden, da er keinen Schritt machen kann, ohne den Versuch einer solchen Erkenntniß als Compaß bei sich zu führen. Jeder solche Versuch aber steht seinem innersten Wesen, seiner Methode nach in einem gewissen Gegensatz zu dem Verfahren, das uns sichere, unbestreitbare Erkenntniß gibt. Denn jener ist seiner Natur nach auf das Ganze und Große, dieses aber auf das Einzelne und Kleine gerichtet. Alle neueren Fortschritte empirisch exacter Wissenschaft ruhen auf der Arbeitstheilung, auf der Beschränkung, die beim Einzelnen stehen bleibt, auf mikroskopischer oder sonstiger Detailarbeit. Alle Versuche aber, dem Menschen seine Stelle in der Welt und in der Geschichte anzuweisen, Staat und Gesellschaft zu begreifen, die Gesammtwirkung seelischer Kräfte zu erkennen, den Gang von Sitte, Recht und Institution zu verstehen, müssen, wie die Versuche, die Entwicklung der Natur im ganzen zu erfassen, über die vorhandene Einzelerkenntniß hinausgehen und sich irgendwie ein Bild des Ganzen, des Woher und Wohin machen, eine in sich geschlossene Einheit alles Vorgestellten und Gewußten schaffen. Wie alle unsre Gefühle, Vorstellungen und Gedanken in dem Brennpunkt des einheitlichen Selbstbewußtseins sich stets sammeln, so muß jeder geistig höher stehende Mensch zur praktischen und theoretischen Einheit in sich selbst, jeder klare Denker und Lehrer zu einer in sich geschlossenen einheitlichen Weltanschauung kommen. In diese müssen sich als Theilinhalte seine gesammten gesicherten empirischen Erkenntnisse wie seine Hypothesen und Vermuthungen einfügen. Und von hier aus entstehen ihm die praktischen Ideale für sein Handeln, wie alle allgemeinen Gedanken, welche als Klammern das Einzelne seiner Erkenntniß zusammenhalten und zu einem geschlossenen Gebäude machen.

Damit scheint mir der Gang aller der Wissenschaften erklärt, die sich mit dem Ganzen des Menschen und der Gesellschaft, mit dem Ganzen der Natur und der Welt abzugeben haben. Wollten sie sich beschränken auf das wirklich gesicherte Wissen, so könnten sie fast auf keine der großen an sie gestellten Fragen Antwort geben. Außerdem vermag der Einzelne, auch der Gelehrte mit der größesten Arbeitskraft und dem größesten Gedächtniß, das gesammte gesicherte Wissen immer weniger mehr ganz zu umfassen. Und doch muß er es eigentlich Alles zugleich beherrschen, wenn er im Sinne strengen methodischen Vorgehens die größeren Gesammterscheinungen immer wieder aus dem Einzelnen reconstruiren will. So steht der forschende Menschengeist gleichsam vor einer wachsenden Unmöglichkeit, streng wissenschaftlich das Ganze, die großen Fragen zu bemeistern. Entweder er bleibt am Detail kleben, dann hat er keinen Ueberblick übers Ganze, oder er erhebt sich in die Lüfte und wagt den Ikarusflug nach der Sonne, dann verliert er den festen Boden der Mutter Erde, d. h. die Detailerkenntniß, unter den Füßen und stürzt von der momentan erreichten Höhe immer wieder herab, ohne sein Ziel erreicht zu haben. Und doch dürfen wir nicht verzweifeln. Was der Einzelne nie vermag, das erreicht die Menschheit, die Wissenschaft im Zusammenhang der Generationen und Jahrhunderte wenigstens einigermaßen, in der Form einer Annäherung an das Ziel. Aber nur so, daß schrittweise die Vorwärtsbewegung bald mehr nach der Seite der empirischen Einzelforschung, bald mehr nach der der Zusammenfassung gerichtet ist. Und so, daß, je weiter die einzelne Disciplin noch zurück ist, desto mehr die Versuche der Zusammenfassung theils voreilige, theils hypothetische Generalisationen sein werden; lange werden die „Theorien“ das unendlich Complicirte für einfacher halten als es ist, sie werden glauben, mit wenigen Formeln oder Bildern auszukommen. Je weiter die fest-

Digitized by Google

stehende Detailerkenntniß dann aber anwächst, desto eher werden wir auch über das Zusammengesetzte, über die großen Fragen einiges wohl fundirte Urtheil gewinnen, desto mehr werden die Ahnungen, die Bilder, die Hypothesen über sie eine gesichertere Gestalt annehmen. Immer freilich werden die größten und letzten Fragen sich der ganz gesicherten empirischen Feststellung entziehen, und soweit „Theorien" über sie nöthig und unvermeidlich sind, werden sie, von verschiedenen Forschern, Schulen und Richtungen aufgestellt, verschieden ausfallen. Solange wir nicht allwissend sind und alle Menschen die gleiche Bildung haben, wird es auch Menschen mit verschiedener Weltanschauung geben, wird über die letzten größten Fragen auch keine Einheit zu erzielen sein. Wer an den Anfang der Geschichte einen ideal vollendeten Zustand setzt, der durch den Sündenfall verloren sei, und wer an thierische Anfänge der Menschheit glaubt, die durch die Entwicklung allmählich zu hoher Cultur sich umgewandelt, kann nicht die Geschichte gleichmäßig erklären. Ebenso werden in allen Fragen der Gesellschafts- und Staatseinrichtung, die sich stets bekämpfen müssen, welche an die Unveränderlichkeit der Menschennatur, und die, welche an ihre stete Fort- und Umbildung glauben.

II.

Wenn ich nun auf Grund dieses Standpunktes versuchen darf, mit wenigen Worten die Entwicklung der vorherrschenden volkswirthschaftlichen Theorien und Lehrgebäude der neueren Zeit kurz zu charakterisiren, so sind von 1500 bis Mitte des 18. Jahrhunderts dieselben noch in jenem Naturrecht mit enthalten, das von Bodinus bis Chr. Wolf der Ausbildung des modernen Staates diente, wirthschaftlich die Leitung und Ueberwachung der Individuen und Corporationen durch den Staat forderte. Der mercantilistische Ideenkreis stützt sich auf die Gedankenwelt des römischen Imperiums und die Philosophie der Renaissance; die den Bedürfnissen des Tages abgelauschten Maßregeln des geldwirthschaftlichen und Handelsfortschrittes wurden demselben eingefügt, ohne daß daraus eine ganz geschlossene Theorie der Volkswirthschaft entstand. Und als von 1650—1750 das Material der Einzelerkenntniß, der Beobachtung, der Beschreibung immer mehr in Büchern, Sammelwerken und Encyklopädien sich anhäufte, war gedankenlose Polyhistorie und flache kameralistische Receptirkunst zuletzt das Endergebniß. Es fehlte die rationelle Bemeisterung dieses todten Stoffes.

Sie kam mit der Aufklärung und Philosophie des 18. Jahrhunderts, welche zugleich die Nationalökonomie zur selbständigen Wissenschaft machte und aus sich heraus die zwei großen Theorien oder Schulen erzeugte, welche von 1770 fast bis zur Gegenwart das Denken und das Handeln beherrschten: die individualistische und die socialistische Nationalökonomie. Sie sind beide Kinder derselben Mutter: die ältere Theorie, die abstracte individualistische Naturlehre der Volkswirthschaft von den Physiokraten und Adam Smith bis zu J. St. Mill und K. H. Rau, wie die etwas jüngere socialistische Theorie der Classenkämpfe von William Thompson bis zu Karl Marx sind Ergebnisse des jüngeren, liberalradicalen Naturrechts. Beide Richtungen glauben aus einer abstracten Menschennatur heraus ein vollendetes objectives System der heutigen Volkswirthschaft construiren zu können. Beide überschätzen, wie die ganze Aufklärung und die constructive Philosophie aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts, unsre heutige Erkenntnißmöglichkeit; beide wollen mit einem Sprung, ohne gehörige Detailforschung, ohne rechte psychologische Grundlage, ohne umfassende rechts- und wirthschaftsgeschichtliche Vorstudien, die letzte endgültige volkswirthschaftliche Wahrheit erhaschen und nach ihr die Welt, die Menschen, die Staaten meistern; beide knüpfen an die empirische volkswirthschaftliche Erkenntniß der Zeit an, suchen in ihren Systemen ihr gerecht zu werden, aber beide bleiben in ihren Hauptvertretern Ideologien, geschlossene Systeme, welche direct nach neuen Idealen der Wirthschaft, des Gesellschaftslebens, der gesammten Wirthschafts- und Rechtsinstitutionen hinzielen. Sie erheben sich nach Methode und Inhalt noch nicht voll und ganz zum Range wirklicher Wissenschaft. Beide machen den Versuch, sich von Psychologie, Ethik, Staats- und Verwaltungslehre loszureißen, um zur Würde einer eigenen selbständigen Theorie zu kommen; aber sie büßen damit ein gut Theil der realistischen, bodenständigen Wurzeln und Säfte ein, welche die theoretisch unentwickelteren Mercantilisten und Cameralisten vor Thorheit und Fehlschlüssen bewahrt hatten. Die Hauptschwäche der individualistischen wie der socialistischen Theorien war, daß sie eine vom Staat und Recht losgelöste abstracte Wirthschaftsgesellschaft fingiren und mit ihr rechnen. In beiden steckt ein großer Idealismus, der weltbewegend auf das praktische Leben einwirkte, die vorangeschrittensten Geister zum Handeln befähigte; aber es war beidemal zugleich ein über das Ziel hinausschießender, in der Gelehrtenstube weltbürgerlicher Träume erwachsener, ohne die rechten Gegengewichte, zu Revolution und Ueberstürzung verführender Idealismus.

So verwandt die beiden Richtungen in ihren philosophischen und methodologischen Grundlagen sind, so sehr gehen sie daneben praktisch und in den Zielen auseinander. Die liberalen Theorien sind ebenso optimistisch, wie die socialistischen pessimistisch. Die liberale Naturlehre der Volkswirthschaft betrachtete das wirthschaftliche Leben unter dem Bilde eines natürlich-harmonisch geordneten Systems individueller, egoistisch handelnder Kräfte, die von einem gütigen, allmächtigen Gotte so geordnet seien, daß man sie nur sich selbst zu überlassen brauchte, um günstige, ja glückselige Folgen zu erzielen. Wie Adam Smith jeden Staatsmann für ein hinterhaltiges und verschlagenes Thier ansieht, das meist durch plumpe ungeschickte Eingriffe in das harmonische Uhrwerk der Tauschgesellschaft dasselbe verderbe, so erschien Staat und Recht der ganzen Schule außer zur Erhaltung des Friedens und zur Ausübung der Gerechtigkeit als überflüssig. Und doch bedeutete die Theorie Adam Smiths einen großen, ja den größten bis gegen 1860—1870 in unsrer Wissenschaft vollzogenen Fortschritt. Indem er das ökonomische Marktgetriebe, die Arbeitstheilung, die wirthschaftliche Wechselwirkung der großen socialen Classen einmal ganz für sich betrachtete, die menschliche Arbeit und die wichtigsten psychischen Triebfedern des geldwirthschaftlichen Verkehrs untersuchte, indem er das bisherige Wissen zu einem geordneten, übersichtlichen System zusammenfaßte, unter dem Schein liebenswürdig harmloser Plauderei die ganze Beseitigung aller älteren mittelalterlichen Wirthschaftseinrichtungen als nothwendig auseinandersetzte, hatte er dem praktischen Leben und der Wissenschaft den größten damals möglichen Dienst geleistet. Er wäre der große Mann nicht, wenn er ein bloßer Gelehrter, ein reiner Mann der Wissenschaft gewesen, kein geschlossenes System, keine einheitliche Theorie, nicht jene Formeln und Schlagwörter geschaffen hätte, mit denen nun Fürsten und Staatsmänner, Publicisten und Parlamente einige Generationen hindurch haushalten konnten. Er würde nie so epochemachend gewirkt haben, wenn er nicht seinen Gedanken im Anschluß an die großen liberalen Zeitideale den Stempel seiner Weltanschauung seines theistisch-harmonisirenden Glaubens aufgedrückt hätte.

Die ganze socialistische Literatur hat kein Werk hervorgebracht, das seinem Werke vom Reichthum der Nationen an die Seite zu stellen wäre; das Buch von Karl Marx über das Capital wird von seinen Parteigängern auf dieselbe Stufe gestellt, aber nicht mit Recht.

Die socialistischen Theorien haben alle eine mehr utopistische Farbe, einen mehr pamphletartigen agitatorischen Charakter. Sie haben das Verdienst, auf eine große, von der individualistischen Theorie übersehene Seite unsrer wirthschaftlichen Entwicklung, auf die Lage der unteren Classen, auf die Classengegensätze und Classenkämpfe, auf die praktische Wirksamkeit einer zielbewußten Organisation der einzelnen Classen, auf die furchtbaren Mißstände und Mißbräuche innerhalb der modernen Volkswirthschaft aufmerksam gemacht zu haben; sie haben auch redlich mitgearbeitet an der empirischen Erkenntniß dieser Erscheinungen, hauptsächlich der Nachtseiten des socialen Lebens, wenngleich das Zuverlässigste in dieser Richtung von anderen Kreisen geschaffen wurde. Die Socialisten haben im Anschluß an die Geschichtsphilosophie der Zeit den großen Gedanken der Entwicklung in die Socialwissenschaften eingeführt und haben damit begonnen, das historische Verständniß der wirthschaftsgeschichtlichen Epochen und ihrer Unterschiede zu begründen, aber sie haben bei der Darstellung dieser Unterschiede der Phantasie und der Leidenschaft so die Zügel schießen lassen, daß ihre Schriften nach dieser Seite vielfach den Boden der ernsten Wissenschaft überhaupt verlassen. Sie haben im Gegensatz zu einer überspannt idealistischen Geschichtschreibung die wirthschaftlichen und technischen Ursachen der historischen Entwicklung mit Recht betont, sind aber in Ermangelung genügender psychologischer und historischer Vorstudien mit dieser Tendenz, der sogenannten materialistischen Geschichtstheorie, zu so maßlosen Uebertreibungen und Caricaturen gelangt, daß heute nur noch Parteifanatiker oder der Geschichtskenntniß bare Schwärmer der Theorie in der Form zustimmen können, wie sie Engels, Mehring und andere Epigonen von Marx formulirt haben. Den drei deutschen großen Socialisten Lassalle, Rodbertus und Marx haben ihre Anhänger im Gegensatz zu den englischen und französischen, welche idealistische Zukunftspläne ausmalten, den Stempel der Wissenschaftlichkeit aufgedrückt, weil sie auf solche Utopien verzichtet hätten. Sie haben das aber nur im gröberen Sinne des Wortes unterlassen, nicht überhaupt darauf verzichtet, die Propheten der Revolution und des nahen goldenen communistischen Zeitalters zu spielen. Und was ihre nationalökonomische Begriffswelt, was das Rüstzeug ihrer Beweisführung, die beherrschenden Grundvorstellungen, von denen sie ausgehen, betrifft, so haben sie in dieser Beziehung gar nichts Neues geschaffen; sie stellen sich ohne Prüfung auf den Boden der Smith-Ricardo'schen Marktlehre und Tauschgesellschaft, operiren mit den vieldeutig schimmernden Begriffen dieser Schule, setzen die scholastischen Werthörterungen Ricardo's als unumstößliche, gar nicht mehr zu prüfende Wahrheit an und machen so den Versuch, auf ein Kartenhaus ein Gebäude der Volkswirthschaft zu bauen, das durch die Ideen des politischen und utilitarischen Radicalismus und des ethischen Materialismus, welchem sie zugleich huldigen, keine besseren Stützen erhält. Die Werthlehre von Marx besonders, welche nirgend auf neuen Thatsachen und Untersuchungen, sondern auf einer Umdeutung altbekannter Erscheinungen beruht, enthält den Versuch, die wichtigsten wirthschaftlichen und socialen Vorgänge der Weltgeschichte gleichsam als einen objectiv technisch-natürlichen Proceß, als den Werdegang des Capitals darzustellen. Nicht die Menschen, ihre Handlungen und Institutionen werden untersucht, sondern die „Magie" des technisch-capitalistischen Productionsprocesses wird mit den Zauberkünsten der Dialektik und mit scheinbar unwiderleglichen mathematischen Formeln vorgeführt. Das Capital wird als der Vampyr, der den Arbeitern das Blut aussauge, phantastisch hingestellt. Es ist methodologisch ein Rückfall weit über Hegel, bis zurück zur Scholastik. Es ist durchaus ein Versuch mit untauglichen, mit unwissenschaftlichen Mitteln.

Das berechtigte Ziel aller socialistischen Literatur ist der Kampf für eine gerechtere Ordnung der Volkswirthschaft, für eine Hebung und Förderung der arbeitenden Classen, der großen Masse des Volkes. Das utopische Ideal, das auch Marx in ganz unklarer Weise vorschwebt, ist die Beseitigung aller Classengegensätze und wirthschaftlichen Ungleichheit, aller Verschiedenheit in der Vermögens- und Einkommensvertheilung. Dabei werden die wirklichen Ursachen menschlicher Verschiedenheit nicht einmal untersucht. Das veraltete Requisitenstück aus der Rumpelkammer der Aufklärung, die Annahme einer natürlichen Gleichheit aller Menschen, einer bloß durch Staatseinrichtungen und Capitalvertheilung herbeigeführten Ungleichheit, bildet die stillschweigende Voraussetzung aller einschlägigen Argumentation. Bei einem Theil der Socialisten knüpfen sich die Hoffnungen auf eine künftige sociale Gleichheit an die Vorstellungen über Vervollkommnung der Menschen und über eine zu erreichende ideale Tugendhaftigkeit Aller; bei den anderen treten solche Ideen ganz zurück; unter Negation eines jenseitigen Lebens, unter grob sinnlicher Ueberschätzung der äußeren Glücksgüter hoffen sie, ein anderes Menschengeschlecht werde durch äußere Einrichtungen entstehen. Immer bildet der phantastische Hinweis auf die nahe Zukunft der großen communistischen Revolution das chiliastische Lockmittel, auch die trägen Massen aufzurütteln. Nur die Thatsache, daß die meisten der Socialisten mehr mit dem Gemüth, als dem Verstand ihre Aufgabe erfassen, als Apostel und Märtyrer sich fühlen, erklärt es, daß die wahren und edlen Naturen unter ihnen an diese nahe Zukunft des tausendjährigen Reichs wirklich glaubten, in dem alle Menschen gut, vollkommen und gleich sein werden.

Freilich auch in diesen Hoffnungen und Träumen berühren sich die Socialisten mit den schwärmerischen individualistischen Enthusiasten des 18. Jahrhunderts, welche von der Aufklärung, von der Beseitigung der mittelalterlichen Institutionen, der Rechtsgleichheit und der persönlichen Freiheit, von der Durchführung der freien Concurrenz kaum minder kühne Erwartungen hegten. Jede große praktische Reformbewegung beginnt, wie wir ja auch vom Urchristenthum wissen, mit solcher Selbsttäuschung, mit einem Heer von Illusionen, und schöpft daraus ihre Kraft. Jede wird von den Vertheidigern des Alten und Hergebrachten revolutionär gescholten. Das mußten die Anhänger Adam Smiths ebenso erfahren als später die, welche von der Hebung und Gleichberechtigung der unteren Classen sprachen. Und um die größten Veränderungen in der wirthschaftlichen Rechtsverfassung, in allen volkswirthschaftlichen und socialen Institutionen handelte es sich ja auch beidemal. Beide Bewegungen hingen praktisch in sich zusammen, mußten sich folgen: es handelte sich zuerst darum, auf Grund der Geldwirthschaft und der persönlichen Freiheit dem Bürgerthum seine wirthschaftliche Stellung zu erkämpfen, dann darum, in das Getriebe des freien Marktes, der gestiegenen Concurrenz neue Institutionen hineinzubauen, um durch sie auch den unteren Classen eine bessere, gesichertere Stellung und ein würdigeres Dasein zu erkämpfen. So mußte sich die individualistische Nationalökonomie als die Philosophie des Bürgerthums mit den Idealen des freien Verkehrs und die socialistische als die Philosophie des Arbeiterstandes mit dem Ideal der gerechteren Gütervertheilung folgen, beide enge in sich zusammenhängend und doch in scharfem Gegensatz. Schon die verschiedenen Ziele der praktischen Bewegung bedingten bei beiden Schulen ein anderes Vorgehen, eine andere Art des Auftretens, eine verschiedene schriftstellerische Farbe, eine verschiedene Argumentation.

Die großen liberalen Nationalökonomen wie die großen Socialisten strebten nicht so sehr nach wissenschaftlicher

Digitized by Google

Erkenntniß als nach praktischem Erfolg; sie wollten beide nicht bloß sagen, wie es sei, sondern was geschehen soll; sie predigten beide praktische, politische und sociale Ideale. Aber die ersteren wandten sich an die Fürsten und Staatsmänner, die Parlamente und die Gebildeten, die letzteren an die Masse der kleinen Leute, der Arbeiter, der Nichtbesitzenden und Ungebildeten. Damit war es gegeben, daß die ruhige Ueberlegung, der wissenschaftliche Ton bei den einen im Vordergrund blieb, bei den anderen zurücktrat. Ad. Smith und Ricardo sind verstandesmäßige, Marx und Lassale revolutionäre Schriftsteller, die mit Haß, Gift und Blut schreiben, an alle Leidenschaften appelliren. An wirklicher Forschung und vorurtheilsfreiem Streben nach Wahrheit trifft man daher bei den ersteren sehr viel mehr; an streng wissenschaftlicher Methode findet man bei den Socialisten um so viel weniger, je mehr sie als Glaubenshelden und als politische Agitatoren sich fühlen. Sie predigen vielmehr ihre Weltanschauung und ihren Glauben als wissenschaftliche Sätze und rechnen darauf, überzeugte Anhänger zu gewinnen, auch wenn sie in der unverständlichsten Formelsprache schreiben. Die blinden Anhänger von Marx haben zwar sicher den alten Satz „credo, quia absurdum" nicht wiederholt, aber thatsächlich verhielten sie sich so.

III.

Mögen aber nach dieser methodologischen Seite, nach dem Maß der eingefügten Leidenschaften und Tagestendenzen die ältere liberale und die socialistische Nationalökonomie recht verschieden sein, der Grundzug bleibt ihnen beiden, daß sie fast mehr Resultate der praktischen Politik, Aeußerungen großer weltbewegender idealer und realer Interessen sind, als wissenschaftliche Untersuchungen und abgeklärte Forschungen. Die große einschlägige Literatur von 1750 bis 1870 stellt mehr die Geburtswehen der neuen Wissenschaft, die Keime und Ansätze zu ihr, als diese selbst dar. Ja, man wird sagen können, daß nur in einem lebendigen Gegensatz zu diesen beiden Richtungen, deren ältere schon mit Ricardo, deren letztere mit Marx ihren Höhepunkt überschritten hatte und nun zu sinken begann, die neue wirkliche Wissenschaft von Staat, Gesellschaft und Volkswirthschaft sich ausbilden konnte, welche den politisch-praktisch-agitatorischen Charakter mehr abstreifte, der Einzelforschung sich selbstverleugnend zuwandte, weniger mehr große Theorien als partielle feststehende Wahrheiten gewinnen wollte, freilich in ihrem innersten Kerne auch nicht umhin konnte, die religiösen und ethischen Tendenzen der Zeit, die neue veränderte Auffassung ihrer Epoche über die Bestimmung des Menschen, des Staats, über die Harmonisirung von Individual- und Gesammtinteressen in den Mittelpunkt ihrer Theorien zu stellen.

Die Anfänge zu der neuen Richtung unsrer Wissenschaft liegen weit zurück. Unter den Mercantilisten sind viele, besonders solche aus praktischer Lebenserfahrung schreibende, die wir als Vorläufer hierher rechnen können, wie Galiani und James Stewart. Unter den liberalen Nationalökonomen der alten Schule dürfen A. Smith selbst in gewissem Sinne, dann J. G. Hoffmann, Thünen und andere hierher gerechnet werden. Die Ausbildung der Statistik von Süßmilch ab hatte den Sinn für Genauigkeit, Präcision, feste Größenvorstellungen in die Wissenschaft gebracht. Die Statistik hat mit der Bevölkerungslehre und der statistischen Unterbauung der wichtigsten volkswirthschaftlichen Lehren ein Heer von voreiligen Generalisationen und verschwommenen Vorstellungen beseitigt. Sie wurde das Haupthülfsmittel einer streng wissenschaftlichen descriptiven Volkswirthschaftslehre. Die Fortschritte der Philologie und der Geschichte, die Ausbildung der kritischen Methoden in diesen Wissenschaften mußten die Wirthschaftsgeschichte erzeugen und gaben den theoretischen Erwägungen der einzelnen Lehren erst einen reichen, vielseitigen, gut geschichteten Erfahrungsstoff als Grundlage. Die Wechselwirkung zwischen Rechts- und Wirthschaftsgeschichte, die früher vorhanden, dann vom theoretischen Dogmatismus der Nationalökonomen ganz vernachlässigt und verbannt worden war, erwies sich mehr und mehr wieder als das fruchtbarste gegenseitige Förderungsmittel und Instrument zur Correctur der möglichen Einseitigkeiten und Fehler. Der Niedergang der dogmatischen, die Rückkehr zur kritischen und historischen Philosophie, die Neigung immer größerer Theile derselben zu empirischer Fundirung mußte auch die nationalökonomischen Richtungen, welche Kinder der dogmatischen Philosophie gewesen waren, zur Umkehr einladen. Die unvergleichliche Steigerung unsres geographischen, anthropologischen und naturwissenschaftlichen Wissens, die durchaus empirischen Methoden zu danken ist, zeigte auch der Nationalökonomie, wie sie zu verfahren habe, und zugleich, wie eng der Horizont und das Erfahrungsmaterial gewesen, mit dem sie bisher operirt hatte. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, die Entwicklungslehre habe eine Reihe der festesten Stützen des alten Dogmatismus der liberalen wie der socialistischen Nationalökonomie umgestürzt und eine Menge Fragen erzeugt, Untersuchungen auf gesellschaftswissenschaftlichem Boden angeregt, die jenseit der Grenzen beider Richtungen liegen.

So war von allen Seiten her das alte Gebäude unterspült. In Deutschland hatte Friedrich List, in Frankreich Sismondi die Alleinherrschaft der individualistischen Schule angegriffen. Von 1845—70 hatten dann Roscher, Hildebrand und Knies die ältere historische Schule begründet, die freilich mehr im einzelnen die alte Dogmatik corrigiren, als ein neues System aufstellen wollte. Die Angriffe auf die ältere individualistische Schule schienen zuerst ebenso sehr der socialistischen Richtung als einer wissenschaftlichen Neubildung zugute zu kommen. Es war auch nur natürlich, daß die berechtigte Kritik des Sociatismus an der individualistischen Theorie in die neue wissenschaftliche Richtung überging, daß, soweit diese praktisch-politische Ideale predigte, sie theilweise mit denen des Socialismus sich berühren mußten. Aber in der Hauptsache hatte sich der englische Socialismus doch schon 1820—40, der französische 1825—45, der deutsche 1840—70 erschöpft und ausgelebt. Er konnte noch wie die individualistische Theorie in den Lehren einzelner Parteien und Classen weiter eine große Rolle spielen, nicht mehr in der wissenschaftlichen und gelehrten Welt.

Diese hatte ebenso sehr von der praktischen Politik her wie von dem inneren Fortschritt der wissenschaftlichen Thätigkeit einen starken Antrieb zu erneuter Prüfung aller Probleme erhalten. Mit den ungeheuren Veränderungen des Verfassungslebens, der Technik, des Weltverkehrs, der sozialen Schichtung, mit den riesenhaften neuen Aufgaben der Staats- und Gesellschaftsordnung erwiesen sich die alten Theorien des wirthschaftlichen Liberalismus wie des Sociatismus als überlebt, als gänzlich unfähig zur Leitung der Gesellschaft. Der naive Optimismus des „laissez faire" wie der knabenhafte frivole Appell an die Revolution, die kindische Hoffnung, daß die Tyrannis der Proletarier große Weltreiche glücklich leiten könne, zeigten sich mehr und mehr als das, was sie waren, die Zwillingsgeschwister eines unhistorischen Rationalismus, als die abständigen letzten Reste der eudämonistischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts. Die alten Doctrinen der individualistischen Naturlehre verwandelten sich gerade jetzt aus dem humanen Idealismus eines Ad. Smith in den harten Mammonismus der Manchesterschule und wußten in Bezug auf die großen socialen Fragen, die Neubildung der Unter-

Digitized by Google

nehmungsform, die total veränderten Folgen der Concurrenz und die ganz andere wirthschaftliche Spannung der Weltreiche und der kleinen Staaten unter einander nichts zu sagen. Und die socialistischen Theoretiker standen dem nöthigen Neubau der Volkswirthschaft mit ihrer Phantastik über die Ausrottung des Profitmachens, ihren schwankenden Hoffnungen auf egoistische Massen und nicht egoistische Wirthschaftslenker, ihrem Unverständniß aller staatlichen Machtconcentration und aller internationalen Machtkämpfe kaum rathloser gegenüber. Von 1870—90 vollzog sich aller Welt sichtbar der vollständige theoretische und praktische Bankerott der beiden alten Schulen; er äußerte sich in der epigonenhaften Ausspinnung der alten Theoreme, in der Unfähigkeit zu wirklich wissenschaftlicher Neuarbeit auf der alten Grundlage.

Wohl haben die alten Schulen da und dort noch eine Weile ihr Dasein gefristet. In England hat am längsten der liberale Dogmatismus des Freihandels vorgehalten, obwohl die auswärtige Politik Disraeli's schon ihn ins Herz getroffen hatte. In Frankreich haben die akademischen Kreise von Paris bis heute den Schein aufrecht erhalten, directe und gläubige Schüler von Smith, Say und Bastiat zu sein; die übrigen französischen Universitäten haben seit den achtziger Jahren gezeigt, daß sie auf ganz anderem Boden stehen. In Oesterreich versuchte die Schule Mengers den Umschwung aufzuhalten und durch einige gute, halb psychologische, halb wirthschaftliche Untersuchungen über die Werthlehre der Welt den Glauben beizubringen, daß die Doctrin der sog. englischen Classiker bei ihnen unerschüttert sei. Es war vergebliche Mühe. In Deutschland war der Umschwung am kräftigsten eingetreten; theils weil die deutsche Nationalökonomie seit der Cameralistik realistischer geblieben war, als die der anderen Staaten, theils weil sie durch den Zusammenhang mit den übrigen Universitätsdisciplinen von allen Seiten her gesunde Impulse erhalten hatte, endlich weil in Deutschland der große nationale Aufschwung und die Dringlichkeit der politischen und wirthschaftlichen Neugestaltung, der socialen Reformen die Geister mehr als anderwärts aufgerüttelt und zu einem Neubau befähigt hatte.

Das letzte Ziel aller Erkenntniß ist eben ein praktisches: der Wille bleibt immer der Regent und Herrscher über den Intellect. Die großen Fortschritte der Erkenntniß sind Thaten des Willens und entspringen theils dem Genius großer Männer, theils den großen inneren und äußeren Völkergeschicken: die Höhepunkte der gesellschaftlichen Gährung und der staatlichen Neubildung haben stets auch befruchtend auf die Wissenschaft von Staat und Volkswirthschaft zurückgewirkt. Und eben deßhalb sind neue gesellschaftliche und staatliche Theorien und Fortschritte der Wissenschaft auf diesem Gebiete immer halb praktisch-politische, halb rein theoretische Leistungen. Nur fragt es sich, ob das erstere das letztere überwiegt; es fragt sich, wie weit die strengere Wissenschaft Herr geworden sei über die Tagespolitik und die für sie aufgestellten praktischen Ideale. Und gerade darin liegt, wie mir scheint, die Signatur der heutigen Volkswirthschaftslehre, besonders der deutschen, daß sie, zwar in engster Fühlung mit den großen Geschicken und den Aufgaben der Zeit, doch verstanden hat, voraussetzungslos oder wenigstens viel voraussetzungsloser als früher zu forschen, daß sie viel strengere Methoden anwendet, sich ganz überwiegend auf feststehende Wahrheiten stützt.

Allerwärts, am meisten aber wieder in Deutschland, trat die abstract rationalistische Behandlung, welche aus einigen voreilig formulirten Prämissen die Erscheinungen erklären und zutreffende Ideale für alle Zeiten und Völker aufstellen will, zurück. Man ging an eine methodische Einzelforschung und realistische Detailarbeit in der Wirthschaftsgeschichte, in der Wirthschaftspsychologie, in den Untersuchungen der Markt-, Geld-, Credit- und der socialen Verhältnisse. Man wurde sich endlich bewußt, daß nur methodische Schulung und jahrelange Specialisirung sichere gelehrte Resultate liefert, daß die nationalökonomischen Arbeiten von Dilettanten, oft aus dem Handgelenk von heute auf morgen entworfen, die Wissenschaft mehr compromittiren als fördern. Die Nationalökonomie hörte auf, eine freie Kunst für Jedermann zu sein; sie wurde eine Fachwissenschaft wie andere. Es brach sich auf allen einzelnen Gebieten derselben die Erkenntniß Bahn, daß große, langwierige Beobachtungsreihen, sorgfältig ausgeführte Materialsammlungen nöthig seien, daß man zu wissenschaftlichen Gesetzen und sicheren allgemeinen Urtheilen über Bewegungstendenzen nur kommen könne, wenn vorher eine große brauchbare descriptive staatswissenschaftliche Literatur hergestellt sei. Man war sich wohl bewußt, daß man auf diesem Wege nicht allzu rasch vorankomme, daß man so nicht schnell dazu komme, den Schleier von dem Bilde zu Sais zu ziehen. Aber man tröstete sich mit der alten Wahrheit, daß halb oft besser sei als ganz. Man sah mehr und mehr ein, daß man besser durch Monographien als durch Lehrbücher die Wissenschaft fördere. Man begriff, daß vielfach nur das organisirte Zusammenwirken von Mehreren und Dutzenden, oft von Hunderten und Tausenden, wie wir es in der Statistik, in den Enqueten, in den Publicationen gelehrter Gesellschaften, z. B. in denen des Vereins für Socialpolitik, vor uns haben, uns einigermaßen sicher orientire. Man erreichte aber damit auch, was in den anderen Wissenschaften in ähnlicher Weise längst geschehen war, was einst den Benedictinerabteien durch solches Zusammenarbeiten gelungen war: eine breite sichere Kenntniß der Wirklichkeit.

Es wurde oft der Vorwurf erhoben, gerade durch diese Detailarbeit, durch diese Sammlungen, durch dieses Sichbeschränken auf Vorarbeiten habe die neuere Staatswissenschaft abgedankt, auf die Führung der praktischen Welt, auf die Bewältigung der großen Fragen der Gegenwart verzichtet. Aber sie hat damit nur auf voreilige Generalisationen verzichtet, und so weit sie glaubte, festen Boden unter den Füßen zu haben, hat sie doch mit Energie auf Zusammenfassung, auf Gesammtresultate, auf eine neue tiefere allgemeine Grundlage hingearbeitet. Sie hat vielleicht ihr Ziel in dieser Beziehung weniger erreicht als in der eigentlichen Forschung, aber bedeutungsvoll genug hat sie doch in die Führung der Politik eingegriffen, große sociale und wirthschaftliche Reformen angeregt, und sie ist ja gerade deßhalb der Gegenstand unzähliger Angriffe von rechts und links geworden. Man wird die Tendenz dieses Theiles der neuen volkswirthschafts- und socialtheoretischen Thätigkeit am richtigsten charakterisiren, wenn man sagt, die neuere Wirthschaftslehre und Socialwissenschaft habe sich in ganz anderer Weise als die ältere auf Psychologie und Ethik gestützt, sie habe die Volkswirthschaft wieder in richtigem Zusammenhang mit der ganzen übrigen Cultur verstehen und betrachten gelehrt, sie habe die Function und die Stellung von Moral, Sitte und Recht im Mechanismus der Gesellschaft richtiger bestimmt, sie habe den großen Proceß der gesellschaftlichen Differenzirung und Classenbildung tiefgreifender als der Socialismus untersucht und in seiner Bewegung, seinen Folgen verstehen lernen; sie habe damit für das große Problem unsrer Zeit, die socialen Kämpfe und die sociale Reform, den Boden des Verständnisses gewonnen und die Wege angedeutet, die über die Schwierigkeiten weghelfen. Die heutige Volkswirthschaftslehre ist zu einer historischen und ethischen Staats- und Gesellschaftsauffassung im Gegensatz zum Rationalismus und Materialismus gekommen. Sie ist aus einer bloßen

Digitized by Google

Markt- und Tauschlehre, einer Art Geschäftsnationalökonomie, welche zur Classenwaffe der Besitzenden zu werden drohte, wieder eine große moralisch-politische Wissenschaft geworden, welche neben der Production die Vertheilung der Güter, neben den Werthserscheinungen die volkswirthschaftlichen Institutionen untersucht, welche statt der Güter- und Capitalwelt wieder den Menschen in den Mittelpunkt der Wissenschaft stellt.

IV.

Kehren wir nun aber nochmals ausdrücklich zu unsrer Prinzipienfrage zurück, ob mit dieser ganzen neuen Entwicklung der Nationalökonomie in der That der Bestand gesicherten, unbestrittenen, von allen anerkannten Wissens gewachsen sei, so ist die Antwort bei oberflächlicher Betrachtung nicht leicht. Ja, es könnte scheinen, als ob die Differenz der Meinungen noch gewachsen sei, als ob noch verschiedenere Theorien als früher heute nebeneinander stünden. Die ungeheuren Veränderungen des wirthschaftlichen und socialen Lebens erzeugten Interessenkämpfe, die früher, zumal in absoluten Staaten, nicht so in den Vordergrund des Tages treten und zu eigenen theoretischen Versuchen sich auswachsen konnten. Mit diesen Kämpfen der politischen Parteien und socialen Classen entstanden immer wieder die verschiedenartigsten Theorien, Standpunkte, Reformvorschläge. Wir haben so heute mindestens wie vor 50 Jahren eine conservative und eine liberale, eine agrarische und eine industrielle, eine arbeiterfreundliche und eine unternehmerfreundliche sogenannte Nationalökonomie. Aber wenn wir näher zusehen, so sind das doch Theorien, Argumente, Projecte, Standpunkte, die ganz überwiegend auf dem Markt des Tages, in den Interessenverbänden, in den Partei- und Classenzeitungen sich geltend machen, wenig oder nur abgeschwächt auf den Lehrstühlen, in den wissenschaftlichen Zeitschriften, in der eigentlich gelehrten Literatur. Da hat die wissenschaftliche Schulung ein sehr viel höheres Maß von Objectivität erzeugt. Da ist der ganze Betrieb der Forschung auf die Ausmerzung subjectiver Täuschungen, Interessen, Lieblingsvorstellungen, falscher Beobachtungen mit solcher Kraft gerichtet, daß wir in der That sagen können, der Bestand dessen, was heute von allen als gesicherte Wahrheit anerkannt werde, sei ganz erheblich gewachsen. Viele Controversen, wie z. B. die über Schutzzoll und Freihandel, sind nicht aus der praktischen, aber aus der wissenschaftlichen Discussion verschwunden. An vielen Punkten, wo heute noch Streit ist, z. B. in der Frage des Bimetallismus, liegt es weniger noch daran, daß man verschiedene Prinzipien aufstellt, als daran, daß man die großen Lücken unsres empirischen Wissens durch Schätzungen ergänzen muß, die subjectiv bleiben, also verschieden ausfallen müssen.

Freilich ist überhaupt unser ganzes volkswirthschaftliches Wissen auch heute noch sehr lückenhaft: das Object unsrer Disciplinen ist mit das complicirteste; es hängt die Fortbildung in denselben fast an allen Punkten zugleich von den Fortschritten in den Nachbar- und Grundwissenschaften ab, welche für sie die Voraussetzungen enthalten. Und so sind wir naturgemäß auch heute an vielen Stellen immer wieder auf Schätzungen, unsichere Vermuthungen, auf tastende Werthurtheile, auf Hypothesen und Wahrscheinlichkeiten angewiesen. Und das steigert sich, wie ich immer wieder betone, lawinenartig, je complicirtere Gebiete der Verwicklung wir betreten, je größere Fragen wir beantworten wollen. Und nur im Halbdunkel des Ahnens, Hoffens und Glaubens liegen die letzten und größten der staatswissenschaftlichen Fragen auch heute vor uns. Wo wir und wann wir an sie herantreten, da muß jeder aus dem Gesammtbild heraus urtheilen, das er sich von der Welt, von der historischen Entwicklung im ganzen, von der Gestaltung der kommenden Generationen gemacht hat; und deßhalb treten sich auf diesem Boden auch heute noch die verschiedenen Weltanschauungen entgegen, welche mit Nothwendigkeit verschiedene Systeme und heterogene Theorien mit dem Anspruch auf Gleichberechtigung erzeugen.

Ist dieser Anspruch aber berechtigt? Stehen die verschiedenen Theorien wirklich ganz gleichwerthig nebeneinander? Ich glaube, wir werden das nach dem heutigen Stand der Geschichte der Wissenschaften nicht zugeben. Wir werden vielmehr behaupten, daß wir nothwendig die zu gleicher Zeit nebeneinander stehenden und sich bekämpfenden Theorien und Standpunkte für höher oder niedriger stehend erklären müßten: 1. je nachdem sie sich auf das gesammte gesicherte Wissen der Gegenwart in seiner vollendetsten Form stützen oder auf ein partielles, und 2. je nachdem der Urtheilende seinen Standpunkt höher oder niedriger gewählt, dabei von den particularen zu den allgemeinen höchsten Interessen sich erhebt oder nicht. Das erstere ist mehr Sache des Intellects und des Studiums, das zweite ebenso sehr Sache des Charakters und Gemüths, sowie des genialen intuitiven Blicks. Immer aber werden wir zugeben müssen, daß die Entscheidung darüber, welcher von mehreren prinzipiellen Standpunkten der höherstehende sei, immer erst definitiv die Zukunft geben kann: erst die spätere Entwicklung der Wissenschaft und des praktischen Lebens entscheidet. Und so wird man praktisch allerdings zugeben können, daß so weit eine Reihe von verschiedenen Standpunkten im Gebiet der Staatswissenschaften und in ähnlichen Disciplinen zu einer Zeit nebeneinander bestehen und um den Vorrang ringen, ihnen gleiche Gelegenheit zur Bethätigung gegeben werden müsse, sofern sie voll und ganz auf dem Boden des erreichten gesicherten Wissens und der besten wissenschaftlichen Methoden stehen und so weit ihre Vertreter durch ihren Charakter die Garantie bieten, daß ihre Ueberzeugung nicht durch Leidenschaft, Classeninteresse, Egoismus und Streberthum, sondern durch ihre ehrliche Auffassung des Gesammtwohls bedingt sei.

Damit scheint mir auch das Kriterium gegeben, um die Berechtigung des jetzt oft gehörten Wortes, es müßten an den Universitäten alle vorhandenen Richtungen der Wissenschaft gleichmäßig Vertretung finden, zu prüfen und in seinem Werthe zu bestimmen. Es hieße sich dem Fortschritt und der Entwicklung entgegenstemmen, wenn man absterbende, überlebte Richtungen und Methoden den höherstehenden und ausgebildeteren gleichstellte: weder stricte Smithianer noch stricte Marxianer können heute Anspruch darauf machen, für vollwerthig gehalten zu werden. Wer nicht auf dem Boden der heutigen Forschung, der heutigen gelehrten Bildung und Methode steht, ist kein brauchbarer Lehrer. Und ähnliches gilt von den Vertretern der wirthschaftlichen Classeninteressen. Solche muß es natürlich an der Spitze von Zeitungen, als Anwälte und Führer der Parteien, der organisirten Classen und ihrer Vereine geben. Da sind sie berechtigt, da wird ihnen auch niemand einen Vorwurf daraus machen, daß sie ein Classeninteresse vertheidigen; man wird es begreiflich finden, daß sie, lebenslang im Dienste solcher Interessen stehend, diese so häufig mit dem Gesammtwohl und Gesammtinteresse verwechseln. Aber auf die Lehrstühle der Universiten gehören sie nicht. Das zeigt uns schon die Ueberlegung, daß dann für jede sociale Classe besondere Docenten als Anwälte ihres Classeninteresses berufen werden müßten: ein Chaos widersprechender Sätze, eine babylonische Verwirrung, die Steigerung der Leidenschaften und des Hasses wäre die Folge. Der akademische Lehrer praktischer Disciplinen kann und soll nur einen Leitstern haben: das Gesammtwohl und das Gesammtinteresse.

Aber die Gegner der gesammten Gelehrten, welche heute an deutschen Universitäten die Staatswissenschaften

Digitized by Google

und speciell die Nationalökonomie vertreten, behaupten, diese seien zu arbeiterfreundlich, sie stellten sich eben damit auf einen Classen-, nicht auf den Standpunkt des Gesammtinteresses. Daß die heute in Deutschland herrschende Nationalökonomie einen arbeiterfreundlichen Zug zeige, wird sich nicht leugnen lassen. Aber es ist eine ganz andere Frage, ob das nicht der Gerechtigkeit und dem Gesammtinteresse entspreche. Die so beschuldigten akademischen Lehrer gehören alle den besitzenden und gebildeten Classen an; sie vertheidigen kein egoistisches Geld- und Wirthschafts-, kein eigenes Classeninteresse, wie es bei den sie angreifenden Parlamentariern und Publicisten der Fall ist. Mögen diese Angreifer im übrigen noch so verdiente Männer sein, sie stehen mitten im Kampfe der socialen Interessen. Ihr Urtheil kann nie als ein ganz unbefangenes erscheinen. Die durch Verfassung und Verwaltungsrecht garantirte Unabhängigkeit der akademischen Lehrer, das glückliche Ergebniß unsrer Universitätsverfassung, ermöglicht den Vertretern der Staatswissenschaft, nach oben und unten, nach rechts und links sich unabhängig zu fühlen. Mögen sie also im einzelnen irren, mag mancher sogenannte Praktiker ihnen an Specialkenntnissen in diesem oder jenem Zweig der Volkswirthschaft überlegen sein: dafür spricht doch die allergrößte Wahrscheinlichkeit, daß, wenn sie über gewisse Grundzüge und Tendenzen der socialen Reform trotz aller sonstigen persönlichen Verschiedenheit übereinstimmen, dies doch wohl Folge der wirklichen Fortschritte der Wissenschaft und nicht einseitige Parteinahme für eine Classe sei. Und weiter können wir hinzufügen, soweit in die Urtheile der akademischen Lehrer vielleicht doch gewisse Gefühle der Sympathie mit den arbeitenden Classen sich eingeschlichen haben mögen, so ist die Frage, ob das nicht in Uebereinstimmung sei mit den großen idealen und berechtigten politisch-socialen Tendenzen der Zeit. Der Standpunkt der socialen Reform, den sie einnehmen, ist weder der des einseitigen Arbeiterinteresses, noch der des Unternehmer- oder Capitalinteresses. Es ist ein Standpunkt, wie er sich aus der Wiederbelebung religiöser und ethischer Potenzen unsrer Tage, aus dem machtvoll angewachsenen Staatsgefühl, aus dem gesteigerten Sinn für Recht und Gerechtigkeit ergeben hat. Die socialen Fragen geben unsrer Zeit und dem kommenden Jahrhundert seine Signatur. Gewaltiger als je pocht die uralte Frage an die Pforten der Gesellschaft, wie Individual- und Gesammtinteressen, Freiheit und Gerechtigkeit, Besitz und Arbeit, die aristokratische Stellung der Mächtigen und Reichen und die demokratische der Massen zu versöhnen seien. Da gilt es, von reactionärer Erhaltung alles Bestehenden wie von utopisch überstürzten Neuerungsplänen gleich weit entfernt, mit nüchtern wissenschaftlichem Sinne die Einzelreformen zu suchen und zu begründen, die Deutschland wie bisher auf der Bahn des Fortschrittes erhalten.

Alle großen idealen Güter der Menschheit, das Christenthum, die Rechtsentwicklung von Jahrtausenden, die sittlichen Pflichten der Staatsgewalt, wie sie sich vor allem in Deutschland und Preußen entwickelt, weisen uns auf denselben Weg der Reformen hin, den die kaiserlichen Botschaften von 1881 und 1890 uns vorgezeichnet haben. Die deutsche Wissenschaft hat nichts gethan, als versucht, für diese uralten ethisch-religiösen und rechtlich-staatlichen Imperative die causale Begründung zu geben und den strengen Beweis der Wahrheit zu erbringen.

Eben deßhalb aber ist auf ihren Sieg trotz aller entgegenstehenden egoistischen Interessen zu hoffen. Mögen im einzelnen die Maßregeln streitig sein, die Richtung im ganzen ist es nicht mehr.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Von der Entstehung der atmosphärischen Elektricität hat der bekannte französische Meteorologe Marcel Brillouin kürzlich eine ganz neue, und dem Anschein nach überzeugende Erklärung gegeben. Er geht von der wissenschaftlichen Thatsache aus, daß jeder metallische Körper, der mit negativer Elektricität geladen ist, diese Ladung verliert, wenn er der Bestrahlung mit ultravioletten Lichte ausgesetzt wird. Durch Versuche im physikalischen Laboratorium der Ecole normale in Paris wurde nachgewiesen, daß sich trockenes Eis, wenn es, negativ elektrisch geladen, ultravioletten Strahlen ausgesetzt wird, ebenso verhält wie ein Metall, nämlich seine elektrische Ladung verliert. Wenn sich jedoch auf dem Eise etwas Wasser befindet, so verliert es nur sehr wenig Elektricität. Nun bestehen die in großer Höhe der Atmosphäre schwebenden Cirruswolken aus Eisnadeln. Wenn diese von der Sonne, die ultraviolette Strahlen in reichem Maße aussendet, beschienen werden, so müssen die Eisnadeln der Federwolken ihre Elektricität an die umgebende Luft abgeben. Die elektrische Ladung dieser Wolken wird nach der Meinung von Brillouin durch den Magnetismus der Erde erzeugt.

* **München.** An der hiesigen Universität wird Prof. Oberhummer im Wintersemester eine Vorlesung über die deutschen Schutzgebiete in geographischer und wirthschaftlicher Beziehung publice halten. Ebenso hat Prof. Frhr. v. Steugel eine Vorlesung über die Verfassung und Verwaltung der deutschen Schutzgebiete publice angekündigt.

* **Berlin,** 15. Oct. Gestern fand eine Festsitzung der Dermatologischen Gesellschaft zu Ehren der Lepra-Conferenz statt, bei welcher auch Cultusminister Dr. Bosse zugegen war. Die Dermatologische Gesellschaft ernannte von den Mitgliedern der Lepra-Conferenz die Geheimräthe Virchow (Berlin) und Neumann und Dr. Kaposi aus Wien, sowie Prof. Besnier (Paris) zu ihren Ehrenmitgliedern.

* **Jena.** Die in der hiesigen Universitätsbibliothek befindliche, aus dem 14. Jahrhundert stammende Jenaer Liederhandschrift, einer der werthvollsten handschriftlichen Schätze, ist durch den Director der Universitätsbibliothek, Dr. Müller, in einer Lichtdruckausgabe allgemeiner Benützung zugänglich gemacht worden. Die Liederhandschrift ist besonders dadurch werthvoll, daß den Liedern die für die Geschichte der weltlichen Musik werthvollen Sangweisen beigefügt worden sind. Auf 133 Pergamentblättern sind die Gedichte folgender Sänger verzeichnet worden: Meister Alexanders, Meister Boppe's, Frauenlobs, Meister Friedrichs von Sonnenburg, Meister Gerhelins, des Goldeners, des Guters, des Hennebergers, Hermann des Lahmen, Hölleviuers, Meister Kelins, Meister Konrads von Würzburg, des Litschowers, des Meißners, Reynalds von der Lippe, Rubins, Meister Rüdigers, Rumelands von Schwaben, Meister Rumslands, Meister Singuss, des Spervogels, Meister Stolle's, des Tanhäuser, des Unverzagten, des Ureuheimers, Bruder Wernhers, des Fürsten Wizlav von Rügen, Meister Zilies von Seine, eines Unbekannten; ferner der ganze Sängerkrieg auf der Wartburg.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Cotta'scher Musen-Almanach

für das Jahr 1898.

Herausgegeben von **Otto Braun.**

Mit sechs Kunstbeilagen.

In Seide gebunden mit reicher Goldpressung und Goldschnitt.

Preis 6 Mark.

Der gediegene Inhalt, die schönen Kunstbeilagen und die elegante Ausstattung gestalten den „Cotta'schen Musen-Almanach" zu einem überall gern gesehenen Buche, das sich in hervorragender Weise zu Festgeschenken eignet. [15482]

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Jahrgang 1897. München, Samstag, 16. October. Nummer 234.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Märchen, Sage, Epos. Von Carl Voretzsch. — Archäologie und Gymnasium. — Mittheilungen und Nachrichten.

Märchen. Sage. Epos.

Von Carl Voretzsch.

Im Jahre 1871 hat Theodor v. Bernhardi einen Vortrag drucken lassen: „Volksmärchen und epische Dichtung." Er gibt darin eine ausführliche Charakteristik des deutschen Volksmärchens, dem er das Kunstmärchen, die individuelle Märchenerfindung, gegenüberstellt. Er zeigt, wie viel alterthümliche Anschauungen, Motive und Erinnerungen das Volksmärchen bewahrt, wie eng sich hinwiederum Mythus, Märchen und Sage miteinander verweben, und wie derselbe Charakter, der diesen eigen, auch im Nationalepos wieder zu Tage tritt. So gelangt er zu der Ueberzeugung „daß es kein wahres, großartiges, durchgreifendes Epos geben kann als dasjenige, was auf der nationalen Volkssage ruht, und aus ihr hervorgegangen ist". Mit diesem nationalen Epos — als dessen Typus ihm natürlich das Nibelungenlied gilt — kann das Kunstepos, wie das eines Tasso oder Ariosto, nicht concurriren: wohl steht dieses als Kunstwerk weit höher, aber es kann nie so tief und nachhaltig auf die Nation wirken wie jenes, das Leben und Bewußtsein der Vergangenheit mit der Treue des unmittelbaren Ausdrucks spiegelt.

Zuweilen etwas wortreich und weitschweifig, oft die Beweise für eine einzelne Thatsache im Uebermaß häufend, in einzelnen Anschauungen und Urtheilen schief oder heutzutage überholt, ist Bernhardi's Vortrag in seinen allgemeinen Ausführungen gleichwohl interessant und lehrreich. Die Grundidee von dem intimen Zusammenhang zwischen Nationalepos und nationaler Volkssage darf noch heute volle Gültigkeit beanspruchen.

An Problem und Titel des Bernhardi'schen Vortrags erinnert die Heidelberger Habilitationsvorlesung von Eduard Schneegans über „Die Volkssage und das altfranzösische Heldengedicht", die jüngst in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern gedruckt erschienen ist.[1]) Der Verfasser bezieht sich speciell auf das altfranzösische Heldenepos, das dem Romanisten ja am nächsten liegt, das aber, nach der Meinung mancher, besondere Verhältnisse aufweist und vielleicht auch darum eine gesonderte Behandlung verlangt. Die Probleme selbst sind aber hier wie dort die gleichen, und vielleicht wird sich auch sonst manche Uebereinstimmung ergeben. Doch hören wir zunächst des Verfassers eigene Meinung.

Schneegans geht von der Thatsache aus, daß uns die französische Nationalepik nur in einem Zustande völligen Niedergangs überliefert ist. Erst vermöge der literarhistorischen Forschung vermögen wir altes und neues voneinander zu scheiden, wobei uns zumal die in Chroniken häufig sich findenden Anspielungen auf epische Stoffe gute Dienste leisten. Diese Anspielungen selbst aber sind zweideutig: sie können entweder aus einem fertigen Epos oder aus einer mündlich umgehenden Ueberlieferung, einer Sage, geschöpft sein. Beides läßt sich durch die Thatsachen erweisen: der im 13. Jahrhundert schreibende Alberich von Trois-Fontaines bezieht sich zweifellos auf wirkliche Epen, die uns sogar zum Theil noch bekannt sind, während der Mönch von St. Gallen, am Schluß des 9. Jahrhunderts, eingestandenermaßen mündliche Ueberlieferung reproducirt. Es hat also Volkserzählungen über Karl den Großen, seine Vorfahren und Nachkommen gegeben; das gilt auch für Schneegans als ausgemacht.

Der Begriff der „Volkssage" fordert freilich genauere Erläuterung. Verfasser citirt Gustav Gröber und dessen Abhandlung über das Haager Fragment,[1]) wo derselbe scharfsinnig nachgewiesen hat, daß dieses lateinische Fragment unbedingt eine französische Chanson de geste zur Voraussetzung hat und sich nicht, wie Ebert wollte, aus der Annahme einer bloßen Sage erklären läßt; es sei denn, diese Sage sei eine ausgeführte Prosaerzählung gewesen, die sich von einer Chanson de geste lediglich durch die prosaische Form unterschied — eine Begriffsbestimmung, die der Sage sonst nicht vindicirt wird. Ohne jedoch bei der Definition des Sagenbegriffs länger zu verweilen, wendet sich Schneegans zu meiner Tübinger Antrittsrede über die französische Heldensage und zu meinem voriges Jahr im Sievers'schen Sammelband erschienenen Aufsatz über das Merowingerepos und die fränkische Heldensage. Er billigt den darin gemachten Versuch, allzukühnen Reconstructionen von verloren gegangenen Epen entgegenzutreten. Aber von dem Verhältniß des Epos zur Sage hat er andere Vorstellungen, und damit kommt er auf den leitenden Gedanken seiner Vorlesung.

Schneegans vermag die Sage als Zwischenstufe zwischen dem geschichtlichen Ereigniß und dem dasselbe verherrlichenden Epos nicht anzuerkennen. Will man Volkssage und Epos in genetischen Zusammenhang miteinander bringen, so scheint es ihm unerläßlich, die Wesensgleichheit dieser beiden Factoren zu erhärten, einen unhistorischen Chronistenbericht nicht nur als poetisch oder allgemein episch, sondern als episch in der Art des französischen Epos zu erweisen. In dieser Hinsicht sind aber Volkssage und Epos nach Schneegans wesentlich verschieden: das Epos gibt die Geschichte zwar nicht mit absoluter Genauigkeit wieder, aber doch so, daß, was erzählt wird, im Rahmen der Wirklichkeit, der Realität bleibt. Die eingeschalteten Wunder dürfen dieser Auffassung nicht widersprechen; der Held ist nur der Träger der bis zur höchsten Potenz gesteigerten Manneskraft, an ihm haftet nichts Ueberirdisches; die Vermischung gleichnamiger Helden erklärt sich ohne Zuthun der Volkssage — kurz „das altfranzösische Epos ist in seinem Wesen rein menschlich im Stil und Inhalt, nüchtern da, wo die Größe

[1]) Neue Heidelberger Jahrbücher. Verlag von Gustav Koester in Heidelberg. Sonderabdruck (S. 58—67).

[1]) Siehe Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen. XLIV. Jahrgang. 84. Band (1890), S. 291—322.

Digitized by Google

der Empfindung nicht unsre Bewunderung erregt". Ganz anders aber die Volkssage: in ihr gilt die Persönlichkeit mehr als das Ereigniß; sie ist außer Stande, die ursprüngliche historische Erscheinung des Helden festzuhalten; sie knüpft an seinen Namen einen schon bekannten, von andern erwähnten Zug, vermischt mit dem Heldenhaften das Uebernatürliche und macht den Helden zum Riesen oder verleiht ihm Zauberkräfte.

Dieser wesentliche Unterschied ist es, welcher den Verfasser an einen directen Zusammenhang zwischen französischer Volkssage und Epos nicht denken läßt. Beide Traditionen flossen vielmehr, ohne sich zu mischen, nebeneinander her: das eine die Soldaten- und Bauernpoesie, das andere die Edelmannsdichtung, erstere durch die Volksphantasie ausgeschmückt, letztere in stetem bewußten Anschluß an die wirklichen Verhältnisse, beide aber die Ereignisse und Persönlichkeiten der Vergangenheit widerspiegelnd.

Aber ganz ohne Einwirkung auf die Adelsdichtung ist die Volkssage doch nicht geblieben. Später nämlich, als das Epos in die Kreise der Bürger und Bauern hinabsank, da drangen aus der Volkssage einzelne Namen und Figuren, ja ganze Episoden in das Epos ein: der gefräßige, ungestüme Riese Reinouart ist ein solches Erzeugniß der Volksphantasie, die Chanson Charroi de Nimes ist eine Variante der Trojasage — wie die Griechen im hölzernen Pferd in Troja eindringen, führt Wilhelm als Kaufmann die Seinen in Fässern verborgen in die Stadt. „So scheint mir," schließt Schneegans seine Betrachtungen, „die Volksphantasie wenn nicht zusammenhängende epische Erzählungen, Heldensagen, geschaffen zu haben, so doch zahlreiche episodische, anekdotenhafte Erzählungen mit historischen Figuren und Gestalten des Epos in Verbindung gebracht zu haben, die das Epos besonders der Spätzeit bedeutend beeinflußt, ganze Epen ins Dasein gerufen haben."

Das ist in kurzen Worten des Verfassers Theorie, in der ich nichts wesentliches übersehen zu haben hoffe. Es steht manches darin, dem man nur zuzustimmen braucht; nur scheinbar ist der Widerspruch an einigen anderen Stellen, wo Verfasser meinen Anschauungen eine unzutreffende Deutung gegeben hat; aber in den Hauptpunkten muß ich ihm direct widersprechen.

Erfreulich ist es mir zunächst, in dem Verfasser einen Collegen kennen gelernt zu haben, der an die Existenz von Merowinger- und Karolingersagen glaubt und somit den Begriff der Heldensage auch für die französische Literaturgeschichte gelten läßt, wo derselbe noch weit davon entfernt ist, allenthalben anerkannt zu sein. Und ebensowenig wird man dem Autor widersprechen, wenn er der „Volkssage" einen, wenn auch mehr sporadischen, so doch im einzelnen ziemlich weitgehenden Einfluß auf die Epik einräumt. Daß aber dieser Einfluß erst in eine spätere Epoche falle, daß Sage und Epos von Haus aus nichts miteinander zu thun hätten, daß somit das echte Epos unabhängig von aller mündlichen Ueberlieferung direct an das geschichtliche Ereigniß anknüpfe: das sind Anschauungen, die mir sehr befremdlich vorkommen und durch den Verfasser nicht genügend bewiesen zu sein scheinen.

Nur kurz hindeuten will ich auf einige Einwände, die sich dem unbefangenen Auge von selbst ergeben müssen: wenn Schneegans die Existenz von Königssagen für eine so frühe Zeit annimmt, für eine Zeit, wo von dem Epos noch keine Rede ist, wo zum wenigsten noch niemand sein Vorhandensein nachzuweisen unternommen hat, so ist es doch gewaltsam, das später auftretende, dieselben Personen feiernde Epos von der um so viel älteren Sage trennen zu wollen: die zeitliche Auseinanderfolge weist hier von selbst auf einen causalen Zusammenhang hin. Man versteht es auch nicht, weßhalb ein Einfluß der Volkssage, der für spätere Zeiten in großem Umfang constatirt wird, in früheren Zeiten unmöglich gewesen sein soll, da die Dichter, selbst wenn sie sich in jener Frühepoche des Epos ausschließlich aus Edelleuten recrutirten, den allgemein bekannten, im ganzen Volk umlaufenden Ueberlieferungen doch unmöglich so ganz entfremdet sein konnten. Man begreift überhaupt nicht, wie die beiden Traditionen, die sagenhafte und die epische, so ohne sich zu treffen oder zu kreuzen, nebeneinander herlaufen konnten — die Kluft zwischen Gebildeten und Ungebildeten müßte noch viel größer gewesen sein als heutzutage.

Ich glaube, der Verfasser wäre zu etwas reinlicheren Resultaten gelangt, wenn er den Begriff der „Volkssage" oder den Sinn, in welchem er dieses Wort verwendet, näher erläutert hätte. Denn obwohl er sich auf Gröbers Definition dieses „zu Mißdeutungen verleitenden Begriffs" beruft, ist es doch ein schwankender und unklarer Begriff, mit dem er selbst operirt. Da, wo er Volkserzählungen über die Merowinger und Karolinger constatirt, meint er offenbar, obwohl er das Wort, wie es scheint, absichtlich meidet, das, was man sonst als Heldensagen anzusprechen gewohnt ist, deren Mittelpunkt historische oder historisch sein sollende Personen bilden. Wenn er aber nachher das Charakteristische der Volkssage in den übernatürlichen, zauberhaften, märchenhaften Elementen erblickt, wenn er den Einfluß der Volkssage auf das Epos in dem Auftauchen der grotesken Riesengestalten der „Universalsagenmotive" und anderer Erfindungen der „Volkspoesie" erkennt, so hat er dabei vielmehr diejenigen populären Dichtgattungen im Auge, welche wir Mythen, Märchen oder auch — im allgemeinsten Sinn — Sagen zu nennen pflegen. Eine solche Scheidung wäre des Verfassers Darlegungen wohl zugute gekommen, er hätte dann auf der einen Seite die Bedeutung der Heldensage für das Epos überhaupt negiren und auf der anderen das Einwirken des Mythischen und Märchenhaften um so klarer herausarbeiten können.

Uebrigens glaube ich den Begriff der Heldensage nicht ganz so definirt zu haben, wie ihn der Verfasser in seiner Vorlesung wiedergibt, wonach das Volk „nicht bloß einzelne märchenhafte, poetische Erzählungen, Anekdoten über historische Persönlichkeiten geschaffen, sondern ganze Sagencomplexe, zusammenhängende Heldensagen, aus denen festgegliederte, klar disponirte Gedichte, wie das Rolandslied, sich entwickeln konnten". Das Rolandslied — um bei diesem zu bleiben — stellt eine im ganzen einheitliche und einfache Handlung dar: den Verrath Ganelons, den Kampf zwischen Karls Nachhut und den Saracenen und den daraus folgenden Untergang der zwölf Pairs, wozu dann noch, vielleicht als neues, jüngeres Motiv, Karls Rache tritt. Diese Elemente kann die Sage mit größerer oder geringerer Ausführlichkeit recht wohl enthalten haben, sie sind nur die folgerichtige Weiterbildung des historischen Factums. Will man dies einen „Sagencomplex" heißen, so sei es; nur darf man darunter nicht die Neigung zu cyklischer Bildung verstehen, wie sie sich in der Spätzeit des Epos ausprägt und der Heldensage naturgemäß fremd ist. Der Begriff: Heldensage in collectivem Sinne ist natürlich nichts lebendiges, sondern nur eine Abstraction: die Gesammtheit der im Volk umlaufenden Ueberlieferungen von seinen Helden und deren Thaten. Der Dichter fand jedenfalls den Stoff, die Handlung vor. Wie viel er von sich aus, abgesehen von der poetischen Form, hinzu that, können wir nicht controliren, jedenfalls aber ist ihm der größte Theil der Detailausschmückung, die Einführung der Nebenpersonen, Nebenmotive ꝛc. zuzuweisen. Im übrigen darf man unsre vollentwickelten altfranzösischen Epen nicht ohne weiteres mit den dürftigen Auszügen vergleichen, welche die Chronisten aus den Sagen ihrer Zeit geben. Letztere waren selbst-

Digitized by Google

verständlich ausführlicher und umfangreicher als das, was die Chroniſten bieten, die nur das für ſie Weſentliche herausnehmen und zuweilen ſo rapid erzählen, daß wir erſt aus ſpäteren ausführlicheren Berichten den wahren Sachverhalt erkennen. Die Epen ihrerſeits waren kürzer als die meiſten der uns überlieferten. Der Oxforder Roland wird ſchon durch Ausſchaltung der ſicher urſprünglichen Valligautepiſode von 4000 auf 3000 Verſe reducirt, und wie viele davon dem Originalgedicht gehören, muß dahingeſtellt bleiben. Die Karlsreiſe zählt gar nur 800 Verſe und iſt noch dazu aus zwei ganz heterogenen Stoffen zuſammengeſchweißt.

So viel über den Begriff der franzöſiſchen Heldenſage. Für Schneegans, welcher deren Bedeutung für die Entwicklung des Epos zurückweiſt und nur einen Einfluß der „Volksſage“ in ſpäterer Zeit zuläßt, muß es vor allem darauf ankommen, nachzuweiſen: einmal, daß ein Weſensunterſchied zwiſchen Sage und Epos beſtehe, welcher die Herkunft des letzteren aus jener unmöglich mache, und dann, daß ein weſentlicher Gegenſatz vorhanden ſei zwiſchen dem älteren echten Epos und dem durch die Volksſage beeinflußten der ſpäteren Zeit.

Es iſt natürlich nicht ſchwer, einen Gegenſatz zu conſtatiren zwiſchen dem im weſentlichen auf geſchichtlichem Untergrunde ruhenden altfranzöſiſchen Epos und der aus mythiſchen, ethiſchen und rein poetiſchen Elementen hervorgegangenen Volkspoeſie, denn dieſe hauptſächlich iſt es, nicht die Heldenſage, welche Schneegans dem Epos gegenüberſtellt. Und doch ſchließt dieſer fundamentale Unterſchied Beziehungen zwiſchen den beiden Gattungen nicht aus, ſtellen ſich neben die trennenden auch verbindende Momente. Inwiefern iſt es ein unterſcheidendes Merkmal, daß die Volkspoeſie im Helden die Perſönlichkeit mit beſtimmt ausgeprägten charakteriſtiſchen Zügen ſehe, daß dagegen im Epos das Ereigniß noch mehr intereſſire als die Perſönlichkeit des Helden? Iſt es wirklich wahr, daß nur die Volkspoeſie moderniſire und die Helden der Vorzeit im Gewand der Gegenwart ſehe, während das Epos mit auffallender Treue das Bild der Vergangenheit bewahre? Muß der Held in der Volksüberlieferung nothwendig zum übernatürlichen Weſen, zum Rieſen werden, wie Roland in der von Schneegans angezogenen Localſage von der Rolandsbreſche, oder ſtehen nicht daneben andere Rolandsſagen, in denen er rein menſchlich, im Bereich der Wirklichkeit gezeichnet iſt? Tauchen die Rieſengeſtalten wirklich erſt im ſpäteren Epos auf? Man betrachte den 15 Fuß meſſenden Rieſen Fierabras und den 12 Ellen langen Fernacutus, der ſchon im Turpin vorkommt, nicht zu vergeſſen den Rieſen Corſolt im Epos von Ludwigs Krönung. Und was denkt Verfaſſer wohl über den König Auberon, den Nachkommen des deutſchen Zwergenkönigs Alberich, der im Hüon von Bordeaux erſcheint und doch ſicher einer alten Tradition angehört!

Der Gedanke, welcher Schneegans bei dieſer Vergleichung vorſchwebt, gipfelt wohl darin, daß das ſogenannte mythiſche Element keine Rolle in dem franzöſiſchen Volksepos ſpiele, deſſen Inhalt im weſentlichen hiſtoriſchen Urſprungs iſt. Hierin beſteht freilich ein wichtiger Unterſchied des germaniſchen und des franzöſiſchen Epos, daß jenes aus der Miſchung mythiſcher und hiſtoriſcher Beſtandtheile erwachſen, dieſes aber zu einer Zeit und unter Verhältniſſen entſtanden iſt, die eine ganz gleichartige Entwicklung verwehrten. Das franzöſiſche Epos hat eine zeitlich viel kürzere, begrenztere Entwicklungsperiode gehabt als das germaniſche Epos, es mußte nothwendig die hiſtoriſchen Beſtandtheile getreuer bewahren als jenes. Zudem waren damals in Gallien die alten mythiſchen Ueberlieferungen des keltiſchen Volkes längſt durch die römiſche Cultur überwuchert, ohne daß dieſe etwas entſprechendes an ihre Stelle geſetzt hätte. So konnten dem neu ſich bildenden franzöſiſchen Epos ſolche mythiſche Elemente nur von einer Seite zufließen, und das war die fränkiſch-germaniſche Einwirkung. Das iſt aber in reichem Maße geſchehen: wie die mittelhochdeutſche Epik die Rieſen Ecke, Faſolt und viele andere kennt, ſo bietet das franzöſiſche Epos die oben genannten Rieſengeſtalten dar; wie Rainouart mit ſeinem tinel, kämpfen die deutſchen Rieſen mit einer eiſernen Stange. Und wenn Roland mit ſeinen furchtbaren Thaten, mit dem vom Morgen bis zum Abend dauernden Köpfeſpalten und Armabhauen, wenn vielleicht auch noch Olivier in der Karlsreiſe mit ſeinen Leiſtungen am Kaiſerhofe von Konſtantinopel nur „der Träger der bis zur höchſten Potenz geſteigerten Manneskraft“ ſein mag, ſo hat Schneegans doch vergeſſen, daß, wie Achilleus, wie Siegfried, ſo Wilhelm von Orange unverwundbar iſt — bis auf die Naſenſpitze, die er denn auch im Kampf mit Corſolt verliert. Kann man da immer noch aufrechterhalten, daß von übermenſchlicher Kraft, von Unverwundbarkeit im älteren Epos keine Rede ſei? Gerade das Beiſpiel von der Unverwundbarkeit Wilhelms iſt beſonders inſtructiv. Wie wir geſehen haben, ſucht Schneegans, um ſeiner Anſchauung von der Realität des altfranzöſiſchen Epos nicht ſelbſt widerſprechen zu müſſen, die Bedeutung des „Wunders“ abzuſchwächen: es ſeien entweder halbgelehrte Zuthaten oder es erkläre ſich „als poetiſcher Ausdruck der chriſtlichen Anſchauungen der Zeit“. Es iſt indeß nicht ſchwer, zu bemerken, daß gerade das chriſtliche Wunder zum großen Theil erſetzt und erſetzen muß, was dem altfranzöſiſchen Epos an heidniſch-mythiſchen Anſchauungen fehlt. Nicht nur das Epos, auch die Volksſage ſelbſt kennt das Wunder, wie unter anderem der Bericht Gregors von Tours über Chlodovichs Krieg gegen die Weſtgothen zeigt. Wilhelms Unverwundbarkeit iſt weder halbgelehrte Zuthat noch lediglich der Ausdruck chriſtlicher Anſchauungen, ſondern ein Ueberbleibſel echt mythiſchen Glaubens und ins Chriſtliche umgedeutet: er wird mit einer Reliquie, einem Arm des hl. Petrus, berührt und ſo unverwundbar gemacht. So wird auch Alberich im franzöſiſchen wie im deutſchen Epos verchriſtlicht; aber Name und wunderbare Fähigkeiten gemahnen noch deutlich genug an die alten Verhältniſſe.

So ſehr alſo das altfranzöſiſche Epos auf hiſtoriſchem Grunde ſteht und ſo realiſtiſch es im ganzen gegenüber dem deutſchen Epos erſcheint, ſo fehlen ihm doch die übernatürlichen mythiſchen Züge nicht ganz, und vollends unzutreffend wäre es, alle dieſe Elemente als Zeichen der Entartung zu betrachten. Richtiger wäre es vielleicht, zu ſagen, daß je länger deſto mehr das germaniſche Element und mit ihm auch das mythiſche im altfranzöſiſchen Epos zurücktritt, während der durch die Artusromane vermittelte Import keltiſcher Elemente, Feen u. dgl. in die Heldendichtung allerdings auf ſpäte Entartung weiſt.

Eher kann man dem Verfaſſer zugeben, daß die Einführung populärer Erzählungen, als Märchen, Schwänke, Localſagen, mehr in dem ſpäteren Epos als in dem früheren zutage tritt, aber ein unterſcheidendes Merkmal für früher und ſpäter bilden auch ſie nicht, da ſie ſo ziemlich von Anfang an im franzöſiſchen Epos vorhanden ſind. Schneegans zieht ſelbſt die Gabs der Karlsreiſe hieher, der man gewöhnlich doch ungefähr das gleiche Alter wie dem Rolandsliede zuſchreibt, ja im Rolandsliede ſelbſt glaubt er eine Anſpielung auf eine Volkserzählung zu erkennen. Und gehen wir in der Chronologie nur einen Schritt weiter, ſo finden wir das Epos von Amis und Amiles, welches zwei weitverbreitete Volkserzählungen, die von den treuen, äußerlich gleichen Freunden und die von dem für ſeinen Herrn ſich opfernden und durch das Blut ſeiner Kinder wieder belebten treuen Diener — „Der treue Johannes“ in dem

Digitized by Google

Kinder- und Hausmärchen — miteinander vereinigt. Wir stoßen weiter in den Schwanenritterepen auf das Märchen von den sieben Schwänen, noch später, in Adenets Berte au grand pied auf dasselbe Märchen, das uns als „Falada und die Gänsemagd" bekannt ist u. s. w. Daß die Märchenmotive gerade in der späteren Zeit so sehr in Aufnahme kommen, liegt in der Entwicklung des Epos begründet; die alt überlieferten Stoffe, die Tradition, mochten sie nun als Sage oder als Dichtung überliefert sein, waren allmählich ausgeschöpft, dem Publicum mußten die Dichter neues bieten, und so nahmen sie das Gute, wo sie es fanden.

Wichtiger aber als die materielle Zunahme des Einflusses von Seiten der populären Literatur scheint mir die von Schneegans kaum berührte Frage, wie weit wir es denn hier noch mit wirklichen Märchen, mit nicht an Zeit, Ort und Namen gebundenen Erzählungen zu thun haben. Denn für die Geschichte des Epos kann es doch nicht gleichgültig sein, ob ein Dichter, einer individuellen Inspiration folgend, einen irgendwo aufgelesenen Schwank- oder Märchenstoff auf seinen Helden überträgt oder ob schon in der Ueberlieferung des Volkes der Name des Helden mit derselben Erzählung in Beziehung gesetzt worden. Im ersten Fall haben wir die dichterische, individuelle, willkürliche Uebertragung eines Märchens auf einen beliebigen Namen, im anderen Fall liegt dem Epos eine durch bestimmte Namen und Beziehungen gefestigte Sage zugrunde, und diese darf wiederum als ein Argument für Existenz und Bedeutung der Heldensage verwendet werden. Und schließlich kann auch eine Erzählung, die sich in der Ueberlieferung bereits an eine bestimmte Person geheftet hatte, von dieser auf eine neu auftretende Figur übertragen werden — ein Vorgang, der sich im Laufe der literarischen Entwicklung unzähligemale vollzogen hat und ebenso im Wesen der mündlichen Ueberlieferung durchaus begründet ist.

So nimmt man an, daß die Kämpfe Dietrichs von Bern mit Drachen und Riesen zum Theil aus dem Sagenkreise Wolfdietrichs, d. h. vermuthlich aus den diesem Helden gewidmeten Epen, herübergenommen sind; in dem Gedicht vom Zwergkönig Laurin haben wir wohl willkürliche, durch einen Dichter vorgenommene Anknüpfung einer tirolischen Localsage an Dietrichs Namen, während die Ueberlieferung von Dietrichs Kampf mit dem Riesen Ecke der echten Sage zu entstammen scheint. Diese Möglichkeiten sind auch für das französische Epos gegeben. Schneegans scheint freilich nur an die eine zu denken, wenn er der Volksphantasie die Fähigkeit zuschreibt, episodische Erzählungen mit historischen Figuren und Gestalten des Epos in Verbindung zu bringen (s. das vollständige Citat oben S. 5). Diese Möglichkeit ist z. B. bei der Schwanenrittersage gegeben: nachdem einmal die Herzoge von Bouillon und Grafen von Boulogne — oder einer von ihnen — auf irgend eine Weise[1]) zu dem Beinamen „Schwanenritter" gelangt waren, konnte sich an diesen Namen im Volke leicht das Märchen von den sieben Schwänen anhängen, so daß der Dichter beide Elemente schon in der Ueberlieferung verbunden vorfand. Wie steht es aber mit der Geschichte von Berte au grand pied, die um 1275 im Epos erscheint, von der aber vorher kein Chronist, keine Ueberlieferung etwas ähnliches berichtet? Hier war es doch wohl der Dichter, der mit keckem Griff aus dem Märchenschatz des Volkes eine Erzählung hervorholte, die ihm passend schien, den Untergrund einer Dichtung auf die Mutter Karls des Großen zu bilden, von der man im Epos seiner Zeit nicht viel zu erzählen wußte. Aehnlich mag es auch mit dem Epos von Amis und Amiles sein, das nur sehr äußerlich an die Zeit und Person Karls des Großen geknüpft ist. Die dritte Möglichkeit ist vielleicht durch die Gabs der Karlsreise, die „Reckenspäße", repräsentirt; ähnliche Renommistereien finden sich, wie Pio Rajna in seinen Origini dell' epopea francese (S. 404 ff.) gezeigt hat, im germanischen Epos mit verschiedenen Personen verbunden: so mögen sie mit der fränkischen Sage unter dem Namen eines fränkischen oder sonstigen germanischen Sagenhelden nach Gallien gekommen und dort auf Karl den Großen umgedeutet worden sein.

Bedarf es nach dem Gesagten noch vieler Worte, um darzuthun, daß der weitere Gegensatz, den Schneegans constatiren zu können glaubt, der nämlich zwischen altem, echten und jüngerem, entarteten Epos, wenn nicht illusorisch, so doch stark übertrieben ist? Denn um die rein fabrikmäßigen Epen der Spätzeit, des 14. und 15. Jahrhunderts, handelt es sich hier überhaupt nicht. Schneegans macht den Schnitt zwischen echt und entartet viel früher: „so dürfen wir zum Vergleiche nur die ältesten Epen heranziehen, etwa das Rolandslied, die „Krönung Ludwigs" in ihren ursprünglichen Theilen, Epen, in denen der Zusammenhang mit der Geschichte klar vorliegt". Ich finde es ein wenig bescheiden, eine so tief einschneidende Betrachtung auf ein so geringes Material zu basiren, und zum mindesten willkürlich, von den ältesten Epen eben nur diejenigen und dasjenige gelten zu lassen, was die Theorie des Verfassers zu bestätigen geeignet ist. Deßhalb muß die Karlsreise, trotz ihrer Gleichaltrigkeit mit dem Rolandslied, außer Acht bleiben, weil der Zusammenhang der Gabs mit der Geschichte eben nicht zu erweisen ist. Und wo bleiben die Epen oder wenigstens deren ursprüngliche Theile — von Wilhelms Mönchthum, den Haimonskindern, Ogier dem Dänen, Huon von Bordeaux und so vielen anderen, die man nicht einfach zu „Romanen" stempeln kann? Daß natürlich das Epos im Laufe der Entwicklung sich ändert, entartet, ist selbstverständlich, und ich selbst habe diese Entwicklung oben verschiedentlich gekennzeichnet. Aber es scheint mir nicht angebracht, in einer historischen Betrachtung Abgrenzungen oder Ausscheidungen vorzunehmen, die sich weder durch die absolute, noch durch eine relative Chronologie begründen lassen.

Unsre bisherigen Ausführungen galten der These des Verfassers von dem nicht zu leugnenden, aber erst in spätere Zeit fallenden Einfluß der Volkssage, oder richtiger Volkspoesie, auf das altfranzösische Epos. Wir haben gefunden, daß dieser Einfluß viel ausgedehnter ist, als Verfasser anzunehmen geneigt ist, und als namentlich schon in den ältesten überlieferten Epen zu constatiren ist. Den auf durchaus verschiedenen Grundlagen beruhenden Wesensunterschied von Volkspoesie und Epos haben wir bereitwillig anerkannt. Aber auch dieser Unterschied muß schwinden, sobald wir das Epos nicht mit der von Schneegans sogenannten allgemeinen „Volkssage", sondern mit der wirklichen Heldensage vergleichen, denn sie und nicht Märchen oder Köhlerglauben soll nach meiner Auffassung der Ausgangspunkt des Heldenepos sein.

Es handelt sich um die im Volk umgehenden, die Form des Liedes und des Epos verschmähenden Ueberlieferungen von seinen Helden und ihren Erlebnissen, Ueberlieferungen, die bald die Geschichte des Helden mehr oder minder treu widerspiegeln, bald dieselbe mit dem Reiz des Wunderbaren, mit verwandten Zügen der Volkspoesie ausstatten und schließlich, im Anschluß an den Charakter oder auch nur an den bloßen Namen des Helden, ganze

[1]) Einen historisch möglichen Weg für die Entstehung dieses Beinamens hat in dem neuesten Heft von Gröbers Zeitschrift für romanische Philologie (XXI, 2) J. F. D. Blöte aufzuzeigen versucht. Bei aller Anerkennung des aufgewandten Scharfsinns und trotz dem Zugeständniß, daß die gegebene Entwicklung immerhin möglich ist, wird man doch bedauern, daß die Schlußkette so viele Lücken aufweist, die durch Hypothesen ausgefüllt werden müssen.

Digitized by Google

Erzählungen auf ihn übertragen, die seiner wahren Geschichte fremd sind. Charakteristisch — nicht für die einzelne Sage, wohl aber für die Gesammtheit dieser Sagen — ist also, daß hier Wahres und Erdichtetes, Historisches und Märchenhaftes, auch Mythisches nebeneinander liegt und oft so innig miteinander verwachsen ist, daß es schwer wird, das eine vom anderen zu trennen. Wir sind in der glücklichen Lage, in Uebereinstimmung mit Schneegans, solche Sagen in Berichten der Merowingischen Chronisten und des Mönchs von St. Gallen — um nur die wichtigsten zu nennen — constatiren zu können, wo neben rein fränkischen Ueberlieferungen auch romanisirte und schließlich auch rein romanische Sagen stehen. Da finden wir Chlodwigs Brautwerbung, ein historisches Factum, aber ausgeschmückt mit Zügen der germanischen Werbungssagen: hätte zufällig später ein altfranzösischer Dichter den Stoff aufgegriffen und ein Epos daraus gemacht, ich wüßte nicht, was darin dem Charakter des altfranzösischen Epos widerspräche. Oder nehmen wir die Geschichte von Childerich, der wegen seiner Sittenlosigkeit vertrieben wird und schließlich nach Jahren wieder heimkehrt zu seinem Volk und dazu die Frau seines Gastfreundes, des Thüringerkönigs Bisino, als Gattin erhält — ein „Universalsagenmotiv", mit Schneegans zu reden. Historisch ist der Name und vermuthlich der Charakter des Königs, das übrige Zuthat der Sage. Aber was ist an der ganzen Erzählung, das über die natürlichen Verhältnisse hinausginge, das nicht „rein menschlich" wäre? Und die Uebereinstimmung mit dem Epos liegt auf der Hand: der späte, aber aus alten Epen schöpfende Prosaroman von Loher und Maller erzählt uns von Loher (Chlothar), daß ihn sein Vater, Kaiser Karl, aus demselben Grunde, der Childerichs Vertreibung hervorrief, auf sieben Jahre verbannte; er geht nach Konstantinopel, erringt nach manchen Mühsalen und Kämpfen ein schönes Weib und kehrt heim nach dem Frankenlande, wo Kaiser Karl unterdeß gestorben ist und neue Leiden des armen Verbannten warten. Und ähnlich ist auch die Rahmenerzählung des Florvent, nur daß da der Held verbannt wird, weil er seinem Lehrer schimpflicherweise den Bart abgeschnitten hat und dann gerade zur rechten Zeit, natürlich nicht minder beweibt als Childerich und Loher, aus Elsaß und Sachsen zurückkommt, um seinem Vater aus bedrängter Lage zu helfen. Wie weit zwischen diesen verschiedenen Geschichten ein historischer Zusammenhang besteht, ist noch zu untersuchen. Aber soviel geht aus der Vergleichung doch hervor, daß von einem Wesensunterschied zwischen der Childerichsage einerseits und Florventepos und Loherroman andrerseits keine Rede sein kann.

Auch die Ueberlieferungen von Chlothar II. bieten evidente Beweise, da hier in den späteren Epen von Aspremont, Ogier und Jean Bodels Sachsenkrieg direct Bearbeitungen jener alten Traditionen vorliegen. Und wenn man Aspremont allenfalls als einen Nachläufer des im 9. Jahrhundert bezeugten Faroliedes betrachten könnte, so erweist doch der Vergleich der verschiedenen Bearbeitungen, wie ich ihn in dem oben genannten Aufsatze angestellt habe, die Identität der beiden anderen Epen mit der Chlotharsage, wie wir sie im ersten Viertel des 8. Jahrhunderts in dem Liber historiae aufgezeichnet finden. Nicht nur dieselbe Handlung, auch derselbe Erzählungscharakter, dieselbe Auffassung des Helden, die der alten Sage eignet, tritt auch in den späteren Epen wieder zutage. Oder, um noch ein weniger historisches und mehr sagenhaftes Beispiel zu geben, sei noch auf Pipins Kampf mit dem Löwen verwiesen, von dem uns zuerst der Mönch von St. Gallen Kunde gibt: auch in der französischen Sage war diese Erzählung, unabhängig von der des Mönchs, bekannt und mittelbar oder unmittelbar, gehen die künstlerischen und poetischen Darstellungen auf die alte französische Sage zurück, wie Gaston Paris in seiner Légende de Pépin le Bref gezeigt hat.[1]) Läßt sich da noch ein Wesensunterschied zwischen Sage und Epos behaupten, oder tritt Adenets epische Behandlung mit der Aufnahme dieser Sage etwa aus dem Rahmen des „echten" altfranzösischen Epos heraus?

Ich glaube, es sind genug der Beispiele, um die Idee von der wesentlichen Verschiedenheit der Heldensage und des Heldenepos zu widerlegen. Und wenn die Aehnlichkeit beider Gattungen damit erwiesen ist, so ergibt es sich ganz von selbst, auch an eine Verwandtschaft beider zu denken, die nicht nur auf der Identität der zugrunde liegenden Materie, d. i. der historischen Ereignisse, ruht. Wohl kann der Held oder sonst eine Figur des Epos, wie Roland, wie Ganelon, von da aus in die Volkssage dringen und somit die Sage aus der Dichtung fließen. Wohl gibt es genug Fälle, wo ein neues Epos aus zwei oder mehr anderen mühselig zusammengesetzt und mit Elementen persönlicher Erfindung verbrämt ist oder wo der Dichter die Berichte geschriebener Chroniken zu Hülfe ruft, um dem, was er erzählt, den Anstrich des historisch Wahrhaften zu geben — indeß nicht um die Entwicklung der einzelnen Epen handelt es sich hier, von denen jedes seine besondere Geschichte hat, sondern um die allgemeine Grundlage, um den Boden, aus dem die epische Dichtung sprießt. Erst aus verhältnißmäßig später Zeit haben wir sichere Kenntniß von der Existenz des Liedes und des Epos, von Anfang an aber werden uns bei den Franken und bei den Galloromanen Heldensagen überliefert: die Priorität gehört der Sage. Sie bereitet den dürren, historischen Stoff für die Dichtung. Sie ist die kürzere, einfachere, kunstlosere Form, aus welcher der Dichter, mit individueller Kunst erweiternd und detaillirend, das Epos gestaltet. Und so ist sie, als die einfachere und natürlichere Kunstform auch im einzelnen Fall die gegebene Erklärung überall da, wo eine andere Entstehung, sei es die unmittelbare nach dem Ereigniß, sei es eine solche auf Grund geschriebener historischer Berichte oder willkürlicher Uebertragung, sich nicht wahrscheinlich machen läßt.

Die Discussion über die Anfänge des französischen Heldenepos ist noch nicht zu Ende. Ueber manche zur Zeit noch umstrittene Frage werden wohl die immer zahlreicher werdenden Untersuchungen über einzelne Epen Klarheit bringen. Daneben sind aber auch zusammenhängende Betrachtungen allgemeiner Fragen, wie uns Eduard Schneegans deren eine in seiner hier besprochenen Vorlesung bietet, nicht zu vergessen. Sie leiten den Blick vom einzelnen wieder auf das Ganze. Es ist ein nicht zu unterschätzendes Verdienst, einen neuen Gesichtspunkt in die Erörterung schwebender Streitfragen hineingeworfen und deren Bedeutung und Tragweite in ein neues Licht gestellt zu haben. Diese Anerkennung gebührt der Schneegans'schen Arbeit. Unsre Wege haben uns freilich weitab geführt von den Resultaten, zu welchen er gelangt ist. Aber die Grundlage ist gemeinsam: mit der Anerkennung der Existenz wirklicher Sagen von Merowingern und Karolingern, mit der Einsicht in die hohe Bedeutung der Volksphantasie für die Ausgestaltung des Epos ist schon viel gewonnen. Das läßt hoffen, daß auch in den weiter daraus folgenden Consequenzen einmal eine Verständigung erzielt werde.

[1]) Auch Gaston Paris läßt hier die tradition orale gelten: c'est donc dans la tradition orale qu'un interpolateur du biographe de Louis le Pieux connu sous le nom de l'Astronome limousin a dû puiser la connaissance de cette histoire (La légende de Pépin le Bref S. 9, Extrait des Mélanges Julien Havet, pp. 603—633. Paris 1895).

Digitized by Google

Archäologie und Gymnasium.

n. Auf der Philologenversammlung in Dresden ist auf Einladung des kaiserlich deutschen archäologischen Instituts und unter Vorsitz Professor Conze's in zwei besonderen Sitzungen eingehend darüber berathen worden, inwieweit und auf welche Weise das Studium der Archäologie von dem künftigen Gymnasiallehrer zu fordern ist. Die Besprechungen bildeten die Fortsetzung und den vorläufigen Abschluß von Berathungen, die auf mehreren früheren Versammlungen stattgehabt hatten. Sie sind deßhalb auch über die unmittelbar betheiligten Kreise hinaus von Interesse, weil sich in ihnen, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, das weit verbreitete Streben unsrer Zeit ausspricht, das künstlerische Gefühl in unserm Volk zu wecken und zu erziehen. Das Ziel kann auf mancherlei Weise näher gerückt werden, und es ist eine Freude, zu sehen, wie heutzutage ein jeder der Berufenen an seinem Theile dazu bemüht ist. In erster Linie stehen da diejenigen Künstler, welche ihre Kräfte in den Dienst des Kunstgewerbes stellen, um mit der Hebung des Geschmackes bei dem einfachsten, dem Gebrauchsgegenstand, anzufangen. Ferner sorgen rührige Verleger bei der Vervollkommnung unsrer Druckverfahren dafür, die besten Kunstwerke aller Zeiten in guten und billigen Reproductionen unter das Volk zu bringen. Aber weder diese, noch die Originale in unsern Museen nützen etwas, wenn der Boden für ihre Wirkung nicht vorbereitet ist, wenn die Fähigkeit zu sehen nicht vorhanden ist. Kunst ist eine Sprache, und ihr Verständniß will gerade so gut erlernt werden, wie das eines fremden Idioms. Wer mit aufmerksamen Augen und Ohren durch unsre Museen geht, kann sich davon überzeugen, wie gering in der Regel selbst bei ganz gebildet aussehenden Menschen die Fähigkeit des Sehens ausgebildet ist. Das ist der Punkt, wo die Schule einzusetzen hat.

Es kommt keineswegs darauf an, daß dem Schüler eine bestimmte Summe kunstgeschichtlicher Thatsachen überliefert werde. Diese sollen nur Mittel zum Zweck sein. Denn das einzig Nöthige ist, daß schon der jugendliche Mensch ein Kunstwerk richtig betrachten und, soweit möglich, seine Formensprache verstehen lerne. Man verschone ihn mit hochtönenden ästhetischen Phrasen, aber man lenke ihn um so dringender darauf hin, seine Beobachtungsgabe am einzelnen zu schärfen. Denn ist die Freude am Beobachten, sei es durch den Vergleich von Kunstwerken untereinander oder durch den Hinweis auf die der künstlerischen Stilisirung zugrunde liegende Naturform, einmal geweckt, so wird dieser Anstoß das ganze Leben hindurch bewußt oder unbewußt weiter wirken.

Durchaus in diesem Sinne haben die in Dresden versammelten Schulmänner ihre Aufgabe auch aufgefaßt. Die griechische Kunst eignet sich bei ihrer Einfachheit und Strenge ganz besonders zu einer derartigen Einführung in das künstlerische Schauen. Sie liegt zudem dem Ideenkreise der Gymnasialbildung so unmittelbar nahe, daß es thöricht wäre, aus dem Gesammtbilde der antiken Cultur einen so wichtigen Factor wie die bildende Kunst ganz fortzulassen. Ebenso klar ist, daß kein eigener Unterrichtsgegenstand daraus gemacht zu werden braucht, denn sowohl die Lectüre der Dichter wie der Geschichtsunterricht bieten hundertfältig Gelegenheit, die Werke der bildenden Kunst in den Kreis der Betrachtung zu ziehen.

Damit aber der Lehrer auch verstehe, diese Gelegenheiten zu benutzen, muß er selbst ein nicht zu geringes Maß von archäologischer Bildung besitzen. Wie ihm dieses zu verschaffen sei, das bildete vornehmlich den Gegenstand der Dresdener Besprechung, zu der alle größeren Bundesstaaten und eine beträchtliche Anzahl der kleineren Delegirte entsendet hatten. Für einen der Bundesstaaten, der aber trotzdem vertreten war, war die Berathung allerdings gegenstandslos, nämlich für Bayern, das schon seit langer Zeit im zweiten philologischen Examen von seinen Prüflingen eine gewisse Summe archäologischer Kenntnisse fordert und das in der Beschaffung von Anschauungsmitteln für den Schulunterricht mit den gleichen Bestrebungen des archäologischen Instituts wetteifert.

Allgemein wurde anerkannt, daß die Feriencurse an deutschen Universitäten und die Reisen der Gymnasiallehrer nach dem Süden nur dann ihren wahren Nutzen bringen, wenn sie nicht ganz Unvorbereiteten zutheil werden, sondern wenn sie mehr eine Wiederholung und Erweiterung schon vorhandener Kenntnisse und Anschauungen bringen. Folglich muß man verlangen, daß der Studirende der Philologie sich schon auf der Universität mit den Elementen der Archäologie vertraut mache. Der Streit der Meinungen drehte sich nun in Dresden hauptsächlich darum, ob den Regierungen zu empfehlen sei, nach dem Vorgange Bayerns die Archäologie als Prüfungsgegenstand aufzunehmen und damit den Studirenden zum Hören archäologischer Vorlesungen zu zwingen. Einige meinten, da die Denkmälerkunde doch in der Philologie, in ihrem weiteren Sinne als Alterthumswissenschaft, unbedingt eingeschlossen sei, daß die Beschäftigung damit dem Studirenden als selbstverständlich erscheinen müsse. Diesen Optimisten gegenüber wurde, namentlich auch von Seiten der Universitätslehrer, geltend gemacht, daß die Erfahrung das Gegentheil lehre, indem wohl Mediciner, Juristen und Neuphilologen, aber die Altphilologen kaum ein spontanes Bildungsbedürfniß in dieser Richtung an den Tag legen. Wir können hinzufügen — was allerdings auf dem Dresdener Tage nicht berührt wurde —, daß diese Zurückhaltung der Altphilologen gegenüber der Archäologie gewiß nicht nur auf Trägheit beruht, sondern zum größeren Theil auf dem Hochmuth einer ausgereiften, mit ganz festen Methoden arbeitenden Wissenschaft gegenüber einem Gebiete, durch das noch nicht so feste, aber auch noch nicht so ausgetretene Wege hindurchführen. Es ist uns von einer nichtbayerischen Universität der Fall bekannt, daß ein nunmehr schon einige Zeit verstorbener Vertreter der klassischen Philologie sich nicht scheute, vor dem Besuche der Vorlesungen seines archäologischen Collegen zu warnen, obwohl dieser einer der besonnensten und angesehensten Forscher auf seinem Gebiete war. Aber auch wo derartige extreme Ansichten in den Kreisen der Altphilologen nicht vorhanden sind, wird es ohne einigen Zwang zum Studium der Archäologie nicht abgehen.

Trotzdem konnte man sich in Dresden nicht entschließen, die Archaologie einfach und rundweg als Prüfungsgegenstand zu fordern, einmal, weil man von einer Erschwerung des philologischen Examens zurückscheute, und dann, weil zu dem Eindringen in die Archäologie eine eigene Begabung nöthig sei, die nicht von jedem verlangt werden könne. Auf diesen zweiten Einwand erwiderte der Vertreter Bayerns mit Recht, daß auch zur geschmackvollen Erklärung der Dichter ein wenig Veranlagung gehöre, die nicht jedem guten Philologen eigen ist, und daß man ja übrigens im Examen jede billige Rucksicht nehmen könne. Es kam endlich eine Resolution zu Stande, die die Regierungen auffordert, in den Prüfungsordnungen für Candidaten des höheren Schulfaches wenigstens insoweit auf die Archäologie Rücksicht zu nehmen, daß die Prüflinge sich mit ihren Elementen bekannt gemacht haben müssen, und daß solche Studirende, die sich aus Anlage und Neigung eingehender mit diesem Thema beschäftigt haben, ihr erweitertes Wissen im Examen zur Geltung bringen können.

Es ist zu bedauern, daß die Versammlung sich nicht entschließen konnte, der Resolution eine energischere Fassung

Digitized by Google

zu geben, da doch alle Einwände dem in Bayern erprobten Zustande gegenüber hinfällig sind. Es ist das um so mehr zu bedauern, als nach einer Mittheilung des preußischen Vertreters gerade jetzt in Preußen eine neue Prüfungsordnung vorbereitet wird. Unsres Erachtens lassen sich die Vertreter der humanistischen Bildung eine nicht zu verachtende Waffe im Kampfe gegen die Angriffe der Nützlichkeitsfanatiker entgehen, wenn sie die angebotene Hülfe der Archäologie nicht in größtmöglichem Umfange annehmen. Der culturbildende Factor des Künstlerischen ist nirgends größer gewesen, als in der Antike. Er hat unsrer Jugenderziehung bisher nahezu völlig gefehlt. Möge man sich zu seiner Einführung nicht bei dem halben Schritte begnügen, der jetzt in Dresden gethan worden ist, sondern möge man bald Bayern den ganzen Schritt nachthun und in der antiken Kunst die unumgängliche Ergänzung anerkennen, ohne deren Kenntniß derjenige nicht auskommen kann, der unsrer Jugend den Culturinhalt der Antike vermitteln will.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Die internationale Lepraconferenz zu Berlin. Die mit der Conferenz verbundene wissenschaftliche Ausstellung im kaiserlichen Gesundheitsamt weist sehr interessante Objecte auf. Sie setzt sich ausschließlich aus Zusendungen zusammen, welche die wissenschaftlichen Forscher für einander selbst bestimmt haben, und unterscheidet sich deßhalb vortheilhaft von ähnlichen Veranstaltungen, wo Reclamemedicin und mercantile Bestissenheit den eigentlichen Zweck der Belehrung und vergleichenden Kritik in den Hintergrund drängen. Aus dem königlichen Museum für Völkerkunde hat Geheimrath Virchow, dessen 76jähriger Geburtstag nun der Conferenz freundliche Ehrung erfuhr, altperuanische Thonfiguren ausgestellt, an denen die Spuren von Lepraerkrankungen zu sehen sind und die auf das genaueste mit den Lepraformen von heute übereinstimmen. Es weist dieser Umstand darauf hin, daß selbst in so entfernten Ländern und Zeiten der Aussatz die Aufmerksamkeit längst untergegangener Culturvölker zu plastischen Darstellungen angeregt hat. Bekanntlich hat auch Virchow in einem meisterhaften Bilde Holbeins, das sich in der Münchener Galerie befindet, die Wiedergabe eines Leprösen erkannt, und in der Erinnerung an diese Entdeckung hat die Bruckmann'sche Verlagsanstalt Reproductionen jenes in doppelter Beziehung berühmt gewordenen Bildes ausgestellt. Die Ordnung der ausgestellten Gegenstände, welche Regierungsrath Dr. Köbler besorgt hat, wird von allen Seiten als musterhaft gerühmt. Ueberhaupt ist die Stimmung der Conferenzmitglieder ungewöhnlich gehoben. — Am Mittwoch wurde unter vielen anderen sachlichen Themata vorwiegend die Rolle der Erblichkeit behandelt und es stellte sich heraus, daß die früher allgemein geltende Theorie von der Erblichkeit der Lepra als ein im großen und ganzen überwundener Standpunkt zu gelten habe. — Am Donnerstag war auf besondere Einladung seitens der Conferenz eine Reihe hervorragender innerer Kliniker und Neurologen erschienen, die sich auf das lebhafteste an der Debatte betheiligten, unter ihnen in erster Linie Professor Jolly und Oberarzt Dr. Lenhr. Die Verhandlungen gipfelten in der Discussion über die Heilfähigkeit durch ärztliche Kunst, insbesondere durch die Serum-Therapie des Aussatzes. Aus den Vereinigten Staaten von Columbien sind Dr. v. Carrasquilla und der Director des dortigen Instituts für Serum-Therapie, Dr. Olaja Lawerbe, speciell auch Berlin gekommen, um ihre dort gewonnenen günstigen Eindrücke der Kritik des hier versammelten Areopags von Autoritäten vorzulegen. Es wurde von keiner Seite geleugnet, daß unzweideutige Besserungen durch das aus Pferdeblut gewonnene Serum bei Lepra erzeugt werden können, aber die aus zahlreichen Nachprüfungen gewonnenen Ansichten der Mehrheit aller Anwesenden gingen entschieden dahin, daß es sich dabei keineswegs um eine Heilung, sondern lediglich um eine vorübergehende Besserung des Zustandes der Kranken handle, wie sie auch nach anderen, inzwischen bereits vergessenen Mitteln vor sich gehen kann. Donnerstag Abend veranstaltete die Berliner Dermatologische Gesellschaft zu Ehren der Conferenz eine Festsitzung im Langenbeckhause. — Der Sitzung vom Freitag, der vorletzten der Conferenz, wohnte der Reichskanzler Fürst Hohenlohe bei. Den Verhandlungsgegenstand bildete die Absperrung der Lepra-Kranken und die dazu nöthigen gesetzlichen Maßregeln. Es sprach zuvörderst Armauer Hansen, Director des Lepra-Hospitals in Bergen. Er hat auf Grund der Erfahrungen, daß die Lepra bei Durchführung der Absperrung abnimmt, schon 1872 vorhergesagt, wie viele Kranke 1885 noch vorhanden sein würden, und die Ansage hat sich fast buchstäblich erfüllt, so daß er sich jetzt berechtigt fühlt, zu behaupten, daß mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts die Lepra aus Norwegen verschwunden sein wird. Mache man sich die norwegischen Erfahrungen zu Nutze, so werde man überall rasch mit der Lepra fertig werden. Für diejenigen Kranken, deren Umgebung nicht genügend vor Berührung mit ihnen geschützt werden kann, ist zwangsweise Absperrung erforderlich. In Amerika, wo eine weit strengere Reinlichkeit herrscht als in den meisten europäischen Ländern, konnte die Lepra trotz vieler beispielsweise aus Norwegen eingewanderter Aussätziger noch keine Verbreitung finden. Die Erblichkeit der Krankheit bestreitet der Redner. Dehio-Dorpat berichtete über den Stand des Aussatzes in den russischen Ostseeprovinzen. Die Bekämpfung hat hier erst seit fünf Jahren begonnen und ist noch jetzt zum großen Theile auf freiwillige Beiträge des Vereins zur Bekämpfung des Aussatzes angewiesen. Zwang zur Absperrung besteht nicht; jedoch hofft man durch den Einfluß der Behörden und der Presse, ebenso wie in Norwegen, zu einer freiwilligen Absonderung zu gelangen. Besnier-Paris hielt die Absperrung nicht für nöthig. Genaue ärztliche Ueberwachung, verbunden mit der Wachsamkeit der Umgebung selbst, genügen nach seiner Meinung. Es sprachen weiter Kinyann, Vertreter der Vereinigten Staaten, und Lassar (Berlin). Sodann verließ der Reichskanzler die Versammlung unter Worten des Dankes und der Anerkennung für die Thätigkeit der Conferenz. Nach einer Erholungspause sprach Oberstabsarzt Professor Kirchner vom Cultusministerium. Es sei die Begründung eines Vereins zur Bekämpfung des Aussatzes bei uns zu empfehlen, der die Thätigkeit der Behörden ebenso ergänzt, wie es der Verein vom Rothen Kreuz hinsichtlich der Verwundeten im Kriege thut. Thlebierge-Paris machte auf die Gefahren aufmerksam, die durch die aus den Colonien zurückkehrenden Beamten, Militärs, Seeleute u. s. w. hinsichtlich Einschleppung der Lepra entstehen können. Sederholm-Stockholm berichtet über den Stand des Aussatzes in Schweden, Generalsecretär Ehlers über die Bekämpfungsmaßregeln in Island, Alvarez, Delegirter der hawaii'schen Regierung, über die Lage des Aussatzes in Hawaii. v. Bergmann empfahl Begründung von Vereinen zur Unterstützung der Familien solcher, die in Leprahospitälern untergebracht sind. Nachdem noch einige andere Mitglieder des Congresses kurze Bemerkungen gemacht, wurden verschiedene Anträge formulirt, über die aber eine Einigung vorläufig noch nicht erzielt werden konnte. Im allgemeinen traten zwei Richtungen hervor, von denen die eine mit ihrem Hauptvertreter Hansen (Bergen) für möglichste Ausdehnung des Absperrungszwanges ist, während die andere, hauptsächlich vertreten durch Besnier (Paris), die strenge Absonderung nur dort angewandt wissen will, wo die Krankheit massenhaft auftritt und der in der Anwendung der größten Reinlichkeit liegende Schutz gegen die Ansteckung nicht vorhanden ist. In der am Sonnabend stattfindenden Schlußsitzung soll über die eingebrachten Anträge, von denen auch einer auf die Einsetzung eines ständigen Lepracomités hinzielt, ohne weitere Discussion abgestimmt werden.

* Ueber die Verbreitung der Lepra auf der Balkanhalbinsel hat der bekannte Lepra-Specialist Dr. Ehlers in Kopenhagen in einem Aufsatz, der soeben in dem „Bulletin de la Société française de dermatologie“ erschien, interessante Angaben veröffentlicht. Dr. Ehlers befand sich gerade während des griechisch-türkischen Kriegs auf einer Studienreise nach dem Balkan und konnte ebenso in Konstantinopel wie in Griechenland, Montenegro, Dalmatien und Bosnien das Vorhandensein von Aussatzkranken feststellen. Leider mußte er auch die Wahrnehmung machen, daß infolge der mangelnden Vorkehrungen der Behörden die fürchterliche Krankheit sich langsam, aber stetig in jenen Gegenden ausbreitet. Häufig erkennen die einheimischen Aerzte gar nicht rechtzeitig das Uebel, da es ja bekanntlich unter den verschiedensten Formen auftritt. Dr. Ehlers, der in jenem Aufsatz einige besonders merkwürdige Fälle von Aussatz, die er im Norden Griechenlands beobachten konnte, aufführt, weist mit Recht darauf hin, daß nicht nur das Zuströmen der thessalischen Flüchtlinge nach Griechenland, sondern auch der Aufenthalt der fremden Besatzungstruppen auf

Kreta große Gefahren hinsichtlich der Weiterverbreitung der Lepra in sich bergen. Auf der letztgenannten Insel sind bereits stellenweise ganze Dörfer vom Aussatz heimgesucht.

* **Würzburg.** Ein Freund der christlichen Poesie hat der theologischen Facultät der hiesigen Universität letztwillig ein Capital von 4000 M. zur Verfügung gestellt, dessen Zinsen alle fünf Jahre an den Verfasser eines verdienstvollen Werkes aus dem Gebiete der christlich-religiösen Dichtkunst verliehen werden sollen. Der Preis wird alle fünf Jahre, von 1896 an gerechnet, von der theologischen Facultät der Universität Würzburg im Mai verliehen.

* **Stuttgart.** Der Präsident des hiesigen evangelischen Consistoriums, Frhr. v. Gemmingen, ist aus Anlaß seines 70. Geburtstages von der evangelisch-theologischen Facultät der Universität Tübingen zum Ehrendoctor ernannt worden.

* **Wiesbaden.** Zum Vorsteher des hiesigen Museums nassauischer Alterthümer wurde Dr. Ludwig Pallat von hier ernannt.

* **Marburg.** Der bisherige Privatdocent der Geschichte in Göttingen Dr. Karl Brandi ist als Professor an die hiesige Universität berufen worden.

* **Göttingen.** Dem Privatdocenten der Medicin an der hiesigen Universität Dr. August Cramer ist der Professortitel verliehen worden.

* **Bonn.** Als ordentlicher Professor der Mathematik ist der bisherige außerordentliche Professor in Gießen Dr. Lothar Heffter an die hiesige Universität berufen worden.

* **Berlin.** Die Bibliothek des verstorbenen Professors Gehrimraths Wattenbach wird voraussichtlich dem Cultusministerium zum Kauf angeboten werden. Wie die „Berliner Wissensch. Corr." aus der Familie Wattenbach nahestehenden Kreisen erfährt, soll die Wittwe zur Veräußerung der Bibliothek an das Cultusministerium geneigt sein, jedoch mit der Bedingung, daß die Bibliothek von dem Cultusministerium dem Historischen Seminar, dessen Director seinerzeit Wattenbach war, überwiesen werde. — Im kgl. Geodätischen Institut ist der bisherige ständige Mitarbeiter Professor Dr. L. Krüger zum Abtheilungsvorsteher, der bisherige wissenschaftliche Hülfsarbeiter Dr. F. Kühnen zum ständigen Mitarbeiter und der Astronom B. Wanach zum wissenschaftlichen Hülfsarbeiter befördert worden.

* **Zürich.** Der Professor der kriegswissenschaftlichen Abtheilung am hiesigen Polytechnikum, Oberst z. D. Rothpletz, ist gestorben.

* **Krakau.** Der außerordentliche Professor Dr. Leo Wachholz wurde zum ordentlichen Professor der gerichtlichen Medicin an der hiesigen Universität ernannt.

G. **Aus Rußland.** Die Akademie der Wissenschaften in Petersburg vertheilte in ihrer öffentlichen Sitzung vom 1. October zum siebenzehnmale die Preise der Metropolit Makarius-Stiftung. Einen vollen Preis, 1500 Rubel, erhielt A. A. Z. Ismailowski für das Werk „Die Fruchtbarkeit des Bodens und das Grundwasser", zwei halbe Preise, zu 1000 Rubel, erhielten der inzwischen verstorbene Professor N. A. Ljubimow für seine „Geschichte der Physik" und der frühere russische Gesandte in Brasilien, A. S. Jonin, für sein Werk über „Südamerika". Sieben Werke wurden mit einer „ehrenvollen Erwähnung" bedacht. — In der Nacht zum 30. September starb in Waeschnu der ehemalige Chef der Militärärztlichen Akademie Dr. A. M. Bykow. Unter seiner Verwaltung wurde, wie die „Nowoje Wremja" in ihrem Nekrolog schreibt, die Akademie so gänzlich umorganisirt, daß sie sich den Ruf einer der ersten medicinischen Bildungsstätten in Rußland erwarb.

* **Groningen.** Zum Professor der Arzneilehre und Toxikologie an der hiesigen Universität wurde Dr. J. J. Cytman aus dem Haag berufen.

* **Rom.** Leopardi's literarischer Nachlaß, von dem schon berichtet wurde (s. Nr. 200 der Beilage), daß er von den bisherigen Besitzern, den Erben Ramieri's, des bekannten Freundes des Dichters, versetzt worden war und auf dem Wege der Zwangsenteignung von der italienischen Regierung erworben werden mußte, ist jetzt im hiesigen Unterrichtsministerium eingetroffen, und der Minister, Graf Cosoronchi, hat sofort eine Commission ernannt, um die Manuscripte prüfen zu lassen und zu entscheiden, welche derselben zur Veröffentlichung sich eignen. Dieser Commission gehört auch Giosuè Carducci an.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Die deutsche Sprache.

Von

August Schleicher.

Fünfte Auflage. (Unveränd. Abdruck.)

Preis geheftet 7 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

☞ **Gratis und franco** ☜ versendet an **Bücherliebhaber**

Heinrich Schöningh's Antiquariat

Münster i. W.

Lagerkatalog Nr. 50:

[Handschriften, Stammbücher, Alte Drucke u. Illustr. Werke. Alte Medicin. Curiosa. Alte Städte-Ansichten und Portraits (5000 Nummern)]. (15902)

Wichtige kunstgeschichtliche Neuigkeit:

Oberitalische Plastik

im frühen und hohen Mittelalter

von

Max Gg. Zimmermann.

gr. 4°. VII u. 208 Seiten.

Mit 66 Abbildungen nach Originalphotographien, darunter 28 ganzseitig, 38 im Text.

Preis 30 Mark.

Prospekte mit Text und Bildproben kostenlos durch jede Buch- oder Kunsthandlung oder unmittelbar vom Verleger (15841)

A. G. LIEBESKIND in LEIPZIG.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1897. 120. Band. Achtes Heft.

Inhalt: Alte Wandmalereien in der Frauenkirche zu Memmingen. (Fortsetzung.) — Römische Jubiläumserinnerungen des Jahres 1897. — Der Antagonismus zwischen England und Amerika. — Vom österreichischen Kriegsschauplatze. — Das Staatslexikon der Görresgesellschaft. — Zeitläufe. Der Friede von Tophane und seine Bedeutung. — Der Vater des Deismus. — Päpstliche Legaten und Nuntien von 1550 bis 1559. (15839)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Dramatische Dichtungen

von

Hermann Lingg.

Gesamt-Ausgabe.

Inhalt: Die Cutilinarier. — Korsar und Doge. — Die Bregenzer Klause. — Die Frauen Satonas. — Cäsilie. — Högoie letzte Heerfahrt.

Preis geheftet 4 Mark. — Elegant gebunden 5 Mark.

Durch das Erscheinen dieser gesammelten dramatischen Dichtungen wird das Bild von Hermann Lingg's poetischem Schaffen in erfreulicher Weise vervollständigt. Die Dramen sind sämtlich mit bestem Erfolge aufgeführet und werden bei ihrem hohen literarischen Werte allen Anhängern der idealen Richtung auch als Lektüre großen Genuß bereiten.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Jahrgang 1897. München, Montag, 18. October. Nummer 235.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ein Augsburger Bischof im Zeitalter der Reformation. Von Dr. Heinrich Groß. — Die Bühne und die deutsche Aussprache. Von Prof. F. Kluge. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ein Augsburger Bischof im Zeitalter der Reformation.

Von Dr. Heinrich Groß.

Das Leben und Wirken Christophs v. Stadion, eines der hervorragendsten Bischöfe von Augsburg, in Kürze erschöpfend zu behandeln, ist ebenso schwer, wie ein großes Bild in einen räumlich kleineren Rahmen zu fügen. Sein Name ist mit der Geschichte der Reformation, wenigstens soweit sie Augsburg betrifft, so eng verknüpft, daß man fast die letztere erzählen müßte, um seine Bedeutung ins rechte Licht zu stellen. Die Reproduction der Verhandlungen der verschiedenen Reichstage und schwäbischen Bundestage, an denen er in seiner Eigenschaft als Bischof oder als kaiserlicher Commissär theilgenommen hat, würde ein stattliches Buch ausfüllen. Ich suche meine Aufgabe vielmehr darin, eine knappe Skizze seiner öffentlichen Thätigkeit zu entwerfen, die uns in den Stand setzt, über seinen Charakter ein sicheres Urtheil zu fällen.

Die Ansichten über Christoph v. Stadion gingen von jeher weit auseinander. Die einen rühmten seine Friedensliebe, die anderen hielten sie für Schwäche. Erasmus nannte ihn „die Zierde der Bischöfe seines Zeitalters". Papst Hadrian IV. pries seine Tugenden, vor allem seinen brennenden Eifer für den Glauben, der Cardinal Matthäus Lang dagegen warf ihm Wankelmuth vor. Der Humanist Bruschius rühmt in seiner „Sylva" seine evangelische Gesinnung, vergleicht ihn aber mit Nicodemus, dem schüchternen Freunde Jesu, der aus Furcht vor dem Synedrium zu Jerusalem, dessen Mitglied er gewesen ist, nur des Nachts zu Jesu gekommen ist. Zapf hat ihm ein schönes biographisches Denkmal gesetzt (Zapf, Christoph v. Stadion, Zürich 1799), es aber dadurch entstellt, daß er ihm nachsagte, er habe sich in seiner öffentlichen Thätigkeit ganz und gar von seiner Umgebung beeinflussen und bestimmen lassen und sei in seiner Stellung zur Reformation nicht seiner Ueberzeugung, sondern der Rücksicht auf die reichen Einkünfte seines Bisthums gefolgt. Dieses Urtheil ist entschieden einseitig. Zu einer gerechten Würdigung desselben gelangen wir nur, wenn wir ohne jede Voreingenommenheit an die geschichtlichen Thatsachen herangehen und nur sie sprechen lassen. Die Erkenntniß der gewaltigen Bewegung der Zeit, in der Christoph v. Stadion gelebt hat, dient am besten zur Rechtfertigung dessen, was etwa an ihm auszusetzen wäre.

Christoph v. Stadion stammte aus der alten schwäbischen Adelsfamilie v. Stadion. Ein Glied dieser Familie betheiligte sich im Jahre 1080 an einem Turnier in Augsburg. Mehreren Rittern dieses Namens begegnen wir im 12. Jahrhundert bei verschiedenen Ritterturnieren. Aus derselben Familie sind einige verdienstvolle Staatsmänner, die Grafen v. Stadion, hervorgegangen, deren politische Wirksamkeit bis zur Mitte unsres Jahrhunderts herabreicht. Es dürfte auffallen, daß sich der Sproß eines berühmten Adelsgeschlechts, das sich durch seine Tapferkeit ausgezeichnet hat, entschließen konnte, das Schwert mit dem Brevier und den Harnisch mit dem geistlichen Gewande zu vertauschen. Allein in jener Zeit waren ja die Fälle, daß Edelleute sich dem Priesterstande widmeten, überaus häufig. Im Ausgange des Mittelalters betrachtete der niedere Adel in mehreren Diöcesen das Canonicat als seine Domäne, während der höhere Adel die bischöflichen und erzbischöflichen Stühle einnahm. Thomas Murner sagt in seiner „Narrenbeschwörung" von 1508:

„Abee seyt der Tüfel hat
Den Adel bracht in Kirchenstaat,
Seyt man kein Bischof mehr wil han,
Er sey denn ganz ein Edelmann.

Dee Tüfel hat vil Schnh zerrißen,
Eh, daß er solch's hat durchgebißen,
Daß dee Fürsten Kinder all'
Die Insel tragen soll'n mit Schall."

In Augsburg hat das Domcapitel 1474 den Beschluß erneuert, keinen Nichtadeligen, namentlich keinen Augsburger Bürgerssohn aufzunehmen. Als Matthäus Lang, der spätere Cardinal und Erzbischof von Salzburg, der Sohn eines Augsburger Patriciers, im Jahre 1500 auf Verwendung des Kaisers Maximilian in Augsburg zum Dompropst ernannt wurde, protestirte das Domcapitel unter Hinweis auf seine Statuten überaus heftig gegen diese Ernennung und ließ sich erst durch die Intervention des Papstes beschwichtigen. Von den 66 Männern, welche nacheinander den bischöflichen Stuhl von Augsburg seit dem Ende des 6. bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts eingenommen hatten, waren 47 Adelige, darunter 1 Baron, ein Truchseß, 16 Grafen, 2 Fürstensöhne, 2 Herzoge, 1 Erzherzog und ein königlicher Prinz, nämlich Clemens Wenzeslaus (1739—1812), königlicher Prinz von Polen und Lithauen, Herzog zu Sachsen, k. k. österreichischer General und dann Erzbischof von Trier und zugleich Bischof von Augsburg und daneben gefürsteter Propst von Ellwangen, gefürsteter Abt von Prüm und, damit er keine Nahrungssorgen habe, zugleich Canonicus von Köln.

Christoph v. Stadion soll seine Wahl zum Bischof von Augsburg im Jahre 1517 den Fuggern verdankt haben, die sich für ihn bei dem Papste Leo X. verwendeten, dem sie, um ihrer Empfehlung den nöthigen Nachdruck zu geben, eine große Summe Geldes sandten. Der Augsburger Domherr Bernhard Adelmann von Adelmannsfelden ist es, der seinem Freunde Willibald Pirkheimer in Nürnberg in einem Briefe diesen Act der Simonie gemeldet hat, mit dem Bemerken, daß er allein, wenn er gewollt hätte, die Wahl Christophs v. Stadion hätte hintertreiben können. An dieser Geschichte sind drei

Digitized by Google

Dinge wahr, erstens, daß der Papst Leo X., der prachtliebende und verschwenderische Mediceer, viel, sehr viel Geld gebraucht hat und sich für das Pallium ansehnliche Summen zahlen ließ, so z. B. von dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, als derselbe (1514) zum Erzbischof und Kurfürsten von Mainz erhoben wurde, 30,000 Gulden; zweitens, daß die Augsburger Fugger viel, sehr viel Geld hatten und den gewählten kirchlichen Würdenträgern mitunter, so z. B. dem genannten Albrecht, die Palliengelder leihweise vorstreckten, deren Uebersendung an den Papst sie vermittelten; und drittens, daß die Fugger mit ihrem Einflusse in Rom prahlten und wohl auch von der Wahl Christophs v. Stadion mit Gönnermiene redeten. Bernhard Adelmann war eines der gelehrtesten Mitglieder des Augsburger Humanistenkreises, aber er scheint nicht die Anerkennung gefunden zu haben, die er erwartet hat und war darüber verbittert. Im Jahre 1505, bei der Augsburger Bischofswahl nach dem Tode Friedrichs II. von Zollern, fiel er durch, obwohl sich seine Freunde die größte Mühe für ihn gaben, und im Jahre 1517 wurde er bei der Bischofswahl gänzlich übergangen. Darüber grämte er sich und sprach sich daher voller Gereiztheit über den neu gewählten Bischof aus und scheute sich nicht, den Klatsch der Augsburger Weinstuben nachzuerzählen. Für diese Wahl wird noch ein anderer Grund angegeben. Christoph v. Stadion hatte eine Nichte, die Tochter seines Bruders Hans, und diese Nichte war die Frau des Augsburger Patriciers Hans Baumgärtner, dessen Mutter die Tochter von Georg Fugger war. Letzterer sei nun für die Wahl Christophs v. Stadion eingetreten, um einen Bischof in seiner Verwandtschaft zu haben. Die Geschichte dieser Nichte ist aber eine Ente, welche Zapf, der Biograph Christophs v. Stadion, in dem Bücherstaube seiner Bibliothek ausgebrütet hat. Wie wenig Christoph v. Stadion sich den Fuggern zu Dank verpflichtet fühlte, geht wohl am besten aus folgender Thatsache hervor. Jakob Fugger kaufte 1518 vom Papste Leo X. das Patronatsrecht über das Collegialstift zu St. Moritz, wogegen der neue Bischof mit seinem Domcapitel, freilich vergeblich, in der heftigsten Weise remonstrirte. Der große Eifer, den der Bischof dabei an den Tag legte, spricht gerade nicht dafür, daß er sich einige Monate vorher bei seiner Wahl der Protection der Fugger erfreut hat.

Wir kommen der Wahrheit wohl näher, wenn wir annehmen, daß Christoph v. Stadion seine Erhebung zum Bischof seinen persönlichen Vorzügen, besonders seinen großen Geistesgaben verdankte. Sehen wir uns zuvörderst seinen Bildungsgang an. Christoph, Sohn des Nikolaus v. Stadion, im Jahre 1478, wahrscheinlich in Schelklingen in Württemberg geboren, bezog bereits im Alter von 12 Jahren die 1477 gegründete Universität Tübingen, wurde 1491 Baccalaureus und 1494 Magister, ging in demselben Jahre nach Bologna, damals der berühmtesten Rechtsschule, widmete sich daselbst 6 Jahre hauptsächlich dem Studium des geistlichen Rechts und kehrte mit humanistischer Bildung und reichen Kenntnissen ausgestattet im Jahre 1500 als Dr. juris nach Deutschland zurück. Er widmete sich nun dem geistlichen Stande und stieg rasch in ihm von Stufe zu Stufe. Er wurde 1507 Domherr in Augsburg, bald darauf Officialis, 1515 Domdekan, geistlicher Rath des Cardinals Lang und zugleich kaiserlicher Rath, nicht lange darauf Coadjutor des Bischofs Heinrich von Lichtenau und 1517 nach dessen Tode, vom Domcapitel einstimmig gewählt, sein Nachfolger.

Alle die Lobeserhebungen wiederzugeben, die ihm von den zahlreichen Gelehrten zu theil wurden, welche ihm ihre Werke gewidmet haben, würde uns zu weit führen. Solche Dedicationen pflegen übrigens mit den Schmeicheleien nicht zu geizen, namentlich wenn sie in jenem eleganten Latein geschrieben sind, in dem oft die Schönheit der Phrase die Treue des Gedankens überwiegt. Das gilt zum Beispiel von dem im ciceronianischen Stile geschriebenen Briefe des Erasmus an Christoph v. Stadion, in dem er diesem die von ihm edirten Homilien des berühmten Chrysostomus gewidmet hat, mit dem er ihn vergleicht. Der gelehrte Leopold Dick rühmte seine Achtung vor der Wissenschaft und deren Lehrern, sowie seine außerordentliche Friedensliebe, Freigebigkeit und Mildthätigkeit. Die Spuren dieser Eigenschaften finden wir in seinem bischöflichen Wirken auf Schritt und Tritt. Er entsprach ganz der Ermahnung des bekannten Johann Eck, der ihn zu den größten Gelehrten seiner Zeit rechnete und in einem Briefe, in dem er ihm sein Werk über Dyonisius Areopagita gewidmet hat, aufforderte, nach der Vorschrift der Apostel tugendhaft zu leben, nicht für die Pracht, sondern für das Heil seiner Diöcese zu sorgen und mehr über die Heerde des Herrn als über die Renten und Einnahmen zu wachen. Der sehr gelehrte Johann Altensteig in Mindelheim, der seinen Bischof, auf dessen Veranlassung er die Augsburger Diöcese visitirte, näher gekannt hat, pries seinen streng sittlichen Lebenswandel, seine außerordentlichen geistigen Fähigkeiten, namentlich sein Gedächtniß, schnelle Auffassung, Geschicklichkeit in den Geschäften, seine Rechtskenntnisse und seine große Gelehrsamkeit.

Seine von allen Seiten gepriesene Gelehrsamkeit war schwerlich bloß theologisch und juristisch. Daß er während seines mehrjährigen Aufenthaltes in Italien von dem Flügelschlag der mächtigen geistigen Bewegung, die von dort ausgegangen ist, ganz unberührt geblieben sei, ist kaum anzunehmen. Er hat sich doch wohl nicht 6 Jahre lang in das Studium des trockenen Rechts vergraben, sondern der Anregung seiner Umgebung folgend, seine Aufmerksamkeit auch der altclassischen Literatur zugewandt, deren sorgfältige Pflege ein wesentlicher Bestandtheil des Humanismus war, der im Anfange des 16. Jahrhunderts in Deutschland einen so mächtigen Aufschwung nahm. In Augsburg schaarte sich um diese Zeit um den berühmten Stadtschreiber Conrad Peutinger (1465—1547) unter dem Namen societas litteraria ein Kreis von Humanisten, die selbst schriftstellerisch thätig waren oder durch ihre Anregungen oder durch materielle Opfer die verschiedenen wissenschaftlichen Bestrebungen förderten. Zu diesem Kreise gehörten mehrere gelehrte Domherren und andere geistliche Herren, zu denen Christoph v. Stadion vermöge seiner Stellung in näherer Beziehung stand. Ueber seine Beziehung zu Peutinger selbst, dem Einigungspunkte der strebsamen Geister jener Zeit in Augsburg, ist absolut nichts bekannt. Ihr Verhältniß zu einander scheint eher gespannt gewesen zu sein. Das wäre wohl erklärlich, da doch Peutinger vermöge seiner dienstlichen Stellung die Interessen der Stadt Augsburg vertrat, die nur zu oft mit denen des Bischofs collidirten, der der mächtigen freien Reichsstadt gegenüber eine völlig souveräne Stellung einnahm.

Eines der sichtbaren Merkmale dieser Souveränität bestand in dem Rechte, Münzen zu prägen, welches die Bischöfe von Augsburg von jeher ausschließlich besessen haben, wenn auch ihre Münzmeister vom Augsburger Rath in Eid und Pflicht genommen wurden und die von ihnen geprägten Münzen das Augsburgische Stadtpyr trugen. Der Bischof Friedrich v. Zollern wird in einem Münzvertrage mit der Stadt von 1497 „Herr der Münze zu Augsburg“ genannt. Im Jahre 1509 hat Graf Eberhard von Königstein mit Genehmigung des Kaisers die ihm verliehene Reichsmünze von Basel nach Augsburg verlegt. Im Jahre 1521 erhielt die Stadt Augsburg auf dem Reichstage zu Worms durch Vermittlung des daselbst anwesenden Peutinger vom Kaiser Karl V. das Münzrecht, das sie auch

Digitized by Google

behauptete, trotz der jahrelangen Reclamationen und heftigen Beschwerden, welche Christoph v. Stadion beim Schwäbischen Bunde und bei dem Reichsregiment darüber führte. Der genannte Bischof hat von da an keine Münzen mehr geprägt. Diese bischöflich-städtische Differenz, zu der später viel ernstere hinzukamen, mag wohl dazu beigetragen haben, die beiden genannten Männer einander zu entfremden, so verwandt sie auch sonst einander in ihrer Geistesrichtung waren.

Beide Männer huldigten den Bestrebungen der älteren Humanisten, die bei aller Begeisterung für das classische Alterthum, bei allem Eifer, mit dem sie sich dem Studium desselben hingaben, noch unentwegt auf dem Boden des altkirchlichen Glaubens standen, während die jüngeren Humanisten wie Conrad Mutian, Crotus Rubianus aus der Erfurter Schule, und Bebel, der Verfasser der schlüpfrigen Facetien, aus der castalischen Quelle der antiken Literatur jene Lebensweisheit schöpften, die sie immer mehr und mehr dem altkirchlichen Glauben entfremdete. Hat sich doch der Humanist Jakob Locher, genannt Philomusos, nicht gescheut, die Sprüche Juvenals den Wahrheiten des Evangeliums als völlig gleichwerthig an die Seite zu stellen. Einen ganz ähnlichen Ausspruch findet man bei Erasmus, daß die Schriften der Griechen und Römer ebenso wie die Bibel vom heiligen Geiste eingegeben seien. Ulrich v. Hutten nannte Erasmus den deutschen Sokrates und sich selbst seinen Alcibiades. Dieser Vergleich ist nur im zweiten Theile richtig. Ulrich v. Hutten war der literarische Alcibiades des 16. Jahrhunderts, aber Erasmus war kein Sokrates. Dazu fehlte ihm, was wir an dem griechischen Weltweisen bewundern, die Geradheit und Offenheit des Charakters. Er hat giftige Pfeile gegen die herrschende kirchliche Lehre geschleudert und gab sich doch den Anschein streng katholischer Gesinnung. Ueber Luther hat er sich bald lobend, bald tadelnd ausgesprochen. Der Ausdruck seiner religiösen Gedanken ist diplomatisch und zweideutig. Luther spricht von dessen „Wankelworten" und sagt von ihm: „Wenn man meint, er habe viel gesagt, so hat er nichts gesagt, denn alle seine Schriften kann man ziehen und deuten, wie und wohin man will." Christoph v. Stadion nennt ihn in einem Briefe an den Bischof Nausea von Wien vom Jahre 1537 „den Fürsten der Gelehrsamkeit und seinen vortrefflichen Lehrer, von dem er einen nicht geringen Theil des christlichen Unterrichts erhalten habe". Er war sein Schüler in dem Sinne, daß er aus der lebhaften Correspondenz, die er mit ihm geführt hat, manche Anregung und Belehrung geschöpft hat. Der Einfluß, den Erasmus auf Christoph v. Stadion ausübte, erklärt uns manches in der Stellung, welche letzterer in der großen religiösen Bewegung eingenommen hat, welche bald nach dem Antritt seines Bisthums angebrochen ist. Wir gewahren in seinem Verhalten zur Reformation dieselbe Unsicherheit und Unentschiedenheit und dasselbe Schwanken wie bei Erasmus, dieselbe Hinneigung zu den neuen religiösen Ideen und dasselbe treue Festhalten an der alten römisch-kirchlichen Lehre. Christoph v. Stadion ist die Copie nicht des Philologen, sondern des humanistischen Theologen Erasmus en miniature.

Erasmus hat in seiner berühmten, satirischen Schrift Encomium moriae „Lob der Narrheit", die bereits 1509 und 1514 mit den Randzeichnungen von Hans Holbein erschienen ist, die socialen Gebrechen seiner Zeit gegeißelt. Er verschonte keinen Stand, goß aber die ganze Lauge seines kaustischen Witzes über die Fehler des Klerus aus, die Prunksucht der Päpste, die weltliche Ueppigkeit der Bischöfe, die Unwissenheit der Geistlichen und die Entartung des Mönchthums. Zum Theil dasselbe, nur in würdigerer, ernsterer Weise, wie es einem Bischofe geziemt, that Christoph v. Stadion in der meisterhaften Rede, mit der er am 1. October 1517 die Synode in Dillingen eröffnete. Er entwarf ein sehr düsteres Bild von der Sittenverderbniß der Priester, dem unzüchtigen Leben derselben, dem Mangel an wahrer Frömmigkeit und deren geringem Wissen. „Die Bischöfe," sagt er, „fröhnen der Schwelgerei. An ihren Tafeln steht ein ganzer Schwarm von Dienern, um die erlesensten Leckerbissen aufzutragen, die besten Weine zu credenzen, die Tücher zum Abtrocknen zu reichen, einige Räucherwerke anzuzünden und die Fächer zu bewegen." Die adeligen Herren, deren es viele unter dem Klerus seiner Diöcese gegeben hat, ermahnte er, nicht stolz auf ihre Ahnen zu pochen, sondern zu beherzigen, daß ihr wahrer Adel darin besteht, Diener Christi zu sein. In den Fußstapfen seiner würdigen Vorgänger auf dem bischöflichen Stuhle von Augsburg wandelnd, erneuerte er die alten Synodalverordnungen und fügte mehrere wichtige neue hinzu.

Christoph v. Stadion hat mit der erwähnten Rede offene Thüren eingeschlagen. Man klagte damals über den sittlichen Zustand des Klerus. „Wer sich," sagte ein Sprichwort, „einmal gütlich thun will, der schlachte ein Huhn, wer ein Jahr lang angenehm leben will, der nehme eine Frau, wer es aber alle seine Lebtage gut haben will, der werde ein Priester." Dieser, sagte man, nehme von jedem Stande nur das Angenehme und fliehe das Peinliche, die ernste, schwere Arbeit. Sebastian Brant macht sich in seinem Narrenschiff darüber lustig, daß jeder Bauer in seiner Familie einen geistlichen Herrn haben will,

„Der sich mit müssig gan erner,
On arbeit leb und syg eyn her.
Des fyndt man yetz vil junger pfaffen
Die als vil künnen als die affen.
Keyn ärmer vych vff erden ist,
Dann pristerschafft, den narung ybrist;
Sie hant sunst abzug vberal,
Bischof, Vicary vnd Fiscal
Den lähenherren syn eygen fründ,
Die kelleryn vnd kleyne kynd."

Dem niederen Klerus konnte man die Unwissenheit nicht vorwerfen zu einer Zeit, da der Erzbischof von Köln (1519) sich das lateinische Beglaubigungsschreiben des englischen Gesandten erst verdeutschen lassen mußte. „Gute Bischöfe," sagt ein spanisches Sprichwort des 15. Jahrhunderts, „sind so selten wie gutes Wetter im April." Den Bischöfen, sagte das Volk, stehen Schwert und Helm besser an als Mitra und Krummstab. Die Prälaten hatten wenig Geistliches an sich. Sie hatten mit den Rittern gemein die glänzende Umgebung, das große Gefolge, das prächtige Reitzeug, den Falken auf der Faust und die Frauen in den prunkenden Gemächern. Papst Hadrian VI. (1522—1523) gesteht in einem Briefe an die deutschen Reichsstände offen ein, daß am heiligen Stuhle seit einiger Zeit arge Mißbräuche in geistlichen Dingen vorhanden seien, daß es deßhalb nicht zu verwundern ist, wenn sich die Krankheit vom Haupte auf die Glieder, von den Päpsten auf die anderen Prälaten verpflanzt hat, daß daher die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern nothwendig sei.

Dieser Dillinger Synodalrede möchte ich, si parva licet componere magnis, die in dieselbe Zeit fallende Kundgebung eines deutschen Priesters gegen einen der ärgsten Mißbräuche der römischen Kirche gegenüberstellen. Dieser deutsche Priester war kein Edelmann, sondern ein Bauernsohn, kein Bischof, sondern ein einfacher Mönch, kein kaiserlicher Rath, sondern ein simpler Professor an der kleinsten Universität der Welt und der Unterthan eines der kleinsten Fürsten in Deutschland, aber er besaß etwas, was Christoph v. Stadion gefehlt hat, eine unbeugsame, fast

erschreckende Festigkeit des Charakters. Vier Wochen nach der erwähnten Dillinger Rede am 31. October 1517 schlug Martin Luther seine Thesen gegen den Mißbrauch des Ablasses an der Schloßkirche zu Wittenberg an.

Christoph v. Stadion, der unter günstigen Auspicien sein hohes Amt angetreten hat, lernte ein Jahr später auf dem Reichstag in Augsburg den Mann kennen, dessen Auftreten ihm sein bischöfliches Wirken so furchtbar erschwert hat. Der hagere Mönch, der von Wittenberg nach Augsburg zu Fuß in gebargter Kutte gewandert war, erschien daselbst am 12. October 1518 vor dem eitlen päpstlichen Legaten, dem Cardinal Cajetan, der „die Bestie mit den glitzernden Augen und den wunderlichen Speculationen im Kopfe," die nicht unbedingt, wie er gefordert hatte, widerrufen wollte, stolz von sich stieß. Cajetans Beispiel folgend, verhielt sich Christoph v. Stadion der Lehre Luthers gegenüber völlig ablehnend. Als Caspar Aquila, Pfarrer in Inegen, diese neue Lehre mit einer fröhlichen Heirath inaugurirte, ließ er ihn mitten in den Flitterwochen ins Gefängniß werfen und gab ihn erst frei, als Maria, die Schwester des Kaisers Karl V., die spätere Gattin des Königs Christian von Dänemark, persönlich bei ihm für den Unglücklichen intervenirte. Im Jahre 1520 verbot er auf der Synode zu Dillingen strenge die Lectüre der Schriften Luthers und den Priestern die Ehe auch zur linken Hand. Am 10. November desselben Jahres publicirte er an seinen Klerus, dem Drängen Ecks nachgebend, die von demselben in Rom erwirkte päpstliche Bulle gegen Luther. Um der Ausbreitung der Lehre desselben entgegenzuwirken, berief er nacheinander mehrere tüchtige Prediger an den Dom, war aber in seiner Wahl wenig glücklich. Der Humanist Oekolampadius, der 1518 aus Basel berufen wurde, verließ seine Stellung schon nach einem Jahr und wurde später Zwingli's rechte Hand, der Melanchthon der Schweiz. Sein Nachfolger am Dom ward Urbanus Regius. Das hieß den Bock zum Gärtner machen. Hatte doch Luther von demselben gesagt, „daß er schwerlich wider seine Feinde siegen werde, wenn nicht durch des Regius' Treue und Wachsamkeit Schwaben in guter Ordnung gehalten werde". Regius verließ um 1521 seine Stellung, um später an der Kirche von St. Anna vollständig im Geiste Luthers zu wirken. Der um 1521 in seine Stelle an den Dom berufene Vögelin war ein bedeutender Mathematiker und hatte als solcher an den religiösen Controversen wenig Gefallen gefunden. Matthias Kräz, der demselben schon nach einem Jahre am Dom nachfolgte, hat durch seinen Fanatismus mehr geschadet als genützt. „Allzu scharf macht schartig."

Christoph v. Stadion scheint sich auf dem Reichstag in Worms 1521 mehr für Luther erwärmt zu haben, dessen unerschrockenes, mannhaftes Auftreten ihm, wie so vielen anwesenden Reichsständen, welche sonst seiner Lehre wenig geneigt waren, gewaltig imponirt hat. Er schloß sich trotz der überaus feindseligen Haltung des Kaisers Karl V., der in seiner starren Selbstherrlichkeit nur schwer einen Widerspruch ertragen konnte, denjenigen Fürsten an, welche es durchsetzten, daß man Luther das ihm versprochene sichere Geleite hielt, wie es die deutsche Treue erforderte. Seine mildere Stimmung galt mehr der Persönlichkeit, als der Lehre Luthers. Wir finden es daher begreiflich, daß er 1524 dem Regensburger Convent beigetreten ist, der die Ausführung des Wormser Edicts beschlossen hat. In seinem Widerstreben gegen die neue Lehre wurde er nicht wenig durch die Wahrnehmung bestärkt, daß sich dieselbe in seiner Diöcese, ganz besonders aber in Augsburg, stark ausbreitete und in dem Magistrat eine feste Stütze fand. Letzterer ging in manchen Stücken zu Gunsten der Reformation so eigenmächtig vor, daß sich Christoph v. Stadion in seiner bischöflichen Würde bis zur Unerträglichkeit verletzt fühlte und 1524 sammt seinem Domcapitel die Stadt verließ. Nicht minder gekränkt hat ihn das Vorgehen des Magistrats von Memmingen, der trotz seiner dringenden Ermahnungen und der Intervention des schwäbischen Bundestages sich weigerte, den Prediger Schappler, einen Anhänger Zwingli's, zu entlassen. In seinem Briefe an den Magistrat von Memmingen vom 1523 äußerte er sich über die Reformation in folgender Weise: „Wie vil der Luther und seine anhang anfangs von etlichen der Kirchen diener mißpreuchen und vil christenlicher und guter leren geschrieben, Sa haben Sy doch darunter so vil betrugliches gifftes eingemischt, daraus bisher keine besserung aber merung göttliches lobs, Sonder nicht anderes dann hinlessigkeit, leichtfertigkeit und ergernus gegen Gott und der welt erwachsen. Durch Luthers Lehre wurd nicht allein der ganz Christenlich glaub und geistliche Oberkeit vertruckt, Sonder auch den weltlichen Regiment aller Gehorsam entzogen."

Nach der Auffassung, welche in den letzten Worten ausgesprochen ist, schob man damals auch den Bauernkrieg der neuen Lehre in die Schuhe, während er nur durch den Mißverstand der kirchlichen Freiheit, welche die Reformation gepredigt hat, seinen Impuls empfing, in Wirklichkeit aber seinen Grund hatte in der überaus elenden Lage des rein hörigen, von drückenden Abgaben schwer belasteten und obendrein völlig rechtlosen Bauernstandes. Der Bauernkrieg mit seinen Greueln breitete sich 1525 auch in Schwaben aus, im Ries, in der Umgebung von Günzburg, sowie im Algäu, wo sich die Bauern besonders gegen den Abt des Hochstifts Kempten empörten, der sie durch schwere Abgaben bedrückt hatte. Der Augsburger Bischof erschien persönlich im Bauernlager zwischen Füßen und Kaufbeuren, um die bethörten Bauern zu beschwichtigen, aber er erlebte den tiefen Schmerz, daß ihm etliche Priester bewaffnet mit Wehr und Harnisch entgegentraten und das Werk des Friedens störten.

Charakteristisch ist die folgende Aeußerung, die er fünf Jahre nach der Niederwerfung des Bauernaufstandes gethan hat. Auf dem geschichtlich denkwürdigen Reichstag zu Augsburg im Jahre 1530 rief er dem Augsburger Predigermönch Johann Faber, als derselbe zu Gewaltmaßregeln gegen die Protestanten gerathen hatte, die Worte zu: „Ir Buben Ir achtet nit, wann wir im Blut solten ertrinken, walt Ir nit sehen, wa unsere Bawern selbs wurden hinfallen, wann es zum straychen käm." Johann Faber war Mitglied jener Commission, welche die Confutation oder die Widerlegung des von den Protestanten vor dem Kaiser Karl V. verlesenen Bekenntnisses, genannt die Augsburgische Confession, verfaßt hat. In dem Verhalten Christophs v. Stadion zur Reformation war eben auf diesem Reichstag eine derselben günstige Wandlung eingetreten, die sich bei der Verschiedenheit der katholischen und protestantischen Berichte über die Vorgänge jenes Reichstags sehr schwer genau definiren läßt. Die Angabe, daß er nach der Verlesung der genannten Confession gesagt habe: „Es ist alles, was abgelesen worden ist, die Wahrheit, die reine Wahrheit," ist geschichtlich nicht verbürgt. Die meisten Berichte über diesen Vorfall, selbst der Bericht Spalatins an Luther, werden mit den Worten eingeleitet „Man sagt, daß". Das an dit ist aber ein unzuverlässiger Gewährsmann. Fama crescit eundo. Melanchthon meldet nichts darüber in seinem Brief aus Augsburg an Luther, sondern spricht nur von der Mäßigung Christophs v. Stadion, dem er brieflich dafür dankte, daß er vor gewaltthätigen Maßregeln gewarnt habe. So viel ist gewiß, daß die Augsburgische Confession, welche der anwesende Melanchthon unter der Zustimmung Luthers mit Weglassung aller verletzenden Spitzen rein apologetisch in sehr versöhnlichem Geist verfaßt hat, um sich den Katholiken, so weit es die

Digitized by Google

neu gewonnenen Prinzipien des Glaubens gestatteten, zu nähern, den Eindruck auf ihn nicht verfehlt und in manchen Punkten seine Zustimmung gefunden hat. Das geht aus seinen Briefen an Erasmus hervor, den wenigen, die sich erhalten haben. In einem dieser Briefe von 1533 schrieb er, „daß nach seinem Ermessen der Hebung der Religionsstreitigkeiten nichts anderes im Wege stehe, als weil diejenigen, welche diese wichtige Sache behandeln, mehr ihre als Gottes Sache zum Augenmerk hätten. In einem andern Brief klagte er darüber, daß es Theologen und Reichsstände gebe, welche in den Schriften Luthers selbst dasjenige verwürfen, was mit dem Evangelium im Einklang stehe. Mit dieser seiner Anschauung stand er übrigens unter den katholischen Mitgliedern des genannten Reichstags nicht allein. Unter denselben wurden Stimmen laut, daß man der Priesterehe und dem Abendmahl unter beiderlei Gestalten zustimmen möge. Wohl glaublich ist daher, was die Nürnberger Gesandten vom Reichstag berichteten, der Bischof von Augsburg habe gesagt: „er wollte, ehe man unvertragen aus einander scheiden solle, für seinen Theil die beeden Artikel von beeder Gestalt des Abendmals und die Priesterehen neben noch anderen mer, da es von nöten, begeben, dann in Uneinigkeit von einander scheiden."

Christoph v. Stadion hatte wegen seines Freimuths auf dem Reichstag eine heftige, peinliche Scene mit dem Cardinal Lang, der ihm öffentlich in der schroffsten Weise den jähen Wechsel seiner Gesinnung vorwarf. Er besaß weder die diplomatische Gewandtheit, noch die rücksichtslose Härte dieses schlauen Staatsmanns, den die beiden folgenden Aeußerungen genügend charakterisiren. In einem Gespräch mit dem auf dem Reichstag anwesenden Melanchthon sagte er: „Drei Wege gibt es, um zur Einheit zu kommen. Der erste ist, wenn ihr Lutherischen thätet, was wir wollen. Das könnt ihr nicht thun. Der andere, wenn wir enere Lehren annehmen. Das wollen wir nicht thun. Der dritte, daß sich beide Theile vertragen und vergleichen. Das ist unmäglich, denn kein Theil will dem andern weichen. Darum muß ein Theil den andern ausrotten. Euer ist wenig, unser aber ist viel. Wir wallen sehen, welcher den andern wird ausbeißen." In der Berathung über die erwähnte Confutation rief er aus: „Wären wir Kaiser, wir wollten die rothen Rubriken dazu machen." Christoph v. Stadian war gerade und offen. Er wollte, ein echter Priester, bei aller Treue, mit der er an seiner streng katholischen Gesinnung und an der römischen Kirche festhielt, angesichts der hereinbrechenden religiösen und politischen Zerrissenheit des deutschen Volkes, dessen Einheit und Frieden durch Nachgiebigkeit auf gütlichem Wege retten. Er war eine durch und durch versöhnliche, friedliche Natur und wurde daher oft zum Schiedsrichter in weltlichen Rechtsstreitigkeiten berufen, die zu schlichten und die Parteien zu versöhnen ihm meistens gelungen ist. Alle seine Versuche aber waren vergeblich, den Frieden in seiner eigenen Diöcese herzustellen, welche von Religionsstreitigkeiten aufgewühlt war.

Die Reformation hat in Augsburg nach dem genannten Reichstag stärkere Wurzel geschlagen als vorher. Neben der Lehre Luthers hatte aber auch die Zwingli's Eingang und Anhang gefunden und zu großen Zwistigkeiten geführt. Die Maßregeln, welche der Augsburger Rath zu Gunsten der Reformation ergriffen hat, waren nicht frei von Willkür. Hatte er doch 1537 beschlossen, die Messen in allen katholischen Kirchen außer dem Dom abzuschaffen, die heiligen Bilder aus denselben zu entfernen und die gesammte katholische Geistlichkeit aufzufordern, das Bürgerrecht der Stadt anzunehmen und sich damit deren Jurisdiction unterzuordnen, oder binnen acht Tagen die Stadt für immer zu verlassen. Den Katholiken wurde verboten, in den Kirchen der benachbarten Orte zur Messe zu gehen. In den Thoren der Stadt wurden Späher aufgestellt, welche die Zuwiderhandelnden zur Anzeige bringen sollten. Bei der Entfernung der heiligen Bilder wurde an herrlichen Gemälden und Grabdenkmälern oft entsetzlicher Vandalismus geübt. Das Bildniß des hl. Ulrich wurde vom Perlachthurm entfernt und an seine Stelle der Neptun auf den Brunnen gestellt. Die Aufforderung an den gesammten Klerus, sich unter die Jurisdiction der Stadt zu stellen, war eine Verletzung des Privilegs, welches das Domcapitel seit altersher besessen und das ihm der Kaiser auf dem Reichstag in Augsburg 1530 erneuert hat. Die alte Eifersucht zwischen dem Rathhaus der freien Reichsstadt und der souveränen bischöflichen Pfalz kam von neuem zum Ausbruch. Der Rath hatte die Naivetät oder den Cynismus, den Bischof in einer Zuschrift um die Zustimmung zu den getroffenen Maßregeln zu ersuchen. Die Antwort des Bischofs, welche auch dem Kaiser und den Reichsständen mitgetheilt ward, war derb und entschieden. Der Bischof sprach dem Rath das Recht und die Befähigung ab, in Glaubenssachen dreinzureden, um so mehr, als derselbe ja unter sich uneinig sei, indem ein Theil der Lehre Luthers, der andere dagegen der Zwingli's und Carlstadts huldige. Der Rath, sagte er, habe sich in die bürgerlichen Verhältnisse seines Domcapitels absolut nicht dreinzumengen, da derselbe nur ihm, dem unmittelbaren Unterthan des Kaisers, untergeordnet sei. Die gegen seinen Klerus erhobenen Beschuldigungen wies er als Verleumdung mit dem Bemerken zurück, daß das Vorleben mancher protestantischen Prediger auch nicht einwandfrei sei. Schließlich warf er dem Rath den Terrorismus vor, mit dem er aus den Zünften die Männer seines Schlages gewählt habe. Alle diese Vorgänge sind wohl erklärlich. Es war eine furchtbar erregte Zeit. Der schroffe kaiserliche Reichstagsabschied, gegen den die Stadt Augsburg öffentlich Protest erhoben hat, verbitterte die Gemüther der Protestanten. Der Anschluß der Stadt Augsburg im September 1536 an den schon 1530 in Schmalkalden von den protestantischen Reichsständen als Antwort auf den genannten Reichstagsabschied geschlossenen Bund hatte die Phantasie der hiesigen Bürger außerordentlich erhitzt. Die Controverspredigten hüben und drüben verschärften die Gegensätze. Die zahlreichen Flugschriften wirbelten wie ein Schneegestöber durch die Lüfte und trübten den Horizont. Die Zahl der Patricier nahm ab und das zünftige Stadtregiment hielt seinen Einzug in das demokratisirte Rathhaus.

Als Christoph v. Stadion 1517 dem Bischof Heinrich v. Lichtenau nachgefolgt war, begrüßte ihn der gelehrte Priester Johann Altensteig in Mindelheim in einem Widmungsschreiben mit den Worten: „Was wir an dem trefflichen Admiral Heinrich verloren haben, das finden wir in Dir als dem besten Steuermann wieder." Heinrich v. Lichtenau segelte in ruhigem Fahrwasser, Christoph v. Stadion dagegen in sturmbewegten Fluthen dahin, in denen er es nicht immer verstanden hat die gefährlichen Klippen zu umschiffen. Nicht immer bekundete er das erforderliche Maß an Festigkeit. Um so mehr verdient seine so entschiedene Antwort auf die Zuschrift des Augsburger Raths hervorgehaben zu werden. Dieselbe ist Zeugniß, daß er bei aller Nachgiebigkeit gegen die Reformation doch in seiner altkirchlichen Gesinnung unwandelbar derselbe geblieben ist. Er hat sich daher nach wie vor des vollen Vertrauens des Papstes Paul III. wie des Kaisers Karl V. erfreut. Ersterer richtete 1535 ein schmeichelhaftes Breve an ihn, letzterer ernannte ihn 1543 zu seinem Commissär auf dem Reichstage in Nürnberg. In dieser Stadt starb er am 16. April des genannten Jahres während des Reichstags. Seine sterbliche Hülle wurde in Dillingen beigesetzt. Sein Herz aber ruht in der St. Aegidienkirche in Nürnberg unter einem

Digitized by Google

von seinem Domcapitel ihm errichteten Denkmale, auf dem eine verklärte Frauengestalt auf der einen und eine Gruppe von Priestern auf der anderen Seite trauernd an der zu Boden liegenden Mitra und dem Krummstabe stehen. Die verklärte Frauengestalt ist die Kirche, die in ihm einen ihrer besten Söhne, die Gruppe der Priester ist sein Diöcesanklerus, der in ihm, wie die Inschrift sagt, einen treubesorgten Vater verlor.

Die Bühne und die deutsche Aussprache.

Von Prof. F. Klage (Freiburg i. B.).

Eben lesen wir die überraschende Kunde, daß die germanistische Section der Dresdener Philologenversammlung, die kürzlich getagt hat, der Aussprache des Schriftdeutschen ihre Aufmerksamkeit zugewandt hat. Man sucht eine Annäherung an die Bühne, man wünscht, daß sich der deutsche Bühnenverein bereit erkläre, sich zur Regelung einer gemeindeutschen Aussprache mit der Germanistik zu benehmen.

Damit wird eine Frage zur Debatte gestellt, die schon lange alle Kreise unsrer Nation beschäftigt. Eine Frage, ähnlich der orthographischen Feage, die noch immer ungelöst ist. Und nun steht uns eine orthoepische Conferenz bevor, der man — ohne viel Prophetengabe — das Schicksal der orthographischen Conferenz von 1871 voraussagen kann.

Zwei Grundanschauungen sind es, auf denen das Programm der Dresdener Germanisten basirt. Die Bühnensprache sollte überall eine einheitliche sein. Man geht dabei von der Voraussetzung aus, daß die Bühne einer geregelten Aussprache Vorschub leisten könnte. Man überschätzt damit die Tragweite der Bühne. Man meint, der Hörer eines ernsten Dramas — dies wird als Maßstab der Aussprache genommen — nehme außer den stofflichen und ästhetischen Eindrücken auch noch sprachliche, phonetische Eindrücke mit heim. Ich glaube, das ist ein Irrthum. Aber selbst zugegeben, man nähme phonetische Eindrücke mit von dannen, werden sie auch haften bleiben? Man muß ein sehr regelmäßiger Besucher des Theaters sein, wenn die sprachliche Einheitlichkeit einer Bühne sich auf den Hörer übertragen soll. Das Theaterpublicum müßte sehr constant, sehr empfänglich und schließlich sehr einflußreich sein, wenn die Bühnenaussprache durchdringen sollte. Der größte Theil des Publicums im Theater aber wechselt, ist nur sporadisch dort zu finden. Und da soll ein vorübergehender Eindruck haften bleiben?

Das constante Theaterpublicum ist, außer den Theaterrecensenten, doch die Gelbaristokratie, die für Verbreitung einer gereinigten Einheitsaussprache, einer Reichssprache, gewiß nicht die Bedeutung hat, wie Lehrer und Prediger. Will man künstlich die Bildung einer Reichssprache betreiben, so muß man diejenigen Medien aufsuchen, die einen bestimmenden Einfluß auf das heranwachsende, noch receptive Geschlecht ausüben. Will man eine deutsche Einheitsaussprache erzielen, so geben Schule und Kirche mehr Garantien als die Bühne. Man richte in Lehrer- und Priestereseminarien Aussprachecurse ein, und wenn überhaupt Erfolg möglich ist, so ist er auf diesem Wege zu versuchen.

Aber ich bestreite die Möglichkeit des Erfolges und spreche überhaupt dem Unterfangen jede Berechtigung ab. Nicht, als ob ich es nicht auch für sehr wünschenswerth hielte, daß jede Bühne nur einheitliche Aussprache bieten sollte. Wie leicht wird ein reiner Eindruck gelegentlich durch einen Aussprachfehler, einen gedehnten mundartlichen Zug gestört! Daß die Bühnenleitungen der Aussprache ihre Pflege angedeihen lassen, dafür hat Goethe das beste Beispiel gegeben, und Andere sind ihm gern gefolgt. Wir sind weit davon entfernt, der Bühne alle Aussprachenarten zu gestatten — die Einheitlichkeit der Aussprache wird für jede Bühne eine ästhetische, nicht eine nationale Pflicht. Aber jede Bühne wirkt local, und so dürfen auch der Bühne leise Zugeständnisse an die gebildete landschaftliche Sprache gestattet werden, so lange wir noch keine einheitliche Aussprache des Deutschen haben.

Der Zug der Sprachentwicklung geht ohne Frage nach der Seite hin, daß die großen Gegensätze der Aussprache immer mehr ausgeglichen werden. Welche Fortschritte sind in der Aussprache in unserm Jahrhundert gemacht! Als Wilhelm Grimm den alten Goethe besuchte, war er über das unverfälschte Frankfurter Deutsch des Dichters überrascht — und doch war er, als Hanauer, ein halber Landsmann des Dichters. In einem Menschenalter hatte die Schriftsprache phonetisch solche Fortschritte gemacht! Unsre Classiker reimen nicht rein, weil es keine gereinigte Einheitsaussprache gab. Der erste, an dem man reine Reime beobachtet, ist Platen, und mit ihm und seiner Zeit ist man dem Ideal also näher gerückt.

Es ist ein andauernder Ausgleichungsproceß, durch den wir schließlich gewiß zu einer Einheitsaussprache gelangen. Alle Analogien lassen darauf schließen. Aber künstlich läßt sich das nicht erzielen.

Man vergegenwärtige sich einige der schroffsten Gegensätze in unserer heutigen Aussprache. Wir sprechen „Tag“ als täch oder täch, als täk oder täk. Wie will man sich zunächst nur einigen auf eine dieser Möglichkeiten? Ich wüßte nicht, daß ästhetische oder sprachliche Gesichtspunkte da waren, die eine Entscheidung ermöglichten. Die Mißstände der bisherigen Aussprache sind nicht so arg, wie man uns wohl glauben machen möchte. Gewiß sind manche Dinge bis zu einem Grade schon einheitlich geworden, wir genießen schon Segnungen, die vor hundert Jahren noch ungekannt waren. Und die Pflege einer guten Aussprache ist gewiß Pflicht.

Aber die Landschaft, der Boden, auf dem wir leben, hat auch sein Recht. Etwas Eigengeschmack der Sprache muß geschont bleiben. Wie das Heimathsgefühl, darf auch der heimathliche Sprachklang, die Sprachfarbe als angeborenes Recht respectirt werden. Oder sollen wir alle mit allen Mitteln auf die große Nivellirung hinarbeiten, die Stammesart und Eigenart verpönt?

Der Zeitpunkt zu einem künstlichen Ausgleichungsproceß ist zudem nicht gerade glücklich gewählt. Man wird heute im Süden weniger leicht zu irgend welchen Compromissen bereit sein, als in den Tagen der orthographischen Conferenz. Der Süden verlangt heute mehr als früher, daß seine Eigenart respectirt werde. Und daß der Norden südliche Aussprachseigenheiten anerkennen und aufnehmen würde, ist an sich recht unwahrscheinlich. Das Schicksal der orthographischen Conferenz aber hätte den Dresdener Germanisten eine Lehre sein dürfen, bei ihrem Versuch, die Bühne als Medium für phonetische Einheitsbestrebungen zu gewinnen.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Zu der in Nr. 282 der „Beilage“ gebrachten, der „Berliner wissenschaftlichen Correspondenz“ entstammenden Notiz, daß das preußische Unterrichtsministerium mit der Absicht umgehe, noch eine Anzahl von Realschulen zu gründen, erhalten wir von einem Beteiligten der humanistischen Richtung folgende Zuschrift:

„Daß das preußische Unterrichtsministerium die Absicht hat, noch weitere Reformgymnasien ins Leben zu rufen, ist möglich, vielleicht sogar wahrscheinlich. Denn der in Berlin jetzt so einflußreiche Finanzminister Miquel ist bekanntlich ein großer Freund dieser neuen Anstalten. Er scheint sich von ihrer Vermehrung und der Durchführung ihres Lehrplans an Stelle des bisherigen Gymnasialorganismus namentlich erhebliche Geldersparungen zu versprechen, bei denen es sich nur fragen dürfte, ob es vernünftig und würdig wäre, diese gerade auf dem Gebiet des finanziell doch bisher wahrhaftig nicht allzu günstig gestellten Schulwesens herbeizuführen. Uebrigens wäre doch auch denkbar, daß sich der große Finanzmann einmal verrechnete. Was aber die Dresdner Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner betrifft, so ist es ein schlechthin undurchdringliches Räthsel, wie deren Ergebnisse in irgend einer Beziehung als der neuen Einrichtung günstig bezeichnet werden können. Die hochbedeutende, nach Inhalt und Form vortreffliche Begrüßungsrede des sächsischen Cultusministers sprach allerdings über die Gymnasien. Er zählte einige Reformen auf, die man in Sachsen im Lehrplan dieser Anstalten angenommen habe. Unter diesen aber wurde mit keiner Silbe erwähnt, daß man etwa nach dort ein Experiment mit dem neuen Reformgymnasium gemacht hätte. Das Königreich Sachsen ist vielmehr mit diesem Segen bisher völlig verschont geblieben. Zum Schluß aber hob Hr. v. Seidewitz mit allgemein bemerktem besonderen Nachdruck hervor, an den bewährten Grundlagen der Gymnasialbildung werde seine Regierung niemals rütteln lassen. Wenn diesen Worten, die in Gegenwart Sr. Majestät des Königs Albert gesprochen wurden, ein geradezu donnernder Beifall folgte, so war der Grund unzweifelhaft, daß sie allgemein als eine ganz entschiedene Erklärung gegen die modernen Reformbestrebungen,

also namentlich gegen das neue Reformgymnasium aufgefaßt wurden. Denn dessen Lehrplan rüttelt allerdings an den Wurzeln unserer ganzen humanistischen Bildung, indem er aus den untern Classen den lateinischen Unterricht entfernt und ihr in den obern durch die Verkürzung des Griechischen ihre Krone raubt. Direct erwähnt aber wurde in den allgemeinen Sitzungen das Reformgymnasium überhaupt nicht. Soweit in der pädagogischen Sectionen die Rednere darauf zu sprechen kamen, erklärten sie sich entschieden dagegen, ohne daß sich irgend eine Stimme dafür erhoben hätte. Ueber die „angeblich guten Erfolge, welche mit der Reformschule in Frankfurt gemacht wurden", ist vollends in der Dresdener Versammlung meines Wissens kein Wort gefallen, vielleicht aus dem einfachen Grunde, weil sich über die Erfolge dieser noch im Werden begriffenen Anstalt überhaupt noch nicht urtheilen läßt. Was darüber in die Oeffentlichkeit gelangt ist, kam entweder von den fanatischen Gegnern aller humanistischen Bildung, die allerdings nicht blöde sind, wenn es gilt, auf das große Publicum zu wirken; oder wenn einmal auswärtige Besucher über das am Reformgymnasium Gesehene schrieben, so bewiesen deren Berichte jedem Tieferblickenden, daß ihre Verfasser zu einem maßgebenden Urtheil weder berechtigt noch befähigt waren.

Jedenfalls war in Dresden die durchgehende Stimmung der berufensten Vertreter unsres Standes so, daß der preußische Unterrichtsminister, falls ihm etwas an den Ergebnissen der dortigen Versammlung gelegen sein sollte, sich dadurch von der Gründung solcher Reformschulen nur abschrecken lassen könnte. Verlassen haben wir Dresden mit der freudigen Ueberzeugung, daß es in Deutschland doch noch Stätten gibt, wo man entschlossen ist, die Jugendbildung von so gewagten Experimenten fern zu halten und unsern Gymnasien endlich die ruhige Entwicklung zu gönnen, deren sie allerdings dringend bedürfen."

Karlsruhe, 15. Oct. Dr. G. Wendt.

* **Die internationale Lepraconferenz zu Berlin.** Am Freitag Nachmittag begaben sich die Mitglieder der Conferenz nach Potsdam, wo sie von Ihren Majestäten, dem Kaiser und der Kaiserin, empfangen wurden. — Am Sonnabend Mittag fand die kurze Schlußsitzung statt, in der die Ergebnisse der Berathungen, nach den von den Ehrensecretären verfaßten Zusammenstellungen, in deutscher, englischer und französischer Sprache verlesen wurden. Diese Ergebnisse sind die folgenden: 1. Der Leprabacillus ist der wahre Krankheitserreger. Nur der Mensch ist der Träger dieses Bacillus. 2. Die Lebensbedingungen und die Wege des Eindringens in den menschlichen Organismus sind unbekannt. Nach der Auffassung der meisten Lepraforscher ist die Eindruchspforte für den Menschen der Mund und die Nasenschleimhaut. 3. Die Lepra ist eine ansteckende Krankheit, aber sie ist nicht vererblich. Je schlechter die socialen und sanitären Verhältnisse sind, um so größer ist die Gefahr für die Umgebung. 4. Die Lepra hat bisher allen Bestrebungen, sie zu heilen, widerstanden. Auch die Serumbehandlung hat bisher nur palliative Erfolge gehabt. Daher erscheint eine Absonderung der Leprakranken, namentlich wo die Krankheit heerdweise oder epidemisch sich zeigt, wünschenswerth. Denn die Isolirung der Kranken führt am radicalsten und raschesten zur Unterdrückung des Uebels. Die Erfolge, welche in Norwegen durch die Absonderung erzielt sind, sprechen eindringlich hierfür. Die Absonderung kann jedoch nur vollkommen wirken, wenn sie auf gesetzlichem Zwangswege durchgeführt wird.

Im Anschluß hieran wurde folgender von Dr. Hansen (Bergen) gestellter Antrag einstimmig angenommen: 1. In allen Ländern, in denen die Lepra heerdweise oder in größerer Verbreitung auftritt, ist die Isolation das beste Mittel, um die Verbreitung der Seuche zu verhindern. 2. Das System der obligatorischen Anmeldung, der Ueberwachung und der Isolation, wie es in Norwegen durchgeführt ist, ist allen Nationen mit autonomen Gemeinden und hinlänglicher Zahl der Aerzte zu empfehlen. 3. Es muß den gesetzlichen Behörden überlassen werden, nach Anhörung der sanitären Autoritäten die näheren Vorschriften, die den speciellen socialen Verhältnissen angepaßt werden müssen, festzustellen.

Abgelehnt wurde ein Antrag Dr. Ashmeads (New-York) auf Einsetzung einer ständigen internationalen Commission zur Vermittelung von Lepraconferenzen.

Am Schluß der Verhandlungen wies ihr Leiter, Professor Virchow, auf die Bedeutung der Lepraconferenz hin, als der ersten internationalen Berathung, die eigens über eine Volkskrankheit stattgefunden habe. Die Einberufung der Conferenz sei ein Zeichen dafür, daß die Gesundheitspflege endlich Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit und der Fürsorge der Regierungen geworden sei und daß die allgemeinen hygienischen Zustände nach den Ergebnissen der fortschreitenden wissenschaftlichen Forschungen geregelt werden. Dringend zu wünschen sei, daß das, was jetzt in der Leprafrage geschehen sei, vorbildlich werde für die Behandlung anderer Volkskrankheiten. Zum Schluß dankte Prof. Virchow den Theilnehmern, der Staatsregierung und dem Comité, insbesondere Prof. Lassar. Dieser wies, nachdem Prof. Kirchner und der Director des kaiserlichen Gesundheitsamts, Geheimrath Köhler, namens der Staats- und Reichsregierung der Conferenz einen Abschiedsgruß geboten, auf die selbstlose Arbeit des Generalsecretärs der Conferenz Dr. Ehlers hin. Zum Schluß sprach die Versammlung auf Dr. Hansens Vorschlag dem Vorsitzenden, Prof. Virchow, „dem ältesten lebenden Lepraforscher", ihren besonderen Dank aus.

* Als Vorarbeit zu dem von den Akademien Berlin, Göttingen, Leipzig München und Wien geplanten Thesaurus linguae latinae ist durch den Oberlehrer Dr. Odee in Berlin die Herausgabe einer fast unbekannten und noch ungedruckten thierärztlichen Schrift, der Mulo-Medicina Chironis, begonnen worden. Bereits siebenjährige Vorstudien liegen der wissenschaftlichen Bearbeitung dieser Ausgabe zu Grunde, und zum Abschluß des interessanten Werkes ist dem Herausgeber jetzt ein weiterer Urlaub bewilligt worden. Für die Entstehung der sämmtlichen romanischen Sprachen ist das Buch von höchstem Werth, weil es, obwohl noch aus dem 4. Jahrhundert n. Chr. stammend, hauptsächlich für Landleute berechnet, schon eine Menge Anklänge und Uebergänge in vulgären Ausdrücken enthält, die dem classischen Latein fremd, dagegen in allen romanischen Idiomen zu finden sind.

L. **Halle**, 16. Oct. Auch an der hiesigen Hochschule werden für ältere und jüngere Juristen aus Mitgliedern der juristischen Facultät stark besuchte Vorträge über die Einführung in das neue Bürgerliche Gesetzbuch gehalten. — Wie man hört, beabsichtigt der Director der hiesigen kgl. Universitätsbibliothek, Dr. O. Hartwig, zu Ostern des nächsten Jahres sich in den Ruhestand zurückzuziehen und Halle zu verlassen. Alle, welche die Schätze der Bibliothek zu benutzen pflegen, werden bedauern, daß ein so kenntnißreicher Gelehrter, der durch seine musterhafte Verwaltung und Einrichtung der Büchersammlung sich so große Verdienste erworben hat, aus seiner Stellung scheidet. — Schon vor einem Jahre wurde der Jurist Schollmeyer nach Würzburg berufen, jetzt steht der Hallischen Universität ein neuer Verlust bevor, da der Director des Botanischen Gartens, Professor Kenne, an die Stelle des verstorbenen Botanikers Julius Sachs an die bayerische fränkische Hochschule berufen ist. Wahrscheinlich nimmt Prof. Kraus die ehrenvolle Berufung nach Würzburg auf den Lehrstuhl seines berühmten Lehrers an. — Der Verein für Erdkunde, um dessen Gedeihen Prof. A. Kirchhof sich die größten Verdienste erworben hat, wird nächstens sein 25jähriges Bestehen festlich begehen. Der Verein darf auf eine fruchtbare Wirksamkeit zurückblicken. — Konrad Burdach, Professor für deutsche Literatur, wird im nächsten Semester seine Vorlesungen halten, da er eine wissenschaftliche Reise zu unternehmen gedenkt. Prof. Burdach ist ein kenntnißreicher Mitarbeiter an der Weimarischen Sophienausgabe. — Am 12. Oct. starb der Director des hiesigen Provinzialmuseums für heimathliche Geschichte und Alterthumskunde, Prof. Dr. Julius Schmidt, Mitglied der Historischen Commission der Provinz Sachsen und bekannt als selbständiger Forscher.

* **Berlin.** Der bisherige ordentliche Professor der Nationalökonomie an der Universität Marburg, Geh. Reg.-Rath Dr. Paasche, ist zum etatsmäßigen Professor an der hiesigen technischen Hochschule ernannt worden.

* **Gießen**, 15. Oct. Heute wurde das in den Räumen des alten Rathhauses untergebrachte Museum oberhessischer Alterthümer, nach seiner Neuordnung, Sichtung und Katalogisirung durch Dr. Fr. Fuhse, Bibliothekar und Conservator am Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg, der Oeffentlichkeit übergeben. Die werthvolle Sammlung besteht aus prähistorischen und antiken Funden, sowie aus den Resultaten von Ausgrabungen am römisch-germanischen Grenzwalle.

* **Potsdam**, 16. Oct. Zu der Jubelfeier des königl. Meteorologischen Instituts, die heute Nachmittag in der reichgeschmückten Gedenkhalle des Geodätischen Instituts hier stattfand und der die kaiserlichen Majestäten und die älteren Prinzen beiwohnten, hatte sich eine höchst erlauchte Versammlung aus allen Kreisen der Wissenschaft eingefunden, unter denen auch besonders die Vertreter der Familie Dove bemerkt wurden. Die Festrede

des jetzigen Directors des Instituts, Geh. Rath Prof. Dr. Bezold, faßte die Thätigkeit des Instituts vom Tage seiner Gründung ab bis heute zusammen und gab Rechenschaft darüber, welchen Antheil das Institut an den Fortschritten der Wissenschaft genommen habe. Erst verhältnißmäßig spät, so führte der Redner aus, hat man begonnen, die Vorgänge in der Atmosphäre zum Gegenstand wissenschaftlicher, ernster Beobachtung und zusammenfassender Forschung zu machen und so ist auch in Deutschland erst seit dem 17. October 1847, auf die Anregung Alexander v. Humboldts hin, ein besonderes meteorologisches Institut, zunächst als eine Abtheilung des königl. Statistischen Bureaus, ins Leben getreten. Dem ersten Director dieses Instituts, Mahlmann, war bald der geniale Wilhelm Dove gefolgt, der nicht nur die Meteorologie als Wissenschaft eigentlich schuf, sondern auch dem Institut durch den Glanz seines Namens das nöthige Ansehen im In- und Auslande verlieh. Nach seinem Tode wurde, nachdem im Anschluß an die kaiserliche Marine die Deutsche Seewarte in Hamburg gegründet worden war, auf deren Anregung, wie in anderen deutschen Staaten, so auch in Preußen eine Reorganisation des Instituts 1885 in Angriff genommen. Das wissenschaftliche Personal, das bis dahin nur aus dem Director und einem Assistenten bestanden hatte, wurde beträchtlich vergrößert; die Ansprüche an die Genauigkeit der Beobachtungen stiegen, die Stationen wurden bedeutend vermehrt. Gegenwärtig sind für das Institut in Norddeutschland 188 Stationen höherer Ordnung, 1333 Gewitterstationen und 1844 Niederschlagsstationen in Thätigkeit, von denen die letzteren besondere Bedeutung für die Bekämpfung der Ueberschwemmungsgefahr und andere wasserbautechnische Maßnahmen besitzen. Die Bearbeitung dieses Materials liegt dem Centralinstitut zu Berlin ab, das außerdem auch Lehrzwecke verfolgt, während das Meteorologische und Magnetische Observatorium zu Potsdam hauptsächlich experimentellen und Forschungszwecken dienen. In Verbindung mit dem Astrophysikalischen Observatorium und dem Geodätischen Institut, die auf dem gleichen Terrain liegen, stellen sie so gewissermaßen einen Mikrokosmos dar, indem jedes dieser Institute von einer Linie, die sich vom Erdmittelpunkt bis zu den Gestirnen erstreckt, einen bestimmten Theil als Forschungsgebiet in Anspruch nehmen kann. Der Redner schloß mit einem Hoch auf ihre Majestäten den Kaiser und die Kaiserin, in das alle Anwesenden begeistert einstimmten. — Den Schluß des Festaktes bildete ein Rundgang der Kaiserlichen Majestäten und der Festtheilnehmer durch das Meteorologische und das Magnetische Observatorium, nachdem der Cultusminister die aus Anlaß des Jubiläums verliehenen Auszeichnungen verkündet hatte.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Adolfo Padovan: Le Creature Sovrnoe. Milano, Ulrico Hoepli 1898. — v. Estorff: Unser Infanteriedienst. 3. Aufl. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1897. — Julius Duboc: Ein zeitgemäßes Wurwort zu meiner „Psychologie der Liebe". Dresden, H. Henkler 1898. — Zeitschrift für bildende Kunst. VIII. Jahrg., 12. Heft. Sept. 1897. Leipzig, Seemann u. Co. — Der Allgemeine deutsche Buchhandlungs-Gehülfen-Verband 1872—1897. — Hermann Fischer: Erinnerungen an Johann Georg Fischer. Tübingen, H. Laupp 1897. — Dr. Adolf Hohe: Die Bekämpfung und Heilung der Lungenschwindsucht und Deutschlands geschlossene Heilanstalten für Lungenkranke. München, Piloty u. Loehle 1897. — Allgemeines Künstler-Lexikon, bgg. v. H. W. Singer. 3. umgearbeitete Aufl. 5. Halbband (Lhérie—Matteg). Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten u. Loening 1897. — Dr. Wilhelm v. Krais: Handbuch der inneren Verwaltung im diesrheinischen Bayern. 4. umgearbeitete Aufl. München, C. H. Beck 1897. — Jacinto Verdaguer: Atlantis. Deutsch von Clara Cammer. Mit biographischer Vorrede u. erklärenden Anmerkungen von Lic. Fr. v. Tessen-Wesierski. Freiburg i. B., Herder'scher Verlag 1897. — Der Stein der Weisen. Illustrirte Halbmonatsschrift. 10. Jahrg. 1. Heft 1898. Wien, A. Hartleben. — Karl Barkart: Verfassung u. Reform der directen Steuern u. der Finanzverwaltung in Bayern. München, G. Hirth 1897. — Adolf Hagen: Mein Spaziergang nach Paris. Wanderbilder aus Frankreich. Leaben, A. Harpf 1898. — Bericht über Handel u. Industrie in der Schweiz im Jahre 1896. Erstattet vom Vorort des Schweizerischen Handels- und Industrievereins. Zürich 1897. — Liberale Wahlen in Ungarn im Jahre 1896. Budapest 1897. — Karl Böttcher: Rund um Afrika. Luno- u. Seebilder. Leipzig, B. Elischer Nachfolger. — J. A. Dieterich: Die Geschichtsquellen des Klosters Reichenau. Gießen, E. v. Münchow 1897. — Georg Hirth: Aufgabe der Kunstphysiologie. 2. Aufl. 9. u. 10. Lfg. München, G. Hirths Kunstverlag 1897. — A. Beetschen: Pegasus im Joche. Ein poetisches Jahrbuch. Bern, Stalder u. Sieber 1897. — Münchener Kilerikl-Kalender 1898. — Münchener Kalender 1898. München-Regensburg, Nationale Verlagsanstalt, A.-G. — *La Rassegna Nazionale.* Halbmonatsschrift. 19. Jahrg. Bd. 97. Florenz u. Mailand. — Moltke's Militärische Correspondenz. Aus den Dienstschriften des Jahres 1870/71. 3. Abth. Waffenstillstand u. Friede. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1897. — Zeitschrift für Philosophie u. philosph. Kritik, bgg. v. Dr. Richard Falckenberg. Jahrg. 1897. Bd. 110, Heft 2 (September). Leipzig, E. G. M. Pfeffer. — Otto Hübners Geographisch-Statistische Tabellen, bgg. v. Fr. v. Juraschek. Ausgabe 1897. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. — Dr. Wilhelm Meyer: Das Weltgebäude. Eine gemeinverständliche Himmelskunde. 1. Heft. Leipzig u. Wien, Bibliogr. Institut 1897.

Zürcher Diskussionen,

Flugschriften aus dem Gesamtgebiet des modernen Lebens.
Nr. I. Die Krankheit Heine's. Von Oskar Panizza.
60 Pfg. Durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag. (Briefmarken.)
Zürich-Unterstraß. (15922) Verlag Zürcher Diskussionen.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Weltliteratur.

Von Alexander Baumgartner S. J.

Erster Band: Die Literaturen Westasiens und der Nilländer. Zweite, unveränderte Auflage. gr. 8°. (XX u. 620 S.) M. 9.60; geb. in Halbfranzban mit Goldtitel M. 12.

Die erste Auflage war bald nach Erscheinen vergriffen.

Das Werk ist auf sechs Bände berechnet, welche den vielumfassenden Stoff in folgender Gruppirung vorführen werden. I. Die Literaturen Westasiens und der Nilländer. II. Die Literaturen Indiens und Ostasiens. III. Die griechische und lateinische Literatur des klassischen Alterthums und der späteren Zeiten. IV. Die Literaturen der romanischen Völker. V. Die Literaturen der nordgermanischen und slavischen Völker. VI. Die deutsche Literatur.

Das Werk kann auch in Lieferungen à M. 1.20 bezogen werden.

... An Vorgängern hat es Baumgartner nicht gefehlt; wir erinnern nur an Joh. Scherr. Aber jeder, der diesen ersten Band durchmustert, muß zugeben, daß er sie alle an Gründlichkeit der Verstudien, wissenschaftlicher Ausnutzung aller einschlägigen Specialarbeiten, umsichtiger Gruppirung übertrifft. . ." (Neue preußische (Kreuz-) Zeitung Berlin 1897. Beilage zu Nr 445.) (15925)

Verlag von Wilhelm Hertz, Berlin:

Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren. Roman von Ricarda Huch. Geheftet 4 M. Gebunden 5 M.

Evoë! Dramatisches Spiel in 5 Aufzügen von (15906) Ricarda Huch. Geheftet 2 M. Gebunden 3 M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Die Lehre Spinozas.

Von Theodor Camerer.

Preis geheftet 8 Mark.

In Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) in Stuttgart sind soeben erschienen:

Der Kampf zweier Weltanschauungen.

Eine Kritik der alten u. neuesten Philosophie mit Einschluss der christlichen Offenbarung.

Von Prof. Dr. G. Spicker in Münster. 310 S. Brosch. M. 5.—

John Locke,

ein Bild aus d. geistigen Kämpfen Englands im 17. Jahrhundert.

Von Dr. Ed. Fuchtner, a. d. techn. Hochschule Wien. 310 S. Brosch. M. 5.—

Ist Verneinung des Willens möglich?

Von Dr. Friedrich Wagner. 32 S. M. —.75. (15914)

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 19. October. Nummer 236.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Am Golf von Fonseca. Von Dr. Carl Sapper. — Zur Psychologie der Frau. Von Rudolph Lothar. — Mittheilungen und Nachrichten.

Am Golf von Fonseca.

Während die pacifische Küste Mittelamerika's in ihren nordwestlichen Theilen gänzlich aller tieferen Einbuchtungen entbehrt, ist sie in ihren südöstlichen Theilen ziemlich reich gegliedert und zeigt eine Anzahl mehr oder weniger tief eingeschnittener Buchten, von welchen die Fonsecabay zweifellos die schönste und wichtigste ist. Die Staaten San Salvador, Honduras und Nicaragua treffen an den Gestaden dieses schönen Golfs zusammen, der gleichsam einen riesenhaften natürlichen Hafen darstellt und dereinst berufen sein könnte, eine wichtige Rolle im Weltverkehr zu spielen; vorläufig freilich ist der Verkehr in der Fonsecabay noch gering und meist localer Natur. Vulcanische Berge erheben sich wie gewaltige Wachtposten auf den Inseln der Bucht, wie am Rande des Festlandes und verleihen der gesammten Landschaft ein ernstes, grandioses Gepräge. Der höchste dieser Berge ist der Doppelvulcan Conchagua (1250 Meter), welcher sich auf der östlichsten Landstrecke der Republik San Salvador erhebt und im Jahre 1868 seinen letzten Ausbruch gehabt hat. Mitten im Meer steigen in geringer Entfernung vom Conchagua die vulcanischen Berge von Conchagüita und Meanguera empor, und auf der westlichsten Landzunge der Republik Nicaragua erblicken wir den breit abgestutzten, flachen Kegel des Cosegüina (ca. 1000 Meter), dessen furchtbare Eruption vom Januar 1835 noch allenthalben im Gedächtniß der Anwohner fortlebt. Es war dies auch in der That eine der heftigsten vulcanischen Katastrophen, welche die Geschichte kennt; tagelang waren die benachbarten Ortschaften (z. B. La Union) in völliger Finsterniß infolge des enormen Aschenregens, der sich bis tief nach Guatemala hinein erstreckte, und bis nach Columbien, Jamaica und Mexico (Oaxaca) hin hörte man das furchtbare Getöse und Brüllen des aufgeregten Feuerbergs, der jetzt so friedlich und still in beschaulicher Ruhe am Gestade des Meeres dahinträumt.

Im Jahre 1893 wieder erschreckte ein heftiges Erdbeben die Umwohner der Fonsecabay und der beträchtliche Schwefelgeruch, welcher dem Meere entströmte, sowie die Rauchwolken, welche in kurzen Zwischenräumen sich von dem Gipfel des Conchagüita loslösten, ließen einen Ausbruch des genannten Vulcans erwarten, um so mehr, als ringsum von seinen felsigen Gestaden mächtige Schollen abbrachen und ins Meer stürzten, während im Innern der Insel gleichfalls ansehnliche Bergstürze zu Thal gingen. Aber ohne daß ein eigentlicher Ausbruch erfolgt wäre, beruhigte sich wieder der längst für erloschen angesehene, in seiner Gestalt stark zerstörte Vulcan, und die Anwohner des Golfs kamen zumeist ohne Schaden davon; nur in La Union stürzten einige Häuser und die Stadtkirche ein; die Insel Conchagüita selbst, welche jetzt einige wenige Einwohner beherbergt, war damals völlig unbewohnt.

Auf den Inseln Meanguera, Isla del Tigre und Sacate Grande haben sich seit Menschengedenken keine Spuren von Thätigkeit mehr gezeigt und nur der Cerro del Tigre hat bis zum heutigen Tag die rein vulcanische Kegelform erhalten, während Meanguera und Sacate Grande von Ferne gesehen, kaum für vulcanische Gebilde gehalten werden dürften.

Nachdem ich im Mai 1897 nach längerer Wanderung in den Republiken Guatemala, Honduras und San Salvador den Fonsecagolf erreicht und mich einige Tage in der Hafenstadt La Union aufgehalten hatte, schiffte ich mich am 3. Mai in einem kleinen Segelboot ein und erreichte gegen Abend nach einer prächtigen Fahrt auf dem ruhigen, sonnenglänzenden Meerbusen, zwischen mannichfaltig gestalteten Inseln dahin, die Stadt Amapala, welche am Fuß des Cerro del Tigre sehr hübsch gelegen ist und als der pacifische Hafen von Honduras eine gewisse Bedeutung besitzt.

Da in Honduras um jene Zeit gerade zur Abwechslung eine Revolution ausgebrochen war, so stand das ganze Land auf Kriegsfuß und es herrschte allgemeines Mißtrauen und strenge Wachsamkeit. Als ich daher mit meinen zwei indianischen Trägern an dem militärisch besetzten Landungssteg ausgestiegen war, wurden wir daselbst solange festgehalten, bis der Commandant uns ausdrückliche Erlaubniß gegeben hatte, ans Land zu gehen, wo wir nach überstandener Zolluntersuchung bald in einem kleinen bescheidenen Hotel der Ruhe pflegen konnten.

Der folgende Tag war der Besteigung des Cerro del Tigre geweiht. Leider konnte ich hiefür nicht die Morgenfrühe benützen, da ich zuerst beim Commandanten um die besondere Erlaubniß zur Besteigung einkommen mußte, die mir auch auf die Empfehlung des deutschen Consuls hin bereitwilligst gewährt wurde. Es war schon gegen 9 Uhr Vormittags, als ich mit meinen beiden Indianern anfing, den steilen Kegel hinanzuklettern, wobei wir einem schmalen, manchmal fast unkenntlichen Pfad folgten, den der vorausgehende Indianer mit dem Buschmesser gangbarer machen mußte. Ich hatte natürlich vor Beginn des Anstiegs mehrfach das gewöhnliche Kreuzverhör zu bestehen, das gewöhnlich vor und nach einer Vulcanbesteigung von den Begegnenden an mich gerichtet wird: „Weßhalb steigen Sie auf diesen Berg?“ „Und warum?“ „Und wozu?“ „Und aus welchem Grunde?“ „Und zu welchem Zweck?“ „Und was suchen Sie denn dort oben?“ „Ist wohl eine gute Mine dorten?“ Habe ich dem Herrn A möglichst genau auf diese ewigen Variauten derselben Frage geantwortet, so versucht Herr B, der bis dahin ruhig zugehört hat, sein Glück und fragt mich genau dasselbe nochmals, und so geht es fort, so daß schließlich dem frömmsten Lamm die Geduld reißen könnte. Ich habe in meiner Verzweiflung schon manchmal gedacht, ich wolle in Zukunft zum Schein einen Photographenapparat mitnehmen, nur um sagen zu

Digitized by Google

können, daß ich Aufnahmen machen wolle, denn das begreift zur Noth noch ein Mittelamerikaner; aber ihm wissenschaftliche Untersuchungen begreiflich machen zu wollen, ist ganz vergeblich; begreife ich es ja selbst im Lauf der Jahre immer weniger, warum ich Zeit und Geld an diese unerträglichen Studien verschwende!

Nachdem wir in 120 Meter Höhe einen alten wohlerhaltenen Krater, genannt Laguna Seca, passirt hatten, wurde der Fußpfad ungemein steil, und im Schweiße unsres Angesichts stiegen wir nun mühsam in dem feuchtwarmen Urwald empor, dessen dichtverschlungenes Unterholz und Lianenwerk uns ziemlich viel zu schaffen machte. Gegen 11½ Uhr Vormittags machten wir Rast und kochten unser Mittagsmahl und unsern Thee, um darauf mit frischen Kräften wohl und munter vollends den Gipfel des Berges (880 Meter) zu ersteigen, der nur mit Gras bewachsen ist und daher den kühlen Seewinden freien Zugang bot. Eine prachtvolle Aussicht auf den ganzen Golf von Fonseca mit seinen Vulcanen und Inseln, mit seinen waldigen Gestaden und vielgestaltigen Buchten thut sich hier oben auf, und das Auge schwelgt in all der Schönheit der Natur, welche sich hier im Glanze der Sonne zu den Füßen des Beschauers ausbreitet. Leider reichte der Blick nicht in weitere Ferne, da Höhenrauch die Luft etwas verfinsterte. Aber um so schöner war dafür der Ausblick in die Nähe und unwillkürlich fiel mir auch hier oben wieder, wie früher (1895) bei der Besteigung des Conchagua, der Vergleich mit dem Golf von Neapel ein, ein Vergleich, der sich auch diesmal wieder zu gunsten des italienischen Landschaftsbildes neigte, denn die herrlichen Städte, welche den Golf von Neapel umkränzen, fehlen eben leider in dieser sonst durchaus ebenbürtigen tropischen Landschaft, wodurch ein abwechslungs- und reizvolles Element aus dem Gesammtbild verschwindet. Bieten hier die urwaldbedeckten Niederungen, welche vielfach von Meeresarmen durchschnitten sind, einen reizvollen Anblick, welcher der offenen italienischen Landschaft mangelt, so fehlen andrerseits hier die schöngeschwungenen Küstenlinien, wie sie bei Neapel das Auge entzücken, und ebenso erzeugt die eigenartig trockene, oft staubbeladene Luft Italiens Farbeneffecte, wie sie in den mittelamerikanischen Tropen nirgends in gleicher Schönheit und Gluth zu treffen sind.

Auf der Südwestseite des Gipfels befindet sich der Hauptkrater des Vulcans, Bramador genannt, dessen Form aber wegen des dichten Urwalds von oben her nicht deutlich erkannt werden kann; eine tiefe, stark bewaldete Thalschlucht führt vom Krater zum Meer hinab.

Vor Einbruch der Nacht waren wir wieder in Amapala zurück und erstiegen am nächsten Tage das stark zerstörte Vulcangerüste von Sacate Grande, auf dessen Gipfel (740 Meter) man eine ähnliche Aussicht genießt, wie auf dem Tigerberge. Von besonderer Schönheit ist hier der Blick auf die Tigerinsel mit ihrem stolzen, breit aufgebauten Vulcan und ihrer reizend gelegenen Hafenstadt. Die Besteigung des grasbewachsenen Berges von Sacate Grande ist bei einigermaßen frischem Seewind entschieden leichter und angenehmer als diejenige des Tigerberges, wo der Urwald zwar reichlichen Schatten bietet, aber auch jeden Luftzug aushält und daher eine wahre Treibhausatmosphäre in sich entwickelt.

Gegen Abend kehrte ich nach Amapala zurück in einem Segelboot, das von Soldaten bemannt war, denn alle jungen Leute der Stadt waren während der Revolution zum Militärdienst eingezogen und so konnte ich nur mit der besonderen Hülfe des Commandanten meinen Ausflug nach Sacate Grande durchführen. Die Revolution wirkt übrigens ganz allgemein recht verwüstend auf die Leute ein, wie mich folgendes unliebsame Intermezzo belehrte: ein etwas angetrunkener Hondureño, der im Hotel mein Zimmernachbar war, wollte des Nachts ohne kenntlichen Grund mit seinem Revolver die Wirthin erschießen, warf Tische und Stühle um und verübte anderen Unfug, bis eine herbeigeholte Patrouille den Störenfried festnahm.

Am 6. Mai verließ ich das hondureñische Gebiet in einem kleinen Segelboot, das mich in schneller Fahrt nach der salvadoreñischen Insel Meanguera brachte; ohne lange Rast zu machen, erstieg ich noch am gleichen Tag den Volcoberg (450 Meter) unter der kundigen Führung eines Einheimischen und kehrte Abends durch herrliche Wälder und prächtige Bananenpflanzungen wohl und munter nach dem Dörfchen Meanguera zurück.

Als ich aber am nächsten Morgen nach der Insel Conchagüita fuhr, bekam ich unterwegs einen heftigen Fieberanfall, und als wir nach mehrstündiger Fahrt auf jenem interessanten Eilande landeten, fühlte ich mich so unwohl, daß ich in einer der wenigen Hütten am Strande mich in einer Hängematte niederlegte und sofort in tiefen Schlaf fiel. Als ich wieder erwachte, fühlte ich mich zwar besser, aber da meine Bluttemperatur noch immer + 39.5° C zeigte, sah ich ein, daß an eine Besteigung des Conchagüitaberges nicht zu denken war, und entschloß mich daher zur sofortigen Rückkehr nach Meanguera — eine traurige Fahrt; ich lag am Boden des Boots und schlief, während einer meiner Indianer den Regenschirm aufgespannt hatte, um mich vor den Strahlen der Sonne zu schützen. O wie schön wären doch die Tropen, wenn nur nicht immer und überall die böse Malaria auf ihre Opfer lauerte!

Eine starke Dosis Chinin stellte mich bis zum nächsten Tag so weit wieder her, daß ich die Fahrt nach der nicaraguensischen Küste wagen konnte, und wohlbehalten erreichten wir daselbst nach 11stündiger Fahrt in einem kleinen Segelschiffchen (einem Einbaum) die Hacienda Capulinada, wo eine Abtheilung nicaraguensischer Soldaten das Land gegen etwaige Einfälle hondureñischer Rebellen schützte. Während meine trefflichen Bootsleute nach Meanguera zurückkehrten, bestieg ich (am 9. Mai) mit meinen beiden Guatemala-Indianern und einem ortskundigen Führer den Cosegüina, den berühmtesten und interessantesten unter den Vulcanen der Fonsecabay, dessen Kraterrand wir ohne Schwierigkeit in etwa 800 Meter Meereshöhe erreichten. War auch die Aussicht in Folge des starken Höhenrauches recht beschränkt, so entschädigte dafür der großartige Blick auf den gewaltigen Krater, welcher bei einem Durchmesser von nahezu 3 Kilometer eine Tiefe von 400 Meter besitzen mag. Ein schöner grüner See, in welchem zuweilen leichte Rauchwölkchen aufsteigen und das Wasser für kurze Zeit trüben, nimmt den Grund des Kraters ein und erhöht die malerische Wirkung des herrlichen, romantischen Landschaftsbildes. Während der Fuß des Berges mit lichtem Hochwald bewachsen ist, dessen Bäume in der Trockenzeit die Blätter verlieren, findet man in der Nähe des Kraterrandes nur Grasfluren, inmitten deren sich, nahe dem Kraterwall, eine einsame Kiefer erhebt. Im Innern des Kraters sieht man theils Gebüsch, theils Grasfluren, so weit die wilden Felsabstürze und Geröllhalden überhaupt für gesellige Vegetation Raum lassen. Die Kraterwände fallen allenthalben so steil ab, daß es wohl an keiner Stelle möglich ist, zum Kratersee, ohne Hilfe von Seilen, hinabzusteigen. Die Felsabstürze beginnen meist schon am obersten Kraterrand und zahlreiche tiefe concentrische Sprünge zeigen, daß dort neue Abstürze drohen. Als ich auf der Ostseite des Kraters eine längere Strecke dem Rande entlang ging, bemerkte ich, daß daselbst etliche mächtige concentrische Spalten sogar 200 bis 300 Meter sich vom Rand nach außen hin entfernen. Radiale Spalten sieht man seltener und nur von geringer Ausdehnung. Müde erreichten wir mit Einbruch der Nacht die Hacienda Capulinada wieder und hofften bald in festem Schlummer ausruhen zu können. Aber

Digitized by Google

unsere Hoffnung war vergebens, denn in der Hacienda wurde eben ein Neubau aufgeführt, und die zahlreichen Handwerker mit ihren Weibern wohnten alle unter dem Vordach oder im Freien vor dem Haus; sie schwatzten, tanzten, sangen und lachten bis um Mitternacht, und als ich endlich etwas Schlaf gefunden hatte, kam ein Regenguß, der die ganze Gesellschaft aufschreckte und unters Vordach trieb; nachdem die Leute aber hier ihre Hängematten aufgehängt und noch eine gute Weile lustig geschwatzt hatten, graute aber bereits der Morgen, die Hähne krähten und vorbei war es mit dem ersehnten Schlaf! Müde erhoben wir uns und unternahmen zu Fuß die Reise ins Innere von Nicaragua, auf uninteressanten, zum Theil mit fußtiefem Staub bedeckten Wegen, bei unglaublicher Sonnenhitze, und als wir am Abend des 13. Mai endlich in El Viejo die Eisenbahn erreichten, fühlte ich mich so müde, daß ich die schönen Maribios-Vulcane den Seite liegen ließ und am 4. Mai mit meinen zwei Indianern direct über Leon und Momotombo nach Managua, der Hauptstadt des Landes, fuhr, um hier der Ruhe zu pflegen, soweit dies überhaupt in einem so heißen Klima denkbar ist.

Managua. Dr. Carl Sapper.

Zur Psychologie der Frau.

In stark strömenden Flüssen gibt es Stellen an Ufervorsprüngen, zwischen großen Steinen, wo das Wasser eine rückläufige Bewegung hat. Es ist ein Kreisen um einen todten Punkt, ein Wirbel über einer Untiefe. Man kann diese Erscheinung auch im Culturleben, in den Geistesströmungen der Zeit beobachten. Nicht genug, daß Strömung gegen Strömung kämpft, Satz gegen Satz, Idee gegen Idee, Kraft gegen Macht; im Strom selbst bilden sich rückläufige Kreise, reactionäre Wirbel. Es sind gefährliche Stellen. Manch Einer ist in ihnen zu Grunde gegangen.

In der gewaltigen Strömung der Frauenbewegung bildet die Erscheinung der Frau Laura Marholm einen solchen reactionären Wirbel. In einer mächtigen freiheitlichen Bewegung predigt sie einen erotischen Klerikalismus. Sie ist eine wüthende, erbitterte Feindin der neuen Freiheit, die kommen soll und kommen wird. Sie steht an der Schwelle ihrer Kirche und ringt die Hände und schreit, beschwört, flucht, segnet, überredet, schmeichelt, lockt, verführt, bittet die Frauen einzutreten in den Tempel des einzigen, wahren, unverfälschten Glückes, dessen Evangelium lautet: „Heirathe, habe Kinder, das ist, Weib, dein einziger Beruf auf Erden!“ Das Wort Napoleons: La femme n'est donne qu'à enfanter ist der Kernpunkt ihrer ganzen socialen Philosophie. Denn als Philosophin will sie ja genommen werden. Furchtbar ernst will sie genommen werden!

Frau Marholm hat jüngst wieder zwei Bücher geschrieben.[1]) Sie sagt einmal von sich, „daß sie so viele neue Ausdrücke habe und ganz unbefangene Dinge sagen könne, daß einem die Haut schaudert“. An neuen Ausdrücken findet sich in dem Buch „Frau Lilly als Jungfrau, Gattin und Mutter“ nicht viel. Was sie erzählt ist hausbacken, alt und abgestanden. Es ist eigentlich immer dieselbe Geschichte, die sie nicht müde wird, zu erzählen; das eine Mal mit neuen Ausdrücken, d. h. in ihrer frisch frei frechen Weise wie etwa im Drama „Karla Bühring“, das andere Mal mit schaalen und leeren Worten wie in der Märe von Lilly. Es ist die Geschichte, deren Tragik mit unübertrefflicher Meisterschaft Goncourt in „Chérie“ erzählt hat. Es ist die Geschichte des alternden Mädchens, das zu Grunde geht, dessen Kraft langsam abbröckelt, das sich verzehrt, wenn nicht wie bei Frau Marholm in zwölfter Stunde noch rasch ein Ritter erscheint, der als St. Georg siegreich den Drachen Hysterie erlegt und die willige und sehr gefügige Jungfrau unter Einhaltung aller legitimen Formen zu seiner Frau erkürt. Die Moral lautet also: Jungfrau, heirathe! Thust du das nicht, thust du das nicht bald, so spielt dir dein Organismus alle möglichen Streiche, so wirst du krank und welk. Die Ehe unter allen Umständen, um jeden Preis, ist die einzige Panacee für Leid und Leiden! Und indem Frau Marholm das sagt, hält sie sich für eine Frau, die etwas ganz Neues zu sagen weiß. Sie hält sich für eine Art Stanley, sie verkündet der aufhorchenden Welt Neues aus dem dunkelsten Afrika der Menschheit, Neues aus dem großen, unerforschten Reich der Frauenseele. Wenn man ihre Schriften liest, glaubt man wirklich manchmal, daß sie es ist, die überhaupt erst die Seele der Frau entdeckt oder erfunden hat.

Sie kämpft für ihre Idee als Novellistin wie als Wissenschaftlerin. Als einen Eckstein für die Wissenschaft vom Weib legt sie ihr Buch „Zur Psychologie der Frau“ uns auf den Tisch. Seine Spitze richtet sich gegen die Frauenbewegung, gegen das Bestreben unsrer Zeit, das Recht der Frau auf Wissen und dessen Verwerthung anzuerkennen, gegen jene Abertausende von Frauen, die nach Freiheit, Selbständigkeit, Unabhängigkeit im Leben ringen, gegen jene Männer, die ihnen dabei helfen, sie auf dem schwierigen Weg zur Höhe geleiten. Wenn die Männer jene Bewegung bekämpfen, so kann man unschwer ihre Motive erkennen. Diese Motive sind Furcht vor der Concurrenz, Egoismus, Unduldsamkeit, Selbstüberschätzung, Eitelkeit, Paschalaune, Größenwahn (der Herr der Schöpfung hat ihn durch Jahrtausende genährt), Vorurtheil, das mit gut geheuchelter Galanterie von dem Untergang der Weiblichkeit im Beruf spricht. Wenn aber eine Frau und noch dazu eine kluge, geschickte, geistvolle, vielerfahrene, vielfach gebildete Frau — das alles ist Frau Marholm ohne Zweifel — das Heil ihrer Geschlechtsgenossinnen im Bekämpfen dieser Bewegung sieht, so muß man unwillkürlich an jene Sklaven denken, die sich gegen die Aufhebung der Sklaverei empörten. Ich glaube, es hat auch solche gegeben, die sich wohl und glücklich fühlten in ihrer Abhängigkeit und die Liebe ihrer Herren mit Liebe erwiderten. Frau Marholm nennt die Frauenbewegung eine Frauenunruhe, eine Entartung. „Dasselbe Erregungsbedürfniß der Weiber, das es vor drei Jahrhunderten dazu trieb, einander als Hexen anzugeben und sich als Hexen zu bekennen, treibt es jetzt in das Frauenrechlerthum hinein. Beides sind versetzte emotionelle Dränge, abgeleitet von ihrem Centralpunkt.“ Der Zug der Frauen zur Hochschule ist in ihren Augen eine Fahrt zum Blocksberg. Die ganz verrückte Art übrigens, wie Frau Marholm mit großem gelehrten Faltenwurf des Gedankens und der Worte den Hexenwahn erklärt, ist eines der vielen Probchen von der falschen Wissenschaftlichkeit der Verfasserin. Sie hat ein eigenes Talent, die Geschichte und die geistigen Ereignisse sich zurechtzukneten und zu merkwürdigen Formen auszubacken. Was dann aus Licht kommt, ist curios, confus und unverdaulich.

Die Emancipation des Weibes, verkündet Frau Marholm, das ist die Verzweiflung des Weibes an sich selbst als Weib, die Entweibung des Weibes. Der Gedanke der Frauenbefreiheitlichung (das ist einer ihrer famosen neuen Ausdrücke) ist ein falscher Gedanke unzureichender Männergehirne, überstudirter schwächlicher, anlehnungsbedürftiger Männer in einer zerfallenen, verrohten Gesellschaft. Und etwas später sagt sie in ihrer Manier, sich fortwährend zu widersprechen, „die Bewegung entspringt der Furcht vor dem Mann ohne Selbstbeherrschung, vor dem Mann als

[1]) Laura Marholm: „Frau Lilly als Jungfrau, Gattin und Mutter“ und „Zur Psychologie der Frau“. Beide Bücher im Verlag von Karl Duncker, Berlin 1897.

Ausbeuter". Die Frauenbewegung ist für sie kein Ausgangspunkt, sondern ein End- und Nullpunkt, das schmähliche Product eines betrügerischen, müden und kranken Jahrhunderts, dessen geistige Führer sie sammt und sonders als Bankerotteure und Schwindler bezeichnet. Ein Bankerott ist ihr die ganze Frauenbewegung. „Sobald der Mann aufhört, schöpferisch zu sein, das heißt die Welt, also auch uns (die Frauen) als sein Material zu betrachten, tritt die Gleichheit zwischen Mann und Weib ein. Damit hört aber auch der Mann auf, zu sein. Das wäre seine Bankerotterklärung." Männer, die die Gleichheit und die Gleichstellung von Mann und Weib lehren und vertreten, sind für Frau Marholm ein für allemal physische oder geistige Bankerotteure. Ihr zufolge kann das Weib in nichts dem Mann gleich sein, seine Entwicklung geht vielmehr dahin, dem Mann in immer feinerer und mannichfaltigerer Weise ungleich zu werden. Es handelt sich bei Frau Marholm niemals um Rechte und Pflichten, Ueber- oder Unterordnung zwischen Mann und Weib, sondern immer nur darum, „wie weit ihre Naturen ineinander verschmelzen und einander befriedigen, oder ineinander nicht verschmelzen und einander nicht genießen können".

Das ist der Witz! Frau Marholm tanzt einen bacchantischen Reigen um den einen Punkt, aus dem schon Mephisto aller Frauen Weh und Ach zu curiren empfahl. Mit staunenswerther Fixigkeit und Taschenspielerkunst macht sie aus der Frauenfrage immer wieder die Weibchenfrage. Es ist viel von Liebe in ihren Büchern die Rede, aber diese Liebe schmeckt nach Erotik. Sie sucht das Glück des Weibes. Und dieses Glück ist beinahe synonym mit Genuß. Ihre Weltweisheit will dem Weib dieses Glück schaffen. Aber die weltweise Dame vergißt, daß das Glück nicht der Lebenszweck der Menschen ist. Der Lebenszweck der Menschen ist der Fortschritt. Und Fortschritt heißt die größtmöglichste Förderung des allgemeinen Wohles bei größtmöglichster Freiheit des Einzelnen. Für die Sklavin ist die Liebe alles. Für das freie Weib ist sie die Blume auf ihrem Weg. Die Liebe ist eine Privatsache. Frau Marholm macht aus der Liebe ihrer Prägung die Axe der Welt. Nur in Bezug auf die Liebe theilt ihre Psychologie Männlein und Weiblein ein. Die Grundtypen der modernen Frau sind für sie 1. die grande amoureuse, 2. die cérébrale, 3. die détraquée. Deutsche Worte fehlen ihr zur Bezeichnung. Die grande amoureuse ist die höchste Potenzirung des Weibes, das einzige Weibgenie, die Blüthe der weiblichen Intelligenz, die Verkörperung des höchsten Weibintellects. Und ebenso theilt sie die Männer ein in Barbaren und Decadenten. Sie findet nicht genug Ausdrücke, neue und alte, um den modernen Mann zu verhöhnen und zu verunglimpfen und sieht in ihm doch immer gleich den Retter, den Erlöser, den Glückbringer — d. h. nur dann, wenn er Heirathsgelüste hat. Denn Frau Marholm, dieser King-Fu der Erotik, der alles weiß, kennt und erräth, weiß kennt und erräth immer nur das eine Allheilmittel: Heirathet! heirathet so früh ihr könnt, wen immer ihr findet, aber heirathet! Wie oft aber die Ehe Leid, Leiden, Weh und Unglück über Mann und Weib gebracht, wie viel physisches und psychisches Kranksein aus der Ehe hervorgegangen, darüber schweigt sie wohlweislich. Die Ehe à tout prix ist eine verderbliche, unmoralische Lehre. Und gute, glückliche, heil- und segenbringende Ehen schließt man nicht auf Commando. So moralisch Frau Marholm sich auch geberdet, so unmoralisch wirkt ihr Buch. Es ist ein Buch der Geschlechtlichkeit! Je geschlechtlicher ein Weib ist, desto höher steht sie in Frau Marholms Augen. Und Haß und Hohn gießt sie über alles Frauenstudium, weil auf der Schule „das Weib zur Geschlechtslosigkeit erzogen wird". Mit wahrer Leidenschaft stöbert und wühlt sie in den intimsten Geheimnissen des weiblichen Lebens und sagt „ganz unbefangen Dinge, daß einem die Haut schaudert". Sie ringt die Hände und schreit zum Himmel und über alle Dächer hinweg, daß die „Depression im Verkehr der Geschlechter" der Fluch, das Verderben, der Ruin unsrer Zeit und unsrer Gesellschaft sei und kann sich gar nicht genug daran thun, diesen Satz mit lüsterner Umständlichkeit zu begründen. Sie hat eine lebhafte Phantasie und auch damit fröhnt sie ihrem erotischen Klerikalismus. Zu dieser Bezeichnung paßt auch ihr sehnsüchtiges Coketiren mit der katholischen Kirche, deren Einfluß sie als dem Weib ungeheuer förderlich ansieht, im Gegensatz zum Protestantismus. Zu dieser Bezeichnung paßt auch ihr bald versteckter, bald offener Antisemitismus. Sie klagt die Juden an, am Niedergang der heutigen Männerwelt schuld zu sein. Die Blutmischung zwischen Germanen und Juden hat ein Schwanken des Geschlechts hervorgebracht: „Das Weibische am Mann, die krähende Stimme, der fleischige Körper mit dem Speckberg als Sitzpolster, das dicke, weiße, bartarme Gesicht, etwas Cokettes, Theatralisches im Wesen, das süßliche Lächeln, der verschleierte Blick, beim Weib das rücksichtslose Sichvordrängen, die schreiende sichere Sprache, der ausgesprochene Erwerbssinn, das selbstzufriedene, überlegene Lächeln." Und an einer anderen Stelle sagt sie von den heutigen Männern: „So wandern sie rundrückig, schulternlos, wadenlos, ohne Andeutung von Alter und Geschlecht daher — lebendige Illustrationen der Rache Israels an den bezwungenen, auf dem Geldmarkt und in der Mode geschlagenen Germanen." Die Juden haben die Schönheit des deutschen Volkes umgebracht, wehklagt Frau Marholm!

Frau Marholm findet, daß das Wachsen der Frauenemancipation Hand in Hand geht mit der wachsenden Prostitution. „Prostitution und Emancipation gehen progressiv nebeneinander her; sie sind zwei Stämme aus derselben Wurzel, der Verzweiflung des Weibes an dem ihm auf Erden beschiedenen Theil. Beide Erscheinungen müssen, ob ihre Vertreterinnen es wollen oder nicht wollen, den Mann physisch, materiell und psychisch untergraben." Also Untergang des Mannes auf allen Seiten! Dieser Untergang ist nur aufzuhalten — und er muß aufgehalten werden, denn ohne Männer gibt es ja schließlich auch keine Ehe — er ist nur aufzuhalten, wenn das Weib auf seinen ihm auf Erden beschiedenen Theil beschränkt bleibt, beschränkt wird. Was dieser Theil ist, darüber kann nicht der geringste Zweifel bestehen. „Die einzige productive Arbeit des Weibes sind seine Kinder". Aber dann docirt Frau Marholm weiter: „Die productive Arbeit des Weibes besteht nicht darin, seine Kinder zu erziehen, wie man es in diesem Jahrhundert oft gemeint hat und womit viele Frauen sich aus allen Kräften anstrengen. Erziehung ist Außenwerk. Was nicht drin ist, kann sie nicht hervortreiben, höchstens glückt es ihr, es hervorzuheucheln. Die productive Arbeit des Weibes ist überhaupt gar nichts, wobei mit Willen, Absicht, Anstrengung, Vorsätzen, Ausbildung viel zu erreichen wäre — die productive Arbeit des Weibes ist seine innere Natur, sein angebornes Wesen, seine warme Seele, sein gutes Herz, sein gesundes Blut, seine ungebrochene Kraft, seine Unermüdetheit, Unmittelbarkeit, Spannkraft, Frische!" Das ist Haremsphilosophie! Das Weib soll dem Mann gefallen, auf daß er es heirathe, es soll Kinder haben, gut und gesund bleiben — damit ist seine Rolle im Haushalt der Natur, Welt und Gesellschaft ausgespielt — meint Frau Marholm!

Aber unsre Cultur meint es anders. Sie weist dem Weibe den Platz an, der ihm gebührt, den es in freier Wahl, seiner Befähigung Rechnung tragend, beansprucht. Die Frauenbewegung am Ende des 19. Jahrhunderts

Digitized by Google

entspricht dem Ringen um die Menschenrechte am Ausgang des vorigen. Recht auf Wissen! Recht auf Arbeit! Recht auf Verdienst! heischen die Frauen, und nur Thoren oder Böse werden es ihnen streitig machen. Frau Marholm sagt und möchte es beschwören, daß das Weib nur in der Sexualsphäre aufgeht, nur darin existirt, dadurch in jeder Arbeit, in jedem Studium behindert wird. Aber sie vergißt oder weiß es nicht, daß das Sexuelle in der Existenz des Mannes eine viel größere, intensivere, einschneidendere Rolle spielt als beim Weibe. Alle Aerzte, Psychologen, Criminalisten, alle Männer werden ihr das bestätigen.

Frau Marholm betont immer, daß das Weib ein vom Mann ganz und gar verschiedenes Wesen ist. In Bezug auf seine geistigen Fähigkeiten haben Forschung und Beobachtung längst diese Behauptung entkräftet. Jüngst hat Arthur Kirchhoff[1]) hervorragende Universitätsprofessoren, Frauenlehrer und Schriftsteller um Gutachten über die Befähigung der Frau zum wissenschaftlichen Studium und Berufe gebeten und diese Gutachten in einem interessanten und lehrreichen Bande vereinigt. Manche Antworten sind verneinend, lau, unentschieden. Aber weitaus die meisten (73 unter 122) bejahen die Frage unbedingt. Prof. Wilhelm Förster, der Director der Berliner Sternwarte und durch seine ethischen Bestrebungen ein Führer deutschen Geisteslebens, sagt, daß nicht der leiseste Zweifel an der vollen Ebenbürtigkeit des weiblichen Intellects gegenüber dem männlichen gerechtfertigt erscheint. Und Prof. Arthur König schlägt als Thema für die Antrittsrede der ersten Rectrix magnifica des kommenden Jahrhunderts vor: „Bestand am Ende des 19. Jahrhunderts ein psychologischer Zusammenhang zwischen der Hartherzigkeit der besitzenden Classen gegenüber den Klagen der Besitzlosen und dem ablehnenden Verhalten der Männer gegenüber den Forderungen der nach Wissen dürstenden Frauen?" Was würde aber jene Rectrix von den Frauen sagen, die sich ihren Schwestern in den Weg stellen? Die beste Lösung im menschlichen wie im wissenschaftlichen Sinne ist Spielhagens Satz, der ein altes Wahrwort ausspricht: „Die Berechtigung steht und fällt mit der Befähigung." So gewiß es auch ist, daß der Prozentsatz der zu geistiger Arbeit befähigten Frauen nicht kleiner ist als der befähigten Männer, so sicher ist es auch, daß damit noch nicht gesagt wird, daß unbedingt alle Berufe vom Weibe werden in Anspruch genommen werden. Hat sie erst volle Bewegungsfreiheit, wird sie selbst die richtige Wahl treffen. Ihre eigene Erfahrung, nicht brutales Verbot, wird sie lehren, wo der Mann besser am Platze ist, wo ihr keine oder geringe Erfolgschancen blühen. Und hat sie sich erst an freie Luft, freies Licht, freie Bewegung gewöhnt, sind die letzten Einschnitte der Ketten verschwunden, mit denen sie Jahrtausende lang an die Herdpfosten geschmiedet war, so wird sie sich auch gewiß jener Fehler entäußern, die ihr heute noch anhaften und das Studium erschweren.

Das Weib hat Fehler. Kein Frauenrechtler männlichen oder weiblichen Geschlechts wird das leugnen. Frau Marholm sagt, die drei Grundtriebe des Weibes sind Neugier, Erbarmen, Unbeständigkeit. Viel schwerer als dieses Aperçu, das viel richtiger klingt, als es ist — denn es gibt weit mehr neugierige, unbeständige Männer als Frauen — wiegen die Beobachtungen, die Dr. Otto Dornblüth in seinem Schriftchen „Die geistigen Fähigkeiten der Frau"[2]) mittheilt. Dornblüth stellt es als einen der sichersten Erfahrungssätze der vergleichenden Psychologie hin: „Das weibliche Geschlecht hat eine angeborene Neigung, einfach das Naheliegende aufzufassen und dem schwerer zu Begreifenden und zu Beurtheilenden aus dem Wege zu gehen." Mit diesem Satz deckt sich auch die von Burdach und Havelock Ellis erwiesene Erfahrung, daß die Frauen die Wahrheit acceptiren, wie sie sie finden, während Männer das Bedürfniß haben, Wahrheit zu schaffen. Sollten diese Eigenschaften unabänderlich im Weibe stecken, so bliebe es in vielen Berufen auf eine secundäre Rolle beschränkt. Diese Sätze erklären übrigens auch die geringe Bedeutung, die das Weib bisher im Kunstleben eingenommen. Denn wahre Kunst heißt vor allem Wahrheiten schaffen.

Als geistiger Arbeiter ist aber schon heute das Weib in vielen Dingen dem Mann weit überlegen. Es hat eine größere Widerstandskraft, mehr moralischen Muth, mehr Selbstlosigkeit als der Mann. Es hat eine geschicktere Hand, ein feineres Empfinden. Es ist ganz falsch, dieses Empfinden des Weibes als Hinderniß für die freie Berufswahl anzusehen. Es hat noch keinem großen und bedeutenden Mann geschadet, wenn er nebenbei auch ein guter Mensch war. Und oft ist das Empfinden ein besserer Richter als der Buchstabe. Vermöge ihres Empfindens war stets das Weib ein besserer, scharfsichtigerer Menschenkenner als der Mann. Und es gibt Berufsarten, wo Menschenkenntniß, wo das Vermögen, ins Herz und mit dem Herzen zu sehen, alle Wissenschaft aufwiegt.

In der Urgesellschaft, als der Mann sein Leben im Kampfe mit den wilden Bestien verbrachte und der Faustschlag, der die Beute niederstreckte, als Werbung galt, da war es das Weib, das alle geistigen Arbeiten verrichtete, die Werkzeuge der Cultur erfand. Die moderne anthropologische Forschung zeigt uns, wie alle primitiven Gewerbe und Industrien zuerst vom Weibe gepflegt werden. Es erfindet Pflugschar und Rocken, Schiff und Bogen. Es gibt die Idee, der Mann führt aus. Und gleichsam in unbewußter Dankbarkeit stellt das Alterthum Gewerbe und Industrien in den Schutz der Göttinnen. Und waren es nicht die Frauen, die in alten Zeiten der Weisheit Hüterinnen waren, bei denen der Mann sich Rathschlag und Zuspruch holte? Die Frau war es, die das reine Feuer bewahrte, die Frau war es, die den Menschen Erbarmen, Gnade, Nächstenliebe lehrte. Den Altruismus hat ein Frauenherz geboren. Und heute, wo der Altruismus unsre Philosophie und unser Glaube ist, müssen die Schranken fallen, mit denen der Egoismus des Mannes das Weib umstellt hat. Es verliert nichts an weiblicher Würde, weil es an menschlicher Würde gewinnt. Es verliert nichts an Anmuth und Liebreiz, weil es stärker wird im Kampf ums Dasein. Daß die Dichter es auch fernerhin besingen werden, das beweist heute schon der vor der Eva der Zukunft mystisch verzückte Jules Bois.[1])

Ibsen sagte unlängst: „Die sociale Revolution, die sich in Europa vorbereitet, liegt hauptsächlich in der Zukunft des Weibes und des Arbeiters." Und der kluge, stets kampfbereite Lucien Descaves glaubt, daß die Befreiung des Weibes nur durch eine Revolution möglich sei. Wenn er damit eine Revolution des Geistes meint, so stehen wir schon mitten darin, und Schritt für Schritt wird vom Weibe der Boden erobert.

Aber mit jedem Schritt, den das Weib von diesem Boden erobert, verliert es an jenem Terrain, das bisher sein Gebiet war, so klagen die Männer und Frauen des Vorurtheils, des Zopfes, der Reaction. Und das eben ist nicht wahr! Die gebildetere Frau wird auch die bessere Lebensgefährtin sein. Nach wie vor bleibt das Recht der Liebe bestehen. Nach wie vor wird die gute Ehe ein Glück, die schlechte Ehe ein Unglück sein. Aber die Zahl der schlechten

[1]) Arthur Kirchhoff: Die akademische Frau. Berlin, Hugo Steinitz 1897.

[2]) Dr. Otto Dornblüth, Die geistigen Fähigkeiten der Frau. Rostock, W. Werthers Verlag 1897.

[1]) *Jules Bois*, L'Ève Nouvelle. Paris, Léo Chailley 1896.

Digitized by Google

Ehen, der unmoralischen Ehen à tout prix wird abnehmen. Denn der Mann ist nicht mehr der einzige Retter in der Noth, seine Jagd, sein Fang nicht mehr die einzige Beschäftigung des jungen Mädchens. Das Weib wird sich auch ohne Mann beschützen und ernähren können, wird auch unverheirathet Rang und Stellung in der Gesellschaft beanspruchen dürfen. Das Mädchen wird aufhören, als unnützes Glied der Gesellschaft zu gelten, nur deßhalb, weil es keinen Mann hat. Der Geldsack wird nicht mehr das einzige Agens der Eheschließungen sein. Das Mädchen wird so gut wie der Mann Wissen oder Stellung anstatt des Geldes mitbringen können. Die Ehe wird wieder ein Heiligthum werden, nachdem sie aufgehört haben wird, eine bloße Versorgungsanstalt zu sein. Die Liebe wird weit mehr zu ihrem heirlichen Rechte kommen als bisher, denn auch für das Mädchen wird endlich die Zeit kommen, ein freies, unabhängiges, auf sich selbst gestelltes Individuum mit freier Selbstbestimmung sein zu dürfen, nicht mehr ein Gegenstand, über den verhandelt, um den gefeilscht wird, wie um eine Sklavin. Man kann das jetzt schon in Amerika beobachten, wo es allgemein heißt: college girls heirathen spät, aber gut. Nicht einseitige Wahl, wie es bis jetzt die Regel war in unsrer Gesellschaft, sondern gegenseitige Wahl bei der Eheschließung ist moralisch und glückverheißend. Aber um wählen zu können und zu dürfen, muß man frei sein, sich frei fühlen. Die Frauenbewegung will nichts anderes als die Freiheit, die Selbständigkeit, die Verantwortlichkeit des Weibes. Nur ein freier, selbständiger, für sein Thun und Lassen verantwortlicher Mensch kann ein Adelsmensch sein. Und das zu werden, war bis nun dem Weibe tausendfach erschwert, wenn nicht verboten, denn unfrei, unselbständig, unverantwortlich war sie bis nun, aus einem Besitz, aus einer Hörigkeit, aus einem Schutz in den andern übergehend, aus dem Elternhause in das Haus des Mannes, ihres Herrn. Sie war ja nichts, als „das Material des Mannes", wie Frau Marholm so schön sagt.

Das gebildete, auf der Höhe ihrer Zeit stehende Weib wird keine Concurrentin des Mannes sein, sondern seine theilnehmende helfende Genossin. Sie wird den Mann entlasten. Sie wird mit ihm arbeiten können. Denn auf gemeinsame Arbeit, auf gemeinsame Leiden und Freuden sind Mann und Weib von Natur aus gestellt. Und sie wird eine ganz andere, eine bessere Mutter ihren Kindern sein als heute. Erziehung ist nicht bloß überflüssiges Außenwerk, wie Frau Marholm sagt, Erziehung ist die ewige Aufgabe, die stete Pflicht des Menschen. Sich selbst und andere erziehen, ist ein über uns allen stehendes Gebot des Menschenthums. Aber um erziehen zu können, darf man kein Sklave, kein höriges, unfreies Haremswesen sein. Der Erzieher und die Erzieherin müssen freie, wissende Menschen sein!

Vor allem vergesse man Eines nicht! Die Frauenbewegung will durchaus nicht die Frauen in alle möglichen Berufe hineinhetzen. Sie will den Frauen nur die Möglichkeit einer Berufswahl eröffnen. Sie will in erster Linie den Frauen eine den Männern ebenbürtige Bildung zukommen lassen, ihren Horizont erweitern, ihren geistigen Lebensinhalt vertiefen. Und das thut noth! Denn zwischen Mann und Weib klafft heute eine furchtbare Bildungslücke. Man muß blind und blöde sein, um diese Lücke nicht zu sehen oder sie zu entschuldigen oder gar vertheidigen zu wollen. Die Frauenbewegung will das Schicksal des Weibes in seine eigenen Hände legen und nicht mehr einzig und allein den Händen des Mannes überlassen. Auch das Weib, das unverheirathet bleibt, soll sich seinen Platz im Leben, in der Gesellschaft, in der Sonne erkämpfen dürfen. Und das Glück?

Fräulein Paola Lombroso hat unlängst geschrieben, daß die Frauen weit mehr Talent zum Glück und weniger Anlagen zum Unglück haben als die Männer. Und in richtiger Erkenntniß fügte sie hinzu, daß Glück und Unglück der Menschen weit weniger in den äußeren Umständen als im inneren Wesen der Menschen begründet liegt. Gewiß wird die Frauenbewegung mit ihrem Strom von Licht und Lust, mit dem Wissen und der Freiheit dem Weibe neue Freuden, neues, höheres Genießen lehren. Aber die Quellen des Glückes werden die gleichen bleiben. Aus der Menschenbrust treten sie zutage. Und wie auch fortschreitende Gesittung den Bau der Gesellschaft, das Antlitz unsrer Welt verändern möge, das Herdfeuer, das Mann und Weib vereinigt, wird seine heilige Kraft bewahren und nie wird die göttliche Flamme ausgehen, an der allein es entzündet werden darf, die Flamme der Liebe.

Rudolph Lothar.

Mittheilungen und Nachrichten.

μ **Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden.** Herausgegeben von seinem Sohne Theobald Kerner. Durch Einleitungen und Anmerkungen erläutert von Dr. Ernst Müller. Mit vielen Bildnissen und Brieffacsimiles. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. — Es gibt wohl kein deutsches Dichterheim, das, ohne je ein Museum gewesen zu sein, wie es jetzt die Kerner-Villa in Eisenach ist, so viele Gäste gesehen und so reiche Schätze geborgen hätte wie das Kernerhaus in Weinsberg. Der gegenwärtige Besitzer, Hofrath Theobald Kerner, der Sohn des Dichters, hat sein ganzes Leben in den Dienst der Pietät gestellt: bis in sein hohes Greisenalter ist er einzig bestrebt, Leben und Dichten seines Vaters ins rechte Licht zu setzen und die schönsten Tage des gastfreundlichen Vaterhauses in der Erinnerung wieder aufleben zu lassen. Fast unerwartet nach dem vielen, was er den Verehrern des liebenswürdigen Dichters schon geboten, beschenkt er uns mit einer Briefsammlung, wie sie von ähnlichem Umfang und Werth seit langem nicht vorgelegen. Wohl staunte man beim Anblick der zwei, 584 und 554 Seiten starken Bände fürchten, daß kindliche Pietät da manches gesammelt, was des Sammelns nicht werth gewesen, aber schon flüchtiges Durchblättern belehrt uns, daß dem nicht so ist. Diese etwa 860 Briefe sind nur eine Auswahl aus 3—4000, die in Weinsberg verwahrt liegen. Wir haben also trotz der Menge das Bedeutendere vor uns — bedeutend um des Inhalts oder doch um der Person des Briefschreibers willen. Außer ca. 200 von Kerner selbst geschriebenen Briefen finden wir in dieser Publication solche von ungefähr 125 der hervorragendsten Zeitgenossen Kerners, darunter von Uhland (über 100), Varnhagen v. Ense, Gustav Schwab, Karl Mayer, Lenau, Mörike, Tieck, Grafen Alexander von Württemberg, König Ludwig I. von Bayern (27), Prinzen Adalbert von Bayern, Fürsten Alexander Hohenlohe, Prinzessin Marie von Württemberg, Wolfgang Müller, Freiligrath, Geibel, Frhrn. v. Laßberg und vielen Anderen. Der Herausgeber klagt in seiner kurzen Vorrede darüber, daß der Wille des Vaters, der diese Briefe erst 30 Jahre nach seinem Tode veröffentlicht wissen wollte, ihn verhindert habe, die Publication früher und bei rüstigerer Kraft allein herauszugeben, nun habe er eine Hülfe in Anspruch nehmen müssen, eben die Dr. Ernst Müllers in Tübingen, dem wir die literarischen Einleitungen und Anmerkungen verdanken. Wir glauben nicht, daß der Herausgeber diese Verspätung so sehr zu bedauern hat, denn erstens einmal stehen wir heute den meisten dieser Briefe, zu allen können wir sagen, viel objectiver gegenüber als noch vor 10 und 20 Jahren, und zweitens hätte die Publication so mancher der interessantesten Briefe zu Lebzeiten ihrer Verfasser ohnehin kaum erfolgen können. Dazu zählen wir z. B. auch die Briefe Ludwigs I. und besonders des Prinzen Adalbert, welch letztere fast ausnahmslos latinster Natur sind. Es gibt gar nichts, worüber Prinz Adalbert seinen geliebten Justinus Kerner nicht um Rath fragt. Heute, in den Tagen der griechischen Wirren, wird man nicht ohne Theilnahme folgende Briefstelle lesen: „Was die Griechische Nation betrifft, so steht sie, wenn auch nicht an Muth, doch an Adel der Seele hinter der Spanischen weit zurück. Denn nach all den Opfern, die Bayern und meine Familie in hohem Schwunge der Begeisterung diesem Volke brachten, sind die Griechen, wie ich aus dem Munde ihres eigenen Königs, meines

vortrefflichen Bruders, hörte, so undankbar, zu sagen, daß alle Leiden und alles Unglück, was über sie gekommen, von den Bayern herrühre. Das ist der Dank so aufopfernder Hingebung. Sie machen dadurch dem alten Sprichwort Graeca fides nulla fides sine Ehre. Ja, in ihrer Verblendung und in ihrem Fanatismus gingen sie, hauptsächlich von der russischen Partei verleitet, sogar so weit, bei der letzten Revolution den Artikel 40 in die neue Constitution durch Finesse einzuschalten, daß ihr künftiger Beherrscher der griechischen Kirche angehören müsse, damit nur kein Wittelsbacher mehr hineinkommen könne. Ein schwerer Kampf wogt in meinem Innern, wo Pflichten gegen Pflichten, das Festhalten an dem Glauben meiner Väter und die Liebe zu meinem armen Bruder, der, wie ein Grieche sich selbst äußerte, binnen wenig Jahren verloren wäre, wenn kein Thronfolger bestimmt würde, sich fortwährend scharf entgegentreten. Welche gräßliche Zukunft liegt vor mir! Der Glanz der Krone, nach der ich stets aus edlen Gefühlen nie strebte, wird mir nun unter sophistischen Scheingründen lockend dargestellt, um den Frieden aus meiner Seele für immer zu bannen. Eine makellose Krone strahlt herrlich wie ein Abglanz der Gottheit, doch eine sündhaft erkaufte versengt wie glühend Gold. Dies sind meine Gesinnungen und Meinungen, dies ist auch meine Ueberzeugung. Wenn ich daher mit einer so hochwichtigen Sache, so ich darf sagen, in dieser Lebensfrage für mich, auf jede nur möglich erlaubte Weise wenn auch nicht Gewißheit, doch wenigstens Winke bekommen kann für meine Zukunft, so glaube ich, vor Ihnen entschuldigt zu sein. Ich muß daher noch einmal mit einigen Fragen Ihnen lästig fallen" u. s. w. Die Briefe des ersten Bandes wenden sich vorwiegend an den Dichter Kerner, die des zweiten an den Arzt und Menschenfreund, nicht wenige auch an den Verfasser der „Seherin von Prevorst", dessen Vermittlung in manch delicater Frage nachgesucht wurde. Kurz der Literarhistoriker wie der Mediciner, der Politiker wie der gebildete Laie überhaupt findet in den nach der Mode unsrer Zeit mit zahlreichen Portraits und Facsimiles ausgestatteten beiden Bänden eine Fülle des werthvollsten Forschungs- und Lesestoffs. Sehr einsichtig gearbeitete Register erleichtern Genuß und Benützung der interessanten Briefsammlung, mit deren Publication Theobald Kerner an seinem Lebensabend seinem Vater ein ebenso ehrendes als bleibendes Denkmal gesetzt hat.

a. **Der Kriegsstand des deutschen Heeres in seiner gegenwärtigen Organisation.** Nebst einem Anhang: das Feldverpflegungs- und Transportwesen in den letzten deutschen Kriegen, Nachweis der etatsmäßigen Kriegsstärke des Trains und der Verlustliste im Feldzug 1870/71. Von E. Schäffer, Major z. D. Zweite neu bearbeitete Auflage (Berlin, 1897. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn). — Der mit der Muße in der Hand fechtende Soldat und mit ihm die allgemeine Meinung pflegen in der Regel etwas geringschätzig auf all das herabzusehen, was hinter den Reihen der Armee drein folgt: die endlos langen, schwerfälligen Fuhrwerkscolonnen, welche die Straße verderben und sogar den etwa an ihnen vorüberpassirenden Abtheilungen den Weg sperren. Wenn aber in ihrem mühseligen, einförmigen Dienste die geringste Stockung eintritt, wie sieht es vorne, bei den „Combattanten" aus? Sie sind ja die Aermsten im großen, vielgliedrigen Heereskörper und an ihrer genauen Function hängt dessen gesammte Existenz, denn nur eine regelmäßige und pünktliche Verpflegung macht und erhält die Armee schlagfähig; von den Leistungen des Transport- und Verpflegungswesens hängt daher das Wohl und Wehe des Heeres ab. Je stärker in der Gegenwart die Armeen ins Feld rücken, desto wichtiger ist die Rolle des Trains — wie Bayern hießen ihn ehedem auf gut deutsch „Fuhrwesen" — geworden, und desto größere Sorgfalt erfordert seine Organisation, die im deutschen Heere auf Grund der Erfahrungen der letzten Kriege in musterhaftem Aufbau besteht. Bloß die Bequickung der Sanitätscompagnie mit den Trainbataillonen will uns nicht gefallen, da die ehemalige bayerische Einrichtung — Selbständigkeit der ersteren — viel größere Vortheile bot. Ueber alles allgemein Wissenswerthe vom Train nach seiner Gliederung in Feldverpflegungs-, Feldsanitäts- und Truppentrain unterrichtet die vortreffliche Schrift, die, nach 14 Jahren in neuer Auflage erscheinend, die seitdem eingetretenen, theilweise beträchtlichen, organisatorischen Aenderungen berücksichtigt. Von hohem Interesse ist auch der geschichtliche Anhang. Um welche Größen es sich beim Train handelt, mögen folgende Ziffern beweisen: Am 1. August 1870 standen beim mobilen deutschen Train 140 Linien-, 1500 Landwehrofficiere, 45,000 Mannschaften, 48,000 Zug- und Reitpferde, 11,600 Fahrzeuge.

-th. Die vor kurzem gegründete k. sächsische **Commission für Geschichte** wird im nächsten Jahre mit der Veröffentlichung ihrer ersten Arbeiten beginnen. Da die von der k. Staatsregierung gewährte Summe von 10,000 Mark schwerlich ausreichen dürfte, so hat die Commission eine Subscription auf ihre Publicationen eröffnet, deren Ergebniß über Erwarten günstig ist, ein erfreuliches Zeichen für das Interesse des sächsischen Volkes an seiner Geschichte. Wie bei den anderen gleichartigen Commissionen in Deutschland, handelt es sich aber nicht um Gegenstände von ausschließlich territorialgeschichtlicher Bedeutung, vielmehr wird es gelten, solche Gegenstände auszuwählen, welche zugleich eine allgemeingeschichtliche Bedeutung haben. Hiedurch wird es einigermaßen erklärlich, was anfangs auffiel und daher seinerzeit auch an dieser Stelle als auffällig bemerkt wurde, daß Männer wie die Archivräthe Ermisch und Posse, die auf dem Gebiete sächsischer Specialgeschichte in vorderster Linie stehen, der Commission nicht angehören. Diese ist eben keine „Commission für sächsische Geschichte", sondern eine „sächsische Commission für Geschichte". Die zunächst in Aussicht genommenen Publicationen sind biographischer, wirthschaftsgeschichtlicher, verfassungsgeschichtlicher und kunstgeschichtlicher Art. Es ist beabsichtigt, Biographien und Correspondenzen zu veröffentlichen, z. B. von Herzog Georg dem Bärtigen, Kurfürst Moritz, Marie Antonie (gest. 1780), die eine sehr intime Correspondenz mit Friedrich dem Großen und Maria Thereſia führte. In **wirthschaftsgeschichtlicher Hinsicht** — der Name des an der Spitze der Commission stehenden **Lamprecht** bürgt dafür, daß dieser Seite besonderes Augenmerk geschenkt wird — ist ein Flurkarten-Atlas als Grundlage einer sächsischen Agrargeschichte in Aussicht genommen. Sind doch durch die Untersuchungen von Georg Hanssen und August Meitzen die Flurkarten als ebenbürtige Quelle den Urkunden, Zinsregistern, Urbarien und Weisthümern an die Seite gestellt worden. In den Flurkarten haben wir eine Tradition, die der Bauer selbst dem Boden eingegeben hat; hier hat er seine Nationalität eingeschrieben; wie anders sieht eine slavische als eine deutsche Flur aus! Der Atlas wird 50—60 Flurkarten nebst Bildern der typischen Dorfanlagen enthalten. Der 40—50 Bogen umfassende Text wird eine Geschichte der agrarischen Entwicklung Sachsens bieten. Die Publication wird in drei Theile zerfallen. Die erste wird die Sorbenzeit und die erste Periode der deutschen Herrschaft, etwa bis zum Jahre 1100, umfassen. Für diese Periode charakteristisch sind die wendischen Dorfanlagen der Rundlinge und Straßendörfer und die ungeregelte und ungleichmäßige Auftheilung der Flur. Dazu treten die ältesten deutschen Rittersitze, die in Sorbenansiedelungen begründet sind und meist bis in die neuere Zeit als „Rittergüter" sich erhalten haben. Der zweite Theil wird die Zeit vom 12. bis zum ausgehenden 15. Jahrhundert behandeln. Er wird demnach die bäuerliche Colonisation und die Germanisirung des Landes, die Entwicklung der Cisterzienserdörfer bis zur Ausbildung der zum Rittergut führenden Herrschaftsverhältnisse darstellen. Dieses, das mit Privilegien ausgestattete Rittergut, tritt in dem dritten, die Zeit von 1500 bis circa 1850 umfassenden Theile in den Mittelpunkt. Damit verbunden ist der für den Markt arbeitende Großbetrieb, die landwirthschaftliche Unternehmung. Da diese Publication zunächst bevorsteht, so haben wir ihrer ausführlicher gedacht. Von **verfassungsgeschichtlichen** Veröffentlichungen, die ins Auge gefaßt sind, seien die sächsischen Ständeacten nur nebenbei erwähnt. Auch eine Geschichte der Centralverwaltung Sachsens im 16. Jahrhundert wird folgen; sie wird dank der in die zweite Hälfte dieses Zeitraums fallenden, reich- und ideenreichen, energischen Thätigkeit des Kurfürsten Augustus ein Ruhmesblatt der sächsischen Geschichte werden. Auch eine Geschichte des Amtes Wittenberg mit einem Leben Luthers ist in Aussicht genommen. Von **kunstgeschichtlichen** Plänen sind beabsichtigt eine Darstellung der sächsischen Malerei des 15. Jahrhunderts, eine Herausgabe der Kreuzgangfresken der Leipziger Paulinerkirche (14.—16. Jahrhundert) und der Portraits der Alten Kunst (18. Jahrhundert).

-r- **Kunsthistorisches.** In Nr. 7 der Schnütgen'schen „Zeitschrift f. christliche Kunst" veröffentlicht soeben A. **Schröder** eine mit guten Abbildungen ausgestattete Abhandlung über das „**Sacrarium**" der Kirche zum hl. Kreuz in Augsburg, d. i. über den ältesten Bestandtheil der dort aufbewahrten Monstranz, welcher inschriftlich als Stiftung Ulrichs Marschalks von Rechberg und seiner beiden Gemahlinnen bezeugt ist und einen silbernen, außen vergoldeten und reich mit Figuren, Ornamenten und Inschriften gezierten romanischen Schrein von der Form eines Reliquiars dar-

Digitized by Google

stellt. Die Datirung dieser von einem Goldschmied namens Konrad aus Lindau im Bodensee kunstvoll gefertigten Arbeit auf das Jahr 1205 darf nach dieser Untersuchung als gesichert gelten. Es ist für die Kunstgeschichte und speciell für die Geschichte der Goldschmiedekunst in Süddeutschland von Bedeutung, daß für ein aus relativ frühe Zeit stammendes, bedeutendes Werk nunmehr das Datum festgelegt ist. Die Geschichte des vornehmsten liturgischen Gefäßes, der Monstranz, erfährt durch die Abhandlung insofern eine Bereicherung, als der Zeitpunkt nachgewiesen wird, wann der Schrein durch Ausschneiden des Mittelstückes der Vorderseite und Einfügen einer mit Krystallglas versehenen Kapsel in eine Monstranz umgewandelt wurde. Es geschah dies i. J. 1346, wie eine gleichzeitige Inschrift an der Kapsel besagt. Schröder wird kaum in die Irre gehen mit der Annahme, daß hiemit das Sacrarium vom hl. Kreuz in Augsburg als die früheste datirte eucharistische Monstranz nachgewiesen und, soweit Süddeutschland in Betracht kommt, ein zeitlicher Anhaltspunkt gewonnen ist, wann unter dem Einfluß des kurz vorher allgemein eingeführten Fronleichnamsfestes die Schaustellung der consecrirten Gestalt in Aufnahme kam.

* **Würzburg.** Am Abend des 16. October starb hier in seinem 74. Lebensjahre der Geschichtsforscher und Professor, der Rector der philosophischen Facultät der hiesigen Universität, Geheimrath Dr. Franz Xaver v. Wegele. Sein Name ist weit über die fachwissenschaftlichen Kreise hinaus im deutschen Volke bekannt geworden, da er, neben Frhrn. Rochus v. Liliencron, Jahrzehnte hindurch die Redaction des Monumentalwerks der historischen Commission der Münchener Akademie, der „Allgemeinen deutschen Biographie", leitete. Seit dem Jahre 1858 schon gehörte Wegele als auswärtiges Mitglied dieser historischen Commission an, nachdem er ein Jahr vorher von Jena aus, wo er im Jahre 1848 seine akademische Laufbahn begonnen hatte, als ordentlicher Professor der Geschichte nach Würzburg berufen worden war. Er hat sich neben jener redactionellen Thätigkeit besonders auch durch seine „Forschungen zur deutschen Geschichte" an den Arbeiten der Commission in fruchtbarster Weise betheiligt, und erwarb sich den Titel des Geschichtsschreibers der deutschen Geschichtsschreibung durch sein großes, durch umfassende und lebensvolle Forschung und lichtvolle Darstellung ausgezeichnetes Werk „Geschichte der Historiographie seit dem Auftreten des Humanismus". Seine Vorliebe und glänzende Befähigung für biographische Bethätigung seines historischen Berufs hatte er schon in früheren Jahren durch seine Monographien über „Karl August von Weimar" und über „Dante Alighieri" an den Tag gelegt, und viele Einzeldarstellungen, die seinen späteren Lebensjahren entstammen und die besonders die fränkische und die thüringische Geschichte zum Gegenstand haben, bezeichnen dieses eigentliche Gebiet seiner Forschung und Geschichtsschreibung. Auch die „Geschichte der Universität Würzburg" gehört unter die große Zahl dieser historischen Einzeldarstellungen. In ihnen allein zeigte sich Wegele als ein tiefgründiger und dabei geistreicher Forscher und als ein festgefügter Charakter von nationaler Gesinnung und freiheitlicher Lebensauffassung. Er gehörte als Historiker der Schule von Gervinus und Schlosser an, zu deren Füßen er in Heidelberg gesessen. Als Universitätslehrer wirkte er mit großem Erfolg. Er war ein glänzender Redner und zog durch die in allen seinen Vorträgen sich offenbarende lichte Klarheit und lautere Wahrheit immer eine große Anzahl, auch von nichtstudentischen Hörern, in seinen Lehrsaal. Nicht nur die Universität Würzburg, der er 40 Jahre lang als stets eifriges Mitglied angehörte, und nicht nur Bayern, das in ihm einen seiner größten Söhne verliert, sondern auch die gesammte deutsche Wissenschaft hat durch den Tod Wegele's einen empfindlichen Schlag erlitten.

* **Halle.** Unsre gestrige Notiz über den an der hiesigen Universität von der juristischen Facultät eingerichteten Cursus über das Bürgerliche Gesetzbuch und die damit zusammenhängende Gesetzgebung ergänzen wir heute durch die Mittheilung, daß die Vorträge am 2. October in dem großen Auditorium der Universität begonnen haben. Es betheiligen sich an ihnen, die in zwei Parallelcursen in Halle und in Magdeburg gehalten werden, gegen 500 Personen. Die Vorstellung des allgemeinen Theils des Gesetzbuchs und des Rechts der Schuldverhältnisse in seinen allgemeinen Lehren hat Prof. Stammler übernommen. Nach ihm wird Prof. Endemann über den besonderen Theil des Schuldrechts und Prof. v. Liszt über das Grenzgebiet von Privatrecht und Strafrecht sprechen.

* **Paris.** Der französische Sprachforscher Guillaume Livet hat die verdienstvolle Arbeit unternommen, ein Wörterbuch der Sprache Molière's zusammenzustellen. Es war ihm, da in Frankreich das Interesse für solche Arbeiten gering ist, nicht leicht geworden, einen Verleger zu finden. Ein Antiquar übernahm endlich das Risico, und es gelang ihm, sowohl für den Verfasser, als für sich ein annehmbares Geschäft zu machen. In Frankreich freilich waren nur zehn Exemplare dieses wichtigen Werkes über die Sprache des großen Nationaldichters abgesetzt worden, aber die deutsche und englische Gelehrtenwelt verschlang beinahe die ganze Auflage. „In Frankreich kauft man nur Romane," bemerkte der Buchhändler zum Verfasser.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Müllers Accordzither-Büchlein. Dresden-Striesen, J. T. Müller. — Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. 23. Bd. 1. Heft. Hannover u. Leipzig, Hahn'sche Buchhandlung 1897. — Dr. P. Albert: Geschichte der Stadt Radolfzell am Bodensee. Radolfzell, W. Moriell 1896.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart.

Soeben beginnt zu erscheinen:

Geschichte der Revolutionszeit

1789—1800.

Von

Heinrich von Sybel.

Wohlfeile Band-Ausgabe in 10 Bänden.

Preis des Bandes geheftet 2 Mark 40 Pf., elegant gebunden 3 Mark.

Vierteljährlich 1 Band.

Die Kenntnis von Sybels „Geschichte der Revolutionszeit" ist unerläßlich für das Verständnis der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Der berühmte Historiker gibt in diesem Werke ein treues und farbenreiches Gemälde des ganzen Zeitalters, das für die Verbreitung der reformatorischen Ideen des achtzehnten Jahrhunderts so bedeutsam war und als Ausgangspunkt unserer modernen staatlichen Entwicklung zu betrachten ist. — Jedem Gebildeten bietet sich hiermit die Gelegenheit, auf bequeme Art und zu billigem Preise ein durch seine künstlerisch vollendete Darstellung auch den Laien fesselndes Meisterwerk der deutschen Geschichtschreibung zu erwerben und sich durch die Lektüre desselben Belehrung über eine der interessantesten und folgereichsten Epochen der Weltgeschichte zu verschaffen. [15898]

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Deutsche Nähmaschinen

bester Qualitäten,

ausgestattet mit allen neuesten Erfindungen. Vollkommener Mechanismus, rasches Nähen, elegante Ausstattung, bescheidene Preise.

Kolos Erhöhung bei Theilzahlung.

Kataloge und Versandt franko.

Reellste Bedienung.

Chr. N. Schad, München,

Hoflieferant, (13968)

Perusastrasse 11 & Kaulbachstrasse 9.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 20. October. Nummer 237.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Der Zweck des Staates. Von Heinrich v. Treitschke. — Mittheilungen und Nachrichten.

Der Zweck des Staates.

Von Heinrich v. Treitschke.*)

Wenn wir den Zweck des Staates betrachten, so tritt uns zunächst die bekannte Streitfrage entgegen, mit der sich Gelehrte und Ungelehrte ohne Noth das Leben sauer gemacht haben: Ist der Staat ein Mittel für die Lebenszwecke der Bürger oder sind die Bürger Mittel für die großen Culturzwecke des Staates? Für das Zweite entschied sich die hart politische antike Anschauung, für das Erste die moderne, sociale Auffassung vom Staate; und das 18. Jahrhundert bildete sich sehr viel darauf ein, daß es glaubte, herausgefunden zu haben, der Staat sei nur als Mittel für die Lebenszwecke seiner Bürger zu betrachten. Diese ganze Frage ist aber, mit Falstaff zu reden, eine gar nicht aufzuwerfende Frage. Denn so lange über den Staat gedacht worden ist, ist alle Welt einig gewesen, daß sowohl der Staat Rechte und Pflichten habe gegenüber seinen Bürgern, wie der Bürger Rechte und Pflichten gegenüber dem Staat. Darüber ist gar nicht zu streiten. Wesen aber, die durch gegenseitige Rechte und Pflichten verbunden sind, können sich unmöglich zu einander verhalten wie Mittel und Zweck. Das Mittel ist ja nur um des Zweckes willen da; von einer Gegenseitigkeit zwischen beiden kann gar nicht die Rede sein. Die antike Staatsauffassung ist durch die christliche Weltanschauung überwunden. Der Christ muß sich selbst verleugnen, wenn er nicht etwas Unsterbliches und Unvergängliches, sein Gewissen, für sich behält, und Kant stellt in seiner „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten", einem der herrlichsten Bücher, das er verfaßt, in einer ganz consequenten Entwicklung den Grundsatz auf, daß kein Mensch bloß als Mittel gebraucht werden dürfe; hierin liege die Anerkennung der gottgewollten Menschenwürde. Andrerseits war es eine Ueberhebung der Subjectivität, wenn man den Staat nur als Mittel für die Zwecke der Bürger betrachtete. Das ist gerade die Größe des Staates, daß er die Vergangenheit mit Gegenwart und Zukunft verbindet; folglich hat der Einzelne nicht das Recht, im Staat ein Mittel für seine Lebenszwecke zu sehen. Es besteht für den einzelnen Menschen die sittliche Pflicht und die physische Nothwendigkeit, sich einem Staate unterzuordnen, für den Staat dagegen die Pflicht, schützend und fördernd in das Leben seiner Bürger einzugreifen.

Fassen wir den Staat als Persönlichkeit auf, so ist klar, daß er seinen Zweck in sich selbst suchen muß. Diese Wahrheit ist zuerst von Adam Müller und der romantischen Rechtsschule am Anfang dieses Jahrhunderts aufgestellt worden. Man kann von einem lebendigen Wesen nicht ohne weiteres fragen: was ist der Zweck dieses Wesens, sondern man muß die Frage stellen: was ist die sittliche Aufgabe dieser Persönlichkeit? Fragen wir also auch beim Staate: was ist seine Aufgabe in der Culturwelt? und zuerst, welches sind die natürlichen Grenzen seiner Wirksamkeit?

Da ist zunächst klar, daß die Theorie nicht imstande sein kann und darum auch nicht versuchen soll, ein Maximum der Staatsthätigkeit, Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bezeichnen. Da der Staat Macht ist, so kann er offenbar alle menschlichen Thätigkeiten, soweit sie in das Gebiet des nach außen gerichteten Willens fallen und im äußeren Zusammenleben der Menschen sichtbar werden, in den Bereich seiner Wirksamkeit ziehen. Unsre historische Erfahrung — und mit ihr wollen wir uns ehrlich auseinandersetzen, ohne uns zu erregen — lehrt, daß die Thätigkeit des Staates fast über das gesammte Volksleben sich erstrecken kann; soweit der Staat imstande ist, das menschliche Leben zu beherrschen, so weit wird er es unter Umständen auch thun. Es hat Staaten gegeben, welche das ganze äußere Leben des Volkes umfaßt und geleitet haben. Communistische Gemeinwesen umfassen so das ganze Volksleben; denn auch das Abhängigkeitsbedürfniß der verschiedenen Völker ist sehr verschieden. Es gibt Völker, die sich nur wohl fühlen, wenn alle ihre Verhältnisse von einer oberen Zwangsgewalt geregelt werden. Die Theokratie ist von allen Staatsformen der Geschichte die unreifste, aber auch die zäheste. Der Staat, der nach unsrer historischen Erfahrung seine Thätigkeit am allerweitesten ausgedehnt hat, ist der merkwürdige Jesuitenstaat in Paraguay gewesen. Er hat jahrhundertelang unter den Indianern bestanden, und die Rothhäute befanden sich wohl dabei. Staat und Kirche fielen hier zusammen. Es herrschte unter den zur Kirche Jesu bekehrten Wilden ein praktischer Communismus, wie ihn so folgerecht kein anderes Volk gekannt hat. Auf den Klang der Kirchenglocken gingen sie zur Arbeit, zur Mahlzeit, zur Ruhe. Man mag eine solche theokratische Staatsallmacht scheußlich finden, aber daß dieser Staat ein Staat war, läßt sich nicht leugnen.

Die Theorie kann also keine Grenze der Staatswirksamkeit aufstellen; soweit der Staat das äußere Volksleben beherrschen kann, so weit wird er auch suchen, es zu beherrschen. Eine fruchtbarere Untersuchung wird es dagegen sein, das Minimum der Staatsthätigkeit theoretisch festzustellen: welche Functionen zum mindesten ein Staat ausüben muß, um überhaupt noch Staat heißen zu können. Haben wir dieses Minimum gefunden, so wird sich weiter die Frage erheben, ob und wie weit der Staat vernünftigerweise seine Thätigkeit darüber hinaus noch ausdehnen könne. Hier springt in die Augen, daß die nächste Aufgabe des Staates eine zwiefache ist: er ist, wie wir gesehen haben,

*) Aus dem in nächster Zeit bei S. Hirzel in Leipzig erscheinenden 1. Band der „Politik" H. v. Treitschke's, die nach seinen Vorlesungen bearbeitet wird. Die Veröffentlichung dieses Abschnittes geschieht in unserm Blatte mit der gütigen Autorisation des Verlegers und der Familie des Verfassers und findet für einen nationalen Zweck, nämlich zugunsten des „Vereins zur Förderung des Deutschthums in den Ostmarken", statt. D. Herausg.

Macht nach außen und Rechtsordnung im Innern; seine Grundfunctionen müssen also sein das Heerwesen und die Rechtspflege, um die Gemeinschaft seiner Bürger nach außen zu schützen, im Innern in Schranken zu halten. Zur Erfüllung dieser beiden Functionen gehören gewisse materielle Mittel, deßhalb wird ein Staatshaushalt, wenn auch in den primitivsten Formen, vorhanden sein müssen, um dem Staate diese Mittel zu schaffen. Kann ein Staat diese seine elementaren Pflichten nicht mehr erfüllen, so geht er zugrunde. Ausnahmen von der Regel zeigen nur anormale Verhältnisse, in denen ein künstliches Gleichgewicht kleinere Staaten, welche die Waffen nicht mehr führen können, schützt.

Was nun die Rechtspflege im Innern anlangt, so ist die Thätigkeit des Staates hier eine mannichfaltige. Er hat zunächst im Privatrecht dem Willen des Einzelnen seine bestimmten Schranken zu setzen. Jedoch wird auf diesem Gebiete seine Thätigkeit eine verhältnißmäßig untergeordnete sein, denn niemand ist verpflichtet, von seinem Privatrecht Gebrauch zu machen. Hier will der Staat nicht unmittelbar gebieten, sondern tritt nur vermittelnd ein; die Ausführung der Ordnung überläßt er dem freien Willen der Contrahirenden. Wenn im Civilgesetz der Satz steht: Kauf bricht Miethe, so soll damit nicht gesagt sein, daß dieser Satz in allen einzelnen Fällen gelten muß; er tritt nur dann in Kraft, wenn die Contrahenten nichts anderes ausgemacht haben. Der Staat greift also mit seinen Regeln hier nur ein, um für den Fall des Streites feste Rechtspunkte zu geben. Intensiver ist seine Wirksamkeit auf dem Gebiete des öffentlichen und des Strafrechts. Hier tritt der Staat zwingend auf, indem er die Rechtsordnung schützt gegen den Einbruch des bösen Willens, und indem er feststellt, welches die Rechte und Pflichten des Bürgers im Staate sein sollen. Hier gilt also im scharfen Gegensatz zu dem Privatrecht der Grundsatz, daß es dem Willen des Einzelnen völlig entrückt ist, ob er dem Rechte gemäß handeln will oder nicht. Die Grundsätze des öffentlichen Rechts sind so vollständig bindend, daß hier Recht und Pflicht zusammenfallen. Der Staat bestimmt, inwieweit der Bürger theilhaben soll an der Verfassung. Wer durch die Staatsverfassung die Rechte eines Beamten erhalten hat, in dessen Belieben steht es nicht, sondern der ist verpflichtet, diese Rechte auszuüben. Wenn der Staat zum Beispiel das allgemeine Wahlrecht nicht als Pflicht fordert, so sind es nur Zweckmäßigkeitsgründe, die ihn hierzu bestimmen.

Die zweite wesentliche Function des Staates ist die Kriegführung. Daß man dies so lange verkannt hat, ist ein Beweis, wie unmännlich die nur von bürgerlichen Händen tractirte Staatswissenschaft schließlich geworden war. In unserm Jahrhundert, seit Clausewitz, ist diese sentimentale Auffassung verschwunden; an ihre Stelle aber ist eine einseitig materialistische getreten, die nach Art des Manchesterthums den Menschen ansieht als ein zweibeiniges Wesen, dessen Bestimmung ist, billig zu kaufen und theuer zu verkaufen. Daß auch diese Auffassung dem Kriege sehr abhold ist, ist erklärlich; erst nach den Erfahrungen der letzten Kriege ist allmählich wieder eine gesunde Anschauung vom Staate und seiner kriegerischen Macht hervorgetreten. Ohne den Krieg gäbe es gar keinen Staat. Durch Kriege sind alle uns bekannten Staaten entstanden; der Schutz seiner Bürger durch die Waffen bleibt die erste und wesentlichste Aufgabe des Staates. Und so wird der Krieg dauern bis an das Ende der Geschichte, so lange es eine Mehrheit von Staaten gibt. Daß es je anders werden könnte, ist weder aus den Denkgesetzen und aus der menschlichen Natur abzuleiten, noch irgendwie zu wünschen. Die blinden Verehrer des ewigen Friedens begehen den Denkfehler, daß sie den Staat isoliren oder von einem Weltstaate träumen, den wir bereits als etwas Unvernünftiges erkannt haben.

Da es ferner unmöglich ist, wie wir auch schon gesehen haben, einen höheren Richter über Staaten, welche ihrer Natur nach souverän sind, sich auch nur zu denken, so kann der Zustand des Krieges aus der Welt gar nicht hinweggedacht werden. Es ist eine Lieblingsmode unsrer Zeit, England als besonders friedfertig hinzustellen. Aber England führt ja immer Krieg; es tritt kaum ein Augenblick in der modernen Geschichte ein, wo es nicht irgendwo zu kämpfen hat. Die großen Culturfortschritte der Menschheit sind gegen den Widerstand der Barbarei und Unvernunft ganz zu verwirklichen nur durch das Schwert. Und auch unter den Culturvölkern bleibt der Krieg die Form des Processes, durch welchen die Ansprüche der Staaten geltend gemacht werden. Die Beweise, welche in diesen furchtbaren Völkerprocessen geführt werden, sind zwingend wie die Beweise in keinem Civilprocesse. Wie oft haben wir theoretisch die Kleinstaaten zu überzeugen gesucht, daß nur Preußen die Führung in Deutschland übernehmen könne; den wirklich überzeugenden Beweis haben wir auf den Schlachtfeldern in Böhmen und am Main liefern müssen. Der Krieg ist auch ein die Völker verbindendes, nicht nur sie trennendes Element; er führt die Völker nicht nur feindlich zusammen, durch ihn lernen sie auch einander in ihrer Eigenart kennen und achten.

Man muß allerdings auch bei der Betrachtung des Krieges festhalten, daß er nicht immer als ein Gottesgericht erscheint; es gibt auch hier vorübergehende Erfolge, das Völkerleben aber zählt nach Jahrhunderten. Das letzte Urtheil kann man nur durch die Ueberschau großer Epochen erhalten. Ein Staat wie der preußische, der nach der Anlage seines Volkes innerlich freier und vernünftiger war als der französische, konnte durch vorübergehende Erschlaffung wohl einmal der Vernichtung nahe kommen, konnte sich dann aber wieder auf sein inneres Wesen besinnen und die Ueberlegenheit behaupten. Man muß auf das bestimmteste sagen: Der Krieg ist für krankende Völker das einzige Heilmittel. In dem Augenblick, wo der Staat ruft: Jetzt gilt es mir und meinem Dasein! muß die sociale Selbstsucht zurücktreten und jeder Parteihaß schweigen. Der Einzelne muß sein eigenes Ich vergessen und sich als Glied des Ganzen fühlen; er soll erkennen, wie nichtig sein Leben gegenüber dem Wohl des Ganzen ist. Darin eben liegt die Hoheit des Krieges, daß der kleine Mensch ganz verschwindet vor dem großen Gedanken des Staates; die Aufopferung der Volksgenossen für einander zeigt sich nirgendwo so herrlich wie im Kriege. In solchen Tagen scheidet sich die Spreu von dem Weizen. Jeder der 1870 erlebt hat, versteht, was Niebuhr vom Jahre 1813 sagt, damals habe er empfunden „die Seligkeit, mit allen Mitbürgern, dem Gelehrten und dem Einfältigen, ein Gefühl zu theilen — und jeder, der es mit Klarheit genoß, wird sein Tagelang nicht vergessen, wie liebend, freundlich und stark ihm zu Muthe war".

Es ist gerade der politische Idealismus, der die Kriege fordert, während der Materialismus sie verwirft. Was ist das für eine Verkehrung der Sittlichkeit, wenn man aus der Menschheit streichen will das Heldenthum! Die Helden eines Volkes sind die Gestalten, welche die jugendlichen Gemüther erfreuen und begeistern; und unter den Schriftstellern bewundern wir als Knaben und Jünglinge die am meisten, deren Worte erklingen wie Trompetengeschmetter. Wer sich hieran nicht erfreut, der ist zu feig, um selbst die Waffen für das Vaterland zu führen. Alle Hinweisung auf das Christenthum ist hier verkehrt. Die Bibel sagt ausdrücklich, daß die Obrigkeit das Schwert führen soll, und sie sagt auch: „Niemand hat größere Liebe, als daß er sein Leben lässet für seine Brüder". Anisches Völkerleben verstehen die nicht, die den Unsinn vom ewigen Frieden

Digitized by Google

vortragen; die ariſchen Völker ſind vor allen Dingen tapfer. Sie ſind ſtets Mannes genug geweſen, mit dem Schwerte zu ſchützen, was ſie mit dem Geiſt errungen hatten. So hat Goethe einmal geſagt: „Die Norddeutſchen waren immer civiliſirter als die Süddeutſchen.“ Jawohl, denn ſehen Sie ſich einmal die Geſchichte der Fürſten Niederſachſens an; die haben ſich immer geſchlagen und gewehrt, und darauf kommt es an in der Geſchichte. Einſeitig iſt Goethe's Ausſpruch unleugbar, aber ein wahrer Kern liegt darin. Unſer altes Reich war groß unter den Sachſen; unter den Saliern und Schwaben kam es herunter. So iſt das Heldenthum, die Erhaltung der körperlichen Kraft und des ſittlichen Muthes, einem edlen Volke weſentlich.

Man muß ſich alle dieſe Dinge nicht allein bei der Studirlampe betrachten; dem Hiſtoriker, der in der Welt des Willens lebt, iſt ſofort klar, daß die Forderung eines ewigen Friedens reactionär iſt von Grund aus; er ſieht, daß mit dem Kriege alle Bewegung, alles Werden aus der Geſchichte geſtrichen werden ſoll. Immer ſind es nur die müden, geiſtloſen und erſchlafften Zeiten geweſen, die mit dem Traum des ewigen Friedens geſpielt haben. Die neuere Geſchichte zeigt vorzüglich drei ſo geartete Perioden. Es war erſtens die traurige Zeit nach dem Utrechter Frieden, nach Ludwigs XIV. Tode; die Welt ſchien aufzuathmen, Friedrich der Große aber nannte ſcharfſinnig dieſe Jahre eine Zeit allgemeiner Entartung der europäiſchen Politik. Das heilige römiſche Reich in ſeinem damaligen lächerlichen Zuſtande, das unfertige Preußen, das vor der Frage ſtand zu wachſen oder unterzugehen, alle dieſe unreifen Verhältniſſe wurden von Apoſteln der Vernunft für ſittlich erklärt. Der ältere Rouſſeau, der Abbé Caſtel de Saint-Pierre und andere traten auf und ſchrieben ihre verrückten Bücher vom ewigen Frieden. Die zweite Epoche, in der man wieder ſtark die Friedenspfeife rauchte, kam unter ähnlichen Verhältniſſen nach dem Wiener Congreß. Die Wiener Verträge wurden als ratio scripta betrachtet; es ſollte vernünftig und ſittlich ſein, daß zwei edle Völker, die Italiener und die Deutſchen, in alle Ewigkeit verſtümmelt blieben. Die dritte Epoche erleben wir heute, wiederum nach einem großen Krieg, der allen Idealismus in Deutſchland zerſtört zu haben ſcheint. Erſchallt nicht heute laut und ſchamlos das wiehernde Gelächter der Gemeinheit, wenn irgend etwas zugrunde geht, was Deutſchland groß gemacht hat? Die Fundamente unſrer alten edlen Bildung werden jetzt zerſtört, alles was uns zu einer Ariſtokratie unter den Völkern gemacht hat, wird verhöhnt und mit Füßen getreten. Das iſt denn allerdings die rechte Zeit, auch wieder von einem ewigen Frieden zu phantaſiren. Im übrigen lohnt es ſich nicht der Mühe, über dieſen Gegenſtand noch länger zu reden; der lebendige Gott wird dafür ſorgen, daß der Krieg als eine furchtbare Arznei für das Menſchengeſchlecht immer wiederkehrt.

Mit alldem wird nicht geleugnet, daß mit dem Fortſchritt der Cultur die Kriege nicht ſeltener und kürzer werden müßten. Alle Cultur geht darauf aus, das Leben der Menſchen harmoniſcher zu geſtalten. Wie der jähe Wechſel von Sinnlichkeit und Askeſe, der dem Mittelalter eignet, heutigen Menſchen nicht mehr natürlich iſt, ſo kommt uns auch der Krieg, der einen vollſtändigen Bruch mit dem Gewohnten bezeichnet, eben darum ſo ſchreckhaft vor. Der feiner gebildete Menſch ſieht zwar ein, daß er feindliche Gegner, deren Tapferkeit er hochachtet, tödten muß, er fühlt, wie die Majeſtät des Krieges gerade darin beſteht, daß hier ohne Leidenſchaft gemordet wird; darum koſtet ihm doch dieſer Kampf viel mehr Ueberwindung als dem Barbaren.

Und auch die volkswirthſchaftlichen Verwüſtungen des Krieges ſind bei geſitteten Völkern viel größer als bei Barbaren. Namentlich durch Zerſtörung des kunſtvollen Creditweſens kann ein Krieg heute harte, furchtbare Folgen haben. Wenn es je dazu käme, daß ein Eroberer in London einzöge, ſo würde die Wirkung geradezu entſetzlich ſein. Dort laufen die Fäden des Credits von Millionen zuſammen, und ein Eroberer von der Rückſichtsloſigkeit Napoleons könnte hier Verheerungen anrichten, von denen wir noch gar keine Vorſtellung haben. Aus dem natürlichen Abſcheu der Menſchen gegen das Blutvergießen, aus der Größe und Qualität der modernen Heere folgt mit Nothwendigkeit, daß die Kriege ſeltener und kürzer werden müſſen, denn es iſt gar nicht abzuſehen, wie die Laſten eines großen Krieges unter heutigen Weltverhältniſſen längere Zeit getragen werden können. Aber es iſt ein Trugſchluß, daraus zu folgern, daß ſie jemals ganz aufhören könnten. Sie können und ſollen nicht aufhören, ſo lange der Staat ſouverän iſt und anderen ſouveränen Staaten gegenüberſteht.

Daß der Staat alſo im Innern das Recht zu wahren und nach außen das Volk mit den Waffen zu ſchützen hat, läßt ſich gar nicht leugnen. Dazu kommt als nothwendiges Mittel zum Zweck, daß jeder Staat einen Staatshaushalt in irgend welchen Formen beſitzen muß. Rechtspflege, Heerweſen und irgend eine Form des Finanzweſens ſind die erſten Functionen eines jeden Staates. Bis hierher iſt gar kein Streit, denn es kommt für die Wiſſenſchaft nicht darauf an, ob eine Wahrheit unter Heulen und Zähneklappern anerkannt wird, oder ob man ſie ruhig hinnimmt. Der Streit um die Zwecke und Aufgaben des Staates beginnt erſt mit der Frage, inwiefern der Staat fähig und berufen ſei, auch noch andere Aufgaben für die Menſchheit zu löſen. Das claſſiſche Alterthum konnte nach ſeiner ganzen Staatsauffaſſung dieſe Frage gar nicht aufwerfen. Da der Bürger nur ein Theil des Staates iſt, ſo kann die Vorſtellung, der Staat miſche ſich in Dinge, die ihn nichts angehen, gar nicht aufkommen. Es fällt Ariſtoteles gar nicht ein, zu fragen, ob es etwa eine Ueberſchreitung der Grenzen der Staatsgewalt iſt, wenn der Staat einen eigenen Beamten anſtellt, der die ſittlichen Verhältniſſe der Weiber zu beaufſichtigen hat. Ob dadurch die Verhältniſſe des Familienlebens etwa geſchädigt werden, daran denkt er gar nicht; der Staat hat von ſelbſt das Recht dazu. Ebenſo kann dem antiken Menſchen der Gedanke gar nicht kommen, daß der Staat zuviel Geſetze geben könne. Die Worte des Tacitus, auf die man ſich hier ſo gern beruft: in pessima republica plurimae leges, die gegen die Luxus- und Sittengeſetze des römiſchen Kaiſerreichs gerichtet ſind, wollen nichts weiter beſagen als: wenn ein Staat ſchlechte Sitten hat, ſucht er durch ſehr viele Geſetze immer wieder zu beſſern und erreicht damit doch nichts.

Der antiken Auffaſſung gegenüber ſteht, wie durch eine Welt getrennt, die moderne Anſchauung des Individualismus, die ſich mit mannichfachen Namen ſchmückt. Sie geht darauf hinaus, daß der Staat ſich begnügen ſolle mit dem Schutze von Habe und Leben nach innen wie nach außen, und der ſo beſchränkte Staat wird dann mit Emphaſe Rechtsſtaat genannt. Dieſe Lehre iſt das rechtmäßige Kind der Doctrin des alten Naturrechts. Nach ihr kann — was wir ſchon als widerſinnig erkannt haben — der Staat nur ein Mittel ſein für die Lebenszwecke der Individuen. Je idealer man nun das menſchliche Leben auffaßt, um ſo mehr kommt man zu der Meinung, daß der Staat am beſten thue, ſich mit dem rein äußerlichen Schutze zu begnügen. Am geiſtreichſten und beſtechendſten iſt dieſe Anſicht von Wilhelm Humboldt dargeſtellt worden in ſeiner Jugendſchrift: Ideen zu einem Verſuch, die Grenzen der Wirkſamkeit des Staates zu beſtimmen. Der Staat ſolle Leben und Eigenthum ſeiner Bürger ſchützen, im übrigen aber möglichſt viel Freiheit gewähren. Sittlichkeit ohne Freiheit

kann nicht bestehen, daher hat eine durch den Staat erzwungene Sittlichkeit keinen Werth; der Staat muß sich von dem freien Leben seiner Bürger fern halten. So die Ansicht Humboldts. Sie war für viele Menschen geradezu bezaubernd, das Kind der schönheitstrunkenen Zeit von Weimar und Jena, die den Staat als nothwendiges Uebel auffaßte. Man forderte weniger die Freiheit im Staate als die Freiheit vom Staate. Diese Lehre ist ein Product der Kleinstaaterei jener Zeit, über das wir uns nicht wundern dürfen. Humboldt selbst hat an dieser seiner Jugendidee nicht festgehalten. In den Zeiten der Noth hat auch er sich der Zwangsgewalt des Staates unterstellt und dadurch bewiesen, daß er wußte, was Freiheit im Staate heißt.

Diese hochidealistischen Ideen Humboldts, als sie viele Jahre später in ihrem ganzen Umfange bekannt wurden (1852, im 7. Bande seiner gesammelten Werke), wurden mit Jubel begrüßt von einem ganz anders gestimmten Geschlecht. Der ästhetische Idealismus wurde aufgegriffen von der neuen materialistischen Volkswirthschaftslehre, die allein vom Geldbeutel ausgeht und in gewissen Kreisen noch heute fest eingewurzelt ist. Auch nach ihr soll der Staat nur ein Mittel sein, er soll nur den Bürger in seinem socialen Dasein schützen, also Nachtwächterdienste für ihn thun. Prüfen wir diese Theorie, welche so viele bedeutende Männer beschäftigt hat, so zeigt sich, daß sie ganz übersieht den Zusammenhang der Zeiten, die ideale Gemeinschaft der Generationen. Der Staat, wie wir gesehen haben, ist dauernd, er ist, menschlich gesprochen, ewig. Er hat also die Neuordnung der Zukunft vorzubereiten. Wenn er nur Leben und Eigenthum der Bürger zu schützen hätte, so dürfte er gar keine Kriege führen, denn um Leben und Eigenthum der Bürger zu schützen, werden die Kriege doch wirklich nicht geführt, sondern um der Ehre willen. Man kann also selbst den Krieg aus dieser öden Theorie, welche den Staat nur eine Sicherheitsanstalt nennt, nicht erklären. Die Ehre ist ein ganz unjuristischer Begriff, sie ist ein sittliches Postulat.

Ferner kann diese Lehre ihre eigenen Grenzen gar nicht einhalten. Offenbar muß der Staat, um das Recht zu sichern, auch vorbeugen können, und wenn er vorbeugen will, muß er auch einiges thun, um die Bestie im Menschen zu ertödten; folglich muß er einigermaßen für die Volkserziehung sorgen. 1847 standen die Engländer noch auf dem kindischen Standpunkt, daß sie die Deutschen höhnten, weil die in ihrer knechtischen Gesinnung die allgemeine Schulpflicht sich gefallen ließen. Nun war Marcaulay als geistig freier Mann überzeugt, daß die Verwilderung der Massen aufhören müsse und sprach für die Einführung der Schulpflicht. Er konnte aber aus dem alten englischen Gedanken nicht heraus und führte aus, wenn der Staat sich sichern wolle gegen Räuber und Einbrecher, so müsse er für die Erziehung seiner Bürger sorgen. Die Volkserziehung hat aber doch höhere und edlere Aufgaben, als nur die Sicherung der Habe einzelner Bürger.

Man kommt auch nicht weiter auf dem Boden dieser Theorie vom Rechtsstaat, wenn man dem Staate höhere Functionen geben will durch einen Taschenspielerstreich. Das hat Ahrens gethan und die Krause'sche Philosophie. Das Recht wird hier definirt als die Gesammtheit aller der Anstalten, welche die Menschen zur Vollkommenheit führen. So kann man freilich beweisen, daß der bloße Rechtsstaat alle Culturaufgaben zu lösen vermöge. Aber das sind Taschenspielerkunste. Man muß sich hier ein Herz fassen und bestimmt aussprechen, daß die Idee des Rechtsstaates nicht genügt, das Wesen des Staates und seiner Aufgaben zu erschöpfen. Der Staat ist eine sittliche Gemeinschaft, er ist berufen zu positiven Leistungen für die Erziehung des Menschengeschlechts, und sein letzter Zweck ist, daß ein Volk in ihm und durch ihn zu einem wirklichen Charakter sich ausbilde, denn das ist für ein Volk wie für den einzelnen Menschen die höchste sittliche Aufgabe. Beherzigen wir das, so wird uns klar werden, daß trotz des hohen Standes der deutschen Bildung wir diese große Aufgabe des Staates noch nicht entfernt gelöst haben. Gerade eigentlich nationalen Charakter besitzen die Deutschen, weil ihre Einheit noch so jung ist, sehr viel weniger als andere Völker. Die Sicherheit des nationalen Instincts ist heute bei uns noch durchaus nicht eine allgemeine Eigenschaft wie in Frankreich.

So können wir den Staat kurzweg als Culturstaat bezeichnen und von ihm fordern positive Leistungen für das gesammte geistige und wirthschaftliche Leben seines Volkes; und wir sehen auch in der Geschichte, wie der Kreis der Staatsthätigkeit sich mit wachsender Cultur immer erweitert. Alles, was wir Verwaltung im eigentlichen Sinn nennen, ist erst mit fortschreitender Cultur ausgebildet worden. Im homerischen Zeitalter begnügt sich der Fürst Recht zu sprechen und im Nothfalle Krieg zu führen. Auch im Mittelalter leistet der Staat zunächst nur das Allernothdürftigste. Eine Verwaltung ist noch gar nicht vorhanden. Erst als die Germanen die Herrlichkeit des römischen Reiches erobern, erst da beginnt das germanische Königthum voller und reicher zu werden. Das städtische Leben zwingt dann den Staat, sich neue Lebenszwecke zu setzen und seine Thätigkeit zu erweitern. Und die Erfahrung hat gelehrt, daß der Staat diesen Zweck der Wohlfahrt und Bildung des Volkes besser zu erreichen versteht als andere Genossenschaften. Was ist, kurz gesagt, das große Ergebniß der Reformation? Sie hat ganze große Gebiete des menschlichen Gemeinwesens säcularisirt. Der Staat hat, indem er das Kirchengut größtentheils säcularisirte, zugleich auch die gemeinnützigen Pflichten der Kirche säcularisirt; und wenn man sieht, was der Staat seit der Reformation für die Volksbildung geleistet hat, so erkennt man, daß diese zu seiner natürlichen Aufgabe gehört. Er hat hier mehr geleistet, als die Kirche das ganze Mittelalter hindurch. Auch hier muß man sich aber vor dem Schablonisiren hüten. Es kommt vor allem darauf an, was für ein Beamtenthum der Staat besitzt. Das deutsche Eisenbahnsystem wäre in Amerika und England unmöglich; die Beamten würden fehlen. Unser Landsmann, der Schwabe Rümelin, hat eine Vergleichung durchgeführt zwischen Deutschland und Amerika und hat gesagt, daß in Deutschland viel billiger und besser verwaltet wird; aber in einer jungen Welt kann der Staat noch nicht so ausgebildet sein.

Es ist auch eine rohe und barbarische Anschauung, wenn man die Kunstpflege des Staates als Luxus auffaßt. Die Kunst ist dem Menschen so nöthig wie das tägliche Brod. Wir würden aufhören, das Volk zu sein, das wir sind, ohne diese Geistesthätigkeit; und der Staat ist da, um der Kunst große monumentale Aufgaben zu setzen.

Diese Erweiterung der Staatsthätigkeit ist nun aber keine absolute, sondern es wirkt zum großen Glück der Menschheit hemmend entgegen einmal, daß diese Thätigkeit immer mehr eine indirecte geworden ist. Der Staat hat heute seinen unmittelbaren Besitz sehr bedeutend beschränkt; er wirkt mehr mittelbar anregend auf die gesammte Volkswirthschaft ein; nicht auf einen Zweig, sondern auf die Gesammtvolkswirthschaft. Und dazu ein zweites noch wichtigeres Moment: es steigt bei höherer Cultur die Achtung der Staatsgewalt vor der freien Persönlichkeit des Menschen. Der Staat fühlt, daß seine eigene Schönheit und Kraft am letzten Ende auf der Freiheit vernünftig denkender Menschen beruht. Er arbeitet darauf hin, nur solche Gesetze zu geben, die von den Besten des Volkes als vernünftig erkannt werden und die Selbständigkeit des

Digitized by Google

Menschen nicht ertödten, sondern wecken. So kann man sagen, nicht daß die wachsende Thätigkeit des Staates das ganze Menschenleben absorbirt, sondern daß mit wachsender Cultur die Selbständigkeit des Einzelnen größer wird. Jede Erweiterung der Staatsthätigkeit ist ein Segen und vernünftig, wenn sie die Selbständigkeit freier und vernünftiger Menschen hervorruft, fördert und läutert; sie ist vom Uebel, wenn sie die Selbständigkeit freier Menschen ertödtet und verkümmert. Es ist eine Phrase, wenn man vom Schulzwang redet, das ist vielmehr ein Zwang zur Freiheit. Der Staat tritt zwingend ein gegenüber der Unvernunft und Indolenz von Eltern, die so gewissenlos sind, ihre Kinder wie die Pilze aufwachsen zu lassen.

Daraus folgt von selbst, daß man nicht etwa sagen kann, wie viele geistreiche Denker gethan haben, die Einwirkung des Staates auf das wirthschaftliche Leben würde mit der Zeit allerdings größer, aber die Einwirkung auf das innere Leben geringer. Das ist mit den Thatsachen nicht vereinbar. Unser Schul- und Unterrichtswesen greift so tief in das Innenleben des Einzelnen ein, daß man sagen muß, der moderne Mensch ist auch hiedurch viel mehr an den Staat gebunden als der des Mittelalters. Der mittelalterliche Mensch verdankt was er fühlt und denkt zumeist dem Stande, dem er angehört, und der Kirche. Heutzutage gibt es allgemeine sittliche Vorstellungen, die ganzen Völkern angehören und die durch die allgemeine Schulpflicht ein Gemeingut Aller werden. Der unmittelbare Druck auf die Gewissen wird jetzt unterlassen aus dem angeführten Grunde, weil der Staat vernünftig genug geworden ist, um einzusehen, daß allein die freie Persönlichkeit ihn wirklich zu stützen vermag. Die Thätigkeit des Staates erweitert sich also mit der Cultur auf immer größere Kreise, sie hat aber auch die Tendenz, immer indirecter zu werden. Sie sucht hinweisend und mahnend zu fördern durch Einrichtung von Anstalten, welche der Mensch benutzen kann, aber nicht benutzen muß. Nur durch die Energie der Staatsthätigkeit wird die Neigung moderner Menschen, sich ganz socialen Sonderzwecken hinzugeben, einigermaßen gehemmt und die Möglichkeit gegeben, in diesen großen Gesammtpersönlichkeiten, die wir Staaten und Nationen nennen, einen gemeinsamen Charakter durchzubilden.

Unleugbar gibt es junge Pflanzcolonien, die für eine freiere Thätigkeit der socialen Kräfte einen natürlichen Spielraum bieten. Die freie Kraft des Individuums ist hier alles. So ist in Amerika die Gesellschaft noch stärker als der Staat. Der amerikanische self-made-man ist das beste Beispiel für die Entwicklung des socialen Lebens in jungen Colonien. Es gibt Naturen, die in der Dollarjagd des amerikanischen Lebens ihre Befriedigung finden, aber im allgemeinen können wir behaupten, daß man in dem alten culturdurchtränkten Europa intensiver, menschlicher lebt, als drüben bei den Yankees. Der verstorbene amerikanische Historiker Bancroft, der sein Heimathland grenzenlos liebte, gestand doch, daß er dort auch nicht annähernd eine solche Gesellschaft finden könnte wie in Berlin. Die eigenthümliche Dünne der geistigen Luft in jungen Pflanzungsländern hat für seine Naturen etwas Abstoßendes.

Unter den alten Culturstaaten Europa's sind es zwei, in denen die Staatsthätigkeit gegenwärtig am meisten entwickelt ist, und die deßhalb für die Wissenschaft sehr interessant sind: England und Deutschland. In England selbst, das wegen seiner sicheren insularen Lage so leicht keine Kriege zu fürchten hat, läßt man zwar die großen nationalökonomischen Mächte in einer Freiheit gewähren, die der Staat bei uns gar nicht gestatten kann; desto großartiger aber zeigt sich die englische Staatsgewalt in der Anlage und Ausbreite der Colonien, wo eine der entwickeltsten Staatsthätigkeiten entfaltet wird, welche die Geschichte kennt. In Deutschland dagegen finden wir eine sehr complicirte Staatsthätigkeit im Innern des Staates. Wir sind in unsrer politischen Entwicklung später gekommen, als die übrigen europäischen Staaten, deßhalb können wir auch universeller sein als sie; wir haben die Lehren unsrer Vorgänger benutzen können, wie sich das ja auch in der Entwicklung unsrer Literatur zeigt. Unzweifelhaft hat Deutschland auf dem Gebiet der Staatswissenschaften im neunzehnten Jahrhundert die Führung übernommen, nachdem es zwei Jahrhunderte hindurch von Fremden abhängig gewesen war. Die oft gewaltsame Lösung der Fäden unsrer Entwicklung und der verworrene Gang unsrer Geschichte haben wenigstens den Vortheil gehabt, uns vor politischen Traditionen und Vorurtheilen zu bewahren, durch die andere Völker leicht die Klarheit des politischen Denkens und Urtheilens verlieren.

Die complicirte Thätigkeit unsres Staates ergibt sich aus unsrer Weltstellung, Geschichte und geographischen Lage, vermöge deren wir Zwecke verfolgen müssen, die sich nach der Meinung anderer Völker ins Gesicht schlagen. Wir sind der einzige Staat, der völlige Parität der beiden Kirchen anerkennt; wir können eine Kirche, die sich für die alleinseligmachende hält, ruhig bestehen lassen neben den anderen Kirchen. Die Katholiken unter uns haben sich großentheils einer Cultur unterworfen, die in ihrem Wesen protestantisch ist. Ferner sind wir das am meisten monarchische Volk Europa's; wir müssen aber damit eine angesehene Volksvertretung in Einklang zu bringen suchen. Wir haben das Räthsel gelöst, wie ein gebildetes Volk zugleich ein Volk der Waffen sein kann; und wir wollen das noch schwerere Räthsel lösen, wie ein reiches Volk sich die sittlichen Güter der Armee und des Kriegsdienstes erhalten kann. Durch den Schulzwang sorgen wir für ein mindestes Maß gleicher Bildung. Staatsmacht und Volksfreiheit, Wohlstand und Wehrkraft, Bildung und Glaube, das sind die großen Gegensätze, die wir versöhnen wollen. So schwierige Aufgaben, zu denen in neuester Zeit dann noch die eigentlich socialpolitischen gekommen sind, werden unserm Staate gestellt. Zu ihrer Bewältigung hilft vor allem der universelle Charakter der Deutschen; ihre Lösung macht ein gut Theil unsrer Bedeutung und Größe aus.

Mittheilungen und Nachrichten.

-u. O. Jäger: Lehrkunst und Lehrhandwerk. (Wiesbaden 1897. C. G. Kunze's Nachf.) — Wie in der Geschichte unsrer Erdoberfläche sich ein fortgesetzter Nivellirungsproceß bemerkbar macht, demzufolge die Thäler ausgefüllt, die Höhen aber abgeplattet werden, bis das Relief der Bernee Alpen dereinst in ein solches des Odenwaldes sich verwandelt, ja weist die Entwicklungsgeschichte aller Künste und Wissenschaften eine beständige Ausgleichung der Höhengegensätze auf, wodurch eine allgemeine Hebung des Niveaus eintritt, während die Gipfel verniedrigt werden aber ihre Erhebungen dem Auge nicht mehr so auffallen. Besonders in einer Kunst, die zugleich Handwerk und Wissenschaft ist, hat sich in den letzten 50 Jahren ein solcher Ausgleichungsproceß vollzogen: in der Lehrkunst, zumal der Gymnasiallehrkunst. Während einst pädagogische Genies nach Art der Dödeelein, Roth, Nägelsbach, Mezger als leuchtende Gipfel hoch über die dunklen Tiefen der sogenannten „Originale" sich erhaben, welche durch ihre wissenschaftliche und technische Unfähigkeit den Spott und Muthwillen der Schüler herausforderten und manches „verlorene Jahr" auf dem Gewissen hatten, ist jetzt — wie auch unser Autor zugibt — eine allgemeine Niveauerhöhung in dem Gymnasiallehrstand zu verzeichnen; „Sie finden, daran ist kein Zweifel, überall schon einen sehr erheblich besseren und nachahmungswürdigeren Unterricht vor; Sie finden weit mehr gute, aber auch verhältnißmäßig weniger ausgezeichnete, eigenthümliche,

geniale Lehrer, als wir voe uns sahen." Der Grund dieser Erscheinung ist leicht erkennbar. Nach langem eigensinnigen Sträuben hat man auch in diesen Kreisen eingesehen, was in der Vorbildung der Elementarlehrer schon längst berücksichtigt wurde: nämlich daß die bloß fachwissenschaftliche Ausbildung für den künftigen Gymnasial-„Lehrer" nicht genüge, sondern durch eine Unterweisung in theoretischer und praktischer Pädagogik ergänzt werden müsse. Dadurch werden dem angehenden Lehrer, der nicht gerade ein Erzieher von Gottes Gnaden ist, viele Mißgriffe erspart, der Weg der Lehrerfahrung wird abgekürzt, lächerliche und unzweckmäßige Angewöhnungen werden verhütet. Theoretisch und technisch besser ausgerüstet, tritt der junge Philologe in das Lehramt ein, in dessen Kunstgriffen er schon etwas Bescheid weiß und in dessen Aufgaben er sich rascher hineinlebt.

Zur Förderung dieser pädagogisch-technischen Vorbildung sind in Preußen seit dem Jahre 1890 mit den bedeutendsten Gymnasien pädagogische Seminare verbunden worden, in welchen die elastigen Mädchen für Alles, die sogenannten Probecandidaten, nunmehr eine systematische Vorbereitung für ihren Beruf erhalten. Aus solchen pädagogischen Besprechungen an dem Seminar des Friedrich Wilhelm-Gymnasiums zu Köln ist das vorliegende Werk entstanden. Der Verfasser, Director Dr. O. Jäger, in den Schüler- und Lehrerkreisen aller deutschen Lande bekannt und verehrt durch seine Geschichtsbücher, hatte schon vor 14 Jahren durch sein pädagogisches Testament: „Aus der Praxis" kräftig dazu mitgewirkt, daß die Bäume der pädagogischen Phraseologie nicht in den Himmel wachsen. Eine kräftige, aber auch derbe schwäbische Kernnatur, ein geborener Erzieher, ist er ein Feind jeder Ueberteibung und Unwahrheit, wie sie in die Forderungen und Behauptungen der „Herbartianer" vielfach sich einschlichen. Ging er zumals in seiner Entäußerungseifrigkeit häufig zu weit, so zeigt es sich in dem vorliegenden Werk gerechter und maßvoller, wahrscheinlich weil es in der neuen „Praxis" als Instructor mit ihm zugewiesenen Lehramtscandidaten von dem Werth der Lehr„kunst" und der pädagogischen Wissenschaft doch besser zu denken gelernt hat. Aeußerst glücklich darf man die Eintheilung des Werkes nennen. Anknüpfend an den preußischen Lehrplan von 1892, in dem er allenthalben eine freimüthige Kritik übt, unternimmt der Vortragende mit seinen Hörern zunächst eine Wanderung durch das Gymnasium, von Classe zu Classe, und innerhalb jeder von Fach zu Fach fortschreitend bis zum Abschluß der Untersecunda (p. 5—235). Als besonders tiefsinnig und werthvoll möchten wir in diesem Theile die jeder Classe vorgesetzte allgemeine Charakteristik derselben bezeichnen. Sodann folgt als zweiter Theil (p. 235 bis 320) eine vorzügliche „Erörterung einiger wichtiger pädagogischer Begriffe" (I. Von der Disciplin; II. Vom erziehenden Unterricht; V. Vom Innenleben der Schule; VI. Schule und Elternhaus) ebenso knapp als klar, ebenso lebendig als wahr. Im III. Theil (p. 320—465) wird die Wanderung durch die Oberstufe des Gymnasiums fortgesetzt, diesmal aber so, daß die einzelnen Fächer sofort durch die drei Classen durchgeführt werden.

Aus dem Ganzen tritt uns ein so ideales Bild eines deutschen humanistischen Gymnasiums entgegen, daß man gar nicht begeistert, wie eine so vortreffliche Institution je Mißdeutungen und Angriffe erfahren konnte. Da ist alles „Licht, Liebe, Leben" (nach Herders Wahlspruch), durchleuchtet und durchwärmt von der Berufs- und Hoffnungsfreudigkeit eines bis in das höchste Alter begeisterten Schulmannes. Die Wirklichkeit des deutschen Gymnasiums bietet leider vielfach ein weniger günstiges Bild. Es sind insbesondere zwei Thatsachen, welche zu ernstlichen Rückschlüssen veranlassen: 1. das Verhalten unsrer akademischen Jugend, wo eine entsetzliche Demoralisation nach Art der französischen Grisettenwirthschaft den idealen Sinn sowie den Arbeitseifer immer mehr erstickt; 2. die tieftraurige Erscheinung, daß unsre gebildeten Classen die politische Führung der Nation immer mehr verlieren, so daß unsre demokratischen Institutionen bald von der πολιτεία zur ὀχλοκρατία, d. h. zur unfähigen Massen- oder Pöbelherrschaft entarten. Beide Thatsachen legen die Erwägung nahe, ob nicht unsre Gymnasialjugend in höherem Grade als das bisher geschah, auch für das wirkliche und für das Gegenwartsleben gebildet werden sollte. Der preußische Lehrplan kommt diesem Bedürfnisse schon einen Schritt entgegen. Allein wie sehr das Verständniß für die neuen Aufgaben selbst in den berufenen Kreisen fehlt, beweisen die Auslassungen Jägers über den ethischen Unterricht, in welchem er hinter den Anschauungen seines Collegen und Landsmannes Riethammer (der durch den bayerischen Lehrplan von 1808 in den oberen Gymnasialclassen überall einen philosophischen Moralunterricht sogar an Stelle des Religionsunterrichts einführte) weit zurücksteht. Jedoch bis die Einsicht reift, daß die Jugend unsrer gebildeten Kreise auch zur Kenntniß und Werthschätzung der Aufgaben und Bedingungen des menschlichen Einzel- und des nationalen Gesammtlebens, zu bewußter, selbständiger Lebensführung erzogen werden müsse: bis dahin wäre nur zu wünschen, daß eine immer größere Anzahl deutscher Gymnasiallehrer die ihnen anvertraute Jugend in dem Geiste und mit der Begeisterung des Verfassers der „Lehrkunst" unterwiesen möchten! Und wie Baumeisters „Handbuch des Unterrichts und der Erziehung für höhere Lehranstalten" mit seiner eingehenden Behandlung der einzelnen Fächer heute wohl in jeder Anstaltsbibliothek als wichtiges pädagogisches Nachschlagewerk zu treffen ist, so wird man Jägers „Lehrkunst" bald in der Hand und im Haus von Lehrern und Eltern finden, denen Unterricht und Erziehung als eine ernste Angelegenheit, als ein erhabener Beruf am Herzen liegen.

—tt. Phantastische Geschichten von Felix Dahn (Leipzig, A. G. Liebeskind, 1897). — Das ganz prächtig ausgestattete Büchlein, das in seiner schmucken äußeren Erscheinung selbst für den stets splendiden Liebeskind'schen Verlag als eine hervorragende Leistung anerkannt werden darf, enthält drei Novellen, die alle von großem Können des uns bisher unbekannt gewesenen Verfassers zeugen. Er beherrscht die Technik in vollem Grade, er sieht die Dinge mit scharfem Malerauge und weiß sie plastisch darzustellen. Wie frisch und farbenreich ist das Bild „Ave Maria", das der ersten der drei Novellen den Titel gibt, wie hören wir förmlich das, was der Maler nur in dem verzückten Lauschen seiner Gestalten angedeutet hat. Was an diesen phantastischen Geschichten störend wirkt, das ist ein gewisses Zuviel in der Motivirung; es fehlt dem Verfasser die gläubige Naivetät, die erforderlich wäre, uns die richtige Empfänglichkeit für seine Geschichten zu geben. Rechte Gespenster kann man sich eben nicht wohl in elektrischer Beleuchtung vorstellen. Das nimmt dem Meerfräulein mit den nixen Münzen in der ersten, dem grausigen Maler in der letzten Novelle viel von ihrer Wirkung. Beide erinnern etwas an die phantastischen Geschichten von Maupassant, auch an Hoffmann und Poe kann man denken, bei ihnen hat man aber nicht so sehr das Gefühl des Ausgeklügelten und sie wirken darum tiefer. Das Holzweiblein ist einfacher und poetischer, allerdings auch mehr nach der Schablone. Alle drei Geschichten sind übrigens sehr gut geschrieben.

∞ *Alphonse Daudet: La Fédor.* Pages de la vie. Paris, Flammarion 1897. — Manche Kenner — allen voran Turgénjew — stellen Daudets Skizzen, die Lettres de mon moulin, die Montagsgeschichten ꝛc., hoch über seine größeren Compositionen. Außer Fromont und Sappho ist denn auch kaum ein einziger seiner Romane etwas anderes als eine Reihe lose mit einander verknüpfter Genre-Feuilletons. In den neuen Tagebuchblättern sammelt Daudet allerhand Novelletten, Studien, Erinnerungen in der gleichen Technik. Er schildert einen Besuch von Charcots Klinik und die Händel unter den Wächtern eines corsischen Leuchtthurms. Eine knapp vorgebrachte geschichtliche Anekdote erzählt, wie Bazaine am Abend vor seiner Verurtheilung durch das Kriegsgericht zufällig von einem diensthabenden Offizier die Schicksale des Admirals Byng sich berichten läßt. Merry wird ein andermal porträtirt. Ein tapferer Zögling — ein Doppelgänger des Prinzen von Homburg — büßt einen Augenblick der Zaghaftigkeit beim Beginn der Beschießung von Paris durch freiwilligen Heldentod. Am belangreichsten ist die einleitende Novelle — La Fédor —, der Heimgang einer berühmten Schauspielerin, die das Eheglück eines früheren Liebhabers nicht zu stören vermag. Am hübschesten das Weihnachtsmärchen: „Die Dächer von Paris." Alle Texte übertreffen die Bilder von Fabrès.

Bn. Die Bevölkerung Belgiens. Obgleich ein großer Theil der belgischen Bevölkerung nach Abstammung und Sitten (auch nach der hier zunächst nicht in Betracht kommenden Muttersprache) der französischen nahe verwandt ist, so zeigt sich doch ein wesentlicher Unterschied in der Volkszunahme Belgiens und Frankreichs. Während nämlich Frankreich in manchen Jahren eine sog. natürliche Abnahme erfährt, daselbst also mehr Leute sterben als Kinder geboren werden, nimmt Belgiens Volkszahl auch auf natürlichem Wege trotz der hohen Bevölkerungsdichtigkeit immer noch merklich zu. Im Laufe dieses Jahrhunderts hat sich die Bewohnerzahl verdoppelt, von rund 3 Millionen auf 6½ Millionen. Die letzte Volkszählung von Ende 1890 ergab 6.069 Millionen Einwohner. Weit stärker sind die Städte für sich gewachsen, zum Theil auf das Drei-, Vier- und Mehrfache. Brüssel stieg von 66,000 auf 187,000, Antwerpen von 53,000 sogar auf 256,000. Für

Gent sind die Anfangs- und Endziffern dieses Zeitraums 55,000 und 155,000, für Lüttich 46,000 und 160,000. Die Entwicklung der verschiedenen Städte war also auch in Belgien durchaus nicht gleichmäßig. Antwerpen gewann es zwischen 1870/80 die Hauptstadt Brüssel und schon zwischen 1860/66 die Stadt Gent zu überflügeln. Letztere wurde im Jahre 1894 auch von Lüttich eingeholt. Augenblicklich mag die wallonische Hauptstadt Lüttich bereits 5000 Einwohner mehr als Gent zählen. — Ein Factor des Bevölkerungswechsels in Belgien ist aber dem französischen auffallend ähnlich geworden, nämlich die Wanderung über die Landesgrenzen. Seit 1891 sind einige Tausend in Belgien mehr eingewandert, als von dort fortgezogen. In Frankreich finden wir dieselbe Erscheinung, nur ist sie schon älter. Frankreich hat seit dem Kriege von 1870/71 bis 1896 etwa zwei Fünftel seiner 2.4 Millionen Köpfe betragenden Volkszunahme aus der Mehreinwanderung geschöpft. Die überseeische Auswanderung ist in beiden Ländern schwach. — Das Fremdenelement hat in Belgien mit 2.82 Proc. einen verhältnißmäßig starken Procentsatz der Bevölkerung erreicht. In absoluten Zahlen kann man bei der Volkszählung von Ende 1890 dem Geburtsort nach nicht weniger als 64,800 Franzosen, 56,725 Holländer und Luxemburger, 38,367 Deutsche, 4102 Engländer u. s. w. vor, der Staatsangehörigkeit nach 45,430 Franzosen, 66,022 Holländer und Luxemburger, 47,338 Deutsche, 4523 Engländer u. s. w. Es gibt auch in Belgien große Volksschichten, die mit Unwillen auf den Zustrom von Ausländern blicken, soweit diese dort Stellen oder Arbeit suchen und finden, wodurch den Inländern natürlich der Erwerb erschwert wird. — Zerfällt Belgien nach sprachlich in zwei Hälften, so ist es doch confessionell geeint, und zwar katholisch. Man nimmt an, daß kaum 20,000 Protestanten und 4000 Juden vorhanden sind. Die Volkszählung ergab aber, daß 2.744 Millionen nur vlämisch, 2.485 Millionen nur französisch, 33,026 nur deutsch, 700,519 vlämisch und französisch und der Rest andere Sprachen reden.

* Ein interessanter Beleg für die Theorie, daß die Salzlinger Sedimente sind, die sich am Boden des Meere früherer geologischer Epochen gebildet haben, ist jetzt in Sibirien gefunden worden. Es ist nämlich zu Stoupk unweit Jelnteinsiew ein massig farbloser, durchsichtiger Steinsalzblock mit einem Hohlraum in der Mitte gefördert worden; dieser Hohlraum ist zum Theil mit Wasser gefüllt, das beim Hin- und Herbewegen des Blockes auf- und niederschwankt. Es wurde also vom Salze umschlossen, als dieses aus dem Meere herauskrystallisirte und hat seitdem den Wandel der geologischen Zeiten mitgemacht.

γσ **Berlin**, 17. Oct. Die „Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" hielt gestern unter dem Vorsitz des Geheimraths Virchow ihre erste Monatssitzung im Studienjahr 1897/98. Im Eingang gedachte der Vorsitzende mit warmen Worten der seit Juli dahingeschiedenen Mitglieder, unter denen Zahl Prof. Franz Pulszky (Budapest), Prof. Welker (Halle), ein bedeutsamer älterer Kraniologe, sowie Prof. Berlin (Rostock), der Freund Gustav Nachtigals, genannt seien. Unter den neu ernannten correspondirenden Mitgliedern der Gesellschaft heben wir hervor, Prof. Makowsky (Brünn), bekannt durch seine überaus reichen und glücklichen Löß-funde in Mähren, und Mr. Grant MacCarthy in Newhaven (Staat New-York). Director Prof. Marquesetti in Triest hat auf dem von ihm seit langer Zeit untersuchten Gräberfeld bei Santa Lucia in der Umgegend von Tolmein 67 neue Gräber neuerdings eröffnet, über die er Bericht erstattet, so daß bisher im ganzen 3198 Gräber dort von diesem Forscher eröffnet worden sind. Die Funde sind meist große Urnen mit Bronzeresten, von denen der größten zwei den Umfang von 214 Centimeter und 169 Centimeter bei einer Höhe von 83 und 65 Centimeter ergeben haben. Neben sehr wenig Thontöpfen haben diese Gräber bisher 2200 Fibeln, zum Theil mit Anhängsein, neben zahlreichen Finger-, Hals- und Ohrringen ans Licht gebracht, Knöpfe, Perlen, Halsketten aus rothen Bernsteinperlen deuten den Reichthum der Culturstufen an, denen diese Gräber entstammen. Ein schwedischer Ingenieur legte einen Bericht über Forschungen in Costa Rica vor, die reiche Funde ergeben haben, und diese Forschungen sollen nunmehr auch auf Nicaragua und auf Guatemala ausgedehnt werden. Unter den zahlreichen Eingängen an die Gesellschaft seien die Ausgrabungsergebnisse am Schloßberg bei Burg in der Mark besonders erwähnt. Von den Mittheilungen heben wir hervor die Arbeiten Dr. Reinecke's über Gräberfunde in Croatien und Slavonien, die Ergebnisse Dr. Plath's, der seine Forschungen an der sogenannten „langen Wand" an der Weser ungestellt und dort in dem Walle der „Frankenburg" gegraben hat, die von Dr. Hösemann an dem afrikanischen Stamm der Ubjihs ausgeführten und gesammelten Körpermessungen, wie die Mittheilungen, die Frl. Paula Kneston über die Sitten der mohammedanischen Tuaregs wie über deren Mythologie gesammelt und aufgezeichnet hat. Aus der der Gesellschaft zugestellten einschlägigen Literatur sei besonders erwähnt die ausgezeichnete, einen starken Band füllende Darstellung der Deutschen Colonialausstellung in Berlin 1896, neben dem Prachtwerk der Galeries américaines, die die Darstellungen der Kunst der Eingeborenen Amerika's enthalten, soweit sie das Madrider Museum und das Museum des Trocadero besitzen, und deren Edition mit Unterstützung des Herzogs von Loubat geschehen ist. Sanitätsrath Dr. Baetels legte der Gesellschaft Photographien von Ainos aus der Bronzezeit vor, die den Münchener Sammlungen entnommen sind, sowie solche von Schädelmasken aus Neu-Britannien, die aus dem Kieler Museum herrühren; zugleich erläuterte er die ihm durch Dr. Weißenberg aus Elisabethgrad (Südrußland) übermittelte Sammlung von Amuletten, die dort im Gebrauch sind. Diese Sammlung enthält einen künstlich hergestellten Wolfszahn, ein Amulett aus dem Flügelknochen eines schwarzen Hahns oder einer schwarzen Henne, die gegen den „bösen Blick" meist von Kindern getragen werden; ferner werden die Augen der Maus, die Augen der Fledermaus, dazu Kampfer und Nelken, letzteres gegen Diphtherie, als Amulette angewandt, auch Salz, Asche und „gestohlenes Roggenbrod" in einem Säckchen wird dann den Juden der dortigen Gegend namentlich als Amulett getragen, die Jüdinnen tragen die Karneolperle; kleine Herzen, Ringe, Pfeifen und Kaurimuscheln gelten als Abwehrmittel gegen Ohrenseufzen bei Christen und Juden, wie auch jüdische und christliche Sprüche auf Pergament als Amulett von Juden und Christen gegen Malaria angewandt werden. Alle diese und ähnliche Amulette werden durch Mönche an das Volk verkauft und finden reichlich Käufer. Sanitätsrath Dr. Lissauer berichtete dann über eine gewellte Bronzeurne, die er in Nymwegen (Holland) gesehen und deren Photographie er vorlegte. Noviomagus, das Batavodunum des Tacitus, ist die Gründung von Germania inferior einst gewesen und die Römer haben von hier aus ihre Expeditionen gegen Bataver, Friesen und gegen die niederdeutschen Stämme unternommen. Es war stark befestigt und in den Resten haben sich viele römische Gefäße, Beinzen, Münzen, Glas, Thonwaaren und Schmucksachen gefunden, wie wir sie auch aus Mainz, Worms, Speier her kennen. Die großen gewellten Bronzeurnen nun müssen gleichfalls hier, wie es in Schweden, Nimwegen und Dänemark und an der unteren Weichsel, wo sie sich sonst gefunden haben, der Fall ist, als römische Importartikel angesehen werden. In Oloendorg, so in Herbst fanden sich ähnliche Gefäße. Möglich, daß diese Urnen nach Noviomagus durch Händler zur See hingekommen sind. Die edle Form und die solide Technik dieser Gefäße stellt sie ihrer Entstehungszeit nach ins 3. nachchristliche Jahrhundert. Dr. Preuß, der die Ornamentik der Eingeborenen auf Kaiser Wilhelmsland seit längerer Zeit studirt hat und neues Material dazu namentlich den Sammlungen des Dr. Hunterbuch hat entnehmen können, analysirte die Formen der Ornamentik und suchte diese insgesammt auf einige Grundformen zurückzuführen, die sich dann in geometrische Formen allmählich aufgelöst und bis zur Mäanderlinie entwickelt haben. Die Grundformen sind: Der hockende Mensch, die menschliche Nase, die Eidechse, der „fliegende" Hund, der Fischschwanz und zwei Schlangen. Die Bedeutung der geometrischen Ornamente ist heute den Eingeborenen selbst schon fast verloren gegangen. Custos Dr. Buchholz wies auf die interessante Thatsache hin, daß unter den Resten, die man in der Priegnitz aus Wirthschaftsvorräthen gefunden hat, sich Leinsamen hat nachweisen lassen, ein Umstand, der deshalb von Bedeutung ist, weil dadurch eine Leincultur in diesen nordostdeutschen Gegenden etwa um die Zeit der Völkerwanderung sich ergeben würde. In den Schweizer Pfahlbauten wurden seinerzeit nur Flachsfaserreste, nicht Leinsamen selbst aufgefunden, und eine nähere Untersuchung dessen, was man aus solchen Resten in Gräbern bisher oberflächlich als Hirse bezeichnet hat, dürfte vielleicht auch hierin Leinsamen erkennen lassen, so daß diese Cultur ihrer Verbreitung nach noch des Näheren bestimmt werden könnte. Geheimrath Virchow wies im weiteren Verlaufe der Sitzung auf die Bedeutung der auf dem Burgwalle des 1138 zerstörten „Alt-Lübeck" gefundenen Reste hin, die sich als Artefakte aus dieser Zeit selbst geben, da „Alt-Lübeck" seitdem nicht wieder bewohnt worden ist, und die Zerstörung von Julin und Arcona erst gegen Ende des 12. Jahr-

Digitized by Google

hunderts erfolgte. Namentlich ist das dort gefundene megalithische Grab mit Resten von Töpferei und Ornamenten, die der jüngeren Steinzeit angehören, bemerkenswerth. Dabei erwähnte der Vortragende, daß in Braunschweig im nächsten Jahre der goetige Reichthum an Resten der deutschen Steinzeit, wohin auch die Höhlen- und Lößfunde aus dem Harz gehören, den Anthropologen auf ihrem Congresse wird vorgeführt werden können. Unter den reichen römischen Gräberfeldern, die Dr. Köhl in Worms entdeckt und aus deren Zügen es ihm nachzuweisen gelungen ist, daß eine Anzahl Römerstraßen, neben den bekannten großen Routen, nach Straßburg und dem Mittelrhein von Worms aus, so z. B. nach Kaiserslautern hin, ausgegangen sind, unter diesen reichen Gräberfeldern, denen die gegenwärtig reichste Sammlung römischer Gläser und terra sigillata-Gefäße entstammt, fand Dr. Köhl noch ein neolithisches Gräberfeld, so daß wir hier eine Vorläuferin der alten civitas Vangionum in neolithischer Zeit vor uns haben. Die Leichen sind in hockender Stellung dort begraben. Soweit es möglich war, die sehr zerbrechlichen Skelette und Schädel zu untersuchen und zu messen, ist dies durch Geheimrath Virchow kürzlich geschehen. Er stellte dabei fest, daß es meist dolichokephale Schädel sind, ohne sonstige Anomalien, wenn man nicht ein etwas vorstehendes Kinn besonders noch hervorhebt. Die Tibia des Unterschenkels erscheint an den gefundenen Skeletten säbelscheidenartig zusammengedrückt, während der Oberschenkel eine leichte Krümmung zeigt. Diese Skelette scheinen den bei Tangermünde gefundenen neolithischen Skeletten am nächsten verwandt zu sein, während nach Virchows Forschungen und Untersuchungen neolithischer Skelette aus Finland und Centralrußland sich keine dolichokephale Schädelform ergeben hat. Es scheint somit durch die Bevölkerung Europa's schon in neolithischer Zeit eine Grenze bezüglich der Race gegeben zu haben, eine Thatsache, zu der auch der verschiedenartige Charakter der Keramik in Mitteleuropa und in Osteuropa in Beziehung zu setzen ist; so ist beispielsweise bei Flensburg in den Funden die tiefe neolithische Ornamentik auf den Gefäßresten vorhanden, die in den Ostseeprovinzen nicht nachweisbar ist. Zum Schlusse der Sitzung theilte Dr. Polokowsky mit, daß in Südamerika die Lepra bei der eingeborenen Bevölkerung vor der Conquista nicht geherrscht habe; der Umstand, daß es bei unberührten Indianerstämmen heute noch keine Lepröse gibt, gebe hierfür schon den Beweis. Für Columbien ist es urkundlich nachweisbar, daß die Lepra wie die Syphilis durch die Conquistadoren aus Spanien um die Mitte des 16. Jahrhunderts dorthin verschleppt worden ist. Was die antachthonen Darstellungen verstümmelter Menschen angeht, die in der Inkakunst vorkommen, so meinte der Referent sie als Darstellungen bestrafter Verbrecher deuten zu sollen, denen Glieder verstümmelt oder abgeschnitten wurden, ein Verfahren, das durch die alten Historiker aus den Ländern Südamerika's zur Zeit der Conquista bezeugt ist.

* **Berlin.** Am 17. October starb hier nach schwerem Leiden der Geheime Medicinalrath und Professor der Chirurgie an der hiesigen Universität Dr. Paul Güterbock, erst 53 Jahre alt. Außer seinen werthvollen Studien über Diphtherie und den Luftröhrenschnitt, sowie über den antiseptischen Verband, verdankt die Wissenschaft ihm besonders auf dem Gebiet der Erkrankung der Harnorgane, das er später zu seinem Sondergebiet erwählte, eine ganze Reihe neuer Aufschlüsse. Sein Hauptwerk „Die chirurgischen Krankheiten der Harnorgane" gilt heute als die beste Zusammenfassung aller einschlägigen Beobachtungen. Güterbock war außerdem eifriger Mitarbeiter der meisten medicinischen Zeitschriften und bekundete als solcher besonders ein lebhaftes Interesse an den modernen sanitären und hygienischen Einrichtungen der Großstädte. Auf dem Gebiet der Geschichte der Medicin hat er sich durch das meisterhaft geschriebene Lebensbild seines Lehrers Wilms einen guten Namen gemacht.

* **Halle.** Anläßlich der Vorlesungen über Schulpädagogik, die, wie wir schon berichtet haben, mit Beginn dieses Wintersemesters an den Universitäten Berlin und Halle eingerichtet werden, hat jetzt der Curator der hiesigen Universität, Geh. Oberregierungsrath Dr. W. Schrader, ein Gutachten über die Gründung pädagogischer Lehrstühle erstattet, das wohl im wesentlichen das Programm für den neuen akademischen Unterricht in der Pädagogik enthält. Nach ihm soll den künftigen Lehrern unsrer höheren Schulen schon auf der Universität durch einen erfahrenen Schulmann ein zusammenhängender, auf die Regelung der Jugenderziehung bezogener Vortrag der Pädagogik geboten werden. An diesen Vortrag hat sich die Unterweisung über die Anwendung der in ihm vorgetragenen Grundsätze und Regeln zu schließen. Im einzelnen macht Schrader über die Methode des neuen akademischen Unterrichts folgende Vorschläge: Zunächst ist die Geschichte der Pädagogik und des Schulwesens seit dem 15. Jahrhundert in ihrer Entwicklung vorzutragen, wofür zwei bis drei Wochenstunden während eines Halbjahrs, bei Beschränkung auf die wichtigsten Systeme und Unterrichtsformen, genügen werden. Als Einleitung sind die Schulordnungen und Unterrichtsmittel der scholastischen Zeit zu behandeln, dann der Einfluß des Humanismus auf den Unterricht zu erörtern, die Hauptsysteme und Hauptlehrmittel bis in die neueste Zeit zu verfolgen und mit einer Statistik des heutigen Schulwesens und der Einführung in die Schulgesetze und die Einrichtung der Schulbehörden zu schließen. Für ein anderes Semester ist der zusammenhängenden Darstellung der Erziehungs- und Unterrichtslehre eine wöchentlich drei- bis vierstündige Vorlesung zu widmen. Auszugehen ist von den allgemeinen psychologischen und ethischen Entwicklungsgesetzen, denen sich die Lehre von der sittlich-religiösen Behandlung der Jugend einschließlich der Zuchtmittel, von den Berufspflichten des Lehrers, sodann die Didaktik der einzelnen Unterrichtsfächer bis zur Einführung in die jetzigen Lehrpläne und Unterrichtsbestimmungen in den bedeutendsten deutschen Staaten anzuschließen haben. Dem belesenen Schulmann wird es nicht schwer werden, seinen Vortrag durch Bezug auf das frühere wie das jetzige Unterrichtslehrbuch, auf die Ziele und Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Schularten, auf die Bedeutung geschichtlich hervorragender Schulen ꝛc. zu erläutern und zu beleben. In wöchentlich einstündigen, nach Art der Universitätsseminare einzurichtenden Uebungen soll der Professor zunächst selbst Musterbilder vorführen für die schulmäßige Behandlung sowohl einzelner Schriftsteller als zweckmäßig gewählter Abschnitte aus der Religion, Geschichte, Mathematik, aus dem griechischen und römischen Staatsleben, aus dem Mittelalter wie aus dem Zeitalter der Entdeckungen, der nationalen Kriege ꝛc. In der zweiten Hälfte des Semesters soll die Selbstthätigkeit der Studenten für die Lösung geschickt gewählter Unterrichtsaufgaben angeregt werden, so daß diese selbst versuchen, den Umfang und die Bewegung des Unterrichts bei den vorgelegten Aufgaben sich klar zu machen und zusammengefaßt zu schildern. Für die Hodegetik des akademischen Studiums dürfte ein einstündiges Publicum genügen.

* **Rostock.** An der hiesigen Landesuniversität sind für Ostern 1898 zwei juristische Extraordinariate zugesichert, von denen das eine für römisches, das andere für deutsches Recht bestimmt ist, um den durch das Bürgerliche Gesetzbuch in Anspruch genommenen Lehrkräften eine Entlastung zu gewähren.

* **Graz.** Der außerordentliche Professor Dr. Karl Luick ist zum ordentlichen Professor der englischen Sprache und Literatur an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Budapest,** 18. Oct. An der hiesigen Universität finden seit mehreren Tagen lärmende Demonstrationen gegen den Professor der Philosophie Dr. Emerich Pauer statt. Dieselben wurden durch die Verbreitung der unwahren Nachricht hervorgerufen, daß Professor Pauer jüngst die Studenten mit der Bezeichnung „faule Proletarier" belegt habe. Die Studenten empfingen den Professor bei seinen Vorlesungen deshalb stets mit Abzug-Rufen und Geschrei und beruhigten sich auch dann nicht, als Professor Pauer ihnen erklärte, daß das über ihn verbreitete Gerücht unwahr sei und daß er sich nur über das Benehmen einzelner Studenten, welche die Thüren in lärmender Weise zuschlugen, abfällig geäußert habe. Der Lärm nahm schließlich solche Dimensionen an, daß nicht nur Professor Pauer, sondern alle Professoren die Vorlesungen abbrechen mußten.

* **Zürich.** Behufs Uebernahme des durch Bächtolds Tod erledigten Lehrstuhls für deutsche Literatur hat der Tübinger Professor der Germanistik Dr. Hermann Fischer einen Ruf an die hiesige Universität erhalten.

* **Agram.** Am 17. October starb hier der pensionirte Sectionschef der Kultusabtheilung, Dr. Pavao Muhic, Mitglied der südslavischen Akademie der Wissenschaften, im Alter von 86 Jahren. Er war die bedeutendste Capacität Kroatiens auf juristischem Gebiete.

* **Tiflis.** Der ordentliche Akademiker K. Salemann und der Oberbotaniker des Botanischen Gartens, S. J. Korshinski, die von der kaiserl. Geographischen Gesellschaft nach Turkestan und Buchara abcommandirt worden waren, um diese Gebiete in sprachlicher, ethnographischer und botanischer Hinsicht zu erforschen, haben ihre Excursion beendet und sind dieser Tage hier eingetroffen.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 21. October. Nummer 238.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Zur älteren Geschichte der Universität Jena. Von Rudolf Eucken. — Martin Greifs Dramen. Von Joseph Ettlinger. — Ein Katzenbuch. Von Dr. Ludwig Karell. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zur älteren Geschichte der Universität Jena.

Von Rudolf Eucken.

Die Schicksale der Universität Jena sind seit der Blüthezeit unsrer Literatur aufs engste mit den allgemeinen Bewegungen des deutschen Lebens verwachsen und liegen daher klar und deutlich vor aller Augen; die ältere Geschichte dieser Universität ist dagegen wenig aufgehellt. Und doch hat auch sie ein eigenthümliches Interesse. Jena ist nie eine Universität von bloß provinzieller Bedeutung gewesen. Seine Theologen haben schon im 16. Jahrhundert mit dem Sinken Wittenbergs eine führende Stellung errungen, im 17. Jahrhundert gesellten sich zu den Theologen hervorragende Juristen, deren Name damals durch ganz Deutschland ging. So übte Jena auch eine große Anziehungskraft auf die Studenten; läßt sich aus bekannten Gründen die Zahl der gleichzeitig Anwesenden nicht genau angeben, so stand jedenfalls Jena bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts in der vordersten Reihe der deutschen Universitäten; für den Beginn des 18. Jahrhunderts ist eine Frequenz von etwa 2000 berechnet. Dazu hatte die Verfassung und Verwaltung der Universität viel Eigenthümliches. Von Anfang an bis zur Gegenwart war die Universität als Lehranstalt ein gemeinsamer Besitz der verschiedenen Linien des Ernestinischen Fürstenhauses, und nur die politische Hoheit stand ausschließlich bei derjenigen Linie, zu deren Gebiet die Stadt Jena gehörte. Aus solchem Verhältniß entstanden in den früheren Jahrhunderten manche Verwicklungen, aber der Aufrechterhaltung einer gewissen Selbständigkeit der Universität war es günstig, und es hat ohne Zweifel dazu beigetragen, in Jena manche ältere akademische Einrichtungen bis zur Gegenwart zu erhalten. Es wird aber die Erforschung der älteren Geschichte der Universität dadurch sehr erschwert, daß außer dem kaiserlichen Privileg von 1557 und den Statuten von 1548 und 1558 kein gedrucktes Material darüber vorliegt; von den älteren Universitätsacten aber war manches wenn nicht verloren gegangen, so doch schlecht geordnet. So ist es mit besonderem Dank zu begrüßen, daß Professor Dr. Richard Loening, derzeit Prorector der Universität, dem Gegenstande besondere Aufmerksamkeit und Arbeit zugewandt hat; seine bei der akademischen Preisvertheilung am 19. Juni 1897 gehaltene — seitdem sammt werthvollen Actenstücken im Drucke erschienene — Rede handelte von älteren Rechts- und Culturzuständen an der Gesammtuniversität zu Jena; neuerdings hat er bei einer sorgfältigen Revision des Archivs u. a. wichtige Copialbücher entdeckt und damit weiterer Forschung einen festen Boden gesichert. Hoffentlich kommt es in nicht zu langer Zeit zu einem Urkundenbuch der Universität Jena; es würde weit über den besonderen Kreis hinaus von Interesse sein.

Jene Rede gibt vor allem einen klaren Einblick in die Kämpfe, welche die Universität für die Aufrechterhaltung der ihr statutenmäßig zukommenden obrigkeitlichen Stellung zu führen hatte. Sie mußte diese Stellung nach verschiedenen Seiten hin wahren, bald gegen Regierungsbehörden, welche einzelne unter die Gerichtsbarkeit der Universität fallende Sachen dieser entziehen wollten, bald — und dies weit mehr — gegen die landesherrliche Localbehörde, das fürstliche Amt in Jena, wobei es sich namentlich um die strafgerichtliche Competenz handelte, bald gegen den Stadtrath zu Jena, wobei besonders die Abgaben- und Beitragspflicht der Akademiker in Frage stand. Alle diese Kämpfe wurden, wie hier in lebendiger Darstellung durch anschauliche Beispiele gezeigt wird, von der Universität mit großer Hartnäckigkeit durchgefochten, und wenn der dabei erwiesene Muth gewiß Anerkennung verdient, so kann das Gesammtbild mit seinen unablässigen Verdrießlichkeiten und Conflicten nicht eben wohlthuend berühren. Man muß sich, um nicht unter solchem Eindruck zu bleiben, immer wieder vergegenwärtigen, daß jenes alles nur die eine, mehr nach außen gerichtete Seite des akademischen Lebens bildete, und daß inmitten aller Streitigkeiten zugleich von den Jenenser Gelehrten mit großem Eifer gearbeitet und docirt wurde.

Welche Gesinnung und Richtung aber jene Arbeit in Jena beherrschte, dafür gewährt das soeben dem Vergraben- und Vergessensein im Archiv entrissene Copial- und Beschlußbuch der philosophischen Facultät von 1557—1789 wichtige Anhaltspunkte, um so mehr, da es auch manche die ganze Universität betreffende Actenstücke enthält. Es kommen für jene Frage namentlich in Betracht die fürstlichen Recesse oder Decrete, welche nach stattgehabten Visitationen der Universität dorthin ergingen, und, soweit die Acten ersehen lassen, auch wo sie in das Innere der wissenschaftlichen Arbeit eingreifen, keinerlei Widerstand der Corporation hervorriefen. Es erscheint dabei das alte Jena, in vollem Gegensatz zu dem seit mehr als 100 Jahren ausgeprägten Charakter, als eine durchaus conservative Universität. Bewegungen zugunsten der modernen Ideen erscheinen nicht sowohl im Professorencollegium als bei den Privatdocenten, und gegen sie richtet sich dann die vereinte Autorität der fürstlichen Erhalter und jenes Collegiums; durchgängig wird gegenüber den Neuerungen, von denen man nur Schaden erwartet, auf die „bewährten“ Prinzipien verwiesen, zugleich auch den Privatdocenten die Pflicht eingeschärft, nicht in das Gebiet der öffentlichen Lehrer „einzufallen“ und sich nicht zu ihnen in einen Gegensatz zu stellen. Uebrigens sind die Vermahnungen, wenn auch in ernstem, so doch keineswegs in schroffem Tone gehalten; das Streben ist unverkennbar, die entstandenen Zwistigkeiten möglichst in Güte beizulegen. Andrerseits kennen jene älteren Acten kein Recht des Docenten, seine wissenschaftlichen Ueberzeugungen frei vorzutragen; sie wissen nichts von dem, was heute Lehrfreiheit heißt. Vielmehr werden über das, was zu lehren oder nicht zu lehren sei, ebenso bestimmte Vorschriften getroffen, wie über äußere Einrichtungen. Erst 1756 erscheint

in diesem Kreise der Begriff einer libertas cogitandi, und zwar in deutlichem Zusammenhange mit einer veränderten Gesinnung.

Ein Zusammenstoß mit der modernen Denkart erscheint in unsern Quellen zuerst 1679. Ein fürstlicher Visitationsreceß von diesem Jahre nimmt darauf Bezug, daß der Privatdocent an der juristischen Facultät Dr. Joh. Georg Simon beschuldigt sei, durch seine lectio Grotiana die Studiosen auf unnöthige Dinge zu führen und ihnen verkehrte Prinzipien beizubringen. Dadurch könnten junge und unerfahrene Leute auf den sogenannten Naturalismum geführt werden; auch dürften sich Privatdocenten eines mehreren nicht anmaßen, „als denen Professoribus selbst nicht verstattet werden mag". Es wird trotzdem die lectio Grotiana nicht gänzlich verboten, aber sie soll nur älteren Studenten zugänglich sein, soll nur mit Vorwissen und Billigung der Facultät stattfinden, und es müssen die Lectionen von einem Quartal zum andern dem Ordinarius zugeschickt werden.

War es hier das Naturrecht, was Bedenken erregte, so beschäftigt sich ein Visitationsdecret von 1696 sowohl mit der cartesianischen Philosophie, als mit dem Pietismus, natürlich mit beiden in ablehnender Weise. „Und gehet," so heißt es hier, „derer Hochfürstlichen Herren Nutritores ernstlicher Wille und Befehl nochmals dahin, daß man in Philosophia auf die Fontes Aristotelicos die Jugend beständig weise und dieselbe den Auditoribus zuförderst gründlich beibringe. und inculcire, nicht aber durch Herfürziehen und Emporhebung anderer Principiorum als Cartesii und dergleichen, zumahl andern zum Verdruß und aus aemulation die bewährten Aristotelica deprimiren solle. Obschon dies die Meinung nicht hat, daß, wo Aristoteles in einem oder andern, das etwa nunmehr besser ausfindig gemacht, geirret hätte, solches approbirt werde, sondern es bleibet nichts desto weniger die Freiheit solche, cum consensu totius facultatis philosophicae, also befundene errores der Jugend nach Gelegenheit zu zeigen." Hinsichtlich des Pietismus aber wird in demselben Decret die Genugthuung der Nutritoren darüber ausgesprochen, daß sich in Jena von „falscher und irriger Lehre wider Gottes Wort und unserer Kirche symbolische Bücher, insonderheit von dem jetziger Zeit unter dem sogenannten Pietismo herfürbrechenden Chiliasmo, Enthusiasmo, und anderen dergleichen Irrthümern, Gott lob! nichts herfürgethan," zugleich aber wird alle Vorsicht dagegen, namentlich gegen „verdächtige und unterm Schein der pietät anstellende privatconvente" empfohlen.

Mit besonderer Energie aber wird ein Menschenalter später das Eindringen der Wolffischen Philosophie bekämpft, die augenscheinlich bei den jüngeren Docenten warme und stürmische Anhänger fand. 1732 und 1733 erfolgen von den verschiedenen Nutritoren gleichlautende Rescripte, in denen es heißt: „Unsern gnädigsten Gruß zuvor. Würdige, Hoch- und Wohlgelahrte, Liebe, Andächtige und Getreue. Wir haben ungern vernommen, wie bei unsrer gesammten Academie bei Docirung der Wolffischen Philosophie großer Mißbrauch und Unordnung eingeschlichen, da die Magistri pro habitu und ohne consens und permission der Facultät gelesen, ein sectirerisches Wesen veranlasset, zu Factionen und Verachtung anderer Professorum Philosophiae Gelegenheit gegeben, auch von einigen der Vortrag auf eine scandaleuse und anzügliche Art geschehen. Wann wir nun zur Erhaltung guter Ordnung und Ruhe bei der Universität diesem Mißbrauch zu steuern keinen Umgang nehmen können, so begehren wir hiemit gnädigst, ihr wollet denen Docenten der Wolffischen Philosophie solches eröffnen und dieselben anweisen, daß sie sich denen Statutis Facultatis Philosophicae gemäß bezeigen, dabei auch nicht allein über Wolffens Schriften, sondern auch anderer philosophischer Compendia und ihre eigenen Theses, wenn solche vorher censiret worden, lesen, und da sie einige Beschwerung wider die Facultät zu haben vermeinten, dabei die Universität nicht übergehen sollen." Daraufhin brachte die Facultät den Adjuncten und Magistern außerhalb des Professorencollegiums eine Anzahl Punkte „zur Notiz und Achtung", die sich zunächst auf die äußere Anordnung und Anmeldung der Vorlesungen beziehen, dann aber auch auf das Sachliche gehen und hier drastisch illustriren, wie man sich damals das Verhältniß der Privatdocenten zu den Professoren wünschte. Es heißt Punkt 13: „In ihren Collegiis sollen alle und jede Privatdocenten sich befleißigen, daß sie mit den Professoribus harmoniren, keinesweges aber derselben Lehren refutiren oder traduciren, damit die studirende Jugend nicht irre gemacht werde."

Punkt 14 heißt es: „Alle und jede Privat-Docenten sollen sich an bewährte nützliche principia, die weder der religion noch moralität, noch denen Professoribus publice docentibus, so viel insonderheit die fundamenta betrifft, zuwiderlaufen, halten" (so erscheinen Religion, Moral und öffentliche Professoren als gleichstehende Normen!).

Punkt 15: „Nicht minder sollen dieselben in ihren collegiis aller charlatanerie und unanständigen Scherzreden, Anzüglichkeiten, ärgerlicher Exempel, und alles dessen, was mehr zu eigner ostentation als Erbauung und Nutzen der Zuhörer, endlich auch aller unnöthigen Sachen und Ausschweifungen in andere disciplinen sich enthalten." Punkt 17: „Im Gegentheil haben sie dahin zu sehen, daß ihre Zuhörer zu wahrer Gottesfurcht, Ehrbarkeit und schuldigen Respect gegen ihre Vorgesetzten geführet werden."

Alle diese Punkte — es waren im ganzen 24 — mußten die Privatdocenten unterschreiben und dabei versichern, daß sie den „von der hochlöbl. Philosophischen Facultät communicirten leges zu gehorsamen jederzeit beflissen sein" werden. Die Unterschriften zeigen, daß es damals (1733) nicht weniger als 18 Privatdocenten bei der philosophischen Facultät in Jena gab.

Der Facultät genügte aber ein solches Vorgehen im allgemeinen nicht, sie wandte sich auch direct gegen die Wolffische Philosophie und stellte 10 Lehrsätze zusammen, „welche die Wohllöbl. Philosophische Facultät in der Wolffischen Philosophie für anstößig erkennt, und welche die Herren Privat-Docenten in ihren Collegiis ferner nicht adseriren sollen." Diese Sätze wurden auch den durchlauchtigsten Erhaltern mitgetheilt. Da diese officielle Verwahrung gegen die vordringende Aufklärung — es wird in Wahrheit nicht bloß Wolff, sondern auch Leibniz abgelehnt — mit besonderer Deutlichkeit zeigt, was daran der theologischen und philosophischen Rechtgläubigkeit jener Zeit anstößig schien, so sei ihr Wortlaut hier genau nach den Acten mitgetheilt. Es werden von Wolffs Lehrsätzen verworfen:

1) Daß ein solcher nexus und Zusammenhang aller Dinge, so in diesem universo entstehen, sei, so daß eines allezeit von den andern dependire und ohnfehlbar veranlasset werde.

2) Daß alles, so in der Welt geschiehet, seinen zureichenden Grund habe, dadurch es dermaßen determiniret werde, daß der effect erfolgen müsse, und nicht außen bleiben könne.

3) Daß das Wesen eines Dinges nicht von dem Willen Gottes dependire, sondern aeternae necessitatis sei, und also im geringsten nicht verändert werden könne: weil der Verstand Gottes die Quelle des Wesens aller Dinge sei.

4) Daß Gott, was zukünftig ist, nur aus dem Zusammenhange aller Dinge erkenne.

5) Das Uebel und Böse rühre von den ursprünglichen und nothwendigen Einschränkungen der Dinge her, welche denen Creaturen nothwendig anhangen. Daher habe Gott

den Menschen so nicht auf diese Welt schaffen können, daß er ohne Sünde blieben wäre.

6) Die gegenwärtige Welt sei die beste, und der Sündenfall habe in der besten Welt nicht nachbleiben können. Wenn auch das geringste Uebel von dieser Welt abginge, so wäre es nicht mehr dieselbe Welt, noch nach der vollkommensten Ausrechnung von dem Schöpfer, der sie erwählet, vor die beste erfunden worden.

7) Gott müsse, vermöge seiner göttlichen Neigung das Beste erwählen, ohngeachtet des malt culpae, so aus der höchsten Nothwendigkeit damit verbunden sei.

8) Wenn der freie Wille des Menschen sich wozu entschließen solle, müsse allezeit ein solcher Bewegungsgrund praeponderiren, der ihn zu solchem Entschluß determinire.

9) Das commercium corporis und animae bestehe in einer harmonia, welche Gott praestabiliret, indem der Leib seine Bewegungen und Veränderungen vor sich habe, die Seele gleichfalls vor sich wirket und wie die Seele eben die operationes haben würde, wenn auch gleich kein Leib da wäre, so würde auch der Leib eben diejenigen haben, die er itzo hat, wenn gleich keine Seele da wäre: Gott aber habe solche Seelen und Leiber zusammengefüget, deren operationes zu gleicher Zeit entstünden.

10) Der natürliche Weg müsse dem Wege der Wunderwerke allezeit vorgezogen werden, und geschehen nicht eher Wunderwerke, bis Gott seine Absichten nach dem Lauf der Natur nicht erhalten könne."

Natürlich konnten solche Bemühungen einer hochgelahrten Facultät den Zug der Zeit nicht aufhalten; daß auch in Jena der neue Geist siegreich vordrang, zeigt eine im October 1756 erlassene Ordnung für die Privatdocenten. Auch hier fehlt es nicht an Ermahnungen; aber befindet man sich nicht bereits auf dem Boden der Aufklärung, wenn nun dazor gewarnt wird, etwas zu reden, „was wider Gott, die Religion, das Gewissen, die Tugend, gute Sitten und andere ersprießliche Einrichtungen in der menschlichen Gesellschaft überhaupt, und insbesondere auf unserer Academie, laufen dürfte"! Ferner wird auch hier den Privatdocenten verboten, in ihren Vorlesungen wie Schriften die öffentlichen Lehrer anzugreifen oder gar zu verspotten, aber zugleich erscheint nun auch eine Fürsorge für die „libertas cogitandi"; eine vorsichtige Kritik einzelner Lehrsätze der Professoren, die irrig zu sein scheinen, soll den Docenten nicht verwehrt sein, „damit die libertas cogitandi nicht dadurch gekränket werde". Man sieht, die Zeiten nahten heran, wo Jena die aufsteigende Bewegung mit ganzer Kraft ergreifen und eine führende Stellung in ihr gewinnen sollte.

Martin Greifs Dramen.

Von Joseph Ettlinger.

Eine bunte Welt von Staffen und Gestalten erschließt sich dem Leser der Greif'schen Schauspiele, eine Art von historischem Diorama durch die letzten Jahrhunderte, alle vom zwölften bis herauf zum achtzehnten. In die bewegte Zeit der Hohenstaufenkaiser leitet die Dramentrilogie „Heinrich der Löwe", „Die Pfalz im Rhein" und „Konradin" zurück; am Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts spielt „Francesca da Rimini", im vierzehnten „Ludwig der Bayer" und „Marina Falieri", im fünfzehnten „Agnes Bernauer", im sechzehnten „Hans Sachs", im siebzehnten „Corfiz Ulfeldt" und zu Beginn des vorigen der „Prinz Eugen". Aus der Antike ist einzig „Nero" geschöpft, und das Renaissanceschauspiel „Liebe über Alles" läßt die Zeit seiner frei erfundenen Handlung im Unbestimmten. Vaterländische Stoffe überwiegen, wie man sieht. Das Geschick der vom Glück niemals verfolgten Hohenstaufen entrollt sich an Ereignissen unter Barbarossa, dem sechsten Heinrich und Konradin: die glänzende Gestalt Friedrichs des Zweiten, dieses Lieblings der neuesten Geschichtschreibung, hat den Dichter merkwürdigerweise nicht gereizt, und auch Heinrich der Sechste spielt in dem zweiten Stücke nicht viel mehr als eine Statistenrolle. Der ritterliche Türkenbezwinger Prinz Eugenius wird im siegreichen Kampfe, erst mit den Janitscharen, dann mit den Kabalenspinnern am Wiener Hofe vorgeführt. Drei andere Dramen tragen ein speciell bayerisches Gepräge: der Streit von Mühldorf, den die Versöhnung zu München schlichtete, das romantische Schicksal der Augsburger Baderstochter, Hans Sachsens junge Leiden sind ihre Stoffe. Die übrigen Dramen, mit einer Ausnahme, wurzeln in italienischem Boden; die Ausnahme macht „Corfiz Ulfeldt". Mit der Tragödie dieses dänischen Wallenstein kehrt ein Stück aus der rohen und wilden Vergangenheit des jütischen Königreiches wieder. Aber des stolzen Reichshofmeisters Sinnen und Streben nach Macht führt ihn so wenig zum Ziele, wie den greisen Dogen Faliert, der als Rächer seiner ehelichen Ehre den Oligarchen seiner Vaterstadt unterliegt. Fast so oft schon, wie dessen tragisch verschlungenes Geschick, hat die jugendholde Francesca da Rimini die deutschen Dichter von jeher begeistert: Uhland und Otto Ludwig wurden in der Vollendung ihrer Francesca-Dramen durch den Tod gestört, Paul Heyse schrieb das seinige als Zwanzigjähriger, Wildenbruch formte den Stoff zur Novelle. Auch Nero, der große Komödiant auf dem Throne der Cäsaren, hat von Kaspar Lohenstein bis Adolf Wilbrandt manchen dichterischen Biographen gefunden. Ganz der historischen Vorlage entrathen hat Greif nur in dem Schauspiel „Liebe über Alles", das denn auch mehr ein Operntext im romantisirenden Stile des „Fidelio" und der „Euryanthe" geworden ist, als ein nach modernen Begriffen bühnenfähiges Drama.

Die inneren Schwächen gerade dieses, an spanische Mantel- und Degenstücke gemahnenden Schauspiels sind so groß, daß seine Aufnahme in die jetzt vollendet vorliegende Gesammtausgabe der Werke[1]) nur bedauert werden kann. Ganz zufällig sind sie aber insofern nicht, als die Führung einer fragenden Liebeshandlung überhaupt nicht Greifs starke Seite ist, daher auch diejenigen Dramen, deren Inhalt zunächst ein liebendes Paar betrifft, wie „Die Pfalz im Rhein", „Agnes Bernauer", „Francesca da Rimini" hinter den Haupt- und Staatsactionen der übrigen Stücke erheblich zurückstehen. Hier, wo die Thatsachen in ihrem Zusammenhang und die Charaktere in ihrer Mischung historisch gegeben waren, wo Psychologie und Charakteristik nur reconstruirt zu werden brauchten, kommen die Vorzüge des Dramatikers Greif zur besten Geltung: eine edle, sorgfältig gepflegte Sprache, das Geschick, die Personen ungezwungen aus dem Geist ihrer Zeit heraus reden zu lassen, und die Kunst, den einzelnen Scenen eine wirkungsvolle Gliederung zu geben. Diese Eigenschaften zeichnen vor allem den „Prinz Eugen" und das erste der drei Hohenstaufendramen aus, die beide längst dem Schatze guter deutscher Geschichtsstücke und zugleich dem Spielplan unsrer höheren Bühnen mit mehr Verdienst und Recht eingereiht sein müßten, als manches Rassel- und Prasselstück des „uckermärkischen Shakespeare" oder etwa Herrn Otto von der Pfordtens historische Bilderbogen aus dem Jahre 1812.

Der „Prinz Eugen" ist zugleich dasjenige in dem Kranze Greif'scher Dramen, das die einheitlichste und straffste Structur aufweist, trotzdem gerade für dieses Stück

[1]) Band II und III (Leipzig, C. F. Amelangs Verlag). Band I, der die Lyrik enthält, wurde in der Beilage vom 27. Juni 1896 besprochen.

Digitized by Google

der Dichter nur dürftiges Material aus der Geschichte selbst hatte pflücken können. Aus der einzigen Thatsache, daß Kaiser Karl seinem Generalissimus unmittelbar vor der Entscheidungsschlacht bei Belgrad einen Rückzugsbefehl ertheilt, den dieser siegesgewiß unbeachtet läßt, wird ein anschauliches Hof- und Kriegsstück entwickelt, das in äußeren Einzelheiten — so namentlich in der Scene, da der Prinz-Feldmarschall seinem Stabe die ordre de bataille dictirt — flüchtig an den Kleistischen „Prinz von Homburg" erinnert, als culturhistorisches und vaterländisches Gemälde aber seinen kräftigen und unmittelbaren Eindruck nirgends verfehlen wird, wo Inscenirung und Darsteller den Dichter nicht ganz im Stiche lassen.

Was hier nur leicht mezzoforte und ohne schärfere Accente angeschlagen wird, das Thema von der Auflehnung des machtbewußten Vasallen wider Gebot und Ruf seines Kaisers, ist das dröhnende Leitmotiv in dem ersten großen Hohenstaufendrama, das mit der Demüthigung des rebellischen Welfenherzogs durch Friedrich Rothbart endigt. Dem allmählich sich auftürmenden Conflict zwischen dem Träger der Krone und seinem mächtigsten Lehensmann hat Greif eine Reihe starker dramatischer Wirkungen abgewonnen und dabei treffend aus dem Geiste der Zeit heraus zu entwickeln verstanden, wie der von Haus aus kaisertreue Welfe, durch das wachsende Bewußtsein seiner Macht und die begründete Hoffnung auf die Krone selbst, allmählich ganz in die offene Opposition gedrängt wird. Aehnlich reift auch in Marino Falieri der Gedanke an Empörung und Aufpflanzung der eigenen Herrschergewalt erst vor den Augen des Zuschauers als die wohlverständliche Folge zwingender Begebenheiten heran. Dieser logische und psychologische Rückhalt fehlt jedoch dem stofflich verwandten „Corfiz Ulfeldt", für dessen Streben nach Machtfülle weder ein Ursprung, noch ein Ziel genügend deutlich zu erkennen ist, um der Gestalt feste Linien zu geben. Man ergründet nicht, ob er sich nur den Intriguen seiner Feinde gegenüber im Sattel halten oder den — wohl etwas allzu schattenhaft und schwächlich dargestellten — Friedrich den Dritten überhaupt verdrängen und die Gewalt an sich reißen will. Man fühlt nicht, wo das Recht und wo die Schuld liegt, was freies Wollen und was tragisches Müssen ist, und bleibt darum dem äußerlich fremden Stoffe auch innerlich fremd gegenüber.

Daß ein Mangel an Charakteristik zugleich der charakteristische Mangel des Dramatikers Greif ist, wurde schon angedeutet und läßt sich an allerhand psychologischen Schäden und Lücken unschwer nachweisen. So bringt es unbedingt eine falsche Linie in die Zeichnung von Heinrichs des Löwen Charakter, wenn diesem in seinem letzten Monolog vor den Mauern Lüneburgs das Selbstbekenntniß auf die Lippen gelegt wird: er habe dem Kaiser die Treue gebrochen und dürfe nun von den eigenen Vasallen füglich nichts besseres gewärtigen. Dem ritterlich-trutzigen Fürsten, der hier nach seiner Anschauung für sein gutes Recht mit dem Kaiser in Fehde liegt, weil diesee sich seinen Erbschaftsansprüchen auf das Hausgut Welfs V. in den Weg stellt, steht ein solcher wankelmüthigee Selbstvorwurf in keinem Falle zu. Der eine Monolog knickt den ganzen Charakter und hat ersichtlich nur den Zweck, der Demüthigung des Welfen, mit der das Stück abschließt, ein moralisch-patriotisches Relief zu geben. Aehnliche äußere Rücksichten scheinen am Schlusse des zweiten Hohenstaufendramas im Spiel gewesen zu sein, wo Kaiser Heinrich VI. mit ganz unwahrscheinlicher Plötzlichkeit zur Aussöhnung mit dem alten Erbfeinde seines Hauses schreitet, aus bloßer Rührung über eine Erzählung seines Ohms, des Pfalzgrafen Konrad, den dee junge Heinrich von Braunschweig aus den Fluthen des Rheins gerettet hat. Zu dem herrischen, gewaltthätigen Charakter des jungen Kaisers, wie ihn Greif selbst in den ersten Scenen geschichtsgetreu angelegt hat, steht diese geräuschlose Gemüthserweichung im directen Widerspruch.

Kleinere Sprünge und Brüche dieser Art lassen sich fast in jedem Stück feststellen; psychologische Defecte und äußerliche Unwahrscheinlichkeiten, die den Gesammteindruck mindestens stören müssen. So bleibt in „Francesca da Rimini" die Intrigue des alten Raimondi, der für seine verführte Tochter Lucinda auf des Prinzen Lanciotto Hand Anspruch erhebt, gegen die schuldlose Francesca, deren Abschen vor dem ungeliebten Gemahl er sehr wohl kennt, innerlich unverständlich, zumal Lucinda selbst alsbald aus besserer Erkenntniß für ihre falsch beurtheilte Rivalin Partei ergreift. In „Konradin" bedeutet für die junge Römerin Violante fast jeder Scenenwechsel einen Seelenwechsel. Die Zerknirschung Herzog Ernsts von Bayern in der letzten Scene von „Agnes Bernauer" läßt sich mit seinem ganzen übrigen Auftreten ebenso schwer vereinen, wie die schwachmüthige Verblendung des alten Herzogs von Savoyen („Liebe über Alles"), der dem falschen Höfling Graf Pancalieri auch die schwersten Bezichtigungen gegen seine Tochter gutwillig glaubt, trotzdem derselbe Pancalieri noch wenige Minuten vorher bei ihm um die Hand dieser angeblich ehrbefleckten Prinzessin angehalten hat. Von der Goldschmiedstochter Röschen Gulden anzunehmen, daß die bloße Lectüre eines kleinen Gedichtes sie in den jungen Hans Sachs, den sie nicht kennt und nie gesehen hat, sterblich verliebt machen könne, wird auch dem naiven Hörer oder Leser nicht leicht fallen. Eher schon mag er sich zu dem Glauben bequemen, daß eine liebebedürftige Prinzessin durch das zufällig gesehene Bild eines Jünglings dazu bewogen wird, eine Wallfahrt zu Fuß von Savoyen nach dem fernen Spanien zu unternehmen, weil ihr eben „Liebe über alles" geht.

Im allgemeinen hat man überhaupt den Eindruck, daß Greif für seine Bühnenwerke oft ein zu naives Publicum voraussetzt, dem es nichts verschlägt, wenn die Dinge manchmal etwas unwahrscheinlich rasch ihren Lauf gehen, und das von der Blässe skeptischer Gedanken wenig angekränkelt ist. Darauf läßt namentlich auch die Verwendung des Monologs und des Beiseitesprechens in seinen Stücken schließen, die mit der fortgeschritteneren Aesthetik des Dramas nicht mehr gut zu vereinen ist. Ich meine damit nicht, daß der Monolog überhaupt zu verwerfen sei, wie es der consequente Realismus fordert: er hat in Stücken mit gebundener Sprache, die schon durch ihre poetische Form dem realistischen Regelzwang zum Theil entrückt sind, seine unbestreitbare Berechtigung, wo ein Mensch, tief in sich versunken, den ihn bestürmenden Gedanken Audienz gibt, oder wo der Affect ihm die Worte über die Lippen jagt. Niemals aber darf er dazu mißbraucht werden, den Hörer über Begebenheiten zu informiren, die dieser sonst nicht erfahren würde, oder ihn über die wahre Gesinnung einer Person, die sich vorstellen muß, in directer Weise durch Beiseitesprechen aufzuklären. Den ersten Fall muß eine geschickte Technik zu vermeiden wissen, im zweiten muß das Spiel des Darstellers dem Dichter zu Hülfe kommeu, und in diesem Sinne haben sich unsre großen Dramatiker alle beim Gebrauch des Monologes eingeschränkt. Greif steht seinerseits damit noch etwa auf dem Standpunkte der großen französischen Tragiker. Seine Monologe sind häufiger episch als lyrisch, während der echte Monolog als Auslösung einer Stimmung stets rein lyrisch sein wird. Solche Selbstgespräche halten u. a. Friedrich der Schöne, Corfiz, Ulfeldt, Marino Falieri, dem einmal sogar ausdrücklich vorgeschrieben wird, daß er seine Worte „an den Rand der Bühne tretend" sprechen solle, der Venetianer Steno, der — in der Art, wie etwa Plautus seine Comödien beginnen läßt — gleich zu Beginn des Stückes

Digitized by Google

dem Publicum erzählt, welche Schlechtigkeiten er mit der schönen Dogaressa vorhat. Als Gipfel der Unnatur aber muß es erscheinen, wenn Agnes Bernauer im Kerker den langen Abschiedsbrief an ihren Gatten gleichzeitig spricht und niederschreibt und dann im Anschluß daran sich selbst und dem Publicum von ihrer kurzen Liebesgeschichte nochmals Rapport erstattet. Auch im Dialog sprechen die Personen des öfteren mehr zum Verständniß der Hörer als zu dem ihrer Mitspieler. Oder es tritt auch wohl eine besondere Art des Monologs ein, für die Greif eine unverkennbare Vorliebe hat: das Sprechen im Schlafe, das gelegentlich auch mit passenden Traumerscheinungen verbunden wird. Auch diese melodramatischen Effecte können nur auf ein noch sehr naives Publicum die beabsichtigte Wirkung üben. Sie müssen verstimmend wirken, wenn noch ein offenkundiger Nebenzweck damit verbunden wird, wie bei dem Traumgesicht des Pfalzgrafen Konrad („Die Pfalz im Rhein", Act IV, 2. Scene) die gewaltsame Verherrlichung des Hauses Wittelsbach.

Von diesen Einzelheiten abgesehen, verräth die Technik der meisten Dramen, soweit sie den Zuschnitt und Aufbau im ganzen begreift, eine sichere Hand und ein kluges Abwägen der Wirkung. Die Handlung eilt Scene für Scene in lebhaftem Flusse dahin, die Actschlüsse sind in der Regel gut herausgearbeitet. Etwas ökonomischer hätte nur hier und dort mit dem Scenenwechsel verfahren werden dürfen: 13 und 14 Verwandlungen sind etwas viel für einen Abend. Am wenigsten wird die Einheit des Orts in „Marino Falieri" gestört, der überhaupt, rein technisch betrachtet, die erste Stelle einnimmt. Der historische Zeitcharakter ist am getreuesten im „Prinz Eugen" getroffen und gewahrt, aber auch die anderen Werke zeugen von einem eindringlichen Studium der historischen und culturhistorischen Grundlagen. Daß Ludwig der Bayer zur Zeit des Mühldorfer Streites noch weit entfernt war, Kaiser zu heißen, daß es Staatsinquisitoren bei der Republik Venedig erst im 15. Jahrhundert gab, das und einiges andere sind kleine Ungenauigkeiten, die nicht ins Gewicht fallen. Weniger verzeihlich sind die falschen Betonungen verschiedener Eigennamen, insbesondere des Vornamens Paolo, den Greif regelmäßig, am häufigsten in „Francesca da Rimini", als Paroxytonon mit betontem o behandelt. Die Namen Versailles und Hamilton läßt er mit dem Ton auf der ersten Silbe aussprechen, und der lahme Lanciotto muß sogar auf Versfüßen hinken und wird je nach Bedarf bald als Drei-, bald als Viersilber gebraucht.

Von der poetischen Sprache der Dramen war schon gesagt worden, daß sie reich, wohllautend und flüssig ist. Versaccent und Wortaccent decken sich mit absoluter Reinheit, jeder Satz löst sich leicht von dem andern los und bei aller lichten Klarheit des Ausdrucks kommt es nur höchst selten zu Gemeinplätzen oder rhetorischen Phrasen. Merkwürdigerweise hat Greif eine marottenhafte Abneigung dagegen, seine Blankverse zu brechen und zwischen einzelnen Personen zu theilen. Fast mit jedem Vers ist bei ihm auch ein Satz oder Satztheil zu Ende und dieses unausgesetzte Zusammenfallen der Satzcäsuren mit den Versausgängen bringt nothwendig etwas monotones, gleichförmiges in den sonst so klangreichen Dialog. Häufige Stichomythien, bei denen jede Person je einen Vers zu sprechen hat, erhöhen noch diesen Eindruck, und zugleich hat das Bestreben, alles zu ganzen, abgeschlossenen Verszeilen auszuweiten, einen zeitweiligen Ueberschuß an Synonymen und kleinen Partikeln ins Kraut schießen lassen, die oft nur durch solche Füllzwecke zu erklären sind, als etwa: „Habt Ihr das Neu'ste auch wohl schon gehört?" — „Und zudem auch halt' ich die Pflicht dir vor." „Ja, ihres Hauptes Nicken selbst sogar." — „So kanntet Ihr sein Schicksal schon bereits?" ꝛc.

Man kann nach alledem Greifs dramatisches Schaffen mit Interesse und sympathischer Achtung begleiten. Man kann vieles in diesen belebten Bildern der Vergangenheit schön und manches glücklich gelungen finden. Man wird auch die eigenen Worte des Dichters, die er seinen Hohenstaufendramen vorausschickt, daß

„— uns der Sinn in Wahrheit offen blieb
für ein dem Großen zugewandtes Wollen ...
Und sich die alte Schauluft wieder rührt,
Gewalt'ges Schicksal staunend zu betrachten —"

gern zustimmend bekräftigen, ohne deßhalb mit ihm „des Daseins kümmerliche Noth" oder „des Alltagtreibens seelenmatt Gemälde" geringerer Beachtung für werth zu halten. Aber wenn man heute oder künftig den Dichter Martin Greif in seinen Wesenszügen kennen lernen will, wird man ihn trotz der stattlichen Reihe seiner Bühnenwerke immer wieder und immer nur in Apollo's Fichtenhaine suchen dürfen. Und wo man seiner in warmer Verehrung gedenkt, wo sein Name einen dauerhaften Besitz des deutschen Volkes bedeutet, wird es stets der Lyriker Greif, der treue Verwalter eines Goethe'schen Erbes sein, dem die Herzen gehören. Zuhörer und Leser kann wohl auch der Dramatiker Greif in beliebig großer Menge finden, niemals aber, was er als Lyriker besitzt und immer besitzen wird: eine Gemeinde.

Ein Katzenbuch.[1])

In letzterer Zeit ist das Interesse für Katzen ein regeres geworden; einen Beleg dafür liefert u. a. die vor kurzem in München abgehaltene Ausstellung dieser Hausthiere. Es mag darum hier am Platze sein über ein Buch zu referiren, das sich mit diesen Vierfüßlern beschäftigt.

In dem historischen Theile desselben bringt der Verfasser zunächst zahlreiche Beweise dafür, daß unser weichhaariges Miezchen bei den Aegyptern nächst dem Apis das heiligste Thier war. Herodot erzählt, daß die Aegypter, wenn ein Haus brannte, nicht eher ans Löschen dachten, bis ihre Katze gerettet war und, daß sie die Haare als Zeichen der Trauer sich abschoren, wenn ihnen eine Katze starb. Wer eines dieser Thiere tödtete, verfiel, mochte er mit Wollen oder aus Versehen der Mörder desselben geworden sein, unerbittlich dem Tode.

Die Leichen der Katzen wurden kunstvoll einbalsamirt und beigesetzt; von den mancherlei einbalsamirten Thieren wurden keine häufiger gefunden, als die sorgfältig mit Leinenbinden umwickelten mumifizirten Katzen.

Die Göttin Pacht oder Bast, welche mit dem Katzenkopfe abgebildet wird, hatte zu Bubastis im östlichen Delta ihr vornehmlichstes Heiligthum. Dorthin brachte man gewöhnlich die Katzenmumien, welche aber auch an anderen Orten, namentlich sehr häufig am Serapeum, gefunden worden sind. Die Göttin war, nach Herodot, dieselbe wie die griechische Artemis und wurde die Bubastische genannt. Nach Stephanus von Byzanz soll die Katze auf ägyptisch „Bubastos" geheißen haben. Uebrigens nannte man die Thiere für gewöhnlich „Mau-Mie".

Kambyses gelangte durch die Verehrung der Katze seitens der Aegypter zum Siege über die letzteren, er ließ nämlich bei einem Angriffe solche Thiere vor dem Heere einhergehen und gab jedem Soldaten statt des Schildes eine Katze. Dadurch waren die Aegypter genöthigt sich dem Perser ohne Gegenwehr und ohne Schwertstreich zu ergeben.

Bei den Romeen und Griechen dürfte die Katze, nach Jean Bungartz, ziemlich spät Eingang gefunden haben, denn

[1]) Illustrirtes Katzenbuch. Von Jean Bungartz. Mit 21 Abbildungen. (Berlin, Paul Parey, 1896.) 118 S.

sie wird daselbst erst im vierten Jahrhundert von den Schriftstellern erwähnt.

Die Perser und Araber hielten sie auch für heilig, und die Inder verehrten die weiße Katze als das Symbol des Mondes, der die grauen Mäuse, die Schatten der Nacht, verjage.

Es darf nicht überraschen, sagt der Verfasser, daß ein Thier, welches bei vielen Völkern in so hohem Ansehen stand und abgöttisch verehrt wurde und im Lauf der Zeit sich mit mythischem Glanze umwoben sah, in den Märchen der verschiedensten Völkerstämme Eingang fand und mit den mannichfachsten Dingen in Berührung gebracht wurde. Viel mag hiezu der eigenartige Charakter der Katze, sowie ihre in der Dunkelheit leuchtenden Augen und die mehr nächtliche Lebensweise beigetragen haben.

Eine Fabel berichtet Folgendes von unserm Hausthiere: In dem Augenblick, als die Welt erschaffen wurde, wollten Sonne und Mond sich daran betheiligen, und die Sonne schuf den Löwen; der Mond dagegen gab die Katze, die weder an Muth noch an Schönheit den Löwen erreichte und diesem nachstand, wie der Mond seinem Sonnenbruder. Dieser Mißgriff rief spöttisches Gelächter und Unwillen hervor; Gelächter bei den Anwesenden und Unwillen bei der Sonne, die gereizt durch die Anmaßung des Mondes, sich ihr gleichstellen zu wollen, als Zeichen der Verachtung die Maus schuf. Aber der Mond, aufgeregt durch den Hohn seiner Umgebung, setzte das häßlichste von allen Thieren, den Affen, in die Welt und unauslöschliches Gelächter empfing den Unüberlegtgeborenen, wodurch der Mond, aufs heftigste ergrimmt und um sich an der Sonne zu rächen, zwischen Löwe und Affe, Katze und Maus unsterblichen Haß aufkommen ließ.

Früher glaubte man, daß unsre Hauskatze von der Wildkatze abstamme. Der Gelehrte Rüppell hat Anfang der 40er Jahre unsres Jahrhunderts diese Annahme jedoch widerlegt. Der genannte Forscher entdeckte die Falbkatze (Felis maniculata) in Nubien bei Ambukol, auf der Westseite des Nils, in einer mit felsigen und buschigen Gegenden durchzogenen Wüstensteppe und stellte auf Grund eingehender Vergleichungen und Messungen diese als Stammmutter der Hauskatze auf.

Der Vergleich mit den in ägyptischen Ruinen und Gräbern gefundenen Katzenmumien und der auf den Denkmälern von Theben dargestellten Katzenart hat — nach Bungartz — die fast vollständige Uebereinstimmung mit der Falbkatze dargethan. Besonders die Schädelbildung läßt kaum einen Zweifel aufkommen; der einzige Unterschied liegt in den dünneren Knochen des Falbkatzenschädels, ein Vorkommniß, das bei allen wildlebenden Thieren gegenüber den verwandten, in gezähmtem Zustand gezüchteten, zu beobachten ist.

Die Falbkatze ist demnach auf alle Fälle diejenige, die von den alten Aegyptern als Hausthier gehalten und gezüchtet wurde und aus welcher im Verlauf der Jahrtausende durch Zuchtwahl, klimatische Verhältnisse und veränderte Lebensweise die heutige Hauskatze mit ihren verschiedenen Varietäten hervorgegangen ist. Die nach Rüppell kommenden Forscher haben die Falbkatze dann später auch im ganzen Sudan und in Abessynien, selbst im Innern Afrika's und sogar in Palästina gefunden, und die Vermuthung mag daher berechtigt sein, daß die ägyptischen Priester die als heilig geltende Katze aus dem südlichen Nubien nach Aegypten brachten, von wo aus sie mit der Zeit über Arabien, Syrien, dann Griechenland und Italien nach dem westlichen und nördlichen Europa verbreitet wurde.

Dabei war die Einwanderung der von Asien kommenden Horden, zur Zeit der Völkerwanderung, von wesentlichem Einfluß. In Europa verbreitete sich die Katze erst gegen Ende der Kreuzzüge allgemein. In Nordeuropa soll sie im zehnten Jahrhundert noch wenig bekannt gewesen sein, und in einer Gesetzsammlung von Wales zur damaligen Zeit lautet eine Bestimmung von Howell Le Bon (Howel the good), daß der Werth einer jungen Katze, die noch nicht gemaust, auf zwei Pence, einer Katze aber, die schon Mäuse fängt, auf vier Pence festzusetzen sei. In Anbetracht der damaligen Zeitverhältnisse war dies ein sehr hoher Preis.

Der Verfasser führt nun die etwas hochbeinige Falbkatze Afrika's, die sich durch ihren stumpfen Schwanz auszeichnende Wild- und die an den Rothluchs erinnernde Steppenkatze in eingehenden Schilderungen und in Abbildungen vor.

Die ganz eigenartig gestaltete, unverhältnißmäßig langgestreckte Ginsterkatze, hat, nach Bungartz, eine mehr nächtliche Lebensweise. Da sie erst nach vollständigem Eintritt der Dämmerung auf Raub auszieht, wird sie auch höchst selten vom Jäger beobachtet und erlegt. Im Beschleichen ihres Opfers entwickelt sie eine fabelhafte Gewandtheit und Gelenkigkeit, einen so hohen Grad von Schnelligkeit und Beweglichkeit, wie man sie bei anderen Raubthieren kaum wahrnimmt. Unhörbar, mit gestrecktem Leib und wagrecht gerichtetem Schwanz, mit weit auseinander gestellten Beinen schleicht sie, biegsam wie eine Schlange, über den Boden hin, um im gegebenen Augenblick mit sicherem Sprung ihr ahnungsloses Opfer blitzschnell zu überfallen. Mordlustig und blutdürstig wie sie ist, verschont sie kein Thier, welches sie zu überwältigen im Stande ist. Unter Knurren und fast mit Hast verzehrt sie ihre jäh überfallene Beute, seien es nun Nager oder Vögel, und selbst Kerbthiere werden nicht von ihr verschmäht. Morden ist ihre Lust und ihr Bedürfniß. Ihre Geschicklichkeit im Klettern läßt sie auch als höchst gefährlichen Nestplünderer erscheinen, da sie den Eiern und den jungen Vögeln sehr nachstellt. In einen schlecht verwahrten Hühnerstall oder Taubenschlag einbrechend, würgt sie alles erreichbare Federvieh ab. Die Hauptnahrung besteht indeß vorzugsweise in Mäusen und Ratten, deren Fang sie fleißig obliegt und wodurch sie in ihren Heimathsgebieten, in Spanien und dem südlichen Frankreich, einen erheblichen Nutzen bringt.

Von der Hauskatze selbst werden in dem Buche nicht mehr und nicht weniger als 23 Varietäten beschrieben und zumeist vortrefflich abgebildet. Darunter möchte ich die Mohrenkopfkatze als eine der seltensten und theuersten Spielarten hervorheben.

Die Aristokratin unter den Leisetreterinnen ist die Angorakatze, die sich ihrer Schönheit bewußt zu sein scheint, da sie, nach Bungartz' Meinung, sehr empfänglich für Schmeicheleien ist und sich gern bewundern läßt. Sie besitzt ein ruhiges, fast phlegmatisches Temperament, ist träge, doch von angenehmen Manieren und ihr ganzer Charakter zeigt etwas Vornehmes. Weil sie mehr die Nähe des Menschen liebt, wie die anderen ihresgleichen, zudem ein ausgesprochenes Salonthier ist, das am liebsten tagsüber nichtsthuend auf weichen Kissen der behaglichen Ruhe fröhnt und so stets unter der Controle des Menschen steht, rühmt man ihr mehr Anhänglichkeit und Klugheit nach, und fast scheint es, daß dies der Fall ist, wenn man sie beobachtet, wie sie ihren Gebietern schnurrend auf Schritt und Tritt folgt, sich an sie schmiegt und zu Liebkosungen geradezu auffordert.

Die chinesische Katze verdient darum Beachtung, weil sie vielleicht die einzige ihrer Art ist, die nicht nur gegessen, sondern sogar als Leckerbissen geschätzt wird. Außerdem liefert sie einen Beweis für die Darwin'sche Theorie; sie ist nämlich zumeist taub, weil die Chinesen den Thieren schon seit Generationen die Ohrlappen abschneiden. In engen Bambusläfigen eingesperrt, verbringen sie ein trauriges

Dasein und werden, wie bei uns die Gänse, gemästet. Unter den kurzhaarigen Miezchen dürfte die siamesische die theuerste sein, da schöne Exemplare derselben für 200 Mark und darüber verkauft werden.

Das „Illustrirte Katzenbuch" enthält die genauesten Angaben über die Zucht, Fortpflanzung, Geburt, Fütterung und Charaktereigenschaften der Sammetpfötler. Ihre Mutterliebe, ihre Reinlichkeit, das Spinnen und Schnurren, die Vorliebe für duftende Kräuter u. v. a. wird eingehend gewürdigt.

Die guten Eigenschaften, des miauenden Vierfüßlers haben demselben zahlreiche Freunde erstehen lassen; unter diesen zeichnete sich Mohammed durch eine besondere Zuneigung für dieselben aus. Der Sultan El-Daher-Beybars (1260) hinterließ testamentarisch die Bestimmung, in der Nähe von Kairo einen Garten für bedürftige, herrenlose Katzen zu gründen, welcher noch bis heute mit einem Gebäude für Katzenpflege vorhanden sein soll.

Cardinal Wolsey, Lord Chesterfield, Washington, Peter der Große, Cardinal Richelieu, Ludwig XIV., Papst Leo XII. u. m. a. waren bekannte Katzenfreunde. Die Katzen haben auch ihren Raphael in Person des Künstlers Gottfried Mind aus Bern.

In der Gesetzgebung spielte eine Katze bei den italienischen Deputirten am 21. März 1896 eine Rolle. Man vergaß ihrethalben im Parlament volle fünf Minuten hindurch des Ernstes der Debatten über den Afrika-Credit. Der Deputirte Cavalotti ereiferte sich eben über die Vorlage des Ministeriums, als auf der Tribüne eine große Angoraka̲tze auftrat, die keine Miene machte diesen Ort politischen Miauens zu verlassen. Erst nach langem Bemühen gelang es, den italienischen „Kater Murr" an die Luft zu setzen.

Die vielen Feinde, welche sich die Katzen zugezogen haben, verdanken sie wohl zumeist ihrem „Liedchen", von dem Lichtwer in seinen Fabeln sagt:

„So ein Lied, das Stein' erweichen,
Menschen eoseel machen kann."

Dr. Ludwig Karell.

Mittheilungen und Nachrichten.

Eugène Rigal: Das französische Theater im 17. Jahrhundert vor Corneille (Chapitre IV, sneclenle 27 et 28, tome IV, der uotes Petit de Julleville's Reaction erschienenen Histoire de la langue et de la Littérature française, Paris, Colin u. Cie.). — Die Schilderung von Uebergangszeiten ist immer eine Aufgabe voll persönlicher und sachlicher Schwierigkeiten. Voll sachlicher Schwierigkeiten, weil das Studienmaterial nicht landläufig ist und weil so und so viele Probleme erst unter dem Schutte der althergebrachten Anschauungen herausgelöbert werden müssen. Voll persönliche Schwierigkeiten, weil die ganze Hingebung eines wahrheitsbeflissenen Gelehrten dazu gehört, eine Literaturströmung bis zu ihrer unwirthlichsten Quelle zu verfolgen, sich durch Werke hindurchzuarbeiten, an denen man beim ersten Studium noch herzlich wenig erkennen und beim letzten Studium immer noch nichts bewundern kann. — Fast ein Decennium ist es nun schon her, daß gerade bayerische Gelehrte sich mit der Theatergeschichte des Anfangs des 17. Jahrhunderts beschäftigt haben. Ich nenne hier Vollmöller, Stiefel und Otto. Neben ihnen hat sich besonders Professor Rigal jener verwaisten Epoche angenommen. Geistvoll und gründlich zugleich, ergriff er die Gelegenheit, in dem von Julleville herausgegebenen Monumentalwerke als vorclassische Zeit des französischen Theaters von einem Standpunkte aus zu beleuchten, der schon deshalb neu sein mußte, weil sich Rigal auf eine Datirung der einschlägigen Dramen gründete, die unserm Altmeister Ebert noch nicht bekannt war. In einer Zeit der angestürmt vorwärts schreitenden Entwicklung ist aber gerade eine richtige Datirung die Hauptsache. Es wird ein dauerndes Verdienst Rigals sein, daß er auf Grund jener neuen Datirung viele bis jetzt maßgebende Anschauungen erbarmungslos gestürzt und an deren Stelle andere gesetzt hat, die aus dem soliden Material der erwiesenen Thatsachen herausgearbeitet sind. Er geht mit erstaunlicher Gründlichkeit zu Werke. Nie, daß er die Pein des grifferich sein müssenden Controverses annimmt. Einfache Vornehmheit des Stils, schlichte Größe der Gedanken und angenehmste Wahrhaftigkeit empfehlen Rigals Arbeit allen, denen die Literaturgeschichte mehr ist als ein Lichtheilverfahren zur Reizung stumpf gewordener ästhetischer Gefühlsnerven. Ich will versuchen, Rigals Gedankenbild kurz zu reproduciren, es dem kundigen Leser überlassend, dasselbe mit dem Bilde zu vergleichen, wie es von der officiellen Literaturgeschichte entworfen wurde und, weiß Gott, noch wie lange wird entworfen werden. — Montchrestien und Lariney waren Nachzügler der gelehrt alexandrinischen Renaissance, Remiseszenen aus einer überwundenen Vergangenheit, nicht die Apostel einer noch zu schaffenden Zukunft. Hardy allein hat das französische Drama gerettet. Zuerst riß er die erkaltete Tragödie von Seneca los, dann hauchte er ihr Bewegung ein, gab ihr Colorit und die Zähigkeit, Scenen mit groß gedachten psychischen Contrasten zu bewältigen. Da er in der Tragödie die Einheit der Handlung streng beobachtet, kann er im französischen Sinne „classisch" genannt werden. Gegen 1610 wandte sich Hardy aus nicht ganz klar liegenden Gründen von der Tragödie ab und der soeben erhobenen Tragikomödie zu, in welcher er sich selbst wieder von der Einheit der Handlung emancipirte. Auch in der Umgestaltung der Pastoraltypen bewährte sich sein Instinct für scenische Wirkung und die Erfordernisse des gesunden Menschenverstands. Warum Hardy im Anfange des dritten Decenniums der Bühne entsagte, ist noch ein Räthsel. Théophile's Hauptverdienst ist es, das französische Drama wieder in die Poesie zurückgeführt zu haben, sein Heimathland, daraus es jedoch von dem allzu dramatergischen Hardy verbannt worden war. Nebstdem ist das Verdienst Racans, das bis jetzt allerdings stark überlebt worden ist. Wohl mag mancher aarliger Dichter, der es vorher für standeswidrig gehalten hätte, sich von dem Theatermob akklatschen zu lassen, von Racans Bühnenerfolg eine aromatischen Thätigkeit belehrt worden sein. Zum selbewußten Reisematar hatte der „gute Racan" jedoch weder Lust noch Talent. Ins Ungeheuerliche übertrieben wurde auch die Machtstellung des Schäferspiels den anderen dramatischen Dichtungsformen gegenüber. Die Tragikomödie blüht weiter und zwingt oft das Schäferspiel in ihren Bann. Nur die Tragödie und die Komödie blieben stumm, trotzdem nun (gegen 1625—1628) eine Anzahl derzeitig klingender Namen es für verlockender hielt, die Laufbahn des dramatischen Dichters zu betreten, unter ihnen Maiert. Mehr als Théophile, mehr als Racan, selbst mehr als Corneille erfüllte Mairet die historisch nothwendig gewordene Mission, Hardy im Haushalte des französischen Theaters von den Altentheil zu setzen, ihn im Museum der Geschichte einzuriegeln. Mairet war der erste Dichter, welcher dem Andenken seiner Schriftstellercarriere an seinen Ruhm einzig und allein dem Theater verdankte und verdanken wollte. Er war der erste Dichter, in dem sich technisch-dramatischer Instinct und allgemein poetischer Begabung zu einem fest geschlossenen, riesenhaften Ganzen durchdrangen. Er war der Erste, der, voll und ganz seines Weges bewußt, Schule machen wollte, während Corneille's Muse zu sehr in sich selbst gelebet war, um anderen den Weg zeigen zu können, andererseits auch noch zu unsicher in seinem Auftreten, um es zu wollen. Zuvörderst wurde Mairet der Todespeitscher des Pastorale. Indem er seine Seele mit neuer Stoffzufuhr labte, zerstörte er seinen Leib. Und als er sein Schäferspiel Silvanire gar in das neue Gewand der Einheiten kleidete, da war schließlich das Pastorale den Zeitgenossen zu nit, zu abgebrauchen für die neue, hehre Gewandung. So wollte Mairet das Gute für das Pastorale und schuf seinen Tod. Wenn aber Mairet sich in der Silvanire als Reformator aufspielt, wenn der Einheiten sich brüstet — eins ist nicht zu vergessen: die Silvanire ist nicht aus dem Haupte dieses Jupiter Tonans entsprungen; d'Urfé ist ihr Vater. Mairet wußte alle Zeichen der Zeit zu deuten und dann auf der rigaern Posaune hinausgeblasen als Weckruf für die große Morgenröthe des französischen Theaters. Die Silvanire fiel und mit ihr das Pastorale. Nicht degraden mit ihr werden aber die Einheiten, ihre opima spolia. Wir sind im Jahre 1631. Nun treten die Einheiten auf, jene bitterböse Geißel der Ordnung und alle Gattungen der Theaterrichtung wollen sie erobern. Hatten sie doch schon von der Gelehrtenstube der Theorie Besitz ergriffen. Alles nichts, wenn sie nicht auch die lebendige Bühne beherrschen konnten. Die Geister der genialen Regellosigkeit und pittoresken Freiheit im Drama setzten sich zur Wehr und schlossen einen bewaffneten Frieden

mit ihnen. Mit seinem Duc d'Osonne wollte vielleicht Mairet selbst die Einheiten los werden und die Komödie wieder urbar machen, nachdem das Schäferspiel abgegrast war. Im Lustspiele konnte er sich aber nicht halten. Sofort zog er um in das Gebiet der Tragikomödie: Die Virginie entstand, mit ihr die „regelmäßigr Tragikomödie". Die nächste Folge war die Wiederaufrichtung der regelmäßigen Tragödie, welche er mit seiner Sophonisbe vollbrachte. Die Proclamirung der Einheiten ist nicht die Wirkung des wieder erstarkten Trauerspiels, sondern die Ursache seiner Throubefestigung. Ein wahrer Wettlauf um die Lorbeeren der tragischen Muse hebt an und mit ihm der Tag des französischen Classicismus. — Rigals Logik ist die Logik der Thatsachen. Er ist keiner jener ästhetisirenden Gefühlsgelehrten und Phrasenjongleure, bei denen die Literaturhistorie zur transscendentalen Philosophie wird. Wohl hat Rigal die eine oder andere Kraft nicht gebührend berücksichtigt, die auch bei der Erschaffung des französischen Theaters mitgewirkt hat. Aber wacker aufgeräumt hat er mit einer Menge brsthaft gewordener Anschauungen über die Theatergeschichte jener Tage. Ernst Dannheisser.

* In der Angelegenheit der Reformgymnasien erhalten wir von einem unserer Leser folgende Zuschrift:

„In dem Artikel in Nr. 235 der Beilage über die Frankfurter Einheitsschule, nach welchem „Alles, was über diese Schule bisher in die Oeffentlichkeit gelangt ist, entweder von den fanatischen Gegnern aller humanistischen Bildung oder von anspruchslosen Besuchern, die zu einem maßgebenden Urtheil weder berechtigt noch befähigt waren, herrührt", sei hier kurz bemerkt: In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 5. Mai d. J. antwortete der Geheime Oberregierungsrath Dr. Köpke auf eine Anfrage des Abgeordneten Wetekamp: „Die Erfahrungen in Frankfurt a. M. sind bis jetzt vortrefflich." Es bestanden aber im Mai d. J. bereits 16 lateinlehrende Schulen mit lateinlosem Unterbau.

* Die „Berliner Correspondenz" schreibt: Die juristische Facultät der Universität in Göttingen hat dem Wunsch Ausdruck gegeben, erledigte Processacten zu akademischen Unterrichtszwecken zeitweise überlassen zu erhalten, und dabei erklärt, lediglich Auszüge aus diesen Acten mit Unkenntlichmachung der Namen der Parteien, Anwälte und Gerichte den Studirenden mittheilen zu wollen. Da der Justizminister in der Benutzung solcher Auszüge zu Lehrzwecken eine wesentliche Förderung des Universitätsunterrichts erblickt, hat er den Landgerichtspräsidenten zu Göttingen und gleichmäßig die anderen Landgerichtspräsidenten unserer Universitätsstädte veranlaßt, den betreffenden juristischen Facultäten für diejenigen Professoren des Landgerichtsbezirks, welche die oben angedeutete Erklärung abgeben, erledigte Processacten, soweit sie nicht für die Justizprüfungscommission gebraucht werden, zeitweilig zur Auswahl verabfolgen zu lassen.

* Eine für die Industrie recht wichtige Entdeckung hat, den „Hamb. Nachr." zufolge, Professor Förster in Dresden gemacht. Nickel konnte man bis jetzt auf Eisen und anderen Körpern elektrolytisch nur in Schichten niederschlagen, deren Dicke einige Bruchtheile eines Millimeters nicht überstieg. Versuchte man dickere Schichten zu erzeugen, so begannen diese in Form dünner Blättchen sich von dem zu vernickelnden Körper wieder abzulösen. Die Folge war, daß die dünne Nickelschicht auf Gegenständen, die häufig gereinigt werden müssen, z. B. den Speichen eines Zweirades, Säbelscheiden und dergleichen bald durchgerieben war, und der betreffende Gegenstand von neuem vernickelt werden mußte. Professor Förster hat nun gefunden, daß man bei Verwendung eines auf 50 bis 90° C. erwärmten Nickelbades beliebig starke Schichten von zähem, glänzendem und polirfähigem Nickel herstellen kann.

* Frankfurt a. M. Zu Sulzbach bei Soden starb am 18. October der Begründer und langjährige Leiter des freien deutschen Hochstifts im Goethehause, Dr. Otto Volger, genannt Sendenberg. Geboren 1822 in Lüneburg, hatte er sich zunächst juristischen, dann naturwissenschaftlichen Studien gewidmet und sich auf letzterem Gebiete in Göttingen habilitirt. 1849 ging er als Lehrer der Naturgeschichte an die Klosterschule Muri im Aargau und 1851 von dort als Professor der Naturgeschichte und Mineralogie an die Cantonsschule zu Zürich. Von 1851 bis 1856 war Volger zugleich Docent an der Universität Zürich. 1856 wurde er Lehrer der Mineralogie am Senckenberg'schen Museum und 1860 Lehrer am freien deutschen Hochstift zu Frankfurt a. M., das er ins Leben gerufen und dessen Odmann er lange Zeit hindurch war. 1881 stellte er diese Lehrthätigkeit ein. Volgers besonderes Verdienst war es, daß 1862 das bis dahin vernachlässigte Vaterhaus Goethe's angekauft wurde, um es völlig der Jugendzeit Goethe's entsprechend wieder herzustellen und dem Hochstift zur Erhaltung zu übergeben. In wissenschaftlicher Hinsicht leistete Volger viel Schätzbares in naturwissenschaftlichen Einzelforschungen; jedoch offenbarte sich seine höchst eigenartige Natur in dem Drange, weite Ausblicke zu öffnen und neue Lehrsysteme aufzustellen, wobei er oft den Boden der Thatsachen verlor. Sehr viel hat er geleistet für die Verbreitung von Volksbildung, besonders von naturwissenschaftlichen Kenntnissen, und er muß als einer der Vorkämpfer für die socialethische Bewegung und für die Einrichtung der Volkshochschulcurse genannt werden.

* Wiesbaden. Ueber die jüngst vom Kaiser angedeutete Einrichtung der Saalburg bei Homburg v. d. H. zu einem Museum römischer Alterthümer erfährt der „Rhein. Kurier" Folgendes: Das Museum soll ein Reichs-Limes-Museum werden. Sämmtliche Fundstücke des Limes von der Donau bis zum Rhein sollen daselbst zur Aufstellung gelangen. Die Porta Decumana und das Prätorium sollen zur Aufstellung der Fundstücke vollständig in Stein aufgebaut werden.

* Rußland. In der öffentlichen Sitzung der kais. Akademie der Wissenschaften vom 7. October wurde der Ausgang der 39. Bewerbung um einen Preis aus der Graf Uwarow-Stiftung verkündet. Die ausführlichen Recensionen der prämiirten und mit einer ehrenvollen Erwähnung bedachten Werke erscheinen in der üblichen Weise in Buchform als „Bericht über die 39. Zuerkennung der Graf Uwarow-Preise". Gefertigt werden die Recensionen, die oft selbst bereichernde Abhandlungen sind, von den Mitgliedern der Akademie, sowie von andern zu dieser Arbeit herangezogenen Gelehrten, darunter heuer die Professoren der geistlichen Akademie von St. Petersburg N. W. Pobrowslij und W. N. Schukwitsch. — Am 8. October starb im Alter von 66 Jahren das Ehrenmitglied der St. Petersburger geistlichen Akademie, der frühere Professor A. J. Parwno. Nach Aufgabe der Professur an der Akademie war er Kirchenrechtslehrer an der Rechtsschule, schließlich bekleidete er den einflußreichen Posten des Vorsitzenden des Unterrichtscomités beim hl. Synod.

* Bibliographie. Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Dr. J. Deri: Die sittliche Gesellschaft in der neueren Komödie der Griechen. — Dr. Erich Bußler: Hiob u. Prometheus, zwei Vorkämpfer der göttlichen Gerechtigkeit (Heft 275 a. 276 der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge). Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). — — Die Maßnahmen auf dem Gebiet der landwirthschaftlichen Verwaltung in Bayern 1890—1897. Denkschrift, ausgearbeitet im kgl. bayer. Staatsministerium des Innern. München 1897. — Deutsche Rundschau für Geographie u. Statistik. Hggb. v. Prof. Dr. Fr. Umlauft. 20. Jahrg. 1. Heft. Wien, A. Hartleben. — Die österreichisch-ungarische Monarchin in Wort u. Bild. Lfg. 235. Galizien. 7. Heft. Wien, A. Hölder. — F. L. Rhode's Politisches Handbuch des Handels-Correspondenz, bearbeitet v. K. W. Degner. 10.—12. Lfg. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Deutsche Nähmaschinen

bester Qualitäten,

ausgestattet mit allen neuesten Erfindungen. Vollkommener Mechanismus, rasches Nähen, elegante Ausstattung, bescheidene Preise.

Kulanz Erhöhung bei Theilzahlung.

Kataloge und Versandt franko.

Reellste Bedienung.

Chr. N. Schad, München,

Hoflieferant, (13968)

Perusastrasse 11 ✿ Kaulbachstrasse 9.

Jahrgang 1897. München, Freitag, 22. October. Nummer 239.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Geschichte der deutschen Socialdemokratie. Von Dr. J. Tinzl. — Neue Erzählungen. I. Von Alexander v. Weilen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Geschichte der deutschen Socialdemokratie.[1])

Von Dr. J. Tinzl.

Die deutsche Socialdemokratie beeilt sich allem Anschein nach nicht allzusehr, die überaus unzutreffende Prophezeiung Professor Reinholds, „daß sie an ihrer eigenen Langweile zugrunde gehen werde", zur Wahrheit zu machen. Sie läßt im Gegentheil nicht bloß auf politischem und agitatorischem Gebiete an Kräfteaufgebot und Opferwilligkeit für die Durchführung ihrer Tendenzen alle anderen Parteien weit hinter sich, sondern entwickelt auch eine durchaus nicht zu unterschätzende geistige Regsamkeit in der Richtung, daß sie die verschiedensten Gebiete der Wissenschaft unter den Gesichtswinkel ihrer Weltanschauung zu bringen und in dieser Form ihren Anhängern erreichbar zu machen versucht.

Ihre bei J. H. W. Dietz in Stuttgart erscheinende „Internationale Bibliothek", deren Bände sich rasch mehren, umfaßt, außer ihren heiligen Büchern, als Engels: „Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft," „Die Lage der arbeitenden Classen in England," „Der Ursprung der Familie, des Privateigenthums und des Staates" und Bebels „Die Frau und der Socialismus", Arbeiten aus den Gebieten der Nationalökonomie, Geschichte, Philosophie und Naturwissenschaft, welche mit wenigen Ausnahmen für jedermann mit einigem Nutzen und Genuß lesbar sind.

Es lag daher nahe, daß die Gelehrten der Partei auch den Gedanken faßten, sich der Entstehung und der Entwicklung des Socialismus historisch bewußt werden zu wollen. Als Resultat dieses Versuchs einer historischen Entwicklung des socialistischen Gedankens und der socialistischen Bewegung vom socialistischen Standpunkt selbst aus liegt nunmehr eine in nichts weniger als proletarischer Ausstattung erscheinende „Geschichte des Socialismus in Einzeldarstellungen", redigirt von Eduard Bernstein und Karl Kautsky, vor, von welcher der erste Band, enthaltend die „Geschichte des antiken und mittelalterlichen Socialismus", sowie die Darstellung der „Socialen Bestrebungen von Thomas Moore bis zum Vorabend der französischen Revolution" bereits im Jahre 1895 erschienen ist und von der Mehrings „Geschichte der deutschen Socialdemokratie" den dritten Band bildet, dessen erster Theil — die Zeit von der Julirevolution bis zum preußischen Verfassungsstreite 1830—1863 umfassend — kürzlich erschienen ist.

Der erste Band, in dem Karl Kautsky die Geschichte des Socialismus von Plato bis zu den Wiedertäufern und den ersten großen Utopisten Thomas Moore, Paul Lafargue, den Verfasser des „Sonnenstaats" (Civitas solis) Thomas Campanella, sowie die Jesuiten-Reunionen in Paraguay, Eduard Bernstein die communistischen und demokratisch-socialistischen Strömungen während der englischen Revolution des 17. Jahrhunderts, C. Hugo den Socialismus in Frankreich im 17. und 18. Jahrhundert, sowie in einem Anhang die religiösen communistischen Gemeinden in Nordamerika behandeln, fand auch bei den engeren Gesinnungsgenossen durchaus keine ungetrübte Aufnahme und selbst der Parteipatriarch Friedrich Engels gab in einem Briefe an Kautsky vom 21. Mai 1895 — mitgetheilt in Nr. 47 des XIII. Jahrganges, der „Neuen Zeit", nach dem Erscheinen des ersten Halbbandes — seinen gemischten Gefühlen dahin Ausdruck, daß er „die Darstellung des platonischen und urchristlichen Socialismus als ungenügend" erachte, dem Verfasser „eine in lückenhaftem Studium begründete Gemeinplätzlichkeit" zur Last legte, mit der weiteren stilistischen Ausstellung, „daß er um populär zu bleiben, bald in den Leitartikel, bald in den Schulmeister falle", und schloß sein Urtheil damit ab, daß er das Buch nur als „ersten Entwurf" gelten lassen wolle. Eine objective Darstellung wird nun billigerweise niemand von einem Geschichtswerke verlangen, welches vom ausgesprochensten Parteistandpunkt aus geschrieben ist. Die Methode der Verfasser ähnelt jener Jansens, von den ihrem Standpunkte heterogenen Geschichtsquellen möglichst wenig Notiz zu nehmen. Nach dieser Methode gelingt es Kautsky, die Geschichte der Wiedertäufer in Münster mit ihren furchtbaren Excessen in eine geradezu idyllische Beleuchtung zu rücken, in gleicher Weise wie man sich socialistischerseits bestrebte, den Aufstand der Commune im Jahre 1870 als völlig harmlos hinzustellen.

Werthvoll hingegen ist der Excurs über die Ausläufer der Wiedertäufer'schen Bestrebungen in Mähren und deren politische, religiöse und ökonomische Structur. Im übrigen muß eine Kritik dieses ersten Bandes, die durchaus nicht undankbar wäre, einer berufeneren Feder überlassen bleiben.

Pöhlmann hat hierin (in Nr. 283 der „Beilage", Jahrgang 1894) lediglich einen ersten Versuch gemacht, indem er Kautsky's Darstellung des antiken Socialismus mit außerordentlicher kritischer Schärfe zerfaserte. Ungleich actueller ist selbstredend Mehrings „Geschichte der deutschen Socialdemokratie", da sie uns den Werdegang einer großen socialen Partei bloßlegen soll, welche heute nach der Weltherrschaft ringt, und sich die schwierige Aufgabe setzt, die theoretische Genesis einer einheitlichen geschlossenen Weltanschauung darzulegen, die zwar wesentlich deutschen Ursprungs ist, aber nunmehr Gemeingut der Enterbten, Unterdrückten und Unzufriedenen auf dem ganzen Erdball zu werden beginnt.

Mehring gehörte bekanntlich bis etwa vor einem Decennium mit Leib und Seele dem Freisinn an, hat aber

[1]) Die Geschichte des Socialismus in Einzeldarstellungen von E. Bernstein, C. Hugo, K. Kautsky, P. Lafargue, Franz Mehring, G. Plechanow. III. Band: Geschichte der deutschen Socialdemokratie von Franz Mehring. 1. Theil: Von der Julirevolution bis zum preußischen Verfassungsstreite 1830 bis 1863. Stuttgart, Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. (G. m. b. H.) 1897.

Digitized by Google

den Undank und die Unverläßlichkeit dieser Partei bis zur Hefe zu kosten bekommen; die dabei gemachten übeln Erfahrungen in Verbindung mit literarischen Betrübnissen und gerichtlichen und polizeilichen Behelligungen haben ihn im Verlauf einer verhältnißmäßig kurzen Zeit zum entschiedenen Socialdemokraten entwickelt.

Es kann nun in keiner Weise bestritten werden, daß die deutsche Socialdemokratie damit eine sehr werthvolle literarische Acquisition gemacht hat, denn Mehring ist wohl der eleganteste Stilist der Partei, der die Früchte seiner profusen Belesenheit in äußerst ansprechender Weise an den Mann zu bringen versteht; speciell seine Wochenbriefe in der wissenschaftlichen Revue des deutschen Socialismus der „Neuen Zeit", welche actuelle Tagesfragen in geistreicher und witziger Form, aber dabei mit aller Vorsicht der Cautelarjurisprudenz behandeln, wird kein Leser ohne Genuß und ohne geistige Anregung aus der Hand legen.

Mehring war unzweifelhaft unter den literarischen Capacitäten der deutschen Socialdemokratie auch der Berufenste, die Geschichtsschreibung derselben zu übernehmen, besonders da er sich dieser Arbeit schon einmal — freilich schon vor 20 Jahren und von einem diametral entgegengesetzten Standpunkt aus — unterzogen hat.

Im Jahre 1877 veröffentlichte nämlich Mehring bei C. Rhünemann in Bremen ein Buch, „Die deutsche Socialdemokratie, ihre Geschichte und Lehre", welches bereits im Jahre 1878 eine dritte Auflage erlebte, seither aber unsres Wissens nicht mehr edirt wurde. In diesem Werke suchte Mehring, wie er im Vorwort erklärt, „von den grundlegenden Anschauungen des freisinnigen und patriotischen Bürgerthums aus sein gerades Widerspiel zu begreifen und zu schildern". Dies ist ihm nun auch so vollständig gelungen, daß man getrost behaupten kann, Eugen Richter würde die Geschichte der deutschen Socialdemokratie genau so geschrieben haben, nur mit dem Unterschied, daß Mehring der impertinente, keifende und hämische Ton Richters vollständig fremd ist, daß er im Gegentheil eine vielleicht zu weitgehende jugendliche Impressionsfähigkeit gegenüber den wirklichen und den imaginären Größen des deutschen Socialismus an den Tag legt.

Selbstverständlich kommt in diesem ersten Buche die deutsche Socialdemokratie außerordentlich schlecht weg. Dieselbe wird hierin so ziemlich mit allen jenen ausschweifenden Titeln bedacht, mit welchen sie von ihren grimmigsten Feinden, in erster Linie vom Freisinn, geradezu überschüttet wurde. Hier spielt die Charakterisirung ihrer Anhänger „als Todfeinde der modernen Cultur", als der modernen Hunnen, eine geradezu abstoßende Rolle. Es wird der Socialdemokratie der Charakter einer geistigen Bewegung rundweg abgesprochen und ihr nur der „einer widrigen Agitation" zuerkannt, „welche seit anderthalb Jahrzehnten mit allen Mitteln der Lüge und Verleumdung in den arbeitenden Classen den Glauben erweckt und großgezogen habe, daß ihr einziges Heil der gewaltsame Umsturz von Gesellschaft und Staat sei". Auf die Vertreter ihrer Journalistik wird das bekannte Wort des Fürsten Bismarck im Deutschen Reichstage anläßlich der Debatte über das Socialistengesetz angewendet, „daß jede Existenz ihren Werth verliere, wenn sie unter der Tyrannei einer solchen Gesellschaft von Banditen leben solle". Es ist demnach klar, daß Mehring damals von einer halbwegs gerechten oder auch nur von einer vernünftigen Würdigung der socialdemokratischen Bewegung weit entfernt war, wenn gleich anerkannt werden muß, daß der zweite theoretische Theil des Buches trotz seiner knappen Fassung noch immer zum Besten gerechnet werden darf, was gegen den Socialismus überhaupt geschrieben worden ist.

In seiner jüngsten Geschichte der deutschen Socialdemokratie geht es nach dieser Richtung hin selbstverständlich aus einem ganz anderen Tone, und Saulus und Paulus vor und nach dem Tage von Damaskus kann kaum verschiedener gewesen sein, als Mehring als Verfasser des erwähnten Erstlingswerkes und als Verfasser der heute vorliegenden „Geschichte der deutschen Socialdemokratie". Es wäre immerhin ein unangemessener Prinzipienrigorismus, aus der Thatsache, daß Mehring die von ihm einst hoch gehaltene Fahne nach ernstem geistigen Ringen verlassen und sich dem Feinde zugewendet hat, weitergehendere Consequenzen bei Beurtheilung seines neuesten Werkes zu ziehen. Jedoch wird es sich immerhin empfehlen, sein früheres Werk über den nämlichen Gegenstand zur Vergleichung heranzuziehen, um zu einem richtigen Durchschnittsurtheile zu gelangen.

In dieser Richtung dürfte — obwohl es auf den ersten Blick befremdlich ist — in keiner Weise geläugnet werden können, daß Mehrings socialdemokratisches Werk hoch über seinem freisinnigen steht. Die jugendlich flüchtige Auffassung hat einem gründlichen und umfassenden Eindringen in den Gegenstand Platz gemacht, und auch die Behandlung ist eine viel gereiftere, ruhigere und gleichmäßigere geworden. Man sieht eben, daß Mehring in den letzten 20 Jahren trotz der harten Stürme, die er durchzukämpfen hatte, viel, sehr viel gelernt hat. Es darf natürlich kein Leser, der das Buch zur Hand nimmt, so kühn sein, zu erwarten, in demselben eine halbwegs objective Darstellung des deutschen Socialismus zu finden. Mehring spricht darin — wie es nach der Idee und Anlage desselben selbstverständlich ist — von den Zinnen der Partei aus in erster Linie zum gläubigen Volke. Man muß sich aber immer gegenwärtig halten, daß die rein historische Schilderung einer Bewegung, welche noch nicht abgelaufen ist, sich vielmehr allen Anzeichen nach noch in aufsteigender Richtung bewegt, welche also der Geschichte noch gar nicht angehört, schon in sich unmöglich erscheint.

In dieser Beziehung bemerkt Mehring selbst in der Vorrede zu seinem erwähnten Erstlingswerke ganz richtig, „daß erst der Historiker einer fernen Zukunft, die schwerlich einer der Mitlebenden sehen werde, das schwierige Problem mit dem objectiven Interesse, aber der subjectiven Gleichgültigkeit des Forschers behandeln könne, der an einem anatomischen Präparate eine interessante Krankheitserscheinung studiren wolle."

Die entschiedene Parteistellung des Verfassers gelangt in der Darstellung natürlich zum lapidaren Ausdrucke. So lange es sich um die Schilderung allgemeiner Zustände und namentlich um die Darlegung des dialektischen Entwicklungsprozesses der socialistischen Doctrin handelt, ist diese Darstellung jedoch dem Gegenstande durchaus angemessen und fällt höchstens ab und zu, um mit Engels zu reden, in den „Leitartikel"; sobald aber bestimmte Persönlichkeiten in den Bereich der Schilderung rücken, welche dem Verfasser infolge ihrer gegnerischen Parteistellung unsympathisch sind — darunter namentlich jene, mit welchen Marx oder Engels ein Hühnchen zu pflücken hatten —, so kommt der alte Adam aus dem Jahre 1877 sofort zum Vorscheine und es gelangen betrübenderweise jene Kosenamen bei ihrer Charakterisirung zur Anwendung, welche den gebildeten Geschmack in der socialdemokratischen Journalistik so sehr abstoßen.

So spricht Mehring bei Schilderung des Frankfurter Parlaments von der „Rotte" Gagern, und Karl Vogt wird uns als ein „feister Falstaff vorgeführt, der im Jahre 1849 den Reichsregenten spielte, um im Jahre 1859 am bonapartischen Futtertroge seine politische Nahrung zu suchen".

Derartige Charakteristiken können wohl den Vorzug einer gewissen derben Plastik, nicht aber den der zutreffenden Feinheit für sich in Anspruch nehmen. Nicht ganz übel scheint uns unter diesen Kraftstellen die Charakteristik Ruge's

Digitized by Google

gerathen zu sein, „daß hinter den Eseln-, Ochsen- und Pferdeköpfen, die ihm nur so von den Lippen stoben, mehr ein polternder und rechthaberischer Philister als ein wirklicher Revolutionär steckte". Umgekehrt erscheint die Tonart wiederum zu hoch gegriffen, wenn es sich um die Charakterisirung socialistischer oder utopistischer Vorläufer des deutschen Socialismus handelt, namentlich bei der Schilderung Weitlings — der sich schließlich zum vollendeten urchristlich angehauchten Phantasten entwickelte —, wozu allerdings Ludwig Feuerbach den Anstoß gegeben hat, der in einer Anwandlung dithyrambischen Entzückens „diesen Handwerksburschen hoch über den Troß der akademischen Burschen" gestellt hat.

Von unzweifelhaftem Verdienste ist aber die exacte und verständliche Darlegung des Gedankeninhalts der Emanationen der großen Theoretiker des Socialismus, Marx und Engels, welche auf eine große Perceptions- und Assimilationsfähigkeit des Verfassers hinweist — ein Verdienst, das um so höher anzuschlagen ist, wenn man den „verhegelten Jargon" Marx' und die Thatsache in Betracht zieht, daß bei demselben die Ideengänge regelmäßig durchaus nicht auf der Oberfläche liegen.

In Mehrings Buche ist — unsres Erachtens das erstemal — der Versuch gemacht, die ökonomischen und theoretischen Wurzeln des deutschen Socialismus in umfassender Weise bloß zu legen und es gelangt hierin nicht bloß die einschlägige politische und ökonomische Entwicklung Deutschlands, sondern auch das geistige Verhältniß der beiden großen socialistischen Dioscuren Marx und Engels zum französischen Utopismus, namentlich zu Proudhon, und zur deutschen Philosophie, speriell zu Hegel, Bruno Bauer und Ludwig Feuerbach, zur eingehenden Darstellung, was um so nothwendiger erscheint, da die genannten socialistischen Geistesgrößen sich aus diesem Milieu heraus entwickelten, bis sie es nach Ueberwindung desselben für gut fanden, mit ihren Vorgängern, auf deren Schultern sie bisher gestanden hatten, klipp und klar abzurechnen.

Im Vordergrunde des Interesses steht in diesem ersten Theile des Werkes die Schilderung der Persönlichkeit und Thätigkeit von Karl Marx, und zwar vorzugsweise als des Theoretikers der Partei, nachdem dessen praktische Agitation, speciell die Stiftung der „Internationale", schon außer den Bereich dieses mit dem Jahre 1863 abschließenden Halbbandes fällt. In der Charakteristik von Karl Marx hat nun Mehring seit dem Jahre 1877 wohl am vollständigsten die Front verändert. In seinem erwähnten Erstlingswerke zieht Mehring zwischen Marx und Lassalle folgende Parallele: „Lassalle war eine Makkabäernatur, glühender Impulse fähig und einer nationalen Begeisterung von echtem Gehalte, während Marx immer berechnend, grübelnd, kalt nur in den eisigen Regionen eines abstracten Kosmopolitismus Lebensluft geathmet hat. Beide haben viel gefehlt und viel gesündigt, aber Lassalle steht uns selbst in seinen Fehlern menschlich näher als Marx in seinen Vorzügen. Die hinreißende Leidenschaft Lassalle's, selbst wo sie in demagogisches Treiben entartet, bleibt immer sympathischer als die sorgsam ausgeklügelten, giftig zugespitzten Antithesen in den öffentlichen Proclamationen von Marx; dort die Tatze des Löwen, hier das kalt funkelnde Auge der Schlange. Lassalle ist in seinen Kämpfen nur zu oft heftig, leidenschaftlich, rücksichtslos, ja selbst frech und roh gewesen, aber es war doch immer ein wilder Zorn, welcher den ganzen Mann fortriß, während die Polemik von Marx einen unsäglich keifenden, kleinlichen, versteckten, widerwärtigen Zug hat. Unter unsern hervorragenden Gelehrten ist schwerlich einer, bei dem großartige Kenntnisse so wenig sittigend auf den Charakter gewirkt hätten, wie bei Marx, während die versöhnende Weihe der Wissenschaft der Gestalt Lassalle's, selbst in den trübsten Wirbeln seines Lebens, die menschliche Theilnahme auch seiner heftigsten Gegner sichert."

Ebenso charakterisirt er dort die Art von Marx als „kalt, methodisch, alles zersetzend und nichts Positives verheißend".

In dem gegenwärtigen Buche denuncirt nun Mehring dieses Contersei selbst als eine „Fratze" und erklärt es als eine „ungeheuerliche Legende, wenn die Todfeinde des Proletariats Marx noch immer als den eiskalten, verbissenen, mit sich und der Welt zerfallenen Demagogen, dem Scheidewasser statt des Blutes in den Adern rann, darstellen möchten". Die Nachwelt wird ihr Urtheil über die Persönlichkeit Karl Marx' wohl nach der Diagonale zwischen beiden Charakteristiken einrichten müssen, namentlich wird das landläufige Urtheil über die Gemüthsarmuth desselben eine erhebliche Einschränkung erfahren müssen, schon im Hinblick auf sein musterhaft inniges Familienleben, wobei ihm allerdings auch ein — wie Mehring nicht ganz mit Unrecht bemerkt — „herrliches Weib" Jenny v. Westphalen, eine Schwester des bekannten preußischen Ministers v. Westphalen, treu zur Seite stand. Immerhin aber wird zugestanden werden müssen, daß der Fluch des Exils auch auf Marx eine weitgehende ethisch decomponirende Wirkung ausgeübt hat, in gleicher Weise, wie wir eine solche bei Liebknecht wahrzunehmen genöthigt sind. Ueber die geistige Bedeutung des Mannes ein abschließendes Urtheil zu fällen, dazu ist die Zeit selbstredend noch lange nicht gekommen.

Höchst interessant ist es dabei, wahrzunehmen, wie im gleichen Grade, wie das Urtheil Mehrings über Marx von der ingrimmigsten Verurtheilung in den glühendsten Dithyrambus umschlägt, seine Charakteristik Lassalle's verblaßt. Während in der „deutschen Socialdemokratie" die Persönlichkeit desselben mit einer gewissen jugendlich durschikosen Sympathie, insbesondere für dessen schneidiges bravourvolles Auftreten geschildert wird, geht Mehring auf Lassalle in seiner „Geschichte der deutschen Socialdemokratie" schon mehr kritisch ein und findet in dessen Auftreten fortwährend theoretisch und praktisch Erhebliches zu bemängeln. Diese Umstimmung dürfte wohl ihrem innersten Grunde nach auf den Umschlag in der Werthschätzung des größten Theoretikers und des größten Agitators der Socialdemokratie zurückzuführen sein, der sich im Schoße dieser Partei selbst vollzogen hat und noch fortwährend weiter vollzieht.

Eine einläßliche Charakteristik Lassalle's auf Grund des vorliegenden Werkes gehört jedoch nicht hierher, nachdem der erschienene erste Halbband inmitten der Thätigkeit dieses Mannes abbricht, wobei es auch nicht wohl verständlich ist, inwiefern der preußische Verfassungsstreit, speziell das Jahr 1863, einen Abschnitt in der Geschichte der deutschen Socialdemokratie bilden soll. Diese Stichproben, vorwiegend äußerlicher Natur, sollen genügen, die Aufmerksamkeit des Politikers und Historikers auf ein immerhin bedeutsames Werk hinzulenken.

Man darf auch auf das Erscheinen des Schlußbandes gespannt sein, speziell mit Rücksicht darauf, daß darin die viel umstrittene Persönlichkeit Schweizers ihrer Würdigung harrt und daß darin der, freilich fast unmöglich scheinende Versuch gemacht werden soll, die heute noch lebenden Größen der deutschen Socialdemokratie in eine historische Beleuchtung zu rücken.

Neue Erzählungen.

I.

Wenn man den Stoß erzählender Literatur, mit dem der Zufall des Jahres und der Auswahl den Schreibtisch bedeckt hat, durchgearbeitet hat und vor die Aufgabe gestellt wird, zu sagen, welche eigenartigen Erscheinungen aus

dieser Masse berechtigten Anspruch auf ein Weiterleben erheben dürfen, kommt einem das Wort Otto Ludwigs ins Gedächtniß: „Unser Unglück ist, daß die primitiven Motive in primitiver Zusammenstellung schon meist gebraucht sind und neue zu erfinden kaum oder wirklich nicht mehr möglich ist. Die Schlankheit des Lebens, des Denkens und des Empfindens ist uns verloren gegangen, damit auch die Bedingungen zur Schlankheit, d. h. Geschlossenheit der Kunst." So verschiedenartig die Autoren nach Art und Abstammung sind, dieselben Themen kehren immer wieder, und das Epigonenhafte der Behandlung zeigt sich eben darin, daß dieselbe entweder der neuen charakteristischen Züge entbehrt oder an ihnen gesuchten Ueberfluß leidet. Schablone oder Manier — das sind die beiden bezeichnenden Signaturen der modernen Dutzendproduction, aus der aber auch diesmal so manches wahre Talent um so leuchtender emportaucht. Ein Vorwurf, den jedes neue Geschlecht wieder neu zu lösen hat, ist der störende Eingriff, der durch eine dritte Person in dem Liebesverhältnisse zweier anderer sich vollzieht. Gerade die neue Zeit hat in ihrer geänderten Auffassung des Weibes das einstige Schlachtopfer zum wehrhaften Streiter gemacht, das sich gegen seine schwächlichen Richter kehrt. Rechte gegen Rechte, Pflichten gegen Pflichten — so lautet der Ruf. Aber wie ermüden bereits die unverstandenen Frauen an Seite unverständiger Männer, wie sie der Stunde entgegensehen, die den interessanten Erlöser bringt.

Die Umlehrung dieses Motivs, den Mann zwischen zwei Frauen, führt Hermann Bang in das zwar nicht neue, aber trotz Goncourt immer wieder fesselnde Milieu der Artistenwelt. Auch ihm fehlt es, wie den meisten sich modern gebenden Schriftstellern, an der nöthigen Consequenz, seine Aufgabe durchzuführen. Der Held seiner mit großer Sachkenntniß und Anschaulichkeit geschriebenen spannenden Novelle „Die vier Teufel" (deutsch von E. Brausewetter. Berlin, Fischer) ist ein Trapezkünstler, den die Liebe zu einer vornehmen Frau der treuen Genossin seiner „Arbeit" entfremdet. Diese physische Liebe zernichtet ihn physisch, sie befleckt das Wappenschild eines hohen Hauses, wie der Verfasser mit Zolaischer Ironie ausführt. So mußte er aber auch seinen Untergang durch sich selbst finden, nicht durch die banale Eifersucht des Mädchens, das den Strick zerschneidet und ihm im Todessprunge folgt. Auch hier liegt die Kunst des Verfassers im Beiwerke: er versteht es, das Liebesleben der Artisten in die innigste Verbindung mit ihrer Kunst zu bringen und wirkungsvolle Bilder aus dem Leben der Manege zu entwerfen. Ist in diesem Werke der Stoff durch auffallende Decoration effectvoll ausgestattet worden, so legt Elsbeth Meyer-Förster die ganze Verinnerlichung einer Frauenseele hinein in der Erzählung „Die Getrennten", die in der Sammlung „Meine Geschichten" (Berlin, Fischer) steht, ein wahres Schatzkästlein bildartiger Meisterstücke, welche den großen Fortschritt seit dem „Drama eines Kindes" bekunden. Auch in den „Getrennten" siegt der seelische Adel in den Herzen einer dem Verkümmern nahen Frau, die eine prosaische Ehe aus der Hauptstadt entfernte, und ihres Jugendgefährten, der sie zu geistiger Freiheit führen wollte und sie „schwächlich" geworden „an Beschützerseite" nach 12 Jahren wieder findet. Kein rauhes Wort drängt sich in sein mildes Mitleid für die, welche nicht den Muth gefunden hatte, in seinem Sinne zu kämpfen, er sieht in ihr das beklagenswerthe „Symbol" der weiblichen Unselbständigkeit, er gibt ihr aber wieder, was sie verloren, das Lachen im Frohgefühle erfüllter Pflicht und schöner Aufgaben für die junge Generation. Dieselben zarten, wohlmodellirten Töne klingen in der Novelle „Die Tochter des Hauses", in der ein thörichter Mann, der sich von einem Trugbilde umgarnen läßt, die volle Liebe eines kindlichen Herzens roh zermalmt. Bei anderen kleinen Skizzen scheint die Verfasserin wie aus einem Bilde heraus zu dichten. Als Gestalten in Eisenbahncoupés mag sie wirklich die beiden Figuren, das weltfrohe Mädchen und den dem Tode geweihten Jüngling in „Nach Warschau", oder in „Draußen" das sonderbare Paar, das nach langer Entbehrung erst lernen muß, sich des Glücks seiner Freiheit zu freuen, gesehen und kennen gelernt haben. Und in kleinen Scenen der schlesischen Provinz zeigt sich dieselbe Zartheit des Humors, wie der Tragik.

Die unverstandene Frau erhält Lebenswahrheit, wo sie mit ihren Gedanken aus der Umgebung herauswächst, ohne sich aus derselben losreißen zu können. So hat sie Adolf Wilbrandt geschaut und gezeichnet in „Hildegard Mahlmann" (2. Aufl. Stuttgart, Cotta). Der Dichter ist in seine plattdeutsche Heimath gegangen und hat, in der Art Anzengrubers sprachlich mit Dialektanklängen färbend, ohne doch Mundart zu schreiben, einen breiten Hintergrund von pommer'schen Gestalten und Scenerien für seine Hauptfigur geschaffen. Es ist Wilbrandt gerade in letzter Zeit öfter begegnet, seine dem Leben entnommenen Stoffe künstlerisch nicht über die Wirklichkeit hinausgehoben zu haben. Auch diesmal knüpft er an bekannte Gestalten an, jene in jüngster Zeit so populär gewordenen Naturdichterinnen, deren Bewunderung bald zur Mode und damit zur Uebertreibung geworden ist. Aber ein echter Poet, hat er diesmal den Poeten im weiblichen Wesen zu erfassen und sein Werden zu entwickeln gewußt. Das „merkwürdige" Kind Hildegard entbehrt der geistigen Anregung bei der harten Mutter und dem dahinsiechenden Vater, aber früh zieht die Liebe in ihr Herz, zu dem in der Welt stehenden Studenten Christian, dem sie mit ihrer ganzen Seele folgt, verzweifelnd über ihr enges Schicksal, das sie in der Heimath sich zu Tode leben läßt. Vom Heim im groben Mißverhältniß ihrer reinen Empfindung verstoßen, im fremden House in ihrer Mädchenehre beleidigt und in ihrem Gefühle für Christian verhöhnt, wandert sie nach Rostock, ihn zu suchen. Sie zieht des Weges, die Natur um sie klingt ihr entgegen, aber nur ein unbestimmtes Schwirren in ihrer Seele erwidert. Sie findet den Freund auf dem Sprunge, in die weite Welt zu wandern; er achtet nicht ihrer Enttäuschung, die sie mit heldenhaft erkämpfter Fassung ihm zu verhehlen weiß. Aber wie er sie verlassen, bricht der ganze Jammer ihres Elends über sie los, sie greift nach der treuen, festen Hand, die sich ihr zur Stütze entgegenstreckt, sie wird das Weib des braven Fritz, der ihren Spuren gefolgt ist, wenn sie ihn auch oft schon zurückgestoßen. Als Mutter tritt sie wieder vor uns, ein Eheleben der Pflicht bindet zwei Menschen aneinander, voll des besten Willens, aber unfähig, sich zu verstehen. Oder vielmehr: der Mann ist es, welcher der Vergeistigung seines Weibes nicht achtet, und weder ihr traumhaftes Sinnen, noch die wild aufbrausende Lebenslust zu deuten weiß. Sie aber lernt, in sich verarbeitend, die großen Leiden verstehen, wie sie ein Goethe gesungen; aus Mignons Liede spricht „dieser Schmerzen heimlich bildende Gewalt" wie aus ihrem Herzen herausgesungen zu ihr, und der Sang wird ihr Eigen, als ob sie selbst ihn erdacht hätte. Den heimkehrenden Christian zieht es, trotzdem eine Frau der vornehmen Welt ihn fesselt, zu der bäuerlichen Freundin, die seine Gedichte versteht, weil sie an ihnen mitgedichtet, die urtheilt, weil sie poetisch empfindet. Sie gibt sich ganz dem Zauber des unschuldigen Verhältnisses hin, die Klänge in ihr werden deutlicher, Verse gehen ihr durch den Sinn „wie Tauben, die der Herrin auf die Schulter fliegen". Da spricht Christian heiße, werbende Worte der Liebe, sie erringt mühsam die Kraft, zu entfliehen; ihr Gatte kommt dazu und will mit der Axt nach dem Verführer schlagen; der Hieb streift sie, und mit voller

Frauenwürde heißt sie den beschämten Christian gehen. Damit hat ihr Leiden seinen Höhepunkt erreicht, verzweiflungsvoll ruft sie zu Gott, weßhalb er sie erschaffen — da tönt ihr die Antwort aus ihrem Innern: zaghaft und schüchtern ansetzend, dann immer sicherer und jubelnder steigt ihr erstes Lied zum Himmel empor; sie dichtet nicht, es dichtet in ihr, mit fragendem Entzücken lauscht sie „dem inneren Werdeklang". Sie kann nimmer wieder ganz unglücklich werden. Hier hätte Wilbrandt nach meinem Empfinden abschließen sollen, wo sie sich ihre friedensvolle, vom Laub umrankte Hütte erobert hat, in die sie sich und ihren Gott gerettet. Was darauf folgt, macht, trotz mancher schönen Einzelheiten, den Eindruck künstlicher Verlängerung. Das wirksamste Motiv, Hilda als echte dichterische Natur, und Christian, der in Berlin zum beliebten Tagesschriftsteller wird, gegenüberzustellen, wird gänzlich vernachlässigt, auch seine unglückliche Ehe wird nur flüchtig berührt. An einem enthusiastischen Jüngling, der so wie Hilda nach künstlerischer Entfaltung strebt, soll ihr bildender Einfluß und ihre erziehliche Kraft gezeigt werden, doch ist seine Figur wenig individualisirt und die Liebesscenen wie auch die Eifersucht Christians klingen wie Wiederholung früherer Vorgänge. Schließlich muß Hilda auch noch durch Hülfe Christians die äußerlichen Ehren des Drucks und öffentlichen Vortrags ihrer Dichtungen einheimsen; ihrem Leben macht ein Blitzstrahl, wie er sie bereits als Mädchen gestreift, ein Ende.

So große Bedenken sich gegen diesen zweiten Theil aufdrängen, sie sind doch nicht imstande, den schönen Eindruck des vorhergehenden zu verwischen. Vor allem erregt durchgehend die ruhige epische Art des Vortrags Bewunderung. Wilbrandt erzählt wirklich eine Erzählung: und das ist ein Vorzug, den wenige moderne Dichter mit ihm theilen. Man lese nur „Raaul und Irene" von Marie Janitschek (Berlin, Fischer) und frage sich, ob je Menschen so miteinander gesprochen haben. Das schöne Talent der Verfasserin ist in der Sucht nach Originalität auf dem besten Wege, gänzlich zugrunde zu gehen. Dabei ist das „prächtige Weib mit der jauchzenden Kraft" ebenso wenig eigenartig, wie die brünstigen Ekstasen des Liebhabers; es sind nur Caricaturen einer Schablone, welche für den modernen Roman ebenso bereits geschaffen ist, wie für den älteren, und deren abgebrauchter Apparat auch hier wieder deutlich durchschimmert. Diese Mischung der verschiedenen Elemente weist auch die Erzählung Hildegard Thildners: „Virginie" (Berlin, Fischer) auf. Die Hauptgestalt, das alternde, nach Liebe dürstende Mädchen, ist Gabriele Reuter nachempfunden, doch ist ihr Liebesverhältniß zu einem höchst unbedeutenden verheiratheten Mann nicht künstlerisch ausgestaltet; die einzelnen Beobachtungen, die oft von Talent zeugen, sind wie Etiketten aufgeklebt; was die Verfasserin eigentlich möchte, das physische Bedürfniß der Liebe, dem das Object geradezu gleichgültig ist, darzustellen, versteht sie nicht durchzuführen. Ihre Heldin, das dreißigjährige Mädchen, paradirt mit backfischartigen Romanideen: nachdem sie die Sünde begangen, fordert sie von ihrem Liebhaber gemeinsamen Tod, er weigert sich, und so erlebt sie die traditionelle Enttäuschung. Da wendet man sich mit doppelter Freude zu dem Vorbilde selbst, Gabriele Reuter, die in „Der Lebenskünstler", die erste Novelle einer nach ihr betitelten Sammlung (Berlin, Fischer), eine meisterhafte Studie, ein Seitenstück zu Maupassants Bel'ami, geliefert hat. Nützt der französische Streber die Frauen zum Vortheile seiner Lebensstellung aus, so handelt es sich ihrem Helden um die feinen, geistigen Genüsse, die der Verkehr zwischen Mann und Frau bringen kann. Als Schriftsteller studirt er die weibliche Psyche. Sein Object ist aber eine Frau, die von ähnlichen Gedanken wie er beseelt, bald unsicher wird und ihre Seele darbringt, deren Zuckungen er mit kaltem Interesse beobachtet. Mit meisterhaft analytischer Kunst wird das quälende Verhältniß durch alle seine Stadien verfolgt, bis die Frau sich von dem Manne und ihren Gefühlen befreit und ihm als Rächerin ihres Geschlechts gegenübertritt. Er hat ein sinnlich reizvolles Weib heimgeführt, kann aber in ihrem Besitze keine Befriedigung finden, weil ihm die erste Freundin zu viel gegeben, um je gegen eine andere zurücktreten zu können. Das muß er ihr gestehen, die damit ihren Triumph über den männlichen Egoismus in der Liebe erfüllt sieht. Dieselbe butterscharfe Lebensauffassung herrscht in „Evis Makel". An einem alternden Mädchen rächt es sich, daß sie ein Kind angenommen und aufgezogen, das leichtsinnig wird und den Vorwürfen der Pflegemutter unbeirrbar sich selbst als ihre Sünde entgegenstellt, wie der Klatsch der Leute ihr verrathen. Dagegen liegt das volle Licht des Südens und eines überlegenen Humors über der Erzählung „Im Sonnenlande", die Schicksale einer deutschen Gouvernante in den eigenthümlichen socialen Verhältnissen Aegyptens schildernd.

Geistige Vertiefung ebnet den Weg zur Pflicht auch in S. Hochstetters „Max Mühlen. Die Geschichte einer Liebe." (Berlin, Fischer). Die bedenkliche Grundlage der Ehe, die Max Mühlen mit Elisabeth Rose schließt, ist hier die Verschiedenheit des Glaubens. Um den überfeinen Katholicismus des Mädchens, welches matte Tiraden eines Geistlichen eine Mission in der Bekehrung des protestantischen Gatten erblicken lassen, glaublich zu machen, müßte mehr Weihrauch durch das Buch ziehen und die Katastrophe aus diesem Gegensatze heraus entwickelt worden sein. Der Tod des diesem Bunde entsprossenen Kindes macht die Frau irrsinnig, weil sie ihn durch die Nichterfüllung der Bekehrung verschuldet glaubt. Dem Manne ist unterdessen seine Schwägerin Marianne theuer geworden; das Studium der Natur, wie es ihm Haeckels fröhliche Wissenschaft lehrt, gibt ihm die Ahnung des Großen und Ewigen, das in der Unauflöslichkeit der Ehe liegt, und auch seinem Weibe dämmert, fern von ihm im Kloster, das Bewußtsein dieses heiligen Gesetzes auf. Schöne und tiefe Gedanken werden da formulirt und ausgesprochen, der Anfänger verräth sich in der Ueberzahl der angeschlagenen und nicht durchgeführten Motive. Die Contrastfiguren der beiden Frauen haben hier, wie bei Gabriele Reuter und den meisten modernen Autoren seit der Sturm- und Drangzeit andere Formen angenommen: die dämonische Kraftnatur gegenüber der sinnig naiven Träumerin haben ihren Platz an die hysterisch Nervöse und die gesunde Verständige abgegeben. Der Verfasser versteht es, in Art der neuen besten Schriftsteller, knapp und doch überaus plastisch darzustellen, so daß er die besten Hoffnungen für seine weitere Production erregt.

Rudolf Golms „Ein falsches Liebeslied" (Dresden, Leipzig, Parson) ist weitaus besser angelegt als ausgeführt. Der Gedanke, den modernen Mann zwischen zwei Frauen zu zeichnen, wie er immer gerade die liebt, mit der er nicht verlobt ist, könnte einem großen Humoristen zum dankbaren Vorwurf dienen; der Autor kommt über manchmal ganz nette launige Ansätze nicht hinaus. Seine Personen sind zu wenig individualisirt, der doppelte Bräutigam trägt die gewöhnlichen Decadentenzüge, das eine Mädchen ist das Naturkind, das andere erinnert sehr an die Champagner-Placatdame. Recht merkwürdig ist es, daß sich sämmtliche Liebesscenen und Verlobungen während des Badens im Wasser abspielen!

Bei der Vorliebe für die complicirteren psychologischen Probleme haben einfache Herzensgeschichten ihren alten Zauber stark eingebüßt. Sie müßten denn eine so lyrisch gefärbte Ausdrucksform finden, wie in Nansens: „Aus dem Tagebuch eines Verliebten" (Berlin, Fischer), kleine Monologe,

Digitized by Google

welche Abfälle aus den Studien zu „Maria“ zu sein scheinen. Diesen schließt der Dichter eine Reihe anderer kleiner Skizzen bei, reizende humoristische Impromptus wie „The Mimi“ oder eine graciöse Lustspielplauderei, „Ein Hochzeitsabend“, und einige liebenswürdig anspruchslose Kindergeschichten; ein scharf satirisches Licht fällt auf die sociale Frage in der Gestalt des hungernden jugendlichen Diebes in „Ein Weihnachtsmärchen“, die grausigen Töne Edgar Allan Poes schlägt „Eine Segelfahrt“ mit voller Sicherheit an. Die alten Seiten von Nansens Talent zeigen sich um einige neue bereichert auch in diesem offenbar nur als Zwischenspiel größerer Leistungen gegebenen Werkchen wieder. Der Einfluß Maupassants wirkt mächtig auf den grellen, aber mit packendem Effecte geschriebenen Studentenroman: „Das Kind“ von Karl Rosner (Berlin, Schuster und Löffler). Mit bewundernswerther Steigerung werden hier die Consequenzen eines sittlichen Attentats durchgeführt, welches ein Münchener Student gegen die unschöne, arme Tochter einer Quartierfrau in der sinnlichen Laune eines Augenblicks begangen hat. Ohne äußeren Zwang führt ihn die That selbst und ihre Folge, das Kind, trotz seines Widerstrebens zu einer Ehe, die er bitter bereuen muß. Die psychologische Führung ist so meisterhaft detaillirt und bis in die kleinsten physischen Sensationen durchgebildet, daß man kleine Unwahrscheinlichkeiten gerne übersieht. — Daß sich Hans und Grethe noch immer finden, bestätigen die vielen Familienromane, deren starkes Geplätscher zwar nicht belästigt, aber den Ruf von wirklichen Menschenstimmen nur zu leicht übertönen kann. Leider ist auch ein Hermann Helberg unter die Romanfabricanten gegangen: eine so banale und langweilige Geschichte, wie „Die Rixdorfs“ (Leipzig, Fock), die mit den unwahrscheinlichsten Behelfen eine Erbschaftsschleicherei inscenirt wird, ist seiner durchaus unwürdig.

Durch witzige Einfälle erfreut Fritz Mauthners: „Die böhmische Handschrift“ (Paris—Leipzig—München, Langen), wenn auch die Entdeckung einer nationalen Petroleumquelle und die Begründung einer Actiengesellschaft an starken Uebertreibungen leidet. Auch möchte ich glauben, daß heute der Augenblick zu Scherzen über nationale Gegensätze zu ernst ist. Die dichterische Begabung des Verfassers bewährt sich in einer reizenden Liebesscene, so daß dies Werk immerhin zu den besseren seiner Gattung zählt.

Einen fast vorsintfluthlichen Humor erzählender Breite und erschöpfendster Kleinmalerei entfaltet ein dänischer Roman: „Zur Neujahrszeit im Pfarrhause von Nöddebo“ (übersetzt von W. Reinhart. 6. neubearbeitete Auflage von L. Freytag. Dresden, Rüstmann). Unverständlich ist mir, wie der Verfasser, Henrik Nicolai, als achtzehnjähriger Jüngling ein so altväterisches Buch zustande gebracht, in dem es von Mahlzeit zu Mahlzeit, von Pfeife zu Pfeife geht, und die Gemüthlichkeit und bequeme Nützlichkeitslehre des Wandsbecker Boten gepredigt wird. Die Liebesgeschichte des grünen Jünglings, der schwankt, welcher der beiden Pfarrerstöchter er seine Liebe erklären soll, ohne zu merken, daß sie schon längst mit seinen Brüdern einig sind, ist ja ganz behaglich erzählt, aber immer wieder staunt man über die geistige Leere und den engen Horizont bei solcher Jugend. Nur mit einem einzigen Vertreter erscheint die absterbende Dorfgeschichte in Wilhelmine von Hillern's: „'s Reis am Wege“ (Stuttgart, Cotta). Nie noch hat die Verfasserin so viel von dem echten, wie von dem verlogenen Theatertalente der Birch-Pfeiffer in den Adern gehabt. Der erste Theil der Erzählung setzt ausgezeichnet ein mit der Schilderung des „Heiligenhofs“ und seiner Herren, der strengen, überkräftigen Bäuerin und des verschüchterten, gedrückten Mannes, wie sie ohne Zärtlichkeit nebeneinander leben, um sich aber doch vom Herzen gut zu sein. Auch der Anfang der Handlung, daß der Bauer, dem seine Gattin nie einen Erben bringen konnte, ein uneheliches Kind hat, das er vor der harten Frau ängstlich verbirgt und nur heimlich in der elenden Unterkunft besucht, die er ihm bereiten konnte, mag noch hingehen. Aber die Entdeckung wird dadurch herbeigeführt, daß man dieses Kind für den Stifter eines auf dem Heiligenhofe ausgebrochenen Brandes nimmt, auf die Aussage eines bekannten Dorflumpen hin. Von dieser groben Unwahrscheinlichkeit ab beginnt der Apparat trivialer Sentimentalität zu arbeiten bis zu dem längst erwarteten Schlusse, der Anerkennung des Kindes. Durch unwahre, nur auf den Thränenerfolg berechnete Declamationen werden die theilweise trefflich geführten Auseinandersetzungen zwischen dem Ehepaare sehr in ihrer künstlerischen Wirkung beeinträchtigt. Die Erzählung geht oft so stark ins Theatralische, so daß man ihr in Bühnenform einen entschiedenen Erfolg versprechen möchte. Schon der Titel „Wildmorprinzeß“ eines langen Romans von Sophus Bauditz (übersetzt von Mathilde Mann, Leipzig, Grunow) führt in die Zeiten der seligen Marlitt und der Inhalt bestätigt directe Abkunft von dieser Ahnfrau. Aber auch diese Naive, die mit 24 Jahren noch vom Baum herab ins Zimmer springt, von Liebe nichts weiß, bis der Rechte kommt, den sie so lange zu hassen glaubt, während sie eigentlich liebt, kann ihr Jahrhundert nicht verleugnen. Einst, sagt ihr die Tante ganz richtig, glaubten die jungen Mädchen an Ritter und edle Räuber, heute träumen sie nur mehr von Don Juans und unehelichen Kindern und müssen vom Leben lernen, daß es auch feine rosigen Seiten habe. In ihrer Figur steckt viel gute Beobachtung und frische Laune, aber der Verfasser kann seine Absicht nicht durchführen, die Mischung von echter Natur und ungelesener Modernität zu zeichnen. Es ist überhaupt schade, daß so viele hübsche Schilderung, so gute Charakteristik in Nebenfiguren an eine kindische Handlung verschwendet worden. Wie anders hätte das Motiv ausgearbeitet werden können, daß das überspannte Mädchen einige der von ihr angebeteten Schriftsteller kennen lernt und furchtbar enttäuscht wird von diesen gesellschaftlich unmöglichen Vertretern der „Jugend“, von der wieder die Stimme des Autors, die Tante sagt: „In allerneuester Zeit beschränkt man den Begriff Jugend auf Leute, die noch nicht majorenn sind, aber alle Jugendlichkeit längst hinter sich gelassen haben. Die Jugend — man ruft Jugend ja jetzt förmlich aus, wie man die Krabben in den Nebengassen ausruft, aber weder die Jugend, noch die Krabben pflegen ganz frisch zu sein.“ Es steckt viel Laune in dem Einfall, daß diese sonderbare Künstlerschaar von einem einzigen Menschen im Schlosse bewundert wird und ihrerseits auch nur ihm wahres Verständniß zuspricht — dem schwachsinnigen alten Onkel.

Alexander v. Weilen.

Mittheilungen und Nachrichten.

-u. **Die philosophischen Grundgedanken in Goethe's „Wilhelm Meister“.** Von J. Schubert (Leipzig, C. G. Naumann 1896). — Welch reich gebildeter Geist spricht aus dem unscheinbaren Büchlein von 155 Seiten. Der Philosoph und Socialpolitiker, der Literaturkenner und Pädagoge scheinen in dem Verfasser gleich stark vertreten zu sein. Darum war er auch in so hohem Grade geeignet, ein Werk zu analysiren und dem Verständniß denkender Leser näher zu bringen, welches an Fülle und Tiefe der Menschenkenntniß und Lebensweisheit alles überragt, was die deutsche Dichtung seitdem geschaffen. Goethe hat — das weiß der Verfasser knapp und klar von den verschiedensten Seiten darzuthun — in den beiden Theilen des „Wilhelm Meister“, den Lehr- und den Wanderjahren, die Resultate einer inneren geistig-sittlichen Entwicklung niedergelegt, welche die modernen Völker in ihrem gesammten Culturleben nach und nach durchzumachen haben. Es ist dies der Uebergang von der Lebensanschauung des ethischen Individualismus, der

sich die allseitige harmonische Ausgestaltung, das freie Ausleben der Persönlichkeit zur Aufgabe setzte, zu derjenigen eines ethischen Socialismus, der nicht in der Unterdrückung, wohl aber in der richtigen Einordnung der Persönlichkeit in das Ganze, das Ziel der Erziehung und Gesellschaftsordnung erblickt. — Dieser Entwicklungsgang von der ästhetischen Moral der Lehrjahre zu der socialen der Wanderjahre ist im ganzen deutschen Geistesleben nachweisbar, und nicht bloß im deutschen — wie besonders Carlyle beweist, dessen socialpolitische Ideen vielfach in dem von ihm in jungen Jahren übersetzten „Wilhelm Meister" wurzeln. Ja er ist theilweise schon so weit gediehen, daß heutzutage Ethiker und Pädagogen bereits auf der Hut sein müssen, um über der social-ethischen Betrachtungsweise der Wanderjahre die individualethische der Lehrjahre nicht zu vernachlässigen, ebenso wie unsre heutige Nationalökonomie und Politik Gefahr läuft, über den Theorien des christlichen, des demokratischen und des Katheder-Socialismus den Werth des ethischen politischen und wirthschaftlichen Individualismus, bezw. Liberalismus ganz zu verkennen. Auf allen diesen Gebieten muß man stets das wichtige Gesetz geschichtlicher wie natürlicher Entwicklung im Auge behalten, daß die höhere Stufe die vorangehende nicht aufhebt, sondern in sich aufnimmt; daher muß Harmonie, Ausgleichung und Versöhnung der individuell mit den social-ethischen Ideen und Forderungen das Ziel sein oder — wie es ein neuerer Ethiker ausdrückt — „die Herausbildung einer größeren Zahl von tüchtigen, vernünftigen und sittlichen Persönlichkeiten in starken, freien und gerechten Gemeinwesen!" — Um dieses hohe Ziel aller modernen Culturarbeit zu verstehen und zu erreichen, dazu kann ein von des Verfassers „Grundgedanken" geleitetes Studium des „Wilhelm Meister" sehr viel beitragen. Möchte das Buch zumal in den Kreisen der studirenden Jugend recht viele denk- und begeisterungsfähige Leser finden, ehe die Fluth literarischer Ueberproduction es allzu früh in das Meer der Vergessenheit hinabreißt!

Aus späten Tagen. Von **Josephine Freiin v. Knorr** (Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger). — Diese kleine Gedichtsammlung hat Marie v. Ebner-Eschenbach mit einem Vorwort eingeleitet. Das allein dürfte genügen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf eine Dichterin zu lenken, die kein Neuling mehr ist in der Literatur. Schon im Jahre 1872 hat sie (bei G. Daudt in Wien) ein Bändchen Gedichte herausgegeben, dem 1874 ein zweites und 1885 ein drittes, „Sommerblumen und Herbstblätter" (Wien, bei L. Rosner), gefolgt ist. So sehr man sich in engeren Kreisen dafür erwärmte, dem Publicum blieben diese poetischen Gaben unbekannt, von der Kritik wurden sie kaum beachtet. Und doch erwies Josephine v. Knorr schon damals, daß sie sich den drei hervorragendsten lyrischen Dichterinnen Oesterreichs anreihe. Sie besitzt zwar nicht die geistige Kraft, die volle Gedankenklarheit der verewigten Betty Paoli; sie verfügt nicht über so mächtige Brusttöne wie Ada Christen, und die Formpracht, welche die zu früh dahingeschiedene Gräfin Wickenburg-Almásy ihren Versen zu verleihen wußte, hat sie keineswegs erreicht. Hingegen schlägt sie Empfindungslaute an, die in ihrer tiefen Innigkeit, in ihrem fast musikalischen Wohlklang so eigenthümlich und einzig sind, wie der prismatisch schimmernde Facettenschmelz, den sie über ihre zarten Gebilde hinhaucht. Das schöne, der ersten Sammlung entnommene, auch von Marie v. Ebner angeführte Gedicht „Dunkel" ist in dieser Hinsicht besonders bezeichnend:

„Wenn ich's auch verhehle
In der Stunde Scherz:
Ja, mir ist die Seele
Dunkel und das Herz.

Herz und Seele dunkeln,
Nur so tiefschwarz nicht,
Daß sie nicht auch funkeln
Könnten farbenlicht.

Wie oft plötzlich schimmert
Eines Fittigs Sammt,
Die Granate flimmert
Und der Purpur flammt;

So wie die Ranunkel,
Die Viole blüht:
So von Farbe dunkel
Ist auch mein Gemüth."

Das vorliegende Büchlein, gering von Umfang, ist reich an abwechslungsvollem Inhalt. Gleich im ersten Abschnitt finden sich ergreifende Gedichte, die tiefen Einblick gewähren in eine edle, vom Leben schwer geprüfte Frauenseele: „Die Straße", „Die capitolinischen Tauben", „An meine Eiche", „Nach einem Traume". Der Cyklus „Blumen und Falter" enthält eine theils anmuthige, theils schwermüthige Symbolik, welch letztere im „Trauermantel" den vollendetsten Ausdruck gefunden hat. Ganz eigenartig sind die Gedichte aus Paris. Hier fließen die dämmerhaften Schatten der Vergangenheit mit dem hellsten Tagesglanz der Gegenwart zu Lichtwirkungen und Farbentönen zusammen, wie sie stimmungsvoller nicht gedacht werden können. „Im Musée Cluny", „Vieux Rosé", „La Joconda", „La Tour Eiffel" sind einzig in ihrer Art. In einer Serie von Gelegenheitsversen stehen die an Scheffel gerichteten oben an. Sie gehören weitaus zu den besten, die man dem Sänger des „Gaudeamus" und der Frau Aventiure von allen Seiten dargebracht hat. Mit den „Elegien" führt uns die Dichterin erinnerungs- und wehmuthsvoll in das väterliche Schloß Stiebar, wo sie ihre Jugend verlebte und nun in stillster Zurückgezogenheit ihre späten Tage beschließt. Und dort erfüllt sich auch die Sehnsucht, die sie so ergreifend ausgesprochen:

Wunsch.

„Ich will kein klagendes Verklingen,
Wenn meine Lebenssonne sinkt:
Noch einen Schlußaccord soll bringen
Die kurze Zukunft, die mir winkt;
Auf daß sich alle Stimmen finden,
Die durch mein Dasein je getönt,
Und Höh'n und Tiefen sich verbinden,
In jenem Schlußaccord versöhnt."

Ferdinand v. Saar.

* Ueber die **Geschwindigkeit**, mit der sich die **Fixsterne** auf uns zu oder von uns fort bewegen, war es auch langjährigen vergeblichen Versuchen auf der Greenwicher Sternwarte neuerdings auf dem Potsdamer Observatorium gelungen, durch photographische Aufnahmen der Sternspectra sehr genaue Ergebnisse zu erzielen. Von einer großen Zahl der helleren Fixsterne ist es danach bekannt geworden, um wie viel Kilometer sich diese Himmelskörper in jeder Secunde von uns entfernen, oder um wie viel sie sich uns nähern. So ergab sich, daß der hellste Stern am Himmel, Sirius im großen Hunde, sich uns in jeder Secunde um 16 km nähert, und Procyon im kleinen Hunde um 9 km. Dagegen entfernt sich der hellste Stern im Stier, Aldebaran, um 49 km in jeder Secunde von uns, und die helle Capella im Fuhrmann um 24 km in der Secunde. Der Polarstern nähert sich uns um 26 km in jeder Secunde, während sich der helle Stern in der nördlichen Krone, Gemma, um 32 km von uns entfernt. Die helle Spica in der Jungfrau nähert sich uns um 16 km, der hellste Stern im Adler, Atair, sogar um 37 km in der Secunde. Vor kurzem ist es nun aber, wie die „Voss. Ztg." mittheilt, dem Amerikaner J. E. Keeler gelungen, diese Fortschritte in der Kenntniß der Bewegungen der Himmelskörper noch bedeutend dadurch zu erweitern, daß er zum erstenmal diese Untersuchungen mit bestem Erfolg auf jene fernen Nebelwelten ausdehnte, die man als Bildungsstätten neuer Weltkörper betrachtet. Diese schwierigen Messungen der durch die Geschwindigkeit verschobenen Spectrallinien gegen ihre Normallage haben bei dem wundervollen Gebilde am ganzen Himmel, dem berühmten Orionnebel, erkennen lassen, daß sich dies Object mit einer Geschwindigkeit von 18 km in der Secunde von uns entfernt, und zwar beträgt die Unsicherheit dieser Bestimmung nicht viel mehr als 1 km. Dies Ergebniß ist noch besonders dadurch merkwürdig, daß es feststellt, der Orionnebel bewegt sich mit derselben Geschwindigkeit von uns fort, die den hellen Orionsternen im Durchschnitt zukommt. Bei mehreren anderen von Keeler gemessenen Nebelflecken sind aber noch bedeutend größere Geschwindigkeiten zu Tage getreten; so fand er bei einem eine Fortbewegung von 48 km, bei einem anderen eine Annäherung an unsern Standpunkt von 65 km in jeder Secunde.

* Ein **neuer Komet** ist am Abend des 16. October auf der **Lick-Sternwarte** von dem Astronomen **Perrine** entdeckt worden. Er befindet sich, wie der „Frankf. Ztg." geschrieben wird, im Sternbilde der Giraffe und zeigt einen Kern achter Größe und einen kleinen Schweif. Wenngleich derselbe also auch jetzt dem freien Auge unsichtbar ist, so zeigt doch die nur den helleren Kometen eigenthümliche Schweifbildung an, daß wir dies vielleicht noch erwarten dürfen. Der Komet steht die ganze Nacht am Himmel. Er ist bereits der fünfte, den Perrine, der auf der Berg-Sternwarte des Mount Hamilton als eifriger Kometenjäger in die Fußstapfen seines berühmten Vorgängers Barnard getreten ist, seit zwei Jahren entdeckt hat.

* **Fünfzig Fälle von Erkrankung durch X-Strahlen** sind, wie die „Frankf. Ztg." berichtet, von den drei Pariser Aerzten Oudin, Barthelemy und Darier beobachtet und neulich vor der Pariser Akademie der Medicin besprochen worden. Es wurden zwei Arten von Hauterkrankung unterschieden: Eine langsam eintretende, die sich allmählich entwickelt, aber mit einer Neigung zum Chronischen. Sie wirft sich auf die Haut der Finger und Hände, welche roth, dick und schmerzhaft wird. Meistens treten Wasser-

geschwülste hinzu und die Haut schuppt sich ab. Auch die Nägel verändern sich, neigen zur Spaltung und scheinen lose zu werden, fallen aber selten wirklich ab. Bei der nöthigen Vorsicht und Unterbrechung der Anwendung der X-Strahlen verschwinden diese Erscheinungen allmählich, kehren aber schnell zurück, jedoch in leichterer Form als das erstemal. Die zweite Art der Erkrankung ist acut und ist leichter zu heben. In diesem Falle handelt es sich entweder nur um eine leichte Röthung der Haut oder auch um Abschuppung derselben, Blasen- und Schorfbildung.

* Die desinficierende Wirkung der Seife hat Dr. S. Rideal einer eingehenden Untersuchung unterworfen und kommt als Ergebniß derselben zu Schlüssen, die von großem allgemeinen Interesse sind. In erster Linie wurden, wie die „Hamb. Nachr." mittheilen, die sogenannten „Desinfectionsseifen" geprüft, wobei sich ergab, daß die meisten derselben vollständig wirkungslos waren. Von den der Seife zugesetzten desinficirenden Mitteln, die an sich eine bedeutende antiseptische Wirkung besitzen, werden viele durch die Verbindung mit der Seife theilweise umgewandelt und in fast wirkungslose Substanzen zerlegt. So wird z. B. die Borsäure in der Seife in eine Natriumverbindung verwandelt, die nur noch geringe desinficirende Wirkungen hat. Die oftmals verwendeten Zusätze von Metallsalzen sind ebenfalls werthlos, weil die meisten dieser Salze eine für Wasser unlösliche Form annehmen und daher beim Gebrauch keinerlei Wirkung ausüben können. Auch die sogenannten alkalischen Verbindungen, die sich als Zusatz zur Seife besonders eignen, verhalten sich vollständig neutral. Bessere Resultate ergaben diejenigen Seifen, bei denen Quecksilbersublimat zugesetzt war, z. B. übte eine Seife, die 3 Procent Quecksilbersublimat enthielt, eine unbedingt sichere Wirkung aus. Auch Formalin wirkte selbst bei dem geringen Zusatz von nur 0.4 Procent schon nach 30 Minuten vollständig sterilisirend. Die Versuche wurden mit 2procentigen Seifenlösungen gemacht. Besonders bemerkenswerth ist, daß Dr. Rideal auch der vielbenützten 3procentigen Carbolseife nur eine sehr mäßige Desinfectionswirkung zuspricht. Die vorstehenden Untersuchungen sind von großem Werth nicht nur für die Beurtheilung der desinficirenden Wirkung der Seife überhaupt und deren Gebrauch in Krankenhäusern, sondern namentlich auch für die Widerlegung der vielverbreiteten Ansicht, daß der Gebrauch der gewöhnlichen Seife irgend welchen Schutz gegen die Uebertragung von Infectionskrankheiten gewährt, während dies nicht einmal bei den sogenannten desinficirenden Seifen der oben gekennzeichneten Art der Fall ist.

* Die englische Südpol-Expedition, die schon für voriges Jahr geplant war, soll, wie die „Köln. Ztg." erfährt, nun endlich gesichert sein und die Reise im Juli nächsten Jahres antreten. Ihre Zwecke sind wissenschaftliche Forschungen und geschäftliche Unternehmungen, wie Walfisch- und Robbenfang, Ausbeutung der auf Victorialand befindlichen Guanoschichten u. s. w. Zu letzterem Zweck hatte sich im vorigen Jahr in London eine Gesellschaft gebildet, die mit einem Actiencapital von 100,000 Pfd. St. arbeiten wollte und sich viel von dem antarktischen Guano versprach, der nach den angestellten Ermittelungen einen höheren Procentsatz Ammoniak als der peruanische Guano enthält. Sowohl auf den Possessionsinseln, wie beim Cap Adare auf Victorialand sind von der norwegischen „Antarctic"-Expedition, die 1893 von dem verstorbenen Schiffsherrn Svend Foyn behufs Walfisch- und Robbenfangs ins südliche Eismeer geschickt wurde, umfangreiche Guanoschichten gefunden worden. Ziel des Unternehmens ist denn auch Cap Adare, wo die wissenschaftliche Expedition gelandet wird. Diese soll ein Jahr hindurch auf Victorialand bleiben, dort wissenschaftliche Forschungen vornehmen und auf Schneeschuhen bis zum magnetischen Südpol vorzudringen versuchen. Ein für die Reise ins südliche Eismeer geeignetes Fahrzeug soll in Schottland oder Norwegen beschafft werden. In Frankreich ist in neuerer Zeit gleichfalls Interesse für die Südpolforschung erwacht. Bei der Geographischen Gesellschaft in Paris sind Pläne zu einer wissenschaftlichen und geschäftlichen Südpolexpedition eingereicht worden, die den Beifall französischer Geographen gefunden haben, und u. a. hat Prinz Roland Bonaparte der Sache seine Unterstützung zugesagt. Die Pläne stützen sich auf die Ergebnisse der „Antarctic"-Expedition.

* **Preußische Universitäten.** Nachdem schon früher die Anrechnung des Studiums an Technischen und Landwirthschaftlichen Hochschulen für die Doctorpromotion an preußischen Universitäten in beschränktem Umfang dispensweise zugelassen war, hat der Cultusminister neuerdings die philosophischen Facultäten bis auf weiteres ermächtigt, Semester, welche an Anstalten der genannten Art innerhalb Preußens zurückgelegt sind, nach ihrem eigenen Ermessen auf das nachzuweisende akademische Triennium, sei es zum Theil oder ganz, zur Anrechnung zu bringen, sofern es sich um die Zulassung zur Promotion von Fächern handelt, welche zum Lehrgebiet jener Anstalten gehören. Die sonstigen Voraussetzungen der Zulassung zur Promotion bleiben dadurch unberührt.

* **Berlin.** Der Privatdocent an der hiesigen Universität Dr. Plate ist zum Docenten für Zoologie an der Thierärztlichen Hochschule hierselbst ernannt worden.

* **Breslau.** Der Gymnasial-Oberlehrer Dr. Joh. Nikel ist zum außerordentlichen Professor in der katholisch-theologischen Facultät der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Aachen.** Der Docent an der hiesigen Technischen Hochschule Dr. Wilhelm Borchers ist zum Titularprofessor ernannt worden.

* **Innsbruck.** Am vorigen Dienstag starb hier Archivdirector a. D. Hofrath Dr. David Ritter v. Schönherr, correspondirendes Mitglied der kais. Akademie der Wissenschaften, im Alter von 75 Jahren.

* **Agram.** Der akademische Senat und der Professorenkörper der Universität stellten bei der Landesregierung den Antrag, daß anläßlich des in zwei Jahren bevorstehenden, fünfundzwanzigjährigen Jubiläums der Franz Joseph-Universität die Eröffnung der medicinischen Facultät vollzogen werde.

* **Paris,** 20. Oct. Am Oberlaufe der Garonne im Dorfe Martres-Tolosanes sind auf einmal 17 cosmische Statuen aus der Erde gegraben worden, so daß die südländische Phantasie bereits von einem „Statuenbergwerk" spricht. Der Ort war schon seit hundert Jahren als Fundstätte römischer Ueberreste bekannt, aber erst im Jahre 1896 führte ein Erdrutsch zur Entdeckung einer Höhle, aus welcher man nach und nach die 17 Statuen, mehrere Reliefs und andere Kunstgegenstände ausgegraben hat. In der letzten Woche fand man gleichzeitig einen Mars, eine Minerva, einen Adonis und eine besonders schöne weibliche Portraitbüste.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Die Evangelischen Missionen. Illustrirtes Familienblatt. Hggb. von J. Richter. 3. Jhrg., 10. Hft. October 1897. Gütersloh, C. Bertelsmann. — A. v. Gersdorff: Auf gefahrvollen Pfaden. Roman in 3 Bänden. Berlin, O. Janke 1898. — Wilhelm Raabe: Alte Nester. Zwei Bücher Lebensgeschichten. 2. Aufl. Ebenda. — Benno Gurlepp: Am Ende von Alt-Berlin. Vaterländischer Roman. Ebenda. — Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden. Hggb. von seinem Sohne Th. Kerner. Mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Ernst Müller. 2 Bände. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1897. — Illustrirter Führer durch Ungarn. Deutsche Ausgabe. Budapest u. Wien, Lutsch. — Marcel Prévost: Liebesgeschichten. Uebersetzt v. F. Gräfin zu Reventlow. — Späte Liebe. Uebersetzt v. Herwig Landsberger. München, Albert Langen 1898. — Leo Berg: Der Uebermensch der modernen Literatur. Ebenda. — Ludwig Stonimski: Karl Marx' nationalökonomische Irrlehren. Berlin, J. Räde 1897. — Die Deppe'sche Lehre des Clavierspiels, erklärt u. erläutert v. Elisabeth Laland, Stuttgart, Ebner'sche Hof-Musikalienhandlung 1897. — Dr. C. v. Esmarch: Hygienische Winke für Wohnungssuchende. Berlin, J. Springer 1897. — Der Student der Theologie und die sociale Bewegung unsrer Tage. Leipzig, Akadem. Buchhandlung, Gebr. Wenk. — Willkommen! Illustrirte Unterhaltungsbibliothek. 1. Jahrg., Bd. II, Berlin-Leipzig, Meuser, Messe u. Co. — Verzeichniß zum Museum der Antiken Sculptur. Zusammengestellt von Dr. P. Herrmann und A. Gutbier. Dresden, A. Gutbier 1897. — Dr. Georg Meyer: Rettungsgesellschaften und Samariterunterricht im vorigen Jahrhundert. München, Seitz u. Schauer 1897. — Dr. Franz Schnopfhagen: Niederhart u. Gschwendt, die Heil- und Pflegeanstalt für Geisteskranke im Erzherzogthum Oesterreich ob der Ens. Linz, Commissionsverlag von Ebenhöch 1897. — Ida Boy-Ed: Eine reine Seele. Roman. Dresden u. Leipzig, C. Reißner 1897. — Otto Senft: Buch der Hoffnung. 2. Band: Pädagogik und öffentliches Leben. Hamburg, C. Kloß 1897. — Adalf Rugieus: Herzog Wilhelm von Württemberg. Ein Lebensbild. Stuttgart, W. Kohlhammer 1897. — Vinzenz Löhl: Das Regensburger Hausgrafenamt. Beitrag zur Cultur- und Rechtsgeschichte. Regensburg, Herm. Bauhof.

Jahrgang 1897. München, Samstag, 23. October. Nummer 240.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpeditionen.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Augensprache. Von L. Fürst. — Neue Erzählungen. II. Von Alexander v. Weilen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Augensprache.

Von L. Fürst (Berlin).

Man redet so viel von einer „Augensprache", von einem „sprechenden Auge", daß es wohl gerechtfertigt ist, sich einmal darüber Rechenschaft zu geben, ob das Auge wirklich einen „Ausdruck" besitzt. Denn damit, daß im täglichen Gespräche obige Ausdrücke häufig angewendet werden und die große Menge damit einen ziemlich unbestimmten Begriff verbindet, ist noch nichts bewiesen, als die Gewohnheit, „in den Augen zu lesen", aus ihnen gewisse Stimmungen oder Charaktereigenschaften abzulesen. Daß wir hierzu neigen, ist sehr natürlich. Sehen wir uns einen Menschen an, der uns nur irgendwie interessirt, so blicken wir ihm gewohnheitsgemäß ins Auge; wir sehen weder seine Nase an, noch seine Ohren oder seinen Mund, sondern unwillkürlich und zunächst seine Augen. Wir sehen mit unsern Augen und projiciren nach außen, nach diesem Menschen hin, keineswegs bloß das Bild seiner Erscheinung, das wir auf der Netzhaut empfangen, sondern unbewußt auch unsre Gedanken über diesen Menschen. Wir glauben, ebenso wie unser Auge sich von ihm ein Bild macht, auch aus seinen Augen etwas ergründen zu können, seine momentanen Empfindungen, sein Fühlen und Denken, das Wesen seines Charakters. Dieser Vorgang ist ein unwillkürlicher, der sich in unsrer Psyche sehr schnell, wahrscheinlich in Folge vieljähriger Gewohnheit, ja selbst der ersten Erziehung vollzieht und von dem wir uns in der Regel selbst gar keine Rechenschaft zu geben pflegen. Genug — auch wenn uns das Spiritistenkunststück des „Gedankenlesens" völlig fremd ist, so suchen wir doch stets durch das Auge des uns Gegenüberstehenden in dessen Seele zu dringen. Und wir werden bis zu einem gewissen Grad, wenn wir praktisch geübte Psychologen sind, wohl auch von dem Totaleindruck des Antlitzes ein ziemlich sicheres Urtheil über den Menschen gewinnen, d. h. aus seinen Augen und seinen Zügen. Ja, es ist eigenthümlich, daß wir, je mehr der Betreffende eine schauspielerische Pose anzunehmen, sein wahres Wesen zu verhüllen, uns durch Haltung, Mimik und Pantomimik theils irrezuführen, theils zu imponiren sucht, als gute Menschenkenner den wahren Kern seines Wesens nur um so deutlicher sich abheben sehen, gleich als ob man auch seelische Eigenschaften mit einer Art von Röntgen'scher Durchleuchtung diagnosticiren könnte.

Hier liegt nun aber — um uns auf unser Thema zu beschränken — die Frage lediglich so: „Hat das Auge überhaupt einen Ausdruck, eine Sprache?" Wäre es möglich, aus dem Auge allein Schlüsse zu ziehen, wenn alles andere uns verhüllt wäre? Und diese Frage müssen wir, im Gegensatz zu der landläufigen Ansicht, verneinen, soweit es sich um das Auge selbst, d. h. um den Augapfel handelt. Dieser an sich ist ausdruckslos, denn er ist bewegungslos, unveränderlich — und ohne Bewegung, ohne Veränderung ist ein Ausdruck undenkbar.

Wohl können wir die Form des Augapfels mehr oder weniger gewölbt finden, wohl kann die Iris (Regenbogenhaut), welche die schwarze Pupillenöffnung umgibt, ihrem Namen entsprechend in den verschiedensten Farben, vom zartesten Blau bis zum Grau-grün, vom Gelb-braun bis zum Schwarzen schimmern. Es kann das Auge vorgedrängt, heraustretend oder tiefliegend, eingesunken erscheinen, aber in alledem liegt nur Erscheinung, Ruhe, kein Ausdruck, keine Sprache. Die Farbendeutung, welche Bodenstedt gibt, hat vorwiegend dichterischen Werth:

„Ein graues Auge,
Ein schlaues Auge;
Auf schelmische Launen
Deuten die Braunen;
Des Auges Bläue
Bedeutet Treue;
Doch eines schwarzen Auges Gefunkel
Ist stets, wie Gottes Wege, dunkel."

Mag der poetische Augenleser in vielen Fällen seine Seelendiagnostik bestätigt finden; in gewiß ebenso vielen würde der Schluß auf den Charakter des Menschen lediglich aus der Irisfarbe zu einer falschen Diagnose führen. Es wäre auch gar zu bequem, wenn man die Charaktere nach der Augenfarbe gruppiren könnte.

Wenn die Augen eine uns verständliche Sprache reden sollen, aus der wir Schlüsse auf das Wesen ihres Inhabers ziehen können, so ist dies eben nur möglich, einmal durch die Bewegungen der Augen, sodann durch die Bewegung ihrer Umgebung, der Lider, der Gesichtsmuskulatur (mimischen Muskeln), wozu man allenfalls noch die Haltung des Kopfes zählen darf. Erst die Totalwirkung, die Summe aller dieser „Nebenapparate", gibt dem Auge an sich die Möglichkeit, mit ihnen vereint zu „sprechen", einen „Ausdruck" zu gewinnen. Dieser ist also nur ein Theil der Physiognomik.

Dieses Umstandes sind sich die meisten, welche von „Augensprache" reden, nicht genügend bewußt. Sie glauben, aus den Augen zu lesen und lesen aus dem Gesammteindruck des Antlitzes; sie meinen das Auge zu beurtheilen und vereinigen doch nur die Bewegung seiner Muskeln, das Heben oder Senken der Lider, das Emporziehen derselben, das Runzeln der Stirn, den mimischen Muskelapparat, ja selbst Kopf- und Körperhaltung, sowie die Sprache zu einem einzigen Bilde, dessen Mittelpunkt allerdings das Auge ist. Gerade dieses Centrum stellt den ruhenden Punkt dar, um den alles andere zu Bewegung, Leben, ja wenn man will zu Sprache, zum mindesten aber zu Ausdruck wird. Dem Auge am nächsten, fast zu dem Augapfel gehörig, sind die sechs kleinen Augenmuskelchen, die so äußerst zweckmäßig, je zwei immer als Antagonisten, angeordnet sind und in so sinnreichem Mechanismus functioniren, daß sie es dem

Digitized by Google

Menschen ermöglichen, das Auge nicht nur nach rechts oder links, nach oben oder unten zu wenden, sondern auch um seine Achse zu drehen. So ist er in der Lage, seine Augenachse zu verändern, seine Gesichtsfläche zu verschieben und, da er mit zwei Augen sieht, beide Gesichtsbilder zu einem zu verschmelzen, sich über das Räumliche der Bilder zu orientiren und stereoskopisch, d. h. körperlich zu sehen. Sieht nur eines seiner Augen, so erblickt er die Gegenstände ohne Perspectioe, mehr flächenhaft, kann sich über deren Lage, über die Tiefe des Raumes nur unvollkommen orientiren; sind die Muskeln eines Auges in ihrer Function gestört, so sieht er häufig doppelt; die Bilder beider fallen nicht mehr auf identische Netzhautstellen. So wunderbar und nützlich aber dieser Mechanismus für die Physiologie des Sehens ist, so wichtig Störungen desselben, wie Zuckungen, Krämpfe, Lähmungen, das Schielen u. s. w. für die Heilkunde sind, so ist doch der ganze Apparat nur eines der Hülfsmittel, die uns zu Gebote stehen, wenn wir den „Ausdruck" des Auges beurtheilen wollen. Allerdings ein sehr wesentliches Hülfsmittel, denn es gibt dem Auge direct Bewegung, ändert direct seine Richtung und ist deßhalb für die Mimik unentbehrlich. Man darf sogar sagen: die Muskelbewegungen der Augen drücken erst der ganzen Mimik den Stempel des Charakteristischen auf. Die Wendung nach oben in Verbindung mit dem Gesichtsausdruck schwärmerischer Andacht, die nach unten als Theilerscheinung des Ausdrucks von Niedergeschlagenheit oder Demuth, die nach der Seite als eine Unterstützung des schlau-beobachtenden Mienenspiels, ja selbst die im starren Gesicht fast erstarrten Augenmuskeln — alles dies trägt eben dazu bei, uns die Mimik noch sprechender zu machen. Das weiß auch der Theaterbösewicht sehr wohl, wenn er in teuflisch-wilder Wuth die Augen rollen läßt, um den naiven Galeriebesuchern das Gruseln beizubringen. Nur wenn der Mensch schläft, befinden sich seine Augen, nach einwärts und oben gerollt, in einer absoluten Ruhestellung; wacht er, so vollzieht sich, entsprechend seinen Sinneseindrücken und psychischen Empfindungen, das Spiel der Augenmuskeln unaufhörlich. Eine wirkliche Ruhestellung haben die Augen des Wachenden nur für kurze Zeiträume; wenn Iphigenie, „das Land der Griechen mit der Seele suchend", über die weiße Meeresfläche blickt oder Gretchen am Spinnrad träumerisch-schwermüthig vor sich hinstarrt, so sind dies doch Blicke ins Unendliche oder in die Nähe ohne jede fixirende Thätigkeit der Augenmuskeln. Die Augen sehen, aber nehmen nichts wahr, betrachten nichts, bewegen sich nicht und würden auch nichts zu uns sprechen, wenn nicht das Angesicht, die Situation, die Worte von den Empfindungen Kunde gäben. So blickt der aufmerksam dem Musikstück folgende Zuhörer, sich ganz auf die Eindrücke des Tonstücks versenkend, alle anderen Sinneseindrücke thunlichst abhaltend, vor sich hin, so sieht der über ein schwieriges Problem Nachdenkende weltentrückt, gewissermaßen mit nach innen gewendetem Blick niederwärts, ohne auf seine Umgebung zu achten. Doch das sind Ausnahmen. Die Regel ist, daß das Auge des Wachenden die Objecte der Außenwelt, stetig wechselnd, fixirt, so lange es überhaupt seine unverminderte Sehkraft besitzt.

Der letztere Umstand ist natürlich von größter Bedeutung. Denn das Auge, dessen Linse oder Glaskörper getrübt, dessen Netzhaut erkrankt ist, bleibt trotz aller Mimik mehr oder weniger ausdruckslos, während das gesunde die Mimik unterstützt. Der Blinde mag seine Augen, wie dies oft unwillkürlich der Fall ist, noch so weit aufreißen, sie starren ausdruckslos in die Luft und dieser stumme Blick contrastirt um so schmerzlicher mit einer im übrigen geistig belebten Physiognomie. Auch vom Auge des neugeborenen Menschen muß man, wenn man nicht ganz besonders in das betreffende Kind verliebt ist, gerechterweise sagen, daß sein Auge noch ganz ohne Ausdruck ist. Sein der Mimik noch fast völlig entbehrendes, glattes Gesicht, seine noch schlummernde Intelligenz, seine noch mangelnde Sprache, seine ausschließlich vegetative Existenz, deren Horizont mit Wohlbehagen und Mißbehagen, mit Hunger und Schlaf abschließt, bringen es mit sich, daß seine Augen, auch wenn sie „hübsch und klug" gefunden werden, noch nichts sagen. Erst nach einigen Monaten betheiligen sie sich an dem allgemeinen Ausdruck der Physiognomie, indem das Kind die Eltern anlächelt, sich für seine Umgebung interessirt, sie gewissermaßen „mit den Augen betastet". Bis dahin sind Eindrücke von Hell und Dunkel, vielleicht von Farbe, das einzige, was die Augen vermitteln; sie haben noch nicht gelernt, zu beobachten. Auch das feuchte, matte, weniger scharf fixirende, gern in die Ferne gerichtete Greisenauge wird oft wieder ausdruckslos, wozu die geringere Klarheit der brechenden Medien, die abnehmende Energie der Accommodationsmuskeln beitragen mögen. Der verklärte Blick patriarchalischer Greise — es sei nur an den alten Attinghausen erinnert — oder der Philosophenblick eines Ben Akiba sind solche Beispiele eines dem Irdischen schon halb entrückten Sehens.

Nicht umsonst spricht man von einem kalten Fischauge. Das Auge der Wasserbewohner, auch der Amphibien, ist so recht der Typus des Ausdruckslosen, so hübsch es oft ist. Man würde wohl auch von den kleinen klugen Augen der Eidechse, von dem giftigen Blick der Klapperschlange, von dem Raubthierblick des Tigers, dem treuherzigen Auge eines Neufundländers, dem dummen Auge des Schafes, oder dem sanften des Rehes kaum sprechen können, wenn man mit dem Wesen dieser Thiere völlig unbekannt wäre. Erst dadurch, daß wir mit diesem Naturell der genannten Thiere von Jugend auf vertraut sind, übertragen wir den Totaleindruck auf das Auge und verleihen diesem eine Eigenschaft, die in Wirklichkeit dem Thier an sich zukommt und die wir selbst an einem gut ausgestopften Thier mit eingesetzten Glasaugen noch wiederfinden, wenn uns von einem Fußteppich das „schlaue" Auge eines Fuchses, das „blutgierige" eines Wolfs entgegenblickt. Polyklet bildete die Here mit großen, runden, stark geöffneten Augen ab, und auf diese Eigenschaft der junonischen Augen mag sich gewiß das homerische Beiwort „ochsenäugig" beziehen, das nach unsern Anschauungen keine Schmeichelei bedeutet; denn wir schreiben den Augen des Rindes einen gutmüthig-phlegmatischen Ausdruck zu, ganz wie ihrem „breitgestirnten" Inhaber.

Man braucht nur einer Maskerade beizuwohnen, um sich zu überzeugen, daß das Auge an sich nicht spricht. Aus der schwarzen Seidenmaske funkelt nichts Lebendes hervor, als ein Augenpaar. Alles andere ist starr, es verschweigt und verhüllt uns, was wir sehen möchten, läßt nur Vermuthungen und Schlüsse zu und führt bekanntlich, wenn man — auf die Augen hin — eine „schöne Maske" angeredet hat, nach dem Demaskiren manchmal zu überraschender Enttäuschung. Gerade dieser Fall zeigt, daß die Augensprache unter totalem Ausschluß der Mimik nichts ist. Wenn jemand hingegen ein künstliches, täuschend in Glas imitirtes Auge trägt, das sich meist auch ganz gut mitbewegt, so kann uns nicht nur dieser Ersatz völlig entgehen; wir vermissen auch gar nichts von dem Ausdruck beider Augen, wenn wir nicht besonders auf das Fehlen des einen aufmerksam gemacht werden. Phantasie, Illusion, Gewohnheit ergänzen uns das Fehlende ebenso, wie wir über Druckfehler hinweglesen, weil wir an das richtige Wortbild gewöhnt sind und es uns unwillkürlich richtig ergänzen.

Wohl entbehren die offenstehenden Augen zahlreicher Antiken: der Amazone des Polyklet, der Athena Albani,

Digitized by Google

der Florentiniſchen Niobe u. v. a., einer Iris und Pupille. Wohl vermiſſen wir ſolche an den Portraitköpfen eines Alexanders (Louvre) oder Sophokles (Lateran). Wohl kann hier von einem „Ausdruck der Augen", deren glatte, zur Zeit auch nicht einmal bemalte Wölbung befremdet und an Blinde gemahnt, keine Rede ſein. Und dennoch iſt dieſen Köpfen durch das Spiel der Geſichtszüge, der Bewegung voller, oft leidenſchaftlicher Ausdruck eigen. Wir empfinden einen ſolchen ſelbſt vor Bildwerken, deren leere Augenhöhlen uns heute entgegenſtarren, weil einſt plündernde Barbaren die in Halbedelſteinen, Gold, Bernſtein oder Elfenbein imitirten Augen herausgebrochen haben. Die Verſtümmelung ſchmerzt uns, wie das „Blenden" in Shakeſpeare's Königsdramen; aber es raubt den Köpfen nicht ihren Ausdruck.

Das Wort einer geiſtreichen Dame: „Man kann ſchweigſam ſein, ohne deßhalb nichtsſagend zu ſein," paßt ſehr auf die Sprache des Auges in Verbindung mit der Sprache des Antlitzes. In der That iſt gerade die Combination beider im Stande, uns Worte zu erſetzen. Aus dem Blick und aus der Mimik entnehmen wir ohne große Schwierigkeiten Schlüſſe auf den Charakter, die ſehr oft zutreffen, ganz beſonders dann, wenn der Betreffende nicht gewahr wird, daß man ihn beobachtet. „On aime bien à deviner les autres, mais l'on n'aime pas à être deviné", ſagt La Rochefoucauld ſehr treffend; in der That verräth ſich ſelbſt der Zurückhaltende, der Verſchloſſene, der ſein Inneres durchaus nicht offenbaren möchte, noch am eheſten durch ſeinen Blick. Was der geübte Menſchenkenner aus dieſem lieſt, wenn dieſer Blick ſich gibt wie er iſt, ohne künſtliche Veränderung, ohne Verſtellung, das trügt in der Regel nicht, auch wenn kein Wort über die Lippen des von uns ins Auge Gefaßten ſchlüpft. Darin beruht die durchdringende ſcharfe Gewalt des criminaliſtiſchen Blickes, die dem Verbrecher die Ueberzeugung beibringt: dieſe ſcharf auf einen Punkt vereinigten Augenachſen bohren ſich bis in die Seele.

Abweichend von dieſem Blick iſt der des Forſchers. Auch er concentrirt ſich, aber lediglich um ſich zu vertiefen; ſeine Intenſität hat nichts Durchbohrendes, nichts Stechendes, ſondern nur die klare, zielbewußte Energie, welche das Zeichen exacter Beobachtung iſt. Selbſt wenn er in die Ferne blickt, thut er dies mit den Augen eines Sehers; nur ſeine innere geiſtige Arbeit, ſein Ausſchauen nach unendlichen Zielen ſpiegeln dieſe Blicke wieder.

Verſchieden hievon iſt der faſcinirende, ſcharf fixirende Blick, bei welchem die convergirenden Sehachſen ſtarr auf die Augen des Gegenüber gerichtet ſind, ohne daß einer der Augenmuskeln auch nur die mindeſte Bewegung macht. So bohrt ſich der Hypnotiſeur mit ſeinem Blick in ein fremdes Augenpaar, dies gleichſam feſthaltend, zwingend, den Blick in gleicher Schärfe, mit gleicher Anſpannung ſämmtlicher Muskeln zu erwidern. Dies iſt der Blick, den wir zugleich als eine geſellſchaftliche Ungezogenheit empfinden, wenn er uns in aufdringlicher, unbehaglicher Weiſe gewiſſermaßen nicht losläßt, ja der unter Umſtänden etwas Herausforderndes für uns beſitzt. „Wie anders wirkt dies Bildniß auf mich ein," möchte man ausrufen, wenn man dem feſten Blick des Ehrlichen, Treuherzigen und Charaktervollen, des unſchuldvoll-naiven Weſens begegnet. Gerade, beſtimmt, arglos, ohne Rückhalt, ohne ſeitliche Abweichungen und unruhige Bewegungen ſehen uns ſolche Augen an, denen gegenüber man das Addiſon'ſche Wort, „Sprich, damit ich dich ſehe," dahin variiren könnte: „Sieh mich an, und du brauchſt nicht zu ſprechen; die Sprache dieſer Augen iſt untrüglich." Und dennoch iſt es der ganze Geſichtsausdruck, das ganze Weſen des Menſchen, wodurch wir dieſen Eindruck empfangen.

Dieſen Arten des ruhigen Blickes ſtehen ſolche des unruhigen gegenüber, der durch mehr oder weniger abnorme Bewegungen der Augenmuskeln etwas ganz beſonders Charakteriſtiſches hat. Das rollende Auge des Wüthenden, das zu den Requiſiten mancher Bühnenkünſtler zu gehören ſcheint, wenn ſie einen Othello oder Geßler zu agiren haben, das zuckende Auge des Aengſtlichen, Erregten, der unſichere, unſtäte, ſcheue Blick des Schuldbewußten, der eine Entdeckung zu fürchten hat, gewiſſermaßen einen Ausweg zur Flucht oder ein Verſteck zu ſuchen ſcheint, gehören hieher. In allen ſolchen Fällen iſt die Ruheloſigkeit des Auges nur ein Zeichen der ſeeliſchen Ruheloſigkeit, der ſchlecht zu verbergenden Leidenſchaft, des böſen Gewiſſens, des Verbrechens.

Eine harmloſe Abart des unruhigen Blickes iſt der abſchweifende Blick des Zerſtreuten. Auch hier bewegt ſich der Augapfel mehr als beim normalen Menſchen, aber dies Muskelſpiel iſt nur ein Zeichen der Unfähigkeit des Betreffenden, längere Zeit mit Aufmerkſamkeit bei einem Gegenſtande zu verweilen, ein Thema des Geſprächs zu erſchöpfen, ſich in eine Frage zu vertiefen. Es iſt jene oberflächliche ſeichte Manier, die man in geſellſchaftlicher Converſation häufig antrifft, jenes Ueberſpringen von einem Stoff auf den andern, jener Mangel an intenſiverem Intereſſe, der ſich z. B. auch darin äußert, daß während eines Zwiegeſprächs der Blick bereits nach einer dritten oder vierten Perſon ausſpäht. Der, welcher dies bemerkt, hat ohne weiteres die Empfindung, daß dies Auge keiner ernſter angelegten, tiefer empfindenden, gediegen denkenden Perſon angehören kann. Dabei kann dieſelbe ganz harmloſer Natur ſein, während andrerſeits das berechnete Augenſpiel der Coketten die beſtimmte Abſicht verräth, Eindruck zu machen, Aufſehen zu erregen (daher das Volksthümliche „mit den Augen klappern"), leicht entzündliche Gemüther Unerfahrener in Flammen zu verſetzen. Wer die „Abſicht merkt", wird zwar nicht immer „verſtimmt", aber oft erheitert; denn er ſieht ſehr bald, daß er keine Flammenblicke echter Leidenſchaft vor ſich hat, ſondern ein pyrotechniſches Sprühfeuer, das praſſelnd verpufft.

Für viele Charakterzüge gibt erſt die Art des Blickes die charakteriſtiſche Begleitung, ähnlich wie die letztere ſehr oft erſt der Melodie das charakteriſtiſche Gepräge gibt. Zu den grauſamen Mienen des Tyrannen, den boshaften des Intriguanten ſtimmt der ſeitlich abgewendete oder ſchielende Blick, der ſein Opfer zu umſchleichen, Ränke zu ſpinnen ſcheint. Dem Verſchmitzten, der einen Genoſſen vertraulich in ein Complot verwickeln, oder auf eigene Fauſt Pläne ſchmieden will, iſt der halb verdeckte Blick eigen, der durch unvollkommenes Heben des Augenlids den Einblick in das Seelenleben halb verdecken und thunlichſt erſchweren möchte. Das Zudrücken eines Auges, das wir unwillkürlich vornehmen, um ſchärfer zu ſehen, iſt eine Begleiterſcheinung des Zweifels, des Mißtrauens. Es hat mit dem nachſichtigen „Zudrücken eines Auges" nichts gemein, denn dies deutet nur ſymboliſch an: „Ich will nicht alles geſehen haben", ſondern es iſt eine Art Beſtandtheil der „Spitzbubenphyſiognomie", die ausdrücken ſoll: „Mit dem einen Auge durchſchaue ich dich gründlich!" Wenn der Hochmüthige, Herablaſſende ſeinen Geſichtsausdruck dadurch vervollſtändigt, daß er ſeine Augenlider zum Theil herabgeſunken hält (eine Art willkürlicher Ptoſis), ſo will er damit ſeine Superiorität andeuten, die es nicht nöthig hat, um eines jeden Subjects willen ſo viel „Aufhebens" mit ſeinen Augenlidern zu machen, ſondern durch zurückgeworfene Kopfhaltung und die Verringerung der Augenſpalte zeigt, daß er unbedeutende Menſchen auch „überſehen" kann. Dieſelbe Perſon kann aber, Höheren gegenüber, die Augen ſehr gut vollſtändig öffnen, auch den Nacken beugen und in kriecheriſcher Liebedienerei, die den Blick devot zu Boden ſenkt, das möglichſte leiſten. An ſolche dünkelhafte

Digitized by Google

und dabei charakterlose Menschen muß man immer denken, wenn man in Rückerts „Weisheit des Brahmanen" die Worte liest:

„Die falsche Demuth lenkt, die Tücke senkt ihr Haupt;
Dem freien Muth hat Gott empor zu schaun erlaubt."

Welcher Gegensatz von dem an der Erde hinkriechenden Blick zu dem schwärmerisch emporgerichteten des Entzückten, des in einer Idealwelt lebenden Poeten, aber auch des Frommen und Asketischen, ein Blick, dem wir überall in der profanen Kunst wie auf den Heiligenbildern begegnen. Man sieht diesem Blick solcher Gestalten an, daß „ihr Reich nicht von dieser Welt" ist, daß ihr Geist „höheren Regionen" zustrebt, daß sie „über den Sternen" nach ewiger Wahrheit oder Schönheit suchen. Von diesem Blick völlig verschieden ist das weit aufgerissene Auge des Neugierigen oder Wißbegierigen, des Staunenden oder Verblüfften. Die Augenbrauen sind hoch emporgezogen; die Lider möchten alle Eindrücke in das Auge aufsaugen und einströmen lassen, keinem den Eingang wehren; ja Kinder und Landleute begleiten diese Bewegung noch mit weit geöffnetem Munde, als wollten sie die Gesichtseindrücke noch „verschlingen".

Die Art, wie die Menschen genießen, zeigt sich recht deutlich in dem Blick. Wenn lange Wimpern eines schönen Augenpaares dasselbe halb verdecken, die Augenachsen sich leicht nach oben wenden und nichts fixiren, sondern ein wenig auseinanderweichen, wenn zugleich die Secretion der Thränendrüsen eine minimale Steigerung erfährt, so daß das Auge feuchter wird, so kommt jener verschwimmende, verschleierte Blick zu stande, den wir als ein Zeichen edleren Genusses, hoher Wonne oder tiefer Empfindung am Menschen und an Bildwerken kennen. Der materiell genießende Epikuräer zeigt alle diese Erscheinungen in vergröberter Weise, in unedlerer Form, der Blick des Genußmenschen entbehrt jenes Zaubers, welcher das Sinnige und Duftige von dem Sinnlichen, Ordinären unterscheidet.

Einen nichtssagenden Blick hat der Alkoholist mit dem Idioten gemein. Stumpf, blöde, oft glotzend sehen solche Augen ihre Umgebung an; auf die verkümmerten oder toxisch gelähmten Hirncentren bewirken die Sinneswahrnehmungen zwar Empfindungen, aber psychisch geringe Eindrücke. Nur unvollkommen regen sie Vorstellungen, Begriffe und Ideen an. Auch eine phlegmatische, interesselose, energiearme Person besitzt solchen nichtssagenden, kaltschläfrigen Blick, der auf eine langsame, träge, engbegrenzte Gedankenwelt schließen läßt.

Aus allen diesen Beispielen, die sich leicht noch vermehren ließen, geht hervor, daß der natürliche, unverstellte Blick des Menschen in gutem und schlechtem Sinne sein Charakterbild für uns vervollständigt, ja für dasselbe fast unentbehrlich ist, daß aber der sogenannte Ausdruck der Augen auch vielfach künstlich beeinflußt, zur Täuschung bestimmt, ein Fälschungsmittel sein kann. Ein wenig hart spricht sich Sophokles aus, wenn er es für „die allergrößte Widerwärtigkeit" erklärt, „seine eigene Natur zu verleugnen". Aber leider leben wir so sehr in einer Welt des Scheins, des Conventionellen, des Sanctionirt-Unwahren, daß es oft schwer hält, die reine schöne „Augensprache", die sich ohne Nebenabsichten gibt, wie sie ist, kennen zu lernen. Jene unnachahmliche Grazie des klugen, fragenden, offenherzigen Augenaufschlags, des sittsam-schamhaften oder gedankenvollsinnenden Niederschlags gewahrt man im täglichen Leben nicht allzu häufig. Mehr noch als in der Wirklichkeit begegnet sie uns in der Kunst und auf der Bühne. Hervorragende Meister haben es verstanden, dem Stein Leben einzuhauchen, uns die verkörperte Anmuth auf die Leinwand zu zaubern und so manches liebliche oder von Leidenschaft bewegte Antlitz zu gestalten, dessen Augen zu uns sprechen, ja, die uns fast folgen, sich fast zu bewegen scheinen, so sehr ist ihnen alles Starre, alles Künstliche genommen. Die ganze Scala der Gemüthsbewegungen, von der Schalkhaftigkeit bis zur Heiterkeit, von der tiefsten Tragik bis zum höchsten religiösen Pathos kann aus den Augen von Kunstwerken zu uns reden — allerdings nur dann, wenn diese selbst die gleiche Sprache sprechen. Nicht minder lassen wahrhaft große Künstler und Künstlerinnen der Bühne uns ganz vergessen, daß dieser Blick, dieser Augenaufschlag „gemacht" oder „studirt" sind. Wir verstehen diese Sprache, wir empfinden sie mit, werden hingerissen oder heiter gestimmt, erhoben oder von Schmerz erfüllt:

„Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen,
Und haben sich, eh' man es denkt gefunden."

Darin gerade liegt der Triumph einer bedeutenden Schauspielkunst, daß ihre Mittel, Mimik und Handlung, Gesichtsausdruck und Augenausdruck, mit dem gesprochenen Wort in vollendeter Weise harmoniren.

Auch in der Symbolik redet das Auge vielfach zu uns. Das „Auge des Gesetzes" wacht, aber Frau Justitia trägt auch eine Binde um die Augen, damit alles Volk daraus ersehe, daß sie „blind", „ohne Ansehen der Person" urtheilt, nur nach Recht und Gesetz. Wir halten eine Besprechung „unter vier Augen", sprechen von einem Familiengeschlecht, dessen Erbfolge nur noch „auf zwei Augen" ruht und vielfach finden wir das von Strahlen umgebene „Auge Gottes" als Schmuck angebracht. So hat uns auch das Leben gewöhnt, aus den Augen zuweilen mehr herauszulesen, als wirklich darin steht. Jedenfalls glauben wir daran, daß „in ihnen das Herz liegt".

Daß dies bis zu einem gewissen Grade auch der Fall ist, davon dürfen wir überzeugt sein. So lange diese beiden Sterne im Antlitz eines uns lieben Wesens funkeln und leuchten, so lange sie sich noch bewegen und an dem Ausdruck seines Empfindens betheiligen, so lange, wissen wir, lebt, denkt, fühlt dieser Mensch. Noch „ist er unser". Erlischt die Lebenskraft, steht das Uhrwerk still, schlummert auch die Gehirnthätigkeit ein, so sind die ersten Zeichen des Hinscheidens an den Augen zu finden. Sie fixiren nicht mehr, ihre Muskelbewegung wird gelähmt und schwach, ihr Glanz macht leichter Trübung Platz, ihre „Theilnahme" an den üblichen psychischen Vorgängen schwindet, „die Augen brechen", d. h. ihre Innervation, ihre Activität, ihr Tonus, sind dahin. Und ist das letzte Fünkchen des Lebens wirklich erloschen, so stehen sie oft so lange starr offen, bis eine liebende Hand sie zudrückt. Denn thäte das niemand, so würde die eintretende Muskelstarre späterhin den Verschluß der Lider hindern und damit dem Angesicht den Ausdruck des friedlichen Schlafes rauben. Offenbleibende Augen würden dem Gesicht den Ausdruck schmerzlicher Leiden geben und damit dem Tode alles Versöhnende, Beruhigende nehmen. Nun aber die Lider geschlossen bleiben, nun erst ist auch das Auge zur ewigen Ruhe gekommen.

Neue Erzählungen.

II.

Wenn es von einem jungen Dichter heißt: „Einmal wöchentlich schrieb er ein Gedicht — ohne Reim, ohne Rhythmus, ohne Sinn, und da es ja immer Leute gibt, die sich von dem angezogen fühlen, was sie nicht verstehen, hatte er wirklich einen kleinen Kreis von Bewunderern gewonnen," so ist damit die schlagendste Kritik jener sonderbaren Ergüsse gegeben, welche Peter Altersberg diesmal unter dem Titel „Ashantee" (Berlin, Fischer) veröffentlicht. Es ist möglich, daß mir das Organ für diese

dichterische Kraft fehlt, aber ich kann weder das verzückte Gestammel der abgerissenen Rhapsodien, die dieser sonderbare Rousseau seinen schwarzen „Paradiesesmenschen" singt, noch die Gesellschafts- und Gesprächsbilder, welche von wenigen kleinen Vorstellungen nicht loskommen können und dieselben immer mit denselben Worten wiederholen, ernst nehmen. Was eine Reihe afrikanischer Zahlwörter, der Abdruck eines Artikels aus Meyer's Conversationslexikon, die Adresse einer Aschanti-Schönen oder ein Brief an sie, dessen Englisch der Verfasser offenbar in ihrer Schule gelernt hat, an dichterischem Reize birgt, muß man offenbar fühlen, um es zu begreifen. Ich fühle es nicht und kann Altenberg, sowie seine Bewunderer und Verkünder nur lächerlich finden. — Zu jenen Schriftstellern, welche das literarische Modekleid tragen, ohne daß es ihnen auf den Leib passen würde, gehört auch Carry Brachvogel mit: „Der Erntetag und Anderes" (Berlin, Fischer). Er versucht alles: den in wenige Sätze zusammengepreßten Roman, die Dialogskizze in Art der Gyp, die satirisirende Humoreske, das Charakterbild eines verwöhnten, gefeierten Dichters — all dies mit unleugbarer handwerksmäßiger Geschicklichkeit. Es sind oft nur wenige Linien, die seine Arbeit von der des wirklichen Talents scheiden, aber gerade diese sind verzerrt und erkünstelt. Es liegt nahe, die eine Novelle „Ihr Dichter" an dem oben erwähnten „Lebenskünstler" Gabriele Reuters zu messen: sie verhalten sich zu einander wie Original und schlechte Copie. Gerade Brachvogel hätte nicht nothwendig, in einer sehr farblosen Vision die Schablonirung der Gestalten des deutschen Familienromans aufziehen zu lassen — wie leicht konnte man ihm die Schatten seiner Vorbilder heraufbeschwören. Hat Brachvogel die äußeren Allüren des modernen Schriftstellers angenommen, so tragen uns in Karl Hauptmanns: „Sonnenwanderer" (Berlin, Fischer) die leicht bewegten Wellen andeutender Stimmungsmalerei in ein im Nebel verschwindendes Nirgendheim der Phantastik. Gerade an den Nachahmern werden die Grundfehler der Richtung, der sie folgen, klar. Sie sucht das Unsagbare auszudrücken und jene vom Gehirn nicht appercipirten Vorstellungen wiederzugeben, deren sich der Mensch gar nicht bewußt werden kann. Im Augenblicke aber, wo das nicht von den Sinnen Aufgenommene durch das Wort fixirt wird, ist es bereits eine ganz deutliche Vorstellung geworden, die neben all den andern ins Bewußtsein getretenen gleichberechtigt zu stehen kommt. Daraus entsteht in solchen Studien, wie den vorliegenden, eine beständige Folge wechselnder Stimmungen, ohne daß eine derselben leitend hervortreten könnte. Ein zweiter Fehler ist — und Hermann Bahr hat ihn jüngst in einem Aufsatze der „Zeit" zum künstlerischen Prinzip erhoben — daß der Verfasser gar nicht mehr schildert, sondern einfach ein Wort, z. B. „Baum" ausspricht, mit dem er eine ganz bestimmte, von ihm empfundene Vorstellung verbindet und vom Leser fordert, daß auch in ihm derselbe Begriff „Baum" erstehe. Nun wird dies gewiß manchmal der Fall sein: dann wird auch der Leser dem Autor nachempfinden können. Zumeist aber werden die Vorstellungen im Leser andere sein oder durch das einfache Schlagwort „Baum" keine Anregung finden: dann bleibt der ganze Vorgang in der Phantasie des Dichters dem Publicum unverständlich und das höchste Gesetz, daß Schriftstellerei Mittheilung ist, erscheint unerfüllt. Wie diese letztere Manier besonders die Production der jüngsten österreichischen Dichterschule charakterisirt, mag einer anderen Gelegenheit zur Ausführung vorbehalten werden. Karl Hauptmanns Buch weist beide Gebrechen im äußersten Maße auf. In Schlagworten gibt er die Effecte der Gedanken, seine Menschen leiden und jubeln ohne sichtlichen Grund; denn daß sie „das Leben empfinden", kann schwer als solcher gelten; eine „Kahnfahrt" verflüchtigt jede Schilderung in musikalische Klänge, die Sehnsucht nach dem Unendlichen und Unermeßlichen führt zur Formlosigkeit, welche, wie Grillparzer einmal sagt: „ein Hauptingrediens der sogenannten Romantik ist, von jeher ein Zeichen eines schwachen, künstlerischen Geistes, der sich selbst und seinen Stoff zu beherrschen nicht vermag". Und auch ein anderes Wort Grillparzers gilt für diesen Dichter: „Jeder glaubt, er müsse mehr sein, als er selbst". Denn dort, wo er sich nicht verpflichtet fühlt, hinter das Leben zu sehen, sondern aus seiner schlesischen Heimath sich wirkliche Figuren, wie die seines „Freigeist in den Bergen" holt, oder ein dem „Hannele" seines Bruders ähnelndes tragisches Bild „Erlöser Tod" entwirft, spricht echte, dichterische Begabung.

Ein Ritt ins alte romantische Land ist in diesen Tagen eine solche Seltenheit, daß schon deßhalb Anton Frhrn. v. Perfalls: „Die Krone" (8. bis 12. Tausend. Berlin, Schall u. Grund) Erwähnung verdienen würde. Der Gedanke der Verherrlichung des erblichen Königthums, auch gegen den muthigen Kronprätendenten, der ahnungslos, daß er selbst der Erbprinz sei, gegen sich als berechtigter Träger der Krone streitet, um schließlich die Wirkung des goldenen Reifs würdigen zu lernen, ist an sich tief und seinem geistigen Gehalt nach schön durchgeführt, doch leidet die Handlung an starken Unwahrscheinlichkeiten, und die einzelnen Gestalten, Prinz Aor selbst, König Gilpaikan und die liebende Mircha sind etwas blutleer ausgefallen. Als „Roman aus den letzten Jahrzehnten" gibt sich Friedrich Koch-Breubergs: „Siegfried der Träumer" (Innsbruck, Wagner), ein wahrhaft jammervolles Product, das aber manchen Leser vielleicht durch seine Anspielungen auf Persönlichkeiten des bayerischen Königshauses interessiren könnte. — Die Legende der heiligen Justina erneut Ernst v. Wildenbruch in „Der Zauberer Cyprianus" (Berlin, Freund u. Jäckel). Der Krieg, den Cyprianus gegen das Christenthum streitet, führt ihn zur bekehrten Justina; vor ihrem sieghaften Glauben erwacht in ihm die Eifersucht auf ein Glück, das er nie errungen; ihr Verhältniß wird zum erbitterten Kampf der Geschlechter, in dem Justina und ihre religiöse Ueberzeugung siegt. Wildenbruch fehlt das innere Verhältniß zu dem Stoffe, der echte Glaube, und damit bleibt trotz aller Virtuosität der Darstellung das Bild kalt und glanzlos; einiges, wie Justina's heiliges Lachen, ist sehr manierirt. Von Wildenbruch möchte man, wie Hebbel von Kleist, sagen: „Er ist ein Maler, der erfundene Schlachten malt."

Ungemein reich ist die Uebersetzungsliteratur vertreten, aus der manche Erscheinung bereits hervorgehoben wurde. Sie hat dann besonderen Anspruch auf Beachtung, wenn sie ein wirklich nationales Werk dem Weltverkehr zu vermitteln sucht. Ganz eigenartig sind die von Sophus Reich mitgetheilten: „Kajakmänner. Erzählungen grönländischer Seehundsfänger" (Berlin, Fischer) in ihrer lakonischen Eintönigkeit und lichtlosen Resignation im Kampfe um eine ärmliche Existenz. Gerade der Mangel jeder schriftstellerischen Ausschmückung wirkt in seiner unverkennbaren Echtheit. Dem Interesse, das für Sonja Kowalewska in der deutschen Literatur herrscht, tragen die von Louise Flachs übersetzten „Jugenderinnerungen" (Berlin, Fischer) Rechnung. Wer sich für ihre Entwicklung interessirt, kann hier die Wurzeln ihres selbständigen Wesens in einer vernachlässigten, liebeleeren Jugendbildung finden, und die zwei Seiten ihrer Begabung, die mathematische auf Anregung eines Onkels, die literarische auf die schriftstellerischen Versuche ihrer älteren Schwester zurückgeführt sehen. Durch letztere werden Beziehungen zu Dostojewski angeknüpft, die zu persönlichen, äußerst anziehend geschilderten Begegnungen führen. Während diese weibliche Natur sich in ihrer Abgeschlossenheit zur verstandesmäßigen Klärung durchrang, hat in

Digitized by Google

einer heute vielgenannten Italienerin, Neera, wie sie in ihren „Jugenderinnerungen“ („Im Traum und andere Geschichten. Uebersetzung von Helene Katz.“ Zürich, Erfurt, Leipzig, Moos) erzählt, die Selbstausbildung eine Trennung des Phantasielebens, das sich in Träumen und Hallucinationen verliert, vom festen Boden der Beobachtung, die sie in sorgsamen Analysen bekunden möchte, erzeugt. Diese Zweiseitigkeit ihres Wesens offenbaren auch ihre, meiner Ansicht nach stark überschätzten Schriften. Rhetorische Phantastik herrscht in der ganz unplastischen Erzählung „Im Traum“, während kleinere Skizzen recht flache und bedeutungslose Anekdoten erzählen. Höher steht „Einsame Seele“ (übersetzt von Lothar Schmidt. Berlin, Schuster u. Löffler), eine psychologische Studie, zu der sie außer ihrem Selbst noch das Modell einer Schauspielerin, in der man Züge Eleonora Duse's leicht erkennen kann, vor sich gehabt. Sie geht auch in diesen ganz persönlichen Mittheilungen an einen Freund nirgends aus sich selbst heraus; Ereignisse und Umgebung spielen nur soweit eine Rolle, als sie sich auf sie beziehen. „Etwas ist in mir, das mich ganz gefangen hält“, ist der Grundton ihres Wesens, der auch ihre ganze schauspielerische Natur durchzittert. Auf der Bühne vergießt sie ihre eigensten Thränen vor Tausenden, öffnet ihre glühende Seele allen denen, welchen es daran gebricht. Sie ruft aus, daß das Publicum Recht habe, sich seine Künstler zu idealisiren, „denn zu Zeiten sind wir wirklich des Gottes voll“. Aber wenn der Genius fort ist, werden sie zu gewöhnlichen Menschen. Darum zittert sie, wenn sich aus der Menge ihr jemand nähert: „ich weiß, daß ich dann einen Freund verliere“. Solche feine Bemerkungen stehen manche in dem Buche; der Sensitivismus einer weiblichen Persönlichkeit wird schwer eine bessere Ausdrucksform finden. Der Ausspruch: „Es ist wie ein leises Weinen, das von ferne kommt“, charakterisirt das Wesen des Werkes. Daneben stehen aber starke Trivialitäten, die mit großer Emphase vorgetragen werden, über Bildung, Gesellschaft, Liebe; angelesen sind die Tiraden gegen das Mitleid, die Verherrlichung des Hasses. Und was die Verfasserin in ihrer biographischen Skizze selbst zugesteht, ihren geringen Formsinn, bewahrheitet sich auch hier, allerdings nicht in dem äußerlichen Sinne, in dem sie den Begriff faßt; sie ermangelt einer strengen Form des Denkens.

Von einer anderen Seite sieht ihr Landsmann G. Verga die Bühnenkünstlerin in „Eva“ (übersetzt von Mizi Stein. Prag, Dominicus). Verflüchtigt und vergeistigt Neera die Contouren, so sind sie in dieser, stofflich Daudets Sappho nachempfundenen Erzählung mit einem dicken Pinsel an die Wand geworfen. Die Figur der Ballettänzerin in ihrer Mischung von wirklicher Liebe und bloßer Laune ist mit rohem, aber hinreißendem Temperament geschaut und dargestellt; auch der Liebhaber hat, besonders in der Enttäuschung, die er erfährt, wie sie ihm wirklich in sein ärmliches Stübchen folgt, sein behandelte Momente, artet aber, nachdem sie ihn verlassen und er seinen Nachfolger auf dem Balle zum Duell fordert, in eine groteske Karikatur aus. Es ist möglich, daß man dem Verfasser nicht ganz gerecht wird in einer Uebersetzung, die an Nachlässigkeit das möglichste leistet. Zu den beachtenswerthesten Erscheinungen zählt ein Schwede Per Hallström mit einem Bande Skizzen: „Verirrte Vögel“ (übersetzt von Francis Maro. Zürich, Erfurt, Leipzig, Moos). Er erinnert in seinen socialen Tendenzen an John Henry Mackay, ist aber viel beweglicher und reicher an Tönen. Scharfe Satire gegen die Gesellschaft und ihre begünstigten Vertreter wechselt mit liebevollem Versenken in die Seelen der Armen, ja selbst der Thiere; er versteht die Maeterlinck'sche Kunst, die Linien zu verwischen, aber auch wieder die karikirten Umrisse eines Poe nachzuziehen. Ein leitender Gedanke läßt sich durch die bunte Menge der Bilder verfolgen: die Vertheidigung der Lebenslüge. Er sieht in ihr das Glück des Vagabunden, den Trost, der dem Armen sein Loos zum Glücke gestalten kann, dem Blinden sein Auge ersetzt, dem Einsamen aus dem elenden Wirthshause ein trauliches Heim schafft und den Feldarbeitern eine Vision der Behaglichkeit vorzaubert. „Es wird zu wenig gelogen in unserm Heimathlande“, ruft der Dichter aus und fordert „frische üppige Lügen“, wie er sie selbst mit verschwenderischer Phantasie gegeben. So quillt ihm Poesie aus jedem Stoffe und Menschen: ein sterbendes Pferd wirkt fast ebenso erschütternd wie die Todesphantasien eines Kindes; der Projectmacher, den seine kecken Ideen schon beglücken, wie die arme Mutter, die ihr ertrunkenes Kind in stummer Verzweiflung in den Armen wiegt, sind von gleich vollendeter Plastik. Man hat die bestimmte Empfindung, daß in Per Hallström der Welt ein neuer großer Dichter erstanden ist.

Alexander v. Weilen.

Mittheilungen und Nachrichten.

r. Verse von Hugo Teeberg (Großenhain, Baumert u. Range). — Unsre Zeit trägt das Merkmal des fin de siècle: überfeinerlich symbolisch und derb realistisch, blasirt und überreizt, dialektische Schärfe und philosophische Gelassenheit, alle diese Strömungen wogen durcheinander und bilden einen interessanten Tummelplatz der Geister in Dramen und Romanen, aber es ist ein ungünstiger Boden für die Lyrik. Als leichter Blüthenkranz stellen sich uns Hugo Teebergs „Verse“ dar. Jener echte Hauch der Poesie strömt uns daraus entgegen, der, aus dem Leben aufsteigend, ohne Absichtlichkeit, ohne Empfindelei Jedem eine Gabe reicht: der Zwiespalt im Menschenherzen, das Streben nach dem Mächtigen, Vollkommenen, die Bescheidung, die die Erkenntniß mit sich bringt, nicht zu elegischer Entsagung und Thatenlosigkeit, sondern zu abgeklärtem Wirken, für die Scala all dieser Stimmungen findet der Dichter temperamentvollen und innigen Ausdruck. Die Uebertragungen aus dem Französischen und Englischen sind sehr gewandt und haben das Colorit der Originale festgehalten dergestalt, daß sie den Eindruck unmittelbarer Eingebungen hervorbringen.

k. Schwedische Reiseliteratur. Der jährlich wachsenden Zahl von Reisenden, die Schweden zur Erholung, zum Genusse der großartigen Natur oder zu Studienzwecken besuchen, sind in der letzten Zeit durch die Bemühungen des schwedischen Touristenvereins einige werthvolle Hülfsmittel beschert worden. In erster Linie steht ein mit finanzieller Unterstützung in deutscher Sprache herausgegebenes Reisehandbuch „Schweden“ (Stockholm, Wahlström u. Widstrand, 1897, 4 Kronen). Das Werkchen beruht auf vieljährigen Vorarbeiten, die auf Anregung und auf Kosten des genannten Vereins gemacht worden sind; doch beschränkt sich die Darstellung naturgemäß auf die Gebiete, die durch genügende Verkehrsmittel und Unterkunftshäuser dem Fremden ohne allzugroße Mühe zugänglich sind. Die Hauptredaction des Buches ruhte in den Händen des Dr. O. Andreasson, die Routen beschrieb Axel Ramm, die deutsche Uebersetzung und der beigegebene Sprachführer stammen von C. O. Nordgren. Als Muster der Disposition und Stoffauswahl dienten die bewährten Handbücher von Baedeker. Recht instructiv und auch dem Nichteisenden zu empfehlen ist die als Einleitung vorausgeschickte, von einem warmen, patriotischen Hauche belebte Skizze der schwedischen Sprache, Literatur und Kunst. Der deutsch-schwedische Sprachführer dürfte dem Reisenden oft in der Noth zu Hülfe kommen; daß die Behauptung der Verfasser, daß man im allgemeinen sicher sein könne, in den Städten jederzeit Personen zu treffen, die wenigstens etwas Deutsch, weniger häufig Englisch verstehen, haben mehrere Freunde und ich selbst nicht bestätigt gefunden; natürlich verhungere man noch in Schweden nicht durch Unkenntniß der Landessprache, namentlich wenn man die nöthigen Kronen in der Tasche hat; aber es kam doch vor, daß im ersten Hotel von Stockholm der bei Tische bedienende Kellner nichts als Schwedisch verstand, und wiederholt trafen wir Beamte und Studenten, mit denen eine Verständigung weder in der deutschen, noch in der französischen oder englischen Sprache möglich war. Ich führe das natürlich nicht an, um damit einen Vorwurf zu

begründen, sondern vor, um die Angabe des Reisebuches zu berichtigen, und um zu zeigen, daß einige Beschäftigung mit der so wahrklingenden schwedischen Sprache für den Reisenden auch aus praktischen Gründen empfehlenswerth ist. Auch in einigen anderen Punkten sind die Angaben des Buches wohl infolge des ja an sich höchst lobenswerthen patriotischen Bestrebens etwas zu optimistisch gerathen; z. B. wurde uns die Bemerkung, daß die Revision des Reisegepäcks nirgends streng sei, in Trelleborg gründlich widerlegt; das Examen wurde mit einer geradezu unerhörten Peinlichkeit vorgenommen, über die sich sämmtliche Reisegenossen, endlich glücklich im Eisenbahncoupé angekommen, noch lange beklagten. Dem Texte des Buches sind eine Reihe guter Specialkarten und ein großer Plan von Stockholm beigegeben. Als Ergänzung dieses zusammenfassenden Reisebuches dienen einige ebenfalls vom schwedischen Touristenvereine herausgegebene, mit zahlreichen Illustrationen ausgestattete Broschüren, wie die „Bilder aus Schweden", „Schweden. Einige Winke für Touristen", „Eine Rundfahrt mit Dampfer um und durch das südliche Schweden" und ähnliche mehr.

Im Anschluß an den Artikel über Hartwigs „Bendis" (Beilage 230) macht ein Pariser Leser, Hr. René Paaux, die Redaction darauf aufmerksam, daß das in Platons „Staat" geschilderte erste Bendisfest vermuthlich nach 409 gefeiert worden sei, daß also die älteste, von Hartwig um 440 angesetzte attische Darstellung der thrakischen Göttin nichts mit diesem Feste zu thun habe. Zu welcher Zeit der platonische Dialog spielt, ist mit Sicherheit nicht auszumachen. Der Verfasser der „Bendis" hat keine Entscheidung gewagt; er scheint geneigt, das von Platon geschilderte Fest als Anlaß des Vasenbildchens zu betrachten, läßt aber die Möglichkeit offen, daß der Cult privatim schon lange bestand, mit diesem Fest jedoch die staatliche Anerkennung fand. Jedenfalls ist der Cult um 444 schon da, denn kurz darauf spielt Kratinos in seinen „Thrakerinnen" auf die fremde Göttin an, und um dieselbe Zeit malt sie ein attisches Vasenmaler auf einen seiner Gefäße. Das Wahrscheinlichste ist da wohl in der That, daß der jahrzehntelang schon gepflegte Cult bald nach 409 vom Staat anerkannt wurde, und daß es die ersten officiellen, mit besonderem Glanz gefeierten Bendideen waren, zu denen Platon seinen Lehrer nach dem Piräus wandern läßt. B. Snuer.

γσ **Berlin.** In der nebenstehenden Octobersitzung der „Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre" (Vorsitzender Landgerichtsrath Dr. Felix Meyer) sprach der hervorragende Germanist Professor Dr. Georg Cohn (Zürich) über die „schweizerische Gemeinderschaft". Selten weist ein Rechtsgebiet, wie das schweizerische sich darstellt, neben ganz neuen Rechtsgedanken, so etwa führte der Redner aus, so starke Reste patriarchalischer Rechtsverhältnisse auf. Wir finden hier neben dem Referendum, dem Normalarbeitstag auch die sogenannte „Gemeinderschaft", eine Art von Gütergemeinschaft unter Geschwistern und Miterben. Diese „Gemeinderschaft" ist nur in 6 Cantonen gesetzlich geregelt. In Zürich und Schaffhausen tritt sie nur durch einen gerichtlich bestätigten Vertrag ein, in der Westschweiz (Freiburg, Waadt, Neuenburg) finden wir sie als sogenannte indivision, die schon durch die bloße Thatsache der Nachsetzung einer Erbtheilung besteht. Unter dieser Gemeinderschaft wird der Vertrag verstanden, wodurch Geschwister ihr Gut zu einem gemeinen Gut zusammenlegen. Keines der Geschwister, der Gemeinder, kann über den ihm zukommenden Antheil des Gesammtguts frei verfügen, es darf ihn weder verkaufen noch verpfänden. Der Verdienst des Einzelnen spielt keine Rolle, hinsichtlich seiner Ansprüche an dieses gemeine Gut, er mag noch aber niedrig sein, jeder Erwerb fließt dem Gesammtgute als solchem zu. Beim Todesfall eines kinderlosen Gemeinders fällt dessen Quote auf die Ueberlebenden. In allen Fällen bedingt die Gemeinderschaft auch die gemeinsame Wirthschaft. Der Vortragende stellte nunmehr die Details der Gesetzgebung der einzelnen Cantone dar und widerlegte, bei seiner Besprechung der praktischen Anwendung des Instituts im Rechtsleben, die Fabel, wonach aus der Gemeinderschaft niemals Processe entstanden seien, an der Hand einzelner Erkenntnisse. Auf Grund von Mittheilungen der Mitglieder des Schweizerischen Bundesgerichts ist das Institut der Gemeinderschaft heute in den Cantonen Freiburg, Waadt und Neuenburg völlig im Absterben. Dagegen bestand die Gemeinderschaft im älteren schweizerischen Recht, das durch den Vortragenden dem geltenden Recht vergleichend gegenübergestellt wurde. Die erste gesetzliche Regelung des Institutes unter Anerkennung seiner bedeutsamsten Rechtsfolge (der Accrescenz) findet sich in der Handfeste von Freiburg vom Jahre 1249. Es entsteht nunmehr die Frage: wie ist die Gemeinderschaft entstanden? Sie ist nach den Darlegungen des Redners keineswegs aus der Unfreiheit hervorgegangen, obschon sie thatsächlich besonders oft unter Hörigen, zumal Gotteshausleuten, vorkam, wobei sie diesen durch eine eigenthümliche Regulirung der directen Erbabgabe, des sogenannten „Falls", bei Todesfällen von Gemeindern eine große wirthschaftliche Erleichterung gewährte. Denn die Steuer, die nach dem Tode des Hörigen an den Grundherrn zu entrichten war und besonders drückend empfunden ward, konnten sich die Erben des Hörigen durch das Institut der Gemeinderschaft dergestalt erleichtern, daß, falls die Hörigen Gemeinderschaften bildeten, die Steuer immer nur beim Tode des Aeltesten fällig ward. Der wirkliche Ursprung der Gemeinderschaft ist vielmehr in der Hausgenossenschaft zu suchen, deren Entwicklung und Geltung bei arischen und nichtarischen Völkern, bei Stämmen mit Vaterrecht wie bei solchen mit Mutterrecht, nachgewiesen worden ist. Nach Kohler ist insbesondere bei allen arischen Stämmen der Rechtszustand ursprünglich communistisch; aus diesem communistischen Zuge entspringt auch die Gemeinderschaft. Der Vortragende illustrirte seine Darlegungen durch eine Reihe interessanter Beispiele; nur kurz berührte er die indische joint family, die keltische zadruga, Kucá und Inokosna. Eingehender betrachtete der Vortragende alsdann die französischen communautés tuisibles. Diese Institution wird aus Beaumanoir bis zu ihren letzten Resten in unserm Jahrhundert (maison des fault, Peray, Béjus) und zu ihren Nachkommen in Palästina (assises de Jérusalem, cour des bourgeois) und zu Canabo verfolgt. Auch wird der durch Brentano in Wälschtirol entdeckten Hausgemeinschaft und einiger anderer Reste des Instituts in Europa, zu namentlich in Südrußland, gedacht. Der zunehmende Individualismus im Erwerbs- und Rechtsleben ist dem Institut der Gemeinderschaft nicht günstig gewesen. Das Institut ist heute kaum noch lebensfähig; daraus ergibt sich die ihm feindliche Stellung der neueren Codificationen, insbesondere des neuen „Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuchs" (vergl. die §§ 310, 2033, 2042 und 2043), das jedem Miterben gestattet, die Auseinandersetzung zu verlangen und ihm die freie Verfügung über seine Quote überläßt. Merkwürdig ist deßhalb die überaus günstige Behandlung, die, nach den Ausführungen des Vortragenden, die Gemeinderschaft im Vorentwurf des schweizerischen Civilgesetzbuchs gefunden hat und die nach der Absicht des Gesetzgebers später sogar zu Vorschlägen zwangsweiser Gemeinderschaften unter bäuerlichen Miterben bei starker Verschuldung des Looses führen soll. Diese Behandlung im schweizerischen Entwurf zum Civilgesetzbuch hat viele Anhänger gefunden. Nach Brentano stimmt der Erhaltung des Instituts der Gemeinderschaft zu. Man muß sagen, die Vortheile der Gemeinderschaft liegen in der Erhaltung und Kräftigung des Familiensinnes; sie hat zur Verminderung der Criminalität beigetragen, hindert die Theilung der Güter und dient dergestalt als Gegengewicht gegen die Verarmung von Familien. Der Vortragende steht den Einwürfen, die man gegen die Gemeinderschaft erhoben hat, ablehnend gegenüber. Er legte dar, der Vorwurf sei namentlich unbegründet, daß die Gemeinderschaft das Bewährungsstreben des Einzelnen hemmen und zu den industriellen und commerciellen Aufschwung hindern und schädigen werde; denn jeder Einzelne genießt doch die Vortheile, die seine Arbeit der Gesammtheit schafft, damit entsteht auch ihm selbst ein Zuwachs. Daß die Gemeinderschaft wird in unserer Zeit dem Sondergute weichen müssen; sie wird sich nicht halten können, die Entwicklung zeigt dies an. Die zwangsweise anzuordnende Einführung der Gemeinderschaft findet den Beifall des Vortragenden nicht; er hält solches Bemühen für fruchtlos. — Mit dem Dank des Vorsitzenden an den Vortragenden, der durch die mit Bernhöft zusammen geleitete „Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft" um diese Disciplin sich sehr verdient gemacht hat, schloß die Sitzung, da eine Discussion nicht belebt ward.

< **Kopenhagen,** 21. Oct. Vor einem auserlesenen Publicum, das den großen Saal des Concertpalais bis zum letzten Platze füllte, hielt der bekannte schwedische Entdeckungsreisende

Dr. Sven Hedin gestern einen durch zahlreiche Lichtbilder illustrirten, hochinteressanten Vortrag über seine 3½jährige Reise in das Innere Asiens. Die ganze königliche Familie war zugegen und der Kronprinz, als Präsident der kgl. geographischen Gesellschaft, auf deren Einladung Hedin nach Kopenhagen kam, bewillkommnete den kühnen Forscher in einer herzlichen und vorzüglich geformten Rede, ihm als Anerkennung seiner Verdienste die goldene Medaille der Gesellschaft überreichend. Dr. Hedin hat bisher nur in Stockholm über seine Reise gesprochen und teilt erst jetzt seine Vortragsreise ins Ausland an. Ein auf knapp zwei Stunden bemessener Vortrag kann natürlich kein erschöpfendes Bild geben von den vielen Erlebnissen, Gefahren und Widerwärtigkeiten, dem Wagemuth und der Ausdauer, die nöthig waren auf einer so langen Reise in einem Lande, das zum größten Theil bisher noch kein menschlicher Fuß betrat, und ganz besonders geschieht der bedeutenden wissenschaftlichen Resultate, zu deren Ausarbeitung Jahre hingehen werden, nur flüchtig Erwähnung. Im Jahre 1893 legte Hedin, der auf zwei früheren Reisen in Asien Vorstudien gemacht hatte, seinen Plan zu einer großen Forschungsreise dem König Oskar vor, und dieser gab einen großen Beitrag zu der verhältnißmäßig geringen Summe von 34,000 Kronen, die Hedin zur Ausführung seines Planes nöthig erachtete. Im Januar 1894 brach Hedin auf und begab sich, begleitet von 4 Mann und etlichen Kamelen, nach Pamir. Durch wilde Berglandschaften, über tiefe Abgründe, durch Eis und Schnee ging der mühsame Weg in einer Temperatur, die im Laufe eines Tages zwischen 50 Graden wechseln konnte, bis zu — 34 Grad sank und häufig bei brennender Hitze in der Sonne, im Schatten — 10 Grad aufwies. Im April ward die Besteigung des mächtigen Berges Muztaghata versucht, auf dessen Gipfel, wie die wenigen Eingeborenen, auf die er traf, ihm mit tiefem Ernst versicherten, in den Wolken verborgen eine Stadt liegt, dessen glückliche Bewohner ein Leben wie im Paradies führen. Weiter als 20,000 Fuß gelang es nicht emporzukommen: heftige Schneestürme trieben die Reisenden zurück. In Kaschgar überwinterte Hedin und begab sich im Frühjahr 1895 mit einer ganzen Karawane von Leuten, Kamelen, Hunden und Schafen wieder auf den Weg. Die Reise ward unendlich beschwerlich, und als die Karawane schließlich in unbekannte Wüstengebiete gerieth, rafften furchtbare Landstürme, Hunger und vor allem der unleidlich quälende Durst Menschen und Thiere hinweg, so daß Hedin zuletzt nur einen einzigen Begleiter behielt. Total ermattet traf er ein leider ausgetrockneten Flußbett und wollte bereits verzweifelnd umkehren, als eine aufsteigende Ente ihm eine Quelle zeigte, die ihm und seinem schon bewußtlosen Begleiter zur Rettung ward. Den Winter 1895 brachte er in Chotan zu und machte von dort aus kleinere Ausflüge, bei denen er in der Wüste auf Reste alter Wohnungen, ganze Schaaren wilder Kamele und riesige Schwärme von Mücken traf. Um die letzteren, die den Reisenden große Beschwerden verursachten, zu vertreiben, zündete man die abgestorbenen Reste von eingetrockneten Pflanzen im Boden eines großen Sees an. Dieser brennende See, ein ungeheures Flammenmeer, gewährte einen herrlichen Anblick. Von seinen Begegnungen mit den uncivilisirten Völkerstämmen, die ihn jedoch in der Regel gastlich aufnahmen, von einzelnen feindlichen Angriffen und von seiner endlichen Ankunft in Peking erzählte Sven Hedin lebhaft und anschaulich und zahlreiche Photographien, Aquarelle und Federzeichnungen unterstützten den interessanten Vortrag, den starker Beifall lohnte, auf das wirksamste. Nach Beendigung des Vortrags überreichte der König persönlich dem Forscher das Commandeurkreuz des Danebrog. Von hier begibt Hedin sich noch St. Petersburg.

* **Jena.** Der außerordentliche Professor an der Universität und Prosector für Histologie, Ontogenie und vergleichende Anatomie am anatomischen Institut, Dr. Richard Semon, hat sein Lehramt an der hiesigen Universität niedergelegt. Semon, der in weiten Kreisen durch seine Forschungsreise nach Australien bekannt ist, will, wie verlautet, nach England übersiedeln.

* **Leipzig.** Die philosophische Facultät der Universität hat dem „Leipz. Tagebl." zufolge die Bestimmungen für Erlangung der philosophischen Doctorwürde insofern geändert, als in Zukunft nicht mehr in absentia promovirt werden kann.

* **Berlin.** Am 21. October starb in Folge eines Unfalles der Director des Biologischen Instituts am Müggelsee, Prof. Johannes Frenzel, ein verdienstvoller Naturforscher, der früher eine Zeit lang Professor der Zoologie an der Universität Cordova in Argentinien gewesen war und sich später, durch Begründung der obengenannten Station, ein reiches Arbeitsfeld für allgemeine biologische Forschungen geschaffen hatte. — Der Geheime Regierungsrath und Provincialschulrath a. D. Dr. Wilhelm Münch ist zum ordentlichen Honorarprofessor in der philosophischen Facultät der Universität Berlin ernannt worden. — In Blankenburg in Thüringen starb am 14. October der volkswirthschaftliche Schriftsteller Dr. Kuno Frankenstein aus Berlin im noch jugendlichen Alter von 36 Jahren. Er hatte sich wissenschaftlich einen Namen gemacht durch seine zahlreichen Schriften über die Arbeiterfrage und die Lohnstatistik, sowie durch die Herausgabe eines „Hand- und Lehrbuches der Staatswissenschaften". Eine Reihe von Jahren war er Generalsecretär des Verbandes der Haus- und städtischen Grundbesitzervereine Deutschlands und später leitete er die „Zeitschrift für Agrarpolitik" und begründete die „Zeitschrift für Literatur und Geschichte der Staatswissenschaften". Hier war er auch in weiteren Kreisen durch seine Thätigkeit als Docent für Nationalökonomie und Socialpolitik an der Humboldt-Akademie bekannt geworden.

* **Breslau.** Als Vorstand der Abtheilung für analytische, anorganische und physikalische Chemie ist der bisherige Privatdocent in Göttingen, Dr. Küster, an die hiesige Universität berufen worden.

* **Wien.** Wie der „N. Fr. Presse" aus medicinischen Kreisen mitgetheilt wird, ist es dem Docenten an der hiesigen Universität Dr. Leopold Müller gelungen, den Bacillus zu entdecken, der die ägyptische Augenkrankheit hervorruft. Hr. Dr. Müller wird demnächst öffentlich über seine Entdeckung Näheres mittheilen. — Der Inscriptionstermin an der Universität ist vorgestern abgelaufen, die Vorlesungen wurden bereits von nahezu allen Professoren der philosophischen Facultät aufgenommen. Bisher wurden im ganzen 34 Hörerinnen, darunter drei ordentliche Hörerinnen, aufgenommen und 20 Damen mit ihren Aufnahmsgesuchen an das Unterrichtsministerium verwiesen. Die voraussichtlich günstige Erledigung dieser Aufnahmsbewerbungen vorausgesetzt, dürfte demnach die Zahl der inscribirten Hörerinnen an der hiesigen philosophischen Facultät etwa 50 betragen. Von den 34 aufgenommenen Hörerinnen haben als Hauptfächer gewählt 4 die Naturwissenschaften, eine die Humanistik, 7 Mathematik und Physik, 13 Geschichte und Germanistik, 8 Philosophie, eine die Kunstgeschichte.

* **Zürich.** Der Professor der Psychiatrie an der hiesigen Universität Dr. August Forel, ein Schüler v. Guddens in München, hat, wohl infolge der heftigen öffentlichen Angriffe, die er als Vorkämpfer der hypnotischen Behandlung der Geisteskranken und als eifriger Vertreter der Enthaltsamkeitsbewegung erfuhr, sein Lehramt niedergelegt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Die vier kanonischen Evangelien nach ihrem ältesten bekannten Texte. Uebersetzung der syrischen, im Sinailkloster gefundenen Palimpsesthandschrift von Adalbert Merx. Berlin, G. Reimer 1897. — Dr. Hans Prutz: Aus des Großen Kurfürsten letzten Jahren. Ebendo. — *La Rassegna Nazionale.* 19. Jahrgang, 97. Band. Heft vom 1. September 1897. — *Felix Frank:* Dernier Voyage de la Reine de Navarre, Marguerite d'Angoulême, avec sa fille Jeanne d'Albret aux Bains de Cauterets. Paris, Emile Le Chevalier 1897. — Friedrich v. Woeck: Karlsruhe. Geschichte der Stadt und ihrer Verwaltung. Karlsruhe, Macklot 1897. — Rudolph Berger: Ueber böhmisches Staatsrecht. Prag 1897. — *H. Michaelis u. P. Passy:* Dictionnaire Phonétique de la langue française. Hannover-Berlin, C. Meyer 1897. — Georg Gründauer: Tannenreiser. Lieder aus der Jägerstube. München 1897. — Büttner Pfänner zu Thal: Der deutsche St. Michael. Leipzig u. Dessau, Rich. Kahle. — Kurt v. Rohrscheidt: Armin und Thusnelda. Heldenlieder (Nr. 1066 der Bibliothek der Gesammtliteratur). Halle, O. Hendel. — Dr. A. Kupferschmid: Theoret.-praktische Anleitung zur Erhaltung und Ausbildung einer vollkommenen Finger- und Handfertigkeit. Berlin, Max Richter. — Ernst Victor Zenker: Die Wiener Revolution 1848. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben 1897. — Hans Blum: Die deutsche Revolution von 1848. Lfg. 1. Florenz u. Leipzig, Eugen Diederichs. — Neunzehntes Jahresbericht über die Thätigkeit der Deutschen Seewarte für das Jahr 1896. Erstattet von der Direction. (Beiheft 11 zu den „Annalen der Hydrographie und Maritimen Meteorologie", 1897). Hamburg 1897. — Die österreichische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 284. Ungarn. 5. Band. 8. Heft. Wien, A. Hölder.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Montag, 25. October. Nummer 241.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Auslegen und Ausdeuten. I. Von F. Sander. — Malachowski's Erinnerungen. Von Paul Holzhausen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Auslegen und Ausdeuten.

Historisch-kritischer Versuch von F. Sander.

Was heißt: Schrift auslegen? Eine wichtige Frage; denn in vielfacher Hinsicht sind wir darauf angewiesen uns mit dem auseinanderzusetzen, was die Vorwelt schriftlich hinterließ: in den innersten Angelegenheiten des Herzens und Gemüths wie in äußerlichen Rechtssachen. Aber die Antwort scheint leicht, so leicht, daß dieserhalb die Frage erstaunen mag. Auslegen — „exponere" — kann doch nur heißen: heraus- und darlegen, was in den Worten eines gegebenen Textes liegt; und darin kann nur liegen, was der Verfasser selbst hineingelegt hat. Dies zu ermitteln, muß man des Verfassers Sprache, seines Zeitalters Denk- und Redeweise wie sein persönliches Verhältniß zu Mit- und Umwelt kennen. Einfach, wie man sieht, ist das Geschäft des Auslegers nicht immer; indeß klar und zweifellos scheint die Aufgabe zu sein, die er sich zu stellen hat.

Man darf anerkennen, daß unsre Zeit sich mehr und mehr auf die gesunden Grundsätze einer gewissenhaften Hermeneutik besinnt. Aber viel fehlt noch immer, daß sie überall, auch da, wo — scheinbar oder wirklich — ein Widerstreit mit liebgewonnenen oder hochgeschätzten Traditionen droht, herzhaft geübt werden. Der wichtigste Gegenstand der Auslegung oder Exegese sind gewiß die heiligen Schriften, in denen die Christenheit einstimmig die tiefste geschichtliche Quelle ihrer religiösen Weltanschauung verehrt. Aber mit wieviel Clauseln und Vorbehalten pflegt man sie, nicht sowohl gegen leichtfertige Mißdeutung, wie gegen allzu gewissenhafte wissenschaftlich kritische Auslegung zu umwehren? Und wie lange ist man überhaupt der Aufgabe des Auslegers ihnen gegenüber sich klar bewußt geworden! Ich rede nicht bloß hier von dem tridentinischen, römisch-katholischen Verbote, die Bibel anders als nach dem Sinne, der heiligen Kirche auszulegen (Conc. Trid. sess. IV), und ähnlichen, glücklicherweise schon nach äußerem Recht unbefugten Ansprüchen auf protestantischer Seite. Besonders denke ich auch an die sogenannte freiere, vernunftgläubige Auffassung der heiligen Schrift in der Zeit der Aufklärung. Wie oft deutet z. B. einer der typischen Vertreter dieses Standpunktes, Gustav Fr. Dinter, in seiner Schullehrerbibel oder in seiner Bearbeitung der Bibel als Erbauungsbuches für Gebildete (1831), den einfachen Wortlaut physisch oder moralisch auf seine Weise aus! In der Genesis liest man (32, 29. 32), wie der Erzvater Jakob mit Elohim rang und davon hinkte. Dinter bemerkt dazu: „Er schlief auf der Erde und konnte sich da leicht beim unruhigen Hin- und Herwerfen das Gelenk der Hüfte ausrenken. Doch diese Untersuchung ist mir nur unbedeutende Nebensache. Wie kann ich dies Capitel zu meiner Erbauung benutzen? Diese Frage ist wichtiger. Ich sehe hier den Menschen im Kampfe mit selbstverschuldeter Gefahr. — Vor selbstverschuldeter Gefahr hüte dich. — Doch du bist Mensch, du kannst fehlen. Ist es geschehen, dann kämpfe mit der Furcht vor Gott und seinen Strafen. Zittere nicht! Auch gegen den Sünder, den Reuigen, ist er ein Gott der Liebe, der Erbarmung. Kämpfe und du wirst siegen wie Jakob; — nicht ohne Verlust, aber doch siegen."

Oder glaubt man über den naiven Dinter lächeln zu dürfen, der immerhin ein angesehener Professor der Theologie in Königsberg war, so höre man den berühmteren Professor der Philosophie von derselben Akademie, Immanuel Kant. Er schreibt (Streit der Facultäten, 1798): „Es darf verlangt werden, daß der Ausleger (der Bibel) sich erkläre, ob sein Ausspruch als authentisch oder als doctrinal verstanden werden solle. Im ersteren Falle muß die Auslegung dem Sinne des Verfassers buchstäblich (philologisch) angemessen sein; im zweiten aber hat der Schriftsteller die Freiheit, der Schriftstelle (philosophisch) denjenigen Sinn unterzulegen, den sie in moralisch-praktischer Absicht (zur Erbauung des Lehrlings) in der Exegese annimmt; denn der Glaube an einen bloßen Geschichtssatz ist todt an ihm selber. — Nun mag wohl die erstere (Auslegung) für den Schriftgelehrten und indirect auch für das Volk in gewisser pragmatischer Absicht wichtig genug sein, aber der eigentliche Zweck der Religionslehre, moralisch bessere Menschen zu bilden, kann auch dabei nicht allein verfehlt, sondern wohl gar verhindert werden. — Also ist nur die doctrinale Auslegung, welche nicht (empirisch) zu wissen verlangt, was der heilige Verfasser mit seinen Worten für einen Sinn verbunden haben mag, sondern was die Vernunft (a priori) in moralischer Rücksicht bei Veranlassung einer Spruchstelle als Text der Bibel für eine Lehre unterlegen kann, die einzige evangelisch-biblische Methode der Belehrung des Volks in der wahren inneren und allgemeinen Religion, die von dem particulären Kirchenglauben als Geschichtsglauben unterschieden ist. — Und so haben die Theologen der Facultät die Pflicht auf sich, mithin auch die Befugniß, den Bibelglauben aufrecht zu erhalten: doch unbeschadet der Freiheit der Philosophen, ihn jederzeit der Kritik der Vernunft zu unterwerfen."

I.

Daß noch vor hundert Jahren ein aufgeklärter und sonst kritisch scharfer Philosoph so seltsam schwankend über Auslegen und Ausdeuten der Schrift urtheilen konnte, muß denen zu einiger Entschuldigung gereichen, die noch heute zögern, das alleinige Recht der „philologischen Auslegung" entschlossen anzuerkennen. Es mag zugleich den hier unternommenen Versuch rechtfertigen, in kurzem Ueberblicke vorzuführen, wie der widerspruchsvolle Gedanke einer unter- oder einlegenden Ausdeutung feststehender Schriftstücke im menschlichen Geiste hat Raum gewinnen und so hartnäckig einwurzeln können. Es läuft das, um der Sache ihren herkömmlichen historischen Namen nicht vorzuenthalten, im wesentlichen auf eine kurze kritische Geschichte der sogenannten Allegorese oder allegorischen Schriftdeutung hinaus.

Allegorische Deutung ist jedoch vorerst noch sicher abzugrenzen gegen allegorische Dichtung. Jede Poesie ist in gewissem Betrachte allegorisch, d. h. der Dichter sagt oft anderes, als er meint. Er redet im Superlativ und rechnet darauf, daß wir, was er sagt, cum grano salis verstehen werden. Er deutet anderes leise an und überläßt uns, das Angedeutete auszugestalten. Er stellt den Helden in der Schlacht unter dem Bilde des Löwen, ein andermal den Löwen als König der Thiere dar. Freilich nennen wir solche in einzelnen Zügen uneigentliche Rede gemeinhin noch nicht allegorisch; dazu vielmehr gehört, daß das Bild selbst festgehalten, im Zusammenhange ausgemalt werde und, abgesehen von dem beabsichtigten tieferen Sinne, nach seinem nächsten äußeren Bestande etwas bedeute und ein gewisses Interesse erwecke. Das fehlt selbst der Fabel noch, in der Thiere und Bäume plötzlich, aus ihrem natürlichen Zustande heraustretend, menschlich reden und handeln. Denn in der Fabel schimmert immer doch der lehrhafte Kern durch die täuschende Hülle ohne weiteres hindurch. Erst die Parabel, das aus Natur- und Menschenleben hergenommene Gleichniß, kann wirklich Allegorie, allegorisches Kleinbild mindestens heißen. So führt, sieht man, eine mehrfach abgestufte Leiter von der einfachen poetischen Bildsprache bis zur kunstreichen Darstellung höherer Ideen im symbolischen Spiegelbilde der Allegorie. Gedeutet aber will auch jede uneigentliche Rede philologisch nach Sinn und Absicht ihres Urhebers sein. Nur die Quelle im Seelenleben des Menschen haben beide Thätigkeiten miteinander gemein, und eine stärkt sich gelegentlich an der anderen. Ist es Thatsache, daß Dichter und Seher geneigt und gewohnt sind, geheimnißvoll durch Naturvorgänge Menschliches, durch Leibliches innere Erlebnisse der Seele, durch Irdisches himmlische Dinge, durch Vergängliches Ewiges und Göttliches darzustellen und anzudeuten: wie nahe liegt es, jenem tieferen Sinne auch über das Maß dessen hinaus nachzuspüren, was jedermann leicht erkennbar entgegenspringt! Besonders wenn man den alten Gedanken ernst nimmt, daß Dichter und Seher eng verwandt seien, ja der echte Dichter eine Art Seher, der Poet wirklich Prophet sei. Ist es nach diesem Kanon nicht denkbar, daß Sänger wie Seher „des Gottes voll" (ἔνθεος, ἔνθους) in der Ekstase mehr Wahrheit aussprechen als ihnen selbst bewußt?

Bei der allegorischen Ausdeutung, die unsre Zeit noch berührt und von der Kant in der angeführten Stelle redet, handelt es sich geradezu mehr um Seher als um Dichter; denn als Seher galten schlechtweg alle Verfasser der biblischen Bücher. Im Neuen Testament heißt es vom Alten: „Alle Schrift ist von Gott eingegeben" (πᾶσα γραφὴ θεόπνευστος, II. Timoth. 3,17) und: „Die heiligen Menschen Gottes haben geredet, getrieben vom heiligen Geiste" (ὑπὸ πνεύματος ἁγίου φερόμενοι ἐλάλησαν. II. Petr. 1, 21). Bald ward dieselbe Ansicht auf das Neue Testament übertragen und damit auch für dieses dem gleichen hermeneutischen Verfahren Thor und Thür geöffnet. Für unsre ganze Betrachtung ist daher bedeutsam die Art, wie im Neuen Testament am Alten Allegorese geübt wird. Sie wurde noch jüngst durch H. J. Holtzmann in seinem Lehrbuch der Neutestamentlichen Theologie (Freiburg 1897) erneut untersucht und lichtvoll dargestellt. Um einen lebendigen Eindruck von ihr zu gewinnen, geht man am sichersten von Paulus aus, dem neutestamentlichen Schriftsteller, dessen Einzelart unter allen am kräftigsten hervortritt, und dessen vier Hauptbriefe wohl zweifellos die ältesten in ihrer Urgestalt erhaltenen Schriften des christlichen Kanons sind.

Paulus beruft sich an einer Stelle ausdrücklich auf den allegorischen Nebensinn. „Saget mir," ruft er seinen galatischen Lesern zu (4, 21 ff.), „die ihr unter dem Gesetze sein wollt, hört ihr das Gesetz nicht? Denn es steht geschrieben, daß Abraham zween Söhne hatte, einen aus der Magd und einen aus der Freien. Aber der aus der Magd ist nach dem Fleisch erzeugt, der aus der Freien durch die Verheißung. So wenigstens nach allegorischer Deutung (oder: „Das ist nämlich allegorisch gemeint"; auch etwa aufs folgende bezogen: „Allegorisch genommen heißt das." Die griechischen Worte: ἅ ἐστιν ἀλληγορούμενα. V. 24). Denn die beiden Weiber sind die beiden Bündnisse (διαθῆκαι, Testamente), die eine vom Berge Sina zur Knechtschaft gebärend, das ist Agar. Agar nämlich heißt der Berg Sina in Arabia und entspricht (gehört zusammen mit) dem jetzigen Jerusalem (συνστοιχεῖ τῇ νῦν Ἰερουσαλήμ), denn es ist dienstbar sammt seinen Kindern. Doch das obere Jerusalem (ἡ ἄνω Ἰερουσαλήμ) ist frei, und es ist unser aller Mutter." — Ein andermal (I. Kor. 10, 1 ff.) schreibt derselbe Paulus: „Ich will nicht Brüder, daß ihr verkennet (ἀγνοεῖν), wie unsre Väter alle unter der Wolke waren und alle das Meer durchschritten und alle auf Mose getauft wurden im Meer und in der Wolke und alle dieselbe geistliche Speise aßen und alle denselben geistlichen Trank genossen (sie tranken nämlich aus dem sie begleitenden Felsen und dieser Fels war Christus). Aber nicht an der Mehrzahl von ihnen hatte Gott Gefallen. — Diese Dinge aber sind Vorbilder (τύποι) für uns geworden, daß wir nicht Begehrer des Bösen sein sollen, wie jene des begehrten u. s. w." Hier haben wir die classische Grundlage für eine in der christlichen Exegese vielfach geübte Abart allegorischer Deutung: die typologische Auffassung. Nach ihr soll die geschichtliche Thatsache oder Person zunächst in ihrem eigentlichen Bestande oder Verstande, daneben aber zugleich als Typos, Vorbild für wichtigere künftige Ereignisse und Menschen gelten. Daß bei keuscher Einschränkung auf einzelne geeignete Fälle dies Verfahren wirklich einiges Recht haben kann, wird keine liefere Ansicht von menschlicher Geschichte leugnen wollen. Aber wie nahe nach der anderen Seite diese typologische Exegese, als Manier geübt, an die willkürlichste Allegorese streift, ja geradezu in sie übergeht, zeigt uns hier Pauli eigenes Beispiel, indem er jenen Felsen, dem Mose mit seinem Stabe labendes Wasser entlockte (Num. 20, 11), nicht — was schon kühn und überkühn wäre — als Vorbild auf den Messias faßt, sondern als bildlichen Ausdruck für den präexistenten Christus selbst; wobei denn die unvollziehbare Vorstellung eines die Israeliten auf ihrem Wüstenzuge geleitenden und überdies persönlichen Felsen herauskömmt. Im selben Briefe, nur zwei Capitel vorher, eine kleinere, aber recht bezeichnende Probe (I. Kor. 9, 9)! Der Apostel betont den Anspruch eines Verkünders des Evangeliums auf leibliche Versorgung durch die Gemeinde und fährt fort: „Sage ich das etwa nur so menschlich hin? Oder spricht das nicht auch das Gesetz aus? Denn im Gesetz Moses steht geschrieben: Du sollst einen dreschenden Ochsen nicht zäumen! Gott kümmert sich wohl gar um die Ochsen? Oder sagt er's nicht eigens (πάντως) unsertwegen?" Einen Schluß a minori ad majus oder Anwendung des zugrundeliegenden Prinzips auf einen andern Fall (wie I. Timoth. 5, 18) ließe man hier sich gern gefallen; aber so, wie's dasteht, ist's offenbar die willkürlichste Pressung und Ausdeutung der Gesetzesstelle (Deut. 25, 4). Noch manches ähnliche ließe sich aus Paulus' Briefen anführen, wie wenn er bei der bekannten Verheißung an Abraham: „Alles Land, das du siehst, will ich dir geben und deinem Samen auf immer" (Gen. 13, 15) aus der Einzahl des Wortes Samen (οὐ λέγει· καὶ τοῖς σπέρμασιν ὡς ἐπὶ πολλῶν, ἀλλ' ὡς ἐφ' ἑνός· καὶ τῷ σπέρματί σου, ὅς ἐστι Χριστός. Gal. 3, 16) schließt, daß hier nicht an ein Volk als Nachkommenschaft, sondern an einen einzelnen Bundeserben des Erzvaters zu denken sei. Allein die angeführten bezeichnenden Beispiele werden genügen.

Digitized by Google

Auch im übrigen Schriftthume des Neuen Testaments fehlt es an ähnlichen und für unser Gefühl wunderlichen Allegoresen nicht. Man denke nur an die große Zahl alter Psalm- und Prophetenworte, die in den Evangelien, namentlich dem ersten, als erfüllt durch Jesu Thaten und Leiden angeführt werden. Bei vielen darunter mußte es damals wie heute jedem leidlich schriftkundigen Leser und so gewiß auch den Verfassern selbst einleuchten, daß sie nach dem nackten Wortsinne und im eigentlichen Zusammenhange zunächst etwas ganz anderes bedeuteten. Nur bei Annahme eines geheimen, oft erst durch die Erfüllung erschlossenen Nebensinnes konnte die messianisch-christologische Verwendung Sinn haben. Um nicht Bekanntes zu häufen, beschränke ich mich auf zwei Einzelheiten gleich aus dem Vorhofe des Evangeliums nach Matthäus. In der Flucht der heiligen Familie nach Aegypten und ihrer Heimkehr von da erblickt (2, 15) der Evangelist das Wort Hosea's, des Propheten, erfüllt: „Da Israël Knabe war, liebte ich ihn und rief meinen Sohn aus Mizraim“ (7, 1). Mehr noch muß es überraschen, wenn wir dort (2, 23) lesen: [Joseph mit den Seinen] „kam zurück und siedelte nach einer Stadt, genannt Nazareth, damit erfüllt würde, was durch die Propheten gesagt ist: Nazoraios wird er heißen“. Denn dies kann nur auf das einigemale bei Jesaja, Jeremia, Sacharja für den Messias gebrauchte Bild eines aus dürrem Boden oder aus Stumpf und Wurzel eines gefällten Baumes aufschießenden Reises oder Sprosses gehen. Dafür nämlich gebraucht Jesaja (11, 1) einmal das an Nazareth anklingende Wort „Nēzer“ נֵצֶר, Jeremia und Sacharja (auch Jesaja in anderen Stellen freilich) das sinnverwandte „Zémach“ צֶמַח. Dieses prophetische Bild mit dem aus der bestbekannten Stelle hergenommenen Stichworte muß dem Verfasser oder Ueberarbeiter des ersten Evangeliums vorgeschwebt haben. Man sieht, wie leicht für derartige Allegorese eine Handhabe zu finden war.

Während in diesen Büchern und im übrigen Neuen Testament Allegorie und Allegorese immerhin nebenhergehen als befestigende Zuthat zu haltbareren Argumenten, weist der Kanon zwei Schriften auf, für die der allegoristische Zeitgeschmack zu den wesentlichen Merkmalen gehört. Unter ihnen muß die sogenannte Apokalypse Johannis hier beiseite bleiben, da in ihr es sich nicht um allegorische Deutung, sondern um allegorische Dichtung handelt. Um so lehrhafter interessirt uns der Brief an die Hebräer. Diese merkwürdige, eindringliche und schwungvolle Mahnrede an neubekehrte oder halbgewonnene Juden verfolgt gerade als vornehmsten Zweck den Nachweis, daß der gesammte alttestamentliche Cultus seine höhere geistige Erfüllung theils in Jesu irdischem Leben, Leiden, Opfertod und Urstand gefunden hat, theils in seiner und seines Reiches bevorstehender Wiederkehr und Vollendung finden wird. Da ist wirklich Methode in der Allegorese und folgerechter Zusammenhang, soweit das in der Willkür überhaupt sein kann. Durchweg unterscheidet der ebenso schriftgelehrte wie christlich begeisterte und redegewandte Briefschreiber eine obere, himmlische, über Zeit und Raum erhabene und ihr gegenüber eine niedere, irdische, beschränkte, unvollkommene Welt. Doch besteht ein Zusammhang, insofern die irdische Welt nach ihrer oberen, besseren Seite die Herrlichkeit der ewigen, himmlischen wiederspiegelt: matt und dunkel in der allgemeinen Schöpfung Gottes, die überdies durch Abfall und Sünde entstellt ist, lichter und klarer auf dem erwählten Boden der besonderen Offenbarung durch Gottes ewigen Sohn und Geist oder sein lebendiges Wort. Auch hier noch gibt es Stufen. Da ist im Alten Bunde durch Abraham und Mose die Heilsordnung des Gesetzes, über die doch manche geheimnißvolle An- und Vorzeichen hinausweisen und über die der Glaube an das noch unsichtbare Zukünftige sich emporschwingt. Da ist neben dem an zeitlichen Wechsel gebundenen Priesterthum und Opferdienst des Gesetzes die erhabenere Idee eines ewigen König-Priesters nach der Art Melchizédegs (Gen. 14, 18. Ps. 110, 4). Im Neuen Bunde endlich tritt mit dem menschgewordenen Sohne Gottes die höhere Welt unmittelbar in die niedere ein, um alles, was in ihr des Göttlichen fähig ist, zu sich emporzuziehen und damit den großen Weltsabbat, die unerschütterliche Ruhe der erwählten Gemeinde in ihrem Gotte, anzubahnen. Wer nun zu diesem Volke Gottes bewußt gehört, wer das herrliche Wort Gottes (*καλὸν θεοῦ ῥῆμα*) und des künftigen Weltalters Kräfte (*δυνάμεις μέλλοντος αἰῶνος*. 6, 5) wirklich geschmeckt hat, der erkennt überall im Niederen das Höhere, der wächst hinaus über die Kinderspeise, die Milch einfacher Lehre und buchstäblichen Schriftverständnisses und bildet sein geistiges Auge aus für durchdringenden Einblick in den geheimen Tiefsinn der Schrift, zu dem eben dieser hochbegabte sogenannte Autor ad Hebraeos — wer er auch sei — als Führer sich erbietet.

Tritt aus dem Hebräerbrief die Allegorese uns in weit größerem Zusammenhang und mit ganz anderem Nachdruck, auch mit etwas anderem Gepräge entgegen als sonst im Neuen Testament, so fehlen doch andrerseits die Merkmale der Verwandtschaft keineswegs. Selbst in einem bezeichnenden einzelnen Zug treffen Pauli, Apokalypse und Hebräerbrief zusammen, den wir daher als Gemeingut bezeichnen dürfen: In der Vorstellung vom oberen, himmlischen Jerusalem als der wahren, bleibenden Heimath der Gläubigen (Gal. 4, 25. 26. Hebr. 11, 9. 10; 12, 22; 13, 14. Apok. 21). Unverkennbar schöpfen alle diese Vertreter des Urchristenthums aus gemeinsamer Quelle, d. h. nicht nothwendig aus einem und demselben Schriftwerk oder aus den Werken eines und desselben Schriftstellers, aber unbedingt aus einer zu ihrer Zeit verbreiteten Ansicht, die sie zuversichtlich aus dem Judenthum in das Christenthum mitgebracht haben. Verbreitet muß diese Ansicht nicht nur im engeren Kreis der jungen Gemeinde gewesen sein; wie hätte sonst ihre apologetische Verwendung gegenüber Lesern, die — wie die des Galater- und des Hebräerbriefes — noch halb in den alten jüdischen Fesseln steckten, irgend verfangen können?

Wie richtig dieser Schluß ist, beweist die sogenannte neutestamentliche Zeitgeschichte. Sie lehrt, daß jene große Wendezeit der Weltgeschichte das eigentlich classische Alter der allegorischen Exegese des Alten Testaments war, die im hellenistisch-jüdischen Lager und seinem Hauptquartier Alexandrien damals üppig blühte. Als Hauptvertreter dieser höchst wunderbaren Phase der menschlichen Geistesgeschichte gilt der Nachwelt der jüdische Alexandriner Philon; und es kann uns gleich viel sein, ob er thatsächlich das geistige Haupt unter den Pflegern dieser Art von Weisheit in seinem Volk war oder nachträglich zu dieser Höhe durch die Gunst des Geschickes erhoben ist, das von ihm zahlreiche Schriften aufbewahrte, während die verwandte Literatur bis auf geringe Bruchstücke zugrunde ging. Keineswegs ist er — nach dem eigenen Zeugniß seiner Schriften — als einsamer Denker anzusehen, der ohne Vorgänger und Genossen selbstgewählte Bahnen gewandelt sei. Seine Weltansicht beruht auf der für die jüdische Diaspora bezeichnenden Vermischung des ererbten Jahweglaubens mit der griechischen Philosophie. Spuren des Einflusses griechischer Weisheit auf das Verständniß der heiligen Schriften zeigt schon die berühmte griechische Uebersetzung des Alten Testaments, die man der bekannten Sage über ihren Ursprung zufolge die der siebzig Dolmetscher zu nennen pflegt. Sie entstammt dem dritten Jahrhundert vor Christus. Tiefer eingedrungen zeigt dieser Einfluß sich im zweiten vorchrist-

lichen Jahrhundert bei dem jüdischen Philosophen Aristobulos, wenn man trotz neuerdings geäußerter Bedenken die historische Persönlichkeit dieses von Philon nicht, aber im zweiten Makkabäerbuch beiläufig erwähnten und von den Kirchenvätern — Clemens von Alexandrien, Origenes, Eusebios — benutzten Schriftstellers festhalten will. Auf Grund gefälschter orphischer Gedichte und anderer Urkunden von ähnlich dunkler Herkunft und verdächtigem Gepräge behauptete Aristobulos nach den von ihm überlieferten Bruchstücken, schon Pythagoras und Platon hätten ihre Weisheit zum guten Theil dem mosaischen Pentateuch entnommen. Dies kann er aber nur aufrecht erhalten, indem er, über die Septuaginta weit hinausschreitend, die Anthropomorphismen der heiligen Schriften umdeutet und namentlich nicht Gott selbst, sondern nur Gottes Kraft oder die Engel als personificirte Kräfte Gottes in der Welt wirken läßt. In solcher Vorgänger Fußstapfen traten endlich um die Zeit Jesu Männer wie Philon und der Verfasser der pseudosalomonischen Weisheit, indem sie aus den theils wahlverwandten, theils widerstrebenden Elementen ihrer Volkstradition und der hellenischen Philosophie eine Theorie aufbauten, die durch ihren Druck auf das junge Christenthum bald für alle Folgezeit ungemein wirksam werden sollte. Hauptmittel, um die disparaten Elemente zusammenzulöthen, war für Philon — zweifellos im besten Glauben — die allegorische Deutung der alttestamentlichen Schriften. Alle Stellen, die den verfeinerten Geschmack des Schülers der Stoa und der Akademie verletzten, wurden geistig umgedeutet, anderen, die durch offenbare oder versteckte Anklänge erfreuten, half man in demselben Sinn nach. So gelang es, die gesammte Ideenwelt Platons, so den Logos oder die weltgestaltende und weltdurchdringende Vernunft des Herakleitos und der Stoiker in den heiligen Schriften des Volkes Gottes nachzuweisen. Jene wie diesen fand Philon wieder in den alttestamentlichen Begriffen der Weisheit und des theils schöpferischen, theils prophetisch sich offenbarenden Wortes Gottes. Jene, die Chokma oder Sophia, ist ihm als Innenlogos oder göttliche Vernunft (λόγος ἐνδιάθετος, ἔννοια) Mutter und Quelle des Außenlogos oder eigentlichen Wortes Gottes (λόγος προφορικός, ῥῆμα θεοῦ). Diese Verquickung von Logos und Ideenwelt untereinander und mit den biblischen Vorstellungen von der Weisheit und dem Wort Gottes ist aber natürlich nur zu halten, indem alle diese Begriffe an sich in einer Art Nebel schweben, so daß unmerklich sie bald hier bald dort angeknüpft und angeschmiegt werden können; und mit einem im ganzen doch treuen Festhalten an den gesetzlichen Traditionen des Judenthums kommt das alles nur überein durch die Annahme, daß die Schrift in mehrfacher Weise, nach ihrem Wortlaut wie nach einem nur dem philosophischen Leser zugänglichen Tiefsinn, gedeutet werden darf. Einmal im Zug wittert dann der phantasievolle und belesene Allegoret überall Tief- und Nebensinn. Man findet bei ihm die ganze lange Stufenleiter von wirklich geistreichen und beachtenswerthen Analogien und Combinationen bis zu läppischen Tändeleien und plumpen Albernheiten.

Unter Philons Büchern ist eines überliefert, das die Aufschrift trägt: „Vom beschaulichen Leben" (περὶ θεωρητικοῦ βίου). Neuere Kritik hat es ihm absprechen wollen (Lucius 1879), neueste (Wendland 1895) spricht es ihm wieder zu. Zweifellos drückt es Philons eigensten Geschmack aus, wenn es beschreibt, wie die frommen Therapeuten am See Mareotis vor ihren Mahlzeiten der Erörterung biblischer Fragen sich widmeten. „Die Exegesen der heiligen Schriften", heißt es da, „geschehen durch Geheimsinn (δι' ὑπονοιῶν. § 10) in Allegorien. Denn die ganze Gesetzgebung scheint diesen Männern einem Lebewesen zu gleichen und als Körper die Wortreihen zu haben, wie sie gesprochen sind, als Seele dagegen den im Gesagten tief verborgen liegenden Sinn. Und in ihm beginnt die vernünftige Seele (ἡ λογικὴ ψυχή) gesondert zu schauen, was ihr eigenthümlich gehört (τὰ οἰκεῖα), wie durch einen Spiegel der Worte (διὰ κατόπτρου τῶν ὀνομάτων). Da erblickt sie ungemeine Schönheiten der Gedanken als Einlage der Worte und entfaltet und enthüllt die Sinnbilder, um dann den Binnensinn (τὰ ἐνθύμια) nackt ans Licht hervorzuziehen für die, so aus leichter Mahnung vermögen das Unsichtbare durch das Sichtbare hindurchzuschauen." — So überwiegend war bei Philon und seiner ganzen Schule dieses allegorische Interesse an der Schrift geworden, daß es zuweilen nöthig erschien, auch des schlichten Wortsinns gegen gänzliche Vernachlässigung sich anzunehmen. So geschieht es z. B. in Philons Buch über Abrahams Wanderung (§ 16). Die richtige Pflege des Menschen schätzt zwar, meint er dort, die Seele und ihr Heil über alles, versäumt doch aber auch ihr Haus, den Leib, nicht. Der fromme Einsiedler mag, los von allen Pflichten menschlicher Gesellschaft, allein im Ausdenken des verborgenen Tiefsinns schwelgen. Wer aber in der Welt lebt, ist auch an den Wortsinn der Gebote und damit an Sabbat, Beschneidung, Passafeier und anderes Aeußerliche noch gebunden. Sie haltend, entgeht er nicht nur den Anklagen der Menge, sondern erkennt auch so viel sicherer das Höhere, das sie bedeuten.

Malachowski's Erinnerungen.[1])

Von Paul Holzhausen.

„Aus dem alten Preußen" lautet der Zusatz zu dem obigen Titel, und diese Bezeichnung ist thatsächlich nicht übel gewählt. Denn obwohl der Verfasser der vorliegenden Autobiographie, der im Jahre 1844 als Commandant von Glatz verstorbene Generallieutenant Carl v. Malachowski, einer der Mitkämpfer in den Kriegen gegen Napoleon I. gewesen und besonders den Feldzügen von 1813—14 ein langes Capitel seines autobiographischen Werkes gewidmet hat, so hat er doch vorher und nachher so viel aus dem „alten Preußen" — den Begriff bis ins fridericianische Zeitalter ausgedehnt — erzählt und geschildert, daß uns gerade diese Bezeichnung des Buches eine ganz besonders glückliche dünkt. Und kann man heute, aus der Ferne des fin de siècle zurückblickend, nicht auch schon Friedrich Wilhelms III. Regierungszeit zu dem „alten" Preußen rechnen?

Soviel über den Titel! Zur Beurtheilung des Standpunktes, von dem aus der Verfasser dieser Autobiographie geschrieben, mag an eine Bemerkung des Herausgebers, seines Enkels, angeknüpft werden, welcher S. VI des Vorwortes sagt: „Politische und strategische Betrachtungen sind in den Memoiren nicht enthalten; der Verfasser erzählt frisch und mit gutem Humor, was er persönlich gesehen und erlebt hat. Auch historisch Neues wird für den Kenner der Geschichte kaum in den Erinnerungen zu finden sein; ihr Reiz liegt in dem Colorit, das die Ereignisse, Zustände und Personen jener Zeit durch den Bericht des Augenzeugen erhalten, und das zum Verständniß mancher Erscheinungen so wesentlich beiträgt."

Nun, ein aufmerksamer Leser des Buches wird schon immerhin manches „Neue" aus demselben lernen; Neues insbesondere über die intimere Lebensweise, die Ansichten und den Charakter des wortkargen, redlichen, soldatisch ernsten, aber ängstlichen und nicht gerade weitblickenden

[1]) Erinnerungen aus dem alten Preußen. Nach einer hinterlassenen Autobiographie bearbeitet von D. v. Malachowski, Oberstlieutenant. Leipzig. F. W. Grunow, 1897. 80. 232 S.

Digitized by Google

Königs Friedrich Wilhelm III., dessen scharf gezeichnete Silhouette aus den Blättern hervorschaut und dessen persönlich genaue Bekanntschaft, Gunst und Freundschaft der Verfasser, sein langjähriger Flügeladjutant und Reisebegleiter, genossen hat. Auch ist es wahr, daß das Milieu, in welchem der letztere lebte, frisch geschildert wurde und daß wir aus ihm heraus eine reiche Fülle kleiner Begebenheiten, Situationen, Züge und Aussprüche kennen lernen, die, großentheils über den Charakter des rein Anekdotenhaften hinausgehend, wenigstens für die Kleinmalerei der Geschichte ihren Werth haben. Auf der anderen Seite ist die Bemerkung des Herausgebers, daß politische und strategische Betrachtungen in diesen Memoiren fehlen, leider nur allzu begründet. Hierzu hat dem Verfasser vor allem die tiefere politische und historische Bildung gefehlt. Ein tapferer Soldat, ein Husar comme il faut, pünktlich im Dienst, schneidiger Reiter und ebenso flotter Courmacher, gewandt auch im Umgange mit den höchsten Persönlichkeiten, und auf spiegelglattem Parquet so sicher wie im Sattel, daher auch vielfach zu kleinen diplomatischen Sendungen mit Erfolg benutzt, hat Carl v. Malachowski in bedeutender Zeit vieles gesehen; aber der tiefere Zusammenhang des äußerlich Geschehenden ist ihm verborgen geblieben oder er hat es wenigstens nicht für gut befunden, sich darüber zu äußern. Auch eine literarische Bildung im engeren Sinne besaß er so gut wie gar nicht, und seine gelegentlichen Bemerkungen über die französische Bühne können nur naiv genannt werden. Des Weimarer Altvaters vielgenanntes Friedensfestspiel „des Epimenides Erwachen", das er in Berlin gesehen, ist ihm nur ein Stück — von Goethe, dessen Namen er möglichst schnell wieder vergessen. Mit den französischen Militärmemoiristen jener Zeit, einem Marbot, Thiébault, Saint-Chamans u. a., deren Werke wir in den letzten Jahren kennen gelernt, verglichen, fehlt es v. Malachowski an dem esprit fin und der unnachahmlichen Gauloiserie jener; merkwürdigerweise sind gerade seine Feldzugserinnerungen ziemlich kurz gefaßt, oft fast trocken, am ehesten noch mit den Aufzeichnungen Castellane's zu vergleichen. Aber auf der anderen Seite flunkert er nicht wie mancher dieser ritterlichen Gallier, und sein Familiensinn, der ihn aus den glänzendsten Cirkeln in das stille Heim zurückruft, zeugt von unleugbarer Gemüthstiefe.

Das ist die Silhouette des Verfassers, wie ich sie nach dem Studium seines Werkes auffasse. Seinen Gesinnungen nach ein echter Preuße, stammt Carl v. Malachowski — der Name sagt es — gleichwohl von polnischen Eltern. Der Zweig seiner weitverästelten Familie, dem er selbst angehört, war protestantisch geworden, die anderen katholisch geblieben. Es war eine echte Soldatenfamilie. Vater, Onkel, Großvater und Großoheime, alles Soldaten, von denen sich mehrere im Siebenjährigen Kriege ausgezeichnet hatten, alle durch und durch fridericianisch gesinnt. Die Familienerziehung war, den Anschauungen der vorphilanthropinistischen Zeit entsprechend, äußerst streng; es wurde wahrhaft entsetzlich geprügelt. Dazu der unvermeidliche Hofmeister, der den ihm anbefohlenen Pfleglingen außer Lesen, Schreiben und Rechnen etwas Französisch beibrachte — voilà tout. Im Cadettenhause, wohin der Verfasser nach dem Tode seines während des ersten Coalitionskrieges verstorbenen Vaters kam, war es nicht viel anders, und Carl v. Malachowski entging einmal nur mit genauer Noth der beliebten Züchtigung mit Ruthen. Erst in der von Friedrich geschaffenen École militaire, deren phantastische Uniformirung der Verfasser launig schildert, wurden die „Junkers" wie Gentlemen behandelt. Hier war es auch, wo der junge Malachowski die Königin Luise sah, an die er nach der Sitte der Zeit eine französische Ansprache hielt und deren Freundlichkeit ihn entzückte. In die Armee eingetreten, ging er gegen den Rath v. Rüchels — des bekannten Rüchel von 1806 — nicht zur Garde, sondern den Traditionen seiner Familie und der eigenen Neigung entsprechend, unter die Husaren. Das Garnisonleben in Schlesien bei den „Schulzhusaren" bietet ihm Stoff zu manchen köstlichen, auch manchen trüben Bildern aus der „guten, alten Zeit". Als sich der junge Cornet, nach dem Schnitte des Berliner Leib-Husarenregiments gekleidet, bei dem alten, originellen Obersten v. Prittwitz meldet, schlägt der kleine, sehr bewegliche Mann „eine große Volte um ihn herum", mustert ihn von vorn und hinten und bemerkt dann ironisch, daß er niemals so angezogen und frisirt gewesen sei. Zu den Kameraden zurückgekehrt, erzählt er diesen sein Mißgeschick und erhält den Rath, seinen Zopf näher an den Kopf binden zu lassen, sich glatter zu frisiren und zu pudern, vor allem aber ein Paar höhere Cyismen anzuziehen. So umgewandelt, erscheint er Mittags bei der Tafel des Obersten. Dieser schlägt wieder mehrere Volten um den Ankömmling, bleibt dann vor ihm stehen und sagt: „Wenn ich denn per Exempel sehe, daß ein junger Mensch Ambition hat, so bin ich denn auch wieder sein Freund." Sprach's und war bis an sein Ende der Freund und Gönner des Neueingetretenen. Dieser hatte eine schwere Zeit bei der Compagnie des Rittmeisters v. Gladis durchzumachen. Hier regierte wieder über Unterofficiere und Gemeine in vollem Umfange die Fuchtel. Die ersteren zeichnete der Rittmeister gelegentlich mit folgender Ansprache aus: „Meine Herren! Des Königs Majestät haben mir bloß lediglich die Allerhöchste Gewalt in die Hände gelegt, um euch Himmelhunde hauen zu lassen." Wer wird nicht an die Worte eines anderen bekannten Memoiristen jener Tage erinnert, unsres, wie Matachowski, aus altpreußischen Kreisen stammenden Dichters Immermann: „Man konnte wirklich zu jener Zeit vom Staate nicht viel mehr wissen, als daß er eine Anstalt sei, worin die Soldaten Spießruthen liefen, worin der Adel empfange, der Bürger und Bauer aber zu geben habe u. s. w.!" (Immermanns „Memorabilien", ähnlich wiederholt in den „Epigonen".)

Das alte Regiment mit seiner unmenschlichen Disciplin und seinen steifgedrehten Zöpfen brach am Tage von Jena und Auerstädt zusammen. Die oft wiederholte Behauptung des Verfassers, daß die Armee von 1806 unter besserer Führung dasselbe geleistet haben würde, wie die von 1813, wird heutzutage schwerlich noch Anhänger finden. Er selbst macht den Rückzug und die Capitulation von Lübeck mit. Hier kommt er mit Murat zusammen, dem der schmucke Offizier mit dem polnischen Namen gefällt und der ihm eine Stellung als chef d'escadron anbietet. Malachowski versetzt, daß er seinem angestammten Herrn treu zu bleiben sich verpflichtet fühle, am meisten unter den gegenwärtigen Umständen. Darauf ergreift der Theaterkönig seine Hand und sagt treuherzig: „C'est honnête; outre la bravoure c'est la fidélité qui est la vertu principale du soldat. Dieu vous bénisse, faites vous donner les passeports que vous souhaitez." Edle Worte, die der tapfere Reiterkönig leider selbst vergaß, als er nach dem Unglücke von Leipzig, der ränkesüchtigen Gattin folgend, von seinem Schwager abfiel und sich selbst das Grab grub!

Bittere Jahre folgten für den Husarenlieutenant v. Malachowski. Es ist rührend, wie seine Braut, eines Rittmeisters Tochter, durch den Erlös ihrer Handarbeiten den mittellosen, fast verzweifelnden Offizier unterstützt. Dieser knüpft mit dem Herzog Wilhelm von Braunschweig an, besorgt für diesen eine Sendung bei Friedrich Wilhelm III., bei der sich der König — es handelte sich um die Rückzahlung einer von Braunschweigs Vater

entliehenen Summe von 400,000 Thalern — in seinem Unglücke wahrhaft königlich zeigt; dann geht es in den braunschweigischen Parlisanenfeldzug von 1809. Ueber Herzog Wilhelm, sein leicht aufbrausendes, aber ebenso schnell versöhnliches Wesen lernen wir manches Neue.

Malachowski tritt in die Reihen der Preußen zurück. Die von ihm heiß ersehnte Stunde der Mobilmachung von 1813 schlägt. Bei Lützen hilft er Klein-Görschen stürmen, bei Bautzen kommt er nicht ins Gefecht, nach Dresden rettet er die Artillerie von Kleist; aber nur einmal erhebt sich die kurze, knappe, fast chronikenhafte Feldzugserzählung zu einem Anfluge poetisch gefärbter Darstellung: am Morgen von Nollendorf, als er, bei wunderschönem Wetter, früh 11 Uhr auf den Höhen im Rücken des Feindes ankommt. Bei Leipzig meist in der Reserve stehend, hilft er die Franzosen nach dem Rheine verfolgen und trifft unterwegs — ein hübsches Intermezzo — mit dem „Barden" Fouqué zusammen, einem kleinen, schwachen, dürren Männchen, das, wie wir aus Biedermanns Goethegesprächen wissen, auch dem Altmeister kurz zuvor nicht sonderlich imponirt hatte.

Es folgt die Campagne nach Frankreich, ein interessantes Nachtgefecht bei Laon, das den Ausgang der Schlacht herbeiführt, endlich — Paris! „Gottlob, daß es vorbei ist!" und „Schade, daß es vorbei ist!" sind die charakteristischen Worte, in die der alte Soldat ausbricht, als er von Waffenstillstand und Frieden hört. In Paris ekelt ihn das Treiben des französischen Volkes an, das die verbündeten Herrscher mit dem Rufe Vivent les alliés! empfängt und im Theater bei der Aufführung der „Vestalin" allerlei bourbonische Kundgebungen losläßt; nur übersieht er, wieviel an jenem Treiben royalistische „Mache" war! Auch sonst fehlt es ihm zur Beurtheilung von Land und Leuten oft an den nöthigen Vorkenntnissen, wie er sich denn die köstliche Fabel aufbinden läßt, das Luxemburger Patois sei ein Gemisch aus Deutsch, Französisch und — Spanisch! Wir müssen das um so lebhafter bedauern, als Hr. v. Malachowski ein guter Beobachter war. Auch ist er nicht frei von Schalkheit. In Abbeville, dem kleinen nordfranzösischen Provinznester, macht er den mit riesigen Schärpen und weißen Cocarden zum Empfange Ludwigs XVIII. versammelten Bürgern und Beamten weis, nicht der König komme, sondern Napoleon, mit dem sich die Verbündeten in letzter Stunde wieder versöhnt hätten. Wäre er nicht ein so gewissenhafter Berichterstatter, wir würden die Antwort, die er von diesen ehrensesten Leuten empfing, für einen Scherz halten. Sie lautete: Ah bah! c'est égal, pourvu qu'il en vient un, tout est arrangé!

Aus dem Sumpfe des zusammengebrochenen Frankreich und aus dem Jubel der Pariser Einzugsfeiern kehrt Malachowski in die Heimath zurück. Er ist Rittmeister, Major, Flügeladjutant des Königs geworden. Als solcher begleitet er diesen auf den Wiener Congreß, wo er auch den Kaiser Franz kennen lernt. Der wienerische Dialekt und die Art, wie Franz II. über seinen Schwiegersohn (Napoleon) redet, sowie ein anderes kleines Begebniß 1818 in Aachen sind nicht imstande, das von Treitschke in seiner ganzen Trübheit gezeichnete Bild dieses Monarchen aufzuhellen. Die Rückkehr Napoleons von Elba unterbricht die rauschenden Festlichkeiten in der österreichischen Kaiserstadt. Friedrich Wilhelm bricht nach Frankreich auf. Vor Merseburg empfängt er die Siegesbotschaft von Waterloo, und das Gefühl des Dankes macht ihm zeitlebens die sächsische Bischofsstadt, in welcher Dietmars Gebeine ruhen, theuer.

Der Charakter des preußischen Königs, sein einfaches, der Pose abholdes Wesen treten in den folgenden Capiteln mehr und mehr in den Vordergrund. Ich übergehe die zahllosen Feierlichkeiten, Truppenbesichtigungen und Paraden während der zweiten Occupation von Paris, bei denen sich Alexander empfindlich zeigt, wenn seine Russen nicht immer so exact wie die Preußen exerciren, und der Herzog von Wellington — echt englisch, man vergleiche den alten Duke af Cambridge! — vor seiner Armee mit einem rothen Regenschirm und in Begleitung zweier Damen erscheint! Bei der Rückkehr nach dem Rhein dupirt der König die Kölner, die ihn mit Kränzen, Blumensträußen, Pomeranzen und Apfelsinen empfangen wollen, zwischen denen er unerkannt hindurchfährt, so daß die freundlichen Spenden dem Adjutanten an den Kopf fliegen. „Ich hätte mich wieder schlagrührend geärgert," bemerkt er trocken über diese Empfangsfeierlichkeiten. Nicht so glücklich war er in Bonn. Schon eine Meile vor der Stadt empfing ihn eine Landwehrcompagnie und das berittene Forstpersonal der Gegend; beide hatten auf das Wohl des neuen Landesherrn etwas zu viel getrunken. Ein unaufhörlich parlirender Oberförster ritt neben dem Wagenschlag des Königs, zu dessen größtem Verdrusse. Auf dem Bonner Marktplatze war die Bürgergarde aufgestellt, und eine dichtgedrängte Menschenmenge erwartete den König. Dieser verlor die Geduld, verließ seinen Wagen und redete das Volk mit kräftiger Stimme an: „Ich habe alle Empfangsfeierlichkeiten mir nicht nur verbeten, sondern ich habe sie ausdrücklich verboten. Den ersten und besten Beweis der Anhänglichkeit hätten Sie mir geben können, wenn Sie diesen meinen Befehl befolgt hätten. Ich hasse die napoleanischen Empfangsfeierlichkeiten! Nach können Sie keine Liebe und Anhänglichkeit für mich, ich keine für Sie haben; wenn wir erst zehn Jahre zusammen gelebt haben, Sie mir ein treues und gehorsames Volk, ich Ihnen ein gerechter und sorgsamer König werde gewesen sein, dann soll es mich freuen, wenn Sie Ihre Freude, mich zu sehen auch laut werden lassen!" Eine gute Abfertigung des beweglichen rheinischen Volkes, das wenige Jahre vorher Napoleon überschwengliche Ovationen dargebracht hatte, freilich ein Verfahren, das nicht gerade geeignet war, der neuen preußischen Herrschaft sogleich warme Sympathien zu erwerben. In der That war dieselbe Jahrzehnte lang bei den Rheinländern ungern gesehen, wovon nicht allein die Schriften des Demokraten Heine, sondern beispielsweise auch Immermanns „Maskengespräche" ein beredtes Zeugniß ablegen.

Enthält das folgende Capitel („Friedensverhältnisse und Erinnerungsfeiern") mehr Begebenheiten von ephemerem aber doch wesentlich localem Interesse — u. a. die Gründung des Denkmals auf dem Kreuzberge bei Berlin —, so weist die Reise zur „Occupationsarmee nach Frankreich" wieder Züge von allgemeinerem Interesse auf. Es ist eine Periode tiefer Gährung im französischen Volke. Fast täglich bringen die Zeitungen Nachrichten von Leuten, namentlich aus dem niederen Volke, die wegen ihrer öffentlich geäußerten Sympathien für die gestürzte Regierung zum Tode, zur Deportation oder zu langjährigen Gefängnißstrafen verurtheilt wurden. Während die Großen — so ein Oudinot, der Kämpfer von Großbeeren — Friedrich Wilhelm und Wellington fast wie ihren neuen König Ludwig feiern, wagt es ein Mann in Sedan, eine Galavorstellung zur Feier der Vermählung des Herzogs von Berry mit dem Rufe Vive l'Empereur! zu unterbrechen. Mit tödtlichem Hasse aber, der auch dem fremden Officier auffällt, betrachtet die Angoulême das Volk, das ihren Vater zum Schaffot geleitet hatte.

Auch über Rußland, wohin v. Malachowski 1819 in diplomatischer Sendung geht, über die orientalische Pracht seines Hofes, die sklavische Gesinnung des Volkes, die grauenhafte Geldgier der Beamten, erfahren wir packende Einzelheiten, deren Aufzählung zu weit führen würde. Höchst instructiv ist noch der Abschnitt über die Unruhen bei dem Semenowschen Garderegiment, dessen Commandeur, Oberst Schwarz,

während einer fünfmonatlichen Dienstführung 14,250 Hiebe austheilen ließ und den Siegern von Kulm und Leipzig öffentlich ins Gesicht spie. Nicht minder reich an Belehrung sind die an dieser Stelle eingeflochtenen Zusätze des Herausgebers, denen wir die hier zuletzt gemachten Angaben entnehmen.

Ueber den Stil des von dem Verleger in geschmackvoller Ausstattung vorgelegten Buches wäre noch zu bemerken, daß derselbe bei lebendig packender Darstellung dem Geschmacke des ästhetisch feiner gebildeten Lesers nicht immer zusagen kann. Die superlativische Ausdrucksweise, namentlich in den endlosen Schilderein von militärischen und Hoffestlichkeiten — alles ist hier „prachtvoll“ und „gewaltig“ —, vor allem aber die gar zu reichliche Verwendung des in Offizierskreisen so beliebten Wörtchens „fabelhaft“, sind mit der Würde ernster Geschichtserzählung nicht recht vereinbar.

Mittheilungen und Nachrichten.

-tt. **Der Kraft-Mayr.** Ein humoristischer Musikantenroman. Dem Andenken Franz Liszts gewidmet. Von Ernst v. Wolzogen (Stuttgart, J. Engelhorn 1897). — Manches in dieser lustigen Geschichte erinnert an die Art der erfindungsreichen französischen Vaudevillekünstler der dreißiger und vierziger Jahre, deren Hauptzweck es war, den Leser zu unterhalten und seine Spannung zu erregen. Der stoffliche Inhalt des Romans ist ein reicher und fesselnder, der feine und fröhliche Humor, mit der namentlich die Gestalt des Helden ausgestattet ist, hat etwas ungemein Anheimelndes, und manche Situationen sind von starker Wirkung. Freilich ist dem Zufall eine bedeutende Rolle zugewiesen, freilich müssen wir zuweilen geradezu die Augen zudrücken, um bei der oder jener an sich sehr hübsch dargestellten Scene die Unwahrscheinlichkeit hinzunehmen. Aber über diese Unwahrscheinlichkeiten in den Ereignissen könnten wir leichter hinauskommen, als über die Widersprüche in der Zeichnung des Helden. Mit sichtlicher Liebe hat der Verfasser diesen behandelt, und seine derbe bayerische Redeweise bildet einen erfrischenden Gegensatz zu dem steifen und trockenen norddeutschen Wesen. Aber dieser Florian Mayr, der anfänglich so forsch und zielbewußt auftritt, der die spionirende Wirthin und ihre Nichte mit so überlegener Satire behandelt, den schleichenden Przewalsky wie ein ekelhaftes Gewürm abzuschütteln, die liebliche Thekla Burmester so wacker zu vertheidigen weiß, gewinnt in unserer ganzen Vorstellung den Eindruck kraftvoller Männlichkeit, und zwar nicht bloß in körperlicher Beziehung, so daß wie damit sein unbeholfenes, blödes, weltunerfahrenes Wesen in dem weiteren Theil der Geschichte nicht recht in Einklang zu bringen vermögen. In einzelnen Scenen, wie etwa bei der gemüthsamen Entfernung Florians aus der Soiree in einem hohen adeligen Hause, wohin eine energische Collegin von der Kunst ihn ohne weiteres mitgeschleppt hatte, auch bei der Entführung der Geliebten Thekla und den sich daran knüpfenden Vorgängen sind die Farben etwas stark aufgetragen. Ganz alte Schule ist es, wie dann Florian immer tiefer untertaucht, sein Brod als Zeitungsausträger verdient, zum Schluß aber dank dem Schutze des Meisters wieder zu neuem Glanz emporsteigt und die Braut heimführt.

Dem Andenken Franz Liszts ist das Buch gewidmet; der vielgeliebte, vielbewunderte große Künstler tritt darin auch als handelnde Person auf, und ist in überaus liebevoller Weise dargestellt. Man begreift es, daß ihm die Herzen zufliegen, und es liegt ein Hohes, Feines oder auch „Befreites“ in der Art, wie er von menschlichen, allzu menschlichen Schwächen und Leidenschaften urtheilt. Die Charakteristik der Hauptfiguren des Buches ist lose. Am besten tritt noch die üppige Ilonka Bodars hervor, die von ihrem Selbstbestimmungsrecht so souveräne Anschauungen hat und auch ausgiebigen Gebrauch davon macht. Der „welche Künstler“ ist ganz nach der Schablone des neu alter Zeit her immer wieder auftauchenden polnischen Schwindlers gezogen. Eine hübsche Caricatur von allerdings mehr episodischer Bedeutung ist Mister Cecoles mit seinen beiden Jüngern.

Graf v. Wolzogen hat schon manche Bücher geschrieben, die künstlerisch abgerundeter sind und bei denen die Charakteristik der einzelnen Gestalten eine weitaus sorgfältigere und plastischere ist. Im „Kraft-Mayr“ fesselt er uns hauptsächlich durch den Inhalt und bringt uns durch manche Schilderung zu herzhaftem fröhlichen Lachen. Derartiges herbeizuführen ist immer ein verdienstlich Werk.

ll. **Ausgrabungen und Funde.** In Westgriechenland, wo bisher nur sehr wenig gegraben worden ist, hat der Ephoros Dr. G. Sotiriadis im Auftrage der Archäologischen Gesellschaft Grabungen vorgenommen, die zwar unglücklich abgebrochen werden mußten, aber im Frühjahre wieder aufgenommen werden sollen. In Aetolien, bei dem heutigen Dorf Kephalovryson, östlich von dem See Trichonis, etwa 5 Stunden von Agrinion entfernt, liegt auf einer kleinen Hochebene eine ziemlich gut erhaltene Mauerruine, ein Rechteck von 200 zu 340 Meter Ausdehnung. Man vermuthet in dieser Gegend die Stadt Thermos. Sotiriadis hat innerhalb dieses Mauerrechteckes die 5 Stufen einer schönen Säulenhalle in der Länge von 130 Meter aufgedeckt und eine große Anzahl von Statuenbasen, sowie zahlreiche Säulentrommeln aus Kalkstein (Poros) gefunden. Das Rechteck kann zwar nicht die Stadt Thermos selbst sein, wohl aber das befestigte pannationalische Heiligthum des Apollon, in dem nach Polybios' Bericht mehr als 2000 Statuen standen, die von den Söldnern Philipps V. von Makedonien im Jahre 218 vor Christus umgestürzt wurden. Das Heiligthum war der Mittelpunkt der aetolischen Eidgenossenschaft. Es ist zu hoffen, daß hier noch vieles unter der Erde liege. — Von einem zufälligen Fund, den in Polygyros auf der Halbinsel von Salonichi türkische Soldaten bei der Anlage eines Lagers machten, ist bekannt, daß ein Marmorsarkophag zu Tage kam, in dem sich 6 Statuetten und reicher Goldschmuck, ein Halsband, ein Ohrgehänge, ein Siegelring, sowie mehrere einzelne Edelsteine befanden. Die türkische Regierung hat die weitere Untersuchung des Platzes in die Hand genommen.

Unter den neu aufgedeckten römischen Resten in Deutschland ist das bedeutendste die Ausgrabung eines am Limes gelegenen Castells im Taunus zwischen den Dörfern Saalburg und Holzhausen a. d. Heide. Die Arbeiten sind von Dr. Pallat, dem Director des Museums in Wiesbaden, geleitet worden und waren von bestem Erfolge gekrönt. Die Mauern der Thore, von denen die porta praetoria ein Doppelthor war, stehen noch bis zu 2 Meter Höhe. Ebenso gut ist das Pedestorium mit seiner halbrunden Absis erhalten, so daß das Castell der berühmten Saalburg energisch Concurrenz macht. Die Kleinfunde sind die üblichen an Glasgefäßen, terra sigillata und Münzen, von denen die spätesten solche des Heliogabal, Severus and Caracalla sind. Dagegen fanden sich weder Waffen noch Leichenreste, so daß zu vermuthen ist, daß die Festung nicht erstürmt, sondern verlassen wurde. Eine sonst nicht beobachtete Eigenthümlichkeit sind große Gruben, die sich innerhalb jedes der vier Thore in der Länge von etwa 40 Meter hinziehen. Pallat vermuthet darin eine Art von Fanggruben, die vielleicht dünn mit Reisig und Erde überdeckt waren und möglicherweise im Falle einer Erstürmung der Besatzung einen geordneten Rückzug erleichtern sollten. Besetzt war das Castell laut einer aufgefundenen Monumentalinschrift von der cohors Treverorum. In Weyregg am Attersee ist durch Zufall, nur 30 cm unter der Erde, ein römischer Mosaikfußboden von etwa 5 Meter im Geviert entdeckt worden, der zu einer Villa gehört hat, von deren Mauern sich noch Spuren finden. Von den Darstellungen soll ein Pfau besonders schön erhalten sein.

* Ueber die Entdeckung des Bacillus der ägyptischen Augenkrankheit, von der wir in der vorigen Nummer berichteten, bringen heute die Wiener Zeitungen nähere Nachrichten. In der ersten Sitzung, welche die Wiener Gesellschaft der Aerzte nach den Ferien wieder abhielt, machte der Entdecker, Dr. Leopold Müller, nähere Mittheilungen über den Bacillus, indem er erklärte, es sei ihm gelungen, aus dem Secret der Bindehaut des Auges Trachomkranker einen Bacillus zu züchten, der sich ähnlich dem Influenza-Bacillus verhalte, mit dem letzteren jedoch nicht identificirt werden könne. Aus den Versuchen, die er schon seit zwei Jahren gemacht habe, gehe hervor, daß der von ihm entdeckte Bacillus ausschließlich dem Trachom eigen ist, und es bliebe nur noch die wichtige Untersuchung übrig, ob durch die Uebertragung dieses Bacillus auf die Bindehaut des Auges gesunder Personen Trachom erzeugt werden könne. Dieser Untersuchung stellt sich allerdings „die Schwierigkeit entgegen, daß sich schwerlich Individuen finden werden, die das Trachom künstlich an sich hervorrufen lassen werden. Dagegen werden die Versuche mit dem Secret schon trachomkranker Personen fortgesetzt werden.

Digitized by Google

-o. **Speyer**, 23. Oct. Die oscillatorische Entladung des Inductionsfunkens liefert ein Wellencentrum, dessen physikalische Eigenschaften frit den bahnbrechenden Untersuchungen aon Hertz vielfach stnoirt wurden. Eine dieser Eigenschaften ist die Reflexionsfähigkeit der so erhaltenen Wellen an Metallen. Die Wellen dringen durch Metallschirme nicht hindurch. Die gleiche Eigenschaft besitzen die Wellen, welche von Marconi's Geber ausgehen und dem genannten Herrn zue Telegraphie ahne Draht dienen. Dns muß Stöeungen in dieser Telegeaphie zue Folge haben und sind solche auch schon beobachtet worden. (Elektrotechnische Zeitschrift 1897, S. 587.) Herr Rector Dr. Beuder hier hat nun vor einigen Tagen elektrische Wellen erhalten, welche alle Körper (auch Metalle) scheinbar ohne Energieverlust durchdringen. Nach der Methode von Ebert (Wiedemanns Annalen N. F. 54, S. 144) reinigt dieselbe die Wellen, welche von dem Inductionsfunken ausgehen. Auch ein wenig empfindlicher Empfänger (Koherer) reagirt noch vorzüglich hinter einer Serie von Metallschirmen (4 Messingschieme, 1 Eisen-, 1 Zink-, 1 Bleischirm), selbst wenn das Wellencentrum in 8 Meter Entfernung sich befindet nnd die Welle vorher zwei starke Verbindungsmauern durchdrungen hatte. Die zwischen Geber und Empfänger befindliche Materie scheint für die Wirkung ohne Einfluß zu sein. Die Wellen binden sich nicht nn die Materie nnd scheinen einfach mit dem Quadrat der Entfeenung an Wirksamkeit abzunehmen. Hr. Rector Dr. Beuder ist mit dem Studium dieser neuen elektrischen Wellen eifrig beschäftigt. Es möge schon jetzt eewähnt werden, daß auch kräftige Fernwirkungen von ganz gleichee Eigenschnft erzielt werden, wenu die Entladung der gereinigten Wellen ahne Funkenbildung erfolgt. — Versetzt man die gereinigten Wellen an den Lecher'schen Paralleldrähten in stehende Schwingungen, so geben auch diese gut wirkende Wellencentren. Es ist dabei gleichgültig, ob die Deähte an den Kartenpunkten überbrückt sind oder nicht. Selbst eine Verbindung der Enden der Paealleldrähte durch einen Kupferdeuht ändert an der Keaft der Wellen nichts. Diese Wellen, welche alles durchdeingen, sind alsa leichter zu gewinnen als die Hertz'schen. Gerade in der Leichtigkeit ihrer Gewinnung liegt die Möglichkeit, größere Welleacentren herzustellen, welche der Fernwirkung zu statten kommen. Da man gleichzeitig auch den Geber durch Metallschirme aor dem Einfluß äußerer elektrischee Störungen schützen tann, so wird sich die Telegeaphie ohne Druht dieser neuen Wellen bedienen müssen.

* **Bonn.** Vom 19. bis 21. October fond hier der VI. wissenschaftliche Feriencurfus für evnngellsche Geistliche Rheinlands nnd Westfalens statt. Die Zahl der Theilnehmer belief sich auf 127. Es sprachen Prof. Sell übee die Entwicklung der katholischen Kirche im 19. Jahrhuudeet, Prof. Meinhold über die Zeit uud die Wirksamkeit des Peopheten Jesuia, eudlich Peof. Sachsse über die Betheiligung des evangelischen Geistlichen an dee Lösung der socialen Frage. Den Vorträgen folgte jedesmal eine lebhafte Debatte, wie überhaupt ein reger und herzliche Gedankenaustausch zwischen den Docenten und ihren Zuhöeern sich entwickelte.

* **Snlzburg.** Der ordentliche Professoe der Kirchengeschichte au der hirsigen theologischen Facultät Dr. Ignaz Rieder ist zum oedentlichen Professor der Pastoraltheologie an derselben Facultät ernannt worden.

* **Wien.** Der ordentliche Professor der arabischen Sprache an der hirsigen orientalischen Akademie Dr. Adolf Wahrmund ist, unter Verleihung des Titels eines Regierungsraths, auf sein eigenes Ansuchen in den Ruhestund aersetzt worden. — Der außerordentliche Peofessor dee Baumechanik an der hiesigen techuischen Hochschule Rudolf Mayer ist zum ordentlichen Professor dieses Fachs befördert worden. — Die feierliche Enthüllung des Billroth-Denkmals wird Sonntag, den 7. Nov. d. J., um 12 Uhe Mittags, im Arcudenhof dee hiesigen Universität stattfinden. Dem Enthüllungsact geht eine Teaueefeiee im kleineu Festsaal der Universität voran. Professor Gussenbauee hält die Gedächtnißeede.

v. C. **Landan**, 23. Oct. Die Landouer „Orkney-, Shetland- und Nordlandsgesellschaft", die sich mit skandinavischee und allgemein germanischee Alterthumswissenschaft uud Literatue beschäftigt, und in der eine Anzahl englischer, norwegischer, schwedischer und dänischer Fachgelehrten Vorteäge halten, hat Karl Blind, einen ihrer Stifter, zu ihrem Präsidenten („Jarl") für 1897—1898 erwählt. Er wird demnächst seine Antrittsrede durch eine neue Vorlesung: „Dee früheste Reisende nach dem hohen Norden" (Pytheas), halten. Das „Suga-Buch des Wilinger-Clubs" ist die Jahreszeitschrift der genannten Gesellschaft.

* **Sofia**, 20. Oct. Gestern wurde hier ein Pasteur'sches Institut eröffnet, dessen Leitung Dr. Iwanow, ein Schüler der Wiener medicinischen Facultät sowie der Professeren Koch und Pasteur, übernimmt.

* **Aus Rußland.** Am 19. October verstarb in Krim der Peofessoe für Chirurgie nu der Wladimir-Uniuersität zu Kiew, Alexander Stepanowitsch Jazenko. Ein Schüler Billroths und Dittels, hat sich der Beestorbene als Verfasser verschiedener Werke über Chirurgie einen mit Achtung genannten Namen erworben. Wie die „Nowosti" hervorheben, erfreute sich der Verstorbene nnch im Ausland, speciell in Deutschland, durch seine Aufsätze in dem „Centralblatt für medicinische Wissenschaften" und in den „Med. Jahrbüchern" eines weitgehendeu Bekanntseins. — In Moskau starb am 18. October der Journalist Eugen Feodorowitsch Korsch im Alter dou 87 Jahren. Der Verstorbene war ein Bruder des bekannten Literarhistorikers Valentin Korsch und langjähriger Mitaebeiter Katkows. Seit dem Jahre 1858 gab er ein eigenes Journal, das „Athenäum, Zeitschrift für Kritik, zeitgenössische Geschichte nnd Literatur" heraus. Er nahm in der Literatur der vierziger, fünfziger nnd sechzige Jahre eine sehr hervorragende Stelle ein und that sich nuch als Uebersetzer von Kuglers Kunstgeschichte, Carrière's „Die Kunst im Zusammenhang mit der nllgemeinen Culturentwicklung" und der Werke anderer hervorragender Aesthetiker und Kunsthistoriker hervor.

* **Bibliogrnphie.** Bei der Redactian dee Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Bank für elektrische Unternehmungen in Zürich. Zweiter Geschäftsbericht über die Zeit vom 1. Juli 1896 bis 30. Juni 1897. Zürich 1897. — Deutscher Kolonial-Atlas, entworfen, bearbeitet u. herausgegeben v. Paul Langhans. Lfg. 13—15. Gotha, Justus Perthes 1897. — Dr. A. Peteemanns Mitthellungen. 43. Bd. 1897. Ebd. — Wiener Rundschau. Hggb. v. Rudolf Strauß. Bd. II, Ne. 22. Leipzig, Wilh. Opetz 1897. — Deutsche Revue. Hggb. v. Richard Strauß. 23. Jahrg. October 1897. Stuttgart-Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. — Die Kunst für Alle. Bücklinheft. 15. Jahrg. Heft 1. 1. Oct. 1897. München, F. Bruckmann A.-G. — *Revue des Deux Mondes.* Heft v. 15. Sept. 1897. Paris. — Fuhrplnn der Oesterreichischen Nordwestbahn u. Südnorddeutschen Verbindungsbahn. Gültig vom 1. Oct. 1897. — De. B. Geenthewohl: Curmen gratulutorium; Dr. W. Kalb: Die Jagd nach den Interpolationen in deu Digesten (Festschrift zum 25jährigen Rectoratsjubiläum des Oberstudieneaths Dr. G. Autenrieth in Nürnberg) Nürnberg, 1897. — Ludwig Anzengrubers Gesammelte Werke. Lfg. 20—26. Stuttgaet, J. G. Cotta Nachf. — Joseph Baur: Philipp v. Sötern, geistlicher Kurfürst zu Trier und seine Politik während des 30jährigen Krieges. 1. Bd. (bis zum Frieden aon Prag). Speyee, Dr. Jäger 1897. — Dr. F. Tetzner: Cheistian Donalitius (Sepneatabdruck aus der altpreuß. Monatsschrift, Bd. XXXVI, Heft 3 u. 4).

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Soeben erschienen:

Kuno Fischer,

Deskartes' Leben, Werke und Lehre mit der Einleitung in die Geschichte der neuern Philosophie. 4. neu beaebeitete Auflage (Geschichte der neuern Philosophie. Jnb. Ausg. I. Bd.). gr. 8°. drosch. 11 M. In Orig.-Halbfranz. 13 M.

„Die hohen Vorzüge dieses phänomenalen Werkes sind bekannt. Sie bestehen nicht nur in einer schönen und tichtvollen bei aller Ausführlichkeit präzisen Darstellung, sondern der Autor versteht es auch wie kein Anderer, die Gedankenwelt der einzelnen Philosophen in ihrer Entstehung und in ihrem inneren Zusammenhang dem Leier in durchsichtiger Klarheit vorzuführen." (Allg. Ztg.)

Schopenhauers Leben, Werke und Lehre. 2. neu bearbeitete nnd vermehrte Auflage (Geschichte der neuern Philosophie. Jnb. Ausg. IX. Bd.). gr. 8°. drosch. 14 M. In Orig.-Halbfranz. 16 M. (16076)

„Beides, die Biographie des merkwürdigen Mannes, wie die Darstellung und Kritik seiner Lehre, ist von Meisterhand gezeichnet und mit dem plastischen Talent Kuno Fischers gestaltet." (Karlsr. Ztg.)

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 26. October. Nummer 242.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Otto Bulle in München.

Uebersicht.

Sociologische Probleme. Von Th. Achelis. — Auslegen und Ausdeuten. II. Von F. Sander. — Mittheilungen und Nachrichten.

Sociologische Probleme.

Unter all den vielen drohenden Räthselfragen, an deren Lösung unsre übersättigte Cultur leidet, ist ohne Zweifel wohl das Gespenst der socialen Frage das dräuendste; schon die verzwickte Lage unsrer wirthschaftlichen Verhältnisse sorgt, ganz abgesehen von der unausgesetzten Agitation berufsmäßiger Hetzer und Wühler, dafür, daß diese tiefgehende Gährung und Verstimmung immer weiter um sich greift. Wo solche Störungen und Erkrankungen des socialen Organismus vorkommen, da liegen in der That ernste Schäden zugrunde, keine vorübergehenden Indispositionen, und es ist vollauf begreiflich und berechtigt, wenn von allen möglichen Seiten Mittel zur Abhülfe in Vorschlag gebracht werden. Aber andrerseits wäre es ein grober Fehlschluß, wenn man annehmen wollte, daß nur unsre Zeit an diesen Uebeln leide, als an unausweichlichen Begleiterscheinungen unsrer hochgesteigerten Civilisation; vielmehr zeigt eine unbefangene Untersuchung, daß schon das griechische Alterthum manche fälschlich als specifische Errungenschaften der modernen Socialdemokratie bezeichneten Irrlehren ihrem wesentlichen Gehalt nach gekannt hat — statt vieler Beispiele möge der eine Beleg genügen, daß Phaleas von Chalcedon schon im 6. Jahrhundert v. Chr. völlige Gütergleichheit forderte. Einen solchen tiefen Rückblick läßt uns die umfassende Untersuchung von Prof. L. Stein thun, betitelt: Die sociale Frage im Lichte der Philosophie (Stuttgart, F. Enke 1897).

Wollen wir das schwere Problem ergründen und uns thurmhoch über den Dunst der landläufigen Phrasen erheben, so bedarf es vor allem des Nachweises, welchen kritischen Standpunkt wir einzunehmen haben. Wer dem verhängnißvollen Irrthum entsagt hat, durch metaphysische Speculationen den Kern der Dinge enträthseln zu wollen, der weiß, daß nur die Erfahrung uns auch in der sociologischen Forschung leiten und zu befriedigenden Ergebnissen führen kann. In dieser Beziehung hat die Völkerkunde und die mit ihr verknüpfte Völkerpsychologie glücklich vorgearbeitet, indem sie uns weit über den beschränkten Rahmen individueller Wirksamkeit hinaus auf die großen socialpsychischen Schöpfungen des Menschengeistes in Sprache, Religion, Sitte, Recht und Kunst nachdrücklich hingewiesen hat. Statt der bloß dialektischen Zergliederung des Ich, dessen Entstehung meist einer transscendenten Welt überlassen wird, handelt es sich hier um eine sorgfältige psychologische Zergliederung jener gewaltigen socialen Gebilde, um eine introspective Analyse, welche Stein so schildert: diese kann nicht der Einzelne durch eigene Introspection, d. h. durch Analyse seines eigenen Bewußtseins vermittelst der Methode der Selbstbeobachtung vollbringen; denn in diesem Punkte treffen die Einwürfe, welche Kant auf der einen und Comte auf der anderen Seite gegen die Psychologie erhoben haben, daß sie nämlich einer mathematischen Behandlung unzugänglich sei, da der Einzelne sich nicht wohl in ein beobachtendes Subject und in ein beobachtetes Object spalten könne, durchaus zu. Ist es aber auch nur von geringem Betrag, was der Einzelne von seinem eigenen Bewußtsein beobachtet, zumal diese Beobachtung schon für seinen nächsten Nachbar nicht viel beweist, geschweige denn für das Denken der Gesammtmenschheit, so liegt die Frage erheblich anders bei der Beobachtung des Gesammtgeistes der Menschheit, wie er sich in allen Formen des geschichtlichen Lebens (politische, ökonomische, sociale, religiöse, wissenschaftliche, technische, Rechts-, Kunst-, Philosophie- und Culturgeschichte) offenbart. Hier hat das beobachtende Subject sehr wohl ein zu beobachtendes Object. Das geschichtliche Leben in allen seinen Formen, wie es in den Denkmälern der Literatur, Kunst, Technik, ganz besonders aber in den rechtlichen Institutionen und socialen Gliederungen mit greifbarer Deutlichkeit zu uns spricht, ist für das beobachtende Individuum, das große Theile dieser mannichfaltigen Aeußerungen des Menschengeistes zu überschauen vermag, ebenso sehr ein analytisches Object der Untersuchung, wie dem Geologen die Erdrinde oder dem Astronomen das Planetensystem. (S. 54.) Es kann als bekannt vorausgesetzt werden, wie es gerade der Völkerkunde gelungen ist, und insbesondere der auf ethnologischem Material fußenden vergleichenden Rechtswissenschaft unsrer Tage, in den einzelnen Anschauungen und socialen Einrichtungen den concreten Niederschlag des menschlichen Bewußtseins, zunächst in nationaler Besonderung, zu erkennen; erst vermöge dieser erweiterten völkerpsychologischen Perspective sind wir in den Stand gesetzt, über den Rahmen der landläufigen individualpsychologischen Auffassung hinaus weitreichende Aufschlüsse über die Entwicklung unsres Ich zu gewinnen, ohne befürchten zu müssen, damit in die nebelumspannenen Irrgänge einer phantastischen Metaphysik zu gerathen. Mit dieser Fixirung aber des socialpsychologischen Standpunktes im allgemeinen ist noch nicht viel gewonnen, wenn nicht zugleich die maßgebende Beziehung des Einzelnen zu seiner Umgebung genauer bestimmt wird. Schwören wir auf die bekannte durch Taine am schärfsten entwickelte socialagische Formel, so reducirt sich das Individuum zu einem bloßen inhaltsleeren Medium, zu einem qualitätslosen Durchgangspunkt socialer Strömungen. Wie Bastian einmal sagt: nicht wir denken, sondern es denkt in uns, damit den dunklen, entwicklungsfähigen Ur- oder Untergrund andeutend, der schon für Schelling eine so verhängnißvolle Rolle spielte. Eine schärfere psychologische Analyse, der es nicht blaß auf einige Zauberformeln ankommt, sondern auf eine wirkliche erschöpfende Darlegung des Problems, kann sich damit freilich schwerlich zufrieden geben; sie wird jederzeit die lebendige immanente Wechselwirkung vermissen, die wir als conditio sine qua non eines jeden weltgeschichtlichen Processes, ja alles socialen Geschehens überhaupt, hinstellen müssen. Letzten Endes verschwinden vor der eindringenden Kritik alle anscheinend noch so compacten Massengebilde und lösen sich auf in einzelne

mehr oder minder zusammenhangslose Individuen, jede sociale Gruppe ist nur eine Anordnung einzelner, durch gewisse gravitirende Kräfte aneinander gebundener Persönlichkeiten, welche durch unausgesetzten geistigen Austausch untereinander einen socialen Typus schaffen, der als solcher nimmermehr vorher, resp. abgesehen von diesen einzelnen Geistern, vorhanden war. Diesem immer noch weit verbreiteten materialistischen Irrthum, der durch die Sociologie auch in die Völkerkunde übertragen ist, oppouirt auch unser Gewährsmann mit Fug und Recht. In der That und Wahrheit kommen sociale Thatsachen und Bewegungen meist erst durch die Wechselbeziehungen von Individuum und Gruppe, also durch das Zusammenwirken dieser beiden Factoren zustande. Die Gruppe ist es freilich, die das Individuum zuvörderst erzieht und bildet; dies wächst in ein socialeS Milieu hinein, von dem es durchgehends abhängig ist, sofern es von diesem in seinem Denken wie in seinem Handeln bestimmt wird. Für den Durchschnittsmenschen trifft denn auch die paradox klingende Behauptung des „Grundrisses der Sociologie“ (Werk von Gumplowitz) durchaus zu, daß nicht er denkt und handelt, sondern sein Milieu in ihm und durch ihn. Nicht aber trifft dies bei der genialen Persönlichkeit, bei jenen tragenden Individuen der Culturgeschichte zu, die einen merklichen Einschnitt in deren Verlauf bedeuten. Das Genie schafft ein neues Milieu. So sehr es selbst erst das Product des ihm vorausgegangenen ist, so liegt das Impulsive und Imperatorische des wahrhaften Genies darin, daß es die Elemente seines bisherigen Milieus mit dem Silberblick der Inspiration in ihrer Unzulänglichkeit durchschaut und durch eine glückliche Combination derselben Elemente dieses Milieu neu schafft, umbildet und so den nächsten Generationen neue Wege vorzeichnet (S. 525.) Für eine vorsichtige, objective Untersuchung bedarf es ebenso sehr einer grundsätzlichen Ablehnung des verhängnißvollen Nitzsche'schen Geniecultus (man denke an die rhetorisch gefärbte Gegenüberstellung von der „Lügenlosung vom Vorrecht der Meisten und der furchtbaren und entzückenden Gegenlosung der Wenigsten“), wie der sociologischen Verkennung der individuellen Eigenart und der damit verknüpften Ueberschätzung socialer Factoren überhaupt. Es ist und bleibt unwiderleglich, daß die voll ausgereifte Persönlichkeit nie restlos in das Milieu aufgeht, sondern daß bei aller äußeren Abhängigkeit in ihr der eigentliche Schöpfer aller socialen Entwicklung zu sehen ist. Auch unsre complicirte moderne Cultur ist letzten Endes ohne diesen ursprünglichen Factor schlechterdings unverständlich, und es wäre im Interesse einer einheitlichen socialpsychologischen Erklärung sehr zu bedauern, wenn wir uns den durch die Renaissance wiedereroberten Begriff der Individualität durch eine einseitige und unwahre naturwissenschaftlich-sociologische Theorie entreißen lassen wollten.

Diese richtige Erkenntniß der Sachlage entspringt erst aus einer klaren philosophischen Begründung, die, wie die Thatsache lehrt, auch hier unentbehrlich ist. Wer aufgewachsen ist in einseitigem Specialistenthum, wie es unsre bis ins kleinste fortgesetzte Arbeitstheilung mit sich gebracht, dem fehlt meist die erforderliche Weite des Blicks, um innerhalb der einander widerstreitenden sociologischen Forderungen und Kriterien die richtige Auswahl zu treffen. Nur wer im Stande ist, die Dinge nach dem Ausdruck Spinoza's sub specie aeternitatis zu betrachten, vermag auch dem verwickelten Problem, das sich in der socialen Frage verbirgt, auf den Grund zu kommen, weil nur so gegenüber der sinnverwirrenden Fülle der Einzelerscheinungen sich unsern Augen allgemeine, nothwendige Gesetze der Entwicklung entschleiern. Vielleicht erklärt sich auch daraus der Umstand, daß wenigstens im Auslande (bei uns liegt die Sache leider anders) gerade die Philosophen, soweit sie durch ihre inductiven Untersuchungen auf diese Fragen geführt wurden, mit seltenem Eifer dies vielseitige Thema erörtert haben; denn es handelt sich in der That, wie Stein sagt, um die ewigen Interessen der menschlichen Gattung und nicht etwa nur um einige nationalökonomische und statistische Erhebungen und Resultate. Sowohl der geschichtliche Rückblick auf die Entwicklung der Sociologie, wie die rein kritische Erwägung lehrt, daß eine philosophische und insbesondere eine psychologische Zergliederung des socialen Problems schlechterdings unumgänglich nothwendig ist. Das schon eben berührte Verhältniß des Individuums zum Milieu, die Bethätigung des Einzelnen in der Culturgemeinschaft nach Sprache, Religion, Sitte, Recht und Kunst ꝛc., alles dies erfordert zur gründlichen Erledigung eine klare philosophische Erkenntniß der letzten treibenden Ursachen menschlichen Geisteslebens. Diese Nothwendigkeit drängt sich geradezu unabweislich auf, wenn man den Blick auf die schwierige Frage der einander widerstreitenden Lösungen des in Rede stehenden Problems richtet. Inwieweit die wünschenswerthe materielle Interessensolidarität in den Dienst ethischer Ideen gestellt werden muß, inwieweit sodann der krankhafte Pessimismus jüngerer Generationen durch einen thatfrohen Optimismus zu überwinden ist, inwiefern die Religion ihres transscendenten Charakters sich zu entäußern habe zugunsten einer Richtung, welche sich mehr dem Diesseits und einer immer volleren Humanitätspflege zuwendet, und tausend andere Beziehungen mehr können nur vor dem Forum philosophischer, d. h. allgemeiner Methodik und Kritik entschieden werden. Gerade in diesen „Grundzügen eines Systems der Socialphilosophie“ betrachten wir einen Hauptvorzug des vorliegenden Buches, wo die philosophische Betrachtung überall den Faden der Erörterung da aufnimmt, wo er den Händen der ersten Specialisten entglitten ist. Wir können unserm Gewährsmann unbedenklich beistimmen, wenn er bemerkt: Hier hat die Philosophie einzusetzen. Es ist ihr angestammtes Vorrecht, gerade diejenigen unbewiesenen Voraussetzungen, auf welchen alle anderen Wissenschaften und Disciplinen ruhen, auf ihren logischen Gehalt und ihre Tragfähigkeit zu untersuchen.

Es erübrigt noch, mit kurzen Worten den Gang der vorliegenden, höchst eindringlichen und überall auf sorgfältige Quellenstudien zurückgreifenden Untersuchung zu skizziren. Nach einer allgemeineren Orientirung über den gegenwärtigen Stand der socialen Frage und ihre socialphilosophische Grundlegung werden im ersten Abschnitt die Urformen des Gemeinschafts- und Gesellschaftslebens (Ursprung der Familie, des Eigenthums, des Staates und der Gesellschaft, der Sprache, des Rechts, der Religion, Moral ꝛc.) erörtert, selbstredend unter Herbeiziehung der einschlägigen Literatur, und überall das sociale Moment (natürlich in höchst verschiedenartigen Beleuchtungen und Begriffswandlungen) als die treibende Kraft dieses Processes nachgewiesen. Das zweite Capitel enthält den Umriß einer Geschichte der Socialphilosophie und verfolgt das Auftauchen socialistischer Ideen bis zu den Griechen zurück und herunter zu ihren jüngsten Vertretern. Der dritte Abschnitt endlich enthüllt uns, wie schon oben angedeutet, die Grundzüge eines Systems der Socialphilosophie; der Socialismus wird als höchstes und schwierigstes Culturproblem bezeichnet und die planvolle Züchtung eines höheren Typus Mensch als mögliches und ethisch dringliches Problem ins Auge gefaßt. Wir können das treffliche Werk mit um so besserem Gewissen einem größeren Leserkreis empfehlen, als es bei aller Gründlichkeit klar und allgemein verständlich geschrieben ist; von jenem fragwürdigen Nimbus, in den öfter die eigene logische Unklarheit sich zu hüllen liebt, vor allem auf philosophischem Gebiete, ist hier nichts zu finden.

Digitized by Google

Das zweite Werk, auf welches wir hier die Aufmerksamkeit unsrer Leser richten möchten, ist das Allgemeine Staatsrecht von Prof. Ludw. Gumplowicz in Graz (zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage des Philosophischen Staatsrechts, Innsbruck, Wagner'sche Univ.-Buchhandlung 1897). Der Verfasser hat schon in verschiedenen größeren und kleineren Arbeiten (so: Rechtsstaat und Socialismus, der Racenkampf, Grundriß der Sociologie, Sociologie und Politik, die sociologische Staatsidee u. a.) den extremen Standpunkt der sociologischen Milieutheorie vertreten, der, wie wir uns noch überzeugen werden, mannichfacher Correctur bedarf. Wir können nicht auf unsre frühere Darlegung ausführlich zurückkommen, sondern begnügen uns mit der einfachen Bemerkung, daß diese Hypothese viel zu mechanisch den specifischen Werth des Individuums verkennt, indem sie dasselbe zu einem inhaltsleeren Atom verflüchtigt. Die so emphatisch von Gumplowicz ins Feld geführten socialen Gruppen und Thatsachen setzen sich letzten Endes aus einzelnen lebendigen Individuen zusammen, die eben nur vermöge dieser unausgesetzten geistigen Wechselwirkung jenes eigenthümliche socialpsychische Niveau erzeugen, das nicht, wie immer vorgegeben, schon vor und außerhalb persönlicher Thätigkeit existirt. Wir erlauben uns, aus der „Sociologie" einen dahin gehörigen Passus, der diesen Standpunkt veranschaulicht, hier anzuführen: „In der Mechanik und Optik kennen wir das Gesetz, wonach wir aus der Beschaffenheit des Einfallswinkels diejenige des Ausfallswinkels berechnen; auf geistigem Gebiet existirt ein ähnliches Gesetz, nur können wir es nicht so genau beobachten. Aber jedem Einfallswinkel eines geistigen Strahls in unser Inneres entspricht genau ein gewisser Ausfallswinkel unsrer Anschauung, unsres Gedankens, und diese unsre Anschauungen und Gedanken sind nur das nothwendige Resultat der auf uns seit unsrer Kindheit eindringenden geistigen Einflüsse. Dabei spielt das Individuum nur die Rolle des Prismas, das die Strahlen von außen empfängt, und nachdem es dieselben nach festen Gesetzen gebrochen hat, wieder in einer bestimmten Richtung und in bestimmter Farbe durchläßt" (Sociologie S. 167). So sehr in der Erziehung und im späteren socialen Verkehr auch Beispiel, Nachahmung und Gewohnheit als unbewußte Factoren der Entwicklung über jede persönliche Willkür hinausgreifen mögen, so wenig kann eine unbefangene Auffassung doch letzten Endes des individuellen Bewußtseins entbehren. Auf diesen lebendigen Quell führen alle weiteren Motoren der sittlichen und rechtlichen Ideen zurück, wie die Haus-, Schul- und Lehrherrnordnung und alle anderen socialen Normen; ohne diese letzte Instanz würden wir es nicht mit einer immanenten Wechselwirkung, einer socialpsychischen Imprägnirung des Einzelnen durch allgemeine Gesetze zu thun haben, sondern nur mit einer äußeren Dressur. Für eine consequente und tiefere Auffassung ergibt sich auch in dieser Beziehung die Haltlosigkeit der Locke'schen Theorie von der Seele als tabula rasa. Wir sind deßhalb auch nicht im Stande, mit Gumplowicz in der Gewohnheit die letzte schöpferische Macht des socialen Lebens zu erkennen. „Gewalt und Macht wären wohl immer im Stande, einen Staat zu gründen, aber ohne Hülfe der Gewohnheit wären sie nicht im Stande, ihn aufrecht zu erhalten. Die Gewohnheit ist der thatkräftige Bundesgenosse der staatengründenden Gewalt; sie heiligt alle staatlichen Institutionen, sie macht es dem Staate möglich, seines erhabenen Erzieheramtes der Menschheit zu walten" (S. 351). Diese Gewohnheit ist selbst ein philosophisches Problem, keine letzte Ursache, sondern umgekehrt eine höchst vermittelte Wirkung unendlich verschiedener Coefficienten, die wiederum ohne specifische individuelle Eigenart der Menschen in ihrer psychologischen Bedeutung schlechterdings unverständlich bleiben. Dagegen stimmen wir unserm Gewährsmann völlig in seiner Opposition gegen die idealistische Doctrin der aprioristischen Rechts- und Sittlichkeitsideen zu; weder nach den übereinstimmenden Zeugnissen der Völkerkunde, welche auf gar keine Einheit und Uebereinstimmung auf diesem Gebiet schließen lassen, noch rein kritisch betrachtet ist jene Annahme einer erfahrungsfeindlichen Speculation haltbar. Aber auch die großen Metamorphosen von Recht und Sitte, aus denen das Culturleben der Menschheit im letzten Grunde ja besteht, sind nur verständlich und begreiflich durch eine fortgesetzte Wechselwirkung zwischen den großen socialen Factoren (Stamm, Staat, ethnische Organisation und Differenzirung rc.) und den einzelnen lebendigen Individuen, woraus sich dann freilich andrerseits von selbst ergibt, daß wir Recht, Sitte, Staat und überhaupt alle großen socialpsychischen Schöpfungen für so alt halten, wie das Dasein socialer Gruppen überhaupt, und daß wir nur vermöge einer gewaltsamen Abstraction uns über diese Urthatsache einer organischen Beziehung jener beiden Glieder in diesem Proceß zu erheben vermögen. Soviel hat eine vorurtheilsfreie ethnologische Betrachtung unzweideutig gelehrt, daß das Recht im eminenten Sinne ein sociales Product ist, entstanden in dem ethnischen Leben der Menschheit, ein Niederschlag socialer und ethnischer Beziehungen und Anschauungen und ohne diesen realen Hintergrund, den die phantastische Staatstheorie des vorigen Jahrhunderts geflissentlich übersah, völlig undenkbar. Deßhalb können auch für eine gereiftere Auffassung, welche sich schon über diesen Ausgangspunkt des socialpsychischen Niveaus zu eigener Selbständigkeit und Entscheidung durchgearbeitet hat, die verhängnißvollen Conflicte zwischen diesen äußeren Normen und Verpflichtungen und den höheren Geboten der Sittlichkeit entstehen, von welchen der an blinden Gehorsam gewöhnte Mensch nichts weiß.

Entgegen allen rein speculativen Begriffsbestimmungen, die eben vielfach sich in einer bloß dialektischen Analyse gefallen, definirt Gumplowicz den Staat als eine naturwüchsige Organisation der Herrschaft behufs Aufrechterhaltung einer bestimmten Rechtsordnung. Damit ist zunächst gegenüber jedem rationalistischen Contrat social der Nachdruck auf die reale, ethnische Differenzirung von irgend welchen Stämmen gelegt; daß dieser Vorgang, besonders auf niederen Entwicklungsstufen, nicht ohne Anwendung von Gewalt sich vollziehen wird, leuchtet wohl von selbst ein, und die Blätter der Geschichte sind von solchen Thaten mehr oder minder brutaler Vergewaltigung gefüllt, die aber trotzdem für eine tiefere psychologische Begründung sich als ein Act innerer Nothwendigkeit herausstellt. Eroberung und Unterjochung spielen deßhalb — und zwar bis in neuere Zeiten hin — eine Hauptrolle bei Staatengründungen und meist pflegt sich erst später eine friedliche Assimilirung der verschiedenen Stämme, welche unter einer politischen und staatlichen Einheit auftreten, zu vollziehen, nicht selten unter heftigen convulsivischen Zuckungen, welche den ganzen socialen Organismus erschüttern. Dieser ethnische Gegensatz drückt sich dann regelmäßig in dem Unterschied zwischen Herren und Sklaven aus oder in sonst irgendwelcher scharfen socialen Differenzirung — man denke an den Ursprung der indischen Kasten! Mit Recht hat Gumplowicz die immer noch auftauchende Ansicht von der Herleitung des Staates aus der sogenannten Urform der Familie verworfen; höchstens könnte man von Hausgenossenschaften sprechen, die, wie die römische Familie, die verschiedenartigsten Schichten des Volkes in sich befassen. Im strengsten Sinne genommen würde also auch ein völlig ethnisch reiner und homogener Stamm, der deßhalb auch kaum erkennbare Ansätze zu socialer Differenzirung zeigt (wie z. B. die Feuerländer oder einige

brasilianische Waldbewohner), zur vorstaatlichen Periode gehören. Der Umstand aber, daß nach uralter Tradition gewisse Berufe und Stände sich erblich den Generationen übermittelten, kann noch mit Recht als ein Zeichen der ursprünglich sich darin bethätigenden ethnischen Verschiedenheit aufgefaßt werden. Ebenso ist hier unsres Erachtens die landläufige Ueberschätzung des sprachlichen Moments für die Entstehung des Staates gebührend zurückgewiesen; eine wie gefährliche Rolle dieser Umstand bei der Frage des sogenannten indogermanischen Urvolks gespielt hat, ist bekannt genug. Die Sprachmischungen, die gewaltsamen Unterdrückungen bestimmter Idiome und andere unleugbare Thatsachen mehr beweisen zur Genüge, daß linguistische Combinationen für Ermittelung ethnographischer Beziehungen nur eine sehr schwache Hülfe zu gewähren vermögen.

Sanctionirt, wie wir sahen, der Staat erst die socialen Beziehungen der einzelnen Schichten und Bevölkerungsclassen und verhilft denselben somit zu einem bestimmten rechtlichen Ausdruck, so ist es doch umgekehrt ein ganz naturnothwendiger Proceß, daß sich im Laufe der Entwicklung Recht und Sittlichkeit von diesen staatlich fixirten Formen loslösen und zu einer gewissen Selbständigkeit erheben. Wenn wir auch den Staat nicht mit dem Verfasser den Erzeuger des Rechtes nennen können (dabei ist die individuelle Mitthätigkeit allzu sehr unterschätzt), so erhebt er jedenfalls die rechtlichen und socialen Anschauungen und Beziehungen in die Sphäre bestimmter unverletzlicher Normen; er schafft somit Gesetze. Aber bei vollerer individueller Entfaltung kann sich der Einzelne an diesem rein formalen Codex nicht genügen lassen, es werden Fälle mehr oder minder starker Abweichung eintreten, die gelegentlich zu einem offenen Kampfe mit dem officiellen Staatsgebot führen können. Hier gerade liegt, wie schon früher angedeutet, eine ununterbrochen fließende Quelle der tiefsten Conflicte für feiner organisirte und doch mit ethischer Thatkraft erfüllte Naturen, wie die reiche Geschichte der Märtyrer zur Genüge erweist. Während ursprünglich Recht und Sitte noch im wesentlichen zusammenfallen (dasselbe gilt auch zum Theil für die Religion, so im alten Rom, in Arabien ꝛc.), beschränkt sich die anfangs alle socialen Aeußerungen umfassende Sitte und mit ihr das Recht auf immer engere Gebiete. In der primitiven Geschlechtsgenossenschaft sind Blutrache und Friedloslegung durch religiösen und sittlichen Nimbus geheiligte Rechtsinstitute, deren Verletzung die schwersten socialen Ahndungen für den Betreffenden nach sich ziehen würde. Für unsre Gegenwart ist jede sociale, sittliche und rechtliche Verpflichtung hierbei soweit in Wegfall gekommen, daß wir umgekehrt darin nur noch die höchste individuelle Willkür und Eigenmächtigkeit erblicken. Das Recht strebt, sagt Gumplowicz, nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit; hat es einmal diese erlangt, so geht sein Streben noch weiter, auf Beherrschung des Staates; es will den Staat unter sein Joch beugen, es will ihn, dem es seine Existenz verdankt, als seinen Erzeuger nicht anerkennen, im Gegentheil, es macht für sich selbst die Vaterschaft am Staate geltend (S. 435). Je weiter, wie gesagt, das Individuum sittlich fortgeschritten ist, desto weniger wird sich sein Lebensinhalt und sein Ideal mit der staatlichen Norm und Autorität erfüllen und identificiren. Ganz besonders gilt das von unsrer Zeit, während für die Antike im ganzen und großen Bürger und Mensch, politische Thätigkeit und Humanität sich deckten.

Zum Schluß noch ein Wort über das Verhältniß der Völkerkunde zur Sociologie. Will diese Disciplin völlig exact bleiben im Gegensatz zu jeder speculativen Auffassung, wie sie Ihering und andere vertreten, so kann gerade die moderne Völkerkunde ihr die gewünschten Hilfsmittel in ungeahnter Reichhaltigkeit bieten. Hier, wo wir bei allen Völkern der Erde die verschiedenartigsten socialen Gebilde auf den betreffenden Entwicklungsstufen sich entfalten sehen, sind wir erst im Stande, uns den wünschenswerthen allgemeinen Umblick über die sämmtlichen Formen socialpolitischer Differenzirungen zu verschaffen. Trotzdem aus begreiflichen Gründen manche Theorie und Hypothese wieder umgestürzt ist (die voreiligen Schlüsse hielten gegenüber dem neuen Material nicht Stand), so erheben sich doch aus dem unendlichen Gewirr der ethnologischen Thatsachen große leitende Gesetze streng allgemeiner Form, die somit weit über alle ethnographischen und geographischen Grenzen hinausgreifen. Hier liegen in der That die vielversprechenden Anfänge jener umfassenden, bisher so sehr unterschätzten Culturgeschichte primitiver Stadien verborgen; in diesem Sinne ist die Völkerkunde eine sehr wirksame Stütze ethischer Untersuchungen, jedenfalls von dem Augenblick an, wo man den gewöhnlichen individualpsychologischen Standpunkt mit dem weiteren socialpsychologischen Ausblick vertauscht.

Th. Achelis.

Auslegen und Ausdeuten.

Historisch-kritischer Versuch von F. Sander.

II.

Im Vorigen sind die beiden unmittelbaren Wurzeln der allegorischen Schriftdeutung in der Christenheit bloßgelegt: Neues Testament und jüdisch-alexandrinische Religionsphilosophie. Nur blindeste Voreingenommenheit kann die nahe Berührung beider in diesem Punkte und einigen anderen verkennen; aber ebenso einseitig wäre es, darum die Abhängigkeit des Neuen Testaments von Alexandrien zu übertreiben. Diese besteht überhaupt nur für den theologischen Ueberstrom, der alsbald den klaren stillen Quell der evangelischen Predigt mit sich fortriß und färbte, nachdem diese in weitere Kreise hinaustrat. Es konnte wohl auch nicht ausbleiben, daß es so geschah, wenn doch einmal das junge Evangelium, um Zeit und Welt zu überwinden, mit der damaligen Welt in Austausch und Kampf zu treten hatte. Das apologetische Interesse führte Paulus, den Verfasser des Hebräerbriefes, und die Redactoren der evangelischen Geschichte dazu, die Waffe der Allegorese zu gebrauchen. Dasselbe Interesse öffnete in den folgenden christlichen Generationen dieser falschberühmten Kunst Thor und Thür.

Wie gewaltig die alexandrinische Mischung des Mosaismus — oder dessen, was man für Mosaisch hielt — mit der griechischen Weisheit auf die Zeit gewirkt hatte, zeigt nicht am wenigsten die allgemeine Herrschaft ihrer allegorischen Manier in den christlichen und dem Christenthum angrenzenden Kreisen während des zweiten und dritten Jahrhunderts unsrer Aera. Aus dem ganzen wogenden Meere der häretischen, von der allmählich entstehenden katholischen Kirche abgelehnten Gnostik nur eine deutliche Ausnahme: Markion von Sinope, der nach dem Zeugniß des Origenes lehrte, man dürfte die Schrift nicht allegorisiren, und doch schwerlich selbst ohne gewaltsame Umdeutung sein Evangelium, das seinem Kerne nach das nach Lukas benannte heutige dritte gewesen sein soll, und die Briefe des Paulus, deren er zehn anerkannte, mit seinem doketischen System in Einklang gebracht haben kann. Ganz anders steht es mit Markions Zeitgenossen, dem Bischof Papias von Hierapolis, dem Eusebios, der Kirchenhistoriker, Beschränktheit vorwirft, weil er die offenbar allegorisch und symbolisch gemeinten Prophetien vom messianischen Endreiche im chiliastischen Sinne wörtlich genommen habe. Er ist damit nicht als Feind des allegorischen Schriftverständnisses bezeichnet. Im übrigen finden wir hüben und drüben

Digitized by Google

weit ausgedehnten Gebrauch der allegorischen Interpretation gleich von den sog. apostolischen Vätern, d. h. von der Schwelle der nachapostolischen Zeit an. Man kann es gar nicht bunter damit treiben, als dies in dem sog. Briefe des Barnabas geschieht, der aus beliebig herausgegriffenen alttestamentlichen Stellen die abenteuerlichsten Dinge zugunsten des jungen Christenthums folgert. Auch die gelehrten und geistvollen alexandrinischen Kirchenlehrer Klemens (um 200) und Origenes (um 250) standen in diesem Punkte nicht über ihrer Zeit, sondern bewiesen sich gerade hierin als treue Erben der älteren jüdisch-alexandrinischen Schule. Ja gerade Origenes, der trotz aller späteren Anfechtung seiner Lehre von unberechenbarem Einflusse auf den ganzen weiteren Verlauf der christlichen Theologie blieb, hat auch für mehr als ein Jahrtausend der kirchlichen Hermeneutik durch die von ihm aufgestellte Theorie den Stempel aufgedrückt. Es lohnt sich wohl, einen Augenblick bei ihr zu verweilen. Nach Ferd. Christian Baur (Vorlesungen über die christliche Dogmengeschichte), dessen lichtvolle Darstellung ich nur an einzelnen Punkten durch einige leichte Striche ergänze, war sie folgende.

Um die Schrift — wobei auch Origenes noch immer zunächst an das Alte Testament denkt — richtig zu verstehen, muß man einen dreifachen Sinn unterscheiden. Der Einfältigere soll gleichsam durch das Fleisch der Schrift erbaut werden, wie man den zunächst sich darbietenden Sinn nennen kann, der weiter Fortgeschrittene durch deren Seele, der Vollkommene aber — auf den des Apostels Wort (1. Kor. 2, 6. 7.) paßt: Weisheit reden wir bei den Vollkommenen, nämlich Gottes im Geheimniß verborgene Weisheit! —, durch das geistige Gesetz, das einen Schatten der zukünftigen Güter hat. So wird die Schrift gleicherweise dem Standpunkte des schlichten Glaubens (πίστις) und des eingeweihten Erkennens (γνῶσις) gerecht, zwischen denen inmitten der Standpunkt der ernsten christlichen Sittlichkeit liegt, je nachdem man das Bibelwort schlechtweg nach dem Buchstaben oder ethisch-tropologisch oder allegorisch, anagogisch, mystisch auffaßt. Daß schon der schlichte Buchstabe (ψιλὴ ἱστορία) nützlich sein könne, beweist die große Menge derer, die einfach und lauter glauben. Als Beispiel des psychischen Sinnes oder der tropologischen Deutung führt Origenes die schon oben besprochene Verwendung der mosaischen Stelle vom dreschenden Ochsen (1. Kor. 9, 9) bei Paulus an. Solcher Schriftgebrauch ist besonders wichtig und daher besonders im Schwange zur Erbauung derer, die das Höchste und Tiefste der göttlichen Offenbarung zu fassen nicht vermögen. Den pneumatischen Sinn und damit das eigentliche Kleinod der Schrift haben aber die, welche überall zeigen können, von welchen himmlischen Dingen das äußere Israeliten- und Judenthum Schattenbild und Typos war. Sie finden überall in der Schrift die hohen Geheimnisse von Gott und vom Logos angedeutet. Denn wirklich ist nach dem Walten des göttlichen Logos der ganze geschichtliche Inhalt der Schrift eine Hülle des geistigen und geistlichen. Auch hat der Logos selbst dafür gesorgt, daß mitten im Gesetze und in der Geschichte, in den Evangelien und den apostolischen Briefen gewisse Scandale aufstoßen, die nur die Wahl lassen, Unwürdiges von Gott anzunehmen oder über den buchstäblichen, historischen Sinn hinauszustreben. Das Befremden darüber soll uns auf den letzten und höchsten Zweck der Schrift hinleiten. Indeß darf man deßhalb keineswegs leicht über das Nächste hinweggleiten. Nach Jesu Wort: Durchforschet die Schriften! (Joh. 5, 39), gilt es sorgfältig zu untersuchen, was buchstäblich und was sinnbildlich zu nehmen sei, und nach klar erkannter Analogie der biblischen Redeweise den kunstreich durcheinander gestreuten und geflochtenen mannichfachen Schriftsinn zu entwirren. Welcher Stufe dieses mehrfachen Sinnes und daher welcher Art von Exegese des begabten Lehrers eigentliche Liebe gelte, hört man aus solchen Sätzen deutlich genug heraus, und sein speculativ-dogmatisches System sammt dessen Schriftbeweise zeigt es noch deutlicher.

Man kann seit den Tagen des Origenes von einer Geschichte der Allegorese in der christlichen Theologie und Kirche kaum reden; wenigstens nicht in dem Sinne, als habe irgend welche innere Entfaltung oder Fortbildung der von ihm formulirten Grundsätze stattgefunden. Nur ein Mehr oder Minder im Vertrauen und in der Hinneigung zu seiner Weise und in einzelnen Kreisen ein Versuch, ihren Bann zu durchbrechen, läßt sich unterscheiden. Wie bei Origenes selbst und schon bei Philon finden wir auch bei Späteren öfters die Warnung, nicht durch einseitiges, planloses und übertriebenes Allegorisiren den einfachen Wortsinn geradezu auszulöschen. Das war namentlich der Standpunkt zweier für das Bibelverständniß des folgenden Jahrtausends hochbedeutsamen Abendländer: Hieronymus und Augustinus. Die Verdienstlichkeit solcher Warnungen soll nicht unterschätzt werden. Allein man muß gestehen, daß zumeist das kritische Gewissen im kirchlichen Alterthum wie im Mittelalter nur erwacht, wenn dogmatische Gegner ihre unbequemen Lehrsätze durch allegorischen Schriftbeweis zu stützen suchen, während man in gutgläubiger Vertheidigung der vermeintlichen orthodoxen Wahrheit unbedenklich dem allgemeinen Strome folgt und oft auch den tollsten exegetischen Unfug für baare Münze nimmt. Daß ein Pelagius im Beginne des fünften Jahrhunderts mit besonderem Nachdrucke nüchterner Bibelerklärung das Wort redete, konnte fast nur der Gegenpartei zugute kommen; denn wie billig man auch über den unterlegenen Gegner des großen Augustinus urtheilen mag, daß er als Exeget dem wirklichen Tiefsinne des Neuen Testaments nicht gerecht wird, liegt auf der Hand. Tiefer und wissenschaftlich ernster war der Gegensatz der gleichzeitig mit Pelagius im Orient blühenden und ihm in gewissem Grade verwandten sog. Antiochenischen Schule. Als ihre eigentlichen Begründer gelten der Presbyter und Martyr Lukianos (gest. 311) und sein Zeitgenosse Dorotheos zu Antiochien, deren Gegnerschaft wider das Ueberwuchern der dogmatisch allegorischen Exegese in der Schule des Origenes durch begabte Schüler einige Generationen hindurch in Syrien sich fortpflanzte. Eusebios von Emisa, Diodoros von Tarsos, vor allen Theodoros von Mopsuestia (350—429) und Theodoretos von Kyros (390—460) sind die berühmteren Exegeten dieser Richtung. Diodor schrieb über den Unterschied von Theoria und Allegoria. Er scheint unter Theorie, einem sonst allgemein für die pneumatische Methode gebrauchten Ausdrucke, „die von ihm gebilligte typisch analogische Anwendung des zuvor rein historisch aufgefaßten Schriftwortes im Gegensatz gegen die den buchstäblich historischen Sinn unterdrückende Allegorik“ (Möller in der theol. Encyklop.) verstanden zu haben. Wirksamer noch trat Theodor der willkürlichen Mischung der Stufen und Zeiten des Alten und Neuen Testaments durch die herrschende Hermeneuse entgegen. Er verwirft es durchaus, trinitarische Vorstellungen den vorchristlichen Schriften unterzulegen, die ihren Verfassern fremd waren. Alles will er zunächst nach seinem historischen Zusammenhange verstanden, erst dann etwa typisch und analogisch auf die Fülle des Heiles bezogen wissen. Denn auch ihm steht der prophetische Charakter des Alten Bundes außer Zweifel: Aber er legt ihn sich so zurecht, daß wenigstens der Prophet in dem, was er nach Eingeben des göttlichen Geistes zu verkünden hat, seinen Zeitgenossen und vor allem sich selbst verständlich bleibt. Die überströmende Fülle des göttlichen Lichtes läßt den frommen Seher zuerst

Digitized by Google

das Nächste erblicken, dem seine und seiner Mitwelt Furcht und Hoffnung gilt, aber damit oft zugleich durch dies Nächste und darüber hinaus das Höhere und Größere, worauf jenes nach der göttlichen Heilsökonomie abzielt. So pflegen die Orakel der Propheten in Bezug auf das, dem sie zunächst gelten, hyperbolisch zu lauten, einen Ueberschuß zu ergeben, der erst in der Fülle der Zeit und Offenbarung ganz aufgeht. Man erkennt mit Achtung das redliche Ringen um die Wahrheit. Aber, abgesehen davon, daß Theodor im eifrigen Streben nach nüchterner Auffassung dem wirklichen Wortsinne der Schrift oft allzu reichlich Wasser zusetzt, hat doch auch er das alleinige unbedingte Recht der philologischen Auslegung nicht klar erkannt. Es ist wohl verständlich, wie schon sein Anhänger Theodoret, ohne bewußt von ihm abzuweichen, die typologische Exegese der allgemein üblichen allegorischen wieder näherte. In der Folge aber verlor sich fast aller Einfluß dieser Antiochener, nachdem die ganze Schule, als Herd der Nestorischen Irrlehre verdächtig, in ihren Häuptern Theodor und Theodoret nebst Ibas von Edessa infolge des sog. Dreicapitelstreites unter Justinian (553) nachträglich als ketzerisch gebrandmarkt war.

So herrschte im Mittelalter die Theorie vom mehrfachen Schriftsinne im wesentlichen unangefochten; nur hatte man der Dreizahl des Origenes noch einen vierten Sinn zugesetzt, gemäß dem Ausspruche Augustins (De Genesi ad litt. I, 1); „In libris autem omnibus intueri oportet, quae ibi aeterna intimentur, quae facta narrentur, quae futura praenuntientur, quae agenda praecipiantur vel moneantur“ und den verbreiteten Denkversen:

„Littera gesta docet, quae credas allegoris,
Moralis quid agas, quid speres anagogia.“

Bei der Einförmigkeit, die durch das ganze Mittelalter in diesem hermeneutischen Grundgesetze herrschte, und der eben dadurch losgebundenen Willkür der Anwendung lohnt es kaum, einzelne Jahrhunderte, einzelne Lebenskreise, einzelne Männer selbst unterscheidend herauszuheben, um so weniger, da die mittelalterliche Theologie auf dem Gebiete der Exegese wenig Neues hervorbrachte, und meist vom immer wieder aufgewärmten Abhube des Alterthums lebte. Doch ist damit natürlich nicht gesagt, daß nicht einige mehr, andere minder sich die Zügel schießen lassen. Im ganzen wird man wohl finden, daß die Männer streng scholastischer Richtung dem gesunden Wortsinne mehr Rücksicht erweisen als die eigentlichen Vertreter der Mystik, wiewohl ein eigentlicher Gegensatz zwischen beiden Richtungen, in diesem Punkte so wenig wie überhaupt, zuzugestehen ist. Bei Thomas von Aquino findet man im Anfange der Summa das maßvolle Wort: „Omnes sensus scripturae fundantur super unum sensum litteralem, ex quo solo potest trahi argumentum, non autem ex iis quae secundum allegoriam dicuntur.“ Hugo von St. Victor vergleicht die verschiedenen Arten des allegorischen Sinnes den Saiten der Leier, den Litteralsinn deren Holze, ohne welches die Leier nicht sein kann, das aber für das Tönen der Leier nur mittelbaren Werth hat. Doch weichen in der praktischen Anwendung beide und ihre beiderseitigen Anhänger nicht wesentlich voneinander ab.

Um wenigstens einen Zeugen der mittelalterlichen Ansicht von diesen Dingen im Zusammenhange zu Worte kommen zu lassen, nehme ich den Dichter der göttlichen Komödie heraus, der immer unter den ersten sich darbietet, wo es auf lebendigen Eindruck von mittelalterlicher Cultur ankommt, und, wo Allegorik und Symbolik in Frage stehen, noch besonders als Sachkundiger gehört zu werden verdient. In seinem Convivio will er dem Leser vierzehn seiner eigenen Jugendgedichte mit Commentar auftischen, hat es indeß nachher bei dreien bewenden lassen. Im ersten Capitel des zweiten der vier fertig gewordenen Tractate kündet er an, daß seine Erläuterung sowohl buchstäblich wie allegorisch sein soll. Darauf gibt er über den verschiedenen Schriftsinn folgende Erklärung, die übrigens Torquato Tasso's besonderes Interesse in dem Maße erweckte, daß er sie in seinem Exemplare des Convivio mehrfach unterstrich und am Rande besonders anzeichnete.

„Schriften können verstanden und müssen ausgelegt werden besonders nach vierfachem Sinne. Der eine heißt buchstäblich (litterale), der andere allegorisch; und dies ist derjenige, welcher sich unter dem Mantel der Fabeln verbirgt, und er ist eine Wahrheit unter einer schönen Lüge verborgen: wie wenn Ovid sagt, daß Orpheus mit seiner Zither das Wild zähmte und Bäume und Pflanzen in Bewegung brachte; was sagen will, daß ein weiser Mann mittelst seiner Stimme die grausamen Herzen zahm und demüthig macht und die nach seinem Willen sich zu bewegen nöthigt, die überhaupt noch einiges Leben von Wissenschaft und Kunst haben; und die gar kein Leben des verständigen Wissens haben, sind wie Steine. — Und zwar fassen die Theologen diesen Sinn anders als die Dichter. Aber weil meine Absicht hier ist, der Weise der Dichter zu folgen, werde ich den allegorischen Sinn nach dem nehmen, was bei den Dichtern gebräuchlich ist. — Der dritte Sinn heißt moralisch, und dies ist der, dem die Leser stets eifrig nachspüren sollen, zu eigenem und zu ihrer Schüler Nutzen: wie man im Evangelium erspähen kann, wenn Christus den Berg erstieg, sich zu verklären, daß von den zwölf Aposteln er nur drei mitnahm; woraus man moralisch verstehen kann, daß zu den geheimsten Dingen man wenig Gesellschaft haben soll. Der vierte Sinn heißt anagogisch, d. h. übersinnlich (sovra senso), und dieser ist, wenn man eine Schrift geistlich auslegt, die auch im Wortsinne nach dem sachlichen Inhalte (per le cose significate) hohe Dinge der ewigen Herrlichkeit bedeutet; wie man sehen kann an jenem Liede des Propheten, der sagt, daß beim Auszuge des Volkes Israel aus Aegypten Judäa heilig und frei gemacht worden ist. Denn obwohl offenbar das nach dem Buchstaben wahr ist, ist nicht minder wahr, was man daraus geistlich versteht, daß beim Auszuge der Seele aus der Sünde sie heilig und freie Herrin ihrer selbst geworden ist. Und will man dies beweisen, so muß stets der Wortsinn vorangehen als derjenige, in dem die anderen eingeschlossen sind und ohne den es unmöglich und unverständig sein würde den anderen nachzuforschen. Und besonders inbetreff des allegorischen ist das unmöglich, da bei jeder Sache, welche ein Innen und ein Außen hat, es unmöglich ist, auf das Innere zu kommen, wenn man nicht zuvor auf das Aeußere kommt. Weßwegen, da in den Schriften immer der Buchstabe (la litterale, wohl: scrittura) die Außenseite ist, man unmöglich auf die anderen kommen kann, ohne zuvor auf ihn zu stoßen.“ Dieser Gedanke wird nun ziemlich wortreich variirt; dann fährt Dante fort: „Ferner: gesetzt, es wäre möglich (die anderen Arten des Sinnes vor dem buchstäblichen oder ohne ihn zu finden), so würde es unverständig, d. i. der Ordnung zuwider, sein; und deßhalb würde es mit viel Mühe und mit viel Irrthum vonstatten gehen. Darum, wie der Philosoph (Aristoteles) im ersten Buche der Physik sagt, will die Natur, daß bei unserm Erkennen alles in gehöriger Ordnung (ordinatamente) verlaufe, d. i. indem wir von dem ausgehen, was wir besser kennen, zu dem, was wir nicht so gut kennen. — Ich werde daher aus diesen Gründen überall bei jeder Canzone zuvor den buchstäblichen Sinn erörtern und nach jenem ihre Allegorie, d. i. die verhüllte Wahrheit, und die anderen Sinne werde ich nebenher so oft berühren, wie es zu Ort und Zeit paßt.“

Digitized by Google

Diese theoretische Weisheit hat Dante nicht vor allerlei kräftigen Irrthümern in exegetischer Hinsicht behütet. Er ist ebenso stark, nur weniger glücklich, im allegorischen Deuten wie im allegorischen Dichten. Das abenteuerlichste leistet er im nachträglichen philosophischen Ausdeuten seiner jugendlichen Liebesgedichte. Doch hilft ihm gelegentlich seine Theorie, unbequemer Deutungen anderer sich zu erwehren. Namentlich geschieht dies gegenüber den beiden berühmtesten, staatsgefährlichen Allegoresen des Mittelalters. Seit Gregor VII. war es den Verfechtern päpstlicher Allgewalt geläufig, in den beiden großen, nach Genesis I von Gott am vierten Tage geschaffenen Himmelslichtern allegorisch Sinnbilder der päpstlichen und der kaiserlichen Gewalt zu sehen und daraus für den niederen Rang und die Abhängigkeit des Kaisers vom Papste die bedenklichsten Schlüsse zu ziehen. Unter manchem anderen, was Dante in seiner Schrift „De Monarchia“ dawider vorbringt, ist das eigentlich Entscheidende, daß jene Lichter nach dem wörtlichen Sinne des biblischen Berichtes vor dem Menschen erschaffen sind. Sie können darum unmöglich ihren höheren Zweck in Andeutungen über Gottes Heilsordnung für die sündige Menschheit haben. Welcher Arzt streicht das Pflaster für künftige Wunden eines Menschen vor dessen Geburt! — Nicht minder geläufig war jenem Zeitalter seit Gottfried von Vendôme und Bernhard von Clairvaux der Mißbrauch der Antwort Jesu (Luk. 22, 38) auf das Wort der Jünger: „Siehe hier zwei Schwerter!“ Jesus spricht: „Es ist genug!“ Diese Worte ließ man ohne weiteres an Simon Petrus gerichtet sein und folgerte aus ihnen, daß Jesus „beide Schwerter“, d. i. geistliche und weltliche Macht, in des Apostelfürsten Hand gelegt hätte. Andere wieder betonten, indem sie die Allegorie an sich festhielten, daß hienach der Gewalten nach christlicher Ordnung zwei sein sollten. Beide Deutungen verbreiteten sich in Deutschland durch Sachsen- und Schwabenspiegel. Dante verwirft, ohne zu bemerken, daß Petrus hier nur eingeschwärzt war, die allegorische Deutung der Schwerter auf geistliche und weltliche Gewalt überhaupt als dem Wortverständnisse wie dem Zusammenhange widersprechend.

Dante's jüngerer Zeitgenosse war der burgundische Franciscanerprovinzial Nicolaus de Lyra (gest. in Paris 1840), berühmt durch seine „Postillae perpetuae in Vetus et Novum Testamentum“. Seine besonnene, philologisch begründete Auslegung der Bibel erwarb ihm den Beinamen „Doctor planus et utilis“, und übertreibend hat man später gesagt: „Si Lyra non lyrasset, Lutherus non saltasset.“ Allerdings tritt Lyranus für den Wortsinn in die Schranken; aber doch kaum anders als Thomas und Dante. Auch er kennt und billigt den vierfachen Schriftsinn oder auch mit Zusammenfassung der drei Arten der uneigentlichen Auffassung den doppelten Schriftsinn: litteralis und spiritualis. Diesen will er nicht verwerfen, indem er jenen mehr als bisher zu beachten empfiehlt. „Omnes expositiones mysticae praesupponunt sensum litteralem tamquam fundamentum. — Volentibus proficere in studio sacrae Scripturae necessarium est incipere ab intellectu sensus litteralis maxime quum ex solo sensu litterali et non ex mysticis possit argumentum fieri ad probationem vel declarationem alicujus dubii.“ Während bis dahin weder das Griechische fürs Neue, noch das Hebräische fürs Alte Testament herangezogen zu werden pflegte und wegen mangelnder Kenntniß der Sprachen herangezogen werden konnte, war Lyra bemüht, dem einen wie dem andern ihr Recht angedeihen zu lassen. Das war nun ganz im Sinne des Humanismus, der während des 14. Jahrhunderts erwachte, während des 15. allmählich erstarkte. Aber man darf sich weder von Lyra's exegetischen Prinzipien, noch von der philologischen Klarheit der Humanisten eine zu hohe Vorstellung machen. Prüft man die Wirkungen beider an bestimmten Beispielen, wie an dem Schriftgebrauche der niederländischen Brüder des gemeinsamen Lebens oder an den Aeußerungen des diesen nahestehenden Johann Pupper von Goch, so trifft man im wesentlichen immer wieder die alten Betrachtungen, immer die alten Versuche, Gesetz und Ordnung in ein Verfahren zu bringen, das seinem ganzen Wesen nach auf Willkür beruht und der Zurückführung auf wissenschaftliche Regeln widerstrebt. So betont Goch mit Thomas, Lyra, Johannes Gerson, daß allein der Litteralsinn geeignet sei, in Streitfragen wirksam zu entscheiden. Er allein darf angewandt werden, wo es sich um eigentliche Heilsthatsachen, um grundlegende Glaubenslehren und Sittengebote oder evangelische Rathschläge handelt. Wäre in diesen Stellen die Auslegung schwankend, dann fehlte der nöthige feste Grund des Glaubens. Auch handeln sie bereits von den höchsten Gegenständen und sind daher einer Beziehung auf Höheres nicht mehr fähig. Im übrigen bleibt die ganze Stufenleiter vom historischen bis zum anagogischen Sinne bestehen. Demgemäß dürfen (nach Clemens, Joh. Pupper von Goch) Schriftstellen, die nach dem sensus litteralis auf alttestamentliche Thatsachen oder auf Einzelheiten aus dem Werk und Leben Christi gehen, noch allegorisch auf die Kirche, moralisch auf die einzelnen Gläubigen, anagogisch auf das ewige Heil angewandt werden. Stellen, die litteraliter von der Kirche handeln, lassen nur noch moralische und anagogische, moralische Aussprüche nur noch anagogische Ausdeutung zu. Was aber schon nach dem Wortsinn anagogisch ist, entzieht sich jeder Erhöhung. Nach diesem Kanon meint Pupper u. a. die Briefe Pauli überhaupt von der spiritualen Deutung ausschließen zu müssen.

In dieser oder ähnlicher Gestalt ging die theologische Hermeneutik auch auf Martin Luther und das reformatorische Geschlecht über. Immer mehr hatten die Humanisten auf Kenntniß der classischen Sprachen gedrungen; noch eben vor Luthers entscheidendem Auftreten hatte Erasmus von Rotterdam das Neue Testament griechisch herausgegeben, um den Zugang zur authentischen Quelle des Christenthums allen Sprachkundigen zu eröffnen. Eng hingen die Mißbräuche der herrschenden Kirche, über die es dann zum wirklichen Bruche kam, mit der bisherigen willkürlichen Schriftdeutung zusammen. So ist die Anmaßung der Romanisten, als gebühre niemandem, die Schrift auszulegen, denn allein dem Papste, eine der Mauern römischer Tyrannei, die der Reformator in seiner Streitschrift an den christlichen Adel deutscher Nation vom Jahre 1520 umzustoßen unternimmt. Reineres Schriftverständniß zu pflegen liegt ihm zuallermeist am Herzen. Wer hat gewissenhafter als er um den sprachrichtigen Wortsinn gerungen? Die Sprachen, Griechisch und Hebräisch vor allen, sind ihm die Scheide, darin das Schwert des Geistes, das Wort Gottes, steckt. Darum besonders hielt er den jungen Freund Philipp Melanchthon so hoch und werth, weil er in ihm das Bündniß des Evangeliums mit den Sprachen, mit der zu neuem Leben erwachten Philologie, verkörpert sah. Dennoch ist es bei beiden Männern zu einer klaren Abrechnung mit der hergebrachten Bibelexegese noch nicht gekommen. Man braucht nur auf Luthers Ueberschriften zu Psalmen, Propheten, Hohem Liede zu achten, um zu erkennen, wie sehr auch ihm noch historisches und allegorisches Schriftverständniß durcheinanderlaufen. Melanchthon dringt der bisherigen Willkür gegenüber oft darauf, daß man überall in der Schrift nach den Regeln der drei artes sermocinales: Grammatik, Dialektik, Rhetorik nur einen deutlichen Sinn in der Schrift suchen soll. Doch verwirft auch er die Allegorese nicht ganz. In Luther erblickt er das Muster ihres richtigen Gebrauches. Aber er warnt vor leichtsinniger Nachfolge: ohne hervorragende Gelehrsamkeit kann man diese Weise nicht nachahmen! (Rhetorik

von 1542; Hartfelder). Schärfer noch als die deutschen Reformatoren dringt Johannes Calvin auf nüchterne Erfassung des Wortsinnes. Aber reine Bahn hat auch er in der reformirten Bibelerklärung nicht geschafft. Fortschritt gegen das Mittelalter war es immerhin, aber noch keine klare Erkenntniß, wenn die spätere protestantische Dogmatik eine „accommodatio mystica vel innata (ἔγγραφος) vel illata (ἄγραφος)“ unterschied oder lehrte: Dieselbe Geschichte kann verschieden angewendet werden: allegorisch, tropologisch oder anagogisch. Aber dabei bleibt der eigentliche und buchstäbliche Sinn der Worte, durch welche die Geschichte dargestellt wird, immer nur einer. Genauer nennt man daher, was gemeinhin mystischer Schriftsinn heißt, nur mystische Anwendung.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **München.** Hier starb, wie bereits an anderer Stelle unsrer Zeitung gemeldet wurde, am 23. October der Senior der medicinischen Facultät der hiesigen Universität und eines der ältesten Mitglieder der Münchener Akademie der Wissenschaften, der kgl. Geheimrath, Obermedicinalrath Dr. Ludwig Andreas Buchner, ordentlicher Professor der Pharmazie, in seinem 85. Lebensjahre. Wie sein Vater Johann Andreas Buchner, der berühmte Begründer und erste Herausgeber des „Repertorium für Pharmazie“, war auch der Verstorbene hauptsächlich auf dem Felde der auf die Medicin angewandten Chemie und der Pharmazie thätig. Er war aus der Schule seines Vaters hervorgegangen und hatte in seinen späteren Studienjahren unter Justus v. Liebig in Gießen und unter Bussy in Paris sich in der experimental-chemischen Technik vervollkommnet. Neben dem Doctorgrad in der Philosophie, den ihm seine Arbeiten über allgemeine Chemie eintrugen, erwarb er später auch den in der Medicin auf Grund seiner pharmakologischen Studien, und habilitirte sich dann, im Jahre 1839, an der hiesigen Universität, deren Lehrkörper er also — seit dem Jahre 1852 als ordentlicher Professor — länger als ein halbes Jahrhundert angehörte. In Folge seiner Universitätsstellung und seines Nebenamtes als Mitglied des Obermedicinalausschusses wurde Buchner zur Mitwirkung an der Ausarbeitung zunächst der bayerischen, später der deutschen Pharmakopöe berufen, wofür er eine schon auf der Familientradition beruhende und nach durch eingehende rigene Studien genährte, äußerst reiche Erfahrung mitbrachte. Der ausführliche Commentar zu diesem Werke entstammt seiner Feder. Daneben entfaltete er eine weite, anregende und angeregte Thätigkeit in der Fortführung des „Repertoriums der Pharmacie“, von dessen Leitung er sich erst 1875 zurückzog. Als Mitglied der hiesigen Akademie der Wissenschaften, der er schon seit 1846 angehörte, machte er sich auch in nichtfachmännischen Kreisen bekannt durch seine ausgezeichneten Beiträge zur „Allgem. deutschen Biographie“. In den letzten Jahren hatte er sich seines hohen Alters wegen von allen seinen Aemtern zurückgezogen, aber sein Name ist bis heute hoch in Ehren geblieben bei seinen vielen, über das ganze Bayernland hin zerstreuten Schülern, und wird es noch lange bleiben.

* **Berlin.** Die Gründung eines ordentlichen Lehrstuhls für Statistik an der hiesigen Universität soll, wie der „Berl. Wissensch. Correspondenz“ aus nationalökonomischen Kreisen mitgetheilt wird, im Cultusministerium jetzt ernstlich ins Auge gefaßt sein. Dieses Gerücht hat um so mehr Wahrscheinlichkeit für sich, als hier zur Zeit überhaupt kein etatsmäßiger Lehrstuhl für diese Wissenschaft besteht, die Vertretung des Faches vielmehr von zwei, zudem schon bejahrten Honorarprofessoren wahrgenommen wird. Eine derartige Vertretung, selbst wenn sie von so namhaften Docenten, wie Boeckh und Meitzen, ausgeübt wird, genügt aber bei der Bedeutung, welche die Statistik im Laufe der Zeit erlangt hat, schon lange nicht mehr, noch entspricht sie dem Ansehen der größten deutschen Universität. Außerdem hat der andere Zweig der Staatswissenschaften, die Nationalökonomie, erst jüngst durch die Berufung Reinholds als außerordentlichen und die Beförderung Serings zum ordentlichen Professor eine nicht unwesentliche Verstärkung erfahren und vorläufig unnmehr, abgesehen von den Privatdocenten, außer über ein Extraordinariat (Reinhold) noch über drei Ordinarinte (Sering, Wagner und Schmoller). Schon dieser Umstand spricht für die Errichtung eines Ordinariats für Statistik.

* **Freiburg i. Br.** Der bisherige Privatdocent der Philosophie an der Universität München Dr. Mathias Baumgartner ist zum ordentlichen Professor der philosophischen Disciplinen der propädeutischen Theologie an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Rostock.** Der bisherige Privatdocent Dr. Rudolf Zenker in Würzburg ist als außerordentlicher Professor der Philologie an die hiesige Universität berufen worden.

* **Wien.** Am 25. October starb hier der Professor des gemeinen und des österreichischen Privatrechts an der hiesigen Universität Dr. Franz Hofmann nach mehrjährigem Siechthum im Alter von 52 Jahren. Seit 1877 war er ordentlicher Professor und seit 1879 wirkliches Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien. Die letzte große wissenschaftliche Arbeit, mit der sich Hofmann beschäftigte, war der Commentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch, den er gemeinsam mit Professor Pfaff herausgab. Das groß angelegte Werk ist unvollendet geblieben.

* **Venedig,** 25. Oct. Gestern versammelte sich hier zum erstenmal unter der Präsidentschaft des Ministers Luzzatti die königliche Commission, welche die Herausgabe aller Documente über die bewunderungswerthen Institutionen der venetianischen Republik beschloß. Es handelt sich, wie der „N. Fr. Pr.“ mitgetheilt wird, um einen noch ungedruckten, im hiesigen Staatsarchiv aufbewahrten Schatz.

* Ueber die Gefährlichkeit der elektrischen Leitungen hat Prof. Wrbee in Zürich eingehende Versuche gemacht, deren Ergebnisse namentlich jetzt von ganz besonderem Interesse sind, wo überall durch die Anlage von elektrischen Bahnen Leitungen angebracht werden, mit denen das Publicum in Berührung kommen kann. Bekanntlich werden die aus Kupferdraht bestehenden Leitungen für elektrische Bahnen meistentheils frei, also unumspannen, verlegt und an Masten, ähnlich den Telegraphenstangen, aufgehängt und fortgeleitet. Da für den Betrieb der Bahnen eine große elektrische Kraft erforderlich ist, muß auch die Spannung, also die Stärke der zugeleiteten Elektricität, eine sehr hohe sein. Professor Weber hat nun durch geeignete Anordnungen festgestellt, welche Stromstärken der Mensch ertragen kann, ohne directen Schaden zu nehmen. Die Versuche nahm Professor Weber an sich selbst vor, und sie entsprechen daher den thatsächlichen Verhältnissen. Bei der verhältnißmäßig noch geringen Stromspannung von dreißig Volt Spannungsdifferenz wurden beim Anfassen der Leitungen mit feuchten Händen die Finger, das Handgelenk, der Ober- und Unterarm fast vollständig gelähmt; die Finger konnten nicht bewegt, das Gelenk nicht mehr gebeugt werden. Die Schmerzen in den Fingern und Armen waren so groß, daß Prof. Weber sie nur etwa zehn Secunden ertragen konnte; es war ihm aber noch möglich, mit Aufbietung aller Willenskraft die Drähte loszulassen. Wurde die elektrische Spannung auf fünfzig Volt erhöht, so waren im Moment des Anfassens der Drähte alle Muskeln gelähmt, und es war unmöglich, dieselben wieder loszulassen. Dabei waren die Schmerzen so groß, daß sie nur eine Secunde zu ertragen waren, und Professor Weber unwillkürlich laut aufschrie. Die vorstehenden Versuche geben einen Begriff von der großen Gefahr, die elektrische Leitungen bieten, wenn man mit beiden Drähten gleichzeitig in Berührung kommt; dagegen ändert sich die Sache sofort, wenn man nur einen Draht anfaßt, der zu einer Leitung gehört, bei der die Erde die Stelle des zweiten Drahts vertritt. Bei den elektrischen Straßenbahnen benutzt man nämlich die Schienen als zweiten Draht, und durch diese theilt sich die Elektricität auch dem Erdreich mit. Als Professor Weber, in der Nähe der Schienen stehend, einen Leitungsdraht anfaßte, durch den ein elektrischer Strom von 2000 Volt geleitet wurde, also 40fach so stark wie beim ersten Versuch, fühlte er nur starkes Brennen und konnte den Draht beliebig loslassen. Die Verschiedenheit der Wirkung erklärt sich dadurch, daß die Stiefelsohlen eine vorzügliche Isolationsschicht bilden und dadurch den Durchgang des elektrischen Stroms durch den Menschen zur Erde sehr erschweren. Entgegen der im Publicum herrschenden Ansicht von der großen Gefährlichkeit der elektrischen Bahnleitungen kommt Professor Weber zu dem Schluß, daß das Berühren eines Leitungsdrahtes durch einen Menschen, der mit trockenen Schuhen in der Nähe der Schienen steht, vollständig ungefährlich ist, so lange die Stromstärke nicht wesentlich höher als 1000 Volt ist. Da bei den meisten unsrer elektrischen Bahnen nur eine Spannung von 500 Volt angewendet wird, ist die Gefahr also nicht sehr bedeutend. Wie aber aus den zuerst beschriebenen Versuchen hervorgeht, ist die Berührung einer directen, aus zwei Drähten bestehenden Leitung im höchsten Grade lebensgefährlich, und da der Laie nicht unterscheiden kann, um was für eine Leitung es sich handelt, so sollte man jeder Berührung eines elektrischen Leitungsdrahts unbedingt unterlassen.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 27. October. Nummer 243.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Dichter des amerikanischen Nordens. Von A. v. Ende. — Auslegen und Ausdeuten. III. (Schluß.) Von F. Sander. — Mittheilungen und Nachrichten.

Dichter des amerikanischen Nordens.

Von A. v. Ende (New-York).

Ein starre schweigsame Natur. Hügel, Seen, Nadelwälder, mächtig dahinrauschende Ströme und unabsehbar weite Schneeflächen — eine Natur, ergreifend in ihrer Ruhe, erhaben in ihrer Eintönigkeit. Von diesem Hintergrunde hebt sich ein seltsam abenteuerliches Leben ab — halb barbarisch, halb civilisirt. Vielleicht dürfte es in Cooper'schen Romanen Seitenstücke finden; in der Wirklichkeit steht es einzig da. Eine Welt voll ungehobener Schätze und eigenartiger Schönheit, eine Welt für sich ist das jenseit der Heerstraße, welche Touristen zu wandern pflegen, liegende Canada.

In dieser Welt, die mit dem nüchternen Realismus materiellen Sinnens und Trachtens wenig gemein hat, wie man ihn in den dichter besiedelten und in mehr als einer Hinsicht eine Großmacht darstellenden Vereinigten Staaten gewohnt ist, in dieser starren, schweigsamen Schneeeinsamkeit blüht die blaue Blume der Romantik — wie das Edelweiß nur dem kühnen unermüdlichen Sammler erreichbar. Wer sie aber findet, dem erschließt sich das Reich der Mythe, der Poesie gewordenen Geschichte; dem offenbart sich die Volksseele. Nicht durch Namen und Daten, die in staubigen Pergamentrollen und schweinsledernen Folianten verzeichnet sind, lernen wir Land und Leute kennen, sondern durch den Volksmund.

„Wenn Ihr so etwas von den Indianern hört, dann nennt Ihr es Sage; wenn aus den Papieren der Company Geschichte, so berichten die Papiere Euch genau die Thatsachen. Aber die Sage spiegelt das Gefühl wieder, sie ist wahrer. Wie könnt Ihr Thatsachen beurtheilen, wenn Ihr das Gefühl nicht kennt? Nein, was schlecht ist, wird manchmal gut, wenn Ihr das Wie kennt, das Gefühl, die Umstände.“

Also spricht Pretty Pierre, ein französischer Halbblutindianer, der den Mittelpunkt einer Reihe hochinteressanter Erzählungen, Phantasien und Skizzen bildet, mit denen Canada in die Reihe der Länder getreten ist, die eine Literatur haben. Eine treffliche Charakterisirung des Unterschiedes zwischen Sage und Geschichte. Die Geschichte verzeichnet Thatsachen, wie sie sich dem nüchternen Verstande des nüchternen Beobachters darstellen. Die Sage läßt uns die Volksseele ahnen und unser Herz nachempfinden, was im Herzen selbst eines uns fern stehenden Volkes vorgeht. Der Historiker schöpft seine Weisheit aus Staatsarchiven und hält sich an den Buchstaben. Der Dichter steigt in den Sagenbronnen eines Volkes herab, holt aus der Tiefe der Volksseele seine Stoffe und schält aus allem den Kern des Rein-Menschlichen heraus. Ein solcher Dichter ist Gilbert Parker, der Verfasser der eigenartigen Erzählungen, in denen sich uns das innere Leben des amerikanischen Nordens erschließt. In der fremdartig bunten Bevölkerung von Britisch-Canadiern, Französisch-Canadiern, Indianern und Mischlingen sieht er Söhne einer Mutter und wie in einem aufgeschlagenen Buche liest er in ihren Herzen. Es sind Dichtungen von wunderbarer Mannichfaltigkeit und frappirender Originalität, die er in den drei Bänden „Pierre and his People“, „An Adventurer of the North“ und „A Romany of the Snows“ um die Gestalt Pretty Pierre's gruppirt hat und häufig seinem Helden in den Mund legt. Denn dieser ist ein musterhafter Erzähler, und er weiß es auch. Sagt er doch zu Tybalt, dem Sagensammler:

„Ihr seid ein großer Mann. Ihr könnt eine Geschichte auf mancherlei Art erzählen, ich aber nur auf eine Art, und das ist meine eigene Art — mais oui!“

Es war ein glücklicher Griff des Dichters, diesen Charakter zum Mittelpunkt der lose zusammenhängenden Erzählungen zu machen — diesen Abenteurer und Gesetzesübertreter mit den Cavalierinstincten, der Dichterseele und dem Künstlerauge. Denn Pretty Pierre hält die Schicksalsfäden seiner Umgebung in der Hand. Gilt es Armen und Bedrängten zu helfen, Frauen und Kinder zu schützen, Menschen aus Lebensgefahr zu retten, Liebenden den Weg zu ebnen, so ist er dabei. Er ist Arzt und Krankenwärter, Secundant bei jedem Zweikampf, Liebesgott und Liebesbote, Priester, Ankläger, Richter und Rächer. Ein Gemisch von Ehrenhaftigkeit und Gewissenlosigkeit, Herzensgüte und Berechnung, indianischem Phlegma und französischem Chic.

Eine solche Individualität ist nur auf dem Boden des nördlichen Canada denkbar, wo das Leben noch ist, wie es vor hundert Jahren gewesen. In jenem Gebiet, welches den Schauplatz der Erzählungen bildet und das sich von Quebec bis Britisch-Columbia und von den Cypreß-Bergen im Süden bis zum Coppermine-Fluß im Norden erstreckt, existirt noch der voyageur und coureur-de-bois, der Trapper, Händler und Factor, wenn auch in moderner Gestalt. Bis vor 27 Jahren herrschte dort noch die alte Hudson Bai Company, die ihren Freibrief von Karl II. erhalten hatte und einst vom 50. Breitengrad bis zum Polarmeer unumschränkte Gebieterin war. Sie bestand zuletzt nur aus einer Handvoll abenteuerlustiger Menschen, die mit den Eingeborenen Handel trieben und sie in einer friedlichen Weise unterjochten, aber sie gilt bis auf den heutigen Tag bei den Indianern und Mischlingen ebenso viel, wenn nicht mehr, als die Regierung in Ottawa. Pretty Pierre war ein Product dieser seltsamen Verhältnisse. Seine Fehler und seine Tugenden waren nicht die der Franzosen und der Indianer, sondern gehörten allen Elementen an, die sich in dieser schnee- und eisumgrenzten internationalen Oase kreuzten.

„Pierre,“ sagt der Dichter, „wandert durch diese Erzählungen und verbindet sie, wie er zwei Racen verbindet, und verknüpft manchmal die Vergangenheit der Hudson

Bai Company mit modernerem Leben und mit dem nach Norden ziehenden Unternehmungsgeist Canada's."

Pretty Pierre ist ein Typus und zugleich eine Individualität. Ein Menschenkenner und ein Frauenkenner, sah er, welche verhängnißvolle Rolle hier ein schönes Indianermädchen, dort eine vereinzelte weiße Frau in dem rauhen Grenzer-, Schmuggler-, Trapper- und Kriegerleben spielte. Er selbst hatte seinen Roman gehabt, den er mit vornehmer Zurückhaltung vor seinen intimsten Freunden verbarg. Vielleicht hatte das, was er erlebt, einen Panzer um sein Herz geschmiedet; denn der schlanke gewandte Franzose mit dem philosophischen Ernst, der weltmännischen Lebensweisheit und den leichtlebigen Manieren wußte sich fortan dem Zauber der Frauen zu entwinden. Der deus ex machina in allen Liebesintriguen vermochte in dem kühlsten Tone zu philosophiren:

„Ich habe oft gedacht, daß die Frauen halb Heilige, halb Narren sind, und die Männer halb Narren, halb Schurken. Aber, quelle vie! Ohne Frau ist man nur ein halber Mann; mit einer ist man an einen einzigen Fleck in der Welt gefesselt, mit dem Fuß angekettet, die Flügel sind beschnitten. Man kann eben nicht alles haben. Quelle vie!"

Und der irische Riese Macaroy, eine prächtig gezeichnete Gestalt, der sich von Pierre's Philosophie gerade so viel angeeignet hat, daß Lebenserfahrung über Bücherweisheit geht, antwortet ihm in seinem köstlichen, leider nicht übersetzbaren Jargon:

„Spit-spat! But what the devil good does all yer thinkin' do ye, Pierre? It is arguſy here and arguſy there, an' while yer at chat, me an' the rest ar as is squeezin' the fun out o' life. Aw, go' long wid ye. Y' are only a bit o' hell an' grammar anyway. Wid all yer cattin' and carvin' things to see the internals ar thim, I'd do more to the case ar a woman's finger than for all the logic an knowalogy y'ever chewed — an' there y'are, ye little tailor o' jur's prudince!"

Dem Pretty Pierre imponirt kein wissenschaftliches System, kein religiöses Dogma. Er hat seine eigene Weltanschauung, dieser von seinem Vater katholisch getaufte Heide. Er hat sein eigenes Lebensideal — frei zu sein, ungehindert denken, fühlen, lieben und leben zu können. Er hat seine eigene Moral, eine Moral, die in keinem Codex steht. Aber sein Unglaube hat nichts Frivoles, nichts von dem witzelnden Spott gelehrter Ungläubiger. Seine Religion ist eine Religion der That — Menschenkenntniß, Kunst zu leben. Er besitzt diese Kenntniß; und er versteht diese Kunst. Während er mit scheinbarer Nonchalance den Rauchringeln seiner Cigarette nachblickt, liest er die Gedanken seiner Umgebung. Der junge Methodistenprediger in „The Red Patrol" hat kaum zu ahnen begonnen, daß er im Vergleich mit dieser urwüchsigen Menschheit, die so gut ohne seine Tröstungen fertig werden kann, wenig vom Leben weiß, da hat Pierre schon den Kampf in seinem Innern entdeckt und sagt in seiner ungeschminkten brüsken Weise:

„Sagt — wer hat jemals zu Euch gesagt: Ihr habt mir gezeigt, wie man leben soll?" Selbst die Frauen, wenn sie auch weinen, während Ihr Eure Gebete plärrt, gehen ihren alten Weg, sobald der Segen verklungen ist. Warum? Weil sie manches besser wissen als Ihr. Ihr habt nie direct gelogen, oder — gestohlen. . . . Ihr kennt die Träume nicht, die nach dem Wein kommen, in der Stille der Nacht. . . . Ihr habt nie Euer Haupt an die Brust eines Weibes gelegt — setzt mich nicht so wild an! — Ihr habt nie ein Kind gehabt. Ihr habt die Welt und Euch selbst nie durch die Pforte der Wirklichkeit gesehen. . . . Chut, Euer Reden ist gut für Kinder und Missionäre. . . . Ihr habt nichts gesehen. Ihr habt bloß gehört, und weil Ihr wie ein Kind nie gesündigt habt, kommt Ihr zu uns und predigt!"

Er wandert mit dem Geistlichen, dessen ganze Seele in Aufruhr ist, über die starre weiße Ebene, bis sie zu einem Amphitheater kommen — im Halbkreis eine Mauer von Eis, darüber Nordlicht und Sternenschimmer. Terrassenförmig wie Reihen von Bänken senken sich Schneewehen herab. In der Mitte ein Eisplateau, ob Altar oder Bühne, wer weiß es? Und nach Norden zu eine bogenartige Oeffnung, und jenseits, wo kein Mensch es befragen kann, in sicherer Ferne, das Orakel des Pols. Pierre war oft hier gewesen und hatte sich gefragt:

„Wer saß einst auf diesen gefrorenen Bänken und blickte herab auf das Drama, das sich auf der Bühne unten abspielte? Wer spielte die Rollen? War es eine Posse — oder ein feierliches Opfer? — Kamen sie etwa, diese seltsamen Unbekannten und schauten Gladiatorengeistern zu in ihrem verhängnißvollen Kampfspiel?"

Und als sie beide schweigend dastehen, überwältigt von der Erhabenheit dieses Anblicks, unterbricht Pierre die Stille:

„Habe ich nicht Recht? Es gibt etwas in der Welt, das größer ist, als Dogma und Meßbuch."

Gilbert Parkers Sprache erreicht in dieser Erzählung voll suggestiver Mystik und großartiger Naturschilderung eine wunderbare Gewalt des Ausdrucks. Aber er hat für alle Töne der Empfindungsscala eine eigenartige, treffende Sprache — mag er uns durch tiefsinnige, seltsam phantastische Indianersagen andächtig stimmen, wie „The Scarlet Hunter" und „The Tall Master"; mag er uns die rührende Liebesidylle der taubstummen Ida erzählen; mag er uns durch das düstere Monochrom „The Stone" ergreifen — immer ist Parker ein Meister der Wortmalerei. Auch seine plastische Gestaltungskraft ist phänomenal. Seine Helden und Heldinnen mögen noch so fremdartig sein, stets erscheinen sie uns als Menschen von Fleisch und Blut. Darum kann man Sergeant Gelletly, Shon McGann, Macaroy, Little Hammer, Ida Hilton und Jen Galboreith nicht so bald vergessen. Pretty Pierre aber, dem Zigeuner der canadischen Schneeebene, kann man getrost ein so langes Leben prophezeien, wie Bret Harte's californischen Spielercavalier John Oakhurst und Kiplings Mulvaney. Ja, man kann Gilbert Parker selbst mit Recht den canadischen Kipling nennen.

Wenn auch dieser Wortführer der canadischen Literatur vorzüglich in der kurzen Erzählung seine Meisterschaft bewiesen hat, sind ihm größere Formen keineswegs fremd. „The Seats of the Mighty", in der vergangenen Saison in einer Dramatisirung von Beerbohm Tree in New-York aufgeführt, ist ein Roman von großer Bedeutung. Vollständig Herr des soliden historischen Materials, auf dem die in Quebec spielende Handlung fußt, benutzt er dieses nur als malerischen Hintergrund und lenkt unsre Aufmerksamkeit nirgends durch historische Details von dem dramatischen Schicksal seiner Helden ab. Neben der Stelle, wo Capitain Wolfe fiel, werden dem fremden Besucher Quebecs künftig auch die Orte gezeigt werden, an welche sich die Hauptbegebenheiten dieses Romans knüpfen. Auch „The Pomp of the Lavilettes" ist ein bemerkenswerthes Werk, voll tragischer Conflicte, dramatischer Situationen und vortrefflicher Charakterzeichnungen. Die Handlung streift, wie auch manchmal in den Erzählungen, an das Unwahrscheinliche, aber der überzeugende Ernst des Dichters bannt jeden Zweifel. Daß Gilbert Parker in dem tiefempfundenen, schönen Sonettencyklus „A Lover's Diary" ein bedeutendes lyrisches Talent verräth, sei hier nur zur Charakterisirung seiner Vielseitigkeit erwähnt.

Es scheint nur des Anstoßes bedurft zu haben, den Gilbert Parkers Erscheinen in der canadischen Literatur

gab, um den Stein ins Rollen zu bringen. In den Kämpfen in Acadien, welche der Eroberung durch die Engländer im Jahre 1710 folgten, fand Prof. Charles G. D. Roberts den Stoff für eine Serie von drei historischen Romanen, deren Mittelpunkt die dämonische Gestalt des revolutionären Abbé le Loutre bildet. Der erste dieser Romane, „The Forge in the Forest", gehört zu den bedeutendsten Erscheinungen des diesjährigen Büchermarktes. Das Buch athmet die belebende Frische harzduftender Nadelwälder. Roberts' Menschen sind erfüllt von Kampfesmuth und Lebensfreude. Der naiven Liebe des jungen Paares Marc und Prudence steht die tiefe innige Leidenschaft Jean de Mers und Mizpahs gegenüber, die reife Liebe „eines starken Mannes und einer edlen Frau". Und in diese wie von lichtem Sonnengold durchdrungenen, wunderbar zart und feinfühlig gezeichneten Liebesepisoden klingt das martialische Säbelgerassel des Sieur de Marsac, eines zweiten d'Artagnan, und des Sieur de Briart, eines Vertreters des neuen Frankreichs, hinein, und wirft der despotische Fanatiker, der „schwarze Abbé", seinen unheimlichen düsteren Schatten. Man kann den folgenden Werken Prof. Roberts', der seine Stoffe aus Parkman schöpft, mit Spannung entgegensehen.

Unter den Dichtern, mit welchen Canada die neueste Literatur Amerika's bereichert hat, ist auch Bliß Carman unzweifelhaft eine hervorragende Individualität. Bemerkenswerth sind besonders „Low Tide on the Grand-Pré" und andere Gedichte, und die zusammen mit Richard Hovey verfaßten „Songs of Vagabondia", von keckem Uebermuth sprudelnde Vagantenlieder, in welchen dem conventionellen Geist des Durchschnittsamerikanerthums der Fehdehandschuh hingeworfen wird. Allein keiner von diesen Schriftstellern hat die Eigenart der canadischen Natur und der canadischen Bevölkerung so tief erfaßt, wie es Gilbert Parker gethan hat, der mit den Worten seines Helden, Pretty Pierre, von sich sagen kann:

„Ihr könnt eine Geschichte auf mancherlei Art erzählen, ich aber nur auf eine Art, und das ist meine eigene Art — mais oui!"

Auslegen und Ausdeuten.

Historisch-kritischer Versuch von J. Sander.

III. (Schluß.)

Im Vorigen ist die historische Musterung der exegetischen Theorien auf das Gebiet der christlichen Kirchengeschichte oder, wenn Philon außerhalb dieser steht, auf das der Bibelerklärung eingeschränkt worden. Gewiß ist auf diesem Felde die Frage brennend geworden; nur dort hat sie bis in die Gegenwart herein erheblicheren Werth behauptet. Aber wie hätte man so lange an der Annahme eines Doppelsinnes und der Zulässigkeit einer mehrfachen sei's Auslegung, sei's Anwendung des Schriftwortes festhalten können, wäre man sonst fest und klar in den Grundsätzen gesunder, philologischer Auslegung gewesen! Ich erinnere daran, daß bei Dante in der angeführten Stelle des Convivio (II, 1) auch ein Beispiel aus Ovid mit unterlief, das des Orpheus der Sage, in dem die Macht des Gesanges oder allgemeiner noch die sittigende, erziehende Kraft des menschlichen Zuspruches allegorisch angedeutet gefunden ward, und daß Dante ausdrücklich neben der theologischen eine poetische Allegorese erwähnte. Dämmert nicht dabei eine Erinnerung auf an einen Gebrauch der antiken Mythenwelt, der uns selbst zwar wenig mehr geläufig, der aber aus der eigenen deutschen, wie aus der sogenannten classischen französischen Literatur saltsam bekannt ist? Wer denkt nicht gleich an unsres Schiller „Klage der Ceres", „Eleusisches Fest", „Götter Griechenlands", aus denen eine symbolisch-allegorische Ideatisirung des alten Götterglaubens zu uns spricht, die den gemüthvollen Dichter sogar vorübergehend ungerecht stimmen konnte gegen die reinere Erkenntniß des Göttlichen in der neuen christlichen Weltzeit! Es scheint, daß wir es machen müssen wie Sokrates in den Platonischen Gesprächen, wenn er findet, daß die Rede auf dem erst eingeschlagenen Wege ihrem Gegenstande nicht voll gerecht wird. Wir müssen noch einmal zum Anfange zurückkehren und versuchen, von höherer Warte aus weiter umzuschauen.

Sehen wir uns in diesem Sinne nochmals genauer an, was wir beim Alexandriner Philon über diesen Gegenstand finden, so drängt sich ein Zwiefaches auf. Zunächst bezeichnet er selbst die allegorische Deutung, deren er sich befleißigt, als altüberlieferte Kunst und Wissenschaft. Er weiß von Gesetzen der Allegorie (De Abrahamo 15), denen er zu folgen sich einbildet, etwa wenn er den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs als den Gott auffaßt, dem man nur durch eine Dreizahl von Tugenden sich nähern kann, oder Abrahams Wanderung in die Fremde als das Emporstreben der tugendliebenden Seele, die den wahren Gott sucht. Er folgt dabei Vorbildern, die er vor Augen hat, d. h. Männern, die gewohnt und geübt waren, vom wörtlich Gesagten zum eigentlich Gedachten überzugehen (das. 38). Der Weg durch die Allegorie, so nöthig, um dem Widersinn buchstäblich verstandener anthropomorpher und anthropopather Aussagen über Gott zu entgehen, ist, wie er andeutet, längst den Naturphilosophen, wie überhaupt den tiefer blickenden Männern lieb und gewohnt (De posteritate Caini 1, 2; De plantatione Noë 9). Die Allegorie erscheint ihm wie eine weise Baumeisterin, deren Vorschriften folgend er sich getraut, den wahren Tiefsinn der Schrift zu erschließen (De somn. II, 2). Deutet schon dies darauf hin, daß er die Theorie der Allegorese nicht als etwas ansieht, was erst zur Erklärung der heiligen Schriften seines Volkes entstanden ist, so fehlt es andrerseits an Hinweisen auf deren griechische Herkunft nicht. Die in der Luft schwebenden Seelen, die andere Philosophen Dämonen nennen, heißen bei Mose Engel (De gigantibus 2). Oftmals bezeichnet Philon den Wortsinn als mythisch (*μυθώδες*), die höhere, allegorische Auffassung als philosophisch. So deutet er die drei Chariten des griechischen Olymps auf drei Begriffe — Natur, Lernen, Uebung —, die ihm in irgend einem Zusammenhange wichtig werden (De Abrahamo 11), und die Olympischen Wettkämpfe auf das Ringen um die göttlichen, „wahrhaft olympischen" Tugenden (De agricultura Noë 27). Ja, um uns geradeswegs auf sein griechisches Vorbild hinzuleiten, flicht er mehrmals in seine biblischen Allegorien auch solche ein, die griechische Dichtstellen und besonders Homerische zum Gegenstande haben (II. XIII, 5, 6: De vita contempl. 2; Od. IX: das. 5; Od. VI, 107, 108: De incorruptibilitate mundi 12 und De mundo 12; II. II, 204: das. 1). Auf die Allegorese der Mythen bei den alten Griechen und besonders die der Homerischen Gedichte ist denn auch hier noch einzugehen, soll der rechte Hintergrund und das volle historische Verständniß für die jüdisch-alexandrinische Allegorik wie ihre christliche Nachfolgerin gewonnen werden.

Bekannt ist das Zeugniß Herodots (II, 53) über Homer und Hesiod: „Diese sind's, die den Hellenen ihre Theogonie erdichteten, indem sie den Göttern ihre Beinamen gaben, Ehren und Künste unter sie austheilten und ihre Erscheinungen beschrieben." Streift man das rationalistische Gewand ab, so liegt darin das Anerkenntniß, daß Homer und Hesiod auf diesem Gebiete im fünften Jahrhundert v. Chr. und wohl schon geraume Zeit zuvor, seit Solons Tagen, allgemein bei den Hellenen das herrschende Ansehen genossen. Man ging später darüber weit hinaus, indem man namentlich

auf Homer alle höhere Cultur der Hellenen, eingeschlossen den Stolz der alten Griechen, die Philosophie, zurückführte (so z. B. Dionys. Halic. ad Cn. Pompejum 756). Nicht unrichtig; doch ist dies Urtheil cum grano salis aufzunehmen. Denn ganz einfach ohne Umwege und Mißverständnisse ist es dabei allerdings nicht zugegangen. Sobald in den Kreisen der Philosophen der kritische Sinn erwachte, mußte der naive Glaube an die Theopneustie der epischen Dichter und der von ihnen verarbeiteten Mythen arg ins Gedränge kommen. Vom Standpunkte der Ethik wie der Physik aus erwachten Bedenken gegen die alten Göttersagen. Schon frühe schritten einzelne starke Geister von solchen Bedenken zu schroffem Widerspruch gegen Homer und Hesiod fort. So im sechsten Jahrhundert Xenophanes von Kolophon, so Herakleitos von Ephesos, der den überlieferten Respect vor dem blinden Sänger und Seher schon ganz verlernt haben mußte, um ihn wegen gewisser Einzelheiten der Schläge werth zu erklären. Auch der Platonische Sokrates ist bekanntlich nicht einverstanden mit dem herkömmlichen Gebrauche der Homerischen Gedichte im Unterrichte der Jugend wegen der mancherlei Menschlichkeiten und Unsittlichkeiten, die darin den Göttern nachgesagt werden. Viele andere mochten indeß soweit vom Herkommen nicht abweichen. Sie fühlten innerlich durch fromme Scheu oder äußerlich durch schonende Rücksicht auf das schlichtgläubige Volk und die Jugend oder durch Vorsicht gegenüber den Gefahren für die eigene Sicherheit — wer kann das Durcheinander der Fäden entwirren! — an Homer sich gebunden. Aber sie suchten, zwischen ihm und der kritischen Vernunft zu vermitteln. Dichter reden gern in Bildern und Räthseln, wie Seher und Seherinnen. Sie malen in grellen Farben, oder nehmen den Mund voll, oder sie lassen sich herab zur Einfalt des Volks, der Jugend, um diese zu sich emporzuheben. Sie geben auch wohl durch dunkle Rede absichtlich Räthsel auf. Das alles gehört zur Kunst. Sollten hinter den Stellen, wo Homer und Hesiod Frevelhaftes oder wenigstens Unglaubliches und Thörichtes von Göttern und Helden vorbringen, ähnliche Kunstgriffe und Geheimnisse stecken? Es kam auf den Versuch an, sie als uneigentlich gemeint, als verhüllenden Ausdruck tieferer Weisheit zu deuten. Man versuchte es, und siehe da! es gelang und fand Anklang. Ein Ball war ins Rollen gekommen, der im Laufe der Jahrhunderte zur gewaltigen Lawine anwuchs, zu einer Literatur von fast unabsehbarem Umfange: dem Hochgenusse zahlloser Generationen aristokratischer Eingeweihter, ob zwar nach unsrem Geschmack von farbloser, frostiger Eintönigkeit und im besten Falle von irreführendem, trügerischem Schimmer.

Das ist der Punkt, an dem die allegorische Deutung der Mythen und namentlich der Homerischen Gedichte, so weit wir wissen, zum erstenmale einsetzt. Wer der erste Beginner war in diesem bald lebhaft erwachenden Wettkampfe, ist nicht mehr auszumachen. Unter denen, die genannt werden, scheint ein sonst kaum bekannter Zeitgenoß des Kyros und Kambyses, Namens Theagenes, der älteste zu sein. Er soll nach einem alten Scholion doppelten Nebensinn, ethischen und physischen, aus Homer erklügelt haben, indem er besonders die Götter als personificirte Naturkräfte und Eigenschaften der menschlichen Seele auffaßte. Seinerzeit war in philosophisch angehauchten Kreisen derartiger Doppelsinn nicht mehr ganz fremd; aber gewaltsam genug ist die Rückdeutung auf Homer. Zwar begegnen bei ihm neben den älteren und oberen Göttern, Zeus, Poseidon, Hades, Hera, Athena und, wie sie heißen, andere göttliche Wesen wie Ate, Eris, Ossa, Oneiros u. s. w., die uns als verdichtete Abstracta: Wahn, Streit, Gerücht, Traum erscheinen mögen. Aber dem Homer oder den Homeriden, wer denn nun redet in der Ilias und der Odyssee, sind diese Götter oder Dämonen wirklich gegenwärtig und wirksam in den Erscheinungen des menschlichen Lebens und der Natur. — Nach Theagenes wird Anaxagoras von Klazomenai, Perikles' und Euripides' Lehrer, Sokrates' Vorläufer, als Förderer dieser Therapie oder Heilkur für Homer genannt. Rühmt Aristoteles diesem Propheten des Weltgeistes, des Nûs, nach, daß er wie ein Nüchterner unter die Trunkenen getreten sei, so bewährt sich das in exegetischer Hinsicht nicht. Als nüchtern und besonnen kann es kaum gelten, wenn er das Ungereimte der Homerischen Mythen dadurch zu beseitigen räth, daß man alles in ihnen auf Tugend und Gerechtigkeit deute. Er selbst glaubte wohl auch hierin seinem leitenden Grundsatz treu zu bleiben, wonach der Weise, um die Wahrheit zu ermitteln, vom Sichtbaren aufs Unsichtbare, vom Offenbaren aufs Verborgene zurückschließen soll. Daß diese Heilversuche am Homer mitgeholfen haben, Anaxagoras die bekannte Anklage und Ausweisung aus Athen wegen Gottlosigkeit zuzuziehen, läßt sich vermuthen, aber aus alten Angaben nicht erweisen. — Ueber ihn hinaus schritt sein Schüler Metrodoros von Lampsakos, der nach dem Berichte Späterer, die seine jetzt verlorenen Schriften noch kannten, „gar zu einfältig" alles im Homer nach dem Untersinne (κατ' ὑπόνοιαν) deutete; denn das Wort Allegorie ist viel jünger. Und zwar deutete Metrodoros mehr physisch als ethisch. Weder Zeus, noch Hera oder Athena sind nach ihm bei Homer das, wofür der Hause ihrer Verehrer sie nimmt, sondern Naturwesen und elementare Ordnungen (φύσεως ὑποστάσεις καὶ στοιχείων διακοσμήσεις). Zeus soll er sonst auch für die Vernunft, Athena für die Kunst und — noch seltsamer — Agamemnon für den Aether erklärt haben, dem Homer die übrigen Fürsten nur seinem dichterischen Plane zuliebe beigesellt hätte. — Aehnlich setzte der etwa gleichzeitige gelehrte Abderit Demokritos von seinem atomistischen Standpunkte aus mit der überlieferten Mythenwelt und namentlich mit Homer sich auseinander. Im Dichter überhaupt und in Homer besonders fand er etwas Göttliches wirksam, das uns berechtigt, über den handgreiflichen Wortsinn hinaus bei ihm Offenbarung und Belehrung zu erwarten; und da die Wahrheit nur eine sein kann, mußten ihm die Aufschlüsse des Dichters zusammenfallen mit den Ergebnissen des eigenen Nachdenkens. Athena deutet er als Weisheit. Tritogeneia heißt nach ihm die Göttin, weil die Weisheit auf drei Grundthätigkeiten der menschlichen Seele beruht: wohl forschen, scharf urtheilen (oder schön reden?) und richtig handeln. Es ist nur ein Schritt weiter auf derselben Bahn, wenn Spätere in jenem Beinamen der Athena einen Hinweis auf die drei Theile der Philosophie: Dialektik, Physik, Ethik erblickten, für die freilich andere, besonders geistreiche und scharfsinnige Interpreten ein geeigneteres Sinnbild in den drei Köpfen des Höllenhundes Kerberos entdeckt zu haben meinten. — Auch Stesimbrotos aus Thasos und der Athener Glaukon werden im Platonischen oder pseudoplatonischen Gespräche Jon als klügelnde Erklärer Homers genannt, die des Dichters Worten allerhand Neben- und Tiefsinn (διάνοιαν καὶ ὑπόνοιαν) abgewannen.

Diese Anfänge der allegorischen Mythen- und besonders Homerdeutung setzt überhaupt Platon in seinen Sokratischen Gesprächen als bekannt voraus und führt gelegentlich einige Proben daraus an. So die physikalische Deutung jener goldenen Kette (Il. VIII, 19), an der Zeus sich getraut, die ganze Welt sammt allen Göttern zu sich emporzuziehen, auf die Sonne und ihren Umlauf (Theait. 153) und die Auffassung der aus Zeus' Haupt geborenen Athena als des göttlichen Nûs (Krathyl. 407). Daß Homer gerade der Jugend zu seiner Zeit gerne nach dem Untersinne (κατ' ὑπόνοιαν) oder Geheimsinn ausgedeutet ward, sagt Sokrates ausdrücklich. Aber er selbst hält nicht viel davon (Staat II, 378)

Digitized by Google

und erklärt es für ein schwieriges, ziemlich aussichtsloses, und daher thörichtes Unternehmen, die gesammte Mythologie mit ihren Kentauren, Chimären, Gorgonen, Pegasen u. a. vernünftig zurecht legen zu wollen (Phaidr. 229). Dagegen liebt er es, die eigene Lehre da, wo die strenge Forschung über die Grenze der menschlichen Erkenntniß hinausweist, in mythisch-allegorische Hüllen zu kleiden, wobei ihm denn wohl das Gegentheil dessen bei der Nachwelt begegnete, was Homer, indem man im allegorisch Gemeinten und Erdichteten, wie im Mythos vom Eilande Atlantis noch heute oft ernsthafte geschichtliche oder vorgeschichtlich geologische Offenbarung finden will. Aehnliche philosophisch-pädagogische, selbstgedichtete oder überarbeitete Mythen waren übrigens auch sonst um jene Zeit im Gebrauch, wie das bekannteste Beispiel: der „Herakles am Scheidewege" des Keërs Prodikos, das uns Xenophon (Memorab. II, 1,20) aufbewahrte, beweist.

Neuen nachhaltigen Anstoß erhielt die Ausdeutung der Homerischen und Hesiodischen Mythen durch Platons Antagonisten in der Sokratischen Schule, Antisthenes von Athen, den Stifter der kynischen Secte. Wir haben nur wenige Bruchstücke dieser Art von ihm; aber er muß die Sache ins Große betrieben und zugleich noch durch etymologische Spielereien — wenigstens uns erscheint dergleichen als Spielerei — mit den Namen der Götter gestützt haben. Wohl glaublich, daß auf Antisthenes die warnende Ablehnung solcher Versuche durch Sokrates oder Platon im Phaidros und der Spott über etymologische Künsteleien im Platonischen Kratylos zielt. Herakles und Odysseus, als Heroen kräftiger und kluger Praxis, stehen bei Antisthenes besonders in Ehren. Weniger liebte er die Titanen Atlas, den Grübler, dem übrigens erst er nach einer beiläufigen Notiz im ersten Buche der Odyssee, (v. 52) diesen Stempel aufdrückte, und Prometheus. Seltsam genug muthet er uns an, wenn er zu dem Mißtrauen des Odysseus gegen Kirke (Od. X, 473) bemerkt, jener habe als weiser Mann gewußt, daß Verliebte es mit der Wahrheit leicht zu nehmen pflegen, wenn er desselben höhnischen Zuruf an Polyphem (Od. IX, 525), auch Poseidon werde das verlorene Auge ihm nicht wiedergeben, beschönigend aus des Helden theologischer Erkenntniß erklärt, nach der für die Heilkunde nicht Poseidon, sondern Apollon zuständig sei, oder wenn er Nestor als Vorbild der Mäßigkeit preist, weil er allein mühelos — d. h. ohne unbequeme Folgen — den von Hekamede gefüllten Mischkrug (Il. XI, 637) zu heben pflegte. Aber im Alterthum hat Antisthenes mit seiner Kunst viel Beifall und zahlreiche Nachfolge gefunden: zunächst bei seiner Schule, in der Diogenes und Krates durch allegorische Versuche bekannt sind, und dann noch mehr bei der Stoa, auf die auch sonst manches aus seinem Schatze überging.

Im Schoße der Stoa gelangte die Wucherpflanze allegorischer Dolmetscherei erst zu voller Kraft und begleitete fortan das griechische Volk in der stoischen Gestalt bis zum Aufgehen der alten Cultur im Christenthum, ja weit darüber hinaus, nur gemischt vielfach mit den gleich wunderlichen Mythendeutungen aus der Schule des Euhemeros, der alle Göttermythen aus dem gewaltig nachwirkenden Eindrucke hervorragender, nachträglich vergötterter Menschen erklärte. Euhemeros und der Stifter der stoischen Schule, Zenon von Kition, lebten und lehrten etwa gleichzeitig um und nach 300 v. Chr. Schon Zenon selbst und nachher noch ausführlicher seine Nachfolger Kleanthes von Assos und Chrysippos von Soloi beschäftigten sich eifrigst mit allegorisch-physiologischer Deutung der Mythen und mit etymologischer Auflösung der Götternamen. Neben Homer wurden Hesiod, Orpheus, Musaios und andere Dichter in diesem Sinne commentirt. Im ganzen sind es die alten Kunste, die theils in einförmiger Aufwärmung, theils in seltsamen Varianten wiederkehren. Neu ist fast nur die engere Anlehnung an das stoische System, besonders dessen pantheistischen Hylozoismos. Da muß Zeus — Genitiv Zenós — davon den Namen tragen, daß er alles Lebens (τοῦ ζῆν) Urheber ist, während der zweite Genitiv Dios ihn als den kennzeichnet, durch den (δι' οὗ) oder um deßwillen (δι' ὃν) alles ist, was ist. Auch vom Sieden oder Brausen (ζεῖν) leiten andere den Namen Zeus ab und denken dabei an das Aufsprudeln einer lebendigen Quelle. Als Träger alles Lebens in der Welt ist Zeus aber kaum etwas anderes, denn der allem Dasein als Urstoff zugrunde liegende, alles durchdringende Licht- und Feueräther. Alle anderen Götter als personificirte Theile der Welt sind auch Theile, Erscheinformen, Namen dieses einen Weltgottes Zeus. Vor allen seine Söhne Hermes, Herakles, Dionysos werden als unmittelbare Manifestationen des großen Gottes ihm nahe gestellt, so zwar, daß man etwa die zwölf Arbeiten des Herakles als Durchgang der Sonne durch die zwölf Bilder des Thierkreises deutet. Athena, als dem Haupte des Göttervaters mutterlos entsprossen, bezeichnet die oberste feinste Schicht des Aethers, die nach der stoischen Physik Sitz oder geradezu stoffliche Unterlage alles geistigen Lebens in der Welt ist. Hera dagegen, wobei der Anklang an Aér (ἀήρ) mitspielt, stellt das zwischen Aether und Erde vermittelnde Element der Luft dar, jenem nah verwandt und vermählt, aber nicht immer ohne stürmisches Aufbäumen gehorsam. Dieses Aufbäumen der Luft gegen die himmlische Welt kennt man aus Homer als ehelichen Zwist zwischen Zeus und Hera. Den Namen Apollo erklärt Kleanthes daraus, daß der Gott als Helios täglich von anderen Punkten (ἀπ' ἄλλων καὶ ἄλλων) des Horizonts aufgeht, Chrysippos daraus, daß das Sonnenfeuer ein sehr vornehmer Bestandtheil des Kosmos und daher nicht ein Ding von vielen ist (οὐχ ἓν τῶν πολλῶν; daher mit s. g. a privativum: α-πολλων). Es ist unnöthig, derartige Beispiele zu häufen, zumal da sie in reicher Auswahl bei Cicero im Gespräche „De natura deorum" (besonders II, 63 ff., III, 62 ff) jedem zur Hand sind. Von der Stoa nur noch das eine, daß offenbar dieser Schule auch die beiden Männer entstammen, von denen wir aus dem wirklichen Alterthum umfassendere Sammlungen derartiger Allegorien besitzen: L. Annäus Cornutus, der ein Buch „Ueber die Natur der Götter" schrieb, und Herakleitos oder Herakleides, Verfasser oder richtiger Sammler der „Homerischen Allegorien". Diese Männer zogen um die Zeit des Augustus, also etwa als Zeitgenossen Philons von Alexandrien, die Summa dessen, was die Stoa für die homerische und überhaupt für die mythologische Allegorie geleistet hatte.

Wie weit über die engeren Grenzen der Schule hinaus dies Vorgehen der Stoiker gewirkt hatte, beweist der epikuräische Dichter T. Lucretius Carus. Seinem Schuldogma gemäß will er von Religion und von den Göttern des Volksglaubens nichts wissen; dennoch läßt er sich gelegentlich Name und Gestalt der Göttermutter als Sinnbild der Erde (II, 598 ff.), oder die Namen, Neptunus, Ceres, Bacchus für Meer, Getreide, Wein gefallen (II, 655 ff.) und deutet (III, 976 ff.) die Strafen der Verworfenen, die der Mythos in die Unterwelt verlegt, auf die selbstverschuldeten Qualen, welche der Aberglaube und blinde Leidenschaft dem Menschen im gegenwärtigen Leben bereiten. „Hic Acherusia fit", so sagt er, „stultorum denique vita!"

Bis zu Philon ist damit der geschichtliche Zusammenhang hergestellt. Neu war das Verfahren, das er und vor ihm bereits andere jüdische Hellenisten in Alexandrien übten, nur insofern, als sie das, was bei den Griechen längst Brauch war und für besonders geistreich und philosophisch — wenigstens in gewissen Kreisen — galt, auf die heiligen Schriften ihres Volkes übertrugen. Auch da gab es ähnliche Räthsel

Digitized by Google

zu lösen, ähnliche Anstöße zu beseitigen. Warum nicht ein Mittel anwenden, welches das Ansehen so vieler berühmter Männer für sich hatte und von derjenigen philosophischen Sekte erprobt war, die als ernsteste und strengste unter allen dem gesetztreuen Juden sich besonders empfehlen mußte! Wir sahen, wie auch auf diesem neuen Gebiete die allegorische Neigung rasch feste Wurzel faßte, und wie selbst vom Nil ins Land der Väter, das sonst im ganzen vorsichtig gegen das Fremde sich abschloß, die neue geistige Bewegung im ersten Jahrhunderte unserer Aera ihre Wellen trieb. Es bleibt noch übrig, kurz anzudeuten, wie jene antik heidnische Allegaristik noch geraume Zeit hindurch der christlichen, die nach ihrem Muster entstanden war, parallel sich erhielt, ja gerade während der ersten christlichen Jahrhunderte eine neue Blüthe erlebte.

Für die zweite Hälfte des ersten Jahrhunderts bietet als classischer Zeuge der Rhetor Dion, genannt Chrysostomos, aus Prusa sich dar. Dieser gewandte und ernsthafte Schriftsteller ist nicht nur mit der alten allegorischen Homerliteratur der Kyniker und Stoiker wohl vertraut (LIII), sondern lebt und webt noch selbst in dieser Auffassung des alten Dichters und seiner Mythenwelt. Jason, sagt er, erhielt ein Zaubermittel von der Medeia; mit dem salbte er sich und ward unverwundbar für den Drachen wie für die feuerschnaubenden Stiere. Diese Salbe nahm er, von der Medeia, d. i. nach spielender Etymologie: der Weisheit, zu erwerben und alles Uebrige zu verachten (XVI). Ein andermal redet er vom Tode des Herakles, den bekanntlich Deianeira durch das vergiftete Gewand verursacht haben soll, das der Kentaur Nessos ihr einst sterbend mit tückischer List gegeben hatte. Dies deutet Dion nach Art der Kyniker. Deianeira, wie wohl noch Frauen thun, suchte den Herakles von seiner Neigung zu gefahrvollen auswärtigen Abenteuern abzubringen und überredete ihn deßhalb, statt des Löwenfelles warme, weichliche Kleider und demgemäß auch sonst verzärtelnde Lebensart anzunehmen, und das gereichte dem Götterfohne zum Verderben.

Mit besonderer Vorliebe nahm die im dritten Jahrhundert aufkommende neuplatonische Schule die allegorisirende Thätigkeit in ihr System auf. Durch ihren Gründer Ammonios Sakkas, der jüdisch-christlichen Tradition in Alexandrien unmittelbar verwandt, stellte sie sich doch bald in feindlichen Gegensatz zum Christenthume und fand eine ihrer Hauptaufgaben in der Repristination des absterbenden Hellenenthums nach seiner polytheistischen wie nach seiner philosophischen Seite. Um das Hellenenthum aber als Einheit fassen zu können, mußten die Unterschiede der verschiedenen philosophischen Schulen unter sich und die zwischen Philosophie und Religion thunlichst verwischt werden. Dies halbbewußte Bedürfniß führte einerseits jene Neoplatoniker zu fleißiger und in mancher Hinsicht verdienstlicher Thätigkeit im Commentiren namentlich Platons und Aristoteles' und machte andrerseits diese ihre Commentare zu wahren Tummelplätzen allegoristischer Harmonistik. Einer der bekanntesten neoplatonischen Commentare ist der des Proklos (411—485) zum Timaios Platons, ein Sammelbecken für die Arbeit aller Schulhäupter vor ihm an dem Gegenstande. Hier finden wir denn nicht mehr bloß Homer und Hesiod, sondern ebenso Platon in das Prokrustesbett der Allegorie gespannt. Beispiele liegen in Fülle zur Hand; eins aus der Einleitung möge für alle stehen. Timaios sagt in Bezug auf Sokrates' Tags zuvor aufgestellte Sätze: „Einiger gedenken wir noch selbst, und für das andere, uns Entfallene bist du ja da, uns zu erinnern!" Sollte man es glauben, daß der Neoplatoniker Porphyrios diese harmlosen Worte ethisch, logisch, physisch und theologisch auszubeuten weiß? Theologisch findet er darin, daß nur die eine höchste Ursache alles umfaßt, während die niederen nur auf Theile der Welt gehen. Physisch bezieht er das Wort auf den steten Wechsel der Dinge, von denen, auf eine gewisse Zeit bemessen, einige sich behaupten, andere vergehen. Ethisch zeigt es die rechte Mitte zwischen Spott und Prahlerei. Das klingt mehr fade als gefährlich; aber wer sich die Mühe gibt, wird auch des Abenteuerlichen und sogenannten Wildromantischen genug bei Proklos antreffen, dessen Werk trotzdem um anderer Verdienste willen hohen Werth hat. Aber schon nach der gegebenen Probe wird man nicht mehr erstaunen, wenn Jamblichos, Porphyrios' Schüler und Lehrer des Julianus Apostata, nach seines kaiserlichen Verehrers Zeugnisse äußerte: je paradoxer ein Räthselwort, desto näher lege es die Erwartung, darin hochbedeutsame Wahrheit zu finden. Bunt genug wissen denn auch Meister und Jünger danach zu verfahren. (Vgl. Jul. orr. V, 161. VII, 217. 219 und das Register zu Procli Commentarius in Platonis Timaeum rec. Schneider, Wratisl. 1847 s. v. Jamblichus.)

Ein anderes Beispiel, das etwa in diese Zeiten und Kreise gehört, die von Arthur Ludwich neuerdings ans hellere Licht gezogene Homerdeuterin Demo, durfte ich vor Jahr und Tag den Lesern der Beilage (1896, Nr. 17) näher vorführen. Bis weit ins christlich-byzantinische Mittelalter herab reicht übrigens das Interesse an solcher Deutung Homerischer Mythen. Es fand noch im zwölften Jahrhundert am gelehrten Erzbischof Eustathios von Thessalonich und am Vielschreiber Joannes Tzetzes seine, wenngleich mehr sammelnden als selbstthätigen Vertreter.

Seitdem hat man längst gelernt, Homer Homer und Platon Platon sein zu lassen. Frei von allen Nebelhüllen verkünstelter Exegese stehen die hehren Gestalten des Alterthums vor uns und werden von Jahr zu Jahr reiner und tiefer erkannt. Hoffentlich gelingt es dem glücklichen Bunde, in dem die Gegenwart Theologie und Philologie rüstig einander in die Hände arbeiten sieht, gleiches Licht und Recht endlich auch für die Urkunden des Christenthums rückhaltlos zu erstreiten!

Es ist dabei nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen; denn hier handelt es sich nicht um die Sonne Homers, sondern um das Licht der Welt.

Mittheilungen und Nachrichten.

γσ. **Berlin**, 24. Oct. Die „Internationale Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre" (Vorsitzender Landgerichtsrath Dr. Felix Meyer) hielt gestern für den verstorbenen Geh. Justizrath Professor Dr. Levin Goldschmidt eine Gedächtnißfeier. Unter den zahlreich erschienenen Theilnehmern bemerkten wir die Professoren Mommsen, Brunner, Dirnburg, Hinschius, Gierke, Eck und andere hervorragende Juristen. Prof. Dr. Max Pappenheim (Kiel) hielt die Gedächtnißrede, nachdem der Vorsitzende mit Dank des Antheils Erwähnung gethan, den der Verstorbene stets der „Internationalen Vereinigung" gewidmet hat. Goldschmidt wurde als Persönlichkeit, die in zahlreichen Aeußerungen sich bethätigt, von seinem Schüler dargestellt und sein Antheil an der Förderung der Rechtswissenschaft eingehend gewürdigt. Am 30. Mai 1829 zu Danzig als Sohn einer angesehenen Kaufmannsfamilie geboren, genoß er nach einem Vorbereitungsunterricht auf dem städtischen Gymnasium seiner Vaterstadt die Unterweisung von Männern wie Joachim Marquardt und Theodor Hirsch in Alterthumskunde und Geschichte, deren Einflüsse ihn durch sein ganzes reiches Forscherleben begleitet haben, und ward kaum 18jährig Ostern 1847 unter Böckh's Rectorat in der Berliner medicinischen Facultät immatriculirt. Erst nachdem durch das Gesetz vom 23. Juli 1847 die Möglichkeit für Juden in Preußen eröffnet worden, auch als Juristen einen Wirkungskreis zu finden, trat Goldschmidt Ostern 1848 zur juristischen Facultät über. Keller und Gneist waren hier seine Lehrer. Er nahm am studentischen und am damals sehr lebhaften politischen Leben regen Antheil und wandte sich Ostern 1849 nach Bonn, Michaelis 1849 nach Heidelberg, um seine Studien durch ein letztes Berliner Semester

dann abzuschließen. Mittermayer in Heidelberg hat auf seine criminalistischen Anschauungen, Keller, den er den großen römischen Juristen als congenial an die Seite stellt, durch seine Pandektenübungen am nachhaltigsten auf Goldschmidts juristisches Denken eingewirkt. Brückmann war sein Lehrer im Handelsrecht. 1851 promovirte ihn die Universität Halle auf Grund seiner Arbeit über die „Commanditgesellschaft" zum Doctor; doch nur ad summos in jure civili honores capessendos ward er damals als Jude zugelassen, erst 25 Jahre später ward ihm der Doctor utriusque juris ertheilt. Als Doctor juris arbeitete er vier Jahre als Auscultator und Referendar am Stadt- und Kreisgericht, dann am Commerz- und Admiralitätscollegium seiner Vaterstadt, und zeitlebens hat er auf diesen Vorbereitungsdienst, der seine Kenntnisse im Straf- und Strafprocessrecht vertiefte und ihm nebenbei zu selbständigen Studien durch das reiche wissenschaftliche Leben des damaligen Danzig die Anregung bot, mit Dankbarkeit zurückgeblickt. Trotz des Art. 12 der Verfassung war damals den Juden das Richteramt und die Advocatur noch verschlossen und der Referendar mußte einen Revers unterzeichnen, daß er auf eine Anstellung im Staatsdienst nicht rechne. So blieb ihm nur die akademische Laufbahn, und auch diese war ihm in Preußen damals durch seine Confession sehr erschwert. Nach einer an die Universitäten Deutschlands und Oesterreichs unternommenen Orientirungsreise, wobei er auch in Hamburg die Schätze der Commerz-Bibliothek für seine rechtsgeschichtlichen Studien benutzte, habilitirte er sich im Juni 1855 mit der Schrift über „Das Seedarlehen des Callimachus" in Heidelberg; hier schloß er auch seine Ehe mit Noele Hermann 1856, die ihm eine stets treue Genossin und Theilnehmerin an seinem Streben gewesen ist. 15 Jahre hat Goldschmidt in Heidelberg als Lehrer, seit 1866 als ordentlicher Professor mit dem ersten Gehalt von 1000 Gulden = 1700 M. gewirkt. Er las römisches Recht, Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft und seit 1856 zweistündig Handelsrecht, das bis 1866 bis zu einer sechsstündigen Vorlesung anwuchs und stets mehr Hörer anzog. Seit 1858 hatte Goldschmidt die „Zeitschrift für das gesammte Handelsrecht" begründet und 1864 sein „Handbuch des Handelsrechts" zum ersten Male publicirt. Männer wie Holtzmann, George Weber, v. Treitschke, Bluntschli, Helmholtz, Marquardsen, der Kanonist Hermann waren hier ihm Genossen und Freunde; mit dem späteren badischen Minister Jolly verband ihn die Gemeinsamkeit der Ueberzeugungen; und als das Bundes-Oberhandelsgericht im Sommer 1870 begründet ward, berief man den inzwischen zu einer Autorität im Handelsrecht gewordenen Gelehrten nach Leipzig. Vom August 1870 bis zum Juli 1875 hat er an der Rechtsprechung des obersten deutschen Tribunals für Handelssachen mitgewirkt und die Fortbildung des geltenden Rechts durch die freie Richtung des Tribunals beeinflußt. Ist auch seine specielle Thätigkeit aus der Wirksamkeit des gesammten Gerichtshofes schwer abzulösen, so rühren doch viele der prinzipiellen Entscheidungen von seiner kundigen Mitarbeit her, und man sah den auf den Berliner Lehrstuhl Berufenen mit Bedauern scheiden. Präsident Pape, Regierungsrath Fleischauer, Männer, wie v. Hahn und Wiener, traten Goldschmidt in Leipzig nahe, mit Windscheid, Friedberg, Otto Stobbe, dem Physiologen Ludwig, mit Gustav Freytag und anderen hervorragenden Persönlichkeiten Leipzigs verband ihn eine nutzbringende Freundschaft, und seine Mitbürger wählten ihn 1875 als Vertreter Leipzigs in den Reichstag. Er empfand bei seiner Berufung als selbständiger Vertreter des Handelsrechts nach Berlin den wiederholten Wechsel seines Wohnortes als einen Ausgleich für seine Anschauungen und trat hier die alten Genossen, wie Mommsen, Zeller, Helmholtz, Wattenbach, Beseler, Bruns, Berner und andere wieder. 22 Jahre hat Goldschmidt der Berliner Juristenfakultät, 17 Jahre als Lehrer, angehört. Er hat auch hier neben dem zuletzt siebenstündig gelesenen gesammten Handelsrecht, wozu 1881/82 seine handelsrechtlichen Uebungen hinzutraten, über Völkerrecht, internationales öffentliches und privates Recht und über Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft Vorlesungen gehalten. Er gab dem Hörer jede Frage des Handelsrechts nach dem neuesten Stande der Forschung, und suchte die fortgeschrittenen Studirenden zu selbständiger Thätigkeit anzuleiten. Seine Lehrmethode war fesselnd, und vor dem Hörer schuf er die Gedanken von neuem zu produciren, die ihn zu seinen Anschauungen geleitet hatten. Er verfolgte das Ziel der Erziehung zur geistigen Selbständigkeit mittelst geistiger Freiheit; Lehrer und Forscher sind bei ihm untrennbar, und seine Arbeit im Dienste der Wissenschaft und Gesetzgebung, seine Leistungen in der Literatur wie in der Rechtsprechung hängen innerlich zusammen.

Goldschmidt ist vom römischen Rechte, dem er stets eine grundlegende Bedeutung zuschrieb, ausgegangen und hat sich dem modernen Verkehrsrechte zugewandt. Für den modernen Verkehr genügte das römische Recht nicht mehr, obgleich gerade Goldschmidt auch im römischen Recht handelsrechtliche Institutionen nachgewiesen hat, die diesem von anderer Seite abgesprochen waren. Selbständig gegenüber dem römischen und canonischen Recht entwickelte sich das moderne Verkehrsrecht aus den Rechtsgewohnheiten der italienischen Kaufleute des Mittelalters; den Ursprung dieser rechtsbildenden Gewohnheiten hat Goldschmidt nicht untersucht. Vieles dieser Institutionen liegen indessen germanische Rechtsgedanken zu Grunde, deren Modificationen heute wieder aufleben. Es wird Aufgabe der historischen Forschung sein, die handelsrechtlichen Gedanken des Mittelalters in ihre ursprünglichen Bestandtheile, die theils germanische, theils römische Gedanken sind, zu trennen; erst damit wird man Goldschmidts Werk fortsetzen. Seine eigene rechtsgeschichtliche Forschung ist nicht antiquarisch; gemäß seiner eminent praktischen Richtung sieht er in der Rechtswissenschaft die civilis sapientia, die praktische Philosophie, die stets der Culturlage entsprechend gestaltet sein muß. Die Wissenschaft soll sich von Schablone und Schematismus frei halten und aus dem Leben die Rechtsnormen entnehmen. Das Recht ist ihm die vernünftige Lebensordnung und für die Rechtssätze fordert er, daß sie den immanenten Rechtsgedanken jedesmal zum adäquaten Ausdruck bringen sollen. Die vollkommenste Handhabung der Dogmatik vermag im modernen Verkehrsrecht diese „vernünftige Lebensordnung" nicht zu schaffen. Erst die Erkenntniß der staatlichen, anthropologischen, ethischen Grundlagen des modernen Lebens muß ein Verständniß schaffen für dessen vielgestaltige Erscheinungen. Die geschichtliche Forschung soll die Mittel zur Einsicht in das Recht der Gegenwart bieten und so zugleich dem Recht der Zukunft vorarbeiten. Das Handelsgesetzbuch von 1864 betrachtete Goldschmidt in seinem „Handbuch" als den Abschluß einer Entwicklung. Gegenüber der bequemeren und logisch sicheren dogmatischen Methode betonte er, was er später nach dem neuen Bürgerlichen Gesetzbuch gegenüber hervorhob, man müsse nicht den Wortlaut erklären, sondern stets auf die Nachtheile, die jede Codification gegenüber den Erscheinungen des Verkehrs zeige, hinweisen. Solche Forderung führt nothwendig zur Rechtsvergleichung, zur Forderung auch einer Geschichte des nationalen Handelsrechts im Interesse des heimischen Rechts. Durch die Rechtsvergleichung hofft Goldschmidt im Verkehrsrecht eine Rechtsausgleichung zu fördern, da auf diesem Gebiet keine Verschiedenheit begründet ist. Hieher gehören seine Bestrebungen, die ihn zum hervorragenden Mitglied des Institut du droit international, der Société de la législation comparée, der Association for the codification of the law of nations gemacht haben. Durch seine zahlreichen Gutachten nahm Goldschmidt an der Gesetzgebung theil; in der Sinn Juan-Frage konnte er das Rechtsgutachten für Kaiser Wilhelm I. 1872 mit ausarbeiten. Er gab schon 1857 eine durchgreifende Kritik des preußischen „Entwurfs für die Rechte des Handelsstandes", 1860 verfaßte er ein Gutachten zu einem Handelsgesetzentwurf für die badische Regierung. Das „Deutsche Handelsgesetzbuch" enthält einige Sätze ganz nach seiner Fassung. Goldschmidt betheiligte sich ferner an der Rechtschaffung durch seine 1867 und 1869 dem Deutschen Juristentag vorgelegten Gutachten über die „Anstehung der Zinstaxen" und über die Befreiung der Actiengesellschaften von unmittelbarer staatlicher Aufsicht, die dieser annahm. Für das „Actiengesetz", das Gesetz über die „Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften", wie für Reformen in der Bildung der „Genossenschaften mit beschränkter Haftung" liegen von ihm werthvolle Gutachten vor; noch 1892 schrieb er über die „alte und die neue Form der Handelsgesellschaft" und legte Bedenken gegen die „Genossenschaften mit beschränkter Haftung" auf der gegebenen gesetzlichen Grundlage. Das Handelsrecht erscheint ihm schon 1859 als stärkster Pionier für die deutsche Einheit, und er forderte eine deutsche Wechselordnung, ein deutsches Handelsgesetzbuch und ein deutsches Bürgerliches Gesetzbuch. Alles dies sollte er als Früchte der deutschen Einheit erleben. Er hat auch stets der Revision des bestehenden Handelsgesetzbuches, seinen Anschauungen vom Verkehrsrecht und dessen Entwicklung entsprechend, das Wort geredet und viele Reformen, die durch den jüngsten Entwurf vom 10. Mai 1897 gefordert werden, schon vor mehr als 30 Jahren verlangt. Der sittlicher Ernst seiner ganzen Persönlichkeit läßt sich am deutlichsten aus seinen Forderungen erkennen, die er bei der Ausbildung der Juristen als maßgebend aufstellte. Diese ist ihm eine

politische und zugleich eine Culturfrage ersten Ranges. Um die Kunst der Gesetzesauslegung zu erlernen, wünscht er mit Suarez, daß Universität und Praxis bei der Ausbildung einander in die Hand arbeiten sollen; nur so sei ein guter Erfolg gesichert. Seine nationale Gesinnung hat Goldschmidt schon 1848, später in Baden durch eifriges Wirken in der Presse und als Bezirksrath in Heidelberg und dann als Mitglied des Deutschen Reichstags bethätigt. Bei den Septennatswahlen trat er, obwohl Jude, für einen Candidaten ein, der als Antisemit galt, aber diese Entscheidung mußte er aus seiner politischen Gesinnung heraus treffen. Sie hat ihm denn auch die Zustimmung Bismarcks damals gewährt, der ihn zu einer mehr als einstündigen Unterredung einlud. Seine Persönlichkeit ruht auf dem tiefsten Grund humanistischer Bildung und trägt den Charakter unbedingter Zuverlässigkeit. Die durch philosophische und historische Studien errungene Humanität des Geistes und Charakters hebt den ganzen Menschen in das Reich der Wahrheit, das ist zur höchsten Stufe der Sittlichkeit. Den Menschen und den Forscher erfüllt die peinlichste Gewissenhaftigkeit, er stellt die strengsten Anforderungen an sich selbst, und von der Verantwortlichkeit ist er desto mehr durchdrungen, je mehr eine äußere Controle ihm fehlt. Deshalb ist die zweite Auflage seines „Handbuchs" und die „Universalgeschichte des Handels" (1. Lfg. 1891. 468 Seiten) ein Torso geblieben, da er vor einer Fortsetzung dieser Schriften erst ein grundlegendes Buch „Ueber den Besitz" schreiben zu müssen meinte, auf dessen Ergebnissen er weiter bauen könnte. Wir bewundern an seinen Schriften die Kraft des Denkers in der juristischen Durchdringung des geworbenen Rechts und die Kunst des Schöpfers im Aufbau seiner Gedanken neben der Gewissenhaftigkeit des sich selbst auf das schärfste controllirenden Gelehrten. An äußeren Auszeichnungen aller Art hat es Goldschmidt nicht gefehlt, allein sein Leid war auf die Dauer nicht fähig, die Anstrengungen zu ertragen, die sein rastloser Geist demselben zumuthete. Seit 1877 war er leidend. Oft scheinbar genesen, erlitt er doch immer wieder Rückfälle, und als ihn 1892 ein Schlaganfall getroffen, konnte er sich nicht wieder erholen; eine Gemüthsdepression ergriff ihn und eine dumpfe Verzweiflung an seinem Können verdüsterte ihm die letzten Jahre der Leiden, aus denen ihn erst der Tod erlöste. Seine Persönlichkeit wird in der deutschen Wissenschaft unsterblich sein.

* Ueber die periodische Wiederkehr kalter und warmer Sommer hat kürzlich Dr. J. Maurer in Zürich eine eingehende und interessante Studie veröffentlicht, der wir folgende Mittheilungen entnehmen: Die großartigen Wärme-Excesse, welche uns auf westeuropäischem Gebiete in den berühmten warmen Sommern von 1751, 1775, 1781, 1826, 1834, 1846, 1857, 1859 und zuletzt 1868, sowie in den berüchtigten kalten Sommern um 1735—40, 1765—70, 1784—87, 1812—16, 1836—45 und 1886—91 fühlbar geworden sind, deuten darauf hin, daß auf der ganzen Erde, soweit Beobachtungen vorliegen, kühle und warme Perioden miteinander abwechseln, ja, daß diese Schwankungen der Temperatur in allen Ländern der Erde gemeinsam sind; alle erleben nahe gleichzeitig Kälte- und gleichzeitig Wärmeperioden. Die Jahre 1860—65, bezw. 1865—70, bezeichnen die eigentlichen Hauptcentren der letzten großen Wärmeperiode, während die Zeit von 1886—1891 als ein besonderes Kältecentrum namentlich für den südlichen Theil des westlichen Mitteleuropa hervortritt. Die Frage, wie sich die einzelnen Jahreszeiten zu den schon von Professor Brückner gefundenen Schwankungen der Temperatur in langen Perioden verhalten, ist nun ausführlicher von Dr. Maurer untersucht worden, wobei er sich auf handschriftliche Aufzeichnungen aus früheren Jahrhunderten, vorzugsweise auf Professor Hellmans Arbeiten über die warmen Sommer und milden Winter zu Berlin seit 1720 stützt. Die auf Grundlage der tagjährigen, bis 1720 zurückreichenden Berliner Temperaturreihe ausgeführte Untersuchung zeigt unzweideutig, daß im Verlauf der vieljährigen Schwankungen der Temperatur die großen Wärmeperioden neben den warmen und sehr warmen Sommern auch die mildesten Winter aufweisen. In den Kälteperioden treten dagegen neben den kühlen und sehr kühlen Sommern auch die meisten sehr strengen Winter auf. Die kalten Winter im allgemeinen sind sowohl auf die Kälte- als auf die Wärmeperioden der Klimaschwankungen nahezu gleichmäßig vertheilt. Da kaum ein Zweifel darüber bestehen kann, daß diese vieljährigen Temperaturschwankungen (deren Professor Brückner vom Jahre 1000 an nicht weniger als 25 nachgewiesen hat) sich auch in Zukunft in ganz ähnlicher Weise wiederholen werden, so ist wohl der Schluß gestattet, daß die nächste, voraussichtlich um die Wende des Jahrhunderts beginnende Wärmeperiode sich, neben vereinzelten, sehr milden Wintern, namentlich durch die Wiederkehr einer Reihe warmer und sehr warmer Sommer im westlichen Mitteleuropa bemerkbar machen wird.

* Ueber den Flug der Brieftaube hat Prof. Ziegler aus Freiburg i. Br. neue Untersuchungen angestellt; er berichtet darüber in den „Zool. Jahrbüchern": Für große Entfernungen, 100 bis 600 Kilometer, überschreitet die Fluggeschwindigkeit nicht 1100 bis 1500 Meter per Minute. Allerdings kann ein günstiger Wind die Zahl bis auf 1600 Meter, ja in sehr seltenen Fällen bis auf 1650 Meter bringen; dagegen wirkt conträrer Wind hemmend auf den Flug ein, so daß die Geschwindigkeit bis auf 500 bis 800 Meter per Minute sinken kann. Auch wird durch unsicheres Wetter, Regen, Nebel, tiefgehende Wolken, die Geschwindigkeit ungünstig beeinflußt, indem dem Thiere dann die Orientirung erschwert wird. Die Brieftaube erhebt sich niemals in größere Höhen, kann also die große Schnelligkeit der in Höhe von 2000 Meter und darüber wehenden Winde nicht ausnützen. Meist fliegt sie in einer Höhe von 1000 bis 1500 Meter, manchmal, besonders bei conträrem Winde, nimmt sie ihren Flug sehr niedrig.

* **Berlin.** Professor H. Steinthal, der hervorragende Lehrer für Sprachwissenschaft an der hiesigen Universität, feiert am 1. November sein 50jähriges Doctorjubiläum. — Professor Reinhold, der, wie früher erwähnt, zum Wiesbaden als außerordentlicher Professor der Nationalökonomie an die hiesige Universität berufen ist, wird am 27. October seine Antrittsvorlesung halten. Der Titel des zweistündigen Collegs lautet: „Geschichte, Kritik und Aussichtslosigkeit des Socialismus." Das zweitgrößte Auditorium der Universität ist für diese Vorlesung bestimmt worden. Wie die „Berl. Wissensch. Corr." hört, wird Professor Reinhold schon in seiner ersten Vorlesung auf die von Schmoller und Wagner vertretene Richtung kritisch eingehen.

* **Paris,** 25. Oct. Im Institut de France wurde am 25. October die feierliche Sitzung aller fünf Akademien abgehalten. Der Historiker Albert Sorel von der französischen Akademie eröffnete die Sitzung mit der üblichen Todtenschau, worin der Herzog von Aumale als edelmüthiger Schenker von Chantilly den breitesten Raum einnahm. Emile Picot von der Inschriften-Akademie sprach über die Mutter des Cardinals de Retz, der Kunstkritiker Lafenestre, als Mitglied der Kunstakademie, über Jean de la Fontaine und die Künstler seiner Zeit. Der Geograph Himly von der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften über die colonisatorischen Verdienste des im Saale anwesenden Savorgnan de Brazza, und Henri Maissan von der Akademie der Wissenschaften über die Universität von Chicago, welche er letztes Jahr besucht hat. Er hob namentlich hervor, daß diese größte Universität der Vereinigten Staaten ganz aus der Privatinitiative hervorgegangen sei. Der Orientalist Harper faßte den ersten Plan dazu, wußte den großen Millionär Rockefeller für sein Project zu interessiren und erst als der letztere zwei Millionen hergegeben, folgten die übrigen Bürger Chicago's mit einer Stiftung von gleicher Größe. Das gleiche Spiel wiederholte sich seit dem Jahre 1889 mehrmals, so daß Ende December 1895 die Spenden Rockefellers 38½ Millionen und die der übrigen Bürger von Chicago 25 Millionen betrugen.

Deutsche Nähmaschinen
bester Qualitäten,

ausgestattet mit allen neuesten Erfindungen. Vollkommener Mechanismus, rasches Nähen, elegante Ausstattung, bescheidene Preise.
Keine Erhöhung bei Theilzahlung.
Kataloge und Versandt franko.
Reellste Bedienung.
Chr. N. Schad, München,
Hoflieferant,
(13968)
Perusastrasse 11 & Kaulbachstrasse 9.

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 28. October. Nummer 244.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Pflanzengallen. Von Dr. C. Müller. — Zwei Prosadichtungen von Wilhelm Busch. Von Dr. H. Kreeger. — Ueber den „Studienplan für Mediciner“. — Mittheilungen und Nachrichten.

Pflanzengallen.

Von Dr. C. Müller.

Wenn wir die Blätter unsrer Bäume einer etwas eingehenderen Betrachtung unterziehen, so finden wir nicht wenige unter ihnen, die mit eigenthümlichen Auswüchsen versehen sind. Am längsten bekannt unter diesen sind diejenigen, welche auf den Laubblättern der Eichen in Gestalt kleiner rothbackiger Aepfel hervorwachsen und die der Volksmund in alter Zeit Laub- oder Eichäpfel genannt hat, jetzt aber als Galläpfel bezeichnet, wie denn auch heute für alle die in Rede stehenden Auswüchse die Benennung „Galle“, vom Lateinischen galla, gebräuchlich ist.

Alle diese Gallen oder Cecidien werden nun, wenn wir von den gleichfalls so bezeichneten Mißbildungen absehen, die Pilzparasiten ihren Ursprung verdanken, durch Thiere, der Hauptsache nach Milben, Mücken und Wespen, hervorgerufen. Bedingung der Gallenbildung ist der noch in der Entwicklung begriffene Zustand des Pflanzentheils, denn an einem völlig ausgebildeten Theile, welcher kein Wachsthum und keine Zellbildungen mehr zeigt, kann keine Galle entstehen. Die ersten Jugendzustände, auf welche die Thiere Einfluß nehmen, sind sozusagen noch formlos. Blätter, Stämme, Sprosse gehen aus Geweben hervor, welche die Gestalt von Höckern und Wülsten haben und jeder Höcker, jeder Wulst hat wieder seinen Anfang in einer einzelnen Zelle, der man nicht ansehen kann, was aus ihr werden soll. Dennoch ist, wie die Erfahrung lehrt, der Bauplan für das aus diesen Uranfängen hervorgehende Pflanzenglied bei jeder Art im vorhinein genau bestimmt, und es ist die Annahme gerechtfertigt, daß der Bauplan in der specifischen Constitution des Protoplasmas der betreffenden Pflanze, beziehentlich jener Galle, welche den Uranfang des auswachsenden Blattes, Stammes u. s. w. bildet, begründet sei. Wenn nun durch die genannten Thiere eine Abänderung von diesem Bauplane veranlaßt wird, so kann das, wie Kerner sagt, nur dadurch geschehen, daß die specifische Constitution des Protoplasmas eine Veränderung erfährt.

Die Veranlassung zur Gallbildung ist, wie gesagt, die Einwirkung des Parasiten. Ueber die letztere läßt sich etwas Allgemeines nicht hinstellen. Erstens, schreibt Frank in der neuesten Auflage seines Werkes über Pflanzenkrankheiten, liegen darüber noch lange nicht genügende Beobachtungen vor, zweitens können wir schon jetzt sagen, daß diese Verhältnisse bei den einzelnen Gallenbildnern verschieden sind, und so lange nicht umfassendere Beobachtungen angestellt sind, ist es ganz nutzlos, Theorien über Gallenbildung aufzustellen. Zur Erzeugung einer Galle genügt bald der bloße Aufenthalt und das damit verbundene Saugen des erwachsenen Thieres, wobei entweder eine ständige Anwesenheit oder ein einmaliger Besuch hinreichend sein kann, bald ist die Action mit der Entwicklung der Brut verbunden, wobei der gallenbildende Einfluß entweder schon mit der Ablage des Eies seitens des Mutterthieres (z. B. Blattwespen) oder erst durch das aus dem Ei entwickelte Junge ausgeübt wird (Gallwespen). Es ist einleuchtend, daß wir damit immer erst nur das Aeußere der Erscheinung kennen; das Wesen des gallenerzeugenden Reizes bleibt uns immer noch verschleiert. Für den einen speciellen Fall, wo die Gallenerzeugung mit der Ablage des Eies verbunden ist, hat Beyerinck gelegentlich der Untersuchung der Galle einer Blattwespe, des Nematus Vallisnerii an den Weidenblättern, es wahrscheinlich gemacht, daß ein zugleich mit dem Ei abgelegtes Gift bei der Gallenerzeugung betheiligt ist; er fand, daß auch dann ein, wenn auch kleines, Cecidium sich entwickelt, wenn in die vom Insect gemachte Wunde kein Ei abgelegt wird oder wenn man das soeben gelegte Ei mittelst eines Nadelstiches tödtet. Da andere Blattwespen ganz ähnliche Wunden in die Blätter machen, ohne Gallen zu erzeugen, so hält Beyerinck dafür, daß eine Giftsubstanz zur Erzeugung der Galle nothwendig ist, obgleich es ihm nicht gelang, durch künstliche Injection der Blätter mit dem Inhalte der Giftblase der Wespe entscheidende Resultate zu erzielen. Er hält das Gift für eine Proteinsubstanz, ähnlich dem Gifte der Wespen; es wirke vielleicht den Enzymen (sogenannte ungeformte Fermente; sie haben die Eigenschaft, auf andere Stoffe zersetzend einzuwirken, ohne dabei selbst zersetzt zu werden) ähnlich, und nennt er es deßhalb Wuchsenzym.

Vielfach scheint man der Ansicht zuzuneigen, daß ganz allgemein weder vom Mutterthier noch von dem Ei die Ursache zur Gallbildung ausgehe. Erst wenn die Made oder Larve die Eihaut verlassen hat und flüssige Stoffe absondert, sollen sich in der Umgebung derselben wuchernde Gewebe bilden, die dann in rascher Folge zur Galle heranwachsen; es muß also die Larvenbildung der Gallenbildung vorausgehen. Stirbt das Thier ab, so soll die Wucherung und Neubildung des Gewebes sofort aufhören; die Zellen in der Umgebung des Thierleichnams bräunen sich und sterben gleichfalls ab, woraus geschlossen wird, daß nur die von lebenden Thieren ausgeschiedenen Stoffe, wahrscheinlich Enzyme, Gallenbildung verursachen.

Die Form der Gallen ist in erster Linie von den Gallthieren abhängig, so daß jeder Thierform specifische Wirkungen zuzuschreiben sind. Es bilden die einzelnen Arten selbst derselben Gattungen auf ein und derselben Pflanze ganz verschiedene Gallformen. Bei Gallthieren, die auf mehreren Pflanzen vorkommen, können aber die Gallbildungen ebenfalls differiren, so daß die besondere Constitution des Protoplasmas der Pflanze ein weiterer Factor bei der Bestimmung der Gallform ist.

Wenn die als Brutstätte oder zeitweilige Wohnung eines einzigen oder einer Colonie von Thieren entstandene Galle auf ein einzelnes Pflanzenglied beschränkt ist, so spricht man nach Kerner von einer einfachen Galle; werden dagegen

zur Herstellung der Brutstätte oder zeitweiligen Wohnung mehrere Pflanzenglieder in Anspruch genommen, so nennt man das Gebilde eine zusammengesetzte Galle.

Unter den ersteren unterscheidet der vorgenannte Forscher Filz-, Mantel- und Markgallen. Filzgallen werden größtentheils durch Gallmilben erzeugt. Sie erscheinen an beschränkten, scharf umschriebenen Stellen grüner Blätter und Stengel als pelzige oder filzartige Wucherungen, an Laubblättern in den meisten Fällen auf der unteren Seite derselben. Sehr häufig ist mit der Ausbildung der Filzgallen eine Wulstung oder leichte Auftreibung des grünen Blattgewebes verbunden und dann sieht man den pelzigen Ueberzug nur an der vertiefsten Seite der Auftreibung, während die Gegenseite kahl bleibt. Am auffallendsten ist dies an den Laubblättern des Weinstocks und des Wallnußbaums zu sehen, wo sich bisweilen an einem einzigen Blatte ein Dutzend grubiger, weiß- oder braunfilziger Vertiefungen an der unteren Seite ausbilden. Die Farbe des Filzes ist nicht überall gleich, z. B. weiß an den Blättern der Buchen, Linden und Brombeeren, grünlich am Feldahorn, schwefelgelb an der Schwarzpappel und braun an der Roßkastanie und Espe.

Bekannt sind diese Filzkrankheiten der Blätter schon seit langer Zeit; sie wurden aber von früheren Botanikern für Pilze gehalten und ihnen der Gattungsname Erineum gegeben, bis dann in den dreißiger Jahren unsres Jahrhunderts ihre eigentliche Natur erkannt worden ist.

Für die Nährpflanze hat das Erineum einen pathologischen Charakter. Zwar gehen die filzkranken Blätter im allgemeinen nicht eher verloren als die gesunden, jedoch ist jede Erineum tragende Partie der Blattsubstanz dem normalen Dienste des Blattes entzogen, da bei dem geringen Chlorophyllgehalt der kranken Stellen keine Assimilation stattfinden kann. Die Wiederentstehung der Filzkrankheit ist nach Frank durch Abpflücken der befallenen Blätter im Sommer, sowie durch Zurückschneiden der im Sommer stark filzkrank gewesenen Zweige, beziehentlich durch gänzliches Herausnehmen der Stöcke zu verhüten.

Mantelgallen heißen die Umgestaltungen normaler Pflanzentheile, welche Hohlräume zum Schutz der Gallthiere bilden. Zu ihnen gehören die Rollgallen, die in Einrollungen von Blättern und Blattstellen ihre Urheber, Milben, Blattläuse, Blattflöhe und Fliegen, beherbergen. In manchen Fällen ist die ganze Blattseite in die Rollung einbezogen, noch häufiger aber beschränkt sich die Veränderung nur auf den Blattrand, der dann von einem aufgetriebenen, häufig knotigen oder welligen hohlen Wulste eingesäumt erscheint. Meistens ist das Gewebe der Rollgallen verdickt, brüchig, des Chlorophylls mehr oder weniger beraubt und daher gelblich gefärbt.

Weiter gehören zu den Mantelgallen auch die sogenannten Stulp- oder Ausstülpungsgallen, die nach Form und Umfang eine große Mannichfaltigkeit zeigen. So bilden sich z. B. in den Blättern unsrer Weißbuche (Carpinus Betulus) tiefe, faltenförmige, bisweilen geschlängelte Rinnen, welche an der oberen Seite mit einem Spalt münden und über die untere Seite des Blattes als Schwielen vorspringen, während die Blätter der Rüster und Johannisbeere auf der oberen Seite mit Buckeln und Höckern, auf der unteren mit Mulden und Gruben versehen sind und so an der getroffenen Stelle stark gerunzelt erscheinen. Geht die Ausstülpung der Blattspreiten von einer sehr beschränkten Stelle aus und vertieft sie sich stark, so entstehen taschen-, beutel- oder sackförmige Hohlräume, deren Längsachse senkrecht auf die Ebene des betreffenden Blattes zu stehen kommt. Solche beutelförmige Gallen finden sich beispielsweise, veranlaßt durch eine Blattlaus, auf den Blättern der Rüster, durch Milben an denen der Erlen, Ahorne und Linden, diese zu Hunderten von derselben Blattspreite entspringend, jene vereinzelt, dafür aber nicht selten einen Durchmesser von 2—3 cm erreichend. Alle diese Gallen kommen dadurch zustande, daß sich das Gewebe der Blattspreite, mitunter auch das grüne Gewebe an der Rinde junger Zweige an jener Stelle, wo von den angesiedelten Thieren ein Reiz ausgeübt wurde, als eine Ausstülpung erhebt, deren hohle Seite den betreffenden Thieren zeitweilig als Wohnort dient.

Ihrer Form wegen besonders erwähnt zu werden verdienen zwei an den Blattstielen der Pappelbäume vorkommende Gallen, die sog. Umwallungsgallen. Die eine, als deren Erregerin die Blattlaus Pemphigus bursarius anzusehen ist, bildet glatte, äußerlich gewöhnlich rothbackige Auftreibungen an der oberen Seite des rinnenförmigen Blattstiels hauptsächlich von Populus pyramidalis, während die andere, durch die Blattlaus P. spiro hecae hervorgerufen, sich in der Weise ausbildet, daß die Ränder des rinnenförmigen Blattstiels (von Populus nigra) sich schwielig verdicken, als fleischige Wulste erheben und über der Rinne zusammenschließen; gleichzeitig findet eine spiralartige Drehung des betroffenen Blattstieltheils statt, und es entsteht dadurch eine Galle, deren Höhlung wie das Innere eines Schneckengehäuses schraubig gewunden ist. Eine Verwachsung der wulstigen Ränder des Blattstiels findet nicht statt; sie liegen zwar anfänglich dicht aneinander, trennen sich aber später, so daß schraubenförmig gewundene Spalten entstehen, aus welchen die weißflaumigen Blattläuse hervorkriechen können.

Die unter dem Namen Markgallen zusammengefaßten einfachen Gallen werden durch Insecten veranlaßt, welche das Pflanzengewebe anstechen und in die gebildete Wunde ihre Eier legen. In ihrem Inneren zeigen diese Gallen eine aus saftreichen, dünnwandigen Zellen gebildete Schicht, das Gallenmark, welche den Larven zur Nahrung dient und sich an den abgeweideten Stellen so lange wieder von neuem bildet, als diese der Nahrung bedürfen. Aeußerlich zeigen die Markgallen große Aehnlichkeit mit Früchten, so daß man sie in beeren-, pflaumen-, apfel-, nuß-, kapselartige u. s. w. eintheilen kann. Beerenartige Gallen erzeugt z. B. eine Gallwespe an den Pollenblüthen der österreichischen Eiche, während die durch die Buchengallennisse verursachten Gallen auf den Laubblättern der Rothbuche kleinen Pflaumen ähneln, insofern sie im Innern mit einer dem Steinkern ähnlichen Hartschicht versehen sind. Daß die durch die verschiedenen Cynipiden (Gallwespen) erzeugten kugeligen Eichengallen Apfelfrüchten gleichen, wurde schon erwähnt. Recht häufig sind auch Markgallen, welche an gewisse Trockenfrüchte erinnern, unter denen z. B. die auf den Blättern der österreichischen Eiche durch Spathegaster tricolor (Gallwespe) erzeugten Gallen eine ausgesprochene Aehnlichkeit mit den Schließfrüchten des Waldmeisters haben.

Die Stelle, wo das wachsthumfähige Gewebe der Pflanze von dem eierlegenden Thier angestochen wird, erhält sich in manchen Fällen als freier Canal; wird sie durch Korkgewebe verschlossen, so daß die Kammer, in welcher die Larve lebt und zur Puppe wird, von der Außenwelt abgeschlossen ist, so muß sich das auskriechende Insect, wie z. B. alle Gallwespen, durch die Wand der Galle einen Ausführungsgang beißen, während bei den sogenannten Kapselgallen ein kreisförmiger Theil als Deckel abgestoßen wird.

Werden zu dem Aufbau einer Galle mehrere unmittelbar aneinander grenzende Glieder einer Pflanze einbezogen, so nennt man sie eine zusammengesetzte. So gehen aus den Blattknospen unsrer Wintereiche, veranlaßt durch Cynips polycera, einer jungen Mispelfrucht ähnliche Gallen hervor; eine einem Hopfen- oder Lärchenzapfen gleichende Galle entwickelt sich aus den Laubknospen verschiedener

Digitized by Google

Eichen durch die Thätigkeit der Gallwespe Aphilotrix gemmae, während an der Bildung der rothen Gallen unsres Hornklees, den Gallen der Königskerzen und der Teufelskralle die Blumenblätter betheiligt sind. Allen diesen als Knoppergallen bezeichneten Gebilden stehen die sogenannten Kuckucksgallen gegenüber, die durch ihre weißliche, bleiche Farbe auffallen, insbesondere aber auch dadurch, daß sie nur den Grund der Sprosse umwallen, während das Ende des betroffenen Sprosses unverändert weiter wachsen kann. Die bekannteste und verbreitetste in diese Gruppe gehörige Galle ist die durch die Blattlaus Chermes abietis verursachte Ananas- oder Cernesgalle unsrer Fichtenzweige.

Als Gallen sind auch die unter dem Namen „Klunkern" bekannten Mißbildungen an den Blüthenständen der Esche, an welchen die Häufung von Blattgebilden zu Knäuten, Knöpfen und Schöpfen besonders auffällt, anzusehen. Die Thiere, durch welche derartige sogenannte Klunkergallen veranlaßt werden, gehören den verschiedensten Abtheilungen der Mücken, Blattflöhe, Blattläuse und Milben an. Die Ansiedlung erfolgt jedesmal an dem Ende eines noch unentwickelten, in der Knospe steckenden Sprosses, dessen Achse infolge dessen mehr oder weniger verkürzt bleibt, während die von derselben ausgehenden Blätter mancherlei Veränderungen erfahren. Je nachdem die freien Enden der an dem Aufbau dieser Gallen betheiligten Blätter abstehen oder zusammenschließen, und je nachdem die Achse, von welcher die Blätter ausgehen, mehr oder weniger gestaut ist, ergeben sich sehr mannichfaltige Formen dieser Gallen, bald offene Rosetten, bald geschlossene Ballen, bald Büschel, Quasten, Zöpfe u. a.

Zu diesen vorgenannten Gallen gehören zunächst die absonderlichen Gebilde an den Zweigspitzen der Salweiden, welche der Volksmund Weidenrosen nennt, und die besonders im Herbst deutlich hervortreten, weil die sie zusammensetzenden Blätter nicht wie die anderen Blätter abfallen, sondern als braune vertrocknete Gebilde an den Enden der Zweige zurückbleiben. Recht auffallend sind auch die rosettenförmigen Gallen, welche an den Zweigspitzen des Weißdorns durch eine Gallmücke hervorgebracht werden und fast den Eindruck kleiner Vogelnester machen, während, im Gegensatz zu diesen offenen rosettenartigen Gallen am Färberginster, der Männertreu (Veronica Chamaedys) und dem Quendel, Gallen vorkommen, deren sämmtliche Blätter zusammenschließen, wie etwa die Blätter an einem Kohlkopf, so daß die Gallen ein knopfförmiges Aussehen haben. Diese an den Spitzen der Triebe stehenden Knöpfe sind bei den genannten Pflanzen auf der Außenseite dicht mit weißen Haaren bekleidet, so daß sie sich von dem dunkeln Grün der darunter stehenden Laubblätter schon von fern abheben.

Bei den Klunkergallen der Blüthenregion handelt es sich begreiflicherweise weniger um eine Stauung der Achse, da ja der Blüthenboden ohnedies nicht zu einem verlängerten Sproß auswächst, sondern sich allezeit so kurz erhält, daß die von ihm ausladenden Blumenblätter dicht übereinander stehen und Rosetten bilden, in deren Nischen sich zahlreiches kleines Gethier aufhalten kann. Hier treten aber in Folge des Reizes, welcher durch die angesiedelten Thiere veranlaßt wird, andere sehr auffallende Veränderungen hervor, nämlich das „Vergrünen" sonst rother, blauer oder anders gefärbter Blumenblätter, sowie die Verwandlung von Pollenblättern in Blumenblätter, so daß dadurch gefüllte Blüthen entstehen. Ja es kommt sogar vor, daß die Fruchtblätter, die sonst zum Fruchtknoten verwachsen, als getrennte Lappen vom Blüthenboden abstehen, in welchen Fällen wir von „Antholyse" sprechen. Von Pflanzen, an deren Blüthen diese Umwandlungen in allen erdenklichen Abstufungen beobachtet werden, sind insbesondere die kleinblüthigen Arten der Gattung Hornkraut, mehrere Nelkengewächse, Ehrenpreise und Schafgarben zu nennen. Zuweilen verdicken sich auch hiebei die Blüthenstiele, von denen dann wohl die benachbarten miteinander verwachsen, so daß dadurch, wie z. B. bei den Eschen, hervorgebracht durch eine Gallmilbe, unregelmäßige, klumpige Massen entstehen, welche mit vergrünten, meistens stark verkümmerten Blüthen besetzt sind. Gerade diese Klunkern der Eschenbäume gleichen aber unserm Blumenkohl so sehr, daß nach Kerner auch diese Umwandlungen des Blüthenstandes von Brassica oleracea (Gemüsekohl) warscheinlich Gallmilben ihren Ursprung verdanken, wie es denn auch nicht unmöglich ist, daß sich die Umwandlung der Pollenblätter in Blumenblätter bisweilen in der Nachkommenschaft erhält, so daß viele Pflanzen, welche seit alter Zeit mit halbgefüllten Blüthen in unsern Gärten gezogen werden und sich in der Aussaat mit solchen Blüthen erhalten, diese Eigenschaft einstmals durch den Einfluß der Gallmilben erhalten haben. Sonst haben die als Gallen in Erscheinung tretenden Gestalten keine Aussicht, sich zu erhalten und zu vervielfältigen; sie gehen, nachdem ihre Aufgabe erfüllt ist, wieder zugrunde. Und diese ist erfüllt, sobald die Bewohner der Gallen so weit herangewachsen sind, daß sie ihre Kinderstube ohne Gefahr für die Zukunft verlassen können. Boten die harten Steinzellen und der oft große Gehalt an bitter schmeckendem Gerbstoff ein Vertheidigungsmittel gegen manche Vögel, so hinderte die Gesammtstärke der einzelnen Gewebeschichten, oft vermehrt durch eigenartige Epidermiswucherungen, so manchen Gallenschmarotzer an der erfolgreichen Ablage eines Eies. Somit scheint es denn, als ob die Thierwelt hier der Pflanzenwelt einen bestimmten Tribut abgerungen hätte, denn nur in wenigen Fällen, wie z. B. beim Feigenbaum, wo die die Gallen verlassenden Wespen die Bestäubung vermitteln, kann man nach unsern bisherigen Kenntnissen von einer Gegenleistung seitens der Gallen erzeugenden Thiere reden. Ja den Pflanzen erwächst sogar aus dem Vorhandensein der Gallen Nachtheil, wenn schon dieser wohl selten so groß ist, daß das Leben der Pflanze dadurch gefährdet wird. Alle an chlorophyllreichen Theilen auftretenden Gallen schaden den Pflanzen durch mehr oder minder starke Abschwächung ihrer Assimilationsfähigkeit. Stengelgallen haben oft, ganz besonders nach ihrem Zerfall, eine Schwächung der betreffenden Stelle zur Folge, welche dann dem Winde oder dem sich aufsetzenden Vogel keinen Widerstand bieten kann und abbricht. Zweigverkümmerung, Krümmung des Stengels, Hinderung im Längenwachsthum und anormale Verzweigung, das alles sind nach Eckstein Schäden, die im Gefolge der Gallenbildung auftreten, während die Gallen an Knospen oft jede Entwicklung derselben verhindern, Blüthen- und Fruchtgallen die Zerstörung der Fructificationsorgane hervorrufen, so daß es bei ihrer Anwesenheit niemals zur normalen Samenbildung kommen kann.

Schließlich mag noch bemerkt werden, daß Karsch im Jahre 1877 die Gesammtzahl der damals beschriebenen Gallen auf 1250 schätzte, eine Zahl, die inzwischen durch Bekanntwerden neuer Arten bedeutend gestiegen ist. Ein Fünftel aller dieser Cecidien sind Cynipiden- (Gallwespen-) Gallen, während Käfern und Wanzen die wenigsten zugeschrieben werden dürfen. Eine jede dieser Gallen findet sich auf ganz bestimmten Pflanzen, selten kommt es vor, daß sich ein Gallenthier zwei Species als passende Mutterpflanzen aussucht. Dagegen gibt es einzelne ganz besonders stark heimgesuchte Pflanzen und diese sind merkwürdigerweise von der einen Gruppe gallenerzeugender Thiere bevorzugt, von der andern aber geradezu verabscheut, wie denn z. B. 90 Procent aller Cynipidengallen auf der Eiche zu finden sind, während die Gallenläuse Ulme und Pappel bevorzugen.

Wie schon aus diesen wenigen Zeilen hervorgehen mag, zeigen die Gallen eine außerordentliche Mannichfaltigkeit, sei es bezüglich ihrer Gestalt, sei es in Bezug auf die Theile der Pflanze, an denen sie sich bilden. Kein Theil des Pflanzenkörpers ist gegen die Angriffe gallenerzeugender Thiere geschützt; selbst die im Erdboden verborgenen Wurzeln wissen sie zu finden, gilt es doch, die Nachkommenschaft zu sichern, die Art im Kampf ums Dasein zu erhalten.

Zwei Prosadichtungen von Wilhelm Busch.[1])

Von Dr. ph. H. Kraeger (Bremen).

Der humoristische „Hausschatz" von Wilhelm Busch hat schon längst das 50,000. Exemplar überschritten, während die beiden ernsten Prosaerzählungen des Dichters noch immer stiefmütterlich behandelt worden sind. Wer zwischen den Zeilen und den Bildern der Schnurren lesen wollte, der hatte freilich längst auch in den kurzweiligsten Werken den tiefen Sinn geahnt und über des Dichters Lippen, die von fröhlichen Versen übersprudelten, dunkle und schwermüthige Augen funkeln gesehen. Die Erzählungen erscheinen aber in der That viel schwerer verständlich, und so voll von Schnörkeln, die um Schelmengesichter und um Fratzen herumgebogen sind; und doch gehören diese bizarren Büchlein, die unvermerkt harmlose Spielereien in Symbole dieses Lebens verwandeln — der Weltliteratur an, als treue Offenbarungen des deutschen Geistes, der ja von je seine besten Gedanken mystisch und phantastisch zu umkleiden liebte. Sie reden statt in Knittelversen, in einfach gebauten Sätzen, und wenn der Dichter sonst die Albernheiten des Alltags verlachte, behandelt er jetzt fast traurig, priesterlich und eher anklagend als scherzend, den tollen Widerspruch unsres Daseins. Die alte kindisch kindliche Frage nach dem „Warum" der Dinge leitet mit allgemeinen Betrachtungen den „Schmetterling" ein und breitet schon über den Anfang eine leidenschaftslose resignirte Stimmung. Das Buch ist, sagt der Erzähler, aus dem Nachlaß eines Sonderlings zusammengetragen: von seinen Verwandten weg, zog der Peter einst in die Welt, einem schönen Falter nach, der ihn weit ab vom Pfad verlockte, bis er den Weg zur Heimath nicht zurückfand. — So schlägt die Thür hinter der Jugend und dem Glück eines jeden zu; die schlichte Fabel wirft einen riesenhaften Schein auf das Leben und der „Schmetterling" wird Eins mit den unsicheren „gleißenden" Hoffnungen der Menschen.

Ein hübsches Hexchen mit weißen Zähnen und mit Goldmünzen im Haar huscht über Peters Weg. Die Circe kommt öfter und öfter, den Gesellen enger umkreisend, bis sie ihn gepackt und in einen Hund verwandelt hat. Sie entläßt ihn später nach der Entzauberung mit einem Hexenschuß. Reichthum und Liebe, die uns Menschen bis zur Verblendung unterjochen, sind für unsern Gesellen nun vorbei. Peter ist alt und grau über seinen Erfahrungen geworden: Er, der im Frühling auszog, kommt eines Spätherbstes wieder heim. Er will das Glück nicht stören, das sich während seiner Abwesenheit die Verwandten zu Hause aufgebaut haben; er nennt sich mit Galgenhumor noch Fritz Fröhlich und lebt unerkannt bei den Seinen, für die er arbeitet, in Frieden dahin. Das Märchen klingt trübe aus: der farbige Schleier, den einst die Jugend in ihren Träumen über das graue Gerüst dieser Welt warf, ist gelüftet; alle Ansprüche an das Leben sind dem Peter mit solcher Gründlichkeit ausgetrieben worden, daß Einem diese müdeste Ergebung fast in der Seele weh thut. Wie der Meyer Helmbrecht des Gartenäre, so muß er auf Krücken in sein Dorf zurückwandern; er kann Dämonen und Falter an seinem Dachzimmer fortan vorbeiflattern sehen, ohne ihnen noch folgen zu wollen.

Es mag der Zeichner in Busch gewesen sein, der viele Menschen und Gegenstände an immer wechselnden Orten sehen mußte, und der deßhalb von seinem Mitarbeiter, dem Dichter, gerade solche Helden verlangte, die eigentlich fortwährend unterwegs sind. Knopps Odyssee, die Touren von Fipps, dem Affen, und die Verwandtenbesuche der frommen Helene sind motivisch dieser Jagd nach dem Schmetterling verwandt. Aber, das Buch ist mehr als eine bloße Simpliciade. Jene Rührung, die man über dem Don Quichotte empfindet, der den eigenen lächerlichen Aufputz und die Schäbigkeit seiner Mähre übersieht, stellt sich unweigerlich ebenfalls bei diesem Peter ein. In bäurisch grellem Sonntagsstaat zieht er aus, und sein Rüstzeug für die Fahrt ist ein armseliges Netz, das so recht die unzulänglichen Mittel bedeutet, mit denen die Menschen für ihre Ziele von der Natur ausgestaltet worden sind. Die Bilder, mit denen Busch sonst ganze Seiten seiner lustigen Sachen bedeckte, sind im Schmetterling zu melancholischen Vignetten eingeschrumpft: spärlich andeutend, unergiebig und auf dunkel gehaltenem Hintergrund. Und doch beweist die Erzählung zur Genüge, wie eng eigentlich der carikirende Zeichner mit dem Dichter verwachsen ist. Denn gewisse Situationen und Wendungen wirken ohne das entsprechende Bild geradezu unvollständig. Nur ein Beispiel: es heißt vom Peter: „Er strampelte am Boden, wie ein Maikäfer, der auf dem Rücken geworfen ist." Wie matt für das Ohr, wenn dem Auge eine drollige Skizze im alten Stil von Wilhelm Busch fehlt! Unsre Phantasie überträgt wohl die zappelnde Bewegung der Glieder von den Insecten auf die Menschen; aber der Künstler Busch konnte viel, viel mehr und mit wenigen genialen Strichen in der Zeichnung Mensch und Käfer wirklich auch in eins verschmelzen. Der Leser muß sich bei solchen drastischen Momenten nun selber helfen und seiner eigenen an Plisch und Plum und an dem heiligen Antonius für das Komische ausgebildeten Phantasie vertrauen können.

Wenn der „Schmetterling" persönliche Bekenntnisse enthielt, so ist „Eduards Traum" zu einer gesellschaftlichen Satire erweitert worden, die nicht zu ihrem Schaden manchmal an die unsterblichen Reisen des Gullivers heranreicht.

Scheinbar zerfahren und sprunghaft — wie die Phantasie im Schlafe zu schwärmen liebt — schreitet diese Dichtung vorwärts, die aber in ihrer inneren Architektonik doch sicher aufgebaut und vom Kleineren zum Größeren sinnreich hinübergeführt worden ist. Folgen wir dem Erzähler Eduard, der eines Abends um halb Zwölf sein Licht ausgeblasen und bald nach dem Einschlafen sein liebes Ich verlassen hat, um als ein „denkendes Pünktlein" durch die Welt zu wirbeln, auf seiner bunten Fahrt!

Zuerst geräth der Träumer in seltsame, mathematisch geformte Bezirke, die seiner eigenen neuen Gestalt als Punkt wohl am meisten zusagen: in das Gebiet der Zahlen, Linien und Figuren, auf die vom Dichter in allerliebster Weise menschliche Verhältnisse übertragen worden sind. Die trockene Mathematik schwillt plötzlich von Leben, wenn sich die niedliche arithmetische Stadt vor uns aufthut: „Es fanden sich dort hübsche Landgärtchen und Obstbäume voll goldener Prozentchen und auf und nieder an papiernen Leitern stiegen die Dividenden und einige fielen herunter, und dann rieben sie sich die Verlustseite und hinkten traurig nach Hause. Kummer und Elend gab's auch sonst noch genug. An allen Straßenecken hockten die gebrochenen Zahlen: arme geschwollene Nenner, die ihre kleinen schmächtigen Zählerchen auf dem Buckel trugen und mich flehentlich

---

[1]) „Der Schmetterling" mit 20 Zeichnungen. „Eduards Traum" von W. Busch. München, Verlag von Fr. Bassermann.

anſahen.“ Mag ſich der Dichter lächelnd in dieſer wunderbaren Welt umſehen, er läßt doch die Klagen der Einwohner nicht unbeachtet, die über eine gewiſſe vordringliche Null ſchelten, „die ſchon manchem redlichen Kerl im Wege geſtanden; und wenn einer gefördert wurde, der's nicht verdiente, dann ſteckte gewiß die alte intriguante Null dahinter.“ Der Traum wird deutlicher geſtaltet und nach und nach auf einen realeren Boden, unter die Menſchen ſelber, verpflanzt. Auf dem Lande bei den Bauern, und in der Stadt auf dem Theater, in der Wiſſenſchaft, Politik und in der Literatur: überall fängt der Satiriker die kecken Verſuche auf, welche die Menſchen immer wieder anſtellen, um ihren ſchwarzen Egoismus und ihre natürliche Gemeinheit in roſige Güte umzumalen und in ein gottgefälliges Weſen. Aber das Bewußtſein, daß ſich am Leben, ſo wie es iſt, nun einmal nicht viel ändern läßt, lähmt in dem Dichter jede eifernde, kanzelhafte Regung; und ſtatt pruſtend gegen den trüben Strom zu arbeiten, lehnt er am Ufer und conſtatirt mit Seelenruhe, daß dieſe ſchmutzigen Gewäſſer am Ende noch in falſcher Richtung fließen.

Zur unterhaltenden Abwechslung ſchiebt Eduard eine Reiſe in den Weltraum ein und klettert behend wie der Affe an ſeiner Stange unter den Sternbildern herum. Buſch mag weder mit Milton auf den Pfaden des Lichts ſchreiten, noch mit Schiller in kühnen Worten die Pracht des ſternenerfüllten Raumes ſchildern: er läßt alles Pathos beiſeite, und die große Weltkugel mit ihren Geſtirnen erſcheint ihm menſchlich viel faßbarer und deutlicher bloß als ein „Knödel, durchſpickt mit Semmelbrocken“.

Auf die Erde zurückgekehrt, ſucht Eduard einige inzwiſchen verwirklichte Utopien auf, wo jedes Ding maſchinenmäßig hergeſtellt wird und wo ſich die Menſchen alles, Liebe, Lachen und Haß, abgewöhnt haben, um ganz unbehelligt einer neben dem andern leben zu können.

Nun ſchließt das Büchlein mit einer ſymboliſchen Scene ab. Der Dichter führt uns in ein Thal, wo eine breite Straße in einen Tunnel mündet. Dort ſteht das Wirthshaus „Zum luſtigen Hinterfuß“, vor dem eine Menge Volkes trinkt und tanzt. Das Thal aber iſt von einem Gebirge eingeſchloſſen; ſtille und milde Pilger wandern auf mühevollen Pfaden über die Felſen und tragen, jedes auf dem Rücken, ein ſchweres Päckchen; der Träumer folgt ihnen, er kommt an eine kryſtallene Mauer, hinter der ſich eine Stadt von Gold und edlem Geſtein erhebt, und möchte in die leuchtende Seligkeit einziehen, als man ihm bedeutet: „Armer Fremdling, du haſt kein Herz“; er fällt erſchöpft und leblos vor den Thoren der Stadt zu Boden.

Damit verläuft die Dichtung in eine Predigt über das bibliſche Thema von den Menſchen, die ohne Liebe dem klingenden Erze und der tönenden Schelle gleich ſind. Denn nur, wer ſich ſein Herz erhalten hat, kann in jene Tempelſtätte eingehen, die weder über den Wolken, noch nach dem Tode, ſondern ſchon hier unten mitten im Leben errichtet werden ſoll. Das iſt die frohe Botſchaft, die aus dieſem verworrenen Traume ins Leben hinüberklingt: ſchön wie nur je der Uebergang von den dunklen phantaſtiſchen Formen der Nacht zum friſchen Tage, wenn das Frühlicht beim Klange der Morgenglocken durch die Scheiben brechen will. Nur ſcheut ſich Buſch zum andernmale vor aller oſtentativen Poeſie; er weckt den Schläfer aus ſeinem Schlummer durch die traulichen Worte der Hausfrau, die mit dem Söhnlein im Arm an das Lager ihres Mannes getreten iſt: „Eduard, ſteh auf, der Kaffee iſt fertig“.

So mag man ſich nach und nach mit dieſen ſeltſamen Büchern vertraut machen; denn aus den beiden Märchen, wo die Wirklichkeit ſich ſo barock mit Traum und Zauber verbunden hat, ſieht uns ſchließlich doch ein und derſelbe alte Freund herzlich an; er iſt zwar nicht ſo unbefangen und luſtig mehr wie damals, als er den Maler Kleckſel ſchrieb, und geht mehr vornübergeneigt und wortſcheuer ſeinen Weg. Das Haupt iſt ihm ſchwer geworden von den Jahren und von den Gedanken, und in der Sprache des Symbols läßt ſich auch nicht leichthin plaudern. Aber, wer einem Dichter ſo viele frohe Stunden verdankt, wie jeder Deutſche ſeinem Wilhelm Buſch — der muß ſich nun auch willig und ernſt aus den Räthſeln ſeines „Schmetterlings“ und „Traumes“ das tiefe Gleichniß unſres Lebens deuten laſſen.

Ueber den „Studienplan für Mediciner“.

Als der Beſchluß einer Commiſſion, die vergangenes Jahr zum Zweck der Aenderung mediciniſcher Studienverhältniſſe tagte, den bisher obligaten zehn Studienſemeſtern noch zwei beifügte, mit der Beſtimmung für den angehenden Arzt, ſie ausſchließlich einer praktiſchen Schulung zu widmen, dürften zwei Gründe die berathende Körperſchaft geleitet haben. Die Erkenntniß, daß ſo manch klägliches Fiasco, das die Heilkunde erlitt, in der mangelhaften, weil faſt rein theoretiſchen Bildung ihrer Jünger ſeinen Grund fand, daß ein erfolgreiches ärztliches Wirken die Möglichkeit vorausſetzt, während der Studienzeit neben dem *Wiſſen* auch das *Können* ſich zu ſichern, bedingte bei den Vertretern der mediciniſchen Wiſſenſchaft den ſorglichen Wunſch, ihren Schülern nunmehr auch die *Erfahrung* als Begleiterin mitzugeben. Zugleich aber machten ſie die Erwartung hegen, durch Feſtſetzung ſechs langer Studienjahre einer Uebervölkerung ihrer Hörſale vorzubeugen; freilich ein nicht gar ideales Mittel, die Berufenen zu ſondern von den Unberufenen, mit der Gefahr, die Unbemittelten zu treffen zu Gunſten der Bemittelten; ein Weg um ſo weniger gangbar, je näher ein anderer liegt, deſſen Innehaltung das Erreichen der beiden durch genannte Neuerung erſtrebten Ziele bedeutet, ohne durch einen ſo bedenklichen Schritt das Ganze zu gefährden.

Der „nach einer neuen Prüfungsordnung für die Aerzte im Deutſchen Reich vom 2. Juni 1883“ eingerichtete, von den mediciniſchen Facultäten empfohlene Studienplan verpflichtet den Studirenden, „mindeſtens die erſten vier Semeſter ausſchließlich den *vorbereitenden* naturwiſſenſchaftlichen Fächern, der Phyſik, Chemie, Geologie und Botanik, ſowie der Anatomie und Phyſiologie zu widmen, die rein mediciniſchen Studien aber erſt mit dem fünften Semeſter zu beginnen“. Daß die hier in Frage kommenden naturwiſſenſchaftlichen Studien dem Mediciner keine direct verwerthbaren Erfolge bieten, beſtreiten auch diejenigen nicht, welche in beſagten Diſciplinen eine unerläßliche Vorſchule für das mediciniſche Fachſtudium erblicken. Wie ſteht's nun aber mit ihrem ſo ſtark und oft betonten „vorbereitenden“ Charakter?

Die Geſchichte der Medicin iſt innigſt mit der Entwicklung der Naturwiſſenſchaften verwoben. Gefördert in allen ihren Theilen, dankt ſie ihnen ihre nunmehrige Höhe. Es erſtanden Tochterdiſciplinen, deren Inhalt ſich mit den Daten der einzelnen naturwiſſenſchaftlichen Fächer in ihrer näheren oder weiteren Beziehung zur Heilkunde eingehend befaßt — ein Verhältniß, welches die endloſen Wiederholungen, die dem ſtrebſamen Aeskulapſohn das Anfangsſtudium nicht ſelten verleiden, draſtiſch genug illuſtriren. Iſt er ja im geharſamen Eifer das ganze erſte Jahr ſeiner Laufbahn von einer naturwiſſenſchaftlichen Vorleſung zur andern gepilgert, um in den kommenden Semeſtern, wo er der Phyſialagie, Entwicklungsgeſchichte, Hiſtiologie und Pharmakologie obliegen darf, zu erfahren, daß man in dieſen Fächern nicht etwa nur leiſe an die verwandten Diſciplinen erinnert, ſondern die einſchlägigen Thatſachen derſelben noch einmal erſchöpfend erörtert.

Auffallend tritt das in den phyſialogiſchen Vorleſungen zutage. Den größeren Theil der Nervenphyſiologie bilden phyſikaliſche Experimente; jedem ſolchen geht eine genaue Beſchreibung der hiebei verwendeten Apparate und ihrer Function voraus. Die Phyſialogie des Auges iſt eine bis ins Detail geübte Recapitulation der Optik — gewiß verſtändlich allen, die ſchon am Gymnaſium über die Sätze der Phyſik Klarheit gewonnen und in der Abſolutorialprüfung ſich hierüber ausgewieſen haben. Warum aber die Vorſchrift, „zur Vorbereitung für mediciniſche

Digitized by Google

Fächer" zwei Semester Physik zu hören, wenn das Gymnasium ihre Grundzüge schon gelehrt hat und die einzelnen medicinischen Disciplinen sich selbst vorbehalten, ihre Details, soweit sie Beziehung haben, umfassend darzulegen? Soll denn mit peinlichster Consequenz dem Gymnasium sein ausschließlich „allgemein bildender" Charakter gewahrt bleiben, selbst wenn es so nahe liegt, unter Bezugnahme auf dort Gelerntes Zeit und Geld zu sparen?

Was Zoologie und Botanik betrifft, so erfreuen sich diese an den humanistischen Mittelschulen nicht einer Pflege, aus der man etwa noch beachtenswerthe Kenntnisse für den angehenden Mediciner herleiten könnte. Beide Fächer scheinen zu seiner Vorbereitung unerläßlich und — wären es wohl auch, wenn nicht andere Disciplinen ihre Aufgabe übernähmen, wenn nicht Entwicklungsgeschichte und Histiologie und bezw. Pharmakologie das, was Zoologie und Botanik dem Mediciner bieten können, ergiebiger, und weil mit mehr Annäherung an das Praktische auch mit mehr äußerem Erfolg, mehr Interesse werdend, leisteten.

Die Zoologie erschöpft einen guten Theil ihres Werthes für die Heilkunde in der so wenig bethätigten entwicklungsgeschichtlichen Aufgabe, „den Bau des Menschen auf dem Hintergrund der allgemeinen thierischen Organisation zu betrachten". Solchen Zweck aber erfüllt präciser die „vergleichende Entwicklungsgeschichte", wie sie der Mediciner — leider erst — im vierten Semester zu hören bekommt. Man räume ihr zwei Semester ein, und die Zoologie kann füglich als Wahlfach gelten, zumal die Parasitenkunde, aus deren Wichtigkeit man vielleicht auf die Unentbehrlichkeit zoologischer Studien schließen möchte, in der Pathologie gründliche Beachtung erfährt.

Der „vorbereitende" Charakter der Pflanzenkunde ist wohl nur ihrem speciellen Theil zugedacht. Die allgemeine Botanik lehrt Anatomie, Morphologie und Physiologie der Pflanzen. Mag nun der Naturfreund reinste Befriedigung darin finden, den intimen Regungen des Pflanzenlebens lauschen zu dürfen — der Mediciner sieht in der Pflanze nur das heilkräftige Säfte bergende Gefäß wie in der Krystallart seiner Pulver die für seinen Zweck belanglose Form, die das schätzbare Agens fesselt. Die specielle Botanik aber verliert ihre medicinische Bedeutung an die im fünften Semester gelesene Arzneimittellehre, welche die officinellen Namen, weil ausschließlich, darum eingehender, und weil unter Hinweis auf die Art ihrer Verwerthbarkeit, darum erschöpfender bespricht. — Unter den Naturwissenschaften ist demnach wohl nur das Studium der Chemie zur Vorbereitung für einige medicinische Fächer unentbehrlich. Nicht als ob all das hier Gebotene den Bedürfnissen des künftigen Arztes sich anpaßte — aber der Erklärung ungezählter Reactionen, welche die Physiologie und die Pharmakologie in den Kreis ihrer Betrachtungen ziehen, genügt nicht eine rein descriptive Methode, wie sie mehr oder minder Botanik und Zoologie üben; sie verlangen als Vorbedingung ihres Verständnisses reiche Praxis; eine nur einleitungsweise von den einschlägigen Disciplinen (Physiologie, Pharmakologie) angestellte Erörterung chemischer Grundbegriffe dürfte sogar ihrem Zweck zu wenig dienen.

Was also die Mehrzahl der Naturwissenschaften dem medicinischen Hochbestand errungen hat, liegt wohlbewahrt und der Nutzung gewärtig da, als integrirender Bestandtheil jener Wissenszweige, die in der ausgesprochenen Bezugnahme auf die Forderungen der Heilkunde in ihrer specialisirenden Aufgabe allein den Charakter der Vorbereitung tragen.

Daraus erhellt als Consequenz die Forderung: man stelle die bislang obligaten Disciplinen Physik, Zoologie und Botanik dem Studirenden der Medicin als Wahlfächer frei. Anstatt dieser verpflichte man ihn, schon im ersten Jahr Vorlesungen über Physiologie, Entwicklungsgeschichte und Histiologie zu hören, so daß die rein medicinischen Studien, welche fünf Semester hindurch zu betreiben sind, bereits mit dem dritten, nicht erst im fünften Semester begonnen werden können. Ein neuntes und zehntes Semester diene ausschließlich der Praxis, die jedem Candidaten als Assistenz-, bezw. Volontärarzt in Kliniken oder Krankenhäusern unbeschränkt offen stehe.

Der Ausfall der drei genannten naturwissenschaftlichen Vorlesungen bedingt auf diese Weise natürlich und zwanglos eine Aenderung des Lehrplans, die für den Studirenden den Gewinn eines Jahres bedeutet.

Im Interesse einer harmonischen Wechselbeziehung zwischen den einzelnen Disciplinen verlangt die empfohlene Neuerung noch zwei Versuche, von denen der eine, schon längst Verwirklichung heischend, die Sache ganz erheblich fördern wird. Um auf gewisse Thatsachen der Chemie Bezug nehmen zu können, muß die bisher meist als erster Theil gelesene Ernährungsphysiologie nunmehr der Nervenphysiologie, die fast nur physikalische Processe begreift, zeitlich den Vortritt lassen. Weit wichtiger ist das Postulat, eine bis jetzt beliebte, praktisch so störende Scheidung in descriptiv- und topographisch-anatomische Vorlesungen aufzugeben, hiefür zwei Semester hindurch „chirurgische Anatomie" zu lesen, deren Hauptthema — durch klinische Forderungen fixirt — topographische Daten umfaßt, während die makroskopische Beschreibung der Einzeltheile zur Besprechung der Regionen nur jeweils die Einleitung liefere.

Auf solche Weise kann, was früher vier Semester kaum füllte, dem Mediciner — unbeschadet seiner Weiterbildung — in einem Jahr geboten werden. Diese Thatsache birgt — last not least — noch einen Vorzug besonderer Art.

Man hört nicht selten, wenn über ungünstige Ergebnisse juristischer Staatsprüfungen geklagt wird, der Ueberzeugung Ausdruck leihen, den Juristen nehme sein Anfangsstudium gar zu wenig in Beschlag, so daß der junge, dem Gymnasium kaum entwachsene Mann nur zu leicht über specifischen Genüssen der Großstadt die ernsten Gaben der Alma mater vergäße. Für Hörer anderer Facultäten sei die Gefahr nicht so acut, da beispielsweise der Mediciner schon vom ersten Semester an, um mitzukommen, auch tüchtig mitzuschaffen habe, und eben hierin ein wirksames Präservativ gegen Passionen andern Charakters gegeben sei. Difficile est satiram non scribere — man muß selbst Mediciner gewesen sein, um verschämt erröthend die zugedachte Musterrolle abzulehnen.

Nur das drohende „Physicum" bestimmt lässige Elemente schon im dritten Semester — nicht im ersten! — anatomische und physiologische Vorlesungen mitunter zu hören, spätestens dann im vierten Semester vordere Sitze des Hörsaals zu zieren und die meist in Büchern niedergelegten naturwissenschaftlichen Vorlesungen mit Eifer zu studiren, bezw. in Repetitorien ihr Heil zu suchen. Benützt man gar noch Ferienmonate, um „etwaige Lücken" zu stopfen, so wird die ärztliche Vorprüfung ohne Mißerfolg bestanden, und man lacht der „Streber", die schon am ersten Tag — ihre Pflicht gethan.

Fällt aber ein System, das Bummler züchtet, hart des Studirenden schon im ersten Jahr bedeutsame Arbeit, die seine ganzen Kräfte fordert, so wird auch endlich der ekle Typus jenes Medicinerthums verschwinden, das mit den unlautersten Absichten die Laufbahn betritt, jenes „Eulengeschlecht, das zu dem Licht sich drängt".

Vorstehende Ausführungen lassen die Tragweite einer entsprechenden Reform des medicinischen Studiums vielleicht nur ahnen; die große Menge wird sie einst dankend fühlen. Beacht sie doch nimmer zu denen laufen, die sie bisher — oft nicht ohne Recht — für die Berufeneren hielt. A. W.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Evangelische Mission in Ostafrika.** Zu dem Artikel „Der Kilimandscharo" (in Nr. 230 dieses Blattes) erhalten wir von dem Leiter der „Evangelisch-lutherischen Mission zu Leipzig", Hrn. Missionsdirector v. Schwartz, nachstehende Zuschrift:

„1. Es ist nicht richtig, daß die Katholiken ehee am Berge waren, als die Protestanten. Vielmehr hat die englische Kirchenmission, die uns ihe Missionsgrundstück in Moschi abgetreten hat, bereits im Jahre 1885, also lange vor der deutschen Besitzergreifung, dort eine Missionsstation gegründet (Vollens, S. 125), während die Congrégation du Saint Esprit et du Saint Coeur de Marie erst im Jahre 1890, zur Zeit des Dr. Peters, ihre Missionstation in Kilema angelegt hat. Die von Dr. Vollens mit Recht beklagte dumme Vertheilung des Dschaggalandes unter Katholiken und Protestanten ist also nicht durch die letzteren verschuldet. Vielmehr haben auch hier, wie so oft, die Katholiken sich auf einem Arbeitsgebiet niedergelassen, welches schon von den Protestanten in Angriff genommen war. Trotzdem hätte eine reinliche Scheidung der Arbeitsfelder platzgreifen können, wenn der Gouverneur Frhr. v. Schele nicht seine Absicht, wenigstens den Westen des Berges für die protestantische Mission zu reserviren, aufgegeben hätte auf Andrängen der Katholiken, welche 14 Tage vor Ankunft der Leipziger

Missionäre ihn um Erlaubniß baten, sich auch in Kiboschu niederzulassen, so daß die protestantische Missionsstation Moschi auf beiden Seiten von den Katholiken umfaßt wurde. (Vergl. Gott will es. Illustrirte Zeitschrift des Afrikavereins deutscher Katholiken 1896, S. 38.) — 2. Die Bemerkung, nach welcher sich die Missionäre in erster Linie mit der Erziehung von Mischlingskindern und anderen „importirten" Zöglingen beschäftigen, ist, insofern sie auf die evangelisch-lutherische Mission bezogen werden sollte, nicht richtig. Diese hat niemals Zöglinge importirt und wenn sich nach der um Schluß des vorigen Jahres eingesandten Statistik unter den Zöglingen neben 24 Dschagga-Jünglingen sechs Massai befanden, so waren dies solche, welche sich, wie die Dschagga, aus der Nachbarschaft freiwillig gemeldet hatten, nicht, wie Dr. Boliens Seite 115 von den 90 Missionszöglingen der katholischen Station Kilemu berichtet, solche, die von den Eltern gekauft waren. — 3. Wenn dem Verfahren der katholischen Missionäre deshalb der Vorzug gegeben wird, weil die protestantischen ihre Schutzbefohlenen angeblich „nur zum Beten" erzögen, so wird dies widerlegt durch die Thatsache, daß Mareale von Marangu, nach Sina's Tod der angesehenste Häuptling am Berg, obwohl er zu den Schutzbefohlenen der Katholiken gehörte, den lutherischen Missionär von Mambu um Unterricht gebeten hat, zu diesem Zweck ein Schulhaus baut und noch vor Vollendung desselben häufig mit einer großen Zahl seiner Unterthanen zum Unterricht bei ihm erscheint, nachdem er die Ueberzeugung gewonnen hat, daß die von ihm den Katholiken anvertrauten Zöglinge doch in Kilemu zu wenig lernen. (Vergleiche Evangelisch-Lutherisches Missionsblatt 1897, S. 327, Anlage.)

ll. Römische Glasspiegel. Nach einer Notiz bei Plinius haben bereits die Phönikier den gläsernen Spiegel erfunden. Trotzdem aber die Glasindustrie namentlich bei den Römern eine außerordentlich hohe Blüthe erlebte, waren uns Glasspiegel aus dem Alterthum bisher so gut wie völlig unbekannt. Funde auf deutschem Boden füllen jetzt diese Lücke unseres Wissens bis zu einem gewissen Grad aus. In einer sorgfältigen kleinen Studie bespricht Professor G. Steinmetz in Regensburg (in dem 49. Band der „Verhandlungen des Historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg") eine Serie von Glasspiegeln, im ganzen 29 Stück, die in römischen Gräbern an der von Regensburg nach Augsburg führenden Römerstraße gefunden wurden sind und jetzt eine besondere Zierde des Historischen Museums in der Ulrichskirche in Regensburg bilden. Es sind kleine, runde oder viereckig zugeschnittene Gläser von 2½—7 Centimeter Durchmesser, die von außerordentlicher Dünne sind und die Art ihrer Herstellung dadurch verrathen, daß sie, ähnlich wie unsre Uhrgläser, flach gewölbt sind und zwar nicht immer ganz gleichmäßig. Sie sind also aus einer dünnen geblasenen Kugel herausgeschnitten. Hinterlegt sind sie mit einer Metallfolie, die, meist stark oxydirt, aber hie und da noch hell glänzend, sich bei der chemischen Untersuchung als reines Blei erwies. Infolge der Bedeckung haben sie trotz ihrer Kleinheit das Bild des Beschauers vollständig wieder; häufig allerdings etwas verzerrt. Von den ehemaligen Fassungen haben sich zwei besonders gut erhalten: ein viereckiger Rahmen aus Blei, der auf einer jetzt verlorenen Unterlage befestigt war, und ein runder Bronzerahmen mit langem rundem Handgriff. Die Zeit, da diese Spiegel in Gebrauch waren und den Todten als Grabspende mitgegeben wurden, läßt sich als die zweite Hälfte des zweiten und des dritten Jahrhunderts nach Christus bestimmen. Sie werden, da die Fassung in das geringwerthige Blei die häufigere ist und da die Gräber nicht solche von vornehmen Leuten sind, schwerlich Importartikel, sondern einheimisches Erzeugniß sein. Interessant ist nun, daß sich auch auf der Saalburg zwei Glasspiegel gefunden haben, diese aber aus flachen gegossenen Platten bestehend, die das Bild also in natürlicher Größe zurückwerfen. Der eine ist mit Zinn, der andere aber, der mit einer Münze des Hadrian zusammen gefunden wurde, mit einer Folie von Gold hinterlegt. Im übrigen führt Steinmetz nun einen aus Aegypten in das Museum von Turin gelangten Glasspiegel an, ferner einen in San Remo gefundenen und endlich eine dunkelblaue Glasplatte in der Wand eines pompejanischen Hauses, die vielleicht als Spiegel gedient hat. Diese geringe Anzahl von Funden beweist also, daß der Glasspiegel zwar den Römern bekannt, aber dem in allen Perioden des Alterthums üblichen Metallspiegel niemals ernstlich Concurrenz gemacht hat.

* Ueber die in jüngster Zeit so häufig auftretenden dichten Nebel, die sich über einen großen Theil Deutschlands verbreiten, ist in der „Berl. Wissenschaftl. Correspondenz" von einem Mitglied des meteorologischen Observatoriums in Potsdam eine auf besonderen Beobachtungen fußende Mittheilung veröffentlicht worden, aus der wir den folgenden Erklärungsversuch entnehmen: Die Entstehung des Nebels ist in einer Hinsicht stets dieselbe. Die Luft kann bei einer bestimmten Temperatur stets nur eine bestimmte Menge Wasserdampf aufnehmen. Enthält sie genau soviel Wasserdampf als ihrer Temperatur entspricht, so sagen wir, sie ist gesättigt oder ihre relative Feuchtigkeit beträgt 100 Procent. Wird nun aus irgend einem Anlaß der Luft noch mehr Wasserdampf zugeführt oder sinkt die Temperatur bei schon vorher gesättigter Luft, so muß ein Theil des Wasserdampfes sich in flüssiger Form ausscheiden. Sind nun in der Atmosphäre feste Partikelchen (z. B. Staubtheilchen) vorhanden, warum die entstehenden Wasserbläschen sich derart anhängen können, daß sie längere Zeit hindurch in der Schwebe gehalten werden, so entsteht Nebel. Die für das Zustandekommen der Nebel nothwendige Abkühlung kann auf zweierlei Weise herbeigeführt werden: Erstens in den höheren Luftschichten durch Zuführung kalter Luft aus höheren Breiten, wobei sich der Nebel immer mehr senkt und wir uns tagelang in dicker, feuchter Luft befinden können. Zweitens ist nach klaren Tagen in der Nacht der Wärmeverlust durch Ausstrahlung sehr bedeutend, und zwar besonders in den untersten Luftschichten, so daß sich der Wasserdampf zu Thau, im Winter zu Reif verdichtet. Sind also die oben besprochenen Bedingungen für die Nebelbildung erfüllt, so findet von unten her Nebelbildung statt, zunächst nur Bodennebel, bis mit der Zeit auch höhere Luftschichten ergriffen werden. So kommt es, daß Berge und sogar Thurmspitzen aus dem Nebel hervorragen können und sich oft des schönsten sonnigen und warmen Wetters erfreuen, während es unten meist kalt ist. Diese Nebel sind besonders dicht gegen Morgen, treten zuweilen aber auch schon gegen Abend auf und pflegen sich gegen Mittag zu verlieren. Aus der für die Entstehung der Nebel gegebenen Erklärung geht hervor, daß diese in großen Städten häufiger sind, als auf dem Lande, und zwar wegen des größeren Staubgehalts der Luft der Städte. Aber auch auf hohen Bergen sind Nebel trotz der größeren Reinheit der Luft wegen der großen Feuchtigkeit und der niedrigen Temperatur sehr häufig. — Hieran schließen wir eine uns von M. Ehrich und G. Arndt in Elbing zugehende Berechnung der Rauchmengen, welche wir einnehmen: Die auf chemischem Wege stattfindende schädliche Beimischung fremder Substanzen in den die Stadtgebiete umgebenden Luftkreis geschieht auf zweierlei Weise, infolge von Verdunstungen und von Ausdünsten, also durch den Wärme-Erzeugungs- und Verbrennungsproceß. Verdunstungen entstehen namentlich in der wärmeren Jahreszeit durch Rinnsteine, Gräben und die zahlreichen offenen Düngergruben. Die Quantität der bezeichneten Art trägt einen nicht unbedeutenden Theil zu den Verpestungen der Stadtluft bei, was bereits ärztlicherund auch sogar behördlicherseits anerkannt ist, und dem daher in größeren Städten zum Theil durch geeignete Canalisation ꝛc. vorgebeugt wird. Die Bedeutung der Verdunstungen ist jedoch verschwindend gegenüber den Einwirkungen der Ausdünste, denn hiezu zählen wir die täglich aus zahllosen Fabrik- und Wohnhauskaminsteinen aufsteigenden Rauchmassen. Der Augenschein gibt uns auch hier den ersten Beweis für den Umfang der Rauchproduction; wenn man Gelegenheit hat, eine Fabrikstadt von einer Anhöhe aus zu beobachten, so wird dieselbe zu den meisten Tageszeiten in einen nebelartigen Rauchdunst gehüllt erscheinen und an trüben Wintertagen werden sich sogar über den Häusern lagernde wolkenförmige Rauchschichten befinden. — Der Rauch entsteht zum größten Theil durch die Verbrennung von Steinkohlen, durch welchen Vorgang in chemischer Verbindung gasförmige Kohlensäure, gasförmige schwefelige Säure, das giftige Kohlenoxydgas und verschiedene andere Gasarten erzeugt und dem ersteren beigemischt werden; dieses gesundheitsschädliche Gemisch sind wir gezwungen einzuathmen. Nicht allein scheinbar spielt der Rauch im Haushalt der Natur eine bedeutsame Rolle, sondern auch die technische Lösung der Frage hat infolge mehrjähriger umfangreicher Feststellungen und genauer Berechnungen für die Größe der Rauchmengen überraschende und zugleich interessante Resultate zutage gefördert und dadurch den bloßen Augenschein auch zahlenmäßig bewiesen. Die Beobachtungen, welche sich auf einen Complex von 24 Wohnhäusern erstreckten, ergaben ein Gesammtresultat, nach welchem dieselben pro Stunde nicht weniger als 484.9 Kubikmeter Rauch producirten. Wollten wir die Dimensionen der während eines Jahres von der gleichen Anzahl Häuser entsandten Rauchmengen in anschaulicher Weise veranbildlichen, so würden wir am besten thun, die Production in Würfel von einem Kubikmeter Inhalt zu bringen und diese in fortlaufender Reihe an einander zu legen, was alsdann eine Strecke

von 283 Meilen, 1 Kilometer und 362 Meter ausmachen würde. Sollte es uns noch Vergnügen machen, die Rauchlinie in einem Personenzug zu durchfahren, so möchten ca. 47 Stunden 12 Minuten verlaufen, ehe das Ende derselben erreicht wäre. Doch wir dürfen nicht engherzig sein, denn auf Grund der gewonnenen Durchschnittsfactoren sind wir nicht mehr an den kleinen Gesichtskreis gebunden, können denselben vielmehr beliebig vergrößern und stellen z. B. unsre Reichshauptstadt auf das Berechnungsfeld. Berlins nahezu 40,000 Häuser spenden darnach stündlich 2,560,000 Kubikmeter Rauch. Würde man den Umfang der Jahresproducts dieser Millionenstadt, welches über 11 Billionen Kubikmeter beträgt, wiederum durch die früher genannten Kubikwürfel verständlich machen und diese diesmal auf einer Fläche ausbreiten, so könnte das ganze Königreich Preußen mit einer Schicht in Höhe von „rund 31 Meter" übereinandergelegter Würfel bedeckt werden. Von ganz besonderem Interesse ist nun, mit welchem Procentsatz Rauch in diesem Fall speciell die Bewohner Berlins die Stadtluft einathmen müssen. Bei Vertheilung der täglichen Rauchmassen auf das Berlin umgebende Luftmeer kommt auf jeden Kubikmeter Luft rund 3250 Kubikcentimeter Rauch.

-z. **München.** Die hiesige Geographische Gesellschaft hat den Professor der Erdkunde Dr. Richard Lehmann an der Akademie zu Münster i. W. zu ihrem correspondirenden Mitglied gewählt.

-p. **Jena,** 26. Oct. Die im letzten Winter zum erstenmal hier eingerichteten volksthümlichen Hochschulcurse, die sich eines angemein regen Besuchs erfreuten, werden in diesem Semester abermals fortgesetzt werden. Vorläufig sind vier Cyklen in Aussicht genommen, und zwar haben sich bereit erklärt zu lesen: Privatdocent Dr. Anton (Nationalökonomie), Professor Dr. Detmer (Geographie und Botanik), Privatdocent Dr. Erhardt (Philosophie), Hofrath Dr. Gärtner (Hygiene). — Es sollen in diesem Winter auch Sprachcurse für Anfänger eingerichtet werden, ein französischer und ein englischer.

* **Berlin.** Der bisherige Titularprofessor und Docent der Chemie an der Universität Greifswald Dr. H. Bilz ist als ordentlicher Professor für das gleiche Fach an die hiesige Universität berufen worden.

* **Rom.** Die Commission, welche mit der Sichtung und Herausgabe des literarischen Nachlasses Leopardi's betraut ist, hat ihre Arbeit begonnen — „mit ehrfurchtsvoller Scheu", wie der Vorsitzende Carducci in der Eröffnungssitzung sagte —, bisher aber nur Enttäuschungen erlebt. Es fanden sich, so wird der „N. Fr. Presse" von hier geschrieben, zahlreiche Entwürfe von Gedichten, auch mehrere Anfänge von solchen, leider nur vier oder fünf Zeilen lang, und auch eine colladirte, aber nicht bedeutende Satire gegen die neapolitanischen Gegner der philosophischen Anschauungen Leopardi's. Unter den Prosastücken ist das interessanteste ein Tagebuch, welches das Liebesverhältniß Leopardi's zu der Gräfin Gertrude Cassi — der Dame, der seine erste Elegie gewidmet ist — mit großer Aufrichtigkeit, aber ohne viel Leidenschaft erzählt.

G. **Rußland.** Zum Präsidenten des Unterrichtscomités beim hl. Synod wurde unter dem 16. October an Stelle Barwaws sein bisheriger Stellvertreter ernannt, der Vorstand der Isaakathedrale Propst Peter Smirnow, der seit 15 Jahren Mitglied des Unterrichtscomités ist und als Schriftsteller einen sehr geachteten Namen hat. — Am 8. October fand der jährliche Akt der Kijewer geistlichen Akademie unter Theilnahme der Spitzen der geistlichen und weltlichen Behörden statt. Er trug zugleich den Charakter einer Trauerfeier für den verstorbenen Kirchenhistoriker der Akademie, Malyschewskij, der einer der ersten Kenner der russischen Kirchengeschichte zumal auf dem Gebiet der Unica war und 43 Jahre den Lehrstuhl innehatte. Die Zahl der Studenten beträgt 209, 166 Russen und 43 Ausländer, unter ersteren sind 138 Theologen, unter diesen 3 Priestermönche, 6 Priester, 4 Diaconen, 3 Diakonenmönche. Die Bibliothek zählt 25,683 Werke in 54,492 Bänden, 776 Handschriften, 78 Urkunden, 286 Atlanten und Karten, 555 Zeitschriften — darunter sehr viele deutsche — 52 russische Diocesanblätter. Das seit 1872 ohne besonderen Etat, nur durch die Unterstützung der „Archäologischen Gesellschaft" bestehende Archäologische Museum zählt 24,893 Objecte russischer, slavischer und byzantinischer Alterthümer.

* **Das Autorenrecht für Werke literarischen, musikalischen und künstlerischen Charakters** ist in Rußland bisher gesetzlich durchaus ungenügend präcisirt gewesen, so daß z. B. nicht einmal die wichtige Frage unzweideutig entschieden ist, ob der Verfasser des Schriftwerks irgend welche Rechte besitzt hinsichtlich einer im Lande selbst von fremder Seite veranstalteten Uebersetzung des Werks in eine andere Sprache. Diese Unbestimmtheit des Autorrechts soll, wie die „Post" erfährt, jetzt durch ein neues, alle Zweifel ausschließendes Gesetz beseitigt werden, und eine für diesen Zweck berufene Commission unter dem Vorsitz des Staatssecretärs Stojanowitsch hat auch bereits einen entsprechenden Gesetzentwurf ausgearbeitet und ihn der Akademie der Wissenschaften, der Akademie der Künste und dem Conservatorium in St. Petersburg zur Revision und Begutachtung zugestellt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Dr. F. W. R. Zimmermann: Die Betheiligung größerer Verbände an der Armenlast in den deutschen Staaten, abgesehen vom Königreich Preußen. — Emil Jacobsen: La Regia Pinacoteca di Torino. (Extratto dall' Archivio Storico dell' Arte. Serie II, anno III, fasc. II—III). Rom 1897. — Hans Delbrück: Deutschland und der Ultramontanismus (Sonderabdruck aus den Preuß. Jahrbüchern, Bd. 90, Heft 1). Berlin, G. Stilke 1897. — Oesterreichische Monatsschrift für den Orient. 23. Jahrg., Nr. 9 (Sept. 1897). Wien, Ch. Reißer und M. Werthner. — Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland. 120. Bd., 7. Heft. München 1897. — *Revue des Deux Mondes.* 143. Bd., 3. Lfg. (1. Oct. 1897). Paris. — Geographische Zeitschrift. 3. Jahrg., 10. Heft (1. Oct. 1897). Leipzig, B. G. Teubner. — Dr. Franz Binder: Erinnerungen an Emilie Binder (1797—1867). München, J. J. Lentner 1897. — A. Cesar: Kann man einen Eid erzwingen? Leipzig, W. Friedrich 1897. — Dr. M. Pussan: Kurzer Versuch einer energetischen Weltanschauung, Ebd. — Severin Severus: Ein Duell im Jahre 2000 (Uebersetzung aus dem Englischen von Dr. Juvenalis Martial). Ebd. — Digatio: Ein Frauenschicksal; Eine Häßliche. Zwei Erzählungen. Ebd. — Wisiel: Stumme Gänge eines Buddhisten. Ebd. — Georg Gellert: Der Minosaurus (Menschenfresser). Modernes Schauspiel in 4 Acten. Ebd. — Capitän Franz Zehden: Brandende See. Eine Novellentrilogie. Ebd. — Paathelistisches Laienbrevier. Eine Sammlung geistreicher Sinn- und Schlußreime des Angelus Silesius, hggb. v. R. J. Richter. Ebd. — Dr. Max Brunwold: Spinoza in Deutschland. (Gekrönte Preisschrift.) Berlin, S. Calvary u. Co. 1897. — *Bibliotheca Hassiaca.* Repertorium der landeskundlichen Literatur für den Preuß. Regierungsbezirk Kassel. Hggb. v. Dr. K. Ackermann. 8. Nachtrag. Kassel 1897. — Deutsche Nationalfeste. 1. Bd., 4. Heft (20. Sept. 1897). München u. Leipzig, R. Oldenbourg. — Felseisch v. Deetzen: Joseph v. Stichauer. Ein Lebensbild aus dem Elsaß. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Zu Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg ist soeben erschienen:

Michel-Angelo.

Historisches Genrebild

in einem Aufzuge

von

Otto von der Pfordten.

80. Brosch. Mit einem Titelbild. 80 Pfg.

Das Drama behandelt eine geschichtlich bezeugte Episode aus der Jugend Michel-Angelo Buonarottis. Die Stellungnahme der Hauptpersonen zur Kunst des jungen Meisters gibt dem Verfasser Gelegenheit, die Gegensätze zwischen neuer Kunstübung und einseitiger Verherrlichung des sogen. Klassischen zu beleuchten, die in der Renaissancezeit wie heutzutage die Gemüther bewegten. Das Stück gelangt zunächst in Karlsruhe, dann in Berlin und Mannheim zur Aufführung. (16075)

In Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg ist soeben erschienen:

Grundzüge der kinetischen Naturlehre

von

Baron N. Dellingshausen.

gr. 8. Broch. 10 M.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, alle Erscheinungen auf eine alleinige Ursache, „die Bewegung", die als Verhältniss von Raum und Zeit als Thatsache gegeben ist, zurückzuführen. Die „Kinetische Naturlehre" umfasst die mathematischen Formeln zur Erklärung d. Welterscheinung und ist bestrebt, die Unhaltbarkeit der bisherig. Theorien, die sich auf Atome und Molekule und deren mannigfaltige Eigenschaften berufen, nachzuweisen. (16075)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Reil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Freitag, 29. October. Nummer 245.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Rio Negro. — Das Edelzinn. Von Arthur Weese. — Die Kleinthierzucht und ihr Einfluß auf den Volkswohlstand. — Mittheilungen und Nachrichten.

Rio Negro.[1])

Manáos. Samstag, den 14. Juli.

Den Morgen verbrachten wir zunächst mit Ordnen der gesammelten, zoologischen, botanischen und ethnographischen Gegenstände. Dann sahen wir in einem Prioathause einige junge, in einem Käfig gehaltene Jaguare (Felis onça L.) an, welche sich trotz ihrer Jugend sehr wild geberdeten. Schließlich verschafften wir uns bei einem Händler, was an interessanten indianischen Objecten in Manáos aufzutreiben war. Zu diesen gehörte ein Gefäß aus Gürtelthierpanzer, ein flacher Korb mit Papageifedern verziert, zwei Pagaias, ein Bogen der Mauéindianer, ein kunstvoll mit Faden verzierter, eleganter Bogen aus dem Amazonasgebiet und, last not least, Verschiedenes, was die Erichaná als Tauschartikel an den Rio Negro gebracht hatten. Unter letzteren befanden sich einige sehr selten zu erhaltende Steinbeile, ein großer Bogen aus schwerem dunklen Holz, über ein halbes Dutzend 1.42—1.66 m lange Pfeile mit Knochenspitze, ein Pfeil mit Spitze aus Bambushalm und ein Pfeil von 1.65 m Länge mit äußerst zierlich geschnitzter Holzspitze, welche drei Paare sehr scharfer, sich in einer Ebene symmetrisch gegenüberstehender Widerhaken aufweist. Die Verwendung von Stein und Knochen zu Waffen und Hausgeräth sprach deutlich von der niederen, dem Eisen noch fremden Culturstufe dieses Indianerstammes.

In einem anderen Laden kauften wir eine Anzahl Cuiás. Es sind dies aus den holzartigen Schalen der Früchte der Crescentia Cujete L., einfach durch Halbirung hergestellte halbkugelige Gefäße, welche den Eingeborenen als Napf, Becher, Teller und anderes dienen. Sind diese Cuiás mit Malerei zu versehen, und zwar ist dies gewöhnlich nur auf der Innenseite derselben der Fall, so wird die zu bemalende Fläche zunächst mit Baumrindenabsud getränkt, um der Farbe, welche aufgetragen werden soll, mehr Haltbarkeit zu geben. Hierauf wird die stets schwarze, Cury genannte Grundfarbe meistens durch Bereiben erwähnter Fläche mit einer aus verbrannten Palmfrüchten gewonnenen Kohle erzielt und mit einem Spatel aus hartem Holze recht glatt polirt. Die auf diese Grundfarbe aufgesetzten Malereien ergehen sich, sowohl was Zeichnung, wie Farbe betrifft, in den größten Abwechslungen. Die hiezu verwendeten Farben bereiten die Indianer aus verschieden gefärbten Erden und aus den Blättern, Früchten und Wurzeln von allerhand Pflanzen. Am meisten ist diese in den Händen der Indianerinnen befindliche Cuiáindustrie in Carvoeiro am Rio Negro und in Monte Alegre, Prainha und Outeiro am Amazonas entwickelt.

Nachmittags fuhren wir zu Kahn nach dem in der Nähe von Manáos befindlichen Estabelecimento de Educandos artifices, einer Erziehungsanstalt, in welcher für 122 Waisenknaben der Provinz Platz geschaffen ist. Wir wollten hier die jungen Vollblutindianer sehen, deren die Anstalt aus allerhand Stämmen aufgenommen hat. Doch auch hier zeigte sich wieder die betrübende Thatsache, daß die Indianer, viel mehr als alle anderen Racen Brasiliens, Krankheiten unterworfen sind. Bis auf wenige lagen sämmtliche indianische Knaben an den Masern darnieder, indessen die übrigen Schüler, Weiße, Neger und Mischlinge, den Krankenzimmern ein weit geringeres Contingent stellten. Wenigstens war hier nicht zu befürchten, daß die Masernkranken, wie es in den Indianerdörfern am Rio Negro aufwärts geschieht, sich, unbekümmert um ihren Hautausschlag, im Flusse baden würden. Letzterwähntes Verfahren ist es, welchem man die erschreckend hohe Ziffer an letalem Ausgang der Masernfälle zuschreibt.[1]) Uebrigens nicht nur durch Hautkrankheiten, auch durch Lungenschwindsucht werden nach Aussage Einheimischer die Reihen der Indianer dezimirt.[2])

Unter obwaltenden Gesundheitsverhältnissen bekamen wir in der Educandosanstalt nur einen einzigen Indianer

[1]) Aus dem im nächsten Monat bei Dietrich Reimer in Berlin erscheinenden Werk Ihrer kgl. Hoheit der Prinzessin Therese von Bayern über eine Reise in den brasilianischen Tropen.

Unser geschätzter Mitarbeiter Hr. Professor S. Günther schreibt uns anläßlich der uns gütigst gestatteten Veröffentlichung dieses Abschnittes folgende Zeilen, die wir als beste Einführung des Werkes der hohen Verfasserin hier veröffentlichen. „Eine gerathene geographische Zeitschrift machte unlängst die Bemerkung, die Reisewerke fürstlicher Personen seien von diesen sehr häufig bloß inspirirt, während in Wirklichkeit einem sachmännisch gebildeten Reisebegleiter die Aufgabe der wirklichen Ausarbeitung zufalle. Es mag ja das wohl ab und zu geschehen; wer aber aus den früheren Schriften über Rußland und Norwegen sich über die Art und Weise unterrichtet hat, wie Therese von Bayern zu arbeiten pflegt, der weiß, daß für sie jene Muthmaßung auch nicht im entferntesten zutrifft. Wir wollen hier nicht Gewicht darauf legen, daß die Reisebegleitung der hohen Verfasserin in Brasilien lediglich aus einer Hofdame, einem Hofcavalier und einem — mit der Kunst des Thieraussto pfens und Präparirens vertrauten — Diener bestand, daß somit diese Reisegenossen auch beim besten Willen nicht zur Lösung einer wissenschaftlichen Aufgabe hätten herangezogen werden können. Weit entscheidender ist der Umstand, daß die Frau Prinzessin von Allen, welche die Verhältnisse kennen, als eine gründliche Kennerin der Geographie und der naturhistorischen Disciplinen gekannt und geschätzt wird, wie sie denn auch die von verschiedenen Zoologen, Botanikern und Ethnologen ihr gemachten Mittheilungen durchaus persönlich nachprüfte und zu dem Ende ausgedehnte weitere Studien und Reisen nicht scheute. Die in Tagebuchform gekleidete, mit vielen trefflichen Abbildungen ausgestattete Reisebeschreibung wird deßhalb in allen betheiligten Kreisen lebhaftes Interesse erwecken, und wenn das Buch fertig vorliegt, dürfte eine eingehendere Würdigung desselben speciell unter dem geographischen Gesichtspunkt sehr angezeigt erscheinen."

Anmerkung der Red.

[1]) Ebensolche schlimme Folgen der Flußbäder Maserkranker will man auch bei den Botokuden beobachtet haben. S. Rey: Les Botocudos. 72.

[2]) Dies stimmt mit dem, was Ehrenreich (Globus LXII S. 35) erzählt, und mit den Beobachtungen, welche über nordamerikanische Indianerstämme gemacht wurden. Siehe Buschan: Einfluß der Race auf Form und Häufigkeit pathologischer Veränderungen (Globus LXVII S. 62 u. 69).

zu Gesicht, einen Cachináua vom Rio Negro.[1]) Sein Typus war kein vornehmer und seine Züge waren unschön; er hatte eine fliehende Stirn, vorspringende Jochbeine, eine Nase ohne Spur von gekrümmtem Rücken, pechschwarze schlichte Haare und eine ausgesprochen braune Hautfarbe.

Von diesem Estabelecimento brachte uns unser Kahn in ein östlich von Manáos gelegenes Flüßchen, welches den Namen Igarapé da Cachoeirinha[2]) trägt. Der dort zur Zeit der Bazante zu sehende Wasserfall hatte sich noch nicht entwickeln können, da das Hochwasser die fallverursachenden Felsen noch gänzlich überdeckte. Doch die Fahrt an sich war reizend. Auf dem von beiden Seiten mit üppigster Vegetation eingefaßten schmalen Igarapé schwamm unser Boot unter und zwischen den Bäumen hindurch, welche sich malerisch über das Wasser zusammen beugten und ihre schönen Formen in einen Schleier von Lianen hüllten. Nachdem wir uns durch das hochüberschwemmte Pflanzenchaos durchgewunden, landeten wir an einigen im Wald versteckten Indianerhütten, welche aus Lehm und Palmstroh aufgebaut waren. An einer derselben hing ein Typpti, das heißt ein langer, aus Desmoncus- oder Marantaceenstengeln geflochtener, elastischer Schlauch, der zum Auspressen des giftigen Saftes aus den zerriebenen Mandiocawurzeln dient. Von den hiesigen Vollblutindianern, welche uns sehr freundlich aufnahmen und als „branco“ und „branca“[3]) ansprachen, waren zwei alte Leute mangelhaft gekleidet. Die jüngeren Familienmitglieder hingegen hatten, wie fast alle Tapuios, vollständige Anzüge aus blauem Cattun.

Nach einer kurzen Fußtour in den hinter den Hütten sich fortziehenden prächtigen Wald kehrten wir zu Kahn nach Hause zurück. Eine Unzahl größerer und kleinerer Canoas, von Indianern mittelst Tellerruders gelenkt, belebten in der Dämmerstille den anziehenden Wasserweg; und gegen den rotherglühten Abendhimmel zeichneten sich als graciöse Schattenrisse einzelne hohe, anmuthig geneigte Palmen. Es war ein vollendetes, tropisches Stimmungsbild.

Manáos. Sonntag, den 15. Juli.

Der heutige Tag diente zu einem Ausflug nach dem Hyannaryfee,[4]) welcher in dem zwischen dem Zusammenfluß des Solimões und Rio Negro eingekeilten Stück Niederung liegt. Wir querten zunächst letztgenanntes Wasser und fuhren dann in den Hyaunary-Igarapé hinein. Das Wasser hatte — es war 7 Uhr Morgens — 26.5° C., die Luft nur 25.5° C. Wir landeten an einer Indianerhütte, die aus kaum mehr als einem Dach bestand und vor der die Decke eines Veado (Coassus rufus Cuv.) lag. Der Anziehungspunkt in dieser ursprünglichen Behausung war ein noch nicht ausgewachsener, weiblicher Coatá (Ateles paniscus L.)[5]) ein ganz schwarzer, zahmer Klammeraffe, der sich streicheln ließ und gern aufrecht zu gehen schien. Er legte seinen langen Schweif malerisch um sich herum, war gemessen in seinen Bewegungen, hatte an diejenigen des Menschen sehr erinnernde Stellungen und machte uns den Eindruck, sanften, eher melancholischen Charakters zu sein. Die Coatás, diese größten Vierhänder Brasiliens, welche sich auch durch besonders schlanke Gestalt auszeichnen, gehören zu den Lieblingsaffen der Amazonasindianer und werden häufig gezähmt in den Hütten gehalten.

Von der Hütte aus traten wir eine fast zweistündige Wanderung durch den Caa-Eté an, den ersten solchen Streifzug im Gebiet des Rio Negro. Die Picada's, welche zu Jagdzwecken den Urwald durchzogen, waren gerade breit genug, um eine Person durchzulassen. Wilde Cacaobäume[1]) und allerhand Palmen schmückten das Waldesdickicht. An letzteren bemerkten wir Maximiliania regia, Euterpe oleracea, verschiedene Geonomen und kleinere Bactrisarten, unter denen namentlich die drei Meter hohe Bactris bifida Mart.[2]) mit ihren zweigespaltenen, stachelbewehrten Blättern häufig auftrat. Riesige Bromeliaceen, die echten Ananas (Ananas sativus Schult.), von denen einige sich im Fruchtstand befanden, waren über den ganzen Waldboden verbreitet. Dazwischen erhoben Adiantum pulverulentum L., in Südwie in Nordbrasilien anzutreffende Haarfarne, ihre anmuthigen Wedel und fiel ein zierlicher Bärlap, Selaginella Parkeri Hook. Grev., durch sein zartes Hellgrün in die Augen,[3]) epiphytische und terrestrische Araceen, unter anderen die in Brasilien auf die Amazonasgegenden beschränkte Dieffenbachia Seguine Schott,[4]) erhöhten die Ueppigkeit des Pflanzenwuchses. Vom Waldesgrund endlich stiegen zahlreiche Lianen in das Laubdach empor, Bauhinien mit bandförmig flachem, auffallend gewelltem Stamm, dem Doliocarpus Rolandri Gmel. sehr nahe stehende Dileniacen mit gewundenem Stamm und rother, brüchiger Borke,[5]) Coccoloben mit merkwürdiger Rinnenbildung an den Flachseiten des stark gewundenen Stammes[6]) und unzählige andere, gleich diesen, nach Licht und Luft strebende Gewächse. Zwar stand der Boden dieses Urwaldes an Dichtigkeit des Pflanzenwuchses hinter dem des Caa-Eté bei Parà zurück, doch übte auch dieser mato virgem[7]) durch seine Unberührtheit, durch die ungehemmte Entwicklung seiner Pflanzenrepublik einen großen Zauber auf uns aus. Da lag ein riesiger, faulender Baumstamm über dem Waldpfad, im Tode noch hundertfältig überwuchert, dort drängte sich dorniges Gestrüpp an die Picada heran, und stachelige Palmstämme und Palmblätter klammerten sich zudringlich an unsre Kleider. Wir mußten uns durchwinden und durchkämpfen.

Schmetterlinge gaukelten auf dem schattigen Weg vor uns her, ein Colibri schwirrte an uns vorbei, allerhand Vogellaute schallten aus den Zweigen herab, doch war keiner der befiederten Sänger zu erspähen. In der Ferne ließ sich eine Waldtaube hören mit einem weniger girrenden, als klagenden Ton, vielleicht die Pomba rolla (Chamaopelia talpacoti Temm.), deren Stimme als eintönig, sanft und etwas tief beschrieben wird.[8]) Um einen Ast herum bewegte sich in Spirale eine Procession blattertragender

---

1) Einen Cachináua, Cachiuána genannten Stamm konnte ich in keinem einschlägigen Werk finden. Vielleicht handelt es sich um die am benachbarten Japurá und Tunantins sitzenden Cauixánas, Cauxinas (s. Martius: Beiträge I 481 u. ff. und Mello Moraes: Révista da Exposição Anthropologica brazileira p. 72), welche zu den Nu-Aruakstämmen zählen. Wie unglaublich die Stammesnamen geändert und verballhornt werden, beweist uns Martius fast auf jeder Seite seines Werkes. — Vergl. auch Martius l. c. S. 143 Anmerk. 1.

2) Cachoeirinha (portug.) = kleiner Wasserfall.

3) Branco = Weißer, Branca = Weiße.

4) Heißt auch Januaryfee, Jananasee ꝛc.

5) Da dieser Affe, soviel ich mich entsinne, ein sehr dunkles Gesicht hatte, würde ich ihn für einen Ateles ater Cuv. gehalten haben, wenn diese Species von Ateles in diesen Regionen schon beobachtet worden wäre.

1) Ein Blatt in mein Herbar gesammelt.

2) In mein Herbar gesammelt.

3) Beide in mein Herbar gesammelt.

4) In mein Herbar gesammelt.

5) Die von mir mitgebrachte Stammprobe stimmt wohl so ziemlich in den Holzringen, aber nicht in der Borke mit Stammproben von Dolliocarpus Rolandri Gmel.

6) Die von mir mitgebrachte Stammprobe hat in der Structur die meiste Aehnlichkeit mit der Stammstructur Coccoloba striata Benth., doch können auch andere Coccolobaspecies, wie C. peltigera Meissn., C. excelsa ꝛc. in Betracht kommen.

7) Portugiesische Bezeichnung für Urwald.

8) Siehe Wied: Beiträge zur Naturgeschichte Brasiliens IV, 468. Die Ch. talpacoti ist, so viel mir bekannt, bisher zwar nicht speciell für den Rio Negro angeführt worden, doch wüßte ich keine andere Taube, von welcher eine nur irgend annähernd klagende Stimme beschrieben worden wäre.

Saúbas (Atta cephalates (L.) Fabr.,[1]) ziemlich großer rothbrauner Ameisen, welche auf die Bäume steigen, sich aus dem Laub pfenniggroße Stücke herausschneiden und diese in ihre unterirdischen Wohnungen schleppen. Da beim Tragen der Blattstückchen die Thiere unter ihrer grünen Last verschwanden, schien der ganze Zug einer sich rührenden Pflanze täuschend ähnlich.

Nicht nur Insecten und Vögel, auch zahlreiche Säugethiere soll dieser Urwald bergen, Veados, d. h. Rothspießhirsche (Coassus rufus Cuv.), Tatus (Dasypadidae) und verschiedene Arten von Nagern, wie Capivaras (Hydrochoerus Capybara Erxl.), Pacas (Coetagenys Paca L.) und Cutiás (Dasypracta), sämmtlich Thiere, welche in die Küche des Amazonasuferbewohners wandern. Dieselben werden nicht nur durch das Gewehr des Jägers erlegt, sondern auch durch Fallen mit Selbstschuß, deren wir eine auf dem Waldterrain begegneten.

Der Igapó, der überschwemmte Wald, setzte unsern Fußwanderungen ein Ziel, und so fuhren wir von der Indianerhütte aus zu Kahn weiter hinein in die Verzweigungen des Hyanuarysees, welcher mehr als 200 Fischarten bergen soll. Hier trieb das Wassergeflügel sein Wesen. Ein weißer Reiher, sicher Nycticorax pileatus Lath., stand sinnend am Wasserrande. Eine prachtvolle große Ente, die mir braun und blauschwarz zu sein und nur einen weißlichen oder weißen Ring um den Hals zu haben schien,[2]) schwamm in einer ferneren Bucht. Hübsche graue und weiße Möwen (Phaëtusa magnirostris Licht.) stießen auf Beute herab und mußten zwei aus ihrer Schaar als Opfer unsrer Jagdflinte lassen. Eine Unzahl der namentlich im Fluge reizenden, rothbraun und gelben Piossocas (Parra jaçana L.), deren Gekreisch jedoch ganz entsetzlich ist, stiegen aufgescheucht in die Höhe und suchten das Weite. Ein wohlgezielter Schuß holte einen dieser Sporuflügler herab, doch er fiel auf einen wegsperrenden Caa-pimteppich, dessen Geäser so dicht ineinander verwoben waren, daß sogar der Teeçaba unsrer Leute dem Kahn keine Straße hindurch bahnen konnte.[3]) Und so mußten wir auf das wenige Schritte von uns vercendete, hübsche Thier verzichten. Glücklicher waren wie im Erbeuten eines Königswürgers (Tyrannus melancholicus Vieill.), welcher mit seinesgleichen und den Japims, den überall zu sehenden Trupialen, das Ufergebüsch belebte.

Das Edelzinn.

In der Zinnabtheilung des Münchener Nationalmuseums ist in einem Glasschrank eine Gruppe von Schüsseln und Kannen ausgestellt, die auf den ersten Blick durch ihre köstliche Arbeit auch das Auge des Laien fesseln. Sie unterscheiden sich wesentlich von jenem derben, handfesten Zinngeräth, den Weinkannen, Bechern und gewaltigen Humpen, die die Zünfte, Innungen und gelegentlich, wie in Basel, auch die Facultäten der Universität bei hohen Festlichkeiten in Umlauf setzten. Sie sind nur Schaustücke. Aber man muß sie in die Hand und am besten unter die Lupe nehmen, um die zierliche Wunderwelt dieser Darstellungen recht zu würdigen. Sie sind über und über mit Arabesken, Masquerons und Ornamenten bedeckt; phantastische Spielereien mit muthwillig combinirten Thier- und Pflanzenformen, allegorische, graciös bewegte Frauenfiguren und allerhand gordisch verschlungene Linien, Rollen und Bänder sind daraus zu sehen. Der Reichthum der Erfindung und die Sauberkeit der Arbeit sind verblüffend.

Das schönste dieser Prunkgeräthe ist die Temperantiaschüssel, die nach der allegorischen Figur in dem Mittelfeld der flachen Platte ihren Namen hat. Sie ist ein wahres Kleinod des Edelzinns. Hierunter versteht man das kunstvoll bearbeitete Zinn zum Unterschied von dem gewöhnlichen Zinngeräth, das bis zu Anfang des Jahrhunderts in allen bürgerlichen Häusern im Gebrauch war, bis es, durch das billigere Porzellan verdrängt, allmählich ganz vom Tisch verschwunden ist. Dafür prangt es jetzt auf Boeden und Büffets, wo es mit seinem mildschimmernden Glanz und den meist kräftigen und energischen Formen der Krüge und Kannen ein ausgezeichnetes Decorationsmittel abgibt. Prachtvolle Arbeiten indessen aus der Blüthezeit des Zinngusses, aus dem Anfang des 17. und Ende des 16. Jahrhunderts, findet man fast nur in Museen oder bedeutenden Sammlungen. Doch ist das Hauptstück dieser Technik, die berühmte Temperantiaschüssel, keineswegs selten. Auch im Münchener Museum ist ein Exemplar vorhanden, welches um so bekannter sein dürfte, als es in Eisenguß und galvanoplastischen Nachbildungen vervielfältigt und weit verbreitet ist.

Sammler und Forscher haben dem wundervollen Werk von jeher volle Aufmerksamkeit geschenkt und schon längst beobachtet, daß zwei Modelle der Schüssel unterschieden werden müssen. Das eine trägt auf der Rückseite ein Medaillonbildniß mit der Umschrift: Franciscus Briat sculpebat; das andere ein ähnliches und dem Vermerk: Caspar Enderlein sculpebat. Sofort erhob sich die Frage, was ist Original und was ist Copie. Der lange Streit wurde schließlich durch eine classische Untersuchung von Julius Lessing (1890) dahin entschieden, daß Briot der Erfinder und Modelleur der vorbildlichen Schüssel gewesen sei und Kaspar Endeelein seine Form nach Briots Modell nachgestochen habe. Viele innere Gründe und äußere Merkmale, vor allem aber die unvergleichlich viel feinere und geschmackvollere Arbeit der Briotschüssel ließen keinen Zweifel dagegen aufkommen.

Neuerdings hat nun der Besitzer einer der hervorragendsten Zinnsammlungen, Herr Regierungsrath Dr. H. Demiani[4]) die alte Streitfrage nach einmal aufgenommen. Sein Ergebniß ist natürlich dasselbe, aber seine Untersuchungs- und Beweismittel übertreffen bedeutend das, was Lessing zur Sache gesagt hatte. Er zieht den gesammten Vorrath der Zeit an Edelzinnarbeiten in die Untersuchung hinein und stellt damit die specielle Frage auf einen breiten Boden. Wir erhalten ganz neue Kenntniß über das Leben der beiden Künstler, von dem wir bisher so gut wie nichts wußten. Reiches urkundliches Material bietet die sichere Grundlage der Darstellung.

Briot ist, wie Demiani den von Tuetey 1887 veröffentlichten „documents inédits“ entnimmt, nicht in Mömpelgard, sondern in Damblain im Herzogthum Bar um 1550 geboren. Die Franzosen müssen danach ihren zäh vertheidigten Anspruch auf Briots Nationalität aufgeben, da nach den Begriffen des modernen Staatsrechts der Künstler als Unterthan eines deutschen Reichsfürsten, des Herzogs von Lothringen, unzweifelhaft als Deutscher anzusehen ist. Andrerseits können sie mit Recht geltend machen, daß Briot als Künstler seiner Formensprache und

---

[1]) Da es mehrere Arten Atta im Amazonasgebiet gibt und ich zum Bestimmen kein Individuum von dieser Procession mitbrachte, ist es nicht ausgeschlossen, daß es vielleicht eine andere Art als Atta cephalotes Faber gewesen sein kann, doch scheint letztgenannte Species am Amazonas die verbreitetste und bekannteste zu sein.

[2]) Es dürfte dies vielleicht die bei Manáos vorkommende Dendrocygna discolor Sch. et Salv. gewesen sein.

[3]) Es soll ein solcher Caa-pim- oder Cana-ranateppich manchmal so verfilzt sein, daß er große Thiere zu tragen imstande ist. Siehe José Veríssimo: Revista Amazonica I, 92, 93.

[4]) „François Briot, Kaspar Enderlein und das Edelzinn.“ Von Hans Demiani. Leipzig. Karl W. Hiersemann 1897. — 75 Mark.

seinem Empfinden nach gewiß romanisch, ja man kann es ruhig eingestehen, französisch ist. Er lebte in Mömpelgard, also auf deutschem Boden und hat auch wahrscheinlich von einem deutschen Fürsten, dem Herzog Friedrich von Württemberg, den Auftrag für das edle Werk erhalten. Die Metallform wurde indessen noch wiederholt ausgegossen und merkwürdigerweise von anderen Zinngießern, unter denen ein gewisser Isaak Faust in Straßburg festgestellt werden kann. Das folgenschwere Mißgeschick, das derart dem Künstler widerfuhr, hatte seinen Grund in dem Leichtsinn und ungeordneten Vermögensverhältnissen des schwer verschuldeten Mannes. Mehrmals wurden seine Gußformen als das werthvollste Eigenthum verpfändet und wanderten aus einer Hand in die andere, so daß Exemplare der Schüssel mit fremden Meistermarken wiederholt auftauchen. So mag der Zufall auch ein Stück nach Nürnberg, dem Hauptsitz der Zinngießerei im 16. Jahrhundert, verschlagen und dort Kaspar Enderlein, einen tüchtigen Meister des Handwerks, auf den Gedanken gebracht haben, aus ihrem Formenreichthum den phantasiearmen Mustervorrath der eigenen Werkstatt aufzubessern. Mit der naiven Gewissenlosigkeit eines echten Renaissancemeisters sticht er die Briotschüssel getreulich nach, ersetzt das Bildniß des Erfinders durch sein eigenes und schickt das Geräth als das Werk seiner eigenen Hand in die Welt.[1]) Ein anderesmal ersetzt er die allegorische Figur des Mittelstücks durch eine Maria mit dem Christuskind und macht aus dem Prunkteller eine Taufschüssel, von der die Nürnberger Lorenzkirche noch heute ein Exemplar aufbewahrt. Aber nicht genug damit, versieht er noch eine Menge von Krügen, Kannen und Platten mit den einzelnen Medaillons und den Ornamenten der Temperantiaschüssel, so daß er fast alles, was er an Modellen brauchte, diesem einen unerschöpflichen Schatz entnahm.

Der Arbeit Enderleins ist Demiani mit besonderer Liebe nachgegangen. Aus tüchtigem Quellenstudium, vornehmlich durch die Ausbeute einer bisher noch unbenutzten Handschrift des Germanischen Museums, dem Meisterbuch der Kannengießer von Nürnberg vom Jahre 1560, weist er die wichtigsten Lebensdaten des ehrsamen Meisters nach. Aus Basel gebürtig, trat Enderlein als „Kandlgießersgesell" 1583 in einer Nürnberger Werkstatt ein, ward hier 1586 Meister und spielte seitdem als tüchtiger Zinngießer und ebenso fleißiger Meistersänger eine geachtete Rolle. Auch die Literaturgeschichte kennt seinen Namen, denn in der Singschule hat er die „harte lautere Zinnweis" und die „englische Zinnweis" als „Davidgewinner", d. h. als preisgekrönter Poet erfunden und zuerst vorgetragen. Anfang der dreißiger Jahre des folgenden Jahrhunderts ist er gestorben.

Wichtiger noch als diese schätzenswerthen biographischen Einzelheiten ist mir an Demiani's Buch die besonnene Kritik, der er die gesammten Edelzinnarbeiten dieses Zeitraumes unterzieht.

Die zahlreichen Stücke, die unter Briots Namen gingen, müssen bei dieser Untersuchung allerdings ihren Anspruch auf seine Urheberschaft aufgeben. Allein die Temperantiaschüssel und die zugehörige Kanne verbleiben ihm. Aber auch die Enderleinkrüge und -Teller werden genau geprüft, und es stellt sich dabei heraus, daß außer Briot noch der leider unbekannte Künstler der Marsschüssel von dem Nürnberger Meister in der gleichen Unbedenklichkeit ausgenutzt worden ist. Neben diesen zwei Gruppen von Zinnarbeiten muß schließlich noch eine dritte genau unterschieden werden, auf der Scenen aus der Geschichte der Susanna und dem Gleichniß vom verlorenen Sohn dargestellt sind. Ganz augenscheinlich gehen diese Arbeiten auf eine gemeinsame Quelle zurück, denn die Körperbehandlung der langgestreckten dünnbeinigen Figuren ist wohl von einem einzigen Meister eingeführt und dann sorgsam von anderen wiederholt worden. Man wäre sogar versucht, diese Gruppe ganz zu isoliren, wären nicht auch Motive der Temperantiaschüssel auf ihren Werken benutzt worden.

Für die Blüthezeit des Zinngusses besitzen wir in Demiani's Buch eine erschöpfende grundlegende Darstellung. Wieder ein Fall, daß die Kunstgeschichte aus dem Kreis der Liebhaber und leidenschaftlichen Sammler eine ganze Fülle von Entdeckungen und neuen Gesichtspunkten erhält. Das Verhältniß zur Kunst ist nun einmal Herzenssache für den, der sie übt, wie für den, der sie nur pflegt. Kommt bei diesem, dem Kenner oder Forscher, zur Liebe zur Kunst noch etwas ruhige Einsicht und scharfe Beobachtung hinzu, dann kann es auch an dauernden, sicheren Ergebnissen nicht fehlen.

Es ist noch nöthig, ein Wort über das Werk als Buch zu sagen. Früher war es nur in England und Frankreich möglich, solche Specialuntersuchungen würdig auszustatten. Jetzt erwacht auch in Deutschland immer mehr der Sinn dafür. Der kunsthistorische Fachmann wird es daher nie unterlassen, seine Genugthuung auszusprechen, wenn ein Specialwerk mit solch ausgezeichneten Lichtdrucken ausgestattet ist, wie das Werk Demiani's. Die Kunstwerke selbst sind unsre Documente; um sie zu prüfen, müssen wir sie zum mindesten in getreuen Abbildungen vor Augen haben. So ist das Buch auch ein ehrendes Zeugniß für die vornehme Haltung des Verlages.

München. Arthur Weese.

[1]) Der schöne und scharfe Abguß der Temperantiaschüssel im Münchener Nationalmuseum ist auch ein Exemplar der Enderlein'schen Ausgabe. Daneben sieht man noch eine größere Anzahl Enderlein'scher Becher, Krüge und Kannen. Werke von Briots Hand fehlen.

Die Kleinthierzucht und ihr Einfluß auf den Volkswohlstand.

Die Ernährungschemie setzt 20 Hühnereier an Nährungswerth gleich 1 Kilogramm besten, mittelfesten Ochsenfleisches. In unsern Großstädten kostet das Kilogramm dieses Fleisches durchschnittlich M. 1.40 bis M. 1.50, während man, den Durchschnitt der vier Jahreszeiten gerechnet, dort 20 Eier für 1 M. erhält. Dieser Preis, das werden alle Hausfrauen zugeben, ist nicht zu hoch angesetzt; bedenken wir aber, daß das Ei in rascher Zunahme ein Bedürfniß der Volksnahrung wird, daß Kindern, Schwachen und Kranken die Eier als ein unübertreffliches Nahrungsmittel gereicht werden, der Verbrauch der Eier in den Krankenhäusern einen kolossalen Umfang annimmt, so müssen wir zugestehen, daß der Preis von 1 M. für 20 Eier sehr hoch ist, daß die jeden Winter eintretende Preissteigerung auf 7.8 ja sogar bis zu 10 Pfg. für das Ei sehr schädlich und traurig ist. Rechnen wir zu diesem Verbrauch für Volksnahrung noch den stetig sich steigernden Verbrauch der Industrie, welche Unmassen von Eiern zur Herstellung von Conserven, zur fabricativen Herstellung des Albumins (z. B. für die Zeugdruckerei) verwendet — die Zahl kann ziffermäßig noch gar nicht festgestellt werden —, so beweist uns schon das Ei, als der erste Anfang des Werdens, wie sehr die Kleinthierzucht in Deutschland noch die gewinnbringendste Ausbreitung vor sich hat, es beweist uns aber zugleich, daß für diese Kleinthierzucht viel zu wenig geschieht.

Nur wenige meiner Leser, am allerwenigsten vielleicht die Landwirthe unter denselben, werden einen Begriff von den Summen haben, welche der Eierhandel umsetzt, und ich hoffe, daß die nachstehende kleine Tabelle aus diesem Grunde Interesse erregen wird. In den letzten Jahren ist das Bild des Eierhandels, berechnet nach Ziffern in Stückzahl und Mark Geldwerth, folgendes (nach „Dürigen, Geflügelzucht"):

Digitized by Google

Länder	Ausfuhr Mill. Stück	Ausfuhr Mill. Mark	Einfuhr Mill. Stück	Einfuhr Mill. Mark
1. Großbritannien	—	—	783,714	50,220
2. Frankreich . .	660,000	37,200	127,710	6,811
3. Belgien . .	63,519	4,574	124,332	8,952
4. Italien . . .	456,644	21,920	0,704	0,039
5. Schweiz . .	—	—	68,748	3,656
6. Dänemark . .	24,019	1,601	1,137	0,070
7. Nordamerika .	1,131	0,629	72,743	3,065
8. Deutschland .	348,410	13,900	771,040	30,800
*9. Rußland . .	65,440	2,224	—	—
*10. Oesterreich . .	685,920	23,308	—	—
*11. Niederlande .	4,400	0,087	—	—

*** Nr. 9—11 ist in Deutschland besonders bezeichnete Einfuhr, folglich Ausfuhr dieser Länder über und nach Deutschland. In den amtlichen Listen der drei Länder sind Aufzeichnungen über den Handel mit Eiern nicht zu finden.

Diese Tabelle zeigt uns a) den Riesenbedarf Englands, welcher fortwährend im Steigen begriffen ist, b) eine Reichthumsquelle Frankreichs, Oesterreichs und Italiens und c) daß Deutschland jährlich 30 Mill. Mark allein für Eier an das Ausland zahlt. Diese 30 Millionen könnte Deutschland ganz oder doch nahezu ganz selbst verdienen, wozu noch die vielen Millionen Mark kommen, welche jährlich für Geflügel und Federn aus Deutschland in das Ausland wandern. Oesterreich hat eine größere Ausfuhr noch als Frankreich, aber eine geringere Einnahme. Das kommt in erster Linie von dem zum großen Theile geringwerthigen Geflügel, das nur kleine, sogar sehr kleine Eier bringt, dann freilich auch von der Ungunst der Verhältnisse in jenen Ländern, wo der allgemeine Culturzustand noch nicht auf gleicher Höhe mit Frankreich steht, sowie von den äußerst schwierigen, langausgedehnten Verkehrsbedingungen, welche den Preis drücken. Großbritannien bezieht z. B. einen großen Theil seines Bedarfs aus Galizien, die Eier von dort dürfen aber, ungeachtet der weiten, theuern Landfracht, nicht nur um keinen Cent höher stehen wie die Eier aus der Picardie oder Normandie, sie müssen im Gegentheil noch billiger sein, weil sie thatsächlich weniger werthvoll sind.

Der Kleinthierzucht überhaupt, obwohl sie das Manna des „kleinen Mannes“ sein sollte, stehen in Deutschland die verrottetsten und unsinnigsten Vorurtheile entgegen, die in dem Verslein gipfeln:

„Wer verderben will und weiß nicht wie,
Der halte nur viel Federvieh.“

Man rechnet nicht die Eier, nicht das geschlachtete Geflügel, nicht den Mist, die Federn u. a. zum eigenen Verbrauch; man läßt die Hühner umherstrolchen, wie sie nur gerade mögen, verliert auf diese Art $^7/_{10}$ aller Küken, sucht die Eier in allen Winkeln zusammen, ohne vielleicht die Hälfte zu finden. Dagegen aber machen sich Gesinde und Kinder das Vergnügen, eigenes und fremdes Gefieder zeitweise in der verschwenderischsten Weise mit Gerste, Haber u. dgl. zu füttern, während wiederum Füchse, Wiesel, Katzen, Hunde, oft auch der Habicht, den Bestand des herumstreunenden Geflügels zehnten, und so mancher „arme Reisende“ vor dem Dorfe oder vor dem Städtchen ein Huhn, eine Ente, zuweilen auch eine Gans „mitgehen heißt“. So natürlich — und wird es nicht fast überall so gehalten? — kann sich Geflügelzucht nicht rentiren! Nur wenige denken bei uns daran, durch Aufmerksamkeit in Pflege und Zucht bessere Eierleger oder ein schwereres Gewicht bei zarterem Fleische für die Tafel zu erzielen; es ist nicht gleich, ob ein Ei 35 oder 65 Gramm wiegt, noch weniger aber ist es gleich, ob ein Kapaun oder ein zaundürres Hähnlein angeboten wird. Ersterer wird gern mit 3 M. bezahlt, für das andere sind 70 Pfg. zu viel. Damit soll nicht dem Sport der Racegeflügelzucht das Wort geredet sein — dieser theure Luxus eignet sich nicht für den kleinen Mann —, dagegen verbessere man durch ausschließliche Benützung des französischen Houdanhahnes, am besten eines in Deutschland gezogenen sogenannten Façon-Houdanhahns, unser an sich treffliches aber verkommenes Landhuhn. Die Geflügelzucht in vernunftgemäßer, regelrechter Weise betrieben, ist in allererster Linie geeignet, den Wohlstand eines Volkes zu heben. Ohne Arbeit gibt nichts auf der Welt einen Verdienst, das muß jeder, der Geflügel hält, von vornherein bedenken. Ordnung, Reinlichkeit, Regelmäßigkeit sind zur Geflügelhaltung unentbehrlich. Es liegt eine überaus sittliche Kraft darin, daß der kleine Mann, welcher mit einem kleinen Geflügelbestande anfangen muß, durch dasselbe angehalten wird, alle Abfall- und Reststoffe aus dem Haushalt und im Hofe, die sonst nutzlos verkommen würden, nutzbringend zu verwerthen. Die Reinigungsabfälle von Getreide, Hülsenfrüchten und Futterpflanzen in landwirthschaftlichen und Gartenbaubetrieben, aus Getreidespeichern und Waarenmagazinen werden ausgenützt; schädliche Raupen, „unnütze Würmer“, mißachtete Schnecken wandeln sich in sehr begehrte Futterstoffe. Die Wartung des Geflügels an sich ist eine schöne, edle Arbeit, zu welcher vielfach sehr wohl die Jugend herangezogen werden kann, freilich mit strengem Ausschluß jeder Spielerei. Ein kleiner Geflügelhof auf dem Lande wird bei sachgemäßer Pflege und dem nöthigen Fleiße zur Erzielung einer Reineinnahme von 300 M. im Jahre genügen; in der Nähe von Großstädten, oder auch durch sachgemäße Zucht und Mästung z. B. der Gänse, kann sich bei kleinen Betrieben diese Summe verfünffachen.

Wolle es sich doch niemand einfallen lassen gleich mit einer großen Geflügelzuchtanstalt zu beginnen. Das war ja der Fehler der Milliardenjahre, nachdem unsre Braven in Frankreich sehr wohl gesehen hatten, welch ungeheuren Nutzen die Geflügel- und Kaninchenzucht bringt, nicht aber gelernt haben, wie man Kleinthierzüchter wird. Damals wanderten viel zu hohe Summen für „Racethiere“ in das Ausland; die leidige „Sportgeflügelzucht“ mit edlem französischen, englischen, chinesischen, japanischen, indischen Geflügel beherrschte bis Mitte der 80er Jahre den deutschen Markt und hat manchen Landwirth ruinirt, vielen Liebhabern ein unsinniges Geld gekostet. Aus ihr entwickelte sich das hirnlose, jeden Zweckes baare „Züchten auf die Feder“, welches heute noch den Werth fast aller unsrer Geflügelausstellungen illusorisch macht; nicht für ganz gleichmäßig gezeichnete, verzärtelte, durch Inzucht verdorbene „raceächte“ Hühner zahlt der Staat Ehrenpreise, er will praktisches, wirklich brauchbares Nutzgeflügel „prämiirt“ sehen. Solches aber steht, soweit vorhanden, im dunkelsten Winkel, es ist ja nicht „raceächt“! Das ist großer Unsinn.

Unser bewährtes deutsches Landhuhn verbessern — ich empfehle hiezu den Façon-Houdanhahn, andere den italienischen Hahn —, das sollte das erste Ziel der Hühnerhaltung sein, zartestes Fleisch, viele Eier sind zu erstreben, nicht gleichmäßig gezeichnete Federn! Unsre Gans und Ente bedürfen gar keiner Verbesserung, die genügen vollständig so, wie sie sind. Straßburg ist ein glänzendes Beispiel hochentwickelter Gänsezucht; bei so manchem Leser werden auch hier einige Zahlen Staunen hervorrufen. Alljährlich kommen auf den Straßburger Herbstmarkt aus der Umgebung mindestens 150,000 Gänse, der Gänseleberpastetenhandel bringt alljährlich innerhalb der sechs Monate seines Betriebes mehr als 2 Millionen Mark in Umlauf. Die Ente eignet sich ihrer ganzen Natur nach nur für ländliche Verhältnisse und nur für Gegenden, wo größere Weiher oder fließendes Wasser in unmittelbarer Nähe sind. Dort aber wird ihre Zucht so vortheilhaft, daß ihr Werth doch heute schon so ziemlich allenthalben geschätzt und ausgenützt wird.

Ohn' Fleiß kein Preis! Jeder, der mit Geflügelzucht Gewinn erzielen will, wird sich auch zu den verschiedenen

Digitized by Google

Arbeiten bequemen müssen, in welchen allen Frankreich uns als Vorbild dienen kann. Geflügelmästung ist geradezu eine Vermögensquelle; aber auch äußerste Sorgfalt und Ordnung, Aufbewahrung und Sammlung der Federn und auch des verhältnißmäßig unglaublich werthvollen Dunges gehören zu einer nutzbringenden Geflügelzucht.

Während aber in Deutschland Geflügel doch allenthalben gehalten wird, steht (mit Ausnahme von Berlin und Leipzig) der Kaninchenzüchtung ein seltsames Vorurtheil entgegen. Unerklärlich bleibt es, daß, trotz der zunehmenden Vertheuerung des Fleisches, gerade in Deutschland gegen den Genuß des so gesunden, wohlschmeckenden und nahrhaften Kaninchenfleisches eine lächerliche Voreingenommenheit besteht, zumal in den höheren Kreisen, während man in Frankreich, Belgien, England dasselbe (und zwar offen unter seinem Namen) in allen Ständen, auch an den vornehmsten Tafeln, speist. In Frankreich werden nach den amtlichen statistischen Angaben gegen 100 Millionen Kaninchen jährlich gezüchtet und verkauft. Freilich, wenn wir diese wirthschaftlichen Verhältnisse des Nachbarlandes betrachten und dagegen deutsche Verhältnisse nehmen, so werden wir ganz andere Erklärungen für den unerschöpflichen Reichthum desselben finden, als „klimatische Vorzüge" und „Rückgang der Bevölkerung". Das ist ja die Hauptwichtigkeit der Kaninchenzucht, daß auch die ärmste Familie durch sie in die Lage gesetzt wird, sich Fleisch zu gönnen, zugleich aber auch für jedermann ohne Vergleich billigeres Fleisch geschaffen wird, als wir bis jetzt haben. Daß Kaninchenfleisch mit dem Fleische abgetriebener, alter Pferde gar nicht zugleich genannt werden kann, wird schließlich jeder zugeben. Der Kaninchenbraten steht weder dem Hühner- noch dem Hammelfleisch nach; Kaninchenpasteten zählen in England und Frankreich zu den beliebtesten Leckerbissen. Es gibt ferner am Kaninchen nichts, was nicht benutzt oder verwerthet werden könnte; ein Thier liefert jährlich gut 200 Gramm seiner Daunenwolle, von der das Kilo mit 12 Mark bezahlt wird; ein Thier liefert jährlich ca. 1 Centner Dünger, den der Gärtner höher noch als Taubenmist bezahlt; der Balg ist jederzeit an die Kürschner gut abzusetzen. Was aber das Kaninchen so unendlich werthvoll, so einfach unersetzlich erscheinen läßt, ist seine fast grenzenlose Bescheidenheit. Die Geflügelzucht ist stets an Besitz von Grund und Boden gebunden, Kaninchen kann und sollte der ärmste städtische Arbeiter halten. Aber darüber lacht bei uns das Vorurtheil, für welches kein anderes Epitheton paßt als „dumm". Die Kaninchenzucht erfordert keine besonderen Auslagen, keine Geduld zum Abwarten des Ertrags, sondern lohnt schon ununterbrochen nach einigen Monaten und läßt nie nach; sie ist und bleibt eine goldene Erwerbsquelle für den ganz kleinen Mann, welcher damit nicht nur seinen Fleischbedarf deckt, sondern auch aus dem Verkaufe gemästeter Thiere ein schönes Stück baaren Geldes löst. Die Stallanlage wird kostenlos in alten Kästen gemacht, die Fütterung mit Küchenabfällen aus der eigenen und fremden Küche, mit Gras und Kräutern, von den Kindern an Gräben, in Wäldern und an Waldrändern und Halden gesammelt, mit Fallobst und Kartoffeln, ab und zu einem Stückchen hart gewordenen Brods u. dgl., kostet auch im ärmsten Haushalt wiederum so viel wie nichts, und wie sehr lohnt sich dann gute Wartung und Pflege, insbesondere peinlichste Reinlichkeit, das einzige, was die Thiere im engen Raume bedürfen. Welche Freude, wenn bereits nach wenigen Monaten, von da aber in regelmäßiger Folge, ein kostbarer Braten auf demselben Tische steht, auf welchem man bisher kein Fleisch sah. In Berlin kostet das Pfund Kaninchenfleisch auf dem Markte 25 Pfennig. Die Militärküchen dort beachten bereits dieses billige, zarte, ausgezeichnete Fleisch, die Lazarethe nehmen es alle. Sowie der Verbrauch dieser Anstalten ein allgemeiner wird, werden viele Besitzer größerer Züchtereien reiche Leute werden. — Auch bei dem Kaninchen ist vor dem Sport der „Racenzucht" zu warnen; eben dieser Sport hat die ersten großen Anfänge in Deutschland getödtet. Es gibt ein volksthümliches, ganz vortreffliches Lehrbuch auf diesem Gebiete: Brinkmeiers Kaninchenbuch. (Schröter, Ilmenau.) Den Segen der vernunftgemäßen Kaninchenzucht ermißt man daraus, daß das gemästete deutsche Landkaninchen 7—9 Pfund wiegt, die kleinste Zucht dem Haushalt pro Jahr 600 Pfund Fleisch liefert! Möchte doch endlich in Deutschland der Werth der Kleinthierzucht erkannt werden, und sich namentlich der „kleine Mann" in der Stadt und auf dem Lande ihr in sorgfältiger, vernunftgemäßer Weise widmen; eine bedeutende Förderung des volkswirthschaftlichen Gedeihens würde die Folge sein. A.

Mittheilungen und Nachrichten.

μ **Schopenhauers Gespräche und Selbstgespräche** nach der Handschrift εἰς ἑαυτόν. Herausgegeben von **Eduard Grisebach**. (Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 1898.) — Grisebach hat das in seinem, in demselben Verlag erschienenen und an dieser Stelle besprochenen Schopenhauer-Biographie gemachte Versprechen eingelöst und nun auch die Gespräche und Selbstgespräche seines Philosophen herausgegeben. Die Ausbeute an Neuem konnte natürlich nur sehr gering sein, wohl aber war die Arbeit und ist auch das Verdienst groß, denn es handelte sich darum, was in den Büchern von Karl Bähr, Dr. Asher, Dr. Lindner und Frauenstädt, Schemann u. s. w., sowie in rasch vergessenen Zeitungsartikeln zerstreut lag, zum erstenmal gewissenhaft zu sammeln und noch gewissenhafter zu gruppiren. Die Quellennachweisungen und Anmerkungen des Herausgebers geben darüber interessanten Aufschluß. Die Gespräche (der erste Theil des 143 Seiten starken Buches) sind solche mit Wieland, Goethe, Frauenstädt, Adam v. Doß, Lindner, Asher, C. G. Bähr, François Wille, R. v. Hornstein, Karl Bähr, mit dem Maler Julius Hamel, C. G. Beck, Friedrich Hebbel, Friedrich Haase, P. Foucher de Careil, G. Challemel-Lacour, Justizrath Knorr, Julius Baumann und Dr. Gwinner. Der zweite, nur ein paar Seiten füllende Theil enthält Selbstgespräche, wie sie der Herausgeber aus Gwinners Verwendung der Schopenhauer'schen Handschrift εἰς ἑαυτόν, die dieser leider dann vernichtete, herauskrystallisirt hat. Mit dem vorliegenden Buche Grisebachs dürfte seine verdienstvolle Ausbeutung von allem, was Schopenhauer je geschrieben und gedacht, wohl abgeschlossen sein, denn dessen Werke, Nachlaß, Briefe, Gespräche, ja selbst dessen Striche und Bemerkungen in den von ihm gelesenen Büchern (s. Edita und Inedita) liegen nun vollständig vor — leider nicht alles in einheitlichen Druck und Format, da die Grisebach'schen Ausgaben sich auf drei Verleger, Brockhaus, Reclam und Hofmann, vertheilen. Noch eines bliebe vielleicht dem gewissenhaftesten unserer Schopenhauerforscher vorbehalten. Es hat alle seine Ausgaben mit genauen Registern versehen — auch dieses Buch hat wenigstens ein Namensregister. Den alten Frauenstädt'schen Ausgaben (bei Brockhaus), dem Lindner'schen Memorabilienwerke (Berlin, A. W. Hayn 1863) steht jedoch seit 1890 ein von W. L. Hertslet mit peinlichem Fleiße gearbeitetes „Schopenhauer-Register" zur Seite. Es ist freilich nicht lückenlos, und wir haben in unserm Handexemplar manche fehlende Stelle angemerkt, Eduard Grisebach wäre aber wie kein anderer der Mann, ein neues, umfassenderes Schopenhauer-Namen- und Sachregister herauszugeben, das nicht nur die Paginirung seiner eigenen Ausgaben, sondern auch die seiner Schopenhauer-Biographie, ferner der vom Schemann bei Brockhaus herausgegebenen schönen Briefsammlung — kurz aller von Schopenhauer selbst in Werken, Briefen und Nachlaß herrührenden Stellen in sich schließen müßte. Bis dahin wird man sich stets durch zahlreiche Einzelregister durcharbeiten, oder das Hertslet'sche, sich nur auf die alten Ausgaben beziehende benützen müssen. Mit einem solchen Register wäre dann Grisebachs schönes Vermittleramt, für das er wie kein anderer intimste Sachkenntniß wie innigste Pietät mitbrachte, auch äußerlich glänzend vollendet.

S. S. **Haus Huffmann**: Ostseemärchen. Mit Bildschmuck von K. Meyer. (Leipzig, A. G. Liebeskind 1897.) — Als Meister

Raabe, dem diese Ostermärchen „in herzlicher Verehrung und Freundschaft zugeeignet" sind, sie zu lesen begann, da mag ein behagliches Schmunzeln über seine Züge gegangen sein. Denn der alte Fischer Gottlieb, der ihn sogleich an der Schwelle begrüßte, muß ihn vertraut, wie Fleisch, angemuthet haben. Wie so manche Raabe'sche Kernfigur ist auch dieser Gottlieb gar nicht genau porträtirt, gezeichnet, gemalt aber geschildert. Wenn er aber gelassen und beharrlich rauchend dasitzt und immer nur sagt „Ich lieb in See", wenn es von ihm heißt, „es war gewiß nur einfach so seine Natur, geruhsam zu warten und die Dinge und Menschen an sich kommen zu lassen", dann sehen wir die scheinbar kunstlos hingeworfene Skizze deutlich vor uns, ergötzen uns an der trocken satirischen Weise des gemüthlichen Alten, und es thut uns förmlich leid, daß er nur durch die beiden ersten Märchen flüchtig hindurch und später nicht mehr erscheint. Weit mehr als an Raabe erinnert übrigens die Art Hoffmanns an Keller, und zwar sowohl in der Lebens- und Erdenfreude, der Wehmüthigkeit aber Herzenswärme, die beiden gemein ist, als auch in der realistischen Schärfe, mit der er, wie der Dichter der „Legenden", uns seine phantastischen Gebilde nebenanschaulicht. Der treuherzige Erzählerton, mit dem der Verfasser, in den Dingen stehend und nicht über ihnen, sie uns glaubhaft macht, und die Verbindung des ganz Märchenhaften mit dem ganz Alltäglichen erinnert zuweilen an Andersen. Dabei ist aber Hoffmann „selber Raner", der in diesen Märchen auf sicheren eigenen Füßen einherschreitet.

Elf Märchen bilden den Inhalt des bis auf den geschmacklosen Einband schön ausgestatteten, mit hübschen, theils humorvollen, theils die richtige Märchenstimmung in uns erweckenden Bildern von Kunz Meyer geschmückten Buches. Jedes einzelne der Märchen ist in seiner Art fast vollkommen zu nennen. Die reiche Erfindung wird jugendliche Leser gerade so einnehmen, wie die künstlerische Ausführung die gereiften ersreuen mag. Wie viele alten Märchen, haben auch die vorliegenden ihre Moral, die aber nicht in aufdringlicher Weise hervortritt. Gleich die erste Geschichte, die von dem vermunschenen Schiffer, der, zum Krebs geworden, die Entzauberung verschmähte, weil er der Aussicht auf das Leben zwischen seiner Frau und Mutter die Noten der feindlichen Krebse vorzog, ist eine hübsche Satire, ohne gerade allzu bösartigen Stachel auf die Schwiegermutter der jungen Frau, die, beiläufig gesagt, für den Hausfrieden gefährlicher ist, als die eingeäscherte Schwiegermutter des Mannes. Als er erkannt, daß Frau und Mutter immer noch zusammen waren, kniff er den Schwanz ein und fuhr mit einem Ruck wieder ganz in die Tiefe. Und als er dort saß und die andern zwei Krebse ihn wieder gottsjämmerlich zerfleischten, rief er mit vernehmlicher Stimme:

„Ich armer Krebs, ich armer Mann,
Bei euch war ich zehnmal schlimmer d'ran."

„Der fliegende Weinhändler", die Entstehung der Seekrankheit schildernd, ist mit schalkischem Humor, „Plappermäulchen", die Heilung einer schwatzhaften Frau behandelnd, mit sehr hübscher Pointe ergötzlich ausgeführt. Gar lustig ist in „Prinzessin Meinetwegen" die Erweckung der schläfrigen Prinzessin durch die Botschaft, daß die Schneiderin da ist. Wie der Frieder und die Lise sich lieber weiter zanken und versöhnen, als daß sie, „die Weisheit mit Löffeln fressend", stumpf und „däsig" werden, wie der Mensch das leicht Erreichbare gar nicht so zu schätzen weiß, wie das, was schwer zu erringen ist, das sehen und erleben wir in den hübschen Geschichten „Streit unter Liebenden" und „Die Bernsteinstadt". Den fröhlichen Märchen schließen sich auch einige von wehmüthigem Inhalt an, die uns ans Herz greifen, so „Strandgut" und „Sonnwendnacht", wo die verzauberte Jungfrau dem Jüngling sagt: „Ich muß die in drei Gestalten erscheinen vor jedesmal mußt du zugreifen und mich schnell auf den Mund küssen. Und wenn du nur einmal einen einzigen Augenblick zögerst und auch nur in deinem Herzen von einer Zaghaftigkeit befallen wirst, dann ist Alles verloren." Da ist es nun ungemein fein dargestellt, wie er gar nicht daran zurückdenkt, die gräulichen Ungethüme, in deren Gestalt sie die beiden ersten Male erscheint, zu küssen; als sie aber zum drittenmale auftauchte, „war es die Jungfrau aus dem Meere in ihrer eigenen Gestalt, umhüllt von ihrem Blondhaar und von dem geblähten Schleier lustig umweht". „Als der Jüngling sie so sah in der überschwenglichen Lieblichkeit und all sein Glück schon vollendet schien und er sie nun küssen sollte, da überfiel ihn jählings eine süße, bebende Zaghaftigkeit, daß er im Herzen meinte, es könne so nicht möglich noch ihm vergönnt sein, ein so begnadetes Geschöpf mit seinen Armen zu berühren und liebend zu empfangen." Die Sehnsucht nach dem „rätselhaft geborenen und kaum gegrüßt verlorenen, unwiederbringlichen Augenblick" hat selten so lautes und so ergreifendes Ausdruck gefunden, wie am Schlusse dieses Märchens. Das phantastische „Blumenschiff" feiert das dankbare Gedächtniß des Menschenherzens für empfangene selbstlose Enthat und auch nur warmherzige freundliche Aufmunterung, und im letzten der Märchen, „Der Tanten Sehnsucht", findet der Dichter herrliche Töne für die Verherrlichung der Mutterliebe, für den Preis der Freuden des Kindesalters. „Ach Gott, der Leiden des Menschen — wie sind ihrer so viele! Nicht leicht wird einer durchs lange Leben dem Leiden das Herzen gewachsen sein, der nicht als Kind seiner Freuden eedliche Fülle genossen hat. Aus dem Sonnenschein der Kindheit quillt einzig dem Menschen die gesunde Kraft, dem harten Drange der späteren Jahre mit Freuden zu widerstehen. Morgenglück machet stark am Abend. Wer mag wissen, ob nicht eine einzige Kindesfreude zu wenig dereinst den Mann unter den Sorgen zusammenbrechen sah?" Nur hat gerade diese letzte Geschichte vielleicht allzusehr lehrhaften parabolischen Charakter, unter dem der schlichte Märchenton leidet.

Recitatoren, die so eifrig nach Neuem für ihre Vorlesungsprogramme ausspähen, könnten in dem Buche reiche Ernte finden; die Leser, die es einmal zur Hand genommen haben, die großen, wie die kleinen, werden gern wieder darnach greifen, und für den Recensenten ist es eine wahre Freude, wenn er einmal aus vollem Herzen loben kann.

* Von dem jetzigen Zustand der Warschauer Universität gibt die polnische Monatsschrift „Biblioteka Warszawska" eine ausführliche Darstellung, aus der wir nach der „St. Pet. Ztg." folgende Mittheilungen wiedergeben. Das polnische Blatt erinnert daran, wie Rector Miaskowski vor 30 Jahren die Warschauer Universität einen Herd der westlichen Civilisation nannte, und sagt dann, ob die heutige Universität auf der Höhe dieser Aufgabe stehe. „Wir wollen nicht bestreiten," so fährt es fort, „daß es unter den jetzigen Professoren Leute mit wissenschaftlichen Verdiensten gibt; kann aber zu jetziger Zeit von einem wirklichen geistigen Bande zwischen den polnischen Docenten und den Professoren die Rede sein? Aus der zuverlässigsten Quelle und dem Munde unparteiischer russischer Professoren, welche an der hiesigen Universität docirten, haben wir mehr als einmal Klagen über das vollständige Fehlen eines solchen Bandes gehört. Früher, ja bis in die letzte Zeit hinein, wurde diese Verbindung durch eine Anzahl polnischer Professoren hergestellt, die aber jetzt von der Bühne abtreten. Was ist zu ihrer Ersetzung gethan worden? Es gibt unter ihnen solche, welche schon infolge der elementaren wissenschaftlichen Anforderungen unmöglich durch Russen ersetzt werden können. Wer wird z. B. den Professor Holowiaski auf dem Lehrstuhl des herrschenden polnischen und französischen Privatrechts ersetzen, das man in Rußland nicht kennt, wo es keine Inselsten gibt, die mit unserm Hypothekenrecht vom Jahre 1818, mit unserm Civilrecht vom Jahre 1825, mit unserm Ehrrecht vom Jahre 1836 und unserm französischen Handels- und Civilcodex genügend bekannt sind? — Daher besteht an der Warschauer Universität jetzt die Anomalie, daß der Lehrstuhl des gültigen Civilrechts, unstreitig der wichtigste in der ganzen juristischen Facultät, seit langer Zeit vacant ist. Auch an anderen Anomalien ist übrigens in dieser Facultät kein Mangel. So wäre es z. B. höchst wünschenswerth, um nicht zu sagen nothwendig, das äußerst wichtige und äußerst schwierige Hypothekenrecht besonders vorzutragen. Bis jetzt wird es von dem einzigen hier vorhandenen Professor des Civilrechts in einer ganz flüchtigen Uebersicht gegeben. Dieser Professor hat außerdem noch über das Handelsrecht zu lesen, welches eigentlich auch einen besonderen Docenten erforderte. Neben einer solchen, an keiner Universität üblichen Oekonomie in Bezug auf die wichtigsten Fächer macht sich in gleichfalls nirgends üblicher Weise noch eine Belastung der juristischen Facultät mit Vorlesungen bemerkbar, welche vollständig außerhalb der Grenzen liegen, die den speciellen Aufgaben dieser Facultät gesteckt sind. Abgesehen von zwei Cursen für allgemeine Geschichte hat sie noch zwei specielle Lehrstühle für russische Geschichte, alte und neuere. Außerdem existirt hier noch ein besonderer Lehrstuhl für die Geschichte des russischen Rechts mit zweijährigem Cursus, obgleich die im Zarthum gültigen Gerichtsstatuten vom Jahre 1864 und das Strafgesetzbuch vom Jahre 1866 mit dem alten russischen Recht nichts zu thun haben. Das Civilgesetzbuch, welches wirklich mit der Geschichte des alten russischen Rechts verknüpft ist, hat ja im Zarthum keine obligatorische Gültigkeit. An seine Stelle treten

hier die localen und französischen Civil- und Criminalgesetze. Für die polnische Rechtsgeschichte und vollends für die polnische Geschichte gibt es dafür gar keinen Lehrstuhl. — Auf völlig analoge Erwägungen bringt uns die nähere Betrachtung des Programms der historisch-philologischen Facultät. Nach dem neuen officiellen „Taschenbuch für den Warschauer Lehrbezirk für das Jahr 1897" gibt es hier folgende Lehrstühle: auf einem Lehrstuhl wird „slavische Philologie", speciell polnische Literatur in russischer Sprache vorgetragen. Dafür gibt es in der Facultät zwei ordentliche Professoren für die römische Literatur, einen ordentlichen und einen außerordentlichen für die griechische, einen ordentlichen, einen außerordentlichen und einen Lector für die russische Sprache und russische Literatur, einen ordentlichen und einen außerordentlichen für die russische Geschichte, zwei ordentliche und einen Docenten für die Sprache und Literatur der kleinen slavischen Stämme. Man kann sich des ernsten Zweifels nicht entschlagen, ob eine derartige Vertheilung der Lehrkräfte für die Warschauer Universität, die einzige Universität des Zarthums Polen, völlig passend ist."

M **Freiburg** i. Br., 28. Oct. Heute Abend begann der mit diesem Semester hieher berufene Ordinarius für neuere Geschichte, Prof. Dr. Alfred Dove, der frühere Herausgeber der Beilage zur Allg. Ztg., seine angekündigten Vorlesungen über das Zeitalter Ludwigs XIV. und Friedrichs des Großen. Nach einem allgemeinen Ausblick über die herrschenden Gedanken der zu behandelnden Periode, sowie auch der vorhergehenden (Reformation) und der folgenden (Revolution), bereitete er sein eigentliches Thema mit einer Charakteristik Richelieu's vor. Ein zahlreiches Auditorium, worunter auch gereifte Männer waren, bewies das große Interesse, das man dieser willkommenen Berufung auf den längere Zeit verwaisten Lehrstuhl für neuere Geschichte — in nicht ultramontanem Sinn — entgegenbringt.

* **Berlin.** In den Kreisen der elektrischen Industrie macht jetzt eine neue elektrische Schreibmaschine, „Telescriptor" genannt, großes Aufsehen, die dieser Tage von ihrem Erfinder, einem österreichischen Ingenieur Hoffmann, einem eingeladenen Kreise im Kaiserhofe vorgeführt wurde. Der neue Apparat, der ganz wie eine gewöhnliche Schreibmaschine aussieht und wie diese eine Claviatur für Buchstaben- und Zahlenschrift hat, wird in Verbindung mit dem Telephon gebracht, und zwar ohne einen besonderen Draht zu benutzen. Er schreibt auf die bekannten Streifen, wie die Morseapparate, aber keine telegraphischen Zeichen, sondern richtige klare Druckschrift, und am Ankunftsorte, wo ein zweiter correspondirender Apparat aufgestellt ist, kommt ein gleicher Streifen mit derselben Schrift heraus. Hierdurch ist die Möglichkeit gegeben, auch den nicht anwesenden Apparatbesitzer zu benachrichtigen, da der Telescripteur, wenn er auf Anruf gestellt wird, fortwährend arbeitet und die Mittheilungen seiner Aufgabestelle unablässig abrollen läßt. Die Anwendung der neuen Maschine, deren alleinige Fabrication für Deutschland Siemens u. Halske übernommen haben, wird, falls sie sich in der Praxis so gut bewährt, wie bei der ersten Vorführung, natürlich höchst mannichfaltig sein. Behörden, Institute, Fabriken, Zeitungen, Private, die regelmäßig und viel Telegramme erhalten, werden, wenn erst die Post- und Telegraphenverwaltung den Telescripteur eingeführt haben wird, leichter arbeiten können, da sie die Telegramme ohne Boten direct in das Haus, auf den Arbeitstisch telegraphirt erhalten, und auch das Schicken zum Telegraphenamt, das langweilige Aufschreiben langer Telegramme, wie es die Zeitungscorrespondenten pflegen, fällt weg. Man tippt sein Telegramm auf der elektrischen Schreibmaschine ab, und vermittelst des staatlichen Drahts, an den man angeschlossen ist, gelangt das Telegramm schnell, ungelesen, an Ort und Stelle. Auch kann man auf Verabredung, mit seinen Clienten, an anderen Orten, chiffrirte Depeschen senden, ohne daß Jemand anders, als der Empfänger, der durch ein Signal an seinen Telescriptor gerufen wird, etwas davon weiß. — Die Idee einer solchen elektrischen Schreibmaschine ist übrigens nicht neu; schon vor einigen Jahrzehnten hat sich Edison damit beschäftigt. Warten wir jetzt ab, ob es dem Ingenieur Hoffmann, der seit acht Jahren an seiner Erfindung arbeitet, gelungen ist, einen in der Praxis sich wirklich bewährenden und auf weite Entfernungen wirkenden Apparat in diesem Sinne herzustellen.

* **Wien.** Neben der Billroth-Büste, deren Enthüllung, wie wie schon erwähnt, am 7. November l. J. stattfindet, werden demnächst auch die Büsten der verstorbenen Professoren der Wiener medicinischen Schule Stoda und Rokitansky (erstere vom Hofrath Albert, letztere vom Unterrichtsministerium gewidmet) in der Universität feierlich enthüllt werden. Sodann kommen die Büsten der Professoren Blumed, Loschmid, Fleischl und Hyrtl an die Reihe. Im laufenden Studienjahre werden auch die für den großen Festsaal der Universität bestimmten Deckengemälde fertiggestellt werden. — Das Professoren-Collegium der hiesigen Hochschule für Bodencultur hat in einer dieser Tage stattgehabten Sitzung beschlossen, den 25jährigen Bestand der Anstalt demnächst feierlich zu begehen.

* **Oxford,** 25. Oct. Am vorigen Montag starb der Professer der Dichtkunst an der hiesigen Universität Francis Turner Palgrave, der, außer durch seine eigenen Gedichte, die in mehreren Bänden veröffentlicht sind, dem größeren Publicum Englands namentlich dadurch bekannt geworden ist, daß er eine der besten Anthologien der englischen Lyrik herausgab.

* **Aus Rußland.** Wie amerikanische Blätter berichten, hat die russische Regierung mit Mr. Bates, einem amerikanischen Ingenieur, eine Vereinbarung getroffen, der zufolge der letztere die Vertiefung der Wolga bis zum Kaspischen Meere zu übernehmen haben würde für die Summe von 16 Millionen Mark. Mr. Bates ist der Erfinder eines neuen Systems, das sich bei den Baggerarbeiten am unteren Mississippi vorzüglich bewährt haben soll.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Felix Dahn: Ehrein. Historisches Roman aus der Völkerwanderung. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1897. — Monatshefte des Budapester Communal-Statistischen Bureaus. 25. Jhrg. Juli 1897. — Jacob Reamann: Die Heimarbeit in Oesterreich. (3. Heft der Wiener Arbeiter-Bibliothek.) Wien, Erste Wiener Volksbuchhandlung 1897. — J. D. Turgenieff: Gnadenbrod. Schauspiel in zwei Aufzügen. Erste deutsche Uebersetzung von Maria Lorm. Wien u. Leipzig, F. Brand 1897. — Hugo Koester: Wider den Türken. Gedichte für Armenien und Kreta. 2. Aufl. — Gott. Ein lyrisch-episches Gedicht in 3 Gesängen — Gedichte. Saarbrücken, Klingebeil u. Pröller. — Maximilian Fuhrmann: Früchte des Lebens. Sprüche und Gedichte. Hamburg, C. Kloß 1898. — Oskar Hölver: Die Formen der römischen Thongefäße diesseit und jenseit der Alpen. Stuttgart, W. Kohlhammer 1897. — Protokolle der Commission für die zweite Lesung des Entwurfs des Bürgerlichen Gesetzbuchs. Im Auftrag des Reichsjustizamts bearbeitet v. Dr. Achilles, Dr. Gebhard u. Dr. Spahn. Lfg. 2 u. 3. Berlin, J. Guttentag 1897. — P. Stühlens Ingenieur-Kalender für 1898. Ausgabe A nebst Beigabe. Essen, G. D. Baedeker. — Bode's Westentaschenbuch für 1898. Ebd.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Antiquarischer Catalog.

Soeben erschien: Catalog Nr. 238, enth. Schönwissenschaftl. Literatur, Illustrirte Werke, Kunst-Curiosa. 2140 Nrn. Versandt gratis und franco.

(16334) **B. Sellsberg** in **Bayreuth.**

Deutsche Nähmaschinen

bester Qualitäten,

ausgestattet mit allen neuesten Erfindungen. Vollkommener Mechanismus, rasches Nähen, elegante Ausstattung, bescheidene Preise.

Keine Erhöhung bei Theilzahlung.

Kataloge und Versandt franko.

Reellste Bedienung.

Chr. N. Schad, München,

Hoflieferant, (13968)

Perusastrasse 11 ✻ Kaulbachstrasse 9.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Samstag, 30. October. Nummer 246.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Des Allerheiligenfestes wegen erscheint die nächste Nummer am Dienstag.

Uebersicht.

Die älteste der modernen Republiken und ihre staatlichen Einrichtungen. Von Prof. H. Kruse opf. — Die deutsche Sprachforschung unter Anklage. Von Prof. F. Kluge. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die älteste der modernen Republiken und ihre staatlichen Einrichtungen.

Ein Ländchen, das wegen seiner malerisch schönen Lage und wegen seines ehrwürdigen Alters von allen Reisenden besucht zu werden verdient, ist die Republik San Marino. Wohl jedermann kennt den Namen dieses kleinen freien Staates, dem die Wirren und Stürme vieler Jahrhunderte nichts anhaben konnten; aber erst in den letzten Jahrzehnten hat man begonnen, sich mit seiner Geschichte, seinen Einrichtungen und seiner Verwaltung eingehender zu beschäftigen. Unter den Arbeiten über San Marino gibt es verschiedene, deren Verfasser nichts weniger als kritisch verfahren sind, sondern vielmehr ihrer Phantasie allzusehr die Zügel schießen ließen. Andere Schriftsteller haben geglaubt, dem kleinen Freistaate dadurch einen Dienst zu erweisen, daß sie in höchst oberflächlicher Weise und im Eifer eines blinden, sich auf die ersten Eindrücke basirenden Enthusiasmus eine Apologie desselben schrieben. — Für den, welcher sich eingehender mit der Geschichte S. Marino's beschäftigen will, bildet das gründliche Werk von Melchiorre Delfico,[1]) Bürgers von S. Marino, geboren in Legnano im Jahre 1748, die Hauptquelle. Bedeutend kürzer sind die „Ricordi storici della Rep. di San Marino“ von Marino Fattori[2]) und der „Sunto di geografia e di storia sammarinese“ von Dr. Peter Francioſi.[3]) Letzteres Schriftchen ist für Schulen berechnet und von Franz Pohlutka[4]) ins Deutsche übersetzt worden. Sehr fleißige und für Quellenstudien unentbehrliche Arbeiten sind ferner das Archivio governativo von A. Malagola,[5]) das Dizionario bibliografico e istorico della Rep. di San Mariano vom Comm. Carlo Padiglione,[6]) die Schriften von F. P. Cestaro[7]) und Pietro Ellero.[8]) — Soweit die Gesammtschriften in italienischer Sprache. Einzelne Specialschriften werden wir gelegentlich erwähnen. Ueber die nichtitalienischen Arbeiten über S. Marino können wir uns kurz fassen, da sie vielfach an den oben gerügten Mängeln leiden. Von den französisch geschriebenen Werken nennen wir nur die von Comte de Broc, L. A. Balme, Cazeneuve. Englische Arbeiten über S. Marino gibt es drei; eine holländische von Roelants ist höchst phantastisch geschrieben und ohne geschichtlichen Werth; in deutscher Sprache erschien endlich die nicht fehlerfreie, sonst aber nicht üble Studie von Emil J. Jonas,[9]) betitelt: „Ein wahres freies Volk“, eine Arbeit von Emil Siebert[2]): „Die souveräne Republik San Marino“ und endlich die kleine Schrift über „S. Marino und seine Orden“ von Heinr. Ferd. Schöppl in Graz.[3]) —

Die Republik San Marino ist zwischen den Marken und der Romagna gelegen und wird von allen Seiten von Italien eingeschlossen. Sie hat nur eine Größe von 62 □km und eine Bevölkerung von ca. 9535 Einwohnern. Die Hauptstadt gleichen Namens mit 1000 Einwohnern liegt gar malerisch auf dem Monte Titano, der mit seinen drei Zacken (Pennen), welche mit Thürmen und einem mittelalterlichen Castell gekrönt sind, nach der Ebene zu steil abfällt.[4])

Der kleine Freistaat verdankt nach der Legende seine Entstehung einem dalmatinischen Steinhauer, Marinus,[5]) der sich ums Jahr 350 aus seiner Heimath nach Rimini flüchtete und sich von dort auf den Mons Titanus zurückzog, um ein gottgefälliges Leben zu führen. Der fromme Einsiedler zog bald andere Leute herbei, und es entstand eine kirchliche Gemeinschaft, die mit ihren Nachbarn in friedlicher Eintracht lebte. Nach und nach vergrößerte sich diese Gemeinschaft und errichtete im 10. Jahrhundert Befestigungen.[6]) Man erzählt, daß sich ums Jahr 950 Berengar, König von Italien, vor Otto I. in das Castell von S. Marino geflüchtet habe. Nach dieser Zeit machte sich S. Marino von geistlicher Herrschaft los und bildete eine politische Gemeinde mit eigenen Gesetzen, sein Gebiet nach und nach vergrößernd. Den Namen einer Republik aber nahm es wahrscheinlich erst gegen 1253 oder noch später an. In dem Streite zwischen Welfen und Ghibellinen stand S. Marino auf Seiten der letzteren und zog sich dadurch den Bannfluch des Papstes Innocenz' IV. zu. Dies focht jedoch das Ländchen nicht im mindesten an. Nicht lange darauf, im Jahre 1291, erklärten sich die Bewohner des Monte Titano auf das Urtheil des Richters Palamede Ferri in Rimini hin „liberi ed esenti da qualunque superiorità e dominazione“ und so stehen sie auch heute noch da, obgleich Päpste und päpstliche Legaten zu verschiedenen Zeiten versucht haben, sich ihr Gebiet unterthan zu machen. Das Schutz- und

1) Memoire storiche della Republica di San Marino; 4. Aufl. in 3 Bänden. Neapel 1865.
2) 3. Aufl. Florenz 1893.
3) S. Marino 1891.
4) Wien 1894.
5) Bologna 1891.
6) Neapel, Tip. della Gazzetta di Napoli 1872.
7) La costituzione politica di un comune medioevale (Brescia 1890).
8) Relazione della Rep. Sammarinese (Bologna 1868).
9) Wien, Pest, Leipzig 1878.
2) Nürnberg 1878.
3) Selbstverlag 1894.
4) Das Wappen von S. Marino zeigt diese drei Zacken mit Thürmen und Federn auf blauem Felde, mit einer geschlossenen Krone über dem Schilde; unten steht das Wort: Libertas. Das Banner ist blau und weiß.
5) S. *Gentili* (1681—1753): Compendio della vita di S. Marino, confessore e levita, e breve relazione della republica di S. M. Erst 1864 in Bologna gedruckt.
6) Die Chroniken des 10. Jahrhunderts nennen S. Marino: plebs sancti Marini cum castello.

Trutzbündniß mit den Grafen von Montefeltro und Urbino kam ihnen bei manchen Verwicklungen gut zu statten. Nachdem die kleine Republik dem ihm von Cesare Borgia gesponnenen Verrathe glücklich entgangen war und die feindlichen Unternehmungen Pietro Strozzi's, Sigismund Malatesta's[1]) und anderer Feudalherren,[2]) welche die Republik unterwerfen wollten, vereitelt hatte, sehen wir sie in die Kämpfe verwickelt, die Italien so lange Zeit heimsuchten. Bald besiegt, bald siegreich, bewahrte sie immer ihre Freiheit, und ein Nachfolger Innocenz' IV., Paul III., bedrohte 1548 alle mit dem Bann, die es wagen würden, die Rechte des kleinen Staates anzutasten. Im Jahre 1631 ging das Herzogthum Urbino als heimgefallenes Lehen an den Papst Urban VIII. über, der nicht zögerte, das Schutzbündniß mit San Marino zu erneuern, seine Unabhängigkeit zu bestätigen und ihm ewige Zollfreiheit für seine Staaten zu gewähren.

Aus dem vergangenen Jahrhundert erwähnen wir nur zwei für die Republik wichtige Ereignisse, die mit den beiden Namen Alberoni und Napoleon I. verknüpft sind.

Im Jahre 1739 suchte der Cardinal Alberoni,[3]) der vom Papst in die Romagna gesandt war, den kleinen Staat zu verderben. Er schickte über ihn unwahre Berichte nach Rom und fiel in der Nacht vom 17. zum 18. October mit Kriegshaufen in das Territorium und in die Hauptstadt von S. Marino ein, wo er die Herrschaft des Papstes proclamirte. Aber das Volk empörte sich und vertrieb den Cardinal, worauf der Papst die Angelegenheit von Monsignor Enriquez untersuchen ließ. Dieser Mann gab den Sammarinesen vollkommnen Recht, und der Papst bestätigte ihnen am 5. Februar 1740 die alte Freiheit.

Napoleon bot der Republik im Jahre 1797 einige benachbarte Ländertheile, 4 Kanonen und 1000 Centner Korn an. Die kluge Regierung antwortete jedoch dem General: „Wir wünschen nicht, unsre bescheidenen Grenzen auszudehnen, nehmen aber die vier Kanonen und das Getreide gegen Baarzahlung aus der Staatscasse an." Erstere sind in S. Marino nie eingetroffen. Wohl aber bewahrte Napoleon Bonaparte dem Freistaate stets seine warme Freundschaft.[4])

Während der folgenden wiederholt in Italien stattfindenden Veränderungen blieb S. Marino durch seine kluge Politik fortgesetzt ein freier Staat, der in seinen Mauern den politischen Flüchtlingen Schutz angedeihen ließ.[5]) So beherbergte es die Carbonari, die, für die Freiheit Italiens kämpfend, von den Päpsten und Oesterreichern verfolgt wurden. So gewährte es auch dem italienischen Volkshelden Garibaldi, dem Vertheidiger Roms gegen die Franzosen, im Jahre 1849 Unterkunft und Hülfe, ohne dabei Gefahr zu laufen. Ueber diese Periode ist eine reiche Literatur vorhanden.[6])

Auch die Jahre 1859 und 1860 vermochten die Republik nicht zu erschuttern und nach den Conventionen mit dem jungen mächtigen italienischen Königreich vom 22. März 1862 und vom 27. März 1872 steht sie fester denn je da.

Nach diesen kurzen geschichtlichen Bemerkungen kommen wir zu dem Haupttheil unsrer kleinen Arbeit, der die staatlichen Einrichtungen der Republik San Marino ins Auge faßt. Wir benutzten hiebei speciell die beiden schon oben citirten Schriften von Pietro Ellero und E. P. Cestaro, welche diesen Gegenstand in klarer, wissenschaftlicher Weise behandeln.

Die Leges statutae,[1]) nach welchen heute die Republik regiert wird, stammen im ganzen und großen aus dem Ende des 16. Jahrhunderts. Sie sind aber nichts anderes als Reformen früherer Gesetze aus nicht zu bestimmender Zeit. Die erste Erwähnung der statuti finden wir in den Jahren 1253 und 1278. In ihnen werden die obersten Regierungsbeamten noch Consuln genannt, während sie 1302 bereits Capitani e Difensori heißen. In den Jahren 1317, 1353 und 1491 wurden dann weitere Revisionen vorgenommen, bis im Jahre 1600 die ganze Sammlung in sechs Büchern und 314 Rubriken gedruckt wurde. Viele einzelne Gesetze sind seitdem außer Gebrauch gekommen, andere sind ersetzt worden; so wurde 1865 das ganze dritte Buch, der codex penalis (maleficiorum) von Luigi Zuppetta neu bearbeitet.[2])

Die höchste Regierungsgewalt hatte in alter Zeit der Arengo oder Arringo, die Vereinigung der Familienväter. Gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts, wie die Tradition erzählt, wahrscheinlich aber schon bedeutend früher und nach und nach, ging das Recht der Souveränität durch den eigenen Willen des Volkes auf einen Rath von sechzig auf Lebenszeit ernannten Mitgliedern über, der zuerst wohl ebenfalls Arengo genannt wurde. Diese Umwandlung wurde nothwendig, als sich das Gebiet des Freistaates erweiterte und die Bevölkerung wuchs. Die Mitgliederzahl 60 ist nicht immer festgehalten worden; sie schwankte vielmehr je nach dem Bedürfniß in verschiedenen Zeiten zwischen 9 und 60 (oder 85), bis der päpstliche Commissär, Monsignor Enriquez, nach Untersuchung des Streites der Republik mit dem Cardinal Alberoni im Jahre 1740 abermals 60 Mitglieder festsetzte; seit jener Zeit ist in der Zahl keine Aenderung eingetreten.

Diesem Rath ist also die Regierung von San Marino übertragen; er ist unverantwortlich, steht über den beiden Capitani Reggenti, über allen anderen Militär- und Civilbeamten und selbst über den Gesetzen. Daher führt er auch den Namen: Consiglio Principe e Sovrano della Repubblica, und die Bürger der Republik schulden ihm Gehorsam und Treue wie Unterthanen. Seine Beschlüsse sind gültig, wenn mindestens die Hälfte der Mitglieder gegenwärtig ist. Der Consiglio hat das Recht, die ausgeschiedenen oder durch Tod abgegangenen Räthe zu ergänzen (Subrogation). Die republicanische Constitution kennt also nicht das Recht des freien Bürgers, seine Vertreter selbst zu wählen, wie es die anderen Staaten haben: sie ist im wesentlichen aristokratisch, obgleich mehrere Geschichtschreiber, wie Valli und Detfico, sie als demokratisch bezeichnen.

Das Gesetz bestimmt, daß alle Volksclassen im Consiglio Principe vertreten sein sollen, aber nicht zu gleichen Theilen. Von den 60 Mitgliedern müssen 40 Bürger im engeren Sinne sein, d. h. sie müssen in der Stadt oder dem Borgo, dem ältesten Territorium der Republik, ansässig sein, während nur 20 terrieri, Landleute, sein dürfen. Seit dem Jahre 1650 macht man aber unter den 40 Bürgern im engeren Sinne wieder eine Unterscheidung

[1]) S. *Tonnini Luigi*, Rimini nel secolo XIII. (Rimini 1862).
[2]) S. *Marino Fattori*, Sul tentativo di Fabiano da Monte di occupare la Rep. di San Marino. Bologna 1889.
[3]) *Carlo Malagola*, Il cardinale Alberoni e la Rep. di S. Marino. (Bologna 1886).
[4]) *E. F. de Bargon-Fortrion*, Napoléon et la Rép. de San-Marin. (Bayeux 1858) und *Pietro Boschi*, Antonio Onofri e le sue ambascerie. (Turin 1894).
[5]) George Sand schrieb in Bezug auf diesen Punkt: Dans toutes les époques de péril et de lutte, son rocher a servi d'asile aux proscrits et aux persécutés. — Mit Recht hat aber die Republik einer Gesellschaft, welche 1868 und später noch einmal eine Spielhölle auf dem Titano errichten wollte, das Asylrecht trotz der glänzendsten Versprechungen versagt.
[6]) *E. Oreste Brissi*, Le bande Garibaldine e S. Marino (Arezzo 1850). *Antonio Modoni*, Sul Titano (Imola 1879). *Lor. Simoncini*, G. Garibaldi e Ugo Bassi in S. Marino (Rimini 1894). *Pietro Francioni*, Garibaldi e la Rep. di S. Marino (Bologna 1891).

[1]) Leges Statutae Reipublicae Sancti Marini (Forolivii [Forlì] 1834).
[2]) Cod. penale della Rep. di S. Marino (Pesaro 1865).

Digitized by Google

und theilt sie in 20 Adelige und 20 Nichtadelige. Auf diese Weise wird das Volk politisch in drei Classen[1]) gesondert, deren geschichtlicher und juridischer Ursprung in der allmählichen Gebietserweiterung und der Vermehrung der Bevölkerung seine Erklärung findet, die entweder ganz oder theilweise vom Genuß des vollen Bürgerrechts ausgeschlossen war. Zur Aufnahme in den hohen Rath ist das Alter von 25 Jahren erforderlich. Aber der Sohn kann zu Lebzeiten des Vaters nicht eintreten; ebenso wenig dürfen zwei Brüder zu gleicher Zeit Mitglieder sein, wenn sie nicht besonderen Hausstand haben, da im allgemeinen das Prinzip vorherrscht, aus jeder Familie nur einen Vertreter zuzulassen.

Es leuchtet ein, daß die Adeligen, welche, trotz der ganz bedeutenden Minderzahl den beiden anderen Classen gegenüber, doch die nämlichen Rechte wie diese haben, schon hiedurch factisch den Vorrang im Consiglio behaupten. Dazu kommt aber noch, daß sie wegen ihrer Ehrenhaftigkeit, ihrer Intelligenz und Vaterlandsliebe, sowie wegen der dem Lande geleisteten Dienste am angesehensten sind, weßhalb es kein Wunder ist, wenn sie auch in den aus dem Consiglio hervorgehenden Institutionen, nämlich in den Ausschüssen (Consiglio dei dodici und Congregazione economica u. a.) und der Regentenwürde, mehr als die beiden anderen Classen begünstigt erscheinen.

Der Consiglio dei dodici ist, wie schon der Name sagt, ein vom Rath der 60 ernannter Ausschuß von zwölf Männern, welcher jedes Jahr zu zwei Drittel neu gewählt wird. Die Functionen desselben sind in dem Statut nicht genau formulirt. Nach diesem hat er unter anderem die Criminal- und Civilprocesse im dritten Grade zu richten oder richten zu lassen und bei den Contracten der Mündel und Frauen zugegen zu sein. Aus dem Gesammtrathe werden ferner weitere 9 Männer gewählt, welche die Congregazione economica bilden und die Einkünfte und Ausgaben des Staates zu verwalten haben. Beide Ausschüsse zusammen aber berathen und beschließen in dringenden Fällen, wenn sich der ganze Rath nicht versammeln kann, selbständig. Ihre Beschlüsse bedürfen jedoch stets der nachträglichen Genehmigung des ganzen Consiglio. Der Consiglio Principe e Sovrano hat also, wie auseinandergesetzt, die alleinige Regierungsgewalt in Händen: er macht und sanctionirt die Gesetze, legt Steuern auf, bestätigt die Verträge, ernennt die Magistratspersonen, regelt das Gerichts- und Verwaltungswesen, hat das Recht zu begnadigen, das Bürgerrecht und Auszeichnungen zu verleihen u. s. w., wie einst der venetianische Senat. Was ist nun aus dem alten Arringo, der Volksversammlung, geworden? Derselbe besteht auch heute noch, hat aber nur das Recht, seine Ideen und Wünsche in modo supplicationis vorzubringen und, wenn Gründe vorliegen, die Regierung anzuklagen. Zweimal im Jahre, und zwar an den Sonntagen, welche auf den Amtsantritt der neuen Regenten folgen, tritt er zusammen. Die Volksversammlung ist heutzutage nichts mehr als eine constitutionelle Formalität. Nur bei groben Verstößen gegen die Gesetze oder bei gefährlichen politischen Wirren kann sie darauf dringen, daß der ganze Rath neu zusammengesetzt wird.

An der Spitze des Consiglio stehen die beiden Capitani Reggenti. Dieselben sind auf der einen Seite etwas weniger als die Minister in den anderen Staaten, denn selbst ihre geringfügigsten Amtshandlungen unterliegen dem Placet des Rathes, auf der anderen Seite aber sind sie bedeutend mehr, insofern sie die Rathsversammlungen einberufen und leiten, die Disciplinargewalt über die Mitglieder derselben haben, die Candidaten für die erledigten Stellen im Consiglio Principe vorschlagen und die Initiative für neue Gesetze ergreifen. Ferner sind sie die Vorsitzenden der beiden Ausschüsse, vertreten die Republik den anderen Staaten gegenüber, verhandeln mit deren Fürsten[1]) und ihren Gesandten, sitzen auf einem Throne, haben eine Ehrenwache, sind Großmeister des Ritterordens von San Marino und werden von allen geachtet und geehrt wie wirkliche Souveräne.

In der ältesten vorhandenen Ausgabe der Leges statutae vom Jahre 1302 handelt das 1. Capitel von der Wahl del Capitano e del Difensore. Vielleicht war das zweite Mitglied dieses Duumvirats in jener Zeit eine Art von Tribun. Bald aber wurden die beiden Consuln Signori und dann Capitani reggenti oder kurzweg Reggenti genannt, denen seit 1767 das Prädicat Excellenz zukommt.

Die Wählbarkeit zum Amte eines Regenten hängt von fünf verschiedenen Bedingungen ab: die Aspiranten müssen mindestens das Alter von 25 Jahren erreicht haben, in der Republik nicht nur nativi, sondern auch oriundi sein, die bürgerlichen Ehrenrechte besitzen und nicht dem divieto unterworfen sein. Das divieto wird eingelegt, wenn jemand entweder noch im Amte ist oder wenn noch nicht volle 3 Jahre seit seinem letzten Capitanato verflossen sind. Das Gewohnheitsrecht fordert endlich als fünfte Bedingung, daß einer der beiden Regenten ein Bürger im engeren Sinne (s. o.), der andere ein bäuerlicher Grundbesitzer sei. Der erstere wird fast immer aus der Classe der Adeligen genommen, der dann nach altem Herkommen den ersten Rang hat, obschon das Gesetz beiden gleiche Rechte und Pflichten zuweist.

Die Wahl der Regenten, welche nur immer 6 Monate im Amte bleiben und, abgesehen von einer kleinen Summe zu Repräsentationszwecken, kein Gehalt beziehen, findet gegen den 15. der beiden Monate März und September statt und geht in sehr feierlicher Weise vor sich. Wir entnehmen die Beschreibung derselben dem Buche von Jonas, wobei wir jedoch einzelne nothwendige Aenderungen vornehmen:

„An dem bestimmten Tage versammeln sich im großen Saale des Regierungspalastes die Mitglieder des großen Rathes und wählen durch das Loos 12 Vertrauensmänner als engere Wähler. Je nachdem das Loos entscheidet, haben nun diese Wähler entweder je einen Patrizier oder je einen Bürgerlichen zu bezeichnen, jedoch so, daß sechs der Stadt und die anderen sechs dem Lande angehören. Unter diesen werden nun wieder je drei und drei nach Stimmenmehrheit ausgewählt und paarweise auf einen Zettel geschrieben, aber so, daß auf jedem immer ein Bürger der Stadt und einer vom Lande zu stehen kommen. Diese drei Zettel werden dann in drei hohle silberne Kugeln geschlossen und in feierlicher Procession nach der Hauptkirche getragen. Hier celebrirt die Geistlichkeit zuerst vor dem reichgeschmückten Altar ein Hochamt und bittet den heiligen Geist, daß er die Wahl richtig leiten und den Erwählten seinen Beistand zutheil werden lasse. Ist das „veni creator Spiritus“ verklungen, so tritt ein kleiner Knabe vor den Hochaltar, auf dessen Stufen sich in einer silbernen, verschlossenen Urne die drei Kugeln befinden, und nimmt eine derselben heraus. Nachdem die Namen von den Umstehenden gelesen sind, werden dieselben laut in der Kirche verkündet und von den Anwesenden unter Fanfaren und lauten Evviva-Rufen begrüßt. In wenigen Minuten kennt dann ganz San Marino die Namen der Erwählten und jeder beeilt sich, ihnen seine Glückwünsche darzubringen.“

Am 1. April und am 1. October jedes Jahres nehmen die neuerwählten Regenten von ihrem Amt Besitz (Ingresso dei Reggenti).

[1]) Diese Classen sind jedoch keine abgeschlossenen Kasten, denn oft findet ein Uebergang von der einen zur anderen statt.

[1]) Sie werden von diesen mit „liebe Vettern“ angeredet.

In einem kostbaren, alterthümlichen Costüm[1]) begeben sie sich, von zwei oder mehreren Dienern in Gala begleitet, zur Kirche.[2]) An der Pforte des Gotteshauses empfängt sie der versammelte Klerus und bietet ihnen Weihwasser an, damit sie sich bekreuzen. Hierauf setzen sie sich auf ihre mit Sammetkissen und rothen Decken drapirten Plätze, auf der rechten Seite des Altars, und der das Hochamt celebrirende Priester muß vor und nach der Communion, nachdem er mit dem Räucherfaß den Altar dreimal umgangen, dasselbe auch vor ihnen schwingen.

Nach dem Gottesdienst treten die Regenten in den öffentlichen Palast[3]) ein, wo ein Lehrer des Gymnasiums eine Rede hält,[4]) legen einen Eid in lateinischer Sprache ab und erhalten von ihren Vorgängern im Amt die Siegel, die Schlüssel zu den Thoren und Befestigungen u. s. w.

An den beschriebenen Feierlichkeiten nimmt das ganze Volk theil; auch kommen dazu Hunderte von Fremden, besonders aus der Umgegend.

Das Gerichtswesen der Republik San Marino liegt seit mehr als zwei Jahrhunderten in den Händen eines Commissario della legge,[5]) der Ausländer (Italiener) sein muß, und zweier in Italien wohnenden Richter,[6]) von denen der eine nach sammarinesischem Recht in erster, der andere in zweiter Instanz richtet. Die Processe im dritten Grade werden, wie schon oben bemerkt, vom Ausschuß der Zwölfmänner unter dem Beistand eines besonderen Richters entschieden. Die Gerichtsbeamten beziehen Gehalt und zum Theil freie Wohnung und Sporteln, bleiben drei Jahre im Amte und können nach dieser Zeit wieder bestätigt werden. Früher hatten die Regenten auch das ganze Gerichtswesen (podestà giudiziaria) unter sich, heute aber ist ihnen davon nichts geblieben als die Function des Friedensrichters und der Vorsitz der Processe in dritter Instanz.

Andere Aemter, wie das des Procuratore fiscale (Staatsanwalt), bestehen auch heutzutage noch.[7])

Eine Communalverwaltung in eigentlichem Sinne gibt es in der Republik nicht, da sich dieselbe mit der Staatsverwaltung deckt. Früher gab es für die drei Dörfer (castelli), welche zu San Marino gehören, einen ufficiale de' danni dati und die capitani dei castelli. Heute hat das größte Dorf 6, die andern beiden 4, resp. 2 Räthe (vicecapitani), die von der Regentschaft beaufsichtigt werden. Die laufenden Verwaltungsgeschäfte des kleinen Staates unterstehen zwei Staatssecretären (Ministeru), welche jeder 2000 Lire jährlichen Gehaltes beziehen. Nach dem Statut werden diese Beamten aus den Notaren der Republik gewählt und von Jahr zu Jahr bestätigt. Der eine von ihnen hat die Geschäfte der äußeren Angelegenheiten und der Finanzen unter sich (segretario degli affari esteri e delle finanze), der andere die innere Verwaltung (segretario degl' interni). Beide haben die Beschlüsse des hohen Rathes und der Ausschüsse desselben zur Ausführung zu bringen, Decrete und Gerichtssentenzen zu schreiben, Protokolle zu führen und überhaupt alle laufenden Secretärsgeschäfte zu verrichten, wofür sie die Verantwortlichkeit übernehmen.

Nach den Staatssecretären sind die wichtigsten Beamten der Republik die Gesandten an fremden Höfen (incaricati d'affari). Jetzt hat San Marino nur noch in Rom und Paris diplomatische Agenten, aber in vielen Städten, sogar in Tunis, Consuln. In früherer Zeit erhielten die Geschäftsträger vom Staate Pferde, Diener, Entschädigungen für außerordentliche Dienste und Honorar,[1]) heute aber sind diese Aemter reine Ehrenämter.

Das Militärwesen ist heute in der Republik höchst einfach und klar geregelt. Alle Bürger, welche körperlich tauglich sind, mit Ausnahme der Doctoren, Priester, Schüler und Beamten im allgemeinen, können vom 16.—55. Lebensjahre als Soldaten herangezogen werden, mit der Beschränkung jedoch, daß aus jeder Familie nur die Hälfte der männlichen Individuen genommen wird. Die Miliz setzt sich aus 9 Compagnien zu je 100 Mann zusammen, die fucilieri oder militi heißen. Eine derselben hat Uniform für den Parade- und den (außerordentlichen) Sicherheitsdienst, eine andere für den Wachdienst auf dem Castell (la rocca) und den Befestigungen (forti). Jede Compagnie steht unter 3 Offizieren; im ganzen gibt es etwa 60 Offiziere, worunter sich jedoch viele ufficiali onorarj[2]) befinden. Diese bilden den Generalstab. Eine Militärcapelle von etwa 35 Musikanten wird von einem Musikmeister mit Secondlieutenantsrang geleitet und sorgt für die musikalischen Bedürfnisse des Ländchens. Alle in die Miliz eingeschriebenen Bürger stehen unter einem vom hohen Rath ernannten General, der auch Castellano del forte heißt. Außer den eigentlichen Soldaten besitzt die Republik eine Guardia Nobile (del principe), welche die Regenten bei den öffentlichen Festen begleitet und sonst auch als Ehrenwache herangezogen wird. Im ganzen sind es etwa 60 Mann mit 3 Offizieren, die mit anderen 10 Offizieren den Generalstab der Garde ausmachen und ebenfalls unter einem General stehen. Die Disciplin wird nach besonderen Vorschriften[3]) geregelt. Es versteht sich von selbst, daß gewöhnlich immer nur wenige Soldaten wirklich einberufen sind.

Der Sicherheitsdienst wird, besondere Fälle ausgenommen, von Carabinieri unter dem Commando eines Polizeilieutenants, die Ausländer (Italiener) sind, gethan.

Das Unterrichts- und Sanitätswesen ist in San Marino besser eingerichtet, als in vielen anderen Theilen Italiens. In alter Zeit wurde der Unterricht von einem praeceptor et moderator juventutis in Grammatik, Rhetorik, Ethik und Religion ertheilt; demselben lag ferner ob, bei dem Amtsantritt der Regenten und bei anderen feierlichen Gelegenheiten eine lateinische Rede zu halten. Diese glücklichen Zustände sind längst vorüber: heute hat der kleine Staat 5 Knaben- und 3 Mädchenschulen für den Elementarunterricht, 8 Landschulen, sowie ein vollständiges berechtigtes Gymnasium (ginnasio-liceo), das im letzten Schuljahre von etwa 70 Schülern (darunter verschiedenen Italienern) besucht worden ist. Ein Priester des Oratoriums, Namens Ascanio Belluzzi, gründete im Jahre 1691 ein Internat (collegio), in welchem ein großer Theil der Schüler Wohnung und Kost findet. Die Lehrer werden für ein Jahr ernannt und von Jahr zu Jahr bestätigt. Die Leitung des Unterrichtswesens untersteht einer Deputazione degli studj.[4])

---

1) Bis 1865 war die Tracht à la Napoléon; von da ab wurde wieder das spanische Costüm eingeführt, das in früheren Jahrhunderten üblich war.

2) Die Behauptung von E. J. Jonas, daß die Regenten in einer vierspännigen Staatscarosse fahren, hat etwas höchst Verblüffendes für jeden, der nur einmal in San Marino war und weiß, daß in den engen und steilen Straßen der Stadt nur Esel- und Ochsenkarren verkehren können.

3) Der neue prächtige Regierungspalast wurde 1894 eingeweiht.

4) Das Statut sagt: „et juventutis nostras Moderator, vel unus ex suis primas classis scolasticis, ad animos eorum qui magistratum ineunt inflandos, latinam orationem habeat.“ Die lateinische Rede wird heute durch eine italienische Rede ersetzt.

5) Derselbe hat jetzt nur die Functionen als Untersuchungsrichter.

6) Erst seit neuerer Zeit; früher gab es zwei giudici delle appellazioni.

7) Näheres darüber bei P. Ellero, S. 59 ff. — Bemerkt sei noch, daß die zu mehr als einem Jahre Haft Verurtheilten ihre Strafe in einer italienischen Anstalt abbüßen.

1) Leges Statutae I, 20 und 21.

2) Der samm. Ritterorden, gestiftet 1860, verleiht auch das Recht, als Offizier in die Miliz einzutreten.

3) Regolamento organico per le milizie della Rep. di San Marino (Rimini 1867).

4) Regolamento disciplinare dei pubblici studj della Rep. di San Marino (Rimini 1867).

Digitized by Google

Stipendien für Universitätsstudien in Italien und Prämien fehlen nicht. Dem Unterricht dienen ferner die, besonders an älteren Werken reiche, Staatsbibliothek, das Museum, das physikalische und naturwissenschaftliche Cabinet, das Theater u. a. m. Eine Druckerei existirt erst seit wenigen Jahren, da man fürchtete, durch den etwaigen heimlichen Druck von verbotenen Schriften bei anderen Regierungen Unannehmlichkeiten ausgesetzt zu werden.[1])

Dem Sanitätswesen dienen ein Hospital, die Congregazione di carità (Armen- und Krankenverein) und vier im Staatssold stehende Aerzte, die, wie die Richter, nach dem Gesetz Ausländer sind und von dem Publicum kein Honorar nehmen dürfen.

Was das Verhältniß des Staates zur Kirche anbetrifft, so ist die Republik ihren alten Prinzipien treu geblieben. Obwohl die Priester von politischen Aemtern jeder Art gesetzlich ausgeschlossen und nur auf die Kirche angewiesen sind, so herrscht doch zwischen staatlichen und geistlichen Behörden das beste Einvernehmen. Wie in den alten Republiken, hat die Religion hier einen civilen Charakter: das religiöse Empfinden vereinigt sich mit der Liebe zur Unabhängigkeit, die Verehrung des Schutzheiligen S. Marino ist auch zugleich die Verehrung des Gründers und Beschützers der republicanischen Freiheit. Alle bürgerlichen Feste sind zugleich kirchliche. Nirgends ist das Prinzip des Grafen Cavour: Libera chiesa in libero stato so glücklich zur Geltung gelangt wie in San Marino. Der Erzpriester der Hauptkirche (Pieve), die höchste kirchliche Autorität der Republik, ist auch Würdenträger des Staates. Er ist der Nachfolger des Rettore della chiesa, der in alter Zeit das Oberhaupt der kleinen Gemeinschaft auf dem Monte Titano war. Es gibt in San Marino acht Parochien, von denen sechs vom Bischof zu S. Leo[2]) und zwei vom Bischof zu Rimini abhängen. Zu den Pfarrstellen werden meistens Einheimische gewählt und dies ist natürlich — verbinden diese doch mit der Liebe zur Kirche auch die Vaterlandsliebe! In San Marino befinden sich auch vier Klöster, was bei einer so geringen Einwohnerzahl allerdings auffallend viel ist.

Die Finanzen des sammarinesischen Freistaates könnten manchem anderen Staate als Muster vorleuchten. Eine Staatsschuld im eigentlichen Sinne existirt nicht. Die Haupteinnahmen zieht die Republik aus dem Wiederverkauf von Tabak, Salz und Schießpulver, welche ihr die italienische Regierung zum Selbstkostenpreise abläßt. Nicht unbedeutend ist ferner die Summe, welche Italien laut Vertrag jährlich als Antheil an den Eingangszöllen an San Marino auszahlt (1896—1897: ca. 70,000 L.). Seit einigen Jahren bringt dem Staate auch der Verkauf von Postwerthzeichen an Sammler und Händler ganz erkleckliche Summen ein. Sehr gering sind dagegen die Steuern; die Grundsteuer beträgt in San Marino etwa 1.07 Procent; die Einkommensteuer 40 Cent. jährlich für jede Feuerstelle. Die Einnahme an directen Steuern betrug 1896—1897 9992 L., so daß auf jeden Kopf der Bevölkerung etwa 1 L. kommt; ungefähr ebenso viel wird an indirecten Steuern bezahlt.

Die sammarinesischen Bürger halten daran fest, daß: „gran parte di libertà è il pagar poco.“ Der Schutzpatron selbst hat ihnen Steuerfreiheit zugesagt: das beweist das Buch, das er offen in Händen hält und auf dem geschrieben steht: Liber-tas. Das Volk erklärt dies nach seiner Weise durch Libro di tasse (steuerfrei).

Im letzten Verwaltungsjahr betrugen die ordentlichen und außerordentlichen Einnahmen rund 307,000 L.[3])

Die ordentlichen Ausgaben vertheilen sich, wie folgt:

Reggenza	14,192 L.
Finanzverwaltung	49,193 L.
Justizverwaltung	13,407 L.
Oeffentliche Sicherheit	15,996 L.
Sanitätswesen	19,163 L.
Unterricht	39,900 L.
Industrie und Handel	8,062 L.
Oeffentliche Bauten	14,310 L.
Cultus	1,363 L.
Wohlthätigkeitszwecke	24,079 L.

Nach Abzug der ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben verblieb in der Staatscasse noch ein Ueberschuß von 17,677 L.[1]) Der Staatsschatz wird von einem besonderen Schatzmeister (camerario oder camerlingo) verwaltet. Dieser, wie auch die übrigen Finanzbeamten, unterstehen der Controle eines Aufsichtsrathes, von dem wir bereits oben sprachen.

In den Jahren 1864—1894 hat San Marino in Mailand für 119,000 L. Kupfermünzen zu 5 und 10 Centesimi prägen lassen. Für das kommende Jahr ist auch die Prägung von Silbermünzen im Gesammtwerthe von 150,000 L. vorgesehen.

Wir wollen endlich noch erwähnen, daß in San Marino auch moderne Einrichtungen, wie: ein öffentliches Leihhaus, eine Sparcasse und andere Institute, nicht fehlen.

Hiermit glauben wir unsern Lesern ein anschauliches Bild von den für unsre Zeit zum Theil höchst merkwürdigen staatlichen Einrichtungen der Republik San Marino gegeben zu haben, die trotz ihrer Kleinheit und Schwäche seit so vielen Jahrhunderten fest dasteht und sich durch ihre kluge Politik und die Rechtlichkeit und Vaterlandsliebe ihrer Bürger stets die Freiheit bewahrt hat. Man könnte fast sagen, daß dieses Ländchen in seiner politischen Verfassung die Ideale aller in sich vereinigt, denn Fürsten und Staatsmänner aller Zeiten und mit den verschiedensten politischen Grundsätzen brachten ihm gleiche Sympathien entgegen. Wir schließen mit den Worten Carlo Botta's[2]) über die Republik: „Bürgerliche Gleichheit ist der Stolz San Marino's, seine guten Sitten lassen es weiterbestehen; die Armuth ist ihm ein sicherer Schirm gegen die Fremdherrschaft. Nichts sucht es bei andern, nichts suchen andere bei ihm, denn die Guten hassen die Laster und ein ruhiges Leben gefällt den Störenfrieden ebensowenig wie die Freiheit den Verdorbenen.“

San Marino, August 1897. Prof. H. Krusekopf.

Die deutsche Sprachforschung unter Anklage.

Von Prof. F. Kluge (Freiburg).

Vor einigen Jahren wurden weitere Kreise beunruhigt über den Fachbetrieb innerhalb der deutschen Philologie. Kögel erließ im Vorwort zum ersten Band seiner Althochdeutschen Literaturgeschichte einen Ruf zur Umkehr von der Grammatik zur Literaturgeschichte: dem zukünftigen Lehrer sei „die Literaturgeschichte wichtiger als alle Kenntnisse auf dem Gebiet der historischen Laut- und Formenlehre“. Dieser Weckruf konnte in unbetheiligten Kreisen leicht den Verdacht erregen, als sei eben nur „Lautstatistik“ oder im günstigsten Fall das Gebiet der historischen Laut- und Formenlehre im Betrieb der deutschen Philologie üblich. Wir Sprachforscher können mit Freuden constatiren, daß bislang noch niemals ein literaturgeschichtliches Handbuch erschienen ist, in dem gerade wir so reichliche Förderung unsres Fachbereichs finden können, wie eben in Kögels Werk. Wir könnten auch noch daran erinnern, daß gerade

---

1) Zwei politische Zeitungen sind längst wieder eingegangen.
2) Seit 1570 wohnt derselbe in Pennabilli.
3) Im Jahre 1888 waren es nur ca. 139,000 L.

1) Diese statistischen Angaben verdanken wir der Liebenswürdigkeit des samm. Staatsrechnungsrathes Alfredo Rossi.
2) Storia d'Italia dal 1789 al 1814.

dieses Werk den Beweis der Nothwendigkeit geschichtlicher Sprachforschung auf jeder Seite bringt und daß die Stärke dieser Literaturgeschichte völlig in der Grammatik liegt.

Auf diesen Angriff, den die Grammatik aus ihrem engsten Bereich heraus erfahren hat, würden wir jetzt nicht mehr zurückkommen, wenn nicht soeben ein neuer Ruser im Streit aufgetreten wäre. Abermals schallt der Ruf aus germanistischen, abermals aus grammatischen Kreisen heraus. „Es ist geradezu ein Jammer, in welcher Weise an vielen deutschen Hochschulen unsre altdeutsche Dichtung mißhandelt wird, welchen Zwecken der Heliand, das Nibelungenlied oft dienen muß, wie wenig nationaler Gehalt solchem akademischen Vortrag entströmt." „Die jüngeren Germanisten fühlen sich als Linguisten und thun die Literaturgeschichte im Nebenamt durch eine fleißig ausgearbeitete Bibliographie ab."

Solche Anklagen bringt ein Grammatiker gegen seine Confratres vor, wie einige Jahre zuvor der Grammatiker Kögel. Sollen diese Anklagen in weiteren Kreisen den Eindruck erwecken, als ob unsre Facultäten so schlecht für den Betrieb der Literaturgeschichte sorgen? Sehen wir uns unter unsern Hochschulen um, ob die Literaturforschung denn so himmelschreiend verwahrlost darniederliegt, daß Grammatiker Hülfskräfte zum Ausbau der Literaturgeschichte, Hülfskräfte aus den Kreisen der Grammatiker zusammentrommeln müssen. Kögel hat damit ernst gemacht, indem er sich als Literarhistoriker vorstellte — aber der grammatische Zopf ist unverkennbar geblieben. Vielleicht wird bald auch der neue Ruser im Streit durch die That beweisen, was sein beredtes Wort jetzt urbi et orbi anzukünden scheint. Warten wir ab!

Aber wie dem auch sei, haben wir nicht Mosen und die Propheten? Unser verehrter Lehrer Erich Schmidt, unser zu früh verstorbener Freund Baechtold, unsre Creizenach und Schönbach — wir wollen keine Namen nennen. Es sind große, bedeutende, ausgereifte Werke, auf die wir mit diesen Namen hindeuten. Unsre Universitäten sind stolz auf solche Lehrer. Aber wer wüßte nicht, daß fast an jeder Universität jüngere Kräfte mitwirken innerhalb des großen Gebiets, das in seinem ganzen Umfang einer allein heute kaum noch beherrschen kann. Uebrigens dürfen wir von jedem, der uns Einseitigkeit nachsagt, den öffentlichen Nachweis erwarten, daß er selbst frei ist von jeder Einseitigkeit. Verlangt nicht die Gerechtigkeit die Feststellung der Thatsache, daß auch unsre Literarhistoriker einseitig sind? Wenn wir uns der beliebten Form der apodiktischen Anklage bedienen wollen, so verstehen sie auch nicht viel von deutscher Sprachforschung. Denn die sprachliche Bethätigung derselben ist so unbedeutend, daß sie gewiß nicht darauf rechnen, zu der — allerdings ja leider so übel beleumdeten — Zunft der Sprachforscher zu zählen.

Die ganze Frage ist eine Frage der wissenschaftlichen Arbeitstheilung. Sollen wir alle uns dem Gebiet der Literaturgeschichte widmen? Sollen wir das Gebiet der Sprachforschung preisgeben und wem? Etwa dem zünftigen Literarhistoriker? Sollen wirklich diejenigen, die mit Erfolg das sprachliche Gebiet verarbeiten, jenen Mahnrufen folgen und sich vielleicht erfolglos der Literaturgeschichte annehmen? Exempla monent!

Betrachten wir den Streit von einer anderen Seite. Gegen wen richten sich die Angriffe? Wo sind jene einseitigen Linguisten, denen man jetzt nachsagt, daß sie „ihr Colleg über mittelalterliche Literatur durch eine fleißig ausgearbeitete Bibliographie abthun?" „An vielen deutschen Hochschulen?" Welche sind es? Man nenne uns Namen! Die Allarmrufe gehen vielleicht nicht gegen einzelne Personen, vielmehr gegen die Sprachwissenschaftler.

Sehen wir uns nun einmal jene Trias näher an, die man allgemein als die Häupter der deutschen Sprachwissenschaft ansieht — Sievers in Leipzig, Paul in München, Braune in Heidelberg. Daß Paul als umfassend productiver Arbeiter die Wissenschaft um eine Reihe glänzender Untersuchungen, eine Fülle von Anregungen bereichert hat, ist wohl ebenso fraglos, wie daß er durch Vielseitigkeit und Intensität seiner Denkarbeit alle seine Fachgenossen übertrifft. Seine Prinzipien der Sprachgeschichte zeigen ihn auf einem Gebiet, auf dem wir Philologen sonst überhaupt nicht antreffen. Er ist Psychologe und Sprachgelehrter, Textphilologe und Interpret. Und ich glaube nicht, daß jemand das Recht hat, von diesem fleißigsten und thätigsten unter den Germanisten nun noch große literarhistorische Thätigkeit zu fordern. Das Arbeitsmaß, das er mit seiner Facharbeit der würdigen Vertretung der deutschen Philologie productiv widmet, ist gewiß größer als das Arbeitsmaß, das manche Gegner der sprachwissenschaftlichen Richtung zusammen genommen ihren eigenen Veröffentlichungen zuwenden. Vergebens sucht die literarische Productivität von Paul und von Sievers unter den Gegnern dieser Richtung ihresgleichen. Sievers hat durch eine Reihe einschneidender Untersuchungen von grundlegender Bedeutung die Wissenschaft nach innen und nach außen gefestigt; ganze Gebiete hat er so gut wie ausgebaut. Die Fülle und Vielseitigkeit seiner Untersuchungen, Aufsätze, Ausgaben u. s. w. sind, ebenso wie die Feinsinnigkeit und Gründlichkeit von Braune, von den Gegnern der sprachlichen Richtung nicht erreicht. Sievers, Paul und Braune werden im Ausland als die eigentlichen Repräsentanten der deutschen Philologie geschätzt — bei uns warnt man jetzt vor dieser schöpferischen Richtung, sie gilt bei uns für überwunden.

Wer sind aber die Ueberwinder? Jene Schönbach und Schmidt, Creizenach und Baechtold, deren Leistungen die Arbeiten anderer auf einem Nachbargebiet als überflüssig erscheinen ließen? Jeder schöpferische Geist kann mit Bewunderung, ohne Neid auf andere blicken, die neben ihm ehrlich schaffen, deutsche Wissenschaft productiv fördern und das Ansehen der deutschen Philologie im In- und Ausland zu Ehren bringen. Nun sich Witmanns aus den Kreisen der Literaturforscher heraus zu den Grammatikern geschaart hat, sehen wir deutlich, daß die Literaturforscher überflüssige Kräfte haben, die dem Zauber der Sprachwissenschaft erliegen können. So dürfen wohl auch diese selben sprachlichen Zaubertänge den eigentlichen Sprachforscher fesseln, der ihnen bis in die verborgensten Schächte, aber auch auf die Höhen nationaler Culturentwicklung zu folgen trachtet.

Ist also das ganze Problem eine Frage der Arbeitstheilung, so fragen wir billig: wozu der Lärm? Wozu eine solche Beunruhigung weiter Kreise mit jenen Anklagen, als sei Lautstatistik, als seien Vocale und Consonanten der Inbegriff sprachwissenschaftlicher Arbeit!

Prof. Wunderlich ist überrascht, welchen Zwecken der Heliand, das Nibelungenlied oft im Katheder vortrag dienen muß, wie wenig nationaler Gehalt dabei entströmt. Wir sind darüber weniger überrascht. Der Wissenschaft ist jeder Chauvinismus fern, und jenen nationalen Gehalt verweisen wir lieber in die Reden der Kriegervereine, als in das Heliandcolleg oder dergleichen. Der Ernst wissenschaftlicher Gesinnung, der aus ernster wissenschaftlicher Arbeit erwächst, ist der Geist, der zu allen Zeiten den Stolz unsrer Katheder ausmachte, und dieser Geist ist ein nationales Erziehungsmittel, wie wir's in Deutschland immerdar finden mögen.

Aber, ruft man mir zu, die Jugend, die zu künftigen Lehrern herangebildet werden soll, die Jugend bedarf anderer Nahrung als der Grammatik, wenn ihr Geist so erstarken soll, daß er heranwachsende Geschlechter bilden kann. Selbst die größte Einseitigkeit der Sprachforscher zugegeben, ist

Digitized by Google

heute allerwärts für literaturgeschichtliche Vorlesungen gesorgt. Unsre Hochschulen tragen überall Sorge, daß die Studirenden Gelegenheit haben, alle wichtigeren Epochen unsrer Literaturentwicklung vorgeführt zu bekommen. Wo sich freiwillig Privatdocenten einzelner Zweige des Gesammtgebiets annehmen, ist strebsamen jüngeren Gelehrten eine schöne Gelegenheit gegeben, sich freier zu entfalten, bis Arbeiten und Glücksumstände ihnen den erwünschten und wünschenswerthen Ruf in der oder jener Form verschaffen. Wer sich die Mühe gibt, unsre Vorlesungsverzeichnisse durchzusehen, wird bald feststellen, daß unsre Studirenden heute überall Gelegenheit haben, sich eine gründliche literarische Durchbildung zu erwerben. Nirgends wird das heranwachsende Geschlecht zu jenem einseitigen grammatischen Betrieb angehalten, dem wir Sprachforscher unsern schlechten Ruf verdanken.

Wunderlich hat noch etwas anderes auf dem Herzen, er wünscht den Ausbau der neuhochdeutschen Grammatik, die allerdings noch sehr in den Anfängen steht. Wir Sprachforscher alle wünschen dasselbe. Gewiß, noch sind nicht alle Aufgaben gelöst, die unsrer Wissenschaft gebühren. Wir wollen es hier nicht weiter urgiren, daß die verschrieene Lautstatistik hiemit ein neues Gebiet erhält, daß die neuhochdeutsche Grammatik im geistigen Gehalt sich von der älteren Grammatik nicht unterscheiden wird. Aber daß die nun verpönte Sprachforschung der älteren Zeiten jeder Weiterarbeit einen festen, sicheren Unterbau gegeben hat, daß die neue Richtung nicht nur mit manchem falschen Dogma aufgeräumt, sondern auch sprachliches Leben überhaupt verstehen gelehrt hat, diese Thatsachen sollte sich jeder vorhalten, der unsrer Richtung einen Todesstoß versetzen möchte. Ohne den reinigenden Sturm der siebziger und achtziger Jahre ist auch eine zukünftige neuhochdeutsche Grammatik, ein zukünftiges deutsches Wörterbuch undenkbar. Aber wen trifft diese Schuld, daß die großen Aufgaben noch ungelöst sind? Etwa diejenigen, die in unermüdlicher Arbeit den Ausbau anderer Gebiete zuerst in Angriff genommen haben?

Das ist das Traurige bei manchen wissenschaftlichen Erscheinungen, daß kaum irgend wissenschaftliche Gebiete ernsthaft neu erschlossen werden, ohne daß sich nicht gleich strebsame Elemente finden, die sich desselben bemächtigen und dann gebärden wie der Clown im Circus, wenn er sich den Schein gibt, als ob er diese und jene Leistungen vollbracht habe. Sucht sich jeder unter den Jüngeren seine eigenen Wege in demselben Maß wie früher, so wird das Ideal vielseitiger Fachentfaltung für unsern Universitätsbetrieb erlangt werden. Dann wird die Jugend wie bisher, so auch fernerhin in dem Geist erzogen werden, der die deutsche Wissenschaft groß macht.

Mittheilungen und Nachrichten.

Dr. C. Bude. Die künstliche Fischzucht, nach dem neuesten Stande bearbeitet. Mit 2 Tafeln und 16 Textabbildungen nach Originalzeichnungen des Verfassers. (Magdeburg 1897. Creutz'sche Verlagsbuchhandlung.) — Seitdem im Jahre 1852 zu Hüningen (Elsaß) die erste Anstalt für künstliche Fischzucht gegründet wurde, erfreut sich dieser Zweig der praktischen Zoologie stets wachsender Beachtung, was daraus am klarsten ersichtlich wird, daß neuerdings an mehreren Hochschulen über diese Disciplin eigene Vorlesungen abgehalten werden. Viel mag dazu die Thatsache beigetragen haben, daß wiederholt verheerende Epidemien unter den Fischen auftraten, sowie daß in unsrer Zeit der Industrie durch die Abwässer der Fabriken, welche, in die Flüsse geleitet, das Wasser verunreinigen und vergiften, oft Tausende der besten Nutzfische zu Grunde gehen. Die wichtige Aufgabe, die so entvölkerten Gewässer mit neuer Brut zu besetzen, erfüllt die künstliche Aufzucht der Fische, bei der dieselben unter möglichst natürlichen Verhältnissen, aber ohne ihren zahlreichen Feinden aus dem Pflanzen- und Thierreich ausgesetzt zu sein, sich entwickeln können.

Wie Verfasser in der Vorrede betont, sollen seine Ausführungen die Besitzer von Teichen und Wasserläufen dazu veranlassen, der Nutznutzung ihrer Gewässer mehr Aufmerksamkeit zu schenken, was schon deshalb leicht möglich wäre, weil der Ertrag an Fischfleisch die aufgewandten Kosten meist weit mehr als deckt. Dieser Bestimmung des Buches, der Praxis zu dienen, entspricht auch die hiedurch bedingte Beschränkung des behandelten Stoffes, indem nur die Zucht der wichtigsten Nutzfische, diese aber in fast erschöpfender Darstellung, besprochen wird.

Neben dem Vorzug des kleinen Werkes, ohne allen unnöthigen Ballast nur das Wissenswerthe in klarer Darstellung zu bringen, ist aber noch ein für die praktische Brauchbarkeit außerordentlich wichtiger Punkt hervorzuheben: Verfasser unterstützt nämlich seine Ausführungen durch sehr lehrreiche Bilder, welche von dem Verlag aufs beste reproducirt sind; wie überhaupt die Ausstattung nichts zu wünschen übrig läßt.

Alles in allem verdient das Buch in den interessirten Kreisen ernste Beachtung und bildet eine werthvolle Bereicherung der über das behandelte Thema bereits vorhandenen Literatur. **Dr. Schuh.**

γσ. **Berlin.** In der Octobersitzung, der ersten im Studienjahr 1897/98, die der „**Verein für Volkskunde**“ (Folklore) (Vorsitzender Geh. Rath **Weinhold**) abhielt, sprach Hr. Zeichenlehrer **R. Mielke** über „**Volksthümliches aus den deutschen Wolga-Colonien**“. Die deutschen Ansiedelungen in Südrußland sind auf drei Gebiete vertheilt, bei Odessa, an den Nebenflüssen des Dnjepr und an der unteren Wolga. An der Wolga sind deutsche Ansiedelungen sowohl auf der Wiesenseite, wie auf der Bergseite vorhanden. Auf der Bergseite, die günstigeren Boden hat, finden wir neben Landwirthschaft auch etwas Industrie, während die Wiesenseite nur vom Weizenbau lebt. Katharine II. siedelte hier die deutschen Bauern zugleich als Grenzschutz gegen die Kirgisen an und die Namen deutscher Edelleute, wie Platen und Döhoff, spielen in diesen Kirgisenkämpfen eine bedeutende Rolle. Die befriedigende Entwicklung dieser deutschen Ansiedelungen, die Baron v. Harthausen nach um die Mitte unsres Jahrhunderts hier sah, ist längst durch die Hungersnöthe, namentlich des Jahres 1891, zerstört. Viele deutsche Ansiedler sind damals nach Amerika, zum Kaukasus, nach dem Orient und Südafrika ausgewandert, viele sind zu Grunde gegangen. Im Gouvernement Saratow stoßen wir auf verkommene deutsche Bauern und nur in der Nähe einer größeren Stadt finden sich bessere Wohnungen und Dörfer dieser Ansiedler. Wege, Bahnen und Schulen würden hier förderlich sein. Vor mehr als hundert Jahren ward diesen Ansiedlern das Land so zuertheilt, daß jedes Gemeinwesen ein bestimmtes Areal zugewiesen bekam. Jede Familie verfügte über etwa 50 Hektar; allein dieses Areal ward alle 3 bis 6 Jahre in bestimmte Flurtheile, je nach der Anzahl der Familienglieder, nach russischem Princip zerlegt, so daß schließlich 10- bis 15,000 Einwohner mit dem gleichen Areal auskommen mußten, wie die ersten an Zahl bedeutend geringeren Ansiedler; heute wird nur noch alle 12 Jahre getheilt. Es ist deutlich, daß diese Methode der Verarmung Vorschub leisten mußte. Die 100,000 Deutsche, die heute im Gouvernement Saratow leben, sind ihrer Confession nach Evangelische, Katholiken, Mennoniten und Herrnhuter. Die Anfänge der Colonisation im 18. Jahrhundert waren unendlich schwierig. Viele wollten die neue Heimath wieder verlassen, wurden indessen von Kirgisen daran gehindert, mit denen sie schwere Kämpfe zu bestehen hatten. Auch wurden viele mit Gewalt durch Kosaken im Lande zurückgehalten. In der Ueberlieferung finden sich noch Erinnerungen an diese Nöthe unsrer Landsleute; so erzählt man von einer „Nordviefel“, wohin die Deutschen gebracht und in großer Zahl niedergemetzelt worden; der „Kirgisenmichel“ ist ein tapferer Bursche, der sich bei dem Ueberfall der Ansiedlung bei Katharinenstadt tapfer wehrt, gefangen wird, unter den Kirgisen lange Zeit lebt, geschätzt wegen seiner Tapferkeit und Intelligenz, aber bei günstiger Gelegenheit zu seinen Stammesgenossen entkommt. Diese Erzählung ist im Volksmund dann noch mit episodenhaften Zügen ausgeschmückt, so daß ihm des Kirgisenhäuptlings Tochter selbst zur Flucht hilft und ihn bei den Deutschen seine Jugendgespielin zuerst wiedererkennt und mehr dergleichen. Als den Kirgisennoth vorüber war, ging die Colonisation der Deutschen noch in den sechziger Jahren nach Osten. Die Ansiedler stammen meist aus Süddeutschland, doch sind auch Sachsen und Hannoveraner, selbst Holländer unter ihnen anzutreffen. Ortsnamen wie Zürich, Zug, Schaffhausen,

Digitized by Google

Rosenburg, Schönborf kommen neben Namen wie Lindenau, Hansa vor. Der schwäbische Dialekt herrscht vor; die Mennoniten, die auch mit ihren Glaubensbrüdern in Preußen stets in Verbindung gestanden haben, sprechen platt. Die Anrede ist „du" und „er", nur die Lehrer und Pfarrer gebrauchen das „Sie". Den Mittelpunkt der Dörfer stellt die hölzerne Kirche mit Thürmen dar, die Dorfstraßen haben kein Pflaster, die Schulen sind für die Anzahl der Schüler viel zu klein. Die Dörfer selbst machen, mit Ausnahme der mehr östlich gelegenen Mennoniten-Ansiedelungen, keinen freundlichen Eindruck. Die Mennoniten haben das Land in einzelnen Parzellen von der Regierung gekauft, besitzen steinerne Häuser und vierbis fünfstöckige Speicher in ihren Wohnorten an der Wolga. Gasthäuser für Fremde sind nicht vorhanden, man ist auf die Gastfreundschaft der Einwohner angewiesen, die daheim entgegenkommend sind. Bier kennen sie nicht, Kwas, ein Getränk aus Gerste und Honig, vertritt dessen Stelle. Nur in Saratow ist Bier zu haben, dagegen sorgt die Regierung leider für den Betrieb des Branntweins. Die Bauart der Häuser ist meist nach russischem Vorbild ausgeführt, doch finden wir auch solche Häuser, die der Anlage nach, namentlich durch den „Ehren" genannten Flur, an deutsche Bauart erinnern, so namentlich bei den Mennoniten. Es wird hier allgemein ohne Tenne gedroschen. Ein schwerer Stein wird über die Halme geführt, auch sind in den Ansiedlungen auf der Bergseite die Dreschflegel unbekannt. Im Freien oder unter Zelten lebt oft während der Erntezeit ein großer Theil der Bevölkerung, bis das Korn eingebracht ist, dessen Transport zur Wolga oft mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. In ihrer Abgeschlossenheit haben sich unter diesen Bauern viele deutsche Sitten erhalten. Schützenfest, Kirmes, Weihnachtsfest, wo der „Belznickel" die Guben austheilt, ist ihnen bekannt. Die Hochzeitsgebräuche entsprechen vielfach denen unserer Bauern, auch der Glaube an Hexerei und Gespenster und böse Geister, die durch Klappern verscheucht werden, hat Analoga in dem Volksglauben Deutschlands. Rosenheim gilt als das dortige Schilda, von dessen Bewohnern schöne Stückchen in Umlauf sind. Das deutsche, namentlich das patriotische Lied ist auch an die Wolga gedrungen, wie überhaupt Deutschlands Erstarken diesen Versprengten unsres Volkes auch das Selbstgefühl gehoben hat. — Ueber einen anderen Vortrag, den in derselben Sitzung Prof. Dr. A. Heusler über die Siegfried-Sage hielt, werden wir in einer der nächsten Nummern berichten.

CH. In der Deutschen Colonialgesellschaft, Abtheilung Berlin-Charlottenburg, hielt Generalconsul Graf v. Hesse-Wartegg einen beachtenswerthen Vortrag über Korea, welches in den nächsten Jahren den Zankapfel zweier Nationen, nämlich Rußlands und Japans, werden würde. Für das Deutsche Reich wird Korea allerdings niemals irgend ein colonialpolitisches Interesse gewinnen; der Handel mit Korea kommt für uns nicht in Betracht, die Betheiligung am koreanischen Handel beschränkt sich auf Japan, Rußland und China. Unser Interesse für das Schicksal Korea's liegt in der Frage, wem die Halbinsel anheimfallen wird. Der Vortragende befürwortet in lebhafter Weise die Anwartschaft Rußlands, das durch seine sibirische Bahn eine schätzenswerthe Pionierarbeit zur wirthschaftspolitischen Annäherung an Ostasien nicht nur für sich selbst, sondern gleichzeitig auch für uns geschaffen hat. Trotz aller persönlichen Vorliebe dürfen wir aber in diesem Falle uns nicht als seine Protectoren aufspielen, da hier nur der materielle Nutzen in Betracht kommt, und wir solchen von Japan, dem von uns selbst großgezogenen gefährlichen Concurrenten, nicht mehr erwarten können. Dagegen kann das jungfräuliche Absatzgebiet China's uns für eine lange Zukunft eine unerschöpfliche Goldquelle werden, so daß wir uns von Herzen freuen sollten, wenn Korea in russische Hände übergeht und dadurch die Absatzgebiete des asiatischen Festlandes uns selbst näher gerückt werden. Mag die Chinese auch roher und ungeschliffener sein als der Japaner, ein guter Kerl ist er doch insofern, als er wenigstens von uns kauft, und wenn der Bau von Eisenbahnen in dem Riesenreiche in Fluß kommt, dürfen wir sicher sein, daß wir immense Materiallieferungen in Auftrag bekommen werden, wie die Chinesen ja jetzt bereits Eisenbahnschienen bei uns bestellt haben. Die Japanee dagegen entziehen uns ein Absatzgebiet nach dem andern; neuerdings liefern sie sogar schon Kanonen für die portugiesische Regierung. Demgegenüber sollten wir eine russische Einverleibung Korea's, das bei der jämmerlichen Mandarinenwirthschaft doch nicht auf eigenen Füßen stehen kann, in jeder Weise begünstigen. — Der weitaus größte Theil des Vortrags galt der Schilderung von Land und Leuten der erst seit 1884 für Europäer offenstehenden Halbinsel, die früher bereits culturell in hoher Blüthe stand, seit langer Zeit aber infolge des Abschlusses von jedem europäischen Einfluß und der verderblichen Wirthschaft der Mandarinen nun darniederliegt. Die Hauptstadt Söul ist nichts weiter als ein richtiges Conglomerat elender Lehmhütten. Der seltsame Costumzustand der Koreaner, mit ihren, für uns so merkwürdigen, theils komischen, theils Abscheu erregenden Sitten und Gebräuchen fand in den Ausführungen des Vortragenden eine anschauliche, ungemein fesselnde Darstellung. Der Vortrag schloß mit dem Wunsch einer würdigen Vertretung der deutschen Flotte in den ostasiatischen Gewässern.

* **Tübingen.** Der ordentliche Professor der Theologie (Neutestamentlichen Exegese und Dogmatik) an der Universität Berlin Dr. Schlatter, Vertreter der positiven Richtung, hat einen Ruf an die hiesige Hochschule erhalten.

* **Göttingen.** Der bisherige Privatdocent Dr. Theodor des Coudres ist zum außerordentlichen Professor der Physik an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Berlin.** Wie die „Berl. Wiss. Correspondenz" berichtet, hat der Kaiser dem Professor Dr. Adolf Erman, Director der ägyptischen Abtheilung der kgl. Museen, einen sehr namhaften Beitrag zur Herausgabe eines ägyptischen Wörterbuchs bewilligt. Das Werk soll im Auftrag der Akademie, deren Mitglied Professor Erman ist, zusammengestellt und in einem Zeitraum von zehn bis zwölf Jahren abgeschlossen werden. — Der Docent Dr. Otto Pufahl an der hiesigen Bergakademie ist zum etatsmäßigen Professor an derselben Anstalt ernannt worden. — In der hiesigen „Medicinischen Gesellschaft" führte Prof. Lassar kürzlich eine Sammlung von Wachsabdrücken vor, welche genetisch die Entstehung und Entwicklung der Lepra darstellen. Die Präparate sind in Leprahäusern Norwegens gefertigt und geben eine werthvolle Uebersicht über die jetzt im Vordergrund des Interesses stehende Krankheit; sie ermöglichen Studien, welche für den deutschen Arzt an lebenden Patienten schwer zu machen sind. Ferner zeigte Prof. Lassar mit dem Projectionsapparat Abbildungen von Leprapatienten verschiedener Staaten.

* **Prag.** Die hiesige Deutsche Universität hat von dem jüngst verstorbenen Hofrath Franz Ullrich den Betrag von 100,000 Gulden (etwa 170,000 Mark) zu einer Stiftung für bedürftige und würdige Hörer deutscher Nationalität vermacht bekommen. Das Verleihungsrecht dieser Stiftung soll dem Professorencollegium der deutschen Universität zustehen. Sollte die Karl Ferdinands-Universität in Prag aufgehoben oder die Zahl der Disciplinen mit deutscher Vortragssprache so herabgesetzt werden, daß die Karl Ferdinands-Universität aufhört, eine deutsche Universität zu sein, so soll das ganze Stiftungscapital der Universität Wien, unter denselben Bestimmungen hinsichtlich seiner Verwendung, zufallen.

* **Utrecht.** Die ersten Vorlesungen über Sociologie, die überhaupt an einer holländischen Universität gehalten werden, hat für dieses Wintersemester der Privatdocent Dr. S. R. Steinmetz an der hiesigen Hochschule angekündigt.

Neue Kataloge: Ricker, Gießen. 25. Antiquarischer Katalog. Medicin. 1897. — Joseph Baer u. Co., Frankfurt a. M. Auswahl seltener u. werthvoller Werke. Nr. 461: Holzschnittbücher, Incunabeln, Manuscripte. 1897. — P. Kende, Wien. Der Wiener Antiquarische Büchermarkt. Nr. 3: Geschichte u. Hülfswissenschaften. 1897. — Monthly Bulletin of Books added to the public library of the City of Boston. Vol. II. Nr. 9, September 1897. — Theodor Ackermann, München. Antiquariatskatalog. Nr. 438: Deutsche Belletristik. 1897. — P. Kende's Kunstantiquariat, Wien. Katalog Nr. 27: Berühmte Persönlichkeiten der österreichischen Kronländer. Adelspartraits, Autographen, historische Urkunden; Nr. 28: Deutsche berühmte Persönlichkeiten. Adel, Kunst, Wissenschaft, Theater, Handel, Gewerbe. 1897. — Karl W. Hiersemann, Leipzig. Lagerkatalog 193: Kirchenarchitektur, Wandmalerei u. Glasmalerei. 1897. — Bibliotheca Hassiaca: Repertorium der landeskundlichen Literatur für den preuß. Regierungsbezirk Kassel. Hggb. v. Dr. Karl Ackermann. Kassel 1897. — Dr. Paul Hermann u. Adolf Guthier, Dresden. Verzeichniß zum Museum der antiken Skulptur in Originalphotographien. 1897. — Duncker u. Humblot, Leipzig. Verlagsverzeichniß zur Literatur der Staats- u. Socialwissenschaften der letzten 25 Jahre. 1897. — Breitkopf u. Härtel, Leipzig. Clavierbibliothek. Verzeichniß der Clavierwerke zu zwei Händen nach Gruppen geordnet. 1897.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 2. November. Nummer 247.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Kirchenpolitische Briefe. XXIX. Von Spectator. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kirchenpolitische Briefe.[1]

XXIX.

„Welch' eine bunte Gemeinde
An Gottes Tisch sitzen Freund' und Feinde."
Goethe, Westöstl. Divan.

Paris, 20. Oct. Noch einmal die „christliche Demokratie". Sie ist uns so sehr ans Herz gewachsen, daß wir ihr unbedingt noch einen Brief widmen müssen, ehe wir dies Seine-Babylon verlassen: wir versprechen feierlich, sie dann auf längere Zeit in Ruhe zu lassen et de la faire cuire dans son propre jus.

In unserm Septemberbrief haben wir uns mit der von dem Dominicaner P. Maumus verfaßten Apologie des Bundes der Kirche mit der Demokratie beschäftigt und uns redlich bemüht, aufzuweisen, was an dem Buche unsrer Ansicht nach brauchbar ist und was nicht; heute wollen wir zunächst bei der Antwort verweilen, welche der Herzog von Broglie dem P. Maumus gegeben, und in welcher wir sozusagen das halbamtliche Plaidoyer der conservativ-monarchischen Partei Frankreichs zu sehen haben.

Wir haben schon in unserm letzten Briefe den Gedankengang dargelegt, welchen der Aufsatz des Herzogs in der Revue des deux Mondes (t. CXLI, 283 f.) im allgemeinen verfolgt. Der Herzog von Broglie ist, wie man sagen kann, der letzte Rest jener ehrenhaften und vielgeschmähten „liberalen Katholiken", welche zwischen 1830 und 1870 den Kampf für die Freiheit der Kirche führten, nicht identisch, aber vielfach zusammengehend mit den damaligen Führern des constitutionellen Royalismus, den Berryer, Laurentie, Poujoulat und Pontmartin. Das Aussterben der Bourbonen und der Uebergang der königlichen Ansprüche an das Haus Orléans hat die Unterschiede verwischt, welche die Letztgenannten als Legitimisten von den orleanistischen Parteigängern trennten; die Orleanisten von ehedem sind heute Legitimisten, und die ehemaligen Legitimisten strengster Observanz haben sich genöthigt gesehen, sehr viel Wasser in ihren Wein zu gießen und die Starrheit ihrer Prinzipien zugunsten dessen, was heute überhaupt „möglich" ist, gewaltig zu mildern. Das Häuflein alter Marquis', welche sich als „les Blancs d'Espagne" zu den Fahnen des Don Carlos halten, kommt höchstens als Curiosität in Betracht. Und da hat sich nun das Merkwürdige zugetragen, daß diese einstmaligen „liberalen Katholiken", welche der Ultramontanismus unter Napoleon III. wegen ihres Liberalismus als Ketzer oder „halbe Katholiken" verschrie und mit allen Mitteln der Lüge und Verleumdung bekämpfte, heute von denselben Leuten im „Univers" und gleichgesinnten Organen als Réfractäre und schlechte Katholiken denuncirt werden, weil ihr Liberalismus nicht so weit geht, um die Berechtigung der Herrschaft des vierten Standes anzuerkennen und Frankreich mitsammt der französischen Kirche der Demokratie freiwillig auszuliefern. Diese Wendung der Dinge stellt jedenfalls ein weltgeschichtliches Curiosum ersten Ranges dar. Aber die Welt ist einmal rund und muß sich drehen, und der Ultramontanismus hat in dem richtigen Gefühle, daß seine Tage in einer Zeit hochstehender Cultur, wenn auch nicht sogleich, so doch bald gezählt sein dürften (wenigstens in Mitteleuropa!), so total die Besinnung verloren, daß seine Leute nicht mehr auf den Füßen zu gehen wissen; sie gehen daher auf dem Kopfe.

Der ehemalige Ministerpräsident Mac Mahons kann Montalemberts Motto „qualis ab incepto" auch für sich beanspruchen. Seit er, vor 40 Jahren, als Schriftsteller und Politiker hervorgetreten, ist er sich in seinen Ansichten durchaus treu geblieben. Er hat zu keiner Zeit einen Verrath an seinen Prinzipien begangen und er hat in einer Epoche, welche so viel menschliche Schwäche und so bedenkliche Niederlagen gesehen hat, niemals einen den Menschen oder den Staatsmann entehrenden Compromiß geschlossen. Beliebt ist er nie gewesen. Dem Urenkel Neckers und dem Enkel der Frau v. Staël ist jene Souplesse versagt, welche ihn zu einem populären Staatsmann hätte machen können. Männer, welche zeitlebens in der Minorität gestanden und zeitlebens Majoritäten bekämpften, deren Erfolg durchaus nicht ihren guten, sondern ihren schlechten Eigenschaften zu danken war, werden leicht von einer Stimmung der Verachtung von Menschen und Dingen erfaßt, die zum bleibenden Klima ihrer Seele wird. Der Herzog von Broglie ist vielleicht in dieser Lage. Ein Zug der Bitterkeit liegt auf seinen stolzen Lippen und auf dem, was er spricht und schreibt. In Paris sagt man: „qu'est ce que fait le duc de Broglie quand il ne fait rien?" Die Antwort lautet: „il dédaigne". Der Spectator kann dem französischen Staatsmann das in seinen „heures perdues" lebhaft nachfühlen.

Soviel für heute an die Adresse unsrer Gegner. Kehren wir zu dem zurück, was der Herzog dem Mönch geantwortet hat. Wir werden sehen, daß die Rollen ein wenig herumgedreht sind, etwa so, wie damals, als Lacordaire seine Antrittsrede in der französischen Akademie hielt und ihm Guizot antwortete. Man sagte da in den Tuilerien: der Mönch hat wie ein protestantischer Politiker und der protestantische Staatsmann wie ein Mönch gesprochen. Heute kann man sagen, der Mönch spricht als politischer Opportunist und der ehemalige Minister wie ein inflexibler Theologe.

Der Herzog von Broglie ist also der Ansicht, daß das „Ralliement" keinen Erfolg aufzuweisen hat. Erstens, sagt er, hat die Regierung keine der gegen die Kirche sich richtenden restrictiven und vexatorischen Maßnahmen aufgegeben, welche

[1] Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 221 vom 1. October d. J. — Um der besonders lebhaften Nachfrage zu genügen, hat sich der Verlag der Allgemeinen Zeitung zur Herstellung einer größeren Auflage der die Spectatorbriefe enthaltenden Nummern entschlossen und zugleich den Preis für jede dieser Nummern im Einzelverkauf auf eine Mark festgesetzt. D. Red.

sie von ihren Vorgängern geerbt hat; sie hat im Gegentheil diese Maßnahmen häufiger und strenger angewendet, als wir es seit langer Zeit gewöhnt waren. Alte Parlamentsacte, Decrete des bonplaisir royal oder des napoleonischen Despotismus — alles das sind ihr Muster, um ebenso willkürliche als gesetzwidrige Verfügungen zu treffen. Insbesondere finden die organischen Artikel reichliche Anwendung. Die Julimonarchie hat selbst in der ärgsten Hitze des Kampfes um die Unterrichtsfreiheit nur drei- oder viermal bischöfliche Hirtenbriefe dem Staatsrath zu weiterer Veranlassung übergeben; das Kaiserreich hat, aus Anlaß seiner italienischen Politik, nur einmal sich dieser Waffe (gegen Mfgr. Pie) bedient. Sie war so außer Gebrauch gekommen, daß, erzählt der Herzog, er und der Herzog Decazes während ihres Ministeriums es ablehnten, auf sie zu recurriren, als Bismarck einmal dieses Ansinnen an die französische Regierung stellte, um von derselben ein Desaveu gewisser bischöflicher Erlasse zu erzielen. „Nous opposâmes une résistance absolue à ses sommations menaçantes.“[1]) Die heutige Verwaltung dagegen legt in ihrem Cultusministerium eine ganz besondere Neigung zu derartigen Pönalitäten an den Tag. Sie geht weiter, indem sie zweitens den § 4 der organischen Artikel, welcher den Bischöfen verbietet (ohne Genehmigung der Regierung) berathende Versammlungen, Concilien u. s. f. abzuhalten, auch auf einfache festliche Versammlungen anwendet, wo z. B. Bischöfe zusammenkommen, um das vierzehnte Centennar der Einführung des Christenthums in Frankreich zu feiern (wie im vorigen Jahre zu Reims). Ferner: kein Mensch hätte heutzutage noch für möglich gehalten, daß man einer Erlaubniß des Präfecten bedürfe, um für sich oder seine Familie und seine Freunde in seinem Hause ein Privatoratorium einzurichten. Es ereignete sich aber, daß die Polizei sich einmischte und manu militari, selbst mit Blutvergießen, arme Arbeiterinnen hinderte, in einer ihrem Atelier anneren Capelle sich zum Gebet zu versammeln. (!)

Noch schlimmer steht es drittens mit dem Vereinsrecht. Noch immer schwebt das Damoklesschwert des Artikels 13 des Code pénal über den geistlichen Associationen. So oft man auch die Abschaffung desselben versprochen hat, stets wurde sie hintangehalten und nur für die Arbeitersyndikate wurde eine Ausnahme gemacht. Statt hier den Bedürfnissen entgegenzukommen, hat die Republik im Gegentheil den ganzen Apparat veralteter Ordonnanzen aufgewärmt, um, mit viel Lärm und zu geringer Befriedigung der Nation, den geistlichen Genossenschaften den Lebensfaden möglichst abzuschneiden. Einige derselben sind (nach dem Gesetz Ferry) zurückgekehrt, unter der Bedingung, daß man nicht von ihnen spreche. Aber sie sind fortwährend in ihrer Existenz bedroht.

Viertens: man schlägt andere geistliche Genossenschaften nicht gleich todt, aber man macht ihnen das Leben so schwer als möglich: daher das so geistreich ausgedachte neue Besteuerungssystem, die Schwierigkeiten, welche denjenigen entgegentreten, welche ihr Geld, statt es zu verprassen, lieber zu guten Zwecken hergeben, endlich all die veralteten Maßnahmen, welche man aus lächerlicher Angst vor der todten Hand glaubt nehmen zu müssen.

Fünftens: die Unterrichtsfreiheit besteht zwar noch, aber sie ist ernstlich bedroht durch den Ausschluß der kirchlichen Vertretung in den Conseils des öffentlichen Unterrichts und der hinsichtlich der Vorprüfungen beabsichtigten Neuerungen. Der Elementarunterricht schließt in den zahlreichen armen Gemeinden, welche nicht imstande sind, eine „freie Schule“ neben der Staatsschule, beziehungsweise Gemeindeschule zu gründen, jeglichen Religionsunterricht aus. Von dem officiellen (Staatsunterricht) ist jeder, der das geistliche oder Ordenskleid trägt, ausgeschlossen, wie ebenso von allen anderen staatlichen Functionen.[1])

Um so peinlicher muß, fährt der Herzog fort, angesichts dieser Zurücksetzungen der Umstand berühren, daß, sechstens, die Candidaten des Priesterthums zum Militärdienst herangezogen werden, von welchem sie seit dem ersten Kaiserreiche doch frei geblieben waren; man hindert sie so, sich ihrem Berufe in geeigneter Weise hinzugeben, und zwingt sie, sich einer Beschäftigung zu widmen, welche ihr Gewissen verletzt.[2]) „C'est une manière comme une autre et tout à fait originale de faire compensation.“ „Was soll man aber,“ fährt der Kritiker fort, „erst von der dem heutigen Regime ganz persönlich angehörenden Erfindung sagen, der willkürlichen Unterdrückung der durch das Concordat stipulirten und jedes Jahr bei der Abstimmung über das Budget gesetzlich festgelegten Indemnität?“ Mit dieser siebenten Klage meint der Herzog die von den republicanischen Ministern und gerade dem jetzt am Ruder befindlichen Ministerium so oft und willkürlich verfügte Entziehung oder Sistirung des den Bischöfen und Pfarrern concordatsmäßig zugesicherten Staatsgehaltes. Bekanntlich hat sich die französische Regierung in dem Concordat von 1801, nachdem der Papst auf die eingezogenen Kirchengüter Verzicht geleistet (Art. 13), zur Zahlung eines „Traitement convenable“ an die Bischöfe, Pfarrer und Pfarreien verstanden (Art. 14). Aus den Verhandlungen, welche dem Concordat vorausgingen, ergibt sich, daß dieses Staatsgehalt als Aequivalent für eine Dotation der Kirche in Liegenschaften, welche für spätere Zeit in Aussicht genommen war, anzusehen ist. Daraufhin haben z. B. während des Culturkampfes in Preußen mehrere Pfarrer oder Pfarrgemeinden die Entziehung des Staatsgehaltes auf dem Wege der gerichtlichen Verhandlung angefochten und unsres Wissens auch seitens der rheinischen Gerichtshöfe Recht erhalten. Andrerseits stützt sich die französische Regierung offenbar darauf, daß die Motive des Gesetzes nicht unter das Gesetz fallen und daß der Art. 13 und 14 des Concordats von keiner beabsichtigten und der Regierung als Auflage zuerkannten Dotirung, sondern nur von einem Gehalt sprechen, dessen Höhe zu bestimmen selbst der Regierung überlassen bleibt (Art. 14): „le gouvernement assurera un traitement convenable aux évêques et aux curés dont les diocèses et les paroisses seront compris dans la circonscription nouvelle“. Juristisch dürfte die Frage nicht leicht zu entscheiden sein; practice loquendo muß man dem Herzog von Broglie zugeben, daß es ein schwerer Mißstand ist, wenn solche Gehaltsentziehungen ganz willkürlich, oft auf die bloße Denunciation eines einem

---

[1]) Diese Mittheilung bringt einen Vorgang zur Kenntniß, der unsres Wissens bisher unbekannt war. Wir haben offen gestanden einigen Zweifel an den „drohenden Sommationen“, die Fürst Bismarck nach Paris gesandt haben soll. Sollte es sich nicht einfach um einen „freundschaftlichen“ diplomatischen Austausch gehandelt haben, den der Reichskanzler etwa mit dem Botschafter gehabt hätte? Ein solcher wäre sogar ganz im Interesse der französischen Regierung gewesen.

[1]) Hier dürften die Recriminationen des Hrn. de Broglie zu weit gehen. Bekanntlich ist z. B. ein ausgezeichneter Gelehrter aus dem Klerus, Abbé Duchesne, Professor an der staatlichen École des hautes Études und zugleich gegenwärtig Director der französischen archäologischen Schule zu Rom.

[2]) Auch hier dürfte der Duc de Broglie zu weit gehen. Die Ableistung der allgemeinen Dienstpflicht seitens der Candidaten der Theologie schließt an sich gar nichts in sich, was dem Gewissen des Theologen widerspräche. Wohl aber sprechen sehr viele und gute Gründe dafür, daß die künftigen Priester dieser Verpflichtung enthoben bleiben und man kann der preußischen Regierung und Sr. Majestät dem Kaiser nur aufrichtig dankbar dafür sein, daß die Theologen jetzt wieder wie vor dem Culturkampf von dieser schwer lastenden Verpflichtung thatsächlich befreit sind. Einen Dank dafür haben freilich weder die kgl. Regierung, noch diejenigen, welche die Befreiung der Kleriker vom Militärdienst Allerhöchsten Ortes befürwortet und erreicht haben, von seiten der ultramontanen Parteileitung je erlebt.

armen Pfarrer feindlich gesinnten Maires oder Wirthshausredners der betreffenden Gemeinde hin, erfolgen. Bezeichnend ist, daß der wegen angeblicher Begünstigung der klerikalen Neigungen des Cabinets Méline (!) neulich angegriffene Justizminister zu seiner Vertheidigung anführte, wie vielen Geistlichen er seit seinem Eintritt ins Amt das Traitement entzogen habe.

Der Herzog von Broglie schließt seine Ausführung mit der Erklärung, die Kirche sei im heutigen Frankreich der Gegenstand einer durch nichts gerechtfertigten Feindseligkeit, ja sie befinde sich heute in einer prekäreren, gedemüthigteren Lage, als zu Anfang dieser ganzen langen Periode („elle se retrouve dans un état plus précaire, plus asservi qu'en début de cette longue période"). Man habe sich kirchlicherseits eine christliche Republik vorgestellt, welche die Forderungen der Kirche respectire und allmählich erfülle; aber die Republik, welche man in Frankreich kenne, sei etwas ganz anderes. Diese geträumte christliche Republik existire eben nur in der Phantasie und sei nirgend greifbar („la républiqus chrétienne est une abstraction, ce qu'on appelle en philosophie un être de raison; son image est pâle et fuit devant les régards"). Und am Schlusse beklagt er, daß die Bischöfe den Repräsentanten dieser Republik gegenüber es an Unterwürfigkeit und Schmeichelei nicht fehlen lassen; es sei gänzlich überflüssig „de confondre la déférence due à l'étiquette avec l'oubli de l'indépendance épiscopale".

Die „Libre Parole" citirte jüngst, im Zusammenhang mit den Vorgängen in Avignon, das furchtbare Wort Lacordaire's:

„D'accord en un seul point, les évêques nouveaux plieront leur clergé à une soumission tremblante devant les caprices les plus insensés d'un ministre ou d'un préfet, et dans cette Babel, la langue de la servilité est la seule qui ne variera jamais."

„Un reste de pudeur s'effacera plus tard de leurs sets, et l'ambition conclura sous terre des marchés horribles."...

Man mag finden, daß die Anrufung solcher Worte als einer nunmehr sich erfüllenden Prophezeiung zu weit gehe und der schwierigen Lage der Bischöfe zu wenig Rechenschaft trage; aber das Requisitorium des Herzogs von Broglie gegen die Republik verliert darum in nichts seine Bedeutung. Es sollte von allen denen einmal ernstlich in Betracht gezogen und gewürdigt werden, welche bei uns in Deutschland durch die zunehmende Demokratisirung des Klerus und des katholischen Volkes die Grundlagen der Monarchie erschüttern, indem sie beide, Geistlichkeit und Volk, mit dem Vorgeben bethören, was die Monarchie der Kirche an „Freiheiten und Rechten" vorenthalte, werde die Volksherrschaft mit vollen Händen der Kirche entgegentragen. Und ebenso wie diese gewissenlosen Volksverführer, mit denen wir es namentlich in Süddeutschland zu thun haben, hätten die thörichten Politiker dies Thema einmal zu meditiren, welche von der „christlichen Republik" Frankreichs die Herstellung des Kirchenstaats oder wenigstens die Zertrümmerung des italienischen Königreichs erhoffen. Der Fisch, auf den sie hoffen, wird in ihrer Hand sich als ein bösartiger Skorpion entpuppen.

Das „Ralliement" ist in dem neulich besprochenen „Communiqué" des „Osservatore Romano" wieder empfohlen worden mit dem Beifügen, die schlechten Gesetze der Republik sollten durch den Einfluß der Katholiken allmählich abgetragen und beseitigt werden. Das „Ralliement" ist nun schon fünf Jahre alt, aber von der „Abtragung" der gottlosen Gesetze hat man noch nichts gehört. Die „Italie", ein Blatt, das bekanntlich dem gegenwärtigen italienischen Ministerium nahe steht und auch Beziehungen zu Personen unterhält, die ihre petites entrées im Vatican haben, läßt sich dazu sogar folgendermaßen vernehmen (21. Juni): „Der Papst empfiehlt zwar sehr, an der Verbesserung der ‚schlechten Gesetze' zu arbeiten; aber so oft die Katholiken, Laien, Priester oder Bischöfe in diesem Sinn einen Feldzug unternehmen wollten, erhielten sie von Rom Ordre, davon abzulassen. Man kann mehrere Bischöfe nennen, welche so kühn waren, eine Revision solcher Gesetze zu verlangen, z. B. desjenigen, welches die militärische Dienstpflicht der Geistlichen betrifft: ein Monitum der Nunciatur und des Staatssecretariates hat sie sofort zur Ordnung zurückgerufen. Und wenn, den strikten Instructionen des „Communiqué" des „Osservatore" entsprechend, jetzt im Schoß der katholischen Partei in Frankreich eine allgemeine Schilderhebung gegen die antiklerikalen Gesetze der Republik stattfände, so ist tausend gegen eins zu wetten, daß Rom gleich die Einstellung der Feindseligkeiten anordnen würde. Mögen die französischen Katholiken einmal den Versuch machen, um sich davon zu überzeugen. Freilich, aller Wahrscheinlichkeit nach werden sie einen solchen Versuch gar nicht unternehmen, denn die römische Politik der letzten Jahre hat in ihnen jeden Elan getödtet, jede Initiative aufgehoben und die Streitkräfte der französischen Katholiken vollständig desorganisirt."

Das ist bitter, aber wahr. Wie denn überhaupt vielleicht kein Symptom in der heutigen Kirche bedenklicher und schmerzlicher ist, als die infolge der ganzen uns auferlegten Situation überall hervortretende Untust aller einigermaßen selbständigen und begabteren Elemente, sich an den großen Aufgaben der Kirche persönlich zu betheiligen. Man weiß und bekommt es jeden Tag zu fühlen, daß das an bestimmten Stellen gegebene Mot d'ordre die großen Massen der Abstimmenden zu seiner Verfügung hat, und daß es ganz zwecklos ist, die Erfahrungen eines langen Lebens und die Beobachtungen eines die Dinge ehrlich und aufrichtig prüfenden Geistes dieser Hochfluth entgegenzustellen. Wie manche der Besten haben wir gekannt, die, von der brutalen Macht dieser Fluth einmal auf die Seite geworfen, an maßgebender Stelle mißkannt und überhört, für den Rest ihres Lebens ihr Haupt senkten, die Arme kreuzten und ihren Mund nicht mehr öffneten. Man muß mit dem Leben völlig abgerechnet haben, oder von einem großen Gefühl der Verpflichtung getrieben sein, um es nicht ebenso zu machen.

Mehr und mehr tritt in der französischen Kirche eine andere bedenkliche Folge der ihr aufgenöthigten Lage ein: das ist die zunehmende Uneinigkeit, der immer weiterklaffende Zwist in ihrem eigenen Schoß. Die schon oben berührten Vorfälle in Avignon warfen neulich wieder ein grelles Licht auf diese Zustände. Der Stadtrath von Valréas hatte eine von den Religieuses du Saint-Sacrement geleitete Schule lassirt und der Erzbischof von Avignon soll das Vorgehen durch sein Verhalten begünstigt haben, so daß das katholische Comité für Gründung einer freien Schule sich auflöste und Msgr. Sueur ein Schreiben zugehen ließ, in welchem nude crude dem Erzbischof zu verstehen gegeben wird, daß er unter einer Decke mit den Freimaurern stecke, um die Katholiken mit Ruthen zu schlagen. Es war bei diesem Anlaß, daß die Worte Lacordaire's, welcher die Servilität der napoleonischen Aera vor Augen hatte, citirt und auf den Erzbischof der alten Papststadt angewandt wurden — wenn man dem „Univers" vom 28. Sept. glauben darf, ganz ohne Verschulden dieses Prälaten. Aber es ist derselbe Bischof, der bei der letzten Reise des Präsidenten der Republik Hrn. Faure mit dem Titel „Augustus" beehrte, und er hat nun die Kosten dieser geschmackvollen Apotheose zu tragen. Es ist dem Fernstehenden schwer sagen, wo hier Recht und Unrecht liegt, aber sehr leicht zu begreifen, daß sich hier ein tiefer Riß

Digitized by Google

in der Tunica Christi inconsutilis aufthut. Ob es den „Missi dominici“, welche neulich aus Rom nach Frankreich gesandt wurden (s. Allg. Ztg. Nr. 269, II), gelingen wird, diesen Riß zu vernähen steht dahin; daß sich die der Regierung nahestehenden Bischöfe daran begeben haben, dies Geschäft zu besorgen, geht aus den Apostrophen hervor, welche kürzlich am selben Tage der Erzbischof Servonnet von Bourges und der Bischof Enart von Cahors an die Minister Boucher und Billot richteten, und in welchen wörtlich „l'esprit de justice et de concorde qui anime le gouvernement républicain“ gerühmt wurde. Die Uebereinstimmung dieser Worte läßt die „Gazette de France“ (5. Oct.) vermuthen, daß beide Prälaten nach der Anweisung der Missi dominici handelten und sich der von ihnen aus Rom mitgebrachten Formel bedienten. Das hindert die alte „Gazette“ nicht, darauf hinzuweisen, daß am nämlichen Tage Herr Barthou sich in seiner Bayonner Rede als den getreuen Fortsetzer der kirchenfeindlichen Politik Jules Ferry's ausspielte und zu erklären, daß in diesen allerdings höchst bemerkenswerthen Vorgängen der Accord des Ralliement und der freimaurerischen, die Kirche verfolgenden Republik proclamirt sei.

Die „christliche Demokratie“ hat unterdessen einige Erfolge zu verzeichnen, von denen sie hinreichenden Lärm macht. Wie bekannt, war die Wahl des Abbé Gayraud von der Kammer annullirt worden; seither ist er von neuem zum Deputirten von Brest gewählt worden. Daß er auf seine Affichen das Wort „Candidat du Pape“ gesetzt habe, wie „Figaro“ und „Autorité“ gemeldet, hat er selbst („Univers“ 23. Juni) dementirt. Der „Univers“ fügt hinzu, der hl. Stuhl sei nicht in die Lage gekommen, sich über die Candidatur des Hrn. Gayraud auszusprechen (was auch ganz unnöthig war); „le Saint Siège préfère certainement des catholiques avant tout aux réfractaires, mais il n'a pas de candidats“. Nimmt man diese Note beim Wort, so sind sowohl der vom hl. Stuht recusirte Bischof de Cabrières, als der Graf de Blois keine echten Katholiken mehr und sie rangiren als Refractäre so ungefähr auf der Linie der halben Katholiken wie Montalembert und seine Freunde. Hr. Gayraud dagegen ist Kathotik „avant tout“, obgleich seine Persönlichkeit laut des Zeugnisses seiner früheren Oberen nicht einwandfrei ist und noch kürzlich Jules Delahaye den Abgeordneten von Brest ganz offen eines unsittlichen Lebenswandels anklagte und seltsame Mittheilungen über die Unzufriedenheit des Cardinals von Paris betreffs dieses Gegenstandes machte. Diese Nachrichten blieben unwiderlegt. Der „Osservatore Romano“ drückte in seiner Nr. vom 11. Sept. (also nach der Publication Delahaye's) noch seine hohe Befriedigung über Gayraud und dessen Wiederwahl aus; die „Gazette de France“ aber (10. Sept.) reproducirte die Anklagen Delahaye's mit der Bemerkung: „il ne se faut pas faire illusion; l'abbé Gayraud n'est malheureusement pas une exception. Il est bien le représentant du nouveau Parti qui a surgi dans l'Église. Il s'en dit l'avant-garde, et affirme hautement la prétention de la diriger dans les voies nouvelles. L'abbé Gayrand est Légion.“ Und Abbé Gayraud sitzt auf dem Stuhl, den einst Dupanloup und d'Hulst geziert haben. Wir haben diese beiden Männer von langen Jahren her gekannt, verehrt und geliebt. Wir haben mit ihnen oft und vertraut über die höchsten und ernstesten Interessen der Kirche verhandelt, mit einander geeint durch dieselbe hinreißende Liebe „pour la sainte cause que nous aimions“, wie sich der Bischof von Orléans ausdrückte. Nie hätten wir uns träumen lassen, daß dies katholische Frankreich, das uns zur zweiten Heimath geworden war, für den Deputirtensitz, von dem aus die Interessen der Kirche gewissermaßen officiell zu vertheidigen sind, an ihrer Stelle keinen bessern Mann zu finden wußte oder zu finden wagte, als diesen dunkeln Ehrenmann, der das Kleid des hl. Dominicus für die Fleischtöpfe der Demokratie dahingegeben hat.

Einen anderen Succeß hat das Leiborgan der Partei, der „Univers“, am 11. Sept. unter der Ueberschrift „La démocratie chrétienne à Rome“ bekannt gegeben. Unsre Leser werden aus den Zeitungen wissen, daß Se. Heiligkeit den Arbeiterpilgerzug empfangen hat, welchen Hr. Harmel nach Rom geführt hat. Der „Univers“ muß zwar zugestehen, daß der Papst in seiner Anrede an diese Arbeiter das Wort „Démocratie“ nicht ausgesprochen habe; aber er weiß von einigen Cardinälen und anderen Prälaten zu erzählen, daß sie die „Démocratie chrétienne“ als die echte, rechte Ausführung der Encyklica „Rerum novarum“ erklärten, und daß sie von allen Seiten darüber beruhigt wurden, daß sie auf dem richtigen Wege seien. In Wirklichkeit hat der hl. Vater diesen Pilgern, welche er in der That in der gnädigsten und liebevollsten Weise aufnahm, sehr gute Winke und beherzigenswerthe Lehren mit auf den Weg gegeben. Die päpstliche Anrede, welche ein erfreuliches Bild von der geistigen Frische des hl. Vaters bietet, ist in Nr. 180 des „Osservatore Romano“ abgedruckt. Man begegnet darin der Mahnung, daß die Arbeiter in den Gebolen der Billigkeit und Gerechtigkeit eine solide und beharrliche Grundlage für Erhaltung der Einigkeit und des Friedens in ihrem Verhältnisse zu den Arbeitgebern zu sehen haben. Die bei diesem Empfang anwesenden Priester, also die Freunde der Arbeiter, wurden ausdrücklich darauf hingewiesen, ihre Mission „sous la sage direction de l'Épiscopat“ fortzusetzen. Man muß schwer von Begriff sein, um in dieser päpstlichen Rede etwas anderes als eine in der liebenswürdigsten Form gehaltene Zurechtweisung der von den „christlichen Demokraten“ und insbesondere von den „Abbés démocrates“ begangenen Ausschreitungen zu erblicken. Das Mißvergnügen, welches der bessere, conservativere Theil des französischen Episkopats angesichts der vorigjährigen Versammlungen der demokratischen Abbés in Reims und Lyon empfinden mußte, klingt in dieser Ansprache Leo's XIII. sehr erkennbar durch. Auch andere Symptome deuten darauf hin, daß man ein Haar in der angerichteten Suppe finde. In Freiburg in der Schweiz hat der Bischof von Nancy, Msgr. Turinaz, den Ausdruck „christliche Demokratie“ als ganz verfehlt bekämpft, und die „Köln. Volkszeitung“ brachte in Nr. 614 einen sehr verständigen Artikel „über Verwirrung der Begriffe“, in welchem sie die vom „Univers“ gepredigte Identität der „christlichen Demokratie“ mit der von Christo gelehrten und von der Kirche durchgeführten Brüderlichkeit von der Hand weist.

Dasselbe rheinische Organ, mit dem wir leider uns nicht immer in Uebereinstimmung finden, mit dem wir uns im übrigen hinsichtlich sehr vieler Fragen einig wissen oder gerne glauben, uns leicht einigen zu können, hat in den letzten Monaten auch nicht umhin gekonnt, hier und da den anormalen Geistes- und Gemüthszustand zu besprechen, dem ein guter Theil der Franzosen und auch insonderheit der französischen Katholiken anheimgefallen ist. Daß unsre westlichen Nachbarn vermöge ihres keltischen Temperaments und ihrer exquisitiven Nervosität stets zur Exaltation geneigt haben, ist sattsam bekannt, und schon vor Jahrhunderten sagten die Italiener: für die Franzosen gibt es nur Himmel und Hölle, einen Mittelzustand kennen sie nicht. Das Jahr 1870 hat, was nicht zu verwundern ist, die ganze Nation gewissermaßen mit einem chronischen Nervenleiden behaftet. Die Geschichte der europäischen Politik weiß davon zu erzählen. Aber auch in den Annalen der französischen Kirchengeschichte sind seit 1870

manche Epiſaden eingetragen, die der Pſychiater jedenfalls nur unter die Kategarie abnormer Seelenzuſtände, ſtellenweiſe zweifelloſer Narrheit unterbringen wird. Der letzteren Kategarie gehören ſicher die „Vayantes de Loigny“ an. In Loigny bei Chartres gründete vor etlichen Jahren Mathilde Marchant ein Kloſter „des Épouses du sacré-Coeur de Jésus Pénitent“, wazu ſie ſich vam Herzen Jeſu und der Madonna non Lourdes aufgefardert wußte. Die Mutter, jetzt Mère Marie Geneviève und ihre Genoſſinnen hatten bald Offenbarungen, welche die Nonnen in den „Annales de Laigny“ veröffentlichten; die merkwürdigſte unter dieſen Bekanntmachungen betraf die Gefangenſchaft Lea's XIII. Es war den Seherinnen mitgeteilt, daß Rampolla den Papſt in irgend einem Raume des Vaticans gefangen halte und ſtatt ſeiner der Chriſtenheit einen falſchen Papſt zeige. Außerdem beriefen ſie ſich auf eine angebliche Approbation ihres Inſtituts durch den echten Leo XIII., welche in dem Conſiſtarium vam 2. Dec. 1895 vollzogen warden ſei. In den „Annales de Loigny“, welche mehrere Jahre hindurch jeden erſten Freitag im Manat erſchienen, wurden die merkwürdigſten Allacutionen des Papſtes, Unterhaltungen desſelben mit den als einer Geſellſchaft von Scélérats geſchilderten Cardinälen u. ſ. f. abgedruckt; alles mit ausgeſprochenem politiſchen und antideutſchen Beigeſchmack. Es ſcheint, daß bei gewiſſen Leuten jede Narrheit Eingang findet, wenn ſie ſich dieſes haut-gaût erfreut. Auch den „Vayantes de Loigny“ fehlte es bald nicht an Freunden, die ihnen reichliche Geldmittel zubrachten. Mehrere Prieſter, insbeſandere ein Abbé Garnier, gingen in ihr Garn. Vergebens ſuchte der Biſchof von Langres die Congregation zu unterdrücken. Es erfolgten Decrete van Rom, denen das ebenſo wenig glückte. Am 15. April 1896 verdammte das Santo Uffizio van neuem dieſelbe ſamnt den lächerlichen Annalen, Viſianen und Prophezeiungen. Der Papſt weigerte ſich, die Geiſtlichen zu empfangen, welche die Partei der Nonnen ergriffen hatten („L'Univers“, 3. Mai 1896; 10. Jan. 1897). Man würde dieſe ganze Geſchichte unglaublich finden müſſen, hätte man nicht den Schwindel der Miß Diana Vaughan erlebt. Der franzöſiſche Klerus iſt hier im allgemeinen ſelbſtverſtändlich von jeder Mitſchuld freizuſprechen; aber ſalche Dinge könnten ſchwerlich varkommen, wenn nicht auf anderen Gebieten der Geiſt kritikloſer Exaltation fortwährend wach gehalten und genährt würde. Mauch frammer Leſer wird das natürlich dem „Spectator“ nicht aufs Wort glauben; wir laſſen daher wieder einmal die „Köln. Volksztg.“ (27. Sept. 1897, Nr. 702) reden. Hier heißt es unter der Ueberſchrift: „Beiträge zur heutigen Geiſtesverfaſſung Frankreichs“: „Die Kirche hat nach dem Kriege das Valk in jeder Weiſe aufzurichten geſucht (ſallte es nicht beſſer heißen: der Klerus hat ſeit 1870 alles gethan, um die Revanchegelüſte und den Chauainismus lebendig zu erhalten?). Dadurch (!) kamen die Wallfahrten wieder in den Aufſchwung, nachdem ſie während mehr als einem Jahrhundert ganz abgekommen waren, die Bretagne und einige abgelegene Landſtriche eben ausgenammen. Die jährliche Wallfahrt nach Lourdes, im Auguſt, wurde eingerichtet. Bei derſelben, wie auch ſonſt, hat man in Lourdes viele wunderbare Heilungen und Gnadenbeweiſe verzeichnen zu können geglaubt (!!), welche großen Eindruck auf das Volk hervorbringen. Es hat mir aber ſtets Bedenken eingeflößt, wenn dieſelben durch den Draht verkündet in kathaliſchen Blättern auffällig hervargehoben, faſt möchte ich ſagen, ausgebeutet wurden. Das Volk geräth in eine Stimmung, bei der es Vorſicht und ernſtere Prüfung leicht vergißt.“

Gott ſei Dank, daß es nicht der „Spectatar“ iſt, der ſolche Dinge — haeresin sapientes — geſagt hat. Aber es kommt noch mehr:

„Schon vor 1870 war die Heiligſprechung der Jeanne d'Arc eingeleitet warden. Nach dem Kriege wurde dieſelbe als eine vaterländiſche Aufgabe mit beſanderem Eifer wieder aufgenammen. Leider wurde die politiſche Seite zu ſehr hervorgekehrt. Jeanne d'Arc iſt ein edles Beiſpiel ſelbſtloſer Hingabe an das Vaterland. Gerade jetzt, wa Staat und Volk zum Gegenſtand ſchlimmſter Ausbeutung van Seiten einer eigenſüchtigen Sippe geworden, wäre es geboten, dieſes Beiſpiel geltend zu machen. Aber man ſtellt mehr die Vertheidigung Frankreichs gegen das Ausland in den Vordergrund, weßhalb Jeanne d'Arc als Rächerin erſcheint. Aus dieſem Grunde wird auch die Fälſchung verbreitet, ſie ſei eine Lathringerin geweſen.“

Die „Köln. Volkszeitung“ (Nr. 402 und Nr. 419) kammt noch zweimal auf die Jeanne d'Arc-Feſte zurück, und zwar jedesmal, um ihr Bedauern und Mißaergnügen über den bei dieſen Gelegenheiten hervortretenden Chauvinismus des franzöſiſchen Klerus auszuſprechen. So erzählt ſie (Nr. 402) vau dem Schluß der Feſtpredigt, welche der Erzbiſchaf aon Tours, Mſgr. Renou, in Gegenwart von ſieben Mitbiſchöfen und var unzähligem Valk gehalten. „Könnten wir uns,“ ſagte der Prälat, „heute ſchon öffentlich var Jeanne d'Are auf die Knie werfen, dann würden wir ſa zu ihr ſprechen: „Jeanne, die du von Triumph zu Triumph flogſt, . . . erlange vam Gatt der Heerſchaaren, daß der Sieg nicht mehr von unſern Fahnen weiche. . . . Vergiß nicht, die du den Fremdling ſa wirkſam verjagt und dem Vaterland ſeinen vollen Länderbeſtand wiedergegeben haſt, vergiß nicht, daß ein großer Lappen Fleiſch van jener linken Seite Frankreichs losgeriſſen iſt“ u. ſ. f. Es folgen dann noch reizende Ausführungen über den Vorzug, den Frankreich var allen Natianen der Welt als Tochter Gottes habe, „als der Arm, der privilegirte Apoſtel aller glücklichen Revolutionen (sic!) und allen wahren Fortſchritts, bei dem Rom Haupt und Brennpunkt iſt. Frankreich iſt das Werkzeng der Abſichten der Varſehung in allen Weltgegenden“. Der Biſchaf van Laval fügte dieſen Expectorationen hinzu: „als Gatt die Welt laskaufen wallte (racheter, !!), wählte er ein reines, unbeflecktes Opfer, ein junges, liebendes Opfer, er beſtimmte ſeinen Sahn für das Kreuz, und als unſer Erlöſer ſein Opfer vollbracht hatte, konnte er rufen: Consummatum est; eine neue Welt begann, die Aera des Erlöſers. . . . Später, als Gott ein anderes Opfer verlangte, um Frankreich laszukaufen, wählte er ein reines, unſchuldiges, liebendes, und Jeanne d'Arc ſtieg auf den Scheiterhaufen.“ Die Kölnerin fügt hinzu: „Dort übertriebener, frommer Nationalſtolz, hier eine merkwürdige Theologie (nein, gute Kölnerin, das iſt keine Theologie oder höchſtens ſolche, wie ſie in Charenton getrieben wird), beide bedenklich vam kathaliſchen Standpunkte. So machl man die Jeanne d'Arc nicht zu einer Heiligen.“ Am 30. Mai d. J. predigte der Jeſuitenpater Bouvier in der Pariſer Natre-Dame über die „Wiedererſcheinung“ der Jeanne d'Are im 19. Jahrhundert. Auch hier marſchirte Frankreich an der Spitze der Nationen; es iſt van Gatt auserwählt, um das Werkzeug ſeiner großen Thaten in der Welt zu ſein. Am Schluſſe heißt es: „Einſt hatte man Du Guesclin den Degen Frankreichs genannt, und ich wundere mich nicht, daß neue Geſchichtſchreiber Jeanne d'Are den Degen Gottes nennen. Hat ſich nicht auch diesmal Gott wiederum als guter Franzoſe gezeigt? (P. Bouvier vergißt offenbar, daß dieſer gute Franzoſe zuletzt dach zugab, daß die Jungfrau als Hexe verbrannt wurde.) Und fühlt man ſich nicht gedrängt, in dieſem Augenblick den alten Ruf unſrer Väter auszuſtaßen: Vivat Christus, qui diligit Francos! Ich habe nie geglaubt, a du mein Land, daß deine Ralle ausgeſpielt ſei; denn in dieſem Jahrhundert habe ich Gatt

Digitized by Google

dir, wie in den schönsten Tagen deiner Geschichte, auserwählte Aufgaben zuweisen gesehen. Dir hat er Seinen Statthalter zu schützen, Sein Kreuz anzubeten verliehen! Und die Zukunft wird sagen, daß du diese Aufgaben wohl erfüllt hast. Wenn deine Soldaten nicht mehr auf dem Ehrenposten stehen, den sie so lange bei dem Nachfolger Petri eingenommen, so ist es heute wenigstens dein Geld, welches dem depossedirten Papste noch gestattet, in seinem Gefängnisse des Vaticans die Kirche zu regieren. Du hast deine Söhne berufen und dich an alle Völker der Welt gewandt, und du hast ungezählte Karawanen an den Fuß der Pyrenäen nach jenem Stelldichein geführt, das dir die Himmelskönigin gegeben. Du hast das Herz Jesu der Anbetung des Weltalls empfohlen, und du bewahrst in Paray und Montmartre die beiden Brennpunkte dieser Verehrung, welche die katholischste würde, indem sie die am meisten französische verblieb." [1])

In diesem Zusammenhang sind auch noch andere Extravaganzen zu verzeichnen.

Jedermann erinnert sich des Aufsehens, welches die Strafpredigt des Dominicaners P. Ollivier bei der Leichenfeier für die unglücklichen Opfer des großen Bazarbrandes im Mai d. J. erregt hat. Diese unglücklichen Frauen forderte, nach der Ansicht dieses Predigers, bekanntlich die Vorsehung noch als (letztes?) Opfer für Frankreichs Sünden: „Seigneur, il manquait quelquechose à l'holocauste. Les femmes de France . . .! La femme française en notre histoire a marché toujours l'égale de l'homme. Dans cette coupe où se versait le sang de l'expiation il fallait qu'elle mit de son sang à-elle-même." Weniger bekannt als diese vielberufene Auslassung sind die chauvinistischen Anwandlungen desselben „beliebten" Kanzelredners. Am Schlusse der erwähnten „Trauerrede" ruft er die Frauen im Himmel an: „Protégez la France, forcez le Christ qui s'appelle le Roi des Francs à se souvenir de la France"; und in einer der von ihm in diesem Frühjahr in derselben Notre-Dame gehaltenen Fastenpredigten heißt es: „Frankreich ist niemals jemandem lehnspflichtig gewesen. Ach, es ist zeitweise besiegt worden, es hat Stunden gehabt, in denen man beinahe an seiner Unabhängigkeit verzweifeln konnte, wie nach jenem Friedensvertrage von Frankfurt, der uns eiserne Ringe um das Handgelenk und um die Knöchel zurückgelassen hat und uns nicht erlaubt, uns für so unabhängig zu halten, als es nöthig wäre. Ach! Nicht wahr, mit welcher Herzensfreude würden wir die über unsre Grenzen werfen, die uns unsre Unterschrift entrissen haben! Mit welcher Freude werden wir, wenn Gott wollen wird, bezeugen, daß wir nicht mehr diesen Alb auf der Brust und diesen Vampyr in unsrer Seite haben!"

Diese und ähnliche oratorische Leistungen setzen die großen Demonstrationen ins rechte Licht, welche gelegentlich der Verkündigung der russisch-französischen Allianz kirchlicherseits in Frankreich stattfanden. Das Tedeum, welches in der Montmartrekirche in Gegenwart des päpstlichen Nuntius gefeiert und von dem „Osservatore Romano" (Nr. 203) als ein höchst erfreuliches Ereigniß besungen wurde; die zahlreichen Hirtenbriefe, in denen die Bischöfe dies große Ereigniß begrüßten, sind äußerst bezeichnend. Diese Prälaten begrüßen die Allianz als ein Unterpfand des Friedens, aber auch als die Morgenröthe einer besseren Zeit, welche die „réalisation complète de nos voeux" (so der Bischof Germain von Rodez; „Univers" vom 12. Sept.) erhoffen läßt. Hoffentlich halten uns diese hochwürdigsten Herren nicht für so einfältig, daß wir unter diesen Phrasen uns etwas anderes denken, als den Revanchekrieg gegen Deutschland. Zu beachten ist, daß sie durchweg das Zustandekommen dieses Bündnisses den Bemühungen des hl. Vaters zuschreiben; so wird der Papst in der Phantasie der Franzosen fortwährend mit dem künftigen Rachekrieg in Verbindung gebracht, als dessen eigentliche Schutzheilige man sich die Madonna von Lourdes und die Jungfrau von Orleans denkt.

Und da gibt es noch Leute, welche behaupten, es gebe keinen politischen Ultramontanismus, und es sei antikirchlich, gegen diese niedrige und ekelhafte Verzerrung des katholischen Christenthums das Wort zu erheben.

Daß die krankhafte Ueberreizung des Gefühls und die Erhitzung der Einbildungskraft mit einer bedenklichen Schwäche des Intellects zusammengeht, läßt sich von vornherein annehmen. Das eine wäre ohne das andere nicht möglich. Wie viele Beweise für einen tiefen Stand der Einsicht ließen sich beibringen! Das einflußreichste Blatt, welches der französische Klerus liest, pries neulich die Schrift eines P. F. X. Godts, in welcher dieser gute Redemptorist alles Ernstes die Wiederherstellung des Kirchenstaates als die einzige Lösung der socialen Frage erwies. [1]) Viele andere Kundgebungen ähnlicher Natur ließen sich als Documenta huius aevi vermerken. Und das alles in einer Zeit, wo sich doch im selben Frankreich seit mehr als 20 Jahren auf den Gebieten des historischen, philologischen, archäologischen Wissens eine bedeutende und hochachtbare Literatur entwickelt hat, und wo im Herzen des Landes selbst eine theologisch-historische Schule aufgetreten ist, welche, kritisch arbeitend und durchaus methodisch geschult, sich im Ausland höchste Achtung erworben hat. Im Inland scheint diese Schule ziemlich in die Ecke gestellt zu sein. Ihren Vereinigungspunkt hat dieselbe in dem „Bulletin critique"; ihre Hauptvertreter waren zum Theil Professoren an dem Institut catholique, aus welchem der Fanatismus der Zelanti sie glücklich herausgetrieben hat. Der Abbé Loisy, seit Richard Simon vielleicht der bedeutendste Bibelforscher der Franzosen, mußte den Katheder räumen und sitzt jetzt in irgend einem Kloster der Umgegend von Paris als armer Aumônier. Abbé Duchesne, der berühmte Herausgeber des Liber Pontificalis, mußte seine kirchengeschichtlichen Vorlesungen einstellen, weil der Obere von S. Sulpiz den Theologen den Besuch derselben untersagte; er rettete sich dann schließlich in eine Staatsstellung. Die exegetischen Studien des Msgr. d'Hulst, des Rectors des Instituts, zogen ihm vielerlei Unannehmlichkeiten und nahezu eine Censur zu; wenn er früher gestorben ist, als man erwarten durfte, so ist das wohl gutentheils auf die Seelenleiden zurückzuführen, welche ihm diese Episode zubrachte. Die Regierung thut nichts, um diese Elemente zu heben und zu Ehren zu bringen; selbstverständlich, denn diese Freimaurer sind sehr zufrieden, wenn der Klerus in Unwissenheit und geistiger Hülflosigkeit verharrt, und sie hüten sich, Männer von Bedeutung auf die bischöflichen Stühle zu setzen.

Das ist das wesentliche Ergebniß der bisher beliebten Politik: die enormen geistigen Kräfte, welche der französische Katholicismus in sich birgt, hat man möglichst in die Ecke gedrückt, verletzt, gekränkt, ohne Einfluß gelassen; die einflußreichen Positionen sind zum großen Theil durch hervorragende Mittelmäßigkeiten oder gar durch Persönlichkeiten besetzt, welche ihr Emporkommen den Feinden der Kirche selber verdanken. Mit dieser Ausrüstung geht die

[1]) Die Rede ist abgedruckt im „Univers" vom 2. Juni 1897.

[1]) Scopuli vitandi in pertractanda quaestione de conditione opificum. — Tournay 1897; und bes. Papa sit rex Romae! haec est summa solutio quaestionis socialis. Cum tribus tabulis geographicis. Ebend. 1897. 424 pp. (!) Diese Schriften werden in der Innsbrucker Zeitschr. f. k. Theol. 1897, 539 ff. gelobt, doch des Verf. Ansicht abgelehnt, als sei die Encyklica „Rerum novarum" eine Entscheidung ex cathedra.

französische Kirche demnächst in einen Kampf mit der total dem Radicalismus verschriebenen Maſſonerie, nachdem sie ihr in den Ralliés unfreiwillig Hülfstruppen abgegeben hat. Das kürzlich im „Rappel“ veröffentlichte neue Programm des in der Jahressitzung des Grand Orient de France vereinbarten Programms des Freimaurerordens lud alle seine Freunde ein, à favoriser le mouvement republicain par le remplacement dn gouvernement réactionnaire et clérical qua nous subissons.“ Demnach sind die Herren Faure und Méline, obgleich auch sie waschechte Logenbrüder sind, als „klerikal“ über Bord geworfen; man darf neugierig sein, welcher Art das Gouvernement sein wird, welches diese Herren ersetzen soll. Natürlich figuriren die Trennung von Staat und Kirche und die Kündigung des Concordats unter den Artikeln dieses Programms. Einheitlich zusammengeschlossen und geführt von einsichtigen, in die Reaction und die Absichten des Ultramontanismus nicht verstrickten Führern, hätten die Monarchisten, nach den großen Fehlern, welche die Republik begangen und nach der ziemlich vollständigen Discreditirung fast aller ihrer Staatsmänner, wohl Chancen gehabt, diesen Kampf zu bestehen, oder wenigstens erheblich verstärkt aus den in einigen Monaten bevorstehenden Wahlen hervorzugehen. Aber an tüchtigen Führern, welche die Treue gegen ein hohes Prinzip mit der erklärten und keinerlei Zweideutigkeit unterliegenden constitutionellen Gesinnung eines Berryer verbänden, besitzt die Partei heute keine; ihre Action ist durch das „Ralliement“ total zerschnitten und in ihrer Richtung auf die Massen der Arbeiterbevölkerung durch die demagogische Thätigkeit der „christlichen Demokratie“ wahrscheinlich so gut wie vollkommen paralysirt.

Denn daß diese doch nur eine Vorschule des puren Socialismus ist, diese Einsicht, welche wir längst predigen, verbreitet sich doch allmählich in immer weiteren Kreisen. So, wie es scheint, namentlich in Belgien, wo die christlichen Demokraten des Unheils nachgerade genug angerichtet haben.

Wir haben unsre Leser wiederholt von dem Auftreten des Abbé Daëns unterhalten, den die ultramontanen Blätter seinerzeit als eine der Säulen der Zukunft geehrt haben, und wir haben von Anfang an den essentiell revolutionären Charakter dieser politischen Persönlichkeit und ihrer Prinzipien, die unmöglich im Sinn der Kirche wirken könne, herausgestellt. Heute kann man sagen, daß Hr. Daëns so gut wie gerichtet ist, und daß das allgemeine Urtheil der belgischen Katholiken vollkommen bestätigt, was wir seinerzeit vorausgesehen haben. Der Bischof von Gent hat ihn vorläufig suspendirt, und sein Organ, der „Bien public“, hat offen ausgesprochen, die christliche Demokratie „sei entgleist“. Nicht minder scheint man in den ministeriellen Kreisen durch die Wendung der Dinge erschüttert zu sein; der officielle „Courrier de Bruxelles“ erklärt sogar: „man darf die Hebung der unteren Volksclassen nicht mit dem allgemeinen Stimmrecht identificiren. Die Einführung des letzteren war ein grober Fehler: er hat gerade die Verbesserung der Lage der Arbeiterclassen hinausgeschoben, indem er das verhinderte, was zur besseren Organisation der Arbeiter hätte geschehen können.“ Selbstverständlich, weil die politischen Prätensionen der von dem Socialismus völlig durchseuchten Arbeiterwelt die Arbeitgeber in einen Gegensatz gegen die letztere bringt, welchem leider auch die berechtigtsten Interessen und Forderungen derselben unbesehen zum Opfer fallen. Infolge des Auftretens des Abbé Daëns und seiner Freunde hat sich die viel gemäßigtere und verständigere „Ligue démocratique“ vollständig von jenem losgesagt. Das von dem leitenden Comité derselben vorgeschlagene Verdict wurde in der unter dem Präsidium des Hrn. Arthur Verhaegen abgehaltenen Ausschußsitzung von 111 gegen zwei Stimmen angenommen; es lautet wörtlich wie folgt:

„Les dissidents (Vlaamsch-Christene Volkspartij) se caractérisent par leur mépris des personnes et des autorités religieuses et leurs attaques incessantes contre les catholiques; ils excitent à la guerre des classes. Ils ne représentent aucun arganisme économique sériaux. Ils adoptent un parti pris d'hostilité envers tous les groupes formant le parti catholique, tout en faisant hypocritement appel à l'union des cathaliques.“

Hr. Verhaegen, der Präsident der „Ligue gantoise“, hatte auf dem Congreß zu Roubers die Adepten des Hrn. Daëns „ambitieux“ und „farceurs“ genannt; die letzteren beantworteten dies Compliment, indem sie die Genter Liga als eine „école de domestiques, un cercla d'ennemis surnais dn peuple, l'ergastule des esclaves des conservateurs“ erklärten. Natürlich gilt auch hier das Tertius gaudet. Hr. Vanderwelde, einer der Führer ver Socialisten, proclamirt im „Journal de Charleroi“, daß die Herren von der „Christene Volkspartij“ nichts anderes als eine Avantgarde des ausgesprochensten Socialismus seien. „Ces derniers,“ sagt er, „font tout ce qu'ils fant pour cela et l'an comprend, en somme, que les conservateurs s'exaspèrent en vayant plus les progrès d'une démagogie d'autant plus brutalement redoutable, qu'elle semble avoir moins de principes directeurs, que de ressentiments accumulés. Lisez, par exemple, les journaux démocrates flamands; vous y trouvarez des affirmations de respects à la propriété individuelle, mais des attaques contre les riches, des invectives contre les propriétaires, contre ceux qui font payur des ‚fermages chers comme poivre‘ infiniment plus virulentes que les articles du ‚Penple‘ ou du ‚Journal de Charleroi‘.“

„Ne croirait-on pas,“ fährt der socialistische Feldhauptmann fort, „que tels passages du ‚Recht‘ sur l'antagonisme des classes, ou de ‚Klokke Roelandt‘, sur la concentration capitaliste, sont sartis de la plume d'un Marxiste? Et logiquement, n'en fant-il pas conclure que ceux qui les écrivent — s'ils sont au bout de leurs prémisses — abautiront fatalement à des conclusians collectivistes.“

Die „Köln. Volksztg.“ vom 9. Sept. (Nr. 656) hat sich über diese belgischen Dinge in einem lesenswerthen Artikel verbreitet, welcher keinen Zweifel daran läßt, daß sie den Ausschreitungen der HH. Daëns und Consorten keinerlei Sympathie zuwendet. Sie findet es dagegen deplacirt, wenn wir andeuteten, daß wir auch in Deutschland vielleicht ähnliche Erfahrungen mit der christlichen Demokratie machen dürften, und hält unsre Ausführungen für eine herbe, ungerechte Kritik der „im Centrum aufgehenden katholisch-socialen Bewegung“. Wir erlauben uns zu bemerken, daß die „K. V.“ hier gegen Windmühlen kämpft. Wir haben schon mehr als einmal betont, daß wir die höchst anerkennenswerthen (und neulich auch auf dem Kölner Congreß dankbar anerkannten) Bestrebungen keineswegs unterschätzen, welche im Rheinland und in Westfalen von kirchlichen Kreisen unternommen werden, um die Lage der Arbeiterclassen zu verbessern und sie zugleich davor zu bewahren, daß sie der Socialdemokratie anheimfallen. Wir sind nicht mit allem einverstanden, was im einzelnen vorgeschlagen oder für richtig erachtet wird; wir verwerfen z. B. die neulich so lebhaft befürwortete unbeschränkte Erweiterung des Coalitionsrechts der Arbeiter, die wir für ein Stück echtesten, den realen Verhältnissen keine Rechnung tragenden Doctrinarismus erklären, und, wir sind auch durchaus der Ansicht, daß die einfache Nachbildung der englischen Gewerkvereine bei uns durchaus unangemessen und unpraktisch wäre. Wir sind fest überzeugt, daß eine

Ueberstürzung in diesen Dingen, den Recepten einiger unsrer Katheder-socialisten entsprechend, ganz einfach den Ruin unsrer deutschen Großindustrie bedeuten würde. Aber diese und andere Kleinigkeiten hindern uns nicht, die hingebende Thätigkeit der christlichen Bergwerkvereine und viele andere Veranstaltungen ähnlicher Richtung hochzuschätzen, so wie wir z. B. die in Italien durch Prof. Tonioli in Pisa vertretene sociale Bewegung keineswegs mit der französisch-belgischen „Démocratie chrétienne" in einen Topf werfen; worüber denn ein andermal zu sprechen ist.

Unsre Bemerkungen zielten also gar nicht dahin, noch auf die „im Centrum aufgehende katholisch-sociale Bewegung", sondern auf die vorzüglich in Oesterreich, Württemberg, Baden von gewissenlosen Agitatoren betriebene Aufwühlung der katholischen Massen: ein demagogischer Zeitvertreib, der sich in der That von demjenigen, welcher 1848 betrieben wurde, durch wenig mehr als die vorgehaltene kirchliche Maske unterscheidet und der sich im Grunde ebenso gegen die bischöfliche Autorität als gegen die staatliche Ordnung wendet. Die „K. V." ist, wie ihre Correspondenzen zeigen, über den wahren Charakter dieser Bewegungen nicht aufgeklärt, an denen sie sonst unmöglich Gefallen haben könnte. Mit den gemäßigten und loyalen Elementen des Centrums können wir uns jederzeit vertragen; mit denjenigen, welche in ihrer Presse mit Verleumdung und Lüge hantiren und unser Eintreten für die monarchischen und conservativen Interessen in pharisäischer Schamlosigkeit für „unkirchlich" verschreien, werden und wollen wir nie etwas gemein haben. Der fortschreitenden Demokratisirung des Klerus und der unteren Volksclassen erklären wir den Krieg aus guten und schwerwiegenden Gründen. Wir bekämpfen die Demokratie (unter welcher wir nicht die Verbesserung der Lage der arbeitenden Classe, noch die Erhebung derselben zu höherer Bildung und zu einer ihrer Gesammtlage entsprechenden gerechten Betheiligung am Staatswesen, sondern die durch das numerische Uebergewicht gesicherte Volksherrschaft, sagen wir einmal Herrschaft des vierten Standes, verstehen), einmal: weil wir sie für unvereinbar mit der Monarchie erachten, die unsrer Ueberzeugung nach der Nation ein größeres Maß von Wohlfahrt, Sicherheit und Freiheit als die Republik gewähren kann. Zweitens, weil die Demokratie in großen, volkreichen Staaten ein Element der steten Beunruhigung und einer Niederdrückung der edleren geistigen Individualitäten bedingt, die schließlich den Untergang unsrer Cultur, Kunst und Wissenschaft herbeiführen müßte. Und wir bekämpfen die demokratische Transformation unsrer Gesellschaft, drittens und nicht zuletzt deßhalb, weil wir in ihr einen sicheren und unaufhaltsamen Uebergang zur Zerstörung der kirchlichen Constitution erblicken. Wir halten für unser Theil unverbrüchlich daran fest, daß die Constitution der katholischen Kirche in Primat und Episkopat gegeben, d. h. eine monarchisch-aristokratische sei: die demokratische Construction derselben haben wir stets als dem Dogma zuwider abgelehnt und werden wir stets ablehnen. Eine, namentlich unter der lauten und offenen Zustimmung der momentan den Ton angebenden kirchlichen Kreise vollzogene Umwandlung der europäischen Gesellschaft im Sinn der demokratischen Volksherrschaft müßte früher oder später den Organismus der Kirche erfassen und ebenfalls im demokratischen Sinn umgestalten. Der Führer der christlichen Socialisten in der Schweiz, der sich in wenig mehr von Hrn. Bebel unterscheidet, hat neulich, wenn wir nicht irren, auf dem überhaupt sehr lehrreichen Züricher Socialistencongreß dagegen erwidert, daß die Schweizerrepubliken doch stets gut katholisch gewesen und also die Demokratie sehr wohl mit der Kirche zusammenleben könne. Darauf ist zu antworten, daß, wie jeder Historiker weiß, die Demokratisirung der Schweizer Eidgenossenschaft für die meisten und wichtigsten Cantone (in den Urcantonen war die Bauerndemokratie durch die thatsächliche Optimatenherrschaft alter Geschlechter und bedeutender kirchlicher Centren wesentlich corrigirt) die directe Einleitung der demokratischen Kirchenverfassung bildete, welche Zwingli und Calvin ihrer Kirche gaben. Der Reformirte kann das dankbar anerkennen, er bleibt damit im Zusammenhang seines Prinzips; der Katholik kann sich die Augen gegen diese Wahrnehmung nicht verschließen, es sei denn, daß der Haß „gegen die oberen Zehntausend" ihm eine Binde vors Gesicht legt. Was sich in den Schweizercantonen zugetragen und dort in einigen Jahrhunderten sich langsam gezeitigt hatte, würde in großen Staaten sich mit erschreckender Schnelligkeit wiederholen. Wir für unser Theil werden das Experiment nie befürworten, die pure Demokratie mit der Kirche unter ein Dach einzustellen. Was sagt die alte französische Komödie? „Ha, Monsieur, qu'un Diable et un Hermite vivent ensemble quelque temps, l'Hermite deviendra Diable ou le Diable Hermite, j'en suis absolument convaincu!" Wir halten das auch für sehr wahrscheinlich und wir glauben zudem, daß in diesen bösen Zeiten weniger als je Chancen dafür sind, daß der Teufel die Kutte nimmt und sich eines besseren Lebenswandels befleißigt.

SPECTATOR.

Mittheilungen und Nachrichten.

β. **Bismarck-Jahrbuch.** Herausgegeben von Horst Kohl. Vierter Band. (Leipzig, G. J. Göschen 1897.) — Wenn es wirklich der Zweck dieses Jahrbuchs ist, uns die Gestalt und die Zeit des großen Staatsmanns in jeder Hinsicht plastisch näher zu bringen, so ist derselbe auch in dem vorliegenden Bande vollauf erreicht. Die Briefe von und an Bismarck, die er enthält — sie füllen diesmal in ganz gerechter Weise die starke erste Hälfte des ganzen Bandes —, führen uns besser und unmittelbarer in den Wirkungs- und Anschauungskreis der Schreiber wie in die Zeitstimmung ein, in der sie entstanden sind, als es jede nachträgliche Darstellung thun könnte. Wie fein und ritterlich, und doch dabei wie verständig und sachlich und innerlich erhaben offenbaret sich aufs neue der alte Kaiser Wilhelm in den 17 Briefen an Bismarck, mit denen der neue Band anhebt! Dieselben sind nach ihrer vorläufigen Veröffentlichung in den ersten Lieferungen des Jahrbuchs einzeln schon vielfach in der Tagespresse abgedruckt und besprochen worden; hier, in ihrer Zusammenstellung, wirken sie mit ihrer vornehmen Ruhe beinahe wie eine Mahnung an unsre aufgeregte Zeit. Auch die ihnen folgenden 35 Briefe Bismarcks an König und Kaiser Wilhelm aus den Jahren 1864—1887 erfüllen den Leser mit einer gewissen wohligen Ruhe. Die Gefühlswärme, die sich, neben dem Ausdruck der Ergebenheit gegenüber dem Monarchen, in allen diesen, meist ganz persönliche Fragen betreffenden Dokumenten kundgibt, läßt den Zauber ahnen, den die Persönlichkeit des Fürsten Bismarck auch in diesem Verkehr ausstrahlte. — Im übrigen ist die schon im 3. Band begonnene Publikation der Briefe Roons an Bismarck weitergeführt. Einige recht bezeichnende Briefe Manteuffels und Gerlachs, sowie manche kurze Zuschriften Ranke's geben der Sammlung in ihrem weiteren Verlaufe ihr charakteristisches Gepräge. — Der zweite Theil des „Jahrbuchs", der Reden, Abhandlungen und Gedichte enthält, fällt nothwendigerweise gegenüber jenem Eingang des Buches beträchtlich ab, wie alles, was über einen großen Mann geschrieben wird, gegenüber seinen eigenen Aeußerungen. Dagegen entbehrt der dritte Theil, die „Chronik", nicht eines größeren Interesses, da in ihm die ganze mächtige Bewegung, die nach den „Enthüllungen" des Fürsten Bismarck über den geheimen deutsch-russischen Vertrag durch Europa ging, übersichtlich zusammengefaßt ist. Freilich umfaßt diese „Chronik" diesmal nur die Zeit vom September 1896 bis Ende 1896, da künftighin das „Jahrbuch", das inzwischen auch den Verleger gewechselt hat, im Frühjahr erscheinen soll, so daß die „Chronik" des nächsten Bandes das ganze Jahr 1897 behandeln wird. — Möchte die Klage des Herausgebers über die „große Zahl der Laien, die diesem Unternehmen nur eine platonische Zuneigung zuwenden", mit diesem nächsten Bande grundlos geworden sein.

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 3. November. Nummer 248.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Marx und die Philosophie. Von Lobrandt. — Pfungsts „Laskaris". Von H. Lambel. — Mittheilungen und Nachrichten.

Marx und die Philosophie.

Ein Mann, der der Welt ein Werk überliefert hat, wie Marx in seinem „Kapital", konnte nicht an den Bemühungen anderer großer Männer, die Erkenntniß zu fördern, achtlos vorübergehen. Wir finden daher in seinen Werken zahlreiche Citate und kritische Auseinandersetzungen mit den bedeutendsten Philosophen, und die Kritik, die Marx selbst behandelt, wird ihr Augenmerk auch auf diesen Theil seines Schaffens richten müssen. Bisher ist das kaum geschehen; erst seit einem Jahre besitzen wir ein Buch über Karl Marx, das auch diesem Anspruche gerecht wird; und ebenso scharfsinnig, wie der Autor, Dr. A. v. Wenckstern,[1]) die Werthlehre Marxens behandelt und ihre fundamentalen Irrthümer nachgewiesen hat, ebenso gewissenhaft prüft er die Stellung, die Marx zu den einzelnen Philosophen einnahm, und es gelingt ihm auch in diesem Theile seines trefflichen Buches darzuthun, daß Marx keineswegs der unfehlbare, nationalökonomische Papst ist, als den ihn seine Anhänger verehren, ja, daß man ihm sogar hie und da Gewissenhaftigkeit absprechen muß. Abgesehen von dem Nachweis derartiger Mängel ist die Art, wie Wenckstern die Theorien Marxens im Vergleich zu denen der Hauptvertreter der Philosophie setzt, überaus lehrreich; wir gewinnen für die Würdigungen des Einen wie der Andern neue Gesichtspunkte.

Die Werththeorie des Aristoteles erwähnt Marx bereits in seiner ersten Schrift zur Kritik der politischen Oekonomie, stellt sie später eingehend dar und behauptet, daß Aristoteles erkannt habe, daß die Geldform der Waare nur die weiter entwickelte Gestalt der einfachen Werthform ist, d. h. des Ausdrucks des Werths einer Waare in einer anderen Waare, daß ferner das Werthverhältniß, worin dieser Werthausdruck steckt, seinerseits bedingt, daß sinnlich verschiedene Dinge qualitativ gleichgesetzt werden, daß ein Austausch nicht sein kann ohne Gleichheit, die Gleichheit aber nicht ohne Kommensurabilität. Weiter ist Aristoteles nach Marx nicht gekommen; er gibt nach ihm nun die weitere Analyse auf, indem er sagt: „Es ist aber in Wahrheit unmöglich, daß so verschiedenartige Dinge (wie 5 Polster, 1 Haus) kommensurabel, d. h. qualitativ gleich sind. Aristoteles scheitert, sagt Marx, an dem Mangel eines Werthbegriffs. Das Gleiche, d. h. die gemeinschaftliche Substanz, die ein Haus für ein Polster im Werthausdruck eines Polsters darstellt, ist menschliche Arbeit, und daß in der Form der Waarenwerthe alle Arbeiten als gleiche menschliche Arbeit und daher als gleich geltend ausgedrückt sind, konnte Aristoteles nicht aus der Werthform selbst herauslesen, weil die griechische Gesellschaft auf der Sklavenarbeit beruhte, daher die Ungleichheit der Menschen und ihrer Arbeitskräfte zur Naturbasis hatte. Das Geheimniß des Werthausdruckes, die Gleichheit und gleiche Gültigkeit aller Arbeiten, weil und insofern sie menschliche Arbeit überhaupt sind, kann nur entziffert werden, wenn der Begriff menschlicher Gleichheit schon die Festigkeit eines Volksvorurtheils besitzt. Das ist erst in einer Gesellschaft möglich, worin die Waarenform die allgemeine Form des Arbeitsproduktes, also auch das Verhältniß der Menschen zu einander als Waarenbesitzer das herrschende gesellschaftliche Verhältniß ist. Aristoteles wurde also durch die historische Schranke der Gesellschaft, in der er lebte, an dem Zuendedenken seiner Schlüsse gehindert. Nun hat aber Marx den Aristoteles, um nicht an ihm einen Zeugen gegen seine konstruirten Gesellschaftsepochen erstehen zu lassen, einmal nicht vollständig citirt und dann seine Anschauung verdreht. Aristoteles schließt nicht damit, daß er stutzt und sagt: „Es ist unmöglich, daß verschiedenartige Dinge qualitativ gleich sind; daß sie mit einem gemeinsamen Maße gemessen werden, ist ein Nothbehelf für das praktische Bedürfniß" —, sondern er fügt ausdrücklich hinzu: insofern als es zum Gebrauche und dem gesellschaftlichen Leben nöthig ist, findet es allerdings statt, Dinge ganz verschiedener Art mit einem gemeinsamen Maße zu messen; das Geld setzt eine wirkliche Gleichheit unter ihnen fest. Er führt breit aus: „Es ist also möglich, auf irgend eine Weise eine Ausgleichung der Dinge von verschiedenem Werthe zu veranstalten; dazu ist aber wiederum ein gemeinschaftlicher Maßstab nöthig. Dieser Maßstab liegt im eigentlichsten und wahrsten Sinne in dem Bedürfniß, das der Grund aller Verbindung unter den Menschen ist; denn wenn kein Mensch etwas bedürfte — oder das Bedürfniß mehrerer nicht zusammenträfe, so würde kein Tausch oder doch kein gegenseitiger Tausch unter ihnen stattfinden. An die Stelle des Bedürfnisses ist nun durch allgemeines Uebereinkommen das Geld getreten." Aristoteles wurde also durch die Gesellschaft, in der er lebte, durchaus nicht gehindert, diese Gesellschaft als Waaren produzirend und die Arbeit als gleich und gleich geltend zu erkennen. Er kommt nur nicht zu dem Begriff der abstrakten menschlichen Arbeit, sondern zu dem der menschlichen Arbeit, die solche Produkte herstellt, wie sie gesellschaftliche Bedürfnisse befriedigen. Die Analyse der Werthform ist von ihm vollständig durchgeführt. Während Marx in diesem Falle alles thut, um zu verdecken, daß Aristoteles, ein Vertreter des klassischen Alterthums, den Begriff des Gebrauchswerthes entwickelt hat, benutzt er an anderer Stelle die Theorie desselben Klassikers über den Tauschwerth und widerlegt sich damit selbst, denn er hat behauptet, die Wissenschaft des klassischen Alterthums habe nur den Gebrauchswerth gekannt. Weßhalb Marx so gehandelt hat, erklärt Wenckstern, indem er darauf aufmerksam macht, daß Marx eine ganz bestimmte Auffassung von der geschichtlichen Entwicklung des Austausches kundgibt, nach der auf eine Zeit, in der der Ueberschuß der Produktion über den Verbrauch getauscht wurde, eine Zeit folgte, wo alle Produkte, das ganze industrielle Dasein in

[1]) Dr. Adolf v. Wenckstern, Marx. Leipzig 1896. 8°. 265 S.

den Handel übergegangen waren, wo die ganze Produktion vom Austausch abhing. In einer dritten Epoche ist alles, was die Menschen bisher als unveräußerlich betrachtet haben, Gegenstand des Austausches, des Schachers, selbst Liebe, Tugend, Ueberzeugung, Wissen, Gewissen. Es ist die Zeit der allgemeinen Korruption. — Marx kam es darauf an, vom Standpunkt des Austausches scharf geschiedene Gesellschaften zu konstruiren, darzuthun, daß jede in ihrem besonderen Charakter die Elemente des Zusammenbruchs in sich getragen hat und zur Zeit in sich trägt. Da war es nun wenig angenehm, daß Aristoteles in seiner Politik feststellt, daß alle drei Charakteristika, die Marx für verschiedene Perioden aufstellt, in der antiken Welt schon nebeneinander vorhanden sind, daß er sowohl vom Austausch bloß des Ueberschusses der Produkte berichtet, aber auch von einer besonderen Kunst des Vermögenserwerbs, die alle Produkte austauscht und davon, daß der Austausch bei moralischen Dingen nicht halt macht. Es schien Marx daher besser zu sein, das an der Lehre des Aristoteles zu unterdrücken, was nicht recht in das System paßte.

Abgesehen davon, stellt Wenckstern unzweifelhaft fest, daß Aristoteles noch marxistischer ist als Marx selbst. Aristoteles deckte die wahre ökonomische Gleichheit und gleiche Gültigkeit aller Arbeit auf, ihre Eigenschaft, solche Produkte herzustellen, wie sie gesellschaftliche Bedürfnisse befriedigen, während Marx sagt, dies kann erst dann entziffert werden, wenn der Begriff der menschlichen Gleichheit die Festigkeit eines Volksvorurtheils erlangt hat. Marx wird also hier Moralist, er verquickt ökonomische Begriffe mit rechtlichen und sittlichen, während jener sie scharf trennt.

Ueber Proudhon hat Marx zu verschiedenen Zeiten sehr verschiedene Urtheile gefällt: Während er ihn in der „heiligen Familie" 1845 gegen die Angriffe Bauers vertheidigt, hat er schon zwei Jahre später, als er in seinem Buche „Elend der Philosophie" eine Kritik des Proudhonschen Werkes „Système des contradictions économiques ou Philosophie de la Misère" gab, dem Autor gegenüber den schärfsten Tadel, die härtesten Urtheile nicht gespart und diese Beurtheilung auch später nicht fallen lassen. Wenn man auch nicht außer acht lassen darf, daß Marx 1845 noch nicht über die Fülle des Wissens verfügte, die ihn nachher auszeichnet, wenn man weiß, daß er in dem Elend der Philosophie noch allein mit dem relatioen Werth operirt, während er erst später den absoluten entdeckt und nun beide, je nach Bedarf, verwendet, wenn, wie gesagt, die verschiedene Stellung, die er zu verschiedenen Zeiten Proudhon gegenüber einnahm, zum großen Theil durch veränderten wissenschaftlichen Standpunkt erklärt werden darf, so muß doch die Bitterkeit, mit der er Proudhon verfolgt, noch andere Gründe haben, da in Wahrheit das Proudhon'sche System wesentliche Züge mit dem von Marx gemein hat und Marx auch nicht so sehr das System Proudhons selbst, sondern vor allem die dazu gegebene Begründung angriff. Vom System selbst lehnt Marx nur die Möglichkeit ab, den auf die Arbeitszeit begründeten Werth zu konstituiren. Er lehnt sie ab, trotzdem er versteckt nichts anderes thut, wenn er im „Kapital" den relativen Werth in der kapitalistischen Produktionsweise als realisirt voraussetzt. Und während, gestützt auf die ersten Bände des Kapitals, die sozialistischen Ausleger den Bourgeois-nationalökonomen mit Recht wenigstens das Eine entgegenhalten konnten, daß kein Citat aus Marx den Beweis dafür beibringen könne, Marx habe dem Werthbegriff in der Gesellschaft der Zukunft eine Bedeutung beigemessen, findet sich eine solche Aeußerung im letzten Bande, die anzeigt, daß Marx zuletzt seine Anschauung auch äußerlich geändert hat, indem er zugab, daß auch nach Aufhebung der kapitalistischen Produktionsweise, bei gesellschaftlicher Produktion, die Werthbestimmung vorherrschend in dem Sinne bleibt, daß die Regelung der Arbeitszeit und die Vertheilung der gesellschaftlichen Arbeit unter die verschiedenen Produktionsgruppen, endlich die Buchführung hierüber wesentlicher denn je wird. Der Grund, weßhalb Marx trotz der vielen Berührungspunkte, die sein ökonomisches System mit dem Proudhons zeigt, diesen dennoch kritisch zu vernichten trachtete, weßhalb er die stärksten Ausdrücke des Tadels und der Mißachtung bei seiner Kritik anwendet, ist eben diese Aehnlichkeit beider Systeme selbst. Proudhon hatte 1846 bereits ein fertiges System vorgelegt und Marx mußte alle Mittel anwenden, um zu verhindern, daß seinem eigenen Werke, das 1867 erschien, der Nimbus der Originalität verloren ging, indem man es als den Anschauungen des Proudhon verwandt auerkannte, und das ist es in der That, mag man auch im übrigen die bei weitem schärfere Begriffsentwicklung für Marx in Anspruch nehmen.

Sehr fesselnd ist der Abschnitt, in dem Wenckstern das Verhältniß von Stirner zum Marxismus behandelt, obwohl sich thatsächlich nur wenige Berührungspunkte zwischen Beiden finden; es interessirt uns der Kontrast der Anschauungen, nicht was sie verbindet, denn thatsächlich verbindet sie nichts. Der einsame Philosoph des Egoismus, der seinen „Einzigen", sich selbst loslöst von allen Beziehungen zur Gattung, zur historisch gewordenen und sich weiter im Zusammenhange entwickelnden Gesellschaft, gegenüber dem Philosophen des Kommunismus, der aus allen Menschen, die jetzt Sache sind, einen Verein freier Menschen, wirklicher Gattungsmenschen machen will, der mit ängstlicher Sorglichkeit sich bemüht, die Handlungen der Menschen als ein Ergebniß der gesellschaftlichen Beziehungen, unter denen sie leben, darzustellen. Beide Denker, die im Ausgangspunkte und Ziele so verschieden sind, schildern in ihrer Darstellung den Egoisten (der eine in der Gestalt des Kapitalisten) und fordern eine Organisation der Arbeit und eine Empörung der Nichtbesitzenden. „Stirners Egoismus ist ursprünglich ewig, bedingungs- und beziehungslos bestehend. Der „Einzige" erkennt auch den Menschen nicht als seinesgleichen an. Der Egoismus von Marx ist sekundär; er ist nur eine der möglichen Bethätigungen des Menschen, einer seiner möglichen Zwecke. Der ursprüngliche Egoismus Stirners kann sich niemals ändern, weder in seiner Stärke, noch in seinen Mitteln, noch in seinen Zwecken. Er wird stets die Sache, die Dinge und die Menschen als Gebrauchsgegenstände für sich benutzen; er macht den Menschen zur Sache, in einer Waaren produzirenden Gesellschaft zur Waare. Der abgeleitete Egoismus, wie ihn Marx darstellt, ändert sich mit jeder Veränderung des menschlichen Organismus. Der Egoismus, der in dem „Einzigen" verkörpert ist, bleibt auch in seiner Entfaltung auf den Einzigen beschränkt. Der Verein der Einzigen, den sich Stirner als möglich vorstellt, ist nur eine gelegentliche Episode, aus dem sich der „Einzige" immer wieder isolirt, wenn er aufhört, „den Verein zu besitzen", wenn vielmehr „der Verein anfängt, ihn zu besitzen". Nach Marx ist jeder Mensch Träger der menschlichen Eigenschaften, also auch des Egoismus, und seine Hoffnung steht fest darauf, daß die Zustände geändert werden, damit diese Aenderung eine solche im Bewußtsein der konkreten Menschen und in ihrem Egoismus hervorbringen, so daß sie werden ein „Verein freier, selbstbewußter Menschen, die mit gemeinschaftlichen Produktionsmitteln arbeiten und ihre vielen individuellen Arbeitskräfte selbstbewußt als eine gesellschaftliche Arbeitskraft verausgaben". Der „Einzige" Stirners wird und muß immer die Menschen zu Werkzeugen seines Willens machen, zu Sachen. — Marx wie Stirner wollen eine Organisation der Arbeit; für Stirner ist dies eine Zwangsorganisation der arbeitenden Menschen zum

Gebrauche für die genießenden Einzigen; für Marx ist es eine auf dem freien selbstbewußten Willen wirklicher Gattungsmenschen ruhende Organisation der Arbeit. Stirner unterscheidet auch zwischen menschlichen Arbeiten und der Arbeit des Einzigen; menschliche Arbeiten sind solche, wie Ackern, Schlachten u. s. w., die von jedem Menschen verrichtet werden können, die wenig vom „Eigenen" an sich haben. Die anderen Arbeiten bleiben egoistisch, sie sind aus dem Einzigen geboren und tragen den Stempel des Einzigen. Nur die menschlichen Arbeiten kann man organisiren, kann man allgemein schätzen. Stirner predigt die Verachtung des Arbeiters von Seiten des Einzigen oder doch nur eine Beachtung solange und soweit er dem Einzigen dient. Marx will die menschliche Arbeit adeln, frei machen, jede egoistische Beeinträchtigung ihres Lohnes ausscheiden.

Schopenhauer hat sich in seiner Abhandlung „Zur Rechtslehre und Politik" über wirthschaftliche Verhältnisse in einer Weise ausgesprochen, die der Schilderung, die Marx entwirft, sehr nahe kommt. Er führt aus, daß zwischen dem Leibeigenen und dem Pächter, Einsasser Hypothekenschuldner u. s. w. ein Unterschied mehr der Form als der Sache nach besteht. Der Freie kann sich zwar durch seine Talente in einen besseren Zustand versetzen; diese Möglichkeit wird aber praktisch stark beschnitten, wenn er arm ist, wenn er nichts besitzt und sich auf Land nähren muß, das ihm nicht gehört. Armuth und Sklaverei sind nur zwei Namen derselben Sache, deren Wesen darin besteht, daß die Kräfte eines Menschen großentheils nicht für ihn selbst, sondern für Andere verwendet werden, woraus für ihn theils Ueberlassung mit Arbeit, theils kärgliche Befriedigung seiner Bedürfnisse entspringt. Und der Unterschied zwischen dem einen und anderen Zustand ist nur der, daß die Sklaverei durch Gewalt, die Armuth durch List Anderer herbeigeführt wird. Das Proletariat hat seinen Ursprung darin, daß für einige Wenige das Entbehrliche, Ueberflüssige, künstliche Bedürfnisse Befriedigende auf Kosten des Unentbehrlichen, des Nothwendigen geschaffen werden muß. Der Luxus der Wenigen führt nothwendig übermäßige Arbeit und schlechtes Leben der Andern herbei. Schopenhauer sieht aber in den Fortschritten der Technologie ein Mittel, viele Arbeitskräfte frei zu machen für die Erreichung einer allgemeinen Geistescultur der Menschheit, ohne daß freilich darum die allgemeine Ordnung der Gesellschaft, gemäß deren über der Arbeit, die Stirner menschliche Arbeit nennt, eine Arbeit der Leitung, Ordnung und Vorausberechnung der Production besteht, aufgehoben wird, was Marx von der Befreiung der Menschheit aus den Fesseln des Privateigenthums hofft. Was die geistige Förderung der Menschheit anlangt, so ist Marx der Ansicht, daß die Verkürzung des Arbeitstages die Grundbedingung dafür ist, daß menschliche Kraftentwickelung, die sich als Selbstzweck gilt, das wahre Reich der Freiheit bringen kann. Schopenhauer dagegen sagt: „Unser praktisches reales Leben ist, wenn nicht die Leidenschaften es bewegen, langweilig und fade; dagegen sind die allein beglückt, denen irgend ein Ueberschuß des Intellekts über das zum Dienste ihres Willens erforderte Maß zutheil geworden ist; denn damit führen sie neben ihrem wirklichen noch ein intellektuelles Leben, das sie fortwährend auf eine schmerzlose Weise und doch lebhaft beschäftigt und unterhält. Bloße Muße, d. h. durch den Dienst des Willens unbeschäftigter Intellekt, reicht nicht dazu aus, sondern ein wirklicher Ueberschuß an Kraft ist erforderlich; denn nur dieser befähigt zu einer dem Willen nicht dienenden, rein geistigen Beschäftigung, hingegen otium sine litteris mors est et hominis vivi sepultura." Der große Unterschied der beiden Auffassungen, von denen wir der Schopenhauers den Vorzug geben müssen, ist der, daß Marx alle menschliche Arbeitskraft als gleich ansieht, Schopenhauer aber die Verschiedenheit der menschlichen Arbeitskräfte betont.

Weder die Behauptung, daß Marx verhegelt sei, noch daß er sich ganz von Hegel losgelöst habe, ist richtig; was Marx für falsch an ihm hielt, hat er abgestoßen, das Richtige behalten, und daß es ihm sehr ernst war, gerade über sein Verhältniß zu diesem Philosophen, dessen Bedeutung heute ebenso unterschätzt wird, wie sie ehemals überschätzt wurde, kein Mißverständniß aufkommen zu lassen, beweisen die mannichfachen satirischen und ernsten Ausführungen, die er an verschiedenen Stellen und zu verschiedener Zeit gab. Marx macht Hegel den Vorwurf, er löse alles in blutlose Ideen auf, verwandle die Wirklichkeit in der Wirklichkeit bare Begriffe. So wenig nun auch diese allgemeine Phrase als eine treffende Kritik der Hegel'schen Philosophie (höchstens der mißverstandenen) gelten kann, so beweist sie doch, daß Marx sich bemühte, von Hegel frei zu werden, wobei ihm nur das Unglück passirte, daß er es war, der die Wirklichkeit in fleisch- und blutlose Begriffe auflöste. Nicht als ob er von der Darstellung wirklicher Entwicklung abgesehen hätte, aber was sich davon bei ihm befindet, ist so verflochten mit abstrakten Gedankenreihen, mit der Spekulation, daß es unmöglich ist, beides auseinander zu halten, was auch von Marx gar nicht beabsichtigt war. Er hat das, was an seinen Schilderungen der Wirklichkeit entnommen war, gar künstlich und fein mit Abstraktem gemischt und so den Anschein zu erwecken verstanden, daß alles, was er bietet, Wirklichkeit ist. — Die Bemühungen Engels, der Welt plausibel zu machen, daß, abgesehen von Rousseau, Marx die Dialektik, das ist die Wissenschaft von den Bewegungs- und Entwicklungsgesetzen, zum erstenmal auf das wirthschaftliche Leben angewandt habe, sind vergeblich, da der Schöpfer der modernen Handhabung der Dialektik, Hegel selbst, dies in ganz systematischer Weise gethan hat. Hegel geht vom Bedürfnisse aus, das zur Arbeit antreibt und sich im Genuß befriedigt. Die Arbeit des Einzelnen aber sichert ihm die Befriedigung seiner Bedürfnisse nicht, sondern alle Glieder der Gesellschaft sind, um diese Bedürfnißbefriedigung zu erreichen, in physischer Abhängigkeit voneinander. Ihre Arbeit richtet sich nicht auf die Befriedigung individueller Bedürfnisse; die Einzelnen stellen im Verhältniß zu ihren Bedürfnissen Ueberfluß an Produkten her, der durch Tausch erst mittelbar der Bedürfnißbefriedigung des Einzelnen dienen kann. Damit wird der Einzelne von einer fremden Macht, über die er nichts vermag, abhängig. Diese entscheidet darüber, ob der Ueberfluß, den er produzirt und besitzt, ihm dazu hilft, alle seine Bedürfnisse zu befriedigen. Die Beziehung zwischen dem von dem Einzelnen produzirten, für den Austausch bestimmten Ueberschuß und dem Bedürfniß der Einzelnen nach dem Ueberschuß der Anderen, d. i. der Werth, ist unabhängig von dem Einzelnen und wandelbar. Das bewußtlose, blinde Ganze der Bedürfnisse und der Arten ihrer Befriedigung ist das Regierende in der Wirthschaft. — Hegel entwickelt so die Differenzirung der Gesellschaft im Prozeß der Bedürfnißbefriedigung zu Reichthum und Herrschaft auf der einen und Armuth auf der anderen Seite. Der einzelne ungeheuer Reiche wird eine Macht; er hebt die Form der durchgehenden physischen Abhängigkeit auf. Alsdann bringt der hohe Reichthum, der gleicherweise mit der tiefsten Armuth verbunden ist, mechanisch hervor, und dies rein Quantitative, bis zum Begriffe vereinzelte Unorganische der Arbeit ist unmittelbar die größte Roheit. Der erste Charakter des Standes, des Erwerbs, daß er einer organischen, absoluten Anschauung und der Achtung für ein objektiv außer ihm gesetztes Göttliches fähig ist, fällt hinweg und die Bestialität der Verachtung alles Hohen tritt ein. Das

Weisheitslose, das rein Allgemeine, die Masse des Reichthums ist das Ansich, und das absolute Band des Volkes, das Sittliche, ist geschwunden, und das Volk aufgelöst. — Diese Ausführungen zeigen uns, wie Wenckstern richtig sagt, daß der Gedankengang des Kapitals von Hegel bereits im Jahre 1802 in seinen beiden vornehmsten Bestandtheilen entwickelt ist: in das Zerfallen der Gesellschaft in Reichthum und Armuth, und in die physische Abhängigkeit der Menschen von den Sachen, den Waaren, die im Reichthum verkörpert sind, welche je länger, je mehr an die Stelle der Abhängigkeit der Menschen voneinander, der sittlichen Abhängigkeit tritt. Hegel stellt das Problem so, daß die Gesellschaft sich des bewußtlosen blinden Schicksals, das in der Form des Werths die Wirthschaft regiert, bemächtigen muß, der Ungleichheit und der aus ihr drohenden allgemeinen Zerstörung aufs höchste entgegenzuarbeiten hat durch Konstituirung einer Gesellschaft, in der „eine lebendige Abhängigkeit und ein Verhältniß von Individualität zu Individualität, ein innerer immer thätiger Zusammenhang, der nicht der der physischen Abhängigkeit ist, eintritt." Die ständische Gesellschaft, der ständische Staat, den Hegel später als die konstituirte Gesellschaft ansieht, ist nicht die Gesellschaft, die er oben hat bezeichnen wollen. „Das Wesentliche in seiner Auffassung von der Gesellschaft, als einer von der Befriedigung der Bedürfnisse abhängigen, ist vielmehr die Erkenntniß, daß, wenn einseitig die eine Potenz, der Werth, ohne jede Beschränkung durch andere Potenzen, die Befriedigung der Bedürfnisse regelt, die Sache zum Herrn und zur Zerstörerin des Menschen wird; daß deßhalb die anderen Potenzen, Moral, Recht, Religion wirksam werden müssen, um jene Entwicklung zu hindern und in Konkurrenz mit dem Werth als Regulatoren der Wirthschaft die Verhältnisse der Glieder der Gesellschaft zu einander und zum Ganzen zu regeln."

Auch die materialistische Geschichtsauffassung ist nicht ausschließliches geistiges Eigenthum von Marx, sondern ein französischer Schriftsteller, Jules le Chevalier, hat sie 1833 in einer fourieristischen Zeitschrift: „Reforme industrielle" entwickelt. Die kurze Darstellung jedoch, die Wenckstern von der Lehre Chevaliers gibt, läßt uns den Vergleich mit Marx sehr gezwungen erscheinen. Die klare Bestimmtheit, mit der Marx seine Geschichtsauffassung anwendet, verblaßt zu einem tastenden Versuche bei Chevalier.

Dem Versuche, Marx mit Kant in Beziehung zu setzen, oder vielmehr jenen an diesem zu messen, müssen wir widerstreben. Marx hat sich mit Kant selbst nicht auseinandergesetzt, und für Marx Engels und seine Anschauungen zu substituiren, wie dies Wenckstern thut, scheint uns, trotzdem die beiden Sozialisten ja entschieden in dem Verhältnisse einer geistigen Symbiose gestanden haben, zu kühn.

Wenn sich so bei dem Vergleiche der Lehren Marxens mit denen der Philosophen mancherlei Beziehungen auf der einen Seite und lehrreiche Abweichungen auf der andern ergeben, so möchten wir uns gegen den Vorwurf verwahren, als sei es die Absicht gewesen, diese Beziehungen etwa dargestellt zu haben, um den unausgesprochenen Verdacht des Plagiats gegen Marx zu erwecken. Ein solcher Versuch würde unsachlich sein, denn Marx selbst hat immer betont, daß er seine Lehre auf Vorgänger basirt habe, die die eine oder andere Anschauung mehr oder weniger klar entwickelt hätten; außerdem ist es das gute Recht eines Schriftstellers, der ein Werk, wie das Kapital, schreibt, zu benutzen, was Andere vorher gedacht und geschrieben haben.

Lobrandt.

Pfungsts „Laskaris".

Als ich vor zwei Jahren an dieser Stelle Arthur Pfungst als Lyriker zu charakterisiren versuchte,[1]) gedachte ich auch zugleich schon seiner größeren epischen Dichtung „Laskaris", von der damals zwei Theile, der erste soeben in zweiter Auflage, erschienen waren, der abschließende dritte aber noch ausstand; seither hat nicht nur auch der zweite Theil eine neue Auflage erlebt, vor kurzem folgte auch der letzte und es liegt also nunmehr das Ganze, dreimal zwölf Gesänge in zehnzeiligen Strophen, vollendet vor.[2]) Nicht hastig auf den Markt geworfen, vielmehr, wie es die Art des Dichters auch sonst ist, langsam gereift, trägt es das wirklich zutreffende horazische Nonum prematur in annum nicht nur äußerlich auf dem Titelblatt des Schlußbandes, es gibt auch in sich mit seinen Vorzügen und seinen Schwächen Zeugniß von dem ernsten Streben und Ringen seines Verfassers, aus dessen innerster Denk- und Empfindungsweise heraus es geboren ist: ein ernstes, vielen gewiß nur zu ernstes Werk, nicht zu flüchtiger, zerstreuender Unterhaltung, sondern für ernste, Sammlung und Vertiefung liebende Leser.

Dieser persönliche Zug, im Verein allerdings mit noch andern auch für den Lyriker werthvollen Eigenschaften, war es aber, der mich seinerzeit veranlaßte und berechtigte, von den Gedichten aus auch einen raschen vergleichenden Blick auf das damals noch unvollendete Epos zu werfen. Denn gemeinsam ist beiden das Grundthema, die Frage, ob das Leben denn auch lebenswerth sei, und, wie der Schluß des „Laskaris" es jetzt schärfer als ich erwartete, ausspricht, auch die verneinende Antwort; gemeinsam auch die mit solch pessimistischer Lebensanschauung fast in Widerspruch stehende Schönheitsfreudigkeit der Phantasie, die, gepaart mit Adel und Wärme der Empfindung, sich auch in einer Sprache und in Versen ausspricht, denen man, trotz einzelner Härten im allgemeinen, eine nicht gewöhnliche Schönheit, Wohllaut und Schwung nachrühmen muß. Aber es ist doch ein anderes, ob eine solche Lebensanschauung in einer Reihe kleinerer lyrischer Gedichte zu Worte kommt, oder als Grundgedanke eine größere Dichtung beherrscht. Jene mögen als der künstlerische Ausdruck einer Stimmung, die wenn auch nicht als Grundton, doch vorübergehend keinem Menschenleben ganz fremd bleibt, auch in der Seele eines ganz entgegengesetzt Denkenden einen verwandten Widerhall wecken, und es kommt wirklich nur darauf an, daß die Empfindung recht und wahrhaft poetisch ausgesprochen ist. Im andern Fall dagegen kann es leicht geschehen, daß der Widerspruch des Lesers gegen eine ihm innerlich fremde und widerstrebende Anschauung, wenn sie ihm mit dem Anspruch auf objective Gültigkeit entgegentritt, sich auf die Dichtung selbst übertrage, und auch die Gefahr wird größer, daß der philosophische Gedanke selbst den Schwung der Phantasie lähme und die poetische Wirkung des Ganzen drücke. Diese Klippen hat denn auch unser Dichter wohlweislich möglichst zu vermeiden gesucht. Seine Dichtung hat einen entschieden philosophischen Zug; aber er quält nicht etwa sich und den Leser an der undankbaren, widerspruchsvollen Bemühung ab, eine philosophische Weltanschauung mit dichterischen Mitteln philosophisch begründen zu wollen; er versucht vielmehr sie uns an einem Menschenschicksal als dessen Summe innerlich miterleben zu lassen; dazu bedarf es nicht so sehr der gleichen Ueberzeugung auf Seite des Lesers als der entsprechenden, folgerichtig zwingen-

[1]) Vgl. die Beilage zur Allg. Ztg., 19. Juni 1895.

[2]) Laskaris. Eine Dichtung von Arthur Pfungst. Erster Theil: Laskaris' Jugend. Leipzig, W. Friedrich (1890). Zweite durchgesehene Auflage (1896). — Zweiter Theil: Der Alchymist. Leipzig, W. Friedrich (1893). Zweite durchgesehene Auflage (1895). — Dritter Theil: Philotheos. Berlin, F. Dümmler 1897.

Digitized by Google

den Führung der Handlung und der inneren Entwicklung des Helden.

Der erste Theil der Dichtung, „Laskaris' Jugend", führt uns nach Cypern, der Heimath des Helden, der an Stelle seines früh verstorbenen Vaters in dem reichen Philalethes seinen väterlichen Freund und Lehrer gefunden hat, nach Rhodus, der Heimath dieses Weisen, auf der er ein Kloster mit einem Krankenhaus errichtet hat, wo auch sein Schüler eine Zeit lang weilt und den Jugendtraum der ersten Liebe träumt, und nach dem windumbrausten Samothrake, wo Philalethes in jahrelanger Zurückgezogenheit die von Tausenden vergebens gesuchte Panacee gefunden, die er sterbend seinem Liebling Laskaris vererbt. Geschickt wird gleich im ersten Gesang das Problem aufgestellt in dem Gegensatz zwischen dem jugendlichen Helden, den ein unklarer, aber starker Thatendrang hinaustreibt in die Welt, um darin zu erringen, was das Leben zu bieten hat: Glück, Liebe, Reichthum, Macht, und dem greisen Philalethes, der aus langer Erfahrung weiß, wie nichtig das Leben, und daß Seelenfrieden nur im Entsagen zu finden sei. Nicht ebenso tief blickt Basilius, der Abt jenes Klosters auf Rhodus, dem Leben auf den Grund: auch er „zog viele Straßen in der Welt" und „weiß, was sie verspricht und was sie hält"; aber „ein Hauch der Jugend ist ihm treu geblieben, er kann die Rose trotz der Dornen lieben", und er weist Laskaris auf die Heldenthaten der Johanniter, noch mehr aber auf ihre stillen Werke der Menschenliebe hin. Und in dieser, in der abgeklärten Milde, dem Mitleid mit der ringenden und leidenden Menschheit, begegnet er sich trotz der verschiedenen Richtung ihrer Anschauung doch mit Philalethes. Indeß die Umgebung, in der Laskaris aufwächst, seine schöne, sagenumwobene Heimathinsel, „wo Tod und Leben so unvermittelt ineinander fließen", mag schon in dem Knaben mitten in sonnigster Schönheitsseligkeit eine dunkle Ahnung von dem Widerspruch des Lebens sich regen lassen und den Grund seiner Seele vorbereiten für die Saat seines Lehrers Philalethes; dessen Worte mögen seinen Blick schärfen für die Schattenseiten des Lebens; jener müßte doch der Weise nicht sein, der er ist, wenn er nicht wüßte, daß auch sein Schüler die eigene Erfahrung nicht überspringen, und daß ihn „allein das Leben heilen" könne und werde. In dieses muß er denn auch seinem Drange folgend hinaus.

Bis zu diesem Punkte fehlt es, abgesehen von der Bemühung um die Panacee, an jeder bestimmten Andeutung über die Zeit der Handlung. Im zweiten und dritten Theile dagegen wird Laskaris aber durch jenes Erbe seines Lehrers an die Seite Augusts des Starken und Karls XII. gerückt, und deren Krieg bildet den geschichtlichen Hintergrund seiner weiteren Schicksale. Der zweite Theil führt von diesem Besitz der Panacee und deren Bedeutung für die Gestaltung des Geschickes des Helden geradezu seinen besonderen Titel der „Alchymist". Wir finden diesen nach langer Wanderung in Dresden wieder als Gehülfen des Apothekers Meister Heinrich von der Linden, in dessen schönen Tochter Irene er eine treue, hingebungsvolle Gattin erringt. An dem prachtliebenden Hofe Augusts, dessen Goldbedürftigkeit er zu Hülfe kommt, lernt er das Glück kennen, das die Macht im Genusse von Glanz und Schönheit geben kann, aber auch die Herzenswirren, in die ihn diese in Gestalt Aurora's verstrickt, und den Verderb und die Willkür des Despoten, aus dessen Haft ihn nur die Treue der Gattin befreit. Auf dem Höhepunkt seines nicht ohne eigene Schuld so bald getrübten Familienglückes an ihrer Seite war ihm das Leben einen Augenblick werth erschienen, gelebt zu werden.

Die Erfahrungen, die Laskaris am Dresdener Hofe gemacht, ergänzt in dem nach seinem Sohne „Philalethes" genannten dritten Theil zunächst sein Verkehr mit Karl XII., in dessen Lager ihn der Haß und das Bedürfniß nach Rache an August führt. Er vergleicht: der heißblütige Polenkönig erstrebte Macht und Sieg nur um des Genusses willen; dem schwedischen Helden ist der Genuß der Größe nichts, der Sieg, die Macht selbst alles. Laskaris, in dessen Brust das Verlangen nach Frieden gelegt ist, dem es „herrlich schien, im Genuß zu leben", und der doch zugleich ein „Vollbringer" sein wollte, genügt weder das eine noch das andere allein; ihn verlangt es nach einem höheren Gut, er fragt: „Was ist das höchste Gut? Ich will es haben!" Darüber aber verliert er nicht nur mit dem Tode Irenens den besten Theil seines häuslichen Glückes, sein ganzes Leben muthet ihn, wenn er es überschaut, fremd an: er ist bei der Einsicht des Determinismus angelangt, daß seine Thaten nicht die seinigen waren, daß er nur einer dunklen unentrinnbaren Nothwendigkeit gehorchte, und so jeder, Geschlecht auf Geschlecht, ohne Ende. Jetzt versteht er seinen Lehrer Philalethes, dessen Wort er „lehrend weiter tragen" will. Aber sein junger Sohn faßt diese Kunde so wenig, wie einst er selbst, und mit dem Lebensfaden dieses seines einzigen Kindes, das schon lang den Tod in sich getragen und nur zum Schein genesen war, zerreißt das letzte Band, das ihn noch mit der Welt verknüpfte. Das Leben scheint ihm nicht mehr werth, gelebt zu werden. Als er nach langem einsamen Grübeln von seinem Herrensitz auf Schoonen, den ihm der Dank Karls XII. angewiesen, aufbricht in Sehnsucht nach der Heimath und sein Schiff im Sturm an Cyperns Küste strandet, da wölbt sich die Herrlichkeit des wieder beruhigten Himmels, die er nicht mehr schauen sollte, über dem salzigen Grab eines „müden" Mannes, der vom Leben nichts mehr hoffte und wollte, als „auf heimathlicher Insel sterben".

„Das Leben ist nicht werth gelebt zu werden." Das ist also für Laskaris das Ergebniß seiner Lebenserfahrung. Für ihn selbst und sein Leben, das er gelebt, mag die Rechnung stimmen. Aber ist das Ergebniß auch so allgemein überzeugend und zwingend, daß auch der Leser nicht umhin kann, es anzuerkennen? Diese Frage möchte ich nicht ohne weiteres mit Ja beantworten. Selbstverständlich kann es sich, wie schon gesagt, dabei nicht um einen Beweis in wissenschaftlichem Sinn handeln, sondern nur um ein Miterleben und Aneignen in der Phantasie; denn nur so ist das Problem überhaupt dichterischer Behandlung zugänglich, und vor einem solchen Miterleben verstummt ja wohl auch der Streit der Meinungen, der angesichts der philosophischen Theorie sofort laut zu werden droht. Um den Leser aber jenes Ergebniß mit zwingender Macht miterleben zu lassen, mußte die individuelle Lebenserfahrung des Helden zugleich typisch für das menschliche Leben und Schicksal überhaupt sein. Das ist sie nun wohl insofern, als Laskaris, wie jeder Mensch, nach Glück strebt, reines, ungetrübtes Glück aber nicht zu erringen, oder doch nicht festzuhalten vermag. Aber das Glück ist ein relativer Begriff, und „welches höchste Gut ein Mensch begehrt, zeigt, was er sich, was er der Menschheit werth". Was den einen befriedigen mag, weist ein anderer weit von sich, ja ein dritter ist vielleicht in angeborener oder anerzogener Neigung zur Unzufriedenheit überhaupt nie zu befriedigen; für ihn ist es überhaupt gleichgültig, was er erlebt. Soweit der Held ein Charakter dieser letzten Art ist, wäre er freilich viel eher geeignet zur Veranschaulichung der Tragik pessimistischer Anschauung, insofern es ihrem Wesen nach ihr Verhängniß ist, auch die an sich befriedigendsten Zustände in ihr Gegentheil zu verkehren, als zu ihrer Begründung. In der That aber sträubt sich Laskaris trotz der erwähnten Jugendeindrücke und der Lehren seines Meisters Philalethes solang als möglich gegen die Ueberzeugung

von der Nichtigkeit des Lebens, und wenn diese Entwicklung sich nicht so geradlinig fortschreitend wie ein Rechenexempel vollzieht, sondern unter Schwankungen und Rückfällen, so ist dies viel mehr ein Vorzug, als ein Fehler. In keinem Fall aber ist es für ihn gleichgültig, was er erlebt. „Und wenn es alles gibt — was kann es geben?“ fragt Philalethes und spricht damit seine Ansicht vom Leben ganz treffend aus. Dies muß aber nothwendig auch Laskaris erfahren, wenn sein Leben die Probe auf die Richtigkeit der Lebensanschauung seines Lehrers werden soll. Es wäre daher ohne Zweifel nicht genug, daß er die von niemand geleugneten Leiden, Unzulänglichkeiten und Widersprüche des Lebens selbst kennen lernte; er muß auch das Glück möglichst voll genießen, ja ein Höchstes von anerkanntem Werth erreichen, um auch davon zuletzt sich unbefriedigt abzuwenden, und zwar nicht in augenblicklicher launischer Verstimmung, sondern in unabweisbar auch dem Leser sich aufdrängender Einsicht, daß auch diese goldene Frucht innerlich hohl und taub sei. Nach einem solchen Höchsten ringt Laskaris auch wirklich. Glücklich zu sein in der Weise anderer Menschen um ihn her, die „fröhlich sind mit ihrer kleinen Pflicht“, ist ihm versagt; er kann sie vielleicht hinterher beneiden, aber nicht wie sie leben; dazu dünkt ihm ihr Erdendasein zu leer; ihm, dem ewig Unbefriedigten, scheint vielmehr wegen der Kürze unsres Lebens kaum eine Schicksalsgabe „groß genug, es auszufüllen“. Aber was erreicht er thatsächlich und was thut er, es zu erreichen? Unter den Lebensgütern lockt ihn vor allem die Macht; nicht mit Unrecht: sie gewährt die Freiheit zu wirken und zu schaffen. Aber wie erlebt er sie? Nie an sich selbst, nur an Anderen, als „Zweiter“ neben Mächtigeren, wie August und Karl. Und auch an diese Stelle rückt ihn nicht eigene Kraft, sondern die Panacee, dieses ästhetisch nicht ungefährliche Erbe seines Lehrers. Nicht als ob ich daran Anstoß nähme, daß der Held um das so reiche, vielgestaltige Leben möglichst zu erschöpfen auch an andern seine Erfahrung bereichere; ich könnte mir im Gegentheil zu diesem Zweck den Kreis seiner Umgebung noch viel weiter gezogen denken; aber das Wichtigste, das eigentlich Entscheidende müßte er doch immer an und in sich selbst erleben, und zwar nicht bloß leidend und betrachtend, sondern vor allem auch handelnd. Er, der nicht nur ein Genießender, sondern auch selbst ein „Vollbringer“ sein will, was thut er, um es zu werden; er, der unbefriedigt immer höher Strebende, was wirkt er, um seinem Leben den denkbar höchsten Gehalt zu geben? Auch die zwar enger umgrenzte, aber immerhin Spielraum genug gewährende Herrschaft auf Schemen nützt er dazu in keiner Weise aus.

Hier stoßen wir, so dünkt mich, auf das Grundgebrechen der Dichtung: Laskaris handelt zu wenig; zum mindesten sehen wir zu wenig davon; und so geschieht es wider den Willen des Dichters, daß uns an Stelle des titanischen Kampfes einer großen ganzen Menschennatur mit dem Leben, worau sich kräftigere Zeiten erhoben und worauf es auch hier offenbar abgesehen war, eigentlich doch nur der sehr moderne Widerspruch zwischen Wollen und Können eines anspruchsvollen, aber thatenlos mit sich und der Welt zerfallenden Grüblers zur Anschauung kommt. Insbesondere ein ergiebiges Motiv, das im ersten Theil mehrfach vernehmlich genug angeschlagen wird, um im Leser unbefriedigte Erwartungen zu erregen, ist leider im weiteren Verlauf ganz unbenutzt fallen gelassen worden. Laskaris scheint die Mahnungen zum Wirken für Andere, die nicht nur Basilius, sondern wiederholt, in dem schönen Gleichniß von den Sternen, Mond und Sonne (I, 5. Gesang) und später in seinem Vermächtniß, auch Philalethes an ihn gerichtet hat, und dessen eigenes Beispiel ganz vergessen zu haben. Er ist zu ausschließlich mit sich selbst beschäftigt und denkt nicht daran im Wirken für das Heil und den Fortschritt der Menschheit als ihr „Licht“ und „Trost“, wenn auch nicht eigenes Glück, so doch seinem Dasein höheren Werth zu erringen. Und doch hätte sich damit ein reiches Feld eröffnet für Erfolge nicht nur, sondern auch für Enttäuschungen, die, recht verknüpft und in das Licht unerbittlich nothwendigen Zusammenhangs gerückt, für das Endergebniß von größter Bedeutung hätten werden können. Es ist gewiß als eine Vertiefung der Frage anzuerkennen, daß nicht wie in mancher pessimistischen Theorie die Abrechnung zwischen Lust und Unlust, sondern der deterministische Gedanke, daß die Thaten eines Menschen, die größten wie die kleinsten, im Grunde nicht seine Thaten sind, eigentlich ausschlaggebend wird für die Abkehr des Helden vom Leben, für die der Tod seines Sohnes ja doch nur der zufällige äußere Anlaß, der Tropfen ist, der den Eimer überfließen läßt. Aber wie viel wirksamer müßte auch dieser Widerspruch des Lebens werden, wenn der Held wirklich ein „Vollbringer“ wäre!

Gegen die Durchführung des Grundgedankens kann ich also meine Bedenken nicht unterdrücken. Nichtsdestoweniger wäre es eine böse Einseitigkeit, den poetischen Werth des Werkes etwa darnach allein abzuschätzen und achtlos an den vielen und zum Theil großen Schönheiten vorbeizugehen, die es in allen Theilen nach verschiedenen Seiten zieren.

Den epischen Stil Homers wird von einer Dichtung wie diese wohl kein Verständiger fordern oder auch nur erwarten. Als Epiker im strengen Sinn wird sich ihr Dichter durch sie überhaupt kaum ausweisen können und er hat das auch schwerlich gewollt. Dazu sind ihm die Handlung und die Charaktere zu wenig um ihrer selbst willen wichtig und die naive Freude an der Ausbreitung eines bunten Fabelteppichs liegt ihm ferner als die Symbolik. Am meisten epischen Zug hat unstreitig der zweite Theil, und von diesem aus ließe sich am ehesten schließen, was der Dichter vielleicht vermöchte, wenn er sich einmal in einer rein erzählenden Dichtung ohne jede Nebenabsicht versuchen wollte. Da schreitet die Handlung am raschesten fort, auch die Leidenschaft flammt heißer auf, und die Erzählung fesselt daher am meisten um ihrer selbst willen; Unklarheiten wie sie der traumhaften Charisepisode des ersten Theils leider auch noch in der zweiten Auflage anhaften, kommen nicht weiter vor, und auch der Fall, daß wir, wie in der Schilderung der Zeitverhältnisse am Dresdener Hof und der Einführung Aurora's in die Handlung, mehr über die Dinge und Personen reden hören als diese selbst sehen, ist seltener und vereinzelter als in den beiden anderen Theilen. In diesen, namentlich dem ersten, tritt die äußere Handlung ungleich mehr zurück vor den inneren Erlebnissen und Kämpfen des Helden.

Aber zum Glück besitzt Pfungst die Gabe, Seelenstimmungen und Gemüthszustände verschiedener Art mit Verständniß zu entfalten und uns in ihren Bannkreis mit hineinzuziehen, mögen sie nun aus einem leidenschaftlich bewegten Herzen entspringen, oder aus einem sinnenden Kopf voll von einer ringenden Gedankenwelt, die im Grunde des Dichters eigene ist; und nicht selten weiß er dabei geschickt an ein Aeußeres anzuknüpfen und dadurch das Innerliche sinnlich zu beleben, oder den bewegenden Gedanken in eine symbolische Handlung umzuwandeln, wie in Ellens Märchen vom Jugendland, einer Parabel, die verdient, in jedes deutsche Lesebuch Eingang zu finden, und an sich nichts dadurch verliert, daß man sie vielleicht mit mehr Recht im entgegengesetzten Sinn deuten dürfte, als Warnung, nicht Schatten nachzujagen und darüber das Leben zu verlieren.

Digitized by Google

Ein lyrischer Hauch ist aber nicht bloß in solchen Stellen zu verspüren, er durchdringt das Ganze. Er weht uns namentlich warm entgegen aus den beseelten Schilderungen von mannichfach abwechselnder Stimmung und oft hoher Schönheit, die recht deutlich zeigen, wie trotz der ernsten Weltanschauung des Verfassers seine Phantasie nicht minder gern und mit offenem Auge bei dem Lichten, Schönen und Anmuthigen verweilt wie bei dem Düster-Erhabenen. Gleich der erste Theil verdankte gerade dieser Gabe nicht zum kleinsten Theil seine Wirkung, und jeder folgende bis zu dem ungemein stimmungsvollen, wehmüthig versöhnenden Schluß bestätigte sie aufs neue. Vereinzelt aber, wie in der hübschen Einführung in den Besitz auf Schoonen mit ihrer wohlangebrachten Schlußironie (III, 8. Gesang) belebt sich das ruhende aber nie todte Gemälde auch einmal zu einem glücklich bewegten, fortschreitenden Vorgang.

Jenes lyrischen Hauches entbehren aber auch die Betrachtungen nicht, mit denen der Dichter, seine Subjektivität nicht zurückdrängend, gern, besonders in den Eingängen der Gesänge, die Handlung zu begleiten pflegt. Wer es liebt, sich von ernsten, in schöner edler Form dargebotenen Gedanken, an denen auch das Herz seinen Antheil hat, anregen und wohl auch bewegen zu lassen, wird an diesen Stellen nicht minder Gefallen finden, wie an den kleineren lyrischen Gedichten des Verfassers, mit denen sich wegen der nahen Verwandtschaft der Motive vielfach Berührungen ergeben. Wer freilich die Lyrik auf das Lied einschränken und überhaupt von einer ihre Motive aus dem Gedankenleben entnehmenden Poesie nichts wissen will, wird den Dichter allerdings als Lyriker nur ebenso bedingt gelten lassen können, wie als Epiker. Aber die Natur vertheilt ihre Gaben in mannichfacher Mischung, und bei aller Hochachtung vor den reinen, echten Gattungen dürfen wir uns, meine ich, gerade in unsrer Zeit nicht durch einseitige Bedenken beirren lassen in der aufmunternden Anerkennung einer vornehmen dichterischen Begabung, wie sie sich in Pfungsts Gedichten und trotz gewisser nicht zu leugnender Gebrechen auch in seinem „Laskaris" bekundet.

H. Lambel.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **München**, 3. Nov. Gestern Abend starb der Professor der Experimentalphysik an der hiesigen Technischen Hochschule, ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Dr. Leonhard Sohncke.

* **Leipzig.** Am 1. November starb hier der ordentliche Professor der Agrikulturchemie an der hiesigen Universität und Direktor des Landwirthschaftlich-physiologischen und agrikulturchemischen Instituts Dr. Fr. Stohmann im 65. Lebensjahr. Seine Forschungen, die ihn zu einem der bedeutendsten Pflanzenchemiker der Gegenwart machten, betreffen die verschiedensten Zweige der Agrikulturchemie und besonders die Chemie der Düngemittel, worüber er mehrere sehr werthvolle Handbücher herausgab. Besonders sind seine kalorimetrischen Untersuchungen und seine Studien über den Wärmewerth der Nahrungsmittelbestandtheile zu erwähnen, die vielfach neue Gesichtspunkte für die Thierfütterung eröffneten. Die praktischen Resultate dieser Studien legte er in einer Schrift „Beiträge zur rationellen Fütterung der Wiederkäuer", sowie in vielen Einzelveröffentlichungen in landwirthschaftlichen Fachzeitungen nieder.

* **Berlin.** Unter allgemeiner Theilnahme feierte am 1. November der Nestor der deutschen Sprachwissenschaft Professor H. Steinthal sein 50jähriges Doktorjubiläum. Im Namen der Berliner Universität, welcher der Gelehrte 47 Jahre hindurch seine Lehrkraft gewidmet hat, erschien der Rector Schmoller. Die philosophische Fakultät hatte eine große Abordnung entsandt. Im Namen der Humboldt-Akademie sprach Dr. Max Hiesch. — Zum Nachfolger des verstorbenen Generalarztes, Professors Dr. Burchardt in der Leitung der Augenabtheilung der Charitee ist der Privatdozent und Assistenzarzt an der kgl. Universitäts-Augenklinik Dr. Richard Greff berufen worden. — Prof. Dr. Schlatter von der hiesigen theologischen Fakultät wird dem aus Tübingen an ihn ergangenen Rufe nicht Folge leisten. — Die Zahl der Damen, welche an der Berliner Universität den Vorlesungen beiwohnen, hat noch niemals eine solche Höhe erreicht, wie mit Beginn dieses Wintersemesters. Ungefähr 200 Zuhörerinnen haben sich für den Besuch der Vorlesungen vorschriftsmäßig angemeldet und sind auf Grund ihrer Zeugnisse zu denselben zugelassen worden. Die Vorlesungen, welche die Damen hören, erstrecken sich auf die juristische, medizinische und philosophische Fakultät. — Der kommissarische Direktor des Seminars für orientalische Sprachen, Geh. Regierungsrath Prof. Dr. Sachau, hat Ende voriger Woche in Begleitung des Baumeisters R. Koldewey und mit Unterstützung der kgl. Akademie der Wissenschaften eine Forschungsreise nach dem Orient angetreten. Die Expedition soll nach Mesopotamien gehen und die Trümmerstätte von Kalaat Schergat, wo einst die alte Stadt Assur stand, besonders durchforschen.

* **Jena.** Die Privatdozenten der medizinischen Fakultät Dr. Max Matthes und Zahnarzt Dr. Adolf Witzel, der Privatdozent der Philosophie Dr. Franz Erhart und der Privatdozent Dr. Otto Knopf, Observator der Sternwarte, sind zu außerordentlichen Professoren ernannt worden.

* **Aus Oesterreich.** Der Ingenieur des krainischen Landesausschusses, Johann Vladimir Heasly, ist zum ordentlichen Professor der Kulturtechnik an der tschechischen Technischen Hochschule in Prag und der Ingenieur des galizischen Landesausschusses und Honorardozent der Technischen Hochschule in Lemberg, Leo Syraczynski, zum außerordentlichen Professor für Encyklopädie der Bergbaukunde, Naphthabergbau und Tiefbohrkunde an der genannten Hochschule ernannt worden. — In Wien starb am 31. Oktober der klerikale Reichstagsabgeordnete für Kufstein, Dr. Ambros Mayr, Gymnasialprofessor, Dichter und Literarhistoriker in Trient. Er war der Herausgeber von Hans Perthalers Schriften, veröffentlichte lyrische Gedichte unter dem Titel „Hundert Lieder" und „Selige Stunden", die reichen Beifall fanden und begründete das „Tiroler Dichterbuch", eine Sammlung von Tiroler Dichtungen von den Anfängen bis auf die jetzigen Tage. In Bozen hat Professor Mayr eifrig bei den Vorarbeiten für die Errichtung des Denkmals für Walther von der Vogelweide mitgewirkt und eine Festschrift „Zu Walthers Ehre" veröffentlicht.

-ir. **Aus den Niederlanden.** In Friesland feierte man kürzlich den 100jährigen Geburtstag des Dr. Eeltje Halbertsma (geboren 8. Oktober 1797). Wer einigermaßen mit friesischer Sprache und Literatur bekannt ist, weiß, wieviel die Friesen den Gebrüdern Dr. Eeltje Halbertsma, Dr. Joost Halbertsma und Tjalling Halbertsma verdanken, deren „Riemen und Teltjes" für sie dieselbe Bedeutung haben, wie Fr. Reuters Werke für die Mecklenburger. In weiteren Kreisen ist allerdings nur Joost Halbertsma besonders bekannt geworden, da er nicht nur ein beliebter friesischer Schriftsteller, sondern auch ein gelehrter niederländischer Sprachkenner war. Allein sein Bruder Dr. Eeltje war doch weit dichterischer begabt. Seine gefühlvollen „Santjes" gehören zu dem Besten, was in friesischer Sprache geschrieben wurde und sprechen die heutigen Friesen mehr an, als die älteren, übrigens sehr bedeutenden Schriften von Gysbert Japix. Kein Wunder, daß die Friesen gerade ihn verherrlichen. Die Festlichkeiten an verschiedenen Orten (Reden, Deklamationen, dramatische Aufführungen, Gesänge in friesischer Sprache) erregten bei den Friesen neue Begeisterung für ihren Dialekt. Die bestehenden Vereine zur Beförderung der friesischen Sprache erhielten einen großen Zuwachs von Mitgliedern, an anderen Orten wurden neue Zweigvereine gegründet.

* **Rom**, 1. Nov. Gestern starb hier der berühmte Kunstforscher Giovanni Battista Cavalcaselle im Alter von 77 Jahren am Schlagfluß. Das Hauptwerk des Mannes, der zuletzt das Kunstreferat im Ministerium der öffentlichen Erziehung verwaltete, ist seine in Gemeinschaft mit dem Engländer J. A. Crowe verfaßte „New history of painting in Italy" (London, 1864—1872; deutsch von Max Jordan). Die Bekanntschaft der beiden Schriftsteller, die beide als Maler begonnen und sich dann der theoretischen Kunstbetrachtung zugewandt hatten, wurde durch eine zufällige Begegnung in einem deutschen Postwagen vermittelt, gerade jetzt vor 50 Jahren. Cavalcaselle lebte damals von München, wo er eine Zeit lang gemalt hatte, nach Italien zurück. Die innere Verwandtschaft zwischen ihm und Crowe führte zu einem engen geistigen Bündniß, zu einer Art gemeinsamen Schaffens, wie sie sehr selten ist. Das Hauptwerk, das sie gaben, ist durch die neuere Spezialforschung vielfach überholt, aber man darf nicht vergessen, daß es dieser erst die

Digitized by Google

Grundlage gegeben hat. Der „Crowe und Cavalcaselle“ wird auch in Zukunft dem Forscher unentbehrlich bleiben und den Namen des Verstorbenen weitertragen.

* **Aus Rußland.** Der dänische Pr.-Lieut. Olufsen, der sich kürzlich in Odessa einige Zeit aufhielt, rüstet, den „Od. Now.“ zufolge, sich zu einer neuen Pamir-Expedition. Olufsen wurde unlängst von der Kaiserin-Wittwe Maria Feodorowna empfangen und berichtete ihr über seine erste Reise nach dem Pamir und über seine Vorbereitungen zur neuen Unternehmung, für die besondere Zelte hergestellt werden, in denen die Reisenden im Winter zu wohnen beabsichtigen. Das Klima im Pamir hat bekanntlich infolge der hohen Lage des Landes einen rauhen, fast polaren Charakter. Die von Olufsen mitgebrachte reiche ethnographische Sammlung ist von dem Nationalmuseum in Kopenhagen erworben worden. — Auch das bei der Petersburger Abtheilung der Kaiserlichen Gesellschaft zur Förderung der russischen Seehandelsschiffahrt bestehende Komitee zur Unterstützung der im Norden des Reichs lebenden Pomoren beabsichtigt, eine neue, neben kommerziellen in erster Linie auch wissenschaftliche Zwecke verfolgende Expedition nach der Muemanküste auszurüsten und ist gegenwärtig mit den Vorarbeiten zu derselben beschäftigt. Zu diesem Zwecke hatte das Komitee den Zoologen N. M. Kaipowitsch ins Ausland gesandt, woselbst derselbe im verflossenen Sommer die Küsten Schwedens, Norwegens, Deutschlands, Dänemarks, Englands und Schottlands besucht und die an denselben gelegenen Fischereien in Augenschein genommen hat. Als Mitglieder der neuen Expedition sollen Kaipowitsch und einige andere junge Gelehrte berufen werden, welche ihre Reise auf einem im Auslande schon bestellten Fahrzeuge zu unternehmen gedenken, das vom Komitee entsprechend ausgerüstet werden soll. — Der bekannte Forschungsreisende G. N. Potanin ist kürzlich in Moskau eingetroffen. Der ausgezeichnete Kenner Zentralasiens beschäftigte sich in den letzten Jahren hauptsächlich mit dem vergleichenden Studium der asiatischen und europäischen Volksmärchen behufs Klarlegung der kulturhistorischen Beziehungen zwischen dem Westen und Osten. Er hat den „Russk. Wed.“ zufolge bereits eine Reihe derartiger Arbeiten veröffentlicht und plant jetzt, ein großes Werk herauszugeben, das den Einfluß Asiens auf die europäische Volksdichtung zusammenfassend behandelt. — Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften hat in nächster Zeit eine werthvolle Bereicherung ihrer Sammlungen zu erwarten. Der frühere russische Rittmeister Gurjenko ist nämlich von seinen Kreuz- und Querzügen durch Abessynien nach Petersburg zurückgekehrt und beabsichtigt, die von ihm gesammelten reichhaltigen ethnographischen, botanischen, zoologischen und numismatischen Kollektionen der Akademie zum Geschenk darzubringen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Prof. Dr. Th. Klett u. Prof. Dr. O. Trenber: Lehrbuch der Weltgeschichte für obere Classen der Gymnasien und Realschulen, sowie zum Selbstunterricht. III. Theil: Neue Zeit. Stuttgart, Paul Neff 1897. — Dr. Stephan Lederer: Die Wiederbelebung der Canisi'schen Katechese. 1. Theil: Die Fundamentirung des Glaubens in Verstand und Willen. Selbstverlag des Verfassers. Pirmasens 1897. — *Renato Fucini:* Le Veglie di Neri. 6. illustrirte Auflage. Mailand, U. Hoepli 1898. — *Giulio Brocherel:* Alpinismo (Manuali Hoepli). Ebd. — *Manfredo Cagni:* Il libro d'oro della vita. 2. Aufl. Ebd. — *Victor Barrucand:* Memoires et Notes de Choudieu (1761—1838). Paris, E. Plon, Nourrit et Co. 1897. — L. Ramann: Allgemeine Erziehe und Unterrichtslehre. Der Clavierunterricht. 2. Aufl. Leipzig, Schmidt u. Günther 1898. — Maximilian Graf York v. Wartenburg: Kurze Uebersicht der Feldzüge Alexanders des Großen. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1897. — Fritz Hönig: Der Volkskrieg an der Loire im Herbst 1870. 5. Bd.: Die entscheidenden Tage vor Orleans im Herbst 1870. 3. Theil: Die Auflösung des franz. Heeres vor Orleans. Ebd. — Walter H. v. Mach: Leitfaden für die Ausbildung der Recruten im Schulschießen. Leipzig, Zuckschwerdt u. Co. 1897. — Derselbe: Die Ausbildung der Recruten der Infanterie. In Wochenzetteln bearbeitet. Ebd. — *Neoglottia:* Kritische Rundschau auf dem Gebiet der neueren Sprachen und Literaturen. Hggb. v. Dr. Adolf Kreßner. 1. Jahrg., Nr. 1 u. 2. 1. Oct. 1897. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung, Gebhardt u. Wilisch. — Daheim-Kalender für 1898. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing.

Deutsche Nähmaschinen

bester Qualitäten,

ausgestattet mit allen neuesten Erfindungen. Vollkommener Mechanismus, rasches Nähen, elegante Ausstattung, bescheidene Preise.

Kaiserl. Erhöhung bei Theilzahlung.

Kataloge und Versandt franko.

Reellste Bedienung.

Chr. N. Schad, München,

Hoflieferant, (13968)

Perusastrasse 11 ✲ Kaulbachstrasse 9.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1897. 120. Band. Neuntes Heft.

Inhalt: Dante in Deutschland. (V.) — Die ländlichen Verhältnisse Bayerns seit dem Ausgange des Mittelalters. — Römische Jubiläumserinnerungen des Jahres 1897. II. Thorwaldsen in Rom. 1797. — Brief aus Ungarn. — Regierungskunst in Preußen. — Ein fürstlicher Beichtbrief. — Der Kirchenstaat und die soziale Frage. (16430)

Prosadichtungen von Wilhelm Busch:

Der **Schmetterling.** Mit 20 Zeichnungen. Kl. Okt. Kart. M. 2.—

Eduard's Traum. Klein Oktav. Kart. M. 2.—

Wir enthalten uns jeder Anpreisung dieser beiden, neuesten Schöpfungen Busch's, indem wir auf die „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ Nr. 244 verweisen.

Von demselben Verfasser erschien:

„Kritik des Herzens.“ 5. Auflage. In Format u. Ausstattung genau wie die obigen. Kart. M. 2.—

Fr. Bassermann'sche Verlagsbuchhandl., München. (16425)

Soeben erschien in meinem Verlage:

Gestaltung und Kritik der heutigen Konsulargerichtsbarkeit in Japan.

Zwei Abtheilungen.

Von

Tsurutaro Senga, Dr. jur. utr.

VIII, 160 SS.

Preis M. 4.—, postfrei M. 4.25.

Vom Standpunkte des Japaners aus geschrieben, der den europ. Anschauungen vielfach diametral entgegengesetzt ist, dürfte das Werk lebhaftes Interesse — pro et contra — hervorrufen. (16471)

R. L. Prager in Berlin NW. 7.

Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Soeben erschien:

Aus Dur und Moll.

Gedichte

von

Paul Heinze u. Anna Heinze.

Preis geh. M. 3.50; in Leinwand geb. M. 4.50.

Den zahlreichen Verehrern des früheren Herausgebers des „Deutschen Dichterheime“ dürften diese Gedichte hochwillkommen sein. (8855)

Hierzu ein Prospektus des „Verein der Bücherfreunde, Berlin“, betreffend dessen Veröffentlichungen im 7. Jahrgang, 1897/98. (16785)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 4. November. Nummer 249.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Der „Jubelsenior“ von Jean Paul. Von Karl Werner. — Aus der griechischen Kirche. — Das Königlich Ungarische Statistische Zentralamt. Von Dr. W. Beukemann. — Mittheilungen und Nachrichten.

Der „Jubelsenior“ von Jean Paul.

Von Karl Werner.

Im Jahre 1797 wurde der „Jubelsenior“ von Jean Paul in Leipzig bei Johann Gottlieb Beygang zum erstenmale veröffentlicht. Da sich auf dem Titelblatt großgedruckt das Wort „ein Appendix“ befand, konnten die Leser der damaligen Zeit, welche von demselben Autor bereits die „unsichtbare Loge“ und den „Hesperus“ kannten, überzeugt sein, daß auch diesmal das Satirische mit dem Rührenden, das Witzige und Humoristische mit dem Ernsten und Sentimentalen in wunderbarer Mischung vereint sein würde. Denn wer wußte nicht die Vorliebe des Bayreuther Poeten für das stille, gemüthliche Heim des Landpastors, dem er ja selbst entsprossen war, zu schätzen und sein Schwärmen für das in seiner Enge und Zufriedenheit eingeschlossene Leben des Seelsorgers und seiner Familie zu würdigen, wenn er nur an das Schulmeisterlein Wutz dachte — und wer mochte andrerseits nicht den Kopf schütteln, wenn er ein selbstständig erschienenes Buch als „Appendix“ bezeichnet fand. Da lag aber schon eine kleine Bosheit drinnen, indem Jean Paul sich durch diese neue, von ihm erfundene Dichtungsart über das Romanschreiben seiner Zeit lustig macht und mit viel Humor von der durch ihn erfolgten Bereicherung der schönen Wissenschaften spricht. Von dieser neuen Dichtungsart behauptet er, daß er es den Aesthetikern leicht mache, eine Theorie aus seinen zwei vorhandenen Appendixen zusammenzustellen und aus seiner ausübenden Gewalt ihre gesetzgebende zu modeln. Auch seine bisherigen Recensenten bekommen dabei den Theil zu hören, weil sie durch die in seinen Werken vorhandenen Digressionen irre gemacht wurden und sie als Einfälle betrachteten, welche nur den Gang der Erzählung ungerechtfertigt unterbrächen, während er seinerseits die beliebten Episoden in den Romanen als das hindernde Element anficht. Was im Appendix Ziel und Schmuck, das ist im Roman Irrweg und Makel. Die Digressionen, die im Roman hinderlich sind, bilden im Appendix die Hauptsache, denn in diesen Digressionen opfert der Autor die Entwicklung der Charaktere und der Seelengeschichte wichtigeren Schönheiten auf, indeß dem deutschen Roman gerade die Fabel und die psychologischen Entwicklungen das wichtigste sind. —

Möglicherweise hält sich Jean Paul in dieser Vorrede, welche er „Prodromus galeatus“ (bewaffneter Vorläufer) überschreibt, selbst zum besten, indem er sein eigenes Einschachtelungs- und Abschweifungssystem ironisirt, denn es ist nicht zu zweifeln, daß er diese eigenthümliche Manier zu schreiben, die er allerdings in dem ersten Werke, in den „grönländischen Prozessen“, nur andeutungsweise und fortlaufend im Texte anwendete, später bewußt ausbildete und seine Erzählungen und Erfindungen mit „Extrablättchen, Hirtenbriefen“ u. dgl. absichtlich unterbrach, wobei es nicht selten vorkam, daß er über diesen Digressionen den eigentlichen Roman, den er angesponnen hatte, gänzlich aus dem Auge verlor, so daß derselbe, wie die „unsichtbare Loge“, ein Torso blieb. — Das ist nun bei dem „Jubelsenior“ nicht der Fall; hier scheidet er, so gut es einem Jean Paul eben möglich war, die Erzählung rein von den Kapiteln ab, die allerhand Schnurren und Einfälle enthalten, wie sie ihm beim Niederschreiben seiner poetischen Erfindung eben durch den Kopf fahren. Uebrigens kann er sich doch trotzdem nicht enthalten, selbst mitten im Kontexte verschiedene Allotria vorzubringen, so daß er sich selbst einmal unterbricht und meint: „Der Teufel der Gleichnisse besitzt mich einmal wieder: aber man laß ihn ruhig nur wenige Blätter durch mit mir herumsetzen; der Satan wird doch so gut müde, wie der Leser.“ Wenn man aber das, was der Autor des Jubelsenior unter dem zuweilen durch Hirten- oder Zirkelbriefe unterbrochenen „offiziellen Berichte“ mittheilt, zusammenfügt, so erhält man eine fortlaufende, gut gegliederte Erzählung, in der sich ebensosehr das tiefe Gemüth als die reiche Erfindungsgabe kundgibt und in der die schönsten Scenen für ein Rührstück und zugleich für ein treffliches Lustspiel sich vorfinden.

Ganz Neulandpreis, das schöne Walddorf im sonst wenig bekannten Fürstenthum Flachsenfingen, freute sich seit Wochen auf den Sonntag, an welchem der Herr Senior Schwers sein fünfzigjähriges Amts- und zugleich sein goldenes Ehejubiläum begehen sollte, und Niemand war, der dem greisen Paare nicht alle Ehre und alles Glück gegönnt hätte, denn durch ihre Herzensgüte hatten die Beiden sich die Liebe aller Eingepfarrten in hohem Maße erworben. Ein Wunsch des greisen Pfarrers wäre gewesen, wenn ihm sein jüngster Sohn Jugenum, der sich gleichfalls der Gottesgelehrtheit ergeben hatte, als Adjunkt vom Konsistorium beigegeben und demselben die Nachfolge im väterlichen Amte zugesichert worden wäre. Und in der That schien sich dieses ersehnte Begehren zu erfüllen, denn kaum vierzehn Tage vor dem Jubelakte erschien ein Konsistorialbote und überbrachte die Vokation. Da gab es in dem sonst so stillen Pfarrhause laute Freude, denn nun erst konnte bei der sicheren Aussicht auf die definitive Anstellung der junge Adjunkt sich mit der Pflegetochter des Hauses Althea verloben und des Segens der Eltern theilhaft werden. Die Freude der Pfarrerfamilie durfte aber auch das alte Fräulein v. Sackenbach theilen, die in ihren Jugendjahren Gesellschaftsdame der vorigen Landesmutter war und jetzt ihre Pension einsam und zurückgezogen in ihrem Schlosse zu Neulandpreis verzehrte.

Leider dauerte der Familienjubel nicht lange. Acht Tage vor dem Jubelfeste erschien ein Konsistorialdekret, nach welchem ein fremder Priester als Schwers Adjunkt ernannt war. Der erste Konsistorialbote war nämlich ein Betrüger gewesen, der das Vokationsdekret nur gefälscht hatte, um ein gutes Trinkgeld zu bekommen, und nun

Digitized by Google

waren Ingenuin und seine Braut aus allen Himmeln gestürzt, und Trauer zog in das Haus des Pfarrers ein. Zwar erbot sich das Fräulein Sackenbach, an Hrn. v. Esenbeck, den fürstlichen maitre de plaisirs, um Abänderung zu schreiben, allein viel Hoffnung war nicht darauf zu setzen, denn obgleich die Beiden in jungen Jahren einander in heißer Liebe zugethan waren, wollte doch später Esenbeck von dem Fräulein nichts mehr wissen und gab auf ihre Bitten, ihr mindestens ihre Liebesbriefe zurückzusenden, nicht einmal eine Antwort.

Und nun tritt Jean Paul selbst als handelnde Person in seinem Roman auf. Er reiste nämlich, nur um später eine Reisebeschreibung liefern zu können, diesmal in Länder, die er selbst „wie andere Seefahrer, zuerst gesehen und getauft hatte, nämlich in die drei sündlich vergessenen biographischen Fürstenthümer Scheeran, Flachsenfingen und Haarhaar". Da erfuhr er denn vom Schulmeister von Neulandpreis die ganze Angelegenheit und beschloß zu helfen. Er kehrte augenblicklich in die Residenzstadt des Fürsten Jenner, der den Lesern seinerzeit aus dem „Hesperus" bekannt war, zurück, stellte demselben die ganze zerstörte Freude im Pfarrhause vor, wobei er die Lieblichkeit Alithea's, die er beim Schulmeister kennen gelernt hatte, besonders hervorhob, und schilderte ihm die Bemühungen des Fräulein v. Sackenbach, sowie die Freude, die entstünde, wenn es ihm gegönnt würde, selbst die Revokation des Adjunkten noch rechtzeitig überbringen zu können: „Der Sohn soll die Pfarre bekommen, sagte der Fürst, und ich goutire die Idee so sehr, daß ich am Jubelsonntag selbst kommen und den Effekt bemerken will, den die Vokation auf Alle macht. Recht gern unterschreib ich sie."

Das verdarb nun unserm Jean Paul, der gern in eigener Person der Ueberbringer der Freudenbotschaft gewesen wäre, freilich seine Wünsche, doch ließ sich dagegen nichts einwenden; nur wollte er wenigstens die Aermsten nicht ohne Hoffnung lassen, und so gestand er denn dem Fürsten, es würde den Scherz ansehnlich verstärken, wenn er (Jean Paul) selbst am Sonnabend nach Neulandpreis abreisen und — um nicht auch etwa als ein Fätscher und Spitzbube, wie der Konsistorialbote, angesehen zu werden, sich bei dem Fräulein v. Sackenbach als Hr. v. Esenbeck einführen würde. Der Fürst ging auf den Scherz ein, und nun bewog Jean Paul den Kammerherrn, an seine alte Liebe ein Paar Zeilen zu senden, mit denen er seine Ankunft für Sonnabend anzeigte.

Alles ging nach Wunsch, und da er sich unter anderem ein Feuermal auf die Stirne zeichnete, wie es Esenbeck von Geburt an hatte, konnte er nach mehr als zwanzigjähriger Abwesenheit darauf rechnen, seine Rolle spielen zu können, ohne erkannt zu werden. Nach einiger Verwunderung des alten Fräuleins über die Veränderung des äußeren Menschen, die mit dem Pseudo-Esenbeck vorgegangen war, fand sie bald den richtigen Ton einer gewissen koketten Vertraulichkeit zu dem einst geliebten Pagen und im Laufe des Tages wußte sie ihn zu bestimmen, seine eigenen, d. h. die Esenbeck'schen Liebesbriefe an sie zu durchlesen und ihn um Rückgabe der ihren zu bitten, was Jean Paul heilig versprach und auch zu versprechen imstande war, da er den Kammerherrn leicht zur Herausgabe zwingen konnte, wenn er ihm drohte, dessen eigene Liebesbriefe zu veröffentlichen. Uebrigens nahm ihn seine neue Bekannte derartig in Anspruch, daß er am selben Sonnabend nicht mehr ins Pfarrhaus hinüberkam wie er wünschte, sondern erst am nächsten Morgen während des Gesanges der Pfarrkinder vor der Predigt rasch aus der Kirche sich stahl, um die allein im Pfarrhause zurückgebliebene Alithea aufzusuchen und ihr Hoffnung auf eine bessere Wendung ihres Geschickes beizubringen. Er that es, indem er aus den Linien ihrer Hand prophezeite, daß sie sich noch heute verloben und daß Alles glücklich sein werde. Er mußte aber dann wieder zurück in die Kirche an die Seite des Fräuleins v. Sackenbach, um die Predigt des Jubilars und die neue Trauung des Jubelpaares durch Ingenuin nicht zu versäumen.

Als man von den rührenden Scenen daselbst wieder ins Pfarrhaus zurückgekehrt war, um nun im häuslichen Kreise das leider getrübte Fest zu feiern, berührte es unsern Jean Paul peinlich, daß der Fürst auch sein Versprechen vergessen und ihn auf diese Weise zum falschen Propheten gestempelt hatte. Allein noch während der Tafel fuhr ein Hofwagen vor, in welchem zwar nicht der Fürst selbst, wohl aber Hr. v. Esenbeck saß, der im Namen des Fürsten das Vokationsschreiben seinem tödlich erschrockenen Doppelgänger übergab. Da sich jedoch der Original-Esenbeck in dieser Gesellschaft ziemlich unbehaglich fühlte, verließ er dieselbe bald und nun erst ging Jean Paul zu den nöthigen Erklärungen über, versöhnte das adelige Fräulein, dem er das größte Verdienst bei der Erneuerung der Vokation beimaß, und bereitete durch Eröffnung des fürstlichen Dekrets Jubel und Entzücken über jung und alt. Damit endete der Tag und die Erzählung, und wer jemals eine Zeile unsres Autors las, weiß, daß er für solche Scenen die rechten, tief eingreifenden Herzenstöne findet, jene still innere Freudigkeit im Ausdruck, die wir in hervorragender Weise bei ihm finden. Der Pinsel, womit er sein Bild vollendet, ist in Anmuth getaucht, und die Leser selber empfinden mit ihm voll Rührung all die Innigkeit, die er hineinlegte in seinen „Jubelsenior".

Die Betrachtung des „Jubelsenior" wäre nicht vollständig, wenn man nur bei der einfachen, wenngleich schön geschmückten Erzählung stehen bleiben wollte und nur auf das, was uns Jean Paul in den „offiziellen Berichten" — so überschreibt er nämlich die Abschnitte, welche zur Weiterspinnung seiner Fabel dienen — eingehen würde; der Autor selbst legt auf die eingeschobenen Kapitel einen bei weitem höheren Werth und diese zeigen in der That auch seine eigentlich humoristische und satirische Art und jene schriftstellerischen Eigenschaften, die ihn weit über die Sentimentalitätsperiode seiner Zeit hinausheben und ihm auch in der Zukunft eine ehrenvolle Stelle in der Literatur verschaffen.

Diesmal benennt er diese Kapitel „Hirten- oder Zirkelbriefe", weil er, wie er gleich anfangs humoristisch bemerkt, „Briefe für eine der gefälligsten Einkleidungen hält, wenn man an den Andern etwas schreiben will". Doch macht er sich sogleich über diese Form selbst wieder lustig, weil das Publikum jede trockene Abhandlung für einen Brief hält, wenn vorn „Lieber Freund" und am Schluß „ich bin u. s. f." steht, und weil es sie erst dann liest, wenn es auf so feine Art getäuscht wird. So mag denn auch er selbst seine Gedanken unter dieser Form unterbringen und, von den Verdiensten seines Jubelseniors ausgehend, im ersten Begleitbriefe die Frage näher erörtern, warum Verdienste ebenso verjähren wie Verbrechen und warum, anders als bei der Pfarrerfamilie in Neulandpreis, viele Ehen unglücklich sind, und ferner welche Bedeutung die Kinderspiele besitzen, welche er die „Malerstudien und Schulimitationen der ernsten Geschäfte der größeren Menschen ohne Kinderstube außerhalb der Kinderstube" nennt.

In einem andern Hirten- und Zirkelbriefe geißelt er in humoristischer Weise die blutigen Ausgänge der Tragödien und behauptet, die tägliche sizilianische Vesper der besten Schauspieler durch die Dramendichter gehöre eigentlich vor die Reichspolizei und es sei nothwendig, daß die öffentliche Sicherheit in den Theatern durch die Reichsversammlung hergestellt und den Musensöhnen der tragische Degen abgefordert werde. Er setzt deßhalb im Namen der ihres Lebens

nicht mehr sicheren Schauspieler und als deren Advokat ihr Klaglibell und ihre Gravamina auf und verlangt, um der Willkür der Autoren wenigstens einigermaßen Schranken zu setzen, daß jeder tragische Dichter für jeden ermordeten Schauspieler ein Wehrgeld zu zahlen verurtheilt werde, wobei ihm zwei steuerfreie Morde — die des Helden und der Heldin — nachgelassen werden könnten, weil er sonst das Stück nicht zusammenbrächte; auch solle man dem Akteur und nicht dem Poeten die Wahl der Todesart frei stellen und demnach die oft raffinirten Bosheiten des Dichters unmöglich machen. Denn ein solcher Tragikus nimmt oft in seinem Wolfshunger, den er durch den Ertrag seines Stückes stillen will, „den fettesten Akteur aus dem Ankleidezimmer, wirft ihn in den Hungerthurm und läßt ihn da elendiglich vor den Augen des Publicums in drei Stunden verhungern. Heißt das christlich, jüdisch, türkisch gedacht?“ Freilich werden die Dichter behaupten, daß die klageführenden Theaterleute ja noch immer leben, und daß die Beschwerden über ihre Ermordungen nur einen Sinn hätten, wenn die deutschen Theater wären wie einst die altrömischen, auf denen verurtheilte Sklaven zu wirklichen Todesfällen verwendet wurden: allein der dreistündige Tod des Schauspielers gilt so gut wie ein immerwährender, meint Jean Paul, und wenn es auch nicht immer gleich ans Leben geht, so ist es doch schon eine betrübende Hauptsache, daß man stets seine gesunden Glieder zusetzt; denn selten wird Einer ohne Verwundung enthauptet oder ohne Erschütterung vom tarpeischen Felsen oder von Naxos ins Meer hinabgestürzt. Kurz, von der hohen Reichsversammlung hoffe er auf Abhülfe von diesen Uebelständen und auf Ersatz der Todten hinter den Coulissen.

Eine ganz köstliche Idee entwickelt unser Humorist im dritten Briefe: nämlich die Translokation. Er versetzt nämlich eine Person in alle Zeiten und Räume und sieht dann nach, ob er sie noch kenne, wobei es freilich schwer ist, diesen Vischnu in seinen Menschwerdungen immer zu verfolgen und zu enthüllen. „Noch lehrreicher ist's,“ meinte er, „wenn man mit sich selber diese Völker- und Seelenwanderung versucht. Ich erwählte mich in Frankfurt — um zu sehen, wie ich mich dabei betrüge — zum römischen Kaiser — zu einem Apostel — zu einem alten Ritter — zu einem Buschneger — Minoriten — Hohenpriester — Kardinal und Stutzer; ich lebte nicht nur wie der ewige Jude oder Saint Germain zu Christi oder nachher zu des Antichrists Zeiten und im zwölften Säkulum mit dem Johannes de temporibus (dem Wagenmeister Karls des Großen), der 361 Jahre alt wurde, sondern schon vorher in Nebukadnezars und Apis' Zeiten. Was war die Folge? — Demuth und Gerechtigkeit.“ In erster Beziehung lernt man durch diese vergleichende Anatomie die rechte Werthschätzung. Die Römer und Spartaner konnten nicht wissen, daß sie groß seien, erst ihre kleinen Nachkömmlinge sahen es hinterdrein. Und so kann es auch sein, „daß an unserm Jahrhundert und uns allen viel ist; das können aber nicht wir, sondern nur die fühlen, die uns künftig angaffen und vergeblich nachsteigen“. Und auch in Bezug auf die Gerechtigkeit entsteht aus dem Egoismus erst die richtige Beurtheilung, indem z. B. aus dem Nutzen, den die Freundschaft gewährt, allmählich diese selbst vor uns hintritt. So lieben wir in der Tugend, der Wissenschaft und Freundschaft zuerst die Renten und dann sie selbst auf Kosten unsrer Renten. Es sind dies kostbare Sentenzen, die uns hier in der Schule des Witzes und einer geistvollen Dialektik geboten werden.

Haben nun diese ersten drei Hirten- und Zirkelbriefe ihren Anknüpfungspunkt in dem Roman selbst gefunden, in dem zuerst die Verdienste des Jubelsenior, im zweiten die Schmerzen, welche der Dichter über die arme Pfarrersfamilie bringt, und im dritten die Ueberbringerrolle, die er selber in seiner Maske als Esenbeck spielt, zur Abschweifung einen willkommenen Grund geben, so fügt der Autor im vierten Briefe die Ausführungen von drei in der Erzählung selbst schon angedeuteten Punkten an. So läßt er im Roman den Adjunktus Ingenuin sagen: „Mein Vater hält selber die Jubelpredigt, und ich trete dann auf den Altar heraus und segne meine Eltern nach einer kurzen Rede wieder ein.“ Und gleich darauf bedauert er, daß er in seiner Rolle als Pseudo-Esenbeck den vollendeten Weltmann spielen und sich stellen müsse, als wäre er ohne Religion. Durch Streichen im Texte gibt er kund, daß er deßhalb über „Kirchenschlaf, Traureden und modernen Unglauben“ im Separatkapitel handeln werde. Er thut dies allerdings, allein in so kursorischer Weise und derartig ohne seinen gewohnten Humor, daß man diese Exkurse füglich überschlagen kann, da sie von seinem Wesen, das mit gezwungenen und frostigen Bemerkungen uns entgegentritt, eigentlich gar keine Kunde geben.

Man kann demnach, ohne etwas zu verlieren, sogleich zum letzten Briefe übergehen, der nicht bloß dem Abschluß der Erzählung nachfolgt, sondern auch das ganze Werk beendet und wieder so recht die ganze Gemüthstiefe und den hohen Ideenschwung seines Autors uns vor Augen führt. Er schreibt diesen Appendix des Appendix, dieses Nachwort zum Jubelsenior am Christfest des Jahres 1796, um, wie er sagt, auch seine Weihnachtsfreude zu haben; er hob sich eben die Freude daran auf diesen Tag auf, um durch dieses Aufbewahren des Genusses die Lust daran zu erhöhen und zu verlängern. Den heiligen Abend genoß er in der Hoffnung, ihn am Christtage beschreiben zu können, und diesen letzteren genießt er in der Erinnerung an den gestrigen, denn nicht nur die Logik, auch „die Freude hat ihren Zauberkreis, ihren glänzenden Ring um den bleifarbigen Saturn der Zeit“. Und nun denkt er voll seliger Rührung zurück an den verflossenen Abend. Seine Phantasie thut Haussuchung und blickt in alle Wohnungen hinein, wobei er fast an Gil Blas erinnert.

„Ich hörte,“ so sagte er, „alle Mutterherzen lauter schlagen und sah die Mutteraugen länger wach, und in jeder ermüdeten sorgenden Mutter kam mir der alte Gedanke und die alte Freude entgegen, daß die Mütter unserm Geiste Wärme geben und die Väter Licht, daß wir jenem die frühere Anbrütung und warme Belebung des Herzens durch Liebe früher verdanken, als diesen die Bereicherung des Kopfes.“ Und er sieht die Kinder und ihren seligen Glauben an die wirkliche Existenz des Christkindleins und meint ganz treffend: „Es ist kindisch und pedantisch, aus Kindern freudige Irrthümer auszujäten, die nur Rosenabsenker und keinen Nesselsamen tragen können. Jagt den Ruprecht fort, aber lasset das magische Christuskind mit grüngoldenem Gefieder zwischen den wiederscheinenden Dezemberwolken ziehn; denn jener richtet sich einmal grimmig mit gezähmten Tatzen im Fieber auf, aber dieses fliegt einmal vergoldend und anlächelnd durch einen dunklen Traum und durch die letzten Abendnebel auf dem Sterbebette und durchbricht mit hellen laufenden Goldpunkten den finsteren Dunst.“

Und von den Gassen, in die er bisher hineinblickte, versetzte er sich mit seiner Phantasie in alle Zonen. „Ich konnte mit Gewißheit zu mir sagen: in dieser Stunde rasten tausend Müde — tausend Säuglinge schlummern trunken an den sanft herübersinkenden Müttern ein — jetzt steigt die Sonne wie das Haupt des Meergottes aus dem entzündeten Meere und wirft Rosen auf Inseln, und diese beschauen ihre begrenzten Ufer im Zauberwasser — und in dieser Minute weicht sie von den breiten Ernten anderer Länder und versteckt sich hinter Orangengipfel, dann hinter Weizen-

Digitized by Google

ähren und zuletzt hinter die Rosen voll Laub und strahlet endlich verschleiert nur in der gerührten Seele eines rückblickenden Dichters fort."

So wird denn der Autor des Jubelseniors beim Schlusse seines Werkes wirklich noch zum Poeten und es verklären sich im Rückblicke die Gestalten des würdigen, greisen Seelsorgers mit seiner rührenden Liebe zur Gattin und Mutter, an deren sanften Hand er über die Hügel und Berge des Lebens gehen durfte, und die Gestalten der beglückten Kinder, für die sich nach schmerzlichem Leid der Himmel auf Erden aufthat und eine ganze blühende, neue Welt vor sie hinlegte. Und der Poet verklärt sich selbst. So schließt er denn seinen Christtag und seinen Roman mit den sanft ausklingenden Worten: „Um den Thurm flogen die heiligen Töne des Christmorgens und der Morgenwind brachte sie schweigend — unter mir ging der finstere Strom mit seinen alten Wellen und mit ewigen Tönen — die Sternbilder des Himmels standen fest und hell und die Wolken lagen, vom Nachtwind gethürmt und von der tiefen heraufziehenden Sonne gefärbt, bergig im Osten — und in einigen der nächsten Häuser waren schon die Frucht- und Zuckerbäume angezündet und die von der Musik zu bald geweckten Kinder hüpften um die brennenden Zweige und um das versilberte Obst...."

Auch wir schließen hier und wünschen, daß der Geschmack des Publikums sich wieder einem Dichter zuwenden möge, der nicht bloß die Aufgabe hatte, unsre Vorfahren zu entzücken, sondern der trotz der krausen Arabesken, die sich durch und um seine Erzählungsbilder schlingen, auch noch heutzutage dem denkenden und hingebenden Leser wahren Genuß gewährt.

Aus der griechischen Kirche.

Die ernsten Mißstände, die in der Kirche des Königreichs Griechenland herrschen, und der bedeutende, durch sie dem religiösen Leben des Volkes zugefügte Schaden sind schon manchmal der Gegenstand freimüthiger Aussprache gerade seitens solcher Personen und Kreise gewesen, die sich die dringendst nothwendigen Reformen des kirchlichen Lebens so viel als möglich angelegen sein lassen. Anfang dieses Jahres hat schon der bekannte athenische Professor Diomedes Kyriakos über die Schäden, an denen die griechische Kirche krankt, ein Schreiben publizirt, das allenthalben im Bereich der anatolischen Kirche verbreitet wurde und viel Aufsehen erregte. Als das Hauptübel gab er die geringe Bildung der Geistlichkeit an. Allerdings stehe die im Zusammenhang mit deren materieller Lage, die stellenweise so erbärmlich sei, daß viele Geistliche beinahe von Almosen leben müßten. Infolge seiner Unwissenheit und seiner Armuth genieße denn auch der Klerus durchaus nicht das Ansehen, das seinem Beruf zukomme. Bei der geringen Bildung der Geistlichkeit sei es natürlich, daß die Predigt so ganz darniederliege, daß manche Gemeinde 2—3 Jahre keine Predigt zu hören bekomme. Die Bischöfe geben sich ja recht viel Mühe um die Predigt, aber sie können nicht überall sein. So sind die Gemeinden in religiöser Hinsicht recht unwissend, denn auch regelmäßiger Religionsunterricht findet nicht überall statt. Der Kirchenbau lasse hinsichtlich der Architektur viel zu wünschen übrig, die Heiligenbildermalerei und der Kirchengesang liegen sehr darnieder. So hat die Kirche keinen großen bessernden Einfluß auf das Volk. Wie das schon früher manchmal geschehen, macht darum Diomedes Kyriakos auch jetzt folgende Reformvorschläge: Die zu große Zahl der Geistlichen soll für das Königreich Griechenland auf 2000 reduzirt werden. Diese Reduktion wäre die erste Bedingung zur Hebung der materiellen Lage der Geistlichkeit, die eben auch ihre Unwissenheit mit verschuldet. Die Mehrzahl der Geistlichen haben Pfarreien von 30—50 Familien mit einer Einnahme von 30—50 Frcs. im Monat, durch die Reduktion würde sich jede Pfarrei auf 200 bis 300 Familien vergrößern, die dem Geistlichen ein anständiges Auskommen bieten. Ferner wäre nothwendig eine obligatorische gründliche Vorbildung des Geistlichen. Drittens verlangt Kyriakos stufenweise Einführung der Predigt in allen Pfarrkirchen, die natürlich Hand in Hand geht mit einer gründlichen Vorbildung der Geistlichen. Endlich solle die kirchliche Architektur, die Heiligenbildermalerei und der Kirchengesang dadurch gefördert werden, daß eigene Lehrstühle dafür errichtet werden.

Die Berechtigung dieser Klagen und die Nothwendigkeit der Durchführung von energischen Reformen wird klar aus dem statistischen Bericht, der in dem offiziellen Organ der athenischen Metropolie, dem *Ἱερὸς Σύνδεσμος*, über die Geistlichkeit, die Gemeinden und Klöster veröffentlicht wurde. Danach zählt das Königreich Griechenland zur Zeit 3903 Kirchengemeinden mit 5465 Geistlichen, darunter 238 Mönche, welche die sogenannte schwarze Geistlichkeit bilden (von der Farbe des Talars), und 5227 Weltgeistliche, welche die weiße (d. h. so viel als nicht schwarze, andersfarbige) Geistlichkeit bilden. Unter der Geistlichkeit haben 30 Universitätsbildung, 121 sind vorgebildet an den Gymnasien und früheren Lyceen, 65 an Lehrerseminaren, 6 haben das Diplom eines Lehrers der griechischen Sprache, was also wohl unserm Volksschullehrer entsprechen wird, 108 sind in den geistlichen Schulen (Pfarrschulen) erzogen, 1057 in den „hellenischen" Schulen, die eine Mittelstufe zwischen Elementar- und mittlerer Schule zu sein scheinen, vielleicht gleich unsern Bürgerschulen, und 4078 an den Volks- und Dorfschulen.

Die Zahl der Geistlichkeit steht nicht in allen Eparchien (Diözesen) im gleichen Verhältniß zur Anzahl der Einwohner. So kommt in Attika und Böotien ein Geistlicher auf 837 Einwohner, im Bezirk von Arta auf 299, in Argolis auf 537, in Arkadien auf 432 u. s. w. Die 3903 Pfarreien vertheilen sich auf 5127 Städte, Märkte und Dörfer. Die Zahl der Gläubigen beträgt 2,393,500, so daß die Durchschnittsziffer einer Pfarrei 613 Seelen wäre.

Hier ist ein bedeutender Schaden im kirchlichen Leben der, daß die griechischen Pfarreien nicht den Charakter der Pfarrgemeinde als Organ für einen gewissen bürgerlichen Gesellschaftskreis haben, wie es bei uns der Fall ist. Die griechische Pfarrgemeinde hat nur ausschließlich kirchliche Bedeutung, sie ist nur eine Eintheilung der Bevölkerung in gewisse Kreise, die sich freiwillig herbeilassen, einen Geistlichen und ein Gotteshaus zu unterhalten. Aber als gesellschaftliches Organ, als auch bürgerliche Institution, hat die griechische Pfarrei gar keine Bedeutung, sie kümmert sich nicht um die Schule, nicht um die Armenpflege, nicht um die Krankenpflege u. dergl. Mit diesem durch das Gesetz von 1883 geschaffenen Zustand ist der *Ἱερὸς Σύνδεσμος* denn sehr unzufrieden und spricht sich entschieden zugunsten einer Neuorganisation aus, die auf Herstellung der Pfarrgemeinde als sowohl geistliche wie bürgerliche Institution Bedacht nehmen müßte. Dadurch würden die Streitigkeiten, die sich bei der Anstellung von Geistlichen ergeben, aufhören. — Gleichzeitig wäre aber auch eine neue Circumskription der Bisthümer und gleichmäßigere Vertheilung der Pfarreien auf die einzelnen Eparchien nothwendig, als sie jetzt der Fall ist. So zählt Attika und Bootien bei 313,058 Einwohnern 198 Pfarreien, mit einer Durchschnittsziffer also von 1581 Seelen, Lakonien hat 288 Pfarreien bei einer Einwohnerzahl von 135,462, der Durchschnitt beträgt also hier 470 Seelen, in Kephalonia gibt es bei 73,863 Einwohnern 213 Gemeinden, hier kommt also ein Geistlicher auf je 391 Seelen. Materiell sind also die griechischen Geistlichen ganz ungleich gestellt, manche Gemeinde kann das Gehalt ihnen gar nicht einmal bezahlen, von Unterhalt der Kirche und Kirchendiener u. s. w. gar nicht zu reden. So müßte also hinsichtlich der Pfarreien eine ganz gründliche Reform vorgenommen werden.

Klöster gibt es in Griechenland 171, mit einem Etat von 1422 Mönchen und Nonnen aus dem Stand der Patres, 518 beiderlei Geschlechts, Fratres und 507 Dienstboten. Die Einkünfte der Klöster betragen 2,375,258 Drachmen im Jahr, die Ausgaben 1,623,537 Drachmen.

Die Finanzverwaltung ist nun gerade in der griechischen Kirche ein sehr wunder Punkt, der Anlaß zu vielen Klagen gibt. Der amtliche Bericht gesteht allerdings nur im allgemeinen zu, daß die Finanzverwaltung der Kirche seit Entstehung des Königreichs eine der Kirche unerwünschte Richtung genommen habe. Um so kräftiger aber ruft der Erzbischof Methodius von der Insel Syros in der Smyrnaer Zeitung *Ἀμάλθεια* (Nr. 6258)

Digitized by Google

nach Reformen auf diesem Gebiet. Die griechische Kirche könne nur in bessere Zustände, die ihrer Aufgabe entsprächen, versetzt werden, wenn sie völlige Autonomie, Befreiung von der staatlichen Bevormundung und das freie Verfügungsrecht über ihre Angelegenheiten erhalte. Leider hätten die griechischen Gesetze der Kirche alle Freiheit genommen, sie ganz in den Dienst der Staatsinteressen gestellt, der geistlichen Gewalt alle Befugnisse entzogen. In alle, auch rein geistliche Dinge mische sich der Staat ein, so in die Vorbildung der Kondidaten des geistlichen Standes, was wir allerdings nicht als causa mere ecclesiastica anerkennen möchten. Vor allem sei aber eine gründliche Reform nöthig auf dem Gebiet der Finanzverwaltung. Hier habe allein die Kirche die Aufsicht zu führen, ihrer Verrechnung stünden die Einnahmen der Klöster und anderer kirchlicher Institute zu. Davon sollten die Bischöfe und die Geistlichkeit ihre bestimmten Einnahmen erhalten, die Ausgaben für die Klöster selbst bestritten werden; überhaupt sollte das Geld für kirchliche und bürgerliche Unterrichtszwecke verwendet werden. Einmal sei das für den Staat eine Erleichterung, weil er dann aller Zahlungen an die Bischöfe u. s. w. ledig sei, und die Kirche ihrerseits werde frei von der bisherigen Abhängigkeit vom Staate. Das von der Kirche aufgebrachte Geld, das bisher oft zu gar nicht kirchlichen Zwecken verwendet worden sei, werde dadurch seiner wahren Bestimmung zugeführt, die Geistlichkeit komme aus dem leidigen Abhängigkeitsverhältniß gegenüber den jeweiligen Interessen der Regierung heraus und könne sich rein ihrem geistlichen Beruf widmen. Ferner schlägt Erzbischof Methodius eine aus Bischöfen zusammengesetzte Kontrollkommission vor, die jährlich dreimal sich versammelte im Peloponnes, im kontinentalen Griechenland und auf den Inseln und vor der jeder Bischof Rechenschaft über die Finanzverwaltung in seiner Eparchie ablegen müsse. Ueberhaupt meint er, könne diese Bischofssynode ein Organ zur ständigen Ueberwachung der kirchlichen Zustände werden, das vor allem da, wo das kirchliche Leben darniederliege, eingreifen solle, damit endlich die so nöthigen kirchlichen Reformen einmal durchgeführt würden.

Auch in der griechischen Kirche des Patriarchats Konstantinopel haben die Mißstände in der Finanzverwaltung neuerdings zu Reformen geführt. Der ökumenische Patriarch Konstantin V. hat darüber zwei Encykliken erlassen, welche die Verwaltung der Einkünfte der Stauropegien betreffen. Stauropegien sind von der Gewalt des Ortsbischofs eximirte Klöster, die in geistlicher wie weltlicher Hinsicht, also zumal hinsichtlich der Einnahmen, direkt dem Patriarchen unterstehen. Da bisher die den Stauropegien hinsichtlich ihrer Geldgebahrung und Rechenschaftslegung auferlegten Pflichten nicht erfüllt waren, hat diese der Patriarch durch die neuen Vorschriften wieder energisch in Erinnerung gebracht und sein Recht der Finanzkontrole kräftig gewahrt. Wie sein amtliches Organ (*Ἐκκλησιαστικὴ ἀλήθεια*) mittheilt, werden auch sonst auf diesem Gebiete Reformen durchgeführt. So ist eine spezielle Revisionskommission unter dem Vorsitz des Metropoliten von Kos, Kallinikas, eingesetzt worden, die sich auch mit der Revision der Diözesenverwaltungen zu befassen hat. Man erfährt bei dieser Gelegenheit, daß z. B. die Einkünfte des Metropoliten von Choleedon, Kallinikos, 1892 55,572 Groschen betrugen, die Jookims von Lemnos 70,890, die des Sophronius von Nicäa 57,205. Das türkische *γρόσιον*, Piaster, zu 19 Pfennige gerechnet, ist das gewiß ein kleines Einkommen, das zu dem mancher lateinisch-katholischer oder anglikanischer Hierarchen in keinem Verhältniß steht.

Das Königlich Ungarische Statistische Zentralamt.

Die vorstehende Bezeichnung hat das Ungarische Landesstatistische Bureau durch den am 2. September d. J. veröffentlichten Gesetzartikel XXXV erhalten. Das Gesetz gibt aber zugleich nicht nur eine feste Umschreibung der Aufgaben dieser Behörde, sondern ordnet die letztere auch in bestimmter Weise in die Staatsverwaltungsorganisation ein, läßt die bei den verschiedenen Verwaltungszweigen entstehenden statistischen Daten und Nachweisungen im Zentralamt zusammenlaufen, baut dieses selbst in zweckentsprechender Form aus und schafft endlich statistische Hülfsorgane im Lande.

Durch diese Maßnahmen hat die ungarische amtliche Statistik, wie die Staatsverwaltung im allgemeinen, einen wichtigen Fortschritt errungen und ist damit an einem Ziel angelangt, wie es bislang kein anderes Land aufzuweisen hat. Die Bedeutung dieser Errungenschaft wird sich voraussichtlich nicht auf Ungarn beschränken, vielmehr auch andere Staaten früher oder später zur Nachahmung veranlassen und zunächst jedenfalls überall ein reges Interesse erwecken.

Glaubte man bis in die neueste Zeit, ohne systematische Massenbeobachtung der gesellschaftlichen Zustände auskommen zu können und hatte deßhalb die Einführung und Erweiterung statistischer Aufnahmen, insbesondere aber die Schaffung besonderer Zentralorgane für die Verwaltungsstatistik, in den verschiedenen Ländern meistens mit erheblichen Schwierigkeiten zu kämpfen, so kann das nicht wundernehmen, denn einmal wurden damit an die vorhandenen Verwaltungsstellen neue, erhöhte Anforderungen gestellt, deren Zweck oder Nutzen ihnen scheinbar nicht selbst zugute kam und häufig genug überhaupt in Zweifel gezogen wurde, andrerseits wurden natürlich auch neue Ausgaben veranlaßt, denen dann die Finanzverwaltung wie die Stände, bezw. Volksvertretung nicht gerade freundlich gegenüberstanden. So kann man beobachten, daß die statistischen Arbeiten häufig zunächst den unteren und mittleren Behörden der allgemeinen Landesverwaltung und die Zusammenfassung für den Staat einer der Zentralbehörden oder auch mehreren mit überwiesen wurden. Bei letzteren bildeten sich dann wohl besondere Abtheilungen für die Verwaltungsstatistik aus, aber nur selten kam es schon in den ersten Stadien der neueren Entwicklung zur Errichtung eigener statistischer Aemter, die hier diesem, dort jenem Ministerium unterstellt wurden. Man versuchte ferner ohne neue gesetzliche Bestimmungen mit den allgemeinen Befugnissen oder der Autorität der Verwaltungsbehörden und mit landesherrlichen Verordnungen sich zu behelfen. Es blieb damit zum großen Theil den statistischen Amtsstellen überlassen, eventuell unter Beihülfe der Zentralinstanz einen modus procedendi und zu den bestehenden Behörden ein Verkehrsverhältniß zu finden, das eine fortlaufende systematische Datenlieferung oder eine sachgemäße Ausführung einmaliger und periodischer Aufnahmen gewährleisten sollte.

Auch in dieser zum Theil unklaren Stellung hat sich die amtliche Statistik im Laufe dieses Jahrhunderts schnell entwickelt, wobei die Verhältnisse mehr und mehr zur Zentralisation führten. Nicht wenig trug das im Volk rege gewordene Interesse am politischen Leben zur Förderung statistischer Aufnahmen und der wissenschaftlichen Bethätigung auf diesen Gebieten bei. Indessen waren die Gewinne bezüglich einer organischen Einordnung der Verwaltungsstatistik in die allgemeine Staatsverwaltung nur gering. Nicht viel anders erging es den jüngeren statistischen Amtsstellen in den größeren Städten hinsichtlich der Stadtverwaltung.

Trotz der offenbar unzulänglichen Stellung der statistischen Organe in ihrem eigenen Staat veranlaßten der Reiz internationaler Vergleichungen und die wissenschaftlichen Bestrebungen einzelner hervorragender Vertreter schon verhältnißmäßig früh eine internationale Vereinigung der leitenden Statistiker, um in den verschiedenen Staaten eine Gleichmäßigkeit der Thatsachensammlung und Gruppirung herbeizuführen — sie ließen den Statistischen Kongreß entstehen, dessen erste Tagung 1853 in Brüssel stattfand. Noch den vorstehenden Andeutungen braucht nicht weiter erörtert zu werden, daß dieser Kongreß von Anfang an den Todeskeim in sich trogen mußte; noch der 1876er Sitzung des Kongresses in Budapest schlief er ein, ohne daß sich allerdings ein offizielles Begräbniß angeschlossen hätte. Hier sei nur noch registrirt, daß ein im Jahre 1885 ins Leben getretenes „Internationales Statistisches Institut" den mit dem Kongreß fallen gelassenen Faden wieder aufgenommen hat und in ähnlichem Sinn — hoffentlich mit dauerndem Erfolg — weiter zu spinnen strebt (jüngste Tagung im September d. J. in St. Petersburg).

Was den statistischen Aemtern bisher fehlte und woran es ihnen noch mangelt: eine unzweideutige und ebenbürtige Einordnung in den Verwaltungsorganismus zu gegenseitiger Förderung und Befruchtung im allgemeinen Staatsinteresse, dafür ist mittelst des neuen Gesetzes vom 2. September d. J. wenigstens dem Ungarischen Statistischen Zentralamt nunmehr die staatsrechtliche Unterlage in solider Weise gegeben worden.

Digitized by Google

Die Bestimmungen über die Organisation und Aufgaben dieser Behörde sollen nachstehend im wesentlichen kurz wiedergegeben werden.

Das Statistische Zentralamt ist dem Handelsminister unmittelbar untergeordnet. Der Geschäftskreis und die Geschäftsordnung werden von diesem, jedoch mit Zustimmung des Ministerraths und Genehmigung des Königs, im Verordnungswege festgestellt. An der Spitze des Zentralamts steht ein Direktor, sein Stellvertreter ist der Vizedirektor. Das Beamtenpersonal zerfällt in zwei Kategorien: 1. das „Konzeptsfach", d. h. Beamte für die Verwaltungsaufgaben, die Berichterstattung und Erledigung der wissenschaftlichen Arbeiten; 2. das statistisch-technische Fach („statistisches und Manipulationsfach"), Beamte für die Aufarbeitung des Urmaterials und die kalkulatorische Prüfung, für Landkartenzeichnung, Bibliothek- und Materialverwaltung, sowie Kanzlei. Für die Klasse der höheren Beamten wird die juristische oder staatswissenschaftliche Befähigung gefordert, doch dürfen zu einem Bruchtheil (bis ein Drittel der höheren Stellen) auch Spezialbeamte: Aerzte, Ingenieure, Historiker u. s. w. angestellt werden. Für die Bureaubeamten ist das Reifezeugniß der „Mittelschule" oder eine gleichwerthige Befähigung vorgeschrieben.

Ein wesentlicherer Punkt ist, daß alle von den verschiedenen Behörden und Ministerien aufgestellten Statistiken, die bisher auf die abweichendste Art hergerichtet und verwerthet wurden, aber vergraben blieben, künftig im Statistischen Amt zusammenfließen sollen. Ebenso werden die in den Verwaltungsberichten der Ministerien enthaltenen statistischen Uebersichten in das vom Zentralamt herausgegebene Jahrbuch aufgenommen werden, das auch die Wirksamkeit der einzelnen Ministerien in einem ergänzenden Text zur Darstellung bringt, so daß sich dieses Werk als ein Verwaltungsbericht der Gesammtregierung kennzeichnet. Das Jahrbuch ist auch alljährlich vom Ministerpräsidenten dem Reichstag vorzulegen. Auf Grund dieser Bestimmungen erhebt sich das Statistische Zentralamt in der That zu einer die Konstitution berührenden Bedeutung und zu einem der wichtigsten Zentralorgane der Staatsverwaltung. Kein Gebiet des politischen, wirthschaftlichen und kulturellen Lebens Ungarns ist von seinem Arbeitsfeld ausgeschlossen.

Das Gesetz statuirt auch die Verpflichtung der Leheer zur Mitwirkung bei größeren statistischen Aufnahmen (gegen eine von Fall zu Fall zu normirende Vergütung), es dehnt die Verpflichtung zu gewissenhafter Datenlieferung auf Privatpersonen aus, regelt die Bestrafung unrichtiger Auskünfte und der Auskunftverweigerung (Strafen bis 100 Kronen im einzelnen Fall) und verleiht dem Zentralamt die Berechtigung zur Einsichtnahme in die Geschäftsbücher von Privaten und Gesellschaften, soweit die nöthige Kontrole oder Ergänzung der gelieferten Daten dies erfordern. Sodann sollen in den bedeutenderen Städten statistische „Expositueen" (Filialen mit definitiv angestellten Beamten) für je einen Bezirk umfassenden Wirkungskreis eingerichtet werden.

Durch das neue Gesetz werden ferner alle inländischen Verleger oder Herausgeber von Druckwerken (ausgenommen solche belletristischen Inhalts, Tageszeitungen u. dergl.) verpflichtet, ein Exemplar für die Bibliothek des Statistischen Zentralamts unentgeltlich zu liefern. Hinsichtlich der eigenen Publikationen des Amts ist bestimmt, daß sie allen Municipien von Amts wegen zuzustellen sind.

Eine wichtige Anordnung (§ 3 des Gesetzes) ergeht sodann dahin, daß von dem Statistischen Amt alljährlich ein ausführlicher Arbeitsplan aufzustellen ist, welcher nicht nur alle im Gang befindlichen Aufnahmen und Arbeiten anzuführen hat, sondern auch die für das nächste Jahr in Aussicht genommenen Erhebungen und Aufstellungen mit Angabe der beabsichtigten Ermittlungsart enthalten muß. Doch dürfen sich die Aufnahmen der Behörde nicht auf das Gesammteinkommen oder Vermögen der Privatpersonen oder auf äußerlich nicht hervortretende Bestandtheile des Vermögens und Einkommens erstrecken, ebensowenig auf die Verhältnisse des inneren Familien-, des gesellschaftlichen oder moralischen Lebens der einzelnen Staatsbürger. Nach Zustimmung des Ministerraths unterbreitet der Handelsminister diesen Arbeitsplan nebst den etwaigen Fragebogenentwürfen gelegentlich der Vorlegung des Staatsbudgets dem Reichstag. Außerhalb des Rahmens dieses Arbeitsplans dürfen statistische Erhebungen nur bei dringender Veranlassung und nach vorgängig dem Reichstag erstatteter Mittheilung vorgenommen werden.

Von Interesse ist auch, daß die Wirksamkeit des bisherigen statistischen Landesraths mit dem neuen Gesetz erlischt. Diese Institution (nach Analogie der statistischen Zentralkommissionen in anderen Ländern gebildet) hat sich nicht als lebensfähig oder fruchtbringend erwiesen. Man glaubt, die betreffenden Aufgaben ließen sich besser von ad hoc konstituirten Sachverständigenversammlungen lösen. Eine gesetzliche Regelung dieser Frage ist jedoch nicht für nöthig erachtet worden.

Hervorgehoben zu werden verdient schließlich noch, daß es im Gesetz mit als Aufgabe des Statistischen Zentralamts bezeichnet wird, internationale Daten zur Vergleichung zu sammeln und auch die Interessen der internationalen Statistik zu fordern.

Für Ungaen ist somit eine möglichst vollkommene Organisation der Verwaltungsstatistik geschaffen. Nun vermag zwar das beste System seiner Aufgabe nicht zu genügen, wenn es an dem richtigen führenden Geist und an den Mitteln gebricht, doch wird bei der hervorragenden Tüchtigkeit des Direktors des Statistischen Zentralamts, Dr. Jekelfalussy, und bei der einsichtsvollen Stellungnahme des Reichstags mit Zuversicht auf eine sehr gedeihliche Entwicklung der ungarischen Statistik und Staatskunde zu rechnen sein.

Hamburg. Dr. W. Beukemann.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Sitzungen am 23. Okt. Physikalisch-mathematische Klasse. (Vorsitzender Sekretär: Hr. Waldeyer.) 1. Hr. Vogel las: Ueber die Spektra der der ersten Spektralklasse angehörenden helleren Sterne. Der Zweck der in Potsdam im Verein mit Prof. Wilsing ausgeführten Arbeit war der, die Sterne nach ihren Spektren in Unterabtheilungen der I. Spektralklasse einzuordnen. Bei über hundert Sternen konnte die Anwesenheit von Eisendampf in ihren Atmosphären nachgewiesen werden (Klasse Ib); sie bildeten den vierten Theil aller zur Untersuchung gelangten Sterne, die der I. Spektralklasse angehören. Eine ausführliche Abhandlung über diese Untersuchungen wird demnächst in den Publikationen des Astrophysikalischen Observatoriums erscheinen. 2. Hr. H. Weber in Straßburg, korrespondirendes Mitglied, übersendet eine Mittheilung: Ueber die Differenzialgleichungen der elektrolytischen Verschiedungen. Die elektrolytische Verschiedung von Lösungen und Lösungsgemischen hängt von einem System nicht linearer partieller Differenzialgleichungen ab. Bei diesen Differenzialgleichungen ist immer Rücksicht zu nehmen auf das Entstehen und die Bewegung von Unstetigkeiten, die auch dann auftreten können, wenn anfänglich alles stetig war. In der vorliegenden Mittheilung ist ein Fall behandelt, wo die Lösungen zweier verschiedener Elektrolyte einander in einer scharfen Grenze berühren, und es ergibt sich dabei, daß, je nachdem der nachfolgende Elektrolyt die kleinere oder die größere Beweglichkeit hat, die scharfe Trennungsfläche erhalten bleibt oder durch eine stetige Mischung aufgelöst wird. Von der Wirkung der Diffusion ist dabei abgesehen. 3. Hr. L. Königsberger in Heidelberg, korrespondirendes Mitglied, überreichte eine Mittheilung: Ueber die Darstellung der Kraft in der analytischen Mechanik. 4. Hr. Klein legte eine Mittheilung des Hrn. C. Leiß, Mitarbeiters der Firma R. Fueß in Steglitz, vor: Ueber ein neues, aus Kalkspath und Glas zusammengekittetes Nicol'sches Prisma. Bei dem großen Mangel an Kalkspath zur Herstellung Nicol'scher Prismen ist es von Interesse zu wissen, daß man sehr vollkommen polarisirende Prismen anfertigen kann, die gegenüber denen älterer Konstruktion bei gleicher Größe eine Materialersparniß von 50 Proz. zulassen. 5. Hr. Warburg legte eine Mittheilung des Hrn. Prof. Dr. E. Goldstein hierselbst vor: Ueber die Struktur des Kathodenlichts und die Natur der Lenard'schen Strahlen. Es wird gezeigt, daß die sogenannte dritte Schicht des Kathodenlichts aus geradlinigen Strahlen besteht, die aber nicht von der Oberfläche der Kathode selbst, sondern von den Strahlen der zweiten Schicht ihren Ursprung nehmen. Ferner werden die Lenard'schen Strahlen auf die vom Verfasser schon früher beschriebenen diffus reflektirten Kathodenstrahlen zurückgeführt. 6. Hr. Auwers legte eine von Hrn. Lea Brenner in Luffin Piccolo eingesandte Abhandlung vor: Beobachtungen des Planeten Mars in der Opposition 1896—97. Hr. Brenner hat den Planeten zwischen dem 8. Febr. 1896 und dem 20. Mai 1897 an 102 Tagen beobachtet und 78 Zeichnungen

aufgenommen, nach welchen eine Generalkarte angefertigt werden ist. Die zugehörige Abhandlung weist die einzelnen beobachteten Objekte, die Identität eines Theils derselben mit früher, namentlich von Schiaparelli beobachteten, und die Sichtbarkeitsverhältnisse von zahlreichen neu aufgefundenen nach. 7. Hr. Auwers legte ferner Planetenzeichnungen vor, welche Hr. Philipp Fauth, Lehrer in Landstuhl, auf seiner dortigen Sternwarte aufgenommen hat. 8. Hr. Schulze legte eine Mittheilung des Hrn. Dr. Heymans, Assistent am Zoologischen Institut hierselbst, vor: Ueber die Segmentirung und den Körperbau der Myriopoden. 9. Hr. v. Bezold überreichte zwei weitere Bände der Veröffentlichungen des kgl. Meteorologischen Instituts vom Jahre 1897. — Philosophisch-historische Klasse. (Vorsitzender Sekretär: Hr. Bahlen.) 1. Hr. Sachau las: Ueber eine arabische Chronik aus Sansibar. Der Vortragende besprach ein arabisches Geschichtswerk, betitelt Kaschf-al-ghumma, das in jüngster Zeit aus Sansibar erworben und von einem unbekannten Verfasser, wahrscheinlich im zweiten Viertel des vorigen Jahrhunderts, verfaßt worden ist. Aus der großen Masse des historischen Materials, einer Geschichte des Islams vom Ibaditischen Standpunkt, heben sich als besonders werthvoll diejenigen Partien hervor, welche die Sondergeschichte des Ibaditischen Islams, seiner Origines, seiner Ausbreitung nach Süd und West behandeln. Im einzelnen wird das Verhältniß dieser neuen Geschichtsquelle zu der von Badger in englischer Sprache veröffentlichten Geschichte von Oman, sowie zu der von Masqueray in französischer Sprache edirten Geschichte der Mzabiten in Nordafrika untersucht. 2. Vorgelegt wurden das von dem korrespondirenden Mitglied Hrn. Denifle in Rom verfaßte und eingesendete Werk La désolation des églises monastères hopitaux en France, Tom. I.; ferner die mit Unterstützung der Akademie herausgegebenen Schriften *Ioannis Zonarae* Epitomae historiarum lib. XIII—XVIII, hggb. v. Theod. Büttner-Wobst, Bonn 1897, und das Kâmanditram des Vâtsyâyana, übersetzt von Rich. Schmidt. Leipzig 1897.

γσ **Berlin.** Der zweite, in der Oktobersitzung des „Vereins für Volkskunde" gehaltene Vortrag (vergl. Beil. Nr. 246) war der des Prof. Dr. A. Heusler über die Siegfried-Sage. In dreifacher Form ist die Siegfried-Sage überliefert, in Liedern, altnordischen und skandinavischen Balladen, im Epos des Nibelungenlieds und in zusammenhängenden Prosadarstellungen. Der niederdeutsche „Hürnen Seifried" bildet einen Uebergang von der zweiten zur dritten Form. Die ursprüngliche Form der Sage muß die der Liedform gewesen sein, nebenher lief die Prosamittheilung. Auch nur im Liede kann die Sage gewandert sein von Stamm zu Stamm. Daraus folgt, daß jedes Lied eine Episode darstellte und für sich selbst abgerundet war, ebenso wie für den Hörer. Diese Lieder, in denen die Heldensage lange gelebt hat, haben nur losen Zusammenhang untereinander gehabt und können sich widersprochen haben. Es gibt keinen Liedercyklus in unserer Ueberlieferung. Auf Island lebten viele sich widersprechende Lieder in mündlicher Tradition. Die biographische Einheit im Leben des Helden ist erst ein Erforderniß später Zeit. Aber schon früh begann man Widersprüche auszugleichen und einen Zusammenhang herzustellen; so geschah es namentlich in englischen Gedichten. Die biographische Folge müßte nun fordern, daß Siegfried, der fern von seinen Eltern aufgewachsene junge Held, sein Reich gewinnt, während wir ihn doch im Nibelungenliede als Gunthers Mitherrscher finden; in der Drachengeschichte des Beowulfliedes ist indessen Sigmund, Siegfrieds Vater, der Held. Vielleicht ist hier eine Uebertragung geschehen. Der Vortragende machte nunmehr den Versuch, aus drei Ereignissen der Siegfried-Sage die ursprüngliche Fassung der fränkischen Sage wiederherzustellen. In der niederdeutschen Ueberlieferung wächst der elternlose Knabe bei einem Schmied auf, während in der nordischen Sage Siegfrieds Mutter am Leben ist, und der Schmied, gemäß der höfischen Fassung der Wölsunga-Sage, Siegfrieds Erzieher ist und ihn in fremden Sprachen sowie im Schachspiel unterrichtet. Dagegen lebt Siegfried nach dem Nibelungenlied während seiner Jugend unter dem Schutze seiner Eltern, auch der Schmied ist hier nicht erwähnt. Im „Hürnen Siegfried", der eine Vermischung alter Ueberlieferung aufweist, verdingt sich der Königssohn beim Schmiede. Der Schmied erscheint hier als elbisches Wesen, in der niederdeutschen Sage dagegen als Mensch, in der nordischen als Zwerg, was schon auf die hartbesitzenden Zwerge hindeuten mag. In allen Quellen, die vom Schmied berichten, ist der Schlag erwähnt, wodurch Siegfried den Amboß spaltet. Dies ist das poetische Ratio, die Offenbarung der Heldenkraft zeigt sich darin. In der nordischen Sage geschieht der Schlag mit dem wunderbaren Schwerte, dessen Probe er darstellt. Dieses Moment leitet zu den Heldenthaten, zur Rache für den Vater und zum Drachenkampf über. Die nordische Wölsunga-Ballade hat hier eine Neubildung aufzuweisen; nach ihr übergibt Siegfrieds Vater seiner Gattin sterbend die Splitter seines Schwertes, aus denen Siegfried, als er herangewachsen ist, sich ein Schwert schmieden läßt. Zwei falsche Schwerter, die ihm zuerst vom Schmiede gegeben werden, zerschellen in seiner Hand und erst das echte Wölsungerschwert erweist sich als solches in Siegfrieds Hand, indem es den Amboß spaltet; auch daß Siegfrieds Mutter dessen Geburt überlebt, ist hier Neubildung. Vom Drachenkampf spricht das Nibelungenlied nur in drei Strophen. Der „Hürnen Seifried", der Beowulf und die nordischen Quellen preisen diese That ihres Helden, auch die niederdeutsche Thiselelt-Sage hat neue Züge bei diesem Drachenkampfe. In allen skandinavischen Quellen dagegen fehlt die Hornhaut Siegfrieds, deren Vorkommen in irischen Sagen doch nur durch Vermittlung von Wikingern des 9. Jahrhunderts zu verstehen ist; dafür versteht Siegfried nach den nordischen Quellen die Vogelsprache. Dies ist also als nordische Tradition anzusehen und ist in der niederdeutschen Thiselelt-Sage nur Uebertragung. Dagegen geht auch der Zug des Verständnisses der Vogelsprache nicht über die nordische Tradition etwa zur fränkischen Sage hinauf, dagegen die Gewinnung des Horts doch dieser fränkischen alten Sage angehören wird. Die hochdeutsche Quelle gibt dem Hort eine andere Herkunft als die nordischen Sagen. Da die zwei Söhne König Nibelungs über dessen Schatz sich streiten, werden Beide von Siegfried erschlagen, der diesen Schatz gewinnt. Dies kennt der „Hürnen Seifried" auch. Auf die Gestaltung dieser Episode des Bruderstreites um den Schatz und dessen Ausgang mag, wie Jakob Grimm und v. Hagen gemeint, ein indisches Märchen Einfluß geübt haben; der Kern, die Gewinnung des Horts selbst, ist nicht, wie diese Forscher gemeint haben, ein junger Zusatz, er ist vielmehr dem ältesten Bestande der Siegfriedsage zuzurechnen; denn er begegnet auch in den skandinavischen Sagen. Hinter den Berichten, wie sie im hochdeutschen Nibelungenliede und in den skandinavischen Quellen vorliegen, muß die fränkische Sage liegen. Ihre Hauptzüge müssen etwa folgende sein: Ein Elbenfürst hütet einen Schatz. Er hinterläßt zwei oder drei Söhne, die durch einen Fluch wegen ihrer Uneinigkeit untereinander den Schatz nicht erlangen können. Siegfried erschlägt die Streitenden und gewinnt den Schatz. Dies bildet ein Rundes für sich und hat mit anderen Liedern, z. B. dem Drachenhort, nichts zu thun. Zu dem Schatze gehört ein Schwert; die nordische Sage zeigt hierin eine Vermischung zweier Lieder. Man müßte, um biographischen Zusammenhang in die Siegfried-Sage zu bringen, die doppelte Hortgewinnung vereinfachen. Das Nibelungenlied läßt Siegfrieds Reichthum von Nibelungs Geschlecht stammen. Der „Hürnen Seifried" läßt den Hort in einer Höhle liegen, nach Besiegung des Drachens gewinnt Siegfried in dieser niederdeutschen Tradition den Schatz der Söhne des Nibelung. Die kühnste, poetisch productivste Lösung gibt die nordische Sage. Hier ist der Drachen der eine von Nibelungs Söhnen, der eine der streitenden Brüder. Der Nibelungenhort ist gleich dem Drachenhort, während der Schmied in der nordischen Sage der zweite streitende Bruder ist, so daß die Feindschaft des Schmieds mit dem Drachen hier umgedeutet wird. Siegfried bekämpft als Zögling des einen Bruders in dessen Auftrag den andern. Der Schmied und der Drachenkampf sind der niederdeutschen Sage, der Thiselelt-Sage und dem „Hürnen Seifried" gemeinsam: Der Schmied, der den Drachenkampf veranlaßt hat, wird von Siegfried getödtet. Siegfried ist ein rebellischer Geselle des Schmieds, so daß die niederdeutsche Sage selbständig zu der Verknüpfung gelangte. Die Tretung des Schmieds muß also ursprünglich der fränkischen Sage angehört haben, sie muß den Abschluß eines Liedes gebildet haben und hat eine Analogie darin, daß auch Wilnnd seinen Lehrmeister erschlägt, da der junge Held sich frei machen muß. Einen dritten Liedstoff muß der der fränkischen Sage bekannte Ritt Siegfrieds zu dem weisen Alten gebildet haben, der ihn über Herkunft und Geschlecht — er kennt ja seine Eltern nicht — aufklärt. Auch von Siegfrieds Tod haben in der Frühzeit der Sage, wie sich nachweisen läßt, zwei Versionen existirt. Der Stoff zu Siegfried und Brünhild fällt aus der biographischen Grundform heraus. Bei den Versuchen, die ursprünglichen Sagen herzustellen, darf man überhaupt nicht von der biographischen Form ausgehen; eine Lösung ist nur für diese Versuche dann möglich, wenn man davon ausgeht, daß Lieder mit Wider-

sprüchen gleichzeitig lebten und wir in den deutschen und nordischen Berichten die Versuche von uns haben, diese Lieferstoffe miteinander zu verbinden.

* **München.** Prof. Leonhard Sohncke, dessen Hinscheiden wir gestern nur kurz anzeigen konnten, wirkte an der hiesigen Technischen Hochschule als Lehrer der Experimentalphysik und Direktor des physikalischen Laboratoriums seit dem Jahre 1887. Vorher war er zunächst (seit 1871) Dozent am Polytechnikum in Karlsruhe und später (seit 1883) Professor der Physik an der Universität Jena gewesen. Er entstammte der preußischen Provinz Sachsen und stand bei seinem Hinscheiden erst im 56. Lebensjahre. In seiner wissenschaftlichen Entwicklung war er von der Mathematik ausgegangen, hatte sich aber dann zu Untersuchungen über die Krystallographie und die theoretische Physik gewandt, die seinen Namen auf diesen Gebieten rasch bekannt machten. Sein Hauptwerk über Krystallographie, „Entwicklung einer Theorie der Krystallstruktur", wirkte in gewissem Sinn epochemachend, und auch seine späteren Arbeiten über denselben Gegenstand, von denen er einige gemeinsam mit Wangerin ausfertigte, gehören zu den vorzüglichsten modernen Leistungen auf diesem Feld. In engem Zusammenhang mit diesen, auf streng mathematischer Grundlage ruhenden Studien stehen seine Forschungen über die Lehre von der Elektrizität und dem Magnetismus. Wie er dort den Einfluß der Bewegung der Lichtquelle auf Brechung und die Theorie des optischen Drehungsvermögens in Krystallen, sowie die Interferenzerscheinungen wissenschaftlich untersuchte, so ging er hier der elektromagnetischen Deutung des natürlichen Lichtes, der Theorie der Luftelektrizität und der Gewitterelektrizität und der Entstehung des Stroms in der galvanischen Kette bis auf den Grund nach. Auch auf meteorologischem Gebiete erwies er sich, besonders in seinen Untersuchungen über das Gesetz der Temperaturänderungen in dem aufsteigenden feuchten Luftstrom, als tiefgehender Theoretiker. Daneben verstand er es aber auch vortrefflich, und mehr als viele seiner Fachgenossen, die Resultate der wissenschaftlichen Forschung den weiteren Kreisen des gebildeten Publikums zugänglich zu machen, und seine gemeinverständlichen Vorträge aus dem Gebiete der Physik, die 1892 gesammelt erschienen, beweisen, daß nicht nur die theoretische Physik in ihm einen ihrer hervorragendsten Vertreter, sondern auch die allgemeine Bildung einen ihrer eifrigsten und wirksamsten Förderer verloren hat.

* **Aschaffenburg.** Der kgl. Gymnasialprofessor für Mathematik und Physik und Privatdocent an der Universität Würzburg Dr. Robert Geigel wurde zum außerordentlichen Professor für Physik und Vermessungskunde an der hiesigen Forstlehranstalt ernannt.

⊠ **Halle,** 2. Nov. Der Geh. Medizinalrath Dr. Alfred Graefe, der weit und breit bekannte Professor der Augenheilkunde, verläßt unsere Universitätsstadt nun siedelt nach Weimar über. Seit 1868 wirkte der vortreffliche, liebenswürdige Gelehrte höchst segensreich an unserer Hochschule, bis im Jahre 1892 Kränklichkeit ihn veranlaßte, sich von seiner akademischen Wirksamkeit zurückzuziehen und nur noch die Privatpraxis zu pflegen. Durch Graefe ist die Halle'sche Augenklinik berühmt geworden. Viele Augenärzte verehren in Graefe ihren trefflichen Lehrer und viele Augenleidende verdanken ihm Heilung. Allgemein bedauert man den Weggang des so liebenswürdigen Gelehrten, der mit den Geh. Medizinalräthen Weber und Volkmann lange Jahre eine Zierde der medizinischen Fakultät war.

* **Göttingen.** Am 2. Nov. starb hier der Geh. Regierungsrath Dr. Ernst Schering, ordentlicher Professor der Mathematik und theoretischen Astronomie und Direktor des Gauß'schen erdmagnetischen Observatoriums an der hiesigen Universität, in seinem 63. Lebensjahre. Er gehörte noch zu den Trägern der Gauß-Weber'schen Traditionen, denen die hiesige Hochschule einen so großen Theil ihres Ruhmes in den letzten sechs Jahrzehnten verdankt, und hat viele Hinterlassenschaft aus großer Zeit durch eigene gewichtige Untersuchungen über den Erdmagnetismus und durch seine Forschungen auf dem Gebiete der Geophysik ehrlich gemehrt. Als Herausgeber der Werke von Gauß, deren Publikation er im Auftrag der hiesigen Gesellschaft der Wissenschaften besorgte, hat er seinen Namen weit über das engere Vaterland und über die eigentlichen Fachkreise hinaus bekannt gemacht.

* **Danzig.** Zu der Frage der Errichtung einer Hochschule in unserer Stadt hat jetzt, im Anschluß an einen im hiesigen Gewerbeverein gehaltenen Vortrag Ricerts: „Eine technische Hochschule in Danzig", auch der Oberpräsident v. Goßler öffentlich Stellung genommen, indem er betonte, daß auch er die Nothwendigkeit der Errichtung einer solchen Anstalt in unserer Stadt anerkenne. Er stehe nicht auf dem Standpunkt, so führte er weiter aus, eine Universität in Westpreußen zu begründen. Die meiste Bedeutung würde eine Hochschule in Danzig für Maschinenbauer haben, besonders mit Rücksicht auf die großen Etablissements vom Schichau. Bei den anderen deutschen Hochschulen habe man bisher nur eine Stelle, wo Schiffbau gelehrt werde, und das sei Berlin; hier fehle aber der unmittelbare Anschauungsunterricht, den Danzig mehr als jede andere Stadt darbieten könne.

-ir **Aus den Niederlanden.** Demnächst wird in der Michaelskirche zu Zwolle, wo die Gebeine des Thomas a Kempis ruhen, auch ein Denkmal für ihn enthüllt werden. Die Anregung dazu gab vor etwa 10 Jahren der Kanonikus L. B. Mulder zu Welvega. Von den Beiträgen, welche zur Errichtung des Denkmals einliefen, werden die der Regentin in Holland, des Papstes, der Königin Carola von Sachsen, der Erbgroßherzogin von Luxemburg und einiger hohen Kirchenfürsten Europa's besonders hervorgehoben. Bei dem internationalen Preisausschreiben 1896 wurde der Entwurf des Architektenbildhauers W. Mengelberg in Utrecht preisgekrönt und ausgeführt. — Als Kuriosum, wie die Privatdozenten an der Amsterdamer Universität behandelt werden, mag folgendes dienen: In der Sitzung des Senatsraths vor einigen Tagen fragte ein Mitglied den Vorsitzenden, ob es wahr sei, daß die Privatdozenten für den Gebrauch der Hörsäle Miethe bezahlen müßten? Der Vorsitzende antwortete, daß die Privatdozenten für die Benutzung der Lokale keine Miethe bezahlen, sondern nur eine Entschädigung für Heizung und Beleuchtung!

* **Stockholm.** Professor Nordenskiöld hat ein Kartenwerk herausgegeben, das er „Periplus, Entwurf der ältesten Geschichte der Seekarten und Seebücher" nennt. Nordenskiöld hat damit seinen Facsimile-Atlas zur ältesten Geschichte der Kartographie durch Bibliotheksstudien im Auslande, Anschaffung der wichtigsten alten Karten und durch Ankauf mit der Hand gezeichneter Kartenurkunden aus dem 15. und 16. Jahrhundert ergänzt.

* **St. Petersburg.** Zum Bau eines großen Dampf-Eisbrechers von 6000 Tons Deplacement und 10,000 innig. Pferdestärken, der zur Erforschung des Eismeeres nach dem Plane des Vizeadmirals Makarow dienen soll, beabsichtigt das Finanzministerium, wie die „Nowosti" melden, die Mittel herzugeben. Zur Ausarbeitung des detaillirten Projekts für den Eisbrecher ist beim Finanzministerium eine besondere Kommission gebildet worden, der u. a. der frühere Kommandeur des Nansen'schen Dampfers „Fram", Kapitän Sverdrup, angehört.

* **Dnepr.** Prof. Dr. Richard Hansmann verließ dieser Tage unsre Stadt, der seine ganze Wissenschaft angehört hat, um sich nach Odessa zu begeben, wohin er, nach seiner Verabschiedung von dem hier von ihm bekleideten Lehrstuhl der allgemeinen Geschichte, als Professor der Geschichte berufen worden ist. Weite Kreise, nur allem solche, denen die einheimische Geschichts- und Alterthumsforschung nahe liegt, bedauern schmerzlich die unausfüllbare Lücke, die durch sein Scheiden entsteht.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Paul Mongeé: Sant' Ilario, Gedanken aus der Landschaft Zarathustra's. Leipzig, C. G. Naumann 1897. — Dr. F. Stolze: Anleitung zur vereinfachten deutschen Stenographie. Einigungs-System Stolze-Schrey. Berlin, C. S. Mittler u. Sohn 1897. — Dr. D. Schmid: William Congreve. Sein Leben und seine Lustspiele. (Wiener Beiträge zur englischen Philologie VI.) Wien u. Leipzig, W. Braumüller 1897. — Denkschrift zur Erinnerung an die Eröffnung des Neubaues des Bayerischen Gewerbemuseums zu Nürnberg 1897. — Leo Tolstoj's gesammelte Werke. Band III: Kaukasische Erzählungen. 2. Aufl. Leipzig, Diederichs. — V. Chirol: Die Lage in Ostasien. 2. Aufl. Berlin, J. Räde 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Bücher- und Musikalien-Auction.

Am 22. November und folgende Tage kommen die reichhaltigen Werke aus allen Literaturgebieten enthaltenden Bibliotheken der Herren Geh. Rath Prof. Dr. M. Lazarus, Musikdirector F. Hartenstein in Halle, Schulrath Dr. R. Hempel in Leipzig u. A. bei uns zur Versteigerung. — Kataloge versenden wir gratis und franco; Aufträge besorgen wir pünktlichst. (16792)

List & Francke, Buchhändler in Leipzig.

Jahrgang 1897. München, Freitag, 5. November. Nummer 250.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Herzog Wilhelm von Württemberg. Von Hugo Arnold. — Volkshochschulen des Geschmacks. Von Paul Marsop. — Mittheilungen und Nachrichten.

Herzog Wilhelm von Württemberg.

ein österreichischer Heerführer und deutscher Held.

Von Hugo Arnold.

„Herzog Wilhelm von Württemberg, unsrer ruhmreichen Armee berühmter Feldherr, der Tapfersten einer, ein Ritter ohne Furcht und Tadel“ — mit diesen preisenden Worten begann der Geistliche, Dr. Selle, die Trauerrede, als man den friedlich entschlafenen Helden vor Jahresfrist (10. November 1896) in Meran zur ewigen Ruhe bettete. Oesterreichische Feldzeichen senkten sich über seiner Gruft, österreichische Truppen sandten ihm den letzten kameradschaftlichen Gruß der drei Salven in das Grab nach, österreichische und deutsche Offiziere schritten Seit' an Seite im Trauergeleite. Ein inniges Band der Gesinnungsgemeinschaft und der Ehrengleichheit umschlingt all die Männer, die „furchtlos und treu“ den Fahnen ihrer obersten Kriegsherren folgen, aber der erlauchte Kamerad „war uns mehr,“ er stand unserm Herzen näher, denn das Blut, das er wiederholt für den „Kaiser“ vergoß, war deutsches Fürstenblut und ist auch für die deutsche Sache geflossen, und der Gang der Ereignisse hat es gefügt, daß der deutsche Prinz nicht bloß den weißen Waffenrock des kaiserlichen und königlichen Feldzeugmeisters trug, sondern zugleich die deutsche Uniform als General seines engeren, des württembergischen, Heimathlandes; auf ihn, als ihren Inhaber und Chef, blicken österreichische und deutsche Regimenter mit gleichem Stolz: das k. u. k. Infanterie-Regiment Nr. 73, das Grenadier-Regiment König Karl, 5. württembergisches Nr. 123, das kgl. preußische Infanterie-Regiment Herwarth v. Bittenfeld, 1. westfälisches Nr. 13, und auf der Brust des Helden prangten neben der höchsten militärischen Auszeichnung Oesterreichs, dem Maria Theresia-Orden, zwei im gleichen Rang und Ansehen stehende deutsche kriegerische Dekorationen: der württembergische Militär-Verdienstorden und der preußische Orden Pour le mérite. Ja! Er war unser! Auch in hehren Soldatentugenden!

Um sein Andenken über die lebende Generation hinaus zu erhalten, zeichnete ein württembergischer Offizier das Lebensbild des Verewigten in kurzen, aber scharfen und wohlgelungenen Umrissen.[1]) Er war dem Herzog bereits bei Lebzeiten in dienstlicher Eigenschaft näher getreten und hatte für das württembergische Regiment, dessen Chef derselbe war, seine Biographie geschrieben, eine Arbeit, welche der Prinz selbst der Durchsicht unterzog und mit Zusätzen versah. Außer dieser Schrift wurden zu dem vorliegenden Buche auch eine Menge denkwürdiger Briefe benutzt, welche des Herzogs, mit ihm auf das engste verbunden gewesene Schwester Herzogin Mathilde zur Verfügung stellte; man kann sonach sagen, daß es durchaus auf authentischem Material beruht. Der tapfere Prinz war Soldat mit Leib und Seele und lebte ausschließlich dem militärischen Berufe, er widmete sein ganzes Leben der österreichischen Armee; aber das Buch ist nicht bloß für die Oesterreicher geschrieben oder für die Militärs, sondern mit glücklicher Hand hat der Verfasser durch den Abdruck zahlreicher Briefe und Elaborate des Prinzen es verstanden, zu zeigen, welche hohe Geistesbildung der Waffenheld besaß und welch edles Gemüth ihn beseelte. Er hat das allgemein Menschliche an ihm nach Gebühr auf die Scene und ihn hiemit den weitesten Kreisen näher gerückt. Wider Erwarten ist dadurch der militärische Theil der Biographie verhältnißmäßig kurz ausgefallen; auch die Schilderung der glänzenden Waffenthaten des Herzogs hält sich in engen Rahmen, was der Verfasser mit dem Hinweis darauf rechtfertigt, daß österreichische Waffengefährten desselben speziell seine Leistungen für die Organisation und den Ausbau ihrer Armee einer eingehenden Schilderung und Würdigung unterziehen werden.

In unserm Sprachschatze haben wir ein Sprichwort: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm! Trotz seiner Trivialität möchten wir es auf den Herzog im edelsten und im buchstäblichen Sinne des Wortes anwenden, indem das Naturgesetz der Vererbung sich sowohl bei dem erlauchten Geschlecht der Württemberger, als speziell bei dem Prinzen schlagend dokumentirt. Er war der Erbe der kriegerischen Tugenden seiner Vorfahren und der Erbe ihrer Traditionen, denn an militärischer Tüchtigkeit, sowie an hingebender Treue gegen Oesterreich sind ihnen nur die Fürsten von Hessen-Homburg gleichzustellen, und seit Aufrichtung der stehenden Heere haben außer dem Herzog nicht weniger als zwölf Prinzen des Hauses Württemberg unter den Fahnen der Habsburger gedient und dort gegen des Reiches Erbfeinde, gegen Türken und Franzosen, ihr scharfes Schwert gekehrt; sieben davon besiegelten die Treue mit ihrem Blute in ehrenvollen Blessuren (Herzog Karl Alexander, der Urgroßvater des Prinzen, regierender Fürst 1733—1737, wurde sogar viermal verwundet), einer erlag den Folgen einer Verwundung und zwei fielen auf dem Felde der Ehre; ferner erwarben drei in preußischen und zwei in russischen Kriegsdiensten hohen, zum Theil unsterblichen Ruhm und all diesen Kriegsmännern reiht sich noch der Held von Montereau, König Wilhelm I., an.

Herzog Eugen, der Sieger von Kulm und Eigenthümer der schlesischen Herrschaft Karlsruhe, und Prinzessin Helene von Hohenlohe-Langenburg, dessen zweite Gemahlin, waren die Eltern des Herzogs Wilhelm, der am 20. Juli 1828 zu Karlsruhe das Licht der Welt erblickte, gerade an dem Tage, an welchem der Vater gegen die Türken bei Schumla kämpfte. Er genoß die sorgfältigste Erziehung, besuchte als der erste deutsche Prinz, der eine öffentliche Schule frequentirte,

[1]) Herzog Wilhelm von Württemberg, k. u. k. Feldzeugmeister. Ein Lebensbild von Adolf Magirus, Hauptmann im Grenadier-Regiment (5. württ.) Nr. 123, kommandirt als Adjutant der 52. Infanterie-Brigade (2. K. W.). Mit Illustrationen, Kartenskizzen und einem Stammbaum. Stuttgart, Verlag von W. Kohlhammer 1897.

die Gymnasien zu Meiningen und Breslau und bestand 1846 die preußische Offiziersprüfung auf das glänzendste. Hierauf widmete er sich naturwissenschaftlichen Studien auf der Akademie zu Genf, kunstgeschichtlichen und architektonischen während einer Reise nach Italien und bezog im Mai 1848 die Universität zu Bonn.

Die politische Bewegung hatte der junge Herzog während seiner Fahrt durch Italien mit offenen Augen verfolgt; sie hatte in ihm die Neigung wachgerufen, in österreichische Dienste zu treten, obwohl er nicht urtheilslos den Verhältnissen gegenüberstand. „Was soll ich thun," hatte er am 19. Februar 1848 an seine Schwester Mathilde geschrieben, „wenn ein Kampf zwischen Oesterreich und Italien ausbricht? Soll ich mit den Oesterreichern gegen Italien gehen oder dem Kampf fernbleiben? Du mußt aber bedenken, daß ich sowohl den österreichischen Absolutismus als den italienischen Freiheitsschwindel und die schändliche Politik Karl Alberts von Sardinien hasse und Oesterreich nur deßhalb vertheidige, weil Oesterreich ein Theil von Deutschland ist." Der letzte Gedanke mochte das Hauptmotiv sein, das ihn nach Oesterreich zog, wohl aber wirkten auch die Erinnerungen seines Hauses mit, sowie der ideale Zauber, der die Fahnen des „kaiserlichen" Oesterreich, an „Ehren und an Siegen reich," umwob und der früher alljährlich eine ganz bedeutende Anzahl junger Leute aus dem „Reiche", aus Süd- und Norddeutschland, aus den vornehmsten Adelsfamilien wie aus den bürgerlichen Ständen dem Doppeladler zuführte. Mit der Aenderung der politischen Verhältnisse und insbesondere seit der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches hat das aufgehört und die jüngere Generation, auch Hauptmann Magirus, weiß nicht mehr, welche magische Anziehungskraft der Dienst im Heere des „Kaisers" auf die damalige deutsch denkende und deutsch empfindende Jugend ausübte.

Freilich, so glattweg ging der sehnliche Wunsch des Herzogs nicht in Erfüllung. Sein Vater trug im Hinblick auf die politischen und nationalen Zustände Oesterreichs schwere Bedenken dagegen, außerdem stand der Prinz seit seiner Geburt als Kornet des Preobrashenskyschen Garde-Regiments in den Listen der russischen Armee, doch sein felsenfester Wille überwand diese Hindernisse; noch ehe die vom Vater angebahnten Verhandlungen zu einem Ergebniß geführt hatten, brach er nach Wien auf. Er kam mitten in die Oktober-Revolution hinein. Kriegsminister Graf Latour hatte unmittelbar vor seiner Ermordung die Ernennung des Herzogs zum Unterlieutenant unterzeichnet, doch dachte in den Wirren jener Tage Niemand daran, ihn davon in Kenntniß zu setzen. Er reiste darauf nach Mailand zum Feldmarschall Grafen Radetzky ab, der ihn als den Sohn des „Herzogs Eugen, der immer die Avantgarde geführt hat," auf das freundlichste empfing und sofort zum Oberlieutenant im 1. Infanterie-Regiment Kaiser Franz Joseph ernannte, indem er sprach: „Ich muß doch Ihrem Herrn Vater da, wo mir Gelegenheit geboten wird, einen kleinen Dienst erweisen für die unendlich vielen, die er uns im Jahre 1813 und 1814 geleistet hat."

Die Briefe des jungen Offiziers an Mutter und Schwester werfen interessante Streiflichter auf die Zustände im kaiserlichen Heere, die keineswegs durchaus dem Nimbus entsprachen, womit Radetzky's Ruhm und Leistungen sie umkleideten. „Unsre Mannschaften sind ausgezeichnet, leider kann man dies nicht auch von allen Offizieren sagen, wenigstens nicht von den höheren. Der Grund hievon liegt in dem schändlichen Protektionswesen. Zwar habe ich selbst auch diesem System meinen Oberlieutenantscharakter zu verdanken, doch habe ich mich gewiß nicht darum bemüht; ich mußte eben die Gnade des Feldmarschalls annehmen. Im Offizierkorps finden aristokratische Ideen wenig Sympathien, man war deßhalb sehr ungehalten, als ein Herzog ins Regiment kam." Allein er verstand rasch, das Blatt zu wenden und konnte wohl sagen, daß er nun zu den beliebtesten Offizieren des Regiments gehöre. — Von der Stimmung unter den Offizieren berichtet er: „Viele tadeln die allzu große, fast an Grausamkeit grenzende Härte, mit der man jetzt Wien behandelt.... Es gibt überhaupt hier in der Armee viel mehr deutsch gesinnte Offiziere als ich glaubte, und wenn man auch gegen die letzte Wiener Revolution mit Recht erzürnt ist, so sind es doch nur sehr Wenige, die nicht einsehen, daß die ganze Bewegung dieses Jahres unausbleiblich und nothwendig war." — Weiter äußert er sich: „Soviel ist aber gewiß, daß die Hinrichtung Blums ein sehr übereilter Schritt war und, wenn er auch werth war, dreimal erschossen zu werden, so durfte man die Nationalversammlung in Frankfurt und überhaupt das konstitutionelle Prinzip nicht so direkt vor den Kopf stoßen. Uebrigens kann ich kein sicheres Urtheil fällen, da ich alles nur vom Hörensagen weiß." — Papst Pius IX. hatte ihn in Rom mit großer Liebenswürdigkeit empfangen; mit warmer Theilnahme bedauert er nun dessen Verjagung: „Den Fall und die Flucht des Papstes begrüßt man unter den Offizieren als ein erfreuliches Ereigniß; er habe es verdient, sagen sie. Mir traten die Thränen in die Augen, als ich es hörte, denn der arme Mann thut mir leid, dem für so guten Willen so schlecht gedankt wird. Vorauszusehen war es, und ich habe schon oft in Rom gesagt, daß er nicht der letzte Monarch sein würde, der dieses Jahr Thron und Reich verlieren werde."

Im Gefechte bei Mortara (21. März 1849) empfing der Herzog als Führer des vordersten Plänklerzugs seines die Avantgarde bildenden Regiments die Feuertaufe und fast wäre ihm die Wegnahme von zwei Kanonen gelungen; er trug dabei einen Kolbenschlag auf den Kopf davon. Zwei Tage später, in der Schlacht bei Novara, beim Sturm auf Casa Castellazzo, wurde er durch einen Schuß ins Schienbein schwer verwundet, zum Lohn für seine Tapferkeit aber durch das Ritterkreuz des Leopold-Ordens und des württembergischen Militär-Verdienstordens nebst der Beförderung zum Hauptmann im Infanterie-Regiment Erzherzog Sigismund Nr. 45 ausgezeichnet. Die letztgenannte Dekoration übergab ihm im Auftrage König Wilhelms der als Korrespondent der Allg. Ztg. im Hauptquartier Radetzky's weilende Schriftsteller Hackländer.

Volle fünf Vierteljahre erforderte der Genesungsprozeß und das ganze Leben hindurch erinnerten ihn periodisch wiederkehrende Schmerzen an den Tag von Novara. Die folgenden Friedensjahre verlebte der Herzog in dalmatinischen, kroatischen und italienischen Garnisonen. Als 1850 die Lösung der deutschen Frage durch den Ausbruch eines Kriegs zwischen Preußen und Oesterreich nahe gerückt schien, schrieb er an seine Mutter: „Nichts wäre betrübender und schrecklicher als ein Bruderkrieg in Deutschland. Sollte es aber zum Krieg kommen, so sage nur allen Karlsruhern, wie schmerzlich es mir sei, gegen sie und das Land meiner Geburt kämpfen zu müssen. Wo aber die Pflicht ruft, verstummt jedes andere Gefühl und meine Losung ist und bleibt: Oesterreich und mein Kaiser über alles! Im Jahre 1848, an meinem Geburtstage, habe ich den Vorsatz gefaßt, mein Schicksal an das Oesterreichs zu knüpfen. Und es mag geschehen, was da will, ich werde meinem geliebten Vaterland und meinem Kaiser, für den ich schon einmal gekämpft und gelitten habe, treu bleiben bis in den Tod. Ich weiß, Du billigst das, auch wenn Zeiten kommen, wo ich mit anderen Pflichten in Widerspruch komme, denn für den Soldaten ist die erste und heiligste Pflicht die der Treue, alle anderen müssen ihr nachgestellt werden." Damals blieb das Schwert noch in der Scheide und der Herzog benutzte

Digitized by Google

die Muße des Friedens auf das eifrigste zu Studien und zu Reisen nach Griechenland, in die Türkei, nach Schottland, Frankreich und Süditalien. Der Aufenthalt in Dalmatien und die während der Niederwerfung des herzegowinischen Aufstandes durch Omer Pascha (1850) gesammelten Erfahrungen dienten ihm als vorbereitende Schulung für seine künftigen Leistungen bei der Eroberung und Pazifizirung Bosniens und der Herzegowina. Wie vielseitig der Interessenkreis des jungen Kriegshelden war und wie weit sein Horizont sich dehnte, beweisen seine Betheiligung an den Ausgrabungen von Salona, sein scharfer Blick für alles, z. B. das prophetische Wort über die Insel Lissa: „Wer weiß, ob dieses öde Eiland nicht zur Beherrscherin der Adria ausersehen ist, ob von dort nicht die Wiedergeburt der österreichischen Marine ausgehen wird?“ — Während dieser Friedenszeit rückte der Herzog zum Major im Infanterie-Regiment Baron Reischach Nr. 21 (23. November 1853) und zum Oberstlieutenant in seinem früheren Regimente Kaiser Franz Joseph Nr. 1 (16. April 1857) vor; in diese Zeit (22. August 1855) fällt aber auch ein Sturz mit einem Wagen, wovon ihm Taubheit auf dem rechten Ohr zurückblieb.

Bei Beginn des italienischen Krieges 1859 wurde der Herzog zum Obersten und Kommandanten des (steierischen) Infanterie-Regiments Leopold, König der Belgier, Nr. 27 ernannt, an dessen Spitze er sich mit unsterblichem Ruhme bedecken sollte, trotzdem er in niedergeschlagenster Stimmung zu Felde zog, weil er mit immer wachsendem Entsetzen die gänzliche Unfähigkeit der Armee-Oberleitung gewahrte. In der Schlacht bei Magenta (4. Juni) focht er im Kampfe um das Dorf gegen die Truppen Mac Mahons. Der Regimentsadjutant und der Fahnenträger wurden ihm zur Seite, das Pferd unterm Leibe erschossen: mit der Fahne in der Hand führte er seine wackeren Steirer in unwiderstehlichem Sturm vor. Der französische General Montebello äußerte sich darüber: „Notre armée a beaucoup remarqué l'attaque vigoureuse d'un régiment à collet jaune, menée le drapeau à la main par un jeune colonel“ und die französischen Soldaten fragten, ob das die Garde sei, die gelbe Aufschläge trägt und die ihnen den schon für sicher gehaltenen Sieg entriß! — Auch in der Schlacht bei Solferino (24. Juni) stritt das Regiment mit Erfolg, nahm den Franzosen zwei eroberte Geschütze wieder ab und schlug zwei Attacken von Lanciers und Chasseurs d'Afrique zurück. — Für Magenta erhielt der Herzog das Kommandeurkreuz der eisernen Krone, das sonst nur an Generale verliehen wird, sowie später das Ritterkreuz des Maria Theresia-Ordens, das ihm Kaiser Franz Joseph persönlich überreichte; aber die erlittenen Niederlagen und der Verlust der Lombardei, um deren Besitz schon so viel deutsches Blut geflossen war, hatten ihn in den „allerdesparatesten Zustand“ versetzt.

Nach dem Friedensschlusse widmete der Herzog sich mit voller Hingabe der Ausbildung und Erziehung seines Regiments. Die Stoßtaktik erachtete er nicht mehr für zeitgemäß, sondern das Schützengefecht, wie er auch nach dem Feldzuge 1864 mit aller Entschiedenheit für die Einführung des Hinterladers eintrat. In verschiedenen Aufsätzen in Streffleurs Zeitschrift gab er seinen Anschauungen beredten Ausdruck. Durch seine Mühe brachte er das Regiment auf eine derartige Stufe, daß es der Kaiser beim Einmarsche in Wien 1861 mit den Worten empfing: „Es lacht mir das Herz im Leibe, ein so braves und tapferes Regiment um mich zu sehen“ und daß es 1864 bei dem gegen Dänemark entsendeten Korps eingetheilt wurde. Bei Oeversee holten die Oesterreicher den aus dem Danewerk abziehenden Feind ein (6. Februar). Ungeachtet eines wüthenden Schneesturms und starken Glatteises, und obwohl sie seit 24 Stunden nicht abgekocht hatten, nahmen die Belgier den Befehl zum Angriff mit brausendem Hurrahruf auf und warfen die Dänen, zum Theil in erbittertem Handgemenge. Ihrem Obersten wurde abermals das Pferd unterm Leibe erschossen, ein Lieutenant und ein Hornist fielen neben ihm, dann erhielt er selbst einen schweren Schuß in den rechten Fuß; die Kugel ging bei den Zehen hinein und wurde an der Ferse ausgeschnitten. Noch auf dem Schlachtfelde wurde er außer der Reihe zum Generalmajor ernannt, außerdem wurden ihm das Kommandeurkreuz des Leopoldordens mit der Kriegsdekoration, der preußische Orden Pour le mérite und das Kommandeurkreuz des württembergischen Militär-Verdienstordens verliehen; seine vorher schon große Popularität wuchs in außerordentlichem Maße.

Ein Wiener Blatt schrieb damals über ihn: „Oberst Prinz Wilhelm, eine echte Soldatennatur, eine ritterliche Erscheinung, voll Adel und Humanität. . . . Sein scharfgeschnittenes Profil, das kühne Auge, das männlich freie, für einen Stabsoffizier noch jugendliche Gesicht, das graue Haar macht einen ganz eigenthümlichen Eindruck. . . . Er war von jeher der Vater, der Freund seiner Offiziere, der Abgott seines Regiments. Preußische Blätter haben vollkommen recht, wenn sie erzählen, daß das kameradschaftlich freundschaftliche Verhältniß, das im Offizierkorps des Regiments König der Belgier und zwischen diesem und seinem Kommandanten bestehe, für preußische Militärs etwas ganz unerklärliches, unfaßbares sei, auf das wohl alle Armeen mit Neid und Bewunderung blicken dürften. Der Oberst Württemberg gehörte keinem Kasino, keinem adeligen Spielklub, keiner Clique, er gehörte nur seinen Offizieren an, mit welchen er lebte, in deren Mitte er am liebsten weilte. Keiner seiner Offiziere ließ auch nur 24 Stunden den Kopf hängen, ohne daß der Oberst den Grund dieser Traurigkeit erfuhr und nach Möglichkeit half. So streng er im Dienste war, so mild war er außer demselben. . . . (Bei der Fahnenweihe eines anderen Regiments zählte der Herzog zu den geladenen Gästen.) Die Offiziere ließen ihre Vorgesetzten hochleben, den allerliebsten Prinzen aber hoben sie auf ihre Schultern und trugen ihn unter Hochrufen vom ersten Stocke des Hotels Wunsch hinab in den bereitstehenden Wagen.“

Nach seiner Wiederherstellung übernahm der Herzog das Kommando seiner Brigade in Graz. Am 16. Mai 1865 erfolgte seine Ernennung zum Inhaber des 73. Infanterie-Regiments (Ergänzungsbezirk Eger in Böhmen). Im Herbst und Winter 1865/66 unternahm er eine längere Reise nach Spanien, Nordafrika, Sardinien und Frankreich, auf welcher er von Napoleon III. in den Tuilerien mit großer Auszeichnung empfangen wurde.

Die kriegerische Auseinandersetzung zwischen Preußen und Oesterreich ließ sich 1866 nicht mehr vermeiden, wie 16 Jahre vorher. In der Schlacht bei Königgrätz (3. Juli) griff der Herzog in den schwankenden Kampf um den Swieb-Wald mit solchem Erfolge ein, daß die Oesterreicher nach langem erbitterten Ringen in dessen Besitz gelangten. Allerdings mußten sie ihn bei dem Anmarsch der II. Armee wieder räumen. Den Rückzug vermochte der Herzog in vollkommenster Ordnung durchzuführen. An der Elbe verließ er seine Brigade und ritt, wie er schon bei Solferino gethan, zur Rekognoszirung des Feindes vor, nur von einem Hornisten und zwei Husaren begleitet. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Preußen nicht nachfolgten, kehrte er um und holte seine Brigade wieder ein. — In kriegsgeschichtlicher Hinsicht ist die Thatsache interessant, daß die preußische 1. Garde-Infanterie-Division nicht so vollkommen überraschend bei Chlum erschien, wie österreichische und preußische Quellen es schildern, daß sie vielmehr vorher schon mit Theilen der Brigade Württemberg in kurzem,

aber heftigem Kampfe gestanden hatte. — Noch einmal, in dem Schlußgefechte des Krieges, bei Blumenau (22. Juli) kam der Herzog vor den Feind. Dasselbe wurde bekanntlich durch die Verkündigung des Waffenstillstandes unterbrochen und preußischerseits wird der Sieg beansprucht; indessen Herzog Wilhelm stand mit einem Theile seiner Brigade im Rücken der am weitesten vorgedrungenen Brigade Bose und es ist anzunehmen, daß er bei der Fortsetzung des Gefechts in sehr wirksamer Weise eingegriffen hätte.

Der durch den Prager Frieden bedungene Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland vernichtete das politische Ideal des Herzogs, ein einiges, föderalistisch gestaltetes Großdeutschland, und das Unglück der Armee, „das Gespenst der Schlacht van Königgrätz", lastete schwer auf ihm. Umsomehr richtete sich sein ganzes Dichten und Trachten auf die Heilung der Schäden im Heere und die Umgestaltung des Heeres; u. a. entwarf er ein neues Exerzirreglement, bearbeitete einen Vortrag über das Hinterladegewehr, betrieb die Organisation van Offizier- und Kadettenschulen und hielt mehrere Vorträge über den nordamerikanischen Krieg 1861—1865, die von tiefem Studium und überraschender Kenntniß der militärischen, palitischen und sozialen Verhältnisse in Nordamerika zeugen und im Hinweise auf die vielfach auch für die europäischen Heere höchst instruktiven Vorgänge gipfeln. (Der wesentlichste Inhalt dieser Vorträge wird in einem eigenen Kapitel des Buches mitgetheilt.) Eine Reise nach dem transatlantischen Kontinent war schon lange das Ziel der herzaglichen Wünsche gewesen; im Jahre 1868 konnte er sie ausführen.

Im Juni 1869 wurde Herzag Wilhelm zum Feldmarschallieutenant und Divisionskommandanten ernannt. Um diese Zeit machte ihm König Karl das Anerbieten, das Gouvernement der Festung Ulm und im Anschluß hieran ein Kommando in der württembergischen Armee zu übernehmen. Der letztere Varschlag wurde bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges in der dringendsten Form wiederholt und rief im Herzog einen wahren Sturm der widersprechendsten Gefühle hervar. Allein sa sehr ihn seine Empfindungen an die Spitze der württembergischen Truppen zum Kampfe gegen den alten Erbfeind riefen und so günstig die Gelegenheit gewesen wäre, mit raschem Entschlusse Oesterreich zu verlassen, dessen äußere und innere Lage sich so ungünstig gestaltet hatte, hielt er, der sich im Wetter zahlreicher Schlachten hinlänglich „furchtlas" erprabt hatte, es als seine heilige Verpflichtung, sich in auch diesem kritischen Mamente als „treu" zu erweisen und an der österreichischen Fahne festzuhalten. Es war ein schwerer Entschluß, dach sah ihn der Herzog bis zu seinem Tode als den einzig richtigen und möglichen an, wiewohl er mit dem Verzichte auf die Theilnahme an jenem ruhmvallen Kriege seinem Herzen ein unendlich schweres Opfer gebracht hatte. Am 29. August schrieb er: „Im ganzen bin ich moralisch in einem wenig beneidenswerthen Zustand, indem der Gram über diesen versäumten Feldzug mich verzehrt." Einen tiefen Einblick in seine Seele gewährt die Stelle aus einem Briefe vom 18. Dezember: „Immer war es mein Ideal, an der Zurückeraberung van Elsaß-Lothringen mithelfen zu dürfen, und nun zusehen zu müssen, wie Andere das in großartiger Weise durchführen, was ich selbst als das höchste Ziel meiner Wünsche angestrebt habe, ja noch mehr, die angebotene Theilnahme in herwarragender Stellung ausschlagen zu müssen — ist hart und schmerzlich! Oft will mir unter den widerstreitenden Gefühlen das Herz brechen und es bleibt mir nichts übrig, als durch Bewegung, Thätigkeit und Anspannung das, was in mir tobt, zu betäuben."

Konnte der Herzag auch am Feldzuge nicht theilnehmen, so wallte er wenigstens aus demselben lernen. Im Februar 1871 erhielt er die Genehmigung zur Reise nach Frankreich. Er besuchte zuerst Straßburg, dann die Württemberger vor Paris und traf bei Ablauf des Waffenstillstandes in Versailles ein, wo er vam Kaiser und Kranprinzen auf das freundlichste empfangen wurde und am 26. Februar, dem Tage des Abschlusses des Präliminarfriedens, der zu Ehren des Königs von Württemberg gegebenen Tafel anwahnte. Hier sah er auch die bayerischen Prinzen Luitpald und Leopold, von welch Letzterem er sagt: „ein ganz charmanter Mensch, der sich unter den deutschen jugendlichen Prinzen besonders hervorgethan hat. Er war Batteriekommandant in zwölf Schlachten." In Fortsetzung seiner Studienreise besichtigte der Herzog die Schlachtfelder van Orleans, Le Mans, Amiens, St. Quentin, Sedan, Metz und Belfart, und als Frucht seiner Fahrten hielt und veröffentlichte er einen Vortrag: „Die Angriffsweise der preußischen Infanterie im Feldzuge 1870/71", der großes Aufsehen erregte und z. B. auch in das Englische übersetzt wurde. Er legt darin dar, wie die Franzosen durch die „geniale Konzeptian Moltke's und die großartige Ausführung derselben" zur Defensive gezwungen wurden, wie verderblich ihnen das Festhalten an der starren einseitigen Defensive wurde, während die Preußen das Hauptgewicht auf die geschickte Durchführung des offensiven Feuergefechtes legten.

Das Frühjahr 1874 verbrachte der Herzag in Aegypten. Die auf dem Berliner Kangreß Oesterreich zugewiesene Aufgabe der Besetzung Bosniens und der Herzegawina (1878) ließ den Herzog neue Lorberen pflücken. Als Kommandant der 7. Infanterietruppendivision gewann er durch seine unerschütterliche Ruhe das Gefecht bei Jaice (7. August) und besetzte Travnik. Als die Oesterreicher wegen Unzulänglichkeit ihrer Streitkräfte ihre „zweite" Armee mobilisirten, erhielt der Herzog den Befehl über das XIII. Armeekarps und wurde zum Feldzeugmeister befördert. Nun fiel ihm die Niederwerfung des Aufstandes im westlichen Bosnien zu, eine Aufgabe, die er durch das Gefecht bei Kljnk (8. Sept.), die Einnahme von Bihac (19. Sept.) und die Besetzung von Livno (27. Sept.) glücklich vollbrachte. Nach Auflasung der zweiten Armee wurde er zum kommandirenden General und Chef der Landesregierung in Basnien und der Herzegowina mit dem Sitz in Serajevo ernannt. Hiemit war ihm ein ebenso aufreibendes als schwieriges, aber auch lohnendes Werk übertragen: aus den chaatischen Zuständen türkischer Mißwirthschaft herans mußte ein neues Staatswesen geschaffen werden. Dabei war der Herzag gezwungen, den ganzen Dienst, Verwaltung, Steuerwesen, Rechtspflege, militärisch zu organisiren; Eisenbahnen, Telegraphen und Pasten wurden von den Truppen angelegt und betrieben, sogar die Schulen auf militärischem Fuße eingerichtet; in Serajevo gründete der Herzog u. a. ein van Offizieren geleitetes Krankenpensionat. Außerordentliche Schwierigkeiten verursachte die Regelung der Grundbesitzverhältnisse. Die Lösung der mannichfachen und vielseitigen Aufgaben, die an den Herzog und seine Truppen herantrateu, erforderte einen Maun van hoher Bildung, umfassenden Kenntnissen, eiserner Willenskraft und vollster Hingabe an die Sache, Bedingungen, denen der Herzog in höchstem Maße entsprach. Seine Vorfahren hatten Jahrhunderte hindurch Blut und Leben gegen den Halbmand eingesetzt, insbesandere hatte sein Ururgroßvater Herzog Karl Alexander 160 Jahre früher im benachbarten Serbien eine ähnliche Mission erfüllt, und sehr werthvall und nutzbringend erwies sich jetzt sein Aufenthalt in Dalmatien var fast 30 Jahren. Seine eigene Persönlichkeit ferner war ganz dazu angethan, ihn bei der Bevölkerung beliebt zu machen. Sein fürstlicher Name und seine Tapferkeit impanirten jenen Stämmen; im Bezwinger der alten Königsstädte Jaice und Kljnk sahen sie einen Helden, ähnlich jenen ihrer vielgesungenen Natianallieder; seine Sprachlenntniß, Freundlichkeit und Leutseligkeit,

Digitized by Google

Unermüdlichkeit und Bedürfnißlosigkeit erleichterten ihm den Verkehr mit den Landesbewohnern und gewannen die Herzen und das Vertrauen des Volkes.

Im folgenden Jahre wurde er mit der Aufgabe betraut, das Sandschak Novibazar zu besetzen; er führte sie mit großer Klugheit ohne Blutvergießen durch. Ungeachtet dieser herrlichen Erfolge suchte er nach 2½jähriger rastloser Thätigkeit in den occupirten Provinzen um Enthebung von seinem Posten nach. Der Bureaukratismus hatte ihm denselben verleidet, denn die österreichisch-ungarischen Ministerien widerstrebten der Aufstellung eines Arbeitsprogramms und gaben kein Geld für Bosnien. Unter Verleihung des Großkreuzes des Leopoldordens wurde diese Bitte bewilligt, vom König Karl von Württemberg erhielt er für die im Feldzuge 1878 bewiesene Tapferkeit das Großkreuz seines Militärverdienstordens; er war der einzige Besitzer dieses hohen Ordens, der die drei Klassen desselben vor dem Feinde sich erworben hatte (bei Novara, Oversee, Jaice). Und wenn die Welt heute mit Staunen die Kulturarbeit bewundert, die Oesterreich in Bosnien vollbringt, so ist es das unsterbliche Verdienst des württembergischen Prinzen und kaiserlichen Generals, die Grundlagen dafür geschaffen zu haben.

Der Herzog wurde hierauf zum kommandirenden General in Lemberg ernannt, bei Einführung des Territorialsystems zugleich zum Kommandanten des XI. Korps (1. Januar 1883). Auf diesem exponirten wichtigen Posten eröffnete sich ihm ein ausgedehnter Wirkungskreis, nicht bloß militärisch, sondern auch politisch und gesellschaftlich, denn mit Unterstützung seiner in den Wintermonaten bei ihm weilenden Schwester Mathilde verstand er sein Haus zum Mittelpunkte der militärischen und der sonst so zurückhaltenden polnischen Gesellschaft zu gestalten. Reisen, darunter im Jahre 1886 eine größere Orientreise über Ungarn, Rumänien, die europäische Türkei nach Kleinasien, Syrien, Palästina, Aegypten bildeten seine Erholung. Seit 1887 wußte man, daß er im Kriegsfalle zum Befehlshaber einer Armee ausersehen sei. Obwohl er sich in Lemberg allmählich mit den nicht gerade behaglichen Zuständen ausgesöhnt hatte, nahm er die Versetzung nach Graz als Kommandant des III. Armeekorps und kommandirender General dortselbst mit Freuden auf. Im Fluge gewann er auch hier die Liebe seiner Truppen und der Bevölkerung.

Der Tod König Karls (6. Okt. 1841) entriß ihn liebgewordenen Verhältnissen. Er war nun der dem württembergischen Throne am nächsten stehende Agnat und glaubte als solcher nicht länger im aktiven Dienste einer fremden Armee stehen zu können, weßhalb er, wenn auch mit schwerem Herzen, den Abschied erbat. Unter Verleihung des Großkreuzes des St. Stephansordens wurde derselbe huldreichst gewährt.

Von nun an verbrachte der Herzog ein stilles Privatleben. Seine ganze Kraft widmete er der Bewirthschaftung der Herrschaft Karlsruhe, deren Besitz ihm nach dem jähen Ableben seines Neffen, des Herzogs Wilhelm Eugen, zugefallen war (1877). Gern weilte er in Wien, aber häufig auch in Stuttgart, wo er an den Kammerverhandlungen regen Antheil nahm. Unmittelbar nach der Thronbesteigung König Wilhelms II. war er zum württembergischen General der Infanterie ernannt und à la suite des Grenadierregiments König Karl gestellt worden, dessen Chef der König selbst ist; am 2. Januar wurde er zum zweiten Chef des Regiments ernannt. Den Frühjahrsparaden der Ulmer Garnison, sowie den Herbstmanövern des württembergischen Armeekorps seit 1893 wohnte er an, ebenso den Kaisermanövern im Elsaß in Vertretung des Königs. Im deutschen Heere erzählte man sich damals, der Herzog werde im Kriegsfalle das Kommando einer Armee übernehmen; wieweit das begründet war, weiß Ihr Referent nicht zu sagen, auch Hauptmann Magirus spricht nicht davon. Jedenfalls beweist dieses Gerücht die außerordentlich hohe Achtung, welche die deutschen Offiziere dem bewährten österreichischen Feldherrn zollten, und das feste Vertrauen, das sie in ihn setzten.

Indessen — mehr und mehr machten sich die Nachwehen der schweren Verwundungen und der erduldeten Strapazen geltend. Der Herzog begann zu kränkeln, ein Frühlingsaufenthalt in Aegypten 1895 brachte Besserung, doch immer deutlicher zeigte sich eine Verkalkung der Arterien. Verschiedene Kuren blieben ergebnißlos und am 5. November 1896 schloß der tapfere Feldherr zu Meran die treuen Augen.

„Ich diene!" war seine Parole. Als Vorbild leuchtender Pflichterfüllung, als Sieger mit dem Schwerte wie mit dem Herzen stand er unter Oesterreichs schwarz-gelben Fahnen — als deutscher Fürstensohn ist er unser!

Volkshochschulen des Geschmacks.

Von Paul Marsop.

Ein schöner Sonntag im Frühherbste. Schon vor 12 Uhr strömt alt und jung dichtgeschaart in die ansehnliche Gemäldesammlung einer größeren Stadt Süddeutschlands. Aber nur verhältnißmäßig Wenige verweilen in den Sälen, in welchen gute, zum Theil vortreffliche Werke der altdeutschen und niederländischen Schulen zu finden sind; die Mehrzahl der Besucher wendet sich, kaum daß sie ins Museum eingetreten, Räumen zu, in denen gefeierte lokale Berühmtheiten der letzten Jahrzehnte zahlreiche Wände in Beschlag genommen haben. Burgkmair, die Holbeins, ja sogar die mehr glatten, leichter eingänglichen unter den holländischen Kleinmeistern des 17. Jahrhunderts gewannen sich kaum einen Achtungserfolg bei einem Publikum, das, wie ein Blick lehren konnte, sich nicht nur aus ästhetischen Sonntagsreitern, sondern auch aus ehrlichen Bildungsbeflissenen zusammensetzte. Nicht als ob es an Interesse für die „alte Kunst" gemangelt hätte; vielmehr mußte vielfach naturgemäß theils die Kraft, theils die Lust versagen, sich in den betreffenden Abtheilungen aus der Ueberfülle von nachgedunkelten, ledernen, verstümmelten, langweiligen „Schulbildern" das dem Auge des Unbefangenen Erfreuliche mühsam herauszuschälen. Und so wendete man sich kurzerhand braven, nicht gerade tiefangelegten, aber wenigstens in ihrem Wollen und in ihrer Technik verständlichen Neueren zu.

Wer sich darüber zu vergewissern sucht, wie die nicht berufsmäßig geschulten Kunstfreunde ihre Stellung zur Malerei und zur Plastik zu wählen lieben, der dürfte anderwärts ähnliche Beobachtungen gemacht haben. Der dürfte wohl mit Wahrnehmungen dieser Art die weitere verbunden haben, daß auch in den großen Galerien von Wien, München, Dresden, Berlin, in welchen ja die italienische Renaissance und das 19. Jahrhundert sich nicht unmittelbar freundnachbarlich geniren, nicht selten Leute von gescheitem Gesichtsausdruck sich mit matten Dutzendwerken viertelstundenlang plagen, während sie an Meisterschöpfungen im Geschwindschritt vorübereilen, besonders wenn letztere in den vom Eingang am weitesten entfernten Sälen hängen. Sofern nämlich solche Besucher in der bezüglichen Stadt nicht just „fremd" und somit gemeiniglich im Besitz eines Reisehandbuches sind, in welchem vortreffliche Gasthöfe und einwandfreie Kunstwerke gleicherweise durch Sternchen an- und ausgezeichnet werden.

Woran liegt es also, daß das bildungs- und bilderfrohe Publikum, aller ihm durch Vereine, Mädchengymnasien,

Zeitungen und Zeitschriften so reichlich gebotenen populärwissenschaftlichen Vorträge ungeachtet, in der Praxis so oft irrt, wenn es strebend sich bemüht? Daran, daß die deutschen Museen — von den italienischen, von denen des Louvre und Luxembourg gar nicht zu reden — mit Material überfüllt sind. Ueberfüllt, sofern man sie als das betrachtet, was sie nach dem Wunsch, nach dem Willen ihrer Gründer und Stifter doch sein sollen: Volksbildungsanstalten, nicht Zier- und Irrgärten für Liebhaber, Exerzir- und Tournirplätze für die Mitglieder kunstwissenschaftlicher Seminare. Mit Stoff überlastet ist beispielsweise ebenso die jetzt in Rücksicht auf den historischen Entwicklungsgang, wie auf eine wohlthuende ästhetische Gesammtwirkung mit virtuosem Feingeschmack geordnete Galerie im Berliner „Alten Museum", wie die Gemäldesammlungen kleinerer rheinischer und süddeutscher Städte, in denen auch ein Fachvertrauter vorerst noch immer bei wiederholten Vorbesuchen Forschungsreisen anzustellen und sich einen Situationsplan aufzuzeichnen hat.

Von Jahr zu Jahr schichten sich in den Museen neu zu bewältigende Massen auf. Je mehr es als „Ehrenpunkt" betont wird, daß in einer Sammlung womöglich alle Meister, Schulen, Abzweigungen vertreten, alle Uebergänge durch beweiskräftige Beispiele angemerkt, alle Einwirkungen wiedergespiegelt seien: um so öfter hört man von Neuerwerbungen, von dankenswerthen Schenkungen, von Entdeckungen, die im Staub und Schutt der Magazine, in spinnweberfüllten Ahnensälen der Schlösser durch eifrige junge Gelehrte gemacht worden sind. Was hilft's, daß, nach dem maßgebenden Vorbild der Münchener Sezessionsausstellungen, nun allmählich auch in den Galerien die Bilder nur mehr in zwei Reihen übereinandergehängt, in Rücksicht auf ihren Ton wie auf die Gegenstände der Darstellung mit besserem Takt und geläutertem Farbengefühl zusammengestimmt, mit sorglicher abgestufter Beleuchtung bedacht werden? Was nützt das alles, wenn sich des Durchschnittsbesuchers bei dem Gedanken bereits im vornherein eine gelinde Entmuthigung bemächtigt, daß er vierzig, sechzig und noch mehr Säle „durchzuarbeiten" habe? Der einigermaßen vorgebildete Kunstfreund hat ja leicht sagen, daß es ihm gerade eine eigene Freude bereite, sich für jeden der zweiundfünfzig Sonntage des Jahres auf das Studium der in einem bestimmten Raum befindlichen Kunstwerke zu beschränken. Wie Viele jedoch unter denen, für die man von einem Besuch der Museen Anregung, Erbauung des Geistes und Gemüthes erhofft, haben auf so viele Kunstfeiertage im Jahre zu rechnen? Und wie Viele derer, die über ihren Tag freier verfügen können, werden selbst dann — in absehbarer Zeit — zum „Sehen" erzogen worden sein, beziehungsweise sich selbst erzogen haben, wenn, wie zu hoffen, die Beschäftigung mit der bildenden Kunst und ihren Meisterwerken im Lehrplan der Schulen bald einen größeren Raum wie bisher einnehmen sollte? Ist verständigerweise darauf zu dringen, daß Konzert- und Theateraufführungen nicht über eine in Rücksicht auf Stoff und Form des Darzubietenden abzugrenzende Dauer ausgedehnt werden sollen — falls sie nicht, wie die Bayreuther Festspiele, einen Ausnahmecharakter tragen — warum dann andererseits an der Fiktion haften bleiben, daß der Normal-Galeriebesucher ein gewissermaßen mit einem Straußenmagen ausgestattetes Lebewesen sei? Allerdings ist ja der Museumswanderer, nachdem er seine Augen hinlänglich am Wahren, Schönen und Stimmungsvollen ersättigt, ebensowenig „gezwungen", sich mit dem Inhalt weiterer Säle zu befassen, als für den Theaterbesucher die rechtlich bindende Verpflichtung besteht, im Zustande vorgeschrittener Ermüdung den Inhalt eines noch ausstehenden dritten oder fünften Aufzuges sich einzuverleiben. Aber die Menge neigt eben hier wie dort dazu, sich zu übernehmen, wasmaßen sich die Einzelnen durch stillschweigend gegebenes Beispiel gegenseitig zum Ausharren bestimmen. Die Gesammtthätigkeit geht allgemach in eine Gesammtschläfrigkeit über. Und sobald Uebersättigung eintritt, verflüchtigt sich wieder der mit leidlich frischem Kopfe gemäß der Aufnahme- und Verarbeitungsfähigkeit des Einzelnen erzielte Gewinn für die ästhetische Fortbildung. Wo ehedem, wie man es zu nennen pflegt, eine „Bildungslücke" klaffte, da hat sich jetzt ein Knäuel mehr oder weniger konfuser durcheinandergeschobener Eindrücke festgeballt. Ein fraglicher Gewinn. Vielfach jedoch der einzige, zu welchem die heutigen, ob gut, ob schlecht aufgeräumten Bilderkasernen ihrem Besucher verhelfen.

Jetzt tritt aber der Professor vor — hinter ihm, in angemessenem Abstand, auch die unbeamteten ernsthaften Kenner und Liebhaber, die eingeschriebenen Studirenden und die, welche sich auf eigene Gefahr mit der Wissenschaft anfreunden. Sie alle dringen ihrerseits darauf, daß ihnen das „Museumsmaterial" in reinem vollen Umfange erschlossen werde, den Mitteln des engeren Vaterlandes, der Vaterstadt gemäß bereichert, dem derzeitigen Stand der Forschungen entsprechend geordnet. Sie fordern das auf Grund guter Rechtstitel.

Wie ist nun allen berechtigten Ansprüchen Genüge zu thun? Wie gelangt man dazu, hier den Kunstwissenschaften und ihren Aufgaben gerecht zu werden, dort den volkserzieherischen Zweck der Museen zu fördern, sie, ebenso wie es früher oder später doch einmal mit den Schaubühnen geschehen muß, im richtig verstandenen Sinne des Schillerschen Wortes zu „moralischen Anstalten" umzuwandeln?

Indem man das Material einer jeden ansehnlicheren Kunstsammlung in zwei, räumlich voneinander zu trennende Hauptgruppen scheidet. Hüben stelle man die, gleichviel ob beglaubigten oder nicht beglaubigten, jedenfalls aber bedeutenden und guten Gemälde, die der betreffenden Sammlung zu eigen, in würdig ausgestatteten Sälen der allgemeinen, öffentlichen Besichtigung frei. Drüben vereinige man alles, das nach seiner Beschaffenheit dem unbefangenen Betrachter einen wirklichen Genuß nicht oder nicht mehr gewähren kann, aber zu Zwecken des Studiums immerhin geeignet sein mag, alles rettungslos Uebermalte, den ganzen Troß der Schulbilder, die an sich keinen oder geringen künstlerischen Werth besitzen, sondern lediglich „die bezügliche Epoche charakterisiren helfen" — den ganzen großen Scherbenberg der Vergangenheitskunst bringe man also in einer Art Bilder-Bibliothek und -Antiquariat unter, das dem großen Publikum nur unter gewissen einschränkenden Bedingungen zugänglich wäre, etwa wie jetzt die Kabinette der Kupferstiche und Handzeichnungen, das aber den Gelehrten und denen, welche sich für den Rang einer Autorität vorbereiten, jederzeit offen stünde. Braucht mit Raum und Mitteln nicht geknausert zu werden, so läßt sich ferner der ersten Abtheilung, dem eigentlichen „Museum", noch eine Nebengalerie anfügen, in welcher, entsprechend den sachgemäß geordneten Sammlungen von Abgüssen nach Skulpturen der Antike und Renaissance, die Hauptwerke der deutschen, holländischen, flamländischen, italienischen und der anderen wichtigen Malerschulen in anerkannt vorzüglichen Stichen, beziehungsweise anderen gediegenen Reproduktionen zu übersichtlichen Gruppen zusammengestellt würden. Auch von der Beschäftigung mit einem solchen Theatrum artis severae hätte der Durchschnittsbesucher unendlich viel mehr, als von dem Anstaunen zahlloser, mittelmäßiger, in stilvolle Rahmen eingepaßter Oelbilder, die größtentheils mit theurem Gelde erworben wurden, einzig und allein, damit es nicht heiße, „diese oder jene Periode sei in dieser oder jener Sammlung nicht genügend vertreten".

Vermuthlich dürfte der Gedanke einer derartigen Zweitheilung von den Vorständen derjenigen Museen am heftigsten

bekämpft werden, in welchen die „Perlen“ an den Fingern abzuzählen sind und das Füllmaterial gegenwärtig noch den breitesten Raum einnimmt. Das verschlüge nichts. Ist der betreffende Herr Direktor oder Direktorialassistent ein Mann von Kenntnissen, Urtheil, Geschmack und Initiative, dann werden seine Leistungen von den Verständigen deßhalb nicht geringer eingeschätzt werden, weil er, wenn er einmal an eine „reinliche Scheidung“ gehen sollte, seinestheils etwa nur zwei Säle für ein wirkliches Volksmuseum zusammenzustellen imstande sein würde. Es wird nicht allzu lange währen, daß man den Leitsatz, in Museen „alles bringen zu müssen“, auch in administrativen Kreisen fallen zu lassen sich anschickt. Gäbe es, wie das in einem Kulturland doch sein sollte, eigene Ministerien für Kunst in den deutschen Staaten, so würde man noch rascher dazu gelangen. Denn die Minister sind stets fortschrittlicher gesinnt als die Geheimräthe.

Die Zeit bringt es mit sich, daß so ziemlich ein Jeder seine Arbeitsmethode zu ändern sich genöthigt sieht. Also ebenfalls die Oberregisseure der Museen, welche in Zukunft auch Pädagogen sein werden müssen. Vonnöthen ist unter anderem, nicht sowohl der „Rembrandt“, als vielmehr der „Galeriedirektor als Erzieher“. Ob er für die allgemeine Hebung des künstlerischen Verständnisses, oder, wie etwa ein Hochmoderner sagen würde, „für die Progression einer typischen Differenzirung artistischer Werthe“ am besten wirken möchte, wenn er eine Theilung der ihm unterstellten Sammlung in der oben angedeuteten Art durchführen würde: darüber mögen die Berufenen entscheiden. Gibt dieser Vorschlag Veranlassung zu besseren, praktischeren Gegenvorschlägen, so ist er nicht umsonst gemacht worden. Aber in irgend einer Form wird man durchgreifende Aenderungen zu schaffen haben. Es sollte doch selbst die überzeugungstreuesten Anhänger des Hergebrachten stutzig machen, daß gerade jetzt wieder in verschiedenen deutschen Städten umfangreiche Museumsbauten geplant werden, ja zum Theil schon begonnen worden sind — während vor Kaiser und Reich mit beweglichen Worten darüber Klage geführt wird, daß Hinz und Kunz für die bildenden Künste nur platonische Neigungen an den Tag legen und Herz und Geist lieber in neueröffneten Staats- und Kommunalbräuhäusern zu erquicken trachten. Vielleicht wird man das Interesse an der modernen Malerei und ihren Problemen, wie sie dem Beschauer im Rahmen der großen internationalen Kunstausstellungen entgegentreten, mit besserem Gelingen in weitere Kreise tragen, wenn das Kunsturtheil des Publikums erst einmal in Museen einigermaßen geschult und gefestigt ist, die nach Anlage und Anordnung endlich ihrer natürlichen Bestimmung überantwortet sein werden: als Volkshochschulen des Geschmacks zu dienen. Selbst auf die Gefahr hin, daß man, wie dies ja bereits des öfteren geschehen, dem deutschen Philister gegen seinen Willen zu seinem Recht verhilft.

Mittheilungen und Nachrichten.

F. W. Zu den schon bekannten Lagern, welche die römische Heerstraße von Augsburg nach Salzburg begleiten, haben sich höchst wahrscheinlich die Ruderа zweier weiteren, wie es scheint, bisher unbekannten gesunden, auf welche diese Zeilen die Aufmerksamkeit der Fachkreise hinlenken möchten. — Das eine Lager befindet sich bei der St. Afra-Kapelle am Lechfeld; seine Ueberreste bestehen allerdings nur noch in einem theilweise erhaltenen schwachen Wallprofil mit Grabenspur, doch läßt sich der Zug der Umfassung noch deutlich erkennen. Die Anlage hat die gewöhnliche Kastralform, die Ausdehnung beträgt auf der Süd- und Nordfront 130, auf der Ost- und Westfront 160 Schritte. Die Kapelle mit den Nebengebäuden steht innerhalb der Umwallung. Die Straße muß westlich in der Nähe vorübergeführt haben. Bei der schlechten Erhaltung des Werkes ist ohne Ausgrabungen und begleitende Funde dessen römische Herkunft natürlich nicht zu beweisen, aber nach Ort und Anlage stark zu vermuthen. — Das zweite befindet sich etwa 10 Minuten südlich vom Dorfe Sandersmanning, Bezirksamt Traunstein, in einer Flur „Biber“ oder „Biberg“. Auch seine Erhaltung ist schlecht, wenn auch zum Theil noch viel besser, als die des vorgenannten Werkes. Es hat ebenfalls die viereckige Kastralform mit verstärkten Ecken, Wall mit Brustwehr und Spitzgraben unmittelbar vor demselben. Die Ausdehnung beträgt 150 Schritte auf der Nord- und Südseite, 120 auf der Ost- und Westseite. Erhalten ist der Wall mit Graben auf der Nordfront, besonders gut die nordwestliche Ecke; auch auf der Südwestecke ist noch ein Fragment des Walles vorhanden, auf der West- und Südseite nur mehr eine Grabenspur, die Ostfront ist ganz zerstört, der Lauf der Umwallung aber noch auf allen Seiten erkennbar. Das Lager war in einen sanften Höhenrücken derart eingeschnitten, daß das nördliche Ende des letzteren einfach durch den gezogenen Graben abgetrennt wurde. Auch hier kann die Straße nur wenig weiter westlich vorübergeführt haben.

* Die Jesup-Expedition des amerikanischen Naturgeschichtlichen Museums in New-York, welche im Mai zur Erforschung der pazifischen Küsten des nördlichen Nordamerika aufbrach, ist Ende September von ihrer ersten Reise zurückgekehrt. Sie bestand, wie der „Globus“ berichtet, aus Dr. Franz Boas, Dr. L. Farrand und H. J. Smith und wird in den folgenden Jahren fortgesetzt werden. Diesmal wurden mit Erfolg die vorgeschichtlichen Ueberbleibsel von Britisch-Columbia und das Studium der Bella-Kula und der Kwakiutl-Indianer betrieben. Bei diesen war — auf einem wiederholt von ihm bebauten Felde — namentlich Boas thätig, während Smith an verschiedenen Orten (Kawloaps, Spenze's Bridge und bei Lytton) Ausgrabungen unternahm, welche auf die gleiche alte Kultur an diesen verschiedenen Orten hinwiesen. Bei Port Hammond untersuchte er 1½ m hohe alte Muschelhaufen mit Skeletten. Boas gelang es, die Mythologie der Bella-Kula näher zu erforschen, die bei ihnen in ein förmliches System gebracht ist. Sie haben verschiedene Götter mit ganz bestimmten Funktionen und glauben, daß es fünf Welten gibt; im obersten Himmel thront die höchste Göttin Qamaits. Im unteren Himmel hausen verschiedene Götter, unter denen die Sonne am mächtigsten ist. Auch über die interessante dekorative Kunst dieser Indianer konnte Boas neue Gesichtspunkte gewinnen, das Studium der Kwakiutlsprache wurde weiter betrieben und genügender Stoff für die Festellung von zwei Dialekten gesammelt. Die physische Anthropologie zieht reichen Gewinn aus einhundert Gipsmasken, die von Lebenden genommen wurden; jede einzelne Maske ist von vier photographischen Aufnahmen des betreffenden Individuums begleitet. Das Studium der Ethnologie bei den Tschilkotin war Dr. Farrand überlassen, der auch die soziale Organisation der Heiltsuk studierte und bei ihnen vier Sippen mit den Totems Rabe, Wolf, Rabe, Walfisch fand. Sie besitzen Adel, Gemeine und Sklaven.

* Münzen aus Aluminium sollen demnächst in Amerika in Umlauf kommen. Der Münzausschuß in Washington hat beschlossen, dem Kongreß der Vereinigten Staaten den Vorschlag zu machen, die Ausprägung von Aluminiummünzen schon in der nächsten Tagung zu beschließen. Sie sollen die bedeutend schwereren Nickel-, Bronze- und Kupfermünzen ersetzen, und man hofft, daß sie wegen ihrer Leichtigkeit bald volksthümlich werden. Diese Eigenschaft besonderer Leichtigkeit, die das Aluminium auszeichnet, zerstreute auch die angeblich gehegten Befürchtungen, solche Münzen könnten Betrügereien Vorschub leisten, weil Aluminium dem Silber sehr ähnlich ist; denn am Unterschiede im Gewicht wird man Aluminiummünzen natürlich leicht, auch in der Dunkelheit, erkennen können.

* Wie die englische medizinische Zeitschrift „The Lancet“ mittheilt, hat Dr. A. M. Berger in der Bibliothek des Vatikans (Cod. Vat., 3, 211) eine Sammlung von Ordinationen und Vorschriften zur Behandlung von Augenleiden vorgefunden, die von der Hand Michel Angelo's herrühren. Berger hat die Schriftstücke im italienischen Original mit deutschem Kommentar veröffentlicht.

* Gießen. Anläßlich seines 70. Geburtstages wurde der Staatsminister a. D. C. v. Hofmann von der hiesigen Universität zum Ehrendoktor der Rechte ernannt.

* Göttingen. Dr. W. Opdyke, zweiter Assistent am pathologischen Institut der hiesigen Universität, ist als Professor für pathologische Anatomie und Bakteriologie an die University of Missouri zu Columbia berufen worden.

Digitized by Google

* **Breslau.** Der Direktor der agrikulturchemischen Versuchsanstalt in Bonn, Prof. Dr. Stutzer, hat einen Ruf an die hiesige Universität erhalten und angenommen.

—th. **Freiberg** (Sachsen). Die kgl. Bergakademie war im verflossenen Sommersemester von 236 Studirenden und 30 Hospitanten besucht. Von ersteren waren Deutsche 108, Russen 63, Rumänen 17, Engländer 12, Oesterreicher 10, Amerikaner 8, Australier 5, Afrikaner 3, Japaner 3, Italiener 2, Spanier 2, Franzosen, Holländer, Schweden je 1. — Zu der Aula der Bergakademie fand am 24. Oktober u. c. zu Ehren des verstorbenen hervorragenden Geologen Bergrath Alfred Stelzner eine Feier statt. Die Schüler des Verblichenen übergaben der Akademie eine von der Hand des Dresdener Meisters Schilling ausgeführte lebensgroße Büste Stelzners in carrarischem Marmor, sowie einen Beitrag von 3000 Mark zu einer Stiftung. Diese ist auf Beschluß des Finanzministeriums mit der Stiftung Bernhard v. Cotta's, des Vorgängers Stelzners, vereinigt worden. Der Nachfolger des Letzteren, Professor Dr. Beck, gab bei dieser Gelegenheit eine Darstellung der Verdienste Stelzners um Petrographie, Lagerstättenlehre und Paläontologie. Für die Akademie hat sich Stelzner besonders auch verdient gemacht durch die von ihm angelegte Lagerstättensammlung, welche an Vollständigkeit, übersichtlicher Aufstellung und gründlicher Durcharbeitung der einzelnen Objekte einzig dastehen dürfte. — Direktor der Bergakademie ist zur Zeit der Chemiker Geh. Bergrath Dr. Cl. Winkler.

* **Oesterreichische Universitäten.** Der bisherige Assistent an der Hochschule für Bodenkultur in Wien, Ludwig Hecke, wurde zum Privatdozenten für Pflanzenpathologie, Pflanzenschutz und speziellen landwirthschaftlichen Pflanzenbau an derselben Anstalt und Dr. Eduard Porebawitsch zum Privatdozenten für romanische Philologie an der Universität Lemberg ernannt.

B. **Dorpat**, 30. Okt. Das soeben in russischer Sprache erschienene Personalverzeichniß der Universität weist in der Zusammensetzung des Lehrkörpers im Vergleich zum Vorjahr nur wenige Veränderungen auf. In der theologischen Fakultät ist in Folge gekommen der nach St. Petersburg als Oberlehrer berufene Privatdozent Graß, in der medizinischen Fakultät der Professor für Gynäkologie Gubarew und der außerordentliche Professor desselben Faches Keßler, in der historisch-philologischen Fakultät der Professor der allgemeinen Geschichte R. Hausmann, der an die Universität Odessa, und der Dozent der Philosophie Bobrow, der als Professor nach Kasan versetzt ist. In der medizinischen Fakultät begegnen wir neuen Namen in den außerordentlichen Professoren Chlapin für Staatsarzneikunde und Tschirwinski für Pharmakologie, sowie in dem Privatdozenten Krupezki für spezielle Pathologie und Klinik. Die historisch-philologische Fakultät hat in dem außerordentlichen Professor für altklassische Philologie Nikitski einen Nachfolger für Professor Mendelssohn gefunden, ferner zwei neue Privatdozenten in dem gleichzeitig als Lektor für lettische Sprache angestellten Mag. J. Lautenbach für vergleichende Sprachkunde und in dem Mag. Arthur Brock für römische Literatur. — Durch den Tod ist der Universität entrissen der emeritirte Professor der Botanik Edmund Russow. — In deutscher Sprache lesen von allen 77 zum Lehrkörper gehörenden Professoren, Dozenten, Privatdozenten und Lektoren nur noch 16 Professoren und Dozenten, nämlich 7 in der theologischen und je 3 in der medizinischen, historisch-philologischen und physiko-mathematischen Fakultät. — Die Zahl der Studenten hat gegen das Vorjahr um 166 zugenommen und beträgt 1098, die sich in folgender Weise auf die einzelnen Fakultäten vertheilen: theologische Fakultät 170 (1896 185), juristische Fakultät 230 (115), medizinische Fakultät 582 (527), historisch-philologische Fakultät 36 (33), physikalisch-mathematische Fakultät 80 (72). Die Hauptzunahme entfällt also auf die juristische Fakultät; auch die übrigen Fakultäten — mit alleiniger Ausnahme der theologischen — haben wieder zugenommen. — Der Heimath nach gehören 450 (1896 483), also 41 Proz. der Gesammtzahl, den Ostseeprovinzen an, 644 (1896 442), also fast 59 Proz., den übrigen Gouvernements des Reichs, nicht ganz 1 Proz. sind Ausländer. Die erwähnte Zunahme der Studentenzahl ist demnach nur eine Folge des vermehrten Zuzugs von Elementen aus dem Innern des Reichs, die Zahl der geborenen Ostseeprovinzler hat wiederum abgenommen. Der verhältnißmäßig starke Zuwachs an Zuhörern russischer Nationalität erklärt sich aus der Aufnahme von mehr als hundert Seminaristen, d. h. Zöglingen griechisch-orthodoxer Seminarien, denen auf besondere Erlaubniß des Ministers der Volksaufklärung nach Ablegung eines bestandenen Examens die Immatrikulation in die Zahl der Studirenden gestattet ist. — Dem Bekenntniß nach herrschen noch immer die Studenten evangelischen Bekenntnisses vor, im ganzen 483 (44 Proz. der Gesammtzahl), während 286 (26 Proz.) der griechisch-orthodoxen und 100 (9 Proz.) der römisch-katholischen Kirche angehören, endlich 220 (20 Proz.) Juden sind. — Die Zahl der seit einigen Jahren nicht mehr zu den Studirenden gerechneten Pharmazeuten beträgt 345 (1896: 293), von denen die Mehrzahl, 248, aus dem Reichsinnern stammt, wogegen nur 97 ostseeprovinzieller Herkunft sind; die Mehrzahl unter ihnen bilden die Juden mit 162 Studenten (1896: 101), also 47 Proz.; die Evangelischen folgen mit 103 (30 Proz.), den Rest (23 Proz.) stellen die Katholiken (67) und Griechisch-Orthodoxen (12). Es halten also in der Gesammtzahl der Pharmazeuten sämmtliche christliche Bekenntnisse zusammengenommen (53 Proz.) eben noch gerade den Juden die Wage, während diese noch im Vorjahre nur 35 Proz. der Gesammtzahl bildeten. An freien Zuhörern führt das Personalverzeichniß 6 auf.

* **Kasan**, 3. Nov. Gelegentlich einer Festsitzung, welche heute die hiesige Physikalisch-Mathematische Gesellschaft zur Feier des Geburtstags des Mathematikers Lobatschewsky abgehalten hat, wurde dem Prof. Sophus Lie in Leipzig der erste Lobatschewskypreis und dem Prof. Felix Klein in Göttingen die goldene Medaille zuerkannt.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Deutsche Nähmaschinen
bester Qualitäten,
ausgestattet mit allen neuesten Erfindungen. Vollkommener Mechanismus, rasches Nähen, elegante Ausstattung, bescheidene Preise.
Keine Erhöhung bei Theilzahlung.
Kataloge und Versandt franko.
Reellste Bedienung.

Chr. N. Schad, München,
Hoflieferant, (13968)
Perusastrasse 11 ✿ Kaulbachstrasse 9.

Tauchnitz Edition.
November 3, 1897.
Barbara,
Lady's Maid and Peeress.
By (16810)
Mrs. Alexander,
Author of
„A Golden Autumn" etc.
In 1 vol.
Margaret Ogilvy.
By her Son
J. M. Barrie,
Author of
„Sentimental Tommy" etc.
In 1 vol.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.
Ludwig Uhland.
Eine Studie zu seiner Säkularfeier
von
Hermann Fischer.
Preis geheftet 3 Mark.
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin.
Soeben erschien Band II von:
Geschichte Europa's
seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankf. Friedn von 1871
von (16021)
Alfred Stern.
Geh. 9 M. Geb. in Halbfr. 11 M.
(Bd. I: geh. 10 M.; geb. 12 M.)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Samstag, 6. November. Nummer 251.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Johann Joachim Becher. Von Julius Pistor. — Die Kriegführung des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern. Von Martin Gretf. — Mittheilungen und Nachrichten.

Johann Joachim Becher.

Von Julius Pistor.

Wilhelm Roscher macht einmal in seiner Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland die gute Bemerkung: „Auf allen Lebensgebieten ist es für den Gegensatz der schönen Reformationszeit und der traurigen Zeit des Dreißigjährigen Krieges charakteristisch, daß Seb. Brants oberstes Lehrprinzip ist: Lerne dich selbst kennen; dagegen Schupps und seiner Zeitgenossen: Lerne die Welt kennen." Mit diesem Wechsel in der Auffassung des sittlichen Lebenszieles hängt auf das engste der Wandel des Bildungsideals, der Ziele und Mittel wissenschaftlicher Forschung zusammen, der sich in Deutschland nach dem großen Kriege vollzog.[1]) Zunächst nahm die Werthschätzung des Alterthums, wie sie das ganze 16. Jahrhundert beherrscht hatte, sehr rasch ab: hatten die Vertreter des Humanismus und auch der Reformation mit Ehrfurcht auf die Antike als die reinste und reichste Quelle aller menschlichen Bildung geblickt und hatte ihnen die Kenntniß der alten Sprachen und des klassischen Alterthums als höchstes Ziel ihres Strebens gegolten, so trat schon vor der Mitte des folgenden Jahrhunderts ein starker Rückschlag ein. Seiner Mißachtung humanistischer Studien hat zwar kein deutscher Gelehrter dieser Zeit so scharfen Ausdruck verliehen wie der Engländer Bacon und der Franzose Des Cartes, im Grunde herrschte in Deutschland aber die nämliche Ansicht. Ein Leibniz, Thomasius, Pufendorf, Seckendorff, sie können sämmtlich als entschiedene Vertreter der neuen Richtung gelten. Auch die Theologie hatte ihre führende Stellung längst eingebüßt. Das 16. und auch noch das beginnende 17. Jahrhundert war überreich an theologischer Literatur gewesen, in der zweiten Hälfte des 17. dagegen interessirten theologische Streitfragen das gebildete Publikum ebensowenig mehr wie die Erzeugnisse humanistischer Gelehrtenpoesie.

Die Erbschaft des Humanismus und der Reformation traten die Naturwissenschaften mit ihrer Dienerin, der Mathematik, und die mit ersteren verbundene moderne Philosophie an. Der Blick der Humanisten war von der Gegenwart rückwärts nach dem klassischen Alterthum gewendet gewesen, die Reformatoren hatten von der Erde weg nach oben geschaut, und erst dieser neuen Strömung war es vorbehalten, sich der realen Wirklichkeit wieder zuzuwenden und über den auf das Jenseits gerichteten Sorgen das Streben nach irdischer Glückseligkeit nicht in den Hintergrund zu rücken. Diesen Zweck verfolgten vor allem die Naturwissenschaften: die Erfindungen auf dem Gebiete der Chemie, Physik u. s. w. sollten vor allem dazu dienen, das menschliche Leben bequemer und angenehmer zu gestalten; die unermeßlichen Gaben der Natur sollten durch eine verbesserte Technik der Verarbeitung erst nutzbar gemacht und dadurch zu einer Quelle des Reichthums für die einzelnen Länder werden. So ist das lebhafte Interesse, das die Naturforscher und Philosophen des 17. Jahrhunderts der Hebung des Manufakturwesens und des Handels entgegenbrachten, erklärlich, und wir können es verstehen, wie ein Leibniz neben seinen großen philosophischen Ideen sich noch mit dem Entwerfen von zahlreichen mechanischen und andern auf das praktische Leben gerichteten, besonders wirthschaftspolitischen Projekten befaßte. Auf diesem Wege wurde der Naturforscher zum Nationalökonomen, aber nicht zum Nationalökonomen, wie ihn das 16. Jahrhundert kennt, der noch ganz auf biblisch-theologischem Boden steht, dem die wirthschaftlichen und sozialen Zustände der alten Israeliten, Griechen und Römer den Maßstab abgeben für die Umgestaltung der zu seiner Zeit in Deutschland herrschenden Verhältnisse. Im Gegentheil. Der Autoritätsglaube büßte auch hier seine Herrschaft großentheils ein, an seine Stelle trat das durch Spekulation und Erfahrung gewonnene Resultat. Auch von der Rechtswissenschaft beginnt sich die Nationalökonomie unabhängig zu machen und zu einem eigenen Wissenszweig herauszubilden: es ist der Merkantilismus, der bereits in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts bedeutende wissenschaftliche Vertreter aufzuweisen hat.

Diese Entwicklung der Dinge fand durch die damaligen deutschen Fürsten die kräftigste Förderung. Fast allgemein zeigt sich bei ihnen das Bestreben, die durch den großen Krieg an Vermögen erlittene Einbuße durch Erschließung neuer Einnahmequellen wieder zu ersetzen. An eine intensivere Gestaltung der landwirthschaftlichen Produktion war, solange diese in den Fesseln einer feudalen Agrarverfassung lag, nicht zu denken; es konnte sich nur darum handeln, auf dem Wege der alchymistischen Geheimkunst Gold zu gewinnen oder durch bergmännische Unternehmungen und Begründung neuer Manufakturzweige die fürstlichen Kassen zu füllen. Diese Anlagen wurden zum Theil für Rechnung des Fürsten betrieben, theils beförderte letzterer die hierauf zielenden Bestrebungen der Unterthanen, indem er von dem richtigen Gedanken ausging, daß sein Einkommen wesentlich von der größeren oder geringeren Steuerkraft der Unterthanen abhängig sei.[2])

So ist es zu verstehen, daß wir schon in der zweiten Hälfte des 16. und das ganze folgende Jahrhundert hindurch an den deutschen Höfen eine Reihe von Gelehrten finden, die sich die Aufgabe gestellt hatten, dem Fürsten bei der Pflege seiner naturwissenschaftlichen und astronomischen Liebhabereien zur Seite zu stehen, zugleich aber auch auf dem oben angegebenen Wege Geld zu gewinnen. Unter diesen Umständen ist es freilich auch erklärlich, daß es nicht immer Personen von gutem Leumund waren, die sich

[1]) Friedr. Paulsen, Gesch. d. gelehrten Unterrichts I, 2, 491 ff.

[2]) Schon Latherus meint in seinem 1613 erschienenen Buche „De censu", in den Gewerben stecke ein solcher Reichthum, daß weder Neuspaniens, noch Peru's Gold- und Silbergruben damit verglichen werden konnten. Roscher, Gesch. d. Nat.-Oek. in Deutschland, S. 167.

anheischig machten, den oft übertriebenen Anforderungen der Fürsten an ihre Kunst und ihr Wissen zu genügen. Ein typisches Beispiel eines solchen Hofgelehrten ist Joh. Joachim Becher.[1])

Ueber seinen äußerst bewegten Lebensgang liegt eine Reihe von Zeugnissen vor, die deßhalb nicht ohne weiteres Glauben verdienen, weil sie fast ausschließlich von Becher selbst herrühren: es sind außer einigen gelegentlichen Bemerkungen in seinen zahlreichen Schriften vornehmlich Briefe und Aktenstücke, die sich in der 2. Auflage seines Hauptwerkes, des „Politischen Diskurses", finden. Bechers neuester Biograph hat von dem bequem zu benutzenden Material ohne weiteres Gebrauch gemacht in der Annahme, daß der Autor damals, als das genannte Werk zum zweitenmale aufgelegt wurde (1673), sich in Wien in zu günstiger Stellung befand, um letztere durch eine gefälschte Wiedergabe der Dokumente zu gefährden. Gesetzt auch, diese Hypothese sei annehmbar, so liegt doch die Vermuthung sehr nahe, daß Becher alles ihn irgendwie belastende Material einfach unterdrückte. Jedenfalls mußte der Versuch gemacht werden, ungedrucktes Material herbeizuschaffen, selbst für den Fall, daß keine neuen Ergebnisse von Wichtigkeit zu erwerben wären: immerhin wurde dann vielleicht die Möglichkeit einer Kontrole der Dokumente geboten, die Becher für gut befand, an die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen.

Schon sein Geburtsjahr gibt Becher allem Anschein nach mit Wissen unrichtig an: er will im Jahre 1635 in Speyer geboren sein, ist aber wohl ein Jahrzehnt älter. Eitelkeit mag ihn zu dieser Unwahrheit verleitet haben. Uebertrieben sind jedenfalls auch gewisse Mittheilungen über seine Jugend. Da der Vater, der Geistlicher gewesen war, früh starb, der zweite Gatte der Mutter aber, wie es scheint, die Habe seiner Frau und seiner Stieskinder durchbrachte, so mußte Becher, der damals angeblich nicht älter als 13 Jahre war, durch Ertheilen von Unterricht sich, seine Mutter und zwei Brüder ernähren. „Nachts," sagt er selbst, „habe ich müssen vor mich studiren und mit großer Mühe aus Büchern suchen, was man anderen in denen Schulen einkäuet und auf das beste vor- und ausleget, ... ja aus Mangel der Bücher habe ich manche Theses und Axiomata selbst von neuem und ex lumine naturae suchen müssen, welches mir viel Zeit genommen, wiewol ich es hernach mit größter Solidität bekommen; so es mir aber von andern alsobald wäre gesagt worden, hätte ich selbe Zeit anders anwenden können, aber Gott hat es nicht haben wollen; ich habe sollen auf eine andere Weise lernen, von den Fundamentis anfangen und von denen Sachen auf die Wörter gehen, da hingegen die Schulen allein in Wörtern bleiben und von denen Sachen nichts wissen. Wann ich nun des Nachts für mich studirt habe, so habe ich des Tages andere lehren müssen.... Was ich zur Recreation genommen, wäre manchem die größte Arbeit gewesen, indem ich gelehret habe, habe ich selbsten gelernet. Weil nun die Zeit bey mir über die maßen wohl muste angewendet werden, und die Sorge, mich und meine Leute zu ernehren in der damaligen hohen Jugend (denn ich war über 13 Jahr nicht alt, als solches geschahe), die Sand-Uhr gar genau umkehrete, so speculirte ich auf alle Wege und Weise, wie ich einen kurzen Methodum zu dociren finden könnte, schaffte mir derowegen alle Methodisten, soviel ich bekommen konnte, und nachdem ich mit großer Mühe endlich ein neu Expediens gefunden ..., siehe, da bekam ich Lust zu andern Studiis, setzte die Didacticam auf die Seite und studirete die Theologie, als ich die absolviret, Mathesin, nach dieser die Medicin, auf diese die Chymie, hierneben lernete ich occasione der Mathesis etliche Handwercke und bey diesen observirete ich ihre Handwercks-Gebräuche und Privilegia, also gerieth ich endlich in das Studium Politicum und Juridicum." Mag auch Becher übertrieben haben, jedenfalls hatte ihm das Schicksal eine traurige Jugend beschieden, ihn aber auch frühzeitig an unausgesetzte angestrengte Arbeit gewöhnt: bis an sein Lebensende ist er, wie seine zahlreichen Schriften und seine noch näher zu erwähnenden gewerblichen Unternehmungen zeigen, wacker thätig gewesen.

Noch ein anderes geht aus seinen Mittheilungen hervor: Becher war fast ganz Autodidakt und gewiß auch ein frühreifes Genie, das mit wahrhaft faustischem Wissensdrang alle möglichen Gebiete anbaute, ohne sich die erforderliche Beschränkung aufzuerlegen, die selbst bei der damals noch wenig ausgebildeten Spezialisirung der Wissenschaften bis zu einem gewissen Grade nöthig war. Auf diese selbsterworbene Bildung war Becher mehr als billig stolz: von Anerkennung fremder Leistungen ist in seinen Schriften so gut wie nicht die Rede, und auf die Forschungsergebnisse anderer nimmt er nur selten Bezug; dagegen hebt er stets seine Verdienste auf dem Gebiete der Wissenschaft und Praxis nachdrücklich hervor und thut überhaupt, als ob alles, was er vorträgt, lediglich Erzeugnisse seines Ingeniums seien. So ist es erklärlich, wenn er meint, der Besuch der Mainzer Universität habe ihn in seinen Studien nicht fördern können.

In die Zeit seines Mainzer Aufenthaltes fällt sein Uebertritt zur katholischen Kirche und seine Vermählung mit einer Tochter des Hofrathes Wilhelm v. Hornigk. Hier fand er auch bald seine erste Anstellung als Leibmedikus des Kurfürsten[1]) und Professor der Medizin. Indeß genügte dem unruhigen Geiste dieser Wirkungskreis nicht: er machte Projekte und versuchte zunächst eine immer gehende Uhr herzustellen. Der Kurfürst ging auf seinen Plan ein und ließ sogar einen Thurm zu ihrer Aufstellung erbauen. Natürlich war es nach Bechers Aussage nicht seine Schuld, wenn das Unternehmen mißlang: mißgünstige Hofleute veranlaßten den Uhrmacher, der das Werk in Verwahrung hatte, den Mechanismus zu stören, „also daß dieses köstliche und künstliche Werck aus einem Perpetuo mobili solcher gestalt nunmehro zu einem Perpetuo stabili worden".

Ein Mann voll Optimismus, wie er Becher zu eigen war, ließ sich durch einen Mißerfolg nicht abschrecken; er wandte Mainz den Rücken und trat in die Dienste des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, der seine leeren Kassen durch die Erträge industrieller Unternehmungen zu füllen gedachte. Da man damals nicht daran denken konnte, die durch die starken feudalen Fesseln in der Entwicklung gehemmte Landwirthschaft als ergiebigen Produktionszweig heranzuziehen, so wandte man sich, wie bereits erwähnt, dem vielversprechenden Manufakturwesen zu. Leibniz rühmt unter den zeitgenössischen deutschen Fürsten als besonders einsichtige Wirthschafts- und Handelspolitiker neben Friedrich Wilhelm von Brandenburg die Kurfürsten Johann Georg von Sachsen und Johann Philipp von Mainz. Auch Karl Ludwig von der Pfalz gehört in gewissem Sinne hieher. Becher schien ihm der rechte Mann zu sein. An verlockenden Versprechungen hatte dieser es freilich auch nicht fehlen lassen. Eine zu errichtende Glashütte würde, so versicherte er dem Fürsten, ein Produkt liefern, das dem venetianischen Glase ebenbürtig wäre; weiterhin sollte ein Papiermüller sich in Heidelberg niederlassen, in Mannheim sollte neben anderen großartigen Unternehmungen besonders die Seidenmanufaktur zur Blüthe gebracht werden: nur schade, daß all diese schönen Pläne bald zu Wasser wurden. Becher

[1]) Joh. Joachim Becher. Ein Beitrag zur Geschichte der Nationalökonomik von R. v. Erdberg-Krczenciewski. Jena 1896.

[1]) Es ist Joh. Philipp v. Schönborn, zu dem bekanntlich auch Leibniz in nahe Beziehung trat.

Digitized by Google

verließ ohne viel Bedenken den pfälzischen Dienst[1]) und versuchte sein Glück in München. Hier gingen die Unterhandlungen mit dem Geheimen Rath und Oberhofmeister Hermann Egon Grafen von Fürstenberg schnell von statten, und ebenso rasch war Becher mit der Aufstellung eines vorläufigen Wirthschaftsprogramms bei der Hand: am 18. Juni 1664 überreichte er sein „Unvorgreiffliches Bedencken wegen Auffnehmung der Commercien-Sachen und des darauff beruhenden Chur-Fürstlichen Interesse", in dem er in erster Linie die Gründung eines „Kommerzien-Rathes" und weiterhin die Verbesserung des Münzwesens, die Errichtung eines Kauf- und eines Werkhauses und die Gründung einer Wechsel- und einer allgemeinen Landesbank empfahl. Durch diese Maßregeln sollte in erster Linie das Geld im Lande zurückgehalten werden. Dem Kurfürsten leuchteten die Vorschläge Bechers ein, weniger den Münchener Kaufleuten und Manufakturisten, die in der Besorgniß, der Landesherr möchte den ganzen Handel des Landes an sich ziehen und monopolisiren, alle Mittel in Bewegung setzten, um Becher in München unmöglich zu machen. Indeß der Kurfürst ließ sich nicht beeinflussen. Zunächst interessirte Letzteren am meisten die Wollmanufaktur und der Wollhandel. Da Bechers ganz in merkantilistischem Sinne ausgestelltes Gutachten den Beweis zu liefern schien, daß durch das Verbot der Einfuhr fertiger Tuche und der Ausfuhr roher Wolle an 30,000 Menschen mehr beschäftigt werden könnten und jährlich 100,000 Reichsthaler im Lande blieben, so ließ er zunächst eine Enquete über den Zustand des bayerischen Handels anstellen. Allein da die Kaufleute sich renitent erwiesen, so suchte der Kurfürst Verbindungen mit ausländischen Geschäftsleuten anzuknüpfen, und Becher ging in dieser Angelegenheit nach Holland. Aber hiezu zeigte man dort wenig Neigung. Der Kurfürst beschloß daher eine Kompagnie ohne fremde Unterstützung in München ins Leben zu rufen und übertrug die Leitung einem gewissen Martin Elers, während Becher die Aufgabe ertheilt wurde, ein Privilegium für den Vertrieb der zu produzirenden Seidenwaaren in den kaiserlichen Erblanden zu erwerben. Wie die von Letzterem mitgetheilten Aktenstücke überhaupt keinen einigermaßen vollständigen Einblick in das Wesen und den Gang der Unternehmung gestatten, so sind wir auch nur sehr mangelhaft über die Motive unterrichtet, die Becher verleiteten, seine dem Kurfürsten gegenüber eingegangenen Verpflichtungen in grober Weise zu vernachlässigen. In Wien ging man nämlich scheinbar auf die von München aus gemachten Vorschläge ein, um dort keinen Verdacht zu erwecken, betrieb aber mit um so größerem Eifer die Gründung einer österreichischen Kompagnie, und Becher war treulos genug, seine Thätigkeit hiebei ganz den österreichischen Interessen zu widmen. Er trat förmlich in österreichische Dienste, ohne jedoch die bayerischen zu quittiren. Natürlich konnte er bei seiner Rückkehr nach München keine sonderlichen Erfolge aufweisen und wurde auch nicht gerade freundlich dort aufgenommen. Sein Interesse für die bayerischen Industrie- und Handelsunternehmungen erlahmte nun völlig, und er war nur noch für die österreichische Seidenkompagnie thätig, die endlich im Juli 1666 auf Walpersdorf, einem Gute des Grafen Georg Ludwig v. Zinzendorf, ins Leben trat. Aber auch dies Unternehmen gelang nicht. Selbstverständlich war es wieder der Neid der bösen Manufakturisten und Kaufleute, der neben anderen ungünstigen Umständen nach Bechers Ueberzeugung den Mißerfolg herbeiführte.

Becher verließ nach diesem Fiasko Wien (1666), doch wissen wir nichts genaueres über Ziel und Zweck der Reisen, auf die er sich nunmehr begab. Zu München widmete er sich mit Eifer literarischen Arbeiten und schrieb neben der „Methodus didactica", einer unbedeutenden pädagogischen Schrift, die „Physica subterranea", sein tüchtigstes chemisches Werk. Allein seine Wiener Gegner sprengten allerlei böse Gerüchte über ihn aus und beschuldigten ihn, er habe infolge seiner mangelhaften Kenntniß des Gegenstandes den Bankerott der Seidenkompagnie veranlaßt und nöthigten ihn so zur Abfassung des „Politischen Diskurses" (1668), eines Werkes, das ihm einen hervorragenden Platz in der Geschichte der Nationalökonomik des 17. Jahrhunderts verschafft hat, und das außerdem als fast ausschließliche Quelle für die Lebensumstände Bechers von besonderem Werth ist. Lange dauerte übrigens Bechers literarische Muße nicht. Mit der ganzen Energie, die er trotz mannichfacher Enttäuschungen noch immer hatte, warf er sich auf die Ausführung kolonisationspolitischer Pläne. Wir können hier nicht näher auf die zahlreichen Einzelheiten eingehen, und es mag genügen, zu erwähnen, daß Becher nach vergeblichen Verhandlungen mit dem Kaiser und dem Kurfürsten von Bayern sich mit dem Grafen Friedrich Kasimir von Hanau behufs Gründung einer Kolonie in Südamerika in Verbindung setzte. In ihm glaubte der unermüdliche Projektenmacher den Mann gefunden zu haben, der geeignet war, das kühne, aber aussichtsreiche Unternehmen glücklich durchzuführen. Becher reiste in der That nach den Niederlanden und unterhandelte im Namen des Grafen mit der holländisch-westindischen Kompagnie: der Graf erhielt mehrere tausend Quadratmeilen Land zwischen dem Orinoko und Amazonas von der Kompagnie zu Lehen, mußte sich aber verpflichten, das „Königreich" binnen 12 Jahren zu kolonisiren und außerdem jährlich an Holland eine bestimmte Summe zu zahlen. Becher war am Ziel seiner Wünsche angelommen, zumal ihn der dankbare Graf zur Belohnung seiner Dienste mit der in dem neuen Königreich gelegenen 15 Quadratmeilen großen Herrschaft Aperwake belehnte. Aber schon machte man in Hanau böse Scherze über die Kolonialpolitik des jungen Grafen, den man den König von Schlaraffenland nannte und sprengte allerlei üble Gerüchte über Becher aus, so daß Friedrich Kasimir bedenklich wurde. Nur Becher verlor den Muth einstweilen noch nicht. Er verfaßte, um den Leuten „das Maul zu stopfen," eine Schrift, in der er sich über Entstehung, Zweck und Aussichten der Hanau-Westindischen Kompagnie aussprach und zur Betheiligung an dem Unternehmen aufforderte. „Wohlan denn dapffere Teutschen, machet, daß man in der Mapp neben neu Spanien, neu Franckreich, neu Engelland, auch ins künftige neu Teutschland finde; es fehlet euch so wenig an Verstand und Resolution solche Sachen zu thun, als anderen Nationen, ja ihr habet alles dieses, was darzu vonnöthen ist, ihr seyd Soldaten und Bauern, wachsam und arbeitsam, fleißig und unverdrossen, ihr könt anff einmal viel gute Sachen thun, durch ein exemplarisches Leben und gute Ordnung die Indianer zu Freunden und civilen Menschen, ja vielleicht zu Christen machen, ihr selbsten werdet länger leben, fröhlicher und vergnügter seyn, wenn ihr in einem der gestalt angenehmen Climat für keine Nahrung so mühsam sorgen dörfft, könnet also nicht allein Euch in Indien, sondern Euern Freunden auch hieraußen in Teutschland dienen, da ihr dann Ihro Hochgräffl. Excellentz des Herrn Grafens von Hanau, genugsame Ursachen Danck zu sagen haben werdet, daß, wiewohl solche Sachen die Wohlfahrt des gantzen Teutschlandes angehen, Sie gleichwohl allein und zuerst durch eine generose Resolution das Eys gebrochen, den Anfang gemacht und der gantzen hochteutschen Nation ein asylum bereitet, wohin sie ihre Zuflucht nehmen und vor den rauhen Gewittern des Teutschlands in Sicherheit stehen können." Trotz dieser ermunternden Worte fanden

[1]) Aus welchen Gründen und unter welchen Umständen dies geschah, darüber geht er in seinem „Politischen Diskurs" gewiß nicht ohne Absicht hinweg.

Digitized by Google

sich nur Wenige, die dem Unternehmen ihre Theilnahme zuwandten, und auch der Graf begann einzusehen, daß seine Mittel nicht ausreichten. Am 17. September 1669 bot er dem Kaiser seine amerikanische Besitzung an. Dieser lehnte ab und schließlich nahm die holländisch-westindische Kompagnie ihr Eigenthum wieder zurück.[1])

Ueber München begab Becher sich dann nach Wien zurück, um hier sogleich neue Vorschläge zur Hebung des österreichischen Handels zu machen. Er erbot sich, in Holland jährlich für eine Million Gulden ungarischen, österreichischen und Tiroler Branntwein, für eine halbe Million österreichische und ungarische Weine, für 300,000 Gulden Eisen, Stahl, Messingdraht u. s. w., für 20,000 Gulden Häute und Leder, Wollengarn und Leinwand abzusetzen. Nur der Geldnoth, in der man sich zu dieser Zeit am Wiener Hof befand, hatte es Becher allem Anschein nach zu danken, daß man ihn beim Wort nahm und nach Holland schickte, um dort dem österreichischen Wein ein größeres Absatzgebiet zu verschaffen. Becher hatte — nach seinem Bericht — wenigstens den Erfolg, daß die vorgelegten Proben Beifall fanden und die Einfuhr französischer Weine in Holland verboten wurde; auch erreichte er es, daß die Holländer den Vorschlag machten, auf dem Seeweg mit Oesterreich in Handelsbeziehungen zu treten, um von dort Quecksilber, Kupfer, Stahl und Blei, sowie Häute und Wein u. s. w. nach Holland auszuführen. Mit diesen Plänen steht das Projekt einer Kanalverbindung zwischen Wörnitz und Tauber, also zwischen Donau und Rhein, in Verbindung, das damals auch Becher beschäftigte, aber nur ein Projekt blieb.

Ueber den weiteren Erfolg der mit Holland angeknüpften Handelsbeziehungen hören wir nichts, dagegen ging ein anderer Herzenswunsch Bechers damals in Erfüllung: es war die Errichtung eines Werkhauses auf Kosten des Kaisers. Albrecht von Zinzendorf sollte Inspektor, Becher Direktor des Etablissements werden. Letzteres dachte man sich als eine „curiose Academy, Kunsthaus, Correspondenz mit allerhand ingeniosen Arbeiten, Experientz von vielerhand Curiosen, mathematischen, chimischen Sachen und Manefakturen". Namentlich bezweckte man die Einführung „der Farbenmanufaktur, Bereitung der Majolis, Verstärkung der Weine, Zeitigung der Metalle, vorteilhafter Gold- und Silberscheidungen, Wollspinnerei und Weberei in Zeugen, die bisher im Lande noch nicht bekannt seyen". Mit dem Bau wurde nunmehr begonnen, und im März 1676 standen bereits das große chemische Laboratorium, die Werkstatt zur Herstellung des Majolikageschirres, die Apotheke, die Räume für die Seidenmanufaktur, die Schmelz- und Glashütte u. s. w. fertig; ebenso waren, damit nichts fehlte, die erforderlichen Vorbereitungen zur Herstellung von Gold getroffen. So weit war alles im besten Gang. Bald aber begann das beste zur Fortführung des Unternehmens zu fehlen: das Geld. Durch allerlei Intriguen des Grafen von Zinzendorf, mit dem Becher sich verfeindet hatte, und anderer Widersacher wurden ihm weitere Mittel verweigert und er schließlich veranlaßt, auf eigenes Risiko das Unternehmen weiterzuführen. Damit war der Bankerott da. Becher verließ gegen Ende des genannten Jahres Wien, um anderwärts seine Projekte zur Ausführung zu bringen. In diese Zeit fällt, was v. Erdberg nicht erwähnt, seine Begegnung mit Leibniz. Letzterer traf den Abenteurer im Jahre 1678 in Hamburg, wohin er sich im Auftrage des Herzogs Johann Friedrich von Hannover begeben hatte. Leibniz scheint ihn bald durchschaut zu haben, denn als Becher die Vorliebe des genannten Fürsten für alchymistische Studien zu seinem Vortheil auszubeuten suchte, fand er an Leibniz einen entschiedenen Gegner.[1]) Dafür rächte sich später Becher in häßlicher Weise: er suchte ihn in seiner „Närrischen Weisheit" durch die lügnerische Mittheilung lächerlich zu machen, Leibniz habe sich ihm gegenüber anheischig gemacht, durch Anbringung einer von ihm (Leibniz) erfundenen mechanischen Verbesserung die Schnelligkeit der damals üblichen Reisewagen so zu erhöhen, daß sie den Weg zwischen Hannover und Amsterdam in 6 Stunden zurücklegen könnten. Wir finden dann Becher in Holland. Selbstverständlich war er auch hier nicht unthätig. Der Stadt Haarlem verkaufte er eine angeblich von ihm erfundene Vorrichtung zum Abwickeln seiner Seide, und 1679 machte er den Generalstaaten den Vorschlag, aus holländischem Sand mit Benutzung von Silber Gold herzustellen. Er will in genanntem Jahr in Gegenwart von Vertretern der holländischen Regierung durch wiederholte Versuche im kleinen die Möglichkeit der Herstellung des Goldes auf diesem Wege dargethan haben. Es kam aber nicht einmal zu dem Versuch, die Rentabilität des Unternehmens im großen nachzuweisen: rechtzeitig wurde Becher durch die Intriguen seiner Feinde in Wien veranlaßt, den Niederlanden den Rücken zu kehren. Auch hier macht sich die Mangelhaftigkeit des Quellenmaterials unangenehm bemerkbar. Es unterliegt keinem Zweifel, daß entweder die Nachrichten über seine erfolgreichen Versuche, Gold zu machen, einfach erfunden sind, oder daß der Alchymist es verstand, die Holländer zu täuschen. Nach H. Kopp (Die Alchemie in älterer und neuerer Zeit I, 144 f.) wäre Bechers Goldfabrikation so zu erklären, daß die damaligen großen Silbermünzen, besonders die Brabanter Thaler, einen verhältnißmäßig beträchtlichen Goldgehalt hatten, dessen Abscheidung so kostspielig war, daß kein Gewinn dabei herauskam. Becher schied (nach Kopp) diesen Goldgehalt aus dem Silber ab, wobei das Schmelzen des letzteren mit Seesand u. s. w. natürlich ohne Bedeutung war. Den sehr geringen Gewichtsverlust, den hierdurch das Silber erlitt, scheinen die holländischen Kommissarien nicht bemerkt zu haben, sehr fraglich ist es dagegen, ob Becher nicht Kenntniß von dem wahren Sachverhalt hatte und selbst an die Entstehung des Goldes aus goldfreiem Sand glaubte. Jedenfalls versprach er den Holländern mehr, als er versprechen durfte, wenn er ihnen einen jährlichen Gewinn von einer Million Reichsthaler in Aussicht stellte. Davon scheinen denn auch die nüchternen Holländer bald überzeugt gewesen zu sein, denn sie gingen nicht weiter auf die Pläne des Abenteurers ein. Becher machte sich aus dem Staub, und zwar so eilig, daß er nicht nur den in Aussicht gestellten „Recompens" von 50,000 Thalern, (!) sondern auch „sein ganzes Vermögen, Familie, Kinder und Ehre" im Stich lassen mußte. In England, wohin er sich nunmehr begab, widmete er sich vornehmlich literarischen Arbeiten. Auf einer Seereise, die er im Jahre 1680 im Auftrag des Prinzen Ruprecht von der Pfalz und eines anderen Gönners nach den schottischen Bergwerksbezirken unternahm, verfaßte er seine „Narrische Weisheit und weise Narrheit", ein Buch, in dem er über allerlei wunderbare Erfindungen und

[1]) Die kühnen Kolonialpläne des Hanauer Grafen sollten noch ein für diesen recht unangenehmes, im übrigen höchst ergötzliches Nachspiel haben. Um die durch Bechers Reisen entstandenen Kosten zu decken, machte Friedrich Kasimir eine für seine Verhältnisse beträchtliche Anleihe bei dem katholisch gewordenen Landgrafen von Hessen-Homburg und erregte auch durch gewisse Handlungen den Verdacht, daß er zum katholischen Bekenntniß übertreten werde. Hierüber aufgebracht, bemächtigte sich Joh. Philipp, sein Bruder, eines schönen Tages während Friedrich Kasimirs Abwesenheit der Regierung durch einen Handstreich und verschloß diesem, als er von Frankfurt zurückkam, die Thore. Aber nun wartete Friedrich Kasimir arglistig, bis der Usurpator einmal der Stadt den Rücken kehrte, um der Jagd obzuliegen, ging nach Hanau zurück und freute sich unbändig, als diesmal Johann Philipp die Thore verschlossen fand.

[1]) Vgl. u. a. Guhrauer, Leibniz. Eine Biographie I, 199 ff.

Kuriositäten berichtet, die anfangs für Narrendinge erklärt wurden, sich später aber als brauchbar erwiesen, und umgekehrt. Auch der eigenen Projekte gedenkt er hier, nicht ohne seinem Zorn in heftigen Worten gegen seine Widersacher Luft zu machen, die sich der Verwirklichung seiner Pläne neidisch in den Weg gestellt hatten. Nach einem weiteren Aufenthalt in Cornwall und auf der Insel Wight kehrte er 1682 nach London zurück, wo er den „Chymischen Glückshafen" verfaßte und die „Psychosophia" neu herausgab. Wunderbar wie letzteres Werk und abenteuerlich wie sein ganzes Leben, war auch der Plan, den er noch an seinem Lebensabend zu verwirklichen gedachte. Es galt die schon längst beabsichtigte Gründung einer „psychosophischen oder Seelenweisheitsgesellschaft" im Lande des ihm zugethanen Herzogs Gustav Adolf zu Mecklenburg-Güstrow ins Werk zu setzen. Doch auch dieser Plan kam nicht zur Ausführung. Becher starb im Jahre 1682 zu London in sehr dürftigen Verhältnissen.[1])

So endete ein Mann, dessen vorzügliche Anlagen, eiserner Fleiß und unermüdliche Ausdauer wohl ein besseres Loos verdient hätten, wenn sie nicht durch krankhafte Charakteranlage, maßlose Selbstüberhebung und Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit, die nicht selten in Schwindel ausartete, in Schatten gestellt würden.

v. Erdberg beurtheilt Becher nach dieser Seite gewiß zu milde: es mag noch angehen, wenn sich bei dem Vielschreiber zahlreiche Widersprüche nachweisen lassen, schlimmer ist die Unverfrorenheit, mit der er von der Möglichkeit der Goldfabrikation als von etwas Erwiesenem spricht; dahin gehören auch seine Probleme, aus Wasser Bausteine herzustellen, oder Metalle zu säen, damit sie sich in der Erde vermehrten. Was soll man gar dazu sagen, wenn er in seiner „Närrischen Weisheit" behauptet, er habe Steine gesehen und benutzt, welche die Kraft hätten, unsichtbar zu machen, oder wenn er dem Leser aufbinden will, es gäbe Gänse, die ihre Eier mit den Füßen ausbrüteten? In Schottland hat er sogar die interessante Beobachtung gemacht, daß Gänse wie Aepfel oder Birnen auf den Bäumen wachsen.[2]) Und das alles in einem Buche, in dessen Vorrede er Gott zum Zeugen für seine Wahrhaftigkeit anruft!

Wir sind leider nicht in der Lage, den Nachweis zu liefern, wie es sich mit seinen angeblichen Verdiensten um die Landwirthschaft durch die Beförderung des Anbaues der Kartoffel in Oesterreich und durch die Erfindung transportabler Sägemühlen verhält, es steht uns auch ein Urtheil über die Stellung nicht zu, die er in der Geschichte der Chemie als Begründer der Phlogistontheorie[3]) oder als Erfinder des Steinkohlentheers einnimmt, aber das ist nicht abzustreiten, daß er das Streben zeigte, die nationale Industrie im Gegensatz zu der auswärtigen, besonders der französischen, zur Geltung zu bringen und einsichtsvoll seine Landsleute auf das kleine Holland hinwies, das durch seinen Handel zu so großer Blüthe gelangt war.[4])

Auch als volkswirthschaftlicher Theoretiker verdient Becher volle Beachtung. Mochte er auch, wie er selbst andeutet, ältere Kameralisten studirt haben, so ließ doch sein unabhängiges, selbständiges Urtheil eine enge Anlehnung an einen der Vorgänger nicht zu, und es hat höchstens der Holländer Pieter de la Court Einfluß auf ihn gehabt. Seine sozialpolitischen und nationalökonomischen Ansichten hat er in dem mehrfach erwähnten „Politischen Diskurs" meist anläßlich der Erörterung auf die Praxis bezüglicher Fragen niedergelegt. Zu einer systematischen Bearbeitung der Materie war damals die Zeit noch nicht gekommen, und außerdem war Becher viel zu sehr Praktiker, um sich auf einen rein theoretischen Standpunkt zu stellen. „Volckreiche, narhaffte Gemein, in diesen dreyen Worten bestehet das ganze Aufnehmen der Unterthanen" — so lautet sein volkswirthschaftliches Glaubensbekenntniß, das durchaus auf merkantilistischer Grundlage beruht und dessen Bedeutung er, wenn auch nicht immer glücklich und konsequent für das Gebiet des Bevölkerungswesens, der Landwirthschaft, des Handels und des Gewerbes fortwährend geltend zu machen sucht.

Die Kriegführung des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern.[1])

Man ist es gewohnt, den unglücklichen Kurfürsten Max Emanuel nur als einen unüberlegten und mit den Kräften seines treuen Volkes gefühllos umspringenden Fürsten zu betrachten, ohne zu bedenken, daß, so wenig dieser auch von Schuld freizusprechen ist, ihm in seiner von Lockungen und Gefahren umgebenen Lage, sowie bei der sein Gemüth verwirrenden Erbitterung gegen seinen undankbaren Oberherrn, Kaiser Leopold I., ein pflichtvolles und wohl bedachtes Handeln außerordentlich erschwert war. Auch daß es sich für ihn nicht nur um seine Beugung unter die Macht des Reichsoberhauptes, die an sich selbst wenig mehr bedeutete, sondern um völlige Vertreibung aus seinem Lande und um dessen Wegnahme durch den übermächtigen Nachbarn handelte, stand ihm nur allzugewiß vor Augen. Aber wenn man auch vom politischen Gesichtspunkt aus sein Verhalten streng zu verurtheilen berechtigt ist, so darf man doch deßwegen noch lange nicht sich versucht fühlen, seine Kriegführung blindlings mitzuverdammen und sich dadurch eine rein sachliche Betrachtung derselben zu ersparen. Entscheidet in Krieg mehr noch als in allen anderen Dingen der Ausgang, so würde man doch, wenn man nur diesen Maßstab allein gelten ließe, im allgemeinen kein gerechtes Urtheil zu fällen imstande sein und gescheiterte Unternehmungen nicht immer in ihrer wahren Natur erkennen, also der Wahrheit der Geschichte großen Abbruch thun. Bei Max Emanuel kommt als weiteres beirrendes Moment seine zum Theil eifersüchtigen, zum Theil geradezu unehrlichen Motiven entsprungene Beurtheilung durch die eigenen Verbündeten, die Franzosen, hinzu, welche aus den gleichzeitigen Berichten und späteren Aufschreibungen der hauptsächlich betheiligten Führer in die französischen sowie auch österreichischen Darstellungen übergegangen ist und seitdem des tapferen Kurfürsten Bild als Heerführer trübt. Es war daher eine in hohem Maß dankbare Aufgabe, zumal für einen von patriotischer Gesinnung erfüllten Kriegskundigen der bayerischen Armee, einmal volles Licht in

---

[1]) Die herkömmliche Angabe über das Todesjahr Bechers findet weitere Bestätigung durch einen Brief Leibnizens, demzufolge Becher gegen Ende des Jahres 1682 in London starb (vgl. Guhrauer a. a. O. S. 202).

[2]) Die Fabel von den Baumgänsen findet sich übrigens schon in Seb. Francks Weltbuch und in Seb. Münsters Kosmographie.

[3]) Noch H. Kopp, die Entwicklung der Chemie in der neueren Zeit, S. 44 ff. und Die Alchemie in älterer und neuerer Zeit, I, 65 ff. kommt Stahl dies Verdienst zu, der aber seinem eigenen Geständniß zufolge ganz auf Bechers Schultern steht. Ob Stahl sich lediglich aus dem Grunde auf Letzteren beruft, um seinen Ausführungen durch Berufung auf Bechers Autorität ein größeres Ansehen zu verleihen, wie v. Erdberg annimmt, vermag ich nicht zu entscheiden. — Daß übrigens Becher, wie alle Chemiker seiner Zeit, weit mehr Gewicht auf spekulative Forschung als auf das Experiment legte, sieht auch der Laie.

[4]) „ . . . Anstatt, daß wir in den Sauff-Stuben sitzen, einander selbsten die Ehre abschneiden und verkleinern, so spazieren die Holländer bey einer Pfeiff Taback und einem Glas Rhinwein mit ihren Gedanken in der Stille der ganze Welt durch, und obgleich alle ihre Concepten nit angehen, so sind sie doch lobenswerth." Polit. Diskurs, S. 779.

[1]) Die Kriegführung des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern von Generalmajor v. Landmann, Direktor der k. b. Kriegsakademie. Mit einem Bildniß des Kurfürsten Max Emanuel und vier Kartenbeilagen. München, C. H. Beck 1898.

Digitized by Google

diese verworrenen Ueberlieferungen zu bringen. Umso merkwürdiger ist nun auch das durch diese mit größtem Fleiß und bewunderungswürdigem Scharfsinn ausgeführten Untersuchungen gewonnene Resultat: Max Emanuel steht nicht nur als tüchtiger Soldat und hervorragender Truppenführer vor uns, sondern als eine echte, ja ganz ungewöhnliche Feldherrnnatur, welche nur infolge sozialer äußerer Hemmungen nicht zur vollen Wirkung und danach zur vollen Anerkennung gelangen konnte. In der That, man gewinnt ein ordentliches Bedauern für diesen selbsthandelnden Mann, der alles, was er nach kaltblütig und richtig erwogenem Plan vollführen will, durch den Einspruch dieser eitlen und nur auf ihren persönlichen Ruhm bedachten Marschälle Villars, Tallard und Marcin vereitelt, ja nicht selten in das gerade Gegentheil des ursprünglichen Vorhabens verwandelt sieht. Wie rächte sich doch an diesem deutschen Fürsten sein unnatürliches Bündniß mit dem deutschen Erbfeind! Nicht nur sein Leben und Schicksal, auch sein Verdienst und sein Ruhm wurde ihm dadurch zugrunde gerichtet. Das ist die ernste Lehre, die sich aus dieser meisterlichen Beleuchtung seiner kurzen Laufbahn als Feldherr in den Jahren 1703 und 1704 von selbst ergibt. Das an sich überraschende Ergebniß sachmännischer Prüfung ist aber auf so sichere Voraussetzungen gegründet, daß es als völlig unumstößlich zu betrachten ist, was selbst dem Laien zum deutlichen Bewußtsein gelangt. Allerdings haben dabei auch die varangegangenen neueren Forschungen, und namentlich die in dem großen kriegsgeschichtlichen Werk: „Die Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen", welches Oesterreich seinem größten Kriegshelden gewidmet hat, niedergelegten, aufhellend mitgewirkt; aber auch der Verfasser hat aus bisher noch unbekannten Quellen geschöpft, indem er die noch kaum benutzten bayerischen Archive zu Rathe zog. So erfahren wir erst durch ihn die genaue Stärke der bayerischen Armee. Vor allem aber bezeugen diese vorzüglich in Briefen an die Kurfürstin und in Befehlen an seinen Generalfeldmarschall Grafen v. Arco vorhandenen geheimen Schriftstücke, daß Max Emanuel stets und vorzüglich in den kritischen Septembertagen 1703, vor seinem entschiedenen Sieg bei Höchstädt, sich der jeweiligen Situation vollkommen anzupassen verstand und jederzeit entschlossenen Muth verrieth, daß also die ihm von seinem unwilligen Untergebenen, dem Marschall Villars, angedichtete Muthlosigkeit nur auf der Seite dieses selbst bestand. Eine bisher ganz übergangene Leistung ersten Ranges, sein kühner, aber dabei höchst vorsichtig ausgeführter Rückmarsch im Monat Mai 1704 aus dem Schwarzwald, wo er die ihm durch den Marschall Tallard zugeführte Verstärkung einholte, wurde auf dem gleichen Weg durch den Verfasser ebenfalls erst gewissermaßen entdeckt. Aehnliches gilt bezüglich der Operationen Max Emanuels gegenüber seinen an Kräften überlegenen, doch anfangs getrennten Gegnern, dem Markgrafen Ludwig von Baden und Marlborough vor und nach der Schlacht am Schellenberg, welche ihm bisher durchgängig zur Last gelegt wurden, indem sie hier meist von dem einzig richtigen Gesichtspunkt aus, seiner Absicht, die ihm zugesagte Hülfe Frankreichs im Rücken der Allürten zu erwarten, zur Erörterung gelangen. In der zweiten für Max Emanuel so unglücklich endenden Schlacht von Höchstädt ist, gegenüber den bisherigen Darstellungen, die damalige Stärke der bayerisch-französischen Armee zum erstenmal richtig berechnet und als der verbündeten Armee nicht nur nicht überlegen, sondern eher als etwas schwächer denn diese nachgewiesen. Hierher gehört auch das bisher noch nirgends angefochtene Verhalten Marcins in der Schlacht, welcher durch die unverzeihliche Schonung seiner als Reserve dienenden Truppen wesentlich zum Verlust derselben beitrug, abgesehen von dem unheilvollen Versagen der Tallard'schen Armee, die bei dem damaligen großen Ruf der französischen Waffen als ein außerhalb jeder Berechnung liegendes Ereigniß gelten mußte. Aber nicht nur seinem Helden, sondern auch dessen Gegnern, und unter diesen seinem mächtigsten, dem Prinzen Eugen von Savoyen, wird die verdiente Gerechtigkeit gezollt. Es gewinnen daher auch die Worte, welche dieser unsterbliche Schlachtenlenker über den vielgeschmähten Fürsten und verkannten Feldherrn Max Emanuel im frischen Gefühl seiner Theilnahme niederschrieb, die höchste Bedeutung für uns: „Hat Jemand bei der Schlacht von Höchstädt die mißliche Stellung unsrer Armee, vorzüglich unsres rechten Flügels, richtig eingesehen und beurtheilt, so war es gewiß der Kurfürst von Bayern. Dreimal fiel der Kurfürst, immer an der Front seiner Truppen, mit unaussprechlicher Wuth auf meinen Flügel. Er kannte die Beschaffenheit des Terrains besser, als es uns vergönnt war, sie zu übersehen; die Sümpfe, die seine Truppen gegen unsern Widerstand schützten, wußte er mit jedem Angriff zu nützen; er berechnete die Mattigkeit meiner Armee, er sah die Beschwerlichkeiten, ihm mit Nachdruck zu begegnen, und war selbst Augenzeuge von dem Mißmuth meiner Truppen. Die Geistesgegenwart dieses Fürsten in seinem, dem Angriff in der Schnelligkeit gleichen Rückzug übertrifft alles, was man erwarten konnte; er setzte mich ganz außer stand, ihm in dem Nachrücken durch einen Angriff Abbruch zu thun. Immer war ein Karps der Infanterie zwischen die Kavallerie gestellt, immer das Feuer so anhaltend, als im Vorrücken." Solches Lob aus solchem Mund erstickt jeden Tadel.

Martin Greif.

Mittheilungen und Nachrichten.

In den interessantesten Novitäten der theologischen Literatur gehören die „Sprüche Jesu", welche die HH. Grenfell und Hunt auf einem an der Stelle der ehemaligen Hauptstadt des oxyrhynchitischen Gaues in Aegypten gefundenen Papyrusblatt entdeckt und kürzlich in London u. d. T. *Λογία Ἰησοῦ*, Sayings of our Lord from an early greek Papyrus veröffentlicht haben (vergl. Beilage Nr. 158 und 166 d. J.). Jetzt hat Adolf Harnack auch diesem hochwichtigen Denkmal des alten Christenthums seine Aufmerksamkeit zugewandt („Ueber die jüngst entdeckten Sprüche Jesu", Freiburg i. B., Mohr 1897). Die sechs Sprüche, deren Niederschrift von den Entdeckern aus paläographischen Gründen um das Jahr 200 angesetzt wird, lauten in deutscher Uebersetzung:

1. . . . . und dann deutlich herauszuziehen den Splitter, der in den Augen deines Bruders ist.

2. Jesus spricht: wenn ihr nicht fastet in Bezug auf die Welt, so werdet ihr das Reich Gottes nicht finden, und wenn ihr nicht den Sabbath recht feiert, so werdet ihr den Vater nicht schauen.

3. Jesus spricht: ich trat mitten in der Welt auf und im Fleische erschien ich ihnen, und ich fand sie alle voll getrunken und keinen fand ich dürstend unter ihnen, und es müht sich meine Seele ab für die Menschenkinder, denn sie sind blind in ihren Herzen (und nicht sehen sie) . . . die Armuth.

4. Jesus spricht: wo immer sie sein mögen, da sind sie nicht ohne Gott, und gerade wie einer allein ist, in dieser Weise bin ich mit ihm; richte den Stein auf, und dabei wirst du mich finden, spalte das Holz, und ich bin dabei.

5. Jesus spricht: nicht ist willkommen ein Prophet in seiner Vaterstadt, noch wirkt ein Arzt Heilungen bei denen, die ihn kennen.

6. Jesus spricht: eine Stadt, die auf der Spitze eines hohen Berges gebaut und fest gegründet ist, kann weder fallen noch verborgen sein.

7. Jesus spricht: du hörst . . . .

Harnack sucht nun nachzuweisen, daß dieses Bruchstück nicht Ueberrest jenes vornehmlich aus Herrensprüchen bestehenden Urevangeliums sein kann, welches man als Hauptquelle des Matthäus und Lukas betrachtet, noch auch zu den von Papias gesammelten Herrenworten gehört haben kann (??). Er sieht in ihm ein Excerpt aus einem Evangelium, welches mindestens seiner Grundlage nach der synoptischen Ueberlieferung angehört, und er denkt hier, mit

den ersten Herausgebern, an das sogenannte Aegyptierevangelium, das von dem Valentianschüler Theodotus, von den ägyptischen Gnostikern, aber auch um 170 von dem römischen Bischof Soter, dem Verfasser des sogenannten 2. Clemensbriefes (?) gebraucht wurde, also nicht hieratisch oder gnostisch war; es mag im ersten Drittel des 2. Jahrhunderts entstanden sein. Mit dem, was wir über dieses, in seiner Grundlage synoptische Evangelium wissen, stimmen die sechs Sprüche des Papyrus, so daß sie als Excerpte aus demselben anzusehen sind. (?) Indessen lehren uns diese Bruchstücke ein Evangelium kennen, welches bei voller Aufrechthaltung des synoptischen Typus die pneumatische Christologie in den Mund Jesu legt (Spr. 3). Gehörten diese Bruchstücke zum Aegyptierevangelium, so mußte letzteres bereits von dem 4. Evangelium (Johannes) beeinflußt sein; es hätte also ein doppeltes Gesicht gehabt und auf die kommende Entwicklung hingewiesen; ja es wäre in ihm wohl der Urstock jener ägyptisch-gnostischen, gratenlen Evangelien des 2. Jahrhunderts zu erkennen, welche theils eine panchristliche Tendenz haben, theils Christus als ein überirdisches Geistwesen, phantastisch und märchenhaft, über die Bühne dieser Welt führen.

Man mag diesen Ausführungen und dem ganzen Gedankengang des berühmten Berliner Theologen beipflichten oder nicht, jedenfalls bietet seine kleine Abhandlung eine Fülle anregender Gedanken; man kann die Hoffnung nicht unterdrücken, daß die ägyptischen Grabfunde, welche uns schon so manche kostbare Ueberraschung bereitet haben, noch anderes zutage fördern werden, was auf diese „Herrenworte" und die Frage der neutestamentlichen Literatur neues Licht zu werfen geeignet sei. Denjenigen, welche diesen Dingen nachgehen, wird erfreulich sein zu hören, daß nunmehr, durch die Bemühungen des alle Gebiete der Wissenschaft so eifrig fördernden großherzogl. badischen Unterrichtsministeriums, auch die Universität Heidelberg kürzlich eine kostbare, der Rainer'schen kaum nachstehende Sammlung von Papyrus erobert hat, deren Entzifferung wir mit Spannung entgegensehen. φ.

* Ueber den Stand der Lepraausbreitung im Königreiche **Preußen** wird vom **kaiserlichen Gesundheitsamt** mitgetheilt: Am 1. Okt. d. J. waren im Staatsgebiete neunzehn Lepraskranke bekannt. Davon stammen fünfzehn aus dem Kreise Memel. Von den anderen haben sich zwei das Leiden in Sumatra, je einer in Polen und Brasilien zugezogen. Zwölf sind in ihrer Familie, die übrigen in Krankenanstalten untergebracht.

* **Heidelberg.** Die hiesigen akademischen Behörden haben mit Beginn dieses Semesters mit einer Versicherungsgesellschaft einen **Unfallversicherungsvertrag** für Angehörige der Universität unter folgenden Bedingungen abgeschlossen: Die Studirenden der Chemie und Physik werden gegen Unfälle, die ihnen während des Unterrichts, bei Vornahme von Uebungen oder bei Exkursionen in Begleitung des Lehrers zustoßen, versichert, und zwar erhalten sie als Entschädigung bei bleibender Arbeitsunfähigkeit eine jährliche Rente von 2000 M., bei bleibender theilweiser Arbeitsunfähigkeit eine entsprechende, nach dem Grad der Arbeitsunfähigkeit zu bemessende jährliche Rente oder einmalige Abfindungssumme. Für alle Studirenden der Chemie oder Physik ist diese Versicherung obligatorisch gemacht worden, und es müssen die Prämien, welche durchschnittlich für die Theilnehmer an praktischen Uebungen 3 M. und für Studirende, die nur an den chemischen und physikalischen Experimentalvorträgen theilnehmen, 10 Pf. betragen, zu Beginn des Semesters beim Belegen der Vorlesungen auf der Quästur bezahlt werden.

* **Straßburg.** Der Privatdozent für neuere Kunstgeschichte an der hiesigen Universität, Dr. Wilhelm **Böge**, ist als Hülfsarbeiter in die **Verwaltung der Königlichen Museen in Berlin** eingetreten. Böge hat sich durch sein Werk über die französische Plastik und durch Arbeiten über neuere italienische Kunst einen Namen erworben.

* **Bonn.** Professor Dr. **Wohltmann** von der landwirthschaftlichen Akademie Poppelsdorf wird am 18. Dezember im Auftrag der Regierung nach Ostafrika reisen, um die Pflanzungen von Usambara zu besuchen und das Hinterland von Usambara auf seinen Werth zu prüfen. Die Reise ist in die ersten Monate des neuen Jahres verlegt worden, weil in dieser Zeit in jenen Gegenden die kleine Trockenzeit herrscht.

—x— **Leipzig**, 5. Nov. Ueber die Ursache der jüngsten **Erdbeben im Vogtland** liegt jetzt eine interessante Veröffentlichung des Direktors der geologischen Landesuntersuchung, Prof. Dr. **Credner**, vor. Dem gebirgigen Terrain des Vogtlandes entsprechend klassifizirt Credner die vorligen Erdbewegungen als Stauungs- oder Gebirgsbeben, indem er u. a. ausführt: Gebirge sind Runzeln auf der Oberfläche der Erde; diese aber entstehen auf die Weise, daß das heiße Erdinnere infolge fortdauernder Ausstrahlung von Wärme in den Weltenraum sich zusammenzieht. Um diesem ihren sich allmählich verkleinernden Kerne folgen zu können, muß die starre Erdkruste sich runzeln, also Falten werfen. Diese sich oft dicht aneinanderschiebenden und hoch austürmenden Falten der Erdschichten sind die Gebirge. Da nun aber die Gesteinsschichten, welche auf diese Weise zusammengestaucht werden, sich nicht biegsam im gewöhnlichen Sinne des Wortes verhalten, so reißen bei diesem gebirgsbildenden Prozeß Spalten auf, welche die Erdkruste entweder in parallelen Zügen oder kreuz und quer durchsetzen. Bereits dieser Vorgang erzeugt Erdbeben, ganz ähnlich wie Gletscher durch Risse, die sich in ihnen bilden, Erschütterungen erleiden. Die durch derartige Spalten von einander getrennten Gesteinspartien und Felsleile werden nun unter der kontinuirlich fortdauernden seitlichen Stauung aneinander und übereinander verschoben (Verwerfungen), oder beginnen, nachdem ein Ausgleich der Spannungen innerhalb des Gebirgsfalten erzielt ist, den Gesetzen der Schwere folgend, sich wieder zu setzen. **Jede dieser Verschiebungen ist imstande, einen Stoß oder eine Anzahl von Stößen zu erzeugen, die wir als Erdbeben empfinden.** So kommt es, daß alle Gebirge, und namentlich die jüngeren derselben, wie die Alpen, die Apenninen und Andes, der Schauplatz und Ausgangspunkt von zum Theil zahlreichen und furchtbaren Erdbeben sind. Zu dieser Gruppe, also den Gebirgsbeben, gehören auch die fast jedes Jahr, nur nicht immer in dem Maße wie vor kurzem, wiederkehrenden Erdbeben des Vogtlandes. Letzteres ist infolge seiner Lage zwischen den Faltengebirgen des Thüringer Waldes, des Fichtelgebirges und des Erzgebirges so dicht von Falten und Verwerfungen durchzogen, wie kein anderer Theil Deutschlands. Hiedurch, sowie durch die sich unter dem gewaltigen Gebirgsdruck vollziehende Bildung neuer und die Erweiterung alter Klüfte, ferner durch unterirdisches Brechen, Rutschen und Verschieben der losgetrennten Gebirgsteile erklärt es sich, daß gerade das Vogtland zum Schauplatz besonders häufiger Erderschütterungen wird. Man unterscheidet noch Einsturzbeben, welche dort vorkommen, wo sich infolge der Auflösung von Kalkstein, Steinsalz und Gips und durch die in der Erdtiefe zirkulirenden Gewässer unterirdische Hohlräume gebildet haben, in welche die überliegenden Schichten nachstürzen, und Vulkanbeben, deren Entstehung keiner Erläuterung bedarf. Die beiden letztgenannten Arten kommen im Vogtland nicht in Betracht.

* **Innsbruck.** Der bisherige Gerichtssekretär des Landesgerichts in Wien und Privatdozent an der dortigen Universität, Dr. Ernst **Demelius**, ist zum außerordentlichen Professor des österreichischen Zivilrechts an der Universität in Innsbruck ernannt worden.

* **Florenz.** Daß in der hiesigen Nationalbibliothek der Grundstock für eine Sammlung der **Bücher, die auf dem Index stehen**, vorhanden ist, wird selbst denen, die in dieser Bibliothek völlig zuhause zu sein glauben, unbekannt sein. Der italienische Schriftsteller Emilio Faelli macht jetzt in einem in der Nuova Antologia erschienenen Artikel, betitelt: „**Le proprie auf dem Index**", auf diese Thatsache aufmerksam. Von dem Grafen Pietro Guicciardini, dem Oheim des gegenwärtigen italienischen Handelsministers, wurde in der Mitte dieses Jahrhunderts eine Sammlung von kirchlich verbotenen Schriften aus der Reformationszeit, insgesammt etwa 9000 Bände, der genannten Bibliothek vermacht mit der Bestimmung, daß sie separat erhalten werden sollte; aber die Stadtverwaltung zögerte lange Jahre, ehe sie das Legat annahm, und dann bekümmerte sie sich nicht um dessen Fortentwicklung, so daß die Bibliothek, die sehr bedeutend war, denn sie enthält viele seltene Werke, jetzt in ihrem Werthe gesunken ist. Faelli sucht daher die Aufmerksamkeit der literarischen Welt auf den vergessenen Bücherschatz zu lenken, der nach seiner Ansicht durch planmäßige Bereicherung und Ergänzung bald zu einer Bibliothek aller Inderwerke anwachsen könnte. In der That würde eine an der Hand des Index zusammengestellte, möglichst vollständige Büchersammlung ein gewaltiges kulturhistorisches Denkmal darstellen. Jedoch ist es sehr wenig wahrscheinlich, daß gerade jetzt in Italien die nöthigen Schritte gethan werden, um jenen Grundstock zu vervollständigen.

NEUIGKEITEN DER VERLAGSANSTALT F. BRUCKMANN, A.-G., MÜNCHEN.

SAMMLUNG SOMZÉE

Antike Kunstdenkmäler

herausgegeben von

Adolf Furtwängler.

Gross-Folio. 43 Tafeln und VI, 78 Seiten Text mit 77 Illustrationen, zumeist in Lichtdruck.

Gesamtzahl der Abbildungen 158.

In Mappe. Preis 80 Mark.

Diese so gut wie gänzlich unbekannte Brüsseler Privatsammlung antiker Skulpturen darf gleichwohl zu den bedeutendsten gezählt werden, die wir in Europa besitzen. Wir sind dem Eigenthümer Dank schuldig, dass er durch die Erlaubnis und Unterstützung der Publikation der gelehrten Welt die Kenntnis und wissenschaftliche Benutzung seiner Kunstschätze vermittelt hat. Der reich illustrierte Text Furtwänglers bringt vieles auch in weiterem Sinne Interessante. Der Preis des Werkes konnte im Verhältnis zu dem Gebotenen besonders niedrig bemessen werden.

Eine französische Ausgabe erscheint zu gleichem Preise und in gleicher Ausstattung unter dem Titel

Collection Somzée

Monuments d'Art antique

publiés par Adolphe Furtwaengler.

Allgemeines Historisches Porträtwerk.

Neue Ausgabe nach Zeitaltern geordnet.

Eine Sammlung von über 600 Porträts der berühmtesten Personen aller Nationen von ca. 1300 bis ca. 1840; Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen nach Auswahl von **Woldemar von Seidlitz**, mit biographischen Daten von **Dr. H. A. Lier** und **Dr. H. Tillmann.**

V. Abteilung: Das Zeitalter der Befreiungskriege (1810—1845).

IX, 120 Textblätter mit 120 Phototypien.
Papiergrösse 27 : 36 cm, Bildgrösse 18 : 27 cm,
geb. 60 Mark.

Prospekte mit vollständigem Inhaltsverzeichnis und einer Probeabbildung können durch die Buchhandlungen oder von der Verlagsanstalt gratis bezogen werden.

BRUCKMANN'S PIGMENTDRUCKE

nach Gemälden der

Kgl. Aelt. Pinakothek zu München.

959 Blatt in Folioformat (21:27 cm) à 1 M.

Vollständige Kataloge gratis.

Mit diesem Unternehmen wurde zum erstenmale der Versuch gemacht, eine grosse Gemäldegalerie so vollständig zu publizieren, als es das kunstgeschichtliche Interesse erheischt und die Reproduktionen in einem Verfahren herzustellen, das nicht nur in Bezug auf Qualität den höchsten Anforderungen genügt, sondern auch an Wohlfeilheit mit den — weit weniger guten — italienischen Photographien zu konkurrieren vermag. Während andere Galerie-Publikationen sich darauf beschränken, eine verhältnismässig kleine Zahl von besonders beliebten Bildern meistens in grossen und teuren Blättern zu veröffentlichen, haben wir nach Auswahl der kgl. Galerie-Direktion mehr als zwei Drittel des gesamten Bestandes der Kgl. Aelt. Pinakothek in einem einheitlichen, handlichen Format zu billigem Preise reproduziert.

Als vornehmes und gediegenes Festgeschenk von bleibendem Werte empfehlen wir das aus der vorliegenden Sammlung zusammengestellte Prachtwerk:

DIE MEISTERWERKE DER KGL. AELT. PINAKOTHEK

zu München.

Mit erläuterndem Text von

Dr. Friedrich Haack.

Ein sehr starker Prachtband in vornehmster Ausstattung.
Preis 100 Mark.

RICHARD WAGNER

by Houston Stewart Chamberlain

translated from the german by

G. Ainslie Hight

and revised by the author.

With many plates, illustrations, facsimiles etc.
Medium quarto, cloth, gilt top.
Price 25 Mark. (16076)

Jahrgang 1897. München, Montag, 8. November. Nummer 252.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die moderne Festung. Von Hermann Frobenius. — Zinsgeschichtliches. Von Arthur Dix. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die moderne Festung.

Von Hermann Frobenius.

Es gibt keinen Zeitabschnitt, in welchem das Festungswesen so tief eingreifende Wandlungen durchgemacht hat, als die letzten Jahrzehnte. Alles vereinte sich, um nicht nur die alten Festungsbauten plötzlich zu entwerthen und den Festungskrieg gänzlich umzugestalten, sondern auch die Werthschätzung der Festungen im allgemeinen von einem Extrem zum andern schwanken zu lassen. Die enormen Fortschritte der Technik und Wissenschaft, welche eine Neuschaffung der Kriegswaffen anregten, mußten auch auf das Heerwesen umgestaltend einwirken; mit den neuen Angriffs- und Vertheidigungsmitteln wurden die Bauwerke, die ihnen einerseits nicht mehr hinreichenden Widerstand bieten, andrerseits keine zweckmäßige Aufstellung mehr gewähren konnten, unbrauchbar; die veränderten Kampfformen der Armee drängten auf eine Umgestaltung des Festungskrieges. Dem allen konnte und mußte Rechnung getragen werden. Die auffallend verschiedene Rolle aber, welche Befestigungen in den letzten Kriegen spielten, ließen Zweifel entstehen, ob es nicht überhaupt besser sei, den ganzen kostspieligen Festungsbau einzustellen. Man vergaß die alte Lehre, daß dieselben Ereignisse sich in der Geschichte nicht zu wiederholen pflegen, daß man weder einen Krieg, noch eine Schlacht, noch einen Festungskampf mit der Absicht studiren darf, zu lernen, wie man es das nächstemal im gleichen Falle besser machen könne. Derselbe Fall tritt eben nicht wieder ein, und je schöner man sich auf ihn präparirt hat, desto mehr wird man vielleicht überrascht durch die gänzlich verschiedene Aufgabe, vor die man gestellt wird.

Weil die Oesterreicher von ihren Festungen nördlich der Alpen 1866 gar keinen Gebrauch gemacht haben und schließlich auch nicht machen konnten, weil die Franzosen von einigen solchen 1870 einen falschen Gebrauch gemacht haben, deßhalb sind die Festungen, dieses wichtige Kriegsinstrument in der Hand des Feldherrn, überhaupt unbrauchbar. Das heißt nicht anderes als: ein gutes Jagdgewehr, mit dem der Eine nicht schießen konnte, weil er's nicht besaß, und der Andere sich selbst verletzte, weil er nicht damit umgehen konnte, ist nichts werth. Der richtige Schluß würde sein: zur richtigen Ausnutzung eines guten Festungssystems gehört ein Führer, der nicht nur vom Feldkriege und von der richtigen Abschätzung der Streitkräfte der Feldarmee, sondern auch vom Festungswesen und von der richtigen Bewerthung der Festungen etwas versteht, gerade wie zum guten Schießen auch ein guter Schütze gehört. Da nun aber andrerseits die russische Armee in dem unfertigen Sebastopol und die türkische Armee in ihrer selbstgeschaffenen Stellung von Plewna sich gegen schlecht geleitete und mangelhafte Angriffe lange gehalten hatten, so war der Spruch fertig: „Die Festungen sind unbrauchbar, sie sind Geldverschwendung! Dagegen kann sich ja jede Armee ihre Festung, wo und wann sie eine solche nöthig hat, selbst bauen und — das kostet gar nichts!“

Das war ein außerordentlich einschmeichelnder Gedanke und es ist nicht wunderbar, daß er, mit beneidenswerther Zuversicht ausgesprochen, zunächst im Kreise der Laien, der Steuerzahler und danach auch in militärischen Kreisen bald eine freudige Zustimmung fand. Dem Einen leuchtete das „es kostet nichts“, dem Andern die Hoffnung ein, daß man sich dann mit all dem lästigen Wissen von Festung und Festungskrieg, das man nicht praktisch wie den Feldkrieg studiren könne, nicht mehr zu plagen brauche. Es mochte manchem Ehrlichen sein Gewissen erleichteren, der das Gefühl hatte, eigentlich herzlich wenig vom Festungswesen zu verstehen. Was es mit diesen Festungen auf sich hat, die eine Armee sich selbst bauen soll, und daß das etwas Grundverschiedenes bezüglich der Aufgabe, der Verwendung und des Werthes dieses Kriegsmittels für die Feldarmee ist, als eine permanent erbaute Festung, darauf kommen wir später vielleicht zurück. Die Autoren der „Armeefestung“ und der hierauf gepfropften „mobilen Festung“ haben sich über diesen Unterschied nie ausgesprochen; sie ersetzen die eine durch die andere, damit basta.

Merkwürdigerweise scheinen die leitenden Behörden und Persönlichkeiten aller europäischen Staaten auf diese vorgeblich neuen Ideen — thatsächlich sind die verschanzten Stellungen der Feldarmeen so alt als diese selbst — ganz und gar kein Gewicht gelegt zu haben; denn man fing noch 1871 und 1877 erst recht an, Festungen zu bauen, bezw. die vorhandenen veralteten Bauten zu erneuern und zu ergänzen. Zunächst war es Frankreich, das aus der falschen Benutzung seines veralteten Festungssystems von 1870 die richtige Lehre zog, daß ein neues zu schaffen sei, um dem hoffentlich in seiner Benutzung geschickten Führer der Zukunft ein wirklich brauchbares Kriegsinstrument in die Hand zu geben. Dann folgten die kleinen Staaten Belgien, Rumänien, die Schweiz, Dänemark, Holland; Rußland begann sein Festungssystem auszubauen, Oesterreich-Ungarn baute in Galizien und Tirol, Italien an seinen Land- und Seefestungen und Deutschland wandelte seine Festungen vollständig um. Man konnte sich doch eben nirgends der Nothwendigkeit entziehen, das unbrauchbar gewordene Kriegsinstrument zu erneuern, und, vor den Ernst der Frage gestellt, erschien es doch gar zu gewagt, der neuen Strömung zu folgen.

Ganz verschieden sehen nun freilich die Festungen aus, wie sie nach 1870 und auf Grund der neuen Geschütz- und Geschoßarten sich gestaltet haben. Es ist aber nicht nur für den Offizier, sondern für jeden denkenden Bürger des Staates von höchstem Interesse, auch von diesem Kriegsinstrument sich ein Bild zu machen, so wie er bestrebt ist, die Weiterentwicklung der Armee weiter zu verfolgen. Ich will deßhalb zunächst versuchen, eine Skizze von der modernen Festung zu geben, wie sie sich im allgemeinen gestaltet hat.

Digitized by Google

Die Einführung der gezogenen Geschütze hatte bereits vor 1870 die Loslösung der eigentlich vom Vertheidiger zu haltenden Stellung von der eingeschlossenen Stadt bewirkt; man war mit ihr ins Vorterrain hinausgegangen, um den Angreifer zu zwingen, in solcher Entfernung von dem wichtigen, zu sichernden Kern seine Artillerie zu entwickeln, daß er die Stadt nicht mit seinen Geschossen erreichen, ihre Gebäude nicht zerstören könne. Je weiter hinaus, desto größer dehnt sich der Umfang des Kreises, die zu befestigende und zu vertheidigende Linie, desto stärker muß die Garnison anwachsen, welche sie zu halten bestimmt ist. Und mit einem Minimum von Kräften muß doch andrerseits gerechnet werden, um der Feldarmee möglichst wenig Streiter zu entziehen. Man soll ja eben nicht eine Armee brauchen, um den wichtigen Punkt zu halten, sondern die Hauptmasse der Kräfte soll in der Feldarmee beweglich, frei, an keinen Ort gebunden sein, bereit, den Feind aufzusuchen und zu schlagen; ein kleiner Theil nur soll genügen, den Ort zu sichern, dessen Besitz dem Feldherrn Operationsfreiheit gewährt, den er auch sich selbst überlassen kann, um ihn im Bedarfsfalle doch noch wieder aufsuchen zu können.

Das führte zur Anordnung der Fortlinien, einer Kette einzelner, selbständiger, sturmfreier Werke, jedes mit einer kleinen stehenden Besatzung und allen Kriegs- und Lebensbedürfnissen versehen, jedes eine kleine Festung für sich. An den taktisch wichtigsten, das Vor- und Zwischengelände weithin beherrschenden Punkten gelegen, sollten sie als Stützpunkte dienen für den Kampf ums Vorgelände. Denn der Angreifer, außerstande, ringsum mit starken Kräften den Angriff durchzuführen, mußte sich entscheiden, welchem Theil des befestigten Gürtels gegenüber er seine Batterien bauen, seine Truppen an die Werke heranführen wollte. Hier sollten im Zwischengelände der Forts die mobilen Kräfte der Festung, Infanterie und Artillerie, ihm entgegentreten. Und so entwickelte sich thatsächlich die Festungsschlacht bei denjenigen französischen Festungen, welche bereits den neuen Bedingungen entsprechend ausgebaut waren, beziehungsweise während der Armirung ihnen angepaßt wurden, Paris und Belfort. Es ist von deren Forts genau das geleistet worden, was man verlangt und erwartet hatte, sie dienten als Stützpunkte für den Kampf ums Vorterrain, ihre Linie ward zu der über das Schicksal der Festung entscheidenden, also Hauptkampfstellung.

Man zögerte mithin in Frankreich keinen Augenblick, sobald die lästigen Gäste aus dem Lande waren, die neue Grenze durch Festungen dieses Stils zu schützen. Man gab endlich die mit zäher Ausdauer festgehaltene, längst veraltete Befestigungsmanier auf und griff zu dem neuen, in Deutschland geborenen System der Forts in einfachstem polygonalen Grundriß. Ein solches Werk sollte der Artillerie sowohl als der Infanterie eine gute Vertheidigungsstellung bieten, und um soviel wie möglich Geschütze aufstellen zu können, hatte man in Deutschland den ganzen Wall auf Facen und Flanken — also für Wirkung ins Außen- und Zwischenfeld — durchlaufend mit Geschützbänken versehen, zum Schutz gegen Schrägfeuer und zur Isolirung der feindlichen Geschoßwirkung, immer 2 (auf den Flanken nur 1) Geschütze zwischen je 2 Traversenschüttungen, und diese zur besseren Deckung hoch die Brustwehr überragend. In den Traversen brachte man zum Theil Schutzhohlräume, Munitionsbehälter, auch die Treppen an, welche direkt zu den unter dem Walle liegenden Kasematten führten. Von außen gesehen, und zwar bis auf ziemlich weite Entfernungen, sah der Wall aus wie ausgekerbt. Für die Infanterie blieb eigentlich kein Raum. Kurze, schmale Banketstrecken, kleine Auftritte sollten ihr im Nothfall das Feuern über die — der Deckung der Geschütze wegen — weit über Mannshöhe hinaus sich erhebenden Brustwehren gestatten. Die Artillerie hatte die Infanterie völlig verdrängt, denn sie glaubte als „Hauptwaffe in dem Festungskriege" den Raum allein ausnützen zu dürfen, welcher doch dem gewaltsamen Angriff, dem Sturm gegenüber lediglich durch die Infanterie vertheidigt werden konnte; denn die schweren Geschütze sind ihm gegenüber völlig wehrlos. Mit einem Worte, die Forts waren eigentlich große, sturmfreie Batterien.

Die Franzosen sahen mit praktischem Blick, daß sie diesen Typus so unverändert nicht brauchen könnten. Sie schufen einen neuen, in dem sie die Stellung der Artillerie und der Infanterie völlig voneinander trennten. Entweder schütteten sie hinter dem der Artillerie eingeräumten Wall einen zweiten, ihn kavalierartig überhöhenden an und stellten auf ihn die Infanterie, welche in diesem Fall aus den direkt darunter liegenden Kasernements mittelst Treppen ihre Gefechtsstellung erreichte; oder sie überwiesen den unteren Wall der Infanterie und stellten die Geschütze dahinter. Beides hatte seine Vor- und Nachtheile, beides aber ließ auch die Forts zu unmäßig hohen, weithin sichtbaren Bauwerken sich entwickeln.

Die französischen Festungen waren fertig und die deutschen — mit etwas modifizirten Typen — ebenfalls ausgebaut, als die neuen Fortschritte der Waffentechnik die großen Umwälzungen herbeiführten, welche die Existenzberechtigung der Festung und ihre Widerstandsfähigkeit ernstlich in Frage stellten. Kurz skizzirt sind die neuen Errungenschaften der Artillerie folgende:

Aus den gezogenen 21 cm-Mörsern, welche wir versuchsweise zuerst vor Straßburg aufgestellt hatten, hatte sich eine ganz neue Reihe gezogener Geschütze entwickelt, die kurzen Kanonen (Haubitzen) und Mörser, also zusammengefaßt: Steilfeuergeschütze, weil sie im Gegensatz zu den langen Kanonen (Flachbahngeschützen) mit größerer Elevation schießen. Vor einigen 30 Jahren besprach man die Idee, einen gezogenen Mörser zu konstruiren, mit mitleidigem Lächeln und wußte es wissenschaftlich zu beweisen, daß so etwas ganz unmöglich und nicht viel anders zu beurtheilen sei, als das Hirngespinnst eines Perpetuum mobile. Und heutigestags haben die Steilfeuergeschütze völlig den Sieg davongetragen über die Flachbahngeschütze — warum? weil sie mit derselben Sicherheit auch dorthin noch zu wirken vermögen, wo die Wirkung der langen Kanonen ihre Grenze hat, nämlich hinter Deckungen, über verbergende Gegenstände, Terrainerhebungen, Brustwehren hinweg. Der Schrapnelschuß der kurzen Kanonen beraubt mithin die Befestigung des Schutzes von Brustwehren und Traversen, da er selbst die dicht dahinter stehenden Ziele erreicht; der Demolir- und Breschschuß der kurzen schweren Kanonen trifft mit seinem großen Fallwinkel (30° bezw. 20°) die Mauerbauten des Grabens. Dies sind die Mauern am Fuße der Eskarpe, welche als Hinderniß dienten, und die Grabenkaponnièren, jene freistehenden Kasemattenbauten vor der Eskarpe, welche den Graben der Länge nach zu bestreichen gestatteten und mithin für die Sturmfreiheit unentbehrlich erschienen.

Aber es kam noch schlimmer. Die Einführung der Sprengstoff- oder Brisanzgranaten steigerte die Wirkung selbst des Einzeltreffers gegen alles Mauerwerk derart, daß Eskarpenkaponnièren unhaltbar, alle Gewölbe damaliger Konstruktion und Stärke völlig unbrauchbar, ja sogar alle Fundamentirungen zerstörbar erschienen. Denn diese Geschosse drangen so tief in den Boden ein, daß sie bis unter die Fundamente gelangten und diese mit ihrer Sprengwirkung zerstörten, sie warfen mit einem einzigen Treffer jedes Gewölbe in die Kasematte hinab. Selbst eine verhältnißmäßig kurze Beschießung mit Sprengstoffgranaten mußte man für hinreichend halten, um ein Festungswerk im Charakter der

Digitized by Google

bisherigen Forts völlig unhaltbar zu machen. An eine Weiterführung des Kampfes seitens der Wallartillerie war gar nicht zu denken, denn die Wallgänge, Rampen und Geschützbänke wurden durch die Minenwirkung der Granaten so aufgewühlt und durch tiefe Trichter zerrissen, daß man selbst ein leichtes Geschütz nicht mehr bewegen konnte. Die Artillerie kam zu der Ueberzeugung, daß das Fort für sie der ungünstigste Kampfplatz sei: das bedeutende Relief bot in Verbindung mit ihrer Lage auf den Höhenpunkten des Terrains dem Gegner ein weithin sichtbares Ziel, die Traversirung des Walles bezeichnete genau die Stellung der Geschütze, und die große Flächenausdehnung, auf welcher sich die verschiedensten werthvollen Zielobjekte vertheilten, versprach für jedes feindliche Geschoß eine Verwerthung.

Andrerseits ward bei der Bekämpfung der Fortgeschütze die Infanterie in Mitleidenschaft gezogen, indem ihre Unterkunftsräume gefährdet, ihre Kommunikationen und deren Ausgänge demolirt und verschüttet, die Wallgänge und Rampen zerwühlt wurden.

Die Artillerie strebte hinaus ins freie Zwischengelände, wo die niedrigen Batteriebauten dem Terrain angeschmiegt, dem Auge des Gegners entzogen, wo die Geschütze aus einer gefährdeten Stellung doch herausgezogen werden konnten, um sich einen anderen sichereren Standpunkt zu suchen. Dabei konnten und durften die Forts doch nicht aufgegeben werden; denn sie behielten ihre große Bedeutung als feste, sturmfreie Stützpunkte in der langen Kampfstellung; ja, ihre Wichtigkeit ward noch erhöht durch die Anstellung der Batterien im Zwischengelände, denn hier war diesen kein sturmfreies Hinderniß zu schaffen; die taktische Sicherung gegen gewaltsame Unternehmungen, gegen einen Durchbruch des Intervalls, bei dem die Geschütze alle verloren wären, hätte eine Infanterie-Aufstellung von solcher Stärke verlangt, wie sie von der Festungsbesatzung nicht zu stellen war, wenn nicht die Forts mit einer zuverlässigen und äußerst kräftigen Feuerwirkung in das Anmarschterrain des Feindes einen undurchbrechbaren Riegel vorschoben. Und gerade an dieser Flankenwirkung ins Intervall gebrach es den alten Forts. Die zwei oder drei auf offenem Wall stehenden Flankengeschütze konnten durch das Wurffeuer des Angreifers leicht lahm gelegt werden und dann war das Intervall nur auf eine leichte feldmäßige Hindernißlinie, einige Kompagnien Infanterie und ein paar leichte Kanonen, angewiesen. Mehr konnte man unmöglich thun, da man angesichts des nahenden Feindes erst diese Stellung erbauen mußte. Auf diesen Mangel wies der General v. Sauer mit seiner scharfen Kritik hin, indem er seinen „abgekürzten Angriff“ in Vorschlag brachte. Wozu lange Batteriebau und Cernirungsstellung? Wozu Laufgräben und schrittweises Vorgehen? Mit einer Handvoll Mörser konnte man ja die Forts in Schach halten und ihre Flankenwirkung ganz vereiteln. Und dann mit voller Kraft ein Durchstoß durch das Intervall und das Fort in der Kehle angefaßt!

Wie man sieht, war an der Idee des Fortgürtels nicht gerüttelt worden; eine möglichste Vorbereitung der Intervallstellungen durch Friedensbauten — Magazine, Unterkünfte und Straßenanlagen — ergab sich von selbst. Aber das einzelne Glied des Gürtels, das Fort selbst bedurfte einer völligen Erneuerung, es war fast kein Theil mehr so zu gebrauchen, wie er war.

Um die Einrichtung des modernen Forts zu verstehen, müssen wir kurz die Aufgaben ins Auge fassen, welche es zu erfüllen hat. Sie ergeben sich zum größten Theil aus dem Bisherigen. Als den unter allen Umständen zu haltenden Hauptstützpunkten der Kampfstellung gebührt ihnen eine solche Lage im Terrain, daß ihr Einfluß auf den Kampf ermöglicht wird, daß ihre Wirkung möglichst weit zur Geltung gebracht werden kann, also auf den dominirenden Punkten; sie bedürfen einer guten Waffenwirkung in die Nähe, gegen den anstürmenden Feind, also einer Infanteriebesatzung und deren Unterstützung durch leichte Schnellfeuerkanonen. Denn hier ist der Punkt, wo auch dem Vertheidiger ein erster wesentlicher Vortheil aus den Errungenschaften der Neuzeit zufällt. Die Besatzung wird zwecks ihrer erhöhten Sicherheit und schwierigeren Ueberwältigung hinter einem sturmfreien Hinderniß stehen müssen und für dessen kräftige Bestreichung müssen Flankirungsanlagen geschaffen werden, welche ebensowenig wie das Hinderniß der Zerstörung durch feindliches Artilleriefeuer ausgesetzt sind. Endlich wird die Besatzung mit allen ihren Bedürfnissen in Räumlichkeiten unterzubringen sein, denen das moderne Geschoß nichts anhaben kann und aus denen die Gefechtsstellung auf dem Wall sicher und schnell zu erreichen ist.

Nächst der Selbstvertheidigung fällt dem Stützpunkt die Aufgabe zu, die Intervallstellung durch Flankenfeuer kräftig zu unterstützen. Hiefür kann nur Artilleriefeuer in Frage kommen, denn man würde die Forts zu nahe aneinander legen müssen, wenn man diese Aufgabe mit Infanterie erfüllen wollte. Die Geschütze, welche ihr dienen, werden aber eine absolut gesicherte Aufstellung haben müssen, als welche die offene Wallstellung nicht zu betrachten ist.

Diese Aufgaben werden ohne irgend einen Widerspruch den Forts zuerkannt. Bezüglich einer weiteren herrscht keine Uebereinstimmung und deßhalb weichen auch die Neubauten verschiedener Länder nicht unwesentlich voneinander ab. Der Vertheidiger bedarf nämlich bereits in den ersten Stadien der Belagerung, schon in dem Augenblick, wo sich die ersten feindlichen Kavalleriepatrouillen im weiten Vorterrain zeigen, einer weit hinausreichenden Geschützaufstellung. Es liegt ein großer Vortheil seiner „vorbereiteten“ Position darin, daß er den Gegner in seinen ersten Bewegungen bereits beunruhigen, seine Transporte und Arbeiten stören, sein nahes Herankommen hindern und den Kampf der eigenen Vortruppen mit denen des Feindes unterstützen, ersteren also das Festhalten des Vorterrains erleichtern, dem Gegner das Vordringen ganz bedeutend erschweren kann. Dieses geht so weit, daß der Angreifer durch diese Geschützarmirung gezwungen werden muß, in ansehnlicher Entfernung seine Annäherung einzustellen und zum Geschützkampf, also zur Aufstellung schwerer Geschütze zu schreiten. Man nennt diese stetig vorbereitete Geschützaufstellung die Sicherheitsarmirung; die Batterien der Kampfstellung hingegen können erst armirt, d. h. kampfbereit gemacht werden, wenn man sich des Punktes sicher ist, an welchem der Feind die Festung anzugreifen gedenkt. Bis dahin wird die Sicherheitsarmirung allein, oder wenigstens nur im Nothfall unterstützt durch einige Intervallbatterien, der feindlichen Artillerie die Waage halten müssen.

Wo stellt man diese Geschütze hin? In die Forts? — Dann müssen sie zum mindesten eine von der Infanteriestellung, d. h. dem Infanteriewall ganz getrennte Aufstellung erhalten, etwa wie in den französischen Forts, hinter ihm. Oder ins Zwischengelände? Dann müssen sie doch jedenfalls in ein sturmfreies Werk gestellt werden, um nicht einem gewaltsamen Angriff eventuell zum Opfer zu fallen. Im ersteren Fall erhält man die sogenannten „Einheitsforts“, im zweiten reine Infanteriewerke und sturmfreie Batterien. Wenn man aber letztere einmal bauen muß, so liegt der Gedanke nicht fern, die Forts ganz als Batterien auszubauen, sie also nur mit Artillerie, aber keinem Infanteriewall zu versehen und der Infanterie die Vertheidigung des Zwischenterrains in feldmäßigen Stellungen zu überlassen; das ist die dritte Lösung, die Batterieforts.

Die technischen Hülfsmittel, welche allein imstande waren, der Befestigungskunst das verlorene Gleichgewicht gegenüber der zerstörenden Wirkung der Sprengstoffgranaten

wiederzugeben, sind bekanntlich Zementbeton und Panzer. Beide leisten selbst dem schwersten, mit großer Sprengstoffladung versehenen Geschoß der modernen Geschütze Widerstand. Damit soll nicht gesagt werden, daß sie absolut unzerstörbar seien. Noch niemals konnte die Forderung gestellt werden, daß ein Hinderniß absolut unüberwindlich, eine Deckung absolut unzerstörbar, eine Festung absolut uneinnehmbar gemacht werde. Selbst die für unersteigbar gehaltenen Felswände des Königstein sind durch einen Schornsteinfeger erklettert worden. Aber dieser eine Mann hätte die Festung nicht erobern können, so wenig wie ein glücklich durchschlagener Panzer die Artillerie wehrlos macht. Es ist ein europäischer Staat, dessen Ingenieure zum großen Theil die Panzerungen verwerfen, weil sie einen absoluten Schutz nicht gewähren: das ist Rußland. Man hat dort allein Vertrauen zu Betonbauten, als wenn diese absolut unverwundbar wären. Die russischen Neubauten weichen aber infolgedessen von denen aller anderen Länder wesentlich ab. Während man früher stets die preußischen Festungsbauten zum Muster nahm, ist man jetzt so froh des selbstgeschaffenen eigenartigen Baustils, daß man ihn wie ein Nationalheiligthum erachtet und jeden Ingenieur, der der Anwendung der Panzerbefestigung das Wort zu reden wagt, nicht viel anders denn wie einen Landesverräther betrachtet.

Das Maß der Widerstandsfähigkeit einer Deckung muß vernünftigerweise so bemessen sein, daß ihre Zerstörung den Gegner zur Verwendung von Mitteln zwingt, die mit dem erreichten Ziel in keinem richtigen Verhältniß mehr stehen. Und dieses Maß der Widerstandsfähigkeit wird durch die heutigen Beton- und Panzerbauten voll und ganz erreicht. Ersterer kommt bei allen Hohlbauten und Hindernißmauern, letzterer bei allen dem feindlichen Feuer ausgesetzten Geschützstellungen der permanenten Werke zur Anwendung. Die Fundamente werden dadurch gesichert, daß man die anstoßenden Bodenflächen, auf welche das feindliche Explosivgeschoß aufschlagen kann, mit einer starken Abpflasterung mit hartem Gestein versieht, welche das Geschoß explodiren lassen, bevor es tiefer eindringen konnte.

Das als Infanteriewerk ausgebildete Fort umfaßt zwei Elemente, nämlich die Anlagen zur Selbstvertheidigung und die zur Intervallflankirung, beide räumlich möglichst voneinander getrennt. Der hohe Aufzug des Werkes wird jetzt vermieden; um der Infanterie, welche den Wall zu vertheidigen hat, eine hinreichende Wirkungssphäre zu sichern, sucht man das Fort so geschickt dem Gelände anzupassen, daß es die Höhenlinie kaum merklich überragt, aber doch die Abhänge durchweg beherrscht. In dieser Anschmiegung der Fortifikationen an das Gelände kann Ueberraschendes in einem bewegten Terrain geleistet werden. In den meisten neuen Festungen ist man nicht mehr imstande, aus dem Vorterrain die Forts zu entdecken, während die früheren sich bis auf meilenweite Entfernung mit ihren stolzen Formen deutlich markirten. Da keine Traverse mehr die Brustwehr überragt und keine scharfe Böschungskante mehr beleuchtete und beschattete Flächen deutlich unterscheiden läßt, erscheint die niedere Walllinie nicht anders als eine leicht geschwungene Terrainlinie. Kommt man heran und erreicht die Grabenkante, so erblickt man sich gegenüber die von der Infanteriefeuerlinie zum Graben flach abfallende Böschung, am Fuß vielfach mit einem hohen Hindernißgitter, aber ohne jede Mauerbekleidung. Diese ist an den äußeren Grabenrand verlegt, wo der Artillerist sie nicht mehr treffen kann, und hinter dieser Mauer liegt, auch im ausspringenden Winkel, die Grabenflankirungsanlage, welche demgemäß jetzt rückwärts mit Schnellfeuergeschützen den Graben bestreicht. Ihre Verbindung mit dem Werkinnern besteht in einem gewölbten Gang, welcher unter der Grabensohle hindurchführt.

Auf der flachen Böschung des Werkes erblicken wir, hier und da zerstreut, kleine kreisrunde Erhebungen, in der Farbe sich wenig von der Nachbarschaft unterscheidend; das sind die dicht auf der Böschung aufliegenden flachen Panzerkuppeln, welche, um weniges gelüftet, entweder einem Schnellfeuerrohr oder dem Auge eines Beobachters freien Durchblick gewähren. Drehbar nach allen Seiten, gestattet der Senkpanzer Wirkung und Ausblick sowohl nach dem Vor- wie Seitenterrain als nach dem Nachbarwerk hinüber.

Folgen wir nun dem Grabenrand vom vorderen Bruchpunkt bis zum Ende der Linie, so stehen wir bereits an der Kehle, d. h. an der rückwärts schauenden Seite des Forts; es hat also nur drei Seiten, und unter der vorderen Ecke, von der wir herkommen, können wir nun auch die Scharten in der Bekleidungsmauer sehen, welche beide feindwärts liegende Grabenlinien bestreichen. In der Kehllinie dreht sich das Verhältniß der Grabenränder um, der äußere ist hier in Erde geböscht und der innere durch eine durch Fensteröffnungen durchbrochene Mauer begrenzt, aus der ein kleines Bauwerk hervorragt, welches an Stelle der Fenster Schartenöffnungen zeigt. Wir haben hier das Kehlkasernement, die Unterkunftsräume, vor uns, und der Ausbau dient, neben dem Zweck der Kehlflankirung, der zweiten Aufgabe des Werkes, der Bestreichung des Zwischenterrains. Die Geschütze, welche hier stehen, heißen auch wohl Traditorengeschütze, und es ist leicht zu sehen, daß sie an der Kehllinie vorbei noch in das Gelände vor der Intervallstellung wirken, vom Feind aber weder gesehen, noch getroffen werden können. Der Kehlwall, der über dem Kasernement sich erhebt, schützt sie vollständig. Vielfach, wie z. B. in Oesterreich, ist die Anordnung der Traditorengeschütze etwas anders. Das ganze Kehlkasernement springt etwas vor, ist aber nur so lang, daß die schmalen Stirnseiten, in denen die Schießscharten liegen, durch die überstehenden Stücke der Kehllinie völlig gedeckt sind.

Das Einheitsfort unterscheidet sich nur durch eins von dem Infanteriewerk. Die Geschütze der Sicherheitsarmirung, welche ihm als dritter Bestandtheil angehören und selbstverständlich unter Panzerkuppeln stehen, sind in einer Reihe auf der Erdwecke des Kehlkasernements aufgestellt. Da erblickt man die größeren und kleineren Kugelschalen der Kuppeln, deren am unteren Stande liegende kleine Schartenöffnungen durch die Geschützmündungen gerade ausgefüllt werden. Wenn wir aber hineintreten in das Kasernement, so gelangen wir in einen künstlich erleuchteten Korridor, der sich hinter den Wohnräumen entlang zieht, und mittelst Treppen in dessen oberes Geschoß, welches die Zugänge zu den Thürmen und zu den zwischen ihnen liegenden Munitionsräumen enthält. Geradeaus aber führen im unteren Geschoß die Poternen, welche der Infanterie den Zugang zu ihrer Gefechtsstellung und der Artillerie den Weg zu den Senkpanzern und zur Grabenkaponnière vermitteln.

Abweichend von diesen Fortlypen sind die Batteriefort, da sie ja keine Infanterievertheidigung, also keinen Infanteriewall besitzen. Bei ihnen böscht sich von der Nähe der Geschützpanzer über dem Kehlkasernement die Oberfläche des Werkes ohne Unterbrechung nach vorn ab und nur die Kuppelschalen der Beobachtungsthürme und der Schnellfeuergeschütze machen sich auf ihr bemerklich. Auf letzteren beruht allein die Selbstvertheidigungskraft des Werkes und man erachtet sie für ausreichend in Anbetracht einer guten Grabenflankirung und einer durch Hindernisse gesicherten, sowie aus den Traditorengeschützen flankirten Infanteriestellung, die außerhalb, aber im unmittelbaren Anschluß an das Batteriefort, sich befindet.

Dies sind im allgemeinen typische Formen, von denen natürlich die thatsächlich ausgeführten Bauten in der

Digitized by Google

verschiedensten Weise abweichen; denn das Gelände und der Gefechtszweck geben dem Ingenieur überall wechselnde Aufgaben, und ihnen seine Anlagen anzupassen, ist seine Kunst. Darum finden wir namentlich im Gebirg und im Flachland wesentlich verschiedene Formen, die Wasserverhältnisse spielen eine bedeutende Rolle und schließlich ist die Kostenfrage von bestimmendem Einfluß. Da ferner bei alten Festungen die früher schon vorhandenen kostspieligen Werke nach Möglichkeit den neuen Verhältnissen angepaßt werden müssen und die nächsten neuen Festungen bereits vor Einführung der Sprengstoffgranaten theils erbaut, theils begonnen waren, so findet man eine große Verschiedenheit der Forts und nur in einigen Hauptgesichtspunkten in fast allen Staaten Uebereinstimmung: die Infanterie- und Artilleriestellungen müssen durchaus örtlich voneinander geschieden sein; Geschütze auf offenem Wall des Forts sind nicht mehr haltbar, und deßhalb ist die Sicherheitsarmirung, wenn es ausführbar ist, immer unter Panzerschutz zu stellen; die Intervallflankirung verlangt eine besondere, gut gesicherte Geschützaufstellung, entweder Traditorenkasematten oder Panzerkuppeln.

Da die ganze Kraft des Vertheidigers in der besprochenen Fortgürtelstellung zur Entwicklung gelangt, da diese zur entscheidenden Kampfstellung geworden ist, hat die Stadtumwallung an Werth wesentlich eingebüßt. Man ist allgemein der Ansicht, daß sie auch in Zukunft nicht entbehrlich ist und als Rückendeckung der Fortlinie, ebenso wie zum unmittelbaren Schutz der Stadt gegen glückliche brüske Unternehmungen großen Werth besitzt, daß sie aber in einfachster Weise zu gestalten und nur auf den Widerstand gegen einen gewaltsamen Angriff vorzubereiten ist. Ein zusammenhängendes, gut flankirtes Hinderniß, das ist die Hauptsache, und alle die kunstvollen Banten, wie sie früher zum direkten Schutz der Stadt angelegt wurden, werden mit der Zeit verschwinden, sind zum Theil bereits aufgegeben und durch einfachste Umwallungen ersetzt worden. Für das Ausdehnungsbedürfniß der Städte eine große Erleichterung. Denn es stehen die Kosten der neuen Enceinten in gar keinem Verhältniß zu denen der alten, und infolgedessen finden die nothwendig werdenden Erweiterungen bei weitem nicht mehr die Schwierigkeiten, wie bei unsern alten Festungsanlagen.

Zinsgeschichtliches.

Von Arthur Dix.

Die Zinsfrage ist eine der ältesten Fragen der gesammten Wirthschaftslehre; sie beschäftigte bereits die Politiker der ältesten Zeiten, sie bildete zu Zeiten geradezu den Mittelpunkt aller wirthschaftlichen Fragen, sie ist so alt wie das Kapital selbst, wie der Privatbesitz an Kapital, das, ungleich vertheilt, hier im Ueberfluß vorhanden und unbenutzt, dort zu nothwendigen Unternehmungen fehlt.

Ursprünglich konnte das Ansammeln und Ausleihen von Kapital keinen größeren Umfang und keine besondere Bedeutung annehmen; das ganze Staatsleben war weniger für die Wirthschaft, als für den Krieg organisirt; die alles beherrschenden kriegerischen Gepflogenheiten begründeten eine verhältnißmäßige Unsicherheit des Lebens und besonders des Eigenthums, so daß die Ansammlung großer Reichthümer behindert war, und damit auch das Kreditwesen auf ein ganz geringes Maß beschränkt wurde.

Plato, der sich bereits mit der Zinsfrage beschäftigt, wünscht bekanntlich einen möglichst beschränkten Gebrauch der Edelmetalle und untersagt nicht nur das Nehmen von Zinsen für ausgeliehene Kapitalien, sondern stellt sogar die Rückzahlung dem freien Ermessen des Schuldners anheim. Ebenso tritt Aristoteles, dem Geiste seiner Zeit und der damaligen Wirthschaftsform entsprechend, gegen den Zins auf, und zwar mit der allbekannten Beweisführung, daß das Geld unfruchtbar sei und nicht seinesgleichen erzeugen könne. Auch die alten römischen Schriftsteller, wie Plinius, halten wenig von dem Geldwesen überhaupt. Mit dem Zins beschäftigen sie sich schon eingehend, und nicht nur theoretisch, sondern auch in der Gesetzgebung. Das Zwölftafelgesetz beschränkte die Zinshöhe, die lex Genucia verbot das Zinsnehmen zwischen römischen Bürgern gänzlich — aber vergeblich. Cicero, Cato, Seneca, Plinius, Columella, alle befassen sich mit der Frage und alle verurtheilen das Zinsnehmen. Allein für die damalige Wirthschaftsverfassung Roms wird dieser Standpunkt schon als rückständig bezeichnet werden müssen, da Gewerbe und Handel bereits auf einer derartigen Stufe angelangt waren, daß Kapitalbildung und Kapitalverleihung unvermeidlich und nothwendig waren. Das praktische Leben hat sich nach der Gesetzgebung jedenfalls nicht gerichtet, der Geldhandel hat während der ganzen Entwicklung Roms einen immer höheren Aufschwung genommen und der Zinsfuß hat sich augenscheinlich nach der jeweiligen Marktlage gebildet. Die Justinianische Gesetzgebung erlaubte Zinsen von 4—8 Prozent (letztere im Handel), jedoch keinen Zinseszins; die gesammte Zinssumme durfte nicht über die Höhe des Kapitals hinaus anwachsen.

In Palästina war ursprünglich das Zinsnehmen den armen, später allen Stammesgenossen gegenüber verboten. Auch das kanonische Recht untersagt das Zinsnehmen schlechthin. Nach Roscher bildet das Wucherverbot den Mittelpunkt der gesammten kanonistischen Wirthschaftsordnung, und die Grundlage eines großen Theiles der kirchlichen Gerichtsbarkeit. Während es bisher hauptsächlich an den Absichten der Parteien gelegen hatte, ob ein Uebereinkommen wucherischer Natur vorlag, blieb es nun der Kirche überlassen, über das Tadelnswerthe eines Geldleihgeschäftes zu entscheiden. Diese Gesetze hatten ihren Ursprung in primitiven Wirthschaftsverhältnissen, in welchen Gelddarlehen für gewerbliche Zwecke noch so gut wie unbekannt waren; die Entwicklung der Produktion und Arbeitstheilung rief aber nothwendig eine ausgedehnte Anwendung geliehener Kapitalien hervor, und für diese wirthschaftlich fortgeschrittene Zeit bedeuteten die alten Gesetze einen unnatürlichen Zwang, der mit allen möglichen Mitteln umgangen wurde.

In der That entwickelte sich das Kreditwesen denn auch in immer steigendem Maße und nahm besonders in Oberitalien einen großen Umfang; der Handelsverkehr nahm dauernd zu, die Dienst- und Naturalleistungen begannen ihre Bedeutung als Zahlungsmittel zu verlieren, das Geld trat immer mehr in den Vordergrund. Während die Wirthschaftslehre im allgemeinen lange Zeit ruhte, wurde der Lehre vom Gelde besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Der im Jahre 1382 verstorbene Bischof Nicole Oresme gab schließlich eine Abhandlung über Ursprung, Wesen, Recht und Veränderungen des Geldes heraus, von welcher noch im Jahre 1864 ein Neudruck veranstaltet wurde und der knapp und klar eine grundlegende Geldtheorie lieferte.

Zur Zeit der Merkantilisten, als die Feudal- und Naturalwirthschaft der Geldwirthschaft mehr und mehr gewichen war, der Geldumlauf sich immer rascher vollzog, der Verkehr mit dem Auslande immer lebhafter wurde, gewann auch das Kreditwesen immer mehr an Bedeutung. 200 Jahre nach dem Tode Oresme's konnte in Anbetracht der allgemeinen wirthschaftlichen Funktionen des Geldes bereits von dem Grafen Gasparo Scaruffi der Plan eines einheitlichen Weltgeldes, der noch heute weit genug von seiner Verwirklichung entfernt ist, den italienischen Fürsten unterbreitet werden. Weniger mit dem Zins- als mit

dem Münzwesen beschäftigen sich überhaupt alle nationalökonomischen Schriftsteller jener Zeit, so die erste bemerkenswerthe, in deutscher Sprache verfaßte nationalökonomische Schrift: „Gemeine Stymmen von der Müntze", und auch u. a. der große Kopernikus. Mit Vorliebe wurde in der folgenden Zeit die Wichtigkeit eines niedrigen Zinsfußes für den Volksreichthum betont. Sir Josiah Child z. B. nannte, auf das Beispiel Hollands weisend, den niedrigen Zinsfuß die treibende Ursache, causa causans, aller anderen Ursachen der Reichthümer des holländischen Volkes; nach seiner — und seiner Zeitgenossen — Ansicht ist der niedrige Zinsfuß also nicht ein Ergebniß der wirthschaftlichen Verhältnisse, sondern ein gesetzlich festzulegendes Mittel zur Begründung des Volkswohlstandes.

Sehr bald aber trat in der ganzen Wirthschaftslehre ein bedeutender Umschwung, der Uebergang zur Theorie der wirthschaftlichen Freiheit, ein, der sich auch in der Zinsfrage geltend machte. Freie Bildung des Zinsfußes nach Angebot und Nachfrage wurde an Stelle der gesetzlichen Festsetzung gefordert, z. B. schon im Jahre 1691 von Dudley North. — Durch die vollständige Trennung des Bankwesens von dem allgemeinen Handelsverkehr hatte das öffentliche Kreditwesen in jener Zeit eine immer weitere Ausdehnung und Anwendung gefunden, auch hatte sich allmählich der wichtige Uebergang von der kriegerischen Grundverfassung des Staatslebens zur wirthschaftlichen vollzogen. Mit der Entfaltung des Wirthschaftslebens wurde auch der Ruf nach Freiheit des Wirthschaftslebens immer lauter, und wie allen anderen Beschränkungen, so wurden auch die Beschränkungen und Regelungen des Zinsfußes verpönt.

Einen der wichtigsten Beiträge zur Zinsfrage lieferte Hume, welcher der Anschauung entgegentrat, daß der Zinsfuß abhängig sei von der in einem Lande vorhandenen Geldmenge, und darthut, daß ein niedriger Zinsfuß sich im allgemeinen vielmehr ergeben müsse aus vermehrtem Fleiß und vermehrter Sparsamkeit, aus dem Gedeihen von Gewerbe und Handel, und daß derselbe daher als ein nahezu untrügliches Zeichen der blühenden Lage eines Volkes zu betrachten sei.

Was nun den sogenannten Gründer der Volkswirthschaftslehre, Adam Smith, angeht, so entwickelt derselbe über den Zins folgende Ansichten: Der Verleiher überträgt dem Entleiher das Recht auf einen bestimmten Antheil am jährlichen Produkt des Bodens und der Arbeit. Da das gesammte Produktivkapital des Landes und damit auch derjenige Theil dieses Kapitals, aus welchem die Besitzer Einkünfte ziehen wollen, ohne sich selbst den Beschwerlichkeiten der persönlichen Anwendung des Kapitals zu unterwerfen, d. i. das für Darlehenszwecke verfügbare Kapital, sich dauernd vermehrt, so wird der Zins niedriger, sowohl aus den allgemeinen Ursachen, welche den Marktpreis der Güter herabsetzen, wenn ihre Menge anwächst, als auch weil es mit der Zunahme des Kapitals allmählich immer schwerer wird, eine gewinnbringende Art der Anlage ausfindig zu machen. Der Wettbewerb zwischen den Kapitalien, die nutzbringend angelegt sein wollen, drückt den Zinsfuß herab. Schon Hume hatte den alten Irrthum, dem noch Locke und Montesquieu verfielen, bekämpft, daß nämlich das Sinken des Zinsfußes eine Folge des durch die Entdeckung der amerikanischen Minen verursachten Sinkens im Werthe der Edelmetalle sei. Smith sagt: „In einigen Ländern ist der Geldzins gesetzlich verboten. Da es aber überall mittelst des Geldes möglich ist, etwas zu erreichen, so dürfte auch überall für den Gebrauch desselben etwas bezahlt werden." Das Zinsverbot erhöht das Risiko des Verleihers und verschlimmert daher nur das Uebel des Wuchers. Ein höherer Zinsfuß wird aber eher von Verschwendern und Spekulanten, als von nüchternen und ehrlichen Menschen gezahlt, während diese von den Verleihern bevorzugt werden können, wenn der gesetzliche Zinsfuß in niedrigen Grenzen gehalten ist.

Der Oxforder Professor Senior erfand zur Begründung des Zinsnehmens die bekannte Enthaltsamkeitstheorie, d. h. er stellt den Zins als Lohn für die durch Nichtverbrauch des ausgeliehenen Kapitals bethätigte Enthaltsamkeit dar. Seither sind die verschiedensten Theorien zur Begründung — bisweilen möchte man fast sagen: zur Entschuldigung — des Zinsnehmens aufgestellt worden. Immer wieder schimmert hier und dort der Gedanke von der Unfruchtbarkeit des Geldes durch, den wir von den ältesten Schriftstellern, die sich mit dieser Frage beschäftigten, übernommen haben. Ein kleiner Rest dieser Idee hat sich noch heute erhalten — und wer wollte behaupten, daß er sich nicht auch noch einmal in der Praxis geltend machen könnte. Der thatsächliche Standpunkt der Praxis ist freilich seit geraumer Zeit im allgemeinen der der Zinsfreiheit; welche theoretische Begründung man annehmen mag, ist heute im Grunde recht gleichgültig; der Zins ist in der heutigen Wirthschaftsverfassung etwas Selbstverständliches und findet seine natürliche Begründung einmal in der höchst ungleichen Vertheilung der Kapitalien, sodann darin, daß ein Kapital, über welches man gegenwärtig verfügt, vortheilhafter ausgenutzt werden kann, als wenn dieselbe Summe erst in Zukunft zu verwenden wäre. Seine natürliche Grenze findet der Zinsfuß nach oben im einzelnen Fall in dem Nutzen, den der Entleiher sich aus der gegenwärtigen Verfügungsgewalt über das betreffende Kapital verspricht, so daß diese Grenze im Falle augenblicklicher Noth sehr hoch liegen kann; die untere Grenze tritt in dem Augenblick ein, da der Ansammlungstrieb für die Verleiher, die ihre Kapitalien selbst nicht verwenden konnten oder wollten, dieselben aber anderweit nutzbringend anlegen wollen, verschwinden würde. Die Zinshöhe richtet sich also thatsächlich nach dem alten Schema von Angebot und Nachfrage. Gewisse gesetzliche Beschränkungen betreffen nur die wucherische Ausbeutung der Nothlage, des Leichtsinns und der Unerfahrenheit.

Nun ist es natürlich nicht absolut unmöglich, daß das Angebot einmal die Nachfrage übersteigen kann. Würde dieses Verhältniß zur Regel, so müßte offenbar der Zins von selbst verschwinden, und wir hätten praktisch wieder die Erfüllung der alten Theorie von der Unfruchtbarkeit des Kapitals. Der Spartrieb würde fortfallen, oder richtiger, er würde nur soweit wirken, als man die Zurücklegung bestimmter Beträge für Noth und Alter für geboten erachtet — alles übrige Kapital würde man nicht in fremden Unternehmungen anlegen, sondern ausgeben. Mitunter kann man wohl schon von zeitgenössischen Theoretikern die Ansicht hören, daß wir in nicht zu ferner Zeit auf diesen, wenn man so will, todten Strang anlangen müßten. Andere wieder wollen diesen Zeitpunkt nicht abwarten und verlangen schon heute schlechtweg ein gesetzliches Zinsverbot — was freilich gleichbedeutend ist mit einem völligen Umsturz der heutigen Wirthschaftsordnung.

Die für die Höhe des Zinsfußes überhaupt maßgebenden englischen Konsols brachten vor 200 Jahren 8, vor 100 Jahren 4.7, heute 2.9 Prozent Zinsen. Bei schematischem Verfahren kann man wohl schließen, daß sie in einigen Jahrzehnten nur noch 1 Prozent — und schließlich gar keine Zinsen mehr bringen werden. Nun nimmt aber das Weltwirthschaftsleben denn doch nicht einen so schematischen Verlauf; gewaltige politische, industrielle und andere Umwälzungen rufen immer wieder große Wandlungen auf dem Welt- und Geldmarkte und im Zinsfuße hervor, und es ist kühn zu prophezeien, ob ein Weltkrieg auf politischem oder auf wirthschaftlichem Gebiete, eine großartige neue Erfindung oder aber eine völlige Verdrängung der europäischen

Digitized by Google

Staaten vom Weltmarkt gewaltige neue Kapitalien in Anspruch nehmen oder den europäischen Markt vernichten und Milliarden aus den alten Unternehmungen frei und unnütz machen werden. — Zugeben wird man aber jedenfalls müssen, daß die Möglichkeit eines Sinkens der Nachfrage unter das Angebot und damit die Unmöglichkeit, beträchtliche Kapitalsummen gewinnbringend anzulegen, durchaus nichts absolut ausgeschlossen ist, auch in unsrer gegenwärtigen Wirthschaftsordnung. Zudem, es ist gar nicht einmal nöthig, daß der Zinsfuß auf Null sinkt; schon beträchtlich früher wäre jedenfalls der Punkt erreicht, da der Antrieb zum Sparen aufhört; man würde eben nur das für die Sicherung der Existenz nothwendigste zurücklegen, im übrigen aber das Geld nicht anlegen, sondern ausgeben. Und auch das ausgegebene Geld fließt ja immer wieder der Produktion zu, so daß diese noch keinen Mangel zu leiden braucht; es würde zwar die Ueberproduktion vermieden werden, der Bedarf aber würde stets seine Deckung finden, denn in dem Augenblicke, wo Unterproduktion eintritt, würde das Kapital wieder angezogen werden.

Die Ursachen eines solchen möglichen Zustandes der Unfruchtbarkeit großer Kapitalsmengen können sehr verschiedener Natur sein und sollen hier nicht weiter im einzelnen untersucht werden. Die Folgen würden in erster Linie naturgemäß sein, daß das überflüssige Kapital, wie schon oben bemerkt, nicht angelegt, sondern ausgegeben würde.

Mittheilungen und Nachrichten.

Dr. Otto Gotthilf: Gesundheitspflege in den verschiedenen Jahreszeiten. (Frankfurt a. M., Wilh. Rommel.) — Riemeyer, der berühmte Hygieniker, sagt: „Der Mensch wird nicht, sondern macht sich krank." Diesen Ausspruch, der viel wahres enthält, finden wir dem Schlußkapitel des vorliegenden Buches als Motto vorangeschickt, aber diese Worte enthalten auch den Grundgedanken, den Verfasser in seiner Arbeit ausführt: er lehrt den Leser all die gesundheitsschädigenden Einflüsse kennen, welche in den verschiedenen Jahreszeiten sich geltend machen. Kleidung, Nahrung, Ventilation, Beleuchtung, Heizung, all das wird in den verschiedenen Abschnitten, in die das Buch eingetheilt ist, besprochen, und außerdem werden zahlreiche spezielle Schädlichkeiten, welche in den einzelnen Jahreszeiten entweder von Natur aus oder durch menschliche Unvorsichtigkeit und Unklugheit gefährlich werden können, erläutert und ihre Vermeidung gelehrt. So möchte ich namentlich die Kapitel: „Zehn Gebote für Badende und Schwimmende", „Hygienische Bedeutung des Obstes", „Wodurch wird die Zimmerheizung gesundheitsschädlich?", sowie die beiden hierauf folgenden Abschnitte, welche von der künstlichen Beleuchtung handeln, als besonders lesens- und beachtenswerth erwähnen. Aber auch aus den übrigen Kapiteln wird wohl jeder Leser eine oder die andere Anregung oder Belehrung empfangen, vermöge deren es in der Folge manchen Schädlichkeiten aus dem Wege zu gehen imstande ist. — Die Verlagsbuchhandlung hat das kleine Werk trefflich ausgestattet; besonders der schöne und klare Druck verdient alles Lob.

Dr. Schuß.

* Speyer, 6. Nov. Telegraphie ohne Draht. Hr. Rektor Dr. Bender hier theilt uns in nachfolgendem seine weiteren Versuche zur Herstellung solcher elektrischer Wellen, welche alle Körper durchdringen (und zwar nicht nur die als Nichtleiter bekannten, sondern auch alle Metalle), mit: Hat man einmal sein Augenmerk auf solche Wellen gerichtet, so begegnet man ihnen sehr häufig. Sie treten sehr kräftig auf, wenn man den von Garbasso in Wiedemanns Annalen beschriebenen Sender direkt mit der Sekundärspirale des Induktors verbindet und eine geeignete Funkenstrecke 4—6 mm herstellt. Unter den gleichen Verhältnissen treten sie auch bei dem belannten Entlader mit Mikrometerverschiebung auf. Die Gestalt des Entladers ist von wesentlichem Einfluß. Auch die Kapazität des Entladers spielt eine Hauptrolle, und zwar in ganz merkwürdigem Sinne. Stellt man sich nämlich einen Entlader her aus zwei Kupferdrähten von je 20 cm Länge und 2 mm Dicke, versieht diese Drähte an den einander zugekehrten Enden mit Messingkugeln von 1 cm Durchmesser, und verbindet diesen Entlader direkt mit den Polen der Sekundärspirale des Induktors, so enthält die 3 bis 4 cm große Funkenstrecke keine Spur der neuen Wellen. Der Koherer bleibt hinter einem Metallschirm stumm. Er tritt auch nicht in Aktion, wenn die Kapazität des Entladers, sei es durch Leydner Flaschen, sei es durch Verbindung mit Metallscheiben (diese hatten 30 cm Durchmesser) symmetrisch erhöht wird. Die Funken werden nur kräftiger, und es entstehen, wie bekannt, die Hertz'schen Wellen. Erhöht man aber die Kapazität einseitig, indem man eine isolirte Metallscheibe (von etwa 20 cm Durchmesser) mit dem einen Draht des Entladers in Berührung bringt, so treten sofort kräftige, auch Metalle durchdringende Wellen auf (Vorlesungsversuch). Hiebei ist es gleichgültig, ob man die Kapazität des Entladers vorher symmetrisch erhöht hatte oder nicht. Die einseitige Erhöhung der Kapazität eines geraden drahtförmigen (wie oben beschriebenen) Entladers verwandelt die Hertz'schen in die neuen Wellen. — Jede einseitige Kapazitätserhöhung muß also solche Wellen hervorbringen, und darin liegt die Ursache, daß es schwer gelingt, Wellen zu finden, welche nicht wenigstens spurweise durch Metalle hindurchgehen. Ich habe bei Hertz'schen Wellen in 6 m Abstand hinter mehreren Metallschirmen zeitweise ein Barrücken des eingeschalteten Milliampermeter um $^1/_2$—1 Milliampere beobachtet. Schon die Annäherung der Hand an einen Pol kann zu einer einseitige Kapazitätsänderung an dem Entlader erwitken. Die Gestalt des Entladers ist gleichgültig, wenn man die Wellen gereinigt dem Apparat entnimmt, welchen Hr. Prof. Dr. Ebert in Kiel in Wiedemanns Annalen Bd. 53 p. 144 beschrieben hat. Die primäre Funkenstrecke dieses Apparats enthält bei streng symmetrischer Anordnung der unteren Scheiben wesentlich Hertz'sche Schwingungen. Schließt man an den Apparat die Lecher'schen Paralleldrähte an, so tritt sogar häufig durch die stehenden Schwingungen die Drähte selbst der Koherer in Thätigkeit. Besser ist die Wirkung, wenn man den Drähten durch Entlader Funken entzieht. Auch hier ist die Gestalt des Entladers gleichgültig. Wer die Versuche mit den neuen Wellen anstellt, wird sich des Eindrucks nicht erwehren können, als habe die zwischen Geber und Empfänger befindliche Materie keinen Einfluß auf die Wirkung der Wellen. Ein so empfindliches Instrument wie der Koherer gestattet eben keine unmittelbare Entscheidung. Er ist mehr qualitativ als quantitativ von Bedeutung. Elektrische Wellen, welche Metalle ebensogut wie Nichtleiter durchdringen, besitzen eine ziemlich große Wellenlänge. Durch Versuche an den Lecher'schen Paralleldrähten habe ich gefunden, daß die von mir verwendeten, sehr wirksame Wellen eine Wellenlänge von beiläufig 14 m hatten. Bei so großen Wellen könnte man analog den optischen Wellen Beugung um den Metallschirm vermuthen. Für die Telegraphie ohne Draht wäre das ohne großen Belang. Nach der Anordnung der Versuche erscheint dies aber nicht annehmbar. Induktorium, Zuleitungsdrähte und Wellenzentrum befanden sich direkt hinter einem 1.20 m und etwa 1 m breiten eisernen Ofenschirm, weiter hatten die Wellen eine etwa 30 cm dicke Mauer zu durchdringen. Koherer, Trockenelement, Ampermeter und andere Leitungsdrähte befanden sich 6 m vom Wellenzentrum entfernt in einem Zinkkasten, welcher an der, dem Wellenzentrum weggekehrten offenen Seite mit Stanniolblättern bedeckt war. Nur soviel Raum blieb frei, um durch eine schmale Oeffnung den Zeiger des Ampermeters beobachten zu können. Sämmtliche genannten Apparate waren gegen die metallische Umhüllung isolirt. Die Wellen dringen also in der That durch die Metalle hindurch und auch eine Resonanzwirkung erscheint ausgeschlossen. Seit dem Beispiel von Hertz hat man, dem berechtigten Gefühl der Symmetrie folgend, die Wellenerzeugungsapparate (insbesondere die Entlader) wesentlich symmetrisch angeordnet, auch war man fortgesetzt bestrebt, kleinere Wellen zu erzeugen (Drude). Diesen Umständen ist es zuzuschreiben, daß die großen Wellen, welche auch die Metalle leicht durchdringen, bisher unstudirt geblieben sind. Sie werden nunmehr wieder zu Ehren kommen. Ihre Verwendung in der Telegraphie ohne Draht ist aber nicht nur wegen dieser Eigenschaft von Bedeutung. Marconi gibt an, daß man die Empfindlichkeit des Koherer, wegen der atmosphärisch elektrischen Einflüsse, über eine gewisse Grenze nicht steigern dürfe. Ein metallener Schutzkasten, selbst ein Drahtnetz, gewährt jedoch gegen atmosphärische Elektrizität allen Schutz und gestattet einen Fortschritt durch die Anwendung höchst empfindlicher Empfangsapparate.

* Die Frage, ob Röntgenstrahlen irgend welchen Einfluß auf Bakterien ausüben, beantwortet J. Wittlin im

„Centralblatt für Bakteriologie und Parasitenkunde" an der Hand eingehender Versuche mit Rein. Auch der Nährboden des verschiedensten Bakterien wird in keiner Weise von den Röntgenstrahlen beeinflußt; er ist, längere Zeit diesen Strahlen ausgesetzt, nach ebenso für weitere Entwicklung von Bakterien geeignet, wie vorher. Staphylokokken beispielsweise entwickelten sich in einer während einer Stunde mit Röntgenstrahlen durchleuchteten Bouillon ebenso kräftig, wie in einer nicht durchleuchteten Bouillon.

* Die Gesammtbevölkerung der Erde wird in Otto Hübners „Geographisch-statistischen Tabellen für 1897" auf 1535 Millionen Menschen beziffert, wovon etwa ein Viertel, nämlich 378.6 Millionen, auf Europa entfallen. An der Bevölkerung Europa's nehmen Rußland mit 28 Prozent und Deutschland und Oesterreich-Ungarn zusammen mit 26 Prozent theil. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika repräsentiren mit 72.3 Millionen mehr als die Hälfte der Bevölkerung von ganz Amerika. Von Interesse sind die Ergebnisse der russischen Zählung vom 9. Februar v. J., der ersten im russischen Reich vorgenommenen genaueren Bevölkerungsermittlung. Obwohl der letzten amtlichen Berechnung von 1885 nur ein geringer Werth beizumessen ist, läßt doch die diesjährige Zählung eine große Bevölkerungszunahme erkennen; sie würde gegenüber jener Berechnung in 12 Jahren sogar 20 Prozent betragen. In Frankreich hat, nach der Zählung vom vorigen Jahr, in einem 5jährigen Zeitraum eine Vermehrung nur um 174,783 Menschen stattgefunden, die überdies lediglich durch Einwanderung hervorgerufen ist.

* **Tübingen.** Wie man uns aus Berlin schreibt, wird Prof. Schlatter von der dortigen Universität nun doch den Ruf auf den hiesigen Lehrstuhl für neutestamentliche Exegese und Dogmatik annehmen, da die Verhandlungen, die er über sein Verbleiben in Berlin mit dem preußischen Kultusministerium geführt, zu seinem ihn befriedigenden Abschluß gelangten.

* **Berlin,** 6. Nov. Geheimrath Prof. Dr. Rudolf Virchow feierte heute sein 50jähriges Dozentenjubiläum. Zur Beglückwünschung begaben sich der derzeitige Rektor der Universität, Prof. Schmoller, und die Dekane der vier Fakultäten zu ihm, wobei die üblichen Ansprachen gehalten wurden. Die Feier trug trotz ihrer Einfachheit den Charakter der größten Herzlichkeit. Eine ebenso herzliche Begrüßung fand von Seiten seiner Zuhörer in der Charité statt, wohin der Jubilar sich, trotz eines plötzlichen Unwohlseins, das ihn gestern auf der Straße befallen, zur Eröffnung seiner Vorlesungen begeben hatte.

* **Königsberg.** An der hiesigen Universität hat sich Oberstabsarzt Dr. Jäger vom Infanterieregiment Nr. 146, früher Privatdozent an der Technischen Hochschule in Stuttgart, als Dozent für Hygiene und Bakteriologie habilitirt.

* **Münster.** Dr. Eugen Mälier, bisher Lehrer am Priesterseminar in Straßburg i. E., ist als Professor der Theologie an die hiesige Akademie berufen worden.

v. V. **Wien,** 7. Nov. Heute Mittag ist das Denkmal des großen Meisters und Lehrers der Chirurgie Theodor Billroth im Arkadengange des großen Hofes der neuen Universität feierlich enthüllt worden. Es wurde von der Familie Billroth gestiftet und ist ein Werk des Bildhauers Kaspar v. Zumbusch. Der berühmte Chirurg ist auf der Lehrkanzel dargestellt, wie er eben zu dem Kollegium seiner Schüler belehrend und erklärend spricht und den Vortrag mit erläuternder Handbewegung begleitet. Billroth steht hinter dem Lehrpult und trägt mit seinem breitschultrigen Oberkörper darüber empor. Er trägt das unscheinbare Ehrenkleid seiner Wissenschaft — den weiten und langen, vorn bis an den Hals zugeknöpften Chirurgenkittel aus Leinwand, in dem er immer ordinirt, exmanstelet und operirt hatte. So ist er seinem Schülern unvergeßlich in der Erinnerung geblieben. Das mächtige Haupt mit dem dichten Vollbart ist leicht nach vorn geneigt; man sieht es den ausdrucksvollen Augen, dem energischen Munde an, daß Billroth zu seinen Schülern hinblickt und zu ihnen mit einem gewissen lehrhaften Nachdruck spricht. Durch diesen Reigen des Kopfes wird auch die breite, kräftig modellirte Dralerstirn des Gelehrten und Forschers deutlich sichtbar gemacht. Die energische Rechte ist auf das Pult gestemmt, während die leicht hingelegte Linke mit beredtem Fingerspiel den Vortrag zu begleiten scheint. Die Kanzel, auf der Billroth steht, ist eine im Stil der Renaissance aufgebaute Kathedra. Die Vorderseite des Pultes ist mit Frucht- und Blumengehängen verziert; hinter der Gestalt steigt eine Rückwand empor, die von zwei Pilastern eingerahmt und oben durch einen Giebel abgeschlossen ist. — Einige von Billroths vertrauten Freunden vermißten in seinem Gesicht den Ausdruck des freundlichen Wohlwollens und der Lebensfreude, der ihm im Leben eigen war; man findet seine Miene zu ernst, wie er selten gewesen. Zumbusch erwiderte hierauf, daß er mit Rücksicht auf den Ort des Denkmals vor allem den Mann der Wissenschaft, den Forscher, den gewissenhaften und deßhalb oft strengen Lehrer habe darstellen wollen. — In diesem Denkmal hat übrigens Zumbusch auch eine schöne alte Kunstform neu belebt. Im Zeitalter der Renaissance und des Humanismus liebte man es bereits, akademische Lehrer derart in ihrer Lehrthätigkeit darzustellen. Aehnliche Grabdenkmale haben in Wien die bedeutendsten Humanisten, die hier gelebt haben — Celtes, Cuspinian und Lazius. Ein ungemein charakteristisches Professorenmonument in dieser Art befindet sich auch in der Aula der deutschen Universität — der Carolo-Ferdinandea — in Prag. Da sieht man auf einer großen Platte von rothem Salzburger Marmor in flachem Relief den Professor der klassischen Philologie Matthäus Collinus von Choteřina auf dem Katheder sitzend, wie er eben den Homer interpretirt. Einer seiner Verehrer, Jacobus Paläologus von Chios, ein Nachkomme der byzantinischen Kaiserfamilie, hat dieses Denkmal 1566 errichten lassen.

* **Zürich.** Für die durch Julius Wolfs Berufung nach Breslau erledigte Professur der Nationalökonomie an der hiesigen Universität ist, wie wir vernehmen, Professor Dr. Herkner von der Technischen Hochschule in Karlsruhe ausersehen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Alois Wohlmuth: Der Komödiant. Romantisches Spiel. München, C. H. Beck 1897. — Sophie Junghans: Lore Fay, Novelle. Dresden u. Leipzig, C. Reißner 1897. — Veenhaedine Schulze-Smidt: Kein Gitter hindert Cupido. Ebd. — Konrad Telmann: Gottbegnadet. Roman. Ebd. — Wilhelm Jensen: Aus See und Sand. Ebd. — Madame de Pressensé: Geneviève. Deutsch von Hedwig Kahl. Reutlingen, Fleischhauer u. Spohn 1898. — August Baumgartner S. J.: Geschichte der Weltliteratur. 9. u. 10. Lfg. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung 1897. — Centralblatt für gewerbliches Unterrichtswesen in Oesterreich. Hggb. v. Dr. Franz Ritter v. Haymerle. Bd. XVI, Heft 1—3. Wien, A. Hölder 1897. — M. u. Ruth: Drei Losungsworte. Erzählung. Dresden, Leipzig, Wien, E. Pierson 1897. — Siegmund Taube: Strandgut. Roman. Ebd. — Schwarz vom Rambach: Kridawanz. Eine social-politische Dichtung. Ebd. — Th. Kramer: Neues spanisch-deutsches Wörterbuch. Berlin, F. A. Herbig 1897. — Michel Deutsch: O du mein Oesterreich. Berlin, Paul Hättig 1897. — Dr. Karl Schröder: Johann Jakob Engel. Ein Vortrag. Schwerin, Bärensprung 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. Von J. Janssen.

I. Band: Deutschlands allgemeine Zustände beim Ausgang des Mittelalters. Siebzehnte und achtzehnte, vielfach verbesserte und stark vermehrte Auflage, besorgt von L. Pastor. gr. 8°. (LVI u. 792 S.) Mk. 7.—; geb. in Leinwand Mk. 8.40, in Halbfranz M. 9.—

Die neue Auflage des I. Bandes hat namentlich nach der Richtung eine namhafte Erweiterung erfahren, daß der Bearbeiter den unbestreitbaren Schäden in der Kirche wie den sittlichen Gebrechen in der Laienwelt, der weitverbreiteten romfeindlichen Stimmung und der ganzen kirchenpolitischen Entwicklung am Ausgange des deutschen Mittelalters eine noch eingehendere Darstellung als in den frühern Auflagen gewidmet hat. (16878)

Neu erschienen: (16076)

Adressbuch von bildenden Künstlern d. Gegenwart.

Jahrgang 1898. Herausgegeben von Adolf Rothe, Redaktions-Sekretär der „Kunst für Alle".

Ca. 12.000 Adressen-Nachweise in- und ausländischer Maler, Bildhauer, Kunstgewerbler, Zeichner, Kupferstecher etc. etc. enthaltend. Preis gebd. 25 Mark. Zu beziehen vom Herausgeber: München, Brudersir. 5a.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 9. November. Nummer 253.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

William Hogarth. I. Von Karl Niebuhr. — Der Cotta'sche Musenalmanach für das Jahr 1898. Von A. K. T. Tiele. — Ueber den Studienplan für Mediziner. Von Dr. Schuh. — Mittheilungen und Nachrichten.

William Hogarth.

Von Karl Niebuhr.

I.

„Ich versuche stets, meine Stoffe nach Art der Dramendichter zu behandeln. Ein Bild von meiner Hand soll eine ganze Schaubühne, alle Männer und Frauen darauf sollen die Schauspieler sein. Das ergibt folglich eine Pantomime (a dumb show).“ Mit diesen Worten hat William Hogarth selbst das Wesen seiner Leistungen vom allgemein künstlerischen Standpunkte aus charakterisirt, und es kann, sobald man die Arbeiten dieses merkwürdigen Geistes vergleichend heranzieht, kein Zweifel obwalten, daß sie jenem Programm fast durchweg entsprechen. Wo das nicht der Fall ist, steht das Werk auch in der Regel auffallend tief unter dem Durchschnitt Hogarth'schen Vermögens. Aber der Ausspruch enthält außer seiner sachlichen Paßlichkeit noch etwas, was den Urheber rein menschlich trifft — er verräth eine hochgradige Naivetät der Auffassung bei ihm. William Hogarths Größe beruht denn auch wirklich in seiner Urwüchsigkeit. Niemandes Schüler, noch weniger imstande, Jemandes Lehrer zu werden, mit einem Minimum formalen Wissens ausgerüstet, ist der englische Meister seiner Welt lediglich mit einem durchdringenden, selbst der breitesten Fläche stets gewachsenen Blick, mit sittlicher Selbstgewißheit, worunter auch sein Humor gehört, und mit einer fügsamen Hand gegenübergetreten. Das umfassende, nicht von Anwandlungen eingeimpfter Vorurtheile gehemmte Auge William Hogarths regiert seine Thätigkeit immer absolut, bisweilen sogar despotisch. Und während der Griffel das Bild bis in die kleinsten Einzelheiten auf die Kupferplatte überträgt, findet die moratisirende Empfindung des Künstlers, daneben aber mit zunehmender Gewalt sein Sinn für Humor von stark satirischem Beigeschmack, hinreichend Zeit, sich auszugestatten, überall einzunisten und endlich aus dem Stoffe, der, schnell hingezeichnet, nur ein kühles Momentbild geworden wäre, eben ein Hogarth'sches Werk zu schaffen.

Man kann indessen dreist behaupten, daß William Hogarth seit anderthalb Menschenaltern dem Schicksal entgegengeht, nur noch als kunstgeschichtlicher Name neben Anderen dazustehen: ein vergangener Schöpfer anscheinend überwundener Darstellungen. Die Erklärung hiefür ist recht einfach. Was bis zur Mitte dieses Jahrhunderts an seinen Kupferstichen bewundert wurde und werden mußte, hat in unsrer Vorstellungswelt nunmehr den organischen Zusammenhang eingebüßt. Suchen wir strengste Wahrhaftigkeit bei Wiedergabe von Vorgängen des Lebens, so kommt allein die photographische Aufnahme zur Geltung; erfreut uns jedoch humoristische Umprägung, dann weiß Jeder, daß die regelmäßig erscheinenden „Witz-“, richtig bezeichnet aber doch nur Karikaturen-Blätter diesem Bedürfniß ausschließlich bestimmt sind. Eine Probe auf den Grad der Vollkommenheit, welchen diese Trennung in unserm Bewußtsein schon erreicht hat, stellte ja Arnold Böcklin noch unlängst mit seiner bekannten „Susanna im Bade“ an: und siehe da, das Publikum verstand die Absicht des Malers überhaupt nicht mehr, sondern mußte hülflos erst die Kritik befragen. Diese wiederum konnte zwar das erlösende Wort sprechen, es sei ein rein satirisch komponirtes Gemälde, nicht etwa Realismus auf Grund umfassender orientalistischer Studien, aber der Rest blieb hier ebenfalls bloßes Kopfschütteln. Der Zeitenstrom hat also den Boden, auf welchem einst Hogarth stand, fürs erste völlig weggewaschen.

Bei so bewandten Umständen wird es erforderlich sein, zunächst über die äußeren Bedingungen, unter welchen dieser antediluvianische Genius wirkte, einige Worte zu sagen.

Hogarths bürgerlicher Lebenslauf bietet leider auffallend wenige Momente dar, welche unser Interesse festhalten könnten. Zum größten Theil beruht dieser Umstand freilich auf dem Mangel an brauchbaren Quellen. Am 10. November 1697 in London als Sohn eines ehemaligen Schulmeisters, der aus Westmoreland nach der Hauptstadt gekommen war, um sein Glück zu suchen, geboren, hing der junge William schon frühzeitig seinem großen Zeichentalent nach. „Wo es etwas zu sehen gab,“ sagt er in seinen hinterlassenen, erst 1798 veröffentlichten und sehr knapp gehaltenen „Erinnerungen“, „da mußte ich als Knabe dabei sein und der bei allen Kindern vorhandene Nachahmungstrieb hatte sich stark entwickelt. Meine Schularbeiten fielen ganz gewiß durch die wilden Ornamente auf, mit denen ich sie schmückte, aber schwerlich durch ihren Inhalt.“ Der kluge Junge, dem die trockene Weisheit der Väter sein Leben lang nicht behagt und noch weniger imponirt hat, blieb mit den Regeln der Rechtschreibung in steter Feindschaft; doch konnte er darauf hinweisen, daß auch die vielgerühmte klassische Bildung seinen Erzeuger nicht davor bewahrt hatte, in ärmlichen Umständen seine Tage verbringen und beschließen zu müssen. Es ist daher nicht auffallend, wenn Master Hogarth, vermuthlich zwischen 1713 und 1715, bei dem Londoner Silbergraveur Gamble in die Lehre trat. Schon 1720 arbeitete er für eigene Rechnung und gerieth dabei nach und nach immer weiter in das Gebiet hinein, auf dem er dann Großes geleistet hat, in die Kupferstechkunst. Ein wenig that er sich allerdings nach der Technik um, hat auch James Thorntons damals soeben eröffnete Kunstschule besucht, aber im ganzen genommen verdankt er seine Leistungen doch nur der erstaunlichen Aufnahmefähigkeit für Eindrücke aller Art, dem beispiellosen „Gedächtnisse des Auges“ und der Kunst, die Details festzuhalten.

Es ist, wie diese Abschweifung zeigen kann, sehr schwer, bei einem Phänomen von Hogarths Art streng auf dem biographischen Pfade zu verharren, welcher obenein schon halb verwischt ist. Im März 1729 heirathete er die

Tochter seines Lehrers Thornton, gegen dessen Willen; Frau Jane Hogarth überlebte dann ihren Gemahl noch volle 25 Jahre und starb 1789. Die Ehe scheint keine unglückliche gewesen zu sein. Aus den fünf Tagen vom 27. bis 31. Mai 1732 besitzen wir dagegen eine seltene Reliquie, nämlich die poetische Beschreibung einer Reise Hogarths von London nach Sheerneß in Gesellschaft mehrerer Freunde. Das ziemlich lange Gedicht in Knittelversen zeugt von sprudelnder Laune, welche hier und da durch den Genuß geistiger Getränke während der Fahrt etwas überheizt erscheint. Eine kurze Probe in Uebersetzung mitzutheilen möchte ich aber schon aus dem Grunde nicht unterlassen, weil sie vielleicht einen Beweis dafür stellt, daß die englische Geschicklichkeit im Abwägen der Ausdruckswerthe sich selbst in dieser flüchtigen Leistung nicht verleugnet hat.

Als Mann für Mann das Bett verließ,
Da fehlt' Sam Scott — uns wundert dies;
Doch kam er bald und rief: Gar schön
War, was ich bei der Brück gesehn.
Die Leute freilich, die vorbei
Dort gingen, sprachen ernst: „Ei, ei,
Du willst am Sonntag Arbeit thun?"
Das stört' — ich ließ die Sache ruhn.
Wir lachten laut; soll man den Tag
Nicht tödten nach der Welt Geschmack?

Die Episode findet ihre hinreichende Aufklärung dadurch, daß Sam Scott Landschaftsmaler gewesen ist. Liest man allerdings den Bericht von Anfang bis zu Ende, dann ist wiederum die scheinbare Selbstverständlichkeit dieser Definition unversehens aufs äußerste erschüttert und das laute Lachen im vorletzten Verse bekommt eine andere Klangfarbe. Insofern ist also diese und noch manche andere Stelle des Reisetagebuchs eine Leistung, welche mit sehr vielen Hogarth'schen Schöpfungen bildnerischer Art aufs genaueste übereinstimmt.

Da die Angabe der Jahresdaten, in denen Hogarth jedesmal ein bedeutenderes Werk vollendet hat, unzweifelhaft der Darstellung seines künstlerischen Schaffens angehört, da ferner eine Aufzählung seiner verschiedenen Wohnsitze in und bei London nur dem Lokalforscher dienlich ist, so bleibt hier nicht mehr viel zu erwähnen. Es gibt vielleicht kein zweites Beispiel, in welchem die erstaunliche Fähigkeit des 18. Jahrhunderts, eine Anekdote nach der anderen schier aus nichts zu bilden, so verwüstend gewirkt hat wie auf William Hogarths Lebensgeschichte. Daher kommt es, daß mit den dickleibigen Sammlungen, welche seinen Namen an der Stirn tragen, biographhisch so gut wie nichts anzufangen ist, und daß selbst seine Behandlung im „Dictionary of National Biography", wo von den leeren Schwänken abgesehen wurde, nicht den geringsten Werth als Darstellung beanspruchen kann. — Das Jahr 1748 ist noch dadurch merkwürdig, daß Hogarth, vermuthlich im Herbst desselben, seinen einzigen Besuch im Auslande machte. Er gelangte glücklich über den Kanal und hatte, in Calais gelandet, nichts eiligeres zu thun, als eins der alten Festungsthore abzuzeichnen. Wie sich von selbst verstand, wurde er festgenommen und erst losgegeben, nachdem der Kommandant einigermaßen überzeugt worden war, daß Hogarth in der That nur von künstlerischem Interesse verleitet den zweifellos albernen Streich gewagt hatte. Die Weisung, Calais sofort zu verlassen, befolgte Hogarth, indem er ohne weiteres nach London zurückkehrte und sich, wie wir sehen werden, mit seiner gefährlichsten Waffe, dem Grabstichel, für das unangenehme Erlebniß rächte. Im übrigen müssen wir in diesem wie in manchem anderen Falle einfach feststellen, daß der große Zeichner und Humorist als echter Vertreter auch der üblen Eigenart des Britenthums dasteht. Unbilligkeit gegen alles Nichtenglische, selbstgefälliger Hochmuth und eine bisweilen kindliche Einseitigkeit bilden die subjektiven Schattenpartien von nationaler Herkunft auf der Gestalt dieses sonst so frischen, originellen Künstlers.

König Georg II. von England (1727—1760), der für die Ermunterung von Kunst und Wissenschaft nicht viel übrig hatte und in früherer Zeit auch kein Freund Hogarths gewesen sein mag, konnte nach dem Tode Thornhills 1757 nicht umhin, dessen Schwiegersohn die dadurch freigewordene Stellung als serjeant-painter (Hofmaler) zu übertragen. Georg III. hat dann Hogarth diesen Posten aufs neue verliehen. Allein es scheint, daß der alternde Mann unter den besonders heftigen Streitigkeiten, welche sein satirisches Talent damals heraufbeschwor, seelisch schwer gelitten hat. Schon im Frühjahr 1764 gab er der Vorahnung seines nahenden Todes einen künstlerischen Ausdruck, und am 26. Oktober desselben Jahres ist er einer Arterienerweiterung erlegen. William Hogarths sterbliche Reste ruhen auf dem Kirchhofe von Chiswick bei London, in welchem Orte er ein Sommerhaus zu bewohnen pflegte; seit 1771 schmückt ein stattliches Monument die Grabstätte.

Fassen wir jetzt die künstlerische Persönlichkeit Hogarths und seine Wirksamkeit ins Auge, so erscheint er in seiner wahren Größe doch nur als Kupferstecher. Er beobachtete ohnehin viel zu gut, als daß er nicht bei weitem seine meiste Kraft und Zeit diesem Genre der Produktion zugewendet hätte. Immerhin ist er auch Maler gewesen, als solcher von seinen Monarchen ausgezeichnet worden, und war sehr scharf auf diese bei ihm im ganzen doch nur vermeintliche Eigenschaft aus. Hogarth'sche Oelgemälde haben aber schwerlich jemals einen sterblichen Menschen dazu verführt, nun ebenfalls der Malkunst zu huldigen. Im allgemeinen gleichen sie großen Kupferstichen, die mit mallen Farben ängstlich nachgezogen sind, so daß deren Grenzen manchmal die unschöne Genauigkeit aufweisen, welche an einem frischgespickten Hasen zu beobachten ist, dort freilich auch ganz anderen Ideenverbindungen zugute kommend. Am wegwerfendsten urtheilten schon Hogarths Zeitgenossen über seine „Sigismunda", einen höchst unglücklichen Versuch, in die ältere italienische Manier gleichsam erobernd einzudringen und „Correggio zu übertreffen". Die liebe Eitelkeit spielte hier dem englischen Kunstconquistador einen schlimmen Streich, während sie ihm sonst dienlich gewesen ist. Hätte er minder stolz auf seine Leistungen zurück- und vorausgeblickt, dann lag bei diesem Manne einfachsten Bildungsganges bereits die Gefahr vor, daß er ganz in modische Abwege gerieth und nicht wieder einlenken gekonnt hätte. Es beruhte übrigens auf den Gewohnheiten des damaligen Kunstmarktes, die sich ja bis heute im wesentlichen erhalten haben, daß Hogarth die Originale seiner Werke als Gemälde ausführte und so zum Verkauf stellte. Er wußte dabei recht wohl, daß ihm der Preis selten die aufgewendete Mühe zu lohnen pflegte; dieser Erfolg blieb immer erst der nachfolgenden Ausgabe in Kupferstich vorbehalten.

Hatte schon die „Sigismunda" unsres kühnen Malers nur verdächtige Heiterkeit erzielt — sie sehe aus wie eine heulende, aus dem Dienst gejagte Küchenmagd, meinte selbst der mit Hogarth befreundete Horace Walpole — so entfesselte ihr Schöpfer geradezu ein homerisches Gelächter, als er Anno 1753 dem Publikum das Resultat eines Wildererzuges auf schriftstellerischem Gebiet in Buchform vorlegte. Es war die noch heute zuweilen angezogene Schrift über die „Zergliederung der Schönheit" (Analysis of Beauty), mit zwei höchst absonderlichen Kupfertafeln versehen, welche allerdings zu den frisch, frei, froh entworfenen neuen Lehrsätzen nicht übel paßten. Obgleich das Büchlein, dem es übrigens durchaus nicht an hübschen Beobachtungen und Bemerkungen mangelt, bald genug als seinem Zweck gegenüber stark verfehlt zu den Akten gewandert ist, hat sich doch

Digitized by Google

ein luftiger Legendenkranz von ihm her gebildet, von welchem noch immer Bruchstücke wiederholt werden. Mithin empfiehlt es sich, der Erscheinung eine kurze Betrachtung zu widmen. Sie ist dessen um so würdiger, als dabei auch gute Streiflichter auf William Hogarths Wesen und Denkungsart fallen.

Der Plan, sich mit Jane Thornton zu vermählen, war eben in der Reife begriffen, da setzte sich der junge Kupferstecher hin und schuf sein wohlgetroffenes „Selbstportrait mit dem Hunde". Er übergab die Abdrücke dem Handel und mußte also auf Kritik gefaßt sein, zu welcher das Bild ohnehin in mehr als einer Beziehung herausforderte. Nahmen die Einen an der ungewöhnlich kollegialen Manier Anstoß, mit der Mensch und Hund hier die Welt in die Schranken forderten, so lachte die Mehrzahl wegwerfend über den Einfall Hogarths, sich ohne Perücke zu konterfeien. An die Größe dieses Verstoßes gegen alle Lebensart würde es gerade heranreichen, wenn heut ein bekannter Mann sich im sommerlichen Seebadehabit malen und dann ausstellen lassen wollte. Aber die Fachkreise entdeckten noch etwas Tolleres. Wo man bei den konventionellen Portraits damaliger Zeit sonst das Wappen des Gemalten anbrachte, hatte Hogarth eine leere Palette hingesetzt, von welcher sich eine sanftgebogene Wellenlinie scharf abhob. Erklärend gemeint war offenbar seine Beischrift: „Die Schönheitslinie". Man verstand natürlich nicht, was das heißen sollte, kannte aber dafür den Maler selbst als einen zwar geschickten und jovialen, jedoch ungenügend gebildeten Mann, dessen Horizont bald genug endete. Damit war jetzt die Schlußfolgerung gegeben, daß Hogarth entweder düpirt worden sein oder irgend eine ästhetische Formel, die ihm über das Verständniß ging, lakonisch verballhornt haben müsse. Und so wurde er, dessen satirische Laune furchtbar und im Privatverkehr lästig werden konnte, diesmal selbst das Stichblatt eines wahren Sturmes von Hohn und Spott; es regnete Epigramme und Karikaturen. Wahrscheinlich begriff er diese Erscheinung überhaupt nicht, denn es bleibt fraglich, ob er den Formalismus der gebildeten Welt je für etwas anderes gehalten hat, als für ein sich gleichmäßig äußerndes Besserwissenwollen, das gerade zur Mode gehöre. Aber den sich hier bietenden Kampf aufzunehmen war er außer Stande: der Zeichengriffel reichte nicht hin und die Feder zu führen wagte er denn doch noch nicht. Sein Schweigen hat volle 25 Jahre, von 1728 bis 1753, gedauert und den Anschein der Verblüffung getragen.

Wer die Hogarth'schen Stiche mit Verständniß zu betrachten weiß, wird schließlich die Ueberzeugung gewinnen müssen, daß ihr Urheber nothwendig ein wirklicher und dazu ein ziemlich tiefgehender Denker gewesen ist. Das verräth auch seine „Analysis", obgleich es uns heute willkommener wäre, wenn Hogarths gewandtere Freunde Benjamin Hoadly, Morell, Townley sich auf die Korrektur beschränkt hätten, trotz der gewissen Aussicht, daß ein literarisches Monstrum zur Welt komme. Heutzutage würde es zweifellos noch viel größere Schwierigkeiten und Bedenken begegnen, wenn ein derartiges Buch zur Veröffentlichung kommen sollte, allein man würde, wenn der Entschluß durchdränge, sicher größere Achtung vor der originalen Fassung zeigen und die etwa dunklen oder gar zu ungeleckt hingeworfenen Gedanken lieber mit Erklärungen außerhalb des Textes begleiten. Und daß es so sein sollte, hat Hogarth gefühlt, als er während des Druckes mit seinen wohlwollenden und in ihrer Art hingebend geduldigen Freunden um jeden Satz marktete. Mit Hoadly's Unterstützung war es schon aus, ehe das erste Drittel der Korrekturbogen überstanden war, doch auch die Anderen machten dem Verfasser selten etwas recht und suchten ihn oft zu gängeln, bevor sie ihn völlig verstanden hatten, was allerdings oft schwer sein mochte. Sehr häufig beleidigte ihn die Entdeckung, daß die Dürftigkeit seiner Vorkenntnisse überschätzt werde — nach beiden Seiten hin begreiflich genug und eine gute Vorstellung von den inneren Hindernissen abgebend, welche dieser Herausgabe im Wege lagen. Indessen setzten die Vertreter der hergebrachten Form es durch, daß William Hogarths Erzstufen in lauter Münzstückchen ausgebracht worden sind, ohne dabei zu bedenken, daß man dieses bloß scheinbare Kourant nun erst recht zurückweisen dürfte. Béranger, dessen Wirksamkeit ohnehin vielfach an diejenige Hogarths erinnert, nannte sich gelegentlich „ein echtes Kupferstück", durch dessen Versilberung man nichts erzielen werde, als einen falschen Thaler. Das Gleichniß mag also ungefähr den Verhältnissen entsprechen, unter denen „Die Zergliederung der Schönheit" Gestalt empfing.

Vor allem zeugt das Buch für eine umfassende Fortsetzung der Beobachtungen Hogarths, welche von der Schönheitslinie ihren Anfang nahmen. Im Jahre 1728 hätte er, zur Darlegung über diese geheimnißvolle Linie genöthigt, wohl nicht allzuviel Material herbeibringen können; jetzt aber lag ein Werk vor, das sich kapitelweise über Richtigkeit, Symmetrie, Einfachheit, Verwicklung, Größe, Komposition, Linien, Vertheilung von Licht und Schatten, Stellung, Proportion, Formen und Farben verbreitete. Es gipfelt in dem Satz, daß ein Gemälde nur durch getreues Abspiegeln wirklicher Bewegung Leben gewinne, daß aber diese Bewegung zu versinnlichen nur die Wellenlinie geeignet sei; als Symbol seiner gewellten „Schönheitslinie" nennt Hogarth „eine Spirale um einen Kegelabschnitt geschlungen". Denn die Grundbewegung habe man in der Flamme zu erschauen, die, von leisem Luftstrom bewegt, nach oben in einem Kegel verlaufe. Außerdem gilt jene Wellenlinie dem Verfasser, wie schon der ihr verliehene Name besagt, als das letzte, einfachste Motiv aller Effekte, welche das menschliche Auge als Schönheit empfindet. Hierauf erbaut sich nun ein nicht besonders methodisches System, dessen Sätze gar zu oft wunderlich und gewaltsam sind, so daß sie dem Ganzen keinen sicheren Halt verleihen konnten. Wie schon bemerkt, dienten zwei Kupfertafeln, mit zusammen über 300 Zeichnungen, Abrissen und Demonstrationsskizzen angefüllt, zur Illustration, deren Verfolgung an Hand des Textes bis jetzt nicht einmal dem Kunstforscher Lohn verheißen zu haben scheint. Freilich ist die Möglichkeit keineswegs ausgeschlossen, daß man in vielleicht naher Zeit plötzlich darauf zurückgreift. Hogarth gehört nämlich unzweifelhaft zu den sorgfältigsten und glücklichsten Beobachtern, kann aber so wenig die Eindrücke kombiniren, daß seinem Buch der Begriff des Gesammteindrucks ganz fremd blieb. Folglich liegt der Werth des durchaus treffend als „Zergliederung" betitelten Werkes auch sicher in seinen Detailstudien versteckt.

Hiemit stimmt Hogarths Anordnungsweise bei seinen gewöhnlich figurenreichen Hauptbildern überein. Das Schöne ist für ihn mit dem Charakteristischen so gut wie identisch, der Zweck schon erreicht, wenn alle dargestellten Personen gewissermaßen den Raum finden, welcher zur Ausladung ihrer Eigenheiten nöthig ist. Unser streng an die allgemeine Uebersichtlichkeit bildnerisch verarbeiteten Sujets gewöhntes Auge hat immer von neuem Mühe, die schönen endlosen Einzelheiten abzulaufen, aus denen sich die allermeisten Kupferstiche Hogarths zusammensetzen. Ebenso mißlingt es, nachträglich den Totaleindruck zu fassen: er ist nicht vorhanden, sondern die Komposition gravitirt exzentrisch nach allen Richtungen, hat kein Zentrum. Nur wo der Künstler es bewußt darauf angelegt hat, den Beschauer zu packen — mit anderen Worten: wo er sich an dessen

Digitized by Google

Dasein überhaupt erinnerte — verstand er auch, die Gruppirung zu konzentriren, z. B. im „Lohn der Grausamkeit“ und im fünften Blatt der „Heirath nach der Mode“. Eine sehr unglückliche Zwitterstellung nimmt das Massenbild der Tanzgesellschaft ein, welche den Haupttheil der zweiten Platte zur „Zergliederung der Schönheit“ bildete. Vorn tanzt der (1751 verstorbene) Prinz Frederick von Wales mit einer Dame Menuett, woran sich ein Wirrwarr ungelenk walzender Paare schließt — zu lehrhaftem Zweck entworfen!

Der Cotta'sche Musenalmanach für das Jahr 1898.

Von A. K. T. Tielo.

Es sind jetzt gerade 101 Jahre verflossen, daß der erste Cotta'sche Musenalmanach in die Welt gesandt wurde. Der damalige Herausgeber war Friedrich Schiller. Wie freudig auch sein Unternehmen zu Anfang von den literarisch Gebildeten begrüßt wurde und wie köstliche Beiträge der hochangesehene Redakteur selbst lieferte — beispielsweise enthielt der sogenannte Balladenalmanach für das Jahr 1798 u. a. den „Ring des Polykrates“, den „Handschuh“, „Ritter Toggenburg“, den „Taucher“, die „Kadowessische Todtenklage“, die „Kraniche des Ibykus“, den „Gang nach dem Eisenhammer“, von Goethe's Gedichten ganz zu schweigen — mit der Wende des Jahrhunderts mußte es nach vierjährigem Bestehen von der Bildfläche verschwinden. Mitarbeiter und Abnehmer trugen zu gleichen Theilen die Mitschuld. Dem neu geschaffenen Cotta'schen Organ geht zwar nicht ein derartiger Glanz voraus wie dem alten; aber es will doch zunächst etwas bedeuten, daß Otto Braun bereits den achten Jahrgang dieser Blätter herausgeben konnte. Dann aber finden sich darin auch zumeist unsre gefeiertsten Dichter zusammen; freilich nur die alte Welt; die aufstrebende Generation war hier immer nur spärlich vertreten. Nun steht die reichhaltige und mannichfache Beisteuer, Novellen, Dramatisches und Lyrik allerdings nicht immer auf der gleichen erwünschten und erwarteten Werthstufe. Aber es muß hervorgehoben werden, daß das echte und tüchtige Gut Rauschgold und Flitterstaat überwiegt; es paradiren nicht bloß die berühmten Namen.

Welcher von den drei Prosaerzählungen des Almanachs, „Scharka“ von Max Haushofer, „Eigenes Leben“ von Ernst Muellenbach (Ernst Lenbach), „Ben Saccaria's Wunderhorn“ von J. R. Haarhaus, der Preis zuerkannt werden soll, ist schwer zu entscheiden. Jede hat einen Stein im Brett.

Haushofer hat eine abenteuerliche, recht romanhafte Geschichte ausgesponnen und geschickt manche hübsche Schilderung von Prag und seiner bergigen Umgebung hineingewoben. Ein junger Arzt, Ottmar Barth, geräth in die Netze der schönen Scharka, der Gemahlin des wahnsinnigen Grafen Rakotin; in dieser verhängnißvollen Neigung vergißt er seine Braut, um dieses Weibes willen vergreift er sich im Zorne an seinem treuen und treuherzigen Studienfreunde und Landsmann Michael Gumpold. Sein Vergehen muß er mit dem Tode büßen; der eifersüchtige Irre bemächtigt sich seiner, um den Wehrlosen in dem Keller seiner einsamen Villa verhungern zu lassen. Der kraftstrotzende Gumpold befreit den Gefangenen zwar; aber es ist zu spät: Ottmar Barth erliegt in einem Prager Spital dem nachfolgenden typhösen Fieber. Die eigentliche Unheilstifterin kommt mit ein paar dunklen Flecken am Halse, von der Hand ihres tollen Gatten, bevor sie ihn endgültig der Landesirrenanstalt übergibt, glücklich davon. Der biedere Bayer aber erbarmt sich der verlassenen tiebreizenden Hitde, und so bekommt die trübe Mär einen lichtvollen Ausgang. Die Handlung ist spannend aufgebaut; einige Lücken verursachen indessen ein kleines Kopfschütteln. Die Heldin bleibt den Lesern ein Geheimniß wie das Bild von Sais. Sie hat Rakotin aus Liebe geheirathet, am Tage nach der Hochzeit wird der vergötterte Gemahl geistesumnachtet; ja warum? Ist sie besser als ihr Ruf? Wie weit wußte sie den jungen Mediziner zu verstricken? Hat sie wirklich als eine lasterhafte Messalina zu gelten? Jedenfalls liebt sie Ottmar Barth wieder; beim Anblick des halbtodten Mannes wie beim Abschied von seinem braven Kollegen vergießt sie Thränen. Uebrigens hat der Dichter am sympathischsten und lebenswahrsten gerade diese letztere Figur ausgestattet; bayerische Kraftgestalten, ausgezeichnet durch physische und psychische Energie, hat dieser Patriot von jeher mit sichtbarem Behagen kopirt. In dem Stile merkt man hin und wieder etwas von der bekannten gespreizten Sprache der Unterhaltungsblätter, etwas von der Birchpfeifferei der begabten, aber sensationsüchtigen Wilhelmine v. Hillern. So bekommt man von jenem Kraftmenschen Seite 42 zu hören: „‚Eine Mautschelle? Mir? Dem bayerischen Michel,‘ kam es dumpfgrollend aus Gumpolds mächtiger Brust hervor“, und zwei Seiten später: „Um 6 Uhr ging er jeden Abend in die Schwimmschule und warf seinen erzfarbenen Athletenleib in die Moldau.“

Ernst Muellenbach erzählt, wie der Enkel eines hochverehrten Dichters als Hüter des Landhauses und des literarischen Nachlasses jenes Unsterblichen alle Lebensfreude einbüßt; alle seine bescheidenen Arbeiten werden nur im Hinblick auf die genialen Schöpfungen seines Großvaters gemessen und demgemäß natürlich verworfen. Erst als der junge Mensch „pietätlos“ die literarischen Schätze seines Vorfahren veräußert und sich auf die eigenen Füße stellt, ein einfacher Fabrikant, aber thätig und nützlich in der Gesellschaft wird, vermag er es zu stiller Zufriedenheit mit sich und zu vollem Vergnügen an jenen vielbewunderten Dichtungen zu bringen. Das ist schlicht und anspruchslos, fast hausbacken skizzirt worden, ohne jede falsche Großthuerei und darum liebenswürdig, wie alles, was von diesem jungen Autor stammt.

Auch das Märchen von Julius R. Haarhaus ist ohne pretiöse Schnörkel und Winkelzüge und dem Umfange nach noch kürzer als Muellenbachs Skizze ausgeführt. Einzig und allein im Vordergrunde der Ereignisse steht der paduanische Rechtsgelehrte Lucarelli. Diesem wird von dem jüdischen Arzte Ben Saccaria, den er aus den Fäusten des aufgehetzten Pöbels rettet, zum Danke ein Wunderhorn beschert; wenn er da in gefährlicher Krankheit hineinblase, werde sich bei ihm der heilende Medikus sicher einstellen. Aber nur einmal wirke der Zauber. Lucarelli erreicht in unvergleichlicher Frische trotz Pest und Vergiftung fast ein Alter von 100 Jahren; schließlich befällt ihn ein heftiges Fieber, er greift in höchster Bedrängniß zu dem Wunderhorn, er stößt mit aller Macht hinein. Die übermäßige Anstrengung aber hält die kranke Brust nicht aus, der seltsame Trompeter bricht jählings zusammen. Und so belehrt das Märchen zum Schlusse: „Der Arzt kam rasch und mit leisen Schritten. Es war der Tod.“

Von den beiden dramatischen Dichtungen des Buches bedarf nur die erste der Aufführung: „Kain“ von Heinrich Butthaupt. Sie ist für die Komposition bestimmt und mit ihren raschen, gedrängten Versen dazu wohl geeignet. Kain, von Luzifer angestiftet, sieht in der Vernichtung die Welterlösung; darum begeht er den Brudermord. Darauf schleudert der Herr seinen Fluch auf ihn herab mit den versifizirten Worten der Bibel. Steckt in dem grollenden, faustischen Helden des kleinen Schauspiels auch nicht die Größe des Byron'schen Mysteriums, so ist er doch nicht ohne Kraft und Kühnheit in seiner Bedeutung erfaßt und hingestellt worden.

Digitized by Google

Dem Dramatischen reihen sich „poetische Erzählungen, Balladen und Romanzen“ an. Das interessanteste Stück bildet unstreitig eine Poesie von Wilhelm Jordan. Der greise Poet gedenkt seiner „Laura“ in wunderbar ergreifenden und wohllautenden Versen; er träumt sich um mehr denn 70 Jahre zurück in seine Insterburger Kinderzeit, und vor ihm wandelt wieder lebendig die schöne Müllerstochter, die holde mit ihrer süßen Stimme und dem weißen Halse, den er einst im „dunkeln Drange“ kußte. Solche lebenswarmen Weisen hat man von ihm nicht mehr erhofft, und man ist angenehm überrascht. — In der „alt-alten Weide“, einer rührenden Verherrlichung der Mutter- und Kindesliebe, wird von Robert Waldmüller (Ed. Duboc) der arme Schiffsjunge Jan Hinnerk mit volksthümlicher Frische und Freude dargestellt; die Ueberschwemmung, welcher der erstarrende Bursche von seiner Alten zur rechten Zeit entrissen wird, gibt ein würdiges, eigenthümliches Seitenstück zu den wilden Wellenbildern des „braven Mannes“ und der „Johanna Sebus“ ab. Heinrich Vierordts „Abendmahl in Büsum“ wirft gleichfalls einen Blick in das Seemannsleben, aber von einer anderen Seite. Er hält nicht das grimmige Toben von Wind und Wogen fest, sondern den Frieden der sonntäglichen Idylle. In dem farbensatten Tone niederländischer Meister hat er sein prächtiges Gemälde durchgeführt. — „Römisches“ von Wilhelm Jensen zeichnet sich durch den seltenen Stimmungszauber aus, der alle Gebilde dieses Dichters durchweht; auch ein traumhafter, ebenso charakteristischer Hauch ist über das Ganze ausgebreitet. Der wenig bedeutende Stoff, un miracolo, eine kleine Mariana, die von zwei römischen Blumenverkäuferinnen dem Fremden gegenüber als leibliches Kind ausgegeben wird, ist launig angegriffen und vertieft worden. Mehr war daraus nicht zu machen. Endlich verdienen „Der geprellte Tod“ von Max Kalbeck, „Der Thor“ von Karl Wörmann, „Rosenzauber“ von Karl Stelter, „Leben und Sterben“ von Rudolf Krauß, „Parkscene“ von Albert Geiger und „König Olaf Trygwason“ von Eduard Wechßler rühmliche Erwähnung. Warum aber „Das Geheimniß der Ewigkeit. Altdeutsche (?) Legende“ von dem federfertigen Karl Landsteiner in eine langathmige Reimerei gebracht worden ist, wird kein Weiser ergründen können. Das nämliche Thema — ein Mönch, der sich im Nachsinnen über des Apostels Petrus Ausspruch: „Vor Gott sind tausend Jahre ein Tag“ aus seinem Kloster verliert und zurückkehrend einer neuen, fremden Zeit und neuen, fremden Gesichtern begegnet — dieses Thema ist von dem Frhrn. Franz v. Gaudy in den anspruchsvollen Terzinen „Ewigkeit“ und von Wolfgang Müller von Königswinter in dem kunstloseren „Mönch von Heisterbach“ bereits gediegen behandelt worden. Solch eine breite Bettetsuppe, wie der würdige Poeta laureatus Landsteiner seinen Gästen vorsetzt, sollte höchstens für den poetischen Hausbedarf aufgewärmt werden.

Am reichsten ist wiederum das Feld der „lyrischen und vermischten Gedichte“ bestellt. Es beginnt mit einigen Proben aus der nachgelassenen Lyrik des Schwaben J. G. Fischer. Das Charakteristikum, welches seine letzte Gabe „Mit achtzig Jahren“ erheischt, erstreckt sich auch auf diese Schlußsteine: sie sind gefühlsinnig und zart gehalten; aber die zarte Zeichnung verflüchtigt sich bereits, die Anschauung löst sich zu nachhaltig in Empfindung auf. „Ein Brautlied“ und „In der Nacht“ haben nicht mehr die rechte greifbare Deutlichkeit gewonnen, während „Hinab den Bach!“ und „Selige Schönheit“ noch vielfach die klare Fülle seiner Jugendpoesie aufweisen. Nach J. G. Fischer wird gewiß der „Hochzeitsgesang auf dem See“ Manchem ins Auge fallen; nämlich dem, der Hermann Linggs Produktion überhaupt mit eindringlicherem Interesse verfolgt. Seine Dichtung ist ziemlich ungleich geartet; aber selbst die Niederungen durchzieht bei ihm der edle Zug eines titanenhaften Ringens, eines Feuers, das ihn tief durchglühte, einer dämonischen Sehnsucht nach allem Großen und Starken, was die Welt und die Weltgeschichte hervorbrachte. Im allgemeinen findet man von den Literarhistorikern die Ansicht vertreten, Linggs Bedeutung wurzele allein in seinen epischen Schöpfungen, und lyrische Anthologien, welche einseitig fast immer nur den „schwarzen Tod“, dann „Pausanias und Kleonice“, „Spartakus“, „Lepanto“ und ähnliche erhabene Geschichtsbilder von düster brennendem Kolorit abdrucken, haben zu dieser halbwahren Meinung viel beigetragen. Freilich spricht sich in jenen groß angelegten historischen Balladen sein Wesen am vernehmlichsten aus; aber des verstorbenen Kritikers Rudolf Marggraff Behauptung, der Dichter kenne „den leichteren Sockengang“ (!) nicht, fällt schon durch ihren absonderlichen Wortlaut dem Reiche der unfreiwilligen Komik anheim. Es ist Hermann Lingg auch die reine, spezifische Lyrik vergönnt, wie „Nebeltag“, „Heimkehr“, „Kleines Glück“; und seine „Wilde Rose“, ganz erfüllt von dem berauschenden, schwülen Athem der Gewitternacht, wird immer zu den Perlen unsrer eigentlichen, unmittelbar nächtigen Verspoesie gezählt werden. Von dieser lyrischen Gewalt wird auch sein feierlicher „Abendfriede“, der Epilog des „Hochzeitsgesanges“, in einzelnen Partien deutlich durchklungen. — Von Hermann Lingg zu Martin Greif (d. i. Adolf Frey) hinüberzukommen, dazu gehört ein tüchtiger Sprung. Während bei Jenem die Beschreibung und Schilderung einen nicht unbeträchtlichen Raum einnimmt, muß bei Diesem von stofflichen Reizen vollkommen abgesehen werden. Er ist der geborene Stimmungslyriker; ein Poet von goethischer Natur und darum auch von ferne mit dem sinnlicheren, rosigeren und wortreicheren J. G. Fischer verwandt. Er malt sinnenden Auges mit seinen, zierlichen Strichen; nirgends weite Perspektiven, nirgends glühende Reflexe, nirgends eine leidenschaftliche Vertiefung in die letzten und finstersten Räthsel des Daseins. Was er an niedlichen Sächelchen zu Tage fördert, streift sogar manchmal hart das Triviale. Dennoch weiß er durch eine leichte Andeutung oft sehr anmuthig die Seele in der Welt und die Welt in der Seele wiederzuspiegeln. Wie eine leise Windharfe tönen seine kleinen Lieder. Darum beansprucht er ein auserwähltes, kunstverständiges Publikum von der zartesten Sensibilität. Sein duftiger „Abendfriede“, ein Gedicht von acht Zeilen, ein Kontrast zu Linggs bewegteren Strophen, ist als ein Meisterwerk dieses Genres anzusehen. — Emil Claars Poesie wird noch viel zu wenig beachtet. Wie Martin Greif steht ihm der Ton melancholischer Erinnerung und Ahnung voll zu Gebote; er wirkt freilich nicht so unmittelbar wie Jener, dafür aber bei seinem stärkeren Farben- und Formenbesitz intensiver. Immer weiß er den Rhythmus seinen Stimmungen kunstvoll anzupassen und in knappem Rahmen seine Empfindungen sprechend und ansprechend zu entfalten. Am eigensten eröffnet sich seine Begabung, wo ihn irgend eine geheimnißvolle Sphäre anlockt, daß sich vor ihm dunkle Schatten erheben und in ihm zur Melodie verdichten. „Am See“ und „Gartenbild“ — dieses läuft in denselben tiefsinnigen Gedanken aus wie das Lied „Von deinem Leben“ („Gedichte“, Berlin 1885, S. 68) — sind den erfreulichsten Erscheinungen des Almanachs beizuordnen. — Die sieben „Lieder von der Riviera“ stechen zunächst durch ihre besondere Form hervor; je zwei Verse sind durch die überaus selten angewandten Kettenreime verbunden. Aber auch der Inhalt gefällt mit der farbensatten Wiederstrahlung der italienischen Landschaft; man genieße die erste und letzte Strophe des sechsten Liedes.

1. „Abends von Nachtigallen
Schallen die Gärten ringsum —

Unter der Vigne Bäumen
Träumen zwei Liebende stumm.

4. Schattend umzittert die Vigne,
Pinie, dein Laubgewand —
Weich ist der Abend — und lüstern
Flüstern die Wasser am Strand."

Die formale Vollendung ist nicht minder bei den Sonetten Otto Brauns anzuerkennen; Heinrich Welti in seiner „Geschichte des Sonettes in der deutschen Dichtung" (Leipzig 1884) führt Seite 231 diesen Dichter mit Recht unter unsern vorzüglichsten Sonettisten auf. Die hier veröffentlichten Proben bringen in schöner Einfachheit die kräftigen Lebensempfindungen eines alten Mannes zum Ausdruck, der sich das Herz im Sturm und Drang des Lebens offen erhielt, und der nach wie vor dem Frühling fröhlich entgegenschaut und seine Heimath in ungetrübter Liebe umfaßt. „Ich bitte schön": nicht lange möge ihn der Tod leiden lassen, sondern ihm sanft aufs Auge den kühlenden Finger legen. — Wenn „Vergeltung" nicht von Ernst Eckstein unterzeichnet wäre, so würde der Kenner seiner schönfärbenden Muse doch unschwer den Autor herausspüren. Seine holdseligen Geliebten scheinen nicht die Person, sondern immer nur die auffallend klangvollen Namen zu wechseln; sie heißen Valeska, Laura, Viola, Hadwiga, Ghismonda, Isolde, Lucinde. In diesem Falle wird Lucindens Antlitz mit den gehäuften Attributen „licht, fromm, heiter, märchenhaft" gepriesen, es wird als ein „rosenrothes Madonnenantlitz" mit „lilienreinem, mondfarb'nem Haar" vergöttert. Die Valeska, Laura u. s. w. sehen aber ganz geradeso aus, und in „goldner Liebesstunde" küssen auch sie „Flammenküsse". Die leidenschaftlichen Reminiscenzen des Eifersüchtigen enden, wie zu erwarten, mit einem schneidenden Klagelaute: „Erinn'rung hat die Liebe mir gemordet ..." — und nicht Jedermann wird bei diesem Gedichte beschauliche Einkehr halten mögen. Dagegen hat eine Unbekannte, Anna Ritter, in der heißen Liebessehnsucht nach dem verblichenen Geliebten ebenso berückend sinnliche wie melodische Töne angeschlagen; Strophe 2 und 3 ihres Poems lauten:

„Wach auf, mein Lieb! Willst du den Lenz verschlafen
Und seine Pracht?
Der kleine Vogel, den du liebst vor allen,
Singt jede Nacht!
Weiß ist mein Arm und meine Lippen brennen ...
Der Ampel Licht
Blitzt wie ein Sternlein durch das Kammerfenster —
Du siehst es nicht."

Auch Albert Geigers „Ellernglück" und „Es duftet warm der Ginster" sind von herzlicher Sinnlichkeit und freundlichem Naturgefühl durchdrungen; das erste Gedicht strömt voll und hell seine Liebe zu der jungen, genesenen Gattin und Mutter seines Kindes aus. Es gebührt ihm ein Ehrenplatz in der Sammlung. Daneben kommt dem „Advent" von Robert Haaß nicht bloß wegen der metrisch glänzenden Rundung, Ernst Muellenbachs schwermüligen „Kleinen Geistern," Adolf Sterns phantasievoller Huldigung „Zu Franz Schuberts hundertstem Geburtstag", Heinrich Bulthaupts „Krankenbesuch" durch die stolze Königin, Frau Welt, und dem zweiten, weniger manirierten Waldsee-Gedicht von Max Kieseweller achtungsvolle Würdigung zu. Aus der stattlichen Schaar der übrigen Lyrika mag noch namhaft gemacht werden: „Auf der Höhe des Jahres" von Richard Weitbrecht, „An einen jungen Freund" von Frieda Port, „Nachmittagsruhe" von Irene von Schellander, „Waldesgruß" von Max Kalbeck, „Traumzauber" von Adolf Berl, „Das Kleine" von Georg Ebers, „Aegina" von Martin Beerel.

Der Cotta'sche Musen-Almanach gewährt zum Schlusse wie gewöhnlich ein paar Spruchdichtungen, und wie gewöhnlich schießt dabei Ludwig Fulda den Vogel ab. Dieser witzige, epigrammatisch scharf blickende Geist kommt in der Kunst, in ein paar Zeilen aus der Anschauung direkt eine zündende, pikante Pointe abzuleiten, vielleicht Paul Heyse am nächsten.

Ueber den Studienplan für Mediziner.

Eine Erwiderung.[1])

Unter diesem Titel verficht der anonym gebliebene Verfasser die Anschauung, daß Physik, Zoologie und Botanik dem Mediziner als Wahlfächer freigestellt, d. h. aus dem Studienplan gestrichen werden sollten; hiedurch sollten die klinischen Studien schon im dritten Semester beginnen können, und indem dann das annus practicus auf das neunte und zehnte Semester fiele, ließe sich auf diese Weise die beabsichtigte Verlängerung der Studien vermeiden.

Wir können dem Verfasser in diesen Punkten nicht beistimmen. Um unsern Standpunkt klarzulegen, müssen wir die einzelnen Ausführungen auch einzeln behandeln.

Theilweise richtig ist es ja, daß Abschnitte der sogenannten vorbereitenden Fächer in späteren Vorlesungen nochmals behandelt werden, aber, wir wiederholen es, nur theilweise.

Der stud. med. kommt direkt vom Gymnasium, wo er zwar „πρόφασιν μέν" Physik gelernt hat; „τὸ δ' ἀληθές" beschränkte sie sich aber hauptsächlich auf Statik und Dynamik, und der Hauptwerth wird auf die mathematische Behandlung gelegt.

Wenn daher alles, was der Mediziner von Optik, Akustik ꝛc. weiß, sich auf das beschränken würde, was er in der Physiologie lernt, wenn überhaupt die ganze Kenntniß der Physik sich auf die physiologische Physik beschränken sollte, so wäre dies ein großer Fehler! Die Physik bietet für den Arzt so vieles, was er wissen muß — z. B. Elektrizitätslehre — daß sie nicht vom Studienplan abgesetzt werden kann. Wohl aber ließen sich die Vorlesungen über dieses Fach als „Physik für Mediziner" in einem Semester erledigen.

Ebensowenig entbehrlich sind Zoologie und Botanik. Allein diese beiden ließen sich ebenso wie die Physik „für Mediziner" als einsemestriges Kolleg vereinen, wie sie auch in der Prüfung zu einer Note zusammengefaßt sind.

Warum diese Fächer nicht entbehrt werden können, ist leicht zu erklären. Jenes Verfassers Ansicht ist, daß der Mediziner einseitig als Mediziner ausgebildet werden solle, und das ist eben der Punkt, der seine Vorschläge von vornherein als verfehlt erscheinen läßt. Die naturwissenschaftlichen Vorlesungen haben einmal die Bestimmung, zu der allgemeinen Bildung des künftigen Arztes beizutragen, und zweitens, das ist die Hauptsache, lernt er hiebei die Methode und die Grundsätze wissenschaftlicher Forschung und wissenschaftlichen Denkens kennen, und hiedurch wird eine nicht zu missende Grundlage für die ferneren Studien gelegt.

Im ersten Jahre schon Physiologie als Lehrgegenstand einzuführen, verbietet sich schon deßhalb, weil nur derjenige den Vorträgen in diesem Fach zu folgen vermag, der schon physikalische, chemische und anatomische Kenntnisse und infolgedessen die nöthige Schulung im Denken besitzt. — Wie sollte z. B. ein Student, der noch keine Kenntniß der Chemie hat, die Physiologie der Ernährung verstehen? Wenn auch in diesen Vorlesungen auf die vorbereitenden Fächer zurückgegriffen wird, so kann derjenige gerade die hier erfolgenden kurzen wiederholenden Bemerkungen z. B. über Optik nie verstehen, der nicht schon vorher dieselben durchgearbeitet hat.

Nachdem aber auch in unsern Vorschlägen der Lehrstoff gekürzt ist, erübrigt noch zu sagen, daß wir die hiedurch freiwerdende Zeit 1. für ein obligatorisches chemisches Praktikum, 2. für obligatorisches Kolleg über topographische Anatomie, 3. für genaueres Präpariren verwendet sehen möchten.

Aus äußeren Gründen kann nur im Winter präparirt werden — im Sommer dienen die Leichen zu den Operationskursen — so daß auch dies ein Hinderniß für Durchführung

[1]) S. Beilage Nr. 244.

Digitized by Google

der Vorschläge Verfassers ist. Das praktische Jahr obligatorisch zu machen, dürfte unsres Erachtens nicht nöthig sein; denn jeder Arzt hat, wenn er nicht angewiesen ist, sofort in die Praxis zu gehen, das Streben, eine Assistentenstelle zu erhalten. Daher wäre die Errichtung bezahlter Assistentenstellen an allen dazu geeigneten Krankenhäusern zu erstreben, um so den absolvirten Medizinern Gelegenheit zu geben, ohne Kosten ihre Ausbildung zu vollenden. Wer davon keinen Gebrauch macht, nun, der lernt auch im erzwungenen praktischen Jahr nichts, da die Hauptsache fehlt: das Streben und das Pflichtgefühl.

Dr. Schuh.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Zu dem Aufsatz über Joh. Joachim Becher in Nr. 251 der Beilage erhalten wir folgende Zuschrift: „Auch hier finden wir die Beschuldigung gegen Joh. Joachim Becher wiederholt, derselbe habe ‚allem Anschein nach mit Wissen sein Geburtsjahr unrichtig angegeben,' indem er im Jahre 1635 in Speyer geboren sein wolle, in der That aber wohl um ein Jahrzehnt älter sei. Um diese beeinträchtigende, der Wahrheitsliebe Bechers abträgliche und in Wirklichkeit irrige Unterstellung aus der Welt schaffen zu helfen, machte ich darauf aufmerksam, daß schon im Jahre 1891 in den „Mittheilungen des Historischen Vereins der Pfalz", Bd. XV, 165, von Georg Beethold in seiner Studie über Becher der Nachweis geführt wurde, daß J. J. Becher sich keineswegs aus Eitelkeit um 10 Jahre jünger ausgegeben habe, sondern daß er thatsächlich im Jahre 1635 geboren ist. Dieser Nachweis stützt sich auf den Eintrag in dem noch heute als Fasz. Nr. 120 im Speyerer Stadtarchive erhaltenen ältesten Taufbuch der ehemaligen lutherischen Predigerkirche in Speyer. Danach wurde dem — im Januar 1643 verstorbenen — Pfarrer Joachim Becher und seiner Frau Anna Margaretha, geb. Gans, am 6./16. Mai 1635 ein Sohn Johann Joachim — das ist der hier in Rede stehende spätere Dr. J. J. Becher — getauft. Und da, wie ich in meiner Abhandlung über „Die ältesten Taufbücher der Reichsstadt Speyer" im „Pfälzischen Museum", XIII. Jahrg., Nr. 2, vom 1. April 1896 (S. 9—11) dargethan habe, im protestantischen Speyer des 17. Jahrhunderts die Frist, welche die Eltern zwischen der Geburt und Taufe eines Kindes verstreichen ließen, in der Regel 2 Tage betrug, so läßt sich als das Geburtsdatum Dr. J. J. Bechers mit aller Wahrscheinlichkeit der 4. Mai (alten Stils), bezw. 14. Mai (neuen Stils), des mit aller Bestimmtheit als Geburtsjahr feststehenden Jahres 1635 angeben.

Speyer, 7. Nov. 1897. J. Mayerhofer.

Gottsched und die deutsche Literatur seiner Zeit. Von Dr. Gustav Waniek. (Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1897.) — Gottsched hat bis in die Mitte unsres Jahrhunderts schwer unrunter zu leiden gehabt, daß sich an ihn, den dichterisch vollständig Unbegabten, unmittelbar die reichste Blüthe unsrer Literatur anschloß und daß sich diese Entwicklung im bewußten Gegensatz zu ihm vollzog. Das hatte Urtheil Lessings bildete den Ausgangspunkt für alle Betrachtungen, die sich an Gottscheds Namen knüpften, und man erblickte in diesem nur den aufgeblasenen Hahlkopf und lächerlichen Pedanten. Man übersah, daß Lessing einerseits noch zu mächtig von der Bewegung ergriffen war und daß er zweifens zu viel von Gottscheds Art — nur in unendlich verfeinerter Weise — an sich trug, um seinen Vorgänger unbefangen beurtheilen zu können. Gottsched hatte die Bühne, um sie im Verein mit den Neubers von dem ungeheuerlichsten Schmutze zu reinigen, auf französische Regelmäßigkeit verwiesen. Das war für seine Zeit ein großes Werk; nur vergaß er, daß er nur die allgemeinste Form geschaffen hatte, in die erst neuer, nationaler Inhalt gegossen werden mußte, sollte sich die deutsche Literatur auf die Höhe der anderer Völker erheben. Die durch Shakespeare's — des stammverwandten Dichters! — Feuerathem in Fluß gebrachte Masse sprengte jedoch die enge und zerbrechliche Form der drei Einheiten; Gottsched sah darin nicht eine natürliche Weiterentwicklung, sondern einen Rückfall in die alte Barbarei — er kennzeichnete 1741 den Julius Cäsar als „elende Haupt- und Staatsaction". Aber betrachten wie die Sache vom menschlichen Standpunkte: Größere als Gottsched haben es ebensowenig verstanden, die Tragweite der Anregungen zu beurtheilen, die gegeben zu haben ihr größtes Verdienst ist; sie glaubten, die Entwicklung würde bei dem Punkte abbrechen, bis zu dem sie das Werk gefördert hatten, und befehdeten nun in grimmiger Weise die, welche, wenn auch nicht dem Buchstaben, so dem Geiste nach ihre wirklichen Jünger und Nachfolger waren. — Neben die ältere Arbeit von Danzel, die zuerst (1848) einen veränderten Standpunkt gegenüber Gottsched einnahm, sowie die neueren von Bernays, Breitmair, Crüger u. s. w. ist nun das obengenannte Werk getreten, das zum erstenmale in umfassender Weise das ganze weitschichtige und sehr wenig geisterfrischende Material vom Standpunkt strenger, wissenschaftlicher Kritik aus behandelt. Vieles, was bisher vereinzelt stand, ist in seinen geschichtlichen Zusammenhang gerückt und dadurch dem Verständniß erst erschlossen worden. Mit bewunderungswürdiger Darstellungskunst hat der Verfasser seinem Werke eine Form gegeben, die den Leser trotz der verwirrenden Fülle von Einzelheiten in dem umfangreichen Buche doch nie das Gefühl der sicheren Führung vermissen läßt. Alles in Allem glauben wir, daß die Forschung über Gottsched nun auf absehbare Zeit ihren Abschluß gefunden hat, und wenn Waniek auch keine neuen Gesichtspunkte aufstellt, so hat er doch das Verdienst, für die einzelnen in Betracht kommenden Momente den urkundlichen Beweis in der lückenlosesten Weise beigebracht und so dem Urtheil über Gottsched und viele seiner Zeitgenossen eine feste Grundlage gegeben zu haben.

Paul Seliger (Leipzig).

bm. Mein Weitleben oder Wie es dem Waldbuben bei den Stadtleutn erging. Von Peter Rosegger. Mit dem Bildniß des Verfassers. (Leipzig, L. Waadmann, 1898. Erstes bis drittes Tausend.) — Man liest Rosegger, weil man ihn liebt und man liebt ihn, weil man ihn liest. Dieses unnöthigen Zirkels wurde ich gewahr, als ich die Kapitel dieser die Mannesjahre Roseggers umfassenden Selbstbiographie wieder an mir vorüberziehen ließ. Vereinzelt hatte ich sie in den letzten Jahrgängen des „Heimgarten" gesehen, manche der besten dann und wann auch im Feuilleton der Allg. Ztg. wiederholt gefunden — nun wirkten sie abermals als ein Ganzes, Geschlossenes, Neues auf mich. Eingangs grüßt uns ein Bildniß von Roseggers Vater in ganzer Figur. Vor nicht gar zu langer Zeit hinweggegangen, dem Freunde des Dichters aus der „Waldheimath", „Hinzpeters Gabriel" und zumal aus dem Dialektgedicht „Mei Voda" bekannt, findet der merkwürdige Mann als „der Erste und der Letzte von der Waldheimath" hier einen Nachruf, den ich gern mit Carlyle's Erinnerungen an seine Vorfahren zusammen nenne. Roseggers Vater, der als Achtziger starb, war ein Herzens-, kein Lippenfrommer, einer der Stillen im Lande, ein Grübler der sanften, in sich gekehrten Art, ein Sandeeting aus den Alpen, von dem unser Volkspoet sagt, daß „der Sohn zum Vater als Gegensatz und zugleich als Einheit steht." Und wie den Vater, malt Rosegger treu und launig, wahrhaftig und ohne Selbstgefälligkeit seine erste und seine zweite Frau, seine Kinder, Jugendfreunde und Jugendlehrer, Kunstgenossen und — seine Verleger (Heckenast und Staadmann), seinen Grazer und Wiener Bekanntenkreis, in dem insbesondere das Porträt des zeither leider gleichfalls geschiedenen Kunsthistorikers Hubert Janitschek geistvoll und herzenswarm gemuthet. Belangreich sind ein paar Selbstporträts: die Eindrücke und Selbstprüfung um 50. Geburtstag 1893; die Eindrücke von den Vorlese-Reisen; die Begegnungen mit Brahms, Carmen Sylva, Kronprinz Rudolf. Ungemein fröhlich sind auch die Auseinandersetzungen mit seinen „lieben Feinden": den Klerikalen, den kritiklosen Judenhetzern und den nicht minder kritiklosen Judenfanatikern: die — heute belustigende, in den Anfechtungen des Tages dagegen höchst verdrießliche — Leidensgeschichte eines selbständigen Geistes, der etliche Jahre von den Antisemiten als „Jüdling" geächtet, dann wieder in den Zeiten der Heine-Hetze wegen seines vollkommen gerechtfertigten Abscheues gegen den Preßterrorismus als Antisemit verrufen wurde. „Ich, der Unmensch stand ganz abseits und ergötzte mich an dem Spiele, wie ich zuerst über Nacht zum Jüdling und dann wieder über Nacht zum Judenfresser gemacht wurde — eins so unschuldig wie das Andere. Und wenn Einer, der mich, den kleinen Rosegger, etwa ebensowenig kennt, wie ich den großen Heine, nun fragen sollte, wer ich denn also eigentlich wäre, wenn nicht Philo- oder Antisemit. Dem die ergebene Antwort: Ich, bin ich. Das ist wenig. Den Gegnern aber scheint es — um Einen zu viel gewesen zu sein." Begreiflicherweise. Denn dieser Eine wird mit all seinen Gegnern fertig. Er entwaffnet Jedermann durch sieghaften Humor, gesunden Bauernverstand und zähen Künstlerfleiß.

G. Ein wiedergefundener Raphael. Wie es scheint, wurde ein seit langem verloren gegangener Raphael, die „Madonna dei Pozzo", wiedergefunden. Ein gewisser Franco de Amicis bemerkte bei einem Spaziergang in der Kalverstraat in Amsterdam

Digitized by Google

in der Auslage eines Antiquitätenhändlers ein in ganz schlechtem Zustande befindliches Gemälde und kaufte es. Bald nachher fand er auf der Bibliothek, als er in einer Sammlung alter Stiche blätterte, einen mit seinem Gemälde buchaus identischen Stich vom Jahre 1709, der die Madonna del Pozzo darstellt. Diese Schöpfung Raphaels, besagt der beigegebene Text, fand sich zu Aix-en-Provence in der Sammlung des Boyer d'Agulles. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war dieselbe verkauft worden und das Gemälde seitdem verschollen. Zwar besteht zwischen dem Bilde des de Amicis und dem Stiche ein kleiner Unterschied: auf dem Stiche umhüllt ein Schleier die Beine des Jesuskindes, während sie auf dem Gemälde ganz nackt sind; aber es ist nicht ausgeschlossen, daß der Kupferstecher diese Aenderung eigenmächtig vorgenommen hat. De Amicis setzte, so berichtet das „Journal des Débats", seine Forschungen fort und entdeckte in den Uffizien in Florenz ein dem Francibigio zugeschriebenes Gemälde, das in Bezug auf den Gegenstand mit dem seinigen identisch ist, aber hinsichtlich der Ausführung viel tiefer steht, so daß er es lediglich für eine Kopie hält. Auch will de Amicis auf seinem Gemälde Spuren der Signatur Sanzius und des Datums MDIIII gefunden haben und hegt keinen Zweifel an der Echtheit seines Funces.

A. F. In der Novembersitzung des Berliner Bezirksvereins deutscher Ingenieure hielt He. Ingenieur C. Glebelee einen interessanten Vortrag über die antike Hochquellenleitung von Pergamon. Dem geübten Auge des Vortragenden, welcher vor etwa Jahresfrist als Begleiter von Prof. Conze sich in Pergamon aufgehalten hat, ist es gelungen, annähernd den ganzen Lauf dieser vor mehr als 2000 Jahren angelegten Wasserleitung zu bestimmen und ihre Spuren, obwohl größtentheils nahezu verwischt und nur zum kleinen Theil wohlerhalten, zu genau festzustellen, daß er am 8. Juli d. J. der kgl. Akademie der Wissenschaften mit seinem Bericht den rekonstruirten Lageplan dieser höchst merkwürdigen Leitung überreichen konnte. Demnach kam die zumeist unterirdisch geführte Leitung von einem den Burgberg von Pergamon fast überhöhenden Punkt im nahen Gebirg und überstieg mehrere niedrigere Bergrücken, deren Terrainstellung sich anpassend. Abweichend von der schiefen Ebene von gleichbleibender Neigung, auf der die Römer, unbekannt mit dem Gesetz der kommunizirenden Röhren, meilenweit Wasser vom Gebirge nach der Ebene führten, liegt der Wasserleitung von Pergamon der Gedanke zu Grunde, daß das von einem erhabenen Punkt herabströmende Wasser durch seine Schwere bis zu einem anderen hochgelegenen Punkt hinaufdrücken müsse, vorausgesetzt, daß er den Ausgangspunkt nicht überhöhe. Das war praktisch die Anwendung des Gesetzes der kommunizirenden Röhren, merkwürdig nur, daß die alten Baumeister nicht die weiteren Schlüsse zogen und dies fernen Jahrhunderten überlassen haben. Wie beschaffen die Röhren waren, deren sich die pergamenischen Ingenieure bedienten, dafür können nur Vermuthungen ausgesprochen werden, die indessen wohl das Richtige treffen dürften, wenn aus dem Fehlen jeder Spur von diesen Röhren, während andere Theile der Leitung aus Stein oder Thon sich in Menge vorfinden, geschlossen wird, daß sie aus kostbarem Material, wahrscheinlich aus Bronze bestanden, welche spätere barbarische Eroberer als Kanonenmetall besser zu verwerthen wußten. Der Vortragende denkt sich, daß diese 16 cm weiten zylindrischen Röhren, die mit nichts einem Flansch oder einer Muffe ähnlichem versehen waren, glatte Ränder besaßen und mit den Rändern einfach zusammengestoßen wurden, worauf man die Stöße mit einem hydraulischen Kitt verdichtete. Spuren eines kalkhaltigen Kitts finden sich mehrfach in der Rinne der Wasserleitung. Die paarig einander gegenüberstehenden, rechts und links der Rinne im Zuge der Leitung sich vorfindenden Hausteine hält der Vortragende für die Sicherung der Stellen, wo zwei Röhren zusammenstießen und verkittet waren. Daß die Technik der Alten im Bronzeguß schon so weit entwickelt war, um solche Röhren zu gießen, glaubt der Vortragende durch den Hinweis auf das wahrscheinlich viel ältere, 5½ m lange Bruchstück der bekannten bronzenen Säule zu erweisen, welche die Bürger von Platää nach dem großen Siege über die Perser (479 v. Chr.) als Weihgeschenk für Apollon stifteten und die Türken später nach Konstantinopel entführten, wo sie auf dem Augusteionplatze nahe der Hagia Sophia noch heute steht und mit ihren drei ineinandergewundenen Schlangen als ein Meisterstück antiker Bronzegießerei viel bewundert wird.

* **Heidelberg.** Professor Curtius in Bonn erhielt einen Ruf an die hiesige Universität als Nachfolger des verstorbenen Chemikers Viktor Meyer.

* **Breslau.** Dem Oberbibliothekar an der hiesigen königlichen und Universitätsbibliothek, Dr. Karl de Boor, ist das Prädikat „Professor" beigelegt worden.

* **Greifswald.** Der ordentliche Professor in der juristischen Fakultät Geh. Justizrath Dr. Haeberlin, der im 84. Lebensjahre steht, ist auf seinen Wunsch von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, entbunden worden.

* **Aus Rußland.** Die Frage der Errichtung eines Polytechnikums in Odessa unterliegt soeben der Entscheidung des Ministeriums des Innern. Der „Now. Wr." zufolge sind das Finanzministerium und das Ministerium der Volksaufklärung für die Eröffnung des Polytechnikums. Die Odessa'sche Duma hat 200,000 Rubel für den Bau des Technikums ausgeworfen. Ebenso wird die Einrichtung von technischen Hochschulen in Warschau und Kiew jetzt in den Ministerien erörtert und, wie man glaubt, demnächst entschieden werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Gustav Weck: Unsre Lieblinge. Ein Liederbuch für Väter und Mütter. 2. Aufl. Leipzig, Th. Knauer 1897. — Otto Julius Bierbaum: Stilpe. Ein Roman aus der Froschperspective. Berlin, Schuster u. Löffler 1897. — G. W. Geßmann: Katechismus der Psychographie. Berlin, K. Siegismund 1897. — Edmondo de Amicis: Herz. Ein Buch für die Jugend. Uebers. v. Raimund Wülfer. Basel, A. Geering 1897. — J. Heimselsen: Kleine Erzählungen. Zürich u. Leipzig, Steens litterarisches Bulletin der Schweiz 1897. — Dr. Heinrich Lhotzky: Leben und Wahrheit. Realistische Gedanken aus der Bibel. Leipzig, J. C. Hinrichs 1897. — Emma Mueschall: Blauglöckchen. Eine Kindergeschichte aus unsrer Zeit. Frei nach dem Englischen von Emmy v. Feilitzsch. Basel, A. Geering 1898. — Alfred Rittee v. Meneth: Johann Frhr. v. Wessenberg. 2 Bände. Wien u. Leipzig, Wilhelm Braumüller 1898. — Otto Berndt: Die Zahl im Kriege. Statistische Zahlen aus der neueren Kriegsgeschichte. Wien, G. Freytag u. Berndt 1897. — Albert v. Majersky: Eine Frühlingsfahrt durch Italien nach Tunis, Algerien und Paris. Mit 4 chromolithographischen u. 15 Crayontafeln, 22 Vollbildern u. 12 Textabbildungen. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. — Dr. L. Graetz: Kurzer Abriß der Elektricität. Mit 143 Abbildungen. Stuttgart, J. Engelhorn 1897. — Freies deutsches Hochstift zu Frankfurt a. M. Berichte. Neue Folge. 13. Band. Heft 3 und 4: Lehrgänge im Winterhalbjahr 1897/98 und Bestimmungen über den Eintritt. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. — Dr. Georg Neumann: Commentar zu den Civilproceßgesetzen vom 1. Aug. 1895. 5. Lfg. Wien, Manz'sche Hofbuchhandlung 1897. — Dr. Paul Hammerschlag: Das Gesetz vom 9. März 1897 über die Effektenumsatzsteuer. Ebd. — Dr. Gideon Spicker: Der Kampf zweier Weltanschauungen. Eine Kritik der alten und neuesten Philosophie mit Einschluß der christlichen Offenbarung. Stuttgart, Fr. Frommann 1898. — Dr. Eduard Fechner: John Locke. Ein Bild aus den geistigen Kämpfen Englands im 17. Jahrhundert. Ebd. — Richard Haupt: Die Domkirche zu Schleswig. Schleswig 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Deutsche Nähmaschinen

bester Qualitäten,

ausgestattet mit allen neuesten Erfindungen. Vollkommener Mechanismus, rasches Nähen, elegante Ausstattung, bescheidene Preise.

Keine Erhöhung bei Theilzahlung.

Kataloge und Versandt franko.

Reellste Bedienung.

Chr. N. Schad, München,

Hoflieferant, (13968)

Perusastrasse 11 ✻ Kaulbachstrasse 9.

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 10. November. Nummer 254.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ueber Kartelle und Kartellgesetzgebung. Von Wilhelm Berdrow. — William Hogarth. II. Von Kurt Niebuhr. — Nochmals die Sprachforschung unter Anklage. Von Hermann Wunderlich. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ueber Kartelle und Kartellgesetzgebung. [1])

Von Wilhelm Berdrow.

Kartelle in Oesterreich.

Im Jahre 1878 schrieb die Kaiser Franz-Joseph-Bahn eine Schienenbestellung von 6000 Tonnen aus. Bei der damaligen schlechten Lage der österreichischen Schienenwalzwerke, die in der Zeit der Eisenbahngründungen für 120,000 Tonnen Jahresproduktion eingerichtet waren und jetzt kaum die Hälfte an Bestellungen erhielten, war es für jedes einzelne dieser Walzwerke von Wichtigkeit, die verhältnißmäßig bedeutende Bestellung zu erlangen. In der schlimmsten Lage befand sich eines dieser Werke, welches nur für die Schienenfabrikation eingerichtet war und vor der Nothwendigkeit stand, Konkurs zu machen, wenn es nicht mindestens 10,000 Tonnen im Jahre erzeugen konnte. Der Direktor desselben gab also — der letzte Preis war 9 fl. pro Doppelzentner gewesen — eine Offerte von 8 fl. ab, die denkbar niedrigste, die überhaupt gemacht werden konnte. Er wollte die Bestellung unter allen Umständen erlangen und sein Preis war in der That der niedrigste gewesen — aber er bekam sie trotzdem nicht. Am Tage der Vergebung sagte ihm der Generaldirektor der Kaiser Franz-Joseph-Bahn: „Sie sind zwar der Billigste, da aber zwei andere Werke bereit sind, auf Ihren Preis herunterzugehen, so bekommt ein Jeder 2000 Tonnen zum Preise von 8 fl. pro 100 kg." Alle Vorstellungen waren vergebens. Das Bureau der Eisenbahn verlassend, stieß der Getäuschte auf die Direktoren jener beiden Werke, welche auf denselben Preis herabgegangen waren und ihm zwei Drittel der Bestellung entrissen hatten. Infolge mehrjähriger Konkurrenzkämpfe waren auch die persönlichen Beziehungen der Herren unfreundliche geworden, aber diesmal reichten sie sich die Hände: das Schienenkartell, das erste in Oesterreich und der Vorläufer so vieler anderen, war geboren.

Das ist die typische Entstehung eines Kartells aus Noth, wie sie von einem der Betheiligten selbst erzählt wurde.

Was in den 19 Jahren, die seitdem verflossen sind, das Kartellwesen in Oesterreich für Wege eingeschlagen hat, welcher Erfolge es sich rühmen kann, mag die neueste Phase desselben zwar indirekt, aber um so deutlicher beleuchten. Ich meine das im vergangenen Sommer dem Abgeordnetenhause vorgelegte Gesetz über die staatliche Beaufsichtigung von Kartellen. Berührt auch dasselbe nach seiner ersten Fassung nur einige bestimmte Gattungen von Unternehmerverbänden, so ist es doch nicht unmöglich, daß ihm im Laufe der Verhandlungen schließlich ein noch allgemeinerer Charakter aufgeprägt werden wird. Einstweilen geht seine Entstehung und sein beabsichtigter Wirkungskreis aus dem ersten Paragraphen des Gesetzvorschlages deutlich hervor: Verbinden sich selbständige Unternehmer zu dem Zweck, um durch solidarisches Vorgehen, insbesondere durch einverständliche Beschränkung oder Beseitigung des freien Wettbewerbs auf die Produktions-, Preis- oder Absatzverhältnisse solcher Verbrauchsgegenstände bestimmend einzuwirken, die, wie Zucker, Branntwein oder Bier, Mineralöl, Salz, einer indirekten Abgabe unterliegen, so sind solche Unternehmerverbände der Aufsicht des Staates nach diesem Gesetz unterworfen. Dieselbe Staatsaufsicht besteht bei Vereinbarungen zwischen zwei oder mehreren derartigen inländischen Kartellen, sowie bei Vereinbarungen von solchen Kartellen des Inlandes mit ähnlichen Verbänden des Auslandes.

In der Form, wie dieses Kartellgesetz dem Abgeordnetenhause im Herbst zum zweitenmale vorgelegt wurde, enthält es einen wichtigen Zusatz in Gestalt eines Kartellregisters, welches alle in der Verfolgung des neuen Gesetzes vorkommenden Anzeigen, Entscheidungen u. dgl. sammeln und der Oeffentlichkeit zugänglich machen soll. In der Motivirung dieses Zusatzes heißt es u. a.: Aus zahlreichen Stimmen der Oeffentlichkeit konnte die Regierung das Verlangen nach Veröffentlichung der Kartellvereinbarungen entnehmen. In der That läßt sich auch der Wunsch, die Kartelle möchten aus dem Dunkel, in das sie sich bisher in der Regel gehüllt haben, in die Oeffentlichkeit treten, als ganz berechtigt anerkennen, weil die Bevölkerung, die an den Abmachungen der Kartelle in so hohem Grade interessirt ist, wohl einen Anspruch darauf hat, deren Inhalt kennen zu lernen. Die Regierung hofft, daß sich gerade im Lichte der Oeffentlichkeit die Meinungen über die Kartelle klären werden und eine Scheidung zwischen erlaubten Kartellen und solchen, die gegen die öffentliche Moral verstoßen, auch im öffentlichen Bewußtsein eintreten wird.

Ist diese Gesetzvorlage durch ihre bloße Thatsache ein Beweis für die in Oesterreich gegen die Kartellwirthschaft herrschende Stimmung, so sprechen sich die daran anknüpfenden Stimmen der österreichischen Presse darüber noch deutlicher aus. Es wird der Regierung hoch angerechnet, daß sie sich als die erste in Europa entschlossen hat, einer gesetzlichen Regelung des Kartellwesens nahe zu treten. Im „Handelsmuseum" wird von offenbar bestunterrichteter Seite über diese Frage geschrieben: „Etwas anderes ist es, ob ein Kartell nur ökonomische, der wirthschaftlichen Lage entsprechende Gewinne machen oder normal eintretende Verluste vermeiden will, oder ob es die Beherrschung des Marktes anstrebt, um eine monopolistische Preispolitik zu treiben, die Konjunktur zu fälschen und übermäßige Gewinne zu erzielen. Man kann die Kartelle eintheilen in solche, die die aus dem freien Wettbewerb entstehenden unwirthschaftlichen Verhältnisse (als Ueberproduktion, Schleuderkonkurrenz, zu weitgehende Unterbietungen bei der Uebernahme von Aufträgen, übermäßige Kosten der Reklame u. dgl.)

[1]) Vergl. Beilage Nr. 218 u. 229 d. J.

und deren Folgeübel (Kapitalsverluste der Unternehmungen, Absatzstockungen, Herabdrückung von Arbeitslöhnen, Arbeiterentlassungen ꝛc.) auf wirthschaftliche zurückzuführen streben, und in solche, die eine faktische Monopolstellung zu dem Zweck anstreben, um der wirthschaftlichen Sachlage nicht entsprechende übermäßige Gewinne und übermäßige Preise zu erzielen oder um die Gütererzeugung in unwirthschaftlicher Weise einzuschränken. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Kartelle der ersten Art nützlich und sogar der Förderung werth sind, ebensowenig ist aber auf der andern Seite über die Gemeinschädlichkeit der zweiten Art von Kartellen ein Zweifel möglich."

So zutreffend diese Bemerkungen im allgemeinen sind, so scheint sich mir hier doch eine andere Erwägung aufzudrängen, die für die Frage über Werth und Unwerth der Kartelle noch von größerer Wichtigkeit, und über deren Zutreffen ein Zweifel ebensowenig möglich ist. Jene oben gezogene Scheidegrenze zwischen nützlichen und schädlichen Kartellen, so unverwischbar sie auf den ersten Blick erscheint, entspringt doch mehr theoretischen Erwägungen als thatsächlichen Verhältnissen. Es wird wenig Unternehmerverbände geben, die ihre Entstehung nicht einer Nothlage verdanken. Bei allen oder nahezu allen wird der Wunsch, unerträgliche, durch Konkurrenz, Unterbietungen und Ueberproduktion entstandene Verhältnisse zu bessern, den gerechtfertigten und wirthschaftlich wie moralisch unanfechtbaren Anlaß zum Zusammenschluß gegeben haben, aber es ist eine nur zu alte, nur zu menschliche Wahrheit: Der Appetit kommt mit dem Essen. Die Noth gebiert die Kartelle, die Kartelle das Monopol, das Monopol — wenn nicht ganz unantastbare, gegen jeden nur zu naheliegenden Gedanken leicht erlangbarer Vortheile gefestigte Charaktere es beherrschen — die Ausbeutung. So möchte denn, anstatt der Unterscheidung der Kartelle nach dem Zweck, diejenige nach ihren Folgen für die Nothwendigkeit des Einschreitens maßgebender sein.

Auch die österreichische Regierung wird im Grunde genommen nicht anders verfahren, und man darf ihre Gründe beim Einschreiten gegen die Kartelle nicht in zu hohen Regionen suchen. Diejenige Gattung von Unternehmerverbänden, welche schon der erste Gesetzentwurf aus der Gesammtheit herausgriff, um sie zum Gegenstand gesetzlicher Einschränkung zu machen, verräth den für die Regierung entscheidenden Punkt deutlich genug. Es sind die Kartelle in solchen Verbrauchsgegenständen, die „einer mit der industriellen Produktion in enger Verbindung stehenden indirekten Abgabe unterliegen". Mit anderen Worten, es sind die Objekte der indirekten Besteuerung für die man fürchtet, und die man im Staatsinteresse vor Preiserhöhungen bewahren muß. Solange Publikum und Unternehmerthum sich nur gegenseitig in den Haaren liegen, mag die Sache gehen, wie sie will, aber der Staat darf nicht leiden. Man erinnert sich ein wenig an Herrn Spazzo, den Kämmerer, im Ekkehard: „Landesherrlichen Rechten soll durch gewinnsüchtiges Unternehmerthum kein Abbruch geschehen." Nicht allein das Zuckerkartell, sondern auch andere Monopole beginnen, durch Preiserhöhungen und Produktionseinschränkung auf den Konsum der Massen schädlich einzuwirken und damit die Erträge der Verbrauchssteuern zu vermindern. Daher wenigstens zum großen Theil das energische Vorgehen einer Regierung, die sich bisher gerade nicht durch drakonische Strenge gegen Uebergründungsfieber und Profitsucht ausgezeichnet hat. Uebrigens gehen die Forderungen der Bevölkerung den Kartellen gegenüber noch weiter, wie der Antrag Bacak u. G. im Abgeordnetenhause beweist, dessen erster Grundsatz lautet: Alle Kartellverbindungen überhaupt sind der staatlichen oder Landesaufsicht zu unterziehen, die wirthschaftlich schädlichen Kartelle sind hintanzuhalten, ihre event. Begründung durch Strafbestimmungen zu treffen. — Wie sehr sich auch die ungarische Regierung bereits mit der Erwägung gesetzlicher Maßnahmen gegen die Kartelle beschäftigt, zeigt folgende, in einem Zirkular an die Handels- und Gewerbekammern des Landes enthaltene Umfrage: Welche Wirkungen hatten erfahrungsmäßig bei uns solche Kartelle? Ist eine legislative Regelung derselben nothwendig? Ist in dem event. zu schaffenden Gesetze auszusprechen, daß eine jede kartellgemäße Vereinbarung mit den gesammten Detailverfügungen der zu diesem Behufe zu bestimmenden Behörde anzuzeigen ist? Soll es der Behörde freistehen, die Details der Vereinbarungen zu prüfen und die Ausführung des Kartells dem Ergebniß der Untersuchung gemäß zu verbieten? Soll event. den Behörden zu diesem Behufe ein Fachkollegium zur Seite gegeben werden, und welche wirthschaftlichen Faktoren sollen in demselben vertreten sein?

Man sieht, zur Aufklärung und zur Vorbereitung gesetzlicher Maßnahmen gegen die Monopolwirthschaft geschieht in Oesterreich genug. Man läßt sich die Feststellung der Grenze, jenseits deren die schädliche Wirkung der Kartelle beginnt, in hohem Maße angelegen sein. Eine andere Frage ist die nach den Maßregeln selbst, welche alsdann zur Einschränkung des als schädlich Erkannten zu ergreifen sind. Einfache Kartelloerbote haben sich noch nie, gleichviel wo sie versucht wurden, einer besonderen Wirkung zu erfreuen gehabt. Die Natur der meisten Unternehmerverbände ist zu lose und dehnbar, als daß sie sich dem einfachen Anzeige- und Verbotsystem, wie es auch die österreichische Regierung anwenden zu wollen scheint, nicht entziehen könnten. Die Regierung betrachtet es als einen Vorzug ihrer Methode, die schwierigen Kartellfragen möglichst elastisch und gleichsam individuell behandeln zu können, wie weit aber diejenige Exekutivgewalt, welche der Gesetzentwurf anordnet, imstande sein wird, die Schäden des Kartellwesens wirklich zu verhindern, muß ganz und gar abgewartet werden. Diejenige Stelle, an welcher die Kartelle am sichersten, ja an welcher sie vielleicht einzig und allein zu fassen sind, wird immer der Preis ihrer Produkte bleiben; ob es sich aber ermöglichen lassen wird, diesen, wenn er die durch den Umfang des Konsums und die Herstellungskosten gerechtfertigte Höhe überschreitet, auf gesetzmäßigem Wege zu reduziren, scheint doch mehr als zweifelhaft. Ein städtischer Verwaltungskörper kann wohl die Inhaber eines Verkehrsmonopols, wenn er sich dazu das nöthige Aufsichts- und Mitbestimmungsrecht bei Zeiten gesichert hat, durch Tariferniedrigung oder Erhöhung der Abgaben an der wucherischen Ausbeutung ihrer Gerechtsame verhindern, daß aber dem Staate jemals ein ähnliches Eingreifen in die Wirksamkeit der Industrie zugestanden werden wird, ist kaum zu erwarten. Die kanadische Regierung versucht diese größte Schwierigkeit der Kartellgesetzgebung durch ihren jüngsten Zolltarif auf die einfachste Weise zu lösen: wenn Trusts oder Kartelle den Konsumenten unerlaubt ausbeuten, so kann die Regierung einfach den Zoll auf die betreffenden Artikel herabsetzen oder aufheben und so dem inländischen Monopol gegenüber die ausländische Konkurrenz ausspielen. Das ist für zollgeschützte Industrien vielleicht kein übler Ausweg; wo diese Vorbedingung fehlt, wird man freilich wiederum einen anderen suchen müssen.

William Hogarth.

Von Karl Riebuhr.

II.

Mit ganz anderen Empfindungen dürfen wir aber, nachdem die lästigen Vorhöfe passirt sind, ohne welche es leider keinen Zutritt zu Hogarth dem Sittenschilderer gibt,

die Zeitbilder und Volksscenen aus Old-England betrachten, wie es namentlich in seinen unteren und mittleren Schichten vor 1764 arbeitete und feierte, sich schlug und vertrug. Viel Roheit und noch mehr Ungebundenheit zeichnet diese Generation aus; sie war nicht einmal die schlimmste, denn ihre Väter und Mütter hatten es dem Nachwuchs darin weit zuvorgethan. Erst sehr allmählich und, genau betrachtet, sehr oberflächlich, darum auch heuchlerisch übertreibend, kam dann gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Reaktion zur Herrschaft; die englische Prüderie wurde sprichwörtlich. William Hogarth hingegen, der echte Sohn seiner Zeit, verleugnet das massive Behagen gerade an Stoffen mit bedenklicher Wendung nicht im geringsten. Boten sie doch stets am ehesten Gelegenheit, sein humoristisches Talent leuchten zu lassen. Die beiden Blätter „Zuvor — Hernach" (Before and After) gehen gerade so weit, daß ihre Schilderung als der Feder entrückt zu betrachten ist, aber sie gehören dabei entschieden unter seine glücklichsten Leistungen von wunderbar scharfer Charakteristik. Am großartigsten aber wirken die „Fahrenden Komödiantinnen beim Ankleiden in der Scheune" (Strolling Actresses dressing in a Barn). Auch hier fehlen, wie fast selbstverständlich, die paradiesischen Züge nicht, besonders eine in der Wandlung zur Diana begriffene Heroine im Mittelpunkt des prächtigen Durcheinanders steht recht schutzlos da, während hoch oben auf dem Balken die Götterwagen, Drachen und andere Komparsen eines Olympierstückes thronen. Das Original dieses bei weitem gelungensten Werkes von Hogarth ist 1874 einem Brande zum Opfer gefallen, und es berührt seltsam, wenn man gewahrt, daß im Vordergrund durch die Nachlässigkeit des Völkchens eben ein Brand im Entstehen begriffen ist, so daß ein tumultuarisches Ende der Scene mit Sicherheit erwartet werden darf. Mit dem prophetischen Vorgefühl ist es also ein eigen Ding.

Eine noch so nothdürftige Beschreibung nun der Hauptarbeiten des Künstlers, von denen jede ein Bilderbuch für sich ist, würde wieder ein Buch erfordern; die den Hogarthschen Stichen allein gewidmete Erklärungsliteratur beweist das zur Genüge. Es muß daher wohl oder übel an dieser Stelle mit der größten Einschränkung verfahren werden. Zur Serie der populären Schilderungen gehört noch die „Moderne Mitternachtsunterhaltung", nach Lichtenbergs Worten eine geistvolle Darstellung einer Gesellschaft, die sich bis zu einem beträchtlichen Grad von Geistlosigkeit herabgetrunken hat. Es sind ziemlich sicher lauter Portraits von Hogarths Zeitgenossen. Später sah er sich nämlich veranlaßt, dem Unwillen der Bloßgestellten durch eine poetische Abwehr zu begegnen, die mit den Versen begann:

Wer meint, es sei auf Aehnlichkeit gezielt,
Dem sag', daß sie der Suff, nicht die Person erhielt.

Eine Reihe von vier köstlichen Londoner Straßenscenen, Morgen, Mittag, Abend und Nacht betitelt, schließt sich hier an; sie enthalten trotz erkennbarer Uebertreibungen eine Fülle kulturgeschichtlich werthvoller Züge; selbst die Moden sind genau die des Jahres 1738, in welchem der Cyklus entworfen ist. Bei dieser Gelegenheit muß gleich bemerkt werden, daß zwischen Anfang und Vollendung, zuweilen noch zwischen Vollendung und Herausgabe der meisten Werke Hogarths oft lange Zeit verstrich. Im letzten Jahrzehnt seines Lebens hat er mit Bedacht sich darauf verlegt, angefangene Platten aus früheren Jahren fertigzustellen, — daß seine Originalität der Auffassung zu erlahmen begonnen hatte, bewiesen dann bald seine politischen Karikaturen.

Berühmt haben ihn die sechs, wieder eine Reihe bildenden und 1732 erschienenen Blätter gemacht, welche das Leben einer liederlichen Person (The Harlot's Progress) behandeln. Vermuthlich trug auch diesmal der Umstand, daß Hogarth darin einige berüchtigte Londoner Seelenverkäufer an den Pranger stellte, viel zum Erfolge bei. Die Anordnung der Scenenfolge steht jedoch weit zurück hinter derjenigen im „Lebensweg des Verschwenders" (The Rake's Progress), 1735 in acht Stichen herausgegeben. Schon das erste Bild, den Erbschaftsantritt des Helden nach dem Ableben seines schmutzig geizigen Vaters veranschaulichend, enthält die feinsten Züge von Ironie und unbeirrter Weltkenntniß. Hier und in der 1745 erschienenen „Heirath à la mode" ist auch die Stufenfolge besser geglückt. Das Elend, welches eine Geldheirath, diesmal der Tochter des reichen Citykaufmanns mit einem zukünftigen Pair, im Gefolge führen kann, wenn beide Gatten nichts taugen, ist mit dramatischer Kraft vorgeführt. Während die Serien Hogarths sonst gegen den Schluß hin abfallen, endet die der Modeheirath in geschickter Steigerung mit einem auch technisch vollendeten Stich. Eine Aussicht durch das offene Zimmerfenster auf das alte, bald hernach verschwundene Themse-Viertel von London fällt dabei dem Beschauer sofort ins Auge und prägt sich für immer ein; ihr Zauber ist kaum definirbar, aber gewaltig.

Haben alle diese gezeichneten Schauspiele einen deutlich moralisirenden Hintergrund, von welchem sich auch die Hogarth so eigenthümlichen Episoden lockerer Art noch mit Vortheil abheben, so tritt bei dem längsten dieser Werke „Beflissenheit und Müßiggang" (Industry and Idleness, 12 Tafeln) die Moral ins Proscenium vor und kommandirt die lebenden Bilder gleichsam persönlich. Es ist gar zu gut gemeint und artet daher in Plumpheit aus. Der fromme Lehrbursche, welcher nie am Webstuhl schlief, brav zur Kirche ging, während der böse Faulpelz draußen auf einem Sargmonument mit anderen Buben Würfel spielte, heirathet, wie in Gustav Freytags geistesverwandtem „Soll und Haben", schließlich die Tochter seines Prinzipals, wird also Associé, sodann Sheriff, in welcher Eigenschaft er den schrecklich gesunkenen Müßigen zum Galgen verurtheilen muß, und zum Schluß Lordmayor von London. Nebenher wird die absteigende Laufbahn des schwarzen Schafes möglichst grell geschildert, ohne daß man auf beiden Seiten das Warum und Wie der jedesmaligen Fortentwicklung erführe. Nur die Gerichtsscene bringt Hogarths Seelenmalerei und zugleich seinen treffenden Humor zur vollen Geltung, während das Gedränge des Volkes, um die Hinrichtung zu sehen, sogar grobe Verzeichnungen zuwege bringt. Wilhelm Buschs „Max und Moritz" haben die junge Welt wohl ebensowenig gebessert, als Hogarths „Beflissenheit und Müßiggang", aber sie ungleich mehr erbaut. Einem edleren Zweck dienen die „Vier Stationen der Grausamkeit", welche besonders die Thierquälerei bekämpfen, sie als Vorschule des Menschenmordes hinstellend. Die Bemühungen, bei der Katastrophe und der, physisch betrachtet, übrigens unmöglichen Vergeltung an dem Schinder und Mörder recht im Gräßlichen zu wühlen, bringt aber durchaus nicht den beabsichtigten Effekt hervor. Hogarth besaß als Mensch sicher nur wenig Taktgefühl, und dieser Mangel übertrug sich leicht auf den schaffenden Künstler, sobald er bei seiner Arbeit lebhaft von menschlichen Empfindungen beeinflußt war.

Das erweist sich am schlagendsten auf jedem Blatt von William Hogarths politischen Satiren, zu denen ich jetzt mit dem Bewußtsein übergehe, daß noch eine wohlgefüllte Mappe in Kupfer gestochener Miscellen, die zum Theil vorzüglich ausgefallen sind, dadurch ohne weiteres in Verstoß kommt. Nennung verdienen aber nur das ohnehin bekannt gebliebene Bildniß Garricks als Richard III., der Hahnenkampf, eine Reihe werthvoller Modekupfer, sowie die Pendants „Das Biergäßchen" und „Die Schnapsgasse", welche letzteren ohne Bedenken als vollgültige Proben des Hogarthschen Stils zu bezeichnen sind. Sie enthalten dessen Vor-

züge, ohne den Eindruck von Renommirstücken zu machen. Alle übrigen Blätter bedürften für Jeden, welcher sich um das England unter den beiden ersten Georgen nicht eingehend gekümmert hat, ausgedehnter Vorbemerkungen, die zu machen natürlich nur Sinn haben könnte, wenn die Abbildung selbst sie begleitet. Von den auf politische Verhältnisse gemünzten Kupferstichen entstammt der früheste dem Jahre 1745 und stellt den damaligen Ausmarsch der englischen Truppen nach Finchley dar, der ersten Nachtrast auf dem Wege gegen das rebellische Schottland. So karikirt die Situation auch wiedergegeben sein mag, läßt sie uns doch eine Vorstellung von dem Zustande der britischen Landarmee gewinnen. Nachdem König Georg es ziemlich brüsk abgelehnt hatte, die Widmung dieses größten und zugleich figurenreichsten Stiches, den Hogarth je geschaffen, anzunehmen, übersandte der Maler ihn dem großen Friedrich, „king of Prusia“ (ein vielbelachter orthographischer Schnitzer statt Prussia, Preußen). Er empfing eine gnädige Antwort nebst einer goldenen Tabatière voller Dukaten. Dann erschienen einige Bilder, welche die Franzosen bitter verhöhnen; sie sind vom Haß wegen des Abenteuers zu Calais diktirt und nicht gerade ersten Ranges.

Der ältere Pitt war 1761 aus dem Ministerium geschieden und hatte Lord Bute Platz gemacht, welcher vor allen Dingen England den Frieden zu verschaffen suchte. Allein die Anhänger von Pitts Politik, unter denen sich der berühmte John Wilkes, Churchill und Lord Temple hervorthaten, schwiegen keineswegs, fanden heftige Erwiderungen und entfachten bald einen Guerillakrieg der Broschüren, Artikel und Zerrbilder. Als Bute, sehr gegen seine Neigung, 1762 von neuem Spanien den Krieg erklären mußte, stieg die innere Fehde dermaßen, daß Hogarth die Lust anwandelte, sich ebenfalls geltend zu machen. Er kündigte also eine Reihe von zeitgemäßen Karikaturen an. Noch ehe das erste Blatt fertig war, erfuhr Wilkes, daß er selbst nebst Pitt, Temple und Churchill darin mitgenommen werde, und drohte dem Künstler für diesen Fall mit offenen Feindseligkeiten. Hogarth entfernte Wilkes' Gesicht, ließ aber den Stich als „Die Zeiten Nr. 1“ erscheinen. Pitt ist auf dem sehr verworrenen und überladenen Bilde als Brandstifter dargestellt, wobei er von mehreren Leuten indirekt unterstützt wird, u. dgl. m. Der erwartete Beifall blieb aus, nicht aber Wilkes' Entgegnung, die im Verein mit Churchills boshaften Versen den Künstler auch als solchen herabsetzten und dem Spott auslieferten. Tödlich verletzt, hielt Hogarth die zweite Nummer der „Zeiten“, welche der Vollendung schon nahe gewesen sein muß, definitiv zurück, nahm aber eine Rache, wie sie nur seinem Talente möglich war. John Wilkes, dessen Popularität als Verfechter der Volksrechte immer höher stieg, ist von abschreckender Häßlichkeit gewesen; er wußte das selbst recht wohl und hat es bis an sein Ende strikt vermieden, sich portraitiren zu lassen. Da machte sich William Hogarth am 22. Mai 1763, als Wilkes in London eine öffentliche Ovation empfing, sein unübertreffliches Physiognomie-Gedächtniß zunutze und entwarf gleich nach der Heimkehr ein vom Haß freilich bitter karikirtes, aber dennoch wohlgetroffenes Bildniß, das einzige des Mannes. Man ersah zwar die böse Absicht und belachte oder tadelte sie je nach der Parteistellung, aber Wilkes' Anhänger begnügten sich auch mit diesem Erzeugniß, das ungemein stark gekauft wurde, schwerlich zur Freude des hinterrücks Abgezeichneten. Im allgemeinen blieb jedoch Hogarths Niederlage auf der politischen Arena besiegelt und der mannichfache Aerger untergrub schnell genug sein Leben. „Die Zeiten Nr. 2“, ein ebenso wunderliches und von Anspielungen erdrücktes Kompositum wie Nr. 1, kamen erst nach dem Tode seiner Gattin ans Licht.

Ein Selfmade-Man im vollen Wortsinn, hat es Hogarth zeitlebens verschmäht, die großen Vorbilder in der Kunst anzubeten. Er glaubte ihnen nichts zu verdanken — was im gewissen Sinne richtig war — und für einen heuchlerischen Kultus oder das gewohnheitsmäßige Nachschwatzen der schon damals üblichen enthusiastischen Urtheile zu gut zu fein. Hierin lag nothwendig eine Kriegserklärung an die „connoisseurs“, die regelrechten Kunstkenner. Zwischen Hogarth und diesen Leuten, welche ihre eigene Wichtigkeit zu allen Zeiten überschätzt haben, flogen denn auch die spitzigen Pfeile hin und her. Er erkannte indessen, daß er vermuthlich mit den alten Meistern bei deren Lebtagen in Güte ausgekommen sein würde, und daß nur ihre nachgeborenen Priester an der gegenseitigen Unduldsamkeit die Schuld trügen: eine echt Hogarth'sche, naturwüchsige Ansicht, die aber, wie so oft, mehr als zur Hälfte ganz tristig war. In diesem Sinne schrieb er einst an seine kluge Freundin Mrs. Piozzi: „Die Kunstschwätzer und ich sind bekanntlich auf dem Kriegspfade gegeneinander. Ich habe sie so sehr auf dem Strich, daß sie sich ernstlich einbilden, ich müsse Tizians Feind sein.“

Ganz besonders verdrießlich war ihm die Holländerei der englischen Kupferstecher, die herrschende Nachahmung der Rembrandt'schen Manier; wir werden uns dabei der Beobachtung nicht verschließen können, daß eine lose, aber unleugbar vorhandene Verwandtschaft zwischen den Kupfern Rembrandts und Hogarths zu dieser Absage des auf seine Selbständigkeit stets eifersüchtigen Briten viel beitrug. Nach einem Anlaufe, der ihn selbst nicht befriedigte und daher erst in seinem Nachlaß bekannt wurde, brachte er als Hauptschlag den in der That urdrolligen Stich „Paulus vor Felix“ auf den Markt, welcher die Unterschrift: „Gezeichnet in Rembrandts lächerlicher Manier“ trägt. Ungeschickte Freunde haben später diesen direkten Angriff zu verwischen und umzulenken gesucht, die Gegner behaupten, noch alberner, es sei hier im Grunde genommen nur ein Pasquill des Künstlers auf sich selbst explodirt. Hogarth jedoch hat, sowohl damals wie heute noch, die Lacher vollkommen auf seiner Seite, und darin besteht eben auf diesem Felde der Siegerpreis. Der Stoff ist aus der Apostelgeschichte entnommen und zeigt St. Paulus vor dem Landpfleger Felix seine Vertheidigung führend. Gar nicht übel war der Einfall, dem Redner „mit holländischer Treue“ den Typus eines wandernden jüdischen Hausirers zu verleihen, der, von paulinisch kleiner Gestalt, auf einer Fußbank stehend, spricht, wobei er seine Argumente talmudisch-methodisch an den Fingern herzählt. Sein Schutzengel, ein riesiger, fetter Bauernjunge mit Flügeln, ist dabei, auf dem Fußboden sitzend, eingeschlafen und hält mechanisch die beiden Füße des Bänkchens an der einen Schmalseite fest, während seine derben Beine sich längs der rechten und linken Langseite breit hinstrecken. So bleibt also ein unbewachter Zugang zu der dem Engel abgekehrten schmalen Seite übrig, und die hat ein wunderkleines Teufelchen wahrgenommen. Es brachte vorsorglich eine Säge mit und wird eifrig arbeitend nach wenigen Sekunden den einen Fuß der Bank durchschnitten haben, so daß also ein arger Scenenwechsel bevorsteht. Die sonstigen Personen, Gruppen und Staffagen, welchen der niederländische Küchenraum und die ewigen Windmühlen draußen nicht fehlen, gäben zu mindestens einem Dutzend ähnlicher Detailbetrachtungen Anlaß; die Bösartigkeit Hogarths erweist sich da namentlich an einer Bildsäule der Justitia und an der üblen Situation des Landpflegers, welche näher zu beschreiben aber nicht wohlgethan erscheint.

Wilkes' Bildniß war dann die letzte Arbeit dieses lustigen Zeichners, bei welcher noch Spuren seines einst glänzenden und saftigen Humors zu finden sind, obwohl

hier der nackte Grimm bereits vorherrscht. Schon im Frühjahr 1764 fühlte Hogarth, daß er bald Abschied vom Leben nehmen müsse und schuf in solch melancholischer Stimmung seine letzte Arbeit, „Finis“ betitelt. Eine sehr unbeholfene und daher traurig stimmende Allegorie für Hogarths Freunde, zeigt der Stich den alten Chronos auf den Trümmern der „Welt“ sitzend, indem er seine Tabakspfeife nach dem letzten Zuge zerbricht. Ein sinkendes Schiff — bei ruhigstem Wasser —, verfallende Gebäude, eine zerbrochene Palette, am Himmel Phaeton vom Sonnenwagen stürzend, rund um den Zeitgott allerlei ausgedienter oder zerstörter Krimskrams: das dient, von einer kühlen, unbewegtlichen Luftstimmung umflossen, zur Vorführung des Weltendes. Die ziemlich konfuse Unterschrift „Bathos, or the manner of sinking in sublime paintings“, also: Die Tiefe, oder die Art, bei erhabenen Gemälden zu sinken, verstärkt lediglich den Eindruck, daß William Hogarths künstlerische Agonie schon ihrem Abschlusse zueilt. Mit diesem armen Werkchen, welches die Katastrophe der Schöpfung andeuten sollte, aber mit einem unvollkommenen Häuflein zerbrochenen Spielzeugs vorlieb nehmen mußte, schied der Meister zugleich vom Leben. Sein Feind Churchill verfehlte nicht, die „Dankbarkeit des alten Hogarth“ ironisch zu preisen, vermöge deren er jetzt das Chaos als rechten Erben anerkannt habe.

Es liegt für uns kein Grund vor, dem unfreundlichen Urtheil beizupflichten. Unter den bedeutenden Menschen, die durch eigene Charakterstärke und Lebensenergie sich einen Platz bei der Mitwelt und den späteren Geschlechtern errangen, kann William Hogarth nicht vergessen werden. So lange die Hauptlehren, welche uns sein Griffel übermittelte, noch immer als brennende Fragen des wirklichen Lebens zu betrachten sind, bleibt auch sein Ruhm frisch, seinen Schöpfungen die Anerkennung gewahrt.

Nochmals die Sprachforschung unter Anklage.

„Die Sprachforschung unter Anklage,“ so hat Professor Kluge in Freiburg einen Angriff betitelt, den er in der „Beilage“ vom 30. Oktober gegen mich erhob. Einige wenige Sätze aus einem längeren Aufsatze, der einem bestimmt abgegrenzten Kreise von Lesern gewidmet war, werden hier an die Oeffentlichkeit gezogen und außerhalb ihres Zusammenhanges verurtheilt. Es hätte philologischen Gepflogenheiten entsprochen, den Aufsatz wenigstens beim Namen zu nennen und Ort und Gelegenheit der Veröffentlichung anzugeben. Dann wäre auch die Täuschung weggefallen, in die die Leser der Beilage eingewiegt werden. „Die deutsche Philologie und das deutsche Volksthum“, diese Gegenüberstellung hatte ich gewählt, um dem Leserkreise der „Neuen Jahrbücher für das klassische Alterthum, Geschichte und deutsche Literatur“ (1, 54 ff.) Bericht zu erstatten über die Bewegungen, die sich auf meinem Fachgebiete abspielen. Der größere Theil des Aufsatzes ist dem Gedanken gewidmet, daß der Ertrag wissenschaftlicher Arbeitsepochen auch unter dem Gesichtspunkte gemessen werden dürfe, ob die Allgemeinheit davon Nutzen trage oder nicht. Diesen Maßstab hatte ich ausdrücklich als einen Werthmesser unter vielen anderen bezeichnet, für die deutsche Philologie hatte ich ihn als besonders naheliegend, durch die Entwicklungsgeschichte der Wissenschaft, wie durch die Absichten ihrer Begründer gegeben, vorgeführt. Auf die sprachwissenschaftliche Richtung, zu deren Anwalt sich Kluge hier aufwirft, mußte ich selbstverständlich zu sprechen kommen, wenn ich mein Thema bis zur Gegenwart durchführen wollte. Wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten, und es war nicht meine Schuld, wenn die Schattenseite der besprochenen Richtung vielleicht meinem Thema zugekehrt war. Jedenfalls aber beruht das, was Kluge vorbringt, auf einer vollkommenen Verkennung des Wortlautes meiner Ausführungen. Ich lasse daher die Stelle, in der ich auf die wissenschaftliche Thätigkeit der neueren Richtung eingehe, im Wortlaute folgen. Nachdem ich Wilhelm Scherer gewürdigt hatte, fuhr ich fort (S. 63):

„Inzwischen war — vorwiegend im Lager seiner Gegner — eine neue Macht emporgewachsen, die unter den Anregungen, die sie einzelnen Theilen der deutschen Philologie brachte, doch auch die Gefahr barg, daß der Zusammenhang der Theile untereinander zerrissen werde. Die Linguistik auf Grund einer neuen Methode innerhalb der vergleichenden Sprachforschung drohte die Philologie selbst ganz in den Hintergrund zu schieben. Um so ernster wurde diese Gefahr für die deutsche Philologie, als sich ihr bei der ablehnenden Haltung der klassischen Philologie die ganze Anregungsfähigkeit fast ungetheilt zuwandte. Es hat den Anschein, als ob diese Gefahr heute schon überwunden sei, als ob die deutsche Philologie sich wieder auf sich selbst besinne und sich erinnere, daß sie zwar allerdings ein Grenzgebiet mit der vergleichenden Sprachwissenschaft theile, daß sie aber mit anderen Grenzgebieten auch an andere Wissenschaften stoße. Immerhin aber ist diese rückläufige Bewegung erst in ihrem Anfang, und neben all den Errungenschaften, die wir der vergleichenden Sprachwissenschaft zu danken haben, leiden wir doch auch an manchen Schäden, die die jüngst erlebte Verrückung der Grenzlinien über uns gebracht hat.

Es wird sich am Schlusse unsrer Darstellung zeigen lassen, bis zu welchem Grade der Umfang der deutschen Philologie im letzten Jahrzehnt sich verengert hat. Die Fühlung mit der mittelalterlichen Geschichte und mit der deutschen Rechtskunde ging an mehr als einem Orte ganz verloren, indeß der berufene Vertreter der Germanistik sich ausschließlich auf das Studium der Sprache warf. Aber auch dieses Studium der Sprache selbst ging schweren Beeinträchtigungen entgegen. Die vergleichende Sprachwissenschaft kann die Einzelsprache niemals in ihrem vollen Umfang und mit allen ihren Rechtsansprüchen zur Geltung kommen lassen, sie zieht immer nur Einzelheiten, Theile zur Betrachtung heran. Und diese Einzelheiten reißt sie gerade aus dem Zusammenhang heraus, in welchem sie thatsächlich dargeboten werden, um einen anderen Zusammenhang zu gewinnen, den die Hypothese erst konstruirt. Die Gefahr der Konstruktion an Stelle der sorgsamen Beobachtung der Thatsachen liegt der vergleichenden Sprachwissenschaft um so näher, je mehr der Kreis der angezogenen Sprachen sich erweitert und je weniger der Einzelne imstande ist, diesen Kreis in allen Theilen erschöpfend zu durchdringen. Daher sind in neuerer Zeit gerade unter den Vertretern der vergleichenden Sprachwissenschaft Bedenken geltend gemacht worden gegen entsprechende Erscheinungen auf ihrem eigenen Gebiete.“

Man sieht, es war mir von vornherein darum zu thun, aus der Bewegung, in der wir noch heute stehen, das persönliche Moment auszuscheiden und nur die großen Züge zu kennzeichnen. Darum habe ich auch auf beiden Seiten nach Möglichkeit vermieden, die Namen der Lebenden zu nennen. Ich habe Weinhold nicht an der Stelle aufgeführt, wo dessen Verdienste um die deutsche Volkskunde sonst hätten hervorgehoben werden müssen. Ebenso darf ich aber auch den Vorwurf von mir abweisen, als ob ich die wissenschaftlichen Leistungen der Männer in Frage gezogen hätte, die Kluge als die Häupter der neueren sprachwissenschaftlichen Richtung kennzeichnet. Nichts berechtigt zu einer solchen Annahme; es wäre zudem gegenüber von Paul geradezu ein Widersinn gewesen, da dieser hauptsächlich auf dem Gebiete der neueren deutschen Grammatik schöpferisch thätig ist.

Digitized by Google

Es war überhaupt nicht eine Frage der Arbeitstheilung in der deutschen Philologie, die ich anschnitt, sondern die Frage hatte ich erhoben, wie kommt der Arbeitsertrag dieser Wissenschaft den Bedürfnissen unsres Volkes entgegen? Dieser einen Frage gegenüber treten alle Persönlichkeiten und Privatneigungen in den Hintergrund, und es zeugt nicht von viel Verständniß für den Ernst der Gegenwart, daß Kluge aus alledem nur einen Anlaß zu Privatstreitigkeiten herausgelesen hat.

Der deutsche Gelehrte ist nicht bloß ein Arbeiter auf dem freien Felde der Forschung, sondern insofern er aus der Wissenschaft einen Beruf macht, tritt er auch in die engeren Grenzlinien ein, die das Amt um ihn zieht. Das persönliche Urtheil, das ein Forscher über die Arbeitsleistungen Anderer fällt, kann innerhalb dieser Grenzlinien reale Bedeutung gewinnen, aus der bloßen Meinungsverschiedenheit wird eine Machtfrage. Und hier liegen allerdings Thatsachen vor, die beweisen, daß auch große Forscher über die Leistungen Anderer sich täuschen können. Solche Irrthümer, wenn sie innerhalb einer bestimmten Richtung als Gemeingut auftreten, wachsen sich zu einer Gefahr aus, die nicht bloß den Einzelnen in seinem guten Rechte bedroht, sondern die auch der Gesammtheit am Marke zehrt.

Diese letztere Gefahr entspringt aus dem Lehramte des deutschen Gelehrten, dem die Heranbildung der künftigen Erzieher des Volkes anvertraut ist. Wenn nun ein Mann wie Kluge öffentlich ausspricht, der nationale Gehalt des Heliands, des Nibelungenliedes gehöre nicht auf den Katheder, sondern vor die Kriegervereine, wer will da noch irgendwelche Beweise von mir fordern für meine Behauptungen? Wo bleibt der Aufgabenkreis der Philologie bei solch einer Einseitigkeit des Sprachforschers? Wo bleibt das Bewußtsein von den Pflichten, die einem Nachfolger der Uhland und Grimm obliegen?

Solche Anschauungen — ich muß das hervorheben — hatte ich übrigens bei Kluge gar nicht gesucht, und ich möchte sie ihm auch jetzt noch nicht gerne zutrauen. Aber vorhanden sind sie. Einen Punkt, an dem sie greifbar hervortreten, hat Kluge selbst in seinen Schlußworten so grimmig gekennzeichnet, wie ich es nicht vermöchte. Hier freilich wäre es unabweisbare Pflicht gewesen, die Frontveränderung, die diesen Absatz vollzieht, auch für das größere Publikum kenntlich zu machen.

Heidelberg, 4. Nov. 1897.

Hermann Wunderlich.

Mittheilungen und Nachrichten.

β. Vorträge und Abhandlungen von Heinrich v. Sybel. Mit einer biographischen Einleitung von C. Varrentrapp (dritter Band der „Historischen Bibliothek", herausgegeben von der Redaktion der Historischen Zeitschrift), München und Leipzig, R. Oldenbourg 1897. — Ein feines Buch, auch seiner ganzen äußeren Ausstattung nach, bietet uns hiemit die bewährte Verlagsbuchhandlung dar. Wenn nachträgliche Sammlungen von hie und da zerstreuten Abhandlungen und bei der oder jener Gelegenheit gehaltenen Vorträgen hinsichtlich ihrer literarischen Berechtigung oft durchaus begründetem Mißtrauen begegnen, so sind sie unzweifelhaft bei Männern von der Bedeutung eines Sybel oder eines Treitschke geradezu als die Erfüllung einer Pflicht gegenüber der Nation zu betrachten. Besonders wenn sie mit der weisen Reife zusammengestellt werden, die bei der vorliegenden obgewaltet hat. Sybel selbst hat noch viele der Stücke, die in diesem Bande wieder abgedruckt sind, für eine Veröffentlichung, die sich den früheren Sammlungen seiner kleinen Schriften anreihen sollte, ins Auge gefaßt. Was außerdem von den Herausgebern angefügt wurde, ist durchaus nach der Bestimmung in Sybels Testament ausgewählt worden, daß nur vollständig druckfertige Arbeiten aus seinem Nachlasse veröffentlicht werden sollten. So haben in der That nur Stücke von wahrem historischen oder publizistischen Werth hier Aufnahme gefunden: zum größten Theil akademische Festreden oder bei anderen Gelegenheiten gesprochene Erinnerungsworte an dahingeschiedene treue Fachgenossen und daneben einige Zeitschriftenaufsätze von mehr als vorübergehender Bedeutung. Ueber die Herausgabe der Korrespondenz Friedrich des Großen berichten die beiden ersten in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gehaltenen Festvorträge, die zugleich ganz bestimmt umschriebene Perioden aus dem Leben des großen Königs mit historischer Gründlichkeit und eindringender Feinheit darstellen. Ihnen schließen sich die trefflichen Nachrufe auf Jakob Grimm, Leopold Ranke, Georg Waitz, Julius Weizsäcker, Giesebrecht und Döllinger als biographische Meisterstücke und zugleich als glänzende Schilderungen des inneren Fortschreitens der historischen Wissenschaft in neuerer Zeit und als beredte Entwicklungen der Ansichten des Verfassers über die Aufgaben dieser Wissenschaft an. Von den Abhandlungen, die der Band enthält, erwähnen wir die Sonderstudien über die Berliner Märztage von 1848 und über die preußische Heeresreform von 1860. Sie sind zunächst Entgegnungen auf Kritiken, die sich mit der Sybel'schen Darstellung jener Ereignisse, wie sie in seinem großen Geschichtswerke vorliegt, beschäftigten, weiten sich aber, indem sie einige streitige Punkte einer näheren Beleuchtung unterziehen, zu umfassenden selbständigen Geschichtsbildern aus. Am Schluß des Bandes begegnen wir dem Berichte Sybels über die Gründung und die ersten Unternehmungen der historischen Kommission, der ursprünglich als erste Abtheilung der bei dem 25jährigen Jubiläum dieser Kommission verlesten Denkschrift veröffentlicht worden war. Mit diesem Berichte treten wir in die sogenannte „bayerische Periode" Sybels ein, und er lenkt unsern Blick auf die Entwicklung des Verfassers selbst hin, wie sie in dem Eingang des Buches, in der treffllichen biographischen Abhandlung Varrentrapps über Sybel, uns geschildert wird. Es hat bisher an einer wirklich eingehenden zusammenfassenden Lebensbeschreibung des großen Historiographen gefehlt, wenn auch über einzelne Abschnitte aus seinem an äußeren und inneren Wandlungen so reichen Leben schon ausführlich gehandelt worden war. Auf Grund der in der Hinterlassenschaft Sybels sich vorfindenden Papiere und sich stützend auf jene Schilderungen einzelner Perioden — unter denen zu gerade die bayerische eine besonders glänzende und tiefgehende Darstellung schon gefunden hatte — zeichnet uns Varrentrapp in eingehendster Weise und mit liebevollster Hingebung an seinen Gegenstand den großen Gelehrten, in dessen Leben und Denken wir auf diese Weise Schritt für Schritt eindringen. Ein dieser Biographie angefügtes chronologisches Verzeichniß aller Schriften Sybels gewähret uns dabei auch in ganz äußerlicher Hinsicht einen Ueberblick über das gewaltig reiche Schaffen des Mannes, dessen Lebenswerk vorher von so verständiger Hand vor uns ausgebreitet worden war. — Alles in allem genommen, ist dieses neue, dieses letzte Buch von Sybel eine Weihnachtsgabe, für die jeder Freund einer ernsten und tiefergehenden Lektüre dem Herausgeber und Biographen wie der Verlagshandlung nicht dankbar genug sein kann.

Im Anschluß an diese Besprechung sei es uns noch gestattet, auf eine soeben im Erscheinen begriffene Ausgabe eines anderen Werkes von Heinrich v. Sybel hinzuweisen, nämlich auf die wohlfeile Ausgabe der Geschichte der Revolutionszeit (1789—1800), die von J. G. Cotta Nachfolger in Stuttgart in Lieferungen herausgegeben wird und von der soeben der erste Band (Lfg. 1—12) fertig vorliegt. Der äußerst billige Gesammtpreis (24 M.), den die Verlagsbuchhandlung für diese Ausgabe angesetzt hat und die trotzdem so vornehme und handliche Ausstattung empfehlen dieses Werk von selbst und machen seine größte Verbreitung wünschenswerth. Denn nur durch solche wohlfeile Ausgaben, deren allmähliche Anschaffung auch dem Unvermögenden leicht wird, ist es erreichbar, daß die Werke unsrer großen Historiker wirklich ins Volk dringen.

α. Mottos und Devisen des Kriegerstandes. Wahl-, Wappen- und Denksprüche der Männer vom Schwerte, gesammelt und herausgegeben von Gotthold Krebs, k. und k. Hauptmann im Infanterie-Regiment Maria Anna von Baden Nr. 23, Lehrer an der Militär-Oberrealschule in Mährisch-Weißkirchen. Wien, 1896, k. und k. Hofbuchhandlung L. W. Seidel u. Sohn. — Wahl-, Wappen- und Denksprüche, Losungen, Feldgeschreie (Schlacht- und Volksrufe), denkwürdige Ja- und Umschriften von Ordensdekorationen und Medaillen u. s. w. bieten ein so reichhaltiges, durch Erfindung und Ausdruck bedeutsames Material, namentlich auch in kultur-

geſchichtlicher Beziehung, daß es ſich wohl der Mühe verlohnte, die „Philoſophie des Edelmanns", „die Sprache der Helden" zu ſammeln, wie Graf Theoſoro die Deviſen nannte im Gegenſatze zur „Weisheit auf der Gaſſe", dem von der Volkspoeſie geſchaffenen Sprichworte. Ohne daß die übrigen Staaten und Regentenhäuſer verkürzt wurden, fanden die öſterreichiſch-ungariſchen Verhältniſſe und das Haus Habsburg-Lothringen beſondere, die Civil-Orden u. ſ. w. dagegen keine Berückſichtigung, wohl aber die erloſchenen Militär-Orden und viele Deviſen verſchollener Namen, weil manche ein intereſſantes Wortſpiel mit dem gewählten Motto bilden. Beſondere Sorgfalt hat der emſige und kritiſche Verfaſſer der Herſtellung der richtigen „Lesart" zugewendet, denn die Deviſen ſind nur allzu oft durch den Sprachgebrauch verſtümmelt im Umlaufe, ähnlich wie die Citate aus Schriftſtellern. Der Referent hat wiederholt ſcharfe Kontrole geübt, wo er es zu thun im Stande war — und ſtets zu größter Befriedigung, ja daß er mit Fug und Recht die vorliegende Blumenleſe an Werth der früheren Schrift des Verfaſſers „Militäriſche Sprichwörter und Redensarten" zur Seite ſtellen kann.

A. F. **Die Herzogskerze.** Schwarzwälder Volksſchauſpiel in vier Aufzügen von **Arthur Achleitner.** — Achleitner iſt ein begabter und geſchätzter Novelliſt und Feuilletoniſt. Warum läßt er ſich hieran nicht genügen und warum geiſtet es ihn auch nach dramatiſchen Lorbeeren, wozu es ihm entſchieden an Talent gebricht? Seine für die Bühne bearbeitete „Herzogskerze", eine der unter dem Geſammttitel „Im grünen Tann" erſchienenen Schwarzwaldnovellen, beweiſt dies zur Evidenz. Der Verſuch iſt total mißlungen. Seltſam berührt es ſchon, wenn der Verfaſſer im Vorwort ſagt: „Zu richtiger Beurtheilung des vorliegenden Volksſchauſpiels wird die vorherige Lektüre meiner gleichnamigen Novelle nöthig ſein." Ein poetiſches Werk muß ſich ſelbſt rechtfertigen. Man kann unmöglich vom Zuſchauer verlangen, erſt die als Urbild benannte Novelle zu leſen, abgeſehen davon, daß derſelbe ja gar nicht wiſſen kann, daß dies „zur richtigen Beurtheilung des Schauſpiels" erforderlich iſt, es ſei denn, daß es auf dem Theaterzettel ausdrücklich bemerkt wird. Weiter heißt es: „Durch die Dramatiſirung ſind naturgemäß die Feinheiten der Novelle in Wegfall gekommen und mußte der intereſſante Stoff zuſammengedrängt werden." Sehr richtig, aber auf das Wie kommt es an, und das läßt alles zu wünſchen übrig. Wohl allzu vertrauensſelig ſchließt das Vorwort mit der Verſicherung des Autors, er ſei der „ſympathiſchen Aufnahme gewiß". Ob er ſich hierin nicht einer ſüßen Selbſttäuſchung hingibt, wenigſtens was den intelligenteren Theil des Publikums betrifft? Das Stück iſt durch und durch unwahr: es agieren darin nur Puppen und Karikaturen, nicht aber Menſchen von Fleiſch und Blut. Aus wie ſo ganz anderem Stoffe ſind beiſpielsweiſe die urwüchſigen Geſtalten von Berthold Auerbachs ſchwäbiſchen und Anzengrubers öſterreichiſchen Bauern. An Stellen, welche erſchütternd und ergreifend wirken ſollen, macht ſich nicht ſelten eine unfreiwillige Komik geltend. — Die Handlung ſpielt zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Die „Salpeterer" haben zur Wahrung ihrer „Handfeſte und Privilegy" ſich gegen die Regierung aufgelehnt. Ihrem Rädelsführer, dem „Salpeterle" — einem ins Schwäbiſche überſetzten „Prozeßhanſi" — ſtoßen nach einer gründlichen Schlappe, die die Seinen erlitten, Bedenken darüber auf, ob ihr Aufſtand nicht doch vielleicht unberechtigt ſei. Ein „Gottesgericht" ſoll ihm hierüber Gewißheit verſchaffen. Er ſtellt im Beiſein ſeiner Geſinnungsgenoſſen in der Weihnachtsnacht zu beiden Seiten eines auf einer Anhöhe ſich erhebenden ſteinernen Kreuzes zwei angezündete Kerzen. Die eine brennt für die „heilige Sach" der Aufwiegler, die andere für den Großherzog. Die zuerſt erliſchende deutet an, welche von beiden Parteien im Unrecht iſt. Der Streitpeterle, auf dieſe Weiſe zur Erkenntniß gelangt, bittet mitſammt den übrigen Rebellen beim Großherzog reumüthig um eine Audienz. Sie wird gewährt, und der gütige Landesvater, froh, daß der Aufſtand ſo raſch und unblutig verlaufen iſt, verzeihe nicht nur, er geht ſogar ſo weit, huldvollſt die Rolle des Heirathsvermittlers zu übernehmen. — Möge der auf anderen Gebieten ſo verdienſtvolle Autor das Dramatiſche Berufeneren überlaſſen!

M. **Römiſche Inſchriften des Mainzer Muſeums.** — Prof. Dr. R. Koetber in Mainz veröffentlicht unter dieſem Titel (Mainz 1897) den dritten Nachtrag zum Becker'ſchen Katalog der im Mainzer Muſeum befindlichen römiſchen Inſchriften. Er umfaßt ſolche, die in den letzten 10 Jahren gefunden worden ſind. Der Katalog theilt ein: I. Altäre und Weihinſchriften (23), II. Kaiſerinſchriften, Meilenſteine und Bauinſchriften (19), III. Grabſteine und Särge (41), IV. Inſchriften auf Gebrauchsgegenſtänden aus Stein (2), V. Ein Nachtrag bringt ſolche, die früher nicht beſtimmt werden konnten (15). — Der Katalog iſt vortrefflich abgefaßt und ausgeführt, er enthält lateiniſchen Text, Ueberſetzung und Erklärung jeder einzelnen Inſchrift. Was ihn aber geradezu zu einem Meiſterwerk macht, ſind die Faksimiles der Inſchriften, die ſo ausgezeichnet hergeſtellt ſind, daß damit dieſer Katalog einen ganz beſonderen Rang einnimmt. Hr. Heinrich Walton, der nach eigenem Verfahren ſämmtliche aufgenommenen Inſchriften abgebildet hat, hat ſich damit großes Verdienſt um die Paläographie erworben, ein Verdienſt, das um ſo höher anzuſchlagen iſt, weil er als Nichtphiloloye dieſe Arbeit, allerdings mit einem ſcharfen und geübten Auge, unternahm. Sein Verfahren iſt höchſt einfach: es handelt ſich nur um einen ſorgfältigen Abklatſch und hinzutretende, ſehr ſorgſame Retouche. Eine etwas gewandte Hand könne die Manipulationen leicht erlernen. Wir empfehlen dieſen Katalog zu Lehrzwecken für die Paläographie, und den Lehrern derſelben Hrn. Walton ſelbſt, der bei ſeinem wahren Intereſſe für die Alterthumskunde gewiß alles, was über ſeine Kunſt mittheilbar iſt und was nicht auf ſeiner perſönlichen Geſchicklichkeit, die unzweifelhaft eine bedeutende iſt, beruht, jedem Intereſſenten gern zur Verfügung ſtellt. Im Augenblick iſt Hr. Walton mit der Wiedergabe der Mainzer chriſtlichen Inſchriften beſchäftigt. Es hat auch die höchſt dankenswerthe Abſicht, die Art ſeines Verfahrens unter Beigabe von Illuſtrationen ſpäter zu veröffentlichen.

* Von der *University of California* ergeht jetzt, in höchſt geſchmackvoller Form, ein **Aufruf an alle Architekten der Welt** zur Theilnahme an der Feſtſtellung eines Planes für ein den höchſten Anforderungen der Baukunſt genügendes **Erziehungsheim.** Man wünſcht einen Entwurf zu erlangen, dem ſich alle Baulichkeiten, deren die Univerſität in ihrer künftigen Entwicklung bedürfen wird, organiſch anſchließen können. Zu dieſem Zwecke ſollen alle jetzt beſtehenden Gebäude außer Betracht kommen und das der Univerſität zur Verfügung ſtehende Areal als vollkommen unbebaut angenommen werden, damit auf demſelben in gleicher Freiheit wie der Maler, welcher die reine Leinwand mit ſeinem Gemälde bedeckt, der Baumeiſter einen einheitlichen, harmoniſchen Bau aufführe. — Das gegenwärtige Vermögen der kaliforniſchen Univerſität wird auf 36 Mill. M. geſchätzt. Die Zahl der Studirenden hat ſich während der letzten 6 Jahre verdreifacht. Im Jahre 1891 war dieſelbe 777; jetzt beträgt ihre Zahl 2300; in 10 Jahren wird ſie ſich wahrſcheinlich auf 5000 belaufen, und der Entwurf der betr. Baulichkeiten ſoll dieſe Ziffer zum Maßſtab nehmen. Das der Univerſität von Kalifornien in Berkeley im Staate Kalifornien zur Verfügung ſtehende Areal beläuft ſich auf 245 Acres (ungefähr 99 ha); zuerſt eine ſanfte Bodenerhebung, ſteigt es in ſteilem Gelände von einer ungefähr 200 (engl.) Fuß betragenden Höhe bis auf ca. 900 Fuß über dem Meeresſpiegel. Es hat ſomit eine Bodenerhebung von ungefähr 700 Fuß und iſt im Hintergrunde von einem ſich noch weitere 1000 Fuß erhebenden Höhenzuge abgeſchloſſen. Die Lage beherrſcht eine prachtvolle Ausſicht auf die Bai von San Francisco, auf die Stadt San Francisco ſelbſt, auf die von Gebirgszügen eingefaßten Ebenen und auf den Stillen Ozean. Das mit der Ausführung des Wettbewerbs betraute Komitee wünſcht, daß man Gebäude und Lage, Architektur und Landſchaft als ein Ganzes behandle, welchem ſich in der ferneren Entwicklung der Univerſität alle ſpäteren Baulichkeiten harmoniſch anfügen werden. Man erwartet, daß die ausgezeichnete Lage, deren ſtraffe Bodenerhebung es möglich macht, den ganzen Komplex der Gebäude in einem einzigen architektoniſchen Bilde zu erfaſſen, dem Baumeiſter Gelegenheit geben wird, ein Werk zu ſchaffen, deſſen eigenartige Schönheit ſeinen Namen den größten Künſtlern aller Zeiten ebenbürtig an die Seite ſtellen könnte. Es handelt ſich hier um wenigſtens 28 miteinander harmonirende Gebäude, welche zugleich vollſtändig von allem getrennt ſind, was den Eindruck dieſes Bildes in irgendeiner Weiſe ſtören könnte. In Bezug auf Stil, Koſten und Baumaterial werden dem Künſtler keine ihn beengenden Vorſchriften gemacht. Ungefähr 5 Millionen Dollars ſind bereits für den Anfang des Baues verſprochen, und ſo allgemein iſt der Wunſch geäußert worden, an den Koſten des Wertes theilzunehmen, daß man glaubt, alle mit dem Fortſchreiten des Baues nöthig werdenden Mittel ohne weitere Schwierigkeiten beſchaffen zu können. Frau Phebe A. **Heneſt**, Wittwe des früheren Senators der Vereinigten Staaten George Heneſt, eine wegen ihrer Wohlthätigkeit, ihres Gemeinſinns und ihrer für alle künſtleriſchen Beſtrebungen warmen Sympathie in weiten Kreiſen bekannte und geſchätzte Frau, hat für einen Entwurf des geplanten Baues hinreichende Mittel

Digitized by Google

zur Verfügung gestellt. — Obgleich die Einzelheiten eines Planes für die Erlangung des baulichen Entwurfs noch nicht festgesetzt sind, so liegt doch der Gedanke eines nüen Architekten ohne Unterschied der Nationalität zugänglichen Wettbewerbs nahe, welcher der Kontrole einer internationalen Jury von fünf Mitgliedern unterliegt. Derselben wird die Festsetzung der Bedingungen des Wettbewerbs und die Entscheidung über die Ertheilung der ausgeschriebenen Preise definitiv zustehen. Man beabsichtigt, zwei Wettbewerbe zu veranstalten, für welche beträchtliche Preise in Aussicht gestellt werden. Karten, Reliefabbildungen des Areals, sowie Photographien der in Frage kommenden Landschaft werden an verschiedenen Zentralstellen Europa's und Amerika's ausgestellt werden, welche den sich für den Wettbewerb interessirenden Architekten leicht erreichbar sind. Das von Hrn. Guadet, Professor an der École des Beaux-Arts de France, entworfene Programm liegt gegenwärtig den Trustees zur Berathung vor; man hofft, dasselbe, mit allen nöthigen Anweisungen versehen, innerhalb 60 Tagen der Oeffentlichkeit übergeben zu können. Architekten können Exemplare dieses Programms, sobald es erschienen, durch die verschiedenen Architektenvereine in Amerika und Europa, oder von dem Board of Trustees, Nr. 217 Sansome-Straße, San Francisco, Kalifornien, beziehen.

* Die Amerikaner nehmen die Regelung der Rechtschreibung der einheimischen geogenphischen Namen energiisch in die Hand. Sie haben, wie der „Franks. Ztg." mitgetheilt wird, schon seit einiger Zeit eine Behörde eingesetzt, welche die amtliche Schreibung der Namen feststellt. Die Entdeckung der Goldfelder in Alaska hat dieser Behörde jetzt Anlaß zu einigen neuen Vorschriften gegeben. Der berühmt gewordene Name Klondike ist in dieser Weise zu schreiben, nicht nder Clondyke; der Lewes-Fluß, der Hauptquellfluß des Yukon, wurde bisher auch nuf den besten Karten vielfach Lewis geschrieben. Der See Lebnrgs, den der Lewes in seinem Oberlnuf durchströmt, heißt nicht, wie auch im Stieler'schen Handatlas zu lesen ist, „Lake Labarge". Der Fluß, der in den Lynn-Knnal mündet, heißt Taiya und nicht Dyea; der Lynn-Kanal ist derjenige Meeresisfard, den man befahren muß, um auf dem kürzesten Weg zum Chilkoot-Paß und über diesen nach den Goldfeldern zu gelangen.

* **Göttingen.** Auch die hiesige Universität hnt jetzt die Zulnssnng von weiblichen Hörerinnen durch einen Senatsbeschlaß geregelt. Künftighin müssen die Damen, welche die Vorlesungen zu besuchen wünschen, vor dem betreffenden Dozenten entweder durch eine Art von Kolloquium oder durch Zeugnisse nachweisen, daß sie eine genügende Vorbildung besitzen. Hierauf gibt der Dozent sein Urtheil an die Fakultät ab, und diese berichtet alsdann an den Prorektor. Von diesem wird die Entscheidung über die Zulassung getroffen. Die neue Maßregel bezweckt, alle die Damen von dem Besuch der Universität auszuschließen, die ihrer Vorbildung nach sich dazu nicht eignen.

* **Münster.** Der Gymnasialoberlehrer Dr. Sannenburg in Bonn ist auf den durch den Tod Langens erledigten Lehrstuhl für klassische Philologie nls ordentlicher Professor an die hiesige Akademie berufen worden.

* **Berlin,** 9. Nov. Dem „Reichs-Anz." zufolge erscheint es als gesichert, daß die Restaurationsarbeiten nm Parthenon in Athen, welche bekanntlich unter dem letzten Erdbeben gelitten hnben, noch in diesem Winter wieder nufgenommen werden.

* **Wien.** Der Privatdozent Dr. Sigmund Fuchs ist zum nußerordentlichen Professor der Physiologie an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

J. M. Bedemer: Die Gasküche. Eine Ergänzung zu allen Kochbüchern. Zürich, Cäsar Schmidt 1897. — Dr. Rud. v. Landmann: Die Gewerbeordnung für das Deutsche Reich. 3. Aufl., unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von Dr. Gustav Rohmer. 2. Bd. München, C. H. Beck 1897. — Dr. M. Steuglein: Commentar zur Strafprocßordnung für das Deutsche Reich vom 1. Febr. 1877 nebst dem Gerichtsverfassungsgesetz vom 27. Jan. 1877. 3. neu bearbeitete Auflage. Ebd. — Eugen Zabel: Im Reiche des Zaren. Büsten und Bilder nus Rußland. Berlin, F. Dümmler 1898. — Dr. Gustav Jäger: Die Lösung der Mondfrage. Mit einer Tafel. Stuttgart, W. Kohlhammer 1897. — Dr. Ludwig Fuld: Das Recht der Handlungsgehülfen. Systematisch dargestellt nuf Grund des Handelsgesetzbuches und des Bürgerlichen Gesetzbuchs. Hannover, Helwig 1897. — Ebert v. Hoyer: Kurzes Handbuch der Maschinenkunde. Mit eingedruckten Abbildungen, 2. Lfg. München, Th. Ackermann 1898. — Julius Burckart: Das Rad im Dienste der Wehrkraft. München, Akademischer Verlag 1897. — Dr. Eugenius Gedele: Festpredigt zum 50jährigen Priester- und 25jährigen Abt-Jubiläum des hochwürdigen Herrn Abtes von St. Bonifaz in München, Benedict Zenetti. Augsburg 1897. — Dr. Th. Berghöffer: Die Bibliothek Julius H. Zeidels zu Frankfurt a. M. Frankfurt a. M., Gebr. Knaue. — Eduard Winkelmann: Kaiser Friedrich II. 2. Band (1228—1233). Leipzig, Duncker u. Humblot 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Schillerstiftung Augsburg.

Der Verwaltungsrat der hiesigen Schillerstiftung gibt gemäß § 1 seiner Statuten bekannt, daß das Stipendium für 1897

Herrn Ernst Weber, Lehrer und Schriftsteller in München, für eine im Manuskript vorliegende Sammlung von Gedichten zuerkannt wurde.

Dieses Stipendium von 200 M. soll nach § 1 und 2 der Statuten an einen jungen Mann verliehen werden, welcher durch besondere Leistungen auf dem Gebiete deutscher Poesie oder überhaupt deutscher Litteratur sich auszeichnet.

Bewerber um dieses Stipendium für 1898 mögen ihre bereits im Druck erschienenen oder erst im Manuskript vollendeten Arbeiten (das Manuskript soll lesbar und nicht allzu umfangreich sein) spätestens bis 1. Juni 1898 an den Unterzeichneten einsenden und ihren Arbeiten die nötigen Angaben über Alter und Lebensstellung beifügen.

Der Vorstand der Augsburger Schillerstiftung:

Dr. Schreiber,
Direktor des Kollegiums St. Anna. (16880)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Deutsche Geschichte
im
Zeitalter der Hohenstaufen (1125—1273).

Von

Dr. J. Jastrow, und **Dr. Gg. Winter,**

Privatdozent f. Staatswissenschaften an der Universität Berlin. Archivar am Königl. Staatsarchiv zu Stettin.

Erster Band.

(1125—1190.)

Preis geheftet 8 Mark. — In Halbfranz gebunden 10 Mark.

Dem Plane der „Bibliothek deutscher Geschichte" entsprechend, als deren Bestandteil dieser Band erscheint, haben die Verfasser es als ihre Hauptaufgabe betrachtet, eine auf quellenmäßiger Grundlage ruhende, für jeden gebildeten Leser zugängliche Darstellung zu geben. Am Eingange des Werkes wird ein ausführliches Bild mittelalterlicher Kulturzustände in Staat und Kirche, im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben geboten, das gewiß allgemein willkommen geheißen werden wird. (16991)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Soeben erschienen in E. Pierson's Verlag in Dresden.

Gesammelte Werke von Ludwig Ferdinand Neubürger.

Mit Bild.

Ca. 45 Bogen in 2 Bänden. — Vornehme Ausstattung.
Preis 5 Mark, gebunden 8 Mark.

Ludwig Fulda schrieb über dieselben:

Neubürgers Dramen sowohl, welche von modernem Empfinden und edler Gesinnung erfüllt auf der Bühne wiederholt ihre Schlagkraft erwiesen haben, als ganz besonders seine feinsinnigen, von durchgebildetem Geist und Geschmack belebten kritischen Schriften, zu Allem, was aus seiner Feder stammt, hat persönliches und künstlerisches Gepräge und darf Anspruch darauf erheben, in würdiger Form Deutschlands litterarischem Publikum erhalten zu bleiben. (16973)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 11. November. Nummer 255.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Bedrängnisse eines Korrespondenzgeschäftsinhabers vor 265 Jahren. Von Adolf Buff. — Ossit. Von Sigmund Schott. — Mittheilungen und Nachrichten.

Bedrängnisse eines Korrespondenzgeschäftsinhabers vor 265 Jahren.

Aus dem Augsburger Leben zur Zeit des 30jährigen Krieges.

Von Adolf Buff.

Der Schauplatz der Begebenheiten, über die in dem folgenden berichtet werden soll, ist zum größten Theile ein stattliches Haus am St. Annaplatz in Augsburg. Es trägt die Hausnummer B 259 und bildet gegenwärtig einen Bestandtheil des A. B. v. Stetten'schen Töchterinstituts. Nur wenigen alten Augsburgern wird es noch bekannt sein, daß dort im Anfange unsres Jahrhunderts die Allg. Ztg. über ein Decennium, nämlich von 1811 bis 1823 ihre Heimstätte hatte. Aber schon zwei Jahrhunderte vorher war in diesem Hause, wenn auch nicht eine eigentliche Zeitung, so doch ein regelrechtes Korrespondenzgeschäft etablirt.

Leiter und Inhaber dieses Geschäfts war ein damals weitbekannter Mann, der seltsamer Weise in der Allgemeinen deutschen Biographie keine Stelle gefunden, Philipp Hainhofer. Derselbe wohnte von 1601 oder 1602 an bis zu seinem 1647 erfolgten Tode in jenem Hause, zuerst als Miether bei seinem Oheim und Schwiegervater, einem reichen Kaufherrn Namens Georg Ulrich Waiblinger und nach dessen Tode (1630) bei der Schwiegermutter Judith Waiblinger, geb. Hörmann v. Gutenberg, von 1634 an aber als Eigenthümer. Er selbst entstammte gleichfalls einer ansehnlichen Augsburger Kaufherrnfamilie; sein Großvater mütterlicherseits, Ludwig Hörmann v. Gutenberg, war vor G. Ulr. Waiblinger ein halbes Jahrhundert hindurch Eigenthümer eben jenes Hauses gewesen, in dem von 1590 bis 1620, also fast zwei Jahrzehnte noch mit Phil. Hainhofer zusammen eine andere damals viel genannte Persönlichkeit lebte, der Fugger'sche Advocat Dr. Lukas Geizkofler, ein Schwiegersohn Ludwig Hörmanns, also gleichfalls ein Verwandter.

Alle diese Personen waren Protestanten und reiche oder doch sehr wohlhabende Leute und gehörten, ebenso wie Hainhofer selbst, zu den sogenannten Mehrern der Gesellschaft, d. h. sie waren zwar weder Patrizier noch besaßen sie die politischen Rechte der Patrizier, aber sie wurden als gesellschaftlich mit diesen auf gleichem Fuße stehend betrachtet und hatten den Zutritt zu der Geschlechterstube.

Jenes Zeitungs- oder Korrespondenzgeschäft war nicht von Hainhofer selbst gegründet worden; er hatte es von seinem mütterlichen Oheim Hieronymus Hörmann, einem Sohn des obengenannten Ludwig Hörmann, überkommen, indessen scheint er es betrachtlich erweitert zu haben. Er hielt Sekretäre und sonstige Gehülfen und versorgte, wenn auch nicht das Publikum im allgemeinen, so doch eine ziemliche Anzahl von Fürsten und sonstigen bevorzugten Sterblichen theils wöchentlich, theils in anderen regelmäßigen oder unregelmäßigen Zeiträumen mit Neuigkeiten politischen und anderen Inhalts, vornehmlich aber mit Nachrichten über künstlerische und kunstgewerbliche Ereignisse, Vorgänge und Zustände.

Augsburg war damals ein Mittelpunkt der deutschen Kunst und des deutschen Kunstgewerbes. Wer im In- oder Auslande für Kunst und Kunstgewerbe ein lebhafteres Interesse fühlte, suchte Beziehungen zu Augsburg anzuknüpfen. Hainhofer aber war ein Mann von Kunstsinn und Kunstverständniß. Er war selbst Sammler, und seine Kunstkammer genoß eines bedeutenden Rufes. Er lebte und verkehrte fortwährend mit Künstlern der verschiedensten Art und unterstützte sie mit Rath und That, wo er konnte, so daß ihn Pfalzgraf August einmal den Vater aller Künstler nannte. Seinen hohen Korrespondenten schickte er nicht nur Berichte über das, was in der Augsburger Kunstwelt vorging, sondern er vermittelte auch häufig für dieselben Bestellungen und Ankäufe.

Nebenbei war er übrigens ein Mann von Welt und Erfahrung; seine Korrespondenzen muß er mit großer Umsicht und Klugheit geführt haben, sonst hätte er nicht in den schwierigen Zeiten des großen Krieges zugleich bei katholischen und protestantischen Fürsten, zugleich bei dem Herzog und Kurfürsten von Bayern und dem König Friedrich von Böhmen, zugleich bei dem Kaiser und mehreren Erzherzogen und dem Könige von Frankreich, den Herzogen von Braunschweig, Pommern und anderen hohen Herren persona grata sein können. Gleichwohl aber ging es manchmal doch nicht ohne Ungelegenheiten ab.

In dem folgenden soll ein Vorfall der Art erzählt werden, wobei unser Held durch ein kleines Versehen, eigentlich ganz unschuldiger Weise, in arge Bedrängnisse gerieth. Unsre Erzählung basirt auf einem von ihm selber verfaßten und in dem Augsburger Stadtarchive in Abschrift befindlichen, leider nicht ganz vollständigen Diarium der schwedischen Zeit, d. i. der Periode von 1632—1635.

Es war Anfang April im Jahre 1632, das Heer des siegreichen Schwedenkönigs näherte sich Augsburg. In der Nachbarschaft sammelten sich zahlreiche kaiserliche und bayerische Truppen. Die Stadt, die bisher die Drangsale und Schrecken des Krieges nur von fern und indirekt empfunden, sah sich genöthigt eine Garnison in ihre Mauern aufzunehmen, und der Soldat begann bald das große Wort zu führen. Den evangelischen Bürgern, die sich während der letzten Jahre bereits vielfache Bedrückungen hatten gefallen lassen müssen, wurden nun auch die Waffen abgenommen; gleichwohl zeigte sich in ihren Reihen eine unverhüllte freudige Aufregung, denn sie hofften von dem schwedischen Helden Erlösung aus ihrer bedrängten Lage. Am 7. April, spät Abends um 10 Uhr, rückten unter Anführung des Obersten Hans Rudolf v. Bredow sechs Kornets (Kompagnien) bayerische Reiter, jedes zu sechzig Pferden, ein, welche die ganze Nacht auf dem Weinmarkt — jetzt

Maximilianstraße von der St. Moritzkirche bis über den Herkulesbrunnen — kampiren mußten. Der bayerische Oberst übernahm den Oberbefehl über sämmtliche in Augsburg befindlichen Truppen, indem er zugleich als Kommandant der Stadt auftrat.

Unser Hainhofer ließ sich indeß durch diese Ereignisse nicht abhalten, am folgenden Tage, wie das schon seit 21 Jahren allwöchentlich geschah, ein Paket für den Herzog August von Braunschweig-Lüneburg fertigzustellen; worauf er seinem langjährigen Sekretär Dr. Jörg Nathan befahl, noch ein paar Neuigkeiten für seinen Schwager Dr. Georg Forstenhäuser in Nürnberg zusammenzuschreiben und sodann alles an diesen abzuschicken. Letzterer nämlich pflegte von genannter Stadt aus die Weiterbeförderung der für den Herzog bestimmten Briefe und Pakete zu besorgen. Hainhofer selbst aber fügte nachher dem Schreiben an seinen Schwager noch ein paar eigenhändige Worte bei und zeichnete dann seinen Namen, ohne zu überlesen, was sein Diener geschrieben. Die Sendung ging hierauf noch an dem nämlichen Tage ab; der Bote aber ward von den Bayern angehalten und ihm das Paket abgenommen.

Zwei Tage später, am 10. April — es war der Samstag vor Ostern — früh um 8 Uhr rückten plötzlich ein bayerischer Oberstwachtmeister, ein Kornet (ein Offizier, entsprechend etwa unserm Hauptmann) und ein Musterschreiber, gefolgt von zehn Gemeinen in voller Rüstung mit ein paar Dienern und Jungen in Hainhofers Wohnung am St. Annaplatz. Der Oberstwachtmeister verkündete, daß sie auf Befehl des Herr Obersten kämen; und indem er jenen Brief an Forstenhäuser vorwies, fragte er, wer denselben unterzeichnet habe. Hainhofer konnte seine Unterschrift nicht ableugnen. Nun stand aber in dem Schreiben ein Sätzchen, das den empfindlichen Gemüthern der bayerischen Krieger Anlaß gegeben, in Harnisch zu gerathen. Es lautete: „Die Nacht zuvor sind sechs Kornets — hier wieder in der Bedeutung Kompagnien — Reuter, ziemlich schwach, in die Stadt kommen, und die Reuter haben wie die Oelberger uff der Gassen noctiren müssen.“ Zweierlei Ungehörigkeiten hatte man hierin gefunden, erstens, daß die in Augsburg befindliche bayerische Reiterei als ziemlich schwach bezeichnet war, weil allerdings der Feind hieraus möglicherweise nützliche Information hätte schöpfen können, doch wurde diesem Punkt weniger Gewicht beigelegt. Den eigentlichen Stein des Anstoßes bildete vielmehr das Wörtlein Oelberger, d. i. Schlafmützen. Freilich war dieser an und für sich ziemlich harmlose Ausdruck wohl kaum der wahre Grund des ganzen Vorgehens. Wäre nicht der Briefsteller ein reicher Mann gewesen, bei dem ein Erpressungsversuch sich zu lohnen versprach, so hätte die Sache wahrscheinlich nur wenig Beachtung gefunden.

Hainhofer versuchte sich zu entschuldigen; nicht er, sagte er, sondern sein Setretär habe den beanstandeten Brief geschrieben, er selber habe nur unterzeichnet, ohne zu wissen, was darin stehe. Von dem armen Sekretär aber, dem nicht viel abzunehmen war, wollte der Oberstwachtmeister nichts wissen; er erklärte Hainhofer für arretirt, ließ dessen Kanzlei, Kunstkammer, Bibliothek und sämmtliche Kästen und Kisten verschließen und versiegeln und beorderte den Kornet, mit den Reitern bis auf weiteres in dem Hause als Wache zu bleiben. Alsbald wurden auch zehn Pferde eingestellt, die in den nächsten Tagen sogar auf einundzwanzig anwuchsen. Die bayerischen Krieger aber schwelgten weidlich im reichlichen Genusse von Speise und Trank, natürlich auf Kosten ihres Arrestanten, der übrigens von seinen Nachbarn und Freunden und selbst von dem katholischen Magistrat vielfache Unterstützung erhielt.

Zur Abendmahlzeit erschienen einige Freunde des Kornets, für die ebenfalls wacker hergerichtet werden mußte. Hainhofer aber wurde genöthigt, an dem Schmause theilzunehmen und als kluger Mann that er, was unter den Umständen das gescheiteste war: er machte gute Miene zum bösen Spiel und strengte sich nach Kräften an, die ungeladenen Gäste in heiterer Laune zu erhalten, was ihm auch gelang. Nach dem Essen brachte der Kornet die Ursache, die zu seiner und seiner Kameraden Gegenwart in dem Hause Anlaß gegeben, zur Sprache, indem er auseinandersetzte, der Oberst sei gewaltig erbost wegen jener geringschätzigen Titulatur, wodurch die bayerische, ja die ganze kaiserliche Armee in ihrer Ehre schwer gekränkt erscheine, denn das Wort Oelberger sei für einen Kriegsmann ebenso ehrabträglich wie Bärenhäuter; der Oberst beabsichtige deßwegen, wofern Hainhofer nicht pro poena et mulcta zweitausend Reichsthaler (= 1000 Dukaten) zahle, ihn als Gefangenen zu dem General Tilly transportiren zu lassen. — Zum Zahlen aber und gar zum Zahlen solch einer Summe wollte sich unser Freund nicht verstehen. „Ich wüßte nit,“ antwortete er, „von wessen wegen ich zweitausend Reichsthaler geben sollte, sintemalen ich selber wider den Herrn Obersten nichts geschrieben habe, und das Wörtlein Oelberger bei uns allhie auch nicht übel gedeutet wird. Ja Kaiser, Könige und die mächtigsten Potentaten würden sich für glückselig achten, wenn sie wie die lieben Apostel mit Christo, dem Herrn, auch am Oelberg gehen und bei seinen unschuldigen, allen Christgläubigen zu Nutz bittern Leiden und Sterben ihm uffwarten kunnten.“ Dieses allerdings etwas spitzfindige Hinwegdeuteln des Schimpflichen, das in jenem Scheltwort zweifellos lag, verfing natürlich nicht. Der Kornet fuhr fort, seinem Wirthe zuzusetzen, bis dieser endlich ärgerlich herausplatzte, und wenn er die zweitausend Thaler gestohlen hätte, so wollte er sie nicht geben. Der Offizier zuckte die Achseln und meinte, die Folgen würden schon zum Vorschein kommen.

Am nächsten Morgen — es war der Ostersonntag — versuchten die Stadtpfleger schon in aller Frühe sich zu seinen Gunsten ins Mittel zu legen; jedoch vergeblich. Der Oberst zeigte sich immer noch erzürnt und sagte, sein Gefangener sei ihm als ein Mann, der viel mit den Evangelischen korrespondire, sonderbar rekomandirt worden, weßhalb er in dessen Kanzlei eine Visitation vorzunehmen gedenke.

Mittlerweile war es Mittag geworden, der Kornet brachte diesmal gleich einen ganzen Tisch voll Gäste herbei, lauter Offiziere von Bredows Regiment. Hainhofer selbst mußte wieder von der Gesellschaft sein, und da der im Hause vorräthige Wein bereits tags zuvor vertilgt worden, so ließ er bei dem Wirth in der Geschlechterstube ein Faß von sechs Eimer rothen Etschweines, den Eimer zu 20 fl. — etwa 70 Mark — holen. Dies war ein ziemlich hoher Preis, es muß also schon ein recht respektables Getränke gewesen sein. „Es sein aber,“ bemerkt unser Berichterstatter in seinem Diarium, „diese Gäste alle rechtschaffene, wackere Cavalieri und alle evangelischer Religion gewest, ebenso wie der Obrister“ selbst.

Ueber Tisch kam die Rede bald wieder auf die begehrten zweitausend Thaler, und nun erachtete Hainhofer es an der Zeit, seinen Zechgenossen zu Gemüthe zu führen, daß er ein Mann von Importanz sei, der in hohen und höchsten Kreisen gute Freunde habe. Er erging sich demgemäß in längerer Rede weitläufig über seine nahen und theilweise freundschaftlichen Beziehungen zum Kaiser und zu vielen Kurfürsten und anderen Fürsten und hohen Herren. „Die Krone Frankreich,“ rief er, „habe ich mit kaiserlicher Majestät, aller Fürsten und meiner löblichen Obrigkeit Wissen, nun schon in die dreißig Jahre, und mein avuncutus Herr Hieronymus Hörmann von und zu Guelenberg, vor mir gar vierzig Jahre treulich gedienet;

Digitized by Google

und wenn Ihre königliche Majestät in Frankreich wissen sollten, daß Ihrem Agenten allhier solcher affronto beschiehet, so würden sie denselben nit ungerochen lassen und durch Ihren Ambassadeur Monsieur de St. Estienne, so noch bei Ihrer kurfürstlichen Durchlaucht in München ist, und von dem ich erst vor vier Tägen us München Schreiben empfangen, bei Ihrer kurfürstlichen Durchlaucht und General Tilly Excellenz als meinen gnädigsten und gnädigen Herren den umb so liederlicher Ursach willen gelegten Arrest ohne Zweifel mit Verweis relaxieren machen."

Die Herren Offiziere schauten einander ein wenig verdutzt an ob dieser Rede ihres Wirthes; sie mochten vielleicht im allgemeinen von dessen hohen Bekanntschaften dies oder jenes gehört haben, allein sie wußten schwerlich, daß derselbe noch fortgesetzt mit katholischen Fürsten und sogar mit dem Hofe ihres eigenen Herrn in Verbindung stehe. Endlich hub Einer etwas kleinlaut an zu fragen, ob Hainhofer denn gar nichts geben wollte, „denn so vornehme, streitbare Cavalliers und eine ganze Armee Oelberger zu schelten" sei doch keine kleine Sache.

Hainhofer wiederholte, er fühle sich frei von jeglicher Schuld und erkenne keinerlei Verpflichtung, eine Klauzion zu erlegen, an; wenn es indessen den Herren um ein Geschenk, um eine Cortesia zu thun sei, wie er dergleichen öfters anderen Kavalieren, Fürsten und Herren aus seiner Kunstkammer gespendet, so wolle er es daran gegen den Herrn Obersten sowohl wie gegen sie selber nicht fehlen lassen. — Wir geben den weiteren Verlauf des Handels an diesem Abend in unsres Berichterstatters eigenen Worten:

„Da fragten sie weiter, wie hoch ich dann kommen, oder was ich verehren wollte. Ich antwortete, ich wollte dem Herrn Obersten ein Lambrett, das ist ein silberin Handbeckin und Güßkannlen verehren. Sie blaseten es aber über ein Haus, und daß solches nit angesehen würde, wollten es doch referieren, und waren im Uebrigen unter dem Trunk uff meine und anderer Gesundheit lustig und trefflich guter Conversation in mancherlei Sprachen und nenneten mich als ihren Herr Vetter, mußte auch oben am Tisch sitzen und mir die martialische Söhne wohlgefallen lassen. Da danu unter währender Mahlzeit meine Frau Nachbarin, die Frau Magdalena Bernhard Zechin, mich vom Tisch gefordert und mich gebeten, daß ich mich doch wolle von ihnen abschrausen und nit zu viel trinken, damit ich mich nit etwa im Trunk verrede, und hat sich diese gutherzige Frau Nachbarin meiner und meiner Frau Schwieger, Hausfrau und Töchtern wohl treulich angenommen; Gott vergelts ihr!"

Hainhofer merkt übrigens verschiedenemal ausdrücklich an, daß die aufgedrungenen Gäste sich stets durchaus anständig aufführten, wozu freilich die Liebenswürdigkeit, mit der er selbst trotz der fatalen Situation den Wirth spielte, nicht wenig beigetragen haben mag. Die vielen Schmausereien und Trinkgelage hätten ihm wohl gar nicht so übel behagt, wenn nur nicht alles aus seinem Beutel gegangen wäre. Auch der weibliche Theil seiner Familie wurde mehrfach zu der Kurzweil zugezogen und stets aufs artigste behandelt.

Der folgende Tag verlief ruhiger, indem der Kornet zu einer Streifpartie in der Nachbarschaft der Stadt kommandirt war. Abends um halb 8 Uhr jedoch, nach der Mahlzeit, kamen wieder mehrere Offiziere in das Haus, um daselbst noch einen Trunk zu nehmen. Einer von ihnen ward von dem Kornet als ein fremder Oberst und intimer Freund des Obersten v. Bredow eingeführt; in Wahrheit aber war es dieser selbst, wie später von einem Soldaten verrathen wurde. Der angebliche Fremde reichte Hainhofer mit ein paar freundlichen Worten die Hand und sagte, scherzend auf den Kornet blickend: „Der Herr Bruder ist wohl losirt und besser als ich accommodirt; ich wollte mir selbst auch dergleichen hübsch Quartier wünschen." Der Offizier erwiderte vergnügt, „er habe seinem Herrn Obersten darumb zu danken, und sei er mit seinem Würth als seinem lieben Herrn Vettern und seiner Hausfrau als seiner lieben Frau Mutter und mit ihren Töchtern als seinen lieben Jungfern Schwestern wohl zufrieden".

Rasch mußte hierauf eine treffliche Collation von Konfekt und Wein hergerichtet werden, wozu Hainhofer mit Weib und Töchtern und Schwiegermutter eingeladen wurde. Der Kornet trug Sorge, daß alles hübsch paarweise nebeneinander zu sitzen kam, und es ward nun anderthalb Stunden vergnüglich gegessen, getrunken und conversirt. Hainhofer, der neben dem Fremden saß und sich unter andern eine halbe Stunde lang mit diesem vortrefflich in italienischer Sprache unterhielt, gab wieder seine vielen hohen Beziehungen zum besten. Der fremde Offizier aber meinte, das Wort Oelberger sei doch recht verkleinerlich und beschimpfend und „werde unter den Cavalliers hoch angezogen", doch wolle er sein möglichstes thun, um den Obersten v. Bredow zu besänftigen. Unter solchen Gesprächen wurde die Gesellschaft immer animirter und alles war lustig und guter Dinge, bis endlich der Herr Oberst Musik verlangte — wir lassen hier wieder unserm Berichterstatter das Wort — „umb mit meinen Döchtern zu danzen, welche (die Musik näuslich) ich so spat nit uffzutreiben gewußt; zumalen bei so beschaffenem betrübten Zustand mir keine Musik im Sinn war, hab ich ihm's ausgeredt, darauf er im Stutz gleich Gutenacht geben und heimbgangen, welchen der Kornet begleitet hat."

Den nächsten Morgen, am 13. April, kam gleich zum Frühstück ein ganzer Schwarm von Offizieren, die dem Gefangenen aufs eindringlichste zusprachen, daß er sich nun endlich mit etwas Reellem loskaufen möge, bis dieser endlich nach langem Hin- und Herfeilschen sich bereit zeigte, neben allerhand Geschenken für die Anderen, dem Oberst zwei goldene Ketten jede von hundert Dukaten Goldwerth, zu geben.

Dem Oberst, dem das neue Anerbieten ohne Verzug gemeldet ward, schien dies anfänglich nicht genug. Inzwischen aber erfuhr er, daß kaiserlicherseits kein Versuch gemacht werden würde, die Stadt gegen die Schweden zu halten, und daß infolge dessen sein und seines Regiments Aufenthalt daselbst, da Gustav Adolfs Heer schon ganz in der Nähe stand, jeden Tag zu Ende gehen könnte. Wenn er daher aus dem zähen Augsburger überhaupt noch etwas Reelleres als gute Speise und Trank herausziehen wollte, so mußte er entweder nehmen, was dieser gutwillig hergab, oder Gewalt anwenden, welches letztere, auf das bloße Wörtlein Oelberger hin, wenn sich nicht noch ein anderer besserer Grund entdecken ließ, bei den Beziehungen Hainhofers zu dem Kurfürsten von Bayern allerdings möglicherweise unangenehme Folgen hätte haben können. Er beschloß daher ein Ende zu machen, indem er am folgenden Morgen, den 14. April, seinen Oberstwachtmeister und seinen Sekretär beauftragte, die Papiere des Arrestanten zu durchsuchen, was dann auch alsbald geschah. Hainhofer mußte in seiner Kanzlei den Pult und sämmtliche Kästen aufschließen, worauf der Sekretär ein paar Stunden lang in den Briefen und Skripturen herumwühlte und schließlich etliche Schriftstücke zu dem Oberst trug. Bei dieser Gelegenheit wurden auch drei an „der Wand hängende schlagende Halsuhren, die in Kystallen Gehäuse und Gold gefaßt waren", mitgeschleppt. Aus den Papieren aber war nichts, was zu einem Vergehen gestempelt werden konnte, herauszuklauben, weßhalb es der Oberst für zweckmäßig erachtete, gelindere Saiten aufzuziehen und das letzte Anerbieten seines Gefangenen anzunehmen.

So erschien dann um die Mittagszeit heiteren Antlitzes der Kornet in dem Haus auf dem St. Annaplatz und ver-

kündete frohe Botschaft, alles sei arrangirt. Zunächst faßte er Hainhofers Töchter an der Hand, führte sie saltando an ihre Kästen und riß die Siegel ab. Sodann erklärte er dem Herrn Vater, er sei nunmehr seines Arrestes ledig, dürfe hingehen, wohin er wolle und von seinen Kisten und Kästen die daran gelegten Siegel ebenfalls entfernen. Er möge nun aber auch, fügte er mahnend bei, die verheißenen Geschenke nicht vergessen.

Hainhofer säumte nicht, der Mahnung nachzukommen und kaufte einige Ketten von dem versprochenen Werth, die er am folgenden Morgen in eigener Person dem Obersten in dessen Logis in der Goldenen Traube überreichte. Man wird es unserm Berichterstatter glauben, daß ihm die beiden schönen Ketten schwer von Herzen gegangen seien. Es war da am Ende doch nur ein recht schlechter Trost, daß der Oberst, der sich nun ungemein aufgeräumt und heiter zeigte, ihm dafür ewige Freundschaft schwur und das erzwungene Geschenk zum Andenken aufzubewahren versprach und überdies rieth, seinem Sekretär — „es war Dr. Jörg Nathan, mein 18jähriger Diener!" — dessen Leichtsinn den ganzen Handel verschuldet, eine Bastonnade zu ertheilen. Auch für den Kornet und die übrigen Offiziere nebst den Reitern, Dienern und Jungen mußten entsprechende Geschenke angekauft oder hergerichtet werden, wie z. B. eine schwarz ormesinene (leichter Seidenstoff) Schärpe mit silbernen Spitzen, güldene Ringe, silberne Löffel, Handschuhe, Stiefel, Sporne, Hüte, Federn, Degen, Balsambüchsen und dergleichen Galanterien. Außerdem wurden die abziehenden Krieger noch von Hainhofers Töchtern mit Kragen, Fazelen (Fazoletto-Taschentuch), Sträußen, seidenen Bändern und ähnlichen Kleinigkeiten beschenkt. Ich muß aber bekennen, schreibt Hainhofer, „daß dieser Oberst v. Bredow und sein Kornet wie auch seine anderen hohen Offiziere, so zum Essen zu mir kommen, abgesehen von dem unangenehmen Anlaß, rechte, wackere, verständige, höfliche, ansehnliche, discreti Cavalieri sein, wie dann nit allein mein Kornet selbst in seinem Betbüchlein . . . . täglich fleißig gelesen und bei sich in den Hosen getragen; ich ihn auch nie fluchen hören; sondern seine Reuter und Dinner, sogar die Jungen im Stall, deren zwei sie von Magdeburg mitbracht . . . ., haben allerlei schöne geistliche Lieder und Psalmen gesungen und sich gar bescheiden verhalten." Wenn nur dabei nicht soviel Geld darauf gegangen wäre! Hainhofer berichtet, die Affaire habe ihn über 1100 Reichsthaler, nach unserm Gelde über 5200 Mark, gekostet; „Gott verleihe, daß dieses mein größtes Unglück sei." Am 16. April zog Bredow mit seinem Regiment ab; einige Tage später besetzten die Schweden die Stadt, Gustav Adolf hielt seinen offiziellen Einzug am 24. April; und Hainhofer erhielt nun für die Verluste, die er erlitten, vollauf Ersatz, indem ihm vor allem der Magistrat um 6500 Reichsthaler — d. i. etwa 3250 Dukaten — einen prächtigen Schreibtisch abkaufte, der dem König als Geschenk verehrt wurde. Es war dieser Schreibtisch, der, wie unser Berichterstatter mit Selbstgefühl anmerkt, von Etlichen pro octavo miraculo mundi gehalten wurde, von Ebenholz und anderen kostbaren Holzarten angefertigt und mit Malereien, Juwelen und sonstigen Verzierungen reich geschmückt. Die Schreinerarbeit rührte von Meister Ulrich Baumgartner[1]) her, an der übrigen Ausschmückung aber hatten der Maler Hans König und viele andere Künstler mitgewirkt. Hainhofer hatte überdies die Genugthuung, das Werk eine Stunde lang dem Schwedenkönig erklären zu dürfen, wobei dieser das lebhafteste Interesse an der Sache bezeigte. Der Tisch wurde vom Rath durch eine besondere Kommission nach Stockholm geschickt und kam später in die Universitäts-bibliothek zu Upsala.[2]) Außerdem aber widerfuhr Hainhofer die Ehre, daß er nebst seinem Bruder Hieronymus auf Anordnung Gustav Adolfs zum Range eines wirklichen Patriziers erhoben und hierauf, nachdem der katholische Rath abgesetzt worden, zum Senator gewählt wurde.

Die Zeiten waren übrigens für Geschäfte in Gegenständen der Kunst und des Kunstgewerbes wenig günstig, zumal wenn sie, wie es Hainhofer that, in vornehmem Stil betrieben wurden. Statt sein Vermögen zu vermehren, büßte er im Gegentheil im Laufe der Jahre den größten Theil von dem, was er besaß, ein: 1631 zahlte er eine Vermögenssteuer von 75 Gulden, 1645 dagegen nur noch 12 Gulden 40 Kreuzer (drei Gulden damals = ein Dukat), wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß er in dem erstgenannten Jahr ausschließlich bewegliche Habe versteuerte, die zu ½ Prozent veranlagt wurde, während 1645 sein Vermögen hauptsächlich in liegendem Gut, nämlich seinem Haus, bestand, wovon nur ¼ Prozent zu entrichten war. Allein wenn man auch diesen Unterschied in Rechnung zieht, der Rückgang bleibt bemerkenswerth genug. Freilich, er war nicht der Einzige; die Verarmung der Augsburger Bürgerschaft nahm während jenes kurzen Zeitraums mit Riesenschritten zu.

[1]) Er war geb. um 1579, wurde Meister 1611, gest. 1652.

[2]) Hainhofer sagt, er habe eine ganz ausführliche Beschreibung dieses Schreibtisches verfaßt, „welche ich dieser historischen relation hinden beilegen will". Leider hat der Kopist des Diariums, worüber schon Paul v. Stetten klagt, versäumt, diese Beschreibung, die für uns jedenfalls von hohem Interesse sein würde, mit abzuschreiben.

Ossit.

Ossit ist der Schriftstellername einer vornehmen Pariser Dame, der Baronin Madeleine Deslandes. Bei uns ist dieser Name zuerst in der Uebersetzung des Buches „Ilse"[2]) bekannt geworden, in Frankreich hatte er schon seit dem Erstlingswerke der Verfasserin, dem Romane „A quoi bon?"[3]) guten Klang. Auch manche Artikel, die mit der gleichen Unterschrift in französischen Journalen und Revuen erschienen, machten viel von sich reden. In ihnen tritt eine Seele voll Schwung und hoher Begeisterungsfähigkeit hervor, in den Romanen zeigt Ossit Tiefe der Empfindung, Verständniß für die Macht der Leidenschaft und das warme, reine Gefühl des Mitleids mit den Schmerzen der Menschenbrust. — „Ilse" ist ein Idyll voll süßer Wehmuth. Das schnell vergängliche reine Liebesglück des zarten Mädchens aus dem Kleinbürgerthum der Kleinstadt wird da in Tönen voll Innigkeit geschildert. „Dem Andenken der kleinen siebzehnjährigen Ilse, die zu Bamberg drei Tage geliebt wurde und starb" widmet die Verfasserin das Buch,[4]) und der verhaltene Schmerz, der in diesen Zeilen liegt, zittert auch in dem Leser nach.

„Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehen;
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geschehen."

Die Stimmung, die aus diesen Versen klingt, ist auch die des kleinen Buches. Ganz so wird auch dem Helden zu Muthe, dem nervösen, blasirten, an der Kultur leidenden, von den Frauen und Erfolgen verwöhnten Weltmann, der in der Begegnung mit dem holden, seiner selbst unbewußten Naturkinde förmlich ein neuer Mensch wird, dem vielerfahrenen Pariser, der in der deutschen Kleinstadt einen kurzen, reinen Liebestraum durchträumt. Die zwei Welten, die da zu-

[2]) „Ilse" von Ossit. Deutsch von Georg Frhrn. v. Ompteda. Berlin, F. Fontane u. Co. 1897.

[3]) *Ossit:* Ilse. Troisième Edition. Paris, Alphonse Lemerre 1894.

[4]) *Ossit:* A quoi bon? Cinquième Edition. Paris, Alphonse Lemerre 1892.

ſammenkommen, ſind ſchon gar oft dargeſtellt worden, aber vielleicht nie zuvor hat der Gegenſatz eine ſo feine und bei aller Einfachheit ſo wirkſame Behandlung erfahren.

Still und gleichmäßig waren die Tage der kleinen Ilſe verlaufen, „Jeder liebte ſie, und ſie mochte Jedermann gern, Alle waren gut, daß es böſe Menſchen gebe, mochte ſie nicht glauben“. Da erſcheint eines Tages der Märchenprinz. Von den Bayreuther Feſtſpielen war Brian v. Trevi nach Bamberg gefahren, dort ſieht er Ilſe inmitten der Blumen in dem alten, am Waſſer liegenden Hauſe und ſein Malerauge wird von der ſchönen Erſcheinung und der ganzen Umgebung mächtig angezogen. Für Ilſe iſt er das Neue, das Unerwartete, das Ideal unbewußter Träume, das in ihr Leben tritt. Sie bringt ihm ihr ganzes unberührtes Kinderherz entgegen, und er fühlt ſich eigenthümlich von dem holden, unſchuldigen Geſchöpfe gefeſſelt. Es iſt ihm eine ganz neue, eigene Senſation, wahrzunehmen, wie dieſe reine und ſtille Seele ſich immer mehr mit ſeinem Bilde füllt. Soll er die Blume pflücken, die ihm ſo verlangend und verlockend entgegenduftet? Aber ihre Lieblichkeit, die kindlich reine Unſchuld ihrer Seele entwaffnet ihn, und von der Hingebung, mit der ſie an ihm hängt, von ihrem heiligen Vertrauen wird er ſeltſam ergriffen. Schon nach wenigen Tagen reiſt er wieder ab; Tage, die für ſie mehr bedeuten, als ihr ganzes bisheriges Leben, für ihn aber nur eine Epiſode waren, an die er ſpäter reuelos zurückdenken wird. Und er verſprach wiederzukommen, und nun füllte er auch aus der Ferne das ganze Sinnen und Denken der kleinen Ilſe aus, die täglich auf ihn wartete und immer bleicher und bleicher wurde. Sie ſtirbt bald darauf, einem unglücklichen Zufall zum Opfer werdend, aber ſchon vorher war ſie matt, müde und in dem vergeblichen Warten von Sehnſucht verzehrt. — Brian hatte in dem rauſchenden Pariſer Leben ihrer kaum mehr gedacht. Ein Jahr darauf, da er ſich in Bayreuth wieder langweilt, überkommt ihn plötzlich die Erinnerung an die kleine Epiſode, deren unſchuldiger Inhalt ihm, dem leichtherzigen Lebemann, jetzt faſt wie ein unwahrſcheinlicher Traum vorkommt. Der Gedanke, daß die liebliche Märchenfigur ihm als plebejiſche, behäbige Bürgersfrau entgegentreten, daß das ſanfte Bild ihm nun vergröbert erſcheinen werde, berührt ihn unbehaglich. Dennoch geht er hin, aber er findet die Blumen verdorrt, den Garten verwüſtet und Ilſe im Grabe liegend. Und nun erfährt er, wie ſie treu und ſehnſüchtig ſeiner geharrt. —

Wie ein lyriſches Gedicht lieſt ſich dieſes voll inniger, warmer Empfindung dargeſtellte Menſchenſchickſal. Man denkt bei der lieblichen Ilſe an die Märchenfiguren „mit dem Antlitz weiß wie Milch und den Lippen roth wie Blut“ oder an die kleinen Mädchenköpfchen, die aus alten Miniaturen uns mit großen fragenden Augen anblicken. Wie der an raſche und leichte Erfolge gewöhnte Weltmann von der Macht einer reinen vertrauenden Seele bezwungen wird, das iſt hier einfacher und feiner ausgeführt, als in manchen deutſchen und auch nordiſchen Erzählungen, die das gleiche Stoffgebiet behandeln. Vielleicht iſt in der Charakteriſtik Ilſe's ein etwas allzu ſüßlicher Zug, auch in der Ausdrucksweiſe iſt manches zu ſehr ſtiliſirt. So wenn die Häuschen, die den Mainkanal umſäumen, mit einer Whiſtler'ſchen Radirung verglichen werden, wenn es von dem Bruder Hans Turner heißt: „ein ſchöner Burſch, der braun war von Angeſicht wie ein Bild des Ribeira“. Wir ſehen die Dinge doch weit lieber ſo, wie ſie unmittelbar auf den Beſchauer wirkten, als daß wir uns mit Bildern abſpeiſen laſſen, die ihm bei ihrem Anblick in den Sinn kommen mochten. Etwas geſucht iſt es auch, wenn die ſchwarzen Schwertlilien „nach dem Schuldgeſetz der Parias einſam in ihrem Unglück, ſtolz und elend wie die Enterbten“ genannt werden. Doch das ſind Kleinigkeiten gegenüber dem ſtarken Eindruck, den das Buch in uns zurückläßt. „Ilſe“ iſt ganz das deutſche Gretchen, wie es den Franzoſen erſcheinen mag, die ſich die Mühe nehmen, ſich in deutſches Weſen zu vertiefen. Der treue Gewürzkrämer und Blumenfreund Heinrich Rothkeppel iſt ebenfalls mit Liebe und Wohlwollen gezeichnet; etwas karikirt, auch im Namen, iſt die eiferſüchtige Nachbarin Lina Minniglich.—Ompteda's Ueberſetzung iſt recht gut, aber ſie kommt dem Original doch nicht gleich. Dort heißt es zum Beiſpiel:

„Une mélancolique tendresse d'un moment, pitoyable et désintéressée, pour cette petite qui l'aimait, le rendit doux et triste.

Il la prit dans ses bras, elle s'y blottit comme un enfant qui va mourir, et il vit sur ce visage souffrant une tendresse céleste, unique et poignante, quelque chose d'invincible et de divin et de mortel, qu'il n'avait jamais rencontré. — Pourtant, combien il en avait vu déjà des yeux en pleurs d'amoureuses!“

und das klingt ganz anders, als die Ueberſetzung:

„Schwermüthige Traurigkeit, mitleidsvoll und uneigenſüchtig, überkam ihn einen Augenblick um dieſe Kleine, die ihn liebte, und er ward weich geſtimmt. Er nahm ſie in den Arm, ſie ſchmiegte ſich hin, wie ein ſterbendes Kind, und er ſah auf dieſem Leidensangeſicht überirdiſche Liebe, einzig und ſchmerzlich, etwas Siegerhaftes, göttlich und doch von dieſer Erde, wie er es noch nie gewahrt.“

Das Kunſtwerk ſollte nur aus und durch ſich ſelbſt wirken, und für den Eindruck, den ein Buch auf uns macht, kann es gleichgültig ſein, wer der Verfaſſer iſt. Zuweilen iſt aber der Gegenſatz zwiſchen dieſem und ſeinem Werke geeignet, den Reiz zu erhöhen, den dieſes auf uns ausübt. So auch hier. Eine Dame der großen Pariſer Welt, die dem lieblichen deutſchen Mädchen eine Verherrlichung widmet, wie ſie duftiger und zarter kaum noch vorgekommen, eine durch und durch moderne Frau, eine Verehrerin Nietzſche's, die faſt in der Weiſe unſrer Altvordern für himmelblaue Augen und himmelblaue Seele ſchwärmt, eine Vollblutfranzöſin, die ganz in die intimen Reize deutſchen Kleinſtadtlebens eingedrungen iſt und für ihre Darſtellung Töne von einer Innigkeit findet, die an Storm und Raabe anklingt — fürwahr, das ſind der Gegenſätze genug.

Ilſe iſt die mitleidvolle Darſtellung ſchuldloſen Liebesleides, in dem früheren Roman „A quoi bon?“ kommt das Mitgefühl für das Leid ſchuldvoller Liebe zum Ausdruck. Dieſes melancholiſche Buch trägt das Motto von Lytton: „I fear Life's many changes, not death's changelessness“ und es hat in ungleich ſtärkerem Maße franzöſiſchen Charakter, als „Ilſe“. — Es ſind nur drei, eigentlich nur zwei Perſonen, die darin hervortreten, die kleine Nadège de Breſſac, die als achtzehnjähriges Mädchen ſich mit dem dreißig Jahre älteren Des Incart verlobt und ihrem Vetter und Jugendgeſpielen Jean de Latrec mit dürren Worten ſagt, daß ſie jenen heirathe, weil er reich iſt. Aber die Heirath wurde dann für Nadège eine ſchreckliche Ueberraſchung, „denn ſeltſamerweiſe, offenbar infolge einer großen, urſprünglichen, angeborenen Reinheit des Geiſtes und des Herzens, war dieſes ſehr kokette und gewandte Weltkind inmitten des Kreiſes, wo ſie lebte, naiv und unſchuldig wie ein Kind geblieben“. Latrec aber hatte ſie ſeit jener offenen Antwort verachtet, und da ſie einander nach Jahren wieder begegneten — ſie iſt mit dem Gatten, der alles thut, was er ihr an den Augen abſieht, nach Aegypten gereiſt, wohin Latrec dann als Geſandtſchaftsattaché verſetzt wird —, da wendet ſich ihr Herz dem Jugendfreunde mit der vollen Kraft der erſten Liebe zu. Er jedoch erblickt in ihr nur die gefallſüchtige Kokette und glaubt auch, daß er nicht der Erſte ſei, der ſie eroberte. Sie kämpft gegen die Verſuchung und

Digitized by Google

sieht ihren Gatten an, Kairo mit ihr zu verlassen. Dieser, nicht ahnend, was in ihr vorgeht, fordert den jungen Freund und Verwandten auf, sie zum Bleiben zu bestimmen, und endlich gibt sie nach. Dann durchleben sie ein paar selige Monate. Für sie ist die Liebe zu dem Jugendgeliebten alles, ihm aber ist der Erfolg nur eine hübsche Eroberung, und wenn er manchmal von der Wärme und Aufrichtigkeit ihrer Empfindung hingerissen wird, dann redet er sich gewaltsam vor, daß sie ja doch nichts sei, als eine niedrige Seele, und er wird ihrer mit der Zeit überdrüssig. Da sie, nach Paris zurückgekehrt, erst kühle Briefe und dann gar keine mehr erhält, da empfindet sie die Verse Heine's, die in ihren vier Zeilen eine Welt von Traurigkeit, einen Abgrund von Trostlosigkeit enthalten:

„Anfangs wollt' ich fast verzagen,
Und ich glaubt', ich trüg' es nie,
Und ich hab' es doch getragen,
Aber fragt mich nur nicht wie."

„Wie fast alle Verse von Heine, enthalten auch diese soviel Wahrheit, daß sie schmerzlich wirken, und dann trägt man mit sich die Bürde ihrer Traurigkeit, wie eine wehmüthige Erinnerung." Und als sie dann hört, daß Jean sich einer Anderen zugewandt hat, da macht sie zur Wahrheit, was sie ihm eines Tages gesagt hatte: „Wenn du je aufhören solltest, mich zu lieben, dann tödte ich mich." Sie wird in den letzten Stunden noch von dem Gedanken erfüllt: „Je veux me faire jolie pour mourir" und bekleidet sich mit einem Phantasiekostüm, in dem sie „in Schönheit stirbt". Jean, dem sie noch den ihr einst gegebenen Ring zurückschickte und der durch die Anzeige ihres Todes zu der Erkenntniß kommt, wie schweres Unrecht er ihr gethan hat, wird durch das Bewußtsein niedergeschmettert, daß all seine Reue vergebens sein wird. „Ihre Liebe, die wie ihr Schmerz grenzenlos war, sind vergeblich, wie ihr Tod es auch war, denn sie erfuhr ja nie, daß er sie beweinte, und sie nahm mit in das Grab die letzte und höchste Bitterkeit des Zweifels." Wenn aber die Verfasserin die trübe Geschichte mit der Frage ausklingen läßt: „A quoi bon vivre?", so kann dies für das dargestellte Einzelschicksal zutreffen; die Verneinung des Willens zum Leben, das grausame Räthsel des menschlichen Lebens, das unerbittliche „zu spät" jedweder Existenz daraus zu folgern, ist sie in dieser Allgemeinheit wohl nicht berechtigt. „A quoi bon vivre? puisque la vie n'est qu'une désolation sans bornes...." Diesen Menschen fehlt eben, was das Leben lebenswerth macht, das Gefühl der Pflicht. — Einzelne Episoden des Buches sind übrigens mit großer Kraft dargestellt, so die letzten Stunden Nadèges, so auch einzelne der Scenen in Aegypten bei den Pyramiden und in den Bazaren.

Geradezu frappant für deutsche Begriffe ist die naive Selbstverständlichkeit, mit der die Treulosigkeit gegen den Gatten, den aufopfernden, zarten, rücksichtsvollen Gaetan des Incart, der seine Frau aufrichtig liebt, behandelt wird. Gaetan des Incart ist als echter Kavalier geschildert, der seine ätherische Frau wirklich lieb hat und mit hingebender Treue behandelt. Welch eine Verirrung, wenn die Frau einen solchen Gatten gleichmüthig hintergeht, überhaupt nicht zum Bewußtsein einer Schuld kommt und für nichts mehr Sinn hat, als für die Treulosigkeit des Geliebten! Freilich ist die Leidenschaft der Empfindung für diesen mit außerordentlicher Kraft dargestellt und das ganze Buch ist ein flammendes Plaidoyer für das Recht der Leidenschaft. Ossit läßt ihre Heldin nichts davon erfahren, wie der Geliebte in der ganzen Zeit, da sie sich mit ihm glücklich fühlte, über sie dachte; vielleicht hätte ein solches Ahnen ihren Entschluß, aus dem Leben zu gehen, noch stärker motivirt. An künstlerischer Abrundung ist dies erste Buch dem zweiten ebensoweit überlegen, als es an Reinheit und Tiefe der Empfindung ihm nachsteht.

Wie der Name Ossit zu erklären ist, darüber sagt die erwähnte Vorrede nichts. Es heißt dort unter anderem: „Sie schreibt in ihrem mit künstlerischer Eleganz ausgestatteten „Hotel" in Paris, sie musizirt, dichtet und malt. Sie trägt keinen Schmuck, als ihre Jugend und Schönheit und eine einzige mächtige rothe Perle. So hat sie Burne-Jones gemalt." Das Titelblatt der deutschen Uebersetzung ist mit ihrem Bilde geziert: eine schöne, schlanke Frau, die Arme über dem wallenden Haare gekreuzt, die Augen schwärmerisch nach oben gerichtet.

Außer ihren beiden Romanen hat die Baronin Deslandes, wie schon oben erwähnt, verschiedene Artikel im „Figaro", im „Gaulois", in der „Nouvelle Revue" ꝛc. veröffentlicht. So brachte vor drei Jahren der „Figaro" aus ihrer Feder eine Studie über den großen englischen Maler Burne-Jones, durch die dieser geniale Künstler den Franzosen zuerst bekannt wurde. Vor zwei Jahren erschien an der Spitze des „Figaro" ihr Artikel „L'empereur de la paix", eine begeisterte Huldigung für unsern Kaiser, den Ossit für den interessantesten Geist unsres Zeitalters hält. Dieser Artikel, der damals großes Aufsehen machte und um der Stelle willen, an der er erschien, die Bedeutung einer politischen That besaß, ist in der deutschen Presse eingehend gewürdigt geworden. In ganz schwärmerischen Tönen preist darin die Verfasserin den Kaiser und seine unablässigen Bemühungen, den Frieden zwischen den Völkern zu erhalten und zu befestigen, und die bewunderungswürdige Weise, in der er bei verschiedenen Anlässen zu den Franzosen gesprochen hat. Kaiser Wilhelm ist für sie „die modernste, neueste Verwirklichung jenes deutschen Geistes, der sich über die ganze Welt zu verbreiten scheint und dessen Ausdruck Nietzsche gewesen ist. Ist er nicht in der That das Abbild, die Vollendung, der Ausdruck jener Form des Uebermenschen, von dem Nietzsche sagte, daß er der Geist der Erde ist. Aber ein Uebermensch, dessen Gott nicht todt ist, nicht ein zerstörender Uebermensch, der große Uebermensch des Friedens."

Nicht weil Ossit eine „moudaine" ist, wie es in der mehrfach erwähnten deutschen Vorrede zu „Itje" nicht ganz geschmackvoll heißt, sondern weil sie bei voller Inkarnation der französischen Eigenschaften warmes Interesse und tiefes Verständniß für deutsches Wesen zeigt, wegen ihres edlen Eifers, vereinigend und ausgleichend zwischen den beiden Nationen zu wirken, und vor allem auch durch das, was sie künstlerisch geschaffen hat, erscheint Ossit des Antheils deutscher Leser in hohem Grade würdig.

Sigmund Schott.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosophisch-historische Klasse.** Sitzung vom 6. Okt. Der vorsitzende Alterspräsident Hofrath Siegel gibt dem tiefen Schmerz Ausdruck, über den Verlust, welchen die kais. Akademie durch das am 30. Juli erfolgte Hinscheiden ihres Präsidenten, Dr. **Alfred Ritter v. Arneth**, wirkl. geh. Rathes und Direktors des k. k. geh. Haus-, Hof- und Staatsarchivs, erlitten hat. Derselbe macht weiter Mittheilung von dem am 21. Sept. erfolgten Ableben des k. M. im Auslande Hrn. Dr. **Wilhelm Waltenbach** in Berlin. Der Sekretär legt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung des w. M. Dr. Hugo **Schuchardt**, Prof. an der Universität in Graz: „Romanische Studien. I.", vor. Es wird hier, wie der Verfasser bemerkt, dargethan, daß die jetzt allgemein aufgegebene Etymologie von ital. savio, franz. sage u. s. w. aus lat. sapidus doch die richtige ist. In den Vordergrund ist die Geschichte der Adjektive auf -idus gestellt worden, in welche verschiedene längere Exkurse eingefügt sind. Für das Lateinische ergibt sich dabei manches

nach unmittelbar, so rubidus „raub", bei Plautus und Symphasius nachgewiesen, rustum „Brombeerstrauch", bei Virgil wieder eingesetzt. Der Sekretär übergibt weiter eine Arbeit des Hrn. Franz Jäger, Gymnasialprofessor in Klagenfurt: „Die Goldbergbaue des Lavantthales in Kärnten. Ein Beitrag zur Geschichte des Bergbaues in den Alpenländern", um deren Aufnahme in die akademischen Schriften der Verfasser ersucht. Der Sekretär überreicht endlich eine Abhandlung des Staatsarchivars Dr. Joseph Lampel in Wien: „Das Verzeichniß der Pettsteiner Reichslehen", um deren Aufnahme in das Archiv der Verfasser ersucht. Das w. M. Hofrath Dr. Fr. Zoglé legt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung vor unter dem Titel: „Evangelium Dedromiri. Ein altmalevonisches Sprachdenkmal des Altslovenischen aus dem 12. Jahrhundert", worüber er sich folgendermaßen äußert: Der auf Pergament geschriebene Codex dieses altkirchenslawischen Evangelientextes kam vor kurzem aus dem Orient nach Wien und wurde von mir erworben, um seine weitere Wanderung aufzuhalten. Obgleich bereits einige derartige Texte theils herausgegeben, theils wenigstens sprachlich beworthet sind, verdient dennoch noch dieser Codex, den ich nach einer hinter dem Evangelium Lucae hinzugefügten, gleichzeitigen Notiz Dedromirs Evangelium nenne, eine nähere sprachliche Analyse, an er so manche, sonst äußerst selten oder überhaupt gar nicht begegnende Eigenthümlichkeit aufweist. Auch paläographischen Merkmalen erinnert diese Handschrift vielfach an „Savina Knigu", nur dürfte sie etwas später, also im 12. Jahrhundert, geschrieben worden sein. — Sitzung vom 13. Oct. Der Sekretär legt eine für das Archiv bestimmte Abhandlung des k. M. Dr. Franz R. v. Krones, Prof. an der Universität Graz: „Das Cistercienserkloster Saar in Mähren und seine Geschichtschreibung" vor. Hierüber schreibt der Verfasser: Der Schwerpunkt dieser Studie ruht in dem Nachweise, daß Heinrich, der Mönch und Chronist des Cistercienserklosters Saar, am böhmisch-mährischen Gemärke, und Heinrich von Heimburg, der Verfasser von Jahrbüchern, beide 1242 geboren und mit 1300 ihre Werke abschließend, eine und dieselbe Person seien, wie dies 1882 Emler bereits aussprach, ohne jedoch diese Ansicht ausführlich und überzeugend zu begründen. So bleiben denn auch die maßgebenden Vertreter der mittelalterlichen Quellenkunde, Wattenbach und Lorenz, die Ansicht von der Verschiedenheit beider Persönlichkeiten fest. Dieser aus den beiden Werken erschöpfend gebotene Nachweis der Richtigkeit der Annahme Emlers findet in dem Exkurse, welcher alle Parallelstellen aus den doppelten literarischen Nachlässen Heinrichs von Heimburg übersichtlich zusammenfügt, seine augenfällige Ergänzung. Der Gang dieser Untersuchungen rechtfertigt zugleich den Inhalt des metrischen „Chronicon domus Saxensis" neben dem der „Annalen", welcher zunächst in seinem zeitgeschichtlichen Gehalte und dann mit besonderer Rücksicht auf den einleitenden Theil, der als „Cronica Bohemorum" mit 861 einsetzt und eine lockere Reihe gemischter Daten bis auf die Zeiten Heinrichs von Heimburg liefert, nach allen Richtungen untersucht werden. Es ergibt sich da zunächst als mehr denn wahrscheinlich, daß Heinrich von Heimburg bis 1125 nicht das Chronikon des Cosmas an sich, sondern eine auf diesen beruhende chronistische Vorlage, einen Auszug gemischter Daten, sammt einer Regententafel benutzte, wie derartiges in den „Annalen aulae regiae" und in den mit diesen wesentlich identischen „Annales Bohemiae brevissimi" vorausgesetzt werden muß, ohne daß sich jedoch — nach der einen Seite — eine allen drei gemeinsame Grundlage oder — nach der anderen — die Benützung der Annales Henrici Heimburgensis in den beiden genannten jüngeren Chronographien erweisen läßt. Ebensowenig kann man eine Benutzung der sogenannten „Continuationes Cosmae" von 1125—1283, der „Annales Gradicenses", spezifisch Olmützer Quellen (wie man annahm), oder der Annales Austriae — zunächst der in den Cistercienserklöstern Niederösterreichs, Heiligenkreuz und Zwettl, gepflegten Jahrbücher — greifbar belegen, was auch einer direkten Benutzung weltgeschichtlicher Kompendien, einerseits eines Eberhard von Aura, eines Otto von Freising, andererseits eines Vincenz von Beauvais und Martin von Troppau (Polonus) gilt. Die Würdigung der metrischen Chronik vom Entstehen und Wachsen der Saarer Klostergemeinde mußte jedoch zu weiteren Erörterungen führen. Zunächst galt die Untersuchung dem Prosa-Anhang dieser Chronik, welcher sich als „Genealogia fundatorum" einführt und allem Anschein nach den Schreiber des einzigen bisher bekannt gewordenen Manuskripts der Chronik, Johann von Augsburg, den jüngeren Klosterr- und Zeitgenossen Heinrichs von Heimburg, zum Verfasser hat, indem sie, aus der Chronik geschöpft, über deren Schlußjahr (1300) nur bis 1312 hinauskommt. Diese Genealogia fundatorum, seit 1854 sammt dem „Chronicon domus Saxensis" von Rocpell veröffentlicht, wurde Anfang des 16. Jahrhunderts von einem Saarer Konventualen bis 1312 abgeschrieben, aber willkürlich abgeändert und bis 1511 fortgesetzt. So kam das seit 1751 bekannte „Chronicon Zdlarense" zustande, worin wir nichts anderes als abermals einen „Genealogia fundatorum domus Saxensis" vorfinden, aber mit willkürlichen Abänderungen der älteren Vorlage. Daraus erhellt denn die unverkennbare Tendenz, das Haus Georgs von Kunstatt-Podiebrad, des Reichsverweisers und Königs von Böhmen, und insbesondere dann seine vom dritten Sohne, Heinrich dem Aelteren, begründete Nachkommenschaft, die schlesischen Fürsten von Münsterberg-Oels, mit der 1312 thatsächlich erlöschenen Obrauer Stiftersfamilie des Klosters Saar als unmittelbare oder gerade Descendenz zu verknüpfen und durch eine auf absichtlichem oder unabsichtlichem Irrthum beruhende Kombination auf den letzten Obrauer, Smil II. († 1312), angeblich jenen, der sich der Erste vom Kunstatt geschrieben habe, als direkten Ahnherrn zurückzuführen. Den Nachweis dieser thatsächlichen Fälschung des Stammbaumes der Kunstatt-Podiebrader machte die genealogische Beleuchtung der mit der Stiftung des Cistercienserklosters Saar unmittelbar und mittelbar zusammenhängenden und untereinander durch gemeinsame Abstammung oder Schwägerschaft verwandten Häuser Obrau und Kunstatt, sodann Ronow-Ploau-Lichtenburg-Lipa, nothwendig.

* Ueber die Lebensverhältnisse in dem berühmten Lick-Observatorium auf Mount Hamilton in Kalifornien berichtet u. Schweiger-Lerchenfeld in seinem bekannten astronomischen Prachtwerke, und wie entnehmen diesem Berichte einige interessante Stellen: Schon die Weltabgeschiedenheit des Ortes stellte an vornherein an die Bewohner dieser wissenschaftlichen Einsiedelei gewisse Anforderungen, welche nicht alltäglicher Natur waren. Gleich zu Beginn der Thätigkeit des großartigen Observatoriums gestaltete sich der Aufenthalt daselbst ziemlich unbehaglich. Die Winter brachten Zustände, welche fast an die Schrecken einer Polarstation erinnerten. Die Häuser der Astronomie- und Beobachtungsgebäude versanken in Schneemassen von 4 m Höhe, aufgethürmt von orkanartigen Stürmen, unter deren Anprall 5 cm starke eiserne Stützen wie Holzstäbe zusammenbrachen. Die großen Beobachtungsluppen froren ein, wodurch der Beobachtungsmechanismus versagte; die Wege waren ungangbar, aller Verkehr mit der Außenwelt hörte auf. In den Wohnräumen herrschte tagelang, ja durch Wochen, eine Temperatur, welche nicht über den Nullpunkt hinauf zu bringen war, so daß das Wasser auf dem Speisetische gefror und Linien, wenn sie gewaschen wurden, sich mit einer Eisschicht überzogen. Die Heizung verjagte, weil der Ofen die Kamine flammen 2 bis 3 Meter weit in das Zimmer blies. Zu all dem Schlimmen trat Holzmangel ein. Allerdings waren und sind dies nur Episoden, denn drei Viertel des Jahres hindurch herrscht auf dem Mount Hamilton ein fast ungestört heiteres Wetter. Mitunter aber stellten auch im Sommer sich gewisse Beschwernisse ein. Die Wasserreservoirs wurden trocken, Erdbeben machten die Grundfesten des Observatoriums wanken und fügten ihnen bedenkliche Risse bei. Allen diesen Beschwernissen zum Trotz arbeitet die wackere Schaar dort oben mit unbesiegbarem Eifer und der schönen Tage sind genug, um sie mit ihrem Schicksal zu versöhnen. — Besonder Beachtung verdienen einige Daten über den Besuch des Observatoriums seitens Fremder. Jeder Besucher wird während der üblichen Dienststunden empfangen, wenn nur ein Astronom für die Leitung des Fremden über die nöthige Zeit verfügt. An bestimmten Abenden in jedem Monate, jedoch nie öfter als einmal in der Woche, werden für den Empfang mehrere Stunden reservirt, wenn nicht gerade bewölkter Himmel ist. Die Besucher werden sodann während dieser Stunden durch die Beobachtungsräume geführt. Die Empfänge während der Tageszeit geschehen täglich innerhalb des ganzen Jahres und die Ausdehnung der Besuchsstunden gewinnt noch dadurch bedeutend an Werth, daß den Besuchern seitens der Astronomen alles Interessante und Wissenswerthe gezeigt wird, wenn dadurch nicht zu besorgen ist, daß die Beobachtungen Störungen erfahren. Bemerkenswerth ist die große Frequenz der Sternwarte seitens der fremden Besucher, für welche nachstehende Zahlen sprechen. Es erschienen im ersten Jahre (vom 1. Juni 1888 bis zum 1. Juni 1889) etwa 6400 und in jedem folgenden, immer mit dem 1. Juni beginnenden Jahr bis inclusive 1894 der Reihe nach 5132, 5005, 5959, 5472 und 5747 Besucher, was für 6 Jahre zusammen 33,715 ergibt. Auf diese Weise steht das

Ak-Observatorium mit der Bevölkerung in beständigem, geistigem Kontakt, und es kann dies nicht verfehlen, einen ganz merkbaren Einfluß auf den intellektuellen Fortschritt des ganzen Landes zu äußern.

* **München.** Der derzeitige Vorstand der allgemeinen Abtheilung der hiesigen Technischen Hochschule, Prof. Dr. Ludwig Burmester, wurde wegen Krankheit auf sein Ansuchen von dieser Funktion enthoben; an seine Stelle wurde der ordentliche Professor der Nationalökonomie, Statistik und Finanzwissenschaft Dr. Max Haushofer für das Studienjahr 1897/98 gewählt.

* **Marbach** a. N., 10. Nov. Schillers Geburtstag. Die bürgerlichen Kollegien haben beschlossen, dem Hrn. Gebrimroth Dr. v. Steiner in Stuttgart das Ehrenbürgerrecht der Stadt Marbach zu verleihen als Zeichen dankbarer Verehrung für die jahrelange treue Förderung der dem Andenken Friedrich Schillers gewidmeten Bestrebungen.

* **Göttingen.** Für den Lehrstuhl der Pharmakologie an der hiesigen Universität ist, wie der „Berl. Wissensch. Korr." mitgetheilt wird, als Nachfolger von Professor Marmé, Regierungsrath Dr. Jacoby, Mitglied des kaiserlichen Gesundheitsamtes, ausersehen.

* **Berlin.** Den Privatdozenten an der hiesigen Universität Dr. Richard Sternfeld und Dr. Erich Lisegang ist das Prädikat „Professor" beigelegt worden. Ersterer ist Dozent für mittlere, Letzterer für neuere Geschichte.

* **Breslau.** Am 13. November feiert einer der Restoren der Bakteriologie, Prof. Ferdinand Julius Cohn in Breslau, sein 50jähriges Doktorjubiläum. Der Jubilar wirkt seit 1850 an der Universität seiner Vaterstadt Breslau, deren Lehrkörper er seit 1871 als ordentlicher Professor der Botanik angehört. Seine Untersuchungen gelten hauptsächlich der Physiologie und Biologie der niedrigsten pflanzlichen Organismen, der niederen Algen, Pilze, Radiolarien und besonders der Bakterien und Vibrionen, deren Zugehörigkeit zu den niederen Pflanzen er 1854 erkannte. Auch als populärwissenschaftlicher Schriftsteller ist er von Beginn seiner Laufbahn an mehrfach hervorgetreten.

* **Aus Oesterreich.** Der außerordentliche Professor Dr. Leo Strenbach ist zum ordentlichen Professor der klassischen Philologie an der Universität in Krakau, der außerordentliche Professor der mechanischen Technologie an der Technischen Hochschule in Brünn Alfred Haußner zum ordentlichen Professor dieses Faches an der genannten Hochschule und der Lehrer des Modellierens an der Technischen Hochschule in Wien Rudolf Weyr, zum außerordentlichen Professor an dieser Hochschule ernannt worden.

* **Upsala.** Von dem Großhändler Konsul Franz Kempe in Stockholm wurde der hiesigen Universität die Summe von 150,000 Kronen zur Errichtung einer außerordentlichen Professur der Pflanzenbiologie geschenkt. Zum ersten Inhaber dieser Professur bestimmte der Geschenkgeber selbst den bisherigen Lektor am Landwirthschaftlichen Institut in Ultuna, Dr. Lundström.

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9.

Soeben erscheint: (17049)

Die Entwicklung des Geistes beim Kinde und bei der Rasse. *(Methoden und Verfahren.)* Von Prof. J. M. Baldwin. Deutsche, nach der dritten englischen Auflage vom Verfasser veranstaltete Ausgabe. Mit einem Vorwort von Prof. Th. Ziehen. Mit siebzehn Figuren und zehn Tabellen. Gr. 8°. XVI, 470 S. Mk. 8,—.

Die Vererbung. Ein Kapitel aus einer zukünftigen psychophysiologischen Einleitung in die Pädagogik. Dargestellt von Lic. theol. Rudolph Schäfer. Gr. 8°. VIII, 112 S. Mk. 2,—.

Die Raumwahrnehmungen des Tastsinns. Ein Beitrag zur experimentellen Psychologie. Von Dr. Victor Henri. Lex. 8°. XII, 228 S. Mit 29 Abbildungen und zahlreichen Tabellen. Mk. 7,50.

Unterricht und Ermüdung. Ermüdungsmessungen an Schülern des Neuen Gymnasiums in Darmstadt von Dr. Ludwig Wagner. Mit zahlreichen Tabellen. Gr. 8°. 134 S. M. 3,60.

(Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädag. Psychologie und Physiologie, herausgeg. von Schiller u. Ziehen, Heft 4. **Subscript.-Preis für einen Band (30 Bogen) Mk. 7,50.**)

Ausführliche Prospekte gratis und franko.

Deutsche Nähmaschinen

bester Qualitäten,

ausgestattet mit allen neuesten Erfindungen. Vollkommener Mechanismus, rasches Nähen, elegante Ausstattung, bescheidene Preise.

Keine Erhöhung bei Theilzahlung.

Kataloge und Versandt franko.

Reellste Bedienung.

Chr. N. Schad, München,

Hoflieferant, (13968)

Perusastrasse 11 ✻ Kaulbachstrasse 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Berufsgliederung und Reichtum.

Untersuchungen

über den

Einfluß der Veränderungen in der Berufsgliederung auf Reichtum und Staatsmacht.

Von

Dr. J. Goldstein.

Mit 3 Karten. — Preis geheftet 4 Mark.

Gegenüber der oft wiederholten Behauptung, daß der Landwirtschaft treibende Teil unserer Bevölkerung die hauptsächlichste und ergiebigste Quelle der Staatskraft und Staatswohlfahrt sei, schien es dem Verfasser angezeigt, einmal auf dem Wege einer auf thatsächlichen Feststellungen gestützten Untersuchung, zunächst an den Verhältnissen Englands zu ergründen, inwiefern Macht und Reichtum auf der Landwirtschaft einerseits, der Industrie und dem Handel andererseits beruhen, und welche Verschiebungen in der Bedeutung dieser Berufsstände in den letzten Jahrhunderten zu verzeichnen sind. (16993)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Demnächst erscheint, Zusendung gratis und franko!

Antiquar. Anzeiger für Bibliophilen.

Nr. 101. Seltene alte Werke. Wertvolle Holzschnitt- und Kupferdruckwerke. Litterar. und bibliograph. Seltenheiten. Kulturgeschichtliches. Raritäten f. Bibliophilen. Seltene Drucke u. Ausgaben. Meist teure, seltene Werke enth.

Stuttgart. J. Scheible's Antiquariat.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Freitag, 12. November. Nummer 256.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ein französisches Werk über die deutsche Landwirthschaft und ihre gegenwärtige Krisis. Von Dr. Gustav Beckmann. — Pulcinella in Pompeji. Von F. Boll. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ein französisches Werk über die deutsche Landwirthschaft und ihre gegenwärtige Krisis.

Nicht selten und auch nicht ganz ohne Grund hat man unsern französischen Nachbarn und ihrer Wissenschaft insbesondere von deutscher Seite den Vorwurf gemacht, daß sie in stolzer Selbstgenügsamkeit nicht allzusehr um das sich kümmerten, was jenseit ihrer Grenzpfähle im geistigen wie im wirthschaftlichen Leben der Völker vor sich geht: es ist bekannt, daß von den großen Nationen Europa's keine so wenige ihrer Söhne in die Welt hinausschickt, wie gerade die französische. Und manche Eigenheiten, um nicht zu sagen Schattenseiten, im Charakter des begabten Volkes lassen sich wohl mit Recht auf diese mangelnde Kenntniß anderer Völker zurückführen.

Dem aufmerksamen Beobachter des französischen Volkslebens wird es jedoch nicht entgangen sein, daß sich hierin seit einiger Zeit ein Umschwung vorbereitet. Die französische Wissenschaft vor allem hat einen großen Antheil an dieser Wandlung, und nicht den geringsten der Gelehrte, dem wir das Werk verdanken, auf das in den folgenden Zeilen die Aufmerksamkeit des deutschen Lesers gelenkt werden soll.

Vor etwa 3 Jahren wurde in Paris das Musée social gestiftet, ein Institut zur Erforschung und Behandlung sozialwissenschaftlicher und volkswirthschaftlicher Probleme. Ein Privatmann, Graf Chambrun, stattete es — ein für den deutschen Adel sehr beherzigenswerthes Beispiel! — mit reichen Mitteln aus und veranlaßte, daß im September 1895 eine Kommission von fünf Gelehrten nach Deutschland geschickt wurde, um die deutsche Landwirthschaft und die Krisis, in der sie sich befindet, mit möglichster Gründlichkeit zu studiren: man hatte sich überzeugt, daß die in allen alten Kulturländern Europa's herrschende Nothlage gerade in Deutschland das beste Beobachtungsfeld bot, da sie hier am heftigsten auftritt und am anhaltendsten die Parteien sowohl wie die Regierung und die nationalökonomische Wissenschaft beschäftigt. Mit der Führung der Kommission wurde Georges Blondel betraut, Professor an der Pariser Universität; seine Mitarbeiter waren Charles Brouilhet, Edouard Julhiet, Lucien de Sainte Croix und Louis Quesnel.

Blondel war kein Neuling mehr in Deutschland; den deutschen Gelehrten war sein Name seit Jahr und Tag auf das vortheilhafteste bekannt. Er hatte auf deutschen Universitäten Rechtswissenschaft, Nationalökonomie und Geschichte studirt und war zu einer großen Anzahl hervorragender deutscher Gelehrter in persönliche Beziehungen getreten: die deutsche Sprache hat er so mit erstaunlicher Sicherheit beherrschen und deutsche Zustände mit einer an die besten Körpe seines Vaterlandes erinnernden Unparteilichkeit beurtheilen gelernt. Auf wiederholten Reisen in Deutschland hat er später seine Kenntniß von Land und Leuten erweitert; der Wissenschaft hat er gründliche Werke zur deutschen Geschichte geschenkt; seinem Volk hat er, wo es ihm angebracht schien, ohne Furcht in der Schilderung deutschen Wesens einen Spiegel vorgehalten: so wenn er, der Schüler deutscher Universitäten, den französischen Fachschulen napoleonischen Angedenkens mit ihren nur auf das Praktische gerichteten Zielen die Universität der deutschen Bildung gegenüberstellte und damit zu der jüngst erfolgten Umgestaltung des französischen Universitätswesens nach deutschem Vorbild erfolgreiche Anregungen gab, oder wenn er in seiner Darstellung der deutschen Kolonialpolitik seinen Landsleuten in Worten, aus denen man die patriotische Besorgniß deutlich herausfühlt, den Unternehmungsgeist und das wachsende Volksthum der deutschen Rivalen vor Augen führte, im Gegensatz zu dem Kleben an der Scholle, zu der Rentiersgenügsamkeit der französischen Bürger und Bauern und im Gegensatz auch zu dem Stillstand in der französischen Volksvermehrung — ein Gegensatz, der ihm auch in seinem neuesten Werk eine patriotische Klage entlockt. Keinem Besseren wohl konnte der wichtige Auftrag zur Erforschung eines so bedeutsamen Abschnittes des deutschen Wirthschaftslebens ertheilt werden.

Blondel und seine Mitarbeiter haben sich zum Zweck ihrer Studien 3 Monate in Deutschland aufgehalten, an und für sich eine kurze Spanne Zeit, namentlich im Verhältniß zu der Fülle der Beobachtungen, die sie während derselben aufgezeichnet haben. Verständlich wird diese Fülle nur, wenn man sieht, mit welcher Intensität gearbeitet wurde. Wohl die gesammte deutsche Literatur ist herangezogen, und überall, wohin man kam, sind Beamte und Politiker, Gelehrte und die Landwirthe selbst um Auskünfte angegangen worden, die auch bereitwilligst ertheilt wurden: die Bureaux der Lokal- und Zentralverwaltung, statistische und Grundbuchämter, die Schlösser des Adels und die Höfe der Bauern haben den fremden Forschern offen gestanden; und so ist denn vor kurzem als Frucht dieser Thätigkeit ein Werk[1]) erschienen, das seinen Verfassern und der französischen Wissenschaft zur hohen Ehre gereicht, in der alle Seiten des Themas umfassenden Totalität seiner Anlage in der entsprechenden deutschen Fachliteratur kaum seinesgleichen hat und deßhalb auch für jeden Deutschen, der sich mit dem Gegenstand zu befassen hat, von der größten Wichtigkeit ist. Natürlich fehlen auch hier die Mängel nicht. Bei der Kürze der Zeit konnten selbstverständlich nicht sämmtliche Länder Deutschlands aufgesucht werden: so sind z. B. der ganze Oberrhein (bayerische Pfalz, Baden und Elsaß-Lothringen), sowie Württemberg und Hessen ausgefallen, was sich allerdings zum Theil damit recht-

[1]) Études sur les populations rurales de l'Allemagne et la crise agraire par *Georges Blondel* avec la collaboration de *Charles Brouilhet, Edouard Julhiet, Lucien de Sainte Croix* et *Louis Quesnel*. (Paris, J. Larose 1897. XII, 522 p. avec 9 cartes et plans. 12 Fr.)

fertigen läßt, daß die landwirthschaftlichen Zustände dieser Gebiete bei ihrer Aehnlichkeit mit den rheinischen, die eingehend geschildert sind, wenig charakteristisches mehr boten. Weiterhin hat auch, wie immer, die Mehrzahl der Verfasser Ungleichmäßigkeiten der Darstellung veranlaßt; und Vorliebe für das eine Problem, Gleichgültigkeit gegen das andere haben in derselben Richtung gewirkt: wichtige Gegenstände, wie die Währungsfrage und der Streit um den Freihandel oder Schutzzoll hätten meines Erachtens, wenn sie überhaupt angeschnitten werden sollten, etwas eingehender behandelt werden müssen. Auch sonst sind einzelne Unrichtigkeiten untergelaufen. Das alles kann jedoch dem Werth des Ganzen keinen Abbruch thun: es sind die Mängel, die jedem Menschenwerk anhaften.

Die Hauptgliederung des umfassenden Buches geht von methodischen Gesichtspunkten aus: in einem ersten Abschnitt wird das gesammte Beobachtungsfeld in sechs geographisch gesonderte Gebiete zerlegt und für jedes dieser Gebiete werden in gründlicher Untersuchung die Faktoren ermittelt, die auf seine agrarischen Zustände von Einfluß sind und die Wirkungen aufgezeigt, in denen diese Zustände nach außen in Erscheinung treten. Nachdem diese Grundlage gewonnen ist, gibt ein zweiter Abschnitt die Zusammenfassung: was bei der vorhergegangenen Einzeluntersuchung sich als wirksam herausgestellt hat für die Gestaltung der landwirthschaftlichen Zustände, wird eingeordnet in drei große Kategorien, die aber nicht von außen hinzugetragen sind, sondern sich eben als Resultat der zuvor angewandten Analyse ergaben. Das Systembedürfniß, der Ordnungssinn des menschlichen Geistes verlangten diese Klassifizirung, um nicht unterzugehen in dem Wust und der Unübersichtlichkeit der Einzelheiten. In einem kürzeren Schlußkapitel werden endlich in einem allgemein gehaltenen Raisonnement die Gründe der landwirthschaftlichen Krisis und die Mittel zu ihrer Abhülfe erörtert. Diese gewiß berechtigte und mancherlei Vortheile bietende Disposition des Buches hat leider auch ihre Nachtheile: man ist gezwungen, die Ansichten des Verfassers über dieses oder jenes Problem an zwei oder gar an drei Stellen sich zusammenzusuchen.

Der erste, die Einzeluntersuchungen enthaltende Abschnitt wird eingeleitet durch ein Kapitel, das zunächst in großem Ueberblick die drei großen Gegensätze kennzeichnet, die die landwirthschaftlich bebaute Fläche des deutschen Bodens aufweist: das Land östlich der Elbe — das Gebiet des Großgrundbesitzes; der Nordwesten Deutschlands einerseits und die bayerische Hochebene andrerseits — das Gebiet des mittleren Grundbesitzes und des konservativen, an Sitte und Recht der Völker am zähesten festhaltenden Bauernstandes; und endlich die Rheinlande, Mittel- und Südwestdeutschland — das Gebiet weitgehendster Zerstückelung und Mobilisirung des Bodens und intensivster Werthsteigerung und Kultur. Mit kurzen Worten werden die Gründe für diese Gegensätze angedeutet: im ganzen wird man an Riehls Unterscheidung zwischen zentralisirten und individualisirtem Land erinnert. Daran schließen sich die wichtigsten Angaben 1. über das Zahlenverhältniß der ackerbautreibenden Bevölkerung zu den übrigen Berufsarten, über die Gliederung innerhalb dieser Bevölkerung selbst, ebenso über das Zahlenverhältniß zwischen den verschiedenen Kulturen, die den deutschen Boden bedecken und über das Verhältniß zwischen großem, mittlerem und kleinem Grundbesitz (durch eine kartographische Darstellung wird letzteres erläutert), 2. über das zahlenmäßige Verhältniß zwischen Eigenwirthschaft und Pachtung und 3. über die verschiedenen Gruppen der ländlichen Arbeiterschaft.

In sechs Kapiteln folgen nun die Spezialuntersuchungen über die einzelnen Gebiete: die Rheinlande, Bayern, die „Sächsische Ebene" (Westfalen, Hannover, Oldenburg, Prov. Sachsen, Kgr. Sachsen), Ostfriesland, die Lande östlich der Elbe und Mecklenburg; die Ostfriesland und Mecklenburg behandelnden Kapitel sind von Lucien de Sainte Croix verfaßt, alle übrigen von Blondel selbst.

Es würde zu weit führen, wenn wir den Verfassern in alle Einzelheiten folgen wollten; nur ganz allgemein kann hier angedeutet werden, in welcher Weise diese Untersuchungen angelegt sind, welche Belehrungen der Leser aus ihnen erwarten darf. Geographische Lage, Klima, Bodenbeschaffenheit, Vertheilung des Grundes und Bodens, Bodenpreise, Art der Kulturen, Nebenbetriebe, Verschuldung und Belastung, Sitte und Gesetz im Erbrecht, Charakter der bäuerlichen Bevölkerung, Zuschnitt des täglichen Lebens, Wohnung und Mahlzeiten, sittliches und geistiges Niveau der Bevölkerung, Arbeiter- und Lohnverhältnisse, das Maß des Druckes, den die bestehende Krisis verursacht und die Art und Weise, wie man sich ihrer zu erwehren sucht, kurz, was nur immer nothwendig schien zur Vervollständigung des beabsichtigten Bildes, ist berücksichtigt worden; und fast in jede dieser Einzeluntersuchungen sind beispielshalber und zur Erhöhung der Anschaulichkeit Monographien über bestimmte bäuerliche Wirthschaften eingeflochten, die auf Beobachtung an Ort und Stelle und auf eigenen Angaben der Besitzer beruhen. Wieweit freilich diese Beispiele typisch sind, läßt sich nicht kontroliren, doch darf man bei dem Geschick der Verfasser wohl erwarten, daß sie auch bei ihrer Auswahl mit Umsicht zu Werke gegangen sind.

Alle diese und noch manche andere Gegenstände werden für jedes der sechs Gebiete abgehandelt, einer oder einige von ihnen aber sind es immer, die in ihrer eigenartigen Beschaffenheit dem betreffenden Gebiete eigenthümlich und deßhalb in der Darstellung besonders herausgearbeitet sind und so dem einzelnen Bilde das charakteristische Gepräge geben: in den Rheinlanden sind dies die freie Theilbarkeit und die daraus resultirende weitgehende Zerstückelung einerseits, die günstigen Resultate der Zusammenlegungsgesetzgebung und der immense Aufschwung des ländlichen Genossenschaftswesens andrerseits; was Bayern anbetrifft, so sind es im Allgäu die Tendenz zur landwirthschaftlichen Industrie, in Oberbayern der verhältnißmäßige Wohlstand, die Erhöhung der Einkünfte durch Nebenbetriebe (Brauerei) und der Gegensatz zwischen Gesetzgebung und Sitte bezüglich des Erbrechts, in Niederbayern der ausgedehnte Getreidebau und seine schwere Beeinträchtigung durch die österreichisch-ungarische Konkurrenz, in der Oberpfalz die Getreideproduktion fast nur für den Eigenbedarf und die intensive Schweinezucht, in Franken endlich die unter dem Einfluß der Städte erwachsene Gemüse- und Gartenkultur, die Vieh- und Geflügelzucht, die diesen Gebieten charakteristisch sind; in dem westlichen Theile der „Sächsischen Ebene" weilt der Verfasser mit Vorliebe bei dem wohlhabenden, seßhaften Bauernstande und seinen alten Traditionen in Sitte und Erbrecht, während im östlichen Theil, in der Provinz Sachsen, die prekäre Lage des Rübenbaues und im Königreich Sachsen (das übrigens nach des Verfassers eigenen Worten eigentlich nicht zu diesem Gebiete zu rechnen ist) die weitgehende Zerstückelung und der Einfluß der Industrie auf die Gestaltung der ländlichen Arbeiterverhältnisse ihm schwere Bedenken erwecken; in Ostfriesland interessirt ihn vor anderem der Unterschied zwischen Marsch-, Geest- und Moorbauer, sowie zwischen Moorkolonien und Fehnkolonien; in den Ländern östlich der Elbe der Großgrundbesitzer und der ländliche Arbeiter; in Mecklenburg der Rittergutsbesitzer, der seine Bauern vertreibt, und die Regierung, die auf dem Domanium durch Kolonisation einen neuen Bauernstand zu schaffen sucht.

Um zusammenzufassen: gesunde Zustände konstatiren die Verfasser im westlichen Theil der „Sächsischen Ebene",

Digitized by Google

d. h. also in Nordwestdeutschland, und in Oberbayern, mit anderen Worten, in den Gebieten, in denen die Anwendung des altherkömmlichen Erbrechts die Freitheilbarkeit ausschließt und einen kräftigen Bauernstand erhält, weniger gesunde schon in den Rheinlanden, im Königreich Sachsen ꝛc., den Gebieten der freien Theilbarkeit und der weitgehendsten Zerstückelung des Bodens, die ungesundesten im Osten der Elbe, wo eine unglückliche historische Entwicklung den mittleren und kleinen Bauernstand dezimirt und die scharfen Gegensätze des großen Grundbesitzers und des nichtbesitzenden Arbeiters hingestellt hat und wo nun natürlich der Großgrundbesitzer, der Getreideproduzent par excellence, auch am meisten den Druck der niedrigen Getreidepreise empfindet.

Im Lauf dieser Untersuchungen haben sich nun den Verfassern, abgesehen natürlich von der Bedeutung des Klimas, der Lage, der Bodenbeschaffenheit und der mehr oder minder großen Intelligenz und Thatkraft der betreffenden Bevölkerung, drei Faktoren ergeben, die auf die Gestaltung der landwirthschaftlichen Zustände von größtem Einfluß sind: das alte Erbrecht, die organisirte Selbsthülfe und die Thätigkeit des Staates. Diese drei Faktoren werden im zweiten Abschnitt unsres Buches behandelt: natürlich ließ sich aber auch hier eine strenge Scheidung nicht durchführen, da auch in die ersten beiden Faktoren, das Erbrecht und die organisirte Selbsthülfe, der Staat manchmal mit seiner Gesetzgebung eingegriffen hat.

Interessant ist es nun, zu sehen — und das haben die Verfasser hervorzuheben versäumt — wie auch für die Wirksamkeit dieser drei Faktoren die drei großen Gebiete des großen, des mittleren und des Zwergbesitzes in Betracht kommen: das alte Erbrecht hat seine größte Bedeutung in Nordwestdeutschland und in Bayern, die organisirte Selbsthülfe in den Rheinlanden, die Staatsthätigkeit in den Gebieten östlich der Elbe.

Mit Blondels Ausführungen über die Bedeutung des alten Erbrechts werden wir uns später zu beschäftigen haben.

Das vorzügliche, inhaltreiche Kapitel über die organisirte Selbsthülfe hat Charles Brouilhet und Edouard Juthiet zu Verfassern, und zwar haben sich Beide in der Weise in das Thema getheilt, daß Ersterer einerseits die Kooperativgenossenschaften, d. h. die Genossenschaften zur Veredelung und zum Verkauf der Produkte, zum gemeinsamen Einkauf von Saat, Dünger ꝛc., zum gemeinsamen Gebrauch von Maschinen und zur Errichtung von Kornmagazinen, andrerseits die berufsständischen und politischen Einungen der Landwirthe, die landwirthschaftlichen Vereine, die Bauernvereine und die Bauernbünde, behandelt, Letzterer die Kreditgenossenschaften, und zwar sowohl die Landschaften und ähnliche Institute zur Beförderung des Realkredits, wie die von Raiffeisen, Schultze-Delitzsch und Haas gegründeten Genossenschaften zur Beförderung des Personalkredits einer eingehenden, auf massenhaftes statistisches Material sich gründenden Betrachtung unterwirft, dabei auch die einschlägige Gesetzgebung, speziell das Reichsgesetz vom 1. Oktober 1889, betreffend Gründung von Genossenschaften mit beschränkter Haftpflicht, und das preußische Gesetz vom 31. Juli 1895, betreffend Gründung einer Zentralgenossenschaftskasse, berücksichtigt und den Wandel der Anschauungen innerhalb der Regierungskreise kennzeichnet. Der große Aufschwung des landwirthschaftlichen Genossenschaftswesens wird von den Verfassern ohne Vorbehalt anerkannt; den französischen Landwirthen wird es bis zu gewissem Grade als nachahmenswerthes Beispiel hingestellt.

In die Darstellung der Staatsthätigkeit auf dem Gebiete der Landwirthschaft haben sich Blondel und Quesnel getheilt. Blondel schildert in großen Zügen die preußische Bauernschutzgesetzgebung im 18. und die Bauernbefreiung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die staatlichen Maßregeln zur Erhöhung des Bodenwerthes, wie Moorkulturen, Flurbereinigungen u. a. m., und schließlich die neueste Gesetzgebung sowohl über die Organisation des Getreidehandels (Handelsverträge, Verbot des Terminhandels, Lagerhäuser), wie über die Berufsorganisation durch das preußische Gesetz vom 30. Juni 1894, betreffend Errichtung von Landwirthschaftskammern; Quesnel gibt eine vortreffliche Darstellung von den Erfolgen der Ansiedelungsgesetzgebung für Posen und Westpreußen und der Rentengutsgesetzgebung für den ganzen preußischen Staat: während letztere des Verfassers vollen Beifall findet und als große gesetzgeberische That gefeiert wird, wird der Auskauf der polnischen Großgrundbesitzer als gewaltsam verurtheilt, einer der wenigen Fälle, in denen es den Verfassern nicht gelungen ist, deutsche Dinge ohne Voreingenommenheit rein aus deutschen Bedürfnissen heraus zu beurtheilen.

Ich habe geglaubt, durch vorstehendes, naturgemäß etwas trockenes Referat dem Leser zeigen zu sollen, worüber er in dem Buch der französischen Forscher Belehrung finden wird, bin mir aber gleichwohl bewußt, daß gerade den deutschen Leser nicht dieses Interesse zu dem Buche greifen lassen wird, als vielmehr die Erwartung, in ihm Erörterungen prinzipieller Natur über Probleme anzutreffen, die die deutsche Welt bewegen, Erörterungen, die um so lehrreicher und werthvoller wären, als sie von einem Gelehrten angestellt würden, der den deutschen Kämpfen fern steht und daher mit der nöthigen Unabhängigkeit des Geistes an seine Aufgabe herantreten könnte. Mit Fleiß aber haben Blondel und seine Mitarbeiter für den größten Theil des Buches auf die Anstellung prinzipieller Betrachtungen verzichtet: sie schrieben in erster Linie für den französischen Leser, wollten diesen mit den deutschen Zuständen bekannt machen und das Bild dieser Zustände selbst ohne jede fremde Zuthat auf ihn wirken lassen. Trotzdem war es natürlich nicht möglich, überall und immer von jeglichem Urtheil abzusehen; und so werden denn auch im Laufe der Untersuchung mancherlei Urtheile ausgesprochen, theils mit kürzerer, theils mit längerer Begründung, und namentlich das Schlußkapitel über die landwirthschaftliche Krisis, aus Blondels Feder, trägt prinzipiellen Charakter.

Blondel erklärt die Krisis aus vier Gründen: der Konkurrenz des Auslands, der Entwerthung des Silbers, den Mißbräuchen der Spekulation und der Verschuldung des Grundbesitzes. Die Mittel zur Abhülfe sieht er nicht in hohen Schutzzöllen und im Bimetallismus, die er beide für wirkungslos hält, und auch dem Verbot des Terminhandels steht er vorläufig nur mit einem non liquet gegenüber. Gleichwohl ist er sich klar darüber, daß die Herstellung einer gewissen Stetigkeit in der Bewegung der Getreidepreise eines der wichtigsten, aber auch schwierigsten Probleme der Getreidehandelspolitik ist, und wenn er sich die Worte Kowalesky's aneignet: „man muß die Ernteüberschüsse an starke Hände vertheilen, um sie festzuhalten bis zum Moment einer schlechten Ernte; der Getreidepreis darf nicht der mechanische Reflex zufälliger Ueberschüsse sein", dann geht er schon einen Schritt in der Richtung vor, in der die Getreidehandelspolitik Friedrichs des Großen und der Antrag Kanitz liegen. Viel erwartet er von dem immer intensiveren Ausbau des Genossenschaftswesens und von der inneren Kolonisation des Staates; auch dem Verlangen einer Zinsreduktion, der Einführung einer Verschuldungsgrenze und ähnlicher Maßnahmen, um die Folgen der übergroßen Verschuldung zu mildern, gesteht er Berechtigung zu.

Die starke Verschuldung des Grundbesitzes ist für Blondel eine der hauptsächlichsten Ursachen der landwirthschaftlichen Krisis, und der vornehmste Grund der Verschuldung ist nach

ihm die hypothekarische Eintragung der Erbantheile. Damit wird ein Problem berührt, das gerade jetzt die Geister in Bewegung setzt, das Problem: Freitheilbarkeit oder Anerbenrecht? Man braucht sich nur an die Bestrebungen v. Miquels und der preußischen Regierung zugunsten des Anerbenrechts, an deren Bekämpfung durch Nationalökonomen wie Brentano und durch das neuerdings in Nürnberg angenommene Programm der freisinnigen Volkspartei zu erinnern, um sich des aktuellen Charakters dieses Problems bewußt zu werden. Blondel handelt über das Anerbenrecht an verschiedenen Stellen seines Buches, am eingehendsten jedoch in dem Kapitel über die Bedeutung des alten Erbrechts, dessen Betrachtung wir uns bisher noch aufgespart hatten. Ich stehe nicht an, dieses Kapitel für die Glanzpartie des Buches zu erklären und zugleich für dasjenige, das den größten dauernden Werth behalten wird: naturgemäß, da die meisten anderen Abschnitte Augenblicksbilder geben, deren statistische Grundlagen gar bald sich verrücken können. Hier aber war es Blondel vergönnt, sich hoch über den trockenen Stoff zu erheben, für ein Prinzip, eine wirkliche Idee und ihre Ausgestaltung von großen Gesichtspunkten aus zu kämpfen, und er hat das gethan mit einem Eindringen in den Geist eines fremden Volkes, mit einer Weite des Horizonts und mit einem Schwung und einer Wärme der Darstellung, die ich mir nur so erklären kann: man liebt wohl einen Menschen gerade wegen der Eigenschaften des Geistes oder Charakters, deren Mangel man an sich selbst schwer empfindet, und so scheint es mir Blondel zu gehen: er sieht an einem fremden Volke die glücklichen Wirkungen einer Idee oder eines Rechtsinstituts, das seinem Volke fehlt und dessen Fehlen nach seiner Ueberzeugung diesem Volke die schwersten Wunden schlägt. Der französischen Gleichtheilung mit ihren ungünstigen Folgen stellt er das sächsische Anerbenrecht gegenüber, kennzeichnet seinen Inhalt und beleuchtet seine Bedeutung für die Erhaltung eines seßhaften heimathliebenden, die Traditionen der Väter nicht leichthin verlassenden Bauernstandes. Und sogar noch weiter erstreckt sich ihm diese Bedeutung: denn während infolge der Gleichtheilung der französische Bauer die Kinderzahl beschränkt und damit seinem Volke die Möglichkeit der Ausbreitung über die Erde hin benimmt, sind die sächsischen Familien unter der Herrschaft des Anerbenrechts zahlreich. Die auf dem Hofe selbst keine genügende Beschäftigung finden oder durch andere Motive bestimmt werden, den Hof zu verlassen, gehen in die Städte, suchen eine Stelle in der Staatsverwaltung, in der Industrie, im Handel. Viele wandern aus. Aus der Sächsischen Ebene kommt ein Theil jener 100,000 Deutschen, die alljährlich ihr Glück jenseit des Meeres suchen, die die Verbreitung der deutschen Manufakturprodukte über die Welt hin erleichtern helfen, die auch mit sich ein wenig von dem Prestige und dem Einfluß ihres Vaterlandes bringen und dort verbreiten, wo dessen Name einst kaum gekannt war. „Diese Auswanderung mag ihre Unzuträglichkeiten haben! Sie hat aber auch große Vortheile für Deutschland: zeigt die Geschichte nicht, daß die Völker, die eine Auswanderung haben, ihre Anstrengungen verdoppeln, um die Lücken auszufüllen, ihre Tüchtigkeit und Arbeitsthätigkeit verdoppeln, um die Auswanderung und die neuen Ansiedlungen vorzubereiten, und haben sie nicht im ganzen eine richtigere Idee und eine höhere Auffassung von dem, was Patriotismus ist?“ Und doch war Deutschland nahe daran, das Institut des Anerbenrechts als alten Trödel von sich zu werfen. „Lange Zeit begriff man nur unvollkommen, selbst in Deutschland, die Wichtigkeit dieser alten Gewohnheiten; man ahnte nicht, welchen Nutzen sie in Stunden der Gefahr haben konnten, um den Wohlstand der ländlichen Klassen zu erhalten.“ Blondel schildert, wie unter dem Einfluß der romanistisch geschulten Juristen, unter der Nachwirkung der Ideen der Aufklärung und der französischen Revolution nach der Einverleibung Hannovers in Preußen auch das letzte Bollwerk des Anerbenrechts zu fallen schien, als es im Jahre 1874 den hannoverischen Abgeordneten zum preußischen Landtag nur mit Mühe gelang, mit der Einrichtung der Höferollen wenigstens das fakultative Anerbenrecht zu retten. Diese Gesetzgebung von 1874 „sicherte (nach Blondel) den Triumpf der römischen Ideen über das alte Volksrecht“. Blondel zeigt aber auch, wie gar bald, nach Verlauf weniger Jahre schon, ein Wandel eintrat, der eine Renaissance des alten Rechts vorbereitete: die Regierung dehnte das fakultative Anerbenrecht auf eine Reihe anderer Provinzen aus, die Behörden wurden angewiesen, die landwirthschaftliche Bevölkerung auf den Nutzen des Anerbenrechts aufmerksam zu machen, und jetzt, da das fakultative Anerbenrecht seinen Zweck nicht, wie man hoffte, erfüllt hat, steht man auf dem Punkt, sogar die Einführung des obligatorischen ernsthaft ins Auge zu fassen. Und dazu beglückwünscht Blondel unser Volk: „denn wenn es wahr ist, daß es kein Volk gibt, das nicht in gewissen Momenten schwach wird und in das nicht zuweilen verderbliche Einwirkungen eindringen können, so scheint mir, daß keine Institution geeigneter ist, den Ursachen der Zerrüttung zu widerstehen als der Herd des Bauers, der unter die Herrschaft des Anerbenrechts gestellt ist“. Ich habe hier nur einige der markantesten Aussprüche des französischen Gelehrten anführen können, aber ich meine, es sollte doch den deutschen Tadlern des alten sächsischen Erbrechts zu denken geben, daß ein durchaus billig denkender Mann, der die Zustände seines Vaterlandes gründlich kennt, durch und durch Patriot ist und den Grundsatz des gleichen Rechts für alle Kinder gleichsam mit der Muttermilch eingesogen hat, mit einer gewissen Sehnsucht nach dem Hannoverland und seinem gesunden Bauernstande ausschaut.

Von dem sächsischen Flachland lenkt Blondel seine Schritte nach der bayerischen Hochebene. Er begreift es zwar, daß man in Bayern die Einführung des Anerbenrechts zurückweist, da ja das im größten Theil Bayerns herrschende System der Gutsübergabeverträge mit der Bevorzugung eines Erben dieselben günstigen Folgen gezeitigt hat, wie im Nordwesten das Anerbenrecht. Aber er kann doch gewisse Bedenken nicht unterdrücken, die ihm der scharfe Gegensatz zwischen dem im Codex Maximilianeus vorgeschriebenen (römischen) Recht der Gleichtheilung und dem thatsächlich bestehenden Usus verursacht; er befürchtet, daß im Lauf der Zeit der Usus dem geschriebenen Recht wird weichen müssen und plädirt deßhalb dafür, das Anerbenrecht an Stelle der Gleichtheilung als rechtliche Norm zu setzen für die Fälle, in denen Testamente oder Gutsübergabeverträge nicht vorliegen. Denn entweder, so schließt er, ist der Usus schlecht: dann ist er als rechtswidrig zu beseitigen, oder er ist gut: dann ist er auch gesetzlich an die Stelle des schlechteren Rechtes zu setzen.

Das Anerbenrecht ist vom moralischen Standpunkt aus zu verurtheilen, denn es ist eine Ungerechtigkeit gegen die übrigen Kinder, und es ist vom volkswirthschaftlichen und sozialpolitischen Standpunkt aus zu verwerfen, denn es verstößt eine große Anzahl Menschen ohne ihre Schuld in eine niedrigere soziale Schicht: das sind die immer wiederkehrenden Argumente unverbesserlicher Doktrinäre. Wenn nun aber das gerade Gegentheil der Fall wäre? Jedesmal noch, wenn im Verlauf unsrer Geschichte ein neuer Berufsstand sich bildete und sich Geltung erkämpfte — das hier Gesagte bezieht sich vorläufig wenigstens nur auf die nordwestdeutschen Territorien —, waren es die durch das Anerbenrecht zum Verlassen des Hofes gezwungenen Bauernsöhne, die das stärkste Kontingent zu dem neuen Stande stellten: so war es, als im 11. und 12. Jahr-

hundert der Ministerialenstand, die Wiege unsres heutigen niederen Adels, als in den folgenden Menschenaltern das Bürgerthum der Städte, als im Zeitalter der Begründung des modernen Staates ein Berufsbeamtenstand sich bildete. Läßt sich für diese Behauptung bezüglich der beiden erstgenannten Stände auch kein exakter Beweis erbringen — man kann nur sagen: es gab eben keine andere Volksklasse, aus der der neue Stand sich hätte rekonstruiren können —, so wäre es für den Beamtenstand des 17. bis 19. Jahrhunderts mit Hülfe genealogischer Forschungen nicht allzuschwer zu erweisen, daß für einen großen Theil seiner Mitglieder der Ausgangspunkt der Bauernhof gewesen ist. Wo bleibt da das Versinken in eine tiefere soziale Schicht? Und ist es etwa in unserm Jahrhundert anders geworden? Ich weiß aus meiner Schulzeit, daß die Klassen meiner heimathlichen Gymnasien oft bis zu 50 Prozent und darüber von Schülern besucht wurden, die das unmoratische Anerbenrecht so schwer benachtheiligt hatte: die meisten dieser Schüler sind heute Aerzte, Pastoren, Juristen. Mit einer gewissen Genugthuung erinnere ich mich, wie ich als junger Student im Disput mit einem Freunde, der selbst ein Opfer des Anerbenrechts war und sich bitter über dessen Ungerechtigkeit beklagte, eine Lanze für die geschmähte Einrichtung brach: heute ist dieser arme Enterbte ein gutgestellter Arzt in einer blühenden Industriestadt und würde sich wohl mehrmals besinnen, wenn ihm ein Tausch mit dem glücklicheren Bruder, der der Anerbe war, angetragen würde. Daß nicht Alle steigen, ist klar: auch die Heuerlinge sind zu einem großen Theil aus den abgehenden Brüdern des Anerben hervorgegangen. Aber ist das in anderen Ständen nicht ebenso? Und würde bei stets sich wiederholender Gleichtheilung, sei sie nun Real- oder Zivilltheilung, wohl der Prozentsatz Derer, die steigen, auch nur den hundertsten Theil betragen?

Blondel ist einsichtig genug, nicht für alle Verhältnisse nun das Anerbenrecht einführen zu wollen: wo eine bedeutende Industrie in der Nähe ist, wo Weinbau und Obstkultur vorherrscht, ist die freie Theilbarkeit wenigstens bis zu einem gewissen Grade berechtigt. Ueberall sonst aber sollte wenigstens die Möglichkeit, die Gleichtheilung auszuschließen, durch Einführung des fakultativen Anerbenrechts in Gestalt der Höferollen gegeben werden. Die stärkste Quelle der Verschuldung des deutschen Grundbesitzes könnte damit wirksam verstopft werden.

Für Alle, die den Kampf für das Anerbenrecht und damit für die Erhaltung eines gesunden Bauernstandes auf ihre Fahne geschrieben haben, sind die warmen, überzeugungsvollen Ausführungen des französischen Gelehrten eine dankenswerthe Unterstützung.

Dr. Gustav Beckmann.

Pulcinella in Pompeji.

„Es ist viel Unheil in der Welt geschehen, aber wenig, das den Nachkommen so viel Freude gemacht hätte," sagt Goethe von dem jähen Verhängniß, das am 24. August des Jahres 79 die blühende Stadt Pompeji unter der Asche begrub. An dem Tage, da man das 1800jährige Gedächtniß jenes tragisch-freudigen Ereignisses beging, wurde eines der prächtigsten Häuser dort aufgegraben, das man zur Erinnerung Casa del Centenario nannte. Die Wände des großen Atriums zeigten sich mit Malereien bedeckt. Es waren augenscheinlich Thealerscenen; aber wenn auch in dem einen Bilde unverkennbar ein Tragödienauftritt und in den beiden anderen erhaltenen Komödienscenen dargestellt zu sein schienen, so war doch bisher Niemand gekommen, der sie gedeutet hätte. Ein jüngerer Philologe, der durch alle seine bisherigen Arbeiten neben weitschauender Gelehrsamkeit und muthig vordringendem Forschungseifer auch das besondere Talent bewiesen hatte, interessante Probleme kräftig zu erfassen, hat nun zuerst den Versuch der Erklärung jener Bilder gewagt. Was sein Buch[1]) bringt, ist allerdings weit mehr als eine Besprechung einiger pompejanischer Wandmalereien; der Obertitel „Pulcinella" will besagen, daß hier „ein Hauptstück der Biographie dieses wandelbaren Gewaltigen in der Motivengeschichte der Komödie" gegeben werden soll. Dieterich will allerdings nicht unmittelbar Neues über den Pulcinell der heutigen suditalienischen Volksposse lehren, obwohl er auch hier mit mehr als dilettantischer Sachkunde zu Hause ist; sein Ziel ist vielmehr vor allem, das antike Gegenbild der modernen komischen Figur genauer zu erkennen und zu beschreiben. Den Anstoß dazu gab ihm eines jener Bilder in Pompeji, auf dem in spitzer, weißer Mütze und weißem Gewand in der That nichts anderes als ein Pulcinell mit grinsender Maske um die Ecke zu spähen scheint. Frische Theatererinnerungen aus der Strada di Foria, wo der Verfasser eben noch „das lärmende Volk in toller Freude seinem geliebten Pulcinell hatte zujubeln sehen", wurden vor dem alten Bilde wieder neu lebendig, und aus dem Versuch seiner Deutung ist „Pulcinella" erwachsen.

Die Entstehung aus einem pompejanischen Wandbilde ist dem Buch Dieterichs, das in der endgültigen Gestalt seine Genesis durchaus nicht zu verbergen trachtet, ohne Zweifel von mancherlei Vortheil gewesen; sie ist freilich auch seine Gefahr geworden. Der Pulcinella allerdings, oder sagen wir korrekter, der komische Diener auf jenem Gemälde, hat ihn nicht irregeführt. Ideen- und stoffreiche Kapitel sind der Ergründung seines äußeren und inneren Wesens gewidmet. In raschen Streifzügen verfolgt der Verfasser die Geschichte des lustigen Dieners auf der griechischen Bühne, die Thiermasken und Thierverkleidungen, die Bedeutung körperlicher Gebrechen für die Komik, die typischen Gestalten der oskischen Posse, das Kostüm der Komödie und namentlich auch die Verwerthung von Bauerntracht und bäuerischen Lieblingsspeisen auf der antiken Bühne. Das 8. Kapitel sammelt reiches Material zur Geschichte des spitzen und des grünen Narrenhutes von Solon bis zum Wiener Hanswurststreit des 18. Jahrhunderts. Von Einzelheiten mögen nur die feinen Bemerkungen über den Einfluß des Euripides auf die Maskenreform in der neuen griechischen Komödie hervorgehoben werden, und weiter die schöne Entdeckung, die den „Cicirrus" in der 5. horazischen Satire zum erstenmal erklärt. Eine Glosse des Hesychios überträgt diesen Namen, den bei Horaz der oskische Spaßmacher Messius führt, mit „Hahn" — und nichts anderes als „Hähnchen" ist die wörtliche Uebersetzung von Pulcinella. Den vollen geschichtlichen Zusammenhang zwischen der alten suditalischen Posse und dem Auftauchen der pulcinellata am Ende des 16. Jahrhunderts kann natürlich auch Dieterich nicht herstellen, weil uns für so und soviel Jahrhunderte jedes Zeugniß fehlt: aber die innere Verwandtschaft der zwei auf dem gleichen Boden erwachsenen Figuren Maccus und Pulcinella hat er anschaulich gezeigt und darüber hinaus mit aller Vorsicht auch manche Aehnlichkeit in den Hauptmotiven der Stücke nachgewiesen.

Es wird immer ein bedeutsamer und werthvoller Beitrag zur Naturgeschichte der volksmäßigen Komödie bleiben, was uns Dieterich in diesen Theilen seines Buches geboten hat. Leider hat ihm das nämliche pompejanische Wandbild, das ihn zuerst zu seinen Untersuchungen angeregt hat, auch ein Problem gestellt, das ihn zu ebenso scharfsinnigen

---

[1]) Pulcinella. Pompejanische Wandbilder und römische Satyrspiele. Von Albrecht Dieterich. Leipzig (Teubner) 1897.

wie bedenklichen Kombinationen verführte. Jenes Bild zeigt außer dem komischen Sklaven, der nur der Zuschauer der Hauptscene ist, eine Frau mit schreckensvollem Gesicht, die ihre Rechte auf das Haupt eines vom Kopf bis zu den Füßen verhüllten Kindes legt, während dicht hinter ihr ein Junge mit erhobener Fackel folgt. Dieterich hält die Frau für unmaskirt. So erwächst ihm die Aufgabe, eine Bühnenscene zu erklären, die neben anscheinend unmaskirten, fast tragischen Gestalten einen Diener mit komischer Maske aufweist. Er durchmustert die griechische Tragödie und Komödie und weiter das Satyrspiel, um schließlich bei der Atellane stehen zu bleiben. Daß diese oskische Posse, benannt nach dem „Kampanischen Abdera oder Schildburg", im 1. Jahrhundert v. Chr. als exodium oder Nachspiel an die Aufführung von Tragödien sich anzuschließen pflegte, ist bekannt, und in diesem Sinne hat man sie schon im Alterthum mit dem griechischen Satyrspiel verglichen. Dieterich möchte diesem Vergleich, mit Beschränkung auf die nicht seltenen mythologischen Stoffe der Atellane, eine tiefere Bedeutung geben; er glaubt, daß jene Nachspiele, wie sie Pomponius und Novius gedichtet, jedesmal den Inhalt der vorher gegebenen Tragödie travestiren sollten, und sucht aus einzelnen Stellen bei Grammatikern und bei Horaz den Beweis zu führen, daß hier das griechische Satyrspiel als Vorbild diente, nur daß an Stelle Silens als komische Figur der Maccus der Atellane trat. Daß diese ganze Hypothese über die römischen fabulae satyricae mit zum Theil geradezu verwegenen Gründen gestützt wird, hat fast unmittelbar nach dem Erscheinen des Buches der berufenste Kritiker festgestellt. Dieterich hat seinem Buch ein Motto aus dem zweiten Theil des Faust gewählt:

„Seit wie sind bei Mosleeaden
Heroldspflichten aufgeloden,
Wach' ich ernstlich an der Pforte —"

aber er scheint mit der Wahl dieser Verse auch ihre Fortsetzung heraufbeschworen zu haben, wo es heißt:

„Doch ich fürchte, durch die Fenster
Ziehen laftige Gespenster." —

Die Lust scharfsinnigen Kombinirens und Vergleichens hat hier Dieterich ohne Zweifel einen Streich gespielt. Trotzdem ist das Buch weder unbedeutend, noch gänzlich unfruchtbar. Der Verfasser spricht in der Vorrede den Wunsch aus, daß Mancher mit ihm „den unendlichen Reiz einer Untersuchung empfinden könnte, die im lebendigen Volksthum von heute die in langem geschichtlichen Werden erwachsenen, wohl immer wechselnden, aber nie abgestorbenen, immer neu gestalteten antiken Formen wieder erkennt". Das Buch wird sicherlich gleich uns noch manchen Leser finden, dem nicht bloß die geschmackvoll gewählten und vertheilten Abbildungen Freude machen werden. Denn sicherlich ist aus einem lebendigen Irrthum mehr zu lernen, als aus einer lahmen Wahrheit; und der gerechten Kammmacher gibt es auch in unsrer Wissenschaft immer genug, die zwar keine Laternen einwerfen, aber auch keine anzünden.

F. Boll.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Akademie der Wissenschaften in Wien. Mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse.** Sitzung vom 7. Oktober. Der Sekretär theilt mit, daß die wissenschaftliche Expedition S. M. Schiff „Pola" in die südliche Hälfte des Rothen Meeres am 4. September l. J. den Zentralhafen von Port verlassen hat und daß die Mitglieder derselben bei der Abfahrt von Seite der kaiserlichen Akademie auf telegraphischem Wege beglückwünscht worden sind. — Dr. Hermann J. Müller, Privatdocent an der k. k. Universität in Wien, dankt für die ihm als Mitglied der wissenschaftlichen Expedition nach Bombay durch die kaiserliche Akademie ermöglichte Gelegenheit zu Studien über die indische Bealenpest. Das w. M. Direktor F. Steindachner übersendet eine Abhandlung von Dr. Eduard Graeffe, Inspektor der zoologisch-zootomischen Uebungsstation in Triest, betitelt: „Vorläufiger Bericht über die mikroskopischen Organismen des aus der Tiefe des Rothen Meeres gedredschten Schlammes der Expedition S. M. Schiff „Pola" in den Jahren 1895—1896". Das w. M. Direktor C. Weiß übersendet eine Abhandlung des Hrn. A. Thraen, Pfarrer in Dingelstädt, betitelt: „Bestimmung der Bahn des periodischen Kometen von Woll (Komet 1884 III und 1891 II)". Die k. u. k. Mariae-Sektion übermittelt zu den bereits vorgelegten und für die akademischen Denkschriften bestimmten wissenschaftlichen Arbeiten über die von den k. u. k. Seeoffizieren während der Reise in die nördliche Hälfte des Rothen Meeres 1895—1896 ausgeführten Beobachtungen weitere zwei Arbeiten, und zwar: V. „Meteorologische Beobachtungen" und VI. „Geodätische Untersuchungen", beide ausgeführt von dem Linienschiffslieutenant Cäsar Arbesser v. Rastburg. Das Mitglied des wissenschaftlichen Stabes der Expedition S. M. Schiff „Pola" in das Rothe Meer, Prof J. Lulsch in Fiume, übersendet sein Manuskript über die in den Jahren 1895/96 in der nördlichen Hälfte dieses Meeres ausgeführten „Physikalischen Untersuchungen". Der Sekretär legt folgende eingesendete Abhandlungen vor: 1. „Ueber das innere Virial eines elastischen Körpers", von Prof. Dr. J. Finger an der k. k. technischen Hochschule in Wien. 2. „Ueber den Feuerbach'schen Kreis", von Prof. Dr. Benedikt Sparer am kgl. württemberg. Gymnasium in Ehingen. 3. „Eine neue Theorie des Sonnenninnern", von Hrn. Knopslich-Kowel, d. Z. in Berlin. Hr. Max v. Gealier, Oberst i. R. in Wien, übersendet einen vorläufigen Bericht über seine im Monat August l. J. mit Unterstützung der kaiserlichen Akademie ausgeführten Vorarbeiten zur Vermessung des Pasterzen-Gletschers. Hr. Joseph C. Pfiel, Chemiker in Wien, übermittelt ein versiegeltes Schreiben behufs Wahrung der Priorität mit der Aufschrift: „Zeichnung und Beschreibung eines neuartigen Motors für expandirende Gase oder Dämpfe". Das w. M. Prof. Ad. Lieben überreicht zwei Arbeiten aus seinem Laboratorium: 1. „Ueber das aus Isobutyraldehyd und Benzaldehyd entstehende Glykol und sein Verhalten gegen Schwefelsäure", von Dr. Rich. Reik. 2. „Ueber Reduktion der Kohlensäure bei gewöhnlicher Temperatur. II. Das Verhalten des Magnesiums", von Ad. Lieben. Das w. M. Prof. H. Weidel überreicht folgende fünf Arbeiten aus dem I. chemischen Universitätslaboratorium in Wien: 1. „Ueber die Dimorphie der α-Hemipinmethylesteräure", von Dr. Rudolf Wegscheider. 2. „Untersuchungen über die Esterbildung", von Dr. Rud. Wegscheider. 3. „Ueber eine allgemein anwendbare Methode der Bestimmung von Acetylgruppen in organischen Verbindungen", von Dr. Franz Wenzel. 4. „Ueber die directe Einführung von Hydroxyl in das β-Oxypyridin", von Rich. Kudernatsch. 5. „Ueber das β-Acetocetopyridyl", von Andor Feeenetz. Der Sekretär überreicht eine Abhandlung von Hrn. Eduard Mazelle, Adjunkt am astronomisch-meteorologischen Observatorium in Triest, betitelt: „Tägliche Periode des Niederschlages in Triest". Auf Grund dreijähriger kontinuirlicher Aufzeichnungen eines Rung'schen Ombrographen wurde die tägliche Periode der Regenmenge, der Häufigkeit, der Regendauer, der Intensität und der Regenwahrscheinlichkeit berechnet. In Bezug auf die Regenmenge wurde gefunden, daß der tägliche Gang zu allen Jahreszeiten vier Maxima und vier Minima aufweist. Die Maxima finden sich morgens, vormittags, nachmittags und in den ersten Nachtstunden und schwanken je nach den Jahreszeiten um die Stunden von beiläufig 4^h a., 10^h a., 3^h p. und 10^h p. Die größte Amplitude weist der tägliche Gang des Sommers auf. Die tägliche Periode der Regenhäufigkeit zeigt mit Ausnahme des Sommers einen ähnlichen Verlauf wie die der Regenquantität. Im Frühling und Herbst gehen Extreme der Häufigkeit jenen der Quantität voraus. Die Sommer-Gangkurve zeigt hingegen nur eine einfache Periode mit einem Maximum, welches mit dem Herbst-Maximum (der Sommer-Gangkurve der Quantität) der Zeit nach (2^h a.) übereinstimmt. Die sodann zur Bestimmung gelangte tägliche Periode der Regendauer, welche im allgemeinen jener der Häufigkeit entspricht, wurde zugleich benutzt, um einen Vergleich anzustellen mit dem vom Verfasser schon früher berechneten täglichen Gang der Regendauer für Pola, wobei auf eine Uebereinstimmung der Eintrittszeiten der Maxima hingewiesen werden konnte. Die tägliche Periode der Intensität des Regenfalles stimme mit der der Regenmenge überein. Aus der Häufigkeit der Regenstunden wurde die Regenwahrschein-

Digitized by Google

lichkeit für jede Tagesstunde berechnet. Es ergibt sich zu allen Jahreszeiten die größte Regenwahrscheinlichkeit in der Nacht oder in den ersten Morgenstunden. Um die Vertheilung der Niederschläge verschiedener Größe auf die einzelnen Tagesstunden näher kennen zu lernen, wurden dieselben nach ihrer Größe in Gruppen geordnet, wobei aber, da die schwachen Niederschläge zugleich die weitaus häufigsten sind, für diese die Grenzen enger gezogen wurden. Unter 1000 Regenstunden fallen kleine Niederschläge von 0.1 bis 0.3 mm im Winter durch 436, im Frühling durch 423, im Sommer durch 351 und im Herbst durch 374 Stunden. Prof. J. Lizner in Wien überreicht den zweiten Theil seiner Arbeit, betitelt: „Die Vertheilung der erdmagnetischen Kraft in Oesterreich-Ungarn zur Epoche 1890·0 nach den in den Jahren 1889 bis 1894 ausgeführten Messungen". In diesem zweiten, abschließenden Theile werden die während der oben bezeichneten Zeit an 210 Stationen für die Epoche 1890·0 ermittelten Werthe der erdmagnetischen Elemente sowohl zur ziffermäßigen als auch zur graphischen Darstellung der erdmagnetischen Verhältnisse verwendet. Um die Resultate der ersten, von Kreil durchgeführten Aufnahme mit jener der neuen vergleichen zu können, wurden die Daten Kreils genau in derselben Weise verarbeitet. Der Arbeit sind 8 Karten beigegeben, wovon die erste die Isogonen, die zweite die Isoklinen für 1890 und 1850 enthält, während die fünf folgenden die der Epoche 1890 entsprechenden Isodynamen der Horizontalintensität, der Nord- und Westcomponente, ferner jene der Vertikal- und Totalintensität darstellen; die letzte Karte stellt durch die bei jeder Station beigesetzten Pfeile sowohl die Größe, als auch die Richtung der störenden Kräfte dar. — Sitzung vom 14. Oktober 1897. Das w. M. Prof. E. Mach überreicht eine von Dr. Ludwig Mach in Jena ausgeführte Arbeit: „Optische Untersuchung der Lostruhlen". Das w. M. Prof. L. Boltzmann überreicht eine Abhandlung von Prof. Dr. Jgn. Klemenčič in Innsbruck: „Ueber die magnetische Nachwirkung bei verschiedenen Feldstärken". Das m. M. Prof. K. Grobben überreicht eine Arbeit von Dr. Adolf Steuer in Wien, betitelt: „Sapphirinen des Rothen Meeres, gesammelt während der Expedition S. M. Schiff „Pola", Oktober 1895 bis Mai 1896".

k. „Ueber den gegenwärtigen Stand der Volkskunde im allgemeinen und der Sachsens im besonderen", benennt sich ein jüngst im Druck erschienener Vortrag von Dr. A. Lincke. Sachsen ist besonders genannt, weil der Vortrag in Dresden gehalten wurde; es darf aber bei einem Hinweis auf das Schriftchen an dieser Stelle Sachsen gleichfalls vorangestellt werden. Denn die Fortschritte der volkskundlichen Arbeit sind in diesem Land allerdings ganz auffällig rasch gewesen. Nach dem Muster des Vereins für bayerische und des ihm gefolgten für schlesische Volkskunde hat sich in diesem Jahr ein solcher für sächsische gebildet und ist in kurzer Zeit zu einer Mitgliederzahl von über 1300 angewachsen. Allerdings hat sich ihm von Anfang an das sächsische Volk in allen Schichten in ganz besonders warmer Weise zugewendet. Aus dem Mitgliederverzeichniß ergibt sich, daß allein vier königliche Prinzen, 24 Städte, die Spitzen der Militär- und Zivilbehörden ihm beigetreten sind, daß ganz Sachsen es für Ehrenpflicht hält, seine Bestrebungen zu fördern. Dies geschieht u. a. auch durch Gelozuwendungen. So hat der Ausschuß der Dresdner Gewerbeausstellung jüngst dem Verein 500 Mark zugewiesen, Dresden gewährt jährlich 200 Mark, Leipzig 100 Mark. Die Gewährung eines Zuschusses seitens des Landtags scheint gesichert, die Regierung hat sich ohne weiteres dafür ausgesprochen. — Uebrigens geht, was das Wohlwollen der Regierung und der Volksvertretung anlangt, Sachsen nicht vereinsamt da. Der schlesische Verein hat in diesem Jahre 300 M. vom Provinziallandtag zugebilligt erhalten. In Mecklenburg hatte die Regierung schon 1892 eine Forderung von 3000 M. an die Schweriner Stände gebracht, im Jahre 1894 wurden von diesen 6000 M. bewilligt, von Strelitz auch 1000 hinzu. Solchen Thatsachen gegenüber hat der bayerische Verein für Volkskunde fast Ursache, etwas muthlos zu werden. Die kgl. Staatsregierung hat bisher ein Interesse weder für die wissenschaftliche, noch für die nationale Seite der volkskundlichen Forschungen gezeigt. Ein Versuch, die Regierung von Oberbayern zu interessiren, ist jüngst kläglich gescheitert; das Gesuch, die Regierung möge mit einem das Mindestmaß des Jahresbeitrages (eine Mark!) überschreitenden Beitrag dem Verein als Mitglied beitreten, wurde rasch abschlägig beschieden: für solche Dinge seien Mittel nicht vorhanden. Unter welche Rubrik mag da wohl die einheimische Volkskunde untergebracht worden sein? Ueber Mangel an tüchtigen Arbeitern, die mit Verständniß und Hingebung den Volksüberlieferungen in Sprache und Dichtung, Sitte und Glaube nachgehen, kann so Bayern nicht geklagt werden; aber an planmäßige Durchforschung des ganzen Landes, an Ergänzung der eingelaufenen Arbeiten, durch Vergleichungen an Ort und Stelle, an phonographische Aufnahme der wichtigsten Mundarttypen und vor allem an Veröffentlichung des Gesammelten kann bei der verhältnißmäßig geringen Betheiligung bei uns noch lange nicht gedacht werden.

W. H. Eine russisch-französische Literarkonvention. Die russische „Juristische Zeitung" berichtet, die französisch-russische Allianz werde wahrscheinlich noch einen direkten Einfluß auf die russische Literatur ausüben. Sie behauptet nämlich, daß als nächste Folge dieser Allianz eine Literarkonvention zwischen Frankreich und Rußland abgeschlossen werde und daß das russische Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten bereits mit dem Ministerium der Justiz in Relation getreten sei. Diese Nachricht erregte Aufsehen und Unruhe in der russischen Presse und über dieses heikle Thema traten Meinungen und Ansichten zutage, die allerdings nicht viel neues brachten. Im Laufe der letzten 5 Jahre wurde diese Angelegenheit schon mehrfach erörtert. Einmal war es ein Verein von Buchhändlern und Verlegern, ein andersmal ein eloquenter Brief Zola's u. s. w., die eine Literarkonvention zwischen Frankreich und Rußland auf die Tagesordnung brachten. Damals sowohl wie auch jetzt befürworteten Viele eine solche Konvention, namentlich auch aus moralischen Gründen; Andere — wohl die Mehrzahl — sind ihr, hauptsächlich aus Nützlichkeitsgründen, feindlich gesinnt. Diese finden, daß eine solche Konvention für Rußland nachtheilhaft wäre. Uebrigens sind auch die Befürworter der Konvention den Utilitätsgründen nicht unzugänglich; sie meinen, die Russen würden dadurch nichts dabei verlieren, weil Uebersetzungen aus dem Russischen im Ausland jetzt nicht mehr so selten wie früher vorkommen, sondern bereits zu den alltäglichen Erscheinungen gehören. Auch das Prinzip des Schutzes der vaterländischen Industrie wird hervorgehoben. Man sagt, die Konvention werde die Masse von schlechten Romanübersetzungen verringern und die russischen Zeitschriften und Verleger können dann mehr schlechte Originalromane drucken. Das wäre allerdings nur ein schwacher Trost und ist auch nicht die Hauptsache. Kann Rußland die leichten französischen Romane auch leicht entbehren, selbst wenn sie nicht durch ähnliche russische Originale ersetzt werden, so fragt es sich doch sehr, ob die Konvention auch für wissenschaftliche Werke günstig wäre. Wissenschaftliche Bücher finden in Rußland noch eine so geringe Verbreitung, daß es schwerlich wünschenswerth wäre, ihnen noch mehr Hemmnisse in den Weg zu legen. Rußland kann die ausländische wissenschaftliche Literatur nicht entbehren, und von einer Konkurrenz der russischen Gelehrten mit den ausländischen kann vorläufig noch keine Rede sein; denn die dürftigen Originalarbeiten russischer Gelehrten müssen immer noch durch Uebersetzungen ergänzt werden. Und wenn sogar die russischen Gelehrten selbst noch genöthigt sind, sich mit Uebersetzungen zu befassen, so wird eine Literarkonvention sie nicht befähigen, selbständigere Arbeiten zu schaffen. Dazu kommt noch, daß wissenschaftliche Werke in Rußland nicht nur keine größere Anzahl von Auflagen erleben, sondern daß sie häufig sogar 20 bis 30 Jahre ohne genügenden Absatz liegen bleiben. Daß den ausländischen Gelehrten für die Uebersetzung ihrer Werke zu zahlende Honorar würde die obendrein schon nicht billigen wissenschaftlichen Bücher noch mehr vertheuern und infolgedessen den Kreis ihrer Abnehmer auch mehr beschränken. Hauptsächlich würde die populärwissenschaftliche Literatur darunter leiden. Dies wäre einer von den Nachtheilen einer Literarkonvention für Rußland. Ist die Konvention im Prinzip aber bereits beschlossen, so wäre es wichtig und wünschenswerth, daß die Ministerien der auswärtigen Angelegenheiten und der Justiz auch die Ansichten der Betheiligten — der russischen Schriftsteller, Verleger und Gelehrten — in Betracht zögen. Es müßten, wie das auch auf anderen Gebieten geschieht, vorbereitende Berathungen Sachverständiger stattfinden. Sonst — bemerkt eine St. Petersburger Zeitung — würde bei der mangelhaften Entwicklung unserer Kultur und Bildung jede Literarkonvention vi rerum wie eine Steuer auf die Volksaufklärung wirken.

* Die wissenschaftlichen Ergebnisse des lenkbaren Luftschiffes aus Aluminium sind vielfach unterschätzt worden. Der in voriger Woche, wenn auch mit ungünstigem Ausgang, unternommene Versuch ist jedoch keineswegs ergebnißlos geblieben,

Digitized by Google

er hat vielmehr, wie der „Köln. Ztg." geschrieben wird, auf aëronautischem Gebiete sehr interessante, bisher offen gebliebene Fragen gelöst. Durch den Bau und Aufstieg des Schwarz'schen Aluminiumballons sind vor allem zwei Fragen in bejahendem Sinne beantwortet worden, die für spätere Konstruktionen von großer Wichtigkeit sind. Erstens ist die Möglichkeit dargethan worden, die einzelnen Theile der Aluminiumhülle so dicht zu vernieten, daß ein Entweichen des Gases unmöglich wird; der Umstand, daß der Ballon infolge einer Beulung an einer Stelle undicht war, ändert hieran nichts. Ferner hat es sich ergeben, daß die Füllung eines solchen starren Ballonkörpers mit Wasserstoffgas überhaupt möglich ist. Ebenso wie die Ausführung des erstgenannten Punktes war auch diese letztere Möglichkeit von sachkundiger Seite vielfach angezweifelt worden. Die Füllung eines solchen Ballons ist in der That nicht so einfach, wie sie auf den ersten Blick erscheinen mag. Die in dem Ballon befindliche Luft muß zuerst verdrängt werden, bevor er mit Gas gefüllt werden kann; durch Auspumpen läßt sich dies nicht bewerkstelligen. Das hiebei angewandte Verfahren ist Geheimniß der Unternehmer, jedoch blieb bei der ersten vorgenommenen Füllung der Erfolg versagt. Ein ausschließlich mit Wasserstoffgas gefüllter Körper hat auf den Kubikmeter eine Triebkraft von 1.1 kg. Die erste Füllung ergab im vorigen Jahre nur eine Triebkraft von 0.75 kg; es war somit zu viel Luft im Ballon zurückgeblieben. Die in vergangener Woche nach der gleichen Methode unter Mithülfe des Premierlieutenants v. Siegfried von der kgl. Luftschifferabtheilung vorgenommene Füllung ergab aber eine Triebkraft von 1.5 kg. Da 1 kg schon genügt, so war auch dieses Problem glücklich gelöst. Des weiteren hat die Fahrt aber auch bewiesen, daß das Verfahren, die Lenkbarkeit eines Luftschiffes durch rotirende Flügelschrauben zu erzielen, durchführbar ist. Der Ballon hat sich nicht nur gegen eine Luftgeschwindigkeit von mehr als 5 m zu halten vermocht, sondern ist auch dieser entgegen vorwärts gekommen. Endlich hat sich als negatives Ergebniß herausgestellt, daß eine derartig starre Verbindung der Gondel mit dem Ballon nicht angängig ist, da dieselbe beim Landen durch das Aufstoßen des Ballons stets der Gefahr ausgesetzt ist, zerschmettert zu werden. Die Fallgeschwindigkeit eines Ballons kann aber vorläufig noch nicht so weit geregelt werden, daß ein solch mehr oder minder starkes Aufstoßen vermieden werden könnte. Die zur Regulirung derselben für den Boden der Gondel vorgesehene Flügelschraube konnte, wie schon früher mitgetheilt, nicht angebracht werden, da sie nicht völlig paßte; so konnten Erfahrungen auch dieser Richtung hin nicht gemacht werden. Das von dem Grafen Zeppelin projektirte Luftschiff sollte eine ähnliche starre Verbindung zwischen Ballon und Gondel haben, doch wird man wohl bei der Ausführung dieses Planes nach den letzten Erfahrungen von einer solchen absehen. Ob die Wittwe Schwarz die Versuche mit ihrem System weiter fortsetzen wird, wird wohl vor allem eine Frage des Geldes sein, was erklärlich erscheint, wenn man bedenkt, daß das letzte Unternehmen rund 300,000 M. gekostet hat.

* **Heidelberg.** In der hiesigen medizinischen Fakultät hat sich Dr. Walther Petersen für Chirurgie habilitirt.

* **Jena.** Die philosophische Fakultät der hiesigen Universität hat den Pater Leontius Alishan von den Mechitaristen in Venedig, den ungesehensten unter den gelehrten Armeniern der Gegenwart, zu ihrem Ehrendoktor ernannt. Der Pater hat sich als Geograph und Historiker Verdienste erworben und ist bei seinen Landsleuten als Dichter wie als Uebersetzer der Meisterwerke fremder Sprachen ins Armenische außerordentlich bekannt und verehrt.

* **Berlin.** Ueber den Besuch der hiesigen Universität, der in diesem Semester eine ungewöhnliche Höhe erreicht hat, macht die „Nat.-Ztg." folgende Angaben: Im Sommersemester 1896 zählte die Universität Berlin 4783 immatrikulirte Studirende, im Wintersemester 1896/97 5515, im Sommersemester 1897 4955 und im jetzigen Wintersemester 5921. Daß der Besuch im Wintersemester erheblich größer ist als im Sommersemester, ist eine schon seit Jahrzehnten beobachtete Erscheinung; sie erklärt sich aus dem Einfluß der Großstadt, die mit Vorliebe im Winter, weniger im Sommer von den Studenten aufgesucht wird. Die jetzige Frequenzzunahme beträgt gegen das letzte Sommersemester fast 1000 und gegen das letzte Wintersemester 406. Auf die Fakultäten vertheilen sich die Studirenden des jetzigen Semesters wie folgt: theologische 448, juristische 2000, medizinische 1291 und philosophische 2182. Zu den 1291 Medizinern kommen noch 268 Studirende der Kaiser Wilhelm-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen hinzu, die zwar formell nicht immatrikulirt sind, aber ihre Studien an der Universität unter den gleichen Bedingungen und Voraussetzungen wie die anderen Mediziner machen. Die Gesammtzahl der Studirenden erhöht sich dadurch auf 6189 Studirende, zu denen noch über 1000 zum Hören von Universitätsvorlesungen berechtigte Studirende der anderen Hochschulen und Akademien kommen. — Der Dr. phil. Adolf Brüning ist zum Direktorialassistenten bei dem kgl. Kunstgewerbemuseum ernannt worden. — Als Privatdozent für Geschichte habilitirte sich Dr. Hermann Ducken an der hiesigen Universität.

* **Florenz,** 9. Nov. Nachdem vor kurzem in München abermals eine Berathung der Mitglieder des Ausschusses und der Kommission zur Gründung eines kunsthistorischen Instituts in unserer Stadt stattgefunden, hat nun der erwählte Direktor, Prof. Dr. Brockhaus, hier seinen Wohnsitz aufgeschlagen, um in den nächsten Wochen den Arbeitssaal für die jungen Kunsthistoriker zu eröffnen. Den Absichten des Ausschusses und nach den bisher vorhandenen Mitteln gemäß soll das Institut aus kleinen Anfängen herauswachsen; es ist aus diesem Grunde bisher auch nur für eine vorläufige Unterkunft und für eine provisorische Ausstattung des Arbeitssaales Fürsorge getroffen worden.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Flatky, E., Weltenmorgen. Dramatisches Gedicht in drei Handlungen. III. (Schluß.) Auf der Erde: Das erste Opfer. 12°. (VIII u. 132 S.) M. 1.60.

Früher sind erschienen: (17097)

I. Im Himmel: Der Sturz der Engel. M. 1.— II. Im Paradiese: Der Sündenfall. M. 1.60.

Das ganze Werk in einem Bande. 12°. (XXVI u. 322 S.) M. 4.20; geb. in Leinwand mit Goldschnitt M. 5.40.

„... Es ist unmöglich, auf so engem Raum die große Idee dieser Dichtung auch nur annähernd zu kennzeichnen. Es ist Poesie großen Stils voll überraschender Bilder, voll wunderbarer Tiefblicke, voll herrlicher Gedanken in wenig Worten. ..." (Alte und Neue Welt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Deutsche Geschichte

von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreiches (1806—1871).

Von

H. v. Zwiedineck-Südenhorst.

Erster Band.

Die Zeit des Rheinbundes und die Gründung des deutschen Bundes (1806—1815).

Mit einer Karte.

Preis geheftet 8 Mark. — In Halbfranz gebunden 10 Mark.

Der Verfasser hat es unternommen, für die von ihm herausgegebene „Bibliothek Deutscher Geschichte" die neueste, hochbedeutsame und ereignißreiche Epoche der deutschen Geschichte zu schildern. Das aufrichtige Streben, den Zusammenhang der wichtigsten Thatsachen zu erklären und die Geschicke des deutschen Volkes auf Grund einer selbständig erworbenen Auffassung darzustellen, wird bei der Lektüre des Werkes so wenig verkannt werden, als die Gesinnung, die von dieser Auffassung nicht getrennt werden kann: Die deutsche Geschichte kann und darf ihr Urtheil nur von dem Gesichtspunkte des Interesses an der großen Volksgemeinschaft leiten lassen; Rücksichten für einzelne Staaten, Dynastieen und Regierungen soll sie nicht kennen. (16992)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Samstag, 13. November. Nummer 257.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpeditionen.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Balle in München.

Uebersicht.

König Asoka Pijadasi. Von Kurt Klemm. — Ein literarisches Wunder? Von H. Singer. — Mittheilungen und Nachrichten.

König Asoka Pijadasi.

ein sozialer Reformator der vorchristlichen Zeit.

Von Kurt Klemm.

Zwei Ereignisse von Bedeutung lenkten in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf den Buddhismus. Die Anwesenheit des einzigen großen buddhistischen Herrschers unsrer Zeit, des Königs von Siam, in Europa und die Ausgrabungen unsres Landsmannes Führer in Nepal. Während Führer in der Nähe der Geburtsstadt des Buddha neue Zeugnisse für den religiösen Sinn des Königs Asoka gefunden hat, eines Fürsten, der jedem buddhistischen Herrscher als Ideal vorschwebt, sahen die Völker Europa's den Herrn des sonnigen Märchenlandes vor sich und vernahmen mit kindlichem Staunen von den menschenfreundlichen Gesinnungen und den humanen Bestrebungen des Beherrschers eines Volkes, welches überlegener Europäerdünkel zu den Barbaren zu werfen beliebt. Unstreitig hat sich seit den Tagen Asoka's keine Dynastie des östlichen Asiens, namentlich im letzten Jahrtausend, so hohe Verdienste um den Buddhismus erworben, wie die gegenwärtig in Siam herrschende und ihr heutiger Vertreter. Bei Gelegenheit seines 25jährigen Regierungsjubiläums im Jahre 1893 hat dieser gelehrte Sohn eines gelehrten Vaters die erste vollständige Ausgabe der Tripitaka, der heiligen Schriften der Buddhisten, veranstaltet und das 39 Bände umfassende Werk den größeren Bibliotheken Europa's zur Verfügung gestellt; eine wissenschaftliche Leistung, deren Bedeutung erst recht gewürdigt wird, wenn man erwägt, daß nach der Schätzung von Rhys Davids die Pâli Text Society seit 15 Jahren kaum die Hälfte jener Texte veröffentlichen konnte. Freilich darf man dabei nicht vergessen, daß dem König in den Klöstern seines Reiches ein ganz anderer Apparat von Handschriften zur Verfügung stand, als unsre Bibliotheken bieten, und daß die Mitarbeiter und die Mittel, über welche die Pâli Text Society verfügt, nur gering sind. Und wie Asoka es sich angelegen sein ließ, bei den benachbarten griechischen Königen bis nach Makedonien und Epirus für seine Ideen zu wirken, so hat auch Se. Majestät König Tschulâlankarana Fürsorge getroffen, die Anschauungen des Buddhismus in Europa zu verbreiten, indem er die unter Max Müllers Leitung erscheinenden Sacre Books of the Buddhists ins Leben rief. Auch hierin ist er den Ueberlieferungen des toleranten Buddhismus getreu geblieben, der nicht durch Feuer und Schwert, sondern durch sachgemäße Diskussion die Meinungen Andersgläubiger bekämpft.

Die jetzt häufig angeführten Aussprüche des Königs, welche christlichen Sinn und allgemeine Menschenliebe wiederspiegeln, erinnern lebhaft an die Grundsätze, welche Asoka in seinen Inschriften ausgesprochen hat. Wenn wir daher in dem König von Siam einen modernen Asoka vor uns sehen, so darf wohl auch das Urbild dieses Fürsten, dem jeder gute buddhistische Herrscher seit zwei Jahrtausenden nacheifert, willige Theilnahme beanspruchen.

Zwei Umstände sichern dem König Asoka seine hervorragende Stellung in der Geschichte Indiens; einmal sein Verhältniß zum Buddhismus und dann der Umstand, daß von ihm die ältesten Inschriften Indiens herrühren, Inschriften, deren historische Angaben den Angelpunkt für die gesammte Chronologie der indischen Geschichte bilden. Denn historische Werke in unserm Sinn, welche bis auf Asoka's Zeit zurückreichen, gibt es sonst in Indien nicht; nur die Chroniken von Ceylon, die aber um mehr als ein halbes Jahrtausend später in die uns vorliegende Form gefaßt sind, erwähnen den großen König. Da wir nun einerseits aus gewissen Angaben in Asoka's Inschriften seine Zeit bestimmen können, und da andrerseits die ceylonesischen Geschichtswerke auf guten Grundlagen beruhen, die etwa in das erste vorchristliche Jahrhundert zurückreichen, so ist es möglich geworden, von Asoka rückwärts schließend, auch die Lebenszeit Buddha's, bis auf einige Jahre Spielraum, festzulegen.

Man hat sich gewöhnt, die Verhältnisse Indiens vom brahmanischen Standpunkt aus zu betrachten und überall die Brahmanen als herrschende Kaste zu sehen, obgleich man schon längst weiß und namentlich Weber von jeher betont hat, daß der Osten Indiens erst spät brahmanisirt worden ist, und daß in altvedischer Zeit brahmanisches Wesen jenen Gegenden noch fremd war, wie dies noch neuerdings Fick für das Geburtsland des Buddhismus zur Zeit seiner Entstehung schlagend erwiesen hat. Da erfahren wir, daß dort die sogenannte Kriegerkaste, oder besser die Königlichen, höheres Ansehen genoß als die Brahmanen, daß die Wissenschaft keineswegs ein Privileg der sogenannten Priesterkaste war, und daß der Vorrang der Königlichen vor den Brahmanen auch äußerlich dadurch zum Ausdruck gelangt, daß bei Aufzählung der Stände die Brahmanen erst an zweiter Stelle genannt werden. [1])

Aehnlich lagen ohne Zweifel die Verhältnisse in dem benachbarten Magadha, dem heutigen Bihar, dem Stammland Asoka Pijadasi's. Sein Großvater Tschandragupta, der Stifter der Maurjadynastie, war von niederer Kaste, allem Anschein nach nicht einmal arischer Abkunft, ein Tscheru (Kolarier). Von den Griechen Sandrogyptos genannt, ist er aus den Berichten des Megasthenes bekannt. Megasthenes hielt sich bekanntlich lange Zeit als Gesandter des Seleukos Nikator am Hofe zu Pâtaliputra, dem heutigen Patna, auf und stand in lebhaftem Verkehr mit dem König, der mit seinem Herrn verschwägert war. Tschandragupta soll Alexander den Großen noch gesehen haben und herrschte bis etwa 291 v. Chr. Die ausführlichsten Nachrichten über

[1]) S. Fick, die soziale Gliederung im nordöstlichen Indien zu Buddha's Zeit. Kiel 1897.

ihn und seinen Hof geben die Auszüge Justins aus Trogus Pompejus. Ihm folgte sein Sohn Vindusâra, welcher ebenfalls lebhaften Verkehr mit dem Westen unterhielt. An seinem Hof weilten Gesandte des Antiochus Soter und des Ptolemaios Philadelphos. Vindusâra's Sohn war Asoka.

Asoka, oder wie er selbst sich nennt Pijadasi, beherrschte ganz Nordindien und den Dekhan bis an die Grenzen von Mysore. Seine Regierung, welche sich über einen Zeitraum von mindestens 31 Jahren erstreckt, mag etwa 274 v. Chr. begonnen haben und zerfällt in zwei oder drei deutlich geschiedene Perioden. Außer seinen Inschriften unterrichten uns über ihn die bereits erwähnten Chroniken von Ceylon und mehrere spätere Sanskrit- und tibetische Werke. Am zuverlässigsten sind selbstverständlich die gleichzeitigen Angaben der Inschriften. Darin nennt sich der König stets Devânampija Pijadasi, d. i. der göttergeliebte Pijadasi. Devânampija mag, wie Bühler und Bhagvanlál vermuthen, ein Titel sein, der allen Königen der Maurjaperiode zukam, Pijadasi ist aber jedenfalls sein Name. Dagegen ist Asoka, d. i. kummerlos (keinen Kummer empfindend oder bereitend) oder Dhammâsoka als Biruda, ein Beiname anzusehen, wie solche bei indischen Fürsten oft in großer Zahl vorkommen. Genaueres über seine Familienverhältnisse berichtet der König nicht, doch erwähnt er seiner Kinder und Enkel, wie auch Brüder, Schwestern und anderer Verwandten; aus seinen Inschriften dürfen wir schließen, daß er wenigstens drei legitime Frauen hatte.[1])

Im neunten Jahre nach seiner Salbung eroberte er Kalinga, ein Königreich, welches sich südlich von Orissa zu beiden Seiten der Krischnâ und Godâvarî ausdehnte. Die Greuel jenes Krieges beschleunigten vermuthlich den Uebertritt des Königs zum Buddhismus, dem er und seine Zeit wohl schon geneigt waren; hatte sich ja doch auf dem Boden seines Stammlandes, des Königreichs Magadha, die Lehrthätigkeit Buddha's abgespielt. Welchen Eindruck jener Krieg auf den König selbst machte, zeigt am besten das 13. seiner Felsenedikte, welches kaum fünf Jahre nach jenem Ereigniß abgefaßt wurde. Dieses Edikt ist zu charakteristisch, als daß wir uns versagen könnten, wenigstens die Hauptstellen daraus anzuführen. Es beginnt:

„Acht Jahre nach seiner Salbung eroberte der göttergeliebte König Pijadasi Kaliuga. 150,000 Seelen wurden von dort hinweggeführt, 100,000 wurden erschlagen und eine noch größere Anzahl starben. — Jetzt, nachdem Kalinga erobert ist, beeifert sich der Göttergeliebte, die heilige Lehre zu schützen, sie zu ehren und zu verbreiten. Das ist die Buße des Göttergeliebten wegen der Eroberung von Kalinga, denn die Einnahme eines noch nicht unterworfenen Landes führt Mord und Sterben und Gefangenschaft mit sich."

Im weiteren Verlauf führt der König aus, wie verderblich der Krieg für jedes religiöse Bekenntniß sei, lieber wolle er, wenn irgend angängig, selbst eine Beleidigung ruhig hinnehmen, ohne sich dafür zu rächen. „Die hauptsächlichste Eroberung des Göttergeliebten ist der Sieg der heiligen Lehre. Diesen Sieg hat der Göttergeliebte errungen, hier wie über alle seine Nachbarn bis auf eine Entfernung von 600 Jedschanas, wo der König der Joner Namens Antijoka wohnt und weiter die vier Könige mit Namen Turamaja, Antikini, Maka Alikasudara und ferner im Süden, wo die Tscholas und Pândjas[2]) wohnen bis nach Ceylon und zum Hidakönig." Das gegenwärtige Edikt möge die Söhne und Enkel des Königs mahnen, von Eroberungszügen abzustehen, sich der Milde und Güte zu befleißigen und nur an die friedliche Eroberung durch die heilige Lehre zu denken, deren Sieg Segen bringe in dieser und in jener Welt.

Bald nach dem Krieg gegen Kalinga erfolgte des Königs Aufnahme in den Schoß der buddhistischen Gemeinde, die dann etwa zwei und ein halbes Jahr später, im elften Jahr nach der Salbung, durch den feierlichen Eintritt in die Versammlung des Klerus und, wie wir aus anderen Quellen wissen, durch die gleichzeitige Ordination seines Sohnes Mahinda ihre Weihe fand. Bei dieser Gelegenheit soll der König den bezeichnenden Beinamen Dhammâsoka, Asoka der Lehre, erhalten haben, ein Beiname, der in den Inschriften nicht erscheint.

Darauf veranstaltete der König Pijadasi ein großes Fest für sein Volk, Prozessionen, vermuthlich mit Reliquien Buddha's, den Anblick von Götterwagen, Elefanten, Illumination und andere wunderbare Schauspiele. Nach diesem Fest aber ließ er unter Trommelschlag im ganzen Reich verkünden:

„Wie es in vielen Jahrhunderten nicht geschehen ist, so ist jetzt durch des göttergeliebten Königs Pijadasi Verkündung, die Schonung der lebenden Wesen, die barmherzige Behandlung der Kreaturen, das geziemende Betragen gegen Verwandte, Brahmanen und Asketen, der Gehorsam gegen die Eltern gefördert. . . . Sowohl die Söhne, als auch die Enkel und Urenkel des göttergeliebten Königs Pijadasi werden solche Pflichterfüllung fördern bis an das Ende der Zeit."

„Zu diesem Zweck, damit man diese Sache fördere und nicht daran denke, sie zu vernachlässigen, hat der göttergeliebte König Pijadasi diese Schrift aufzeichnen lassen, als er zwölf Jahre gesalbt war." So entstanden die religiösen Edikte, welche der König in Felsen an den Grenzen seines ausgedehnten Reiches einmeißeln ließ.

Wie hier der König anschaulich die Entstehung eines Ediktes schildert, so wird es mit allen vierzehn Felsenedikten gegangen sein. Sie wurden im 13. und 14. Jahre in der Kanzlei des Kultusministeriums zu Pâtaliputra verfaßt, zuerst, wie sie entstanden, in der Hauptstadt unter Trommelschlag verlesen und dann in die Provinzen versandt. Auch dort wurden sie in gleicher Weise in der Landessprache veröffentlicht, um dann in Felsen eingemeißelt, angesichts der schneebedeckten Höhen des Himâlaja oder an dem heiligen Berge in Gudscherat, am bengalischen Meerbusen und im fernen Süden den kommenden Jahrtausenden zu erzählen von dem milden und frommen König, der in alten Zeiten für seines Volkes Seelenheil gesorgt. Und diese Zeugen einer großen Vergangenheit würden vielleicht noch manches Jahrtausend unverletzt geblieben sein, wenn nicht eines Tages wilde Barbaren — doch nein, es kamen hochzivilisirte Straßenbauingenieure und die nahmen Steine, wo sie sie grade fanden, fragten nicht erst lange danach, ob da vor ein paar Jahrtausenden ein König der verd— Niggers seine höchst unmaßgebliche Meinung geäußert und pflasterten die Straße mit Inschriften. Und wieder kam ein anderer Ingenieur, um dieselbe Straße auszubessern, ein ganz gewöhnlicher Heide, und dem fielen die Steine in die Hände, die der gebildete Europäer zertrümmert hatte. Der Hindu erkannte sie als die fehlenden Stücke von fünf Zeilen des 12. Edikts von Girnar und setzte so die europäische Forschung in stand, ein Exemplar der fünf Steinmanuskripte oder richtiger Steinmanuskulpte zu vervollständigen. Solche Ergänzung ist aber sehr willkommen, denn keines der fünf Manuskripte stimmt genau mit dem andern überein. Zwar ist die Reihenfolge der Edikte überall gleich, im übrigen ergaben sich jedoch Abweichungen mancherlei Art,

---

1) In vedischer Zeit heißen die ersten drei Gemahlinnen des Königs bezeichnenderweise: die Königin, die Favoritin und die Zurückgesetzte. So im Çatapathabrâhmana.

2) Die Tscholas, deren Reich noch im Beginn unsres Mittelalters in hoher Blüthe stand, sind an der Küste Coromandel zu suchen, der sie ihren Namen gaben. (Colamandala das Gebiet der Cola.) Südlich von ihnen befand sich das Pândjareich.

schon deßhalb, weil jedes Edikt in der Sprache des Volkes abgefaßt ist, an das es sich wendet: ein Beweis, daß die Inschriften ein Publikum voraussetzen, welchem die Schrift nicht mehr neu war.

Wir haben gesehen, daß die vierzehn Edikte aus der Kanzlei des Kultusministeriums (Dhammamahâmâtâ) zu Pâtaliputra nach allen Richtungen verbreitet wurden. Pijadasi rühmt sich, im 14. Jahre nach seiner Salbung zuerst ein solches Departement eingerichtet zu haben, indessen vermuthet Bühler, er habe nur eine alte brahmanische Einrichtung, wenn auch unbewußt, nachgeahmt und ausgebildet. Die Ministerialbeamten, wie auch die Prinzen, welche als Vizekönige in Udschajini und zu Takschila saßen, verwalteten die milden Stiftungen und waren verpflichtet, alle fünf Jahre eine Inspektionsreise durch die Provinzen zu unternehmen. Ihnen lag es ob, „um das Heil und Wohlergehen der Unterthanen bemüht", ungerechte Einkerkerungen und Hinrichtungen zu verhindern und die Beobachtung der reinen Lehre zu überwachen „hier und in allen entfernteren Orten, in den Harems auch meiner Geschwister und meiner anderen Verwandten". Sie hatten dafür zu sorgen, daß Hospitäler für Mensch und Thier, Karavanserein angelegt, daß Brunnen gegraben, Mango- und Feigenbäume an die Straßen gepflanzt und Arzneien gesammelt wurden, wie der König für sein Reich angeordnet hatte und wozu sich auch seine Nachbarn, darunter die griechischen Könige, verstanden. Der König selbst stand jedem seiner Unterthanen jederzeit zur Verfügung, mochte er sich gerade „beim Mahle oder im Harem, in seinen Privatgemächern, auf der Spazierfahrt oder im Park befinden", überall erklärt er sich bereit, Audienzen zu ertheilen und Streitigkeiten zu schlichten, namentlich auch, wenn durch Polizeispitzel Irrthümer erregt und die Befehle des Königs mißdeutet wurden. Denn der König, dessen Augenmerk darauf gerichtet ist, „der Kreatur seine Schuld abzutragen", seine Unterthanen „schon in dieser Welt glücklich zu machen und ihnen den Himmel zu erwerben", meint „es gibt nichts wichteres zu thun, als für Aller Wohlergehen zu sorgen". „König Pijadasi glaubt nicht, Ruhm und Ehre können großen Vortheil bringen", Ruhm und Ehre begehrt er nur, insofern er für Gegenwart und Zukunft sein Volk der heiligen Lehre unterwerfen möchte. Sein innigster Wunsch ist, „alle frei von Gefahr" zu sehen. „Diese Gefahr ist die Sünde. Aber Erlösung von ihr ist schwer zu erlangen, schwer für Hoch und Niedrig, am schwersten für die Hochgestellten." Deßhalb widmet er sich jetzt ganz der heiligen Sache. „Lange Zeit hindurch hatte der Göttergeliebte sogenannte Vergnügungsreisen unternommen. Dabei pflegte er der Jagd und erfreute sich anderer Genüsse. Doch da der göttergeliebte König Pijadasi zehn Jahre gesalbt war, ergab er sich ganz dem religiösen Leben. Daher jetzt die Missionsreisen. Dabei geschieht folgendes: Empfang und Beschenkung der buddhistischen Mönche wie der Brahmanen, Empfang der Alten, Vertheilung von Geld und Empfang der Bevölkerung der Provinzen, Predigt und Diskussion der heiligen Lehre."

Schon oben konnten wir beobachten, wie der König allen religiösen Sekten gleiches Wohlwollen entgegenbringt, so sehr er auch die von ihm als richtig erkannte buddhistische Lehre zu fördern wünschte. Solche für unser Gefühl fast an Indolenz streifende Toleranz kann auf indischem Boden nicht befremden, wo wir die gleichmäßige Berücksichtigung der verschiedensten Religionen bei Herrschern aller Zeiten finden. „Der göttergeliebte König Pijadasi ehrt alle Glaubensgenossenschaften durch Gaben und Ehrenbezeigungen verschiedener Art." Aber dabei ist es ihm weniger um Almosen und Ehrungen zu thun, als um Selbstbeherrschung und Reinigkeit des Herzens, deren Urgrund Beherrschung der Zunge ist. „Nicht soll man den Glauben Anderer herabsetzen und dafür den eigenen erheben; wer Anderer Glauben achtet, erhebt zugleich den eigenen." Immer und immer wieder schärft er den Gliedern geistlicher Körperschaften ein, sie sollen die Treue gegen ihre Gemeinschaft mit Schonung und Duldung gegenüber Anderen vereinigen.

Wo er sich an die Buddhisten wendet, wie in dem undatirten Briefe von Bhabra des Königs Devânampija von Magadha, da läßt er auch keinem Zweifel über seine eigene Meinung Raum. „Ihr wißt, ihr Ehrwürdigen," beginnt er, „wie groß meine Liebe und Verehrung für den Buddha ist, für seine Lehre, seine Gemeinde; alles was der erhabene Buddha geredet hat, ist wohlgeredet." Und weil er erkannt hat, „das Gnadenmittel der Pflichterfüllung bringe reiche Früchte", deßhalb sucht er auch sein Volk von der Richtigkeit seines Glaubens zu überzeugen. Darum soll es ablassen von allerlei abergläubischen Gebräuchen zur Verhütung von Unfällen, beim Beginn einer Reise, bei Geburt und Hochzeit, Gebräuchen, von denen es Heil erwartet. Da vollzieht das Ammenvolk viele und vielerlei schlechte und nutzlose Zeremonien um des Heiles willen. Nun soll man gewißlich Heilsmittel anwenden. Jene aber bleiben fürwahr fruchtlos. Aber das Heilsmittel der Pflichterfüllung bringt wahrlich reiche Früchte: „Güte gegen Sklaven und Diener, Ehrfurcht vor ehrwürdigen Personen, Schonung der lebenden Wesen, Freigebigkeit gegen Mönche und Brahmanen," das sind wirklich heilbringende Bräuche der guten Lehre.

Die von Pijadasi proklamirte Schonung der lebenden Wesen erstreckte sich auch auf die Fürsorge für die Thiere. Gleich das erste Edikt enthält ein Verbot des Fleischgenusses, zum mindesten dessen Einschränkung: „Dieser religiöse Erlaß ist auf Befehl des göttergeliebten Königs geschrieben. Kein lebendes Wesen soll geschlachtet und kein Brandopfer dargebracht werden, noch soll eine Festlichkeit abgehalten werden. Denn mancherlei Uebel erblickt König Pijadasi in solchen Festen. Aber es gibt auch noch Feste, die in den Augen des göttergeliebten Königs sehr gut sind." Die Feste, welche der König hier verdammt, sind die des alten brahmanischen Kultus mit Thieropfern, wohingegen er nur noch die buddhistischen Umzüge, die mit Predigt verbunden waren, gelten lassen will. „Früher wurden in der Küche des Königs Pijadasi," so fährt der Erlaß fort, „viele hunderttausend Thiere zur Bereitung von Gulasch geschlachtet. Jetzt aber schlachtet man täglich nur noch drei Thiere, zwei Pfauen und eine Antilope, letztere jedoch nicht regelmäßig. In Zukunft aber sollen auch diese Thiere nicht mehr getödtet werden."

Nun wird aber nicht alles so heiß gegessen wie es gekocht ist. Der König selbst konnte sich nicht so leicht an rein vegetabilische Kost gewöhnen und ein späteres Edikt aus dem 27. Jahre beschränkt das Gebot der Enthaltung von Fleischspeisen auf eine Reihe genau bestimmter Fasttage.

Abgesehen von einigen kleinen Höhlen-Inschriften aus dem 20. Jahre u. d. S. waren weitere Dokumente bis in die neueste Zeit nur noch aus dem 26. und 27. Jahre bekannt. Es sind dies die sogenannten Säulenedikte, die Gesetzes- oder Löwensäulen des großen Königs, die zu den ältesten Denkmalen indischer Baukunst gehören. Das Kapitäl dieser schlanken Pfeiler schmückt meist das Bild eines sitzenden Löwen, bisweilen auch ein Elefant. War es an sich wenig wahrscheinlich, daß der König zwischen dem 14. und dem 26. Jahre in keiner Weise seine Meinung kundgegeben habe, so hat sich in neuerer Zeit dieser Zweifel als wohlbegründet erwiesen und wir dürfen sonach von erneuten Ausgrabungen weitere Aufklärungen über das Zeitalter der Blüthe des Buddhismus erwarten. Vor zwei Jahren entdeckte Führer in Nepal eine Säule, welche beweist, daß Asoka nach dem 15. Jahre s. S. eine Wallfahrt zu den

heiligen Stätten des Buddhismus unternahm. Die an jener Säule befindliche Inschrift besagt, Pijadasi habe im 15. Jahre nach seiner Krönung den Stupa des Buddha Kenâkamana, eines Vorgängers des Gotama Buddha wieder herstellen lassen und ihn später besucht. Möglich, daß jener Besuch im folgenden Jahre stattfand und daß der Fürst persönlich die Einweihung des Denkmals vollzog, möglich auch, daß er erst im 21. Jahre hinkam, da er sich damals ganz in der Nähe aufhielt. Denn wie er seinen Beamten vorgeschrieben hatte, alle fünf Jahre eine Inspectionsreise zu unternehmen, so hatte er auch sich selbst für jedes Lustrum eine derartige Reise vorbehalten. Wenn wir nun wissen, daß er im 21. Jahre eine Wallfahrt nach der Geburtsstätte Buddha's unternahm, so dürfen wir schließen, daß er vorher im 16. und 11. und nachher im 26. Jahre auf Reisen ging. Sicher beglaubigt ist freilich bisher nur die Fahrt im 21. Jahre. Damals zog Pijadasi nach der Heimath des Buddha nach Kapilavastu und in seiner Gegenwart wurde im Haine Lumbini die Säule errichtet, welche verkündet: „hier ist der Verehrungswürdige geboren". Auch diese Säule ist von Führer Ende 1896 entdeckt und ihr Inhalt von Bühler veröffentlicht worden. (S. Beilage 1897. Nr. 14.) Da durch diese Entdeckung die topographischen Angaben des chinesischen Pitgers Hiuen Tsiang, der um 630 n. Chr. das heilige Land des Buddhismus besuchte, wiederum glänzend bestätigt werden, so wird es nunmehr nicht schwierig sein, die Ruinen der Klöster und Denkmale des Allerherrlichst-Vollendeten aufzufinden, welche Pijadasi errichtet hat.

Und die Zahl dieser Denkmäler ist nicht klein. Mag es auch übertrieben sein, wenn die Legende berichtet, der König habe 84,000 Stupas über den Reliquien Buddha's und seiner Jünger errichtet, so beweisen doch die Ausgrabungen, welche Reliquienbehälter mit Schriftzügen aus seiner Zeit zu Tage gefördert haben, daß jene Angaben nicht ganz unbegründet sind.

Der Buddhismus, den wir aus den Denkmälern jener Zeit kennen lernen, weicht freilich erheblich ab von dem späteren Buddhismus; frei von Dogmen und scholastischem Ballast, zeigt er sich als eine Morallehre, die das Nirvâna nicht kennt und ebensoviel mit dem Christenthum wie mit dem späteren Buddhismus gemein hat.

Nachdem wir so den Hauptinhalt der Aeußerungen Pijadasi's kennen gelernt, erübrigt noch, die Anhaltspunkte für die Zeit des großen Konigs zu erörtern, um dann ergänzend nachzutragen, was sich über seine Lebensumstände aus anderen Quellen ermitteln läßt.

Wir haben gesehen, daß Pijadasi fünf Diadochen als seine Zeitgenossen nennt, die alle zwischen 260 und 258 lebten. Es sind dies Antiochos II. Theos von Syrien, 261 bis 246, Ptolemaios Philadelphos von Aegypten, 285—246, Antigonos Gonatas von Makedonien, 280—239, Magas von Kyrene, der 258 starb und Alexander, der Sohn des Pyrrhos von Epirus, dessen Tod zwischen 262 und 258 gesetzt wird.[1]) Aus diesen Angaben schließt man, daß das 13. Jahr nach der Salbung Pijadasi's spätestens auf 258 v. Chr. falle, die Krönung somit 270 stattgefunden habe. Vorher hatte Pijadasi schon vier Jahre geherrscht, seine Thronbesteigung dürfte somit auf 274 fallen. Das stimmt so ziemlich zu den Angaben über die Zeit seiner unmittelbaren Vorgänger. Die Frage nach der Identität von Asoka und Pijadasi ist durch Senart endgültig erledigt.

In den Quellen aus späterer Zeit heißt der König zumeist Asoka, zuweilen auch Pijadasi. In erster Linie kommen hier die Chroniken von Ceylon in Betracht. Sie berichten, Asoka habe nach dem Tode seines Vaters 88 Brüder umbringen lassen, nur dem Tissa, der mit ihm die gleiche Mutter hatte, habe er das Leben geschenkt. Das ist derselbe Tissa, der später das gelbe Gewand des buddhistischen Mönchs anlegte. Gegen die Richtigkeit dieser Behauptung spricht nun freilich die Erwähnung mehrerer Brüder des Königs in den Inschriften.

Vor seiner Thronbesteigung war Asoka Unterkönig in Udschajini gewesen und hatte sich dort mit der Tochter eines angesehenen Kaufmanns aus Vidisa vermählt, die ihm den Mahinda und eine Tochter Sanghamittâ gebar. Bei des Vaters Thronbesteigung war Prinz Mahinda zehn Jahre alt. Als Mahinda das 20., Sanghamittâ das 18. Jahr erreicht hatten, traten sie in den buddhistischen Orden ein. Zwölf Jahre nach seiner Weihe begab sich Mahinda nach Ceylon, um dorthin die Lehre Buddha's zu verpflanzen, auch seine Schwester folgte ihm und brachte einen Zweig des heiligen Baumes aus Buddha Gajâ mit, desselben Baumes, unter dem Buddha die Erkenntniß erlangt hatte. Dieser Baum, der älteste der Welt, blüht noch zu Anuradhapura. Die Geschwister starben in Ceylon, Mahinda 60, seine Schwester 59 Jahre alt und wurden mit großem Pomp beigesetzt.

Gleichzeitig mit Mahinda gingen Missionare in alle Nachbarländer. Nach dem Grenzgebiet im Westen wurde ein Baktrer Dhammarakkhita, nach Jonaloka (dem Land der Jener) Mahârakkhita entsandt. In den mittleren Himâlaja zog Madschima, der später nach Indien zurückkehrte und dessen Reliquien in Sântschi wieder ausgegraben wurden.

Nach Asoka's Tod zerfiel sein Reich in drei kleinere. Von seinen Söhnen erhielt Sujasa das Stammland Magadha, Dschaloka den Nordwesten mit Kaschmir, Sampadi den Südwesten.

Nach Lassens Annahme hätte Dschaloka noch einmal das ganze Reich vereinigt, bevor es unter seinen Nachfolgern zerfiel.

Asoka's Stellungnahme zu dem Buddhismus hat ihm eine Bedeutung gesichert, wie sie kaum Konstantin für das Christenthum in Anspruch nehmen darf. Gleich Jenem soll er auch durch ein Wunder bekehrt worden sein. Sein Name steht noch nach Jahrtausenden von der Wolga bis nach Japan und von den Grenzen Sibiriens bis nach Ceylon und Siam in höchsten Ehren, und mit Recht sagt Köppen: „Wenn der Ruhm eines Mannes nach der Zahl der Herzen bemessen werden kann, die sein Gedächtniß ehren, nach der Zahl der Lippen, die ihn genannt haben und noch immer mit Ehren nennen, so ist Asoka berühmter als Karl der Große oder Cäsar."[1])

[1]) Die Jahreszahlen für die vier ersten sind Holms griech. Geschichte IV. entnommen; über Alexander von Epirus konnten wir dort keine Auskunft finden.

[1]) Der uns zur Verfügung stehende Raum und die Rücksicht auf Uebersichtlichkeit der Darstellung verboten uns, zu jeder unsrer Angaben die Quelle beizufügen. Es sei daher erwähnt, daß dieselben neben denen der älteren Forscher Prinsep und Cunningham, hauptsächlich auf den zahlreichen Abhandlungen von Senart und Bühler beruhen. Namentlich für die Uebersetzungen haben wir uns, soweit uns seine Schriften zugänglich waren und so gut es die Darstellung erlaubte, an Bühler angeschlossen, dem das Hauptverdienst für die Feststellung der Texte und ihre Interpretation gebührt.

Ein literarisches Wunder?

Von H. Singer.

Vor kurzem ist ein neuer, der zweite Band Gedichte[2]) von Johanna Ambrosius, der bekannten ostpreußischen Dichterin, erschienen, der das nämliche Interesse wachruft, wie vor 2 Jahren sein Vorgänger. Die folgenden Zeilen sind keine Besprechung dieser Gedichte; ich komme vielmehr hier nur in Kürze auf eine Frage zurück, die sich angesichts

[2]) Gedichte von Johanna Ambrosius. Ausgewählt von Prof. Karl Weiß-Schrattenthal. Zweiter Theil. Königsberg 1897.

Digitized by Google

der neuen Gedichtsammlung dem Leser wiederum aufdrängen wird und eine befriedigende Antwort bisher nicht gefunden hat — auf die Frage: ist Johanna Ambrosius wirklich ein literarisches Wunder, wie so Viele behauptet haben und noch behaupten werden?

Jeder übermäßigen Begeisterung folgt ein Rückschlag. So auch mit Bezug auf Johanna Ambrosius. Nachdem man sich von dem Erstaunen erholt, in das die erste Gedichtsammlung der Volksdichterin so ziemlich alle Welt versetzt hatte, kamen kritische Geister und fingen an, zu drehen und zu deuteln; sie sprachen ihr wahres dichterisches Empfinden ab, nannten ihre Schreibweise manierirt und ließen es auch an Ausfällen persönlicher Art nicht fehlen. Letzteres war bedauerlich; denn die bescheidene Frau hatte das nicht verdient — allein die ungezügelte Ueberschwänglichkeit, das Herauszerren der Dichterin in die große Welt kam in der That einer Modethorheit bedenklich nahe, und solch Gebahren reizt schließlich zum Widerspruch, zu vielfach ungerechtem Widerspruch. In diese Lage ist Johanna Ambrosius nicht durch ihre eigene Schuld gekommen, sondern durch die — Eitelkeit Anderer. Das einzig Erfreuliche bei der Sache ist, daß die bis vor wenig Jahren in ärmlichen Verhältnissen lebende Frau nach und nach aller materiellen Sorgen ledig wurde und seither ihrer Muse folgen konnte, ohne von äußeren Schwierigkeiten behindert zu werden. Inzwischen haben sich die extremen Urtheile ausgeglichen, und die neuen Gedichte werden jedenfalls im allgemeinen sachlicher geprüft werden, als die ersten. Trotzdem wird die Legende von dem „Literarischen Wunder" sicherlich wieder auftauchen, und dieser Legendenbildung sollen die folgenden Bemerkungen entgegentreten, die ein Landsmann der Dichterin hier niederschreibt.

Ich greife zurück auf die erste Gedichtsammlung vom Jahre 1895. Professor Weiß-Schrattenthal, der auch die vorliegende zweite Sammlung ausgewählt hat, gab damals in einem Vorwort dem Leser manche Aufschlüsse über den neuen Stern; allein vergebens wird man dort eine Antwort auf jene eine, mit die wichtigste Frage suchen: wie war es möglich, daß im fernen, rauhen Lithauen sich ein dichterisch veranlagtes und poetisch empfindendes Gemüth unter des Lebens Mühe und Arbeit, in ärmlicher Stellung zu selbständigem Schaffen emporarbeiten konnte, daß es die Fülle seiner Gedanken in eine so formvollendete Sprache zu kleiden vermochte, wie sie Johanna Ambrosius schreibt? Stehen wir hier nicht vor einem Räthsel? Professor Weiß' Einleitung hat, wie bemerkt, in diese Frage kein Licht gebracht, und die Bemerkung, daß die „Gartenlaube" der Dichterin in ihrer Jugend reiche Anregung geboten, steht in gewissem Widerspruch mit der anderen Versicherung, daß die Frau bis vor kurzem ihr Leben in harter Arbeit, in elender Hütte und im Verkehr mit dem gewöhnlichen Landvolke zugebracht habe.

Es heißt: Willst du den Dichter ganz verstehn, mußt du in Dichters Lande gehn. Dieser Mahnung bin ich gefolgt, ich bin in des Dichters Lande gegangen — jedoch wohlverstanden: bevor vom Dichter selber noch etwas zu hören war. Ich kannte Johanna Ambrosius' Heimath, die Verhältnisse ihrer engeren und engsten Heimath, bevor über Lithauen andere als die unklarsten Anschauungen im übrigen deutschen Vaterlande herrschten. — Der Ostpreuße ist daran gewöhnt, daß man seine Provinz nicht kennt, daß man „draußen" noch vielfach der aus alten geographischen Kompendien übernommenen Ansicht ist, dort in der abgelegenen Nordostmark sagten Wolf und Fuchs einander auf der Landstraße gute Nacht, dort werde es nie so recht Sommer und ähnliches. Für eine ausführliche Widerlegung dieser Anschauungen ist hier nicht der Ort; ich beschränke mich daher nur auf die kurze Bemerkung: es gibt dort Landstriche, die eine außerordentlich dichte und wohlhabende bäuerliche Bevölkerung besitzen, und auch an Naturschönheiten bietet Ostpreußen manches, das jeder „Touristenrennbahn" zum Schmuck gereichen würde. Hierher gehört im allgemeinen die Heimath der Dichterin, Lithauen, das man wohl im übrigen Ostpreußen mit dem Attribut „gesegnet" belegt. Man trifft in Lithauen auf viele Kirchdörfer mit einer Bevölkerungszahl, die die mancher westpreußischen und posen'schen Städtchen weit hinter sich läßt. Speziell in dem Theile Lithauens, in dem Johanna Ambrosius geboren ist und noch wohnt (Kreis Ragnit und Pillkallen) reiht sich Dorf an Dorf; die „elende, strohgedeckte Hütte" ist hier nicht die Regel, sondern die Ausnahme. Lengwethen, der Geburtsort der Dichterin, ist ein bedeutendes, verkehrsreiches Kirchdorf im Kreuzungspunkt mehrerer großen Chausseen, und seine „kleine" Dorfschule, in der nach Prof. Weiß das junge Mädchen seinen Unterricht genoß, ist keineswegs so klein, als daß man sich dort nicht ein gut Theil Kenntnisse fürs Leben erwerben könnte. Die dortige ländliche Bevölkerung aber, die dem reich begabten Lithauerstamm angehört, steht durchaus nicht auf einer geistig niederen Stufe, sie ist vielmehr sehr bildungsfähig und auch poetisch veranlagt. Die alten lithauischen Volkslieder (Dainos) beweisen ein tiefes Empfinden der Volksseele, und der Umstand, daß freilich die Kenntniß jener Lieder in diesen südlichen, schon stark germanisirten Gebieten von Jahr zu Jahr zurückgeht, beweist weniger einen Rückgang der geistigen Volkskraft, als ein gewisses Anpassungsvermögen an die deutsche Kultur. So bedauerlich stets das Schwinden einheimischer Poesie wie väterlicher Tracht und Eigenart bleiben wird, so wenig wird man daraus einen Schluß auf Veränderung zum Schlechteren ziehen können. Heute wird dort ganz überwiegend deutsch gesprochen — die Hochburgen des Lithauerthums liegen im Memeldelta und nordwärts — und die alte Volkstracht trifft man da selten. Die jungen Mädchen halten es dort keineswegs mehr für ihr höchstes Lebensziel, den Städtern Dienstboten zu liefern, der Bauer auf dem Dorfe erliegt nicht unter der schweren Arbeit und büßt im Kampfe des Lebens nicht das Verständniß für „höhere" Genüsse ein. Gewiß, die Familienglieder müssen alle „fest heran" zur Arbeit im Felde und auf dem Hofe — das hindert aber nicht, daß man selbst im Hause des minder Begüterten eine Zeitung, ja selbst ein gutes Familienblatt liest, mit Verständniß und Gewinn liest. Im übrigen stand auch die Dichterin im Kreise ihrer Angehörigen gar nicht so fremd und ohne Verständniß zu finden da. Man lese einmal den Brief, den Johanna's Schwester Martha an Prof. Weiß gerichtet hat (Einleitung zur ersten Sammlung); diesen glatten, sicheren Brief schrieb ein „Mädchen vom Lande", das nur die Dorfschule besucht hat! Der Brief ist für die Beurtheilung Johanna's von Bedeutung, obwohl er nicht von ihr ist.

Versuchte ich im vorstehenden den Menschen zu charakterisiren, der dort wohnt, so sei nun auch der Natur gedacht, die die Dichterin umgibt, sie zum Schaffen anregen konnte. Sowohl die einförmige, durch ihre Einsamkeit ergreifende Haide, wie die dürre, schattenlose Wüste vermögen ja den Dichter, der ein Kind des Landes, ebenso zu begeistern, wie einen Andern etwa die erhabene Gebirgswelt. Wäre also Lithauen ein Landstrich, auf dem Sand, Haide und Urwald mit einander abwechselten, so würde es der Dichterin, die den Schöpfer in jedem seiner Werke bewundert, sicher ebenso wenig an Anregung gefehlt haben, wie in dem thatsächlich anders gestalteten Charakter ihrer Heimath. Aber diejenigen Theile Ostpreußens, in denen Johanna Ambrosius lebt, entbehren nicht der und Anmuth einfacher oder eigenartiger Schönheit. Wersmeningken, der Wohnort der

Digitized by Google

Dichterin, liegt im Schoße kraftstrotzender, dunkler Tannenwälder, die aber hie und da auch freundlicher Laubwald oder eine sonnige, üppige Wiese unterbricht. Eine Hügelschwelle zieht sich aus dem Nagniter Kreis in die Schoreller und Kallweller Forsten hinein, die im Norden und Süden die Feldmark abschließen. Die Inster, ein Quellfluß des Pregels, durchzieht leise rauschend die Forsten; wenig nördlich davon schießt in vielen Windungen, sich durch hohe Ufer zwängend, die bedeutendere Szeszuppe der Memel zu, und dieser gewaltige Strom selber bietet hier oberhalb Nagnit nach der Grenze zu Uferpartien von hoher Schönheit (Eisseln; Schreitlauker Höhen). Zu beiden Seiten des Stromes ziehen sich die ausgedehnten Memelforsten hin. Von eigenartiger Wirkung sind ferner die in der Nähe von Wersmeningken liegenden umfangreichen Hochmoore, Große Plinis und Kalksche Balis, die in den Schoß der Wälder sich einbetten. Manche lithauische Volkssage knüpft hier an und das „Irrlicht" spukt da nächtlicher Weile auf den grundlosen Sümpfen. In diese Einsamkeit konnte sich die Dichterin zurückziehen, wenn ihr in der Häuslichkeit die nöthige Ruhe und Muße gefehlt haben mag. Wer diese Theile Lithauens durchwandert hat, wird es verstehen, wenn Johanna Ambrosius ihnen ihr Lied weiht und mit Begeisterung von ihren schönen, düsteren Wäldern spricht, die ihr Anregung zu manch herrlichem Gedicht gegeben.

Ich glaube, in den letzten Bemerkungen indirekt den Beweis geführt zu haben, daß von einem „Wunder" bei Johanna Ambrosius nicht gut die Rede sein kann: auf jenem Boden, unter jenen Leuten kann ein dichterisch empfindendes Gemüth sich bilden; es wird da auch nicht ersticken, es vermag sich voll zur Blüthe zu entwickeln. Entkleidet man aber die Erscheinung ihres wunderbaren Beiwerkes, so bleibt glücklicherweise noch genug übrig, was unsre Theilnahme, ja Bewunderung gerechterweise verdient. Verhältnisse wie in Lithauen herrschen in anderen bevorzugten Theilen Deutschlands auch, und doch bringen sie keine Volksdichter von der Kraft und Bedeutung dieser Frau hervor. Darin liegt höchstens das „wunderbare" Moment.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß der Lebensweg der Johanna auch weiterhin von der freundlichen Sonne beschienen werde, die ihn zu erhellen begonnen hat. Johanna Ambrosius' Persönlichkeit berührt ja so sympathisch, namentlich auch deßhalb, weil die ostpreußische Frau, nachdem sich ihr die Pracht der Alpenwelt erschlossen, nach wie vor von heiliger Liebe für ihre bescheidene Heimath erfüllt ist und dieser Liebe wiederum Ausdruck gibt in dem schönen Gedicht, das die neue Sammlung eröffnet.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Johann Joachim Becher. Zu dem jüngst hier (Beilage Nr. 251) erschienenen Aufsatz über diesen jedenfalls sehr interessanten Mann von Julius Pistor darf ich wohl auch hier (cf. „Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" 1897/98, Monatsblätter 5/6 S. 183) ergänzend bemerken, daß ich bereits im Jahre 1885 an oben dieser Stelle (Beilage Nr. 172, 174, 176) über J. J. Becher und seine Kolonialpläne (daraus separat in Komm. bei Lindauer „Bayerische Kolonialpläne im 17. Jahrhundert") und 1887 im Jahrgang I des „Jahrbuchs für Münchener Geschichte" über „J. J. Becher und die Seidenmanufaktur in München unter Ferdinand Maria" ausführlicher gehandelt habe.

München, 12. November 1897. Dr. H. Simonsfeld.

* Der Herausgeber des in Nr. 254 der Beilage besprochenen Katalogs Römischer Inschriften des Mainzer Museums theilt uns mit, daß er nicht Wallau heißt, wie dort geschrieben stand, sondern Wallau.

* Ungarische Akademie der Wissenschaften. Sitzung der I. Klasse am 4. Oktober. Auf der Tagesordnung stand der Antrittsvortrag des ordentlichen Mitgliedes Joseph Szinnyei unter dem Titel: „Die Lesung unser mittelalterlichen Sprachdenkmäler". Vortragender kommt auf dem Wege der genauen Untersuchung der Orthographie der Alten, der mittelalterlichen ungarischen Sprache, der mit ihr in Berührung gekommenen und der mit ihr verwandten Sprachen zu dem Ergebnisse, daß das Lautsystem der ungarischen Sprache in der historischen Zeit keine bedeutendere Aenderung erfahren habe. — Sitzung der II. Klasse am 11. Oktober. Den ersten Vortrag hielt das ordentliche Mitglied Julius Schwarz unter dem Titel: „Beitrag zur Charakteristik des jüngsten Cicero-Kultus". Vortragender unterzieht zwei in jüngster Zeit erschienene, eine grenzenlose Verherrlichung Cicero's bezweckende Werke: Zielinski's Schrift: „Cicero im Wandel der Jahrhunderte" und Max Schneidewins „Die antike Humanität" einer eingehenden Kritik. Die Schrift des Petersburger Universitätsprofessors Zielinski sei mangelhaft und oberflächlich. Zielinski sucht die prinzipiellen Gegner der philologischen Hyperorthodoxie, insbesondere den Berliner Philosophen Paul Nerrlich, anzuschwärzen. Das große Werk Max Schneidewins erklärt Vortragender für ungleich gründlicher, als die Zielinski'sche Schrift, und erblickt darin eine sehr werthvolle Fundgrube von Cicero's Weisheitssprüchen, welche jedoch zum Autor größtentheils nur gleichsam bei den Haaren herbeigezogen werden, um zu erweisen, daß der Begriff der „antiken Humanität" bei weitem großartiger sei, als der Begriff der „modernen Humanität". Hierauf hielt das korrespondirende Mitglied Mathias Florian einen Vortrag unter dem Titel: „Heidnische Gebräuche bei unsern Vorfahren". Florian bespricht die von Anonymus Belae regis notarius als heidnisch bezeichneten Gebräuche der alten Ungarn, so das Blutbündniß und das Pferdeopfer. — Sitzung der III. Klasse am 18. Oktober. Die Vorträge eröffnete das ordentliche Mitglied Alexander Lipthay, welcher, als Antrittsvortrag, eine gedrängte Analyse des jüngsterschienenen ersten Heftes des dritten Bandes seines vom ungarischen Ingenieur- und Architektenverein herausgegebenen großen Werkes über Eisenbahnbau gab. Dieser dritte Band behandelt den Eisenbahn-Unterbau. Das angezeigte erste Heft enthält die geometrischen Vorarbeiten und die Spezifikation der Kosten. Hierauf hielt das korrespondirende Mitglied Universitätsprofessor Dr. A. Onodi seinen Antrittsvortrag: „Ueber die Pathologie der stimmbildenden Zentren". Auf Grund seiner Experimente bespricht Vortragender die Physiologie der Phonationszentren, welche in der Gehirnrinde ihren Sitz haben. Die elektrische Reizung des Zentrums erzeugt Schluß der Stimmritze, die beiderseitige Einwärtsbewegung der Stimmbänder. Diese bilaterale Wirkung besteht, wenn das eine Zentrum zerstört wird. Die Stimmbildung bleibt aber aufrecht erhalten, wenn beide Zentren exstirpirt werden, ebenso, wenn die großen Gehirnganglien zerstört werden. Die Hunde können sogar ungestört bellen, wenn ihnen das ganze Gehirn entfernt wird. Wenn das Gehirn vom verlängerten Mark in der Höhe der Vierhügel abgetrennt wird, so bleibt die Stimme noch erhalten; wird das Gehirn oberhalb des Vagusgebietes abgetrennt, so tritt der Verlust der Stimme ein und nur die Athmung bleibt erhalten. Bei den ohne Gehirn oder mit verkümmertem Gehirn zur Welt gekommenen Mißgeburten wurde auch Stimmbildung beobachtet; war das verlängerte Mark bis zu den Vierhügeln entwickelt, dann konnte die Mißgeburt Laute von sich geben; war nur der untere Theil ausgebildet, so fiel die Stimmbildung weg und nur die Athmung war vorhanden. Vortragender bespricht sodann ausführlich die bisher beobachteten Krankheitsfälle und die verschiedenen Erklärungen. Die bei verschiedenen Gehirnerkrankungen beobachteten Lähmungen der Stimmbänder können auf Grund der Thierexperimente nicht erklärt werden, die experimentellen Resultate können nicht mit den klinischen Beobachtungen in Einklang gebracht werden. Die wenigen einwandfreien Fälle zeigen verschiedene erkrankte Stellen des Gehirns und erlauben beim Menschen keine Lokalisation des Phonationszentrums. Bei dem jetzigen Stand unserer Kenntnisse können für die Stimmbandlähmungen bei Gehirnerkrankungen keine pathologischen Gesetze aufgestellt werden. Schließlich hielt das korrespondirende Mitglied Alexander Mocsáry einen langen Vortrag über „Die Homonortren Ungarns". Die ungarische naturwissenschaftliche Gesellschaft hat nach 1893 beschlossen, zum Andenken des tausendjährigen Bestandes Ungarns einen Katalog der Fauna Ungarns mit Angabe der Fundorte herauszugeben. Das Werk erscheint in lateinischer Sprache und bloß die Einleitung zugleich ungarisch. Mit der Aus-

arbeitung wurden die heimischen Fachmänner betraut. Hartragenden wurde die Bearbeitung der Inseiten-Ordnungen der Homenopteren und Neuropteren übertragen und er befindet sich gegenwärtig bereits in der glücklichen Lage, den aus 3140 Arten zusammengestellten Katalog der Hymenopteren einreichen zu können, und hofft, den 200 Arten umfassenden Katalog der Neuropteren bis zum Frühjahr ebenfalls fertig zu stellen. Von dem umfangreichen Werk, dessengleichen keine andere Literatur aufweisen kann, sind bereits mehrere Hefte theils erschienen, theils unter der Presse.

ll. Zur Rassen- und Sozialhygiene der Griechen im Alterthum und in der Gegenwart. Von Ferdinand Hüppe. Mit neun Abbildungen im Text. VIII und 113 S. Wiesbaden, Kreidels Verlag 1897. — Ein wichtiges und für unsre Zeit besonders interessantes Kapitel der Kulturgeschichte des Alterthums wird in diesem Buche von einem Vertreter der modernen Hygiene angeschnitten. Allerdings nicht in systematischer Weise und mit Benutzung der Hülfsmittel der Archäologie, sondern mehr in der Art eines gelegentlichen Streifzuges auf ein fremdes Gebiet. Das Buch ist, wie die reichlich eingestreuten persönlichen Erlebnisse zeigen, die Frucht einer mehrmonatlichen Reise in Griechenland und Kleinasien. Der Verfasser hat bei den antiken Städten und Kultplätzen, die er — zum größeren Theil auf den Reisen des deutschen Athenischen Instituts unter Dörpfelds Führung — kennen gelernt hat, sein Hauptaugenmerk auf die Wasserversorgung gerichtet und ferner auf die Anlage von Sanatorien und „Luftkurorten", die sich in Griechenland an die Asklepiosheiligthümer anschlossen. Hüppe's Beobachtungen sind freilich nirgends neu. Aber sie sind in der weitverzweigten archäologischen Literatur für das größere Publikum einstweilen unzugänglich vergraben. So ist es also ein gewisses Verdienst, daß hier, wenn auch in sehr flüchtiger Weise, einige Thatsachen zusammengestellt werden, aus denen hervorgeht, daß nicht erst die Römer, sondern schon die Griechen ganz vorzügliche Wassertechniker waren, die nicht bloß Brunnen gruben, sondern bereits in der Zeit des Pisistratus eine meilenlange Wasserleitung durch den Felsen zu bahren verstanden, um Athen mit Quellwasser vom Hymettos zu versorgen; und daß überhaupt die Gelegenheit, Wasser, wenn möglich Quellwasser, zu schaffen, bei allen antiken Städten eine außerordentlich wichtige Rolle spielt. Bei den Sanatorien begnügt sich der Verfasser mit einigen äußerlichen Beobachtungen über die Anlage der Bäder u. dgl., obwohl es gerade hier für einen modernen Mediziner reizvoll sein müßte, mit Hülfe der Heilungsinschriften von Epidauros und der antiken medizinischen Schriftsteller vom Standpunkt seiner Wissenschaft aus die antike Heilkunde zu untersuchen. Nur ganz oberflächlich gestreift wird die hygienische Bedeutung der palästrischen Erziehung der Griechen, aus der gerade am meisten für unsre Zeit zu lernen wäre. Das Buch erweckt den Wunsch, daß einmal die Leibespflege bei den Alten und ihre Zusammenhänge mit dem allgemeinen Kulturstande gründlich erforscht und dargestellt würden. Die Beobachtungen über den Stand der Hygiene im modernen Griechenland sind ebenfalls nicht sonderlich tiefgehend, jedenfalls nicht viel tiefer dringend, als sie auch andere Reisende, und oft genug am eigenen Leibe, zu machen pflegen. Merkwürdig ist, daß der Verfasser, der doch über „Rassenhygiene" schreibt und dem die peinliche Sauberkeit im Hause des trefflichen Christodulos in dem türkischen Dorfe Renkai bei Troja auffällt, gar nicht den Rassengegensatz bemerkt, der zwischen dem äußerst sauberen, sich täglich waschenden Türken und dem höchst schmutzigen Griechen besteht. Einen dritten Bestandtheil des Buches bilden Bemerkungen über die Rassenmischungen in alter und ältester Zeit. Mit Hülfe „anthropologischer Thatsachen" sollen hier den Historikern und Sprachvergleichern neue Wege gezeigt werden. Der Verfasser nimmt die Hypothese an, daß die blonden, langschädligen Menschen, die von Norden kamen, das Ferment der alten Kultur gebildet haben. Auf diese schwierige Frage, in der durch Sergi's Buch über den „mittelländischen Stamm" jetzt ein ganz neuer Gedanke aufgetaucht ist, kann hier nicht näher eingegangen werden. Hüppe's Ausführungen sind bei ihrer apodiktischen Gewißheit und bei dem Mangel eingehender Belege jedenfalls wenig geeignet, das Problem zu klären. Zum Schluß darf die Bemerkung nicht unterdrückt werden, daß das ganze Buch in der Anordnung, wie in der Redeweise, die bisweilen vor den blutigsten Kalauern nicht zurückscheeckt, mehr wie ein erweitertes Feuilleton, als wie eine wissenschaftliche Untersuchung wirkt. Immerhin kann die Schrift anregend wirken.

-u. *Erlöse dich selbst!* Gedanken über Religion und Moral von Hans Roeder (Berlin, Ferd. Dümmler 1897). — Ein ganz eigenartiges Buch, an dem kein Freund echter Lebensweisheit vorübergehen sollte! Der Verfasser ist ein durchaus origineller Denker, klar und kräftig in seinen Ausführungen, drastisch in seinen Beispielen, kühn und wahr in seinem Eifer für den Fortschritt der Menschheit. Aber was den Vorzug des Buches ausmacht, das Fehlen pedantischer Gelehrsamkeit und dialektischer Spitzfindigkeit das bildet auch die Schwäche desselben; es mangelt dem Verfasser die philosophische und historische Vorbildung, um die angeregten Probleme in ihrem ganzen Umfang und ihrer Tiefe zu erfassen. Gleich dem Bären in der Fabel, erschlägt er mit steinbewehrter kräftiger Tatze den Einsiedler sammt der Fliege und schafft so auch Art der alten Rationalisten (besonders auf dem Gebiete der Erkenntnißtheorie und Religionsgeschichte, Abschnitt I, II und V) im Handumdrehen die schwierigsten Fragen aus der Welt. Wie in der Empfindung die einzige Quelle unsrer Erkenntniß, so sieht er in der Furcht das einzige Motiv der Religion; wie er in dem Magen die Haupttriebkraft aller individuellen geistigen und wirthschaftlichen Kraftanstrengung erblickt, so in der materiellen Noth den großen Hebel des Menschheitsfortschritts. Seine Lebenserfahrung und Menschenkenntniß kommt dem Verfasser namentlich bei den Erörterungen ethischer Fragen zugute; darum sind auch die Abschnitte über „das Wesen der Moral, über Religion und Moral; der Mensch und die Gesellschaft; das Glück, die Freiheit und der Werth des Lebens" weitaus am besten gelungen. Selbstbewußtsein und Selbstverantwortlichkeit sind nach Roeder die unerläßlichen Voraussetzungen jeder echten Moral; diese besteht im wesentlichen in der Erkenntniß der menschlichen Daseinsbedingungen und in der Kunst, danach zu handeln; sie stellt die bewußt-menschliche Fortführung des thierischen Instinctlebens dar. „Mit dem Augenblick, da durch das Bewußtsein des Guten und Bösen sich der tiefe Zwiespalt zwischen Instinct und Vernunft in der Menschennatur auftat, wurden die Menschenthiere mit der Dornenkrone des Selbstbewußtseins zu Menschen gekrönt" (S. 119). „Nur denkende Menschen können moralisch sein und handeln." „Während es die Religionen mit der Bestie im Menschen zu thun haben, deren Betäubung und Zähmung ihnen obliegt, wendet sich die Moral an den denkenden Menschen; denn ein moralisches Mensch muß wissen, was er thut und zu thun hat." „Der moralische Mensch erlöst sich selbst durch den Gehorsam gegen die Gesetze der Natur, während die religiösen Menschen, unfähig, ihren Schwerpunkt in sich selbst zu suchen, angstvoll ihre Hände nach dem Himmel ausstrecken, daß er sich ihrer erbarme. Denn je schwächer ein Mensch ist, um so mehr bedarf er der Stützen von außen. Darum ist es kein Zufall, daß gerade in religiösen Ländern die Menschen sittlich am schwächsten sind." Scharf, aber treffend ist die Kritik der kirchlich-christlichen Lebensauffassung (S. 139—160). „An sittlicher Kraft ist die Arbeit dem Gebet unendlich überlegen und das ist das Geheimniß nun dem stillen Absterben der Religionen in unsern arbeitsamen Tagen" (S. 156). „Was nützen den Menschen die rosenrothesten Hoffnungen, die prahlerischsten Wechsel auf das Jenseits, die schönsten Vertröstungen? Nur auf dem ehernen Felsen unnergagter Arbeit kann das Dasein des Menschen vernünftig ausgebaut werden." Was endlich die Lebensanschauung des Verfassers so wahr und brauchbar macht, das ist ihre richtige Würdigung der Vergesellschaftlichung, sowie die Ueberwindung der materialistischen Lust- und Glückslehre. „Der Judaskuß des Glücks verwirrt unsre Sinne; aber wann werden die Menschen begreifen, daß nur der ein Recht hat, glücklich zu sein, der auch die Kraft besitzt, das Unglück zu ertragen." „Nur im Gehorsam gegen die Daseinsbedingungen ihrer Natur (nämlich der physischen und psychischen, der individuellen und der socialen) können die Menschen frei und glücklich werden." Nach den trefflichen Erörterungen über den Werth des Lebens schließt das Werk mit der kräftigen Mahnung an den modernen Menschen: „Ein Mensch zu sein, mehr vermag kein Mensch; aber an mußt auch den Muth haben, ein ganzer Mensch zu sein. Kein Gott kann die Menschen erlösen. Im Menschen selbst liegt das Heil der Menschheit. Darum raffe dich auf, sei ein Mensch und erlöse dich selbst!"

* *Zwei neue italienische Revuen* sind vor kurzem ins Leben getreten. „Italia" heißt die eine in Rom erscheinende neue Zeitschrift, welche der langjährige Direktor der „Nuova Antologia", Domenico Gnoli in Rom, herausgibt; mit dem 1. Januar 1898 wird sie regelmäßig dreimal des Monats erscheinen. — Gnoli umschreibt im ersten Heft sein Programm: „Die große Zahl von Fachzeitschriften, welche in Italien jetzt vorhanden sind, gestattet es, ein Organ für die allgemeine Bildung zu schaffen... Entfernt von politischen Leidenschaften und Zielen, wird die

Digitized by Google

„Italia“ jedem sachlichen oder moralischen Interesse offen stehen, aber mit besonderer Neigung wird sie jene Bestrebungen fördern, welche den Geist stärken, erweitern und geschickt machen, die Seele zum Guten führen und zur Schönheit.“ — Dieses Ziel verfolgt in einem geistreichen Aufsatze Giacomo Borzelotti, der durch die „Philosophie in der Kulturgeschichte“ ihren absoluten Werth für die Menschheit darlegen will. — Domenico Gnoli selbst erörtert uns seinen Studien über Leo X. die Frage, mit welchem Rechte dieser Name einen Höhepunkt der Kultur bezeichne, und schließt: „Mit dem Pontifikat Leo's X. fällt nicht die Blüthe der Renaissancekunst zusammen, sondern der, freilich noch prächtige Beginn des Welkens; diesem Papste gebührt bloß das eine Verdienst, Raffael seine Gunst frei gewährt zu haben, die er vielleicht über das Interesse der Kunst hinaus bethätigte.“ — Die moderne Kunst behandelt ein Bericht über die Ausstellung in Venedig von Ugo Flores. — Gabriele d'Annunzio bringt in dramatischer Scene eine ergreifende Opheliogestalt, Nicoletti-Ultimati entrollt farbenprächtige Bilder aus Abessynien und die Contessa Lovatelli untersucht das Salische Fest des Armilustrium auf dem Aventin. Der Reichthum der ersten Nummer der „Italia“ ist hier nur angedeutet. Jedes Heft wird durch Uebersichten auf politischem, literarischem und künstlerischem Gebiet beschlossen.

Die andere Revue erscheint seit dem 15. Oktober ds. Js. unter dem Titel: „Rivista politica e letteraria“ in Rom im Verlage der „Tribuna“. Das erste Heft enthält eine Reihe bemerkenswerther Beiträge, unter denen auch die politischen Uebersichten hervorgehoben zu werden verdienen. Besonderes Interesse ist der auswärtigen Politik gewidmet. In dem Vorwort an die Leser wird angekündigt, daß alle Fragen von Aktualität eingehende Berücksichtigung finden sollen, damit die „Rivista“ im wahren Sinne des Wortes populär werde. Wie in dem ersten Artikel „L'Italia e il partito clericale“ die politische Auffassung zur Geltung kommt, gelangt in anderen auch das Kunstinteresse zum Ausdruck.

* In Palestina, dem antiken Peräa, sind neuerdings Gräber bloßgelegt, die interessante Funde ergeben haben. Von geringerer Bedeutung sind die großen aus Kalkstein gefertigten Sarkophage, denn diese sind nicht selten, aber wichtiger ist, daß einige davon ganz unversehrt waren, d. h. all ihren Inhalt, alles was man dem Todten mitgegeben, bewahrt hatten. Darunter verdient eine Art kleiner Sack aus Leder, der in Metallplatten eingeschlossen war, mit einem in Ketten laufenden Deckel, besondere Aufmerksamkeit: er diente zur Aufbewahrung von Wohlgerüchen. Noch wichtiger sind zwei Nachbildungen von Eiern aus Terrakotta, die weiß gefärbt und darüber bunt bemalt sind, wie unsre Ostereier. Nach Aussage der Ausgräber sind derartige Gegenstände schon öfter in Gräbern gefunden worden, aber man hat ihnen keine Beachtung geschenkt; deshalb verdienen die jetzt gefundenen besondere Hervorhebung, weil sie zum erstenmal erhalten und wissenschaftlich beobachtet worden sind.

* **Tübingen.** Der Professor der Geschichte an der hiesigen Universität Dr. Kugler ist seinem Ansuchen entsprechend in den bleibenden Ruhestand versetzt worden.

* **Freiburg i. Br.,** 8. Nov. Heute starb hier der Privatdozent der Mineralogie an der hiesigen Universität Dr. Wilhelm Mueride, der durch seine wissenschaftlichen Reisen in Chile bekannt geworden ist und für einen der besten Kenner den chilenischen Anden galt.

* **Wiesbaden.** Der bisherige Privatdozent der speziellen Pathologie an der Universität in Breslau Dr. Wilh. Weintraud ist als leitender Arzt der inneren Abtheilung an das hiesige Stadtkrankenhaus berufen worden.

* **Stockholm.** Die von dem hiesigen Geologen Professor A. G. Nathorst für das Jahr 1898 geplante schwedische Expedition nach den Polargegenden ist durch Beiträge des Königs und mehrerer Privatleute gesichert. Die Gesammtkosten belaufen sich auf 70,000 Kronen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Dr. J. Rieks: Leo XIII. und der Satanscult. Berlin, H. Walther 1897. — Karl Pröll: Die vier letzten Dinge in Oesterreich. Aus dem neuen Katechismus des deutschen Volkes. München, J. F. Lehmann 1898. — Cardinal Mannings letzte Schrift: Neue Hindernisse für den Fortschritt des Katholicismus in England. Einzig autorisirte Uebersetzung von Gerhart Waimut. Würzburg, Andreas Göbel 1898. — Arthur Holitscher: An die Schönheit. Trauerspiel. Paris, Leipzig, München, A. Langen 1898. — Ludwig Gumplowicz: Allgemeines Staatsrecht. 2. umgearbeitete und vermehrte Aufl. des philosophischen Staatsrechts. Innsbruck, Wagner'sche Universitätsbuchhandlung 1897. — Dr. Franz Kampers: Die Lehain'sche Weissagung über das Haus Hohenzollern. Geschichte, Charaktere und Quellen der Fälschung. Münster, Regensberg 1897. — Dr. Ph. Aronstein: Die Entwicklung der höheren Knabenschulen in England. Marburg, N. G. Ewert 1897. — Bundes-Kalender für das Jahr 1898. Berlin, G. Schuhr. — Dr. Emil Wahrendorp: Katholicismus als Fortschrittsprinzip? Mit einem offenen Briefe an Prof. Dr. H. Schell. 2. erweiterte und veränderte Aufl. Verlag der Handelsdruckerei. Bamberg.

Wichtige kunstgeschichtliche Neuigkeit:

Oberitalische Plastik

im frühen und hohen Mittelalter

von

Max Gg. Zimmermann.

gr. 4°. VII u. 208 Seiten.

Mit 66 Abbildungen nach Originalphotographien, darunter 28 ganzseitig, 38 im Text.

Preis 30 Mark.

Prospekte mit Text und Bildproben kostenlos durch jede Buch- oder Kunsthandlung oder unmittelbar vom Verleger (15841)

A. G. LIEBESKIND in LEIPZIG.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen

Münchener Volkswirtschaftliche Studien.

Herausgegeben von Lujo Brentano und Walther Lotz.

Vierundzwanzigstes Stück:

Der Zug nach der Stadt.

Eine statistische Studie

über Vorgänge der Bevölkerungsbewegung in Deutschland.

Von

Dr. R. Kuczynski.

Preis geheftet 6 Mark.

Der Zweck dieser Arbeit ist die Untersuchung der Stichhaltigkeit der Behauptung, daß die städtische Bevölkerung in Deutschland in fortwährendem Absterben begriffen sei und durch die ländliche ersetzt werde. Die Schrift zeigt nun, daß die von verschiedenen Seiten angeführten Beweise für diese Behauptung eine wissenschaftliche Prüfung nicht vertragen. (16994)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Montag, 15. November. Nummer 258.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Baltz in München.

Uebersicht.

Die Bedeutung der deutschen Philologie für das Leben der Gegenwart. Von Prof. Hermann Paul. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Bedeutung der deutschen Philologie für das Leben der Gegenwart.

Festrede, gehalten am 15. November 1897 in der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Von Prof. Hermann Paul.

Es ist herkömmlich, daß unsre Akademie zweimal im Jahre aus ihrer stillen Zurückgezogenheit heraus an die Oeffentlichkeit tritt. Von einem Vortrage, der bei solcher Gelegenheit gehalten wird, darf man mit Recht erwarten, daß er in irgendwelcher Weise bekundet, daß unsre wissenschaftliche Thätigkeit dazu bestimmt ist, weit über den engen Kreis hinaus, der sich gewöhnlich unmittelbar damit bekannt macht, zu wirken und Frucht zu bringen. Und so wird man mir es, hoffe ich, nicht verübeln, wenn ich an dieser Stelle Betrachtungen darüber anstelle, welche Dienste die von mir vertretene Wissenschaft, die deutsche Philologie, der Allgemeinheit zu leisten berufen ist. Zwar bin ich nicht sicher, daß nicht Mancher solche Betrachtungen für unvereinbar hält mit der Würde der Wissenschaft und der Akademie. Hört man es doch oft genug emphatisch aussprechen, daß die Wissenschaft nur um ihrer selbst willen da sei und sich nicht darum zu kümmern habe, welchen Nutzen sie bringe. Leicht aber versteckt sich hinter solcher vornehmen Haltung das Unvermögen einer unfruchtbaren Gelehrsamkeit oder aber eitle Lust an dem zwecklosen Spiele des eigenen Scharfsinnes, die beide gleich weit entfernt von wahrer Wissenschaftlichkeit sind. Gewiß wäre es für diese der Tod, wenn der Forscher bei jedem einzelnen Probleme, das sich ihm aufdrängt, erst überlegen wollte, bevor er es in Angriff nimmt, ob die Lösung desselben noch einen andern als rein theoretischen Werth hat. Aber wenn eine Wissenschaft als Ganzes auf die Dauer nichts hervorbringt, was befruchtend auf andere Wissenschaften und auf das Leben der Nation und der Menschheit wirkt, so scheint mir das ein untrügliches Zeugniß dafür, daß entweder der Gegenstand, mit dem sie sich beschäftigt, die Mühe nicht lohnt, oder daß ihr Betrieb ein verkehrter ist. Es gilt auch hier das Wort Christi: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Darum könnte es für jede Wissenschaft nur heilsam sein, wenn ihre Vertreter sich von Zeit zu Zeit in ehrlicher Selbstprüfung die Frage vorlegten, ob denn solche Früchte vorhanden sind.

Ich denke hierbei selbstverständlich nicht bloß an den materiellen Nutzen, der auch dem blödesten Auge einleuchtet, und um dessenwillen sich gewisse Wissenschaften einer höheren Schätzung erfreuen als andere. Es handelt sich vielmehr daneben um die Frage: was vermag die einzelne Wissenschaft zur allgemeinen intellektuellen und moralischen Bildung beizutragen? Wenn wir diese Frage aufwerfen, so knüpft sich daran von selbst eine andere von praktischer Bedeutung: welcher Antheil gebührt der einzelnen Disciplin im Ganzen unsres Schulunterrichts? Um den Einfluß auf die Schule ist von den Vertretern der verschiedenen Wissenschaften viel gestritten worden. Der Streit bleibt ein unersprießlicher, solange dieselben nur ihr spezielles Interesse im Auge haben, nicht die allgemeinen Bildungszwecke der Schule. Im Interesse der letzteren wäre es, wenn der Streit sich in einen Wettstreit verwandelte. Dies könnte meines Erachtens geschehen, wenn die Vertreter eines jeden Faches sich darauf besönnen, welche Seiten desselben vorzugsweise geeignet sind, einer wahren allgemeinen Bildung zu dienen, und wenn sie dann diese Seiten in der Forschung und vor allem im akademischen Unterricht mit Liebe pflegen wollten. Gewiß wäre es verhängnißvoll für unsre Universitäten, wenn die Lehrthätigkeit auf die Vorbildung für die verschiedenen Berufsarten eingeschränkt werden sollte. Aber daß diese nicht vernachlässigt werden darf, folgt doch wohl einfach daraus, daß es keine anderen Anstalten dafür gibt. Zu diesem Zwecke bedarf es einer richtigen Auswahl des dargebotenen Stoffes. Daß darunter die Strenge der wissenschaftlichen Behandlung leiden müßte, ist eine unbegründete Besorgniß. Ich habe den einzig richtigen und würdigen Weg bezeichnet, den der akademische Dozent einzuschlagen hat, wenn es ihm darum zu thun ist, seiner Wissenschaft einen maßgebenden Einfluß auf die Schule zu verschaffen. Freilich muß er darauf gefaßt sein, daß er mit solchen Bemühungen nur schwer und langsam durchdringt, sobald das, was er nach bester Einsicht als das Richtige erkannt hat, nicht mit dem übereinstimmt, was offiziell anerkannt wird, und es gehört viel Geduld dazu, den Muth nicht zu verlieren, wenn sich veraltete Lehrpläne und Prüfungsbestimmungen überall hemmend in den Weg stellen.

Der Begriff der deutschen Philologie ist ein schwankender, wie der Begriff der Philologie überhaupt. Doch ist man jedenfalls darüber einig, daß es in erster Linie Sprache und Literatur ist, womit sie sich zu befassen hat. Treten wir also zuerst an die Frage heran: welches allgemeine Interesse darf die wissenschaftliche Behandlung der deutschen Sprache beanspruchen? Als erste Grundlegung derselben wird ja gewöhnlich und in gewissem Sinne mit Recht J. Grimms Deutsche Grammatik betrachtet. Dieses Werk ist ohne jede Rücksicht auf einen praktischen Zweck entstanden, ja mit ausdrücklicher Ablehnung eines solchen. Nichts lag dem Verfasser damals ferner, als die Absicht, auf die lebendige Sprache und den Unterricht in derselben einzuwirken. Gehen wir aber weiter zurück bis auf die ersten Ansänge der grammatischen und lexikalischen Behandlung der deutschen Sprache, so finden wir schon seit dem 16. Jahrhundert eine Richtung vertreten, die ganz und gar von praktischen Bedürfnissen ausgeht, zuerst von dem primitiven des Unterrichts im Lesen und Schreiben, weiterhin auch von dem der Unterweisung von Ausländern, bis endlich die Belehrung über die mustergültige Gestaltung der Schriftsprache für Einheimische zur Hauptsache wird.

Diese Richtung, die in den bei aller Einseitigkeit des Standpunktes höchst respektablen Leistungen J. Chr. Adelungs gipfelt, hat einen sehr tiefgreifenden Einfluß gehabt. Ihr gebührt ein ganz wesentlicher Antheil an der Festsetzung und Ausbreitung unsrer Gemeinsprache. Das Bedürfniß, dem sie gedient hat, besteht nun auch heutzutage unverändert fort, nicht bloß für den Einzelnen, der die Gemeinsprache künstlich erlernen muß, weil seine natürliche Sprache, die er sich in der Kindheit angeeignet hat, wo nicht reine Mundart, doch mehr oder weniger mundartlich gefärbt ist, sondern auch für die Gesammtheit. Denn die Einigung der Schriftsprache ist, so viele Kräfte auch seit Jahrhunderten daran gearbeitet haben, noch immer nicht zum Abschluß gekommen. Noch immer bestehen starke landschaftliche Besonderheiten, noch immer sind Schwankungen und Unsicherheiten in Menge vorhanden und immer neue tauchen auf. Immer wieder macht sich mit unabweisbarer Dringlichkeit das Bedürfniß nach Neuerungen geltend. Es bleibt daher ein regelndes Eingreifen für immer nothwendig, und es ist jetzt die Pflicht der deutschen Philologie, sich hierbei nach Kräften zu betheiligen. Sie muß die Aufgabe aufnehmen, die sich Adelung und seine Vorgänger und Nachfolger gestellt hatten, unter Vermeidung der verhängnißvollen Irrthümer, in welche dieselben verfallen sind infolge ihres Mangels an geschichtlicher Einsicht. Die Schwierigkeiten sind größer, als sich der Laie wohl vorstellen mag. Um eine richtige Grundlage zu gewinnen, bedarf es zunächst einer umfassenden, unbefangenen Beobachtung des wirklich geltenden Gebrauchs im schriftlichen und mündlichen Ausdruck mit allen landschaftlichen Verschiedenheiten. Dazu muß eine systematische Einordnung der einzelnen Thatsachen kommen, die, wenn sie brauchbar sein soll, nicht an der herkömmlichen grammatischen Schablone haften darf, sondern eine Vorstellung von dem wirklich lebendigen Sprachgefühl geben muß. Daß eine richtige Beurtheilung der sprachlichen Verhältnisse der Gegenwart nicht möglich ist, ohne ein Wissen davon, wie sie geschichtlich geworden sind, bedarf wohl keines Beweises mehr. Für denjenigen aber, der sich irgendwie als Gesetzgeber aufwerfen will, ist ferner vor allem erforderlich, daß er eine gründliche Einsicht in die allgemeinen Lebensbedingungen der Sprache hat, die ihn dazu befähigt, zu beurtheilen, was den Zwecken der Sprache angemessen ist oder nicht, die ihn lehrt, die Schranken zu respektiren, innerhalb deren ein absichtliches Eingreifen überhaupt angezeigt ist. Nur auf solcher Grundlage kann man einer gesunden Entwicklung unsrer Gemeinsprache zu Hülfe kommen, wobei es darauf ankommt, zwischen den Klippen schulmeisterlicher Pedanterei einerseits und gedankenloser Verwilderung andrerseits glücklich hindurchzusteuern, den nothwendigen Grad von Einheitlichkeit mit freier Bewegung und charakteristischer Eigenheit zu versöhnen. Wenn die deutsche Philologie diese ihr zukommende führende Rolle noch nicht in dem Maße übernommen hat, wie man es eigentlich erwarten sollte, so liegt das daran, daß sie in ihren Anfängen ganz von der Gegenwart ab und der Vergangenheit zugewendet war. Dieser Umstand hat es auch verschuldet, daß J. Grimm in seiner späteren Zeit und viele seiner Schüler auf eine bedenkliche Art von Sprachverbesserung verfielen, indem sie, die Entwicklung der letzten Jahrhunderte verdammend, direkt an das Mittelhochdeutsche anzuknüpfen suchten. Diese Abwege sind jetzt überwunden, nachdem die Anschauungen über Sprachentwicklung eine gründliche Umgestaltung erfahren haben, und wir sind jetzt auf einem Punkt angelangt, wo auch in rein theoretischem Interesse eindringliche Beschäftigung mit der lebenden Sprache und den jüngsten Stufen der Entwicklung gefordert werden muß. Wissenschaftliche und praktische Zwecke lassen sich somit auf das glücklichste vereinigen. Den Einfluß der deutschen Philologie auf die Sprachgestaltung zu vermitteln, ist natürlich in erster Linie die Schule berufen. Daß es eine ihrer wichtigsten Aufgaben ist, zu einer korrekten Handhabung der Schriftsprache anzuleiten, wird von Niemand bestritten werden. Sollen aber die Lehrer des Deutschen dieser Aufgabe gewachsen sein, sollen sie nicht vielen Fragen gegenüber rathlos dastehen, so bedürfen sie einer Unterweisung über die Grundlagen der Sprachrichtigkeit in dem von mir angedeuteten Sinne. Sie müssen also schon für diesen elementaren Zweck mit gewissen Hauptresultaten der historischen Sprachforschung bekannt gemacht werden. Es ist eine Versündigung an unsrer Muttersprache, wenn man, wie es ganz gewöhnlich geschieht, den Unterricht in derselben Lehrern überträgt, die auch nicht die blasse Ahnung davon haben, worauf es eigentlich ankommt.

Bisher haben wir uns mit dem Verhalten der deutschen Sprachwissenschaft zu einem allgemein anerkannten praktischen Bedürfniß beschäftigt. Ich komme jetzt zu einem Punkt, hinsichtlich dessen meist ein Bedürfniß gar nicht empfunden wird, wiewohl es sich dabei um die wichtigsten Grundlagen der intellektuellen Bildung handelt. Die Sprache ist nicht bloß ein Verkehrsmittel, sie ist auch eine Macht, welche die geistigen Vorgänge im Innern des Menschen beherrscht. Die ganze Masse unsrer Vorstellungen ist in Beziehung zur Sprache gesetzt. Nicht, daß diese Vorstellungen durch die Sprache an sich gegeben wären, wie uns manche Sprachphilosophen haben glauben machen wollen, die Sprechen und Denken für identisch erklärt haben. Die Vorstellungen, soweit sie nicht Sprachvorstellungen im engeren Sinn sind, müssen vielmehr unabhängig von der Sprache erzeugt werden. Was aber die Sprache bewirkt, ist, daß sich die aufgenommenen Vorstellungen vermöge der Assoziationen mit gewissen Lautkomplexen in einer ganz bestimmten Art in der Seele gruppiren. Mit der Muttersprache übernimmt Jeder eine solche Vorstellungsgruppirung, die das Resultat der Kulturarbeit vieler vorausgegangener Generationen ist. Diese durch die Lautkomplexe gestützte Gruppirung ist es auch, wodurch die Sprache zu einem wirksamen Instrument des Denkens wird, ohne welches unsre geistige Entwicklung nur eine sehr kümmerliche sein könnte. Die Größe des intellektuellen Gewinnes, den man aus der Erlernung der Muttersprache zieht, hängt natürlich von der größeren oder geringeren Vollkommenheit derselben ab. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß auch die vollkommenste Sprache das Denken immer nur bis zu einer gewissen Grenze fördert und über diese hinaus vielmehr zu einer Hemmung und Beschränkung desselben wird. Denn die Gruppirung der Vorstellungen, wie sie uns durch die Sprache geboten wird, ist weit entfernt davon, den Anforderungen strenger Logik und einer fortgeschritteneren Auffassung von dem Wesen der Dinge zu entsprechen. Viele Unterscheidungen, die ein genaueres Denken machen muß, haben keinen sprachlichen Ausdruck gefunden. Wesentlich Verschiedenes muß durch die gleichen Mittel bezeichnet werden. Und indem die Sprache, was an sich ein großer Gewinn ist, die Bewegungen der Vorstellungen sehr beschleunigt, verhindert sie zugleich, daß uns dieselben zu klarem Bewußtsein kommen und täuscht uns über die in ihr nicht ausgedrückten Unterschiede hinweg. Wie viele Denkfehler sind durch das Haften am sprachlichen Ausdruck verschuldet! Das ließe sich auch aus den Schriften hochangesehener Philosophen beweisen. Um zu einer höheren Stufe unsres Denkens zu gelangen, bedürfen wir der Loslösung von den Fesseln der Sprache.

Ein pädagogisches Mittel, das diesem Zweck dient, ist die Erlernung fremder Sprachen. Die Förderung, welche dadurch die Verstandesbildung erfährt, beruht in erster

Linie darauf, daß die fremde Sprache eine andere Gruppirung der Vorstellungen bedingt als die Muttersprache, infolgedessen sie dazu nöthigt, Unterschiede zu beachten, auf welche man durch diese nicht hingewiesen wird, andrerseits auch manches zusammenzufassen, was in dieser getrennt bleibt und ohne Beziehung zu einander. Diese Wirkung des Sprachunterrichts wird aber im vollen Maß nur erzielt, wenn der Schüler zu beständiger Vergleichung der eigenen mit der fremden Sprache angehalten wird, weßhalb denn auch die bloße praktische Aneignung mehrerer Sprachen, wie sie ja in Gegenden mit gemischter Bevölkerung oder in Grenzgebieten häufig ist, keine wesentliche geistige Förderung mit sich bringt. Der von mir bezeichnete Zweck wird eben in der Weise erreicht, daß man durch die Abweichungen der fremden Sprache veranlaßt wird, auf eine Anzahl von Punkten aufmerksam zu werden, in denen die durch die Muttersprache gegebene Gruppirung von derjenigen abweicht, die von einem logischen Denken gefordert wird. Soll mit der so viel gerühmten logischen Schulung, die insbesondere durch den Unterricht in den alten Sprachen erzielt werden soll, ernst gemacht werden, so muß auf diese Seite desselben ein Hauptgewicht fallen, wobei die gegenüber der Grammatik ungebührlich vernachlässigte Wortbedeutungslehre zu ihrem Recht kommen muß. Es ist aber klar, daß hierbei Unterweisung über den Gebrauch der fremden Sprache Hand in Hand gehen muß mit der Anleitung zum Nachdenken über den der eigenen, daß gleichzeitig der Bedeutungsinhalt der Wörter, Wortformen und Konstruktionsweisen in beiden Sprachen analysirt und zu deutlichem Bewußtsein gebracht werden muß. Soll ein solcher Unterricht mit rechtem Nutzen ertheilt werden, so gehört dazu als eine Vorbedingung auch, daß der Lehrer im Nachdenken über seine Muttersprache geübt ist, daß er der wissenschaftlichen Behandlung derselben nicht fern steht.

Wieweit eine fremde Sprache den geschilderten Dienst leisten kann, hängt natürlich davon ab, wie viele Abweichungen sie bietet, die auf eine strengere logische Unterscheidung führen. Es muß nun aber hervorgehoben werden, daß die wichtigsten Kultursprachen, auch die einander am fernsten stehenden, einen solchen Grad von Uebereinstimmung zeigen, daß auch die Vergleichung mehrerer von ihnen bei weitem nicht ausreicht, alle logischen Unterscheidungen, die zu machen wären, hervorzukehren und so die Befreiung aus den Fesseln der Muttersprache zu vollenden. Andrerseits ist die Vergleichung einer fremden Sprache, ein so willkommenes Anregungsmittel sie ist, keineswegs ein nothwendiges Erforderniß für die begriffliche Analyse des Bedeutungsinhalts unsrer Muttersprache, worauf es zum Zweck der logischen Schulung allein ankommt. Eine solche durchgängige Analyse ist auch ohne Zuhülfenahme irgend einer fremden Sprache imstande, allen unsern Vorstellungen zu größerer Klarheit und Bestimmtheit zu verhelfen.

Es ist hier eine allgemeine Erwägung am Platz. Die Assoziationen, die unsre Vorstellungen eingehen, zerfallen in zwei Klassen. Die einen sind äußerlich und zufällig, wie z. B., was uns hier besonders angeht, die Verknüpfung eines Lautkomplexes mit der dazu gehörigen Bedeutung. Die anderen beruhen auf einer inneren und nothwendigen Beziehung. Assoziationen der ersteren Art sind für die Wissenschaft wie für das praktische Leben unentbehrlich. Aber nur die letzteren haben einen wirklichen Werth für die Bildung des Menschen. Oberster Grundsatz einer vernünftigen Pädagogik muß es demnach sein, die äußerlichen Assoziationen auf das Unentbehrliche zu beschränken und so viel als möglich die auf inneren Beziehungen ruhenden zu pflegen. Was einem Jeden in erster Linie frommt, ist nicht die Aneignung der Kenntniß vieler ihm fernliegender Gegenstände, sondern die Einsicht in den Zusammenhang der ihn täglich umgebenden Verhältnisse. Danach ergeben sich mannichfache Ausgangspunkte für die Bildung, die aber, richtig benutzt, auf die gleiche allgemeine Grundlage aller Bildung zurückführen. Die Muttersprache als Unterlage der Bildung hat den unschätzbaren Vorzug, daß die äußerlichen Assoziationen zwischen Laut und Bedeutung schon geknüpft sind, daß es nur noch darauf ankommt, die mit der Sprache gegebenen inneren Assoziationen zu klarem Bewußtsein zu bringen und daraus neue werthvolle Assoziationen zu schaffen. Sie bietet für Jeden, dem erst einmal die Augen geöffnet sind, einen unerschöpflichen Stoff zum Nachdenken, den man immer bei sich trägt, ohne ihn als lästiges Gepäck zu empfinden. Dagegen muß der Gewinn, den die Erlernung einer fremden Sprache für die logische Schulung bringen kann, immer erst durch eine an sich werthlose starke Belastung des Gedächtnisses erkauft werden. Dieselbe nur zum Zweck dieser Schulung zu betreiben, ist ein Umweg, bei dem viel Zeit verloren wird. Um die Aufnahme einer fremden Sprache in den Lehrplan unsrer Schulen zu motiviren, bedarf es daher jedenfalls anderer zwingender Gründe, und es dürfen bei unparteiischer Erwägung die von mir hervorgehobenen großen Nachtheile, die damit verknüpft sind, nicht aus den Augen gelassen werden.

Ich muß noch einige weitere Vortheile hervorheben, welche die Anknüpfung an die Muttersprache gewährt. Nur diese kann Einer in der Regel vollständig beherrschen. Insbesondere kann in Bezug auf die todten Sprachen wegen der Lückenhaftigkeit des Materials auch bei der intimsten Vertrautheit kein wirklich lebendiges und sicheres Sprachgefühl erworben werden. Ferner, was pädagogisch von großem Werth ist, der Schüler kann dazu angeleitet werden, sehr vieles aus seinem Sprachgefühl heraus selbst zu finden. Es kann der ausgedehnteste Gebrauch von der sokratischen Methode gemacht werden.

Es folgt aus diesen Erörterungen, daß solche an die Sprache angeschlossenen Denkübungen auch in der Volksschule angestellt werden können, und jedenfalls dürften sie für die Schulung der Volksschullehrer von großem Werth sein.

Doch mit dieser begrifflichen Analyse ist der Gewinn, der aus dem Nachdenken über die Sprache entspringt, nicht erschöpft. In vollem Maß wird derselbe erst eingeerntet, wenn sich die logische Betrachtungsweise in eine psychologische verwandelt. Wie schon bemerkt, wird mit der Sprache eine bestimmte Gruppirungsweise unsrer Vorstellungen aufgenommen. Alle Sprachthätigkeit ist durch diese Gruppirung bedingt und kann nur verstanden werden, wenn man sich ein klares Bild davon macht, wie die zur Sprache in Beziehung stehenden Vorstellungen in der Seele gelagert sind und wie sie infolge davon sich wirksam zu erweisen imstande sind. So beruht auch alles, was wir Veränderung in der Sprache nennen, auf einer Veränderung in der Lagerung der Vorstellungen. Sprachgeschichte, die auf das Wesen der Sache eingeht, und Psychologie stehen im innigsten Zusammenhang untereinander. Gewiß ist die Psychologie auch die wichtigste Grundlage aller anderen Kulturwissenschaften. Jedoch auf keinem anderen Gebiet reflektiren sich die psychologischen Vorgänge mit so unmittelbarer Klarheit als auf dem der Sprache. Einführung in das Leben und die Entwicklung der Sprache ist daher zugleich Einführung in die Psychologie, und die historisch-psychologische Betrachtung der Sprache ist die beste Schulung für das Verständniß aller Kulturentwicklung überhaupt, abgesehen davon, daß sie direkt einen großen Ertrag für die Kulturgeschichte bringt. Soll der Sprachunterricht die zentrale Stellung, die er jetzt in unsern Gymnasien einnimmt, auf die Dauer bis zu einem gewissen Grad behaupten, so muß er in den Dienst der Psychologie gestellt

Digitized by Google

werden. Außerdem muß berücksichtigt werden, daß nur auf einem Verständniß der Lebensbedingungen der Sprache die richtige Methode des Sprachunterrichts aufgebaut werden kann. Auf Grund eines solchen Verständnisses kann sich auch an den elementarsten Unterricht ein lebendiges Interesse anknüpfen. Was soll man nun dazu sagen, daß unsre Prüfungsordnungen von den Kandidaten, in deren Hände der Sprachunterricht gelegt werden soll, nach dieser Richtung hin auch nicht das geringste verlangen?

Die historisch-psychologische Betrachtungsweise läßt sich natürlich auf jede Sprache anwenden. Daß dieselbe aber der deutschen Philologie besonders nahe gelegt ist, näher insbesondere als der klassischen, ergibt sich schon aus der Beachtung eines Umstandes. Während die letztere sich im allgemeinen entweder ablehnend oder nur mit einem gewissen Widerstreben nachgebend gegen die vergleichende Sprachwissenschaft verhalten hat, ist die erstere mit dieser zusammen begründet, so daß J. Grimms Deutsche Grammatik ein Fundamentalwerk für beide Wissenschaften ist; und ebenso haben an der Umbildung, welche die allgemeine Sprachwissenschaft in den letzten Dezennien erfahren hat, Germanisten einen hervorragenden Antheil genommen. Es hängt dies jedenfalls damit zusammen, daß das Material ein viel günstigeres ist. Wir haben eben eine reiche, durch Jahrhunderte hindurch ununterbrochene Tradition, die in eine noch lebende Sprache ausläuft mit einer wunderbaren Mannichfaltigkeit von Mundarten, die unsrer unmittelbaren Beobachtung zugänglich sind, dazu nächstverwandte Sprachen (Englisch, Skandinavisch), in Bezug auf die wir in ähnlich glücklicher Lage sind. So ist das Studium der deutschen Philologie für die Einführung in die sprachwissenschaftliche Methode besonders gut geeignet. Vom pädagogischen Standpunkte aus kommen nun wieder die schon hervorgehobenen großen Vortheile in Betracht. Auch ohne über das von der lebenden Sprache gebotene Material hinauszugehen, vermag ein historisch geschulter Lehrer über die psychologischen Bedingungen vieler sprachlichen Thatsachen zu belehren. Nun kommt aber weiter in Betracht, daß in der Regel ein jeder neben der Schriftsprache eine Mundart beherrscht, deren Vergleichung mit jener äußerst fruchtbar gemacht werden kann. Wie könnte man wohl mit weniger gelehrtem Apparat in die Elemente der vergleichenden Grammatik eingeführt werden? Ferner kann es nicht ausbleiben, daß man bei der Lektüre auch ganz moderner Schriftsteller auf allerlei landschaftliche Besonderheiten stößt. Und vollends die klassischen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts bieten sehr Vieles, was jetzt veraltet oder nicht mehr schriftgemäß ist. Wenn dies vielen Lesern kaum zum Bewußtsein kommt, so ist das eben ein Zeichen der Gedankenlosigkeit, mit welcher gewöhnlich gelesen wird. Gerade die Feinheit der Unterschiede, um die es sich dabei handelt, ist besonders lehrreich, und bietet die günstigste Gelegenheit zu entwicklungsgeschichtlicher Betrachtung. Noch mehr wächst der Stoff dafür, sobald man etwa auf die Sprache der lutherischen Bibel oder die der älteren Kirchenlieder und anderer ähnlicher Denkmäler zurückgeht. Ich will mich hier nicht näher auf die Frage einlassen, wie weit es für unsre höheren Schulen zweckmäßig ist, noch weiter zurückzugehen und Mittelhochdeutsch zu treiben. Aber soviel dürfte wohl klar sein, daß dadurch die Einsicht in die Entwicklung unsrer Vorstellungswelt und die allgemeinen Bedingungen dieser Entwicklung in hohem Maße gefördert werden kann.

Noch muß hervorgehoben werden, daß eine solche Vertiefung des Unterrichts in der Muttersprache in die engste Beziehung zu der Unterweisung über die Sprachrichtigkeit gesetzt werden kann, und daß damit diese Unterweisung aufhört, bloßer trockener und mechanischer Regelkram zu sein.

Ueber den Werth des Studiums unsrer nationalen Literatur kann ich mich etwas kürzer fassen, da es sich hier vielmehr um allgemein Anerkanntes handelt, oder sagen wir lieber um etwas, dem man nicht zu widersprechen wagt, wenn es auch an innerer Wärme und wirklichem Verständniß für den Gegenstand gewöhnlich fehlt. Ich begnüge mich, einige Gesichtspunkte hervorzuheben, auf die es meiner Ueberzeugung nach besonders ankommt.

Wenn sich für uns an die Erforschung unsrer nationalen Vergangenheit überhaupt außer dem wissenschaftlichen Interesse ein praktisches anknüpft, so beruht dies zunächst darauf, daß wir derselben als Nation gerade so bedürfen, wie der Einzelne des Rückblicks auf sein vergangenes Leben zum Zwecke der Selbsterkenntniß. Ein hohler Chauvinismus mag sich mit phrasenhafter Verherrlichung des eigenen Volksthums begnügen. Wahrer Patriotismus verlangt strenge Selbstprüfung, wozu nur die wissenschaftliche Erforschung der Gesammtentwicklung unsres Volks verhilft. An dieser Aufgabe gebürt auch der Literaturgeschichte ihr Theil, und ich glaube nicht der geringste.

Wie wir der Sprachforschung einen bestimmenden Einfluß auf die Regelung unsrer Sprache zugewiesen haben, so könnte vielleicht die Literaturgeschichte einen ähnlichen Einfluß auf die literarische Produktion unsrer Tage beanspruchen. Von den Stimmführern derselben dürfte freilich dieser Anspruch mit Entrüstung zurückgewiesen werden. Befinden wir uns doch hinsichtlich der Poesie wie der bildenden Kunst in einer Epoche, in der man um jeden Preis etwas hervorbringen möchte, was an die Erzeugnisse früherer Zeiten so wenig als möglich erinnert. Gewiß ist zuzugeben, daß uns mit unfreier Nachahmung nicht gedient ist, daß kein Studium der Literatur die mangelnde Schöpferkraft ersetzen oder eine solche hervorrufen kann. Aber ebenso gewiß ist: auf jedem anderen Gebiete hält man es für eine Thorheit, wenn Jemand sich herausnimmt, die Erfahrungen früherer Zeiten über Bord zu werfen und ganz von vorn anfangen zu wollen. Und die Literaturgeschichte liefert den schlagendsten Beweis dafür, daß die größten Dichter aller Zeiten es nicht verschmäht haben, mit schon vorhandenen Dichtungen, sei es des eigenen oder eines fremden Volkes, sei es der nächsten Vergangenheit oder einer weit zurückliegenden Epoche, ihren Geist zu befruchten, ja daß sie sogar bei ziemlich engem Anschluß an solche Dichtungen höchst Originelles geschaffen haben.

Noch weniger als die literarische Produktion kann die ästhetische Theorie und Kritik der Literaturgeschichte entrathen. Man ist jetzt wohl darüber einig, daß eine gesetzgebende Aesthetik nur auf Erfahrung aufgebaut werden kann, die einerseits aus Experimenten geschöpft wird, andrerseits aus der Analyse der überlieferten Kunstwerke, verbunden mit der Beobachtung der Wirkungen, welche dieselben gehabt haben. Es ist das allerdings kein Zweck, dem die deutsche Literatur speziell dient. Doch muß darauf hingewiesen werden, daß es eine Epoche der deutschen Literatur gibt (von Gottscheds Auftreten bis zu den Romantikern), in der eine ganz besonders innige Wechselbeziehung zwischen poetischer Produktion einerseits und ästhetischer Theorie und Kritik andrerseits bestanden hat, wie sie sonst nicht ihresgleichen hat. Die moderne Aesthetik wird immer von neuem an die Theorien unsrer großen Dichter anknüpfen müssen, wenn sie dieselben auch nicht mehr als unumstößliche Dogmen hinnimmt.

Bedeutende Schriftsteller lassen sich nicht nach Willkür hervorbringen. Aber einen gewissen Grad von schriftstellerischer Befähigung will ja die Schule einem jeden auf den Weg geben, und es ist dies als ein Hauptziel des deutschen Unterrichts allgemein anerkannt. Worauf stützt sich nun der Lehrer, der dem Schüler einen angemessenen

Digitized by Google

Stil beibringen soll? In der Regel auf ein gewisses dunkles Gefühl, wie er es aus seiner Lektüre gewonnen hat, das ihn im günstigen Falle wohl die Unangemessenheit eines Ausdrucks bemerken läßt, das ihn aber darum doch nicht immer befähigt, den eigentlichen Grund dieser Unangemessenheit klar einzusehen und den Schüler darüber zu belehren. Wir haben zwar eine aus dem Alterthum überkommene systematische Stilistik, auf der unsre gewöhnlichen Handbücher fußen. Dieselbe leidet aber vor allem an dem Mangel, daß sie sich fast ausschließlich mit dem rhetorischen Schmuck der Darstellung beschäftigt. Eine umfassende wissenschaftliche Stilistik ist erst noch zu schaffen, und diese bedarf wie die Sprachwissenschaft einer psychologischen Fundamentirung. Dabei ist zu berücksichtigen, daß es zwar ganz allgemeine Stilgesetze gibt, daß dieselben aber in der Anwendung auf jede einzelne Sprache sich besonders gestalten müssen, je nach den in derselben zur Verfügung stehenden Mitteln. Es macht sich das ganz besonders beim Uebersetzen aus einer Sprache in eine andere bemerklich. Daß bei dem fremdsprachlichen Unterricht auf eine gute deutsche Uebersetzung gesehen werden soll, ist ja den Lehrern häufig genug eingeschärft. Sollen sie aber dazu imstande sein, so müssen sie auch über die der Muttersprache eigenthümlichen Mittel im klaren sein. Die systematische Stilistik nun, wie ich sie im Auge habe, kann nicht anders geschaffen werden, als auf Grund eines umfassenden, aus den Schriftstellern selbst geschöpften Beobachtungsmaterials. Vorarbeiten besitzen wir schon in Menge. Denn, namentlich seit W. Scherer dazu angeregt hat, ist die Charakteristik des Stiles einzelner Schriftsteller und ganzer literarischer Gattungen mit Vorliebe gepflegt worden. Für die Schulung des Lehrers, der dazu berufen ist, stilistische Unterweisung zu geben, wird es einstweilen das ersprießlichste sein, wenn er gewöhnt wird, die stilistischen Eigenheiten der gelesenen Schriftsteller sorgfältig zu beobachten und sich über die Ursachen gewisser Vorzüge und Mängel klar zu werden.

Doch welche Dienste uns auch unsre Literatur zur Leitung unsrer eigenen Produktion leisten kann, so ist das doch nicht das wesentlichste. Ihre Hauptbestimmung ist vielmehr, eine der wichtigsten Grundlagen unsrer Bildung überhaupt zu sein. Man schätzt ihren Werth schlecht, wenn man sie nur als eine Quelle des Genusses, wenn auch des edelsten Genusses, betrachtet und ebenso, wenn man ihren erzieherischen Werth nur in der Ausbildung des ästhetischen Sinnes im engeren Verstande sieht. Die Literatur als Ganzes ist ja zwar nicht die einzige, aber doch die wichtigste und die deutlichste Sprache redende Vermittlerin dessen, was frühere Zeiten an geistiger Kultur hervorgebracht haben. Damit nichts davon verloren gehe, muß es von uns immer von neuem durch ihre Vermittlung erworben werden. Der poetischen Literatur fällt insbesondere eine große Aufgabe zu. So wichtig die Analyse der Sprache für die Verstandesbildung ist, so unentbehrlich ist die Erweckung sympathetischer Empfindung durch die Dichtung für die Gemüthsbildung. Daß die Erzeugung eines tiefen und reichen Empfindungslebens ein Hauptziel der Erziehung überhaupt und sogar des Schulunterrichts sein soll, das ist freilich noch nicht allen Pädagogen zum Bewußtsein gekommen, ganz abgesehen davon, daß noch immer mächtige Richtungen sich einem solchen Ziele direkt feindlich gegenüberstellen, Richtungen, die sich Religion und Sittlichkeit nur auf Grundlage enger Beschränktheit des Denkens und Fühlens vorstellen können.

Es gibt meiner Ueberzeugung nach keine Epoche unsrer Literatur (ich nehme auch die am tiefsten stehenden nicht aus), die nicht wenigstens einige eigenthümliche Ausprägungen des deutschen Geistes aufzuweisen hätte, die in ihrer Art unersetzbar und von bleibendem Werth sind. Dies im einzelnen im Rahmen dieses Vortrags nachzuweisen, ist natürlich unmöglich. Denjenigen, welcher die Erzeugnisse der älteren Zeit als für uns abgethan betrachtet, möchte ich nur darauf hinweisen, wie schwer der Bruch mit der Vergangenheit, den die deutsche Kunstdichtung des 17. Jahrhunderts vollzog, sich gerächt hat; wie die Wiederanknüpfung an dieselbe, zunächst an das 16. Jahrhundert, ein Hauptmoment bei der Wiedergeburt der deutschen Poesie in der Sturm- und Drangperiode bildet (ich erinnere nur an Goethe's Götz, seine Fastnachtsspiele, seinen Faust); wie sich seitdem immer erneute Einwirkungen der älteren Poesie auf die moderne geltend gemacht haben, die schon allein, wenn man sie auch nicht durchweg billigen mag, unseren Blick auf jene zurücklenken müßten. Ist doch auch die deutsche Philologie zunächst aus dem Bedürfniß hervorgegangen, mit der mittelalterlichen Dichtung eine lebendige Fühlung zu erlangen.

Doch wie hoch man auch die Leistungen der älteren Zeit stellen mag, zur tiefsten und weitgreifendsten Wirkung auf die Gegenwart bleiben allerdings immer die Erzeugnisse einer uns näher liegenden Epoche berufen, die Werke unsrer großen Klassiker, und nicht bloß darum, weil sie uns noch nahe genug liegen, nicht bloß wegen ihres ästhetischen Werthes, sondern auch aus einem selten hinlänglich gewürdigten Grunde. Man wird der großen literarischen Bewegung, wie sie mit Klopstocks und Lessings Auftreten beginnt, nicht gerecht, wenn man sie bloß als eine literarische betrachtet. Die Dichtung dieser Epoche ist nicht die schönste Blüthe einer schon vorhandenen Kultur; nein, erst mit ihr und durch sie ist eine neue Kultur geschaffen. Die Hauptvertreter der Literatur sind zugleich die Vorkämpfer einer Umwälzung im Denken und Empfinden, die Schöpfer neuer Bildungsideale, durch welche derjenige Theil der Nation, der ihnen zu folgen imstande war, aus geistiger Gedrücktheit und Enge zu einer großen, freien Lebensauffassung emporgehoben wurde. Und so sind von ihnen auch die fruchtbarsten Anregungen für die Wissenschaft unsres Jahrhunderts ausgegangen.

Auf einen Einwand muß ich gefaßt sein, nämlich den, daß zwar der bildende Werth unsrer klassischen Literatur unbestreitbar sei, daß man aber zur Lektüre derselben keine Wissenschaft brauche. Gibt es doch noch viele Leute, die sich nicht vorstellen können, daß man unsre modernen Klassiker überhaupt wissenschaftlich behandeln könne, und daß dies eine der deutschen Philologie zufallende Aufgabe sei. Die Betreffenden haben wohl keine Ahnung davon, daß es bei vielen Schriften selbst erst einer kritischen Reinigung des Textes bedurft hat und noch bedarf. Sie haben wohl auch immer über die Schwierigkeiten hinweggelesen, die so manche Stellen dem Verständniß bieten, theils von Anfang an, theils für den nicht mehr zeitgenössischen Leser. Doch das ist nicht das wesentlichste. Der Geist, aus dem diese Schriften geboren sind, ist dem jetzigen Geschlecht schon viel fremder geworden, als man gewöhnlich glaubt. Man ist es gewohnt, dem 18. Jahrhundert Mangel an vaterländischem Sinn vorzuwerfen. Man kann aber den wesentlichen Unterschied, der nach dieser Richtung hin besteht, auch anders fassen, wobei auf unsre Zeit ein viel weniger günstiges Licht fällt. Wir erwarten heute alles Heil von dem Eingreifen des Staates, von äußerlichen Institutionen. Das 18. Jahrhundert setzte sein Vertrauen auf den Fortschritt der Bildung, auf die Aufklärung und Veredelung der Individuen. Etwas von diesem Sinne brauchen wir sehr nothwendig zur Ergänzung des unsrigen, wenn wir nicht wieder mehr und mehr in Barbarei zurückfallen sollen, wenn die Früchte des angestrengten Ringens unsrer edelsten Geister nicht wieder verloren gehen sollen.

Digitized by Google

Schwere Bildungskämpfe sind damals ausgefochten, innerliche und äußerliche, die für alle Zeiten lehrreich sind, mit mannichfachen Verirrungen, bis das Ideal wahrer Humanität zu immer größerer Reinheit geläutert ist, das auch für uns vorbildlich bleiben muß.

Von alledem gibt uns die Lektüre der kleinen Auswahl von Werken, die noch jetzt gewöhnlich gelesen wird, kaum eine schwache Ahnung, wenn sie nicht ergänzt und geleitet wird von einer geschichtlichen Forschung, die in den Zusammenhang der ganzen Entwicklung einzudringen sucht auf Grund einer Beherrschung des gesammten Materials, nicht bloß des seinerzeit veröffentlichten, sondern auch des ungedruckten, der Entwürfe, der Tagebücher, der Briefe und anderer Dokumente, die uns so tiefe Einblicke in das Werden der Persönlichkeiten und ihrer Werke gewähren. Wem an der Verbreitung wahrer Bildung gelegen ist, der muß wünschen, daß die Früchte dieser Forschung auch der Schule zugute kommen, und das kann natürlich nur durch Vermittelung der Lehrer geschehen. Wie steht es nun aber in dieser Hinsicht speziell bei uns in Bayern? Nirgends wohl sonst werden Einem so viel die Schlagworte „Humanismus", „humanistische Bildung" entgegengetragen. Aber leider macht man die Erfahrung, daß die meisten jungen Leute, die sich dem Lehrberufe widmen, von jenem echten Humanismus unsrer großen Dichter so gut wie unberührt sind. Man muthet ihnen ja auch nicht ernstlich zu, daß sie sich überhaupt darum gekümmert haben.

Wenn ich so für eine Bildung auf nationaler Grundlage eintrete, so brauche ich darum den Vorwurf nicht zu fürchten, daß ich damit nationaler Beschränktheit das Wort rede. Wer es mit der Geschichte der deutschen Literatur und der deutschen Kultur überhaupt ernst nimmt, der stößt dabei auf die mannichfaltigsten fremden Einflüsse, die er zu verfolgen genöthigt ist, und wird so immer zu universalgeschichtlicher Betrachtung gedrängt. Eben deßhalb, weil in unsre Literatur schon so viele werthvolle fremde Kulturelemente aufgenommen und angemessen verarbeitet sind, brauchen dieselben nicht von jedem Einzelnen wieder von neuem direkt aufgenommen zu werden. Nur die unbefangene geschichtliche Prüfung des Einflusses, den die fremden Kulturen auf unsre nationale Entwicklung gehabt haben, lehrt uns auch den Werth richtig abschätzen, den dieselben noch heute für unsre allgemeine Bildung beanspruchen dürfen.

Ich möchte nicht hinausgreifen über das, was der deutschen Philologie im engsten Sinne zufällt, da für andere Zweige der Kultur sich zum Theil schon selbstständige Wissenschaften ausgebildet haben. Doch kann ich nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, wie sehr diese Wissenschaften zu ihrem Gedeihen eine enge Fühlung mit der Sprach- und Literaturwissenschaft nöthig haben. Dies dürfte ganz besonders von der deutschen Rechtsgeschichte gelten.

Aber noch einen Wissenschaftszweig muß ich hier berühren, der von Anfang an einen wesentlichen Bestandtheil der deutschen Philologie gebildet hat. Schon Herder verlangte in seinem Aufsatze „Von Aehnlichkeit der mittleren englischen und deutschen Dichtkunst", worin er gewissermaßen das Programm der noch zu schaffenden deutschen Philologie aufstellt, neben der Durchforschung der Handschriften Sammlung „der gemeinen Volkssagen, Märchen und Mythologie". Die Brüder Grimm wurden durch die Ausführung der Herder'schen Idee die Schöpfer der deutschen Volkskunde, und wir dürfen sagen, der Volkskunde überhaupt, die sich dann immer mehr auch auf die Volkssitte ausgedehnt hat. Es war zunächst ein wirkliches Herzensbedürfniß, was zur Beachtung der volksthümlichen Ueberlieferungen führte. Schon ehe man an wissenschaftliche Sammlung dachte, schon seit der Sturm- und Drangperiode haben dieselben befruchtend und verjüngend auf die deutsche Kunstpoesie gewirkt. Insbesondere verdankt ihnen die Lyrik und vor allem die Balladendichtung eine Menge der schönsten Motive, Stimmungen und Stilmittel. Im ganzen kann man wohl sagen, daß die Volkskunde bis jetzt hauptsächlich den gebildeten Klassen zugute gekommen ist. Das Volk selbst hat wenig davon gehabt. Den Sammlern auf diesem Gebiete lag zunächst meistens alles daran, in den volksthümlichen Ueberlieferungen und Gebräuchen die Ablagerungen älterer Kulturzustände aufzuspüren, und sie waren gewöhnlich nur allzu geneigt, alles in das höchste Alterthum hinaufzurücken und soviel als möglich Reste des germanischen Heidenthums zu entdecken. Von diesem Standpunkt aus ist auch so manches ungehörig in die vorliegenden Thatsachen hineingetragen. Man hat sich zu wenig bemüht, die Anschauungen und Gebräuche des Volkes zunächst rein als das aufzufassen, was sie ihm jetzt wirklich sind, zu untersuchen, welche Stellung sie jetzt in seinem Denken und Fühlen einnehmen. Diese Forderung, die vom wissenschaftlichen Gesichtspunkt aus gestellt werden muß, weist zugleich darauf hin, wie die Volkskunde praktisch nutzbar gemacht werden kann. Die Kenntniß der geistigen Eigenheiten und der geistigen Bedürfnisse des Volkes, die bei aller durchgehenden Uebereinstimmung doch auch landschaftlich sehr verschieden sind, sollte die Grundlage für eine vernünftige Volkserziehung sein. Es handelt sich dabei zunächst um schonende Rücksicht für das, was dem Volke theuer ist, um liebevolle Pflege alles dessen, was davon werthvoll für sein Wohlbefinden und seine Sittlichkeit ist. Freilich ist es keine Frage, daß trotzdem immer mehr davon durch die ausgleichende Wirkung des modernen Verkehrs getilgt werden wird. Umsomehr aber sollte man darauf bedacht sein, dem Volke für das, was ihm auf diese Weise genommen wird, was früher einen wesentlichen Bestandtheil seines geistigen Lebens und seiner Lebensfreude gebildet hat, einen Ersatz zu schaffen. Und wie ein solcher Ersatz beschaffen sein muß, das wäre zum Theil aus der Volkskunde zu lernen. Leider darf man von unsrer Zeit, die sich, wie schon hervorgehoben, in Bezug auf Erziehungsfragen überhaupt so gleichgültig zeigt, kein besonderes Interesse für derartige Bestrebungen erwarten. An Versuchen, dem Volke allerhand Kenntnisse mitzutheilen, fehlt es gerade nicht (wenigstens in den Städten), ja man überfüttert es sogar theilweise mit einem Wissen, das es nicht verdauen kann und das ihm ganz unnütz ist. Dagegen die eigentliche Erziehung glaubt man der Kirche und Schule überlassen zu dürfen. Insbesondere fehlt es an einem Verständniß dafür, von welcher Bedeutung es für die moralische Bildung des Menschen ist, was das Vergnügen seiner von Berufsarbeit freien Zeit, seiner Feierstunden und Feiertage ist. Weder Staat noch Gemeinden, noch mit wenigen Ausnahmen gemeinnützige Gesellschaften fühlen sich veranlaßt, sich der Vergnügungen des Volkes anzunehmen. Werden doch auch unsre öffentlichen Theater, mögen sie Hof- oder Stadttheater sein, lediglich im Interesse der besitzenden Klassen verwaltet. Das Volk zu unterhalten überläßt man ganz Privatunternehmern, die so oft auf die niedrigsten Leidenschaften spekuliren. Es scheint mir dies doch auch ein wichtiger Theil der sozialen Frage zu sein.

Ich bin zu Ende. Ich habe auf die Pflichten hingewiesen, welche die deutsche Philologie dem deutschen Volk gegenüber hat. Mögen dann aber auch diejenigen, denen die Leitung der Bildung des deutschen Volkes anvertraut ist, in ernstliche Erwägung ziehen, wie sie das, was von dieser Seite geboten wird, in angemessener Weise benutzen.

Digitized by Google

Mittheilungen und Nachrichten.

* **München.** In der heutigen Festsitzung der kgl. Akademie der Wissenschaften wurde Mittheilung gemacht von der Bestätigung der folgenden Wahlen: als außerordentliches Mitglied der philosophisch-philologischen Klasse Dr. Friedrich Hirth, kgl. preußischer Professor und chinesischer Zolldirektor, zur Zeit in München wohnhaft; als korrespondirende Mitglieder: I. der philosophisch-philologischen Klasse: Dr. Hugo Schuchardt, ordentl. Professor der romanischen Sprachen an der Universität Graz; Dr. Erwin Rohde, großherzogl. badischer Geh. Hofrath, ord. Professor der klassischen Philologie an der Universität Heidelberg; II. der mathematisch-physikalischen Klasse: Dr. Ernst Heinrich Bruns, ord. Professor der Astronomie an der Universität Leipzig; Dr. Oskar Hertwig, ord. Professor der Anatomie an der Universität Berlin; Dr. Franz Eilhard Schulze, kgl. preuß. Geh. Regierungsrath, ord. Professor der Zoologie und Direktor des zoologischen Instituts an der Universität Berlin; Dr. Adolf Fick, kgl. Geheimer Rath, ord. Professor der Physiologie an der Universität Würzburg; III. der historischen Klasse: Dr. Bernhard Erdmannsdörffer, großherzogl. badischer Geh. Hofrath, ord. Professor der Geschichte an der Universität Heidelberg; Dr. theol. C. G. Adolf Harnack, ord. Professor der Kirchengeschichte an der Universität Berlin.

* **Nürnberg**, 9. Nov. Das Germanische Nationalmuseum erwarb in jüngster Zeit ein Denkmal, das durch seine Schicksale, wie durch seine hervorragende Seltenheit und Schönheit eine werthvolle Bereicherung der großartigen keramischen Sammlung der Anstalt bildet. Es ist dies eine ganz in buntglasirtem Thon ausgeführte Gedenktafel eines Rupprecht Heller, von 1554. Die Familie Heller, deren Wappen oben im Giebel des Denkmals angebracht ist, blühte im 16. und 17. Jahrhundert in der Gegend von Wasserburg (Oberbayern) und das vorliegende Werk dürfte in einer Kirche dieser Stadt oder der Umgegend angebracht gewesen sein. Die Erwerbung ist umsomehr zu begrüßen, als damit ein fast als Unikum zu bezeichnendes Stück deutscher Kunst, das bereits vor langer Zeit ins Ausland gewandert war, in der Heimath nun wieder einen würdigen und dauernden Ausstellungsplatz gefunden hat. Die Gedenktafel erinnert in ihrer Form — diejenige der Aedicula — lebhaft an italienische Tabernakel, wie denn auch die in Deutschland für figürliche plastische Werke — wenn nicht die Oefen hierher gerechnet werden — äußerst seltene Verwendung von buntglasirtem Thon unwillkürlich auf die Blüthe italienischer Thonplastik, die Werke der Familie della Robbia in Mittelitalien, hinweist. Dieser Hinweis liegt um so näher, als auch Art und Farben der Glasur die gleichen sind. Die von einem mit geschmackvollem leichten Rankenornament gezierten architektonischen Rahmen umgebene Darstellung der Mitteltafel bildet das in flachem Relief gearbeitete Dreifaltigkeitsbild. Die Komposition ist angelehnt aber vielleicht nur mittelbar beeinflußt von Dürers Bearbeitungen desselben Gegenstandes im Wiener Allerheiligenbild und in dem großen Holzschnitte von 1511. Gerade die derb naturalistische Auffassung der Figuren, die das kräftige, starknochige Geschlecht der Altbayern, in deren Gauen die Arbeit entstand, charakteristisch wiederspiegeln, und die hohe Farbenfreudigkeit — ebenfalls, wie die gleichzeitige Holzplastik beweist, ein hervorragender Zug der bayerischen Kunst — machen das Monument im Verein mit der guten Ausführung und im ganzen ausgezeichneter Erhaltung zu einem besonderen Schmuck der Sammlungen des Germanischen Nationalmuseums.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Gesammtsitzung, 28. Okt. Hr. Pernice las über „Fahrlässigkeit und Erfolgshaftung im älteren römischen Strafrecht". Zur Beantwortung der Frage, wie weit die Ahndung der Fahrlässigkeit im römischen Rechte zurückgehe, wird zwischen den Verbrechensarten unterschieden. Die Sakralvergehen zeigen bald Haftung für Dolus, bald Erfolgshaftung. Von den weltlichen Delikten setzt eine ganze Anzahl sogar überlegten Vorsatz voraus. Bei allen öffentlichen Verbrechen läßt sich die Beschränkung auf den Dolus nachweisen. Bei Privatvergehen und Ersatzpflicht aus Delikten dagegen kommt die Erfolgshaftung vor. Die Fahrlässigkeit hat nirgends eine selbständige Bedeutung. — Hr. Erman legte das von Hrn. Baumeister Dr. Ludwig Borchardt verfaßte und eingesendete Werk „Die ägyptische Pflanzensäule" vor. — Hr. E. J. Bekker, großherzogl. bad. Geheimrath und Professor an der Universität Heidelberg, ist zum korrespondirenden Mitglied der philosophisch-historischen Klasse im Fach der Staats- und Rechtswissenschaft erwählt. — Die Akademie hat ihrem Mitglied Prof. Harnack zu weiteren Vorarbeiten für die zum bevorstehenden Jubiläum abzufassende Geschichte der Akademie 3000 M., ferner 900 M. zur Herausgabe des von Hrn. Ginzel bearbeiteten speziellen Kanons der Finsternisse für das Gebiet der klassischen Alterthumsforschung bewilligt. Die philosophisch-historische Klasse hat 400 M. für die von Dr. G. Steinhausen unternommene Publikation deutscher Privatbriefe des 14. und 15. Jahrhunderts bewilligt. — Sitzung am 4. Nov. Physikalisch-mathematische Klasse. Hr. Fischer las: Ueber Hydrazinphosphorsäure. — Derselbe las ferner: Ueber den Einfluß der Salzbildung auf die Metamorphosen der Purinkörper. — Hr. van't Hoff las eine mit Hrn. Dr. W. Meyerhoffer bearbeitete kurze Mittheilung aus seinen Untersuchungen über die Bildungsverhältnisse der ozeanischen Salzablagerungen, insbesondere des Staßfurter Salzlagers. — Hr. Klein legte eine Mittheilung des Hrn. Prof. E. Cohen in Greifswald vor: Ein neues Meteoreisen aus Beaconsfield, Kolonie Victoria, Australien. — Philosophisch-historische Klasse. Hr. Brunner las: Zur Geschichte des germanischen Ständewesens. Der Vortragende tritt gegen die sogenannte grundherrliche Theorie des germanischen Ständewesens, wie sie neuerdings insbesondere von einzelnen Agrarhistorikern geltend gemacht wird, für die in der rechtsgeschichtlichen Literatur herrschenden Ansichten ein. — Hr. Harnack berichtete über die Entdeckung bez. Identifizirung des „Acta Pauli" durch Hrn. Karl Schmidt, der im Auftrag der akademischen Kirchenväterkommission koptische Handschriften untersucht (s. Karl Schmidt, Die Paulusakten. Eine wiedergefundene altchristliche Schrift des 2. Jahrhunderts in koptischer Sprache, i. d. Neuen Heidelberger Jahrbb. VII. Bd. 1897, S. 117 bis 124). — Hr. Brunner legt den Bericht des Hrn. Prof. Schlemann über die Ergebnisse seiner mit Unterstützung der Akademie in St. Petersburg gemachten Studien zur Geschichte des Kaisers Nikolaus I. von Rußland vor.

* In der soeben ausgegebenen Nr. 46 der „Deutschen Medic. Wochenschrift" berichtet Hr. Dr. Friedenberg-New-York über eine neue Verwendungsart der Röntgen-Strahlen behufs Nachweises von Fremdkörpern im Auge inneren. Es gelang ihm, das Vorhandensein von Schrotkörnern im Glaskörper nicht bloß nachzuweisen, sondern auch die Stelle genau zu bestimmen, wo sie saßen.

* Ueber das Franz-Joseph-Land hielt am 8. November Hr. Jackson in der Geographischen Gesellschaft in London eine interessante Vorlesung, deren Hauptinhalt wir nach der „Voss. Ztg." wiedergeben. Der Reisende bezeichnet das erwähnte Gebiet nicht als ein Festland, sondern als eines aus kleinen Inseln bestehenden Archipel. Die meisten Inseln bestehen aus hohem Gletscherland, das bis auf 2000 Fuß ansteigt und mit mehreren hundert Fuß dicken Eislappen bedeckt ist. Drei Ufer entlang erheben sich senkrechte Gletscherterrassen bis zur Höhe von 30 und 80 Fuß. In seltenen Zwischenräumen ragen aus dem Eis schwarze Basaltfelsen hervor, die die einzigen sichtbaren Landmarken abgeben. Im Vordergrund dieser Felsen hatten die abgebröckelten Schuttmassen eine Art Tafelland oder Ufer gebildet, auf dem eine verkümmerte arktische Pflanzenwelt wuchs, worunter Steinbrech, Moos, wenige Mohnpflanzen. Mit Ausnahme einiger niedrig liegender Inseln bedeckte das Eis alles. Dicke Nebel hängen meistens über dem Land, heftige Stürme sind häufig, von schweren Schneestürmen begleitet. Die Expedition schlug ihr Lager unter dem Vorgebirg Flora auf, einem basaltischen 1400 Fuß hohen Felsen. Ihr Hütte war 20 Fuß lang und ebenso breit, 7 Fuß hoch, hatte Doppelfenster und doppeltes Dach und bestand aus fußdicken Fichtenbalken. Mitte Februar (1895), mit dem Wiedererscheinen der Sonne, fingen die Forschungsreisen an, wobei man die Entdeckung machte, daß die vorhandenen Karten nicht den Thatsachen entsprachen. Nördlich von Dunden Point, wo Land verzeichnet war, fand man schwimmendes Eis und erst vom Breitengrad des Point Arthur aus erblickte man Land in westlicher Richtung. Im April 1895 wurde das Königin Victoria-Meer entdeckt und die Fischer fuhren in nordnordöstlicher Richtung durch Cecil Rhodes-Fjord, um sich beim Land zu halten. Ein niedriges Vorgebirge wurde Kap Mary Harmsworth benannt.

* **Aus Oesterreich.** Der außerordentliche Professor und Kustosadjunkt am Oesterreichischen Museum für Kunst und Industrie, Dr. Alois Riegl, ist zum ordentlichen Professor der Kunstgeschichte an der Universität in Wien, und der Oberingenieur der Südbahn, diplomirter Ingenieur Alfred Birk, zum ordentlichen Professor des Straßen-, Erd- und Tunnelbaues an der deutschen technischen Hochschule in Prag ernannt worden.

* **Aus den Niederlanden.** Dem deutschen Beispiel folgend, für die Verehrung der Geistesheroen der Vergangenheit eines äußerlichen Mittelpunkt zu schaffen durch Gründung von Vereinen und Museen, hat sich in Holland ein Verein gebildet, „het Spinozahuis," der sich das Ziel gesetzt hat, ein Spinozamuseum zusammenzubringen. Es ist bereits das Haus in Rijnsburg, wo nach der Tradition Spinoza gewohnt haben soll, angekauft worden, und man hat jetzt vor, in Holland wie im Auslande Beiträge zu sammeln, um das Museum würdig ausstatten zu können. Dem Komitee, das sich für diesen Zweck gebildet hat, gehören u. A. an die Professoren Ballau, Stohais, Roiemheyer, J. de Winkel. Sekretär des Vereins ist W. Meyer-S'Gravenhage, Weinaarstraat 43. Das Museum soll das geistige Inventar des Weltweisen in sich vereinigen; es sollen dort seine Werke nebst den Uebersetzungen, sowie eine möglichst vollständige Spinozaliteratur gesammelt werden, so daß Spinozaforscher dort ihre Studien in bequemer und ausgiebiger Weise treiben können. Dazu sollen natürlich die Facsimiles der Briefe Spinoza's und die verschiedenen Portraits kommen. Rijnsburg ist von Amsterdam in etwa 4 Stunden zu erreichen, so daß eine Reise dorthin sich verhältnißmäßig bequem bewerkstelligen läßt.

* **Aus Rußland.** Am 12. November beging der Herausgeber der angenehmsten und gehaltvollsten russischen Monatsschrift, des „Boten Europa's", Professor M. M. Stassulewitsch in St. Petersburg, das Jubiläum seiner 50jährigen schriftstellerischen Thätigkeit. Wie der „Nat.-Ztg." geschrieben wird, nimmt das literarische Rußland an diesem Ehrentage des verdienten Mannes lebhaften Antheil, aber auch außerhalb des Zarenreiches hat er Anspruch auf Beachtung und Anerkennung, weil er mit seiner Zeitschrift gewissermaßen die Brücke zwischen den Bedürfnissen der russischen Leser und der westeuropäischen Bildung geschlagen hat. Stassulewitsch war früher Professor der Geschichte an der St. Petersburger Universität und einer der Erzieher des früh verstorbenen Thronfolgers Nikolai, des älteren Bruders Alexandres III. Der Gelehrte widmete sich Anfang der 60er Jahre der Publizistik, in der er bis jetzt zielbewußt und unerschrocken die Ideen eines gemäßigten Liberalismus im Gegensatz zu dem beschränkten nationalen Standpunkt anderer Blätter und Zeitschriften vertritt. Im Jahre 1866 begründete er den „Boten Europa's", an dem fast alle literarischen Größen Rußlands mitarbeiteten und in dem auch Turgenjew eine ganze Reihe seiner Schriften zuerst hat erscheinen lassen. Stassulewitsch hat es mit ungemeiner Klugheit und rühmenswerther Energie verstanden, während der traurigen Periode des Deutschenhasses unter Alexander III, den höfischen Hetzern entgegenzutreten. Sein „Bote Europa's" war wiederholt in größter Gefahr, ebenso einzugehen wie der „Golos" und die „Vaterländischen Blätter". Durch eine seltene Vereinigung von Energie und Vorsicht, vielseitige Bildung und literarischen Geschmack hat es Stassulewitsch verstanden, seinem Unternehmen für Rußland den ersten Rang zu erobern. Die St. Petersburger Stadtverordnetenversammlung hat einstimmig beschlossen, mehrere Freistellen in städtischen Schulen und Stipendien zu errichten und auf seinen Namen zu taufen.

Verlag von R. Oldenbourg in München und Leipzig.

Historische Bibliothek, herausgegeben von der Redaktion der „Historischen Zeitschrift":

Erster Band: **Heinrich v. Treitschkes Lehr- und Wanderjahre 1834—1866.** Erzählt v. Theodor Schiemann. Preis geh. M. 6.—.

Zweiter Band: **Briefe Samuel Pufendorfs an Christian Thomasius** (1687—1693). Herausgegeben v. Emil Gigas. Preis geh. M. 2.—.

Dritter Band: **Vorträge und Abhandlungen von Heinrich von Sybel.** Mit einer biographischen Einleitung von E. Marcks. Preis geh. M. 7.—.

Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Von Heinrich von Sybel. Sieben Bände. Preis pro Band broch. M. 7.50, in Halbfranz geb. M. 9.50.

Politische Geographie. Von Prof. Dr. Friedrich Ratzel. Mit 33 in den Text gedruckten Abbildungen. Preis M. 12.—.

„Kunst und Handwerk". Zeitschrift des Bayer. Kunstgewerbevereins. Monatlich ein Heft mit reich illustriertem Text und dem Beiblatt „Gewerbehalle". Preis des Jahrganges M. 16.—, des einzelnen Heftes M. 2.—.

Zwölf Gestalten der Glanzzeit Athens im Zusammenhange der Kulturentwicklung. Von Prof. Dr. Albrecht Stauffer. Preis geh. M. 9.50.

Die Odyssee, nachgebildet in achtzeiligen Strophen von Hermann v. Schelling. Preis geh. M. 7.50.

„Liebhaberkünste". Zeitschrift für häusliche Kunst. Jährl. 24 Hefte. Preis der Ausgabe ohne kolorierte Tafel vierteljährl. M. 3.—, der Ausgabe mit kolorierter Tafel vierteljährl. M. 5.—.

Separathefte der „Liebhaberkünste", enthaltend Vorlagen in natürl. Größe. 10 Hefte zum Preise von 1 M. 3.—. (17159)

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kraus, F. X., Geschichte der christlichen Kunst. In zwei Bänden. Mit zahlreichen Illustrationen. Lex.-8°.

II. Band: **Die Kunst des Mittelalters, der Renaissance und der Neuzeit.** Erste Abtheilung: Mittelalter. Mit Titelbild in Heliogravüre und 306 Abbildungen im Texte. (XII u. 512 S.) M. 14; geb. in Halbsaffian M. 19. — Einbanddecke M. 3.

Früher ist erschienen:

I. Band: Die hellenistisch-römische Kunst der alten Christen. Die byzantinische Kunst. Anfänge der Kunst bei den Völkern des Nordens. Mit Titelbild in Farbendruck und 484 Abbildungen im Text. (XX u. 622 S.) M. 16; geb. M. 21. — Einbanddecke M. 3.

Die zweite Abtheilung des II. Bandes mit ausführlichen Sach- und Namenregistern wird 1898 erscheinen und das Werk abschliessen. (17191)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Buch der Liebe.

Sechs Novellen von

Rudolph Stratz.

Preis geheftet 2 Mark 50 Pf. Elegant gebunden 3 Mark 50 Pf.

In einer mit kundiger Hand zum Strauße vereinigten Anzahl kleinerer Geschichten erweist Rudolph Stratz hier wiederum die Meisterschaft in der Erzählungskunst, die man ihm, insbesondere seit dem Erscheinen seines Romans „Der wrize Tod" bereitwillig zuerkennt.

Mit werkmännischem Schliff verbindet er in seltener Weise jene Innerlichkeit, die den Leser hinreißt und rührt. Von der Virtuosität, mit der Stratz das Treiben der Alpenwanderer behandelt, gibt eine von den Novellen der vorliegenden Sammlung eine neue glänzende Probe. (17058)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 16. November. Nummer 259.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Zur chinesischen Kunstgeschichte. Von Max Buchner. — Der Dichter der Katakomben. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zur chinesischen Kunstgeschichte.

Von Max Buchner.

Als Festgabe für den eben verflossenen Orientalistenkongreß in Paris und als Vorläufer zu einem größeren Werke ist von Friedrich Hirth eine Schrift erschienen „Ueber die einheimischen Quellen zur Geschichte der chinesischen Malerei von den ältesten Zeiten bis zum 14. Jahrhundert".[1]) Um die Größe des Themas Chinesische Kunst und dessen Bedeutung zu würdigen, zugleich aber auch, um zu zeigen, wie weit wir von einer vollen Beherrschung desselben noch immer entfernt sind mit unserm leider noch immer recht spärlichen Wissen, sei eine etwas ungewöhnlich weite Ausholung gewagt.

Von Zeit zu Zeit befällt die Kunst in Europa ein Katzenjammer. Die Kunst ist ein Ding der Empfindung und keine beweisbare Wissenschaft. Empfindungen aber sind unbeständig, verlangen den Rhythmus des Wechsels, verzehren sich selbst und dulden kein ewiges Fortmusiziren auf der nämlichen alten Guitarre. Alles ist schon gemalt, alles ist schon in Farben vergeistigt, verklärt und mit dem Pinsel verherrlicht, alle Manieren sind durchprobirt bis zur Manierirtheit. Dann weiß man nicht mehr, was man noch malen soll und geräth in Zwist mit sich selbst, mit dem, was man früher gemalt hat, mit dem, was man kann und nicht kann, mit dem, was man will oder nicht will oder doch gern möchte. Das Schöne wird immer süßlicher, schwächlicher, unwahrer und unerträglicher. Etwas Neues herbei, zur Natur zurück! Nur die Natur mit ihrer ewigen Wahrheit, sammt all ihren Flecken und Unglattheiten, die ehrliche Aufrichtigkeit ist das wirklich Schöne. „Le laid c'est le beau."

Soeben war zu Paris dieser Ruf angestimmt, zuerst nur zum Hohn, dann zum Gegenhohn mit grimmig ernster Miene, als ein großes Ereigniß eintrat. Aus dem fernsten Osten leuchtete plötzlich ein gar seltsamer Stern auf. Die japanische Kunst war entdeckt. Auf der Weltausstellung von 1867 trat sie zuerst vor das größere Publikum, und viele Maler, namentlich aber die gährenden Revolutionäre, die Neues verlangenden Unzufriedenen warfen sich begeistert in ihre offenen Arme.

Da hatte man denn nun wirklich eine ganz eigene neue und fremde Kunstart. Es war etwas häßliches, rohes in ihr, und doch wieder war so viel schönes dabei, eine Kühnheit der Zeichnung und Farben, wie man sie niemals gesehen hatte, eine Kunst voll innerer Widersprüche, voll von Fehlern und Lücken, neben höchstem Geschick auch viel Ungeschick, und trotzdem doch eine Kunst. Man konnte sich fragen, ob nicht dies vielleicht endlich das heiß gesuchte schöne Häßliche oder häßliche Schöne sei. Keine Anatomie, keine richtigen Schatten, keine Perspektive, und doch lag der grelle Beweis vor, daß man auch ohne diese drei Dinge im Zeichnen und Malen Vortreffliches leisten kann. Diese Widersprüche an sich schon waren reizvolle Räthsel. Wie konnte Künstlern, deren scharfe Augen an dem Flug der Vögel schon so manches Geheimniß der Momentaufnahme ausgespäht hatten, das Geheimniß der Perspektive verborgen bleiben? Es ist, als ob ihnen etwas von jenem Raumgefühl fehlte, das für uns so selbstverständlich geworden ist, daß wir daraus gar kein Verdienst mehr machen, als ob die Welt der Augen sich ihnen schon gleich als Bildfläche zeigte, als ob ihnen auch schon beim bloßen Sehen jene vornehme Unbeweglichkeit in der Haltung auferlegt worden wäre, die kein Hin- und Herblicken unter verschiedenen Winkeln erlaubte und die Tugend der Selbstbeherrschung zu jenem stumpfen Hochmuth zu steigern vermochte, der bis zum letzten Verbluten im Harakiri als höchstes Gebot einer edlen Erziehung galt. Auch die Starrheit des Auges ebenso wie das Blinzeln und Zwinkern hatte vielleicht da eine Art Impressionismus erzeugt. Die Schwächen liegen fast insgesammt auf dem Gebiete der Schulung, der wissenschaftlichen Formel, die sich erlernen läßt, die Vorzüge ebenso überwiegend auf dem Gebiet des Talents, das keine Akademie zu ersetzen vermag. Eine unbändig wilde Begabung voll kräftigen Eigensinns, aber theils ungenügend erzogen, theils mit Blindheit geschlagen im Bann des Orthodoxen, schuf sich Mittel des Ausdrucks, an die auch der unbefangene Wille sich erst gewöhnen muß. Was Wunder, daß eine Erscheinung, wo alles Talent und die Schule nichts war, so viel Begeisterung wachrief.

Viele konnten das nicht begreifen und noch heute sind die Stimmen getheilt. Oede Pedanten, die zunächst nach der Formel suchen, werden freilich an den Japanern nur wenig Freude und sehr vielen Tadel finden. Freigeister aber, denen die bei uns so häufige Qual mit der Formel ohne Talent schon zum Abscheu geworden ist, werden das größte Vergnügen erleben und zugleich, auch noch getrieben von dem Haß der Pedanten, viel weiter gehen, als recht ist, bis zum höchsten Entzücken.

Die wundersame Erscheinung war bald zu Ende. Man konnte hoffen, daß die Fehler der Schulung sich verbessern ließen und daß dann bei so viel Talent die ausgezeichnetsten Früchte zu erzielen sein möchten. Aber die wilde Begabung ist kapriziös und fügt sich nicht gern in aufgezwungene Richtungen. Deßhalb hat auch die moderne japanische Kunst, die nach europäischen Mustern zu arbeiten strebt, so wenig wirklich gutes hervorgebracht. Sie hat die Menge der früheren Reize verloren und keine neuen sich angeeignet. Das Talent verbrauchte sich in der fremden Korrektheit.

An gedruckten Aeußerungen über japanische Kunst hat unterdessen Europa keinen Mangel gelitten. Obenan, unübertrefflich, steht Anderson, der frühere englische Legationsarzt zu Tokio, mit seinen Pictorial Arts of Japan (1886).

[1]) G. Hirths Verlag, München und Leipzig, September 1897. 40 S. Mit Illustrationen.

Digitized by Google

Was ist das für ein herrliches, markiges Buch voll ruhiger Klarheit gegenüber dem Figaro-Ton und der Geistreicheleі des bei uns bekannten, 3 Jahre älteren Art Japonais von Gonse, dem routinirten Kunstjournalisten, der niemals in Japan gewesen ist, oder gar gegenüber dem süßlich schlüpfrigen Wonnegesäusel des uralten Sünders Goncourt, der seine auch bloß in Paris einstudirte japanische Kunstschwelgerei mit einem Buch über Utamaro, dem Maler der unnatürlich verlängerten Prostituirten, eröffnet hat.

Während wir nun im Besitz von tausend Bildern und Bilderbüchern aus Japan und einer Anzahl dazu gehöriger Malernamen bereits das Hochgefühl einer ganz neuen exotischen Kunstkennerschaft uns bereitelen, wurden wir schroff in diesem Behagen gestört durch einen beschämenden Zuruf, der aus Amerika zu uns herüberklang. „Was, ihr wollt von japanischer Kunst sprechen. Ihr wißt ja gar nicht, was japanische Kunst ist. Was ihr in Händen habt, sind ja fast lauter Hurenhausmaler. Selbst euren Hokusai, den ihr so hoch schätzt, würde ein vornehmer Mann in Japan nur ganz verstohlen betrachten. Bei Hokusai sind selbst die niedlichsten Vögel hetärenhaft. In gute Gesellschaft gehört er gar nicht." Der Mann, der das rief, hatte leider nicht ganz unrecht. Er heißt Fenollosa,[1]) lebt jetzt als Professor in Boston und ist der gewiegteste Kenner japanischer Bilderkunst. Er war provozirt durch die Leichtfertigkeiten von Gonse. In sein harles Urtheil mischte sich aber das schlimmste Motiv, das die Menschheit jemals bewegt hat, die Politik. Fenollosa hatte in Japan an der neuen Akademie für europäische Künste gewirkt gerade zur Zeit, als die Restauration des Mikado infolge des Umschwungs von 1868 das ganze Land wieder rücksichtslos umwandeln wollte. Die besiegte Partei der Schogune sollte bis auf die Kunstart, die unter ihr blühte, vernichtet werden. Für Japan war damals Yedo, wofür man jetzt Tokio sagt, das sittenlose Paris des letzten Napoleon und Saiko, oder Miako oder Kioto das klösterlich höfische Zentrum der Legitimisten gewesen.

Thatsächlich war in den vornehmen Kreisen von Japan Hokusai und überhaupt die ganze volksthümliche Schule, das Ukiyo-ye, gar nicht geschätzt, ja sogar verachtet, und wurde dort erst bekannter durch unsern Enthusiasmus. Die vornehme Richtung verschmähte das bauernhafte Gemeine. Nur Fürsten, Helden und Priester, die Darstellung höfischer Feste und kriegerischer Aktionen, die phantastisch durchgeistigte Landschaft, die keusche Pflanzenwelt und die Thierwelt in ihren ernsteren Formen galten als würdiger Vorwurf. Und thatsächlich kannten wir eigentlich bloß jenes Ukiyo-ye, nahmen diese in Japan mißachtete jüngste Kunstart für die wahre Kunst der Japaner, setzten uns dadurch ihrem Gelächter aus, und von der wirklich klassischen Kunst im Sinne der Japaner kannten wir fast gar nichts und selbst heute noch sind die besseren, auch für die Japaner als klassisch geltenden Werke der Malerei in den Museen Europa's fast überhaupt nicht vertreten.

Allein das war noch nicht die letzte Berichtigung, die unsrer raschen Vorliebe für die Japaner beigebracht werden mußte. Mit dem größten Eifer hatten wir die Japaner gepriesen als Muster der Aufklärung, des Talents und des Fortschritts und sie als solche den Chinesen und deren Verrottung kränkend entgegengehalten. Und nun stellt sich auch noch heraus, daß alles, was die wunderbaren Japaner selber an sich lobenswerth, rühmlich und klassisch fanden, chinesisch war, chinesisch zu sein hatte und aus China stammte, daß sie selber sich kulturell bloß als ein Anhängsel der Chinesen betrachteten und daß ihre ersten Lehrer und Meister auf allen Gebieten eben jene verrotteten und verfaulten Chinesen gewesen sind. Wo blieb da die Leichtschreiberei eines Gonse, der die Japaner am liebsten mit einem kühnen Federsprung über ganz Asien weg als ein Brudervolk der Helleuen hinstellen möchte. Auch in Japan war alles die Autorität, die höchste Autorität das Chinesenthum, und die chinesischen Klassiker spielen in Japan zum Theil noch heute die nämliche Rolle, wie bei uns die alten Lateiner und Griechen auf dem Gymnasium.

Und doch, erholt man sich von dieser Ueberraschung, die der wahre Sachverhalt bringen mußte, wieder zu freierem Urtheil, so stellt sich der Trost ein, daß wir uns ja mit unsrer Empfindung und Meinung gar nicht nach den Ansichten der Japaner zu richten brauchen. Wir können ihnen gerechter werden, als sie selber waren. Wir haben die Schüler kennen gelernt, ehe wir noch die Lehrer kannten, und viel von dem Lob, das die Schüler geerntet, gebührt den Lehrern. Aber die Schüler haben die Lehrer in einigem doch übertroffen. Das Vorgebrachte bezeichnet den Standpunkt des japanischen Hofmanns und Gelehrten, des in seiner Vornehmheit einbalsamirten Legitimisten von der Mikadopartei. Japan glänzte mit chinesischer Bildung, aber nur in der eigenen orthodoxen Bespiegelung. Das, was wir Europäer an den Japanern bewundern, ist eben doch japanisch, eine japanische Blüthe aus chinesischem Stamm. Einen Hokusai hat ja doch bloß das japanische Volk. Was hindert uns, ihn eben doch noch höher zu schätzen, weil er uns besser gefällt, als das Chinesische der japanischen Orthodoxen.

Jedenfalls aber müssen wir trachten, nicht bloß zum besseren Verständniß des uns so theuren Japanischen, sondern auch zur Gewinnung einer noch höheren Umschau endlich einmal zu erfahren, welche Wichtigkeit in der allgemein menschlichen Kunstgeschichte China zukommt. Die japanische Kunst als ein Ganzes ist wie ein anmuthiger Thalgrund, den ein Gebirge bewässert, das überall in diesen Thalgrund hineinragt, das wir als große Masse erst von ihm aus erblickten und das wir noch zu erforschen haben. Dieses Gebirge ist die chinesische Kunst. Aber das zufällig uns schon bekanntere Japan ist nur ein Theil der weiten Gebiete, deren Kunst und Kultur von China ausstrahlt. Auch Tibet, Kambodja, Anam, Siam und Birma, Korea und alle Mongolen bis an die untere Wolga gehören mit in den Kreis, in den das große Gebirge hineinragt, und zugleich strahlten im Lauf der uralten Geschichte, die über ganz Asien hinging, Beziehungen aus dem fernsten Süden und Westen, aus Indien, Persien, Griechenland und dem Reich der Römer in dasselbe zurück. Und damit wären wir endlich nach langem Umweg an den Anfang unsrer Betrachtung zurückgelangt.

Daß die alte Kultur der Chinesen und damit auch ihre Kunst als etwas ganz Großes, zeitlich und räumlich Gewaltiges in der Menschheit wirkte, und daß hier der Schlüssel zu einer Menge noch nicht klarer Fragen liegt, ist völlig sicher und unzweifelhaft. Aber ob wir hier alle die Auskünfte, die wir wünschen, noch finden werden, das ist auch eine Frage. Die Japaner genossen, trotz ihrer vielen feudalen Kämpfe, eine vergleichsweise ruhige, insulare Entwicklung während der 1000 Jahre ihrer einzigen Dynastie, die noch heute regiert. Ueber das Riesenreich der Chinesen sind mehr als 20 Dynastien gegangen, und fast jeder Wechsel vollzog sich unter Zerstörungen von Millionen an Menschenleben und von unzähligen Schätzen. China ist auch das gewaltigste Trümmerfeld. Dazu gesellen sich aber noch weitere Schwierigkeiten bis in die Gegenwart und die nächste Zukunft. China ist kein Touristenland. Auf diesem rauheren Boden vermag nur die ernsteste harte Arbeit einige Früchte zu ernten. Für Prachtwerke war hier noch keine Gelegenheit. Ueber chinesische Kunst als ein Ganzes

[1]) Fenollosa, Review of the chapter on painting in Gonse's „Art Japonais". Boston 1885.

Digitized by Google

besitzen wir deßhalb nur ein einziges, schon in seinem Aeußern sehr bescheidenes Buch, das von dem französischen Gesandtschaftssekretär Paléologue, daneben aber eine Reihe von Monographien über speziellere Fächer, von denen fast jede an geleisteter Arbeit einige Prachtwerke aufwiegt.

Eine solche Monographie im besten Sinne des Wortes ist die vorliegende Schrift. Ihr Verfasser, längst schon einer der Vordersten auf dem Kampfplatz der Sinologie und rühmlichst bekannt durch seine Geschichte der Beziehungen China's mit dem römischen Orient und viele andere werthvolle Beiträge zur chinesischen Ethnographie, bedarf keiner Einführung mehr. Mehr als 20 Jahre lang hat er das Reich der Mitte forschend bewohnt, und zwar in den allerverschiedensten Theilen desselben, zuletzt auch noch im innersten Winkel des mächtigen Yang-tsekiang, in der Provinz Setschuan, schon fast im Zentrum von Asien, ein hoher Beamter der chinesischen Zollverwaltung, jenes merkwürdigen Staats im Staate, der nicht bloß die schnöden Finanzen besorgt, sondern auch idealere Ziele fördert und in Peking sogar eine Art Universität unterhält. Der ungemein konzentrirte Inhalt der vorliegenden Hirth'schen Schrift aber ist ungefähr folgender:

Das, was wir registrirende Kunstgeschichte nennen, deren Nestor für uns der alte Vasari (1550) mit seinen jetzt in neun Bände gefaßten Berichten über die italienische Kunst von Cimabue bis Michel Angelo ist, blühte auch schon bei den alten Chinesen in einer überreichen Literatur. Diesem Theil des großen Inventars der Menschheit kommt der Reiz des Geheimnisses noch in zweifacher Richtung zu. Erstens dadurch, daß im Vergleich zu der Masse nur ein verschwindend geringer Theil der vorhandenen Bücher in europäische Sprachen übersetzt und so weiteren Kreisen zugänglich ist, und zweitens dadurch, daß von den darin besprochenen Dingen das meiste schon längst zu Grund gegangen oder nur in der Abschwächung späterer Wiederholungen oder Kopien für uns erhalten ist, so daß die Bücher dafür Ersatz leisten müssen als bloße Quellen des Wissens, dem die Anschauung fehlt. Es handelt sich um eine Kunstgeschichte fast ohne Bilder.

Wie denn überhaupt die ältesten Daten, nicht bloß für Aegypten und Indien, sondern auch für China stark reduzirt werden müssen, kommt einige Sicherheit in die Geschichte der chinesischen Kunst viel später als man zu meinen gewohnt war. Das erste umfassende Werk hierüber, das uns aufbewahrt blieb, ist das Li-tai-ming-hua-ki in zehn Büchern aus dem 9. Jahrhundert nach Christus, welches die Maler von den ältesten Zeiten bis 841 enthält und somit kurz vor der großen Buddhistenverfolgung des Kaisers Wu-tsung 845, die so vieles vernichtete, aufhört. Das zweite umfassende Werk, dessen gleichfalls fünfsilbiger Titelklang hier unterdrückt werden möge, führt diese Liste in weiteren sechs Büchern anschließend von 841 bis 1074, und das dritte ebenso allgemeine, in zehn Büchern, gilt für die Zeit von 1074 bis 1167.

Nach diesem Datum und nach dieser planmäßig geschlossenen Reihenfolge greift 1330 wieder ein kurzer Ueberblick in einem Buch namens Hua-kién ein, aber so knapp gehalten und so kursorisch, daß erst ein noch späteres Werk, das Tu-hui-pau-kién in fünf Büchern, erschienen 1365, kurz vor dem Ende der Mongolen- oder Yüan-Dynastie (1280—1368), volle Klarheit über die zwischenliegende Zeit bringt. Dieses Tu-hui-pau-kién wurde fortgeführt durch die Zeiten der Ming-Dynastie (1368—1644) bis in die gegenwärtig noch herrschende Dynastie der Tsing oder Mandschu (1644 bis heute) hinein. Das Thema der vorliegenden Schrift endet jedoch mit dem Schluß der fünf ursprünglichen ersten Bücher. Von nun ab, unter den Ming und den Tsing, geht das Kunstschreiberthum der Chinesen ins breite und fast unübersehbare. Diese jüngere Literatur ist so umfangreich, daß der Versuch einer wirklich kompleten Zusammenstellung derselben noch nicht einmal von den Katalogbeamten der kaiserlichen Bibliothek in Peking gemacht werden konnte.

Die genannten fünf Werke bilden den zeitlichen Faden des zu bewältigenden Gegenstandes. Ihnen parallel laufen noch andere Quellen von mehr episodischem Charakter, Monographien und Nachträge biographischer und anekdotischer Art, welche nur einzelne Zeitabschnitte behandeln und zur Kontrole dienen können, indem sie besagen, was die Späteren von den Werken der Früheren noch gesehen haben. Die späteren, jedesmal wieder von vorn beginnenden Uebersichten haben den Vorzug, daß in ihnen bereits eine Auswahl des Allerbesten getroffen ist. Unter all diesen Quellen zweiter Ordnung beansprucht den obersten Rang der große beschreibende Bilderkatalog des Kaisers Hui-tsung (1101—1126), welcher in 20 Büchern 231 Meister mit 6396 Bilderrollen verzeichnet, und zwar nach ihren Gegenständen geschichtet.

Die Malerei ist in China wahrscheinlich sehr viel älter als die ältesten Denkmäler, von denen die Literatur zu berichten weiß. Schon Kaiser Wu-ti (140—86 v. Chr.) besaß eine eigene Kammer für Handschriften und Gemälde, welche auf Seide gemalt sein mußten, da das Papier erst 105 n. Chr. erfunden wurde, und unter Kaiser Ming-ti (58—76 n. Chr.) war bereits ein eigenes Haus bloß für Gemälde vorhanden. Unter diesen dürften auch indische, persische, ja vielleicht sogar griechische Werke gewesen sein, da schon aus der Zeit des Wu-ti Nachrichten über Gesandtschaften stammen, die zum Sammeln von Kunstobjekten nach Westasien ausgeschickt wurden. Schon bis 841 führt das Li-tai-ming-hua-ki 371 Malernamen auf, von denen der älteste bis in die Zeit des mythischen Kaisers Huang-ti, 2697 v. Chr., zurückreicht. Bis zum Schluß des Themas der vorliegenden Schrift, 1365, handelt es sich im ganzen um nicht weniger als ungefähr 1500 Maler. Taoistische und buddhistische Götter, Dämonen und Heilige, Zauberer, Geister und Feen, tugendsame irdische Frauen und Himmelsweiber, Einsiedler und Philosophen, das ganze von Sagen umwobene Bonzenthum aus der Vergangenheit, personifizirte Gestirne und Ungeheuer, historische Helden und gewöhnliche Menschen, Architekturen, Klöster, Schiffe und Wagen, Blumen und Vögel und Schmetterlinge sind die beliebtesten Wahlmotive schon in den frühesten Zeiten. Ganz zuletzt erst, wie auch bei uns, erscheint die Landschaft.

Von besonderer Wichtigkeit zur Beurtheilung aller chinesischer Bilder sind die Bemerkungen über Signaturen, die so viel Unfug veranlaßt und doch so wenig zu sagen haben, da sie meistens nicht etwa die Maler bezeichnen, sondern das allerverschiedenste sein können, wie Besitzermarken oder Zeugnißstempel hoher Staatsbeamter oder Hofkunstkenner.

Das interessanteste aber bei diesem Rückblick in älteste Zeiten ist doch die Art, wie schon damals Kunstkritik ausgeübt wurde. Schon Sié Ho, ein glänzender Portraitist aus dem Ende des 5. Jahrhunderts, unternahm es, die Werke der Früheren einer kritischen Musterung zu unterziehen, indem er dieselben nach ihrem Werthe klassifizirte, wobei als Maßstab sechs Regeln galten, die zwar für uns Europäer nicht recht verständlich, aber für die Chinesen noch heute die Grundlage aller Kunstkritik sind. Diese sechs Hauptregeln heißen nach Hirth: 1. Der dem Leben entsprechende Ausdruck des Geistigen. 2. Herstellung eines Entwurfs (Knochengerippes) mit dem Pinsel. 3. Die richtigen Umrisse der wiederzugebenden Gegenstände. 4. Ein der Natur der Gegenstände entsprechendes Kolorit. 5. Richtige Vertheilung des Darzustellenden im Raum. 6. Zeichnung nach Vorlage. Diese sechs mystischen Postulate scheinen übrigens

Digitized by Google

auch für die doch sonst das erstaunlichste ruhig ertragende chinesische Gedankenentwicklung etwas schwierig zu sein, indem an ihnen ungemein viel hin und her erklärt wurde.

Das Bedürfniß zu klassifiziren, das dem ganzen Chinesenthum innewohnt und das in den staatlichen Prüfungen für die Beamten, zu denen zuweilen selbst 60jährige Greise sich noch drängen, seinen höchsten orthodox-bureaukratischen Ausdruck findet, schont auch die Schöngeister nicht. Und nicht bloß diese, sondern auch die berühmten Schönschreibmeister, und zwar nicht etwa im Sinne des Stils und Inhalts, sondern der Kalligraphie, werden klassifizirt, denn die Kalligraphie ist die Schwesterkunst der Malerei. Auch die Buchstaben sind ja Bilder, und wer hätte nicht auch schon bei uns die eigene Schriftzeichenschönheit der Chinesen empfunden. Die Feder kritzelt, der Pinsel malt. Hier heißen die dreierlei Kategorien: Geist, Talent und Geschick, und häufig ist von „mechanischen Könnern" die Rede. Ja, der Historiker Pan Ku in seiner Geschichte der älteren Han-Dynastie hat sogar für die gesammte Menschheit eine Skala von neun Graden errichtet, von denen der oberste die „Allweisen", „Heiligen", der unterste die „Dummen und Bildungsunfähigen" bezeichnet. Denn schon der große Konfucius sagt: Der wissend Geborene steht am höchsten. Nach ihm folgt, wer Wissen durch Lernen erwirbt. Tiefer steht, wer ohne Verständniß lernt. Am tiefsten, wer weder Verständniß hat, noch lernt. Es steht zu befürchten, daß wir Europäer häufig in dieser letzteren Stufe eingereiht wurden. Von Anfang an herrscht eine pietätvolle Neigung vor, die Leistungen der Alten auf Kosten der Neueren zu lobpreisen. Doch kommt ein Kritiker aus dem 11. Jahrhundert zu der Ansicht, daß zwar die Alten in Heiligenbildern, buddhistischen und taoistischen, in Scenen des täglichen Lebens, im Portrait, in Rindern und Pferden von den Späteren nicht erreicht worden seien, aber dagegen in Landschaften, Blumen, Bambussen, Vögeln und Fischen unter den Neueren aus dem 10. und 11. Jahrhundert stehen. Als größter Meister aller Zeiten, als gottbegnadeter Genius erster Klasse, wird gleichmäßig Wu-Tao-tzi aus dem 8. Jahrhundert (Tang-Dynastie) gefeiert, der auch für die Japaner unter dem Namen Go-Doschi Gegenstand höchster Verehrung ist. Es fehlt aber auch nicht an strengster Verurtheilung bis zur Verachtung für die zeitgenössischen Maler. Im 8. Buch des Hua-ki wird der Verfasser bei der Auswahl des Besten „Von Tausenden hundert, von Hunderten zehn, von Zehnen einer", zu dem Ausspruch genöthigt: „Möchte er verzeichnen, was man täglich zu sehen bekomme, so könnte man damit zwei Ochsen belasten. Das Ausgelassene sei jenes Zeug, von dem auch der große Schönschreibmeister und Maler Mi Yüan-tschang (1051—1107) behaupte, man könne sich davor zu Tode grauen und das brauche man seinem Herzen nicht einzuprägen." (Also auch schon damals!)

Die chinesische Kunst ist pedantisch erstarrt in Gelehrsamkeit bis zur kunstfeindlichsten Abgeschmacktheit. Die scholastische blumige Tiefsinnigkeit der Gelehrten verlangt auch von den Malern ihre Geschraubtheit in verschwommener und umständlicher Schöngeisterei. Ueberall müssen Bedeutungen, Wahrzeichen für Abstraktionen oder Beziehungen auf die Worte der Dichter sein. So werden Kranich und Fichte die Symbole für langes Leben, Aprikosenblüthe und Schwalbe der Stimmungsausdruck des Frühlings, Lotosblüthe und wilde Ente der Stimmungsausdruck des Herbstes. Solche Paarungen bleiben dann Mode und ein Kanon durch die Jahrhunderte durch. Ein sehr gutes Beispiel dieser Art trockener Klugheit gibt eine Reproduktion aus der werthvollen Bildersammlung des Verfassers: Eine schöne Angorakatze, die nach einem Schmetterling schielt, der über Päonienblüthen hinschwebt. Die Päonienblüthen sind voll entfaltet, die Pupille des Thieres ist zu einem Schlitz verengt. Das bedeutet „eine Päonie um die Mittagsstunde". „Denn," wie ein geistvoller Deuter einem rathlosen Frager erklärte, „am Morgen und Abend würde die Katzenpupille weit, und die Blüthen würden am Morgen bethaut und zusammengezogen und am Abend welk sein. Aus solchen Zügen erkenne man den tiefen Sinn der Alten." Und fortan ist die Katze mit Päonienblüthen ein beliebter und berühmter Vorwurf. Der geklügelte Witz in Charadenform mußte den Mangel an Darstellungsgabe ersetzen. Europäische Maler würden die Stunde des Mittags durch grelle Beleuchtung und starke Schlagschatten ausgedrückt haben. Schlagschatten aber fehlen bekanntlich auf den Gemälden aus dem äußersten Orient.

Die vorliegende Betrachtung schließt also mit den ursprünglichen, ersten fünf Büchern des Tu hui pau kien, womit das hauptsächlichste Quellenmaterial für die eigentliche Geschichte der Malerei bis zum Ende der Mongolen-Dynastie (1368) wenn auch nicht erschöpft, so doch umgrenzt ist. Das hier flüchtig Mitgetheilte sollte und konnte nur andeutungsweise darauf aufmerksam machen, wie viel neue Auskunft in neuer Beleuchtung darin geboten wird.

Daß gerade ein Mann, wie Friedrich Hirth, unser größter Sinologe, bekannt durch seine Exaktheit und sein strenges Gewissen, ein Mann der Wahrheit, der sich lieber selbst kürzt als zu viel sagt, es unternommen hat, uns von der großen Kunstgeschichte der Menschheit jenen wichtigen Theil zu enthüllen, der noch in der schwierigsten aller Sprachen verborgen liegt, ist um so freudiger zu begrüßen und um so höher zu schätzen, als man hier mehr denn irgendwo anders von der Treue des Vermittlers abhängig ist.

Der Dichter der Katakomben.

Eine der eigenartigsten Gestalten in der Reihe der älteren römischen Bischöfe, eigenartig und nicht leicht zu verstehen, weil uns nicht immer ungetrübte Quellen zur Verfügung stehen, ist Papst Damasus. Spanier von Geburt, in Rom aufgewachsen und zum Kleriker erzogen, begann er seine geistliche Laufbahn an der Kirche des heiligen Laurentius, an welcher auch sein Vater amtirt hatte als Notarius, Lektor, Diakon und Presbyter. Von seinem Vorleben bis zu seiner Erhebung auf den Stuhl Petri wissen wir so gut wie nichts; über sein Verhalten vor der Wahl unterrichtet uns nur eine literarische Quelle, die aber mit Vorsicht benutzt werden muß, weil der Verfasser im Sinne der beiden dem Damasus feindlich gesinnten Luciferianerpresbyter Faustinus und Marcellinus schreibt.

Um die Mitte des vierten Jahrhunderts herrschte in der Kirche arge Verwirrung. Auf Papst Julius († 352) folgte der glaubensstarke Liberius, der sich die Ungnade des Kaisers Constantius zuzog, da er im Verein mit der Mehrzahl der italienischen Bischöfe für Athanasius eingetreten war. Der Kaiser setzte aber schließlich auf der Synode von Arles (353) seinen Willen durch, indem er die Bischöfe zur Verurtheilung des Athanasius zwang, und dasselbe Schauspiel wiederholte sich zwei Jahre später auf der Mailänder Synode, wo der Gegenstand auf Wunsch des Liberius nochmals verhandelt wurde. Es blieb bei der Verurtheilung, und weil Liberius auf seinem Widerstande beharrte, ereilte ihn das gleiche Schicksal wie seine Gesinnungsgenossen Eusebius von Vercellae und Lucifer von Calaris: er wurde verbannt. Sein Diakon Damasus soll ihn, wie die genannte Quelle berichtet, ein Stück Weges begleitet haben, dann aber heimlich, von Ehrgeiz gestachelt, nach Rom zurückgekehrt sein. Ob diese Unterstellung auf Wahrheit

beruht, entzieht sich unsrer Kenntniß. Aber es scheint, daß Damasus sich bei den nun eintretenden Ereignissen ziemlich diplomatisch benommen hat. Der gesammte römische Klerus hatte, als Liberius die Stadt verlassen, sich vor dem Volke eidlich verpflichtet, zu Lebzeiten des Liberius keinen andern Bischof anerkennen zu wollen. Ein Theil brach aber bald den Eid und wählte den Archidiakon Felix zum geistlichen Oberhaupt. Das empörte das Volk und die übrige Geistlichkeit; es wurde alles versucht, um den Kaiser gnädig zu stimmen, und als dieser endlich in die Zurückberufung des Liberius willigte (357), mußte Felix, der es nicht verstanden hatte, Liebe und Ansehen bei seiner Gemeinde zu erringen, Rom mit Schimpf und Schande verlassen. Seinen Anhängern verzieh Liberius erst, als Felix gestorben war (365). Wie Damasus sich zu diesen Vorgängen stellte, ist nicht genügend klar. Die Gegner behaupten zwar nicht geradezu, daß er zur Partei des Felix gehört habe, lassen es aber durchblicken.

Schlimmere Kämpfe entbrannten nach Liberius' Tod (24. Sept. 366), in denen Damasus eine entscheidende Rolle spielte. Die römische Gemeinde spaltete sich in zwei Parteien, eine Folge des Eidbruches, dessen sich ein Theil des Klerus nach Liberius' Verbannung schuldig gemacht hatte: die Einen, welche sich die echten Liberianer nannten, wählten den Diakon Ursinus zum Bischof, die andern stimmten für Damasus. So kam es zum Schisma. Beide Parteien verfügten über einen ansehnlichen Anhang im Volke; Damasus, unterstützt von den einflußreichsten Klerikern und den vornehmen Kreisen Roms, war der Entschlossenere, aber auch der Gewaltthätigere. Er miethete — heißt es in der genannten Quelle — allerlei Gesindel und überfiel seine Gegner: drei Tage lang soll die mit Knütteln bewaffnete Menge gegen die Ursinianer gewüthet haben. Am siebenten Tage besetzte Damasus „mit allen Meineidigen und Gladiatoren" (cum omnibus perjuris et arenariis quos ingentl corrupit pretio) die Lateranensische Basilika, und jetzt erst erfolgte seine Ordination zum Bischof (1. Okt. 366). Daß diese wilden Scenen von der Gegenpartei nicht erdichtet sind, erleidet keinen Zweifel. Denn ein unverdächtiger Zeuge, der mit Damasus befreundete Hieronymus, weiß ebenfalls zu berichten, daß es bei der Wahl des Damasus mit rohester Gewalt zuging, daß Ursinianer in Menge niedergemetzelt wurden. Der Parteikampf war ein äußerst blutiger, Damasus wie Ursinus waren persönlich dabei betheiligt, „entbrannt in übermenschlicher Weise, den bischöflichen Stuhl an sich zu reißen" — mit diesen Worten berührt die Vorgänge ein anderer, ganz unparteiischer Gewährsmann, der Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus. Damasus hatte den mächtigeren Anhang, er blieb Sieger, aber erst nach weiteren erbitterten Kämpfen. Für seinen Einfluß in höheren Kreisen spricht der Umstand, daß ein sonst tüchtiger Beamter, der Stadtpräfekt Viventius, nichts gegen diese Gewaltscenen thun konnte oder thun wollte. In der Parteischrift steht natürlich zu lesen, er sei von Damasus bestochen worden. Ursinus wurde aus der Stadt gewiesen. Statt nun die diesem ergebene Gemeinde durch Versöhnlichkeit zu gewinnen, setzte Damasus die Gewaltthätigkeiten fort. Er ließ sieben Presbyter der Gegenpartei einsperren, und als das Volk sie gewaltsam befreite und in die Basilika des Liberius in Sicherheit brachte, kam es zu neuem Blutvergießen. Damasus' ganzer Anhang, „Gladiatoren, Fuhrknechte, Todtengräber sammt dem Klerus" zog mit Beilen, Schwertern und Knitteln bewaffnet vor die Basilika. Es begann eine regelrechte Belagerung, Thüren wurden erbrochen, Feuer angelegt, das Dach eingerissen, 160 Ursinianer, Männer wie Frauen, getödtet und viele tödtlich verwundet. Auch jetzt war der Widerstand der Gegner nicht gebrochen; sie wandten sich klagend an den Kaiser, der ihren Bitten auch Gehör schenkte und den Ursinus zurückberief, aber nur um bald darauf die Verbannung zum zweitenmal über ihn zu verhängen. Damasus hatte seinen ganzen Einfluß aufgewandt, um den Hof für sich zu gewinnen. Es ist wenig wahrscheinlich, daß dem Kaiser das gewaltsame Handeln des Bischofs unbekannt geblieben sein soll; aber er sah wohl ein, daß, wenn Friede in Rom sein sollte, eines der beiden Parteihäupter weichen mußte. Damasus war der mächtere und blieb, und den Bemühungen des Stadtpräfekten Prätextatus gelang es endlich, die Ruhe wenigstens äußerlich wiederherzustellen. Die Verbannung der Ursinianer geschah in mildester Form, sie durften außerhalb Roms frei wohnen und behielten freie Religionsübung. Der größte Theil des römischen Klerus unterwarf sich nun dem Damasus, aber das Schisma dauerte immer noch fort; ganz froh ist der streitbare Bischof seines Erfolges nie geworden. Auch andere Parteien machten ihm zu schaffen, Donatisten und Luciferianer: mit beiden wußte er fertig zu werden; und auch eine andere Gefahr überstand er glücklich. Ein Jude, Namens Isaac, der Christ und dann wieder Jude geworden war, trat als Ankläger gegen ihn auf, offenbar angestiftet von den Gegnern des Bischofs. Dieses Vorgehen konnte sehr ernste Folgen haben; wurde die Anklage bewiesen, so war der Kopf des Bischofs verwirkt. Ein Theil unsrer Quellen deutet den Inhalt der Beschuldigung nur mit unbestimmten Worten an (turpissimae calumniae); es ist aber kaum ein Zweifel möglich, daß die Version des Pontifikalbuches auf guter Ueberlieferung beruht: Danach war Damasus des Ehebruches angeklagt. Wenn man des hämischen Seitenblicks gedenkt, den der Verfasser der erwähnten Parteischrift auf den Verkehr des Bischofs mit römischen Matronen wirft (matronarum auriscalpius wird er genannt), ist es erklärlich, wie aus dergleichen Ausstreuungen die Feinde des Damasus sich eine willkommene Waffe schmieden zu können glaubten. Die Hinfälligkeit der Anschuldigung beweist schon der Umstand, daß Damasus damals bereits das siebenzigste Lebensjahr überschritten hatte. Aber sie rief in Rom eine ungeheure Aufregung hervor, es kam wieder zu ernsten Ruhestörungen und zu Blutvergießen. Die Anklage konnte nicht erwiesen werden, der Kaiser selbst fällte das freisprechende Urtheil, und der dreiste Ankläger büßte sein Vergehen mit der Verbannung. Damasus beruhigte sich bei diesem Erkenntniß nicht; er berief eine Synode von 44 Bischöfen (im Jahre 378 oder 379), um sich vor derselben zu rechtfertigen, was ihm denn auch mit leichter Mühe gelang. Wie nahe ihm die ganze Angelegenheit ging, sieht man auch daraus, daß er das Bedürfniß fühlte, nach Nola zu wallfahrten, um dem dort hochverehrten heiligen Felix sein Gelübde zu lösen für die glückliche Errettung aus Todesgefahr: hostibus extinctis fuerant qui falsa locuti heißt es in dem uns erhaltenen Widmungsepigramm.

Trotz dieser beständigen Anfechtungen und Unruhen, die bis zu seinem im Jahre 384 erfolgten Tode andauerten, entfaltete Damasus in Rom als Bischof eine höchst energische und nicht nuerspießliche Thätigkeit. Er zeigte sich den Aufgaben, die dem ersten Bischof des Abendlandes vorgezeichnet waren, gewachsen und that, was in seinen Kräften stand, um seinen wichtigen Posten würdig und nachdrücklich zu vertreten. Wenn er auch in seiner orientalischen Politik nicht sehr glücklich war und manchen Mißerfolg erntete, der Ruhm bleibt ihm, einer der thatkräftigsten Päpste gewesen zu sein, ein von der Wichtigkeit seines Amtes ganz durchdrungener Mann.

Nicht unwichtig ist seine literarische Stellung. Befreundet mit dem Kirchenvater Hieronymus, verstand er es vortrefflich, dessen hervorragende Talente zu verwerthen,

Wir besitzen noch einige kurze Briefe des Damasus an Hieronymus, worin er diesen in biblischen Fragen um Rath angeht, Briefe, aus denen wir zugleich ersehen, daß der Bischof auf dem Gebiet der Bibelexegese nicht recht sattelfest war und es an wissenschaftlicher Bildung mit seinem Rathgeber nicht aufnehmen konnte. Jedenfalls erkannte er besser als manch Anderer die Bedeutung der Bibelgelehrsamkeit des Kirchenlehrers und verstand es, dieselbe für die Kirche nutzbar zu machen. Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß an die Stelle der vielen damals kursirenden Bibelübersetzungen eine einheitliche Normalübersetzung treten müsse, hat er den Hieronymus zu diesem hochwichtigen Werk ermuntert. Die Bibelübersetzung des Hieronymus hat bekanntlich kanonisches Ansehen erlangt und darf als eine in ihrer Art meisterhafte Leistung bezeichnet werden.

Damasus selbst wurde durch den Verkehr mit Hieronymus zu literarischem Schaffen angeregt. So erfahren wir, daß er ein in jener Zeit sehr beliebtes Thema „über die Jungfräulichkeit" in Prosa und in Versen behandelte. Es ist nichts davon erhalten. Wohl aber besitzen wir von ihm eine ziemlich große Zahl von Gedichten, welche in der christlich-lateinischen Literatur einen nicht unwichtigen Platz einnehmen; wir lernen durch sie den Papst als den ersten offiziellen christlichen Epigrammatiker kennen, der für Spätere vorbildlich wurde. Die meisten sind Gedichte, die auf Stein eingehauen wurden, also richtige epigrammata, Lobgedichte auf Heilige, Märtyrer, Päpste, verstorbene Christen. Ihnen verdankt er es in erster Linie, wenn sein Name heute wieder in Vieler Munde ist, zu einer Zeit, wo die Katakombenforschung ganz unerwartete Ergebnisse geliefert hat. Bei den christlichen Archäologen ist sein Name berühmt; speziell die römischen, De Rossi an der Spitze, feiern ihn als den „Dichter der Katakomben".

Die Verehrung der Märtyrerleiber ist alt in der römischen Kirche. Mit Pietät gedachte man der muthigen Glaubenshelden und bewahrte ihre Grabstätten als kostbares Gut. Das ist die ursprüngliche Form dieser Verehrung: man schätzt die Märtyrer als Vorbilder echter Christentreue und widmet ihnen ein liebevolles Gedächtniß; erst später artete das in religiösen Kultus aus. Damasus that das Seinige, um die Verehrung der Heiligenleiber zu fördern, und für Rom lag ein solches Bestreben nahe genug, da hier in den Katakomben Massen von wirklichen und angeblichen Märtyrern bestattet waren. Zu seiner Zeit war die Sitte jener unterirdischen Bestattung schon im Schwinden begriffen, ja hier und da richtete frommer Uebereifer schon mancherlei Zerstörung in den Katakomben an. Dem steuerte Damasus, und er hat durch die Erhaltung und Wiederherstellung älterer Denkmäler so manche geschichtliche Tradition gerettet. Er säuberte verschüttete Grabkammern, legte Galerien an, öffnete Schachte, um Luft und Licht einzulassen, baute bequeme Treppen für die Besucher, schmückte die Gräber berühmter Märtyrer in würdiger Weise. Und was mehr ist, für eine große Anzahl derselben schuf er selbst metrische Epigramme, welche den zahlreichen Pilgern nicht nur den Namen, sondern auch die Verdienste des Verstorbenen einprägen sollten. Eifrige Helfer standen ihm hierbei zur Seite, vor allem der berühmte Kalligraph Furius Dionysius Filocalus, welcher ein ganz besonderes Alphabet entwarf, schöne, künstlerisch geformte Buchstaben, die mit größter Sorgfalt auf die Marmorplatten eingemeißelt wurden und die die Aufmerksamkeit jedes Besuchers erregen mußten. Diese Damasianischen (oder besser Philocalianischen) Buchstaben sind dem römischen Epigraphiker sehr wohl bekannt. Sie ermöglichen es, Bruchstücke, die zahlreich in den Katakomben und an anderen Orten Roms aufgetaucht sind, mit ziemlicher Sicherheit dem Damasus zuzuschreiben, wenn sonstige Zeugnisse fehlen. Wie schon bemerkt wurde, hörten die Katakomben seit dem Ende des 4. Jahrhunderts auf, Begräbnißstätten zu sein. Seit der Plünderung Roms durch die Westgothen (410) kam diese Sitte dann ganz ab, aber die Grabstätten wurden nach wie vor von frommen Pilgern besucht. Wir kennen mehr als einen solchen Pilger, es sei nur an Prudentius, den bedeutendsten unter den christlichen Dichtern des Alterthums, erinnert; er hat, wie Anklänge in seinen Gedichten beweisen, Damasianische Inschriften an Ort und Stelle gelesen (z. B. das in der Kirche S. Sebastiano an der Via Appia befindliche Gedicht auf den Märtyrer Eutychius) und einiges, was ihm im Gedächtniß haften blieb, später in seinen eigenen Dichtungen verwerthet. Die Westgothen und nach ihnen die Vandalen (457) scheinen übrigens ihre Zerstörungswuth auf die unterirdischen Cömeterien nicht ausgedehnt zu haben, wenigstens fehlen sichere Nachrichten darüber. Dagegen haben die unter Vitiges im Jahre 537 in Rom einbrechenden Ostgothen die römischen Kirchen und Grabstätten nicht geschont. Damals gingen die meisten Damasianischen Inschriftsteine zugrunde; was spätere Bischöfe für die Rekonstruirung derselben thun konnten, war nicht viel, weil die Originale meist gründlich zerstört waren. Glücklicherweise haben aber Wallfahrer zahlreiche Inschriften der Katakomben und Kirchen vor der allgemeinen Zerstörung kopirt, und diese Abschriften sind in verschiedenen Inschriftensammlungen auf uns gekommen. Es ist De Rossi's Verdienst, auf ihren Werth hingewiesen und sie der Wissenschaft nutzbar gemacht zu haben;[1]) seiner unermüdlichen Thätigkeit verdanken wir die Auffindung namhafter Ueberreste anderer Elogien.

Dem Hieronymus waren diese epigrammatischen Dichtungen des Damasus nicht unbekannt; in seiner literarhistorischen Schrift über berühmte christliche Schriftsteller widmet er ihnen auch einige Worte. Er spricht von der Eleganz der kleinen Gedichte, ein Lob, das allerdings nur theilweise berechtigt ist. Elegant darf man sie nur insofern nennen, als Damasus sich bemühte, einem eleganten Muster nachzueifern — dem Vergil! In der That verdankte der christliche Epigrammatiker dem heidnischen Poeten fast seinen ganzen Wortschatz, und bis ins einzelne läßt sich diese Nachahmung verfolgen. Es genügt dabei nicht, auf wörtliche Entlehnungen Vergilischer Phrasen, Formeln, Halbverse, Versausgänge und Versanfänge hinzuweisen, selbst einzelne Worte, ihre Stellung im Vers müssen berücksichtigt werden, das ganze Kolorit, der Rhythmus muß beachtet werden: alles ist vergilisch, in Vergil lebt und webt er, auch seine Verstechnik hat er sich zu eigen zu machen gesucht, wenn es ihm auch nicht überall geglückt ist. Wir finden prosodische Schnitzer, metrische Härten, aber nur wenige und im Grunde nur solche, die für jene späte Zeit nichts auffälliges bieten. Schon diese sklavische Abhängigkeit von Vergil beweist zur Genüge, daß wir es mit keinem Dichter von Gottes Gnaden zu thun haben, und selbst die größten Bewunderer des Bischofs können den poetischen Werth dieser Dichtungen nicht sehr hoch anschlagen. Dichterische Erfindungs- und Gestaltungsgabe geht ihm ab; findet er nicht in seiner heidnischen Quelle die nöthigen Worte, so ist er manchmal ganz hülflos. Gesuchte und gewundene Phrasen überwuchern natürliches Empfinden, und nur selten berührt uns ein einfacher rührender Laut, wie in der Grabschrift auf seine Schwester Irene. Man merkt es, wie froh der Dichter ist, wenn er einmal glaubt, eine besonders gelungene Wendung gefunden zu haben. Er wiederholt sie dann bis zum Ueberdruß, und einem und demselben Vers begegnen wir sogar in fünf verschiedenen Gedichten,

[1]) Im zweiten Theil seiner Inscriptiones christianae.

Digitized by Google

was etwas heißen will, da die Gedichte sämmtlich sehr kurz sind. Den Pentameter anzuwenden hat er sich gescheut, er scheint ihm zu schwer gewesen zu sein, denn bis jetzt kennen wir nur drei Distichen von ihm; im übrigen hat er sich mit dem Vergilischen Sechsfüßler begnügt. Der Bischof selbst dachte von seinen dichterischen Erzeugnissen nicht gering, denn er versäumt es nie, in den Epigrammen seinen Namen anzubringen, manchmal in bescheidener Weise, zuweilen aber auch so, daß man deutlich merkt, wie er als rector ecclesiae sich seiner Machtstellung, seines bischöflichen Amtes bewußt ist. Man mag diese kleine Eitelkeit verzeihlich finden, sie seinem frommen Eifer zugute halten: der Literarhistoriker wird der Letzte sein, ihm dies zu verübeln, da ja durch die Nennung des Namens die Autorschaft des Papstes über allen Zweifel erhoben wird. Es ist nicht unnöthig, hierauf hinzuweisen, weil in den älteren Ausgaben nicht wenige unechte Gedichte als damasianisch figuriren.

Nicht der dichterische Gehalt also ist es, der den Dichtungen dieses merkwürdigen Mannes ihren Werth verleiht, sondern lediglich der Inhalt. Sie sind von großem kulturgeschichtlichen, für die Theologen auch von dogmengeschichtlichem Interesse. Die Märtyrerelogien bilden die ersten Anfänge einer Legendenpoesie in Versen, ein Gebiet, auf dem nach Damasus Andere mit größerer dichterischer Kraft und üppigerer Phantasie thätig waren. Denn es ist nicht viel, was Damasus von den einzelnen Märtyrern zu berichten weiß. Oft genug kann er nur melden, daß es eben Glaubenshelden waren, deren Andenken er durch seine Epigramme retten will. Zuweilen bringt er aber auch bemerkenswerthe Einzelheiten, die in ihrer epigrammatischen Kürze ein ungleich werthvolleres Material abgeben als die weit ausgesponnenen und oft so schlecht ersonnenen Heiligenlegenden, die in dem Riesenwerk der Bollandisten und in unendlich vielen Handschriften aufgespeichert liegen und zum größten Theil noch einer besonnenen kritischen Bearbeitung harren. m.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **München**, 16. Nov. Soeben geht uns die Nachricht von dem heute Morgen um 11 Uhr erfolgten Hinscheiden des Geheimraths Prof. Heinrich Wilhelm v. Riehl zu. Er war schon seit einiger Zeit leidend, hatte sich aber immer wieder aufgerafft und auch in diesem Winter seine Vorlesungen an der hiesigen Universität, für eine Woche wenigstens, aufgenommen. Der Verstorbene, in dem wieder einer der Zeugen der großen Münchener Zeit unter Maximilian II. dahinscheidet, stand im 75. Lebensjahr.

* **Stuttgart.** Prof. Futterer von der hiesigen Technischen Hochschule, früher Dozent der Mineralogie an der Universität Berlin, unternimmt eine wissenschaftliche Reise nach Zentralasien.

* **Marburg**, 13. Nov. Gestern starb in Göttingen der Dozent der Frauenheilkunde an der hiesigen Universität, Prof. Dr. Viktor Hütter.

* **Aachen.** Zur Eröffnung des neuen Gebäudes für die hiesige Stadtbibliothek, die am 20. d. M. stattfinden wird, hat soeben der Bibliothekar Dr. E. Fromm, dem die Stadtbibliothek seit 1889 untersteht, eine prächtig ausgestattete Festschrift von höchst mannichfaltigem Inhalt herausgegeben. (Verlag der Cremer'schen Buchhandlung in Aachen.) Wie entnehmen derselben vor allem die ausführlichen Hinweise auf die reiche Sammlung der astrologischen Volksschriften dieser Bibliothek und auf die 224 Nummern umfassende Dantesammlung, die aus dem Nachlaß Alfred v. Reumonts an die Aachener Stadtbibliothek übergegangen ist. Obwohl die letztere Sammlung wohl weder mit der Dresdener noch mit der Kraus'schen in Vergleich gestellt werden kann, so ist doch ihre Beschreibung höchst interessant, besonders im Hinblick auf die gerade jetzt sich regenden Bestrebungen, das Dantestudium in Deutschland wieder zu beleben. An diese Hinweise schließt sich eine Abhandlung an über die „Geschichte des Puppentheaters in Deutschland im 18. Jahrhundert" (von A. Nichel), die sich auf mehrere in der Bibliothek vorhandene Ankündigungszettel einer Puppenspielergesellschaft gründet. Den ganzen zweiten Theil der Festschrift bilden Abhandlungen und Mittheilungen ortsgeschichtlichen Inhalts, die uns eine Ahnung von den reichen urkundlichen Schätzen der Aachener Stadtbibliothek geben. — Was den Neubau der Bibliothek selbst betrifft, so haben namentlich die in den letzten Jahrzehnten neuerbauten Bibliothekgebäude in Stuttgart, Halle, Kiel, Greifswald, Frankfurt a. M. und Wolfenbüttel zum Vorbild gedient. Zum Unterbringen der Bücher ist das System der Magazinbibliotheken gewählt worden. Der Bestand der Stadtbibliothek beträgt gegenwärtig annähernd 100,000 Bände.

* **Greifswald.** Dem Privatdozenten in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. Egon Hoffmann ist das Prädikat „Professor" verliehen worden.

-bra. **Stockholm**, 12. Nov. Ein politischer Pingal-streik, dessen Einzelheiten binnen kurzem auch die zuständigen deutschen Behörden näher beschäftigen dürften, hat dieser Tage nach erregter Diskussion in der Tagespresse seinen vorläufigen Austrag gefunden. Es war vor etwa 3 Wochen, als im dem bekannten Pariser Verlag von Plon-Nourrit et Cie. ein historisches Werk unter dem Titel: „Une soeur du Grand Frédéric, Louise-Ulrique, Reine de Suède" herauskam. Als Autor nannte sich der schwedische Kammerherr und frühere Generalkonsul O. G. v. Heidenstam. Als besonders Auszeichnung war dem Werke eine Abhandlung des ehemaligen französischen Gesandten am Stockholmer Hofe, Mr. René Millet, beigefügt, in welchem letzterer die historische Bedeutung der Heidenstam'schen Arbeit in überaus schmeichelhafter Form würdigte. Wenige Tage nach dem Erscheinen des Buches veröffentlichte der bekannte deutsche Geschichtsforscher Dr. Fritz Arnheim eine lange Erklärung, worin er den Nachweis führte, daß der ganze Inhalt der Heidenstam'schen Publikation eine stellenweis wörtliche Abschrift seiner eigenen Auszüge darstelle. Die Angelegenheit gewann dadurch einen sensationellen Charakter, daß Dr. Arnheim im besonderen amtlichen Auftrag der preußischen Regierung in Stockholm weilt, um in die schwedischen Kronarchive vertraulichen Einblick zu erhalten. Die Ergebnisse dieser Quellenforschungen sollten bei einem auf staatliche Kosten geplanten Geschichtswerke der Mark Brandenburg Verwendung finden. Dr. Arnheim theilte nun in der fraglichen Kundgebung weiter mit, daß er im Jahre 1894 oder 1895 zuerst die Bekanntschaft des erwähnten Hrn. v. Heidenstam gemacht habe. Letzterer eröffnete dem deutschen Gelehrten, daß er mit privaten Studien über die Lebensgeschichte der Königin Louise Ulrike beschäftigt sei und als wissenschaftlicher Dilettant für freundliche Unterstützung dankbar sein würde. Dr. Arnheim, der angesichts der hohen offiziellen Stellung des Bittstellers keinerlei unlautere Absichten ahnte, ging dem Kammerherrn in liberalster Weise zur Hand, machte ihn auf die einschlägige Literatur aufmerksam, excerpirte und kollationirte für Hrn. v. Heidenstam und überließ demselben schließlich sogar auf confidentia seine werthvollen Auszüge aus den preußischen und schwedischen Manuskriptsammlungen. Dieses vertrauensvolle Entgegenkommen lohnte v. Heidenstam damit, daß er den ganzen Ertrag der Arnheim'schen Spezialforschungen heimlich ausbeutete und in seinem vorerwähnten Buche öffentlich verwerthete. Bezeichnenderweise unterließ er es, des Ursprungs der politischen Dokumente, bezw. die „Mitarbeiterschaft" des Dr. Arnheim auch nur mit einer Silbe zu erwähnen, sondern geberte sich ganz und gar als selbständiger Historiker. Auch ein paar angeschickt ausgeschiedene Kommentare des Chefs der preußischen Archivverwaltung, Geheimraths Prof. Dr. Koser, waren in gleicher Form dem Schicksal einer freien Uebereignung anheimgefallen. Dr. Arnheim erklärt in seiner Kundgebung, daß er infolge der Heidenstam'schen Handlungsweise der preußischen Regierung gegenüber in ganz „unverantwortlicher Weise kompromittirt" worden sei, und er könne sich eines bitteren Lächelns nicht erwehren, wenn der französische Geschäftsträger in seiner citirten Vorrede den begeisterten Ausspruch thut: „Puisse ce noble pays (la Suède) produire beaucoups d'historiens capables (!!) comme Mr. de Heidenstam!" Der so gravirend belastete He. v. Heidenstam hat nach einer sehr langen Zwischenpause das Wort zu einer lahmen Gegenerklärung ergriffen, in welcher er Hrn. Dr. Arnheim frischweg als Lügner bezeichnet und sich im übrigen darauf beruft, daß er thatsächlich das historisch-politische Material aus den schwedischen und preußischen Kronarchiven zusammengetragen habe, mithin dem deutschen Gelehrten jede Qualifikation abgehe, derartige Urheberrechte geltend zu machen. Daraufhin hat Dr. Arnheim eine zweite Kundgebung

Digitized by Google

in der Stockholmer Zeitung „Dagens Nyheter" veröffentlicht, worin er auf Grund amtlicher Zeugnisse nachweist, daß Hr. v. Heidenstam das Berliner Archiv überhaupt nicht, das schwedische dahingegen nur ein paarmal besucht habe, und zwar um dort die Abtheilung — Turcica zu studiren. Im übrigen erinnert er den Plagiator daran, daß er ihm seinerzeit ausdrücklich verboten habe, einzelnes oder zusammenhängendes aus den persönlichen Excerpten zu veröffentlichen. Nach dieser vernichtenden Abfertigung hat die leitende schwedische Presse sich ausnahmslos auf die Seite des gekränkten deutschen Gelehrten gestellt und fordert Hrn. v. Heidenstam auf, die einzig mögliche und acceptable Genugthuung zu geben, welche unter den gegebenen Umständen am Platz erscheint.

* **Palermo.** Der Professor der Zoologie und Entwicklungsgeschichte an der hiesigen Universität, Dr. Nikolaus Kleinenberg, ist in diesen Tagen in Neapel gestorben. Er war ein Kurländer und hatte, nach Absolvirung seiner medizinischen Studien auf deutschen Universitäten, eine Zeit lang als Leiter der Zoologischen Station in Neapel gewirkt, von wo aus er als Professor zunächst nach Messina, dann an die hiesige Universität berufen worden war.

* **Eine neue Methode zur Erhaltung der grünen Farbe der Pflanzen** beschreibt Mr. Albert F. Wood, der Vorsteher der Abtheilung für Pflanzenphysiologie am Agricultural-Departement der Vereinigten Staaten. Sie beruht auf einer Behandlung der Pflanzen mit Kupfer, wodurch in den Zellen eine Kupfer-Phyllocyanat-Verbindung entsteht, die dem natürlichen Chlorophyll (Blattgrün) ähnlich ist. Die grüne Farbe soll vollständig lichtbeständig sein und den Pflanzen dauernd ihr natürliches Aussehen erhalten.

* Wie der „Boston Evening Transcript" mittheilt, hat Professor Sanarelli, der angebliche Entdecker des gelben Fieber-Bazillus, bei seinen Untersuchungen gesunde Personen mit gelbem Fiebergifte geimpft. (Vergl. Nr. 231 der Beil.) Der Professor sagt selber: „Meine Versuche an Menschen haben die Zahl fünf erreicht. An zwei Individuen prüfte ich die Wirkung subkutaner Injektion der Pilzkultur und an dreien nahm ich Einspritzungen in die Adern vor. Die Injektion der gefilterten Kultur erzeugt selbst in relativ kleinen Dosen typisches gelbes Fieber, das Fieber, die Kongestion, den Blutergufs, das Erbrechen, das Kopfweh, die Gelbsucht, das Delirium und den Verfall der Kräfte, welche die Grundlage der Diagnose des gelben Fiebers bilden. Dieses ganze Krankheitsbild habe ich vor meinen Augen in meinem Laboratorium entrollen sehen."

* **Römische Funde in Ostpreußen.** In der Nähe von Goedauen machte kürzlich ein Oberförster einen werthvollen Alterthumsfund. Er benachrichtigte hiervon die Alterthumsgesellschaft „Prussia" in Königsberg, worauf sich Prof. Dr. Heydeck an Ort und Stelle begab. Dieser erkannte in den nun dem Oberförster gefundenen Sachen ornamentirte rothe Terralutten aus kaiserlich-römischer Zeit. Es ist das erstemal, daß derartiges in Ostpreußen entdeckt wurde.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Kara.

Roman in drei Büchern von

Frieda Freiin von Bülow.

Preis geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark.

Mit gewandter Feder entwirft die Verfasserin im Rahmen eines fesselnden Romans charakteristische Bilder aus dem Familien- und Gesellschaftsleben aristokratischer Kreise des deutschen Nordens, wie sie so unmittelbar aus aalter Vertrautheit mit dem Gegenstand nicht leicht geboten wurden sind. (17066)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1897. 120. Band. Zehntes Heft. (17225)

Inhalt: Alte Wandmalereien in der Frauenkirche zu Memmingen. (Schluß.) — Zur Charakteristik des Erzbischofs Grafen Spiegel von Köln. — Rückschau auf den internationalen Arbeiterschutz-Congreß in Zürich. — Heinrich Bone. — Zeitläufe. Ueber Macedonien und seine Angrenzer; das Patriarchat in Constantinopel. I. — Von drei Seiten protestantisch. (Montbelliard.) — Zur neueren Geschichte Englands.

Deutsche Nähmaschinen

bester Qualitäten,

ausgestattet mit allen neuesten Erfindungen. Vollkommener Mechanismus, rasches Nähen, elegante Ausstattung, bescheidene Preise.

Kulanz Erhöhung bei Theilzahlung.

Kataloge und Versandt franko.

Reellste Bedienung.

Chr. N. Schad, München,

Hoflieferant, (13986)

Perusastrasse 11 ✻ Kaulbachstrasse 9.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist erschienen:

Gewerbeordnung

für das Deutsche Reich

von

Dr. Robert von Landmann,

k. b. Staatsminister des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten.

Dritte Auflage

unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet

von

Dr. Gustav Rohmer,

k. b. Bezirksamtsassessor.

Zwei Bände. Geheftet 18 M.; gebunden 20 M.

Dr. v. Landmann's Kommentar zur Gew.-O. ist allseitig anerkannt als der beste und erschöpfendste Kommentar zur Gewerbeordnung. Diesen Ruf hat er sich auch in der neuen dritten Bearbeitung zu erhalten gewußt. Der Text der Handwerksnovelle vom 27. Juli 1897 ist im Nachtrag abgedruckt; die eingehende Erläuterung derselben ist einem **Ergänzungsbande** vorbehalten, der nicht vor Erlaß der Ausführungsvorschriften erscheinen kann. Landmann's Kommentar empfiehlt sich als erschöpfender Ratgeber nicht nur für die Behörden und Rechtsanwälte, sondern auch für die größeren **industriellen Etablissements.** (17198)

Bei **A. Walther** in **Hechingen** ist erschienen:

Geschichte der Grafschaft Hohenzollern

im 15. und 16. Jahrhundert (1401—1605)

von

P. Mauns,

Oberlehrer an der Kgl. Realschule zu Hechingen.

80. 332 Seiten. Preis geheftet Mk. 5.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Diese auf gründlicher Quellenforschung beruhende und durchaus objektiv gehaltene Darstellung eines der wichtigsten Abschnitte der hohenzollerischen Geschichte hat keineswegs bloß lokales Interesse, denn die damaligen Grafen spielten eine hervorragende Rolle in der allgemeinen Reichsgeschichte, und die Schilderung der gleichzeitigen wirtschaftlichen, kirchlichen und gesellschaftlichen Zustände im „Zollerländle" dürfte einen schätzenswerten Beitrag zur Kulturgeschichte des späteren Mittelalters überhaupt abgeben. (17219)

Hechingen. **A. Walther.**

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 17. November. Nummer 260.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Herr Wilhelm von Rosenberg und die zeitgeschichtlichen Berichte im Wittingauer Archive. Von F. v. Krones. — Mittheilungen und Nachrichten.

Herr Wilhelm von Rosenberg und die zeitgeschichtlichen Berichte im Wittingauer Archive.

Von F. v. Krones.

Wilhelm und Peter Wok von Rosenberg sind die letzten Ausläufer des großen Hauses, dessen Name die Blätter der Geschichte Böhmens seit dem 13. Jahrhundert füllte.

Herr Jost oder Jodok von Rosenberg hatte von seiner zweiten Gattin, Anna von Rogendorf, vier Töchter und vier Söhne; zwei von diesen starben noch im Jahre ihrer Geburt; Wilhelm und Peter Wok, jener 1535, dieser 1539, 2 Wochen vor dem Ableben des Vaters († 15. Okt.), geboren, hielten den Stamm der Burgherren von Rosenberg-Krumau aufrecht.

Im Alter von 4 Jahren verlor Wilhelm seinen Vater; die Mutter blieb noch den Söhnen erhalten und erlebte den Höhepunkt im Dasein Wilhelms. Bis zum Jahre 1542 blieb dieser unter der Obhut des Vaterbruders, Peter, des „Hinkenden“ († 1545), dann übersiedelte der 7jährige Knabe nach Jungbunzlau, zu Herrn Ernst von Krajiř, um hier den Unterricht des gelehrten Präzeptors Mathias Pokel von Wittemberg, in Gemeinschaft mit den Junkern Krajiř und einem von Schlick, zu genießen. Doch nur wenige Monate verlebte der Knabe, Sprößling eines streng katholischen Hauses, in einem dem neuen Evangelium befreundeten Kreise.

Als sich im Herbste 1542 die böse Seuche, die Pest, im Jungbunzlauer Kreise drohender zeigte, sorgte Peter von Rosenberg, der Verweser des Hauses (vladař), für schleunige Heimholung des Neffen nach Krumau. 1544 übergab ihn der Ohm dem Passauer Bischofe Wolfgang I. (1540—1555), aus dem Hause der Grafen von Salm, und hier brachte Wilhelm 5 Jahre als Zögling des bischöflichen Hofes und als Schüler zu. Seine „Präzeptoren“ waren der Doctor th. Heinrich Scribenius und Christoph Lingelius, und als Schulgenossen begegnen wir dort den Junggrafen von Plauen, Salm, Hardeck, einem Eizinger, Stubenberger, Regendorfer und dem Sohne Hanns Hofmanns von Grünbühel, Namen, die uns mit dem Hochadel Deutschlands, Oesterreichs und Steiermarks zusammenführen, und zwar vorwiegend mit Standesherren, die bald als Gönner des Protestantismus in den Vordergrund treten. Dort erkor er sich den Wahlspruch für sein Leben, sein „symbolum“: festina lente, Eile mit Weile. Als er dann endgültig Abschied vom Passauer Bischofshofe genommen und Krumau, in Böhmen, wieder betreten hatte, wurde ihm als „Hofmeister“ der „Wladyk“ oder Edelmann Melichor Stolinsky von Kopist, der lange im Hause eines Herrn zu Wien gedient, beigegeben.

Der Sprößling eines so angesehenen Hauses mußte bald am Hofe Ferdinands I. eingeführt werden, und so begab sich denn im Frühjahr 1550 der 15jährige Wilhelm nach Wien, wo er mit Junker Hanns von Hofmann und mit dem Passauer Bischof zusammentraf, der auch für einen tauglichen „Präzeptor“ des Junkers, Dr. Niklas Paur, Sorge trug. Zu Wien hauste der junge Rosenberger bei den Schotten. Von der Donaustadt machte er dann in Gesellschaft Hofmanns einen Ausflug nach Brünn, kehrte wieder nach Wien zurück und trat dann über Steier, Lambach und Böcklabruck die Reise nach Augsburg an, wo er (4. Juli) den König, seinen Landesfürsten, vorfand und diesem nach Wien das Geleite gab.

Die Güter des Hauses Rosenberg verwalteten bis dahin: Albrecht Graf von Gutenstein, Verwandter der Burgherrn von Krumau, Herr Hieronymus von Schlick und Ulrich aus dem angesehenen Geschlechte der Herren von Sternberg, das den Rosenbergern schon im 15. Jahrhundert versippt geworden. „Hauptmann“ und „Regent“ aller Rosenberger Herrschaften, Güterdirektor im Sinne der Gegenwart, war Peter Doudlebsky († 1550), der in seinem letzten Willen vornehmlich die „gnädigen Jungherrn und Fräuleins“ mit Gaben zu 50 Schock böhmischer Groschen bedachte.

1551 — Wilhelm von Rosenberg hatte sein 16. Jahr erreicht — sandte König Ferdinand I. seinen „Hofmeister“ nach Krumau, um die Ueberweisung der Güter und der Herrschaft an ihn zu veranlassen. So tritt nun Wilhelm von Rosenberg an die Spitze des Hauses, dem acht Herrschaften und das Patronat von fünf Klöstern zustanden, als „Verweser“ und „Regierer“ desselben.

Bald darauf verständigte ihn Erzherzog Ferdinand, damals Statthalter Böhmens, November 1551, daß er mit anderen Herren auserlesen sei, der Infantin und Kaisertochter Maria und ihrem Gatten, König Maximilian II., das Geleite von Genua in die österreichischen Erblande zu geben. Dieses Ehrengeleite kostete dem Rosenberger ziemlich viel. „Die Welschen,“ schreibt sein fleißiger Archivar und Bibliothekar Wenzel Březan in der tschechisch verfaßten und 1847 herausgegebenen Lebensgeschichte Wilhelms von Rosenberg, „schüttelten ihm tüchtig den Geldsack durch; es kam ihn die Fahrt auf viele tausend Kronen zu stehn“. Auch zu Innsbruck verweilte er dann mehrere Wochen am Hoflager Maximilians II. und begleitete das Königspaar nach Hall und Linz, von wo er dann im Februar 1552 nach Krumau zurückeilte.

Im Herbst dieses Jahres hieß es dann, den ihm gebührenden ersten Platz im obersten „Landrechte“ zu Prag einnehmen. Die Rosenberger hatten seit langen Zeiten dies Vorrecht inne. Während der Minderjährigkeit Wilhelms hatte jedoch der Fürst von Plauen dasselbe beansprucht. Es ist nun bezeichnend, daß der junge Rosenberger erklärte, er müsse auf diesem Vorrechte seines Hauses beharren, sonst würde er lieber Böhmen verlassen und sich dorthin wenden, woher seine Ahnherrn stammten, nach Italien. Es ist dies in der Geschichte der Rosenberger eine der frühesten Spuren ihres Bestrebens, sich mit den Ursini des römischen Hochadels als urverwandt hinzustellen; ein allerdings seit dem

Digitized by Google

Zeitalter des Humanismus vorherrschender Zug der Adelsgenealogieu, das beliebte Verknüpfen der Anfänge bedeutender Familien mit dem romanischen Süden, wie sich dies beispielsweise in der gleichzeitigen Theorie des Ursprunges der Habsburger von der römischen gens Aniciana kundgibt.

Das Jahr 1553 führt den 18jährigen Rosenberger in die Berufsthätigkeit ein. König Ferninand I. ernannte ihn zum Hauptmann des Prachiner Kreises. Andrerseits mehren sich infolge der engen Beziehungen des böhmischen Adelsherrn zum Hofe kostspielige Ehrendienste. Im Sommer wird er zum Geleite des Thronfolgers Max II. und der Herzogin von Mantua, Katharina, Schwester des vorgenannten Habsburgers, nach Polen entboten, an den Hof ihres Schwagers, König Sigismund August, des letzten Jagellonen. So betrat Wilhelm zum erstenmale ein Reich, das ihn später als Vertrauensmann und Sendboten der Habsburger wiederholt und für lange beherbergen sollte. Bald darauf geleitet er die sächsische Fürstin Katharina, aus dem Hause Mecklenburg, nach Meissen, wo er häufig zu Gaste war, und im Spätjahr empfing er in Krumau den Besuch König Ferdinands I. auf dessen Wege über München zum Augsburger Reichstage.

Die Streitigkeiten über den Sitz im böhmischen Landrechte mit dem Fürsten von Plauen schleppten sich als breitspuriger Rechtsstreit bis in das Jahr 1556 und schlossen, nachdem derselbe zu einer ziemlichen Aktenmasse aufgelaufen, mit dem Siege Wilhelms von Rosenberg. Der Schiedsspruch König Ferdinands vom 15. Mai 1556, niedergelegt in den Registern des böhmischen Oberstkammergerichts, spricht dem Rosenberger das alte Recht seines Hauses zu, während dem Hause von Plauen, Heinrich dem älteren und jüngeren, Burggrafen von Meissen, ihre sonstigen Vorrechte im böhmischen Herrenstande gewährleistet erscheinen. — Seither schrieb sich Wilhelm von Rosenberg „Hochgeboren" und bediente sich auch des Wappens der Ursini. Denn in jenem Erkenntnisse hieß es auch, daß für den Vorzug der Rosenberge „kaiserliche und königliche Majestätsbriefe", die Verfügung König Wladislaws († 1516), Landtagsabschiede, die Aussage König Johanns († 1346), verschiedene Schiedsprüche des Oberstkammergerichts, das Zeugniß der Fürsten von Ursini, alte Gedenkbücher und Landesordnungen das Wort nähmen. So wurde denn die genealogische Rosenberg-Ursini-Legende amtlich verbucht und nachmals, als die böhmischen Rosenberge längst erloschen, kam es (1684) zur neuerlichen Prüfung und Anerkennung eines genealogischen Systems, dem jedwede sichere Grundlage abgesprochen werden muß.

1554 hatte Wilhelm von Rosenberg die Hochzeit seiner älteren Schwester Elise mit Heinrich, Herrn von Schwamberg, in Anwesenheit einer großen Zahl vornehmer Gäste auf Krumau gefeiert, 1557 bestellte der Zweiundzwanzigjährige selbst zum erstenmale seinen häuslichen Herd, indem er sich zu Minden mit der Prinzessin von Braunschweig-Calenberg, Katharina, Schwester Erichs d. J. (1540—1584), Tochter Elisabeths von Brandenburg, verlobte und (28. Febr.) vermählte. So kam eine Protestantin in das Haus der Rosenberger und der zweite Punkt der Heirathspakten besagt, daß die Braut sich ihres „Prädikanten" bedienen und keinerlei Schwierigkeiten in der Ausübung ihres Glauben befahren solle.

Dieser erste Ehebund wurde jedoch schon am 10. Mai 1559 durch den frühen Tod der Gattin gelöst. „Sie starb sehr mühsam und schwer, denn sie war jung und kräftig," schreibt Bfezan, der Biograph Wilhelms von Rosenberg. Der kinderlose, 24jährige Wittwer wurde bald darauf von einem Schlaganfalle gestreift, den er nur langsam verwinden konnte. 1560 zum Oberstkämmerer des Landes und der Krone Böhmens erwählt, entschloß sich Wilhelm von Rosenberg zur zweiten Ehe. 22. August 1561 beantwortet Kaiser Ferdinand I. seine Anzeige, sich mit Sophien, der jüngsten Tochter des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, vermählen zu wollen, „gnädiglich" und mit den besten Glückwünschen. Der Verlobungsakt wurde den 7. August zu Köln an der Spree ausgefertigt und den 14. Dezember die prunkvolle Hochzeit in Berlin gefeiert. Zu den zahlreichen fürstlichen und hochadetigen Gästen gesellten sich acht Herren aus Böhmen mit ansehnlichem Gefolge. Am 9. Februar 1562 betrat die neue Herrin, gleichfalls Protestantin und in ihrem Glauben beharrend, das Krumauer Schloß.

Wenige Tage später war hier König Maximilian II. auf dem Wege von Linz nach Prag zu Gast. Im November dieses Jahres finden wir dann den Rosenberger bei der Wahl des genannten Habsburgers zum römischen König in Frankfurt a. M. als einen der Vertreter des Kurlandes Böhmen.

Das Jahr 1563 führt den Rosenberger zur Königskrönung Maximilians II. nach Preßburg und bald darauf erscheint er in dem Gefolge des genannten Habsburgers als Vordermann der böhmischen Kavaliere auf dem Olmutzer und Breslauer Landtage. Der tschechisch geschriebenen Einladung fügte Maximilian II. eigenhändig die Worte bei: „Lieber von Rosenberg! Nachdem tch Ewer Person zu dergleichen wichtigen Handlung nit geraten khan, so versich ich mich gänzlich, Ihr werdet mir zu gefallen diese Raiß undt Handlungen helffen verrichten. Deß erbeu Ich mich in allem gute zu erkhennen."

Wir sehen, daß die erste Ehe des Rosenbergers unter keinem glücklichen Sterne geschlossen war; auch der zweiten mit der Prinzessin von Brandenburg war ein frühes Ende beschieden. 1564, den 25. Juni, erkrankte Sophie plötzlich und schied nach zweitägigem Todeskampfe, kinderlos, aus dem Leben.

Ein ähnliches Geschick war seiner jüngeren Schwester Eva beschieden. Seit Oktober 1563 Verlobte des Grafen Niklas Zrinyi, im Herbste des Jahres 1564 ihm angetraut, erscheint sie bereits 1566 als Wittwe des rühmlichst bekannten Vertheidigers von Szigeth. 1568 finden wir sie mit ihrem Söhnlein in der Heimathstadt Krumau. Ihr Gatte hatte sie dem evangelischen Glauben zugeführt. Sie ehelichte nach Jahren (1578) den mantuanischen Grafen Gassoldo und trat wieder zur römischen Kirche über.

Eine neue Lebensepoche Wilhelms von Rosenberg knüpft sich an das obengenannte verhängnißvolle Jahr des Türkenkrieges. Längst war bereits Kaiser Ferdinand I. gestorben, und noch näher trat Wilhelm seinem Nachfolger Kaiser Maximilian II.; als der Kampf gegen die Osmanen in Ungarn begann, sehen wir Wilhelm von Rosenberg zum obersten Feldhauptmann des böhmischen Aufgebots ernannt, mit 1000 Gulden Monatssold. Den 5. Juli zog der Rosenberger in das Lager vor Znaim, wo sich die gesammte Streitmacht aus Böhmen versammelte. Dieser ganze Türkenzug blieb jedoch ohne Erfolg und rettende That, denn es kam nicht zum Entsatze Zrinyi's, des Schwagers Wilhelms von Rosenberg; Szigeth fiel als Brandstätte und Schutthaufen in die Hände der Türken, während das kaiserliche Heer vor Raab lagerte.

Das Jahr 1570 bescherte dem Rosenberger das höchste böhmische Landesamt. Er wurde Oberst-Burggraf, mit der Verpflichtung, „nach Möglichkeit" auf dem Prager Schlosse seinen ständigen Aufenthalt zu nehmen. — Weit mehr als dieser Beruf sollte ihn jedoch bald die diplomatische Thätigkeit in Athem halten. 1572, im Februar, entbot ihn Maximilian II. nach Dresden, zum Kurfürsten August, bei welchem sich auch der Pfalzgraf Friedrich und der Markgraf Johann Georg von Brandenburg angesagt hatten. Es galt wichtige Vereinbarungen, die mit der Sachlage im

Digitized by Google

deutschen Reich und mit der Türkengefahr zusammenhingen. Den 18. Februar traf Wilhelm in Dresden ein und wandte sich dann nach Berlin, um hier seine Sendung abzuschließen.

Das gleiche Jahr verknüpft ihn schon auch mit der für das Haus Oesterreich wichtigsten Mission, mit der Wahlbotschaft nach Polen, dessen letzter Jagellonenkönig, Maximilians II. Schwager, (7. Juli) kinderlos verstorben. Ende Juli mußte sich der Rosenberger in Gemeinschaft mit Wratislaw von Pernstein, Böhmens Oberstkanzler, zu der weiten und kostspieligen Reise anrüsten. Mitte August brach er mit großem Gefolge von Wittingau nach Polen auf, erreichte Krakau den 27. August und traf den 10. Oktober vor Warschau ein; das Einreiten der Wahlbotschaft fand jedoch erst den 22. November statt. Dann hieß es im Gebiete von Lublin zuwarten. Am 4. Januar 1573 wandte sich die Wahlbotschaft wieder gen Warschau, wo sie den 8. eintraf und bis in den Sommer hinein ihre undankbare und ganz erfolglose Aufgabe zu lösen bestrebt blieb.

Charakteristisch lautet der Brief Wilhelms an seinen Bruder Peter Wok aus Urzendow in Polen vom 6. März 1573. „Von den hiesigen Angelegenheiten habe ich Euch nichts zu schreiben, denn darüber, wer wohl König von Polen werden soll, herrscht Stille, und ich halte dafür, daß die Herren Polen selbst darüber nichts gründliches wissen." . . . Den 7. Mai schreibt er ihm jedoch schon von der Erfolglosigkeit der böhmischen Wahlbotschaft: . . . „Die Polen wählten zum Könige Heinrich, den Bruder des Franzosenkönigs." Bald schlug denn nun Wilhelm von Rosenberg den Rückweg nach Wien ein, und um Fronleichnamszeit finden wir ihn schon zu Wittingau.

1574, den 22. Januar, lud ihn Erzherzog Ferdinand von Tirol zu einem Faschingsschießen nach Innsbruck ein; am 5. Februar trat Wilhelm die Fahrt dahin an und verbrachte die Zeit vom 14. Februar bis zum 26. d. M. in der Hauptstadt Tirols.

Bedeutsam ist es, daß, nachdem der kürzlich erwählte Polenkönig Heinrich am 17. Juni 1574 seinen Thron bei Nacht und Nebel verließ, um so rasch als möglich den in Frankreich zu besteigen, ein Bruchtheil des polnischen Adels auch an die Kandidatur Wilhelms von Rosenberg gedacht haben soll. Doch kam es nicht zur Aufstellung derselben; wohl aber entbot Wilhelm von Rosenberg, 10. Juli, den Johann Retolicky zum neuen Warschauer Wahltage, der abermals die Hoffnungen des Hauses Habsburg enttäuschen sollte.

Den 14. Oktober wurde Wilhelm von Rosenberg durch ein kaiserliches Handschreiben zu einer wichtigen Sendung an den sächsischen und Brandenburger Hof aufgefordert; sein Begleiter war der kgl. Geheimrath Sigmund Fischer. Diesem Auftrage kam Wilhelm in der Zeit vom Ende des Jahres 1574 bis zum 18. April 1575 nach. In Dresden traf er mit den Erzherzogen Rudolf, dem Thronfolger, und Ernst, dem früheren Kandidaten der polnischen Königswahl, zusammen. Ebenso hatte er bald mit den Vorbereitungen der „Succession und Krönung" Rudolfs in Böhmen zu thun, wozu ihm der Erstgeborene Kaiser Maximilians II. mit Handschreiben vom 7. September 1575 aus Prerau in Mähren, den Auftrag ertheilte.

Bald mußte jedoch Wilhelm von Rosenberg neuerdings die undankbare Rolle eines Vollmachtträgers seines Herrn nach Polen auf sich nehmen. Wohl war schon den 14. Dezember 1575 durch die Andrzeiower Wahl, das Werk des polnischen Reichsadels und seiner damaligen Führer Zamoiski und Zborowski, die Wahl des Siebenbürger Wojwoden Stephan Báthory zum König Polens erzwungen worden, aber eine starke Magnatenpartei, mit dem Primas von Gnesen an der Spitze, die Litauer und Preußen schienen bei der Kandidatur Maximilians II. ausharren zu wollen. Am 1. Januar 1576 sandte der Kaiser seinen Rath Christoph von Teuffenbach an Stephan Báthory nach Siebenbürgen, um ihn zur Ablehnung der Wahl zu bewegen, und gleichzeitig sollte in Polen gegen den Plan der Vermählung Anna's, der Wittwe des letzten Jagellonen und Schwester Maximilians II., mit Báthory, eingewirkt werden. Ueberdies wurden Wilhelm von Rosenberg und Mathäus von Lojow, der Hauptmann von Schweidnitz und Jauer, den 9. Januar nach Andrzeiow entboten, um für die Sache des Habsburgers zu wirken.

Bei diesem Anlasse trat die oben bereits erwähnte Neigung Einiger zutage, die Wahl des Rosenbergers auszuspielen. Dieser suchte nun nach Thunlichkeit aus seiner schiefen Stellung herauszukommen. Sein Biograph erzählt, er habe den Polen erklärt: „er gedenke nicht, sich das Königreich zu erbetteln oder zu erkaufen, würde er aber rechtmäßig, öffentlich und einhellig von ihnen gewählt, so möchte er diese Wahl, jedoch ohne Beleidigung des Kaisers, nicht verschmähen". Es blieb jedoch die Sache Báthory's obenan; der Wahl folgte die Annahme und die allgemeine Anerkennung, denn die habsburgische Partei gab ihren Widerstand auf. Am 14. Februar 1576 kehrte Wilhelm von Rosenberg nach Wien zurück, und der Argwohn des Kaisers, Wilhelm von Rosenberg habe sich in Polen mehr für sich als für seine Botschaft eingesetzt, scheint verflogen zu sein.

Den 12. Oktober 1576 verschied Kaiser Maximilian II. in Regensburg; vor dem Ableben wies er seinen Thronfolger an den Rath und Dienst des Oberstburggrafen Böhmens, seines Getreuen, Rosenberg.

Das Leben Wilhelms von Rosenberg gibt der Regierungszeit Rudolfs II. bis zum Jahre 1592 das Geleite. Zum drittenmal bestellte er 1578 seinen häuslichen Herd, aber nicht glücklicher als zuvor. Seine letzte Gattin wurde im Januar Anna Maria, Schwester des Markgrafen Philipp von Baden. Sie schied bereits 1583, 25. April, auf dem Schlosse zu Wittingau aus dem Leben, und wieder blieb Wilhelm von Rosenberg kinderlos.

1585 vom spanischen Hofe mit dem Vließorden bedacht, 1587 kaiserlicher Kommissär auf dem Brünner Landtage, sollte Wilhelm zum drittenmale als Botschafter den Boden Polens betreten. Im Dezember 1588 erhielt er den Auftrag, nach Beuthen-Bendzyn aufzubrechen, woselbst die Lösung der polnischen Frage und die Freilassung des gefangenen Wahlkönigs der habsburgischen Partei, Erzherzog Maximilians III., aus der Haft seines Gegners, des Gewählten der Mehrheit, Johann Sigmunds von Wasa, den Kongreß beschäftigte. Hier trafen die kaiserlichen Kommissäre im Februar 1589 mit dem päpstlichen Legaten, Kardinal Aldobrandini, zusammen. Den 9. März waren die schwebenden Fragen erledigt und den 10. d. M. schlug der Rosenberger den Heimweg nach Böhmen ein.

Es war dies die letzte Diplomatenfahrt des Burgherrn von Krumau. 1591 starb seine Schwester Elise und am 31. August 1592 schied er selbst aus dem Leben, eine Stütze des Katholizismus in Böhmen, aber kein Gegner des neuen Evangeliums, dem ja seine beiden ersten Frauen anhingen, ein gebildeter, gastfreier, kunstliebender Herr, dessen Baulust die Geschichte des Krumauer Herrenschlosses abspiegelt; er starb nahe der Schwelle der großen Krisis Böhmens und der Nachbarländer, welche zu erleben seinem jüngeren Bruder, Peter Wok, dem letzten Rosenberger und ersten Protestanten dieses Hauses, und zwar vom Glaubensbekenntnisse der böhmischen Brüder, beschieden blieb.

Wir haben in diesem kurzen Lebensabriß kurz und trocken das Dasein des vorletzten Rosenbergers zu zeichnen versucht. Der Vordermann des böhmischen Herrenstandes, der

Träger der obersten Landesämter, der Vertrauensmann dreier Könige und Kaiser aus dem Hause Habsburg, angesehen auch beim spanischen Hofe, verschwägert mit den Fürstenhäusern von Mecklenburg, Hohenzollern-Brandenburg und Baden, inmitten eines weiten Kreises von Verwandtschaften mit dem Hochadel Böhmens, Mährens, Oesterreichs, Verwandtschaften, die bis nach Ungarn und Kroatien reichten, der böhmische Staatsmann und kaiserliche Diplomat, von dem es einmal hieß, er sei für den Thron Polens in Aussicht genommen, der katholische Kavalier ohne jeden Glaubenshaß, in bestem Einvernehmen mit Andersgläubigen, zweimal Gatte protestantischer Fürstentöchter, Wilhelm von Rosenberg, der Zeitgenosse des großen Umschwunges der gemeindeutschen Verhältnisse und der Zustände Böhmens, welche dem Schmalkaldischen Kriege und dem Augsburger Religionsfrieden folgen, des Kaiserthums Ferdinands I., der Herrscherjahre Maximilians II., und der Wechselfälle in der polnischen Thronfrage, des Abfalles der Niederlande und der Hugenottenkriege, der wachsenden Türkengefahr und des verschärften Gegensatzes zwischen dem Akatholizismus und der zur Abwehr und Herrschaft sich neu anraffenden Kirche, was alles in den ersten 16 Jahren Kaiser Rudolfs II., des thatenlosen Fürsten mit der Binde um die Augen, auf die Bildfläche tritt, der Burgherr von Krumau und Wittingau, an den großen und kleinen Welthändeln nicht selten mitbetheiligt, oder doch voll des Interesses an ihren Strömungen, — er hinterließ eine Fülle von Akten, Korrespondenzen und Zeitungen, welche sich in dem Wittingauer Archiv aufgespeichert finden. Besonders ist dies seit dem Jahre des Türkenkrieges um Szigeth (1566) der Fall, das den 31jährigen Mann seiner Lebenshöhe entgegenführt.

Zunächst treten uns die Handschreiben, Weisungen und Mittheilungen der Kaiser und Könige Ferdinand I., Maximilian II., Rudolf II. vor Augen; die verschiedenen Nachrichten von den Höfen der deutschen Habsburger, Handschreiben Philipps II. von Spanien und Botschaften aus Madrid, Korrespondenzen deutscher Fürsten, Reichstagsberichte, Mittheilungen über Landes- und Ständeangelegenheiten der böhmischen Ländergruppe, Ungarns, Berichte über den Türkenkrieg reihen sich an. Es fehlen nicht Zuschriften ausländischer Gesandten, so des spanischen Botschafters San Clemente, des französischen Residenten L'Abbé, am habsburgischen Kaiserhofe. Ein weiter Kreis von Staatsgenossen, darunter z. B. der hervorragende Staatsmann Mährens, Wilhelm von Pernstein, ferner Wenzel von Hasenburg, Wenzel Budowa von Budowac, findet sich in Zuschriften vertreten; ihnen gesellen sich verschiedene Persönlichkeiten im Kreise der Diener und Agenten des Rosenbergers und außerhalb dieses Kreises zu; unmittelbare Korrespondenzen und eine Masse von Zeitnachrichten, die ihm ebenso gut von Wien, Preßburg, als von Madrid, Lyon, Genua, Mailand, Venedig, Rom, Neapel, Straßburg, Köln, Frankfurt a. M., Antwerpen, Amsterdam, Warschau, Konstantinopel u. a. O. zufließen.

Greifen wir probeweise in diese Fülle zeitgeschichtlicher Ueberlieferung hinein, so ruht der Schwerpunkt des geschlossenen Aktenmaterials naturgemäß in der polnischen Frage, deren Hauptphasen 1572—1573, 1574—1576 und 1586—1589 Wilhelm von Rosenberg als kaiserlicher Sendbote so nahe stand. Diesem Aktenmaterial von Instruktionen und Vollmachten zur Seite laufen Berichte Rosenbergischer Hofdiener und Agenten, andrerseits fremder Geschäftsträger des Hofes in abschriftlichem Wortlaut. So meldet z. B. Anton Possevin aus Kaschau in O.-U. (25. Okt. 1583) an Erzherzog Ernst von Oesterreich, er müsse zur Abtretung des ostungarischen Bergortes Nagy-Bánya an den Polenkönig Stefan Báthory, oder doch zur vollen Entschädigung, rathen, da sonst ein Bündniß mit Polen nicht zu erzielen sei. 1588, 18. Mai, wird von einem österreichischen Erzherzog aus Konstantinopel über die Unzufriedenheit der Polen mit dem neuen König, Sigismund August, berichtet, während im Juni 1592 Zeitungen aus Rom und Venedig melden, der Sultan habe — im Falle der Vermählung des Polenkönigs mit einer österreichischen Erzherzogin — den Krieg angedroht.

Sehr reichlich erscheint von 1566—1592 der Türkenkrieg mit Aktenstücken, Korrespondenzen und Zeitungen bedacht; zunächst das Jahr 1566, in Hinsicht des böhmischen Aufgebotes und der Ergebnisse des kaiserlichen Feldzuges. Den 27. September schreibt Wilhelm von Rosenberg selbst aus dem Lager vor Raab an seinen Kanzler, Albin von Helfenburg, über den Heldentod seines Schwagers Niklas Zrinyi. Das kaiserliche Heer liege unthätig da und lasse Land und Leute zugrunde gehen. Zum Jahre 1571 lesen wir Berichte eines Augenzeugen über den Erfolg der Christen unter Antonio von Colonna am Vorgebirge Tänaron (9., 10. August), anderseits über das Mißlingen der Unternehmung des Juans d'Austria gegen Modon und Navarino, denen mehrere Berichte vom 8. Oktober und 1. November über den Christensieg bei Lepanto folgen. Daran reiht sich ein „Summarium" aller auf die Befestigung der Grenze gegen die Türken aufgelaufenen Staatskosten. 1576, 9. Juli, begegnen wir der Abschrift des Gesuches Erzherzog Karls von Innerösterreich an den Regensburger Reichstag um Kriegshülfe wider die Türken, unterbreitet von seinen Sendboten Hanns Friedrich Hofmann Freiherr von Grünbühel, Ludwig Ungrad, Freiherr von Sonnegg und Jost Joseph Freiherrn von Thurn. Aus demselben Jahre stammt die Weisung Kaiser Maximilians II. an die böhmischen „Statthalter" oder „Landesoffiziere", ihm ein Gutachten über die Verwahrung der Grenze zu erstatten, ein Akt über den bekannten kaiserlichen Plan einer „Translation" des deutschen Ordens an die türkische Grenze und der abschriftliche Protest des genannten Ordens an die Reichsstände gegen dieses Vorhaben. Mit der wichtigen Frage des Grenzschutzes wider die Türken hängt das Schreiben Erzherzogs Ernst an Kaiser Rudolf II. vom 2. Februar 1584 zusammen, und seine Meldung vom 31. Mai desselben Jahres über die Herausforderungen der Türken im westungarischen Bergland; beide in Abschrift. Zum Jahre 1587 begegnen wir Berichten aus Komorn über den Einzug des neuen Bezirpaschas in Ofen und der Abfertigung zweier kaiserlicher Eilboten nach Konstantinopel, solchen aus Raab über den Anschlag der Türken gegen Pápa, Schreiben an den Rosenberger über den Einbruch der Pforte in Siebenbürgen, den Türkenkrieg und mehrere Botschaften aus Kanischa über den Sieg der Kaiserlichen. 1592, im Juli, gelangen Schreiben an den Rosenberger aus Wien (18., 24. Juli), die das Vordringen der Türken gegen Zengg und die Niederlage der Christen vor Petrinia melden.

Sehr ergiebig zeigt sich die Auslese an Nachrichten über das Haus Oesterreich-Spanien und die Vorgänge in seinem Lebenskreise. Wir begegnen z. B. vom 3.—5. März 1569 Nachrichten aus Rom, welche uns nicht bloß über die Absendung von Truppen nach Frankreich, von der Unduldsamkeit gegen die Juden im Kirchenstaat und von einem Aufstand der Korsen wider die Herrschaft Genua's unterrichten, sondern auch die Mittheilung enthalten, Erzherzog Karl (von Innerösterreich) habe bei seiner vom Kaiser ausgehenden Sendung an den spanischen Hof die Freilassung und Begnadigung des jungen Egmont, die Rücksendung der beiden am spanischen Hofe befindlichen Prinzen (Rudolf und Ernst), anderseits seine Ernennung zum Statthalter der Niederlande und die Abtretung eines Theiles von „Indien" (Westindien) an den Kaiser zu betreiben gehabt.

Ein Brief an Wilhelm von Rosenberg vom 3. März 1573 berichtet über die Zusammenkunft Erzherzog Karls von Inneröſterreich, des Bayernherzogs Albert V., des Fürſten Alfons II. von Ferrara und des Salzburger Erzbiſchofs (Johann Jakob Khuen) am Innsbrucker Hof Erzherzogs Ferdinand, deſſen Anſuchen um Verleihung des Bisthums Olmütz an ſeinen Sohn aus der Ehe mit Philippine Welſer der Kaiſer 1573, 23. April, dem Rosenberger zur Begutachtung zuweiſt.

1577, 7. Oktober, ſchreibt Kaiſer Rudolf II. eigenhändig an Wilhelm von Rosenberg aus Wien von der „heimlichen Reiſe“ ſeines Bruders Erzherzogs Matthias in die Niederlande. Ueber dieſe Angelegenheit verbreiten ſich auch 1580, Februar, die Mittheilungen des franzöſiſchen Reſidenten L'Abbé an Wilhelm von Rosenberg vom Prager Kaiſerhofe. Erzherzog Matthias (Statthalter der Niederlande) ſei nach Seeland überſiedelt, weil dort der Hofhalt billiger ſei, und habe mit den Ränken der Niederländer zu ſchaffen; d'Alençon ſoll die Gubernatur überkommen. Dazu kommt das Gerücht von der Abreiſe der Kaiſerin-Wittwe Maria nach Spanien und vom Eintritt der franzöſiſchen Königswittwe, Tochter Maximilians II., in ein Kloſter. Den 3. Juni ſchreibt der Pernſteiner an Wilhelm von Rosenberg über die klägliche Rolle des Erzherzogs Matthias in den Niederlanden und ſeine Rückberufung. Die Zeitung aus Antwerpen vom 12. September bringt bereits die Abreiſe des Erzherzogs nach Köln. Anfang Dezember erwartet man ihn zu kurzem Aufenthalt am Prager Kaiſerhofe, wie dies eine Nachricht von dort aus der Feder E. Günthers von Moy an den Schwanberger, Verwandten Wilhelms von Rosenberg, meldet. 1583 (28. Oktober) handelt ein Brief an den Rosenberger aus Wien von den Anſuchen des Erzherzogs Matthias, der Kaiſer möge ihn zum Statthalter oder Verweſer Schleſiens ernennen.

1582, 6. März, ſchreibt der ſpaniſche Geſandte San Clemente an Wilhelm von Rosenberg über das Anbringen ſeines Königs an Kaiſer Rudolf II., ihm für den Krieg in den Niederlanden die Anwerbung von ungefähr 5000 Schanzgräbern in Böhmen zu geſtatten, womit auch die Zuſchrift des Herzogs von Parma an Wilhelm von Rosenberg vom 13. Okt. 1583 zuſammenhängt. Nachrichten aus Madrid vom 28. März 1582 bekunden die Reiſe der Kaiſerin-Wittwe mit ihren jüngeren Kindern zu ihrem königlichen Bruder, Philipp II., aus Madrid nach Liſſabon, und berühren das Heirathsprojekt mit der jüngſten Schweſter Rudolfs II. 1584 (September) bringen Zeitungen aus Antwerpen, Köln, Rom und Venedig das Gerücht von der geplanten Kandidatur des Erzherzogs Kardinals Albrecht von Oeſterreich zum römiſchen Könige; andrerſeits handeln ſie vom Dispens des päpſtlichen Konſiſtoriums in Sachen der Heirath des genannten Erzherzogs mit der ſpaniſchen Infantin Klara Iſabella Eugenia, von der angeblichen Verleihung des Königstitels an den Herzog von Savoyen (Emanuel) und von ſeiner Vermählung mit der ſpaniſchen Prinzeſſin Katharina. Nachrichten aus den erſten Tagen des Novembers betreffen die bevorſtehende Hochzeitsreiſe des Savoyers nach Saragoſſa-Madrid. Anfang 1585 iſt von der gerüchtweiſen Ernennung der Kaiſerin-Wittwe zur Statthalterin von Portugal die Rede. 1584, 25. Oktober, meldet man aus Prag die baldige Ankunft Erzherzog Ferdinands. Wir wiſſen, daß der Erzherzog damals nur bis Altötting in Bayern gelangte, dann aber bei der Nachricht vom Ausbruch der „Infektion“ in Oberöſterreich und Böhmen die Reiſe wieder aufgab, was man aber am Prager Hofe nur als „Vorwand“ zu bekritteln Anlaß fand.

Eine maſſenhafte Ausbeute bunt gemiſchter Nachrichten getheilten Werthes ergibt ſich für den Hugenottenkrieg und den Kampf in den Niederlanden.

So ſchreibt den 30. Oktober 1569 Wilhelm von Rosenberg ſelbſt an ſeinen Bruder, Peter Wol, über den Sieg des Königs von Frankreich, Karl IX., und die angebliche Gefangennehmung des Admirals von Coligny und des Grafen von Mansfeld. Vom Jahre 1572 ab tropfen und, je weiter, ſtrömen dann die Berichte und Zeitungen. Die Abſchrift eines Briefes vom 1. Oktober 1572 handelt von der Pariſer Bluthochzeit und vornehmlich von der Ermordung des Admirals, Kaspar Grafen von Coligny und Chatillon. Es fehlt nicht die Abſchrift des bekannten Briefes Maximilians II. vom 22. Februar 1572 an Lazar Schwendi über dies beklagenswerthe Ereigniß. Eine Reihe von Nachrichten (1588—1589) betreffen die Ermordung Heinrichs von Guiſe in Blois; auch eine „Rechtfertigung“ dieſes politiſchen Gewaltſtreiches vom 23. Dezember 1588 findet ſich vor. Mit den Worten „contra spem in spe“ unterzeichnet ein Ungenannter eine ſolche Mittheilung über das Ereigniß von Blois an Peter Wok von Rosenberg.

Vom Hochſommer 1590 ſtammt ein Bericht aus der Feder eines deutſchen Söldners über das traurige Loos der vom ſpaniſchen König in Augsburg gegen Montmorency angeworbenen Truppen im Lager vor Narbonne. Eine Reihe von Zuſchriften an Wilhelm von Rosenberg hält ihn bezüglich des Hugenottenkrieges auf dem Laufenden. Eine Zeitung aus Rom vom Februar 1591 ſpricht von der päpſtlichen Hülfezuſage für die katholiſche Liga in Frankreich; 7000 Schweizer Fußgänger und 1000 Reiter ſollen dahin abgehen. Es wird auf die erbärmliche Lage des Landes hingewieſen, die Nothwendigkeit einer neuen Königswahl betont, und dieſe ſolle, wenn ſich Heinrich von Navarra nicht bekehre, den Kardinal Vendôme an die Spitze des zerklüfteten Reiches ſtellen. Abgeſandte der katholiſchen Kantone der Schweiz ſeien beim Papſt eingetroffen. Die Nothlage in Rom ſei groß, Schaaren von Bettlern drängen ſich bis zur Schwelle der Gemächer des Papſtes. Abſchriftlich finden wir unter dem Juni desſelben Jahres die Beſtallung des Fürſten Chriſtian von Anhalt-Bernburg zum Generaloberſtlieutenant der für Heinrich IV. von Frankreich geworbenen deutſchen Truppen und ſein Anſuchen an den Biſchof von Würzburg (Julius Echter von Mespelbrunn) um freien Durchzug vor.

Nicht minder zahlreich, ja detailreicher noch ſind die Berichte und Zeitungen von den Vorgängen in den Niederlanden.

Der November des Jahres 1573 führt uns in die Verſchärfung der Sachlage ein: die Belagerung von Zütphen durch Don Frederigo, andrerſeits die Befeſtigung von Harlem durch den Oranier, die Gefangennehmung des ſpaniſchen Admirals de Buſſy, die erfolgloſe Vermittlung des Kaiſers zwiſchen den ſtreitenden Theilen kommen zur Sprache. Reichlich fließen die Nachrichten zum Jahre 1574 über die wachſenden Erfolge der Geuſen, und weiterhin, 1577 und 1578, tritt Juan d'Auſtria in den Vordergrund, und andrerſeits macht, wie wir ſehen, die unfruchtbare Einmiſchung Erzherzogs Matthias in die belgiſchen Händel viel von ſich reden. Seit 1580 dreht ſich das meiſte um die Waffenthaten und Anſchläge Alexanders von Parma, andrerſeits um die Sympathien Englands für die Sache des Oraniers. 1582, März, finden wir ausführliche Berichte über das Attentat gegen ihn zu Antwerpen. Noch detailreicher ſind die Zeitungsnachrichten aus Köln und anderen Orten vom 26. Juli 1584 über die Ermordung des Oraniers zu Delft. Den 30. Juli ſchreibt darüber auch der Hofdiener des Rosenbergers aus Prag. 1585, September, wird über den Einzug Alexanders von Parma in das bezwungene Antwerpen, Anfang 1586 vom Eintreffen Leiceſters mit engliſchen Hülfstruppen in Vlieſſingen berichtet und bald darauf aus Antwerpen die Ernennung

des genannten Lords zum Generalgouverneur der „Vereinigten Niederlande“ gemeldet. 1588 tritt alles hinter das große Ereigniß der Ausrüstung und des Unterganges der „unüberwindlichen“ spanischen Armada zurück, worüber eine Reihe von Berichten vorliegt, Zeitungen und böhmische Korrespondenzen. Auch Herr Wenzel Budowa schreibt darüber an Wilhelm von Rosenberg (13. Oktober 1588), im Herzen dessen offenbar froh.

Interessant sind die Berichte über die Unternehmungen des englischen Admirals Drake gegen Spanien und seine Kolonien 1586. Ein Bericht aus Rom vom 17. Juni 1589 nennt ihn selbstverständlich einen „Seeräuber“. Die Erbeutung des spanischen „Goldconvoy“, d. i. der „Silberflotte“, macht anno 1591 viel von sich reden.

Auch die Beziehungen Oesterreichs zu Rußland finden sich gestreift. So schreibt man am 3. März 1574 über die „moskowitische“ Gesandtschaft an den Kaiser. 1585, 11. April, berichtet Wenzel Budowa an Peter Wok von Rosenberg von dem Erscheinen russischer Sendboten in Prag, um das Freundschaftsbündniß mit dem Kaiser zu erneuern.

Häufig kommen die Ereignisse auf dem Boden Italiens zur Sprache, von denen einige schon oben berührt wurden. Nachrichten aus Rom vom 26. April 1585 betreffen die Wahl des Kardinals Montalto zum Papst (Sixtus V.), seine Eigenschaften und seine Nepoten. Bald darauf (September) wird die Ermordung des Conte Pepoli in Bologna, angeblich wegen seines Ungehorsams gegen den Papst, gemeldet; seine Erdrosselung beschäftigt die Zungen und Federn. 1590 sprach man von der Thätigkeit der römischen Inquisition, von Ketzerhinrichtungen. 1585, 11. Dezember, berichtet man aus Rom über die Ermordung der Signora Accorombora und ihrer Brüder zu Padua und beschreibt die Hinrichtung der Mörder.

Sehr viel besprochen und in katholischen Kreisen scharf getadelt wurde 1583 der Abfall des Kölner Erzbischofs Gebhard von Truchseß und seine Heirath mit Agnes von Mansfeld. Es liegt darüber eine deutsche Spottschrift vor.

Ende 1586 erhielt Wilhelm von Rosenberg eine Meldung seines Agenten über das blutige Ende des Hofmeisters Zborowsky's, der beim Tode König Stefans (Báthory) von Polen (12. Dezember) als Hochverräther und Ursache des Ablebens des Polenkönigs beschuldigt wurde. Bald darauf (April 1587) wird das Gerücht von der Bewerbung des Kardinals Andreas Báthory um den polnischen Thron gemeldet.

Von Interesse ist die Abschrift des Berichtes der Braunschweiger Landstände vom 29. April 1572 an Kaiser Maximilian II. in Betreff des dort vorgefallenen strafgerichtlichen Handels wider eine „weibliche Giftmischer- und Mördergesellschaft“, worin sie gegen die fälschlich verbreiteten Gerüchte von solchen Anschlägen auf andere Länder und fürstliche Häupter Verwahrung einlegen.

1577, 14. Oktober, schreibt Christoph, der jüngere von Lobkowitz, an Wilhelm von Rosenberg unter anderem über eine die Adelskreise viel beschäftigende Neuigkeit. Niklas Graf von Salm habe den Herrn Ott von Puchheim, welcher jenen über eine mißliebige Aeußerung im kaiserlichen Rath zur Rede stellte, infolge des Wortwechsels gefordert und im Zweikampf getödtet.

1591, 4. Februar, erhielt Wilhelm von Rosenberg aus Salzburg die Nachricht von Strafmaßregeln des Erzbischofs von Salzburg (Wolfgang Dietrich von Reitenau) wider die Bürger seiner Stadt, wo sich der Protestantismus stark regte.

Nachrichten vom März, April des gleichen Jahres beschreiben die Verhaftung und Hinrichtung des welschen Alchymisten Marco Bragadion zu München, eines Abenteurers, der vorher am Prager kaiserlichen Lager sein Unwesen trieb.

Von weit größerem Interesse ist die Rolle, welche in der Korrespondenz des Rosenbergers 1570—1585 eine andere Persönlichkeit spielt, die der römischen Inquisition mit genauer Noth entronnen war. Dieser angebliche Nachkomme des byzantinischen Kaiserhauses der Paläologen, der sich auch Jakob „Paläologus“ nannte und schrieb, hatte sich 1570 bei Erzherzog Ferdinand von Tirol seiner hohen Abkunft, ja sogar der Verwandtschaft mit dem Hause Oesterreich gerühmt, sich auf einen „Bischof“ hinausgespielt und einiges Geld herausgeschlagen. Auch bei Kaiser Maximilian II. wußte sich der gewandte Grieche in Gunst zu setzen, denn dieser erließ 1570, 1. Juli, von Speier aus die Weisung an Wilhelm von Rosenberg, den Oberstburggrafen Böhmens, dem zu Prag verweilenden Jakob Paläologus seinen Schutz zu gewähren. Paläologus blieb bei Kaiser Maximilian II. gut angeschrieben und scheint die Rolle eines politischen Agenten gespielt zu haben; auch unter Rudolf II. behauptete Paläologus diese Stellung Jahre hindurch. 1579, 28. April, schreibt er an Wilhelm von Rosenberg über die drohende Judengefahr; empfiehlt gutes Einvernehmen mit der Pforte, deren gefährliches, insbesondere von den Juden besorgtes Kundschaftswesen zur Sprache kommt und berichtet von der Allianz des Kaisers mit Spanien. Im Frühjahr 1580 schildert er dem Rosenberger die Gefahr, daß sich die unzufriedenen Ungarn zu dem Polenkönig Stephan (Báthory) schlügen und fordert den Oberstburggrafen auf, beim Kaiser auf geeignete Maßregeln zu dringen. Den 6. Juni desselben Jahres meldet er ihm die spanischen Rüstungen zur See gegen die Niederländer und das Gerücht von einem Angriff der Türken auf Sizilien.

Bald jedoch sollte Paläologus von seinem Geschick ereilt werden. 1581 bewirkte Rom beim Kaiser die Verhaftung des als Unitarier oder Anti-Trinitarier gebrandmarkten „Ketzers“, dem man sogar Gelüste, für den Mohammedanismus zu werben, nachsagte, und Erzherzog Ferdinand besorgte die Auslieferung des Gefangenen an die römische Inquisition. 1583, Februar, erhielt Wilhelm von Rosenberg aus Venedig Nachrichten von dem Ketzergericht, das die Schuld des Griechen Paläologus verhandle. Aber erst 1585, im März, schloß die lange Haft des Unglücklichen mit seiner Enthauptung und Verbrennung, wie dies am 23. desselben Monats Bernardino Stefanuzzi an Wilhelm von Rosenberg aus Rom mittheilt.

Auch Naturereignisse, neben Wundern, finden sich in der Korrespondenz des Rosenbergers vermerkt. So ließ der Genannte durch seinen Wittingauer Schloßhauptmann, Niklas Rudhart von Moleschau, den Forbesser Herrschaftsbeamten Niederthan (1566, 29. Mai) beauftragen, die bei Forbes (im Budweiser Kreis Böhmens) gefallenen Meteorsteine nach Wittingau abzuliefern.

Mittheilungen und Nachrichten.

* In dem Aufsatze von Karl Niebuhr über William Hogarth (2. Stück in Nr. 254 der Beilage) wird „die ziemlich konfuse Unterschrift“ Bathos or the manner of sinking in sublime paintings unter Hogarths Finis mit Verwunderung angemerkt. Diese Unterschrift ist keineswegs, wie es den Anschein hat, willkürlich gewählt und konfus ausgefallen, sondern bringt nichts weiter als ein zu jener Zeit in Aller Munde befindliches literarisches (satirisches) Motto. Sie kopirt nämlich bloß in ihrem Sinne den noch heute im Worte „Stribler“ fortlebenden, glorioſen, modernen Schriftsteller von der „erhabensten Tiefe“, Martinus Striblerus, den Abgott des von Swift im Verein mit Pope und Arbuthnot behufs privater Erlustigung an den poetischen Erzeugnissen der damaligen Modernen gegründeten „Striblerus-Club“. Seine „titanisch“ von der Antike emanzipirte Poetik *Περὶ Βάθους*

or the Art of Sinking in poetry, ein Kompendium des sinkenden Geschmacks für alle Zeiten, gibt sich als eine Art aktuellen, modernen Gegenstücks zu Longins Schrift über das Erhabene (περὶ ὕψους). Als solcher, als „Anti-Longin oder die Kunst in der Poesie zu kriechen" wurde der Striblerus, „unter dem sich Hr. D. Swift zu verstecken Belieben getragen", alsbald in Leipzig (1734) durch Gottschens getreuen J. Joach. Schwabe übersetzt und landesgemäß kommentirt; hauptsächlich freilich nur aus ingrimm Behagen darüber, daß darin auch Miltan gelegentlich etwas abbekommt. Der Meister (Gottsched) versehlte nicht, seinen speziellen würdevollen Privat-Striblerus „Von dem Buthas in den (ihm ganz besonders fatalen) Opern" mit auftreten zu lassen. (Ueber die weiteren literarischen Beziehungen zum Longin, zu den querelles des anciens et des modernes, die sich in England mit der Phalarisbriefe über die „Phalarisbriefe" verquicken ꝛc., vergl. meine Poetik der Renaissance in Deutschland VI. Abschn. in spec. p. 371). — Hogarths allgemeine Absicht bei der fraglichen Unterschrift erscheint danach hinreichend klar und bestimmt. Sein offenbar absichtlich widersinniges und zusammenhangloses Bild vom Ehrgeiz, dem in spiegelglatter See untergehenden Schiff u. s. w. vermag ich zwar augenblicklich in dem Wust verdrehter und kindischer Bilder, mit denen Striblerus sein staunendes Publikum überschüttet, nicht nachzuweisen. Ebensowenig natürlich die privaten Beziehungen, die der Zeichner möglicherweise darin andeutet, da solche ja dem kundigen Verfasser des Artikels am ehesten hätten aufstoßen müssen. Nur muß die Notorietät der damaligen „neuen Kunst" des art of sinking unlangt, sei noch bemerkt, daß das Swift'sche Urbild der damaligen „Striblernsse", der „unsterbliche" Blackmore, Gristern von den (freilich wenig poetischen) Anlagen eines Locke und Molyneux bis zum ausschließlichen Kultus imponirte.

München, 15. Nov. Dr. Karl Borinski.

∞ Paul Schlenther veröffentlicht dieser Tage ein Buch: Gerhart Hauptmann. Sein Lebensgang und seine Dichtung. Auf dem ersten Blatt heißt es: „Paulin Conrad, der ersten, dem Dichter langentsalten Darstellerin des Hannele, widme ich dies kleine Werk, das nicht urtheilen, sondern nur darstellen will. Und wenn meine Frau mich fragt, warum gerade ihr, so antworte ich: ‚Drum du bist die Neste dortan, as Fru Pastorn seggt.'" Der Inhalt des Bandes hält mehr, weit mehr, als dies bescheidene Vorwort verheißt. Schlenther gibt nicht nur ein aus erster Hand geschöpftes Lebensbild des Dichters; er erzählt nicht bloß als einer der Schöpfer der Freien Bühne die ersten Theaterschicksale der Stücke Hauptmanns; er charakterisirt nicht allein die ganze Reihe der Dichtungen von Promethidenlos bis zur Versunkenen Glocke. Als behaglicher Erzähler und gewinnender Memoirenschreiber zeigt er mit gezemmtem Ernst und, wo es am rechten Platz ist, auch mit heilsamem Humor in der Entwicklung des schlesischen Dramatikers zugleich ein Stück deutschen Kunstlebens im letzten halben Menschenalter auf.

üh. Sterblichkeits- und Gesundheits-Verhältnisse während des Monats September 1897. Gemäß den Veröffentlichungen des Kaiserl. Gesundheitsamtes sind im Monat September von je 1000 Einwohnern, auf das Jahr berechnet, als gestorben gemeldet: in Augsburg 24.1, München 24.7, Nürnberg 18.9, Würzburg 23.9, Altona 19.3, Berlin 17.7, Breslau 23.1, Frankfurt a. M. 14.9, Hanauer 19.9, Kassel 11.2, Köln 21.2, Königsberg 26.4, Magdeburg 19.5, Stettin 23.9, Wiesbaden 14.6, Dresden 17.6, Leipzig 19.3, Stuttgart 12.4, Karlsruhe 16.8, Braunschweig 19.7, Hamburg 18.2, Straßburg 15.5, Metz 16.0, Amsterdam 15.8, Brüssel 18.1, Budapest 20.1, Christiania 17.1, Edinburg 18.4, Glasgow 18.8, Kopenhagen 17.7, Krakau 29.0, London 16.0, Lyon 15.7, Moskau 37.5, Odessa 22.4, Paris 15.3, Petersburg 25.0, Prag 20.9, Rom (August) 13.7, Stockholm 16.5, Triest 21.3, Turin (August) 14.4, Venedig ?, Warschau 25.3, Wien 18.4, New-York 19.6. (Für die nichtdeutschen Städte ist der Zeitraum von 5 Wochen, vom 29. August bis 2. Oktober [einschließlich] zusammengefaßt und den Berechnungen zugrunde gelegt worden.) — Die Gesundheits- und Sterblichkeitsverhältnisse haben sich im Monat September in der überwiegenden Mehrzahl der deutschen sowohl wie der nichtdeutschen Städte erheblich günstiger gestaltet. Insbesondere zeigte die Sterblichkeit fast allgemein einen Nachlaß, so daß die Zahl der deutschen Orte mit sehr geringer Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer unter 15.0 pro Mille) bedeutend, und zwar von 9 im August auf 53 im Berichtsmonat gestiegen ist. Aus der großen Zahl derselben seien hier nur Aschaffenburg, Bayreuth, Kempten, Ludwigshafen, Neustadt a. d. H., Barmen, Lichterfelde, Schöneberg (zwei Vororte von Berlin), Bielefeld, Celle, Dortmund, Frankfurt a. M., Kassel, Koblenz, Kreuznach, Hameln, Rathenow, Saarbrücken, Siegen, Solingen, Thorn, Trier, Wesel, Wiesbaden, Wilhelmshaven, Eßlingen, Ludwigsburg, Stuttgart, Konstanz, Mannheim, Mainz, Offenbach, Schwerin i. M., Bismar, Weimar, Greiz, Wolfenbüttel, Hagenau und von nichtdeutschen Städten Nancy und Turin (letztere beide aus dem August). Dagegen ging die Zahl der deutschen Orte mit hoher Sterblichkeit von 42 im August auf 5 im September zurück. Es waren dieses Orte Grundrz. Herne, Kolberg, Langenbielau und Löbtau. Das Sterblichkeitsmaximum, das im Vormonat 57.9 betrug, erreichte im September Löbtau mit 46.1 pro Mille. Groß war die Zahl der deutschen Orte mit günstiger Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer 15.0 bis 20.0 pro Mille), 83, gegen 44 im September, und seien aus der Zahl derselben hier nur Aasbach, Bamberg, Erlangen, Hof, Kaiserslautern, Nürnberg, Passau, Altona, Stegliz, Berlin, Brandenburg, Charlottenburg, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Essen, Flensburg, Hannover, Kiel, Krefeld, Magdeburg, Marburg, Minden, Münster, Nissa, Nordhausen, Osnabrück, Potsdam, Schleswig, Stendal, Bautzen, Dresden, Leipzig, Meißen, Plauen, Cannstatt, Heilbronn, Freiburg i. B., Karlsruhe, Darmstadt, Güstrow, Eisenach, Bernburg, Braunschweig, Bremen, Dessau, Gotha, Hamburg, Lübeck, Metz, Mülhausen i. E., Straßburg i. E., und von nichtdeutschen Städten Amsterdam, Antwerpen, Brüssel, Christiania, Edinburg, Glasgow, Kopenhagen, London, Lyon, Paris, Stockholm, Wien, New-York genannt. Auch die Zahl der deutschen Orte mit mäßig hoher Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer 20.0—23.0 pro Mille) war etwas größer als im September (42 gegen 38) und befanden sich unter denselben Amberg, Diemasens, Speyer, Aachen, Bramberg, Duisburg, Frankfurt a. O., Görlitz, Guben, Halle, Köln, Liegnitz, Posen, Spandau, Tilsit, Zittau, Ulm, Heidelberg, Oldenburg, Halberstadt, Rostock und von nichtdeutschen Städten: Budapest, Odessa, Prag, Triest u. a. — Die Ursache zu dieser fast allgemeinen Abnahme der Sterblichkeit lag in dem vermiederten Vorkommen von akuten Darmkrankheiten, die namentlich unter kleinen Kindern in den beiden Vormonaten so zahlreiche Opfer gefordert hatten. Infolge der Abnahme dieser Sterbefälle war auch die Theilnahme des Säuglingsalters an der Gesammtsterblichkeit eine erheblich geringere als in den Vormonaten. Von je 10,000 Einwohnern starben, aufs Jahr berechnet, in Stuttgart 40, in Berlin 73, in Hamburg 81, in Dresden 84, in München 129 Säuglinge. Trotz der fast allgemeinen und bedeutenden Abnahme der akuten Darmkrankheiten war die Zahl der durch dieselben veranlaßten Sterbefälle in sehr vielen Orten immer noch eine größere als gewöhnlich, namentlich in Augsburg, Fürth, Ingolstadt, München, Nürnberg, Regensburg, Aachen, Altona, Barmen, Berlin, Ritzdorf, Weißensee, Breslau, Charlottenburg, Danzig, Dortmund, Düsseldorf, Elberfeld, Essen, Frankfurt a. M., Görlitz, Halle, Hannover, Kiel, Köln, Königsberg, Magdeburg, Stettin, Dresden, Leipzig, Löbtau, Ulm, Erfurt, Braunschweig, Bremen, Hamburg, Straßburg i. E., Brüssel, Budapest, Christiania, Glasgow, Kopenhagen, London, Lyon, Moskau, Odessa, Paris, Petersburg, Rom, Stockholm, Warschau, Wien, New-York, wo die Zahl der Sterbefälle nach vielfach mehrerer Hunderte betrug. In Graudenz, Edinburg und Krakau war die Zahl der Todesfälle an diesen Krankheitsformen sogar eine noch größere als im Vormonat. — In vielen Orten kamen akute Entzündungen der Athmungsorgane wieder mehr zum Vorschein und rafften auch wieder häufiger mit dem Tode, wie in Aachen, Barmen, Danzig, Dresden, Königsberg, Magdeburg, Stettin, Budapest, Glasgow, Krakau, London, Lyon, Paris, Petersburg, Warschau, Wien, New-York, während in anderen, wie in München, Nürnberg, Berlin, Breslau, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Halle, Köln, Braunschweig, Hamburg, Brüssel, Kopenhagen, Prag, Rom (August), Stockholm, Triest u. a. die Zahl der Todesfälle an diesen Krankheitsformen eine kleinere als im Vormonat wurden. Auch Todesfälle an Influenza kamen nur in beschränkter Zahl zur Mittheilung; so wurden aus Hamburg und Leipzig je 2, aus Berlin und Paris je 3, aus New-York 4, aus Breslau 5, aus Petersburg 13, aus London 20 gemeldet. Die Zahl der Sterbefälle an Lungenschwindsucht zeigte im allgemeinen gegen den Vormonat keinen wesentlichen Unterschied. — Die Mittheilungen über die Verbreitung der größeren Volksseuchen lauteten im allgemeinen nicht sehr günstig. Die Cholera zeigte sich etwas seltener; in Kalkutta erlagen derselben vom 15. Aug. bis 18. Sept. 20, in Bombay, wo sie heftiger auftrat, vom 25. Aug. bis 28. Sept. 214 Personen. — Die Pest war in Formosa (Japan) Anfang August erloschen.

In Bombay kamen in der letzten Augustwoche 25, in der Zeit vom 1. bis 28. Sept. 135 Todesfälle zur Kenntniß. Im Innern der Präsidentschaft hat die Seuche wieder mehr um sich gegriffen; insbesondere sind die Distrikte Puna, Satara und Kutch stark betroffen. — Auch das Gelbfieber hat größere Ausdehnung gewonnen und sich besonders in den Vereinigten Staaten von Amerika verbreitet. Namentlich zeigte sich die Seuche im Seebade Ocean Springs und in Biloxi (im Staate Mississippi) in zahlreichen Fällen (innerhalb 6 Wochen, von Mitte Juli bis 23. Aug., gegen 400 Fälle), anfänglich mild verlaufend. Von da verbreitete sich die Epidemie im September nach Waelley, Seeastow, Perkinson, Pascagoula, nach Mobile (Alabama) und New-Orleans, wo sie viele Fälle hervorrief und von wo sie nach Edwards, Mittajauna, Clinton, Smith verschleppt wurde. Auch in Louisville (Kentucky), Kairo (Illinois) und in Beaumont (Texas) kamen Ende September vereinzelte Fälle vor. In einer größeren Zahl von Orten in Texas (Galveston, Houston, Viktoria, Dallas, San Antonio u. a.) soll eine Art von Fieber herrschen, welches die Befürchtung hervorgerufen hat, daß es Gelbfieber sei. Dagegen nimmt die Zahl der Opfer an Gelbfieber auf Cuba ab, obwohl in der zweiten Hälfte des August und in der ersten Septemberhälfte die Zahl der Opfer in Havana, Cienfuegos, Matanzas, Santiago und Sagua le Grande immer noch ansehnlich genug und auch in Pava noch nicht erloschen war. — Von den anderen Infektionskrankheiten wurden nur Masern und Pocken weniger, nur Scharlach, Diphtherie, Keuchhusten und typhösen Fiebern mehr Erkrankungen und Todesfälle als im Vormonat mitgetheilt. Der Nachlaß von Masern, der schon im Monat August vielfach kenntlich war, hielt auch im September an, so daß Todesfälle an Masern in München, Berlin, London, Paris, Petersburg, Wien, New-York erheblich seltener, dagegen in Moskau, Odessa, Warschau häufiger waren. Erkrankungen kamen nur aus Petersburg und aus den Regierungsbezirken Aurich, Hannover, Hildesheim, Marienwerder und Wiesbaden in nennenswerther Zahl zur Meldung. — Das Scharlachfieber zeigte sich dagegen in mehreren Orten häufiger als Todesursache, wie in Berlin, Bochum, Graudenz, Merseburg, Bern, Antwerpen, Edinburg, London, Moskau, Odessa, Petersburg, Prag, Warschau, Wien, New-York. Erkrankungen waren in Edinburg, London, Petersburg, Wien zahlreich. — Die Sterblichkeit an Diphtherie nur Croup war im allgemeinen auch im September, besonders in den deutschen Orten, keine große, doch immerhin eine größere als im August. In München, Berlin, Chemnitz, Kopenhagen, Paris war die Zahl der Sterbefälle fast die gleiche, in Bochum, Eisleben, Königsberg, Memel, Hamburg, Amsterdam, Budapest, Edinburg, London, Moskau, Odessa, Petersburg, Prag, Triest, Warschau, Wien, New-York eine gesteigerte, in Breslau, Stettin, Dresden eine gegen den Vormonat verminderte. Erkrankungen gelangten aus Berlin, Kopenhagen, London, Paris, Petersburg, Wien und aus dem Reg.-Bez. Düsseldorf in nicht unansehnlicher Zahl zur Anzeige. — Das Vorkommen von Unterleibstyphus war häufiger als im August. In Berlin, Beuthen O.-S., Pforzheim, Odessa, New-York war die Zahl der Sterbefälle kleiner, in Breslau, Krakau, Wien fast die gleich große wie im Vormonat, in Hamburg, Leipzig, Stettin, Budapest, London, Lyon, Moskau, Paris, Petersburg, Prag, Warschau dagegen eine größere. Erkrankungen waren in Beuthen O.-S., Paris, Petersburg, Prag noch häufig. An Flecktyphus kamen meist nur vereinzelte Erkrankungen zur Mittheilung, und zwar aus dem Herzogthum Braunschweig, ferner aus Paris, Petersburg und dem Regierungsbezirk Düsseldorf; Todesfälle wurden aus Petersburg und Warschau je 1, aus Moskau 2 berichtet. — Auch Erkrankungen an Genickstarre blieben meist vereinzelt (so in München, Berlin, Wien und in den Regierungsbezirken Arnsberg, Königsberg, Lüneburg, Schleswig, Wiesbaden), nur aus Nürnberg wurden 3 Erkrankungen, aus Beuthen O.-S., aus Petersburg und Wien je 1, aus New-York 18 Todesfälle gemeldet. — Dem Keuchhusten erlagen in Berlin, Glasgow, London mehr Kinder als im August. Erheblich seltener als im Vormonat wurden auch Pocken zur Anzeige gebracht, und zwar gelangten aus Bukarest und Moskau je 1, aus Madrid (August) 3, aus Glasgow 4, aus Petersburg 8, aus Warschau 32 Todesfälle, ferner aus Paris 12, aus Petersburg 42 Erkrankungen zur Mittheilung. Von seltener vorkommenden Infektionskrankheiten kamen aus Bukarest und Moskau je 1 Todesfall an Tollwuth, aus letzterem Ort auch 3 Todesfälle an Milzbrand zum Bericht.

* **Göttingen.** Als Nachfolger des Prof. Marmé auf den pharmakologischen Lehrstuhl an der hiesigen Universität ist Regierungsrath Dr. Jacobj vom kaiserlichen Gesundheitsamt in Aussicht genommen.

* **Danzig.** Die Bestrebungen, für unsre Stadt die Gründung einer Technischen Hochschule herbeizuführen, dürften, wie wir hören, von Erfolg gekrönt sein. Der von der Stadt Danzig an den Kultusminister entsandten Abordnung ist der Bescheid geworden, daß die Regierung dem Plan sehr wohlwollend gegenüberstehe, so daß nunmehr die Gründung der Technischen Hochschule Danzig als gesichert anzusehen ist.

* **St. Petersburg.** Ueber die Auffindung prähistorischer Gräber in der Mongolei gelangten an die hiesigen Geographische Gesellschaft nun einer Frau Klemenz nähere Nachrichten. Die genannte Dame hat diese Gräber während einer Sommerexkursion nach der Mongolei in Gemeinschaft mit A. G. Klemenz in der Nähe des Höhenzuges Burkun-Daban, 50 Werst von der Stadt Urga, aufgedeckt. Diese Gräber haben im Zusammenhange mit ähnlichen Funden in Karakorum einen eminenten archäologischen Werth. Im Innern derselben befinden sich zwei große behauene Steinpyramiden mit abgestumpften Spitzen, deren vier Seiten mit Runenschrift bedeckt sind. Kopien der Inschriften sollen demnächst an die Geographische Gesellschaft gelangen.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Vom heißen Stein.

Roman von

Ernst Muellenbach.

(E. Lenbach.)

Preis geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

Der neue Roman Muellenbachs versetzt uns in den Anfang des 17. Jahrhunderts, in die beginnenden Schrecknisse des großen Krieges. Rein und sonnig, herzgewinnend heben sich auf dem Schauplatz der Erzählung, drunten am Niederrhein, die Lieblingsgestalten des Dichters und bald auch des Lesers von dem düsteren Hintergrunde. Ein Zeitbild von bunteste Mannigfaltigkeit, alles zum Greifen lebendig, zieht an uns vorüber. (17055)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Gustav Fischer, Verlag in Jena.

Götz, Dr. Paul, Das Braunkohlenmonopol als Verstenerungsform. Pr. 2 Mk.

Hager, Paul, Dr. der Staatswissenschaften und des Rechts, Familienfideikommisse. Preis: 1 Mk. 20 Pf.

Troeltsch, Dr. Walter, Privatdocent an der Universität Tübingen. Die Calwer Zeughandlungskompagnie und ihre Arbeiter. Studien zur Gewerbe- und Sozialgeschichte Altwürtembergs. (17192) — Preis: 12 Mark. —

Im Verlage von Imberg und Lessow in Berlin, Bernburgerstraße 15 und 16, ist erschienen:

Dramatische Humoresken

von Karl Bitz.

Preis brochirt 3 Mark.

Inhalt: Prolog. Warum die Deutschen keine Komödie haben. — Mein Mann schreibt Tragödien. Schwank in zwei Akten. — Wer ist der Verräther? Lustspiel in zwei Akten, nach der gleichnamigen Goethe'schen Novelle. — Publikus und seine Verwandten. Historisch-Komödie in vier Akten. (Die Bismarck'sche Aera im Lichte des Humors!)

Die Bitz'schen Humoresken — unter den obigen besonders die dritte — leiten in glücklicher Weise bei uns die Periode der höheren humoristischen Komödie ein, der wir entgegengehen, nachdem die naturalistische Richtung in unserer Litteratur mit ihrer Nachahmung der Geschmacklosigkeiten eines Ibsen, Tolstoi und anderer Ausländer, ebenso wie die „Märchendramen" mit ihrem Gemisch von Lüsternheit und Mystik gründlich abgewirthschaftet haben. (17296)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 18. November. Nummer 261.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Voltaire und einige seiner neueren Kritiker. Von P. Sakmann. — Kaufmännische Schiedsgerichte. — Mittheilungen und Nachrichten.

Voltaire und einige seiner neueren Kritiker.

Von P. Sakmann.

Die Wandlungen zu verfolgen, welche das Urtheil über Voltaire in unserm Jahrhundert durchgemacht hat, wäre eine interessante Aufgabe. Eine Geschichte dieser Wandlungen würde die geistige Geschichte des Jahrhunderts selbst manchmal in überraschender Weise beleuchten. Für das letzte Jahrzehnt ist es bezeichnend, daß Voltaire's Charakter und Werk wieder um ein Erhebliches ungünstiger beurtheilt wird, als es eine ziemlich lange Zeit hindurch der Fall war. Dabei sehe ich ganz ab von der Geschichtschreibung des Ultramontanismus, dem man billigerweise ein gerechtes Urtheil über den Feind, der ihm so viel geschadet hat, nicht zumuthen kann. Die Wendung im Urtheil kommt von sehr berufenen Richtern, denen Niemand Sachkenntniß und Geist absprechend wird. Ich habe vor allem im Auge Faguet mit seiner Studie über Voltaire in seinen „Dix-huitième siècle“, das, 1890 veröffentlicht, 1896 in 15. Auflage erschienen ist. Von Faguets neuerem Buch über Voltaire, „Voltaire“ betitelt, das 1895 in der édition des classiques populaires erschienen ist, glaube ich absehen zu dürfen. Es gibt Faguets charakteristische Anschauungen in ganz bedeutender pädagogischer Milderung und Abschwächung wieder und gehört offenbar der exoterischen Vortragsweise an. Sodann ist F. Brunetière zu nennen, der seit einer Reihe von Jahren seine Berichte über die neuere Voltaire-Literatur in der Revue des deux mondes zum Anlaß nimmt, seine eigene Stellung in der Sache zu kennzeichnen.

Es handelt sich bei der durch diese beiden Kritiker bezeichneten Wendung weniger um neue Aufklärungen über den historischen Thatbestand. Haben doch auch die Historiker, die seit Voltaire's klassischem Biographen Desnoiresterres über ihn geschrieben haben, kein Material beigebracht, das das Bild wesentlich verändern würde, das man aus den Oeuvres und aus Desnoiresterres bekommen kann.

Neuheiten, wie in der Rousseau-Literatur der versuchte Nachweis, daß Rousseau seine Kinder doch nicht ins Findelhaus gethan habe, weil, wie Frederica Macdonald sagt, die Protokolle der Enfants-trouvés nichts ergeben und vor allem, weil er, wie der Arzt Roussel aus physiologischen Gründen, Frederica Macdonald aus historischen Gründen beweist, gar keine Kinder gehabt habe, — derartige Ueberraschungen scheinen in der Voltaire-Literatur nicht mehr auf uns zu warten.

Neu sind hier vor allem die veränderten Vorurtheile. Daß übrigens ein so feiner Kenner der intimsten Dinge des 18. Jahrhunderts, wie Brunetière es ist, über den Gegenstand nicht schreiben kann, ohne auch der rein historischen Forschung neue Gesichtspunkte zu geben, läßt sich von vornherein annehmen.

Einiges möge hervorgehoben werden. Dankbar darf man Brunetière dafür sein, daß er endlich einmal ein Wort gesagt hat gegen die alle Biographien durchziehende Ueberschätzung des Einflusses der englischen Freidenker auf Voltaire. Diese Gruppe von Denkern ist überhaupt zu einer historischen Bedeutung gelangt, die ihr nicht gebührt — wenn ich recht sehe, unter dem Einfluß Herders, der ja selbst dem Andenken des närrischen Woolston eine Thräne geweiht hat. In England sind sie selbst in der Zeit, da der Gebildete dort antichristlich gesinnt war, nicht in hohem Ansehen gestanden. Leslie Stephen hat in seiner History of the English thought in the 18th century überzeugend nachgewiesen, wie die Deisten an Geist und Bedeutung überragt werden von ihren apologetischen Gegnern; selbst Toland und Collins sind wirklich, wie Brunetière's scharfes Urtheil lautet, durchaus mittelmäßig und trivial. Was das in Frage stehende Abhängigkeitsverhältniß betrifft, so kommt Brunetière's Protest eine Notiz in Zielinski's anregender Schrift: „Cicero im Wandel der Jahrhunderte“ zu Hülfe. Zielinski macht darauf aufmerksam, daß Voltaire schon vom Collège Louis le Grande her mit der Quelle der deistischen Position, mit Cicero's de natura deorum und de divinatione genau vertraut sein mußte. Und wie sehr hat Brunetière recht, wenn er sagt: man findet bei den Deisten nichts, was nicht ‚einer der Unseren‘ auch schon gesagt hätte.“ Hat doch der emancipirte Gedanke schon damals in Frankreich eine ganz andere Geschichte hinter sich gehabt als in England, eine Geschichte, die neuerdings Perrens in seinen „Libertins en France au 17e siècle“ aus dem Dunkel, von dem sie theilweise bedeckt war, ans Licht gezogen hat. Voltaire's eigene Aeußerungen über England und seinen Einfluß auf ihn, darf man nicht allzu wörtlich nehmen. Die Lettres sur les Anglais, welche übrigens die Deisten nicht einmal erwähnen, sind mindestens ebensosehr eine Parallele zu der Filtiddichtung der Lettres persanes als eine Geschichtsquelle. Mit Recht hat schon Arsène Houssaye gesagt: er wolle den französischen Geist aufwecken durch das Lob der englischen Vernunft. Und was soll denn auch der 30jährige Voltaire in diesem Kreis untergeordneter und insipider Literaten noch gelernt haben, er, der als dreijähriges Kind im Unterricht seines Pathen, des Abbé von Châteauneuf, Lourdets Moisade auswendig lernte. Da brauchte er bei dem biederen Lichtzieher Chubb wirklich nicht mehr lange in die Schule zu gehen. Nicht wundernehmen kann es, daß Brunetière wie alle Franzosen das Verhalten Friedrichs des Großen gegen Voltaire, besonders bei dem Frankfurter Skandal, erheblich ungünstiger beurtheilt, als die deutschen Biographen, u. A. z. B. noch Strauß, es thaten. Das Maß der geistigen Einwirkung des Königs auf den damals doch schon recht alten Voltaire schätzt Brunetière etwas hoch. Von Friedrich habe Voltaire die Präzision und Genauigkeit gelernt, die man an der Histoire de mon temps bewundern muß; dann aber auch die Wissenschaft der Realität und die Verachtung der Ideen und der allgemeinen

Maximen, für seine Polemik die groben Wachtstubenurtheile und vor allem die antichristliche rage. Es ist ein Brief Friedrichs, in dem zum erstenmal das Écrasez l'infâme erscheint. Merkwürdig ist, einen wie scharfen Einschnitt Brunetière in Voltaire's Thätigkeit in den 50er Jahren ansetzt und wie er ihn motivirt. Vor 1750 ist ihm Voltaire noch wesentlich belesprit, noch recht schüchtern und ganz der Form zugewendet. Nur so hat ihn der 1755 verstorbene Montesquieu gekannt. Nach 1760 ist er ein enrôlé der bande encyclopédique; denn eben in diesen Jahren, streng genommen erst vom Jahr 1758 an, hat das Jahrhundert, wie Brunetière mit Rocquain (l'esprit révolutionnaire avant la révolution) annimmt, seine brüske Wendung gemacht, indem es sich von den jansenistischen und parlamentären Interessen, die seine erste Hälfte ganz beherrschen, abwendet und der „Philosophie" ergibt. Eine letzte Etappe auf der neuen Bahn bezeichnet dann das Jahr 1762, in dem der große populäre Erfolg des Rousseau'schen Vicaire savoyard Voltaire dazu anstachelt, mit dem Sermon des Cinquante die antichristliche Agitation mit offenem Visier aufzunehmen. Der letztere Punkt ist mit einer etwas verwickelten bibliographischen Frage über die Datirung des Sermon verbunden. Condorcet und Brunetière (der Letztere wenigstens früher) sind für die Priorität Rousseau's; Edme Champion hat auf Grund einer Notiz in Barbiers Journal vom Jahr 1760 die Frage zugunsten der Priorität Voltaire's entschieden. Daß Niemand Barbiers Angabe bemerkt hat, meint Champion, kommt von unsrer Manie, nach den ungedruckten Texten zu laufen; im Gedruckten würde man weit wichtigere Entdeckungen machen; was übrigens auch Brunetière's Meinung ist, der an das geistreiche, für unsre Zeit besonders beherzigenswerthe Wort erinnert: Ce vrai inédit c'est l'imprimé.

In der moralischen Beurtheilung gehen, wie schon gesagt, Brunetière und namentlich Faguet mit Voltaire sehr streng ins Gericht. Wenn man nun aufhört, in der Hugo'schen Dithyrambenmanier, wie Arsène Houssaye es that, über Voltaire zu reden, so ist das wirklich im Interesse des geschichtlichen Geschmacks und in dem der Wahrheit nur zu begrüßen. Es ist ja wirklich so, wie Brunetière sagt, daß man nach gewissen Biographien meinen könnte, Voltaire habe sein Leben damit hingebracht, Memoiren für die Calas, Sirven und de la Barre zu schreiben. Immerhin war dieser Fortschritt eigentlich schon mit Desnoiresterres erreicht, dem Strauß gefolgt ist. In allem Thatsächlichen gibt er immer das Objektive. Auch in den listigsten ultramontanen Schriften habe ich kein geschichtliches Datum gefunden, das er verschwiegen hätte. Trotzdem ist Desnoiresterres bei dem im ganzen milden Urtheil über Voltaire's Charakter stehen geblieben, das nur aus Strauß' Darstellung bekannt ist. Wenn das Urtheil nun heute nach der tadelnden Richtung hin verschärft wird, so ist im allgemeinen dagegen nichts einzuwenden. Konstantiren darf man immerhin, daß neues belastendes Material, auf das sich das neue Urtheil etwa stützen würde, nicht hinzugekommen ist. Im Gegentheil, Maugras z. B. kommt in seiner Schrift Querelles de philosophes. Voltaire et Jean Jacques Rousseau zu einem Resultat, das mir für Voltaire eher noch zu günstig zu sein scheint. Auch darf hier vielleicht eine allgemeine Anmerkung gemacht werden, die für Voltaire wie auch für Rousseau gilt. Man verwendet stets wie bei Rousseau die Confessions, so bei Voltaire in ausgiebiger Weise seine Art von Konfession, die Korrespondenz, die in manchen Partien einen so intimen Charakter trägt, daß sich Voltaire über ihre Veröffentlichung aufs äußerste entrüstet haben würde. Nun war es ja gewiß von Voltaire nicht klug, sich so zu enthüllen, wie es von Rousseau nicht geschmackvoll war, dem Publikum eine Beichte abzulegen, und die Beiden haben es sich ganz selbst zuzuschreiben, wenn sie dadurch schlimmer fahren — wie man denn von Rousseau das bedenklichste erst aus den Konfessionen erfahren hat. Trotzdem wird der Kritiker, der zugleich Sittenrichter ist, in der Verwerthung z. B. von ganz vertraulich und familiär gehaltenen Aeußerungen sich eine gewisse Zurückhaltung auferlegen müssen. Er darf der Gerechtigkeit wegen Niemand darüber im unklaren lassen, daß das Individuum, das er so vor seinen Richterstuhl zieht, sich in einer wesentlich ungünstigeren Lage befindet, als alle diejenigen, die sich der Oeffentlichkeit nur in dem Gewande zeigen, in dem sie gesehen zu werden wünschen.

Was nun speziell das Urtheil Faguets betrifft, so ist trotz der Autorität Brunetière's, der ihm beitritt und der Voltaire und Rousseau einmal deux assez vilains sires heißt, mein Eindruck der, daß es zu hart ist oder wenigstens, daß der gefährliche Pfeil der Kritik sein Opfer nicht in seiner Achillesferse trifft. Faguet will das entscheidende Wort über Voltaire aussprechen, indem er seinen Charakter als den eines decidirten Egoisten bestimmt. Ich glaube, daß schon das Jahrhundert Voltaire's, das die altruistischen Empfindungen schon aus eudämonischen Motiven gepflegt hat, kein günstiger Nährboden für einen Charakter dieser Art gewesen wäre; viel eher würde man den von Faguet geschilderten Typus in gewissen Kreisen des 17. und wieder in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts antreffen. Voltaire steht in so vielen Verhältnissen, in denen ein nicht berechnender Altruismus seines Temperaments uns entgegentritt. Selbst die Tradition des Genfer Pietismus, der dem alten brochurier von Ferney doch nicht wohlwollen konnte, hat diesen Zug an seinem Bild sehr entschieden betont. Der Genfer Pastor Gaberel hat, gestützt auf diese Tradition, gegen die ungerechte Strenge des ultramontanen Nicolardos lebhaft protestirt. Man darf an die Beständigkeit seiner Freundschaftsverhältnisse, an seine staunenswerthe Gastfreiheit erinnern. Voltaire ist für eine Sache eingetreten und hat für diese Sache, über die man übrigens urtheilen mag, wie man will, soviel Leidenschaft entwickelt, wie sie ein kalt egoistischer Rechner nicht aufwenden würde. Mit La Rochefoucaulds Methode kann man diese Dinge freilich auch anders deuten. Man kann z. B. mit Faguet seinem Eintreten für Calas Popularitätssucht und seinen Haß gegen die jansenistische Magistratur als Motiv unterschieben. Aber man muß sich dann darüber klar sein, daß bei dieser Methode überhaupt kein Mann und keine That in der Geschichte intakt bleiben wird. Immerhin möchte ich auf diesen Punkt weniger Werth legen, da die Diskussion über derartige allgemeine moralische Vorurtheile, bei dem mancherlei Subjektiven, das sich da einmengt, nicht eben sehr fruchtbar zu sein pflegt.

Eine diskutable Seite gewinnt aber dieses Vorurtheil bei Faguet deßwegen, weil er es zu einem Erklärungsprinzip für den literarischen Charakter und für die Weltanschauung Voltaire's macht. Faguet läßt Voltaire den Ruhm einer alles umfassenden curiosité, die in der fast unglaublichen Weite und Breite ihrer Interessen geradezu das Charakteristische seiner Geistesart und seine Originalität ausmacht; er nimmt Voltaire, den Philosopheu, auch gegen zwei alte und oft gehörte Vorwürfe in Schutz. Er war kein Skeptiker, denn er glaubt gern und nimmt die Ideen ernst; er, der im gesellschaftlichen Leben ein unverschämter Lügner war, ist aufrichtig im intellektuellen Leben. Er war auch kein Dilettant; denn Voltaire will, was er denkt, während der Dilettant denkt, was er will; seine Ueberzeugung zielt immer auf die That ab. Aber davon hebt sich nur um so schärfer Faguets Charakteristik des Voltaire'schen Denkens ab, das er flach und vulgär findet, da er auf die wichtigsten Fragen, die er behandle, nicht etwa um eine Antwort verlegen sei, sondern aufs Gerathewohl bald so, bald so, und zwar im entgegengesetzten Sinne, bald mit Ja, bald mit

Digitized by Google

Nein antworte. „Ist er Optimist oder Pessimist? Glaubt er an den freien Willen oder an ein Fatum? Glaubt er an die Unsterblichkeit der Seele oder an eine rein materielle sterbliche Seele? Glaubt er an Gott? Leugnet er alle Metaphysik und ist er ein reiner Agnostiker oder ist er es nur bis zu einem gewissen Grad, das heißt: ist er doch noch Metaphysiker? Ist er in der Geschichte Fatalist oder glaubt er an die Wirksamkeit des Einzelwillens auf den Lauf der Geschicke? Ist er in der Politik liberal oder Absolutist? Ist er in der Religion radikaler Abolitionist oder gemäßigter, das heißt immerhin noch — zwar nicht religiös — aber doch konservativ in Bezug auf den Kultus?" Faguet durchmustert mit diesem Fragebogen Voltaire's Werke und findet in seinen Antworten die flagrantesten Widersprüche, die ihre Erklärung schließlich in Voltaire's Charakter finden; das heißt eben in seinem Egoismus, der seinem Geist immer die Antwort nahe legt, welche dem jeweilig sich vordrängenden Bedürfniß gemäß ist. „Ein robuster befehlshaberischer Egoismus, der eine ganze Philosophie geworden ist, das ist der Grund von allem. Von diesem Gesichtspunkt aus verschwinden die Widersprüche. Herr v. Voltaire ist Großbourgeois, er liebt die Welt, den Luxus, die Künste, die freie Geselligkeit unter honnêtes gens, das Theater und die Ruhe unter seinen Fenstern. Was mit diesen Liebhabereien stimmt, ist wahr; was sie stört, ist falsch. Da er keine Phantasie hat, so braucht er das Wunderbare und Uebernatürliche nicht, also gibt es keine Religion. Da er das Theater liebt, wißbegierig und nicht sehr rigoros in der Moral ist, so kann er eine Religion, die der Wißbegierde, dem Schauspiel und den freien Sitten feind ist, nicht leiden; also braucht er keine Religion. Da das Volk ihn in Ruhe lassen soll, so ist er für jeden Zügel, der das Volk bändigen kann: also braucht man eine Religion. Da ihm Bürgerkriege ein Greuel sind, so ist ihm alles verhaßt, was solche Kriege anfachen und entfesseln kann, also braucht man keine Religion u. s. f. Das Prinzip ist konstant, seine Schuld ist es nicht, wenn die Konsequenzen sich widersprechen." So geistreich diese Methode hier und in anderen Partien durchgeführt ist, so läßt sich doch gegen diese Liste der Widersprüche und ihre Erklärung noch manches bemerken. Ich glaube nämlich, es wird wenige Philosophen geben, bei denen man nicht ähnliche Widerspruchslisten komponiren könnte, besonders wenn sie so viel und über so lange Zeiträume hin produzirt haben und wenn sie noch so wenig systematisch durchforscht sind, wie Voltaire. Das letztere Urtheil, das bei einem Blick auf die Bibliographie der Voltairiana paradox scheinen könnte, darf ich wohl im Vorbeigehen kurz begründen. Wir haben an Biographien im großen und an biographischen Detailarbeiten über Voltaire Vorzügliches und Klassisches. Ebenso fehlt es dem, der sich über Voltaire's Werk und Geist im allgemeinen orientiren will, keineswegs an feinsinnigen und geistvollen Führern. Was hier französische Kritiken, deren Geist dem Voltaire's so kongenial ist, gesagt haben, kann nicht mehr besser gesagt werden. Noch weniger mangelt es an Kompilatoren, die das, was schon gut gesagt worden ist, auf andere Weise sagen. Ein wirkliches desideratum aber wären sorgfältige Monographien über einzelne Voltaire'sche Begriffe, die nicht ohne Kenntniß der Denker aus der Umgebung unternommen werden könnten, Arbeiten, wie sie z. B. Hertz in seiner eingehenden Schrift über Voltaire und das französische Strafrecht für die justizreformatorischen Anschauungen Voltaire's geleistet hat. Wir werden nun freilich auch nach diesen Arbeiten weit davon entfernt sein, alle Gedanken und alle Einfälle, die aus den verschiedenen Broschüren und Briefen für eine bestimmte Materie zu sammeln sind, unter einen systematischen Hut zu bringen. Aber wie gern sind wir doch sonst bereit, der Entwicklung Widersprechendes zugute zu halten! Wie suchen wir doch sonst mit einer fast zu weit gehenden Vorliebe die Spuren von Widersprüchen auf, nur um eine Entwicklung aufspüren zu können. Und dieser Gesichtspunkt erklärt bei Voltaire wenigstens Einiges. Ein Schwanken und eine Veränderung der Ansicht in den philosophischen Meisterfragen der Freiheit der Natur der Seele, der Erkenntniß kann man ihm im Ernst nicht allzu schwer anrechnen. Wer hierin seine Ansichten nie geändert hat, ist entweder ein sehr großes philosophisches Genie, was Voltaire zweifellos nicht war, oder er hat weniger darüber nachgedacht. Sodann will ja Voltaire gar kein Philosoph von Fach in unserm Sinne sein; er ist ein Gelegenheitsdenker in ähnlichem Sinne, wie man das Wort von Lessing gebraucht hat; und da er das Wort so gar leicht auf der Zunge hat und dabei ein fast naives und kindliches Bedürfniß der Aeußerung jeder Empfindung, so muß man bei ihm so billig sein und stets fragen, in welcher Umgebung und aus welcher Stimmung die einzelnen Urtheile bei ihm auftauchen. Wenn er den übertriebenen Ansprüchen des Pascal'schen Jansenismus gegenüber die guten Seiten der diesseitigen Welt und Gesellschaft vertritt, so schließt das gar nicht aus, daß er gegenüber dem Shakespeare'schen Enthusiasmus Pope's und der deutschen Ausklärer die Kehrseite der Medaille zeigt. Das Tout est passable der Vision de Babouc ist eine komplizirte Stimmung, ein Urtheil, von dem aus man nach zwei Seiten Front machen kann. Bei anderen Fragen, z. B. bei den moraltheoretischen, kann man wirklich zugeben, daß er diskrepante Sätze unausgeglichen nebeneinander stellt. Die einfache Erklärung aber ist, daß er hierin ganz abhängig ist von der Locke'schen Philosophie, die einerseits in der Konsequenz der Leugnung der angeborenen Ideen die Relativität der moralischen Ideen statuirt, andrerseits das Sittengesetz dann wieder für so einleuchtend hält, daß man jene Relativität nicht mehr versteht. Der politische Standpunkt Voltaire's, der einer eingehenden Untersuchung noch nicht unterzogen worden ist, ist zwar noch nicht ganz durchsichtig; unter anderem ist die Frage noch nicht geklärt, wie weit sich das, was man Voltaire's Liberalismus heißen könnte, vom administrativen ins rein politische Gebiet hinein erstreckt, wie weit etwas wahres ist an dem mot d'esprit Honssaye's von der Revolution als dem 71. Band der œuvres de Voltaire. Das was Faguet als Widersprüche empfindet, kann man ganz wohl auf einen einheitlichen Standpunkt zurückführen, der auch schon praktisch in die geschichtliche Erscheinung getreten ist und für den sogar schon ein terminus technicus geprägt ist. Es ist der Standpunkt des aufgeklärten Despotismus. Wenn man die Resultate der revolutionären Entwicklung Frankreichs ins Auge faßt, so kann man sich fragen, ob Faguet recht hat, Voltaire dieses seines Standpunktes wegen vollständige Verständnißlosigkeit in politischer Hinsicht vorzuwerfen. Voltaire's politisches Ideal sei, meint Faguet, ein Napoleon ohne die gloire. Ich glaube, man würde richtiger sagen: ein Louis XIV., aber ohne die unverständige Religionspolitik und mit einer vorsichtigeren Expansionspolitik. Ein derartiger Monarch, wenn er zu haben war, wäre vielleicht gar nicht so übel gewesen und hätte Frankreich mehr zum Heil gereicht als alle die glänzenden republikanischen und demokratischen Talente, die das Land in anarchische Zustände hineingestoßen haben.

Den Egoismus Voltaire's findet Faguet auch in seiner unpatriotischen Gesinnung, seine Stellungnahme in der auswärtigen Politik sei auf allen Punkten den Interessen Frankreichs entgegengesetzt: er hat seine Freude an der Theilung Polens, ist vergnügt über das Empokommen Preußens und Rußlands und ruft: hinaus mit den Türken aus Europa. Faguet möge sich in acht nehmen, daß nicht

Digitized by Google

ihn selbst in diesen Tagen der alliance franco-russe irgend ein Volkstribun seinen Landsleuten denunzirt wegen seines mangelnden civisme. Sachlich sagt schon Courtet mit Recht, wenn Voltaire nicht national dachte, so hatte er sein ganzes Geschlecht zum Mitschuldigen. Nach dem Tag von Roßbach muß Choiseul klagen, daß nicht bloß die Hugenottenpartei, sondern halb Paris seine helle Freude habe an der glaire Friedrichs. Auch Brunetière findet es beim Unterschied der Zeiten nicht angängig, auf diesen Punkt die neuen schmerzlichen Erinnerungen Frankreichs gegen Voltaire aufzurufen.

Was Valtaire's Theologie im engeren Sinne betrifft, so scheint mir hier die Methode der Faguet'schen Kritik noch am ehesten im Recht zu sein, obwohl die Hauptposition wie die Hauptnegation auch hier auf theoretischem, nicht praktisch bedingtem Grund und Boden stehen. Voltaire's Gottesbegriff ruht auf dem teleologischen Argument, das für ihn wie für alle wirklichen Denker vor der radikalen Kritik Kants in seiner Kritik der reinen Vernunft unwiderlegliche Kraft hat. Seine allerdings mehr nur insinuirende Leugnung des Providenzgedankens, der doch wohl noch zu unterscheiden ist von dem allgemeinen Gottesgedanken, ruht auf seiner Betrachtung der gesellschaftlichen Welt und ihres Verhältnisses zur Natur, besonders auch auf seinen geschichtlichen Beobachtungen. Aber daß er an das Residuum seines Gottesbegriffes das moralistische Postulat von Straf- und Lohn-Ausgleich im Jenseits angeschlossen hat, das geht freilich aus einem praktischen Interesse hervor, das Faguet mit Recht als ein sehr niederes kennzeichnet; dieses Theorem hat auch bei Voltaire einen bedenklich exoterischen Geschmack.

Die Ableitung des Gedankensystems Voltaire's aus seinem Charakter oder Charakterdefekt scheint mir also im ganzen nicht gelungen. Werthvoller als die moralistische Kritik Faguets scheint mir die psychologische Charakteristik, die er gibt, zu sein, besonders in einem Gedanken, der mir mit einiger Modifikation für eine Würdigung Voltaire's sehr fruchtbar vorkommt. Faguet beginnt seine Studie mit dem geistreichen Aperçu: er denke sich einen alten Emigrirten von 1817, der aus einer Vorstellung des bourgeois-gentilhamme komme, und höre ihn sagen: das ist eine sehr nette Satire, sie erinnert mich an Hrn. v. Voltaire, Grafen von Tournay. Und das sei Voltaire in der That, vor allem ein französischer bourgeois-gentilhamme aus der Régence, der sehr reich, sehr kühn, sehr impertinent geworden, allerdings daneben auch sehr intelligent und sehr geistreich gewesen sei. Und Faguet führt nun diesen Gedanken durch, indem er zeigt, wie Voltaire, ganz der richtige baurgeais, kein Künstler war und kein Philosoph, wie er wenig vom Kriegsmann hatte, dafür aber einen eminent praktischen Sinn, wie er hart und hochmüthig nach unten, schweifwedelnd nach oben war, in allen Dingen klug und vorsichtig u. s. w. Um auch hier zunächst mit dem Widerspruch einzusetzen, so kann ich das ridicule des Hrn. Jourdain an dem Patriarchen von Ferney nicht finden. Der Ferneyer Schloßherr und „Graf" hat gewiß seine komischen Seiten. Hubers geistvoller Stift hat sie fein und maliziös persiflirt zum Ergötzen von Mit- und Nachwelt. Voltaire thut sich etwas auf den seigneur zugute und macht ab und zu von seinen Herrschaftsprivilegien einen recht grotesken Gebrauch, wie z. B. in jener Predigt in der Kirche von Ferney, in der er, vorgekommener Fälle halber, seinen Vasallen das siebente Gebot einschärft. Aber es ist dabei immer etwas von jener, dem Hrn. Jourdain nicht bekannten Persiflage dabei, mit der er auch von seiner geistlichen Würde als père temparel des capreins de Gex Gebrauch macht, indem er seine Briefe mit Frère Valtaire capucin indigne unterzeichnet. Im ganzen steht Voltaire da mit festen Füßen auf dem Boden einer gesunden Realität und sein Wirken und Walten in Ferney ist ein erfreulicher und nicht komischer Anblick. Es stünde um Frankreich heute anders, wenn es am Ende der ancien régime viel solcher Schloßherren gehabt hätte. Auch Voltaire's gesellschaftliche Formen sind tadellos, er kennt die Distanzen und hat einen feinen Sinn für alle Nuancen, die jene hochgesteigerte gesellige Kultur erfordert; er ist, wie Brunetière sagt, ein Meister in der schweren und aristokratischen Kunst der Konversation. Selbst Madame de Genlis, die so wenig an ihm gelten läßt, hat von ihm bezeugen müssen, er sei der Einzige in seiner Zeit, der den Damen zu sagen wisse, was sie zu hören wünschen. Auch in dem anderen tadelnden Sinn, in dem Faguet das Wort baurgeois braucht, indem er es dem Künstler entgegensetzt, möchte ich es nicht ganz gelten lassen. Wer, wie Voltaire, ein Jahrhundert lang, 50 Jahre während seines Lebens und volle 50 Jahre nach seinem Tode, bei einem ästhetisch hochgebildeten Volke fast unbestritten als erster Meister seiner Kunst gilt, der hat einen Ruhmestitel, dessen sich von den französischen Poeten und gens de lettres nach ihm keiner rühmen kann. „Zaire ist weniger veraltet als Hernani," sagt Brunetière. „Eigentlich ist alles gut, was ein so großes Talent wie Voltaire schreibt," sagt Goethe, „von diesem höchsten unter den Franzosen denkbaren Schriftsteller."

Aber bedenklich ist allerdings, daß dieser Führer seiner Zeit geistig so wenig gentilhamme und sogar ein zweifelhafter havnéte hamme war. Er hat keine Spur von Würde im Verhältniß zu seinen Feinden und keine Spur von Selbstachtung im Verhältniß zu den puissances. Er läßt auch die Meister in der Kunst der Schmeichelei hinter sich, kein caurtisan des 17. Jahrhunderts war wohl so niedrig, kein Demagog des 19. Jahrhunderts so verlogen in diesem edlen Handwerk, wie dieser Mann. Noch peinlicher ist der vollständige Mangel an persönlicher Tapferkeit, an körperlichem Muth wenigstens. Für keine der zahlreichen infamirenden Beleidigungen, die er empfangen und ausgetheilt hat, ist er eingestanden mit der Waffe in der Hand. Selbst Verhältnisse, in denen er sonst Lob verdient, verunschönt diese feige Angst um seine persönliche Sicherheit. Wie elend steht der alte Spötter da vor dem jungen Ritter de la Barre, der die grausame Strafe für seine jugendlichen Frivolitäten mit einem Muth und einer banne grâce getragen hat, die dem alten gentilhamme de la chambre du roi zeigen konnte, wie ein Edelmann zu sterben wußte. Aber so stumpf war er, daß er das Beschämende auch nicht von fern empfunden hat. Merkwürdigerweise hat er als Fortsetzer des klassischen französischen Dramas die edlen und sublimen Gefühle des französischen Adels und der bourbonischen Kultur, die in jener Kunstform ihren Ausdruck fanden, zum Kern und zur Substanz seiner Tragödien gemacht. Aber nach dem ganz auffallenden Auseinandergehen seiner persönlichen Lebenshaltung und des Idealtypus seiner Tragödien muß man wohl annehmen, daß die vornehmen Formen seines Dramas eine schon nicht mehr lebendige Konvention waren. Wie verhängnißvoll mußte es wirken, daß dieser Mann, der die Ehre nicht kennt, um der Reize seines Geistes willen der bewunderte Liebling der herrschenden Stände wurde. Nun fehlte nur noch, daß Rousseau und die Späteren mit ihrer entnervenden Sentimentalität von anderer Seite her die alten männlichen und ritterlichen Tugenden untergruben. Und wir verstehen den schmählichen Zusammenbruch einer stolzen und ruhmvollen Aristokratie in der Revolution. Wir verstehen die merkwürdige Thatsache, auf die Taine aufmerksam machte, daß alle diese Söhne alter kriegerischer Geschlechter sich von der Kanaille widerstandslos hinschlachten lassen und schließlich die Tugenden der Rasse nur noch in der Art bewähren, wie sie den Tod zu nehmen wissen.

Digitized by Google

Auf die historische Bedeutung von Voltaire's eigentlichem Lebenswerk, ich meine seine Bekämpfung des Christenthums, ist Faguet kaum eingegangen, wohl weil er literarhistorische, nicht kulturgeschichtliche Studien schreiben wollte. Immerhin durfte auch der Literarhistoriker Voltaire's vornehmstes Kampfmittel — seine Ironie — seiner Analyse nicht entziehen. Brunetière hat sich in dieser Sache ausgesprochen, und zwar fällt sein Urtheil hier so scharf aus, wie das Faguets über Voltaire's Charakter: „Voltaire hat uns in der schlimmsten Weise hereditär belastet; von ihm haben wir die verhängnißvoll frivole Art in der Behandlung ernster Fragen. Wenn man ihn rühmt, daß er uns das Leben leichter gemacht habe, so hat er es auch gemeiner gemacht. Er hat den Gedanken erniedrigt. Sollen wir ihm dafür dankbar sein?" Fast klingen Brunetière's Worte wie einst De Maistre's Spruch: „Wer sich in seiner Bibliothek zu Voltaire hingezogen fühlt, der mag sicher sein, daß Gott ihn nicht liebt." Und ebenso findet Lanson, der in seiner französischen Literaturgeschichte ein ausgezeichnetes résumé über Voltaire gegeben hat, die marque Voltairienne in der Respektlosigkeit. „Andere haben vielleicht ebensowenig an die Religion, noch weniger als er an Gott geglaubt, Niemand war mehr von Grund aus irreligiös. Die Hauptspur Voltaire's in der Geistesbewegung ist die Verbreitung der Impietät und des Unglaubens von oben an bis unten aus in der französischen Gesellschaft. Es ist allerdings Voltaire, der die Religion bei uns getödtet hat." Lanson stellt dieser These zwei Erwägungen zur Entlastung Voltaire's gegenüber, von denen ich die erstere nicht gelten lassen möchte; er sagt einmal: „er hat nicht die ideale Religion angegriffen, sondern die Kirche seiner Zeit." — Faktisch und dem Geiste nach hat er das doch gethan. Sodann: Ohne Voltaire war Renan nicht möglich; man mußte mit Zorn leugnen, ehe man mit Sympathie und mit Respekt leugnen konnte. Brunetière würde dagegen wohl sagen, das Schlimme sei, daß — so oder so — eben das Leugnen inaugurirt worden sei. Aber auf diesem Gebiete der Kritik ist das punctum saliens die Frage: wie weit will der Kritiker hinter Voltaire zurückgehen? Es ist damit nicht gethan, daß man, wie Brunetière, ein frivoles und empörendes Spottwort Voltaire's über die Messe brandmarkt; es ist damit nicht gethan, daß man die gehässige Bornirtheit der Voltaire'schen Geschichtsbetrachtung geißelt und mit Brunetière sagt: „er lügt auch in der Geschichte, denn er muß wissen, daß das Christenthum die Menschheit so und so lange getröstet und erhoben hat." Jedermann wird Brunetière's Empfindung theilen, obwohl man sich — nebenbei — fragen kann, ob Voltaire diese moderne, ja sogar bedenklich moderne Werthtaxation der Religion haben konnte. Aber eine Frage meine ich, haben sich Voltaire und seine alten, echten Feinde schärfer gestellt, die wir Epigonen der Romantiker, wir modernen Verehrer des Geschichtlichen läßlicher zu behandeln pflegen, die Frage: Wahr oder falsch? Die Zeit ist freilich auch anders geworden. Die Lehren und Thatsachen, über die Voltaire in seinen 1000 Broschüren gespottet hat, traten dem Menschen von ehemals, daß ich so sage, aggressiv und imperatorisch entgegen mit dem Anspruch, geglaubt, und zwar im alten, unmodernisirten Sinn von Glauben geglaubt, das heißt als wahr anerkannt zu werden. Der moderne Conféreucier begegnet diesem einst so harten Thatbestand im Verlauf seiner Studien und wird, wenn er in der Stimmung ist, von ihm angeregt, angezogen, gefesselt — als von einer recht interessanten historischen Erscheinung. Ich möchte damit das Gewicht der ethischen Frage, die bestehen bleibt, nicht abschwächen, der Frage, ob der religiöse Irrthum, der vermeintliche Irrthum mit der Waffe des Spottes bekämpft werden darf, ob speziell die Voltaire'sche Spezies von Ironie ihrem Gegenstand gegenüber irgend eine Berechtigung hat. Auch in dieser Frage werden sich die Geister scheiden. Aber man mag den Graben noch so tief ziehen zwischen sich und dem esprit Voltairien. Mit den Steinen, die man nach ihm wirft, füllt man den tieferen Abgrund, der den Gläubigen vom Ungläubigen, den Zustimmenden vom Ablehnenden scheidet.

Es ist auffallend, wie die kompetentesten deutschen Urtheile über Voltaire bedeutend milder klingen als das der beiden französischen Kritiker, die ich besprochen habe, und wie sie übereinstimmen im Tone eines, ich möchte sagen läßlichen Lobes. Lessing hat in seiner, allerdings aus der Kampfzeit 1779 stammenden Grabschrift für Voltaire ihm ein Zeugniß ziemlich gut ertheilt, das manches gut bis recht gut aufwiegen dürfte:

„Hier liegt, wenn man euch glauben wollte, ihr frommen Herrn,
der längst hier liegen sollte.
Der liebe Gott verzeih' in Gnade ihm seine Henriade,
Und seiner Verschen viele, und seine Trauerspiele!
Doch was er sonst ans Licht gebracht, das hat er ziemlich gut
gemacht."

Strauß hat die Stimmung seiner Voltairebiographie aufs glücklichste in dem charmanten Schlußsatz zusammengefaßt: daß von allen Geistern, die verneinen, der Schalk dem Herrn am wenigsten zur Last sei, habe er ja selbst gesagt. Und Goethe selbst ist im Alter von seiner Jugendstimmung, in der er Voltaire bei der Lektüre seines Saul hätte erdrosseln mögen, erheblich zurückgekommen. Wenn man nach dem Grund dieser Erscheinung fragt, so kann man an den Protestantismus und an den spekulativen Charakter der Deutschen denken, denen mit Voltaire's Negationen noch nicht alles verloren scheint. So wird man es andrerseits auch verstehen, wie Franzosen, die um die Zukunft ihres Vaterlandes besorgt sind, angesichts der tiefgreifenden, unübersehbaren Wirkungen des Voltaire'schen Geistes einer bedenklichen und besorgten Stimmung ihm gegenüber Raum geben. Aber soviel dann solche Urtheile uns zum Widersprechen Anlaß geben, die Kunst wird diesen Meistern der Kritik Niemand bestreiten, daß sie, ich möchte sagen, mit jeder Zeile anzuregen wissen.

Kaufmännische Schiedsgerichte.

Die Frage der Errichtung von kaufmännischen Schiedsgerichten ist auf die vom Reichstag am 7. April dieses Jahres gefaßte Resolution hin, „die Verbündeten Regierungen um baldthunlichste Vorlage eines die Errichtung von kaufmännischen Schiedsgerichten betreffenden Gesetzentwurfs zu ersuchen," mehr denn je in den Vordergrund des öffentlichen Interesses getreten. Die Literatur weist bisher wenig wissenschaftliche Bearbeitungen auf und diese behandeln die Frage nur nach ihrer wirthschaftlichen Seite. Umsomehr ist es zu begrüßen, daß Dr. jur. Konrad Ernst Riesenfeld es unternommen hat — der Aufsatz bildet den Inhalt des sechsten Heftes des heurigen Jahrgangs der von der Volkswirthschaftlichen Gesellschaft in Berlin herausgegebenen Sammlung volkswirthschaftlicher Vorträge und Abhandlungen — das einschlägige weitschichtige und allenthalben zerstreute Material vom wissenschaftlichen Standpunkt aus zu verarbeiten und hiebei auch insbesondere die juristische Seite zu berücksichtigen. Der Verfasser hält, ohne auf die primäre Frage, ob überhaupt ein Bedürfniß für die Errichtung kaufmannischer Schiedsgerichte vorhanden sei, näher einzugehen, solche Spezialgerichte nicht als das geeignete Mittel zur Befriedigung dieses Bedürfnisses und gibt am Schluß seiner Schrift Vorschläge zur anderweitigen Lösung der Frage. Wir bringen nachstehend in kurzen Zügen die bemerkenswerthesten Punkte.

Von den bisher vorgeschlagenen Organisationsplänen wurde jener, welcher die Streitigkeiten aus dem kaufmännischen Dienstverhältniß der Entscheidung der Gewerbegerichte unterstellen will, von der organisirten Gehülfenschaft selbst auf das entschiedenste abgelehnt, und zwar, weil die gesellschaftliche Stellung,

Digitized by Google

sowie die wirthschaftlichen Verhältnisse der Angestellten des Kaufmannsstandes durchaus von denjenigen der gewerblichen Arbeiter verschieden seien und eine Herabdrückung des sozialen Niveaus bei Gleichstellung beider vor dem Gewerbegericht unausbleiblich sei. Gegen die Angliederung spricht ferner, daß der hienach den Gewerbegerichten in Zukunft zur Entschreidung unterstehende Rechtsstoff angesichts der Organisation der jetzigen Gewerbegerichte viel zu umfangreich und vielseitig sein würde, da die Rechtsbeziehungen aus dem kaufmännischen Anstellungsverhältniß weit schwieriger zu entscheiden sind als diejenigen aus dem gewerblichen Dienstvertrag, so daß für den Vorsitzenden Besitz juristischer Bildung unbedingt gefordert werden müßte. Solche Vorsitzende für alle Gewerbegerichte zu erlangen, begegnet an den Sitzen der kleineren Gerichte infolge Mangels an geeigneten Persönlichkeiten Schwierigkeiten. Nicht zu umgehen ist, daß die Beisitzer dem kaufmännischen Stand entnommen werden. Dadurch wird aber der Apparat der Gewerbegerichte sehr schwerfällig, und es können diese, zumal in großen Städten, ihre Hauptaufgabe einer rasch und einfach funktionirenden Instanz nicht mehr erfüllen. Ferner sind nicht überall da, wo das Bedürfniß nach einem kaufmännischen Schiedsgericht vorliegt, Gewerbegerichte vorhanden, da ja Handels- und Industriezentren nicht immer zusammenfallen.

Bedenken grundsätzlicher Art begegnen dem Verlangen nach Errichtung selbständiger kaufmännischer Schiedsgerichte. Vom juristischen Standpunkt aus betrachtet bedeutete ihre Errichtung eine neue Durchbrechung des gerichtsverfassungsmäßig garantirten Prinzips der ordentlichen Gerichtsbarkeit. Die Einheit der Rechtsordnung und die Gleichmäßigkeit der Rechtsprechung erscheinen mit weiterer Zersplitterung bedroht. Gewichtige Gründe für die Bestellung oder Zulassung neuer „besonderer" Gerichte sind nicht vorhanden, weder ist spezielle Fachkenntniß erforderlich, noch konnte die Objektivität der Rechtsprechung der ordentlichen Gerichte in kaufmännischen Dienststreitigkeiten bisher in Zweifel gezogen werden, noch rechtfertigt die zu erwartende Anzahl der Streitigkeiten die Einrichtung der Schiedsgerichte. In wirthschaftlicher Hinsicht kommt in Betracht, daß die Schaffung dieser Spezialgerichte einen — bisher glücklicherweise noch nicht bestehenden — Klassengegensatz zwischen dem Berufsstand der Prinzipale und dem der kaufmännischen Angestellten künstlich erst schaffen würde.

Die Organisation der selbständigen Gerichte nach Art und Vorbild der Gewerbegerichte würde unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnen. Mehr Anklang fand daher der Vorschlag einer Angliederung an die bestehenden ordentlichen Gerichte, und zwar entweder an die Kammern für Handelssachen oder an die Amtsgerichte unter Bildung besonderer Abtheilungen. Wegen der allzu geringen Anzahl der Kammern für Handelssachen und der großen Ausdehnung ihrer Jurisdiktionsbezirke erscheint der erstere Vorschlag nicht durchführbar. Die Ausgestaltung der kaufmännischen Sondergerichte auf der Basis der Angliederung an die Amtsgerichte betrachtet der Verfasser als die am wenigsten mißglückte, da sie wenigstens einen Theil der Organisationsschwierigkeiten vermeidet, welchen die sämmtlichen übrigen Einrichtungsvorschläge begegnen. Allein auch dieser Modus hat eine Reihe von Bedenken gegen sich. Gleichviel, ob die Bestellung der Fachbeisitzer durch Wahl, Ernennung oder Auslosung stattfinden soll, keine dieser drei Verfahrensarten erscheint glatt durchführbar. Auch die geplante Berufung an die Kammern für Handelssachen wird den Wünschen der kaufmännischen Angestellten nicht gerecht werden.

Der Verfasser sieht einen Hauptfehler in der geplanten Vereinigung der Vergleichs- und der Rechtsprechungsthätigkeit in einem und dem nämlichen Organ und schlägt deßhalb zur Lösung der Frage eine Trennung der Vergleichs- von der Rechtsprechungsfunktion unter gleichzeitiger Uebertragung der ersteren auf eine besondere Behörde und Belassung der letzteren bei den ordentlichen Gerichten vor. Für die Ausgestaltung der Vergleichsbehörde würde in Preußen eine stärkere Nutzbarmachung des Instituts der Schiedsmänner zweckentsprechend sein, im übrigen sei empfehlenswerth, wie in Oesterreich, bei den Handelskammern (und kaufmännischen Korporationen) besondere „Einigungsämter" ins Leben zu rufen. Was die Rechtsprechungsinstanz anlangt, so müßten die aus Anlaß des Dienstverhältnisses zwischen dem Prinzipal und dem Personal entstehenden Streitigkeiten als eine besondere Prozeßgattung behandelt (nach Analogie des § 3 des Gewerbegerichtsgesetzes) und müßte auf Beschleunigung, Vereinfachung und Verbilligung des Verfahrens Bedacht genommen werden.

Mittheilungen und Nachrichten.

β. **Eine Frühlingsfahrt durch Italien nach Tunis, Algerien und Paris.** Von Adalbert v. Majersky. Mit 4 chromolithographischen und 15 Crayondruck-Tafeln, 22 Vollbildern und 12 Textabbildungen. (Frankfurt a. M. Gebr. Knauer.) — Es ist ein junges Ehepaar, dessen heitere Wanderfahrt in diesem prächtig ausgestatteten Werke geschildert wird. „In unsern Adern rollte echtes Reiseblut," so sagen sie von sich selbst. „Wohin wir kamen, dort waren wir zu Hause. Wir freuten uns stets des Ortes, wo wir weilten, und freuten uns gespannt der Orte, die wir noch schauen sollten." Und diese echte Reisefreude durchklingt das ganze, frische und lustige, man könnte beinahe sagen, festliche geschriebene Buch. Man sieht hier einmal wieder, daß es bei Reiseschilderungen gar nicht so sehr darauf ankommt, *was* uns vorgeführt wird, als vielmehr, *wer* es uns vorführt. Denn die Orte, die wir in der höchst angenehmen Reisegesellschaft dieses Hrn. v. Majersky und seiner Frau Gemahlin durch Vermittlung ihres Reisetagebuchs besuchen, werden jährlich von Hunderttausenden von Touristen „abgeklappert", sie sind dem größten Theil der gebildeten europäischen Menschheit längst durch eigenen Besuch oder durch Hunderte von Schilderungen und Abbildungen bekannt — und doch lesen wir die vorliegende Reisebeschreibung mit einem Genusse und Behagen, so sogar mit einer auf jeder folgenden Seite weitere Neuigkeiten erwartenden Spannung, als führte sie uns in das unbekannteste Märchenland. Das macht die Originalität, die Frische, die Ungezwungenheit und die Liebenswürdigkeit der Reisenden, die uns ihre Fahrt erzählen. Und das hat noch seinen ganz besonderen Grund darin, daß Hr. v. Majersky wirklich den Muth und die Fähigkeit hat, mit seinen eigenen Augen zu sehen. Man muß viel mit dem Reisevolk zusammengekommen sein, welches jahraus jahrein dieselbe Straße fährt, wie das Ehepaar Majersky, um beurtheilen zu können, wie selten doch im Grunde die Reisenden jenen Muth und jene Fähigkeit besitzen. Unter den Tausenden von Touristen, die Italien durchleben, ist manchmal kaum einer, der aus den Herrlichkeiten, die sich ihm in künstlerischer und landschaftlicher Hinsicht darbieten, wirklich sich das Herauslesen und wirklich nur das zu genießen verstände, was seiner Natur congenial ist. Bei den meisten begegnen wir dem ganz unnützen Bestreben, nur nachempfinden und nachfühlen zu wollen, was ganz anders geartete Naturen mit Enthusiasmus in sich aufnahmen und aus diesem Enthusiasmus heraus anpriesen. Deßhalb wird das Reisen der Mehrzahl zu einer Last, nicht zu einem Genuß, deßhalb hört man in oft aus jenen Touristenbanden heraus den Ruf: ach, wenn wir doch erst wieder zu Hause wären! — Das Ehepaar Majersky bildet eine rühmliche und höchst sympathische Ausnahme von jenem Durchschnittsreisevolk. Sie wollen sein, was sie sind, nichts mehr und nicht weniger, und wollen auch nicht mehr scheinen, als sie sind. Deßhalb begegnen wir bei ihnen keiner Spur von jener Bildungsheuchelei, die den mit aufgeschlagenem Baedeker vor dem unverstandenen Kunstwerk sich langweilenden Modetouristen so unausstehlich macht. Sie denken im Pantheon in Rom nur daran, wie nett es sein müßte, wenn es jetzt oben hereinregnete, und freuen sich bei ihrer Ankunft in Messina besonders darüber, daß es da keine „Sehenswürdigkeiten" gibt. Sie haben eben keinerlei Interesse weder an den „todten Häusern todter Leute", noch an der bildenden Kunst. Das ist ja auch ein Standpunkt, und wenn ein Reisegefährte diesen Standpunkt von vornherein offen und unumwunden einnimmt, so weiß man wenigstens, woran man mit ihm ist. Dafür haben aber diese Kinder der ungeheuren Steppe ein so ausgeprägtes Schönheitsgefühl für landschaftliche Bilder und einen so scharfen Blick für alles, was Natur heißt, auch für die Natur im Menschenthum, daß man ihrer Schilderung nicht nur mit Genuß, sondern auch mit Nutzen lauscht. Beide sind leidenschaftliche Botaniker; sie wandern deßhalb mehr, als es die anderen Touristen gemeiniglich thun, in Gottes weiter Natur herum und scheuen auch keine Beschwerden, um sich so recht von Herzensgrund im Freien auszuruhen. Naturlicherweise sehen sie nun auch mehr als andere Leute und prägen sich das Bild des Landes, in dem sie wandern, fester ein, als der nur auf der Jagd nach „Sehenswürdigkeiten" herumhetzende Tourist. Sie genießen alles, Menschen, Thiere, Pflanzen und Steine, so recht von amore und freuen sich wie die Kinder,

wenn sie etwas echt ihnen Zusagendes gefunden. So am Rande der Wüste: „Wir hatten bald mit einer der lieblichsten Wüstenblumen Freundschaft geschlossen: einem vollhohen Gänseblümchen mit Blüthen von der Größe eines kleinen Vergißmeinnichtblüthe; wo es feucht war, gedieh es üppiger, und wo der Boden arm war, dort war es auch arm." Und als sie noch ihrer Heimkehr von dieser botanischen Exkursion dann ein heftiges Gewitter erleben, da fliegt zunächst ihr Gedanke zu diesen ihren neuen Freunden, den Wüstenblumen, zurück: „Wie mochten die zarten Wüstenmaßliebchen dort draußen jetzt ihre feinen Lippen durstig aufthun!" Welch ein ehrendes, unmittelbares und kindliches Verhältniß zur Natur drückt sich doch in dieser Bemerkung aus. — Neben diesem kindlichen Zug, der das ganze Buch erfüllt, geht eine Schalkheit und ein so feiner Humor in der Darstellung einher, daß wir sofort mit dem reisenden Paare lustig vertraut werden. Zuweilen findet der Schreiber ganz wunderbar treffende, fast an Heine anklingende Ausdrucksweisen, um einen Eindruck plastisch wiederzugeben. So, wenn er beim Ausschiffen in Tunis die kleinen Landungsboote Blutegeln vergleicht, „die sich am Körper unsres Schiffes festsaugen," oder wenn er bei der Ueberfahrt vom Meere sagt: „es war sanft wie ein Blumenmädchen, dem man für eine Nelke einen Gulden gibt." — Auch der reiche bildnerische Schmuck des Werkes ist im großen und ganzen originell und trefflich ausgewählt, und fügt sich ganz entsprechend dem Text an, der auf den ersten Blick anspruchslos anstritt, bei näherem Bekanntwerden uns aber ganz eigenthümliche Schönheiten offenbart.

C. G. In dem Verlag des rührigen Ulrich Hoepli in Mailand erschienen mehrere interessante literarische und geschichtliche Skizzen (Laggi), auf welche wie die Freunde italienischer Literatur aufmerksam machen wollen. Die „Zwanglosen Betrachtungen" (Meditazioni Vagabonde) und die „Zeichen der Zeit" (Segni dei Tempi) von dem bereits wohlbekannten Kritiker Gaëtano Negri verdienen darunter den ersten Rang. Im zuletzt genannten Buch finden wir einige früher gehaltene Vorträge, sowie bereits in italienischen Revuen erschienene Besprechungen der Werke einheimischer, wie ausländischer Notoren, so z. B. Müller Walbeas Leonardo da Vinci, E. Renans Souvenirs d'enfance et de jeunesse, Tolstoi's Kreutzersonate, La sacrifiée von Ed. Rod und Robert Elsmere von Mrs. Humphrey. Bei einigen, wie bei dem epochemachenden Buch der englischen Schriftstellerin, erweitert sich die Besprechung und Kritik des Werkes zur eingehenden Erwägung der modernen treibenden Ideen, welchen die Arbeit ihr Entstehen verdankt, aber es wird eine Lösung der sozialen und philosophischen Probleme versucht, welche z. B. Belamy oder Brofferio aufgestellt haben. Besondere Beachtung verdienen die „Vorkämpfer der italienischen Revolution", welche in Mailand und Neapel ihre Mittelpunkte gefunden hatten. — In den „Zwanglosen Betrachtungen" beschäftigt sich Negri vorzugsweise mit den religiösen Forschungen und Tendenzen der modernen Zeit und es ist interessant, dabei zu ersehen, wie aufmerksam der Blick des Italieners der geistigen Bewegung unter Deutschlands protestantischen Theologen folgt, in der man Albert Ritschl geleitesten Richtung eine Idealisirung der Lehre und Rückkehr zum frühesten Christenthum erkennt. Die Persönlichkeiten, deren Wirken und Charakter aber Werke im Einzelnen in diesem Band besprochen werden (S. Francesco d'Assisi nach Sabatier, Mark Aurels Erinnerungen, die Bekenntnisse Augustins, die Briefe des Apostel Paulos ꝛc.) erscheinen im Zusammenhang mit diesen Reformideen der Neuzeit, die Negri im Gegensatz zu der „Paulinischen Reform" des XVI. Jahrhunderts die „Reform Jesu" nennt. Negri's ernste Bemühung, durchaus objektive Kritik zu üben, gewinnt und verdient das Vertrauen der Leser.

Die in demselben Verlag erschienenen „Creature onvrane" des Adolf Padovan glauben wir am besten mit „Uebermenschen" verdeutschen zu können, denn als solche betrachtet der Verfasser die hochbegabten Geister, die wir Genies zu nennen gewöhnt sind, einerlei, auf welchen Gebieten sie sich ausgezeichnet haben. Dante und Petrarca, Leonardo und Michelangelo, Byron und Leopardi, Newton und Volta, Julius Cäsar und Napoleon, Beethoven und Wagner werden als die einzigen Begründer und Förderer jedes neuen Entwicklung der Menschheit angeführt. Padovan hält auch nur solche „Uebermenschen" des höchsten Schmerzes wie der höchsten Freude fähig, sowie berechtigt, ungemessenen Stolz zu besitzen, den er ihnen gern aus ihren eigenen Worten nachweist. — Trotz vieler Paradoxen liest sich das in gefälligem Stil geschriebene Büchlein sehr angenehm.

Wer es vorzieht, mit den Vorzügen der Sprache auch das geläuterte Maß der Lebensweisheit aller Zeiten zu genießen, dem wird es geboten in dem Goldenen Lebensbuch von Monfredo Cagni (Il Libro d'Oro della Vita) das von Hopli mit besonderer Sorgfalt ausgestattet wurde. Es enthält einen reichen Schatz von Aussprüchen der Denker aller Nationen, die zu leichterer Uebersicht nach den Gegenständen geordnet sind, welche der „Mund der Weisheit" bespricht.

* **Leipzig.** In der am 14. November abgehaltenen öffentlichen Sitzung der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften sprach Prof. Brugmann über die oskisch-umbrischen Sprachdialekte und behandelte besonders die Eigenthümlichkeiten der ostisch-umbrischen Ueberreste, von welchen er eine Untersuchung über den Wortstamm eik als seine besondere Arbeit den Schriften der Gesellschaft einzufügen gedenkt, während er in der Sitzung selbst die von ihm angewendeten Methoden zur Vergleichung dieser Sprachüberreste mit den indogermanischen Sprachen erläuterte. Geh. Medizinalrath Flechsig sprach hierauf über die Ausbildung des Gehirns in dem ersten Lebensstadium des Menschen und erläuterte vom histaetischen Standpunkt aus das Wachsthum der einzelnen Theile unter Benutzung großer bildlicher Darstellungen. Auf Grund von Untersuchungen, welche er an 65 Gehirnen von Kindern im Alter bis zu 3 Jahren angestellt hatte, führte er den Nachweis, daß sich drei Nervenzentren im Gehirn unterscheiden lassen, nämlich dasjenige, welches sich bereits in dem 7 Monate alten Embryo vorfindet, in der Hauptsache die Mitte des Gehirns bildet und unbestritten den sensitiven Sinnen, dem Gehör, Gefühl und Gesicht, entspricht. Hieran fügt sich in den ersten 4 bis 5 Wochen ein weiteres Theil, während ein dritter erst im zweiten Monat nach der Geburt oder auch noch später zur Entwicklung gelangt. Dieses Zentrum besteht wieder aus zwei Theilen im hinteren und vorderen Gehirn. Während nun für den im Vordergehirn gelegenen Theil die Funktionen noch nicht ganz scharf nachgewiesen werden konnten, haben die Untersuchungen ergeben, daß der jüngste Theil im hinteren Gehirn den edelsten Funktionen des Gehirns zustommt und die von ihm ausgehenden Nervenfasern für die wichtigsten geistigen Arbeiten des Menschen, für Gedankenbildung, Sprechen u. dergl., erforderlich sind. Eine vergleichende Untersuchung der Gehirne von Säugethieren der niedrigsten bis höchsten Stufe hat ferner ergeben, daß von den niedrigsten Gattungen an das Gehirn immer weiter entwickelt sich vorfindet, daß aber selbst bei den menschenähnlichen Affen der Theil des Gehirns fehlt, welcher sich bei den Menschen zuletzt entwickelt, so daß ohne Zweifel hierin das charakteristische Unterscheidungsmerkmal zwischen Menschen und Affen zu suchen sein wird, da infolgedessen z. B. ein Hund oder Affe nie die Fähigkeit zum Sprechen wird erlangen können.

* **Am 1. November** wurde in Washington das neue Gebäude für die Kongreßbibliothek der Vereinigten Staaten feierlich eröffnet. Bisher waren, so wird der „Voss. Ztg." hierüber mitgetheilt, die 800,000 Bände, die diese größte Bibliothek der Neuen Welt umfaßt, im Kapitol untergebracht, allein die Zahl der alljährlich hinzukommenden Bände ist ja groß, daß in den Bibliotheksräumen des Kapitols schon seit vielen Jahren kein Platz mehr vorhanden war, und die Bücher sogar in den Kellerräumen untergebracht werden mußten. Nach den Gesetzen der Vereinigten Staaten wird der Schutz gegen Nachdruck u. s. w. nur den Publikationen, seien es nun Bücher, Photographien, Musikstücke, Zeitungen u. s. w., zutheil, von denen je zwei Exemplare der Kongreßbibliothek eingereicht werden. Welche Unmassen von Veröffentlichungen auf diese Weise ohne jedwede Anschaffungskosten der Bibliothek zusammen, geht schon daraus hervor, daß im vergangenen Jahre allein über 15,000 Bände und 40,000 Broschüren, Zeitungen u. dgl. eingesandt worden sind! Auf diese Weise wird die Kongreßbibliothek der Vereinigten Staaten binnen wenigen Jahrzehnten voraussichtlich die größte aller bestehenden Büchereien werden, denn sie wird jetzt schon nur von wenigen anderen an Zahl der Werke übertroffen. Um für diese Büchermassen eine geeignete Unterkunft zu schaffen, ließ der Kongreß in unmittelbarer Nähe des Kapitols ein neues Bibliotheksgebäude bauen, das nach 11jähriger Arbeit nunmehr eröffnet worden ist und an Größe, Schönheit und Kostbarkeit der Ausstattung wohl noch keiner anderen Bibliothek der Erde übertreffen wird. Nicht weniger als 24 Millionen Mark wurden für das Gebäude allein verausgabt, während der 10 Morgen umfassende Baugrund weitere 2½ Millionen Mark kostete. In den einzelnen Flügeln ist hinreichend Platz für 4 Millionen Bände mit Gestellen in einer Gesammtlänge von 160 km. Das Gebäude,

Digitized by Google

aus kostbarem Marmor erbaut, erinnert in seiner Anlage und der zentralen Kuppel an das neue Reichstagsgebäude in Berlin, nur daß die Kuppel aus dem Gebäude mehr heraustritt. Unter der Kuppel befindet sich der ungeheure Lesesaal, in dessen Mitte sich, ähnlich wie im British Museum in London, das Bureau für die Bibliothekare befindet, im Kreise umgeben von den Katalogständen. Von dieser mittleren Rotunde laufen strahlenförmig die Flügel für die verschiedenen Unterabtheilungen der Bibliothek aus, in welchen die Bücher auf gußeisernen Gestellen in mehreren Stockwerken aufgestellt sind. Die Zettel mit dem Titel der verlangten Bücher werden von den Bibliothekaren in der Rotunde mittelst pneumatischen Rohre nach der betreffenden Abtheilung befördert und dort von Unterbeamten in Empfang genommen. Höchstens drei Minuten später werden die Bücher in Körbe gelegt, welche auf elektrischen Kabeln nach der Rotunde laufen, und dort werden die Bücher auf mechanischem Wege auf die Empfangstische gelegt, während die Körbe zurückgleiten. Ein ähnliches Bureau mit Bibliothekaren und Katalogen befindet sich in dem benachbarten Kapitol für die Bequemlichkeit der Kongreßmitglieder. Wird von einem derselben ein Buch verlangt, so befördert der Bibliothekar den Bestellzettel durch pneumatische Röhren in die Bibliothek, und das Buch wird auf elektrischen Kabeln durch einen unterirdischen, die beiden Gebäude verbindenden Tunnel ins Kapitol gebracht. Das ganze Verfahren erfordert 3 Minuten Zeit.

* **Das Grab Rousseau's.** Auf Anordnung des Fürsten Radziwill, Besitzers des Schlosses und Parkes von Ermenonville bei Paris, sollte das Grab Jean-Jacques Rousseau's auf der Pappelinsel restaurirt werden. Dieses im Jahre 1780 hergestellte Grabdenkmal, ein Werk Lesueurs, hat stark unter den Unbilden der Witterung und der Sammelwuth englischer Touristen gelitten, so daß man sich zu einer völligen Niederlegung des Denkmals entschließen mußte, bevor man an seine Reparatur ging. Kürzlich wurde unter Leitung des Architekten Bourgeois und in Gegenwart des Maires von Ermenonville die Oeffnung des historischen Grabes vorgenommen, das einen wahren, überaus widerstandskräftigen Monolith bildete. Nachdem man die vier Eck- und den oberen Stein des rechteckigen Grabes niedergelegt, entdeckte man ein sehr dichtes Mauermassiv, das gegen Hacke und Pickel fast unempfindlich war. Die reizenden Basreliefs Lesueurs, allegorische Kinderszenen, die Liebe und die Beredsamkeit vorstellend, wurden mit großer Vorsicht beiseite gestellt; die berühmte Inschrift: „Ici repose l'homme de la Nature et de la Vérité" befindet sich auf der Nordseite. Bekanntlich ist diese Inschrift aber nicht zutreffend, nun die Niederlegung des Grabdenkmals hat die Thatsache bis zur Evidenz bestätigt, daß dieses Denkmal nie einen Sarkophag enthalten hat, weil dazu gar nicht die erforderliche Aushöhlung vorhanden ist. Es ist indessen auch möglich, daß das Grabdenkmal nach der Ueberführung der Reste des großen Philosophen nach dem Pantheon umgebaut worden ist; man hat vielleicht die innere Höhlung mit Mauerwerk ausgefüllt, um das Monument widerstandsfähiger zu machen. In der Verfassung, wie es die jetzige Aufdeckung gezeigt, hat es aber jedenfalls nie einen Sarg aufzunehmen vermocht.

* **Schweden.** In Lund starb Dr. Wilhelm Blomstrand, Professor der Chemie an der dortigen Universität, einer der hervorragendsten schwedischen Chemiker.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Guy de Maupassant: Der Regenschirm und andere Novellen. Paris, Leipzig, München, A. Langen 1897. — Hans Carnelius: Psychologie als Erfahrungswissenschaft. Leipzig, B. G. Teubner 1897. — Bismarck-Jahrbuch, hggb. von Horst Kohl. 4. Band. Leipzig, G. J. Göschen 1897. — Ludwig Geiger: Aus Alt-Weimar. Mittheilungen von Zeitgenossen nebst Skizzen und Ausführungen. Berlin, Gebr. Paetel 1897. — Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. 52. Bändchen: Schillers Braut von Messina; 71.—73. Bändchen: Goethe's lyrische Gedichte. Beide erläutert von H. Düntzer. Leipzig, C. Hoppe. — Theodor Curti: Ein internationales Arbeiterschutzamt. Referat, gehalten auf dem internationalen Arbeiterschutzcongreß in Zürich den 28. Aug. 1897. Zürich, Verlagsmagazin. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 286. Galizien. 8. Heft. Wien, A. Hölder. — Schriften des Deutsch-Oesterreichisch-Ungarischen Beebandes für Binnenschiffahrt. Nr. IX, XI, XIV, XV, XVI, XVIII, XIX, XXI, XXII, XXV. Berlin, Siemenroth u. Troschel 1897. — Edwin Burmanns Gemiethliche Postkarten. Selbstverlag, Leipzig. — Adolf Stölzel: Schulung für die zivilistische Praxis. Zweiter Theil. Berlin, Fr. Vahlen 1897. — Karl Buhncke: Die Liebe zum Herrn als Grunderforderniß der christlichen Frömmigkeit. Freiburg i. Br., P. Waetzel 1897. — August Guntermann: Der Spion. Historische Erzählung. Ebd. — Aus Wald und Grund. Geschichten vom Schwarzwald. Ebd. — Kanz: Kriegsgeschichtliche Beispiele aus dem deutsch-französischen Krieg 1870/71. 4. u. 5. Heft. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. — Kunz: Die französische Nordarmee im Jahre 1870/71. Ebd. — Dr. Julius Disselhoff: Die klassische Poesie und die göttliche Offenbarung. Kaiserswerth a. Rh., Verlag der Diakonissenanstalt 1898. — Dr. Joseph Grunzel: Die wirthschaftlichen Verhältnisse Kleinrußlands. Wien, Volkswirthschaftlicher Verlag Alex. Dorn 1897. — M. Ballin: Ufa. Budapest, Kommissionsverlag von Fr. Kilian 1897. — Ernst Berger: Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der Maltechnik. 3. Folge: Quellen und Technik der Malerei des Mittelalters einschließlich der Van Eyck-Technik. München, Georg D. W. Callwey 1897. — Dr. Hans Witte: Zur Geschichte des Deutschthums im Elsaß und im Vogesengebiet. (10. Bd., Heft 4 der „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde", hggb. von A. Kirchhoff.) Stuttgart, J. Engelhorn 1897. — Rudolf Müller: Naturwissenschaftliche Seelenforschung. I. Das Veränderungsgesetz. Leipzig, Arwed Strauch. — Dr. Conrad Ernst Riesenfeld: Kaufmännische Schiedsgerichte. (Heft 150 der „Volkswirthschaftlichen Zeitfragen".) Berlin, Leonhard Simion 1897. — Prof. Dr. v. Brunn: Ueber die Wirkung und kriegschirurgische Bedeutung der Selbstladepistole System Mauser. Mit 6 Abbildungen im Text und 11 Tafeln. Tübingen, H. Laupp 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Schleichendes Gift.

Roman von

Adolf Wilbrandt.

Preis geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

In seinem neuesten Buche wendet Wilbrandt sich wieder der Schilderung des Lebens in den höheren Gesellschaftskreisen zu. Der Stoff des Romans ist Wiener Kreisen entnommen, die der Dichter ja durch langjährige Beobachtung vortrefflich kennt. Die Scenen, welche er uns diesmal vorführt, sind so lebenswahr entworfen und künstlerisch durchgeführt, daß auch dieses Wilbrandtsche Werk der beifälligsten Aufnahme sicher sein darf. (17057)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Deutsche Nähmaschinen

bester Qualitäten,

ausgestattet mit allen neuesten Erfindungen. Vollkommener Mechanismus, rasches Nähen, elegante Ausstattung, bescheidene Preise.

Kelan Erhöhung bei Theilzahlung.

Kataloge und Versandt franko.

Reellste Bedienung.

Chr. N. Schad, München,

Hoflieferant, (13966)

Perusastrasse 11 ✻ Kaulbachstrasse 9.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Freitag, 19. November. Nummer 262.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die reichsgesetzliche Regelung des Auswanderungswesens. Von Karl v. Stengel. — Neue Funde aus Aegypten. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die reichsgesetzliche Regelung des Auswanderungswesens. [1])

Von Karl v. Stengel.

I.

Nach Art. 4 Z. 1 R.-V. fällt in die Zuständigkeit des Reichs die Regelung der Auswanderung nach außerdeutschen Ländern. Von dieser Zuständigkeit machte das Reich zunächst keinen Gebrauch, so daß die betreffenden landesgesetzlichen Vorschriften aufrecht erhalten blieben. Namentlich galt dies auch vom Gewerbebetrieb der Auswanderungsunternehmer und Auswanderungsagenten, auf welche nach § 6 der Reichsgewerbeordnung deren Bestimmungen keine Anwendung finden. Nur insofern griffen bezüglich der Auswanderung reichsgesetzliche Vorschriften ein, als die Auswanderungsfreiheit bei gewissen im militärpflichtigen Alter stehenden Personen aus militärischen Gründen beschränkt, bezw. aufgehoben ist.

Im übrigen beschränkte sich das Reich darauf, einen Reichskommissär für das Auswanderungswesen in Hamburg zu bestellen, der, ohne selbständige Exekutivgewalt zu besitzen, die Durchführung der landesgesetzlichen Vorschriften zu überwachen hatte.

Nachdem wiederholt von den verschiedensten Seiten die reichsgesetzliche Regelung des Auswanderungswesens verlangt worden war, gelang es nach längeren Vorarbeiten ein solches Gesetz zustande zu bringen, das als Gesetz über das Auswanderungswesen vom 9. Juni 1897 (R.-Gbl. S. 463) erlassen wurde und am 1. April 1898 in Kraft treten soll. Das Gesetz regelt zunächst den Geschäftsbetrieb der Auswanderungsunternehmer und Auswanderungsagenten und trifft sodann Bestimmungen über die Beförderung von Auswanderern überhaupt und über die überseeische Auswanderung nach außereuropäischen Ländern im besonderen. Von diesen Bestimmungen sind hauptsächlich folgende hervorzuheben.

Wie in den meisten Landesgesetzgebungen und ebenso im Ausland (England, Frankreich, Belgien, Niederlande, Schweiz, Italien) ist an der Konzessionspflicht für die bei der Auswanderungsbeförderung betheiligten Geschäftsbetriebe (Unternehmer und Agenten) festgehalten.

Zur Ertheilung oder Versagung der Erlaubniß für die die Beförderung von Auswanderern nach außerdeutschen Ländern betreibenden Unternehmer ist der Reichskanzler mit Zustimmung des Bundesraths zuständig. Die Erlaubniß ist in der Regel nur zu ertheilen a) an Reichsangehörige, welche ihre gewerbliche Niederlassung im Reichsgebiet haben; b) an Handelsgesellschaften, eingetragene Genossenschaften und juristische Personen, welche im Reichsgebiet ihren Sitz haben; an offene Handelsgesellschaften, Kommanditgesellschaften, und Kommanditgesellschaften auf Aktien jedoch nur, wenn ihre persönlich haftenden Gesellschafter sämmtlich Reichsangehörige sind. Ausländischen Personen oder Gesellschaften, sowie solchen Reichsangehörigen, welche ihre gewerbliche Niederlassung nicht im Reichsgebiet haben, darf die Erlaubniß nur ertheilt werden, wenn sie einen im Reichsgebiet wohnhaften Reichsangehörigen zu ihrem Bevollmächtigten behufs rechtsverbindlicher Vertretung in den auf die Beförderung der Auswanderer bezüglichen Angelegenheiten bestellen und wegen der aus der Annahme und Beförderung der Auswanderer erwachsenden Rechtsstreitigkeiten dem deutschen Recht und den deutschen Gerichten sich unterwerfen (§§ 1—4).

Die Ertheilung der Erlaubniß, die nur für bestimmte Länder, Theile von solchen oder bestimmte Orte und im Falle überseeischer Beförderung nur für bestimmte Einschiffungshäfen gegeben werden kann, hängt von Bestellung einer Sicherheit von mindestens 50,000 M., und im Falle beabsichtigter überseeischer Beförderung vom Nachweis der Rhedereigenschaft, d. h. dem Besitz der zur Beförderung geeigneten Schiffe ab. Erleichtert ist die Konzessionirung deutscher Kolonisationsgesellschaften, d. h. solcher, die sich die Besiedelung eines von ihnen in überseeischen Ländern erworbenen Gebiets zur Aufgabe machen, insofern, als der Reichskanzler an die Vorschriften in Bezug auf die Sicherheitsbestellung und den Nachweis der Rhedereieigenschaft nicht gebunden ist (§§ 5—7).

Eine dem Unternehmer ertheilte Erlaubniß ist für das ganze Reichsgebiet wirksam, eine Beschränkung der konzessionirten Unternehmer enthält jedoch der Agentenzwang, d. h. der Unternehmer darf außerhalb des Gemeindebezirks seiner Niederlassung bezw. etwaiger Zweigniederlassungen — für welch letztere Stellvertreter bestellt werden müssen — im allgemeinen nicht selbst handeln, sondern muß sich der Vermittlung von Agenten bedienen.

Die den Unternehmern ertheilte Erlaubniß kann vom Reichskanzler unter Zustimmung des Bundesraths jederzeit beschränkt oder widerrufen werden. Ebenso kann der Reichskanzler die von ihm zu ertheilende Genehmigung der Bestellung eines Stellvertreters jederzeit widerrufen (§§ 8—10). Auch die Agenten, d. h. diejenigen Personen, welche gewerbsmäßig bei einem Auswanderungsunternehmen durch Vorbereitung, Vermittlung oder Abschluß des Beförderungsvertrags mitwirken, bedürfen einer von der höheren Verwaltungsbehörde zu ertheilenden Erlaubniß, die nur ertheilt werden darf an Reichsangehörige, die im Bezirk der höheren Verwaltungsbehörde ihre gewerbliche Niederlassung oder ihren Wohnsitz haben und von einem zugelassenen Unternehmer bevollmächtigt sind. Die Erlaubniß muß unter allen Umständen versagt werden wegen Unzuverlässigkeit des Nachsuchenden in Beziehung auf den beabsichtigten Geschäftsbetrieb, oder wenn schon eine den Verhältnissen

[1]) Vortrag, gehalten in der „Deutschen Kolonialgesellschaft, Abtheilung München“.

des Bezirks der zuständigen Verwaltungsbehörde entsprechende Anzahl von Auswanderungsagenten konzessionirt ist (§§ 11—13).

Die Erlaubniß berechtigt zum Geschäftsbetrieb im Bezirk der konzessionirenden Behörde, wenn sie nicht auf einen Theil derselben beschränkt wird. Andrerseits kann im Einvernehmen mit dieser Behörde dem Agenten die Ausdehnung seines Geschäftsbetriebs auf benachbarte Bezirke von den für letztere zuständigen höheren Verwaltungsbehörden gestattet werden. Für andere als für die in der Erlaubnißurkunde namhaft gemachten Unternehmer, sowie auf eigene Rechnung darf der Agent Geschäfte nicht machen. Ebenso ist ihm untersagt, seine Geschäfte in Zweigniederlassungen durch Stellvertreter oder im Umherziehen zu betreiben (§§ 15—17). Die dem Agenten ertheilte Erlaubniß kann jederzeit beschränkt oder widerrufen werden; sie muß widerrufen werden, wenn die gesetzlichen Voraussetzungen der Ertheilung der Erlaubniß nicht mehr gegeben sind, wenn die Unzuverlässigkeit des Agenten in Beziehung auf den Geschäftsbetrieb dargethan ist, und wenn die im Mindestbetrag von 1500 M. zu bestellende Sicherheit ganz oder zum Theil zur Deckung der auf ihr haftenden Ansprüche verwendet worden ist und nicht binnen 4 Wochen nach ergangener Aufforderung neu bestellt oder ergänzt wird (§§ 15, 18).

Was die allgemeinen Vorschriften über die Beförderung von Auswanderern anlangt, so muß nach § 22 der Beförderung der Abschluß eines schriftlichen Vertrages vorausgehen. Den Auswanderern darf nicht die Verpflichtung auferlegt werden, den Beförderungspreis oder einen Theil desselben, oder ihnen geleistete Vorschüsse nach ihrer Ankunft am Bestimmungsort zu zahlen oder zurückzuerstatten; ebensowenig dürfen sie in der Wahl ihres Aufenthaltsorts oder ihrer Beschäftigung im Bestimmungsland beschränkt werden. Verboten ist ferner nach § 23 des Gesetzes die Beförderung, sowie der Abschluß von Verträgen über Beförderung von Wehrpflichtigen im Alter vom vollendeten 17. bis zum vollendeten 25. Lebensjahr, bevor sie eine Entlassungsurkunde oder ein Zeugniß der Ersatzkommission darüber beigebracht haben, daß ihrer Auswanderung aus dem Grund der Wehrpflicht kein Hinderniß entgegensteht; ferner von Personen, deren Verhaftung oder Festnahme von einer Gerichts- oder Polizeibehörde angeordnet ist, und endlich von Reichsangehörigen, für welche von fremden Regierungen oder von Kolonisationsgesellschaften oder ähnlichen Unternehmungen der Beförderungspreis ganz oder theilweise bezahlt wird oder Vorschüsse geleistet werden; Ausnahmen kann jedoch der Reichskanzler zulassen.

Die letztere Bestimmung hat den Zweck, zu verhüten, daß nicht Deutsche durch die gewährten oder in Aussicht gestellten pekuniären Vortheile zur Auswanderung in Länder verleitet werden, wo ihrer nur Enttäuschungen warten. Die deutschen Landesgesetze boten bisher keine Handhabe gegen derartige von gewissenlosen Agenten gemachte Werbeversuche, während ausländische Gesetzgebungen, wie z. B. die schweizerische, bereits in dieser Hinsicht Vorsorge getroffen hatten.

Besondere Vorschriften sind für die überseeische Auswanderung nach außereuropäischen Ländern in §§ 25—37 getroffen. Zunächst müssen Verträge über die überseeische Beförderung auf Beförderung und Verpflegung bis zur Landung im Ausschiffungshafen gerichtet sein und müssen sich auf die Weiterbeförderung und Verpflegung vom Ausschiffungshafen bis an das Auswanderungsziel erstrecken, soweit dies die Unternehmerkonzession zur Bedingung macht. Auch der Wechsel der Schiffe in einem außerdeutschen Hafen ist in den Beförderungsvertrag aufzunehmen. Verboten ist der Verkauf von Fahrscheinen von einem überseeischen Platz aus, sofern nicht, wie dies bei großen Schiffsgesellschaften geschieht, der Unternehmer die Weiterbeförderung über den überseeischen Bestimmungshafen hinaus im Vertrag übernimmt und damit zugleich für die Weiterbeförderung Gewähr leistet. Der Unternehmer muß bei jeder vom Auswanderer nicht verschuldeten Verzögerung der Beförderung vom bestimmten Abfahrtstag an demselben unentgeltlich Unterkunft und Verpflegung gewähren (§ 27). Bei einer längeren Wartefrist als einer Woche hat der Auswanderer neben dem allgemeinen Schadenersatzanspruch ein Recht auf Rücktritt vom Vertrag und Anspruch auf Rückerstattung des gezahlten Ueberfahrtsgeldes (§ 28). Die Rückerstattung des Ueberfahrtsgeldes kann auch dann verlangt werden, wenn der Auswanderer oder einer der ihn begleitenden Familienangehörigen vor Antritt der Seereise stirbt oder nachweislich durch Krankheit oder durch sonstige außer seiner Macht liegende Zwischenfälle am Antritt der Seereise verhindert wird. Tritt der Auswanderer vor Antritt der Reise vom Vertrag aus anderen Gründen zurück, so kann nur die Hälfte des Ueberfahrtsgeldes zurückverlangt werden. Bei Seeunfällen (Verhinderung der Fortsetzung der Reise, längere Unterbrechung) hat der Unternehmer unentgeltlich für angemessene Unterkunft und für Verpflegung zu sorgen, auch das Gepäck nach dem Bestimmungsort zu befördern. Die Seetüchtigkeit, die vorschriftsmäßige Einrichtung, Ausrüstung und Verproviantirung des Schiffes wird durch amtliche, von den Landesregierungen bestellte Besichtiger kontrolirt; auch der Gesundheitszustand der Auswanderer wird durch vorgängige ärztliche Untersuchung festgestellt. Im übrigen werden die näheren Vorschriften über die Beschaffenheit, Einrichtung, Ausrüstung und Verproviantirung der Auswandererschiffe, d. h. der nach außereuropäischen Häfen bestimmten Seeschiffe, mit denen, abgesehen von den Kajütenpassagieren, mindestens 25 Reisende befördert werden sollen, über die amtliche Besichtigung und Kontrole dieser Schiffe, ferner über die ärztliche Untersuchung der Reisenden und der Schiffsbesatzung vor der Einschiffung, über die Ausschließung kranker Personen, über das Verfahren bei der Einschiffung und über den Schutz der Auswanderer in gesundheitlicher und sittlicher Hinsicht vom Bundesrath erlassen, während nach § 42 derartige Vorschriften zur Regelung der Beförderung von Auswanderern und Passagieren auf deutschen, von außerdeutschen Häfen ausgehenden Schiffen durch kaiserliche Verordnung mit Zustimmung des Bundesraths erlassen werden können.

Anlangend die Auswanderungsbehörden, so wird nach § 38 zur Mitwirkung bei Ausübung der dem Reichskanzler auf dem Gebiet des Auswanderungswesens zustehenden Befugnisse ein fachverständiger Beirath gebildet, welcher aus einem vom Kaiser ernannten Vorsitzenden und mindestens 14 vom Bundesrath auf je 2 Jahre gewählten Mitgliedern besteht und der gemäß § 39 in gewissen Fällen gehört werden muß.

Zur Ueberwachung des Auswanderungswesens und der darauf bezüglichen Bestimmungen sind an denjenigen Hafenplätzen, für welche Unternehmer zugelassen sind, von den Landesregierungen Auswanderungsbehörden zu bestellen. In den Hafenorten übt der Reichskanzler die Aufsicht über das Auswanderungswesen durch von ihm bestellte Kommissäre aus, an deren Stelle im Auslande die Behörden des Reichs (Reichskonsuln, Behörden in den Schutzgebieten) treten, denen erforderlichenfalls besondere Kommissäre als Hülfsbeamte beizugeben sind (§§ 40, 41).

Der letzte (8.) Abschnitt des Gesetzes trifft eine Anzahl von Strafbestimmungen im Interesse der strikten Durchführung des Gesetzes (§§ 43—47).

Außerdem enthält § 48 eine gegen den schändlichen Mädchenhandel gerichtete Strafvorschrift, indem er diejenigen,

welche Frauenspersonen zu dem Zwecke, um sie der gewerbsmäßigen Unzucht zuzuführen, mittelst arglistiger Verschweigung dieses Zweckes zur Auswanderung verleitet, sowie diejenigen, welche hiezu mitwirken, mit strengen Strafen bedroht.

II.

Um die Bedeutung und Tragweite des deutschen Auswanderungsgesetzes richtig zu würdigen, ist es nothwendig, zunächst festzustellen, was unter Auswanderung zu verstehen ist und wie sich der Staat zur Auswanderung stellen kann, bezw. soll. Unter „Auswanderung" versteht man das Verlassen des Staatsgebiets durch Angehörige des betreffenden Staats mit der Absicht, nicht mehr zurückzukehren. In der Regel wird damit die Absicht verbunden sein, auch die bisherige Staatsangehörigkeit aufzugeben. Nothwendig ist dies jedoch nicht, namentlich trifft dies nicht zu, wenn die Auswanderung in die Kolonie des Heimathstaats erfolgt.

Daß ein Staat die Auswanderung seiner Angehörigen nach seinen eigenen Kolonien verbietet, dürfte wohl ausgeschlossen sein, da er im Gegentheil ein Interesse daran hat, seine Kolonien, so weit eine Besiedelung derselben überhaupt möglich ist, durch seine eigenen Angehörigen zu bevölkern. Eine andere Frage dagegen ist, ob ein Staat die Auswanderung nach fremden Ländern ohne weiteres gestatten soll, da ja mit der Auswanderung stets ein Verlust von persönlichen Kräften wie von Vermögen für den Heimathstaat verbunden sein wird. In der That wurde früher die Auswanderung entweder ganz verboten oder durch allerlei Maßregeln (Nachsteuer, Erholung einer obrigkeitlichen Erlaubniß u. s. w.) mehr oder minder erschwert.

Das moderne Recht dagegen erkennt die Auswanderungsfreiheit grundsätzlich an und beschränkt das Recht, auszuwandern, im allgemeinen nur mit Rücksicht auf die Wehrpflicht. Dies ist namentlich auch der Standpunkt des deutschen Rechts. Demgemäß verbietet auch § 23 Abs. a des Gesetzes vom 9. Juni 1897 die Beförderung, sowie den Abschluß von Verträgen über die Beförderung von Wehrpflichtigen im Alter vom vollendeten 17. bis zum vollendeten 25. Lebensjahre bevor sie eine Entlassungsurkunde oder ein bezügliches Zeugniß der Ersatzkommission beigebracht haben.

Daß Personen, welche in gesetzmäßiger Weise in ihrer persönlichen Freiheit beschränkt sind, vom Auswanderungsrecht keinen Gebrauch machen können, wie z. B. Strafgefangene, ist selbstverständlich. Deßhalb hat auch § 23 Abs. b a. a. O. die Beförderung von Personen verboten, deren Verhaftung und Festnahme von einer Gerichts- oder Polizeibehörde angeordnet ist.

Im übrigen verzichtet das Gesetz vom 9. Juni 1897 auf eine direkte oder indirekte Verhinderung oder Beschränkung der Auswanderung. Der Entwurf eines Auswanderungsgesetzes, der im Jahre 1892 dem Reichstag vorgelegt worden war, nahm in dieser Beziehung noch einen anderen Standpunkt ein, indem er wenigstens auf Umwegen eine obrigkeitliche Erschwerung der Auswanderung einführen wollte. Wie in der Begründung gesagt war, sollte darauf hingewirkt werden, daß nicht die Auswanderungsfreiheit mißbräuchlich und namentlich dazu benutzt werde, um sich bestehenden Verpflichtungen zu entziehen, „denn", hieß es wörtlich, „dem Recht zur Auswanderung steht die Pflicht des Auswandernden zur vorherigen Erfüllung oder Regelung aller ihm obliegenden öffentlich-rechtlichen oder privatrechtlichen Verpflichtungen gegenüber. Es kommen hiebei insbesondere in Betracht die Ansprüche, welche der Staat aus strafbaren Handlungen des Auswandernden, der Staat und sonstige öffentliche Verbände aus seiner Abgabepflicht, Armenverbände aus armenrechtlichen Verbindlichkeiten des Auswandernden, einzelne Personen aus privatrechtlichen Titeln gegen den Auswandernden zu erheben haben."

In diesem Sinne sollte derjenige, der aus dem Reichsgebiete auswandern wollte, verpflichtet werden, seiner Heimathbehörde von seiner Absicht Anzeige zu erstatten; die Behörde sollte eine darauf bezügliche Bekanntmachung erlassen und erst nach Ablauf von vier Wochen eine Bescheinigung ertheilen. Ohne solche Bescheinigung sollte Niemand von den Auswanderungsunternehmern angenommen werden. Mit Recht hat das Gesetz vom 9. Juni 1897 diesen Standpunkt völlig verlassen, zumal die im Entwurf von 1892 beabsichtigten Maßregeln zur Beschränkung der Auswanderung sich doch in der Praxis voraussichtlich als sehr wenig wirksam erwiesen haben würden, da bei den heutigen Verkehrsverhältnissen derartige Vorschriften nur zu leicht umgangen werden können.

Wird die Auswanderungsfreiheit grundsätzlich anerkannt, so wirft sich nun die Frage auf, ob der Staat überhaupt Anlaß habe, sich um die Auswanderung zu kümmern, und ob er nicht vielmehr diejenigen, die ihm den Rücken kehren, ruhig ihrem Schicksal überlassen könne. Der Theorie des laissez faire, laissez aller würde allerdings ein derartiger Standpunkt entsprechen. Auf demselben steht wohl aber kaum ein civilisirter Staat; alle Staaten betrachten den Auswandererschutz als eine ihrer Aufgaben. Ganz abgesehen davon nämlich, daß sich kein Staat der Sorge für seine Auswanderer deßhalb ganz entschlagen kann, weil er, wenn sie im Ausland verarmen ohne vorher eine fremde Staatsangehörigkeit erworben zu haben, doch völkerrechtlich verpflichtet ist, sie wieder bei sich aufzunehmen, diese Verpflichtung aber um so eher eintreten wird, je weniger sich der Heimathstaat um seine Auswanderer kümmert, ist der Auswandererschutz auch deßhalb im Interesse des Heimathstaates gelegen, weil dadurch die Anhänglichkeit der Auswanderer an ihren Heimathstaat befördert und in ihnen Neigung hervorgerufen oder verstärkt wird, ihre Beziehungen zu ihrem Heimathland möglichst lange aufrecht zu erhalten. Ebenso entspricht der Auswandererschutz den Forderungen der Humanität und der Pflicht des Staates, für seine Angehörigen zu sorgen, selbst wenn sie im Begriffe stehen, ihre bisherige Heimath zu verlassen.

Auf diesem Standpunkt steht auch das Gesetz vom 9. Juni 1897, das man in der Hauptsache als ein Auswandererschutzgesetz bezeichnen kann und das als solches zu beurtheilen ist.

Was nämlich die einzelnen möglichen Maßregeln des Auswandererschutzes anlangt, so kommt hier vor allem in Betracht Belehrung über geeignete Auswanderungsziele und Warnung vor der Auswanderung nach Ländern oder Gegenden, wo die Auswanderer keine Aussicht haben, günstige Bedingungen für ihr Fortkommen zu finden. In England, Belgien und der Schweiz sind zu diesem Zwecke besondere Auskunftsbehörden bestellt. Das Reichsgesetz vom 9. Juni 1897 hat derartige Auskunftsbehörden nicht geschaffen; dies schließt selbstverständlich nicht aus, daß entsprechende Auskunft durch die zuständigen Reichs- und Landesbehörden ertheilt wird. Im übrigen ist in der Sitzung des Reichstags vom 19. Mai 1897 der Beschluß gefaßt worden, „die Verbündeten Regierungen zu ersuchen, daß eine unter der Aufsicht des Reiches stehende und von diesem unterstützte Auskunftsertheilung an Auswanderungslustige zu dem Zwecke eingerichtet werde, den Strom der Auswanderer möglichst nach solchen Gegenden zu lenken, in denen neben günstigen Erwerbsgelegenheiten für die Auswanderer die meiste Aussicht auf die Erhaltung ihres Deutschthums und auf günstige Beziehungen mit der alten Heimath vorhanden ist". Unter Hinweis auf diese Resolution des Reichstags hat die deutsche Kolonialgesellschaft in ihrer ordentlichen

Hauptversammlung zu München vom 12. Juni 1897 den Beschluß gefaßt, den Ausschuß zu beauftragen, die Frage der Ausgestaltung der seit 10 Jahren von der Gesellschaft unterhaltenen Auskunftsbureaux in die Hand zu nehmen, sich zu diesem Zwecke mit dem Auswärtigen Amte, insbesondere hinsichtlich der für nothwendig erachteten Aufsicht des Reiches über die Auskunftertheilung und der seitens des Reiches zu gewährenden Subvention, in Beziehung zu setzen und dem Vorstand auf seiner nächsten Sitzung über die Organisation und die Unterhaltungskosten eines solchen Auskunftsbureaus bezügliche Vorschläge zu machen.

Zur Ausführung dieses Beschlusses hat der Ausschuß der Kolonialgesellschaft bereits die Grundzüge für die Errichtung einer Auskunftsstelle für Auswanderungslustige festgestellt und wird bei der am 4. Dezember in Hamburg stattfindenden Vorstandssitzung beantragen, für die erste Einrichtung der Auskunftsstelle 5000 M. in den Etat der Gesellschaft einzusetzen.

Hoffentlich gelingt es, das seit 10 Jahren von der Gesellschaft unterhaltene Auskunftsbureau so einzurichten, daß dasselbe in umfassenderem Maße als bisher dem Bedürfnisse genügt.

Von den sonstigen Maßregeln des Auswanderungsschutzes kommt vor allem in Betracht die Konzessionirung der Auswanderungsunternehmer und Agenten. Es ist unmöglich, in Bezug auf diese Geschäftsbetriebe einfach den Grundsatz der Gewerbefreiheit zur Anwendung zu bringen, weil die Gefahr zu groß ist, daß die Unerfahrenheit und der Leichtsinn durch gewissenlose Personen ausgebeutet wird. Vom Standpunkte der thunlichsten Sicherung der Auswanderungslustigen ist auch die Bestimmung getroffen, daß sich die Unternehmer außerhalb ihrer Niederlassungsgemeinde der Agenten bedienen müssen, die besonderer Beaufsichtigung unterliegen. Hervorzuheben ist, daß nach § 6 des Gesetzes vom 6. September 1897 die Konzession an die Unternehmer nur für bestimmte Länder, Theile von solchen oder bestimmte Orte ertheilt werden kann, so daß der Reichskanzler die Möglichkeit besitzt, die Auswanderung nach Ländern indirekt zu verhindern, in welchen die Auswanderer die Bedingungen für günstiges Fortkommen oder Erhaltung ihrer Nationalität nicht finden.

Bekanntlich war in Preußen am 3. November 1859 das sog. v. d. Heydt'sche Reskript ergangen, durch welches für Preußen die Ertheilung von Konzessionen zur Beförderung von Auswanderern nach Brasilien verboten wurde. Der Grund für die Erlassung dieses Verbots lag darin, daß die deutschen Auswanderer in Brasilien zur Abschließung von sog. Halbpachtverträgen auf den Kaffeeplantagen verleitet wurden, durch diese Verträge aber in eine der Sklaverei ähnliche Abhängigkeit von den Plantagenbesitzern kamen. Nachdem sich die Verhältnisse im Laufe der Zeit geändert hatten, war wiederholt die Aufhebung des Reskripts verlangt worden, weil dasselbe die Erstarkung des Deutschthums in Brasilien verhindere. In der That ist auch die Aufhebung des Verbots wenigstens für die drei südlichen Provinzen von Brasilien im Jahre 1896 erfolgt. Mit dem Inkrafttreten des Gesetzes vom 6. September 1897 wird das Reskript überhaupt beseitigt. Da jedoch in Zukunft die Konzessionirung nur für bestimmte Länder oder Gegenden zu ertheilen ist, hat es der Reichskanzler in der Hand, dasselbe zu erreichen, was das v. d. Heydt'sche Reskript für Brasilien erreichen wollte.

Weitere Schutzmaßregeln erstrecken sich auf die Form und Inhalt des Beförderungsvertrages. Die betreffenden Vorschriften des Gesetzes vom 9. Juni 1897 bezwecken namentlich, die Auswanderer gegen Uebervortheilung seitens der Unternehmer sicherzustellen und ihnen auch den Rücktritt vom Vertrage unter gewissen Voraussetzungen zu ermöglichen, bezw. zu erleichtern.

Von der größten Wichtigkeit sind endlich selbstverständlich die Vorschriften, welche sich auf die Seetüchtigkeit, Einrichtung, Ausrüstung und Verproviantirung der Auswandererschiffe und die Untersuchung des Gesundheitszustandes der Auswanderer und der Schiffsbesatzung beziehen. Durch alle diese Bestimmungen sucht das Reich seine Angehörigen von dem Augenblicke an, in welchem sie ihren Entschluß auszuwandern in Ausführung bringen, bis zur Erreichung ihres Auswanderungszieles zu schützen und zu schirmen. Aber auch im Auslande gewährt das Reich seinen Angehörigen Schutz, auf den dieselben auch nach Art. 3 der Reichsverfassung einen Anspruch haben und der namentlich durch die Gesandten und Konsuln des Reichs geleistet wird. Erst wenn der Deutsche seine Reichsangehörigkeit aufgegeben hat, hat er keinen Anspruch auf Schutz im Auslande seitens des Reiches. Der Verlust der Reichsangehörigkeit tritt aber ein durch Entlassung auf Antrag des Betreffenden oder durch 10jährigen ununterbrochenen Aufenthalt im Auslande.

Im ersteren Falle bewirkt die von der höheren Verwaltungsbehörde ausgestellte Entlassungsurkunde mit dem Zeitpunkte der Aushändigung den Verlust der Reichsangehörigkeit, unter dem Vorbehalt jedoch, daß der Entlassene binnen 6 Monaten seinen Wohnsitz außerhalb des Reichsgebiets verlegt, widrigenfalls die Entlassung unwirksam wird.

Wenn Auswanderer, bevor sie das Reichsgebiet verlassen, die Entlassung aus dem deutschen Staatsverbande nehmen, so haben sie im Auslande keinen Anspruch mehr auf Schutz seitens des Reichs, während im übrigen die schützenden Bestimmungen des Gesetzes vom 9. Juni 1897 auch auf sie anwendbar sind. Solange derartige Auswanderer jedoch nicht eine neue Staatsangehörigkeit erworben haben, kann, wie schon angedeutet, das Reich immerhin wieder in die Lage kommen, sich ihrer annehmen zu müssen, sofern sie nämlich verarmen und der Aufenthaltsstaat sie in ihre frühere Heimath zurückweist. In der Regel werden aber Auswanderer die Entlassung aus dem Staatsverbande nicht nehmen; dann verlieren sie die Reichsangehörigkeit erst gemäß § 21 des Reichsgesetzes vom 1. Juni 1870 durch ununterbrochenen 10jährigen Aufenthalt im Auslande. Diese Bestimmung ist in hohem Grade bedenklich, weil sie bewirkt, daß viele deutsche Auswanderer dem Mutterlande, das sich ihrer nach Verlust der Reichsangehörigkeit nicht mehr annimmt, entfremdet werden. Allerdings kann der Verlust der Reichsangehörigkeit durch Eintrag in die Matrikel eines Reichskonsuls abgewendet werden. Allein da der Natur der Sache nach dieser Eintrag sehr oft versäumt wird, ohne daß die Betreffenden ihre Reichsangehörigkeit aufgeben wollen, so wäre es am einfachsten, die gesetzliche Bestimmung dahin zu ändern, daß jeder Reichsangehörige im Auslande seine Reichsangehörigkeit behält, bis er eine neue Staatsangehörigkeit erworben hat.

Das Gesetz vom 9. Juni 1897 bezieht sich auch auf die Auswanderung nach den deutschen Schutzgebieten, die nicht bloß „außereuropäische", sondern auch „außerdeutsche" Länder sind, da sie zwar der Herrschaft des Deutschen Reichs unterstehen, aber nicht zum Reichsgebiete im Sinne der Reichsverfassung gehören, daher auch nicht Reichsinland sind. Alle Gründe, welche für staatlichen Auswandererschutz überhaupt sprechen, sprechen auch dafür, denselben denjenigen Auswanderern angedeihen zu lassen, die nach überseeischen Kolonien auswandern.

Eine Begünstigung der Auswanderung nach den deutschen Schutzgebieten enthält das Gesetz insofern, als nach § 6 der Reichskanzler bei Konzessionirung solcher deutscher Gesellschaften, welche sich die Besiedelung eines von ihnen in überseeischen Ländern erworbenen Gebiets zur Aufgabe machen,

an die Vorschriften des § 5 nicht gebunden ist, wonach die um die Erlaubniß als Unternehmer nachsuchenden Personen eine Kaution von mindestens 50,000 M. bestellen und im Falle beabsichtigter überseeischer Beförderung den Nachweis der Rhedereigenschaft zu führen haben. In der Regel wird es sich nämlich in solchen Fällen um die Besiedelung deutscher Schutzgebiete handeln. Im übrigen beschäftigt sich das Gesetz vom 9. Juni 1897, abweichend von einem vor einigen Jahren dem Kolonialrathe vorgelegten Entwurfe, mit der Besiedelung der deutschen Schutzgebiete nicht. In der Begründung des Entwurfs des Gesetzes vom 9. Juni 1897 war in dieser Beziehung gesagt, daß die Besiedelung der deutschen Schutzgebiete, ungeachtet der in entgegengesetzter Richtung von kolonialer Seite geäußerten Wünsche, außer Betracht gelassen worden sei, weil diese Besiedelung, wenn sie überhaupt jetzt schon geregelt werden solle, einem besonderen Gesetze vorbehalten werden müsse. In der That handelt es sich bei der Auswanderung einerseits und bei der Besiedelung deutscher Schutzgebiete andrerseits um zwei grundverschiedene Dinge. Dazu kommt noch, daß eine längere Verzögerung der gesetzlichen Regelung des Auswanderungswesens nicht mehr thunlich war, während zur gesetzlichen Regelung der Besiedelung der Schutzgebiete jedenfalls jetzt noch kein Anlaß gegeben war. Sofern und soweit allgemeine Vorschriften in dieser Beziehung nothwendig sind, können dieselben übrigens im Verordnungswege durch den Kaiser oder die von ihm ermächtigten Beamten der Schutzgebiete erlassen werden.

Ein dringendes Bedürfniß bestand dagegen in Bezug auf die Regelung des Auswandererschutzes. Diese Regelung ist jetzt durch das Gesetz vom 9. Juni 1897 erfolgt, und zwar in einer im allgemeinen befriedigenden Weise, wenn auch gegen einzelne Bestimmungen, wie namentlich gegen die Einräumung weitgehender diskretionärer Vollmachten an den Reichskanzler, Bedenken geltend gemacht worden sind.

Neue Funde aus Aegypten.

Cr. Der Egypt Exploration Fund veröffentlicht eben seinen Bericht über die Campagne 1896—1897. W. M. Fl. Petrie, der viel erprobte Stratege und Eroberer auf diesem Boden, hat, nach einer Rekognoszirungsexpedition durch die Küste von Minjé bis zum Fajûm, den Spaten einsetzen lassen in Daschâscheh, südlich von Ahnâs, auf einem Friedhof der fünften Dynastie. Zutage kamen Statuen von Fürsten und Priestern, zahlreiche Särge, Hausgeräthe, Pretiosen. Im Besitz theilen sich England und Aegypten. Außerdem wurden zwei Felsgräber mit Skulpturen bloßgelegt; auf dem einen Schlacht- und Belagerungsscenen von höchst dramatischer Haltung. Befremdend genug ist gerade auf ägyptischem Boden die Beobachtung, daß hier in jener Frühzeit bei einem großen Theil der Bevölkerung die barbarische Sitte bestand, die Leichen in Stücke zu zerlegen und die einzelnen Extremitäten wohl gar in Zeug einzuschlagen, ehe man das Ganze wieder zusammensetzte. Petrie hat daraus geschlossen, daß hier einst kannibalistische Vorstellungen und Sitten geherrscht haben müßten.[1]) Unter denselben Gesichtspunkt gehört zweifellos die Aegyptersatire Juvenals (15), in der ähnliche, von den Römern nicht recht verstandene Vorgänge geschildert werden. Zwischen den Ombiten und Tentyriten herrscht eine alte religiöse Feindschaft,

Da an jedem Orte des Nachbars
Götter man haßt und glaubt, nicht andere dürfe man ehren,
Als die, welche man selbst anbetet.

Gerade an den Festtagen pflegt man in feindlicher Absicht unter die feiernden Nachbarn einzubrechen. Der Verlauf eines solchen Unternehmens wird beschrieben.

Da Verstärkung
Nahte, wagte die eine Partei zum Schwerte zu greifen. . . .
Schleunigst wendet das Volk aus Tentyra's Palmengelände
Sich zur Flucht; umsonst, auf den Fersen folgen die Ombiten.
Schon stürzt Einer zu Boden, der gar zu hastig im Schrecken
Vorwärts eilte, und wird gefangen. In tausend Stücke
Wird er zerlegt und Fetzen, damit für sämmtliche Krieger
Eine Leiche genüge. So frißt ihn der siegende Haufen. . . .

Der römische Dichter sieht hierin ein Zeichen der Entartung seiner Zeit. Die neuen Funde scheinen aber zu lehren, daß hier uralte barbarische Sitten nach- oder auflebten, und daß man schwerlich das Recht hat, die Darstellung Juvenals als übertrieben zu beanstanden. Schon die Thatsache, daß es der fanatische Haufe sich mit dem Opfer des einen Fliehenden genügen läßt, deutet unverkennbar auf den superstitiösen Zweck der Greuelthat zurück. Wer zuerst den Nachfolgenden in die Hände fiel, galt als vom Gott gezeichnet; so verfolgte an den Agrionien zu Orchomenos der Dionysospriester alljährlich eine Jungfrau mit dem Schwert in der Hand, und er durfte sie tödten, wenn er sie einholte: was noch zu Plutarchs Zeiten einmal geschah (Plutarch, Quaest. gr. 38). Wer sich der Pentheus-Sage erinnert, wird als ursprüngliches Ziel jenes Bakchischen Festbrauchs dieselben Greuel vermuthen, wie bei den ägyptischen Barbaren; sind doch selbst im Kulte des Zeus Lykaios Spuren derartiger Begehungen nachweisbar. Auf alle Fälle aber wird Juvenals Darstellung durch die Beobachtungen Petrie's in überraschender Weise bestätigt und erläutert.

Aber so wichtig und lehrreich Petrie's Entdeckungen sein mögen: der Löwenantheil fällt diesmal der Antike, dem griechisch-römischen Aegypten anheim. Der hochverdiente Herausgeber der letzten großen Papyrusfunde, dessen Arbeiten wir auch in diesen Blättern besprechen zu müssen glaubten,[2]) B. P. Grenfell, berichtet über die geradezu märchenhaften Schätze, die er auf dem Boden des alten Oxyrhynchos, des modernen Behnesseh, gehoben hat. Seine Absicht war von vornherein darauf gerichtet, griechische Handschriften aufzutreiben; mit genialem Blick erkannte er in den noch unberührten Schuttfeldern von Oxyrhynchos, der alten Hauptstadt des Nomos, die verheißungsreichste Fundstätte. Am 20. Dezember 1896 traf er, begleitet von seinem Kollegen A. S. Hunt, an Ort und Stelle ein und ließ sofort die Arbeiten in Angriff nehmen. Mit fast dramatischer Lebendigkeit schildert Grenfell, wie die ersten Graben in eine Schutthalde getrieben werden, die ihm besonders verdächtig erscheint. Der 11. Januar d. J. bringt die ersten großen Erfolge; unter den zahlreichen zutage tretenden Papyri erkennt A. S. Hunt werthvolle Stücke christlichen Charakters; es waren die jetzt schon viel besprochenen Logia und ein Evangelienbruchstück, beide, nach der Handschrift wie nach den gleichzeitig gefundenen Urkunden zu urtheilen, älter als das 3. Jahrhundert. Die Arbeitskräfte werden verdoppelt, bis zur Stärke von 110 Mann, und der Erfolg steigert sich proportional: the flow of papyri soon became a torrent which it was difficult to cope with. Jede Papyrusgruppe, die zusammengefunden wird, bleibt zusammen, um die Herstellungsarbeiten zu erleichtern und chronologische Schlüsse zu ermöglichen; es lassen sich aber kaum genug Körbe und Behälter auftreiben für die unerschöpflich zuströmenden Massen. Wie Grenfell ausführt, haben wir hier die alten städtischen Abladestellen, die „Scherbelberge" von Oxyrhynchos zu erkennen, nach denen die Makulatur aus Archiven und Bibliotheken massenhaft hinüber-

[1]) Contemporary Review, Juni.

[2]) Allgem. Ztg. 1897, 5. März, Beilage Nr. 52.

Digitized by Google

geführt wurde, meistens leider zerrissen und unbrauchbar gemacht; einige Papyrushaufen befanden sich noch in den alten Körben, in denen man sie hergebracht hatte. Die besser erhaltenen Stücke staken meistens ziemlich dicht unter der Oberfläche und in den höher gelegenen Schichten; der trockene Sand hatte sie vortrefflich geschützt, während tiefer gelagerte Rollen durch die beim Steigen des Nils durchsickernde Flüssigkeit oft völlig unbrauchbar geworden waren. Die Schutthalden stammten theils aus römischer Zeit (bis zum 4. Jahrhundert n. Chr.), theils aus der arabischen und byzantinischen Periode. Außer den Papyri kamen zahlreiche Ostraka, beschriebene Thonscherben, ans Licht, meist zerbrochen, einmal aber 150 Stück zusammen ganz wohlerhalten, fast alle von derselben Person herrührend; hoffentlich können sie noch dem von U. Wilcken bearbeiteten, längst im Drucke befindlichen Corpus der Ostraka als Nachtrag einverleibt werden. Eine Probe — eine Anweisung auf Wein für einen Stallknecht (ἱπποκόμος) — theilt Grenfell mit; wir stehn mitten im Kleinleben jener Zeit. Daneben fanden sich zahlreiche Münzen, etwa 440 Stück, aus der Kaiserzeit, 100 mit byzantinischer Prägung, vor allem aber all die tausenderlei Gebrauchsgegenstände, die auch in jenem fernen Provinzialstädtchen der Bevölkerung unentbehrlich waren und uns zeigen, wie hoch hier, am Saume der zivilisirten Welt, der Stand der materiellen Kultur doch gewesen ist: Bleizeichen, wahrscheinlich Theaterbillets; Terrakotten, Holztafeln, Spiegel, Messer, Nadeln und andere Toilettengegenstände aus Bronze, Elfenbein und Knochen; Glasgeräthe, Perlen und Amulette aus Glasguß; Trinkgeschirr, Schreibutensilien, Lampen, endlich, zahlreicher als alle anderen Gegenstände, Würfel und Knöchel; die Einwohner von Oxyrhynchos müssen danach leidenschaftliche Hazardspieler gewesen sein. Am 15. April d. J. konnten die Arbeiten als abgeschlossen betrachtet werden.

Ueber den Inhalt und Werth der gefundenen Rollen können die Finder heute, nach einer Frist von wenigen Monaten, nur unvollständig und schätzungsweise Auskunft geben; es wird die Arbeit von Jahren dazu gehören, ehe alles registrirt und untersucht ist. Die Hauptfunde reichen von der römischen Eroberung, um die Wende unsrer Zeitrechnung, bis ins 10. Jahrhundert; die Ptolemäerzeit geht wohl ganz leer aus. Weitaus überwiegen die griechischen Papyri. Etwa 100,000 zu wenig umfangreiche und anscheinend nicht verwerthbare Bruchstücke haben die beiden Bearbeiter zunächst ausgeschieden. Trotzdem bleiben annähernd 300 literarische Stücke, theils theologischen Inhalts, theils der klassischen Literatur angehörend, und etwa 2000 nichtliterarische Dokumente: Kontrakte, Briefe, Gesuche, Rechnungen, Verordnungen, Testamente, Quittungen, Steuerlisten, Gerichtsprotokolle, Gebete, Horoskope, Zauberformeln. Lateinische Texte tragen etwa 30 Rollenfragmente, koptische 40 bis 50, arabische etwa 100. Unter den literarischen Papyri ist am stärksten Homer vertreten, wie zu erwarten war; ebenso ist es den Bearbeitern gelungen, ein Fragment dem ersten Buche der Virgilischen Aeneis zuzuweisen. Hoffen wir, daß die Homerkritik von diesen neuen Urkunden so viel Nutzen haben wird, wie von den Petrie-Papyri Mahaffy's! Vereinzelt vertreten sind Sophokles (König Oedipus), Thukydides, Isokrates, Plato (Republik), Xenophon (Hellenika), Demosthenes (προοίμια). Die bloße Existenz dieser alten Handschriften kann oft alle literarischen Streitfragen mit einem Schlage lösen. So hat man (philol. Anz. XVII, 575) vermuthet, daß jene demosthenischen Prooemien erst im 2. Jahrhundert n. Chr. oder später entstanden und dem Demosthenes untergeschoben seien. Vielleicht ist die Handschrift älter als die von dem modernen Kritiker vermuthete Entstehungszeit. Ein Hauptstück, das umfängliche Thukydidesfragment (IV, 36—41), ist gleich für den Bericht von A. S. Hunt kopirt und eingehend und fördertich behandelt worden. Das Resultat ist höchst erfreulich und beruhigend: der Text weicht von dem unsrer späteren Handschriften nicht wesentlich ab; er bestätigt ihren Bestand im ganzen und bringt der Annahme weitgehender Fälschungen keinerlei Hülfe. Mehr und mehr überzeugt man sich, daß die Ueberlieferung der antiken Schriftwerke von der Zeit an, wo es einen ausgebildeten Buchhandel und geschulte Textkritiker gab, also etwa vom 2. Jahrhundert v. Chr., bis in die byzantinische Zeit hinunter, durchschnittlich viel gleichförmiger und reiner dahingeflossen ist, als man anzunehmen gewagt hätte. Man war und ist vielfach geneigt, daraus auch auf die Ueberlieferung vor jener Zeitgrenze Schlußfolgerungen zu ziehen. Dem scheinen aber gerade die ältesten Zeugen, vor allem die von Mahaffy, Nicole, Weil, Grenfell und Hunt besprochenen epischen Papyri aus dem dritten vorchristlichen Jahrhundert zu widersprechen, bei denen auch im Versbestande starke Ueberschüsse und Schwankungen festgestellt sind. Von hier aus wird die textkritische Feinarbeit dereinst wohl noch festen Fußes vordringen können in jene bisher nur der Hypothese und Phantasie zugänglichen Regionen der Ueberlieferungsgeschichte, die jenseits der hellenistischen Textkritik liegen und einen Ausblick auf die erste Fixirung und Entstehung der alten Meisterepen gestatten.

Doch mögen dem Fachmann solche Bereicherungen des kritischen Materials noch so erwünscht und werthvoll sein: dem Alterthumsfreunde wird vor allem bei den signalisirten neuen Literaturresten das Herz höher schlagen. Da sind große Stücke aus einem Gedicht in sapphischen Strophen, wahrscheinlich von Sappho selbst; etwa 50 Zeilen aus einer verlorenen Komödie; umfängliche Partien aus einem chronologischen Werk, die Zeit von 356 bis 316 v. Chr. umfassend; ein Abschnitt aus einem metrisch-rhythmischen Traktat, vielleicht von Aristoxenos, das kräftig einzugreifen verspricht in viele bei Gelegenheit der neuesten Musikfunde wieder in Fluß gekommenen Fragen. Den Bericht über Verhandlungen zwischen Marc Aurel und einem alexandrinischen Beamten wird man zu den nichtliterarischen Urkunden zählen müssen, deren Umfang und Bedeutung sich noch gar nicht übersehen läßt. Grenfell und Hunt versprechen jedes Jahr einen Band von mindestens 300 Seiten aus diesem Material herauszuarbeiten; der erste, vor allem jene schon identifizirten Stücke umfassend, soll nächsten Sommer erscheinen. Welche Elastizität, welcher Arbeitsmuth gehört dazu, um eine solche Riesenaufgabe auf die Schultern zu nehmen! Daß die beiden trefflichen Forscher Wort halten werden, verbürgen ihre früheren Veröffentlichungen, über die wir auch in diesen Blättern berichtet haben.

Der Egypt Exploration Fund widmete seine finanziellen und geistigen Kräfte bisfang überwiegend archäologisch-ägyptologischer Arbeit; die Namen Flinders Petrie, E. Naville, Griffith, Newberry sind ein Programm. Die Fülle und Bedeutung der Funde aus der griechisch-römischen Periode gaben Anlaß dazu, einen Graeco-Roman branch abzuzweigen for the discovery and publication of the remains of classical antiquity and early Christianity in Egypt. Das ganze Unternehmen trägt einen durchaus privaten Charakter; in der Liste der donations, subscriptions und life members findet sich auch mancher Frauenname. Aegypten geht die Engländer näher an, als uns — das klassische Alterthum kaum. Ob man in Deutschland wohl für verwandte Zwecke so willige Unterstützung in so weiten Kreisen finden würde? Man denke nur an die Aufgaben, die in der Wiege der europäischen Kultur, in Kleinasien, der Lösung harren.

Digitized by Google

Mittheilungen und Nachrichten.

Wotantultus in der alten Oberpfalz. In der oberpfälzischen Volkssage begegnet man auf Schritt und Tritt den Spuren des altgermanischen Gottes. Er schwebt als Hutmann über den Baumwipfeln, er reitet auf weißem Rosse, zieht mit dem Nachtgeleit (Nachtgescheer) oder auch allein mit seinem Hunde, es muß als Wonzi die Kinder schrecken; ja Schönwerth (Aus der Oberpfalz. Sitten und Sagen II, 313) hat sogar ein oberpfälzisches Märchen von einem König Waad und seiner Gemahlin Freia aufgezeichnet. — Wie lebendig der Glaube an den verdrängten Gott noch kurz vor dem 30jährigen Kriege da und dort im oberpfälzischen Volke gewesen sein muß, beweist ein Eintrag im katholischen Kirchenvisitationsprotokoll des Jahres 1616 (Kgl. Kreisarchiv Amberg, Abth. Relig. und Reformation Nr. 84): „In gemein seindt die Inhörer zu wurtz (Wurz, Dorf im heutigen Bez.-Amte Neustadt a. d. W.) der abgötterey noch stark ergeben, welche wann ihnen ihre Kinder oder vieh krank werden entweder nach Frowenreuth in Behaim zu den wahrsagern oder zu den auff ein Viertel meil wegs von dieser pfarr stehenden abgott undt bilet der Bozul genant lauffen undt daselbst ihre abgöttische gelübdt verrichten. Es haben sich auch in den jüngst verschienen Summer zwey abergläubische Weiber im Dorff wurtz gefunden welche damit Sie wegen der geassen eingefollenen Dörre einen regen zuwegen bringen möchten, letztermelten abgott mit Wasser zu tauffen sich unterstonden, undt auch ins werk gerichtet darauf dann ein regen erfolgt ist undt Sie daher in ihrem aberglauben mechtig gesterket werden. Welche scheckliche abgötterey und Abergloubeu wir nicht unterlossen haben scharff zu steuffen." — Es dürfte wohl keinem Zweifel unterliegen, daß mnn es hier durchaus nicht mit einem Mißbrauche der christlichen Taufe, sondern mit dem nngemein interessanten Reste eines heidnischen gottesdienstlichen Handlung zu thun hat.

Amberg. Dr. August Sped.

G. Brunetto Latini's Wohnort in Frankreich. Unter den verschiedenen historischen und litterarischen Schätzen der Archive des Kapitelhauses und des Delanats der Westmünsterabtei in London befindet sich eine werthvolle Sammlung von 80 oder 90 notariellen Dokumenten, die sich auf die Geldtransaktionen zwischen den Abteibeamten und den Bunken von Florenz und Siena zur Regierungszeit Heinrichs III. und Edwards I. beziehen. Bei Sichtung dieser Serien fand, nach einem Berichte des „Athenaeum", Sir Edward J. L. Scott ein notarielles Dokument, das von Brunetto Latini, dem berühmten väterlichen Freund Dante's und dem mobildekannten Verfasser von „Le Trésor" und anderen Werken, eigenhändig geschrieben war. Brunetto verfaßte diese Werke zwischen 1260 und 1266, als er, aus Florenz verbannt, in Frankreich lebte. Nun hat man bis auf den heutigen Tag nicht gewußt, an welchem Ort in Frankreich er seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Boccaccio konnte nur die Vermuthung anstellen, Brunetto habe sich in Paris niedergelassen, die aufgefundene notarielle Urkunde hingegen trägt die Aufschrift: „Apud Burrim super Albam (Bar sur l'Aube en Champagne) in anno dominice Incarnationis Millesimo ducentesimo sexagesimo quarto, Indictione septima die quarta decima exeunte Aprili." Damit lebte und schrieb Brunetto seine großen Werke in Bar sur l'Aube. Das Westminster-Dokument ist 15 Zoll lang und 11 breit und ein Muster von Kalligraphie. Am Fuße desselben befindet sich Brunetto's Siegel und die Unterschrift: „Et ego Brunettus Latinus de Florentia Notarius predicta coram ma neta Rogatus publice scripsi."

Die geschichtliche Litteratur über die römische Kaiserzeit bis Theodosius I. und ihre Quellen. Von Dr. Hermann Peter. Band 1, 2 (Leipzig, B. G. Teubner, 1897.) — Die Quellenforschung auf dem Gebiete der römischen Kaisergeschichte hat sich in den letzten Jahrzehnten zumeist Einzelfragen zugewandt, die sie mit strenger Beschränkung auf den vorliegenden Gegenstand zu lösen suchte. Diese zur Vereinfachung neigende Methode hat in ihrer letzten Ausbildung zu dem sogen. Einquellenprinzip geführt, das auf der Annahme beruht, der zu untersuchende Schriftsteller habe jeweils nur eine Quelle benutzt, wie dies z. B. Nitzsch von Livius behauptet. So überraschende Resultate sich auch mitunter daraus ergeben haben, so ist doch nicht zu leugnen, daß die ihr zugrunde liegende Annahme oft geradezu willkürlich war. Dieser Einzelmethode steht eine andere gegenüber, die sich auf Niebuhrs Ausspruch stützt, man müsse vor allem den Standpunkt fassen, von wo, und die Medien erkennen, wodurch der Schriftsteller gesehen habe, und die von da aus zu der Forderung gelangt, die Eigenart des Einzelnen sowohl als des Zeitalters, dem er angehört, und des engeren Kreises, in dem er gelebt hat, einer umfassenden Untersuchung zu unterziehen, bevor man über seine Glaubwürdigkeit urtheilt. — Den letzteren Standpunkt vertritt mit großer Entschiedenheit das vorliegende Werk. Der Verfasser stützt sich dabei auf die Eigenthümlichkeit der antiken Geschichtschreibung seit Isokrates, daß sie ohne die uns jetzt selbstverständliche Achtung vor fremdem geistigen Eigenthum die Aufzeichnungen der Vorgänger benutzte, soweit es ihr eigenes Stilgesetz zuließ. Eben deßhalb aber, weil der Kreis, der dem einzelnen Schriftsteller für seine Bewegung gezogen war, so eng gewesen, sei es eine um so dringendere Pflicht des Forschers, sich das Wesen des zu Untersuchenden zu voller Klarheit zu bringen, eine Aufgabe, die allerdings mühsam und oft nicht einmal vollständig lösbar sei. Er sucht daher in seinem Werke zu beweisen, daß ein fortwährendes Schwanken in der Art der Benutzung und Wiedergabe der Vorlagen stattgefunden habe, zwischen Abschreiben, Neuherausgeben, Uebersetzen, Einreihen von Urkunden einerseits und selbständiger Schriftstellerei anderseits. Eine solche Aufgabe aber ist nicht anders zu lösen, als daß der Verfasser ein Bild des gesammten geistigen Lebens der in Rede stehenden Zeit entwirft, dann die politischen Anschauungen, welche die Autoren gehabt haben, kennzeichnet und endlich auf diesem Hintergrund die Eigenart des Einzelnen in möglichst scharfen Rissen zeichnet. Dies ist umsomehr nöthig, als der Begriff der strengen historischen Wahrheit in unserm Sinne dem Alterthum vollständig abgeht.

Die zeitliche Begrenzung ist mit Berücksichtigung des Umstandes gewählt worden, daß sich unter Theodosius dem Großen die Herrschaft des Christenthums in dem gesammten geistigen Leben, auch der westlichen Hälfte des Reiches, entscheidet. Doch hat der Verfasser auch die letzten Regungen des Heidenthums bis zu seinem völligen Absterben verfolgt und auch über das Zeitalter des Augustus hinaus öfters zurückgegriffen, um einzelne Erscheinungen in ihrer Entwicklung zu erklären. Das Werk hat so an Abrundung und Selbständigkeit gewonnen. — Das Buch ist natürlich mit Aufgebot des gesammten wissenschaftlichen Apparats unserer Zeit geschrieben. Doch hat es der Verfasser verstanden, die Ergebnisse seiner umfassenden Arbeit mit großer Klarheit so darzustellen, daß es auch dem Nichtfachmann eine belehrende und lichtvolle Lektüre darbietet. Paul Seliger (Leipzig).

T. Budapest. Die Magyarisirung der Ortsnamen in Ungarn. Dem ungarischen Reichstag ist soeben ein Gesetzentwurf vorgelegt worden, dessen Inhalt das offiziöse Korrespondenzbureau mit den lakonischen Worten der Welt meldet, es sei ein „Gesetzentwurf, betreffend die Gemeinde- und Ortsnamen". Der „Pester Lloyd" verheimlicht den Wortlaut; das Ausland könnte sich sonst einen merkwürdigen Begriff über die Freiheit in Ungarn bilden. Es handelt sich um nichts geringeres, als die Magyarisirung sämmtlicher Ortsnamen, worüber die magyarischen Zeitungen in heller Freude sind, und um die Vernichtung sämmtlicher deutscher Lehrbücher in allen deutschen Schulen, da hinfort nur solche für zulässig erklärt werden, die ausschließlich magyarische Namen aller Orte gebrauchen. Wir theilen den Gesetzentwurf dem deutschen Leser in seinen Hauptbestimmungen mit und hoffen, daß der Unsinn vor der öffentlichen Meinung zusammenbrechen werde. Es ist etwas derart unerhörtes, daß die Magyaren denn doch Ursache haben, auf ihre Reputation zu sehen, die wieder einmal auf dem Spiele steht. In dem Entwurf heißt es: § 1. Jede Gemeinde darf ausschließlich nur einen amtlichen Namen führen. § 2. Die Bestimmung des amtlichen Namens der Gemeinden, welche mehrere Benennungen besitzen, das Versehen der identisch benannten Gemeinden mit einem Vornamen oder einem neuen Namen, die Benennung neu sich bildender Gemeinden und die Namensänderung der Gemeinden, ebenso die Feststellung der richtigen Schreibung der Gemeindenamen gehört in den Wirkungskreis des kgl. ungarischen Innerministers. Der Innerminister übt dies Recht nach Anhörung der betreffenden Gemeinden und der Municipalgeneralversammlung innerhalb der durch § 1 des gegenwärtigen Gesetzes, sowie der durch die allgemeinen Rechtsinteressen (?) bestimmten Grenzen mit möglichster Berücksichtigung des Wunsches der interessierten Gemeinde aus. §. 3. Die auf dem Extravillan der Gemeinden liegenden Ansiedelungen, Pusztas, Berge, sowie andere wichtigere bewohnte Plätze, soweit sie eine besondere Bezeichnung noch nicht besitzen, sind mit einer solchen zu versehen. Ueber die Benennung entscheidet, auf Grund der Entschließung des Eigenthümers oder der auf Grund der direkten Staatssteuer der Eigenthümer berechneten Majorität, die gemäß des Gemeindegesetzes

Digitized by Google

zuständige Gemeindevertretung, deren Beschluß wegen der Bestätigung in erster Reihe der Municipalgeneralversammlung, wegen der definitiven Entscheidung aber zusammen mit dem eventuellen Rekurs dem Innenminister zu unterbreiten ist. §. 4. Zum Zweck der Goldenzahlung der Gemeinde- und anderen Ortsnamen, sowie der an ihnen etatetenden Aenderungen führt das kgl. ungarische Statistische Amt ein ständiges Reichsstammbuch, welches unter der Unterstützung, Inspektion und Kontrolierung einer zu diesem Zweck zu bildenden Landesgemeindestammbuchkommission steht. Zu den Aufgaben der Kommission gehört u. a. das Beantragen aller jener Verfügungen, welche zu dem Zwecke nothwendig sind, daß die authentisch festgesetzten Gemeinde- und anderen Ortsnamen sich nicht nur im amtlichen Gebrauche, sondern auch im gesellschaftlichen Verkehr möglichst allgemein verbreiten und immer ausschließlicher benützt werden. Die Organisation der Kommission und das Regulativ der Geschäftsführung stellt der Innenminister unter Mitwirkung des Ministerrathes auf dem Verordnungswege fest. § 5. In den staatlichen, municipalen und gemeindeamtlichen, sowie in anderen amtlichen Schriften, auf den Gemeindestampiglien, Siegeln und Signaltafeln, weiters in der Geschäftsführung der unter der unmittelbaren Verfügung des Staates, der Municipien und der Gemeinden stehenden Anstalten und Betriebe, in den Oeffentlichkeitsrecht besitzenden Schulen, in den in Benützung stehenden Lehrbüchern, gleichermaßen in den vor die Oeffentlichkeit gelangenden Druckorten dieser Schulen, sowie in ihren Siegeln und Stampiglien, endlich in den notariellen Schriften — ohne Rücksicht darauf, ob die aufgezählten Schriften, Lehrbücher, Druckorten, Siegel und Stampiglien ꝛc. in der amtlichen Staatssprache oder in einer anderen Sprache abgefaßt sind — ist ausschließlich der amtliche Name der Gemeinde in jener Schreibart zu benützen, wie sie in dem Landesgemeindestammbuch gelehrt wird. Im Text von Firmaprotokollirungen, in den die Bestätigung oder das Visum der Regierung erheischenden Dokumenten und anderen Schriften, sowie in allen anderen öffentliches oder amtliches Gepräge besitzenden Relationen ist ebenfalls der Gebrauch des amtlichen Namens der Gemeinde obligat, doch kann daneben auch eine hievon abweichende Benennung in Klammer gebraucht werden.

* **Berlin.** Karl Frenzel vollendet am Montag, dem 6. Dezember d. J., das 70. Lebensjahr. Zur Feier dieses Tages haben der Verein „Berliner Presse", zu dessen Begründern Frenzel gehört, die „Literarische Gesellschaft" und die Redaktion der „Nationalzeitung", deren Mitglied er seit 36 Jahren ist, ein Komitee gebildet, das im großen Saale des Kaiserhofs ein Festmahl mit Damen veranstalten wird, und zwar, um weiteren Kreisen die Theilnahme zu ermöglichen, an dem auf den Geburtstag folgenden Sonntag, am 12. Dezember.

* **Frankfurt a. M.** Am vorigen Sonnabend starb in Aßmannshausen im Alter von 60 Jahren Dr. Karl Otto, der Begründer des Systems zur Koks- und Ammoniakgewinnung. Der Verstorbene war einer der angesehensten Männer des Ruhrreviers. Das Otto'sche System hat eine rationelle Ausnutzung der in der Kohle enthaltenen werthvollen Nebenprodukte ermöglicht, und fast auf allen Zechen des Ruhrreviers finden sich Dr. Otto'sche Kokesöfen. Auch im Ausland wird vielfach nach diesem System gearbeitet.

* **Eberswalde,** 17. Nov. Gestern starb hier nach langem Leiden der Direktor und Chefarzt der hiesigen Landesirrenanstalt, Geheimer Sanitätsrath Dr. August Zinn. Der Verstorbene, der ein Alter von 73 Jahren erreicht hat, zählte zu den namhaftesten Irrenärzten Deutschlands und hat auf dem Gebiete der Irrenpflege wie auf allgemein ärztlichem Gebiete Hervorragendes geleistet.

* **Glostuck.** Der Privatdozent Dr. Rudolf Zenker, bisher in Würzburg, ist zum außerordentlichen Professor der romanischen Philologie an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Pavia.** Bei der gestrigen Universitätseröffnung verhinderten die Studenten die Festrede des wegen seiner Strenge bei den Prüfungen mißliebigen Professors Pasquale durch Tumulte. Die Universität wurde geschlossen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Dr. S. Tunnisig: Ernährung und Pflege des Kindes bis zum Ende des 2. Lebensjahres. Wien und Leipzig, W. Braumüller 1897. — Ludwig Hänselmann: Das erste Jahrhundert der Waisenhausschule in Braunschweig. Braunschweig, H. Limbach 1897. — Weltgeschichte in Umrissen. Federzeichnungen eines Deutschen, ein Rückblick am Schlusse des 19. Jahrhunderts. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1897. — Dr. Ernst Wachler: Die Läuterung deutscher Dichtkunst im Volksgeiste. Eine Streitschrift. Berlin-Charlottenburg, Richard Heinrich 1897. — Dr. W. Meyer: Die Entstehung der Erde und des Jdischen. Berlin, Verein für deutsche Literatur 1897. — Dr. J. Keech und Dr. O. Fischer: Die Zwangsversteigerung und die Zwangsverwaltung; Dr. O. Fischer: Grundbuchordnung für das Deutsche Reich. Textausgaben mit Einleitung, Anmerkungen und Sachregister. (Nr. 42 und 43 der Guttentag'schen Sammlung deutscher Reichsgesetze.) Berlin, J. Guttentag 1897. — Die Verfassung als die Quelle des Nationalitätenhasses in Oesterreich. Studie eines Patrioten. Wien und Leipzig, M. Breitenstein 1897. — Erich u. Boehmer: Staatsinteressen der deutschen Jagenieure. München u. Leipzig, R. Oldenbourg 1897. — *Ellis Paxson Oberholtzer*: The New Man. A chronicle of the modern time. Philadelphia, The Levytype Company 1897. — Dr. Felix Friedmann: Was darf ich? Des Bürgers Recht und Schutz. Band I: Polizei- und Strafbehörde. Berlin, Mauffee, Messer u. Co. 1897. — C. Reichenberg: Heinrich v. Stephan. Ein Lebensbild. (Nr. 1 der Sammlung: „Männer der Zeit", hrsgb. von Gustav Diercks.) Dresden und Leipzig, Carl Reißner 1897. — Heinrich Renner: Durch Bosnien und die Herzegowina kreuz und quer. Mit 54 Vollbildern und 300 Abbildungen im Text. 2. vermehrte Auflage. Berlin, Dietrich Reimer 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin. • Soeben erschien:

Paul Heyse, Neue Gedichte und Jugendlieder.

Geheftet M. 5.— Gebunden mit Goldschnitt M. 6.20.

— „ — Das Goethe-Haus in Weimar. 24 Seiten mit 21 Abbildungen. Elegant kartonniert M. 1.— (17361)

Soeben erschien:

Preis: 1 Mark.

Deutschland zur See.

Eine historisch-politische Betrachtung

von

Dr. Dietr. Schäfer

a. o. Professor der Geschichte a. d. Universität Heidelberg.

Jena. Gustav Fischer. 1897.

[17378]

Soeben wurde ausgegeben:

Kat. 84: **Philosophie, Aesthetik, Pädagogik.** 1559 Nummern.

Der Katalog steht auf Wunsch kostenlos zu Diensten. (17382)

Eugen Stoll, Antiquariat, Freiburg i. B.

Singer und Seifriz:

Grosse theoretisch-praktische

Violinschule.

Erster Band. (6460)

Erste Hälfte. 3. Auflage. 7 Mark.
Zweite Hälfte. 2. Auflage. 7 Mark

Zweiter Band.

Erste Hälfte . . . . . 8 Mark.
Zweite Hälfte. . . . . 8 Mark.

J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf., Stuttgart.

Tauchnitz Edition.

November 16, 1897.

Marietta's Marriage.

By (17380)

W. E. Norris.

In 2 vols.

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Samstag, 20. November. Nummer 263.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Portraits des Michel Wolgemut von Albrecht Dürer in der Albertina und in der Münchener Pinakothek. Von Karl Voll. — Eine deutsche Literaturgeschichte von einem Deutsch-Amerikaner. Von Friedrich von der Leyen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Portraits des Michel Wolgemut von Albrecht Dürer in der Albertina und in der Münchener Pinakothek.

In der Münchener Pinakothek befindet sich das berühmte Portrait Wolgemuts von Albrecht Dürer. In der Albertina wird die dazu gehörige Zeichnung aufbewahrt. Ueber beide Werke wurde schon viel geschrieben. Thausing legt in seiner Dürer-Biographie großen Werth auf sie; er beschreibt bei dieser Gelegenheit das Wiener Blatt als Kreidezeichnung.[1]) Stegmann aber, der sie in seiner Studie über Wolgemut erwähnt,[2]) nimmt ausdrücklich keine Kreide-, sondern eine Silberstiftzeichnung an. In Wirklichkeit ist das Blatt jedoch weder mit Kreide noch mit Silberstift, sondern mit Graphit gezeichnet, wovon man sich zur Noth sogar aus der Reproduktion von Ad. Braun überzeugen kann. Da Bleistiftzeichnungen erst ziemlich spät nach Dürers Tod aufkommen, so kann das Blatt nicht von ihm sein.

Diese einfache Thatsache beweist zwar, daß wir einer Fälschung gegenüberstehen; aber wenn hier auch Kreide oder Silberstift zur Anwendung gebracht wäre, so könnte man doch ohne weiteres die Unechtheit des Wiener Blattes erkennen. Es ist von fremder Hand nach dem Münchener Bilde gezeichnet. Das Oelgemälde gibt den mit einer schwarzen Kappe bedeckten Kopf Wolgemuts nebst dem oberen Theil der Brust, die von einem, den dürren, sehnigen Hals freilassenden Pelzrock geschützt ist. Die Zeichnung gibt alles wieder mit Ausnahme des Pelzrockes, so daß der Kopf allein erscheint; der Hals aber ist schräg von hinten nach vorn abgeschnitten, und zwar genau in der Weise, daß wir nur das sehen, was der Rock auf dem Gemälde verhüllte. Wir haben gewissermaßen die Zeichnung zu einer Wolgemut-Büste vor uns. Die Schattenvertheilung ist die gleiche wie auf dem Oelgemälde, die Kappe ist ebenso arrangirt, die obere Spitze des linken Ohres verschwindet ebenso unter der Kappe, die Haltung des Kopfes ist die gleiche: es besteht kein Zweifel, daß die Zeichnung nach dem Bilde oder nach einer Kopie des Bildes gemacht ist. Daß sie aber keine Vorstudie ist, sieht man daran, daß sie die Motive der Falten des Tuches und des Fleisches auch alle, jedoch weniger scharf durchgeführt, enthält. Das Bezeichnendste aber ist schon der erwähnte Umstand, daß die Halslinie genau die gleiche ist wie auf dem Gemälde, obwohl der sie bedingende Rock fehlt. Als Thausing die sehr verschönerte Reproduktion für seine Dürer-Biographie zeichnen ließ, scheint auch er, oder wenigstens der Zeichner, diesen Mangel gefühlt zu haben; denn mit ein paar flüchtigen Strichen, die freilich auf dem Wiener Blatt nicht vorhanden sind, wurde der fehlende Theil ergänzt. Da die Photographien nach beiden Werken leicht zugänglich sind, so kann man ihr Verhältniß zu einander ohne Mühe nachprüfen.

Aber, selbst wenn das Münchener Bild nicht vorhanden wäre, könnte man die Unechtheit der Zeichnung aus stilkritischen Gründen darthun. Der Hauptgrund ist, daß sie unter aller Kritik schlecht ist und daß die Mangelhaftigkeit der Ausführung in grellem Widerspruch steht zu der geistvollen Auffassung sowohl des inneren Lebens wie der äußeren Formen. Diese geistvolle Auffassung stammt offenbar von einem anderen als von dem Zeichner unsres Blattes. Wer die markanten Formen des interessanten Kopfes so künstlerisch erfaßt, kann besser zeichnen. Der Widerspruch liegt darin, daß das Ganze offenbar eckig und bis ins kleinste Detail hinein individuell gedacht war, während die Zeichnung alle die Ecken rund zuschleift. Nicht nur die spitzen eckigen Falten der Kappe sind abgerundet, auch das feine schmale Ohrläppchen ist eine plumpe Kugel geworden, die schmalen scharfen Augen sind rund wie Geldstücke, die vielfältig gebogenen Linien des mageren Unterkiefers sind besonders auf der linken Seite zu faden, nichtssagenden, weitgezogenen Kurven geworden. Dazu kommt eine höchst oberflächliche Art der Schraffirung, die Dürer nicht kennt. Die Striche laufen parallel, ohne die mindeste Rücksicht auf die Fläche, die sie charakterisiren sollen, während Dürer doch die Lagen seiner Striche stets den Flächen folgen läßt. Ich kann mir nicht versagen, hier Thausings Urtheil über die Zeichnung anzuführen, weil es ein neuer Beweis dafür ist, daß der Wiener Kunstforscher gegen seine geistreichen Einfälle häufig zu wenig Kritik übte. Er schreibt: „Der dankbare Schüler fertigte die sorgfältige Zeichnung in der Albertina, welche etwa aus dem Jahre 1516 stammen mag. ... Sie übertrifft das Münchener Gemälde so weit an Feinheit und Lebendigkeit der Auffassung, daß ich mich den Bedenken Frizzoni's anschließe, der in demselben bloß die Kopie oder die vollständige Uebermalung eines Dürer'schen Originals erkennen will. Der Kopf ist beinahe in Lebensgröße mit schwarzer Kreide auf vergilbtem blauen venetianischen Papier entworfen und ein wenig weiß aufgehöht." Das genaue Gegentheil von Thausings Worten ist das Ergebniß meiner kürzlich in Wien und in München angestellten Nachprüfung gewesen; Wilhelm Schmidt, der mit mir das Oelgemälde und die Braun'sche Reproduktion der Wiener Zeichnung verglich, kam zum gleichen Resultate. Daß man bis jetzt Thausings Urtheil allgemein acceptirt hat, mag daher kommen, daß die Zeichnung bis vor kurzem in dem ohnehin ungünstigen Ausstellungsraum der Albertina an einem besonders ungünstigen Platz unter Glas ausgestellt und also schwer zu beurtheilen war. Aber Thausing, der sie noch in der Hand gehabt hat, hätte sehen müssen, daß sie eine Graphitzeichnung und daß sie sehr schlecht ist.

[1]) Thausing-Dürer, 2. Aufl., I, 93.
[2]) Rep. der Kw. XII, 70.

Digitized by Google

Sie ist nicht monogrammirt, aber sie ist auf venezianischem Papier entworfen, wie es Dürer einige Zeit lang zu benützen liebte. Es scheint also, daß man die Absicht gehabt hat, eine Fälschung zu begehen, wie das gerade bei Dürer vielfach vorgekommen ist, daß aber der Fälscher selbst, die Werthlosigkeit seines Machwerkes einsehend, das Monogramm weg ließ. Der Auffassung nach könnten wir die Fälschung in die Barockzeit setzen; es ist jedoch gleichgültig, hier zu untersuchen, wann und von wem sie gemacht ist. Es genügt der Nachweis, daß das Blatt nicht von Dürer stammt.

Es steht nun noch eine andere, schwerer zu beantwortende Frage offen, auf die bereits Thausing hingewiesen hat, und die ich hier wenigstens aufwerfen will, obwohl ich mir bewußt bin, daß ich den sicheren Boden der thatsächlichen Beweise mitunter verlassen muß. Thausing schreibt, daß die Vorarbeit zu dem Münchener Bild, das die Jahreszahl 1516 trägt, bereits in eine frühere Periode fällt.[1]) In einer Anmerkung fügt er bei: „Ich kann hier nicht verschweigen, daß auf dem Portrait Wolgemuts in München an der Jahreszahl 1516 deutlich zu sehen ist, daß an Stelle der weiten 1 ursprünglich eine 0 gestanden habe. Dies ist um so auffallender, als die Zeichnung zu dem Bilde in der Albertina auf jenem venezianischen Papier ausgeführt ist, dessen sich Dürer in dem Jahre 1506 bediente. Damals aber war er in Venedig! Es fehlen mir bisher genügende Anhaltspunkte zur Lösung dieser Widersprüche."

Diesmal hat Thausing das Richtige gesehen. Es kann kein Zweifel darüber herrschen, daß die Jahreszahl ursprünglich 1506 hieß. Aber aus welchem Jahr und von wem stammt sie? Sie ist offenbar später als das zweifellos echte, aber stark verblaßte und mit weniger groben Zügen aufgetragene Monogramm Dürers. Sie ist vielmehr mit derselben Farbe geschrieben, wie die berühmte Inschrift auf dem Bilde, die die Angabe enthält, daß wir hier Wolgemuts Portrait vor uns haben, wie Dürer ihn als alten Herrn im Jahre 1516 gemalt habe und die uns dann erzählt, daß Wolgemut am Andreastag 1519 verschieden ist. Die Herausgeber des Katalogs der Pinakothek nehmen die über dem Monogramm stehende Jahreszahl als echt an und als im Entstehungsjahre des Bildes aufgesetzt; sie glauben darum, daß auch der erste Theil der Inschrift von 1516 stamme und daß der Vermerk über Wolgemuts Tod später, also frühestens 1519 nachgetragen wurde. Da die Inschrift nicht gleichmäßig gut erhalten ist, so glauben sie deutlich zu sehen, daß der obere Theil in einer anderen Zeit geschrieben sei als der untere. Thode stimmt ihnen bei.[2]) Ich kann mich aber dieser Ansicht nicht anschließen. Die zwei ersten Zeilen sind zwar mit kleineren Buchstaben, aber mit der gleichen Farbe geschrieben wie die folgenden fünf. Es genügt zur Erklärung dieses Umstandes vollkommen, wenn man annimmt, daß der Schreiber bald erkannt hat, daß für die Oelfarbe die Anwendung der kleinen Buchstaben recht viel Unbequemlichkeiten mit sich bringt und daß er darum mit größeren Lettern weiterfuhr. Mir scheint das Ganze auf einen Zug geschrieben zu sein; auch ist die Erhaltung der fünften Zeile so schlecht wie die der ersten; so daß man schon aus dieser Thatsache eher auf Gleichzeitigkeit der Abfassung des ersten und zweiten Theiles schließen könnte. Ich werde durch den Wortlaut der Inschrift in meiner Annahme unterstützt; die stilistische Formulirung des Satzes macht es durchaus unwahrscheinlich, daß sein Schluß einige Jahre jünger sei als der Anfang. Ich lasse die Worte hier folgen: Das hat albrecht durer abkonterfet noch seine Lermeister michel Wolgemut im jor 1516 und er was 82 jor und hat gelebt pis das man zelet 1519 jor do ist er verschieden an sant endres dag jor er dy sun awff ging. Die Anwendung der größeren Buchstaben beginnt mit dem Anfang der dritten Zeile, und zwar bei „und er was —". Diese Stelle gehört aber nothwendig zu dem Vorausgehenden und muß mit ihm gleichzeitig sein. Der ganze Satz ist überhaupt aus einem Guß. Gerade die Anwendung des „und" beweist mir die einheitliche Konzeption. Wenn wir mit einem späteren Nachtrag zu rechnen hätten, so wäre dem ersten Hauptsatz ein zweiter, selbständig beginnender angefügt worden; schwerlich würde man den zweiten nach Verlauf von 3 Jahren mit „und" beigeordnet haben. Wir werden also gut thun, die ganze Notiz frühestens in das Jahr 1519 zu setzen. Wer hat sie aber auf das Bild gesetzt? Es sind schon wiederholt Zweifel laut geworden, ob sie von Dürers Hand herrühre oder nicht. Springer schreibt in seinem Aufsatz über den Meister Wolgemut: „Selbst die Echtheit des Werkes zugegeben, bleibt doch die Glaubwürdigkeit der offenbar späteren und in den Ziffern überarbeiteten Inschrift keineswegs über jeden Zweifel erhaben."[1]) Auch Seidlitz läßt in seinem bekannten historischen Portraitwerke die Frage über die Echtheit offen. Stegmann findet wenigstens einiges Bedenkliche; er sagt: „Wir möchten die Echtheit der Inschrift, die sicherlich den Duktus Dürerischer Schrift trägt, nicht bezweifeln, wenn sie auch später hinzugefügt und nachgefahren ist."[2]) Das Schlimme an der Sache ist aber gerade, daß die Handschrift sicherlich nicht auf Dürer hinweist. Ich habe sie mit vielen Photographien nach echten Dürer'schen Schriftstücken aus verschiedenen Zeiten verglichen; es bleiben immer Verschiedenheiten nicht nur in den einzelnen Buchstabenformen, sondern auch der Gesammtcharakter der Schrift ist von einer pedantischen kalligraphischen, unselbständigen Korrektheit, die Dürers Schriftstücken fremd ist, und die nicht dadurch zu erklären ist, daß er sich hier des Pinsels bedient habe. Auch spricht der Wortlaut gegen die Echtheit. Dürer war vom Künstlerstolz nicht frei; er scheint sogar etwas eitel gewesen zu sein. Darum wies er in den Inschriften immer direkt auf sich hin, indem er in der ersten Person spricht: „Das hab ich visirt"; „Das hab ich, Albrecht Dürer, gemacht" ꝛc.; manchmal setzt er sein Portrait bei und schreibt: Iste faciebat opos. Nur auf dem Kupferstich Adam und Eva schrieb er in berechtigter Freude über das schöne Gelingen des mühevollen Werkes ausnahmsweise ganz feierlich: Albertus Durerus Norieus faciebat. Auf dem pietätvollen Portrait seines Lehrers wäre er aber kaum in den steifen Ton gefallen, sondern er würde die schlichte, natürliche Weise beibehalten haben, mit der er so viele Blätter und Gemälde signirt hat. Nachdem weder die Handschrift Dürer'schen Zug hat, noch die Redeweise seiner gewöhnlichen Art entspricht, müssen wir die Inschrift als die Zuthat irgendeines möglicherweise recht wohlunterrichteten Zeitgenossen betrachten. Der Verfasser muß Zeitgenosse gewesen sein, weil die Schriftzüge thatsächlich auf den Beginn des 16. Jahrhunderts hinweisen, und er scheint nach der detaillirten Angabe, die er über Wolgemuts Tod macht, auch wohlunterrichtet gewesen zu sein. Diese Annahme wird dadurch unterstützt, daß Neudörffer ebenfalls 1519 als Wolgemuts Todesjahr angibt. Da Neudörffer den auf unserm Bilde angegebenen Sterbetag nicht beifügt, was er gern that, wenn er ihn wußte, so scheint es, daß er seine Notiz nicht von dem Portrait genommen hat, und es wächst die Glaubwürdigkeit der Inschrift.

Wie verhält es sich aber mit der Jahreszahl? Sie ist wohl mit derselben Farbe aufgetragen wie die Inschrift,

---

[1]) Thausing-Dürer, II, 133.

[2]) Henry Thode, Die Malerschule von Nürnberg, S. 124.

[1]) Zeitschr. f. b. K. XII, 2.

[2]) A. a. O. S. 68.

Digitized by Google

aber die Zahlen entsprechen sich nicht durchaus; doch ist da ein Urtheil nicht gut abzugeben. Do die untere Jahreszahl ersichtlich überarbeitet ist, so könnte man annehmen, daß sie ursprünglich von Dürer hergerührt hat. Wenn sie aber von Dürer selbst stammt, so müßte sie 1506 gelesen werden; denn es ist kein Zweifel, daß diese Zahl zuerst auf dem Bilde gestanden hat. Die jetzt vorhandene Korrektur wäre dann unberechtigt, weil es nicht glaublich ist, daß Dürer sich um 10 Jahre geirrt habe, zumal bei dem Portrait eines ihm so lieben Mannes. Wir müßten uns also an die erste Redaktion halten. Es ist jedoch aus zwei Gründen mehr als unwahrscheinlich, daß das Bild Wolgemuts 1506 gemalt sei. Erstens war Dürer das ganze Jahr in Italien; zweitens widerspricht die Malweise. Wir haben genug Bilder von 1506; sie sind alle in der Farbe stark von den Venetianern beeinflußt. Deßgleichen sind sie in der Zeichnung viel freier und in der Farmenanschauung viel größer als das Wolgemut-Portrait. Wir haben in Berlin ein weibliches Bildniß von 1506 und in Wien ein männliches von 1507, das noch in Italien gemalt zu sein scheint. Mit keinem dieser Werke stimmt das Bild überein. Es hat nach die dünne, theilweise glasige Farbe dem Baumgärtnerischen Altar, hat dessen rasche, aber nicht ganz korrekte Zeichnung, es arbeitet trotz vieler Feinheiten doch nicht so sehr auf künstlerische Darstellung der körperlichen Formen hinaus, als vielmehr auf die Stimmung. Es paßt in dieser Hinsicht ganz zu seinen Jugendarbeiten, die mehr von dem Gemüth der Dargestellten, als von ihrem Geist geben. Man sieht das am besten, wenn man das rührende Portrait seines Vaters in Florenz von 1490 mit dem fast ungemüthlichen Holzschuher von 1526 vergleicht. Wenn man von Velasquez gesagt hat, er habe nicht mit dem Pinsel, sondern mit dem Geiste gemalt, so kann man vom jungen Dürer sagen, daß er nur mit dem Herzen gemalt hat. In Italien erstarkte dann sein Farmensinn so sehr, daß die Portraits nach 1507 sich scharf von den früheren unterscheiden, auch wenn sie nicht durch so große Zeitunterschiede voneinander getrennt sind, wie das seines Vaters und des Holzschuher. Diese rührende Wärme findet sich im Wolgemut zugleich mit einiger Leere und Verschnörkselung der Formen; das Markante ist zwar bereits erfaßt, aber die großartige Konzentration, die Dürer von Italien mitbrachte, ist nach nicht erreicht. Es ist nach vieles lacker und, ohne schwach zu sein, doch nicht fest.

Wenn wir aber die ahnehin nicht gerade sichere Jahreszahl als von fremder Hand aufgesetzt betrachten, dann wird vieles einfacher. Dem Autor des Werkes kann man freilich nicht zutrauen, daß er sich in der Jahreszahl auch nur einen Moment getäuscht habe, jedoch einem Fremden könnte das leicht passirt sein. Er könnte zuerst 1506 geschrieben und dann bei näherem Besragen die Zahl zu 1516 umkarrigirt haben. Nun will 1516 allerdings nach weniger zu dem Stil des Bildes gehen. Graf Czernin in Wien besitzt das Portrait eines Geistlichen aus diesem Jahre. Es ist von der einfachen, sicheren, dabei herben Klarheit und Größe der späteren Zeit, ferner ist es weit entfernt von der gemüthvollen Stimmung der Jugendarbeiten. Es scheint mir nicht zulässig, beide Portraits in dasselbe Jahr zu setzen. Die Datirung wird desto verdächtiger, je länger man sie prüft, wie das Thausing auch bereits richtig gefühlt hat.

Ich glaube nun, in Anbetracht dessen, daß die Inschrift sicher nicht und die Jahreszahl höchstwahrscheinlich nicht von Dürer stammt, annehmen zu dürfen, daß das Bild ursprünglich überhaupt keine trug und nur mit dem unzweifelhaften Monogramm bezeichnet war, das auch ersichtlich von anderer Hand als die Natiz und die Jahreszahl aufgesetzt ist. Dieser Umstand würde aber zu meiner Vermuthung passen, daß wir nämlich eine seiner Jugendarbeiten vor uns haben, die gar nicht selten des Datums entbehren, was später höchst selten ist. In diesem Falle würden aber die Angaben über Walgemuts Alter nicht genau sein, und in der That stimmen sie nicht zu den urkundlichen Nachrichten, wie das Stegmann bereits mit Recht hervorgehoben hat. 1530 sind z. B. des todten Wolgemut Kinder noch in Vormundschaft. Er soll 1434 geboren sein, müßte also mit ungefähr 80 Jahren noch Vaterfreuden erlebt haben, was ziemlich unwahrscheinlich ist; möglich wäre es allerdings, zumal wenn man gefällige Mitarbeit von Seite seiner jüngeren Freunde in Betracht ziehen könnte. Gegen die Angabe des Todesjahres würde sich aber, wenigstens einstweilen, nach kein Zweifel erheben lassen.

Die letzte Frage betrifft die Echtheit des Bildes selbst. Thausing hat sie in der ersten Auflage seiner Dürerbiographie nicht bezweifelt; doch hielt er schon damals die Zeichnung für werthvoller als das Oelgemälde. In der zweiten Auflage zweifelt er in der oben citirten Stelle die Echtheit des Bildes selbst an, und zwar beruft er sich auf Frizzoni's Urtheil. Wenn wir jedoch dieses nachlesen, so finden wir, daß Frizzani mehr oder weniger von Thausing auf den Weg des Zweifels gebracht worden war, so daß es schließlich doch allein der Wiener Gelehrte ist, der das Münchener Bild bezweifelt. Frizzoni schreibt in seiner etwas enthusiastischen Besprechung von Thausings Werk: Il più bell' attestato poi delle relazioni del Durero col suo maestro, anche in anni più progrediti ci è conservato nel fatto che egli obbo a ritrarne le sembianze in età senile. Veggonsi infatti in un disegno pregevole della Raccolta Albertina, esoguito come ritiene il Thausing circa il 1516, e corrispondente al dipinto conservato nella Pinacoteca di Monaco. Il disegno, ossorva il biografo, supera di malto il dipinto per finezza e vivacità di cancetto; nol saremma tentati a soggiungere che il dipinto anzi, quale si presenta oggidì all' osservatore, non dia garanzie certe di autenticità, ma avrebbe a generare il sospetto o di essere copia oppure originale assai ridipinto, dappoichè na vi si scorge beno il fare franco e sicuro, non la consueta nitidezza, nè la trasparenza di colorita del suot propri dipinti. [1])

Wenn man vor dem Bild diese Worte nachliest, traut man seinen Augen kaum. Die von Frizzani bestrittene Lebhaftigkeit der Auffassung ist außerordentlich groß und springt besonders ins Auge, wenn man das Gemälde mit der matten Wiener Zeichnung vergleicht. Die Feinheit des Kolarits ist erstaunlich, sowohl in der Zusammenstimmung des Tons als in der Transparenz: die dünnen Schläfen, durch die die Adern schimmern, sind besonders fein gemalt, und schon der Verfertiger der Zeichnung scheint sie bewundert zu haben; er versuchte die Adern nachzuzeichnen, erkannte aber bald, daß seine Kunst der des alten Dürer nicht gewachsen war — und begnügte sich mit wirren Strichen. Ganz herrlich ist der Glanz des Auges. Am meisten fällt mir an Frizzani's Bemerkung auf, daß er schwankt, ob er eine Kopie oder Uebermalung annehmen soll. Das Bild ist nämlich so fein und dünn gemalt, daß es unmöglich ist, vor ihm auch nur einen Augenblick an Uebermalung zu denken. Auch ist die Erhaltung sehr gut. Einige Sprünge und ganz kleine Löcher sind verdeckt worden; aber gerade weil wie keine Uebermalung vor uns haben, die das ganze Bild betroffen hätte, sehen wir jeden einzelnen dieser winzigen Tupfer. Frizzoni hätte also nur an Kopie denken dürfen, wenn auch er, durch Thausings Vorliebe für die Wiener Zeichnung angeregt, das Wohlgefallen an dem Münchener Bild verloren hat. Jedoch sind seine Bemängelungen des letzteren ganz unbegründet, und die

[1]) Archivio Veneto: XV, 262.

Herausgeber des Katalogs der Pinakothek haben mit Recht keine Notiz von ihnen genommen. Man sieht zu deutlich, daß der italienische Gelehrte sich von Thausing ein unberechtigtes Vorurtheil gegen das schöne Werk hatte suggeriren lassen und nur deßwegen die erwähnten Unvollkommenheiten fand, weil er voreingenommen war.

Ich kann zum Schlusse nicht verschweigen, daß trotz der Uebereinstimmung mit Neudörffers Angabe, die Glaubwürdigkeit der Inschrift nicht unbedingt ist. Wir haben keine weiteren Gründe ihr zu trauen, vor allem keine ikonographischen. Die Aehnlichkeit mit dem sogenannten Wolgemut im Männerbad von Dürer ist nicht gerade schlagend; auch sieht der Mann auf dem Holzschnitt um mehr als 20 Jahre jünger aus als auf dem Münchener Bild. Selbst wenn wir diesen in das Jahr 1516 setzen dürften, so käme immer noch eine beträchtliche Differenz im Alter heraus: der Holzschnitt ist um das Jahr 1496 entstanden und zeigt das Antlitz eines Mannes von nicht über 50 Jahren; dieser könnte also 1516 nicht 82 Jahre alt gewesen sein. Ich glaube, daß die Deutung der Figur im Männerbad ebenso apokryph ist, wie die der verschiedenen Selbstportraits des Wolgemut, die man auf seinen Altargemälden hat finden wollen. So lange wir nichts anderes wissen, müssen wir der Inschrift auf unserem Münchener Bilde den Werth beilegen, den man jeder zeitgenössischen Ueberlieferung mit Recht beilegt; aber ich glaube mit dem Obigen dargethan zu haben, daß Springers Vermuthung, es möchten ihre Angaben nicht in allen Punkten zuverlässig sein, durchaus begründet ist.

Solange man an die Echtheit der Wiener Zeichnung glauben durfte, hatte man für die Inschrift noch mancherlei Stützen. Diese fallen aber mit der Zeichnung und die Frage über Wolgemut muß aufs neue untersucht werden. Näheren Literaturnachweis findet man in Thode's Werk über die Nürnberger Malerschule, p. 318 f.

Karl Voll.

Eine deutsche Literaturgeschichte von einem Deutsch-Amerikaner.

Der Deutschen, die lange Jahre im Ausland leben, dort in Würden und Aemtern, und die doch mit sehnsuchtsvoller Liebe nach der Heimath zurückblicken, deren gibt es nur wenige. Noch seltener wohl geschieht es, daß diese Liebe sich thatkräftig und begeistert kundthut.

Vor kurzem nun haben wir solch ein Wunder erlebt. Kuno Francke, ein Gelehrter, der seinerzeit in Deutschland seine Ausbildung empfing, jetzt in Cambridge (Massachusetts) als Professor der deutschen Literatur an der Harvard University lebt, hat Ende 1895 ein Buch veröffentlicht, das er Social Forces in German Literature[1]) nannte und das er selbst als „einen schwachen Ausdruck unverbrüchlicher Treue und Anhänglichkeit an das Vaterland" bezeichnet.

Es läßt sich denken, daß diesem Werk ein überaus freundlicher Empfang zutheil ward. Schon der Verfasser erweckte die günstigsten Vorurtheile für sich, außerdem verhieß sein Buch die Darstellung der deutschen Literatur von einem neuen Gesichtspunkt aus. Nicht als Philologe, nicht als Literarhistoriker wollte Kuno Francke auftreten, er wollte „eine Studie zur Geschichte der Zivilisation" geben. Das fand vor allem den Beifall Hermann Grimms: Dies neue Buch zeige, wie die Literaturgeschichte der Zukunft aussehen müsse, zeige auch, daß die Philologie, die Scherer in sie gebracht, nicht in sie hinein gehöre. Ebenfalls rückhaltlos anerkennend äußerte sich Friedrich Paulsen, er sprach, als ein Studienfreund des Verfassers, sogar mit einem gewissen Enthusiasmus. Andere Stimmen klangen kritischer; insbesondere die von Karl Borinski. Er betonte vor allem die Schwächen unsres Werkes, die er — meines Erachtens — richtig herausfühlte, aber mit einer gewissen Einseitigkeit hervorhob, bisweilen auch zu hart beurtheilte.[1])

Ich möchte mich zunächst auf Seiten der Bewunderer stellen. Kuno Francke fällt ein Urtheil nie, ohne daß er ein Recht dazu hat, er kennt alles, worüber er spricht. Im frühen Mittelalter fühlt er sich ebenso heimisch, wie in den neueren Zeiten, mit der wissenschaftlichen Literatur ist er bis in die Einzelforschungen hinein vertraut; auch die neuesten Erscheinungen entgingen ihm nicht, er verweist beispielsweise wiederholt auf Lamprechts deutsche Geschichte. Auch besitzt er eine gründliche historische und philosophische Vorbildung, an denen es den meisten unsrer Literarhistoriker ja leider fehlt. Kuno Francke war jedoch ursprünglich Historiker und hat sich als solcher auch bethätigt. Seine knappen Angaben über die philosophischen Lehren und Systeme als über der Dichtung gleichwerthige Merkmale bestimmter Zeitrichtungen und Zeitströmungen, können ferner einen selbständigen Werth durchaus beanspruchen.

Namentlich aber die frische und echte Begeisterung, die durch unser ganzes Buch weht, an der sich auch Friedrich Paulsen so erfreute, ist eine wahre Erquickung. Weil der Verfasser immer mit Herz und Seele bei seinem Werk ist, werden alle seine Schilderungen lebendig, gehen sie zu Herzen. Sie erregen in uns ein starkes Verlangen, mit Kuno Francke zu lieben und zu klagen, zu bewundern und zu schelten, die Dichtungen alle selbst kennen zu lernen, von denen er so hingerissen erzählt. Zumal da ihm eine beneidenswerthe Gabe eignet, mit knappen Inhaltsangaben das Wesentliche aus den Werken herauszuholen. Auch kann eine Begeisterung, so treu und wahr, wie diese, nur in der Fremde wachsen; das betont Friedrich Paulsen mit Recht. Von dort sieht man nur das Große im Vaterland, die innere und eigentliche Bedeutung der Geschehnisse. Der kleinliche Zank und Lärm des Tages dringt nicht über den Ozean.

Eine solche Begeisterung allein kann schließlich große Aufgaben bewältigen, sie schreckt vor den Schwierigkeiten nicht zurück, die eine Geschichte der deutschen Literatur in stattlicher Anzahl mit sich bringt. Diese Literatur ist ja ein Gebiet von riesenhafter Ausdehnung, bedeckt mit einer wimmelnden Fülle von großen und kleinen Gestalten; ein großes chaotisches Durcheinander, wie es scheint.

Kuno Francke weiß sich Licht und Ordnung zu schaffen. Die deutsche Literatur, sagt er, zeigt ein stetes Auf und Ab, ein Siegen und Unterliegen zweier einander feindlicher Tendenzen. Die eine will die Herrschaft des Einzelnen und sei es auf Kosten der Gemeinschaft: es ist der Individualismus; die andere will die Herrschaft des Ganzen auf Kosten des Individuums: es ist der Kollektivismus. Es geht nun zu wie auf einer Wippe, bald ist der Eine oben und bald der Andere.

Zur Zeit der Völkerwanderung brechen die Germanen die römische Herrschaft und machen sich auf fremdem Boden heimisch. Die Kraft des Einzelnen gilt bei solchen wilden Kämpfen alles, ein unerhörtes Heldenthum gedeiht dabei ebenso wie unerhörte Greuelthaten. Davon sind die Berichte der Heldensage, die Geschehnisse in der Merovingerzeit genugsam Zeugniß. Allmählich aber bildet sich ein deutsches Reich; Staat und Kirche wachsen gleich mächtig empor und wissen ihrer Gewalt alle widerstrebenden Elemente zu beugen. Diese Entwicklung, welche sich in der von der Geistlichkeit, später vom Ritterthum beherrschten Literatur deutlich wider-

[1]) New-York, Henry Holt and Co. 1896.

[1]) Hermann Grimm in der „Deutschen Rundschau", September 1897. — Friedrich Paulsen in der „Deutschen Literaturzeitung" 1896, Sp. 1517. — Borinski in der „Histor. Zeitschrift", Bd. 79, 84.

Digitized by Google

spiegelt, erreicht ihren Höhepunkt mit der Zeit der Kreuzzüge, wo die ganze Welt, unter der Herrschaft einer Idee, einen riesigen, bis ins einzelnste gegliederten Organismus darstellt, wie er in dieser großartigen Einheitlichkeit nie wiederkehren wird.

Langsam geräth er ins Wanken. Denn der Dualismus, Kaiser und Papst, barg von jeher die bedrohlichsten Gefahren in sich, zudem mißbrauchen die Inhaber der Macht ihre Macht, und so wird sie stetig untergraben. Das freie Bürgerthum, die Städte, treten auf den Schauplatz, in der Politik wie in der Dichtung. Man denke an das Volkslied, an die Meistersinger, an die Fastnachtsspiele. Diese Bewegung findet ihr Ende in der Reformation, die die absolute Freiheit des Einzelnen erstrebt, seine Fesselung der Geister durch den Staat oder die Kirche verabscheut. Wir gedenken dabei auch des Humanismus, Ulrichs von Hutten und seiner stolzen Umgebung. Doch die Reformation schlägt in ihr Gegentheil um, sie zersprengt das Reich, löst es in lauter Einzelstaaten auf und macht es politisch machtlos, schließlich führt sie die Schrecknisse des 30jährigen Krieges herbei. Als der geendet, ist Deutschlands Kraft gebrochen, demüthig erträgt es nun den schrankenlosen Absolutismus. Wir sind in der Zeit der elen Fürstendienerei, der Zeit von Opitz und Gottsched. Wie das Land sich nun langsam erholt, wird auch die Sehnsucht nach Freiheit wieder wach, weil der Staat nichts vermag; soll doch Jeder für die eigene Ausbildung alles thun, was in seinen Kräften liegt. So predigen es, heiß und heftig die Jünger der Sturm- und Drangzeit, maßvoll und in edler Ruhe unsre Klassiker, zügellos wieder die frühe Romantik. Die politische Manifestation dieser Zeit ist die Revolution und die von ihr erzeugten Kriege. Bis unser Jahrhundert infolge der Reorganisation von Staat und Reich, infolge der großen Umwälzungen in Technik und Industrie wieder auf das Glück der Massen hinwill.

Das alles ist gewiß ein fruchtbarer Gedanke, dazu klar und übersichtlich; die Thatsachen scheinen sich auch alle zwanglos diesem Verlauf einzuordnen. In Wirklichkeit geht es bisweilen freilich anders zu, von den Uebelständen, die jedem Schema anhaften, ist auch das Kuno Francke's nicht frei. Auch er muß hier und da den Thatsachen Gewalt anthun, Zusammengehöriges auseinanderreißen, Widerspenstiges einrenken und ähnliches. Zudem scheiden sich in den verschiedenen Zeiten die verschiedenen Bestrebungen nicht so reinlich, wie es nach dem Buch scheinen könnte, entgegengesetzte Tendenzen gehen oft gleichzeitig nebeneinander her. Kuno Francke muß beispielsweise den Andreas Gryphius wegen seiner Tragödien, die er nebenbei durchaus nicht gebührend würdigt, in die Vertreter des Absolutismus einordnen, wegen seiner Lustspiele und Lieder denselben Mann unter den Individualisten nennen. Er muß die Romantik sogar dreitheilen, in drei gesonderten Kapiteln den Uebergang vom Klassizismus zur Romantik, die Zersetzung des Klassizismus und die Wiedergeburt des deutschen Volkes betrachten. Dabei tauchen dann Tieck und die Schlegel einmal als Zerstörer, einmal als Aufbauende auf. Auch ist hier und da die Bedeutung einzelner Jahrhunderte gerade für des Verfassers Theorien nicht erkannt. Bei der Behandlung des 12. Jahrhunderts werden Rolandsund Alexanderlied weit über ihren Werth hinaus gepriesen, die so ungemein wichtige geistliche Literatur kaum gestreift, die Skizze des 16. Jahrhunderts scheint mir doch allzu flüchtig, beim 17. Jahrhundert werden eine Reihe recht bedeutsamer Dichter durch Namensnennung in einer Anmerkung erledigt; und das schlimmste müssen wir im 19. Jahrhundert erleben (das rügte auch Borinski verdientermaßen). Dem Schema zuliebe endet die deutsche Literatur mit Richard Wagner, Sudermann und Hauptmann; unter dem Text heißt Wildenbruchs „Heinrich und Heinrichs Geschlecht" ein wahrhaft gigantisches Werk (a truly gigantic production). Von Gustav Freytag, Otto Ludwig, Friedrich Hebbel, von Paul Heyse, Gottfried Keller, Ludwig Anzengruber, Fritz Reuter hören wir nichts als die Namen, diese noch in einer Reihe mit Dahn, Wilhelm Jordan u. s. w. Dabei sieht mir der Verstand still.

Doch vor allen Dingen: jedes Schema nöthigt, die Erscheinungen in einem bestimmten Zusammenhang zu betrachten, ihnen als solchen kann es nicht gerecht werden. Zumal wenn sie, wie es in der deutschen Literatur ja oft geschieht, schon von vornherein abseits stehen und einen nennenswerthen Einfluß gar nicht hatten; man denke etwa an die deutsche Mystik. Oder wenn sie eine Welt für sich sind, so daß man sie mit Anderen zusammen gar nicht nennen darf, wie Goethe. Kuno Francke leistet im liebevollen Eingehen auf das Einzelne, was er nur kann, seine betreffenden Schilderungen fallen sogar aus dem Rahmen des Ganzen, auch ist ihm sein Enthusiasmus, hier wie immer, ein treuer Helfer.

Aber gerade dieser Enthusiasmus trübt auch seinen Blick. Er verleitet ihn zu einer Art von Festrednerton, einem gleichförmigen Pathos, das die fundamentalen Unterschiede in den mannichfaltigen Literaturströmungen, sowie in den dichtenden Individualitäten verwischt. Er macht ihn ferner, wie wir schon erfuhren, dazu geneigt, mittelmäßige Produkte zu überschätzen, über die Bedeutung Anderer hinwegzusehen, eben weil man sich an ihnen nicht begeistern kann; kurz, er verursacht einen Mangel an Kritik. Und — wer sich begeistert, dessen Begeisterung hat gewöhnlich in moralischen Ueberzeugungen ihren Ursprung. So auch hier. Etwa die Forderungen, die Kant in seiner Kritik der praktischen Vernunft erhebt, der kategorische Imperativ vor allem, sind auch Kuno Francke's Glaubensbekenntniß. Er hält sie für das höchste Ziel, dem die Menschheit zustreben kann, er mißt an ihnen unwillkürlich die ganze Literatur. Dabei bestätigt sich eine keineswegs neue Wahrheit: daß sich Literaturgeschichte und Moral auf die Dauer nicht miteinander vertragen. Besonders einleuchtend zeigen das in unserm Werk die Kapitel über die Romantik. Sie wird geschildert als eine Zeit des Verfalls, eine Zeit, in der sich alle sittlichen Bande lösen. Das gehe aus Friedrich Schlegels Lucinde, aus dem Heinrich von Osterdingen des Novalis und aus Tiecks Phantasus allzudeutlich hervor. Daß alle Schätze vergangener Zeiten und Welten sich dem Auge der Romantik zuerst entdeckten, daß sie dadurch allen kommenden Geschlechtern eine Wegweiserin wurde, davon hören wir kaum ein Wort, Schlegels Shakespeare-Uebersetzung ist kaum genannt. Und wenn diese Schätze, die da in überwältigender Fülle wie aus dem Nichts erstanden, der Menschen Sinne taumelnd und trunken machten, ihr Denken und Fühlen verwirrten, verkehrten, wer hat ein Recht, sich darüber zu entrüsten?

Auch sonst ist Kuno Francke's Buch an schiefen Urtheilen nicht arm, zeigt dagegen einen oft überraschenden Mangel an originalen Auffassungen. Das läßt sich beides auf das moralische Credo des Verfassers zurückführen, ohne daß ich das hier im einzelnen begründen kann. Heine wird beurtheilt, wie ihn seine bedingungslosen Bewunderer beurtheilen, an seine tiefe Vaterlandsliebe fest geglaubt. Der beste Beweis dafür soll das Lied sein, das sonst auch harmlose Betrachter stutzig macht: „Ich hatte einst ein schönes Vaterland". S. 338 heißt es: „Der Stoff von Schillers ersten Dramen ist eher pathologisch als tragisch." S. 336: „Die schlappe (languid) Sentimentalität Werthers, der Mangel an Selbstdisciplin (the weakly self indulgence) in der Stella zeigt sich in ihrem ganzen Umfang erst, wenn man sie vergleicht mit der gesunden Männlichkeit von

Digitized by Google

Charakteren, wie Tellheim und Appiani." S. 92: „Das alles (im armen Heinrich Hartmanns von Aue) ist mit solch heiliger (sublimo) Einfalt und Kindlichkeit erzählt, daß sogar eine Dichtung wie Goethe's Iphigenie im Vergleich damit kalt und berechnet (studiod) erscheint." Damit mag es genug sein.

Eh ich aufhöre, muß ich noch einem Irrthum vorbeugen, zu dem der Titel unsres Werkes „Social Forces in German Literature" Anlaß geben könnte. Er kann vielleicht Erwartungen erregen, die sich nachher nicht erfüllen: als ob uns eine soziale Literaturgeschichte geschenkt werden solle. Ich meine, eine Literaturgeschichte, welche der Wirkung und der Verbreitung der einzelnen Werke nachforscht, die Betheiligung der einzelnen Stände an der Literatur im Zusammenhang darstellt, auch an den Fragen nicht vorbeigeht, ob die Dichter nur für ihren Stand schreiben oder für Jedermann, ob sie einen Erfolg in die Breite oder in die Tiefe anstreben, überhaupt welche Bedürfnisse und welches Publikum sie im Auge haben. Dabei würde gleichzeitig zu erörtern sein, für welche Stoffe die verschiedenen Zeiten eine Vorliebe zeigen, ob sie Phantasie oder ob sie Wirklichkeit geben, Vergangenheit oder Gegenwart; ob der Dichter sich zu den Höhen der Menschheit hinaufwagt oder in ihre Tiefen hinabsteigt. Kurz, eine Fülle von Problemen, die sich hier nicht einmal andeuten läßt. Kuno Francke streift sie mehrfach; sein Ziel ist, wie gesagt, ein anderes, seiner Literaturgeschichte liegt der Gedanke zugrunde von einem fortwährenden Kampfe zwischen „individuellen und kollektivistischen Bestrebungen, zwischen Individuum und Gesellschaft, zwischen Persönlichkeit und Tradition, zwischen Freiheit und Einheit, zwischen Kosmopolitismus und Nationalismus — ein Kampf, der das treibende Motiv bei allem menschlichen Fortschritt scheint".

Ich bin allmählich recht ins Tadeln gerathen. So wiederhole ich denn zum Schluß, daß der Gesammteindruck von Kuno Francke's Werk recht erfreulich ist. Es scheint mir ein Buch, das Engländer und Amerikaner in deutsche Art einführen, ihnen Liebe und Sehnsucht nach unsrer Literatur einflößen und zugleich eine wahre Achtung davor lehren kann. Daß es auch für uns Deutsche unentbehrlich ist, daß eine Uebersetzung ins Deutsche, die schon mehrfach verlangt wurde, sich empfehlen würde, möchte ich nicht behaupten. Wenn das Buch auch deutsch besser klingen würde als englisch, denn es ist deutsch gedacht und seinem Englisch fehlt, wie der Verfasser recht wohl weiß, die individuelle Färbung, so sehe ich doch nicht, welche unsrer Literaturgeschichten es wahrhaft übertrifft. Den oberen Gymnasialklassen, deren Bedürfnissen es am ehesten entspräche, leistet Vilmar mindestens die gleichen Dienste, sonst ziehe ich, trotz Hermann Grimm, Scherers Literaturgeschichte noch immer vor.

Friedrich von der Leyen.

Mittheilungen und Nachrichten.

-kt. *Là-haut* von Edouard Rod. (Paris, Perrin u. Co. 1897.) — „Da oben," in den Walliser Alpen, liegt Ballanches, „ein noch unbekanntes Dorf, eines der letzten, ein Ort der Eintracht und des Friedens, von wackeren gemüthlichen Leuten bewohnt, ein Ausgangspunkt für Alpentouren, den die Bergsteiger nach seinem Werth zu würdigen wissen, eine der Zufluchtsstätten, von denen man träumt, um dort zu lieben oder zu sterben". In diesen Worten gibt Edouard Rod ein ansprechendes Bild von dem schlichten Dörfchen, wie es war, da es seine Liebe gewann, wie es von treuen Besuchern regelmäßig aufgesucht wurde, die dem rauschenden Strom der Welt aus dem Wege gehen wollten. Wie aber dann das einsame Ballanches sich modernisirt, wie das Erscheinen des industriellen Hotelunternehmers Rarogne und das Bekanntwerden seiner Pläne bei einzelnen der schlichten Bergbewohner das Gelüste hervorruft, aus der Fremdenindustrie mehr herauszuschlagen, und wie sich zum Schmerz der alten Besucher die ganze Physiognomie des Ortes umgestaltet, das ist in melancholischen Tönen dargestellt und löst in uns wehmüthige Empfindungen aus. Denn wie mancher hat schon das schmerzliche Gefühl durchlebt, wie der treffliche Volland, wenn er an Stätten, die mit uneigenen traulichen Erinnerungen für ihn verbunden sind, das unheimelnde Gepräge zerstört, Komfort, Ueberkultur und geschraubtes Wesen da findet, wo ihn die rauhe, einfache Natur erquickt hatte. Neben dieser Tragödie des Dorfes, die besonders in den Geschicken des Gaspard Clévoz und seines Vaters „Vieille Suisse" in kurzen kräftigen Strichen ungemein wirksam dargestellt ist, neben den großartigen Naturschilderungen, die das Buch auszeichnen, tritt der eigentliche Romaninhalt mehr in den Hintergrund. In den mannichfachen Ehebruchsgeschichten, an denen die moderne Literatur so überreich, ist es jedenfalls ein wuchtiges und neues Motiv, die Seelenstimmung des Mannes zu schildern, der beständig das Bild der an seiner Seite von der Kugel des betrogenen Gatten getödteten Frau vor Augen hat, der die Tortur durchmachen muß, vor Gericht als Zeuge in der Verhandlung gegen diesen zu erscheinen und der dann in dem Freispruch des Angeklagten gleichsam eine eigene Verurtheilung erleidet. So fruchtbar dieser Stoff wäre, so hat der Verfasser ihn doch nur in leichten Umrissen behandelt. Droben in der Einsamkeit der Alpenluft hofft Julien Sterny der Marter der Erinnerungen zu entgehen, dort findet er das holde Wesen, das in seinem Herzen die reine Liebe entzündet und das er nach jahrelangem geduldigen Harren sich erringt. Ein sehr feiner Zug ist es, daß Julien sich nicht entschließen kann, der Geliebten, der man seine Geschichte erzählt hatte, auf ihre Bemerkung, wie sehr er jenes Weib geliebt haben müsse, mit einer Unwahrheit zu antworten und sie nach kurzem Schwanken unerbittlich über ihr einstiges Selbst aufklärt, lieber als daß er einer Lüge sein Lebensglück dankte. Wer die Gegenden kennt und liebt, die Rod so meisterhaft schildert, wer für die Großartigkeit der Alpennatur, für die intimen Reize des Bergdorfes und seiner Bewohner Verständniß hat, der wird das Buch mit steigendem Genuß lesen. Für Leser, die nur unterhalten sein wollen, ist es „Caviar for the General".

α *Kriegslehren in kriegsgeschichtlichen Beispielen der Neuzeit.* Von W. v. Scherff, General der Infanterie z. D. Fünftes Heft: Der Feldzug von Sedan. Darstellung und Betrachtungen. Mit einer Uebersichtskarte und drei Skizzen in Steindruck. (Berlin 1897, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn.) — Zwei Gesichtspunkte sind es, von denen aus der als Didaktiker hochberühmte Verfasser den Feldzug von Sedan, die Operationen Mac Mahons zum Entsatze Bazaine's in Metz betrachtet, und ihre Verfolgung zieht sich als ein rother Faden durch das ganze Buch hindurch: 1. daß die beim ersten Aufmarsche einer Armee, bei der ursprünglichen Versammlung der Heere gemachten Fehler im ganzen Verlaufe eines Feldzuges kaum wieder gut zu machen sind, während durch jedes größere Gefecht eine völlig veränderte Situation und mit ihr eine neue Basis für neue Maßnahmen geschaffen wird, 2. daß die neuerlich beliebte Gegenüberstellung der Prinzipien Napoleon'scher und Moltke'scher Strategie völlig unbegründet sei, nämlich: Napoleon habe die Vereinigung aller operativ verfügbaren Streitkräfte immer noch vor dem Schlachtfelde, Moltke das Verharren in operativer Trennung bis in das Schlachtfeld hinein und ein taktisches Zusammenwirken erst im Kampfe selbst angestrebt. In Bezug auf den ersten Punkt sieht der Verfasser den Keim zu allem folgenden Unheil bereits in der „Abzweigung" Mac Mahons von der kaiserlichen Armee in Lothringen, die alle übrigen unrichtigen Maßnahmen nach sich zog. Von hohem Interesse sind die von ihm aufgeworfenen Fragen, welchen Gang die Ereignisse wohl genommen hätten, wenn Mac Mahon, anstatt schwenkend, wie er gethan, auf Metz zu marschiren, mit der Armee von Châlons seitlich nach Norden oder Süden ausgewichen wäre, namentlich nach Süden, wo sie den Kern für die Landesvertheidigung hätte bilden können, welche dann die Republik neu organisirte, und wenn gleichzeitig damit Bazaine den keineswegs unmöglichen Durchbruch aus Metz forcirt und sich nach Paris geworfen hätte, oder wenn Bazaine nach Süden durchgebrochen wäre und sich die gesammte französische Armee hinter der Loire vereinigt hätte. Aber Mac Mahon war zwar unzweifelhaft ein tüchtiger Soldat, jedoch nicht der rechte Mann an erster Stelle! — Zum zweiten Punkt weist der Verfasser nach, daß nicht weil, sondern trotzdem die beiden deutschen Heere, die dritte und die Maasarmee, bis auf das Schlachtfeld von Sedan in operativer Trennung verharrten, der Erfolg des Tages errungen worden ist,

weil gemäß dem operativen Grundgedanken des deutschen Großen Hauptquartiers, der ausschließlich auf den Zusammenhalt der Kräfte gerichtet war, die beiden vollkommen auf der Höhe ihrer Aufgaben stehenden Heerführer von der Nothwendigkeit durchdrungen waren, sich trotz ihrer augenblicklichen Trennung auf dem einen Schlachtfelde vereinen zu müssen. Indem der Verfasser Schritt für Schritt die Anordnungen Moltke's verfolgt, legt er als leitenden Grundsatz der deutschen Strategie dar, die Operationen so zu führen, daß der obersten Heeresleitung ihr voller Einfluß auf die taktische Durchführung der Aktion, im gegebenen Moment des Zusammentreffens mit der feindlichen Hauptmacht, durchaus gewahrt blieb.

* **Akademie der Wissenschaften in Wien. Mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse.** Sitzung vom 21. Okt. Eduard Mazelle, Adjunkt am astronomisch-meteorologischen Observatorium in Triest, übersendet als Referent der Erdbebenkommission einen „Bericht über die im Triester Gebiet beobachteten Erdbeben vom 15. Juli, 3. August und 21. September 1897". — Prof. Dr. Joseph Schaffer in Wien überreicht den zweiten Theil seiner „Beiträge zur Histologie menschlicher Organe." Dieselben umfassen: IV. Zunge, V. Nunchöhle-Schlundkopf mit folgenden Abschnitten: 1. Ueber den feineren Bau der Zungendrüsen. 2. Ueber das Epithel der Drüsenausführungsgänge. 3. Zur Histologie des weichen Gaumens und der Uvula. 4. Zur Kenntniß des Schlundkopfes und seiner Drüsen. 5. Rückbildungserscheinungen an serösen und Schleimdrüsen. VI. Uebergang des Schlundkopfes in die Speiseröhre und VII. Uebergang der Speiseröhre in den Magen. — Sitzung vom 4. November. Der prov. Sekretär theilt mit, daß laut einer von der wissenschaftlichen Expedition im Rothen Meere an das k. u. k. Reichskriegsministerium (Marinesektion) eingelangten telegraphischen Nachricht S. M. S. „Pola" am 30. Oktober zu 3tägigem Aufenthalt in Camaran eingelaufen ist, hierauf die Mission nach Massaua fortsetzen wird, und daß sich an Bord des Expeditionsschiffes Alles wohl befinde. — Hr. Emil Reinhold in Wien übergibt ein versiegeltes Schreiben behufs Wahrung der Priorität, welches die Aufschrift führt: „Bremse-Erfindung". — Sitzung vom 11. November. Dr. Alfred Nalepa, Professor am k. k. Elisabeth-Gymnasium im V. Bezirke in Wien, übersendet eine vorläufige Mittheilung über „Neue Gallmilben". Das w. M. Regierungsrath Prof. F. Mertens überreicht eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung: „Ueber eine zahlentheoretische Funktion". Ferner überreicht Regierungsrath Mertens eine Abhandlung des Hrn. Dr. R. Daublebsky v. Sterneck in Wien, betitelt: „Empirische Untersuchung über den Verlauf einer bestimmten zahlentheoretischen Funktion". — Das w. M. Prof. Franz Exner überreicht eine Abhandlung des Hrn. Dr. H. Benndorf: „Ueber das Verhalten rotirender Isolatoren im Magnetfelde und eine darauf bezügliche Arbeit A. Campetti's". Es handelt sich darin um den theoretischen Nachweis, daß die von Duane beobachteten Erscheinungen der Dämpfung an im Magnetfelde rotirenden Isolatoren nicht, wie dies A. Campetti behauptete, durch dielektrische Polarisation zu erklären sind. Es wird gezeigt, daß Campetti seine Formel durch Verwechslung der elektrischen Maßsysteme falsch interpretiert und daß in Wirklichkeit die Energie der dielektrischen Polarisation viele billionmal kleiner ist, als die zu vernichtende mechanische Energie des schwingenden Isolators. Die Versuche Duane's müssen demnach eine andere Erklärung finden. Hofrath Boltzmann knüpft an diese Arbeit des Hrn. Dr. Benndorf einige Bemerkungen. — **Philosophisch-historische Klasse.** Sitzung vom 20. Oktober. Der Sekretär verliest eine Note Sr. Exzellenz des Ministers für Kultus und Unterricht vom 13. Okt. 1897, wonach derselbe sich bestimmt gefunden hat, den mit h. Erlaß vom 13. Juli 1894 zur Unterstützung der von Inländern auf dem Gebiet der Archäologie und Epigraphik in Griechenland betriebenen Studien zunächst auf die Dauer von 3 Jahren entfernten Privatdozenten Dr. Adolf Wilhelm bis auf weiteres dort zu lassen. Der Sekretär legt ein versiegeltes Schreiben des Hrn. Leon Kupferwasser über eine von ihm verfaßte „diatom. richtige und einfache Notenschrift und Notenstenographie" zur Wahrung der Priorität vor. Die Kirchenväter-Kommission legt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung des Hrn. Dr. C. Kroymann in Wien: „Die Tertullian-Ueberlieferung in Italien" vor. Der Sekretär legt vor: „Die attischen Grabreliefs". Herausgegeben im Auftrag der kais. Akademie der Wissenschaften. Lief. IX. — Sitzung vom 3. November. Der Sekretär legt eine Abhandlung des k. M. im Inland Dr. Johann Loserth, Professors an der Universität Graz: „Die Salzburger Provinzialsynode von 1549. Zur Geschichte der protestantischen Bewegung in den österreichischen Erbländern", vor. Der Verfasser schreibt hierüber: Ueber die Salzburger Provinzialsynode von 1549 sind wir bisher nur in ungenügender Weise unterrichtet. Man kennt nur einige wenige Statuten, die Generalmandate, die aber nur auf Salzburg und nicht auch auf die österreichischen Erbländer Bezug nahmen. Ueber die Weiterungen und Irrungen mit den benachbarten landesfürstlichen Gewalten ist man gerade soweit unterrichtet, daß der Wunsch rege wird, hierüber mehr und Besseres zu lesen, als sich in der Einleitung zu den Statuten bei Dalham findet. Auch über den Zusammenhang dieser Synode mit dem Interim und dem Augsburger Reformationsexemplar Karls V. finden sich bei Dalham nur knappe Andeutungen. Das Wesentlichste fehlt: die Erörterung des Streites, in den die Synode mit den landesfürstlichen und landständischen Gewalten Oesterreichs gerieth. Und doch ist dieser Streit sehr lehrreich, erstens für die Geschichte der Ausbildung der landesfürstlichen Gewalt, zweitens für die Kenntniß der Aspekte der ständischen Körperschaften, drittens und vornehmlich aber für die Kenntniß der Fortschritte des Protestantismus in den österreichischen Ländern. Aus den über die Synode von 1549 erhaltenen Akten wird ersichtlich, daß Oesterreich ob und unter der Enns, Steiermark und Kärnten sich offen zur neuen Lehre bekennen. Diese Akten sind aber weit umfangreicher als jene, die bei Dalham abgedruckt sind; sie bestehen aus sieben Gruppen: 1. aus den auf der Synode ursprünglich entworfenen, aber nicht publizirten Statuten, 2. den uns ihnen ausgeschiedenen, später durch den Druck bekannt gewordenen Mandaten, 3. den bisher auch noch unbekannt gebliebenen Beschwerden der Geistlichkeit gegen die Uebergriffe der Laien, 4. dem Gutachten der nieder- und oberösterreichischen Regierung über die Statuten einerseits, die Gravamina andrerseits, 5. dem Gutachten der ständischen Korporationen über Statuten und Beschwerden, 6. den Beschwerden der Landschaften gegen den Klerus und 7. den verschiedenen für die Verhandlungen zwischen Staats- und Kirchengewalt ausgearbeiteten Instruktionen. Die Akten dieser Synode finden sich nirgends mehr vollständig bei einander. Einzelne Theile liegen in den Archiven von Salzburg, Graz und Wien. Sie wurden von dem Verfasser der vorliegenden Arbeit gesammelt. Auf ihrer Grundlage schildert dieser in elf Kapiteln die Genesis, den Verlauf und die Folgen der Synode von Salzburg im Jahre 1549. Dieses Jahr wird als dasjenige bezeichnet werden können, in welchem zum erstenmale der protestantische Charakter der niederösterreichischen Landschaften ganz deutlich zutage tritt. — Der Sekretär legt das von der Klasse subventionirte Werk: „Raoul de Houdenc' sämmtliche Werke. 1. Meraugis von Portlesguez", herausgegeben von Mathias Friedwagner, vor. Das w. M. Hofrath Dr. Heinrich v. Zeißberg legt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung: „Der letzte Reichsgeneralfeldmarschall Erzherzog Karl (1796)" vor und bemerkt hierüber: Vorliegende Abhandlung stellt sich die Aufgabe, auf Grund bisher größtentheils unbekannten archivalischen Materials zunächst die Motive zu beleuchten, welche den Kaiser 1796 veranlaßten, das Kommando der einen der beiden am Rhein operirenden österreichischen Armeen Clerfayt abzunehmen und seinem Bruder, dem jugendlichen Erzherzog Karl, zu übertragen, dem Graf Bellegarde berathend zur Seite stehen sollte. Da nun aber Erzherzog Karl zugleich auch die Reichstruppen befehligen sollte, so wurde ihm vom Kaiser das Kommando über dieselben provisorisch übertragen, zugleich aber, um seine Stellung in den Rahmen der Reichskriegsverfassung zu fügen, an den Reichstag zu Regensburg die Aufforderung gerichtet, den Erzherzog, der bis dahin nur die Stelle eines Reichsgeneralfeldmarschallleutenants bekleidet hatte, zum Reichsgeneralfeldzeugmeister zu befördern. Dies geschah fast zu demselben Augenblick, da der Reichstag nahe daran war, auf einen von dem Kaiser gebilligten Vorschlag des Kurfürsten von Mainz hin Clerfayt als Lohn für seine im letzten Feldzuge (1795) um das Reich erworbenen Verdienste die Würde eines Reichsfeldmarschalls zu verleihen. Nachträglich war dann von Wien aus die Weisung an die kaiserlichen Komitialgesandten ergangen, neben Clerfayt für die gleiche Würde auch Wurmser in Vorschlag zu bringen. Mit der Abberufung Clerfayts vom Kommando wurde der Antrag auf seine Ernennung zum Reichsfeldmarschall gegenstandslos. Dies hatte aber eine länger anhaltende Verstimmung des Antragstellers, des Kurfürsten von Mainz, zur Folge, die sich in einem gewissen passiven Widerstand gegen die Beförderung des Erzherzogs äußerte, während die übrigen Reichsstände gegen die Erhebung Wurmsers zum Reichsfeldmarschall, ja selbst gegen den modifizirten Antrag, ihn zum Reichsfeldzeugmeister zu ernennen, opponirten. Da auch der Reichsvize-

Digitized by Google

kanzler sich gegen Warmser aussprach, wurde der Antrag von Thorn gut sollen gestoßen. Hingegen beantragten Kurkölln, Kurtrier und Kursachsen die Ernennung des Erzherzogs zum Reichsfeldmarschall und setzten, da sich ihnen Kurbrandenburg anschloß, ihren Antrag auch wirklich gegen den Widerstand des Kurmainzers durch. — Die Kirchenväterkommission legt eine Abhandlung des Dr. Richard C. Kukula, Gymnasialprofessor in Wien: „Die Mauriner Ausgabe des Augustinus. Ein Beitrag zur Geschichte der Literatur und der Kirche im Zeitalter Ludwigs XIV. III. Theil II (Schluß)" zur Aufnahme in die Sitzungsberichte vor. Im Anschluß an den III. Theil I dieser Abhandlung (s. Sitzungsbericht der phil.-hist. Klasse, Bd. CXXVII, V. Abh.) übergibt der Verfasser den Mitarbeitern an der Ausgabe des Augustinus drei Tabellen, durch welche 1. die von den Maurinern gewählten Bezeichnungen ihrer Handschriften etymologisch-topographisch erklärt, 2. ihre Korrespondenz über die Rezension der Augustinischen Werke gesichtet und zugänglich gemacht, 3. ihre Kollationen für jedes einzelne Werk gesammelt und übersichtlich nachgewiesen werden sollen. Die Kirchenväterkommission legt weiter vor: „Coepus scriptorum ecclesiasticorum latinorum". Vol. XXVII. L. Caeli Firmiani Lactanti opera omnia. Partis II. Fasc. II recensverunt S. Brandt et G. Laubmann. — Vol. XXXII S. Ambrosii opera. Partis I Fasc. II et P. II ex rec. Caroli Schenkl.

* Der Polarforscher Nansen, der augenblicklich in Amerika Vorträge hält, plant eine Südpol-Expedition. Sein Begleiter, Hjalmar Johannsen, macht interessante Mittheilungen über die Pläne dieser neuen Expedition. Schon während des Aufenthalts in der Hütte in Franz-Josephsland hat Nansen viel über den Plan gesprochen und ihn bis ins kleinste Detail entwickelt. Die Südpol-Expedition soll viel größer werden als die nach dem Nordpol. Außer dem „Fram" wird noch ein großes Schiff, das „Starlander" getauft wird, mitfahren. Viele Hunde sollen mitgenommen werden; auch würde eine ganze Anzahl Gelehrter die Fahrt mitmachen. Das eine Schiff soll ins Packeis hineingehen, so weit wie irgend möglich, und sich einfrieren lassen. Von diesem Punkte aus werden dann Schlittenexpeditionen gemacht werden. Das andere Schiff soll längs des Eisrandes fahren, Tiefmessungen, Bodenuntersuchungen und andere wissenschaftliche Untersuchungen vornehmen. Johannsen hat übrigens jetzt ein Werk über seine Reise mit Nansen vollendet, das den Titel führt: „Za Zweien am 86. Grade".

* Ein Modell des Thurmes von Babel ist, wie aus Washington gemeldet wird, gegenwärtig dort im Nationalmuseum ausgestellt. Es gründet sich auf die Forschungen und Untersuchungen des Engländers Sir Henry Rawlinson. Nach der Ansicht dieses Gelehrten hatte der Thurm von Babel an seinem Grund ein Geviert von 272 Fuß. Er war 176 Fuß hoch. Modernen Ingenieuren würde ein solches Bauwerk ein Spiel sein.

* Berlin. Geh. Rath Prof. Dr. Tobold, der bekannte Laryngologe, vollendet am 22. Nov. in seltener geistiger wie körperlicher Frische sein 70. Lebensjahr. Geboren zu Flatow in Westpreußen, erhielt er seine ärztliche Ausbildung in Berlin, woselbst er vor annähernd nahezu 40 Jahren als einer der ersten deutschen Laryngologen diesen Zweig der medizinischen Wissenschaft begründen half und darin eine ausgedehnte praktische Thätigkeit entfaltete. Seine Forschungen auf dem Gebiet der Kehlkopfkrankheiten legte Tobold hauptsächlich in dem „Lehrbuch der Laryngoskopie" und in der „Klinik der Kehlkopfkrankheiten" nieder, welche Werke auch bald in fremde Sprachen übersetzt wurden. Die ärztliche Welt verdankt ihm eine Reihe von Beleuchtungsapparaten und Instrumenten für die Zwecke dieses Spezialfachs. Als Lehrer an der hiesigen Universität bereicherte Professor Tobold die Anschauungsunterrichtsmethode durch eine seltene Sammlung vorzüglicher plastischer Nachbildungen der krankhaften Zustände des Kehlkopfs. Bekanntlich gehörte Professor Tobold auch zu den Aerzten des Kaisers Friedrich.

* Metz. Die Gesellschaft für lothringische Geschichte und Alterthumskunde hat beschlossen, die Herausgabe eines Wörterbuches der in Lothringen gebräuchlichen deutschen Mundarten in Angriff zu nehmen. Mit den einleitenden Vorarbeiten ist eine Kommission (Archivdirektor Wolfram, Pfarrer Paulus und Oberlehrer Grimme) betraut. Damit wird ein sehr dankenswerthes Gegenstück zu dem im Erscheinen begriffenen Wörterbuch der elsässischen Mundarten geschaffen werden.

* Paris, 18. Nov. Die große öffentliche Jahressitzung der Académie Française, in der die Tugendpreise zur Vertheilung gelangen, fand heute statt. Der Lustspieldichter Henri Meilhac hätte die übliche Gegenrede halten sollen; aber der Tod des liebenswürdigen Plauderers führte eine Aenderung des Programms herbei, so daß Jules Claretie dem zahlreichen Publikum unter der Kuppel des Palais Mazarin die Verdienste des Preisgekrönten darlegen mußte. Da Claretie als Redner fast noch langweiliger ist, denn als Chroniqueur, so war der Genuß der Zuhörerschaft ziemlich fragwürdig. Den ersten Monthyonpreis erhielt diesmal nicht ein alter Dienstbote, sondern Eugénie Bonnefois, welche überall unter dem fahrenden Zuhrmannsvolk Schulen für die Kinder eingerichtet hat.

* Bibliographie. Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Heinrich Sohnrey: Eine Wanderfahrt durch die deutschen Ansiedelungsgebiete in Posen und Westpreußen. Mit Photographien, Bauplänen und Karten. Berlin, Th. Schoenfeldt 1897. — Prof. Dr. Alex. Naumann: Die Chemikerprüfung als vielumstrittene Zeitfrage. Gießen, J. Ricker 1897. — Graf Lea Tolstoi: Krieg und Vernunft. Autorisirte deutsche Ausgabe von Dr. Alexis Markow. Berlin, Stuhr 1897. — Hagn Greinz: Hermann v. Gilm. Linz a. d. D., Verlag der Linzer Montagspost 1897. — Kolonialles Jahrbuch, hggb. von Gustav Meinecke. 10. Jahrg., Heft II. Berlin, Deutsche Kolonialverlag 1897. — Johann Ambrosius: Gedichte. II. Theil, hggb. von Prof. Karl Weiß-Schattenthal. Königsberg i. Pr., Thomas u. Oppermann 1897. — Gewissenszeugniß eines Duellanten gegen das Duell von einem schleswig-holsteinischen Kampfgenossen 1848/51. Stettin, Joh. Burmeister 1897. — Emil Stuzee: Deutsche Sozialgeschichte vornehmlich der neuesten Zeit. Halle a. S., Verlag des Waisenhauses 1898. — Dr. Friedrich Neubauer: Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. II. Theil: Deutsche Geschichte bis zum westfälischen Frieden. Ebd. — Konditorei-Lexikon. Alphabetisches Hand- und Nachschlagebuch über alle Erzeugnisse der Konditorei. 1. Lfg. Straßburg, Verlagsanstalt, vorm. R. Schultz u. Co. — Emil Mauerhof: Konrad Ferdinand Meyer oder die Kunstform des Romans. 2. Aufl. Zürich und Leipzig, C. Hendell u. Co. — Cotta'scher Musen-Almanach für das Jahr 1898. Hggb. von Otto Braun. 8. Jahrg. mit 6 Kunstbeilagen. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1898. — Nomi Tamura: Gedanken eines modernen Japaners über Ehe und Frauenleben. Uebersetzt von Auguste Bickel. Mit einem Vorwort von Max v. Brandt. Wiesbaden, C. W. Kreidel 1898. — Fr. Bapp: Wollen und Steene. Neue Gedichte. 2. Aufl. Frauenfeld, J. Huber 1897. — Agathe Haggenmiller: Die Wörishofer Küche. Kochbuch im Sinne Kneipps. Wörishofen, H. Hartmanns Kommissionsverlag. — Dr. Heinrich Gomperz: Grundlegung der Neusokratischen Philosophie. Leipzig und Wien, Franz Deutike 1897. — Alfred Lichtwark: Blumenkultus. Wilde Blumen. — Hamburg. Niedersachsen. Dresden, Gebrhardt Kühlmann 1897. — Kael Wiegand: Die Fürstin hat es geschrieben. Lustspiel in 3 Aufzügen. Leipzig, O. Muze 1897. — Emil Ueilenberg: Mitten im Leben. Neue Gedichte. Leipzig, P. Friesenhahn 1897. — Anselm Heine: Unterwegs. Novellen. Berlin, Gebr. Paetel 1897. — Ilse Frapan: In der Stille. Novellen und Skizzen. Ebd. — Hans Hoffmann: Allerlei Gelehrte. Humoresken. Ebd. — G. v. Stockmans (Germanis): Sankt Georg. Roman. Berlin, Otto Janke 1898. — Rudolf Herzog: Zum weißen Schwan. Roman. Ebd. — Schulte vom Brühl: Gleich und ungleich. Roman. Stuttgart, A. Bonz und Komp. 1898. — Adam Ego: Die soziale Frage und ihre Lösung. Allbetrachtungen. Bremen, M. Heinsius Nachf. 1898. — Robert Fulle: Buddha, Mohammed, Christus. Zweiter systematischer Theil: Vergleich der drei Religionen. Gütersloh, C. Bertelsmann 1897. — Max Lossen: Der Kölnische Krieg. Zweiter Band; Geschichte des Kölnischen Kriegs (1582 bis 1586). München und Leipzig, G. Franz (Jak. Roth) 1897. — Ludwig Schmid: Beleuchtung und schließliche Erledigung der bis dahin noch schwebenden Frage von der Burkardinger Herkunft der Hohenzollern. Sigmaringen, Hofbuchdruckerei von M. Liebner 1897. — Die Riviera. Band 79 von Griebens Reisebüchern. Berlin, A. Goldschmidt 1897. — Ludwig Tabier: Kleine Schriften zur Volks- und Sprachkunde. Hggb. von J. Bächtold und R. Bachmann. Mit Portrait, Lebensabriß und Bibliographie. Frauenfeld, J. Huber 1897. — Gustav Wolff: Zur Psychologie des Eileneas. Eine biologische Studie. Leipzig, W. Engelmann 1897. — Fr. v. Hellwald: Die Erde und ihre Völker. 4. Aufl. Bearbeitet von Dr. W. Ule. Lfg. 20—29. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Deutsche Union.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Montag, 22. November. Nummer 264.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Otto Bulle in München.

Uebersicht.

Mathematisches und naturwissenschaftliches Denken. Von H. Burkhardt. — Die deutschen Universitäten im Mittelalter. Von Heinrich Rinn. — Mittheilungen und Nachrichten.

Mathematisches und naturwissenschaftliches Denken.[1])

Von H. Burkhardt.

Wohl Jeder, der die Beschäftigung mit wissenschaftlichen Untersuchungen sich zum Lebensberuf gewählt hat, hat schon Tage oder wenigstens Stunden erlebt, in denen ihn die pessimistische Frage bedrängte: wozu ist das eigentlich gut, was du treibst? Die Antwort auf diese Frage ist leicht für den, dem das Resultat seines Nachdenkens in Gestalt patentfähiger Erfindungen erscheint unter dem Schutz der Gesetzgebung, die nur dem letzten Schritt auf dem Wege von der Idee zu praktischen Ausführung klingenden Lohn zuspricht. Sie ist auch leicht für den, dem als Antwort genügt: ich treibe es, weil es mich selbst freut; und gewiß ist die Freude an der Erkenntniß als solcher wie die mächtigste Triebfeder so schließlich der reinste Lohn wissenschaftlichen Forschens. Auch der Gelehrte hat vom Leben doch am Ende nur sich selber. Aber wem die Grenzen der eigenen Naturanlage den ersten, die Pflichten eines in den Organismus der universitas litterarum eingefügten staatlichen Lehramts den zweiten Standpunkt verbieten, der mag wohl mit der Uebernahme eines solchen Amtes sich gedrungen fühlen, sich und Andern von Zweck und Nutzen seines Thuns und Lassens für die menschliche Gesellschaft Rechenschaft zu geben.

Die Mathematik rühmt sich seit langer Zeit der Förderung, die sie den ihr nahestehenden Naturwissenschaften, vor allem der Astronomie und der Physik, zutheil werden läßt und dadurch mittelbar auch der Verwerthung dieser Wissenschaften zum Wohle des Einzelnen wie der Gesammtheit in den verschiedensten Zweigen der Technik. Am unbestrittensten wurde dieser Anspruch der Mathematik vor 100 Jahren hingenommen, etwa in der Zeit von 1780 bis 1830. Im Laufe des vorhergehenden Jahrhunderts war es den wetteifernden Anstrengungen der hervorragendsten Analysten gelungen, aus dem Newton'schen Gesetz der allgemeinen Gravitation die Bahnen der Planeten so genau abzuleiten, daß die Abweichungen zwischen Beobachtung und Rechnung innerhalb der Grenzen der Beobachtungsfehler fielen; abgesehen von einigen geringen Differenzen, von denen man wohl hoffen durfte, daß sie sich durch weitere Vervollkommnung der Rechnung auf dem einmal eingeschlagenen Wege würden beseitigen lassen. Dazu waren dann die Anfänge mathematischer Behandlung der Hauptgebiete der Physik gekommen; auch sie hatten im ersten Anlauf so schöne Resultate gefördert, daß man erwarten zu dürfen glaubte, man werde auf diesem Wege rasch zu einer einheitlichen Auffassung der Naturerscheinungen in mathematischer Form gelangen. Ihren zugespitztesten Ausdruck hat diese Naturauffassung in dem bekannten Ausspruch Lagrange's gefunden, der den ganzen Ablauf des Weltprozesses durch eine einzige ungeheure Differentialgleichung sich dargestellt denkt.

Blicken wir heute auf jene Zeit zurück, so dürfen wir uns nicht verhehlen: die damals gehegten Hoffnungen auf eine einheitliche Naturauffassung, die aus wenigen allgemeinen Prämissen den Gesammtverlauf der Erscheinungen auf mathematischem Wege zu deduziren gestatten sollte, haben sich nicht erfüllt. Es liegt das an verschiedenen Gründen. Zuerst: unsre ganze Vorstellung vom Wesen und der Bedeutung naturwissenschaftlicher Theorien hat sich vom Grund aus verändert. Man kann nicht sagen, daß das durch einen bestimmt revolutionären Akt geschehen sei; ganz allmählich, den Mitlebenden vielleicht nicht einmal immer bewußt, hat sich der Standpunkt der Naturbetrachtung verschoben. Da trat zuerst Kant auf und legte dar, daß wir vom Ding an sich nichts wissen und nur mit den Erscheinungen zu thun haben. Dann kam die Physiologie der Sinnesorgane und wies nach, daß die Wirkung der Außenwelt auf unsre Empfindungen weit mehr von der Organisation unsrer Sinnesapparate abhängt, als man es sich bis dahin vorgestellt hätte; daß z. B. die verschiedenartigsten äußeren Reize vom Auge stets als Licht, vom Gehör stets als Schall u. s. w. empfunden werden. So kam es allmählich dahin, daß sich die Physik und überhaupt die Naturwissenschaft auf die Aufgabe beschränkte: „die Erscheinungen vollständig und auf die einfachste Weise zu beschreiben“. Damit war aber sofort die Möglichkeit gegeben, „daß Zweifel darüber bestehen können, ob eine oder eine andere Beschreibung gewisser Erscheinungen die einfachere ist; daß eine Beschreibung gewisser Erscheinungen, die heute unzweifelhaft die einfachste ist, die man geben kann, später, bei weiterer Entwicklung der Wissenschaft, durch eine noch einfachere ersetzt wird“. Für diese Auffassung konnte von einer absoluten Gültigkeit irgend eines mathematischen Ansatzes keine Rede mehr sein; er hatte nur mehr die Bedeutung eines Bildes der Erscheinungen, von dem es schließlich dahingestellt bleiben mochte, ob es die Züge des Urbilds vollständig oder nur in gewissen Hauptmerkmalen wiedergibt.

Dazu kommt noch ein zweites: das ist die immer größere Rolle, die in der Physik Betrachtungen der Wahrscheinlichkeitsrechnung spielen. Zuerst hat die kinetische Gastheorie die Physiker an den Gedanken gewöhnt: auch ein so fundamentales Naturgesetz wie das von Boyle und Gay-Lussac repräsentirt nicht eine eherne Nothwendigkeit, sondern ist das Resultat des Zusammenwirkens ungeheuer vieler Einzelumstände, in dem eben ihrer großen Zahl wegen die einzelnen Abweichungen vom Durchschnitt sich gegenseitig kompensiren werden. Aber das ist ein Schluß, der durchaus nur auf Wahrscheinlichkeitsgründen beruht; er mag in 100,000 Fällen durch die Erfahrung bestätigt werden, man wird die Möglichkeit nicht wegdisputiren

[1]) Antrittsvorlesung zur Uebernahme der Professur der Mathematik an der Universität Zürich, gehalten am 6. Nov. 1897.

Digitized by Google

können, daß einmal in einem 100,001. Falle etwas ganz anderes eintritt. Wer sich einmal in diesen Vorstellungskreis eingelebt hat, der wird sich auch leichten Herzens mit dem Gedanken befreunden, daß ein „im allgemeinen" richtiger mathematischer Satz in bestimmten Fällen „Ausnahmen" zuläßt; er wird gern die oft mühevolle und undankbare Untersuchung solcher sogenannten Ausnahmefälle als müßige Tüftelei über Bord werfen und sich auf sein gutes Glück verlassen, daß ihm derartige Ausnahmen nicht begegnen, und daß ihn, wenn sie ihm ja begegnen sollten, sein naturwissenschaftlicher gesunder Menschenverstand auf den richtigen Weg zurückleiten wird. Wenn nun gar die Ausnahmefälle sich nur dem Beweise, nicht dem Satze entziehen, so liegt der Induktionsschluß: der Satz ist in allen übrigen Fällen richtig, also wird er auch in diesem richtig sein — dem naturwissenschaftlich geschulten Forscher so nahe, daß er nur mit Kopfschütteln dem Mathematiker zuhört, wenn dieser ihn von der Nothwendigkeit eines besonderen Beweises überzeugen will.

Andererseits hat auch die Mathematik nicht das gehalten, was sie vor 100 Jahren zu versprechen schien: sie hat vielfach auf die ihr gestellten Fragen die Antwort versagt. Zum Theil liegt das daran, daß ihre Entwicklung seit den 20er Jahren unsres Jahrhunderts Wege eingeschlagen hat, die von den Anwendungen weit abführten. Man hat deßhalb auch wohl diese ganze Entwicklung als eine verderbliche, dekadente gebrandmarkt und den Mathematikern die Rückkehr zu Lagrange und Laplace gepredigt. Eine weniger an der Oberfläche haftende Betrachtung wird auch in dieser Epoche eine nothwendig gewordene Stufe fortschreitender Entwicklung erkennen. Was mit den von Newton und Leibniz geschaffenen Mitteln zu leisten war, hat das vorige Jahrhundert geleistet; um weitergehenden Forderungen gewachsen zu sein, mußte die Mathematik ihre Kräfte erst an der Bewältigung der einfacheren Aufgaben stählen, die sich ihr aus ihrer eigenen Entwicklung heraus, aus dem Fortschreiten vom Einfacheren zum Zusammengesetzteren darboten. Man kann diese Entwicklungsperiode jetzt wohl als bis zu einem gewissen Grade abgeschlossen ansehen; wir sind jetzt im Besitze der Mittel, um die Aufgaben wieder in Angriff zu nehmen, die vor 80 Jahren als zu schwierig liegen gelassen wurden. Aber es wird noch vieler Arbeit bedürfen, bis sie wirklich gelöst sind; und man wird nicht erwarten oder verlangen dürfen, daß man überall eine einfache und übersichtliche Lösung erhält. Die Mathematik ist nicht so einfach, wie jene auch in dieser Beziehung sanguinische Zeit gehofft hatte. Auch die Erledigung verhältnißmäßig einfach scheinender Aufgaben verlangt oft so viel Zeit und Ueberlegung, daß man es dem Physiker und dem Astronomen oder gar dem Techniker, für den Zeit Geld ist, nicht verargen darf, wenn er es häufig vorzieht, eine Größenbestimmung durch neue Beobachtungen und Versuche direkt zu erhalten, statt sie durch Rechnung oder geometrische Konstruktion aus dem schon vorhandenen Material abzuleiten.

Doch all das sind schließlich Divergenzen sekundärer Bedeutung, über die wohl hinwegzukommen sein würde. Aber wir dürfen uns nicht verhehlen: zwischen der ganzen Denkweise eines modernen Mathematikers und der eines modernen Naturforschers besteht eine tiefgehende Verschiedenheit. In der Mathematik geht die ganze Entwicklungsrichtung auf eine zunehmende Steigerung der Ansprüche an die logische Strenge der Beweisführung; in der Naturwissenschaft werden auch diejenigen Zweige, die herkömmlicherweise in deduktivem Gewande aufzutreten pflegten, wie die theoretische Mechanik und gewisse Theile der Optik, sich des theils empirischen, theils konventionellen Charakters ihrer Grundlagen immer mehr bewußt. Die Mathematik ist nur zufrieden, wenn sie eine Methode anzugeben weiß, um eine gesuchte Größe mit jeder beliebigen Genauigkeit zu berechnen; aber sie kümmert sich nicht darum, wie viel Zeit und Papier zur wirklichen Ausführung der Rechnung erforderlich sein würde. Die Naturwissenschaft dagegen weiß von absoluter Genauigkeit überhaupt nichts; das ist ihr ein leeres Wort ohne jeden Inhalt. Man würde diesen Gegensatz nicht in seiner vollen Schärfe fassen, wenn man hier nur von der Unvollkommenheit unsrer Sinnesorgane und unsrer Beobachtungsinstrumente reden würde; nein, die naturwissenschaftlichen Größen selbst sind niemals mit unbegrenzter Genauigkeit definirt und einer solchen Definition überhaupt nicht fähig. Was ist denn die Länge eines Stabes? Mögen seine Enden noch so schön polirt sein, so bleiben doch noch immer Erhöhungen und Vertiefungen von der Größenordnung der Partikeln des Polirmittels, von denen man nicht weiß, ob man sie mitzurechnen hat oder nicht; und wenn man davon absieht, bleiben noch Oberflächenschichten und der ganze Rattenkönig von Schwierigkeiten, den jede Molekulartheorie nach dieser Richtung nothwendig mit sich bringt. Und so ist es mit allen naturwissenschaftlichen Größenbegriffen: jeder von ihnen ist nur mit einem bestimmten Maße von Genauigkeit definirt und zerfließt der logischen Analyse unter den Händen, sowie man versucht, seine Definition über dieses Maß hinaus schärfer zu fassen. Deßhalb hat die Naturwissenschaft auch nie ein Interesse daran, ihre Deduktion so zu führen, daß sie eine beliebige Vergrößerung der Genauigkeit gestatten; sie verlangt in jedem einzelnen Falle nur ein bestimmtes Maß von Genauigkeit, das dann je nach der Entwicklungsstufe der einzelnen Disciplinen sehr verschieden ist. Die Astronomen bestimmen, die Zahlen, mit denen sie zu thun haben, bis auf den zehnmillionsten Theil ihres Betrages; in manchem eben erst erschlossenen Untersuchungsgebiet versteht man unter der Aussage: „die gesuchte Zahl ist gleich 100", nur, daß sie kleiner als 1000 und größer als 10 ist. Dafür aber verlangt die Naturwissenschaft, daß die Rechnung auch wirklich in mäßiger Zeit mit dieser der Aufgabe angemessenen Genauigkeit zu Ende geführt werden könne.

Welche Konsequenzen ergeben sich nun aus dieser Sachlage für Betrieb und Lehre der mathematischen Wissenschaft? Zunächst: die mathematische Forschung als solche wird sich durch die Erkenntniß dieser prinzipiellen Divergenz von ihrem Standpunkt nicht abdrängen lassen dürfen. Man könnte sich ja ein mathematisches — wenigstens ein geometrisches — Lehrgebäude denken, das auf den Begriff der absoluten oder unbegrenzten Genauigkeit verzichtete und seinen Sätzen nur eine angenäherte, also empirisch verifizirbare Form gäbe; etwa so: wenn in einem Dreieck zwei Seiten um nicht mehr als den 100. Theil ihrer Länge verschieden sind, unterscheiden sich die gegenüberliegenden Winkel höchstens um 3 Grad — vorausgesetzt, daß der eingeschlossene Winkel nicht kleiner als 10 Grad ist. Aber das Beispiel zeigt schon, woran eine solche Einrichtung der Mathematik scheitert: an der Nothwendigkeit von Zusatzen, wie der hier mit „vorausgesetzt, daß" eingeführte, von denen die entsprechenden Sätze der idealen, genauen Mathematik frei sind. Wenn solche Zusätze schon bei so einfachen Sätzen, wie der eben genannte, erforderlich sind, so brauche ich nicht weiter auseinanderzusetzen, wie sie sich bei fortschreitendem Aufbau des Lehrgebäudes immer mehr häufen müßten, bis schließlich die Sätze so lang würden, daß Niemand mehr imstande wäre, den Anfang bis zum Ende im Gedächtniß zu behalten. Daher wird selbst der strengste Empirist, der die Gewinnung solcher der empirischen Verifikation zugänglichen Sätze als das eigentliche praktische Ergebniß der Mathematik ansehen möchte, dem Zugeständniß nicht ausweichen können: der ökonomischste Weg zu diesem

Digitized by Google

Ziel führt über die Aufstellung absolut genauer Sätze, von denen aus man dann durch eine sogenannte Fehlerrechnung feststellt, welche Abweichungen man in den Voraussetzungen zulassen darf, wenn die Ungenauigkeit des Resultats eine vorgeschriebene Grenze nicht überschreiten soll. Dazu kommt noch ein Zweites: wenn das Resultat einer Rechnung eine gewisse Genauigkeit — sagen wir etwa von $^1/_{1000}$ — haben soll, so wird dazu nicht ausreichen, wenn die Daten der Rechnung dieselbe Genauigkeit besitzen, da man nicht sicher sein kann, ob die Fehler nicht alle das Resultat in demselben Sinn beeinflussen und sich dadurch häufen; man wird die Daten mit größerer Genauigkeit haben müssen, und zwar mit um so größerer, je länger die Rechnung ist. Wollte man also eine ganze Entwicklungskette mit einer bestimmten Genauigkeit durchführen, so müßte man vor jedem Schritt, der vorwärts ins Unbekannte führen soll, alle vorhergehenden noch einmal revidiren, um ihre Genauigkeit wieder um einen Grad weiter zu treiben. Und endlich: die Mathematik ist doch nicht allein wegen der Naturwissenschaften da. Auch wenn man ihr kein selbständiges Existenzrecht zugestehen will, so haben die Psychologie, die Logik, die Erkenntnißtheorie Ansprüche an sie; und sie verlangen, daß die Elemente unsrer Zahl- und Raumvorstellungen bis in ihre Konsequenzen verfolgt und die dabei sich unerbittlich ergebenden Paradoxien bloßgelegt werden.

Wie aber kann sich der Astronom, der Physiker und gar der Techniker mit dieser Sachlage abfinden? Jedenfalls geht es nicht an, von ihm zu fordern, daß er sich nun auch mit allen jenen mathematischen Subtilitäten selbst herumschlägt; aber doch kann ihm Niemand Garantie dafür leisten, daß sie ihm nie in die Quere kommen. Zwar gibt es Physiker, die des Glaubens sind, in letzter Instanz seien alle Naturgesetze so einfach, daß auch die einfachsten mathematischen Mittel zu ihrer Darstellung ausreichen müßten; man wird abwarten müssen, ob sie dieses Ziel erreichen werden. Bis dahin — wenn es je dahin kommen sollte — sehe ich keinen andern Ausweg, als daß auch auf diesem Gebiet der rein individualistische Betrieb der Wissenschaft einem kollektivistischeren Platz macht. Es wird mehr, als bisher geschehen ist, erforderlich sein, daß der theoretische Astronom u. s. w. sich vorkommendenfalls bei einem Mathematiker Raths erholt; nicht anders, als wie etwa der Chemiker sich die Krystallform eines neuen Präparates von einem Mineralogen bestimmen läßt oder der Kliniker und selbst der Physiologe sich einen speziell als Chemiker ausgebildeten Assistenten hält. Guter Wille und Entgegenkommen von beiden Seiten ist freilich dazu erforderlich. Der konsultirende Naturforscher wird in dem Eingeständniß der Begrenztheit seiner mathematischen Kenntnisse nichts demüthigendes erblicken dürfen; er wird aber auch nicht, wie das wohl vorkommt, seine Frage in die Form kleiden dürfen: wir könnten das ja eigentlich alles auch selbst, aber es ist untergeordnete Arbeit, die wir denen überlassen, die zu nichts besserem zu brauchen sind. Andrerseits wird der konsultirte Mathematiker sich der ja meistens nicht angenehmen und gar nicht immer leichten Aufgabe nicht entziehen dürfen, seine Formeln und Konstruktionen soweit durchzuarbeiten, daß sie für numerische Rechnung, bezw. zeichnerische Ausführung brauchbar werden.

Endlich noch eine unmittelbar praktische Frage: wie soll sich der mathematische Unterricht zu diesen Fragen stellen? Das ist für zwei Klassen von Hörern leicht zu beantworten. Einmal für diejenigen, die die Wissenschaft als solche zu ihrer Lebensaufgabe machen wollen: ihnen wird man zumuthen dürfen und zumuthen müssen, die Schwierigkeiten nicht zu umgehen, sondern zu überwinden. Wir leben nicht in einer Zeit, in der auf leichtem und mühelosem Wege unsre Kenntniß zu erweitern wäre, wie das z. B. der Fall war, als mit der Erfindung der Infinitesimalrechnung, und einigermaßen auch, als mit der Ausbildung der projektiven Geometrie Hindernisse mit einem Schlage weggeräumt waren, die der Fortentwicklung lange entgegengestanden hatten, und nun der Strom der Bearbeiter sich auf den noch unberührten Boden stürzen konnte. Was am Wege wächst, ist längst abgegrast; in tieferen Urwald darf sich nur wagen, wer mit den schärfsten Werkzeugen ausgerüstet ist.

Ebenso einfach ist die Antwort für diejenigen Hörer, die Mathematik nur treiben, um sie in anderen Gebieten anzuwenden. Ihnen steht natürlich für die Mathematik nur begrenzte Zeit zu Gebote; sie werden diese am zweckmäßigsten verwenden, wenn sie die Mathematik ähnlich wie eine Naturwissenschaft betreiben, die feineren Untersuchungen aber beiseite liegen lassen und darauf vertrauen, daß sie vor etwa daraus entspringenden groben Fehlern ihr naturwissenschaftlicher oder technischer Takt bewahrt und schlimmstenfalls das Experiment eines besseren belehrt.

Aber die Mehrzahl unsrer Studenten gehört weder zu der einen, noch zu der anderen dieser Kategorien: sie wollen Lehrer werden. Nun könnte man freilich fordern — und das ist thatsächlich schon geschehen —, auch die Ausbildung der Lehrer solle danach spezialisirt werden, an welcherlei Schulen sie später zu unterrichten haben. Der Erfüllung dieser Forderung stehen aber praktische Rücksichten im Wege; wir können doch unmöglich unsre Studenten veranlassen wollen, ihren ganzen Lebensplan schon von Beginn ihrer Studienzeit auf eine bestimmte Schulgattung zuzuschneiden. Wir werden deßhalb darauf verzichten müssen, den Unterricht der Hochschule nach solchen Rücksichten zu gliedern; wir werden vielmehr versuchen müssen, ihn so einzurichten, daß er den Ansprüchen an die zukünftigen Lehrer verschiedener Schulgattungen nach Möglichkeit gleichzeitig genügt. Wir müssen, soweit das überhaupt gelehrt werden kann, die Fähigkeit entwickeln, in der geometrischen Anschauung das Richtige zu sehen; wir müssen aber auch die Mittel an die Hand geben, mit denen die Analysis die Resultate der unmittelbaren geometrischen Anschauung kontrolirt.

Wohl aber wird man zu erwägen haben, in welcher Reihenfolge das zweckmäßigerweise geschieht. Meine persönliche Auffassung ist da folgende: das Studium der analytischen Theile der Mathematik mit dem zu beginnen, was man herkömmlicherweise algebraische Analysis nennt, hat seine großen Bedenken. Will man in einer solchen Vorlesung sich nicht um die Schwierigkeiten der Sache geradezu herumdrücken und die Studenten an ein gedankenloses Manipuliren mit den Rechnungssymbolen gewöhnen, so kann man in ihr gar nicht umhin, sich mit den Fragen auseinanderzusetzen, die aus der geschilderten Distrepanz zwischen der wesentlich ungenauen geometrisch-naturwissenschaftlichen Anschauung und der logischen Forderung absoluter Genauigkeit der Analysis entspringen. Die Frage der Reihenkonvergenz muß doch in einer solchen Vorlesung, man mag sie nun wenden wie man will, im Mittelpunkt des Interesses stehen, und sie läßt eine befriedigende Behandlung nicht zu, wenn man nicht vorher die im Begriffe der Irrationalzahl liegenden Schwierigkeiten erörtert hat. Aber diese Diskussionen sind für die Mehrzahl der Studenten einerseits langweilig; denn es handelt sich um Dinge, von denen sie glauben, daß sie ihnen schon von der Schule her geläufig seien; andrerseits vielfach doch eben schon recht abstrakt und schwierig. Ich halte es daher für besser, diese Diskussion zu vertagen, bis die Entwicklung der Differential- und Integralrechnung das Bedürfniß nach Klarheit darüber geweckt und den Zuhörern zum Bewußtsein gebracht hat, daß es sich dabei nicht um müßige Selbstquälerei handelt, sondern um Fragen, an denen die mathematische Wissenschaft nicht vorbei kann.

Digitized by Google

Dem angehenden Jünger der Mathematik aber würde ich rathen, sogleich mit beiden Füßen in die Differential- und Integralrechnung zu springen. Diese Disciplinen kann man so vortragen, daß man dabei gar nicht darnach fragt, wie es die Analysis anfängt, den Forderungen der Geometrie gerecht zu werden, sondern in den entscheidenden Punkten an die geometrische Anschauung appellirt; und ein solcher Kursus würde vielleicht auch den Studirenden der beschreibenden Naturwissenschaften, ja selbst einzelnen Medizinern genießbar erscheinen. Denn immer mehr wird unter hervorragenden Lehrern dieser Fächer der Wunsch laut, daß ihre Hörer über ein größeres Maß mathematischer Bildung verfügen möchten, als es ihnen die Schule zu geben vermag; sei es um zur Lösung einzelner ihnen begegnender Probleme mathematischen Charakters befähigt zu sein, sei es als Gegengift gegen die immer wieder auftauchende Versuchung, an Stelle scharfer wissenschaftlicher Begriffe Worte zu setzen, von denen man glaubt, es müßte sich dabei doch auch was denken lassen. Wir müssen diesen Bestrebungen, soviel an uns ist, entgegenkommen; dann können wir auch heute noch den Satz für uns in Anspruch nehmen, den die römischen Juristen in ihr Gesetzbuch geschrieben haben:

Artem Geometriae discere atque exercere publice interest.

Die deutschen Universitäten im Mittelalter.

Von Heinrich Rinn.

Neben dem Staate war in der Kirche, sobald sie sich in ihrer hierarchischen Gliederung selbst eine staatliche Form gegeben hatte, eine Macht aufgekommen, die ihm oft genug den Rang streitig machte. An die Kirche angelehnt, mit ihr geistig verwandt, trat im Laufe der Zeit eine dritte Macht auf, die Wissenschaft, die als Scholastik im 12. und 13. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreichte. Sie ging darauf aus, zwischen Glauben, d. i. dem Dogma der Kirche, und Wissen Harmonie herzustellen, so zwar, daß sie dem ersteren unbedingte Geltung zuschrieb. Das Mittel, durch das sie ihre Sätze zu erweisen suchte, war die Dialektik. Diese beherrschte lange Zeit die Schulen, die die Organe der neuen Wissenschaft bildeten, die Universitäten. Die Geschichte der letzteren bis zum Beginn der Neuzeit hat Georg Kaufmann [1]) behandelt, wir legen im folgenden die Ergebnisse seiner Untersuchungen vor.

Hervorgegangen sind die Universitäten aus freien Genossenschaften angesehener Lehrer und wißbegieriger Schüler. In verschiedenen Orten und Städten oder auf dem Lande, bisweilen an ganz einsamen Orten, thaten sich diese zusammen und mietheten geeignete Räume zum Unterricht oder stellten sie erst her. Das beste Beispiel dafür bietet uns die Gründung des „Paraklet". Nachdem Abälard auf der Synode zu Soissons 1121 verurtheilt war, zog er sich eine Zeit lang ganz von der Welt zurück. „In einem einsamen Seitenthale der Seine, am Flüßchen Ardnzon in der Diözese Troyes, gründete er mit Erlaubniß des Bischofs Hatto von Troyes im Walde von Nogent-sur-Seine eine Kapelle zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit". Hier unterrichtete er die Söhne seiner in der Nähe wohnenden Freunde. Kaum war dies bekannt geworden, so strömten die Scholaren von allen Seiten herbei und bauten sich „Hütten aus Lehm und Stroh". „Da unsre Kapelle," so erzählt Abälard selbst, „nur den kleinsten Theil der Anwesenden fassen konnte, so vergrößerten sie diese und bauten sie neu aus „Stein und Holz". . . . Nun gab ich ihr den Namen Paraklet . . . denn hier hatte ich zuerst wieder aufathmen dürfen."

Die zufällige Form der Vereinigung von Lehrern und Schülern, um die Wissenschaft zu pflegen, wich einer festen Ordnung, als Städte oder Fürsten in ihren Territorien Schulen zu dem angegebenen Zweck gründeten, oder solche „in Anlehnung an kirchliche Institute oder unter dem Einfluß kirchlicher Gewalten entstanden". Derartige Anstalten wurden Universitäten genannt.

Dieser Name bezeichnet zunächst eine Genossenschaft, eine Gemeinde. Der universitas civium, der Stadtgemeinde, stand gegenüber die universitas scholarium, die Genossenschaft der an einem Orte der Studien lebenden Schulgemeinde mit besonderen Privilegien und Freiheiten. Mit dem Namen studium generale bezeichnete man die Lehranstalt als solche. Allmählich verwischte sich dieser Unterschied, die erstgenannte Bezeichnung behauptete sich allein für beide Begriffe.

Unter den Städten sind es zuerst die italienischen, die Universitäten gründeten. Die medizinische Schule zu Salerno erfreute sich bereits im 11. Jahrhundert eines großen Rufes. Im 12. Jahrhundert blühte zu Bologna die Schule des Rechts. Als Friedrich Barbarossa 1155 vor dieser Stadt lagerte, begrüßten ihn neben deren Einwohnern auch die Scholaren. Wie diese von dem Kaiser nach ihrem Ergehen gefragt wurden, rühmten sie im übrigen das Wohlwollen der Bologneser, nur darüber beschwerten sie sich, daß die einzelnen Landsmannschaften haftbar gemacht würden für die Schulden ihrer Angehörigen. Auf ihre Bitte gab ihnen der Kaiser die Authentica, nach dem Anfangsworte auch Habita genannt, durch die jene Haftpflicht aufgehoben wurde. Dies war das erste kaiserliche Privileg, das eine Universität erhielt.

Kirchlichen Gewalten verdanken ihre Entstehung u. a. die Universitäten zu Paris und Oxford. Hier hatte maßgebenden Einfluß der Kanzler, das Mitglied des Domkapitels, welches das Siegel führte, die Urkunden abfaßte und den Magister der Domschule bestellte, später die Gerichtsgewalt über die Scholaren hatte. Die erste von einem Fürsten gegründete Universität, ist die in Neapel. Friedrich II. stiftete sie 1224 und verordnete zugleich, daß die Angehörigen seines sizilischen Reichs keine andere Schule besuchen dürften.

In Deutschland begegnen uns Universitäten erst im 14. Jahrhundert. Karl IV., der in Paris seine Bildung erworben hatte, gründete die hohe Schule zu Prag 1347/48. Im Jahre 1506, wo Kurbrandenburg in Frankfurt a./O. eine Universität erhielt, gab es in unserm Vaterlande deren zwanzig. Alle sind auf Grund päpstlicher oder kaiserlicher Stiftungsbriefe, oder auch beider, ins Leben gerufen worden. Ohne Zweifel war jede weltliche Gewalt berechtigt zur Stiftung einer Hochschule; Karl IV. erkannte dies 1357 Siena gegenüber an. Aber es gewährte einer Universität Glanz und brachte ihr manche Vortheile, wenn sie durch die beiden Universalgewalten privilegirt wurde. Der Unterstützung des päpstlichen Stuhls bedurfte man besonders bei der Bestätigung von Schenkungen; auch behaupteten einige Rechtslehrer, das Privileg, in Theologie und kanonischem Recht zu promoviren, könne nur der Papst verleihen. So wurde es denn bei allen Universitätsgründungen in Deutschland im 15. Jahrhundert Regel, sich päpstliche Stiftungsbriefe zu verschaffen. Von kaiserlichen hören wir erst unter Friedrich III., der solche ausstellte für Freiburg, Lüneburg und Tübingen. Dabei erklärte es der Kaiser für seine Pflicht, für die Pflege des römischen Rechts zu sorgen. Als Justinian sein großes Gesetzbuch veröffentlichte, ordnete er u. a. an, daß nur in der syrischen Stadt Berytos und den civitates regiae, Rom und

[1]) Die Geschichte der deutschen Universitäten von Georg Kaufmann. I. Band: Vorgeschichte. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung 1888. II. Band: Entstehung und Entwicklung der deutschen Universitäten bis zum Ausgang des Mittelalters. Ebendaselbst 1896.

Konstantinopel, Rechtsschulen gestattet seien. Die Bologneser Rechtslehrer sprachen die Berechtigung, eine solche Schule zu gründen, aber auch Bologna zu, weil diese Stadt von dem Kaiser Theodosius gegründet sei. Nun behauptete Friedrich III., als Kaiser habe er dieselben Ansprüche zu erheben, wie Justinian, er allein habe die Orte zu bestimmen, an denen das römische Recht gelehrt werden solle. Aber er drang damit nicht durch.

Wie die weltliche Macht berechtigt war, eine Universität zu gründen, so sorgte sie auch für deren Ausstattung. Oft genug wurden zu diesem Zweck kirchliche Einkünfte verwandt, soweit sie den weltlichen Herren zur Verfügung standen. Um einzelne Universitäten machten sich Bürger der betreffenden Städte verdient durch Stiftungen, so in Greifswald der Bürgermeister Rubenow, in Erfurt Amplonius Ratingh. Noch heute ist das Amplonianum berühmt als eine der wichtigsten Sammlungen mittelalterlicher Werke und Handschriften. Heidelberg wurde reich ausgestattet durch die Güter der vertriebenen Juden, Rostock erhielt Beisteuern von befreundeten Städten: von Riga, Reval, Lüneburg, Lübeck, Hamburg.

Was die Mitglieder der Universität angeht, so wurden die Lehrer und Scholaren neben- und untereinander in die Matrikel eingetragen und leisteten den gleichen Eid. Dadurch wurden sie Mitglieder und Unterthanen der Anstalt, hatten dieselben Privilegien und wurden zusammen zu den Umlagen herangezogen.

Die ganze Korporation sonderte sich in mehrfacher Gliederung, zunächst nach Nationen. So war es in Bologna, so in Prag und dementsprechend in Leipzig, sowie in dem unter Leipzigs Einfluß gegründeten Frankfurt a. O. Dieser mehr äußerlichen Eintheilung ging zur Seite eine sachliche, auf der Scheidung der Wissenschaften beruhende, die nach Fakultäten. Facultas bedeutet zunächst Wissenschaft. Die an der Universität zugelassenen Wissenschaften hießen facultates licitae, im Gegensatz zu den verbotenen, wie Zauberei u. a., artes liberales zum Unterschied von den Handwerken, die auch artes hießen. Dann bezeichnet facultas die Genossenschaft der Lehrer und Hörer einer Wissenschaft, im engeren Sinne das die Genossenschaft und ihren Studienbetrieb leitende Lehrerkollegium. Wie heute, unterschied man damals vier Fakultäten. Als die drei oberen galten Theologie, Jurisprudenz und Medizin, die Vorstufe zu diesen bildete die Artistenfakultät, auch philosophische genannt, weil die Vorlesungen über Philosophie den größten Theil ihrer Thätigkeit in Anspruch nahmen. Allerdings werden daneben auch einzelne Fächer genannt: Mathematik, griechische, lateinische, hebräische Sprache, Geschichte. Es bahnt sich also die Sonderung in alle die Einzelfächer an, die noch heute in friedlichem Verein unter dem gemeinsamen Dache der philosophischen Fakultät wohnen. Auch in der juristischen Fakultät plante man öfter eine Trennung nach dem römischen und dem kanonischen Recht. Sie unterblieb aber, ebenso wie man die medizinische Fakultät nicht spaltete, obwohl man von der eigentlichen medizinischen Wissenschaft die Chirurgie als Handwerk abtrennte. Besondere Grade in der letzteren wurden nur in Tübingen ertheilt. Noch verdient Beachtung, daß ein Baklalar der Artistenfakultät als solcher auch in der medizinischen galt, denn hier wurden griechische und arabische Werke in lateinischer Uebersetzung wie alle anderen Schriftsteller erklärt. Uebrigens galt eine Schule nicht nur dann als Universität, wenn sie alle vier Fakultäten in sich vereinigte; drei, auch zwei genügten.

Neben den Nationen und Fakultäten bestanden innerhalb einer Universität noch kleinere Körperschaften: die Kollegien und die Burfen.

In Heidelberg gab es Ordenshäuser der Cistercienser und Dominikaner für die Ausbildung von Ordensmitgliedern, die aus den Klöstern des Kurfürstenthums zum Studium in die Universitätsstadt geschickt wurden. Diese Häuser hießen Kollegien. Ihre Satzungen empfingen die Insassen von ihrem Orden, ebenso hörten sie Vorlesungen bei dessen Mitgliedern. Nur an den öffentlichen Disputationen und Akten der Universität nahmen sie theil, und dadurch waren sie, freilich nicht vollberechtigte, Glieder der Hochschule. Nähere Verbindung mit der Universität hatten die Kollegien im engeren Sinne, d. h. die Genossenschaften von Magistern, die in einem dazu bestimmten Hause ein gemeinsames Leben führten auf Grund besonderer Satzungen, die vielfach den Klosterordnungen nachgebildet waren, nur deren Zwang nicht theilten. Die Kosten der gemeinsam geführten Wirthschaft wurden bestritten aus den Renten, die dem Haus bei der Stiftung oder später von früheren Mitgliedern vermacht waren. Die Verleihung einer solchen Kollegiatur war eine Form der Besoldung, sie gewährte ihren Inhabern Wohnung und Unterhalt. Es konnten aber gegen Zahlung von Eintrittsgeldern und geringen Beiträgen (bursae) auch andere Magister mit denselben Rechten in ein Kollegium eintreten. Die älteste Stiftung dieser Art ist die in der Folge so berühmt gewordene Sorbonne in Paris. Hier stiftete Robert von Sorbon, Kanonikus in Cambrai, dann in Paris, 1257 eine Genossenschaft von Scholaren, gleichviel welcher Nation, die das Studium der artes mit der Magisterprüfung vollendet hatten, oder nach Erfüllung der Magisterpflichten sich dem Studium der Theologie widmen wollten.

Die Kollegienhäuser dienten vielfach zugleich als Universitätsgebäude, d. h. es wurden Vorlesungen darin gehalten. So ist es erklärlich, daß im Laufe der Zeit dort auch Studenten Aufnahme fanden, die unter Aufsicht der Magister ihre Studien trieben. Es entstanden auf diese Weise in den Kollegien zugleich Burfen.

Die Burfen, welche für sich bestanden, auch Regenzien oder Kontubernien genannt, waren von vornherein nur für Studenten bestimmt. Theils beruhten sie, wie die Kollegien, auf Stiftungen, theils waren sie begründet von Magistern und Baklalaren in der Hoffnung auf Gewinn. Eine dritte Gruppe bildeten die von Schülern gestifteten. Eine Anzahl der letzteren that sich zusammen, miethete ein Haus und ließ sich von dem Dekan der Fakultät einen Vorstand, Konventor, bestellen. Daß in den nicht auf Stiftungen beruhenden Burfen die wöchentlich zu zahlenden Beiträge der Insassen ebenfalls bursae genannt wurden, versteht sich von selbst. Diese waren verschieden hoch, so daß jeder sich nach seinen Mitteln den besseren oder bescheideneren Tisch wählen konnte. Eine der besteingerichteten Burfen war die Rosenburse in Wien. Die Insassen mußten sich früh um 5 Uhr erheben, zu festen Zeiten beten, studiren und gemeinsam speisen. Zur Wahl der Vorlesungen hatten sie den Rath des Vorstehers einzuholen, demselben reichten sie vierteljährlich die Zeugnisse der Professoren über den Besuch der Vorlesungen ein. Wer die allabendliche Disputation, das exercitium domus, versäumte, dem wurde bei dem Mittagstisch am folgenden Tage das Fleisch entzogen. In Tübingen wurden alle Scholaren der Artistenfakultät in zwei große Burfen vereinigt, von denen jede auch ein Pädagogium für die Anfänger hatte. Die Burfen bildeten, wenn nicht den einzigen, so doch den Hauptsitz des Unwesens, das man als Deposition der Neulinge oder Beanen bezeichnete. Schon im 15. Jahrhundert war diese Sitte in Frankreich ganz ausgeartet. Die Neulinge hatten ein beanium, eine Abgabe, zu zahlen und mußten sich allerlei Zeremonien unterwerfen. Zange, Säge, Scheere, Messer, Rollholz wurden an ihnen probirt oder doch ihnen nahe gebracht.

Trotz vieler Mängel hatten die Burfen doch viel gutes. Arme Scholaren konnten dort billig leben und Bücher sehen

und benutzen, die sie nicht kaufen konnten. Das wichtigste aber war, daß sie an Fleiß und Ordnung gewöhnt wurden. Um diese aufrechtzuerhalten, wurden Aufpasser bestellt, die lupi. Für jedes Vergehen war eine bestimmte Strafe festgesetzt. Wer einen Nachschlüssel, clavis adulterina, Dietrich vulgariter dicta, hatte, zahlte sechs Gulden.

Was die Verfassung der Universität angeht, so lag die Vollgewalt der Korporation in der Hand der ordnungsmäßig berufenen Versammlung sämmtlicher Magister und Doktoren. Zur Vereinfachung des Geschäftsganges wurde von den Berechtigten ein Ausschuß gewählt, consilium, consistorium, auch senatus genannt. Zu bestimmten Zeiten und Zwecken trat daneben die Plenarversammlung zusammen. Haupt der Schule war der von dem gesammten Lehrkörper oder dem Ausschuß gewählte Rektor. Von dieser Würde waren die Angehörigen eines Mönchsordens ausgeschlossen, sonst konnten sie die Magister und Doktoren aller Fakultäten bekleiden. Ragte Jemand durch Geburt oder hohe Stellung hervor, so war er schon auf Grund dessen wählbar. Das Amt des Rektors brachte viel ein, wenn die Universität blühte; es verschaffte seinem Inhaber auch große Ehren. Er führte den Titel Magnificus; bei Amtshandlungen gingen ihm die Pedelle voran. An diesen hatte er zugleich seine Sekretäre. Zur Seite standen ihm mehrere Beisitzer. Solche Gehülfen waren ihm sehr nothwendig, denn mit seiner Würde war viel Bürde verbunden. Zu seinen unliebsamsten Obliegenheiten gehörte die Schlichtung der vielfachen Rangstreitigkeiten unter den Magistern und Doktoren, die in der kleinlichsten Weise eitler Ehre geizig waren. Große Mühe verursachten ihm auch die Streitigkeiten zwischen Bürgern und Studenten, und die waren nicht selten, denn die Scholaren trieben des Unfugs gar viel.

Dies führt uns auf die Rechtspflege an den Universitäten im allgemeinen. Das Recht auf eigene Gerichtsbarkeit leitete man ab aus einem Naturrecht der Korporation, ferner aus der Gerechtigkeit, die man gegen die aus anderen Ländern und Verhältnissen stammenden und des Schutzes ihrer Familien und ihrer Stadt entbehrenden Fremden üben müsse, endlich aus der Habita Friedrichs I. Jedoch galt die akademische Gerichtsbarkeit nur für Zivilsachen und Injurien; schwere Verbrechen schlossen von der Universität aus und wurden, bestehender Uebereinkunft gemäß, von der bürgerlichen Gewalt geahndet.

Nach diesen Bemerkungen über die äußere Verfassung wollen wir nun die eigentliche akademische Thätigkeit betrachten. Zunächst gehören hierher die Vorlesungen. Diese wurden über bestimmte Bücher gehalten. In den oberen Fakultäten waren für die einzelnen Disciplinen meist besoldete Lehrer angestellt. Die Artistenfakultät vertheilte die Vorlesungen durch das Loos oder nach den Wünschen und Neigungen der Legenten. Die Bücher, welche vorgelesen wurden, zerfielen in ordentliche (ordinarii) und außerordentliche (extraordinarii), je nachdem sie zu dem für die Erwerbung der Grade aufgestellten Kanon, dem Ordinarium, gehörten oder nicht. Dementsprechend unterschied man auch ordentliche und außerordentliche Vorlesungen. Letztere konnten an Sonn- und Festtagen gehalten werden und in den Ferien. Für jedes Buch, das vorgelesen wurde, war eine bestimmte Zeit vorgeschrieben innerhalb des Studienjahres, denn Semestereintheilung haben wir erst seit dem 15. Jahrhundert, freilich auch da nicht allgemein. Ebensowenig waren die Ferien überall gleich, nicht einmal an einer Universität bei allen Fakultäten; vielmehr hatte jede von diesen ihren eigenen Kalender. Daß die Zeit, innerhalb deren die Vorlesung eines Buches beendet sein sollte, bestimmt wurde, geschah, um Verschleppungen zu verhüten und um den Studenten die Möglichkeit zu geben, in dem für die Erwerbung der Grade angenommenen Zeitraum die nöthigen Bücher zu hören. Wenn weiter vorgeschrieben war, die Magister und Doktoren sollten in der Amtstracht lesen, so wollte man in ihnen das Standesbewußtsein wach erhalten, denn vielfach neigten sie dazu, die Mode der Hofleute und der Ritter nachzuahmen. Noch bemerken wir, daß nur gegen Honorar gelesen werden durfte; Ausnahmen waren bei armen Scholaren gestattet.

Ueber die Methode des akademischen Unterrichts bestimmten die Tübinger Statuten folgendes: „Zuerst soll der Lehrer den Text mit Genauigkeit vorlesen, damit die Schüler ihre Exemplare bessern und einheiten können, dann soll er den Inhalt durch Gliederung und kunstgerechte Verknüpfung der Gedanken zusammenfassen und in der Form einer Schlußreihe ausdrücken. Dabei darf er nichts in die Feder diktiren, ausgenommen die Eintheilungen und Verbindungen und den Gedankeninhalt des Textes." — Zur Einübung des in den Vorlesungen Vorgetragenen, zum Verständniß der zweifelhaft gebliebenen Worte und Wendungen, endlich zur Gewöhnung an die dialektische Behandlung eines Gegenstandes dienten die Exercitia und die ihnen verwandten Repetitionen. Die dritte Hauptform der akademischen Thätigkeit war die Disputation, eine Uebung und zugleich eine Leistung, die erfüllt werden mußte. Am wichtigsten war die Disputatio ordinaria seitens der Magister in der Artistenfakultät, die jede Woche, meist am Samstag, stattfand. Auf die Sonntage fielen die Disputationen der Bakkalare und Scholaren. Bei der erstgenannten Disputation stellte der präsidirende Magister in einem einleitenden Vortrag mehrere nach Art und Zahl vorgeschriebene Fragen auf. Dann erhoben sich Bakkalare und respondirten. Nun begann die Hauptaktion in dem Arguiren der Magister. Sie brachten zu den aufgestellten Fragen Sätze, argumenta, vor und erörterten sie in dialektischer Form. Auf diese hatten dann unter Leitung des Vorsitzenden die bestellten Respondenten und andere anwesende Bakkalare und Scholaren zu antworten. Lösten diese nicht alle nodos argumentorum, so that dies der präsidirende Magister. Geschlossen wurde der Akt erst, wenn sämmtliche Magister zu Worte gekommen waren. Mit großem Gepränge und bestimmten Feierlichkeiten war verbunden die Disputatio de quolibet, die oft über 14 Tage dauerte. Bei dieser stellte der Quodlibetar, der disputirende Magister, jedem seiner Kollegen eine in dessen Fach einschlagende Frage und verhandelte darüber mit ihm in dialektischer Form. Oft genug traten sich hierbei abweichende Meinungen entgegen, aber der Kampf wurde nicht ausgetragen, zu einem befriedigenden Endergebniß kam es nicht. Das Ganze war mehr eine Schaustellung. Nach Erledigung aller vom Quodlibetar gestellten Quästionen durften die Bakkalare und Scholaren den Magistern scherzhafte Probleme vorlegen. Diese Sitte artete aber aus, deßhalb ließ man am Schluß der ernsthaften Disputation von einzelnen Magistern scherzhafte Vorträge halten. Zarncke hat sechs solcher Reden veröffentlicht; ihr Inhalt ist recht bedenklich. Die jüngeren Universitäten schlossen darum solche Vorträge oder auch das ganze Quodlibet aus.

Nur derjenige, welcher die vorgeschriebenen Vorlesungen besucht und an einer Reihe von Disputationen theilgenommen hatte, konnte die höchsten Ehren der Universität, die Grade des Bakkalars, des Lizentiaten und des Magisters oder Doktors erlangen. Das jugendliche Alter, in dem der Artist das Bakkalarat erwerben konnte, und die geringen Anforderungen, die an ihn gestellt wurden, verliehen diesem Grade nur geringes Ansehen gegenüber dem in den oberen Fakultäten, besonders in der theologischen. Immerhin hatte der Bakkalar in der vierten Fakultät mancherlei Vortheile. So durfte er gewisse Vorlesungen halten, konnte in den Bursen

verwerthet werden als Gehülfe des leitenden Magisters, es war ihm auch möglich, sich im bürgerlichen Leben eine Existenz als Schreiber oder Lehrer zu gründen. Der zweite akademische Grad, die Lizenz, war streng genommen das Recht auf den Doktortitel, der in der Artistenfakultät gewöhnlich nach Jahresfrist erworben wurde. Bei der Prüfung für die Lizenz in allen Fakultäten war der Kanzler der Universität als Vertreter der weltlichen oder geistlichen Macht betheiligt. Er ertheilte diesen Grad, während die Promotion zum Doktor nur von der Fakultät aus erfolgte. Wohl ernannten Kaiser und Papst auch Doktoren, aber diese „doctores bullati" erhielten an keiner Universität die Erlaubniß zu lesen. Wie die Verleihung der Grade mit bestimmten Feierlichkeiten verbunden war, so schlossen sich an sie auch gewisse Festlichkeiten an. Der Lizentiat veranstaltete ein Festgelage, das „prandium Aristatelis", der Doktor einen Doktorschmaus, dem hier und da ein Ball folgte. Außerdem war es Sitte, den bei einer Promotion betheiligten Magistern Geschenke zu machen; das ehrendste waren hirschlederne Handschuhe.

Zum Schluß fragen wir nach der Bedeutung, welche die mittelalterlichen Universitäten gehabt haben. Zunächst ist daran zu erinnern, daß die auf diesen Schulen Gebildeten, „die Graduirten", eine neue Schicht der Gesellschaft bildeten, welche die Kluft zwischen Geistlichen und Laien überbrückte, indem die letzteren Beschäftigungen nachgingen und eine Bildung erwarben, die in Deutschland bis in das 14. und 15. Jahrhundert nur bei Geistlichen zu finden war. Das wichtigste aber ist: die Universitäten wurden allmählich die höchsten Gerichtshöfe, denen man die wichtigsten Fragen zur Entscheidung vorlegte. Dies zeigt sich besonders in den Kämpfen, die das Schisma in der Kirche seit 1378 hervorrief und bei den großen Reformkonzilien zu Anfang des 15. Jahrhunderts. In dieser Zeit haben die Universitäten die Lehre von den Pflichten und Rechten der allgemeinen Konzilien verbreitet und ihr die scharfe mit den Künsten der Dialektik ausgebildete Form gegeben, ohne die der Kampf gegen die alte, eben durch diese Rüstung geschützte, Theorie von der unbeschränkten Gewalt Roms nicht hätte ausgefochten werden können. Noch größer wurde der Einfluß der Universitäten, als durch den Humanismus der Herrschaft der, übrigens nicht durchaus werthlosen, Scholastik ein Ende gemacht wurde. Von da an konnte erst die freie Forschung, das Palladium der modernen Universität, Raum gewinnen.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Gesammtsitzung vom 11. November. Hr. Schwarz hielt einen Vortrag „zur Lehre von den unentwickelten Funktionen". Für den allgemeinen Fall, in welchem m Veränderliche durch m (im allgemeinen nicht analytische) Gleichungen als unentwickelte Funktionen von n Veränderlichen erklärt werden, leitete der Vortragende m unendliche Reihen her, welche für eine gewisse Umgebung eines nicht singulären Werthsystems der unabhängigen Veränderlichen unbedingt und in gleichem Grade convergiren, und durch welche die unentwickelten Funktionen für diese Umgebung als eindeutig erklärte und stetige Funktionen ihrer Argumente dargestellt werden. Hr. C. Schmidt legte eine Abhandlung über Uhlands „Märchenbuch des Königs von Frankreich" vor. Er besprach auf Grund des soeben erschienenen Tagebuchs und einer Reihe von ihm in Tübingen gefundener Bruchstücke Uhlands Plan eines Decamerone altfranzösischer Dichtungen, bestimmte die Nummern der in Paris 1810 angelegten Liste nach den gedruckten oder handschriftlichen Urtexten und theilte alles erhaltene mit, auch die erst nach Schwaben fallenden Einleitungen sammt dem längeren Fragment des Schwankes von Karl dem Großen und Kaiser Hug, das sich zum Theil mit einem schon durch Keller veröffentlichten dramatischen Entwurf deckt. Hr. Dümmler überreichte die von Hrn. Wilhelm Altmann in Greifswald mit Unterstützung der Akademie herausgegebenen Urkunden Kaiser Sigmunds (1410—1437), II. Bd., 2. Lief.

* Es gehört zu den schwierigsten Aufgaben der Astronomie, die Entfernung von Fixsternen von der Erde zu berechnen. Jede neue Bestimmung dieser Art ist daher als ein Ereigniß zu betrachten, umsomehr, wenn es sich um so bekannte Fixsterne handelt, wie um die des Großen Bären. Es ist zur allgemeinen Annahme geworden, daß fünf von den sechs hellen Sternen, die dieses Sternbild zusammensetzen, trotz ihres großen Abstandes voneinander, zu einem System gehören, d. h. eine gemeinsame Bewegung im Weltenraum besitzen. In dem letzten Hefte der „Astronomischen Nachrichten" hat nun Häffler die Entfernung dieser Sterne von unserm Sonnensystem zu berechnen versucht. Die Entfernung von Fixsternen wird in der Weise bestimmt, daß man die Verschiebung ihres Ortes an unserm Himmel, d. h. ihre Bewegung im Verhältniß zu der Bewegung des Sonnensystems feststellt, was bisher nur bei sehr wenigen Sternen gelungen ist. Häffler hat nun unter der Annahme, daß die erwähnten sechs Sterne des Großen Bären sämmtlich eine Bewegung in gleicher Richtung haben, ermittelt, daß die Geschwindigkeit dieser Sterne in Bezug auf die Bewegung unsres Sonnensystems etwa 9½ Erdbahnradien aufs Jahr beträgt, daß also diese Sterne eine Strecke wie die von der Erde zur Sonne (20 Millionen Meilen) 9½mal in jedem Jahr zurücklegen. Trotz dieser fabelhaften jährlichen Geschwindigkeit von 190 Millionen Meilen erscheint uns die Bewegung dieser Sterne an unserm Himmel nur als eine außerordentlich geringe Veränderung, die überhaupt nur in langen Zeiträumen wahrgenommen werden kann; das ist nur möglich, wenn die Entfernung dieser Fixsterne von uns ganz außerordentlich groß ist, wie man sie nach der Helligkeit dieser Sterne gar nicht vermuthen sollte. In der That hat Häffler die Entfernung dieser Sterne vom Sonnensystem auf 12½ Millionen Erdbahnradien berechnet, welcher Werth in Meilen ausgedrückt einer Zahl entspricht, die hinter den Ziffern 25 noch 13 Nullen besitzt. Das Licht braucht 200 Jahre, um diese Entfernung von den Sternen des Großen Bären bis auf die Erde zurückzulegen. Wären diese Sterne am Anfang des vorigen Jahrhunderts zugrunde gegangen, so würden wir sie heute trotzdem noch an unserm Himmel sehen, weil wir 200 Jahre altes Licht von diesen Sternen empfangen. Auch der Abstand dieser Sterne von einander ist außerordentlich groß, z. B. in einem Fall gar vierzehnmal so groß wie die Entfernung der nächsten Fixsterne von unsrer Sonne. Es erscheint danach gar nicht mehr begreiflich, durch welche Kraft zwei so weit von einander entfernte Sterne in einer gemeinsamen Bewegung erhalten werden sollten. Häffler berechnet, daß der Stern ε des Großen Bären vierzigmal so viel Licht aussenden muß, als der Sirius, der hellste Fixstern unsres Himmels. Der amerikanische Astronom Pickering hat übrigens für die Masse eines dieser Sterne ein Minimum berechnet, das die Masse unsrer Sonne vierzigmal übertrifft.

* S. M. Schulschiff „Charlotte" hat auf der Ausreise nach seiner westindischen Station Madeira und die Canarischen Inseln besucht und Vergleiche über diese als klimatische Kurorte bekannten Inseln angestellt. Danach ist Madeira in letzter Zeit als Kurort zurückgegangen und haben die Canaren sich einer zunehmenden Frequenz zu erfreuen gehabt. Die Gründe hierfür sind darin zu finden, daß für Madeira die in den Wintermonaten herrschenden Südwinde viel Regen bringen und die Rhede unsicher machen, während auf den Canaren das Klima im Winter trockener und wärmer und deßhalb für Herz- und Lungenleidende geeigneter ist, und auch die Hafenverhältnisse in Las Palmas auf der Hauptinsel Gran Canaria vortheilhafter sind, nachdem neuerdings die Hafenanlagen einen Ausbau erfahren haben. Zur Hebung der sanitären Verhältnisse wird freilich hier wie dort wenig gethan, namentlich läßt die Versorgung mit gesundem Trinkwasser sehr zu wünschen übrig, worauf vornehmlich die im Jahre 1896 in Funchal ausgebrochene Typhusepidemie zurückzuführen ist. Auf Gran Canaria herrscht dafür unter den Eingeborenen die Lepra ziemlich stark, für welche ein besonderes Hospital eingerichtet ist. Auch im Handel, in der Bodenkultur und in der Gewinnung und Ausfuhr von landwirthschaftlichen Produkten (besonders von Früchten, Gemüsen und Kartoffeln) sind die Canaren auf Kosten von Madeira im Emporkommen. Handel wie Produktion sind in englischen Händen, ebenso wie die großen Hotels, die seit der Hebung des Fremdenbesuches und der Frequenz von Kurgästen zahlreich entstanden sind.

Digitized by Google

* Ueber den Fund eines Mammuth-Skeletts finden wir in der „St. Petersb. Ztg." einen ausführlichen Bericht des bekannten Forschungsreisenden K. Nossilow. Zuerst macht He. Nassilow darauf aufmerksam, daß die Samojeden in jedem Jahre die sibirischen Märkte mit hunderten von Pud Stoßzähnen der Mammuthe beschicken, von den Knochen und sonstigen Zähnen gar nicht zu sprechen, die in großen Mengen an Raritätensammler verkauft werden. Sollte es möglich sein, fragt der Reisende, daß die wilden Samojeden auf ihren Nachforschungen nach diesen werthvollen Handelsartikeln, die sie in so riesigen Mengen auf den Markt brächten, nie auf vollständig erhaltene Skelette dieses vorsintflthlichen Thieres gestoßen wären? Die Vermuthung Hrn. Nassilows sollte sich bald als begründet erweisen und ein würdiger alter Samojede machte ihm folgende Mittheilung: Im Jahre 1895 nomadisirten mehrere Samojeden in der Nähe des Flusses Purunadd, eines kleinen Zuflusses des Jurtbei. Zur Zeit des während des kurzen Sommers eintretenden Hochwassers treten allmählich die Flüsse der Tundra aus ihren Ufern und da bei dieser Gelegenheit bald der Stamm eines alten Baumes, bald Mammuthknochen, bald sonst etwas, was für die wilden Bewohner dieser Gegend von Werth ist, ausgespült wird, so werden die Flußläufe nach dem Fallen des Wassers eifrig von den Samojeden abgesucht. Als nun im Herbst des Jahres 1895 mehrere Samojeden das Flüßchen Purunadd in gewohnter Weise absuchten, stießen sie auf den bloßgelegten Kadaver eines vollständig erhaltenen Mammuths. Das Thier war von ungeheurer Größe; ein Samojede betrachtete es von allen Seiten und nahm eingehend das Fell und die Haare in Augenschein. Sein Versuch, die Stoßzähne zu erbeuten, mißlang glücklicherweise, da das Mammuth ungünstig lag und es die Kräfte des Samojeden überstieg, die Lage des Riesenthiers zu verändern. Doch der Versuchung, auf jeden Vortheil von dem glücklichen Fund zu verzichten, konnte der Finder nicht widerstehen: er schnitt aus dem Kadaver ein großes Stück Fleisch und nahm es mit in seine Hütte; als jedoch am Tage seiner Ankunft ein Söhnchen von ihm starb, glaubte er die bösen Geister durch den Raub des Fleisches erzürnt zu haben, spannte schleunigst seine Rentiere an und brachte das Fleisch nach seinem Fundort zurück. Dieser Vorfall wurde schnell in der ganzen Umgegend bekannt und wurde die Veranlassung, daß der Fund mit abergläubiger Scheu ängstlich von allen Samojeden gemieden wurde, so daß He. Nassilow mit Bestimmtheit annimmt, daß das Mammuth auch heute noch dort unversehrt zu finden wäre. Uebrigens sollen die Samojeden auf der Halbinsel Jamal versichern, daß derartige Funde durchaus nicht zu den Seltenheiten gehörten und besonders in der Tundra hinter dem Obischen Meerbusen, auf dem Gebiete der Jenissei-Nomaden, recht häufig wären.

* **Karlsruhe**, 19. Nov. Zum ordentlichen Mitglied der badischen historischen Kommission wurde der ordentliche Professor der Geschichte an der Universität Freiburg, Dr. Alfred Dove, ernannt, nun der Stellung eines ordentlichen Mitgliedes wurde Professor Dr. Karl Bucher an der Universität Leipzig auf Ansuchen entbunden. Der Direktor des Generallandesarchivs Geh. Rath Dr. Friedrich v. Weech wurde auf weitere 5 Jahre als Sekretär der Kommission bestätigt.

* **Graz.** Der bisherige Privatdozent an der Universität Straßburg Dr. Otto Cuny ist zum ordentlichen Professor der alten Geschichte an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Prag.** Der Assistent am chemischen Institut der hiesigen tschechischen Universität Dr. Ottokar Sulc hat sich als Privatdozent für theoretische und physikalische Chemie an der hiesigen technischen Hochschule habilitirt.

* **Paris.** Wie Professor Milne-Edwards der französischen Akademie mittheilte, hat die Tibetmissionen dem Museum eine ganze Familie ausgestopfter Affen von noch unbeschriebener Art aus der Gruppe der Schlankaffen (Semnopitheci) zugesandt. Es sind Thiere, die sich durch einen außerordentlich dichten Pelz auszeichnen, dessen sie bedürfen, um der starken Kälte der Tibetanischen Hochländer zu widerstehen. Sie unterscheiden sich ferner von den meisten anderen Affen durch den Besitz einer vollständig ausgebildeten, etwas aufgestülpten Nase. Schon Cuviee hatte den Nasenaffen oder Kahau (Semnopitheeus nasicus) von Borneo beschrieben, der sich des Besitzes einer viel schöneren Nase, als zahlreiche Menschenaffen sie haben, erfreut. Wie es scheint, ist die neue Art hinlänglich verschieden von dieser später durch Geoffroy Nasalis larvatus getauften Art, denn Milne-Edwards schlägt einen neuen Gattungsnamen für die Gruppe (Rhinopitheeus) vor, nachdem er schon vor einigen Jahren eine dritte aus Chinesisch-Tibet stammende Art (Nasalis roxellanae) beschrieben hatte, die statt der Adernase des Verwandten von Borneo zeitlebens das hübschere Stumpfnäschen behält, das jenen nur in der Jugend ziert.

* **Kasan.** Die hiesige Universität hat gegenwärtig einen Bestand von 864 Studenten (in der medizinischen Fakultät 488, in der juristischen 178, in der naturwissenschaftlichen 117, in der physiko-mathematischen 49, in der historisch-philologischen 32). Gegen das vorige Jahr weist die Universität einen Zuwachs von 27 Studirenden auf.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kleine Schriften zur

Zeitgeschichte und Politik.

Von Georg Freiherrn von Hertling.

8°. (VIII u. 574 S.) M. 5.

Das Werk enthält unter den nachstehenden Titeln 36 Aufsätze:

I. Grundsätzliches. — II. Zur Beantwortung der Göttinger Jubiläumsrede. (Offener Brief an Herrn Professor Dr. A. Ritschl.) — III. Ueber alte und neue Staatsromane. — IV. Hermann von Mallinckrodt. — V. Naturrecht und Socialpolitik. — VI. Das Bildungsdefizit der Katholiken in Bayern. — VII. Zur römischen Frage. — VIII. Christliche Demokratie. — IX. Gelegenheitsreden.

Früher sind von demselben Verfasser im gleichen Verlage erschienen:

Aufsätze und Reden socialpolitischen Inhalts. 8°. (VIII und 258 S.) M. 2.40. (17426)

Iconografia Dantesca.

* * *

Die bildlichen Darstellungen . . zur Divina Commedia . .

. . von . .

Ludwig Volkmann.

Gross 8°, mit Textillustrationen u. 17 Taf. Preis in Pergment brosch. M. 10.—, gebunden M. 12.—. (17430)

* * * * * * * *

Das Werk ist vornehm und eigenartig ausgestattet und von 17 Bildertafeln begleitet, deren eine in vielfarbigem Buntdruck künstlerisch hergestellt ist.

Für Dante-Freunde und Kunst-Historiker eine gewiss erwünschte Festgabe.

* * * * * * * *

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Simon Thums.

Einige Tage aus seinem Leben.

Von

Max Burckhard.

Preis geheftet 3 Mark. — Elegant gebunden 4 Mark.

Der Direktor des Hofburgtheaters in Wien, Dr. Max Burckhard, entwirft in dieser Erzählung ein ergreifendes Sittengemälde mit sicherer Hand, die auch in der Schilderung der Nachtseiten des Lebens die Haltung nicht verliert. Der Spiegel, den der Verfasser der modernen Gesellschaft vorhält, strahlt die Wirklichkeit unerbittlich, jedoch mit überlegenem Humor wieder. Die packende Satire ist in die Form eines von den feinsten Beobachtungen vollen Romans aus unserer schnell lebenden Gegenwart gekleidet.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 23. November. Nummer 265.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Emin Pascha und der Sudan. Von C. Fink. — Aesthetik des Tragischen. Von Dr. Hans Stuenberger. — Mittheilungen und Nachrichten.

Emin Pascha und der Sudan.

Die kriegerischen Operationen am oberen Nil lenken von neuem die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf den Sudan. Die Macht des Mahdi ist gebrochen; nachdem schon in den letzten Jahren seine Truppen vom Rothen Meer aus wieder nach Westen zurückgedrängt worden sind, ist es jetzt auch dem englisch-ägyptischen Heere gelungen, die Mahdisten nach Süden zurückzuwerfen. Der Bau von Eisenbahnen, auf denen Soldaten und Kriegsmaterial schnell und leicht den vordringenden Heeren der zivilisirten Völker nachgeschoben werden können, gibt eine Garantie dafür, daß Zustände, wie sie in den 80er Jahren die Preisgabe der soeben einer höheren Kultur erschlossenen Länder bedingten, nicht wieder einreißen können. Was jetzt dem Mahdi wieder genommen wird, das dürfte der europäischen Kultur dauernd gewonnen sein.

Mit großer Spannung sieht man aber schon heute den Berichten entgegen, die aus jenen Gebieten in den nächsten Jahren kommen müssen und die Kunde davon geben werden, wie weit sich die Grundlagen eines geordneten Staatswesens erhalten haben. Wohl wird das meiste durch Feuer und Schwert wieder vernichtet sein von dem, was in rastlosem Streben und mit weitausschauendem Blick dort einst von den Männern geschaffen worden ist, die mit der Leitung der Verwaltung betraut waren. Trotzdem erscheint es nicht ausgeschlossen, daß ein Theil von den Errungenschaften der früheren Kultur erhalten geblieben ist; würde es doch im eigensten Interesse des Volkes gelegen haben, wenn es auch nach der Niederwerfung des Landes durch die Mahdistenschaaren bestrebt gewesen wäre, in ordentlicher Arbeit die reichen Hülfsquellen zu erschließen, auf deren Vorhandensein sie im vorigen Jahrzehnt hingewiesen worden sind. Vielleicht ist das ganz besonders im Süden des Sudans der Fall gewesen; hat doch der Theil, der einst als die Aequatorialprovinz bekannt war, nicht allein dem wilden Ansturm der Mahdisten am längsten Widerstand geleistet, sondern ist er zum Theil doch überhaupt von ihnen nicht bezwungen worden. Erfüllt sich diese Hoffnung, so wird jeder Deutsche eine ganz besondere Genugthuung darüber fühlen können; denn die Fundamente einer höheren Kultur, die dort gelegt worden sind, sind das Werk eines Deutschen, Emin Pascha's. Es fügt sich gut, daß gerade jetzt, wo die Engländer und Aegypter wieder an der Schwelle seines früheren Reiches stehen, der Verwalter seines Nachlasses, Georg Schweitzer, Emins Tagebücher, Briefe und andere Hinterlassenschaften so weit geordnet hat, daß er es zu einer zusammenhängenden Darstellung des an wechselvollen Schicksalen so reichen Lebens des großen Forschers vereinigen konnte. Er wird damit ein für die weitere Erforschung des Ländergebietes, dessen Wiedererschließung unmittelbar bevorsteht, ungemein werthvolles Material der Oeffentlichkeit übergeben. Das Schweitzer'sche Buch, das unter dem Titel „Emin Pascha“ in diesen Tagen im Verlag von Hermann Walther (Friedrich Bechly) in Berlin erscheinen wird, darf unter diesen Umständen wohl auf eine allgemeine Beachtung in der Welt der Gelehrten wie der Kolonialfreunde rechnen.

Emin hat im ganzen 13 Jahre im Sudan gewirkt; er kam im Mai 1876 dorthin und verließ ihn im April 1889. General Gordon, der im Jahre 1876 Gouverneur der Aequatorialprovinz war, zog ihn als Arzt nach Lado, weil sein bisheriger Arzt, Emin Effendi, nach Kairo versetzt worden war; Schnitzer trat nicht allein an dessen Stelle, sondern nahm auch seinen Namen an. Aber der deutsche Emin sollte nicht lange ausschließlich als Arzt beschäftigt werden; Gordon erkannte schnell Emins politische Talente und verwandte ihn schon nach ganz kurzer Zeit zu politischen Missionen. Auf diese Weise kam Emin noch im selben Jahre 1876 nach Unyoro und Uganda, in welchem letzteren Reich damals Mtesa König war, der Vater jenes Mwanga, der später mit Dr. Peters einen Schutzvertrag abschloß und der jetzt vor wenigen Monaten hülfesuchend vor den Engländern auf deutsches Gebiet übergetreten ist. Nachdem Gordon im folgenden Jahre Generalgouverneur des Sudan geworden und unter seinen Nachfolgern in der Aequatorialprovinz unerhörte Zustände eingerissen waren, wurde Emin im Jahre 1878 selbst Gouverneur von Aequatoria. Nun begann das große Lebenswerk des deutschen Gelehrten.

Emin, der den größten Theil der Provinz, die ihm nun unterstellt war, genau kannte, fing sofort an, ihre Verwaltung neu zu organisiren. Sodann war er bestrebt, das Gebiet der Provinz weiter auszudehnen; er annektirte den größten Theil des von Baker eroberten Gebietes und besetzte das Land der Lur und Latuka von neuem. Er befestigte die freundschaftlichen Beziehungen zu den Häuptern der Stämme und beschäftigte sich mit der Entwicklung des Ackerbaues. Unter Emins Leitung lenkte das Aequatorialgebiet in eine unverhoffte Bahn der Ordnung und des Gedeihens.

Trotzdem brachen zunächst im südlichen Bezirk der Provinz immer aufs neue Unruhen aus. Gordon ertheilte daher den Befehl, die Linie von Dufile fortan als Südgrenze zu betrachten; Fadibek, Fauwera, Latuka, Kirota u. s. w. sollten aufgegeben werden. Emin war damit aber wenig einverstanden und leistete dem Befehl des Generalgouverneurs auf die Dauer keine Folge, wofür namentlich der Umstand für ihn maßgebend gewesen sein mag, daß nach den beträchtlichen Ausgaben für die Einrichtung der Stationen diese inzwischen für die Regierung recht einträglich geworden waren. Die Zukunft hat Emin recht gegeben. Gordon selbst trat bekanntlich schon bald von der Verwaltung des Sudans ganz zurück. Die neuen Generalgouverneure waren mit der Aufrechterhaltung der ganzen Ausdehnung der Aequatorialprovinz durchaus einverstanden.

Von englischer Seite ist man später eifrig bemüht gewesen, Emins Erfolge als Gordons Verdienst hinzustellen, ohne dessen Oberleitung Emin nicht imstande gewesen

sei, seine Provinz zu verwalten und Herr seiner Offiziere und Beamten zu bleiben. Man vergtich ihn mit einem Unterschulmeister, der seinen Dienst ausgezeichnet verrichtet, so lange er nach Jemand schicken kann, der den übermüthigen Jungen eins auf den Kopf gibt. Dr. Felkin ist bereits bemüht gewesen, diese Auffassung als irrig zu bezeichnen. Daß sie aber thatsächlich irrig ist, ergibt sich schon aus dem Umstande, daß in der Zeit vom Juli 1878, wo der in Lado ankommende Dampfer Emin die Ernennung zum Gouverneur brachte, bis zum April 1880, wo Gordon Aegypten bereits verlassen hatte, wegen der mächtigen Sedd-Verstopfungen des Nils überhaupt kein Fahrzeug von Chartum nach Lado gekommen ist, Emin also vollständig abgeschnitten und auf sich selbst angewiesen war. Als im Februar 1884 Gordon wieder in Chartum eintraf, hatte er wohl den Wunsch, dem Gouverneur der Aequatorialprovinz Hülfe und Unterstützung zutheil werden zu lassen, allein er hatte nicht die Hände frei, um diesen Wunsch zur Ausführung zu bringen.

Um Emins Verdiensten im Sudan gerecht zu werden, muß man einerseits seine Erfolge und Mißerfolge denen anderer sudanischer Provinzialgouverneure gegenüberstellen und andererseits im Auge behalten, daß er nicht der direkte Nachfolger Gordons wurde, sondern erst nach mehrjährigem Interregnum die Verwaltung Aequatoria's übernahm. Welch ein Interregnum aber war das! Erst kamen zwei Amerikaner, Prout und Mason, dann zwei Aegypter, Kutschuk Agha und Ibrahim Fauzi — Einer schlimmer, nachlässiger, habgieriger, als der Andere. Was Gordon kaum geschaffen hatte, war längst wieder vernichtet. Plünderung der Eingeborenen und Sklavenraub blühten üppiger, denn zuvor. Dabei waren die Staatseinkünfte so weit heruntergegangen, daß die Verwaltung jährlich einen Fehlbetrag von 600,000 M. aufwies. Und wie unterstützte die Zentralregierung Emin, nachdem dieser Gouverneur geworden war? Aequatoria war für sie eine Strafkolonie. Was sie an aufsässigen, gewaltthätigen, verbrecherischen Elementen unter den Beamten und Soldaten fand, das wurde Emin zugesandt. Unter solcher Umgebung mußte Emin nicht allein leben, sondern aus ihnen auch noch die Beamten für die Verwaltung seiner Stationen und Magazine, die Offiziere für seine Truppen wählen. Diese Verhältnisse behalte man im Auge und bedenke, was Emin allein, jahretang ohne die Hülfe und Unterstützung Gleichgesinnter in einem so weit ausgedehnten Gebiet geschaffen hat. Zur Zeit des Ausbruchs des Mahdiaufstandes erstreckte seine Provinz sich 600 km von West nach Ost und 440 km von Nord nach Süd.

Als Dr. Junker, der bis dahin weiter westlich am Uëlle thätig gewesen war, wieder nach Lado kam, war er erstaunt über die Veränderungen, die in der Aequatorialprovinz seit dem Jahre 1878, wo er sie zuerst passirt hatte, vor sich gegangen waren. Wo einst Einöden und verlassene Ortschaften des Reisenden harrten, da breiteten sich nun Kulturen aus, da wandelten Herden, da kam der Dorfbewohner dem Wanderer gastlich entgegen. Aus dem arbeitsscheuen, gehetzten menschlichen Wild war ein fleißiger, vertrauender Ackerbauer geworden. An Stelle eines Hansens elender Hütten zeigten die Stationen massive Gebäude. Wo früher Schmutz und Wildniß zu finden waren, sah man damals zierliche, reinliche Anlagen, Gärten und fruchtbeladene Bäume. Die Provinz hatte keine Schulden mehr. Schon nach 3jähriger Thätigkeit hatte Emin einen Ueberschuß von 24,000 M. erzielt. In den späteren Jahren, in denen der Ueberschuß der Verwaltung nicht mehr nach der Hauptstadt abgeführt werden konnte, sammelte Emin Elfenbeinvorräthe, deren Werth man in Kairo und England auf 1,200,000 M. geschätzt hat. Dieses unselige Elfenbein, ein neuer „Schatz der Inkas", hat für Stanley's Expedition zweifellos eine wichtige Rolle gespielt. Seine Zurückgewinnung haben die Feinde und Neider Emins auch seiner letzten Reise als Motiv unterzuschieben sich erkühnt, obwohl Jeder, der die Verhältnisse nur einigermaßen kennt, sich sagen mußte, daß dieses nicht Emin, sondern der ägyptischen Regierung gehörige Elfenbein, wenn es in dem angegebenen Umfang überhaupt je vorhanden gewesen ist, dem Mahdi längst in die Hände gefallen sein mußte.

Das ausschlaggebende Zeugniß aber für Emins Wirksamkeit, für den mächtigen Einfluß seiner Persönlichkeit und für den Geist, dem er bei der Herrschaft über die wilden Naturvölker und über die sittenverderbte Halbzivilisation Anerkennung verschaffte, liegt in dem Widerstand, den Emin, dessen rein militärischen Talente wahrlich nicht hoch anzuschlagen sind, vom Jahre 1883 bis zu Stanley's Ankunft in Wadelai im April 1888, also 5 Jahre lang, nicht allein dem Ansturm der äußeren Feinde, der bewaffneten Mahdisten und empörten Negerstämme, sondern noch mehr dem Wühlen, Intriguiren und Desorganisiren der inneren Feinde, der heimlichen Mahdisten und verleumderischen Mißvergnügten, geleistet hat.

Auf die Beamten, die Emin unterstanden, war kein Verlaß. Sie waren den Ausgaben, die an sie herantraten, in keiner Weise, vor allem auch moralisch, nicht gewachsen. Ebenso waren die Offiziere wenig zuverlässig. Sie bedrückten die Eingeborenen hart und verhielten sich den Beamten gegenüber unbotmäßig.

War daher schon die ägyptische Herrschaft im Sudan in ihrer Grundlage verfehlt, so war sie es in Bezug auf die Mittel, die sie, um sich zu behaupten, anwandte, noch mehr. Sie stützte sich auf den Schrecken, den die siegreichen Waffen des grausamen Eroberers Mehemed Ali vor 60 Jahren und später die Bakers und Gordons verbreitet hatten. Die Mittel des Ersteren waren namenlose Unterdrückung und Ausbeutung der Eingeborenen, die in ihren Folgen noch durch Mißbrauch der Amtsgewalt verschlimmert wurden. Unmöglich konnte das Auge des Gouverneurs überall hinreichen. Wo er nicht persönlich anwesend war, wurden trotz der allerbestimmtesten Anweisungen der Regierung von den Beamten der Sklavenhandel geduldet und Frohndienste erzwungen; Erpressung und Vergeudung der anvertrauten Materialien auf den Stationen, wenn nicht schlimmeres, waren an der Tagesordnung.

An solchen Eigenschaften der ägyptischen Beamten erschöpfte sich auch die Thatkraft eines Gordon; keine seiner wohlgemeinten Absichten war richtig und nachdrücklich ausgeführt worden. Mit ihnen aber mußte fortgesetzt auch Emin rechnen. Seine „Stützen" nannte er selbst eine Rotte von Trunkenbolden und Spielern. „Ungehorsam ist diesen Menschen zur Natur geworden," schrieb er.

Neben den Beamten hatte das Land aber noch unter einer zweiten Geißel zu leiden. Das waren die Dongolaner. Meist Kleinhändler, durchzogen sie das Land, um den Eingeborenen Zeug und Pulver zu verkaufen; zum Theil aber standen sie auch im Dienste der Regierung, bildeten den Stamm der irregulären Miliz oder bekleideten in den Dörfern das Amt eines Vorstehers; arbeiten aber wollte von diesen Letzteren keiner; sie lebten mehr oder weniger von dem, was sie sich von den Eingeborenen erpreßten. Wie groß diese Mißwirthschaft war, kann man daraus ermessen, daß in einzelnen Theilen der Provinz die Dongolaner ein Fünftel der Bevölkerung ausmachten. „Es ist hier in großartigem Maßstabe gestohlen worden," schrieb Emin an Professor Schweinfurth, „und man hat das so lange getrieben, daß man sich nur wundern kann, wenn noch etwas übrig geblieben ist; und daß noch Neger existiren, ist wahrhaftig nicht der Protektion des Gouvernements zuzuschreiben."

Emin richtete sein Hauptaugenmerk darauf, das Land von diesen Dongolanern zu befreien. Die Leute, die „ohne jede Beschäftigung auf Gott den Höchsten angewiesen" waren, wurden repatriirt, d. h. in ihre Heimath in der Gegend von Chartum zurückgebracht; denen, die eine Erwerbsquelle nachweisen konnten, dieselbe Maßregel in Aussicht gestellt, sobald eine Klage gegen sie laut würde. Zu jeder Truppe irregulärer dongolanischer Truppen legte Emin 1 Offizier und 50 Mann Reguläre in Garnison. Wo er Sklaven traf, ließ er sie frei und sandte sie in ihre Heimath. Was in seinen Kräften stand, that Emin, und zeitweise hat er auch Erfolg gehabt, so daß Dr. Felkin sich veranlaßt fühlte, offen die Sicherheit zu rühmen, die der Reisende in der Aequatorialprovinz fände.

Im Sommer 1882, also zu der Zeit, wo der Mahdi eben die Fahne der offenen Empörung aufgepflanzt hatte, versprach endlich die Aequatorialprovinz einer glänzenden Zukunft entgegenzugehen, wenn auch noch so manche Schwierigkeit im Innern zu überwinden war. Emin aber fühlte sich stark genug, ihrer Herr zu werden. Da aber traten äußere Ereignisse ein, die schließlich entscheidend in das Schicksal der Aequatorialprovinz eingreifen und den unermüdlichen Bestrebungen Emins ein Ende bereiten mußten. Der Mahdi, der immer weiter siegreich vordrang, schnitt die Provinz vollständig von allen Verbindungen ab.

Monate und Jahre vergingen, ohne daß man in Lado wußte, weßhalb keine Nachrichten, keine Waaren, keine Befehle aus Chartum oder aus Kairo eintrafen. Emin ließ den Muth trotzdem nicht sinken; nach wie vor war er eifrig bemüht, die reichen Hülfsquellen des Landes zu erschließen; auf zahlreichen Inspektionsreisen nach allen Theilen der Provinz suchte er persönlich die Ordnung aufrechtzuerhalten. Aber er mußte aus Mangel an Munition und Material einen Platz nach dem andern aufgeben, immer mehr sich vor dem heraudrängenden Mahdi auf die unmittelbare Umgebung des Nils zurückziehen. Als dann im Februar 1886 die Gewißheit da war, daß Aegypten den Sudan aufgegeben hatte — ein Schreiben Nubar Pascha's war über Sansibar und Uganda nach Lado gekommen —, wurden die Sorgen größer und größer. Trotzdem verlor Emin den Muth nicht; er wollte nur einen Verbindungsweg mit der Küste schaffen, auf dem ihm neue Zufuhren erreichen könnten; dann, glaubte er, würde es ihm wieder gelingen, die frühere Ordnung, die schon bedenklich ins Wanken gekommen war, wiederherzustellen und das Ziel, das er sich gesteckt hatte, doch noch zu erreichen.

Neue Hoffnung schöpfte Emin, als er die erste Kunde von der Expedition Stanley's erhielt; er erwartete ihn von der Ostküste, weil er erfahren hatte, dort seien Träger für den Zug angeworben. Ein Versuch, Stanley am Südende des Albert-Nyansa Ende 1887 zu treffen, war vergeblich gewesen. Am 1. März 1888 war Emin wieder in Mswa eingetroffen. Dort schrieb er in sein Tagebuch: „Um einige Erfahrungen reicher und um einige Hoffnungen ärmer, so endete diese Suche nach Stanley." Mitte April unternahm Emin einen zweiten Zug nach Süden; diesmal war er erfolgreicher, in Tunguru erhielt er am 26. April Nachricht von der Ankunft Jephsons, eines Begleiters von Stanley. Der Letztere ließ Emin sagen, er sei gekommen, um ihm (Emin) Hülfe zu bringen. Von Jephson aber über die wahre Lage der Stanley'schen Expedition aufgeklärt, erschien jetzt Emin seinerseits mit vollen Händen, um die Trümmer der Stanley'schen Expedition zu begrüßen. Er hatte von ihr eine Rückenstärkung seiner eigenen wankenden Lage erhofft; sie brachte ihm das Gegentheil. Ein Haufen ausgehungerter, zerlumpter, vollständig erschöpfter Menschen brachte ihm 34 Kisten Munition, zwei Ballen halbverdorbener Kleidungsstücke und ein Schreiben des Chedive. Der Weg, den die Expedition zurückgelegt hatte, war alles andere, nur nicht die Straße, auf der Emin die für ihn so nothwendige Verbindung mit der Kulturwelt herstellen konnte.

Schon nach der ersten Unterredung, die Emin dann mit Stanley hatte, war es ihm völlig klar, daß diese Expedition ganz anderen Zwecken dienen sollte, als ihm das Festhalten der ägyptischen Provinz oder den Heimmarsch zu ermöglichen. Es kostete Emin daher keinen geringen Kampf, endlich zu dem Entschluß zu kommen, mit Stanley nach der Küste abzuziehen. Durch das Erscheinen der Expedition, die so gar nicht seinen Hoffnungen und Wünschen entsprochen hatte, war seine Lage derartig verschlechtert worden, daß er nur mit Sorgen der Zukunft entgegensehen konnte. Seine Offiziere hatten gegen ihn revoltirt, ihn für abgesetzt erklärt und sich erst ihm wieder untergeordnet, als sie sahen, daß Niemand als Emin der Lage gewachsen war. Wenn Emin schließlich schweren Herzens sich bereit erklärt hatte, seine Provinz aufzugeben, dann aber doch wieder den Zeitpunkt des Abmarsches immer wieder hinauszuschieben suchte, so war dabei durchaus von keinem Schwanken die Rede. Emin war für sich selbst längst entschlossen. Konnte es allerdings seinen Wünschen nicht entsprechen, gänzlich machtlos an den Triumphwagen Stanley's gekettet zu sein, so war er vor allem doch nur von dem uns Deutschen recht wohl verständlichen und sympathischen Gefühl der Treue des Herrn zu seinem Diener beseelt, die ihn alles aufbieten ließ, solange er noch einen Hoffnungsschimmer hatte, den zu retten, der in ihm sein Heil erblicken mußte.

Daß, als Emin dann an der Küste war, der Wunsch in ihm aufleben mußte, in seine Provinz zurückzukehren, um sie dem Deutschen Reiche zu gewinnen, von dem er annehmen durfte, daß es seinen Besitz besser zu vertheidigen wissen werde, als es die Aegypter verstanden hatten, ist leicht erklärlich. Hierin wird man vor allem auch die Erklärung zu suchen haben, weßhalb Emin sofort wieder bereit war, ins Innere zurückzukehren, statt „nach Europa zu Familie, Ehre und Ruhm" zu gehen, wie er an Junker geschrieben hatte, als dieser im Frühjahr 1886 den erfolgreichen Versuch machte, den Indischen Ozean zu erreichen.

Wie Emin über die Zukunft Deutschlands in Afrika dächte, das hat er einem Blatte seines Tagebuchs am 25. November 1889 anvertraut, also bald nachdem er auf dem Zuge mit Stanley Mpwapwa passirt hatte, über welchem Orte er zum erstenmale die schwarz-weiß-rothe Flagge gesehen hatte. Es heißt da: „Im ganzen scheint die deutsche Macht sich trotz aller Gegenbestrebungen der Engländer langsam, aber sicher zu befestigen, und ich will hoffen, daß sobald als möglich noch ein Vorstoß gegen den Victoriasee gemacht wird und daß man Uganda occupirt, ehe es zu spät ist. Es ist sonderbar zu sehen, wie Stanley, der sich gern als Kosmopolit aufspielt und deßhalb uns gegenüber der Ausbreitung der deutschen Herrschaft das Wort redet, sich doch nicht von seinen englischen Vorurtheilen losmachen kann und in unbewachten Augenblicken, wenn wir allein sind, mir Sympathien für Deutschland vorwirft. Die Offiziere der Expedition sind Engländer im Superlativ und sehen uns Deutsche von oben herab an. Hat doch Lieutenant Stairs letzthin geäußert, es sei unrecht, zur Ueberfahrt nach Sansibar den deutschen Dampfer Wissmanns zu benutzen. Die Expedition sei eine englische und solle auch als solche schießen! Und dann spricht man von deutscher Engherzigkeit und Partikularität."

Bekannt ist, welch glänzende Anerbietungen, in den englischen Dienst zu treten, Emin ausgeschlagen hat. Von dem Augenblick an, wo er erfahren hatte, daß Deutschland ein Mitbewerber Englands in Afrika geworden war, wußte er ganz genau, was seine Pflicht gegen sein Vaterland

erheischte. Sein weiteres Wirken und Streben sind stets von dem Wunsch geleitet gewesen, den Theil des Sudans, der seiner Verwaltung unterstanden hatte, und von dessen Werth er so fest überzeugt war, dem Deutschen Reiche zu sichern. Wie recht er hatte, wenn er fürchtete, England werde alles aufbieten, dieses Ziel zu durchkreuzen, hat die Folge gezeigt. England ist jetzt auf dem Vormarsch nach Aequatoria, das es dann mit der Küste des Indischen Oceans in Verbindung bringen wird, wie es vor 10 Jahren Emin schon angestrebt hatte. C. Fink.

Aesthetik des Tragischen.

Es gibt Bücher, deren einzelne Theile man erst dann völlig zu verstehen und zu würdigen vermag, wenn man den Schluß gelesen hat und von hier aus das ganze Werk überblickt. Zu ihnen scheint mir Volkelts „Aesthetik des Tragischen“[1]) zu gehören. Das soll durchaus keinen Tadel bedeuten und ich möchte damit nicht etwa sagen, daß das Buch unklar geschrieben sei. Im Gegentheile, die Darstellung erfreut durch größte Deutlichkeit, und eine bequeme Leichtigkeit des Ausdruckes macht sich durch das ganze Werk hindurch angenehm fühlbar. Mit wohlthuender Sicherheit sind die mannichfachen Erörterungen, die sich an das schwierige Problem knüpfen, übersichtlich in gut geschlossene Gruppen geordnet. Aber gerade dieser streng gefügte logische Aufbau mit seinen zahllosen und verwickelten Zusammenhängen läßt sich in seinem Werk erst dann begreifen, wenn man ihn als ein Ganzes überschauen kann, und eben in der verblüffenden Virtuosität, mit der Volkelt den gewaltigen Stoff beherrscht, möchte ich den Hauptvorzug seines Werkes erblicken.

Die Wissenschaft der Aesthetik ist gemeinhin in Verruf gekommen. Nicht ganz mit Unrecht. Sie erging sich zum großen Theile in unfruchtbaren Verstiegenheiten, oder sie war verschrumpfte, pedantische Schulweisheit, die sich zäh an altehrwürdigen Regelkram klammerte und vor der lebendigen Kunst Augen und Ohren verschloß. Zu diesen zöpfischen Naturen gehört Johannes Volkelt nicht; ein moderner Geist geht durch seine Werke, insbesondere auch durch die „Aesthetik des Tragischen“. Mit einem kräftigen Rucke löst er sich von allen veralteten Anschauungen los, ohne jedoch das Werthvolle, das sie uns da und dort gebracht, je zu übersehen; auch im Tadel versagt er die Anerkennung nicht, wo sie geboten scheint. Man sieht, er sucht die Wahrheit, nichts als die Wahrheit — auf seine eigene Weise zwar, aber ohne Eigensinn.

Mit überzeugenden Worten weist er die Hinfälligkeit der spekulativen Methode nach, und entschieden wendet er sich gegen das Hereinziehen metaphysischer Erwägungen in die ästhetische Betrachtung. „In der Metaphysik des Tragischen handelt es sich nicht um ästhetische, sondern um philosophische Gefühle,“ sagt er. „Denn es sind Gedanken, und noch dazu Gedanken von besonders unanschaulicher Art, woran sich diese metaphysisch vertieften tragischen Gefühle schließen sollen.“ Ebenso glücklich ist es, wenn er jene enge Methode zurückweist, welche einzig in dem „Abstrahiren von autoritativen Beispielen“ zu sicheren Ergebnissen zu kommen meint und an dem Formenreichthum der Kunst achtlos und hochmüthig vorübergeht.

Er selbst legt seinen Untersuchungen die psychologische Methode zugrunde, der er übrigens normativen Charakter ertheilt. Es ist nun gewiß eine äußerst heikle und bedenkliche Sache, bei ästhetischen Erwägungen von bestimmten Normen auszugehen; man läuft Gefahr, sich bei der Prüfung von vorgefaßten Meinungen leiten zu lassen und so die nöthige Unbefangenheit zu verlieren. Wer aber allzu vorsichtig ist, wird leicht in den gegentheiligen Fehler verfallen und die Normen so allgemein fassen, daß sie im Grunde gar nichts besagen. Zwischen diesen Klippen steuert Volkelt sein Schifflein mit ebensoviel Glück als Geschick hindurch. Die Normen, die er aufstellt, sind weder zu weit noch zu eng, und fast nie ragen sie als willkürliche Postulate in die Darstellung hinein. Das macht: sie sind ihm weniger Ausgangspunkt als vielmehr Ergebniß der Untersuchung, er gelangt zu ihnen durch Vergleichung eines reichen Materials, oder er stützt sie doch mindestens auf weitverbreitete und unbezweifelte Erfahrung.

Weniger glücklich scheint er mir die Gefahren der rein psychologischen Methode vermieden zu haben. Es äußert sich in seinem Buche eine Freude an naturgeschichtlichem Schematisiren, die nicht immer angenehm berührt. Es erschöpft sich in Eintheilungen und Untereintheilungen des Tragischen, und dabei, will mir scheinen, wird des Guten denn doch zu viel gethan. Auch glaube ich, daß manches gar zu sehr nach äußerlichen Gesichtspunkten gefaßt ist. Aber doch hat diese Art einen unzweifelhaften und nicht geringen Vorzug: den, Klarheit in die verworrene Masse zu bringen.

Daß Volkelt seine Untersuchung auf eine ungewöhnlich breite Basis stellt, ist gewiß äußerst vortheilhaft, und die Weitherzigkeit, mit der er allen Kunstrichtungen gerecht zu werden trachtet, wird man kaum einem anderen Aesthetiker nachrühmen dürfen. Aber auch darin geht er manchmal, wie ich glaube, allzuweit. Seine Weitherzigkeit verleitet ihn bisweilen, die Untersuchung an Beispiele anzuknüpfen, die eine strenger sichtende Kritik einfach abgewiesen hätte. So möchte ich glauben, daß man aus Ohnets „Hüttenbesitzer“ überhaupt nichts, am allerwenigsten etwas für das Tragische lernen kann.

Auffallend ist es ferner, daß Volkelt der Technik so gut wie gar keine Beachtung schenkt, und das empfinde ich allerdings als einen wirklichen Mangel. Denn das tragische Loos wirkt im Kunstwerk, besonders im Drama, an und für sich noch nicht tragisch. Das scheint eine gewagte Behauptung, aber sie ist von der Erfahrung vielfach bestätigt, und jeder Theatermann weiß, daß der Dichter unsre Empfänglichkeit für die Tragik eines Stoffes erst durch besondere Kunstgriffe erwecken und reizen muß. Die tragische Wirkung hängt in mancher Hinsicht von der Technik ab. Es hätte sich also, wie ich meine, der Mühe wohl verlohnt, zu untersuchen, in welcher Weise das Interesse am tragischen Vorgange wachgerufen und festgehalten, kurz: wie der tragische Eindruck zubereitet werden muß. Volkelt scheint aber derlei Fragen ausschließlich in das Gebiet der Poetik zu verweisen, allein sie spielen doch ersichtlich auch in die Aesthetik hinein, wenn nicht als ausschlaggebend, so doch als mitbestimmend.

Ein Beispiel mag das erläutern. Volkelt behandelt den König Duncan in „Macbeth“ und den Valentin in „Faust“ als tragische Personen, ebenso gut wie etwa den König Lear oder Hamlet oder Othello. Nun wird es kaum Jemandem zweifelhaft sein, daß die Tragik im Loose Duncans und Valentins uns keineswegs mit voller Schärfe zum Bewußtsein kommt, obwohl sie thatsächlich nicht wesentlich geringer ist, als diejenige Lears oder Hamlets oder Othello's. Aber die Personen, an die sie sich knüpft, stehen abseits von unserm Hauptinteresse, ihr tragisches Leiden, so bitter und unnachsichtlich grausam es ist, weckt nur vorübergehend und in geringem Grade unsre Theilnahme, wir empfinden es eigentlich nur in der Form von Schuld anderer Personen, die unserm Interesse näher stehen. Wir sehen Duncan und Valentin fallen, aber wir

[1]) Aesthetik des Tragischen. Von Johannes Volkelt, Professor der Philosophie an der Universität Leipzig. München 1897. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Digitized by Google

haben nicht Zeit, uns in ihr Loos zu vertiefen, wir fragen nur: was wird mit Macbeth, mit Faust geschehen? Damit verliert die Tragik jener Beiden, die nach rein psychologischem Werthe bemessen, eine vollgültige ist, bedeutend an Wucht. Es ist das eine sehr interessante Erscheinung, die darauf hinweist, daß die psychologischen Werthe in der Kunst nicht die gleichen sind, wie im Leben.

Mit großer Schärfe legt Volkelt die Voraussetzungen dar, welche ein Kunstwerk erfüllen muß, um in uns den Eindruck des Tragischen hervorzubringen. Es ist natürlich unmöglich, den Gang der weitläufigen Untersuchungen auch nur ungefähr zu skizziren;[1]) einzig die Hauptergebnisse will ich anzuführen versuchen.

Die erste Voraussetzung des tragischen Eindrucks ist nach Volkelt, daß wir ein Leid vor uns sehen, welches direkt den Untergang droht, sei es nun leiblichen oder seelischen, oder beide zugleich. Dabei bleibt es im wesentlichen gleichgültig, ob dieser Untergang wirklich eintritt oder nicht. Ferner muß die von dem Leiden betroffene Person sich durch eine gewisse menschliche Größe auszeichnen. Dadurch ergibt sich ein Kontrastgefühl, das für das Tragische besonders charakteristisch ist: der große, ungewöhnliche Mensch verdient nach unsrer Empfindung ein schönes Loos, während er in Wirklichkeit untergeht oder doch vom Untergang bedroht, bitteres Leid zu erdulden hat. Es ist eine feine und sehr werthvolle Bemerkung Volkelts, daß das tragische Gefühl sich umsomehr verschärfen muß, je mehr Leid und Untergang in Bezug zu der spezifischen menschlichen Größe dessen steht, der davon betroffen wird. Am schärfsten wird es dann sein, wenn gerade die eigenthümliche Größe der tragischen Person die Quelle ihres Verderbens ist. Ist Größe des Leids und Größe der Person vorhanden, so wird uns das tragische Loos auch menschlich bedeutungsvoll scheinen, d. h. es wird uns „die Werth- und Zweckzusammenhänge des menschlichen Lebens eigenartig und eindringlich zur Anschauung bringen". Freilich wird das nur unter der Bedingung ganz und voll geschehen, daß „der tragische Verlauf schicksalsmäßigen Charakter hat", insofern er nämlich den Eindruck macht, „daß das Hereinbrechen von Leid und Untergang gerade über den großen, außerordentlichen Menschen zum Sinne des Lebens gehöre".

Das sind die Hauptpunkte, in denen Volkelt das Wesen des Tragischen zusammenfaßt. Ich wüßte in der That nicht, was sich ernstlich dagegen einwenden ließe. Fern von jeder Einseitigkeit, die an anderen Aesthetikern so oft stört, wird er allen Formen des Tragischen gerecht, ohne sich deßhalb ins Unbestimmte zu verlieren. Die Grenzen sind weit, aber fest und man darf wohl sagen, unverrückbar gezogen.

Aus dem Kontrastgefühl, das für das Tragische bezeichnend ist, schließt Volkelt auf die pessimistische Grundstimmung des Tragischen überhaupt. Wir haben dem tragischen Geschehen gegenüber, wie er sich ausdrückt, die Empfindung des Nichtseinsollens. Immer aber müßte dem Wehgeschick etwas aufrichtendes entgegenstehen, erhebende Momente, die sich naturgemäß besonders gegen den Schluß des tragischen Verlaufes hin einstellten. Hierher gehöre es z. B., wenn mit dem Untergang des tragischen Helden der Sieg seiner — natürlich guten — Sache verbunden, oder dieser Sieg doch für die Zukunft in Aussicht gestellt sei. Ein anderesmal werde das erhebende Moment nur darin bestehen, daß der tragische Held sein vernichtendes Schicksal mit trotzigem Muth und freier, ungebeugter Seele ertrage. So führt Volkelt noch eine Reihe derartiger Fälle an. Nun können die erhebenden Momente so stark sein, daß sie das Wehgefühl zurückdrängen und eine versöhnlichere Stimmung in uns erzeugen, oder sie können von geringer Kraft und Bedeutung sein, so daß der Eindruck des tragischen Verlaufes nur wenig von dem Niederschmetternden einbüßt, das ihm von Haus aus innewohnt. Darnach unterscheidet Volkelt zweierlei Arten des Tragischen: das der befreienden und das der niederdrückenden Art. Dieses werde besonders von den Neueren, z. B. von Ibsen, bevorzugt; doch seien auch das Nibelungenlied, Lear, Othello, Judith ꝛc. Beispiele hiefür.

Diese Eintheilung scheint mir etwas gekünstelt. Schon gegen den Ausdruck „Norm des Menschlich-Bedeutungsvollen" möchte ich Einspruch erheben, insofern ihn Volkelt im Sinne des Pessimistischen gebraucht. Denn er setzt eine bestimmte philosophische Ansicht voraus, oder doch mindestens eine bestimmte Art, menschliche Verhältnisse zu bewerthen, fußt also auf Einseitigkeit, die der Verfasser doch sonst so glücklich vermeidet.

Nun möchte ich fragen: ist denn die Grundstimmung des Tragischen in der That eine pessimistische? Gewiß, wir empfinden das tragische Leid als ungerecht, ja als widersinnig. Aber das ist nicht die einzige Empfindung, die uns beherrscht. Volkelt selbst betont, daß dem vernichtenden Schicksal erhebende Momente gegenübertreten müssen, die so stark sein können, daß sie auf unser Gefühl entschieden und charakteristisch abfärben. Nehmen wir nun einen solchen Fall an und fragen wir nach dem tragischen Gesammteindruck. Es ist klar, daß er eine Mischung aus niederdrückenden und erhebenden Gefühlen darstellen wird. Ausklingen wird er zweifellos in erhebende Gefühle, die freilich durch das tragische Mitleiden — wie Volkelt sehr richtig statt Mitleid sagt — bis zu einem Grade gedämpft sein werden. Diese erhebenden Gefühle sind das Bleibende, das wir mit nach Hause tragen. Die Sache stellt sich also in diesem Falle so: der tragische Verlauf erzeugt in uns ein Hin und Her von Hoffnung und Furcht, Niedergeschlagenheit und Aufstreben, zum Schluß aber überwiegen doch die positiven Gefühle: wir sehen den Menschen zwar vernichtet, das Menschliche aber ist gerettet, und ein tröstlicher Ausblick eröffnet sich uns. Ich vermag da also keine pessimistische Grundstimmung zu entdecken, im Gegentheil, wenn man schon von einer Grundstimmung reden will, so müßte man sie eher als eine optimistische bezeichnen.

Auch ein anderes Moment käme da wohl in Betracht: die durch das Tragische erweckten subjektiven Gefühle. Freilich, von diesem Standpunkt aus wird man zu allgemein gültigen Ergebnissen nicht gelangen können. Aber steht denn nicht alle ästhetische Untersuchung bis zu einem gewissen Grade auf diesem schwankenden Boden? Wenn z. B. Volkelt von dem tragischen Helden menschliche Größe verlangt, so wird ihm gewiß Jedermann beipflichten. Aber damit ist noch nicht entschieden, was jeder Einzelne unter menschlicher Größe versteht. Die Werthmaßstäbe werden sehr verschieden sein, und in der That gibt es eine Ansicht, die da sagt, alles Menschliche, gleichviel welches, sei groß und bedeutend. Aus dieser Quelle fließt die Tragik des Trivialen. Da ist es denn wohl auch nicht zu gewagt, das Kriterium des subjektiven Gefallens für die Beurtheilung des tragischen Eindruckes heranzuziehen. Ich bekenne, daß ich mich stark zur Vischer'schen Ansicht hinneige, daß ich glaube, das Gefallen am Tragischen bestehe hauptsächlich darin, daß nie ein völliges Erliegen stattfindet. Allem Weh, allem Umsturz und aller Vernichtung zum Trotze bleibt uns das erhebende Gefühl: Non omnis moriar.

Wie mir scheint, verschließt sich auch Volkelt diesen Erwägungen nicht ganz. Er findet, daß auch im Tragischen der niederdrückenden Art erhebende Momente nothwendig

[1]) Diese Untersuchungen betreffen das Tragische in allen Künsten und allen Formen. Selbstverständlich ist es, daß besonders die Dichtung als Quelle des Tragischen behandelt wird. Ich hebe aus all dem hauptsächlich das heraus, was sich auf das Tragische im Drama bezieht.

Digitized by Google

seien. Von denjenigen, die dem Tragischen der befreienden Art zukommen, unterscheidet er sie nur gradweise nach ihrer Stärke. Was aber hätten erhebende Momente für einen Sinn und Zweck, wenn nicht den, uns zu trösten und mit dem unerbittlichen Schicksal auszusöhnen?

Ich will deßhalb das Tragische der niederdrückenden Art — theoretisch wenigstens — nicht als unberechtigt abweisen. Aber wenn man es einmal gelten läßt, dann muß man, wie ich glaube, auch zugeben, daß es der erhebenden Momente ganz entbehren kann. Sie können ja, wie auch Volkelt bemerkt, am deprimirenden Endeindrucke nichts ändern. Hier wird die Grundstimmung natürlich eine durchaus pessimistische sein. Ich würde daher vorziehen, von einem Tragischen mit versöhnendem und einem solchen mit nichtversöhnendem Schlusse zu sprechen, oder, wenn man will: von einem Tragischen mit optimistischer und einem mit pessimistischer Grundstimmung.

Uebrigens erhalten diese Ausführungen Volkelts einen eigenthümlichen Sinn, wenn man sie mit den metaphysischen Erwägungen zusammenhält, die er im letzten Kapitel aufstellt. Ihm ist der Weltgrund ein zwiespältiger, eine Synthese aus dem Positiven und Negativen, aus dem Sein-sollenden und Nicht-sein-sollenden. So mischt sich ihm auch im Tragischen die Negation mit positiv fördernden Elementen. Jene ist entschieden die Erregerin des tragischen Vorganges, und in diesem Sinne mag er von der pessimistischen Grundstimmung des Tragischen sprechen. Unbewußt mag sich ihm da ein Gedankenzusammenhang gebildet haben, der aber freilich nicht ganz unanfechtbar ist.

Mit großer Vorsicht behandelt Volkelt die Frage der tragischen Schuld. Mit zu großer Vorsicht vielleicht. Denn in dem Bestreben, sich nicht von dem Schlagwort einer Partei fangen zu lassen, läßt er die sonst so erfreulich geübte Entschiedenheit hier zum Theil vermissen. Im allgemeinen wendet er sich gegen die Forderung einer tragischen Schuld. Selbst, wo diese vorhanden sei, stehe die Strafe nicht im richtigen Verhältnisse zu ihr; es sei also aus dem Gesichtspunkte der Schuld nichts erhebliches für das Sinnvolle des tragischen Geschickes zu gewinnen. Trotzdem findet er in den Ibsen'schen Dramen, die in dem Jenseits von Gut und Böse wurzeln — und er erkennt dies vollkommen an — den tragischen Eindruck in moralischen Qualitäten begründet. Vielleicht erklärt sich auch diese Inkonsequenz aus seinen metaphysischen Ansichten, die er ja freilich mit größter Strenge von seinen ästhetischen Untersuchungen fern zu halten trachtet.

Sein Standpunkt in der Schuldfrage ist also — sofern ich ihn recht verstanden habe — der, daß er sich weder für die schuldlose, noch für die schuldvolle Tragik entscheidet, sondern beide Arten zugibt, dabei aber betont, daß das Vorhandensein einer Schuld keinen wesentlichen Einfluß auf den tragischen Eindruck übe, sondern ihn nur verschärfe. Diese Ansicht aber möchte ich nicht unbedingt theilen. Ohne weiteres muß zugegeben werden, daß uns das tragische Geschick deßhalb nicht sinnvoller und gerechter erscheinen kann, weil der tragische Held eine Schuld auf sich geladen hat, die übrigens nur zu oft, wie Volkelt überzeugend nachweist, ihrerseits nichts weiter als ein unausweichliches tragisches Leiden bedeutet. Aber mir scheint, nicht von dieser Seite muß man die Lösung der Frage versuchen. Man darf das tragische Leiden nicht als Strafe für die Schuld auffassen, wenn man den ästhetischen Werth der Schuld begreifen will. Auch scheint es mir nicht genügend, diese ausschließlich als eine Verschärfung des tragischen Leidens zu betrachten. Sie bleibt doch immer auch Schuld. Nun verbinden wir unwillkürlich mit allem Menschlichen die Vorstellung des Unvollkommenen, der Schwäche, des Begrenzten, und an diese Vorstellung des Unvollkommenen reiht sich unmittelbar jene des Leidens und Untergehens, nicht in dem Sinne der Bestrafung, sondern einfach als wesenseins. So empfinden wir das Leiden des unschuldigen Menschen als unnatürlich, dasjenige des schuldigen als natürlich. Ich glaube nicht, daß dabei moralische Empfindungen in uns mitsprechen, sondern es werden einfach in dem einen Falle benachbarte Vorstellungen in uns ausgelöst, in dem andern nicht. Scherer tadelt es an Grillparzer, daß er es liebe, seine Helden herabzudrücken und sie mit menschlichen Schwächen mancher Art zu belasten, als ob dadurch das Tragische an seiner Größe einbüße. Man dürfte eher behaupten, daß es gerade dadurch an Lebenswahrheit gewinne. Denn sehen wir eine tragische Person in Schuld verstrickt oder in Schwächen befangen, so wird uns dadurch das Menschliche in ihr näher gerückt, und ihr Geschick, wie grausam es sei, empfinden wir nicht mehr als so verwirrend; leiden ist ja Menschenloos. Theilweise, aber nicht ganz deckt sich mit diesen Erwägungen, was Volkelt von der menschlichen Einseitigkeit sagt.

Eine andere interessante Frage ist die der inneren Nothwendigkeit des Tragischen. Volkelt bekämpft mit scharfen Worten diese Forderung, aber ich glaube, es handelt sich hier weniger um einen Unterschied in der Meinung, als vielmehr im Ausdrucke. Die innere Nothwendigkeit des Tragischen — das kann doch nur soviel bedeuten, als daß innerhalb des tragischen Verlaufes die einzelnen Phasen mit Nothwendigkeit aufeinander folgen müssen, und die Berechtigung dieser Forderung gibt Volkelt selbst an mehreren Orten zu. Dagegen hat er vollkommen recht, wenn er betont, daß der Ausgangspunkt des tragischen Verlaufes nicht nur im Zufall wurzeln kann, sondern oftmals thatsächlich wurzelt. Daher erklärt sich wohl die auffallende Thatsache, daß wunderliche Zufälle, die freilich immer etwas mißliches an sich haben, doch in der Exposition des Dramas weniger stören als in der späteren Entwicklung, etwa gar, wenn sie die Katastrophe herbeiführen. Auch mag damit die Schwierigkeit zusammenhängen, gegen den Schluß hin neue Personen von einiger Wichtigkeit einzuführen.

Vortrefflich ist die Art, wie Volkelt den subjektiven Eindruck des Tragischen nach Lust- und Unlustgefühlen an der Hand der subjektiven psychologischen Methode erörtert und klar legt. Hier kommt er auch auf die Aristotelische Lehre von Furcht und Mitleid zu sprechen. Diese Theorie ist wohl schon früher bekämpft und als falsch oder mindestens ungenügend nachgewiesen worden. Allein zum erstenmal wird hier ein vollgültiger Ersatz für sie geboten, und ich möchte darin einen besonderen Vorzug des Werkes erblicken. Ausgezeichnet ist auch der Nachweis, daß nur die moderne Weltanschauung — im Gegensatz zu Heidenthum und positivem Christenthum — der Boden ist, auf dem sich das Tragische in seiner reichsten Fülle und ganzen Größe entfalten kann, und so wäre noch manches an dem vortrefflichen Buche zu rühmen.

Es ist ein Monumentalwerk emsiger Gelehrsamkeit, und ein freier, von Vorurtheilen uneingeengter Sinn spricht sich darin aus. Mag das eine oder das andere darin zu Einwendungen Anlaß geben, das thut doch dem Werthe des Ganzen keinen Abbruch. Diesen hohen Werth des Buches erblicke ich aber hauptsächlich darin, daß es die schwierige und umfangreiche Frage nach dem Tragischen nicht von einer Seite aus, und sei sie noch so bedeutungsvoll, sondern von Grund aus zu lösen versucht. Parteilos, aber keineswegs meinungslos steht der Verfasser dem Problem gegenüber. Seine Vielseitigkeit und wohl auch die vorwiegend psychologische Methode geben seinem Buche zum Theile wenigstens deskriptiven Charakter. Das ist gewiß kein Nachtheil. Denn wenn es so auch dem Schaffenden weniger Anregung bieten mag, dem Forschenden — sei er nun Fach-

Digitized by Google

mann oder Laie — wird es dafür desto willkommenere Klärung bringen.

Wien. Dr. Hans Sittenberger.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Ueber die Sekten im Judenthum entnehmen wir einem im Münchener „Verein für jüdische Geschichte und Literatur" gehaltenen Vortrag des Rabbiners Dr. C. Werner folgende Darlegungen: Die viele Jahrtausende umfassende Geschichte des Judenthums berichtet ebenso von den Angriffen der äußeren Feinde, die immer von neuem aufstanden, wie auch von den Gefahren, die durch innere Feinde heraufbeschworen wurden. Sekten, welche sich im wesentlichen von den Glaubensanschauungen des Judenthums trennten und demselben oft feindlich gegenübertraten, entstanden gewöhnlich durch fremden Einfluß, durch politische Erregungen, sowie durch die unheimliche Wirksamkeit begabter Schwärmer; die Trennung von der Gesammtheit wurde nie mit der heftigsten Leidenschaft vollzogen und war häufig verhängnißvoll für die geistige Entwicklung der Juden in den einzelnen Ländern. Als die älteste Sekte ist die der Samaritaner zu nennen; dort wo einst die jetzt gänzlich verschollenen zehn Stämme Israels ihre Wohnsitze hatten, bildete sich aus der Vermischung der Israeliten mit den dahinverpflanzten Assyrern das Samaritanerthum, welches sich bis jetzt noch in einigen dürftigen Ueberresten in Nablus, dem alten palästinensischen Sichem, erhalten hat. Die Samaritaner erkennen nur die fünf Bücher Mosis als heilig an, weder Propheten, noch Hagiographen, weder der Talmud, noch irgend eine andere Tradition ist ihnen bekannt. Der Berg Gerisim ist ihnen der heilige Berg; die Stätte auf diesem Berge, wo einst ihr Tempel stand, ist heute noch die Stätte ihres Kultus. Sie halten sich für die wirklichen Israeliten und bestreiten Jerusalem und dem alten Tempel die Heiligkeit. Ein ganz anderes Bild bietet sich uns in jener Zeit, in der zum zweitenmale eine Sektenbildung im Judenthum stattfand. Nach der glänzenden Erhebung der Makkabäer traten im jüdischen Volk die Pharisäer, Sadducäer und Essäer hervor. Während die beiden Ersten besser als Parteien bezeichnet werden können — und zwar die erst mit Unrecht verlästerten Pharisäer als die volksthümliche, die Sadducäer als die aristokratische — haben sich die Essäer zu einer besonderen, weltentfremdeten Sekte entwickelt. Zurückgezogen von allem öffentlichen Leben, arm, asketisch, ehelos, den Geheimlehren sich hingebend, Wunderheilungen ausübend, so lebten sie nach besonderen Ordensregeln und in ihrer Mitte entstanden die Strömungen, welche sich bei der Bildung des Christenthums bemerkbar machten. Eine spätere Sekte sind die Judenchristen; dieselben erkannten in dem Stifter des Christenthums den Messias an, erfüllten aber vollauf die Vorschriften des mosaischen Gesetzes und huldigten weiter dem Gottesbegriff des Judenthums. Sie waren bis auf den Glauben an den Messias Juden geblieben und erhielten sich noch drei Jahrhunderte lang in Palästina und Syrien. Nach Vollendung des Talmuds traten schon vereinzelt Bestrebungen zu Tage, welche die Verbindlichkeit der Traditionn leugneten und nur den Buchstaben der Bibel anerkannten. In der Mitte des 8. Jahrhunderts fand diese Richtung in Anan den kühnsten Vertreter. Dieser Anan, gekränkt, weil er nicht zum Exilarchen ernählt wurde, sammelte eine große Schaar von Anhängern um sich und begründete die Sekte der Karäer, d. h. derjenigen, die nur die heilige Schrift lesen und dieselbe allein als verbindlich anerkennen. Die Karäer unterscheiden sich in sehr vielen Punkten von den übrigen Juden, so besonders in der Feier des Sabbaths und der Feste, in der Ausübung des Kultus, in den Ehegesetzen. Auch in dogmatischer Hinsicht gibt es viele Verschiedenheiten. Bei allem Widerspruch gegen die Tradition stehen die Karäer unbewußt unter dem Einfluß derselben und über viele Satzungen, die nur von dieser gebeten und in der Bibel nicht verzeichnet sind. Ihre Literatur war in früheren Jahrhunderten sehr bedeutend, und dieselben Kämpfe wie zwischen Sunniten und Schiiten finden wir zwischen Karäern und Rabbaniten, wie die übrigen Juden im Gegensatz zu ersteren genannt werden. Heute wohnen die Karäer meistens in der Krim und in anderen Theilen Rußlands und ernähren sich redlich durch Handwerk, Ackerbau und Handel. Sie gehen an Zahl immer mehr zurück und sind auch in geistiger Beziehung im Niedergang begriffen. Diese Richtung geht allmählich zugrunde, weil sie sich nicht dem Gesetze der Entwicklung unterwirft. Mehr als alle bisher genannten Sekten gefährdete die der Sabbathianer das Judenthum, eine Sekte, die Sabbathai Zwi als Messias verehrte und auch einen Theil des Religionsgesetzes als nicht verbindlich erklärte. Seit der Zerstörung des zweiten Tempels traten häufig falsche Messiasse auf, welche den Juden in besonders unglücklichen Zeiten messianische Hoffnungen erweckten und sich selbst als die Erlöser ausgaben. Bar Kochbe, Serene und Andere führten ihre Glaubensgemeinschaft irre, vermochten aber nicht solche Wirkung auszuüben wie Sabbathai Zwi, der, im Jahre 1626 in Smyrna geboren, es verstanden hat, das Judenthum zu seiner Zeit in zwei Lager zu spalten. Dieser merkwürdige Mann vermochte durch seine äußere Erscheinung, durch die Macht seines Gesanges, durch den Glauben an sich selbst, durch die kabbalistische Richtung seiner Zeitgenossen falsche Wahnvorstellungen zu erwecken, daß nicht bloß das ungebildete Volk, sondern auch begabte und gelehrte Männer sich von dem Wahn umstricken ließen, daß er der Erlöser sei. Selbst nachdem er, von der türkischen Behörde zur Rede gestellt, den Islam angenommen, hörte der Glaube an ihn nicht auf; derselbe ging sogar so weit, daß er als göttliches Wesen verehrt wurde. Auch sein Tod vermochte sein Werk nicht gänzlich zu zerstören; noch heute existirt in Salonichi die aus 4000 Seelen bestehende Gemeinschaft der Dönmähs, welche einer mohammedanisch-sabbathianischen Richtung huldigen. Es ist ein merkwürdiges Schauspiel, daß das Judenthum zu derselben Zeit einen Spinoza und einen Sabbathai Zwi hervorgebracht. Eine ähnliche Sekte, nur noch wahnwitziger als die Sabbathianer, waren die Frenkisten. Jakob Frank, geboren in Galizien im Jahre 1712, war längst zum Islam übergetreten, als er sich in seiner Heimath als den wiedererschienenen Messias ausgab, in dem auch die anderen Religionsstifter verkörpert seien; die wüstesten Orgien feierte er im Kreise seiner geistig und sittlich verrohten Anhänger. Um sich vor Angriffen zu schützen, erhob er die lügenhaftesten Anschuldigungen gegen das Judenthum, das ihn natürlich von sich stieß, uns ging schließlich mit den Seinen zur christlichen Kirche über. Noch weiter gab er sich als Messias der Juden aus, noch weiter verehrten ihn seine Anhänger als ein göttliches Wesen, und selbst als er jahrelang wegen Betrugs im Kerker hatte zubringen müssen, schwand der Glaube an ihn nicht an den „heiligen Herrn" nicht völlig, bis im Jahre 1791 sein abenteuerliches Leben in Offenbach endete. All diese pseudomessianischen Erscheinungen konnten für die Dauer im Judenthum nicht Wurzel fassen, da dasselbe mit dem Begriffe der messianischen Zeit die Zeit des Weltfriedens, der allgemeinen Menschenliebe und des reinsten Glückes verbindet. Als die letzte Sekte, welche heute noch einen großen Anhang in Polen, Galizien, Ungarn hat, muß die der Chassidim, d. h. der Frommen, erwähnt werden. Zur selben Zeit, da Moses Mendelssohn als aufklärender Philosoph in seiner Glaubensgemeinschaft wirkte, entwickelten sich in Polen die Chassidim, welche unbedingte Unterwerfung unter den Willen des jeweiligen Oberhauptes, krankhafte Heiterkeit des Gemüths, Feindschaft gegen alles moderne Wissen, abergläubische Anschauungen u. s. w. verlangten. Der politische Druck und die Abgeschlossenheit von aller Kultur vermochten dieser Richtung eine große Zahl von Anhängern zu schaffen. Einzelne gute Eigenschaften, wie das Eintreten für einander, eine felsenfeste Ergebung in den göttlichen Willen, sind bei dieser lichtfeindlichen Sekte anzuerkennen. In Rußland verbreitet sie sich heute mehr und mehr, und nur dann wird ihr Einhalt geboten werden können, wenn auch dort das Licht der Bildung nicht durch Ausnahmegesetze den Juden entzogen werden wird. Wenn schon das Judenthum an sich wie ein Wunder in der Weltgeschichte dasteht, so gewinnt dies Wunder noch an Bedeutung, wenn wir sehen, welche inneren und äußeren Feinde von dem Judenthum zu bekämpfen waren und überwunden worden sind.

* **Jena.** Die Errichtung eines Denkmals für den hochverdienten Pädagogen Unllmar Stay (gest. 1885) ist jetzt gesichert und die Ausführung in Angriff genommen worden. Viele reichsdeutsche und ausländische Schüler Stoy's haben zu diesem Denkmal, das dem hiesigen Fritz Reuter-Denkmal ähneln soll, Beiträge gespendet.

* **Bonn.** Aus dem Personal der philosophischen Fakultät wird hiesigen Blättern mitgetheilt, daß die vierte ordentliche Professur für Geschichte, die durch den Tod des Professors Menzel frei geworden ist, nicht mehr besetzt werden soll. Die Fakultät wolle sich mit einem Extraordinariat für geschichtliche Hülfswissenschaften begnügen; und auch dieses soll erst besetzt werden, wenn die Frage der Verlegung des Düsseldorfer Archivs zugunsten Bonns entschieden sei. — Man sieht nicht recht ein, warum die Verlegung des Düsseldorfer Archivs, die noch dazu in weite Ferne sieht, mit der Errichtung einer außerordentlichen Professur für historische Hülfs-

wissenschaften und mit der Unterdrückung des vierten Ordinariats für Geschichte in Verbindung gebracht wird. Gewiß sind für eine Universität, wie die hiesige, die von 1800 bis 2000 Studenten besucht wird, vier Lehrstühle für Geschichte nicht zu viel, auch wenn ihnen noch ein Extraordinariat für historische Hülfswissenschaften zugesellt wird. Sollte da nicht wieder einmal das Sparsamkeitsprinzip am unrechten Ort zur Anwendung gelangen?

* **Wien.** Hofrath Dr. Karl Schenkl, ordentlicher Professor der klassischen Philologie an der hiesigen Universität, feiert am 11. Dezember d. J. seinen 70. Geburtstag.

* **Turin.** Am 16. d. M. starb hier der Nestor der italienischen Journalistik, Dr. G. B. Bottero, im 81. Lebensjahre. Er war der Gründer des Journals „Gazzetta del Popolo", deren erste Nummer am 16. Juni 1848 erschien und die er bis zu seinem Tode leitete. Von der Popularität, die dieser ausgezeichnete Mann in Italien genoß, kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Cavour liebte ihn und schenkte ihm grenzenloses Vertrauen, ebenso Garibaldi. Vor dem Marsche der Tausend nach Marsala schickte Cavour insgeheim 3 Millionen Lire an Garibaldi ab. Der Ueberbringer war Bottero; aber er weigerte sich, sich für die Reise von der Regierung honoriren zu lassen, und da er selbst kein Vermögen hatte, ließ er sich vor Antritt der Reise von seinem Blatte einen Vorschuß von 500 Lire zur Deckung der Reisekosten geben. — Als Cavour 1861 starb, wurde an seiner Stelle Bottero von der Stadt Turin mit dem Parlamentsmandat betraut. Damals weinte Bottero Freudenthränen; daß seine Mitbürger ihn nach einem solchen Vorgänger des Mandats würdig hielten, machte ihn überglücklich. Außerordentlich war sein Einfluß auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Bis vor 2 Jahren gab es in Turin im Restaurant „Gran Cairo" eine in ganz Italien berühmte Tafelrunde, welcher Bottero präsidirte. Alle Minister, alle Staatssekretäre, Präfekten und hochgestellten Militärs, die Turin besuchten, waren bei dieser Tafelrunde zu Gaste, ebenso Senatoren und Abgeordnete, die nach Turin kamen, und beim Eintritt wurde dem frisch angekommenen Gaste immer auf Kosten Bottero's ein halbes Liter alten piemontesischen Weines kredenzt; davon gab es keine Ausnahme, und der Bottero-Wein wurde in Italien sprichwörtlich; einmal kam er auch unter lebhafter Heiterkeit im Parlamente zur Sprache. Da rief nämlich ein erbitterter Gegner der Regierung die Worte zu: „Wir wissen schon, das ist im „Gran Cairo" in Turin beim Botterowein ausgeheckt worden!" und der alte Haudegen replizirte: „Der ehrenwerthe Redner hat auch schon seine Halbe dort getrunken!" Schallende Heiterkeit folgte dem Ausfall und der Parade des Mannes aus dem „Gran Cairo". — Vor etwa 2 Jahren löste sich die berühmte Tischgesellschaft auf. Bottero erlitt damals einen Schlaganfall, mußte abends das Zimmer hüten und konnte nur noch bei Tag ausgehen. Den Winter mußte er überhaupt in seinem Zimmer verbringen. Kurz hernach erlitt er den zweiten und vor etwa 10 Tagen, eben als er damit beschäftigt war, den Leitartikel für sein Blatt zu korrigiren, den dritten Schlaganfall, von dem er sich nicht mehr erholen sollte. Die Nachricht von seinem Hinscheiden rief in Turin und in ganz Italien die größte Trauer hervor.

* **Charkow.** Der Conseil der Universität hat bei der Beurtheilung der Frage des Professorenhonorars folgendes Gutachten abgegeben: 1. die Entlohnung der Professoren findet bei dem jetzigen System je nach den Universitäten, Fakultäten und den einzelnen Lehrstühlen unverdientermaßen in ungleichmäßiger Weise statt; 2. eine Reform des Honorars, die die Gesammtsumme unter die einzelnen Professoren vertheilt je nach der Anzahl der von ihnen wöchentlich gehaltenen Stunden, beseitigt die Hauptmängel des Systems nicht und würde neue Unbequemlichkeiten schaffen. Daher sprach sich der Conseil für die Abschaffung des Honorars aus. Um aber die materielle Lage der Professoren sicherzustellen, beschloß der Conseil nachzusuchen: 1. um eine Erhöhung des Gehalts der Professoren um 1500 Rbl. und um eine Remuneration der Privatdozenten, die nichtobligatorische Vorlesungen halten; 2. um eine Vermehrung der Zahl der Assistenten, Laboranten und aller andren zum Lehrpersonal gehörenden Personen und um eine Erhöhung ihrer Gehalte; 3. um eine Erhöhung der Gratifikationen der außeretatsmäßigen Professoren, die ebensoviel erhalten sollen, wie die etatsmäßigen Professoren; 4. um die Abänderung des Artikels 64 des Statuts, so zwar, daß die Privatdozenten vakante Lehrstühle zeitweilig innehaben können. Diese Vertretung darf nicht länger als 5 Jahre dauern und die Privatdozenten bekommen eine Remuneration von 1500 Rbl.

Soeben erschien im Verlag von

Emil Roth in **Giessen** (Hessen):

***Am Sterbelager* * * * * ***

*** * * * * *des Jahrhunderts.***

Blicke eines freien Denkers aus der Zeit in die Zeit.

Von

Professor Dr. Ludwig Büchner,

Verfasser von „Kraft und Stoff" u. s. w.

Hocheleganat ausgestattet, mit Bildnis und Facsimile des Verfassers. (17439)

80. 24 Bogen. Preis brochiert M. 5.—, in eleg. Leinenband M. 6.—

Bei Einsendung des Betrages franco per Post!

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen! (17157)

Wolfram von Eschenbach:

Parzival.

Neu bearbeitet von

Wilhelm Hertz.

Preis geheftet 6 Mark 50 Pf. In Halbfranz gebunden 8 Mark 50 Pf.

Der unsterbliche Parzival wird in dieser Uebertragung und Bearbeitung durch seinen neuesten Bearbeiter, der mit der eingehendsten Kenntnis unserer alten Litteratur eigene dichterische Gestaltungskraft verbindet, dem deutschen Volke sozusagen aufs neue geschenkt.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Oswald Weigel's Bücher-Auction.

Am 13. bis 17. December kommen in meinem Auctions-Local mehrere Sammlungen von **Büchern aus allen Wissenschaften** zur Versteigerung. Der nahezu 3000 Nummern starke Catalog stehe auf Verlangen unentgeltlich zu Diensten, zur Besorgung von Aufträgen für diese Auction halte ich mich empfohlen. (17436)

Leipzig, Königstraße 1. **Oswald Weigel.**

Deutsche Nähmaschinen

bester Qualitäten,

ausgestattet mit allen neuesten Erfindungen. Vollkommener Mechanismus, rasches Nähen, elegante Ausstattung, bescheidene Preise.

Kein Erhöhung bei Theilzahlung.

Kataloge und Versandt franko.

Reellste Bedienung.

Chr. N. Schad, München,

Hoflieferant, (13968)

*Perusastrasse 11 * Kaulbachstrasse 9.*

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 24. November. Nummer 266.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die gesetzlichen Vermächtnisse nach dem Bürgerlichen Gesetzbuche für das Deutsche Reich. I. Von Prof. Dr. Schiffner. — Pietro Verri und seine Zeitgenossen. Von Arthur Dix. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die gesetzlichen Vermächtnisse nach dem Bürgerlichen Gesetzbuche für das Deutsche Reich. [1])

Von Prof. Dr. Schiffner, Innsbruck.

I.

Gesetzliche Vermächtnisse! Erscheinen diese Ausdrücke nicht als eine contradictio in adjecto? Einerseits werden da gewisse Begünstigungen als gesetzliche hingestellt, d. i. als vom Erblasser nicht gewillkürte, und andrerseits doch als Vermächtnisse, mithin zugleich als gewillkürte. Dessenungeachtet kann sich die Literatur und Praxis von dieser gemeinrechtlichen Bezeichnung nicht frei machen, infolge ihrer Kürze und Verbreitung. Sie soll nichts anderes bedeuten, als gewisse Begünstigungen mortis causa ohne eine Verfügung des Erblassers und zwar Begünstigungen, welche kein Erbrecht sind, sondern Einzelvortheile auf Kosten des Nachlasses; Gegenstücke zu den letztwilligen oder gewillkürten Vermächtnissen, welche Einzelvortheile auf Kosten des Nachlasses geben, aber auf Grund der Verfügung des Erblassers.

In der That kann keine Gesetzgebung jene Rechtsfigur entbehren, auch das neue Bürgerliche Gesetzbuch nicht. Allerdings wird darin die Bezeichnung nirgends gebraucht, sondern nur in den Motiven; hier aber vielerholt. Uebrigens sind die gesetzlichen Vermächtnisse im Gesetzbuche ziemlich versteckt, an den verschiedensten Orten, ja den Verfassern theilweise unbewußt, so daß es Aufgabe der Wissenschaft ist, dieselben zusammenzusuchen und zusammenzufassen, zumal ein Gesetzbuch nicht die Aufgabe hat, diese Rechtsgebilde etwa als solche zu vereinigen; in einem Gesetzbuche sind sie vielmehr in der That an andere Materien anzulehnen, mit welchen sie im innigen sachlichen Zusammenhange stehen.

Ich will nun die einzelnen im neuen deutschen Reichsrechte anerkannten Fälle von gesetzlichen Vermächtnissen vorführen und zwar zunächst die einfachsten Fälle, um mit dem ganzen Institute leichter vertraut zu machen.

Da ist gleich der eheliche Voraus. Wie noch manche neueren deutsche Rechte gewährt auch das Bürgerliche Gesetzbuch dem überlebenden Ehegatten bei der gesetzlichen Erbfolge unter Umständen gewisse Nachlaßfahrnisse, nämlich den ehelichen Hausrath und die Hochzeitsgeschenke, mit Rücksicht darauf, daß ihm diese Sachen infolge des bisherigen ehelichen Haushaltes wichtige Bedarfsgegenstände oder theure Angedenken sind. Scharf wird im Gesetzbuche der gewährte Vortheil als „Voraus", „außer dem Erbtheile" des Ehegatten charakterisirt. Er gebührt nämlich nicht auf Rechnung des Erbtheils des Gatten und ist nicht etwa bloß ein Vorzug bei der Erbtheilung. Unzweifelhaft ist er ein Vortheil von Todes wegen, da er aus dem Nachlasse neben dem gesetzlichen Erbtheile gebührt; wirklich wollen die Motive geradezu klarstellen, daß hier nicht etwa ein schon bei Lebzeiten des Erblassers bestehendes Recht des Gatten sich nun beim Erbfalle gleichsam konsolidirt; vielmehr steht ein Voraus eben nur insofern zu, als die fraglichen Gegenstände dem Ueberlebenden nicht schon ohnehin bei Lebzeiten des anderen Gatten gehörten. Ebenso unzweifelhaft ist, daß der Anspruch ein gesetzlicher, kein gewillkürter ist, indem er vom Gesetze gewahrt ist für den Fall, daß ein bezüglicher Wille des Erblassers nicht erklärt ist. Der Wille des Erblassers ist da nur regelmäßig anzunehmen, gesetzlich vermuthet, wie die Motive andeuten. Dagegen gebührt der Voraus nicht, wie in einzelnen Partikularrechten, auch gegen den erklärten Willen des Erblassers; der Erblasser kann ihn vielmehr ohne weiteres entziehen; wie die Motive sagen, hat der Voraus nicht den Charakter eines Pflichttheiles. Noch näher betrachtet, liegt offenbar ein Einzelanspruch vor, weil ein Anspruch auf einzelne Nachlaßfahrnisse, bezw. auf einen einzelnen Fahrnißkomplex des Nachlasses. Letzterenfalls findet nämlich zwar eine Succession in eine universitas und in einem Schlage statt, aber doch nicht eine Universalsuccession im rezipirten romanistischen Sinne, weil eine Nachfolge nur in eine besondere universitas, nicht in die allgemeine Erbschaftsgesammtheit. Jener besondere Komplex ist innerhalb der allgemeinen Erbschaftsgesammtheit doch nur eine einzelne Masse und daher auf gleicher Linie neben einem sonstigen einzelnen Nachlaßgegenstande. Es findet also im römischen Sinne nur eine Singular-Succession mortis causa statt, zumal die Stücke des Komplexes zuerst durch die Hände des Erben als solchen gehen, zuerst nur gegenüber dem Erben gefordert werden können und daher häufig erst durch Prüfung und Wahl desselben zu individualisiren sind. Auch haftet der Vorausnehmer nicht gegenüber den Nachlaß-Gläubigern. Es verhält sich diesfalls ähnlich, wie bei einem letztwilligen Vermächtnisse des Hausrathes. Mit Rücksicht auf alle diese Merkmale wird in den Motiven der Voraus als gesetzliches Vermächtniß bezeichnet, ja als gesetzliches Vermächtniß, letzteres nämlich insofern, als der überlebende Ehegatte zugleich Miterbe ist. In der That finden nach ausdrücklicher Bestimmung auf den Voraus die für Vermächtnisse geltenden Vorschriften Anwendung, soweit dies möglich ist, also eben die für Vermächtnisse einer bestimmten Sache geltenden Vorschriften.

Ein anderes gesetzliches Legat ergibt sich dann aus dem Dreißigsten. Während im gemeinen Rechtsgebiete bisher lediglich Sitte und Pietät die Wittwe eine mäßige Zeit nach dem erblasserischen Tode in der bisherigen Haushaltung auf Kosten des Nachlasses beließ, haben viele Partikularrechte in Nachbildung des deutschen Dreißigsten geradezu ein Recht der Wittwe und theilweise auch anderer

[1]) Aus einem Vortrage, gehalten am 30. Oktober d. J. in der Juristischen Gesellschaft zu München.

Angehöriger des Erblassers auf Fortbezug der bisherigen Alimentation mit fester zeitlicher Begrenzung statuirt. Das Bürgerliche Gesetzbuch schließt sich den reinsten dieser Nachbildungen an, indem es den Erben verpflichtet, den Familienangehörigen des Erblassers, die zur Zeit des Todes desselben in seinem Haushalte und Unterhalte standen, in den ersten dreißig Tagen nach dem Eintritt des Erbfalles in dem bisherigen Umfang Unterhalt zu gewähren und die Benutzung der Wohnung und des Hausraths zu gestatten. Dieser Paragraph wurde erst auf Anregung der Reichstagskommission aufgenommen, welche ihn damit motivirte, daß die fraglichen Personen beim Tode des Erblassers oft in eine bedenkliche Veränderung ihrer wirthschaftlichen Verhältnisse, ja mitunter geradezu in Noth versetzt werden, daher einer erweiterten gesetzlichen Fürsorge bedürfen, bis sie ihre Verhältnisse anderweitig ordnen können. Offenbar ist der fragliche Anspruch ein obligationenrechtlicher. Er geht zwar auf die bisherige Alimentation, dennoch ist er nicht etwa die bloße Fortsetzung eines schon bei Lebzeiten des Erblassers bestehenden Unterhaltsanspruches, vielmehr erlischt ja nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch jeder Unterhaltsanspruch an sich mit dem Tode des Verpflichteten; auch kommt unser Anspruch selbst solchen Personen zu, die gegen den Erblasser kein Recht auf Alimentation hatten. Es ist hier ein neues Forderungsrecht, das von Todes wegen kraft Gesetzes gegen den Erben entsteht, auf Grund der nahen Beziehung zu dem Erblasser. Es liegt daher ein gesetzliches Vermächtniß vor. So bestimmt denn auch das Gesetzbuch ausdrücklich, daß die Vorschriften über Vermächtnisse entsprechende Anwendung finden, wobei natürlich Unterhaltsvermächtnisse vor Augen zu halten sind. Zugleich wird daselbst verfügt, daß der fragliche Anspruch, abweichend vom älteren deutschen Recht, nicht wider einen abweichenden letzten Willen des Erblassers stattfinde.

Ein anderer Fall ist der Anspruch der Schwangeren von Todes wegen. Wie fast alle neueren Kodifikationen gewährt auch das Bürgerliche Gesetzbuch der Mutter eines nasciturus unter Umständen einen Unterhaltsanspruch nach dem Erblasser, im sozialen Interesse und aus Rücksichten der Humanität. Dabei sind mehr römisch-rechtliche Elemente eingemischt als deutsch-rechtliche. Der Unterhalt gebührt nämlich nicht gerade nur der schwangeren Wittwe des Erblassers und nicht vornehmlich im Interesse der Schwangeren, sondern allgemein der Frauensperson, die zur Zeit des Erbfalles schwanger ist mit einem eventuell erbberechtigten nasciturus, also in überwiegendem Interesse dieses Kindes als künftigen Erben. Ferner gebührt der Unterhalt nicht schlechthin im bisherigen, sondern im standesmäßigen Umfang und lediglich für die Dauer der Schwangerschaft. Das römische Erforderniß der Bedürftigkeit der Mutter ist gleichfalls aufgenommen, ja verallgemeinert. In anderen Punkten weicht das Gesetzbuch vom römischen Recht wesentlich ab und nähert sich dem deutschen Recht. Dem römischen wie dem deutschen Recht entspricht es, daß der fragliche Unterhalt vom Erblasser nicht beeinträchtigt werden darf. Seiner Natur nach ist unser Anspruch offenbar eine gesetzliche Rentenforderung, die von Todes wegen begründet wird, mithin ein gesetzliches Vermächtniß. Es sind daher die Grundsätze über einen gesetzlichen, bezw. einen vermachten Unterhalt möglichst anzuwenden; insbesondere kann von der Mutter auf den Unterhalt nicht im vorhinein verzichtet werden.

Das wichtigste gesetzliche Vermächtniß des Gesetzbuches ist unbestreitbar der Pflichttheil. Das Gesetzbuch hat nämlich den modernen Gesetzgebungen und Anschauungen folgend, nicht wie das römische Recht, auch ein formelles Notherbenrecht, sondern ausschließlich ein materielles Notherbenrecht, und zwar nicht das französisch-germanische System der beschränkten Verwandtenerbfolge, also nicht einen Vorbehaltstheil, sondern das römische System der beschränkten Willkür des Erblassers, einen Pflichttheil; Ausgangspunkt ist nämlich nicht die Beschränkung des Rechts der Familienglieder auf die réserve, sondern die Beschränkung des Verfügungsrechts des Erblassers durch den Pflichttheil gewisser Familienglieder. Dieses Pflichttheilssystem des Gesetzbuches ist prinzipiell ein sogenanntes einfaches System des Notherbrechts, d. h. der verkürzte Notherbe kann in der Regel nur den Pflichttheil, bezw. den daran fehlenden Theil, verlangen, während das römische Recht ein sogenanntes gemischtes System des Notherbrechts hat, welches grundsätzlich bald nur ein Pflichttheilsrecht, bald aber mehr als den Pflichttheil gewährt, und zwar einen vollen Erbtheil, indem größere Verletzungen des Notherben auch größere Folgen nach sich ziehen, gewissermaßen als Strafe für den Erblasser. Nur ausnahmsweise findet sich im Bürgerlichen Gesetzbuch wie in anderen modernen Gesetzeswerken ein einzelner Rest des römischen gemischten Systems, insofern nämlich doch nachträglichen oder sonst dem Erblasser unbekannt gewesenen Notherben wider den erklärten Willen des Erblassers ein erweiterter Anspruch zusteht auf mehr als auf den Pflichttheil.

Was nun die rechtliche Natur des Pflichttheilsanspruchs näher betrifft, so ist bekanntlich überhaupt eine schwierige legislative Grundfrage die, ob das Pflichttheilsrecht ein Pflichttheilserbrecht oder ein Pflichttheilsforderungsrecht sein soll, also ob ein Recht auf Universalsuccession oder ein Forderungsrecht auf Zahlung des Werthbetrages. Für ersteres sprechen vorwiegend Rücksichten auf den Notherben und zwar: die Natur des Intestatrechts, welches da nach Verwirklichung ringt, die Innigkeit des Verhältnisses zwischen dem Notherben und dem Erblasser, bezw. der erblasserischen Familie, wonach jener, wenn schon quotativ, so nicht auch noch qualitativ zurückgesetzt werden soll, vielmehr an der Gemeinschaft des Nachlasses und seiner Bestandtheile unmittelbar theilnehmen soll. Ferner spricht dafür die größere Sicherheit und entsprechendere Realisirung des gegenwilligen Anspruchs, die häufige Entbehrlichkeit einer besonderen, schwierigen und kostspieligen Pflichttheilsberechnung, welche durch die Art der Nachlaßbewerthung oft leicht noch eine weitere quantitative Zurücksetzung des Notherben zur Folge haben kann. Für ein Forderungsrecht dagegen sprechen vorwiegend Rücksichten auf die eingesetzten Erben, nämlich die Vermeidung einer allfälligen Nachlaßzersplitterung nach kleinen Quoten, die Vermeidung einer zeitlichen Unsicherheit der Erbes-Legitimation, aber auch die gleiche Unabhängigkeit vom Willen des Erblassers wie bei den erblasserischen Schulden, nach moderner Auffassung endlich die rein materielle Bedeutung des Notherbenrechts. Letztere Gründe scheinen mir im allgemeinen wohl den Ausschlag zu geben. In der That entschied sich auch das Gesetzbuch für ein Pflichttheilsforderungsrecht. In der Auffassung des Pflichttheils als Werthquote und nicht als Erbquote stimmt das Bürgerliche Gesetzbuch namentlich mit dem österreichischen Bürgerlichen Gesetzbuch und wohl auch mit dem preußischen Landrecht überein, während unter anderm das sächsische Gesetzbuch und noch das neue Züricher Gesetzbuch ein wirkliches Erbrecht gewähren. Als ein bloß obligatorisches Recht mag das Pflichttheilsrecht wie eine Art minderen Rechts gegenüber dem „dinglichen" Erbrecht erscheinen. Immerhin führt die Gestaltung als Forderungsrecht naturgemäß zu einer Reihe von Besonderheiten, so namentlich im Inhalte des Pflichttheilsrechts, wonach dieses nicht auf einzelne Nachlaßbestandtheile gerichtet, daher nicht vom Gedeihen und Verderben des Nachlasses nach dem Erbfalle abhängig ist; so in der Nothwendigkeit einer Bewerthung des Nachlasses, wie einer gewissen Sicherung des Pflicht-

theilsberechtigten; so in der Nichthaftung des letzteren für Nachlaßverbindlichkeiten u. s. w. Das Gesetzbuch stellt die Verbindlichkeiten aus Pflichttheilsrechten zu den Nachlaßverbindlichkeiten und zwar zu denjenigen, welche den Erben als solchen treffen und nicht schon vom Erblasser herrühren. In der That muß der Pflichttheilsberechtigte im allgemeinen von den Erben ähnlich wie die sonstigen Nachlaßgläubiger befriedigt werden. Derselbe steht jedoch naturgemäß den letzteren nicht gleich. Einerseits steht nämlich der Pflichttheil als eine reine Nachlaßquote hinter den erblasserischen Schulden und sonstigen pflichtmäßigen Lasten des Nachlasses, andrerseits ist wieder der Pflichttheil als ein gegenwilliger Theil ebenso unabhängig vom erblasserischen Willen, wie die erblasserischen Verbindlichkeiten, und steht daher derselbe doch vor den wahren Vermächtnissen. Die Pflichttheilsschuld ist also auch nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch eine „qualifizirte Erbschaftsschuld".

Insofern nun aber der Pflichttheilsanspruch ein Forderungsanspruch auf eine Geldleistung ist, welcher kraft Gesetzes von Todes wegen begründet ist, mag man denselben als ein gesetzliches Vermächtniß bezeichnen, indem er eben auf einen Singularerwerb mortis causa gerichtet ist. In der That ist eine gewisse Parallele zwischen dem gesetzlichen Pflichttheil und einem letztwilligen Vermächtniß unverkennbar. Dies ergibt sich nicht nur aus jenem Inhalt des Anspruchs, sondern auch daraus, daß im Gesetzbuch beide in gar manchen Beziehungen gleich behandelt oder doch verbunden werden; auch erwähnt das Gesetzbuch selbst das letztwillige Pflichttheilsvermächtniß. Indeß darf gerade beim Pflichttheil die Parallele mit dem wahren Vermächtniß nicht zu weit getrieben werden, insofern jener wider den erblasserischen Willen gebührt und, wie gesagt, den Vermächtnissen vorgeht. Namentlich zeigt sich eine Nichtübereinstimmung in der wichtigen Frage nach dem Erwerb des Pflichttheilsanspruchs, indem dieser mit dem Erbfalle endgültig erworben wird, unbeschadet des Rechtes, diesen Erwerb (ex nunc) aufzugeben, durch Erlaß, während das wahre Vermächtniß mit dem Erbfalle nur vorläufig erworben wird, mit dem Rechte, diesen Erwerb (ex hunc) ganz rückgängig zu machen durch Ausschlagung. Die ersten Motive selbst finden es bedenklich, die Analogie des Erwerbes der Vermächtnisse hier durchzuführen, und wohl mit Rücksicht darauf ist in diesen Motiven die Bezeichnung des Pflichttheiles als gesetzliches Vermächtniß vermieden, obgleich dieselben doch sonst auffallend oft von diesen gesetzlichen Vermächtnissen sprechen. Indeß ist es für den Begriff eines gesetzlichen Vermächtnisses nicht wesentlich, daß alle Normen der letztwilligen Vermächtnisse anwendbar sind. Für das bisherige gemeine Recht wird denn der Pflichttheil mitunter doch als gesetzliches Vermächtniß bezeichnet, ja gar als gesetzlich vermuthetes Vermächtniß, obgleich derselbe doch wieder dem Willen dem Erblassers gebührt. Die nähere Ausgestaltung der Lehre vom Pflichttheil würde uns natürlich hier zu weit führen; ich erlaube mir deßfalls auf mein soeben erschienenes Buch „Pflichttheil, Erbenausgleichung und die sonstigen gesetzlichen Vermächtnisse nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch für das Deutsche Reich" zu verweisen.

Ein gesetzliches Vermächtniß, welches nicht so leicht zu erkennen ist, bietet dann die gesetzliche Erbenausgleichung. Bekanntlich sind bei der gesetzlichen oder doch bei der gesetzmäßigen Erbfolge die Abkommlinge des Erblassers verpflichtet, untereinander gewisse Vorempfänge zur Ausgleichung zu bringen. Diese Ausgleichung wird bei der Auseinandersetzung durch Werthseinrechnung gewährt als eine Ideal-Kollation. Es wird nämlich zunächst der Werth der Vorempfänge dem Nachlasse hinzugerechnet; aus der Summe werden sodann die Quoten der einzelnen Erben beziffert, wonach dann jedem Miterben der Werth seines Vorempfanges auf seine Quote eingerechnet wird. Infolge der Hinzurechnung eines Vorempfanges zum Nachlaß und seiner Einrechnung auf eine Quote des Ausgleichungspflichtigen erhält der Ausgleichungsberechtigte offenbar einen erbrechtlichen Vortheil, welcher ohne die Ausgleichung nicht stattfinden würde. Das ist das commodum collationis. Dieser Vortheil kommt schon zufolge der Ideal-Kollation nicht aus dem eigenen Vermögen des Ausgleichungspflichtigen zu, insbesondere nicht aus den Vorempfängen. Die Vorempfänge werden nämlich zwar mit dem Nachlaß vereinigt, aber nur gewissermaßen, nur rechnungsmäßig, nur zusammengerechnet zum Behufe der Ausgleichung. Das bedeutet aber nicht, daß sie nun etwa durch eine Vermischung zum Nachlaß wirklich gehören. Die betreffenden Zuwendungen bleiben auch fortan Zuwendungen unter Lebenden mit ihrer bisherigen endgültigen Wirkung und daher extra hereditatem. Der Vortheil kommt nur dem Berechtigten aus dem effektiven Nachlaß zu. Er wird nämlich dadurch verwirklicht, daß aus dem zu vertheilenden effektiven Nachlaß infolge jener Hinzurechnung die Ausgleichungsberechtigten entsprechend mehr, und infolge jener Einrechnung die Ausgleichungspflichtigen entsprechend weniger erhalten, als ihnen da nach ihrem gesetzlichen Erbtheile an sich gebühren würde. Obgleich aber der fragliche Vortheil unter Miterben aus dem Nachlaß bei der Erbtheilung verwirklicht wird und überhaupt mit der Erbtheilung zusammenhängt, kommt derselbe den Ausgleichungsberechtigten doch nicht kraft ihres Erbrechtes, nicht kraft der Erbtheilung und nicht in ihrem Erbtheile zu. Kraft des Erbrechts könnten dieselben bei der Erbtheilung doch nur solche Beträge des effektiven Nachlasses ansprechen, welche genau im Verhältniß zu ihren gesetzlichen Erbquoten stehen. Die Erbtheile als solche erfahren bei der Ausgleichung keine Vermehrung, beziehungsweise Verminderung, mit anderen Worten, es findet nicht etwa eine „dingliche" Verschiebung der Erbquoten statt. Eine solche dingliche Verschiebung würde zu besonderen Unzukömmlichkeiten und vorweg zu Schwierigkeiten in der Berechnung führen. Der in Rede stehende Vortheil ist hienach ein Plus, welches für die Berechtigten neben ihrem Erbtheil noch hinzu kommt, eis accessit. Näher ist er ein Einzelvortheil (§ 2372), denn die Ausgleichung wirkt ja zunächst nur obligatorisch, nach innen, unter den Betheiligten; es wird ja kraft Rechtens nur eine Forderung, beziehungsweise eine Verpflichtung unter den fraglichen Miterben, gewisse Vorempfänge zur Ausgleichung zu bringen, mit deren Erbfolge begründet, d. i. die Ausgleichungspflicht (die Kollations-Obligation); und diese wird bei der Auseinandersetzung eben dadurch realisirt, daß der Eine entsprechend mehr, der Andere entsprechend weniger aus dem Nachlaß erhält, als ihm ohne die Kollationsvorschrift sonst zukommen. Bei der zweiten Lesung freilich scheint man eine dingliche Ausgleichungspflicht (auf bloße Duldung der Ausgleichung) unter den miterbenden Abkömmlingen als Gesammthändern angenommen zu haben. Allein dem Wortlaute wie dem Inhalte der betreffenden Gesetzesbestimmungen liegt es näher, dennoch die bisherige obligatorische Ausgleichungspflicht beizubehalten; denn wenn es heißt, daß die Abkömmlinge „verpflichtet" sind, „untereinander" gewisse Zuwendungen „zur Ausgleichung zu bringen", so ist diese Verpflichtung zunächst doch auf eine Linie zu stellen mit ihrer obligatorischen Verpflichtung zur Mitwirkung nach den §§ 2057, 2038 u. a. Der Charakter als Einzelvortheil ergibt sich auch schon von selbst daraus, daß damit eine frühere letzzeitige Einzelzuwendung ausgeglichen werden soll und scheitert nicht etwa daran, daß die gesetzliche Begünstigung unter Erben eintritt; kann doch auch sonst ein Einzelvortheil aus dem Nachlaß den Erben und wider

Digitized by Google

Erben gewährt sein. Offenbar ist der Vortheil eine Begünstigung von Todes wegen, und zwar obwohl er eine frühere Zuwendung unter Lebenden ausgleichen soll. Es wird da etwas nicht nur aus der Erbschaft, sondern auch um der Erbschaft willen gewährt, indem da das rechtliche Schicksal des Nachlasses vom Standpunkt der Gleichmäßigkeit geordnet wird unter den Nachlaßtheilnehmern als solchen, nämlich unter Abkömmlingen, wenn und weil sie Erben sind. Endlich ist der Grund der fraglichen Begünstigung ein außerhalb des Erbgrundes liegender. Während nämlich das Erbrecht der Ausgleichungsberechtigten sich gründet auf eine nahe Familienangehörigkeit zum Erblasser, beziehungsweise auch auf eine wirkliche Einsetzung durch denselben, wird unser commodam vom Gesetz noch an die Thatsache des Vorempfanges und an den wahrscheinlichen Ausgleichungswillen des Erblassers geknüpft, ohne daß dieser Wille erklärt ist; mit anderen Worten, es liegt eine gesetzliche Einzelbegünstigung vor im Sinne einer nicht gewillkürten Begünstigung. Als wahrscheinlicher Wille des Erblassers wird da vom Gesetze vermuthet, daß unter seinen Kindern von Todes wegen eine gewisse Gleichheit, aequalitas, oder doch Gleichmäßigkeit bestehen soll.

Wenn nun bei der gesetzlichen Kollation eine gesetzliche Einzelbegünstigung von Todes wegen vorliegt, so mag man hier wieder von einem gesetzlichen Vermächtnisse sprechen, und zwar mit Rücksicht darauf, daß hier Erben begünstigt sind, von einem gesetzlichen Vorausvermächtnisse; noch näher möchte ich dann dasselbe das gesetzliche Ausgleichungs- oder Kollationsvermächtniß nennen. In der That ist eine Parallele mit einem letztwilligen Ausgleichungsvermächtnisse unverkennbar: vor allem ist der betreffende Vortheil aus der gesetzlichen Kollation gerade von der Art, daß er auch Gegenstand eines letztwilligen Vermächtnisses sein kann. Ferner besteht beim gesetzlichen wie beim letztwilligen Kollationsvermächtnisse eine Art lex collationis imposita, wie die römischen Quellen sagen, eine Kollationsanordnung; hier nämlich durch den erklärten Willen des Erblassers, dort durch das Gesetz nach dem wahrscheinlichen Willen des Erblassers. In beiden Fällen erfolgt eine Beschwerung des einen Erben zugunsten des andern mit einer Last, onus collationis impositum; bei beiden ist diese Beschwerung in der Gestalt nicht einer Bedingung, auch nicht einer bloßen Auflage, sondern eben eines Vermächtnisses zu denken, vollends sofern nach modernem Recht die Kollation direkt erzwingbar ist. Bei beiden wird zuvörderst eine Obligation begründet, und zwar auf Ausgleichung, welche nach modernem Recht nicht zur Ueberschwerung des Pflichtigen führt und schließlich in gleicher Weise realisirt wird. Ueberhaupt findet sich im Gesetzbuch eine ganze Reihe von Punkten, wo die Parallele zwischen Ausgleichungspflicht und Vermächtniß ausdrücklich durchgeführt ist.

Schwierige gesetzliche Vermächtnisse ergeben sich infolge der fortgesetzten ehelichen Gütergemeinschaft. Wird eine Ehe mit Gütergemeinschaft durch den Tod eines Ehegatten aufgelöst und sind da gewisse gemeinschaftliche Abkömmlinge vorhanden, so wird zwischen diesen und dem überlebenden Ehegatten nach Maßgabe des Gesetzes die Gütergemeinschaft hinsichtlich des ehelichen Gesammtgutes ungetheilt fortgesetzt.

Allerdings heißt es im Gesetzbuch für diesen Fall, daß der Antheil des verstorbenen Ehegatten am Gesammtgute da „nicht zum Nachlasse“ gehöre. Dies ist aber nicht so buchstäblich zu nehmen; in Wahrheit findet doch nach dem verstorbenen Ehegatten auch hinsichtlich des erwähnten Antheiles ein Erwerb von Todes wegen statt. Darauf deutet vor allem der Umstand, daß doch für etwaige einseitige Abkömmlinge sich Erbrecht und Erdtheil bei Vorhandensein von jenen gemeinschaftlichen Abkömmlingen so bestimmt, wie wenn fortgesetzte Gütergemeinschaft nicht eingetreten wäre, daß also Ersteren etwas selbst aus dem ehelichen Gesammtgute nach den allgemeinen Beerbungsvorschriften zufällt. Es gehört daher schon mit Rücksicht auf solche Abkömmlinge der Antheil des Verstorbenen am Gesammtgute sicher zum Nachlasse desselben. Es finden aber gleichfalls vielfach hinsichtlich der zur Fortsetzung der Gemeinschaft Berufenen allgemeine erbrechtliche Grundsätze entsprechende Anwendung. So gleich für die Frage nach der Antheilsberechtigung der gemeinschaftlichen Abkömmlinge am Gesammtgute, indem antheilsberechtigt lediglich solche gemeinschaftliche Abkömmlinge sind, die im Falle der gesetzlichen Erbfolge als Erben nach dem verstorbenen Gatten berufen sind. So ferner für die Frage nach der seinerzeitigen Schichtberechtigung bei der Auseinandersetzung der fortgesetzten Gemeinschaft, indem da den antheilsberechtigten Abkömmlingen an sich die Hälfte des Ueberschusses des Gesammtgutes nach dem Verhältnisse der Antheile gebührt, zu denen sie im Falle der gesetzlichen Erbfolge als Erben des verstorbenen Gatten berufen sein würden, wenn dieser erst zur Zeit der Beendigung der Gemeinschaft gestorben wäre. So ferner für einen gewissen Einfluß letztwilliger Verfügungen des verstorbenen Gatten auf eine Ausschließung der Fortsetzung der Gütergemeinschaft überhaupt, wie auf eine Ausschließung und Beschränkung der Antheilsberechtigungen und der Schichtberechtigungen der gemeinsamen Abkömmlinge, wobei für Letztere selbst pflichttheilsartige Ansprüche gesetzlich vorbehalten sind. Ferner finden gewisse allgemeine erbrechtliche Grundsätze Anwendung für eine Ablehnung oder Verzichtleistung der eventuell Berechtigten, für deren Unwürdigkeit ꝛc. Endlich ist auch das Nachlaßgericht kompetent und ohne Zweifel wird der Fiskus den Antheil des Verstorbenen ohne theoretische Skrupel mit der Nachlaßsteuer zu treffen wissen. Alle die bezüglichen Normen über die fortgesetzte allgemeine Gütergemeinschaft haben hinsichtlich des Antheiles des Verstorbenen allerdings einen erbberechtigten, das heißt verlassenschaftsrechtlichen Charakter. Dabei ist die einfachste Konstruktion nach Gengler die, daß die bisherige Gemeinschaft nunmehr von Todes wegen (mit Modifikationen) fortgesetzt wird, daß also die bisherige Mitberechtigung des verstorbenen Gatten nunmehr (mit Modifikationen) für die gemeinschaftlichen Abkömmlinge fortdauert. Allerdings nehmen die ersten Motive und die zweiten Kommissionsprotokolle mit anderen Vertretern der Wissenschaft ein völlig neues Recht dieser Abkömmlinge an, indem zunächst das Recht des überlebenden Ehegatten kraft Anwachsung sich von selbst auf das ganze Gesammtgut erstrecke. Hienach soll die Gemeinschaft sich da als eine neue fortsetzen. Dagegen spricht aber schon, daß das Gesetzbuch selbst, wie gesagt, nach dem verstorbenen Ehegatten dessen Antheil am Gesammtgut in gewisser Beziehung weiter unterscheiden muß, zumal daraus der eventuelle Antheil der einseitigen Abkömmlinge erst ausgekehrt werden muß; dann spricht dagegen, daß vom Gesetzbuche gewisse letztwillige Verfügungen des Verstorbenen hinsichtlich seines Antheiles anerkannt werden; ja auch nach dem späteren Ableben eines antheilsberechtigten Abkömmlings wird dessen bisheriger Antheil am Gesammtgute weiter unterschieden, insofern da nicht schlechthin eine Anwachsung an die übrigen Gemeinschafter statuirt ist. In Wirklichkeit ist also zu sagen: Der Antheil des verstorbenen Gatten am Gesammtgute gehört in Wirklichkeit doch zum Nachlasse desselben; er bildet nicht etwa einen besonderen Vermögenstheil neben dem Nachlasse; aber ebensowenig einen besonderen Nachlaß; dies ergibt sich auch schon aus dem einmal rezipirten römischen Prinzipe der Universalsuccession (§ 1922), mit welchem ja die fortgesetzte eheliche Gütergemeinschaft in Einklang zu bringen ist, wenn dies nur, wie eben hier, irgend möglich ist. Mit obiger Bestimmung, daß der fragliche Antheil nicht zum

Nachlasse gehöre, sollte eigentlich nur gesagt sein, daß hinsichtlich des Antheils nicht durchaus die allgemeinen erbrechtlichen Vorschriften, sondern auch gewisse besondere Vorschriften gelten, welche diesfalls den Erwerb noch zu einem besonderen gestalten, aber innerhalb des Rahmens des ganzen Nachlasses.

Von den besonderen Vorschriften ist nun vor allem anzuführen, daß das eheliche Gesammtgut beziehungsweise obiger Rest desselben eben ein Gegenstand der fortgesetzten Gütergemeinschaft zwischen den überlebenden Ehegatten und den berechtigten gemeinschaftlichen Abkömmlingen ist. Insofern wird allerdings jetzt in rechtlicher Beziehung die Gesammtgutshälfte des Verstorbenen von dessen übrigem Nachlasse noch auseinandergehalten und mit dem übrigen Gesammtgute zusammengehalten, als ein besonderer Komplex mit besonderem rechtlichen Schicksale. Die fortgesetzte Gemeinschaft am Gesammtgute ergibt sich nun als ein sogenanntes Miteigenthum zur gesammten Hand, das heißt als Mitberechtigung ohne Bruchtheil. Das Gesetzbuch freilich spricht, wie ja unwillkürlich, von einem „Antheile" des Verstorbenen, von „Antheilen" der Abkömmlinge, von „Antheilsberechtigten" statt von Mitberechtigten. Die „antheilsberechtigten" Abkömmlinge treten nach obiger Konstruktion der fortgesetzten Gütergemeinschaft in den sogenannten Antheil des verstorbenen Ehegatten als derivative Erwerber. Allerdings treten dieselben nicht immer in die volle rechtliche Stellung des Verstorbenen, sind sie mit anderen Worten nicht immer Successoren im engeren Sinne (was selbstverständlich der derivativen Natur ihres Erwerbs nicht widerspricht). Die Abkömmlinge haben nämlich als Gesammthändler hinsichtlich des Gesammtgutes stets die rechtliche Stellung, welche während der Ehe die Frau hatte, indessen der überlebende Ehegatte stets die überwiegende rechtliche Stellung hat, welche während der Ehe der Mann hatte. Der eigenartige Erwerb der fortsetzenden Abkömmlinge hinsichtlich des Gesammtgutes ist nun, obgleich ein Erwerb von Todes wegen, so doch keine Gesammtnachfolge im übernommenen römischen Sinne, nämlich keine wahre Erbfolge in den Nachlaß als Gesammtheit, obgleich er sich allerdings auf eine Gesammtheit bezieht und in Einem Schlage erfolgt, ja nach Ordnung und Verhältniß der eventuellen gesetzlichen Erbfolge stattfindet. Der Erwerb betrifft ja nur einen Antheil von einer besonderen universitas (beziehungsweise gar nur einen Restitheil) und dieser Antheil kommt innerhalb der allgemeinen Erbuniversitas neben den sonstigen Vermögensobjekten des Verstorbenen doch nur als etwas Einzelnes, als ein einzelner Complexantheil in Betracht und ist häufig unter diesen sonstigen Objecten von den Erben erst noch durch Prüfung oder Wahl zu individualisiren und auszusondern, zumal dann, wenn die Frage nach der Fortsetzung der Gemeinschaft spät entschieden wird. Dazu kommt, daß die wahren Erben selbst der Individualität nach mit jenen berechtigten Abkömmlingen nicht immer identisch sind. Kurz, in Ansehung des Antheils des Verstorbenen liegt für die fortsetzenden Abkömmlinge ein Singularerwerb von Todes wegen vor. Auf diese Weise wird eben die fortgesetzte Gütergemeinschaft möglichst in Einklang gebracht mit dem übernommenen römischen Grundsatze der Gesammtnachfolge in den Nachlaß als Ganzes.

Die erwähnten Ansprüche der Abkömmlinge erheischen dann noch eine Beleuchtung in Ansehung ihrer Grundlage. In dieser Beziehung ist nun zwar festzuhalten, daß die eheliche Gütergemeinschaft seinerzeit unter Lebenden durch Vertrag begründet ward; allein die Fortsetzung dieser Gemeinschaft von Todes wegen tritt nicht gerade auf Grund der etwaigen Vereinbarung durch die Ehegatten ein, sondern selbst ohne bezügliche Vereinbarung derselben, von Rechts wegen, als eine gesetzliche Nachwirkung mortis causa; nur tritt dieselbe allerdings nicht etwa wider einen sie ausschließenden Vertrag ein. Die gesetzlichen Bestimmungen über die Fortsetzung der Gütergemeinschaft sind nämlich überhaupt dispositiver Natur, jedoch von so eigenthümlicher Art, daß sie von den Parteien zwar ganz ausgeschlossen, aber nicht theilweise abgeändert werden können. Wenn nun die Fortsetzung der Gemeinschaft durch Vertrag wirklich weder vereinbart, noch ausgeschlossen wurde, bedeutet sie für die Betheiligten einen gesetzlichen Erwerb. Sofern hienach ein gesetzlicher Singularerwerb von Todes wegen vorliegt, mag man wieder von einem gesetzlichen Vermächtnisse sprechen.

Aber auch für den überlebenden Ehegatten liegt ein solches gesetzliches Vermächtniß vor, denn auch er erwirbt von Todes wegen gewisse Berechtigungen kraft Rechtens hinsichtlich des Gesammtgutes (abgesehen davon, daß er die bisherige Gesammtguthälfte behält). Er ist in einer überwiegenden Stellung hinsichtlich des Eintritts der fortgesetzten Gemeinschaft überhaupt; überwiegend ist seine Stellung auch während der fortgesetzten Gemeinschaft, wie ich schon angedeutet habe; überwiegend aber endlich noch hinsichtlich der späteren Aufhebung der fortgesetzten Gemeinschaft. Diese einzelnen Vortheile von Todes wegen können unter Umständen sogar zur Beschränkung der Abkömmlinge auch hinsichtlich deren gewöhnlichen Erb- und Pflichttheilsrechte führen.

Pietro Verri und seine Zeitgenossen.

Von Arthur Dix.

Mehr und mehr lernen die deutschen Forscher auf dem Gebiete der Nationalökonomie und Sozialwissenschaften aus dem reichen Born schöpfen, den die italienische Literatur birgt. Seit 150 bis 200 Jahren herrscht in Italien eine nicht geringe Regsamkeit in der Behandlung wirthschaftswissenschaftlicher Fragen, und manches in dieser Zeit erschienene Werk verdient weit über die Grenzen Italiens hinaus eine größere Beachtung, als es sie bisher im allgemeinen gefunden hat; nur die französischen Gelehrten haben den Italienern eine regere Aufmerksamkeit zugewandt, während die deutschen und englischen sie nur wenig beachtet haben. Am meisten sind sie uns neuerdings durch Luigi Cossa nahe geführt, dessen knapp und klar gehaltene Schriften in der Bearbeitung von Moormeister auch unter den deutschen Lesern eine ausgedehnte Verbreitung gefunden haben. Unter seinen Kollegen mag nur auf Angelo Messedaglia, den hervorragenden Kenner des Geld- und Kreditwesens, den reformeifrigen Luigi Luzzatti und den scharfsinnigen Ricca-Salerno hingewiesen werden. Etwas älteren Datums sind die gleichfalls recht beachtenswerthen Schriften von Bianchini, Scialoja und dem außerordentlich einflußreichen Francesco Ferrara; während dieser sich durch glänzende, im übrigen aber allzu doktrinäre Darstellungsweise auszeichnet, verkörpert Ludovico Bianchini am besten die in Italien übrigens stets besonders ausgeprägte ethische Richtung in den Wirthschafts- und Sozialwissenschaften.

Besonders lebhaft waren die nationalökonomischen Studien in Italien in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Der Vorläufer einer ganzen Reihe bedeutender Forscher war Antonio Bandini, dem Roscher nicht ohne Grund nachrühmt, daß er einige leitende Theorien der Physiokraten vorweggenommen habe. Ebenso wie seine Nachfolger schöpft er die Anregung und das Material zu seinen Abhandlungen unmittelbar aus den Verhältnissen der Zeit, aus den agrarischen, bezw. finanziellen Mißständen; der größte Theil jener Italiener hat durch die wissenschaft-

Digitized by Google

lichen Werke direkt auf bedeutende wirthschaftspolitische Reformen hingewirkt, zum großen Theil waren die Männer selbst praktisch in der Verwaltung thätig. — Der erste nationalökonomische Lehrstuhl in Europa wurde gleichfalls zu jener Zeit in Italien errichtet, und zwar 1755 in Neapel; ihm folgte drei Jahre später ein solcher in Stockholm. Der Lehrstuhl in Neapel wurde für Antonio Genovesi gegründet, um ihn gegen die Angriffe der Orthodoxie zu schützen. Genovesi verdanken wir die erste systematische Behandlung der italienischen Staatswirthschaftslehre, welche übrigens auch in Deutschland bereits kurz nach ihrem Erscheinen durch eine Uebersetzung von Wichmann (1772—76) bekannt wurde. Fast gleichzeitig erschien in deutscher Uebersetzung das Hauptwerk eines anderen, viel bewunderten italienischen Nationalökonomen, Ferdinando Galiani, das von Männern wie Voltaire, Diderot und Grimm hohe Bewunderung erntete, mehr freilich wegen des glänzenden Stils, in dem die trockene Frage der Getreidehandelspolitik behandelt wurde, als wegen der auch damals schon recht anfechtbaren Grundsätze. — Ohne auf die interessanten Schriften von Männern wie Ludovico Ricci, Francesco Mengotti u. A. einzugehen, wenden wir uns einem der charakteristischsten Vertreter der damaligen italienischen Nationalökonomie zu, einem jener Beamten, die ihre Werke aus der Praxis schöpften und ihre Ideen in die Praxis übertrugen, einem der erfolgreichsten Arbeiter in Theorie und Praxis zu gleicher Zeit, Pietro Verri.

Graf Pietro Verri, der am 12. Dezember 1728 in Mailand geboren ist, wurde, nachdem er in der österreichischen Armee gedient, 1763 Gouvernementsrath in seiner Vaterstadt. Hier war ein ausgedehntes Feld für reformirende Thätigkeit, da die Lombardei damals in Bezug auf Finanzen und besonders auf Steuern einen wenig günstigen Stand hatte. Eine Denkschrift Verri's bewirkte zunächst, daß der Minister Kaunitz das alte System der Steuererhebung durch Generalpächter aufhob. Seine rege und erfolgreiche Thätigkeit zur Regelung des Zollwesens veranlaßte im Jahre 1772 die Regierung, Verri mit dem Vorsitz des Kommerzkollegiums zu betrauen. Nach anhaltender, segensreicher Thätigkeit wurde er jedoch 1786 von seinen mächtigen Widersachern gestürzt, und erst 10 Jahre später, nach der Eroberung der Lombardei durch Frankreich, nahm er seine leitende Thätigkeit wieder auf. Lange jedoch wirkte er nicht mehr in dem Municipalrath, in den Napoleon ihn berufen; mitten in einer Sitzung machte ein Schlagfluß seinem arbeitsreichen Leben ein Ende.

Verri's Werke beziehen sich besonders auf seine amtliche Thätigkeit und behandeln in erster Linie das Finanzwesen Mailands und der Lombardei. Sein Hauptwerk: „Meditazione sull' economia politica", erschien 1771, zuerst anonym, und erlebte dann eine Reihe von Auflagen und Uebersetzungen, u. a. 1773 ins Französische und 1774 ins Deutsche („Betrachtungen über die Staatswirthschaft").

Untrennbar verknüpft ist besonders der Theoretiker Verri mit seinem großen Freunde Cesare Beccaria, den Voltaire als Wohlthäter des gesammten Europa preist, und zwar auf Grund seines in der That in ganz Europa großes Aufsehen erregenden Werkes „Ueber die Verbrechen und Strafen". Gleich Beccaria, und mehr noch als dieser, verkörpert er den Uebergang von der Physiokratie zum Smithianismus. Hier und da freilich passirt es wohl, daß er noch in merkantilistische Irrthümer zurückfällt, so z. B. wenn er — übrigens übereinstimmend mit Voltaire, Galiani u. A. — die Ansicht vertritt, daß der Gewinn eines Landes nothgedrungen der Verlust eines anderen sein müsse. Im allgemeinen aber ist er einer der am weitesten fortgeschrittenen Geister und steht bereits über manchen irrthümlichen Theorien seiner Zeitgenossen. Auch war er der Erste, durch den die bis dahin nur unklar und verschwommen auftretende Angebot- und Nachfragetheorie klar und deutlich ausgesprochen wurde. Zur Hebung des Nationalreichthums empfiehlt er eine Vermehrung der Reproduktion, eine schnellere Wiedererzeugung von Gütern. In seinen „Meditazioni" sagt Verri: „Die gedankliche Zergliederung des Begriffes der Reproduktion wird als dessen einzige Bestandtheile das Trennen und Zusammenfügen von Gegenständen ergeben" und spricht dabei jenen „Fundamentalsatz der Volkswirthschaftslehre" aus, dessen Entdeckung dem älteren Mill fälschlich von seinem Sohne zugeschrieben wird.

Neben den reinen finanz- und steuerpolitischen Fragen, die ihn in seinem Beruf beschäftigten, widmet Verri ebenso wie die Mehrzahl seiner Zeitgenossen — als Ausläufer der Physiokratie — seine Aufmerksamkeit besonders der Getreidehandelspolitik, und zwar in den „Riflessioni sulle leggi vincolanti, principalmente nel commercio de' grani", welche bereits 1769 geschrieben, aber erst 1796 gedruckt sind. Wie überhaupt ein eifriger Vertheidiger der wirthschaftlichen und Verkehrsfreiheit, so ist Verri auch ein Freund des freien Getreidehandels, in welchem er das beste Heilmittel gegen übergroße Preisschwankungen und schließlich gegen Hungersnoth erblickt. Mehr als die Physiokraten setzt Verri neben der Landwirthschaft die Industrie in ihre Rechte; zu ihrem Schutze befürwortet er einen mäßigen Zoll, während er entschieden für die Aufhebung der Binnenzölle eintritt. Als Freund der Freiheit in Handel und Wandel verwirft er sowohl die Zünfte, als auch die Zins- und Wuchergesetze. In all diesen Fragen stimmt er im wesentlichen durchaus mit seinem treuen Freunde Beccaria überein, von dessen Anschauung er dagegen in einem wichtigen und auch heute wieder recht aktuellen Punkte völlig abweicht. Befürwortet Beccaria nämlich die „grande cultura", so vertritt Verri entschieden die Ueberzeugung, daß der landwirthschaftliche Kleinbetrieb höhere Gesammterträge abwirft, also eine Vermehrung der Reproduktion, bezw. des jährlichen Produkts des Bodens und der Arbeit — wie Smith es ausdrücken würde — gegenüber dem Großbetrieb darstellt und somit seinem ganzen System nach den Vorzug verdient. Wie weit er sich im übrigen von den alten Physiokraten emanzipirt hat, zeigt sich besonders darin, daß er den Lieblingsplan derselben, die einzige Grundsteuer („l'impôt unique") verwirft.

Obwohl die erste italienische Uebersetzung des bahnbrechenden „Völkerreichthums" bereits 1780 erschien, müssen die italienischen Nationalökonomen jener Zeit doch noch als durchaus selbständige Forscher aufgefaßt werden; der Smithianismus brach sich erst später Bahn. Umso interessanter sind diese Männer, die an der Schwelle einer neuen Zeit stehen, halb noch im Banne der alten Physiokratie, doch schon beträchtlich über sie hinausgewachsen und manches vorwegnehmend, was die neue Lehre bringen sollte. Ihr Wirken ist umso anziehender, als sie fast Alle aus dem Vollen schöpften, die Früchte unmittelbar von des Lebens goldenem Baume pflückend, in Theorie und Praxis gleich bewandert, gleich thätig, die Wahrheit ihrer Theorien fortgesetzt am praktischen Leben prüfend und in segensreicher Wirksamkeit in die Praxis übertragend. Thatenfrohe Männer, die, wie Graf Pietro Verri, im Dienste des Landes sterben.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Die Arbeiterfrage einst und jetzt.** Ein akademischer Vortrag von Dr. Raum Reichesberg, Dozent für Nationalökonomie und Statistik an der Universität Bern. (Leipzig, Wigands Verlag. 1897.) — Wir sind zwar gewohnt, in jedem „Einst" und „Jetzt" einen gewissen poetischen Schimmer zu sehen. Im vor-

liegenden Heft ist aber, was wir dem Verfasser danken, hiervon nichts wahrzunehmen; er behandelt die schon an sich trockene Frage mit der größten objektiven Nüchternheit und sachlicher Klarheit. Zunächst tritt er der leider weitverbreiteten Anschauung entgegen, die meint: Wozu der Lärm! Die Arbeiterfrage ist so alt, wie die Welt und wird nie genügend zu lösen sein. Er weist deßhalb nach, daß sie in den verschiedenen Kulturperioden sehr verschieden war und daß mit der heutigen akuten Natur derselben jener verschiedenen Formen nicht zu vergleichen sind, daß jeder Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung eine besondere Arbeiterfrage entspricht, die eben den besonderen Verhältnissen gemäß ihre eigenthümliche Lösung erheischt. Dabei kommen die Sklaven- und Hörigkeitsverhältnisse des Alterthums (der Griechen und Römer), dann die Zustände der Bauern und Handwerker des Mittelalters, die Schaffung freier Arbeit durch die französische Revolution und deren wirthschaftliche Verkümmerung durch den Kapitalismus der Neuzeit zu klarer Anschauung. Charakteristisch findet der Verfasser mit Recht, daß bei den Kämpfen der arbeitenden Klassen mit den Bedrückern in früheren Perioden die Noth der Antrieb war und nicht irgend ein fernes Ideal; daß ihr einziger Zweck die Erleichterung der allzu drückenden Last war; daß die Gesellschaft im großen und ganzen sich gewaltig ins Unvermeidliche fügt, aber immer im Rahmen der gegebenen Verhältnisse verharrt, wenn sie eine bessere Lage zu erobern trachtet, während heute eine Einigkeit in der Arbeiterklasse sich gebildet hat und überall den Kämpfenden als Ziel vorschwebt, diesen Rahmen der gegebenen Verhältnisse zu durchbrechen, den Klassenunterschied aufzuheben, die Lohnarbeit zu beseitigen und das Einkommen nach Maßgabe der geleisteten Dienste zu vertheilen. — In dieser letzteren Richtung finden wir die Ausführungen nicht ganz einwandfrei. Wir möchten lieber statt ihrer sagen oder wenigstens stärker betonen, daß heute der Staat die Arbeiterfrage vom Standpunkt der Erkenntniß des ethischen und nationalwirthschaftlichen Werthes der Arbeit aus auffaßt und dieser Auffassung auch Ausdruck gibt, während seither die Gesetzgebung, als sie anfing, sich mit der Arbeiterfrage zu beschäftigen, in ihr nur ein Steuerobjekt sah und auf die Steuerkraft des Arbeiters bedacht sein zu müssen wähnte und z. B. für eine Idee der Alters- und Invaliditätsversicherung der Arbeiter absolut unzugänglich war.

γσ **Berlin**, 21. Nov. Die gestrige Monatssitzung der „Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“ ward mit einem Glückwunsch des Geheimraths Prof. Dr. Waldeyer an Geheimrath Virchow namens der Gesellschaft zu dessen jüngst stattgehabtem 50jährigem Dozentenjubiläum eröffnet, dem der Jubilar dankend erwiderte. Als Vorsitzender gedachte er alsdann der verstorbenen Mitglieder der Gesellschaft, des Sanitätsraths Dr. Güterbock, des Weitreisenden Louis Fischer, wie des Direktors Dr. Julius Schmidt am Museum in Halle. — Prof. Schweinfurth, der auf dem Weg nach Aegypten, seinem stetigen Winteraufenthalt, begriffen ist, sendet aus Palermo einen eingehenden Bericht, in dem er die Zustände Siziliens mit denen Aegyptens in Parallele stellt und besonders darauf aufmerksam macht, wie im Beginn unsres Jahrhunderts ein starker Import lebender Pflanzen aus Sizilien nach Aegypten stattgehabt habe. Prof. Maslowsky (Brünn) sendet einen Bericht über das Diluvium in Brünns Umgegend, das ihn seit langer Zeit wissenschaftlich beschäftigt hat. Die Anthropologen haben in Delft beschlossen, eine ähnliche Untersuchung der holländischen Jugend vorzunehmen, wie sie vor 22 Jahren Virchow in Norddeutschland veranlaßt hat. Von Beni Radde (Tiflis) liegt ein Bericht über das dortige kaukasische Museum vor, und Kapitän Schulze hat aus Java einen neuen Stammbaum eingesandt, der die Möglichkeit einer Acclimatisation von Europäern in den Tropen darstellen soll. Aus Ujidji liegen durch Vermittelung des Auswärtigen Amts angestellte ethnographische Aufnahmen der dortigen Eingeborenen aus, sowie ein hinterlassenes Manuskript von Vaughan Stevens, das über die Urbevölkerung von Malakka handelt. Dr. Olshausen spricht seinen Zweifel an den als Eisen gedeuteten, in der zweituntersten Stadt in Hissarlik gefundenen schwarzen Metallklumpen aus. Er weist darauf hin, daß in der Schicht von der zweiten bis zur sechsten Stadt aufwärts kein Eisen nach Schliemanns Grabungen vorgekommen ist. Die Untersuchung, die über diese Dinge angestellt ist und bisher noch nicht abgeschlossen ist, wird eine Klärung bringen müssen, zumal die Lage der Fundstücke als in der zweituntersten Stadt als gesichert anzusehen ist. Dr. Göze bemerkt, daß an einem Silberbecher der zweituntersten Stadt sich auch Spuren vorfinden, die er für Eisen ansieht. Geheimrath Virchow legt zwei typische afrikanische Schädel, einen männlichen und einen weiblichen, vor, die er in Gyps hat ausgießen lassen. Beide stammen vom Viktoriaberge bei Kamerun und sind als Muster für eine Aufstellung von Rassenschädeln in Aussicht genommen, die mehr und mehr erweitert werden soll, da die echten Schädel dem Publikum meist keine richtige Vorstellung gewähren können, zumal ihre Farbe diese Vorstellung mehrfach beeinträchtigen muß; zudem zeigt er einen sogenannten „Thurmkopf“ aus Arica (Peru). Prof. Dr. Wilhelm Krause berichtet alsdann über seine im letzten Sommer ausgeführten Reisen in Australien und legt eine Reihe von Photographien vor, die Merkwürdigkeiten und Abweichungen der Fauna und Flora Australiens von denen der übrigen Kontinente veranschaulichen sollen: Skelette und Schädel, die einem heute noch in Resten existirenden Jägervolke, das noch in der Steinzeit lebt, angehören, hat der Vortragende mitgebracht. Die Schädel zeigen sehr geringe Stirnbreite, die Kiefer sind dadurch, daß ihnen die Schneidezähne früh entfernt wurden, messerscharf geworden. Diese Reste stammen zum Theil von der Botany-Bay, der Stelle, wo Cook 1770 das australische Festland zuerst betreten hat. Die von dem Vortragenden besuchten Eingeborenen wohnen heute noch im tauliefen Urwald meist in Wellblechhütten, mit Anfertigung von Holzgegenständen beschäftigt, wie sie in ihrem Stamm traditionell sind. Diese Dinge werden ihnen von Händlern für Sammlungen dann abgenommen. Ihre Hauptnahrungsquelle bildet Fischfang. Unter den Eingeborenen gibt es auch viel Halbblut-Nachkommen eines weißen Vaters und einer farbigen Mutter. Gesteinsstücke, die der Vortragende zeigte, sollten nach dem Zeugniß der Geologen in Australien als Gletscherschliffe zu deuten sein, die in einer tiefen Lage, überlagert von Miocän (?), gefunden sein sollen. Sie könnten aus Gletschern entstammen, die von einem ehemals vorhandenen antarktischen Kontinent von Süden nach Norden gerichtet gewesen sind, und man könnte aus diesen Zeugnissen bei näherer Untersuchung vielleicht Anschauungen über die australische Eiszeit und deren Perioden gewinnen. Aus der Untersuchung von nahezu 200 Schädeln der Eingeborenen ist Prof. Krause zu der Ansicht gekommen, daß die australischen Eingeborenen sich als eine einheitliche, durchaus primitive Rasse darstellen, die nur wenig Beimischung im Süden von Tasmanien, im Norden von Malayen erfahren habe; zudem seien diese Mischungen nur von sekundärer Bedeutung. Bei einer genaueren Untersuchung der Schädelvarietäten fand der Vortragende fast durchweg einen Stirnbandfortsatz der Schläfe und eine Verlängerung des Jochfortsatzes am Oberkiefer bis zu 1½ cm, die für einen vierten Molar bestimmt gewesen ist. Geheimrath Virchow, der Zweifel an der Deutung der Gesteinsreste als Gletscherschliffe äußerte, legte zusammen mit Dr. W. von den Steinen alsdann keramische Darstellungen von Verstümmelungen am menschlichen Körper aus altperuanischen Gräbern vor. Mr. Ashmitt (Philadelphia) wies angesichts dieser Darstellungen menschlicher Figuren mit Verstümmelungen an Nase und Oberlippe daraufhin, man habe es hier mit Darstellungen von Aussätzigen, etwa Lepraleuten, zu thun, daran schloß sich die Frage: Hat in vorcolumbischer Zeit in Südamerika Aussatz geherrscht? Geheimrath Virchow wies an den Figuren auf die geschwulstartigen Beulen hin, auf die elephantiasisartigen Füße, auf Verstümmelungen an Nase und Mund und auf einzelne Mutilationen an den Füßen. Er hat diese keramischen Darstellungen auch dem „Internationalen Leprakongreß“ hier jüngst vorgelegt. Die alten peruanischen Künstler haben nach Virchows Ansicht das schreckliche Aussehen durch ihre künstlerische Darstellung zu mildern gesucht, da sie nicht das Gewand über die verstümmelten Gliedmaßen gezogen haben, um so die Darstellung gleichsam ästhetischer zu machen. Auch kolossale Anschwellung der Lippen, wie sie die sogenannte Leontiasis zeigt, und Narben im Gesicht findet man an diesen alten Figuren dargestellt; diese Jazisioon sind wohl als zu therapeutischem Zweck gemacht zu deuten. Ashmitt hat sich dafür entschieden, man habe es hier mit der Darstellung Aussätziger zu thun. Dr. Polakowsky, der 23 Jahre in Südamerika gelebt und die Verhältnisse der Länder ethnographisch und historisch eingehend erforscht hat, sprach sich schon früher dahin aus, man habe es hier in diesen Figuren mit Darstellungen dritter Verbrechen zu thun, und die Verstümmelung von Theilen des Gesichts sei in präcolumbischer Zeit ein Gebrauch bei der barbarischen Justiz der südamerikanischen Reiche gewesen. Eine präcolumbische Existenz der Lepra für Südamerika wird auch von Alfons Stübel verneint. Es leben zudem in Ostperu, Ostcolumbien und Ostbolivia heute noch Eingeborene,

Digitized by Google

die mit Weißen niemals in Berührung gekommen sind, und diese kennen den Aussatz nicht. Auch Middendorf hat in seiner 25jährigen Praxis als Arzt in Peru Lepra niemals bei Eingeborenen gefunden. Bastian selbst hat die an Nase und Ohren verstümmelten Figuren für Darstellungen von Verbrechern angesprochen. Jedenfalls ist die Sache noch nicht hinlänglich geklärt. Darauf führte Dr. O. Katz der Gesellschaft eine Reihe von Projektionsbildern vor, die nach Photographien gegeben wurden, die von dem Vortragenden im Laufe des letzten Sommers auf einer zum Theil auf dem Fahrrad gemachten Reise durch bisher wenig bekannte Gebiete des Kaukasus als Momentbilder aufgenommen sind. Die Bilder boten eine Anschauung der wildromantischen, von Sage und Mythos reich umsponnenen Berge dieser Grenzscheide Europa's und Asiens, zeigten die Völker dieser Gegenden, die Tscherkessen, in ihren malerischen Trachten und ihren interessanten Typen; auch die bei Saratow angesiedelten deutschen Bauern hat der Vortragende besucht, um namentlich die weniger bekannten Bergcavardiner, die Bewohner der Cavarda, des genaueren in ihrem Leben und Treiben kennen zu lernen. Der Redner führte zu dem sagenreichen Kasbek, nach Grusien bis nach Armasé, bis wohin einst die Legionen des Pompeius vorgedrungen waren; in diesen Gegenden hatten auch einst Heiligthümer des Ormazd bestanden. Malerische Ansichten von Tiflis und seinen Bewohnern, Tscherkessen, Immeretin und Lesghiern bildeten den Schluß dieser interessanten Vorführungen.

* **Tübingen.** Dem außerordentlichen Professor Medizinalrath Dr. Oesterlen und dem Privatdozenten Landgerichtsrath a. D. Gaupp wurde der Titel Ordentlicher Honorarprofessor verliehen.

* **Stuttgart,** 22. Nov. Dr. Oskar v. Fraas, Direktor des hiesigen Naturalienkabinets, der Nestor der schwäbischen Geologen und Paläontologen, ist heute gestorben.

* **Heidelberg,** 22. Nov. Das Stiftungsfest der Universität wurde heute Vormittag in üblicher Weise begangen. Die Festrede hielt der derzeitige Prorektor Geh. Hofrath Georg Meyer, der über die „Entstehung und Ausbildung des allgemeinen Stimmrechts" sprach. Der Redner sprach zugunsten des allgemeinen Wahlrechts, stellte ihm aber die allgemeine Wahlpflicht gegenüber. Bei der mit der Feier verbundenen Preisvertheilung erhielten Preise: in der philosophischen Fakultät cand. jur. et histor. Paul Pick und in der medizinischen Fakultät cand. med. Dr. Franz Müller. Die von den übrigen Fakultäten gestellten Preisaufgaben fanden keine Bearbeiter. — Die Frequenz beträgt in diesem Semester mit Einschluß der Hörerinnen 1198 gegen 1115 im vorigen Wintersemester.

* **Göttingen,** 20. Nov. Als Privatdozent für physikalische Chemie und reine Chemie hat sich heute Dr. G. Bodländer an der hiesigen Universität habilitirt.

* **Berlin.** Die Gesammtzahl der Hörer der hiesigen Technischen Hochschule beträgt in diesem Winterhalbjahr 3040. Darunter befinden sich eigentliche Studirende 2210. Die Abtheilung für Architektur zählt 381 Studirende, die für Bau-Ingenieurwesen 394, Maschinen-Ingenieurwesen 1095, Schiff- und Schiffsmaschinenbau 160, Chemie und Hüttenkunde 179.

* **Rostock.** Der bisherige Assistenzarzt an der Ulthoff'schen Augenklinik zu Breslau, Dr. Theodor Axenfeld, hat einen Ruf als Professor der Augenheilkunde an die hiesige Universität an Stelle des verstorbenen Professors Berlin erhalten und angenommen.

Verlag von F. Oldenbourg in München und Leipzig.

Historische Bibliothek, herausgegeben von der Redaktion der „Historischen Zeitschrift":

Erster Band: **Heinrich v. Treitschkes Lehr- und Wanderjahre 1834—1866.** Erzählt v. Theodor Schiemann. Preis geb. M. 6.—.

Zweiter Band: **Briefe Samuel Pufendorfs an Christian Thomasius** (1687—1693) Herausgegeben v. Emil Gigas. Preis geb. M. 2.—.

Dritter Band: **Vorträge und Abhandlungen von Heinrich von Sybel.** Mit einer biographischen Einleitung von C. Varrentrapp. Preis geb. M. 7.—.

Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Von Heinrich von Sybel. Sieben Bände. Preis pro Band broch. M. 7.50, in Halbfranz geb. M. 9.50

Politische Geographie. Von Prof. Dr. Friedrich Ratzel. Mit 33 in den Text gedruckten Abbildungen. Preis M 16.—.

„Kunst und Handwerk". Zeitschrift des Bayer. Kunstgewerbevereins. Monatlich ein Heft mit reich illustriertem Text und dem Beiblatt „Gewerbehalle". Preis des Jahrganges M. 16.—, des einzelnen Heftes M. 2.—.

Zwölf Gestalten der Glanzzeit Athens im Zusammenhange der Kulturentwicklung. Von Prof. Dr. Albrecht Baumeister. Preis geb M 6.50.

Die Odyssee, nachgebildet in achtzeiligen Strophen von Hermann v. Schelling. Preis geb. M. 7.50.

„Liebhaberkünste". Zeitschrift für häusliche Kunst. Jährl. 24 Hefte. Preis der Ausgabe ohne kolorierte Tafel vierteljährl. M. 3.—, der Ausgabe mit kolorierter Tafel vierteljährl. M. 5.—.

Separathefte der „Liebhaberkünste", enthaltend Vorlagen in natürl. Größe. 16 Hefte zum Preise von à M. 3.—.

(17194)

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

17378]

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Uhlands Tagbuch

1810—1820.

Aus des Dichters handschriftlichem Nachlaß herausgegeben von

J. Hartmann.

Mit einem Bild Uhlands nach dem Gemälde von Marx aus dem Jahre 1818.

Preis geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

Ein unschätzbarer Beitrag zur Kenntnis des ganzen Uhland: seiner Bildungsgeschichte, der Werkstatt des Dichters und Gelehrten, der ersten Thätigkeit des Politikers, seines Liebeswerbens und Liebesglücks. Der Herausgeber und Erklärer aller Namen und Beziehungen ist der ausgezeichnete Kenner Schwabens, Dr. Julius Hartmann. (17158)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 25. November. Nummer 267.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ueber Tonmalerei und musikalische Charakteristik im Alterthum. Von Dr. Hermann Abert. — Die gesetzlichen Vermächtnisse nach dem Bürgerlichen Gesetzbuche für das Deutsche Reich. II. Von Prof. Dr. Schiffner. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ueber Tonmalerei und musikalische Charakteristik im Alterthum.

Von Dr. Hermann Abert.

Die Idee, bestimmte äußere Vorgänge und Situationen durch entsprechende Verwendung des Tonmaterials und der vokalen wie instrumentalen Ausdrucksmittel in Tönen darzustellen, ist nicht erst ein Produkt unsrer Tage. Sie begegnen ihr vielmehr in allen Epochen der Musikgeschichte, wo die Tonkunst einen so hohen Grad ihrer Entwicklung erreicht hatte, daß sie sich all ihrer Ausdrucksmittel klar bewußt war. Heutzutage ist auf diesem Boden die vielberufene Gattung der „Programmmusik“ erwachsen, welche die ausgesprochene Tendenz verfolgt, weniger „schöne“ als „charakteristische“ Tonwerke zu schaffen. Während unsre Klassiker ihre musikalischen Gedanken ohne weitere Erläuterung ihres Inhalts der Kunstform der Sonate oder Symphonie anvertraut haben, werden uns nunmehr „symphonische Dichtungen“, „Tongemälde“ u. s. w. geboten, die alle eine ganz bestimmte Situation zu schildern versuchen und darum auch dem Hörer nicht ohne eine Art von Gebrauchsanweisung, einen erläuternden Text, oder zum mindesten eine entsprechende Betitelung verständlich sind.

Aehnliche Bestrebungen treten uns auch in der Musik des klassischen Alterthums entgegen. Wir kannten diese Thatsache bis vor kurzer Zeit nur aus den Berichten der antiken Schriftsteller. Nunmehr aber, seit den jüngsten Entdeckungen der Franzosen in Delphi und anderen Orten, sind wir imstande, uns eine unmittelbare Anschauung von dem Wesen der antiken Tonmalerei zu bilden. Denn die bedeutendsten der neu aufgefundenen Reste, die beiden großen Hymnen auf Apollo, gehören unzweifelhaft der Gattung der „Programmmusik“ an. Wir werden im Verlauf unsrer Darstellung darauf näher zurückkommen.

Die Ausdrucksmittel, welche die antike Musik dem Künstler für tonmalerische Zwecke an die Hand gab, waren im Vergleich mit den modernen äußerst dürftig und bescheiden. Das ganze reiche Gebiet moderner Harmonie war ihm verschlossen, da die griechische Tonkunst keine Polyphonie kannte. Auch die dem antiken Tonkünstler zur Verfügung stehenden Instrumente halten weder an Zahl noch an Ausdrucksfähigkeit auch nur im entferntesten einen Vergleich mit den instrumentalen Mitteln der modernen Musik aus. Der rauschenden Farbenpracht unsres heutigen Orchesters hat die griechische Tonkunst in der Hauptsache nur zwei Instrumente gegenüberzustellen, ein Saiten- und ein Holzblasinstrument. Ersteres, die Kithara, welche anfänglich nur aus sieben Saiten bestand und bekanntlich nicht gestrichen, sondern nur gezupft wurde, konnte für tonmalerische Zwecke an und für sich gar nicht in Betracht kommen. Ihr Ton besaß keine reale Dauer, sondern verflüchtigte sich alsbald nach dem Anschlag der Saite; von einer bestimmten charakteristischen Klangfarbe desselben konnte vollends keine Rede sein. Da jeder Ton seine besondere Saite besaß, war das Hervorbringen einer lebhafter bewegten Figuration sehr erschwert, ja selbst die dynamischen Schattirungen von Forte und Piano konnten nur mangelhaft zum Ausdruck gebracht werden.

Daß diese Umstände auch für den Stand der musikalischen Rhythmik jener ältesten Zeit von entscheidendem Einfluß sein mußten, leuchtet ein. Feste rhythmische Bildungen konnten erst dann entstehen, wenn an die Stelle des augenblicklich verhallenden Klanges Töne von bestimmt meßbarer Dauer traten. In der That bestand zu jener Zeit, da das Saiteninstrument noch allein im Gebrauch war, nur ein einziges Rhythmengeschlecht, das daktylisch-spondeische, das unserm zweitheiligen Takt entspricht. Und auch hier war aller Wahrscheinlichkeit nach das Verhältniß von Länge und Kürze noch nicht so fest geregelt, wie in späterer Zeit. Man hat sich vielmehr die betreffenden Gesänge in einer mehr accentuirenden Weise vorgetragen zu denken, wobei das begleitende Saiteninstrument nur zur Hervorhebung bestimmter betonter Silben und zur Markirung der Versschlüsse, beziehungsweise Sinnesabschnitte, in Thätigkeit trat.

Dies alles erfuhr mit dem Aufkommen der Flötenmusik eine durchgreifende Aenderung. Die griechische Flöte (αὐλός), ihrer Klangfarbe nach mit unsrer Klarinette und Oboe verwandt, sollte den Berichten der Alten zufolge aus dem Orient, aus dem kleinasiatischen Phrygien stammen, von wo sie der alte, noch ins Dunkel der Sage gehüllte Meister Olympos nach Hellas verpflanzte.

Ihre Einführung bezeichnet einen hochbedeutenden Fortschritt in der Entwicklung der gesammten griechischen Tonkunst. Nunmehr hatte man ein Instrument von ganz bestimmter charakteristischer Klangfarbe, von klar ausgeprägtem „Ethos“. Der sinnliche, aufreizende Klang des neuen Instruments verfehlte seine Wirkung auf das leicht empfängliche Ohr der Griechen nicht. Sie verwandten die Flöte zum Ausdruck der höchsten Leidenschaft, sei es nun, daß sie sich in dem tollen Taumel dionysischer Verzückung oder als schmerzerfüllte Klage am Grab eines geliebten Todten kundgab. So bekam die Flöte ihren ständigen Platz in dem orgiastischen Dionysosdienst nicht minder wie in dem ernsten Kult der abgeschiedenen Seelen.

Die Töne des neu eingeführten Instruments waren keine bloß momentanen, wie diejenigen der Kithara, sondern sie konnten bis zu beliebiger Dauer ausgedehnt werden. Damit war aber erst jetzt eigentlich die Möglichkeit einer klar ausgeprägten, rhythmisch fest gegliederten Melodiebildung gegeben. Das Schwanken in der Silbenquantität hörte auf, dem zweitheiligen Takt trat der dreitheilige zur Seite. So war die Grundlage geschaffen, auf der sich in der Folgezeit der stolze Bau der griechischen Rhythmik erhob.

Die Rückwirkung dieser neuen Errungenschaft auf die Stellung des alten Saiteninstruments in der musikalischen Kunstübung blieb nicht aus. Der Klang der Kithara, an und für sich farblos und indifferent, erhielt nun durch den Gegensatz zur Flöte ebenfalls ein ganz bestimmt ausgesprochenes „Ethos" zugewiesen. War jene im Dienst des Dionysos zu Hause, so wurde die Kithara das Kultinstrument der altnationalen apollinischen Religion. In den schlichten Klängen der Kitharodik fand der Grieche „Ruhe, Frieden und gleichwohl Kraft und Majestät, hier ward das Gemüth in die Region des pythischen Gottes hinaufgehoben" (Westphal).

Der Gegensatz und die Wechselwirkung der durch die beiden Instrumente vertretenen Prinzipien, des dionysischen und des apollinischen, hat die ganze weitere Entwicklung der griechischen Musik in entscheidender Weise bestimmt.

Das Aufkommen der Flötenmusik hatte aber auch noch die weitere Folge, daß das Instrumentalsolo in den Vordergrund des allgemeinen Interesses trat. Virtuosen zogen im Land umher und maßen an den großen Nationalfesten zu Ehren der Gottheit ihre Kräfte miteinander. So entstand eine Gattung von Kompositionen, welche weniger dazu bestimmt war, durch ihren eigenen ästhetischen Kunstwerth das Publikum zu fesseln, als das Talent und die Fertigkeit des vortragenden Künstlers in möglichst glänzendem Licht erscheinen zu lassen. Es bildete sich eine Literatur, ähnlich derjenigen unsrer modernen „Konzertstücke".

Hier zeigt sich nun von Anfang an eine unverkennbare Neigung zur Tonmalerei. Bestimmte Vorgänge, die der Hörer aus Sage und Poesie wohl kannte, wurden ihm von den Virtuosen, zum Theil in sehr derb realistischer Weise, auf ihren Instrumenten zur Darstellung gebracht.

Der erste, der auf diesem Feld musikalischer Kunstübung thätig war und es in kurzem zu einer Berühmtheit ersten Ranges brachte, war der argivische Meister Sakadas, den wir etwa um das Jahr 600 v. Chr. anzusetzen haben. Von seinem Auftreten, seiner künstlerischen Thätigkeit und seinem Erfolg weiß die antike Tradition folgendes zu berichten:

Nach der Zerstörung von Krisa im sogenannten ersten heiligen Krieg beschlossen die Amphiktyonen eine Neueinrichtung der pythischen Spiele in Delphi, wobei auch der Flöte in den musischen Wettkämpfen ein Platz neben dem alten Saiteninstrument eingeräumt ward. Sakadas war es, der als Meister des Flötenspiels den Preis davontrug. Sein „Nomos" zu Ehren des delphischen Gottes riß nicht nur die anwesende Festgemeinde zu allgemeiner Begeisterung fort, sondern — so erzählt Pausanias — machte sogar auf den Gott Apollo selbst einen solchen Eindruck, daß er seinen Widerwillen gegen die Flöte, das Instrument des verhaßten Marsyas, fahren ließ und sich mit der neuen Kunst aussöhnte.

Dieser pythische Nomos, der sich noch bis in die spätesten Zeiten hinein einer ungeheuren Berühmtheit erfreute und für alle ähnlichen Kompositionen als unerreichtes Vorbild galt, gehörte nun im eigentlichsten Sinn der Programmmusik an. Der Vorgang, den er zu schildern unternahm, war der sagenberühmte Kampf Apollo's mit dem Drachen Python, der vormals in der Schlucht von Delphi hauste und die ganze Gegend aufs bitterste heimsuchte. Nach heißem Kampf gelang es dem Gott, das Unthier zu erlegen, worauf er selbst in Delphi für alle Zeiten seinen Sitz aufschlug.

Diesen Hergang schilderte der Nomos der Sakadas in fünf „Sätzen". Im einleitenden Satze untersuchte der Gott das Gelände und prüfte, ob es sich auch für den Kampf eigne. Der zweite Theil enthielt die Herausforderung des Drachens zum Kampfe, dessen Verlauf der dritte Satz schilderte. Hier griff der Solist zu ganz besonders kühnrealistischen Ausdrucksmitteln. Er ahmte nämlich auf seinem Instrumente die Klänge der Kriegstrompete nach, ja er suchte sogar vermittelst einer besonderen Manipulation das Zischen des vereudenden Drachens zu versinnbildlichen, ein Kunstkniff, dessen sich auch in späterer Zeit die Programmmusik der Helleniſten mit besonderer Vorliebe bediente. Der vierte Satz enthielt die Schilderung der Siegesfeier; im Schlußsatze endlich tanzte der Gott selbst den Triumphreigen.

Der pythische Nomos wurde das Muster für alle ähnlichen Kompositionen der folgenden Generationen. Die hier aufgestellte Kunstform wurde in kurzer Zeit auch von den Virtuosen der Kithara adoptirt. Wie heutzutage auf den Programmen unsrer Solisten das übliche „Konzert" nicht fehlen darf, so traten die antiken Künstler mit einem „Pythikon" vor ihr Publikum. Ja, selbst das Instrument der Agone erhielt den Namen des „pythischen" und der Flötenvirtuos selbst nannte sich „Pythaules".

Zu einer wirklich selbständigen Bedeutung neben der Vokalmusik hat es die griechische Instrumentalmusik nie gebracht. Sie war und blieb dazu verdammt, Dienerin des Virtuosenthums zu sein.

In der klassischen Epoche, der Blüthezeit der Chorlyrik und des Dramas, behauptete die Vokalmusik ausschließlich die Herrschaft.

Hier hatte die Musik nun, ähnlich wie in der modernen Oper, die Aufgabe, das durch die Worte des Dichters klar und deutlich bestimmte Objekt zu kommentiren. Inwieweit hiebei der musikalischen Charakteristik und der Tonmalerei in der Melodiebildung Rechnung getragen wurde, vermögen wir, da uns keine jener Melodien erhalten ist, nicht mehr zu bestimmen. Nur aus Andeutungen, die sich in den poetischen Texten vorfinden, können wir Rückschlüsse auf das Vorhandensein derartiger Tendenzen ziehen.

Wie heutzutage ein Komponist, um seinem Werke eine bestimmte lokale Färbung zu verleihen, Nationalweisen ausländischer Völker miteinflicht, so trugen auch die drei großen griechischen Tragiker, insbesondere Euripides, kein Bedenken, durch Einmischung derartiger Elemente besondere Effekte zu erielen. Vor allem sind es die schwermüthigen Volksweisen der Asiaten, welche in der Tragödie angemessene Verwendung fanden. In Aischylos' Perser empfängt der Chor den nach der salaminischen Niederlage heimkehrenden Xerxes mit der Hindeutung auf eines der klagenden Volkslieder, mit welchen die Mariandyner am Schwarzen Meer die Vergänglichkeit alles Irdischen zu beklagen pflegten. Und am Schlusse desselben Dramas erwähnt der Großkönig selbst ein ähnliches, den Mysiern angehörendes Lied.

Auch Euripides kennt diese asiatischen Weisen gar wohl. In der taurischen Iphigenie antwortet der Chor der das Schicksal ihres Hauses beklagenden Heldin:

„Laut schalle nun mein Trauergesang,
Asiatisch Lied, fremdhallenden Tons!"

Für den Verlust der Melodien der tragischen Chorgesänge entschädigt uns einigermaßen der klare Einblick, den uns die moderne Metrik in ihre rhythmische Gestaltung erschlossen hat. Hier tritt ein unverkennbares Streben nach Charakteristik zutage.

Das rhythmische Gefühl der Alten, das an Feinheit das moderne um ein gutes Stück übertraf, hat jedem Rhythmus sein ganz besonderes „Ethos" zuerkannt. So tragen die Rhythmen des zweitheiligen Taktgeschlechts den Charakter feierlichen Ernstes und erhabener Majestät; ihr Hauptfeld ist die heroische Lyrik und der religiöse Hymnus. Der fünftheilige Takt, der unsrer Musik beinahe ganz verloren gegangen ist, eignet sich infolge seines unregelmäßigen

Digitized by Google

Gangs zum Ausdruck heftiger Gemüthsbewegung, der überschäumenden Festeslust ebenso wie der dumpfen Verzweiflung und der bis zum Wahnsinn gesteigerten religiösen Ekstase. Ein Beispiel dieses fünftheiligen „päonischen" Taktes haben wir in den beiden neuentdeckten delphischen Hymnen vor uns. Hier ist das Versmaß mit schrankenlosester Freiheit behandelt; die Kürzen werden nach Belieben gehäuft; sprachliche oder bloß melodische Auflösung der Längen ist etwas ganz Gewöhnliches. Dadurch wird der an und für sich schon erregte Charakter dieses Rhythmus noch gesteigert. Er stellt sehr treffend die leidenschaftliche Bewegung dar, mit der die Festversammlung sich an den goldhaarigen Gott wendet, indeß der Opferdampf zum Himmel aufwallt und Flöte und Kithara ihre hellen Weisen ertönen lassen.

Der dreitheilige Takt hält die Mitte zwischen den beiden genannten ein; er nähert sich seinem Charakter nach bald dem zweitheiligen, bald dem fünftheiligen, je nachdem sein Tempo ein langsames oder ein rasches ist. Eine Unterart dieses Rhythmus, der sogenannte Joniker, ist für uns wegen des auffallenden Unterschiedes von Interesse, der ihn seinem Charakter nach von dem ihm entsprechenden Dreivierteltakt der modernen Musik trennt. Während dieser bei uns eine der häufigsten Taktarten ist, hatten die griechischen Joniker nur ein ganz beschränktes Feld der Anwendung. Ihr Charakter wird von den Alten als ein schlaffer und unmännlicher bezeichnet, entsprechend der weichlichen und genußsüchtigen Art des jonischen Volksstammes überhaupt. So blieben denn die Joniker vom hohen Stile gänzlich ausgeschlossen und auf das Gebiet der Trink- und Liebeslyrik beschränkt. Daneben aber hatten sie noch eine andere Funktion. Man schrieb ihnen nämlich einen ausgesprochenen exotischen Beigeschmack zu, wie aus ihrer Anwendung in den uns erhaltenen dramatischen Werken hervorgeht. Der Grund davon lag in einer speziellen Form dieses Metrums, welche die Griechen „Brechung" (ἀνάκλασις) nannten. Charakteristisch für sie war die durch Anwendung der Synkope bewirkte Taktrückung. Wir haben hier einen ähnlichen Fall vor uns, wie wenn in heutiger Zeit ein Komponist durch die Anwendung derartiger „Rückungen" seinem Werke ein ausländisches, an die Nationalweisen der Slaven oder Ungarn gemahnendes Kolorit zu verleihen bestrebt ist. So legt Aischylos den vornehmen Persern am orientalischen Königshof Joniker in den Mund und läßt die aus fremdem Lande kommenden Danaostöchter mit einem Gesange jonischer Taktart in Argos einziehen. In der ersteren Tragödie tritt der Jonikus ganz besonders häufig auf, er bildet gewissermaßen eine Art von rhythmischem Leitmotiv, das sich durch die ganze Tragödie hindurchzieht und ihr so einen Schimmer von persisch-orientalischer Lokalfärbung verleiht.

Indessen verwandten die klassischen Meister die Mittel der Tonmalerei und musikalischen Charakteristik mit Zurückhaltung und Sparsamkeit. Nur wenn es galt, eine bestimmte, besonders betonte Partie des poetischen Textes durch ein grelles musikalisches Streiflicht dem Publikum eindringlich zu Gehör zu bringen, griffen sie zu jenen realistischen Ausdrucksmitteln; die Schönheit und Harmonie des Ganzen aber durfte dadurch nicht gestört werden.

Dies änderte sich gründlich in der nachklassischen Zeit. Phrynis, Timotheos und Philoxenos schufen einen Kunststil nach vollständig neuen Prinzipien. Bezeichnend ist, daß sie Alle zugleich Virtuosen ersten Ranges waren. Es war eine Entwicklung ähnlich der, welche die moderne Musik seit den Tagen der großen Klassiker genommen hat. Die Schönheit der Melodie wurde der Rücksicht auf eine möglichst eingehende musikalische Charakteristik geopfert. Zu diesem Zwecke wurden alle Hülfsmittel, welche die Musik darbot, mit staunenswerthem Raffinement ausgebeutet. Namentlich die Chromatik, welche vordem von der Tragödie als zu weichlich und süßlich ausgeschlossen gewesen war, wurde nunmehr der Haupttummelplatz der jungen Generation. Kühne, vordem nie gehörte Modulationen melodischer und rhythmischer Natur kamen auf, auch die Rhythmik erhielt eine freiere Ausgestaltung. Sogar der alte Strophenbau wurde zum Theil durchbrochen. Die fortgeschrittensten Künstler, zu denen auch die Verfasser der neuen delphischen Hymnen gehören, komponiren ihre Texte „durch," d. h. ohne symmetrische Gliederung der einzelnen Partien, so daß hier eine Art von „ewiger Melodie" herauskommt, die freilich dem modernen Ohr befremdlich genug klingt.

Das Virtuosenthum, das von Anfang an in Griechenland günstigen Boden gefunden hatte, trat nunmehr in seine Hauptblüthezeit ein. Die tonmalerische Tendenz dieser Konzertstücke, die wir schon oben bei dem pythischen Nomos des Sakadas konstatirten, verleugnete sich auch in dieser Periode nicht. Der Kitharöde Timotheos, welcher beim Hochzeitsfeste Alexanders des Großen in Ekbatana auftrat, brachte es sogar fertig, in seinem „Nautilos" einen Seesturm auf der Kithara darzustellen. Der Flötenkünstler Dorion freilich konnte bei dieser Gelegenheit die boshafte Bemerkung nicht unterdrücken, er habe in siedenden Töpfen schon heftigere Stürme gehört.

In der Vokalmusik trat noch ein weiteres wichtiges Moment hinzu. In der klassischen Periode hatte das Verhältniß des Melos zum Sprachaccent gar keine oder doch nur eine höchst untergeordnete Rolle gespielt; die Melodie hatte sich vielmehr unabhängig von den sprachlichen Betonungsverhältnissen frei entwickelt. So ist es z. B. noch in dem neuentdeckten Euripidespapyrus.

Nun aber kommt der Grundsatz auf, daß die Melodie sich eng an den Accent des gesprochenen Wortes anzuschmiegen hat, daß somit eine den sprachlichen Ton tragende Silbe niemals tiefer gesungen werden darf, als ihre unbetonten Nachbarsilben.

Dadurch waren natürlich der Phantasie des Komponisten die engsten Grenzen gezogen, ja die allgemeinen Umrisse der Melodie direkt vorgezeichnet. Es bildete sich ein recitativisch-deklamatorischer Stil, der lebhaft an analoge Bestrebungen der modernen Zeit gemahnt. Sein oberstes Gesetz war nicht mehr die Schönheit der Kantilene, sondern die Rücksicht auf die Deklamation.

Während man sich in der klassischen Zeit damit begnügt hatte, der einem Dichtwerk zugrunde liegenden allgemeinen Stimmung den entsprechenden rhythmischen und melodischen Ausdruck zu verleihen, so führte nunmehr der enge Anschluß der Melodie an den Sprachaccent naturgemäß das Bestreben herbei, auch dem Wortsinn einen bis ins einzelste gehenden charakteristischen Ausdruck zu verleihen. So entstand eine naive Tonmalerei, die mit äußerst realistischen, uns oft lächerlich erscheinenden Mitteln ihre Wirkung zu erreichen suchte.

Dies war die Signatur der hellenistischen Periode der griechischen Musik. Die Parallelen, welche von hier aus zu der allerjüngsten Epoche der modernen Musik herüberführen, sind unverkennbar. Die Blüthe des Virtuosenthums, die Aufbietung aller Mittel zum Zwecke der musikalischen Charakteristik in der Instrumentalmusik, das Ueberwiegen des realistischen deklamatorischen Recitativstils in der Vokalmusik treffen wir im Prinzip bei den Tonkünstlern unsres Jahrhunderts wieder.

Die Bedeutung und den Erfolg jener antiken „Zukunftsmusiker" vermögen wir am besten aus der Polemik zu erkennen, welche ihnen die Anhänger des alten Stils angedeihen ließen. Der bedeutendste unter diesen war Aristoxenos von Tarent, der Schüler des Aristoteles. Er beginnt in tiefem Schmerz seine „Vermischten Tischgespräche" mit folgendem schönen Gleichniß:

„Wir thun dasselbe, wie die Einwohner von Pästum am tyrrhenischen Meerbusen. Einstmals Hellenen, sind sie in Barbarei versunken und zu Tyrrhenern oder Römern geworden und haben ihre alte hellenische Sprache und Kultur aufgegeben. Bloß eines der alten hellenischen Feste feiern sie noch; da kommen ihnen die nationalen Namen und Bräuche wieder in den Sinn, und unter Jammern und Thränen gehen sie auseinander. Ebenso wollen auch wir jetzt, wo die Theater in Barbarei versunken sind und diese Musik des vulgären großen Publikums zu einer tiefen Stufe der Verderbniß herabgekommen ist, hier in unserm kleinen Kreise der Musik, wie sie einst war, gedenken."

Diesem von Aristoxenos so heftig befehdeten Stile gehören nun auch die beiden neu aufgefundenen großen Apollohymnen an; in jeder Hinsicht vertreten sie den fortgeschrittensten Standpunkt.

Beide Werke sind nicht etwa Erzeugnisse eines selbständigen, freischaffenden Dichtergeistes, sondern einer konventionellen, in langer Kunstübung zustande gekommenen Mache. Wir gewinnen den Eindruck, als wären beide Texte nach einem bestimmten Normalsystem gearbeitet, dessen Ursprung über die hellenistische Zeit hinaus in die klassische Periode zurückreicht. Gewisse charakteristische Züge kehren in allen derartigen Dichtungen beständig wieder und auch die sprachliche Gestaltung ist überall dieselbe.

Ueber den fünftheiligen Takt, dem die beiden Stücke zum weitaus größten Theile angehören, und seinen eigenthümlichen Charakter haben wir bereits oben gesprochen.

Die Melodien weisen eine stark ausgeprägte Neigung zur Symbolik und Tonmalerei auf. Die meisten dieser Fälle machen auf das Ohr des modernen Hörers den Eindruck überaus großer Naivetät, haben aber jedenfalls auf das mit dem Farbenspiel eines modernen Orchesters nicht vertraute Ohr des hellenischen Publikums ihre Wirkung nicht verfehlt. Insbesondere ist es auch hier wiederum die Chromatik, welche zu tonmalerischen Zwecken in Anwendung gebracht wird. Sie tritt sporadisch auf, in Form von einzelnen leiterfremden Tönen, beherrscht aber auch mitunter ganze ausgedehnte Melodiekomplexe. Ein leiterfremder Ton erscheint z. B. bei der Schilderung der Verwundung des pythischen Drachens durch den Gott, die wir schon oben bei der Behandlung des pythischen Nomos kennen gelernt haben; auch das Zischen des verendenden Unthiers fehlt in den beiden Hymnen nicht. Ferner wird die Aufregung beim Ansturm der Gallierhorden gegen Delphi durch eine plötzlich eintretende chromatische Tonfolge, sowie durch die hohe Stimmlage sehr wirkungsvoll dargestellt.

Der merkwürdigste tonmalerische Versuch aber findet sich unstreitig im 29. Takte des ersten Hymnus. In schwungvollen Worten schildert hier der Dichter die Ankunft des pythischen Gottes in seinem Heiligthum. Der Komponist sucht sich auf die gleiche Höhe durch ein besonders raffinirtes Mittel aufzuschwingen, dessen sich keiner unsrer Allermodernsten zu schämen hätte. Er schließt nämlich die in glatter Diatonik verlaufende Periode plötzlich durch einen völlig leiterfremden, der Chromatik entnommenen Ton ab, dessen Dauer beim Vortrag vermuthlich durch eine Fermate auch noch verlängert wurde. Auch auf das verwöhnte moderne Ohr ist diese kühne Tonfolge ihrer Wirkung sicher.

Aber auch größere Komplexe heben sich in charakteristischer Weise, sei es melodisch oder rhythmisch oder beides zusammen, von ihrer Umgebung ab, so z. B. die große chromatische Partie im ersten Hymnus. Der Dichter schildert hier das bunte Gewoge der zum Opfer versammelten Festgemeinde. Das Opferfeuer lodert von den Altären zum Olymp auf, Flöte und Kithara vereinigen sich zum Preise des Gottes, den die attische Festgenossenschaft in brünstigem Gebet anruft.

Dieser Situation entspricht der für unser Empfinden wunderliche, aber doch höchst charakteristische Ausdruck der Komposition. Die einzelnen Worte greifen über die Taktgrenze hinüber, die Längen des päonischen Versmaßes werden häufiger aufgelöst, vor allem aber ist es die im bunten Farbenglanze einer seltsam verwickelten Chromatik schillernde Melodie, welche unsre Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch nimmt.

Diese Beispiele mögen genügen, um uns von dem Wesen dieser hellenistischen Programmmusik eine Anschauung zu geben.

Dem modernen Musiker mögen diese naiv-realistischen Versuche der griechischen Tonmalerei ein leises Lächeln entlocken. Allein jede Kunst ist in ihren Leistungen an den Umfang der ihr zu Gebote stehenden Ausdrucksmittel gebunden. Die griechische Musik aber war auf reine Melodik und Rhythmik beschränkt.

Im Prinzip jedoch — das erkennen wir klar und deutlich aus den delphischen Funden — hat die antike Musik, nachdem sie die Sonnenhöhe ihrer Klassik überschritten hatte, eine der modernen analoge Entwicklung genommen. Hier wie dort verzichtet der Künstler darauf, bloß „schöne" Musik seinem Publikum zu bieten; im Vollbewußtsein seines Könnens und der ihm zur Verfügung stehenden Mittel, sieht er seine letzte Aufgabe darin, bis in die kleinsten Einzelheiten „wahr" zu sein. Es ist der Schritt vom unbewußten zum bewußten Schaffen des Künstlers, von der unmittelbaren musikalischen Inspiration zu Reflexion.

Die gesetzlichen Vermächtnisse nach dem Bürgerlichen Gesetzbuche für das Deutsche Reich.

Von Prof. Dr. Schiffner, Innsbruck.

II.

Sodann betrachten wir das gesetzliche Anerbenvermächtniß. Kraft des Einführungsgesetzes bleiben unberührt die landesgesetzlichen Vorschriften über das Anerbenrecht bei land- oder forstwirthschaftlichen Grundstücken; nur können diese Vorschriften das Recht des Erblassers, über das Anerbengrundstück von Todes wegen zu verfügen, nicht beschränken. Bekanntlich erhält, wenn mehrere Erben vorhanden sind, Einer der Erben, der Anerbe, allein das Grundstück von Rechts wegen, gegen Abfindung der Miterben. Diese Zuweisung des Gutes an den Anerben ist aber an sich noch kein gesetzliches Vermächtniß, weil keine Individualsuccession des Anerben in das Gut nach dem Erblasser stattfindet; vielmehr findet kraft der rezipirten römischen Universalsuccession eine Generalsuccession aller Erben statt in das Nachlaßganze und infolgedessen auch in das Gut. Die Zuweisung des Gutes an den Anerben ist an sich eine Besonderheit nur in der Erbtheilung, weil eine Begünstigung nur im Quale des Erbtheiles. Auf diese Weise wird wieder das Anerbenrecht in Einklang gebracht mit dem rezipirten römisch-rechtlichen Prinzip der Gesammtnachfolge in den Nachlaß als Ganzes, während die vielfach vertretene deutschrechtliche Einzelerbfolge des Anerben in das Anerbengut damit nicht mehr zu vereinigen wäre.

Dies ist aber nicht die einzige Besonderheit in der rechtlichen Stellung des Anerben. Eine andere wichtige gesetzliche Begünstigung wird demselben aus dem Nachlasse dadurch gewährt, daß er kraft Rechts das Gut zu einem geringeren Anschlage als dem wahren Werthe auf Rechnung seines Erbtheils übernimmt, damit das Gut bei Kräften bleibt. Dies ist offenbar keine bloße Besonderheit in der Erbtheilung, weil sie nicht bloß Art und Gegenstand der Auseinandersetzung, sondern das Maß, den quantitativen

Theil aus dem Nachlasse, betrifft. Außerdem ist der Anerbe oft noch dadurch gesetzlich begünstigt, daß ihm auf Verlangen zur Abfindung der Miterben eine entsprechende Zahlungsfrist gewährt werden muß; ja die Tendenz der neuesten Gesetzgebung geht dahin, daß die Miterben unter Umständen nur eine Rente als Abfindung beanspruchen können. Durch diese gesetzlichen Begünstigungen kann eventuell selbst das Pflichttheilsrecht der Miterben wirksam berührt sein. Das sind nicht mehr Eigenheiten kraft des Miterbrechtes des Anerben, sie ergeben sich nicht aus dessen Miterbrecht; vielmehr sind sie Einzelvortheile von Todes wegen, welche neben dem Miterbrechte gewährt sind, und zwar gründen sie sich auf das Gesetz, indem sie in Ermangelung eines entgegenstehenden letzten Willens platzgreifen; das (neue) Anerbenrecht ist mit anderen Worten nur ein dispositives, mildes oder, wie man sagt, ein Intestat-Anerbenrecht. Es liegt also wieder ein gesetzlicher Einzelvortheil mortis causa, oder ein gesetzliches Vermächtniß und zwar ein Vorausvermächtniß vor, wie auch die Motive zum Einführungsgesetze betonen, während freilich kein Geringerer als Gierke diese Konstruktion in Anbetracht des Umstandes, daß die fragliche Rechtseinrichtung auf Bauern berechnet ist, für allzu künstlich erklärt.

Es gibt aber weiter auch Singularansprüche *nach verstorbenen Pfleglingen öffentlicher Anstalten*. Kraft des Einführungsgesetzes bleiben nämlich diejenigen landesgesetzlichen Vorschriften unberührt, nach welchen einer juristischen Person in Ansehung des Nachlasses einer verpflegten oder unterstützten Person gewisse Ansprüche zustehen. Uns berühren selbstverständlich nur solche privatrechtliche Ansprüche, welche nicht wahre Erbansprüche sind, sondern auf einzelne Vermögensbestandtheile oder besondere Erbmassen der Pfleglinge gerichtet sind, ohne oder selbst gegen den erblasserischen Willen; nur insoweit kommt ja ein gesetzliches Vermächtniß in Betracht. Vor allem ist da das preußische Landrecht anzuführen, wonach den Waisenhäusern bezüglich gewisser verstorbener Waisen gesetzlich das seinerzeit mitgebrachte oder während der unentgeltlichen Anstaltsverpflegung erworbene Vermögen derselben gebührt. Aehnliche Ansprüche finden dann nach Ansbacher Recht statt zugunsten der Waisenhäuser und Hospitäler. Umgekehrt fällt aber nach dem Statut für Hamburg dem dortigen Waisenhause nach gewissen darin erzogenen Waisenkindern „alle" Verlassenschaft anheim, jedoch außer dem angeerbten Vermögen, welches vielmehr an die allfälligen Blutsfreunde gelangt. Dieses Recht des Waisenhauses ist allerdings ein wahres Erbrecht, weil auf die Verlassenschaft als Ganzes gerichtet; zugunsten jener Blutsfreunde aber findet da allerdings ein gesetzliches Vermächtniß statt. In anderen Landesgesetzgebungen wieder bestehen Ansprüche öffentlicher Anstalten auf hinterlassene Effekten, das heißt Kleidungsstücke, nicht Werthstücke daselbst verstorbener Pfleglinge, und zwar selbst bei entgeltlicher Verpflegung. Dabei mag der ältere deutschrechtliche Gedanke der Gewere der Anstalt über den Erblasser theilweise mitgewirkt haben; so in Sachsen, so nach einzelnen älteren französischen Rechtsvorschriften, welche noch in gewissen deutschen Landen gelten.

Zwei andere Arten gesetzlicher Vermächtnisse kann ich dann als noch weniger bedeutend übergehen; sie hängen mit dem Tode von *Verlobten* und von *geschiedenen Ehegatten* zusammen.

Wenn man dann die im neuen Reichsrecht anerkannten Fälle von gesetzlichen Vermächtnissen im allgemeinen würdigen soll, so muß man sagen, daß das Bürgerliche Gesetzbuch wie das österreichische Gesetzbuch hinsichtlich der Anzahl derselben so ziemlich maßvoll die richtige Mitte einhält, während im römischen und noch im gemeinen Recht, ja selbst im preußischen Recht und gar in manchen Schweizer Gesetzgebungen eine übergroße Reihe von solchen Rechtsgebilden vertreten ist. Mit Recht hat das Gesetzbuch von den gemeinrechtlich gültigen Fällen nicht aufgenommen z. B. den Anspruch der dürftigen Wittwe, die Quart des unmündig Arrogirten, die einschlägigen Folgen der Wiederverehelichung, die Inkapazität wie die spezifisch römische Indignität u. s. f. Desgleichen ist anzuerkennen, daß im Gesetzbuch manche ältere deutsch-rechtliche Institute nicht adoptirt wurden, namentlich Heergewäte, Gerade, Mustheil und gewisse sonstige gesetzliche Nachlaßreichnisse zur Wittwenversorgung; insbesondere auch der statutarische eheliche Nießbrauch bezw. Besitz an den vollen Erbtheilen von erblasserischen Verwandten. Zu weit aber geht das Gesetzbuch, wenn der Ehegatte bei der gesetzlichen Erbfolge nicht einmal neben Kindern auf den Fruchtgenuß eines entsprechenden Erbtheils beschränkt ist, wie dieses gesetzliche Vermächtniß namentlich im österreichischen Bürgerlichen Gesetzbuch (allerdings nicht tadellos) zum Durchbruch gelangt ist. Die im neuen Reichsrecht übrig gebliebenen Fälle von gesetzlichen Vermächtnissen sind nun insofern gerechtfertigt, als sie eigenartige individuelle Beziehungen nach Maßgabe ihrer Quatität und Intensität auf den Todesfall entsprechend berücksichtigen. Gerade die Gestalt des gesetzlichen Vermächtnisses ist ja sehr geeignet, gewisse Unbilligkeiten und Ungleichheiten im erbrechtlichen Wege einfach möglichst auszugleichen oder doch überhaupt Anforderungen der Billigkeit wie des Gemeinwohls gegenüber den Erben zu verwirklichen. Am meisten ist dies wirklich der Fall im Pflichttheil und in der gesetzlichen Erbenausgleichung. Sehr angemessen sind aber auch der eheliche Voraus, der Anspruch der Schwangeren, wie die gesetzlichen Vermächtnisse infolge fortgesetzter allgemeiner Gütergemeinschaft und infolge des partikularen Anerbenrechts. Ihrer Quelle nach sind unsre gesetzlichen Vermächtnisse vorherrschend deutsch-rechtliche Gebilde, einige sind aus römisch-rechtlichen und deutsch-rechtlichen Elementen gemischt, bald mit dem Uebergewicht der ersteren, und zwar bei dem Anspruch der Schwangeren von Todes wegen, bald mit Uebergewicht der letzteren, und zwar beim Pflichttheil und der Kollation. Das reine römische Recht ist in keinem Fall zur Geltung gebracht.

Die wissenschaftliche Betrachtung der Fälle von gesetzlichen Vermächtnissen ist nun keineswegs ohne Bedeutung, selbst nicht die der geringeren Fälle. Eine wichtige Frage nämlich ist überhaupt die, inwieferu es den Verfassern des Bürgerlichen Gesetzbuches gelungen ist, das römische Recht mit dem deutschen Recht darin glücklich — durch „innere Rezeption", wie ein maßgebender Pandektist (Regelsberger) kürzlich wünschte — zu einem einheitlichen Werk zu verschmelzen und dabei die Schlacken auszuscheiden. Insbesondere gilt dies für das neue Erbrecht. Ein Germanist, der auch als Romanist hervorragt (Sohm), erklärt dasselbe mit Fug für ein vorwiegend deutsches Erbrecht innerhalb der rezipirten römischen Universalsuccession. Der Romanist wird sich also bequemen müssen, in den römisch-rechtlichen Rahmen fremde Gebilde und der Germanist heimische Gebilde in den fremden Rahmen konstruktiv einzupassen. Von ganz spezieller Bedeutung ist vorstehende Erwägung gerade in der Aufgabe meines gegenwärtigen Vortrags, insofern darin eben gewisse deutsch-rechtliche Gestaltungen mit dem einmal übernommenen römischen Prinzip der Gesammtnachfolge möglichst in Einklang gebracht werden sollen, eben als sogenannte gesetzliche Vermächtnisse. Wenn ein solcher Einklang wirklich hergestellt werden kann, muß er auch hergestellt werden, mögen gleich gewisse germanistische Eigenthümlichkeiten dabei zum Opfer fallen. Dies haben namentlich die Germanisten zu beachten, um sich mit solchen Opfern zu versöhnen. Mit Rücksicht auf das Prinzip der Universalsuccession sind die gesetzlichen Vermächtnisse gleichsam

Digitized by Google

durch die logische Symmetrie gefordert: sie korrespondiren da den gewillkürten Vermächtnissen geradeso wie das gesetzliche Erbrecht dem gewillkürten Erbrecht. Dabei erscheinen sie als eine Art juristischer Zwitter. Auf der einen Seite nähern sie sich den letztwilligen Vermächtnissen: vor allem wird hier wie dort ein Singularerwerb gewährt, indem dieser Erwerb auf vermögensrechtliche Verhältnisse als einzelne gerichtet ist und nicht auf eine Erbschaft als Gesammtheit. Daraus folgt dann, daß vom Erwerber an sich hier wie dort keine direkte Haftung für die allgemeinen Erbschaftslasten übernommen wird. Sodann ist der Singularerwerb hier wie dort wesentlich ein Erwerb von Todes wegen, eine mortis causa capio, und zwar in dem Sinn eines verlassenschaftsrechtlichen Erwerbes, welcher eben mit Rücksicht auf den erblasserischen Tod behufs Ordnung des Schicksals des Nachlasses gewährt wird und nicht bloß aus Anlaß dieses Todes. Infolge der Annäherung an die gewillkürten Vermächtnisse sind deren Grundsätze auf die legalen Vermächtnisse nach Möglichkeit entsprechend anzuwenden. Selbstverständlich ist es aber für das Wesen eines gesetzlichen Vermächtnisses nicht entscheidend, wenn das Gesetz nicht bei allen Fällen ausdrücklich Grundsätze der wahren Vermächtnisse anwendbar erklärt. Auf der anderen Seite aber nähern sich unsre gesetzlichen Vermächtnisse wieder der gesetzlichen Erbfolge, indem die Berufung in demselben Sinn wie bei dieser erfolgt, und zwar sozusagen durch das Gesetz. Die gesetzliche Berufung bedeutet aber bei den gesetzlichen Vermächtnissen wie bei der gesetzlichen Erbfolge einfach eine Berufung, welche nicht auf Grund einer letztwilligen Anordnung, sondern auf Grund eines sonstigen Thatbestandes erfolgt; dieser Thatbestand bildet den Berufungsgrund. Am wichtigsten ist wie bei der gesetzlichen Erbfolge eine gewisse familienmäßige Beziehung zum Erblasser, wie wir eine solche namentlich im Kindesverhältniß, im Elternverhältniß, im ehelichen Verhältniß und überhaupt in der Zugehörigkeit zum Familienhausstand des Erblassers getroffen haben. Die bezüglichen Berufungsgründe haben übrigens eine sehr verschiedene Energie; bald wirken sie geradezu wider entgegenstehende Verfügungen des Erblassers, so der Pflichttheil — das ist ein gegenwilliges Vermächtniß; bald aber, und zwar zumeist, wirken sie erst in Ermangelung eines entgegenstehenden letzten Willens, nur dispositiv, das sind entziehbare gesetzliche Vermächtnisse; bald aber wirken sie sowohl bei ermangelnder als bei entgegenstehender Verfügung des Erblassers, das sind unentziehbare gesetzliche Vermächtnisse, so der Anspruch der Schwangeren. Ueberhaupt sind die gesetzlichen Vermächtnisse untereinander sehr verschieden; daher nicht auf alle gesetzlichen Vermächtnisse etwa alle Grundsätze der wahren Vermächtnisse anzuwenden sind. Das wiederum hindert übrigens keineswegs das gemeinsame Wesen der gesetzlichen Vermächtnisse und deren systematische Berechtigung, ja Nothwendigkeit; in allen Fällen ist ja doch ein gesetzlicher Erwerb von Todes wegen vorhanden, der keine Erbfolge bedeutet.

Leider muß ich mir versagen, die Theorie von den gesetzlichen Vermächtnissen weiter zu verfolgen; diejenigen Leser, welche sich dafür interessiren, darf ich wohl auf meine erwähnte Schrift verweisen. Ich muß nun vielmehr schließen. Ich weiß nicht, ob es mir gelungen ist, ein klares Bild von dem interessanten Rechtsgebilde zu entwerfen. Ich weiß insbesondere nicht, ob ich nicht vielleicht zu viel den Romanisten erkennen ließ. Möge man aber berücksichtigen, daß überhaupt eine allseitige wissenschaftliche Prüfung und Bearbeitung der im Gesetzbuch erfolgten Verschmelzung von römischem und deutschem Rechte nur durch das Zusammenwirken von Romanisten und Germanisten ermöglicht wird, wie das erfreulicherweise bereits wiederholt zutage tritt!

Möge übrigens der gegenwärtige Beitrag zugleich das lebhafte Interesse bekunden, welches auch in Oesterreich dem deutschen großen neuen Gesetzeswerke entgegengebracht und welches dadurch noch gesteigert wird, daß in der Werkstätte seinerzeit vielfach das österreichische Gesetzbuch mit Rücksicht auf seinen brauchbaren Gehalt verarbeitet und der österreichische Meister der Zivilistik zu Rath gezogen wurde, ja daß ein anderer Berufener, den wir Oesterreicher kürzlich noch zu den Unsern zählen durften, selbst die bessernde und helfende Hand rührig anlegte. Das gemeinsame Interesse entspringt namentlich durch die Gemeinsamkeit der Hauptgrundlagen des Rechtes. Letztere werden auch nach ihrer großen Kodifikation gemeinsame bleiben und somit ein werthvolles, inneres Band, nicht weniger fest wie das äußere, rechtliche Band, das die beiden mächtigen Reiche umschlingt; denn es ist geknüpft in Jahrhunderte langer gleichartiger Entwicklung des Rechtes!

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Badische Historische Kommission.** Plenarsitzung am 25. und 26. Oktober in Karlsruhe unter dem Vorsitz des im vorigen Jahre neugewählten Vorstandes, Geh. Hofrath Professor Dr. Erdmannsdörffer. Ueber die einzelnen wissenschaftlichen Unternehmungen der Kommission wurden Berichte erstattet und Beschlüsse gefaßt, welche nachfolgend zusammengestellt sind: Für die Bearbeitung der Regesten zur Geschichte der Bischöfe von Konstanz war Archivassessor Dr. Cartellieri weiterhin thätig. Das Erscheinen der vierten Lieferung des zweiten Bandes ist für das Jahr 1898, das der Schlußlieferung dieses Bandes für das Jahr 1899 in Aussicht gestellt. Eine von Dr. Cartellieri unternommene archivalische Reise nach Rom hat eine reiche Ausbeute ergeben. Mit der Fortführung der im vatikanischen Archiv begonnenen Arbeiten ist Hr. Kurt Schmidt betraut worden, der zunächst das Material der Jahre 1370 bis 1378 für ganz Deutschland bearbeiten soll. — Professor Dr. Fester in Erlangen hat den über die Herausgabe der Regesten der Markgrafen von Baden und Hachberg mit der Kommission geschlossenen Vertrag gekündigt. Zur Fortsetzung des Unternehmens sind die erforderlichen Schritte eingeleitet. Die Regesten der Pfalzgrafen bei Rhein werden von Professor Dr. Wille weitergeführt. — Von den Oberrheinischen Stadtrechten ist das von Geh. Hofrath Professor Dr. Schröder bearbeitete dritte Heft der ersten Abtheilung (Fränkische Stadtrechte) erschienen. Das vierte Heft soll im Laufe des nächsten Jahres folgen. Als neuer Mitarbeiter ist Dr. Koehne gewonnen worden. Mit der Bearbeitung der Stadtrechte von Ueberlingen und Konstanz sind auch weiterhin Dr. Huppeler in Zürich und Dr. Beyerle, z. Zt. in Waldshut, beschäftigt. Die von Dr. Beyerle bearbeiteten Konstanzer Ratheslisten des Mittelalters werden demnächst, mit Unterstützung des Stadtraths von Konstanz, von der Kommission in Druck gegeben werden. — Für die Quellen und Forschungen zur Geschichte des Handels zwischen Oberitalien und Süddeutschland hat Professor Dr. Schulte weitere umfassende Vorarbeiten gemacht und eine archivalische Reise durch Süddeutschland unternommen, wodurch der Abschluß des Werkes verzögert wurde. — Für den fünften (letzten) Band der durch Geh. Hofrath Dr. Erdmannsdörffer und Archivrath Dr. Obser bearbeiteten Politischen Korrespondenz Karl Friedrichs von Baden ist das Material zum größten Theil gesammelt. Es soll noch vollends ergänzt werden durch Nachforschungen in den Pariser Archiven, welche Dr. Obser im nächsten Frühjahr vorzunehmen gedenkt. — Ueber den Inhalt des zweiten Bandes der Wirthschaftsgeschichte des Schwarzwaldes und der angrenzenden Landschaften hat Professor Dr. Gothein eine ausführliche Disposition vorgelegt. — Die von Dr. Immich bearbeitete Publikation Zur Vorgeschichte des Orleans'schen Krieges; Nuntiaturberichte aus Paris und Wien 1685—88 befindet sich unter der Presse. — Für die Korrespondenz des Fürst-Abtes Martin Gerbert von St. Blasien waren Geheimrath Dr. v. Weech und Dr. Brunner, der an die Stelle des ausgeschiedenen Dr. Hauck getreten ist, weiterhin thätig. Eine von Dr. Brunner nach Aarau unternommene Reise lieferte eine reiche Ausbeute. Binnen Jahresfrist dürfte die Arbeit zu

Ende geführt sein. — Von dem durch Archivrath Dr. Krieger bearbeitetrn Topographischen Wörterbuch des Großherzogthums Baden ist im Laufe des Jahres die vierte Lieferung erschienen, die fünfte (Schluß-)Lieferung befindet sich unter der Presse. — Von dem Oberbadischen Geschlechterbuch, bearbeitet von Oberstlieutenant a. D. und Kammerherrn Kindler v. Knobloch, ist die sechste Lieferung erschienen, die siebente (Schluß des ersten Bandes) wird demnächst ausgegeben werden. — Mit der Sammlung und Zeichnung der Siegel und Wappen der badischen Gemeinden wurde fortgefahren. Der Zeichner Held wird auch ferner seine Arbeitskraft diesem Unternehmen widmen. Zunächst werden die Siegel der Städte in den Kreisen Karlsruhe, Heidelberg, Mannheim und Mosbach veröffentlicht werden im ersten Heft einer auf drei Hefte berechneten Sammlung. Held hat außerdem in diesem Jahre für 26 badische Gemeinden nach den Angaben des Generallandesarchivs neue Siegel, beziehungsweise Wappen, entworfen. — Die Vorarbeiten des Dr. Eulenburg für die Beiträge zu einer Bevölkerungsstatistik Badens in früherer Zeit nehmen ihren Fortgang, ebenso jene für die Geschichte der badischen Verwaltung durch Privatdozent Dr. Ludwig in Straßburg und für den zweiten Band der Geschichte des schwäbischen Kreises vom westfälischen Frieden bis zu seiner Auflösung durch Dr. Frhrn. Longwerth v. Simmern. — Auch im Jahre 1897 waren in vielen Amtsbezirken die Pfleger der Kommission unter Leitung der Oberpfleger Professor Dr. Roder, Archivrath Dr. Kreger, Professor Maurer und Professor Dr. Willr an der Verzeichnung der Archive von Gemeinden, Pfarreien, Grundherrschaften u. s. w. thätig, von der zu hoffen ist, daß sie im Jahre 1898 vollendet werden wird. Verzeichnisse des Inhalts solcher Archive werden noch wie vor in den Mittheilungen der Badischen Historischen Kommission veröffentlicht, die von jetzt an außerdem noch Publikationen aus den Beständen des Generallandesarchivs bringen sollen. — Von der „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins" (Neue Folge) ist der zwölfte Band, unter der neuen Redaktion von Archivrath Dr. Obser in Karlsruhe und Archivdirektor Professor Dr. Wiegand in Straßburg, erschienen. — Das Neujahrsblatt für 1897: „Bruchsal. Bilder aus einem geistlichen Staat des 18. Jahrhunderts" von Professor Dr. Wille, ist im Januar erschienen. Für 1898 bearbeitet Geheimrath Dr. v. Weech das Neujahrsblatt, betitelt: „Ein römischer Prälat am Oberrhein 1762 und 1764". Für 1899 hat Geh. Hofrath Dr. Erdmannsdörffer die Veröffentlichung eines historischen Liedes über den Schwabenkrieg von 1499 in Aussicht gestellt. — Das seit 1875 von Geheimrath v. Weech herausgegebene Sammelwerk „Badische Biographien", dessen nächster Band im Jahre 1900 oder 1901 erscheinen wird, hat die Kommission in die Reihe ihrer Publikationen aufzunehmen beschlossen.

* Ein neuer Stern im Nebel des Orion wurde in Ameeika entdeckt. Photographische Bilder dieses Nebels, die von dem Astronomen Leavenworth an der Sternwarte der Universität von Minnesota am 22., 23. und 26. September aufgenommen wurden, zeigten deutlich das Vorhandensein eines bisher unbekannten Sterns von zehnter Größe in der südlichen Gegend dieses Nebels.

* Göttingen. Der Observator der hiesigen Sternwarte, Dr. Leopold Ambronn, ist von der Reichskommission für die Pariser Ausstellung als Sachverständiger für die Abtheilung der Astronomie (Feinmechanik und Optik) gewählt worden.

* Halle a. S. Das staatswissenschaftliche Seminar an der hiesigen Universität, begründet und noch jetzt geleitet von Geheimrath Professor Conrad, beging am 20. d. M. unter reger Betheiligung seiner ehemaligen Mitglieder von nah und fern die Feier seines 25jährigen Bestehens durch eine Festsitzung, die sich wesentlich zu einer Huldigung für den Leiter des Seminars gestaltete. Ihn beglückwünschten zunächst namens seiner früheren Schüler Professor Posche-Charlottenburg, der zugleich mittheilte, daß zur Erinnerung an diesen Ehrentag Conrads eine größere Zahl von ehemaligen Hörern im In- und Auslande Abhandlungen zu einer demnächst erscheinenden Festschrift beigesteuert haben. Professor Diehl-Halle überreichte ein prächtiges Album mit den Photographien zahlreicher ehemaliger und jetziger Mitglieder des Seminars. Rittergutsbesitzer Dr. Humbert-Schraplau übermittelte die Glückwünsche der im landwirthschaftlichen Berufe stehenden einstigen Hörer des Jubilars, dem dann auch noch die gegenwärtigen Seminarmitglieder, sowie verschiedene akademisch-wissenschaftliche Vereine ihre Verehrung bekundeten.

* Königsberg. Der Professor der Theologie Konsistorialrath D. Sommer hat mit Rücksicht auf sein hohes Alter von 87 Jahren die Vorlesungen eingestellt; nur, um nicht ganz den Zusammenhang mit der akademischen Thätigkeit und insbesondere mit der theologischen Fakultät zu verlieren, hat er noch die Leitung der alttestamentlichen Abtheilung des theologischen Seminars beibehalten.

* London. Kürzlich erfolgte hier die Gründung einer Röntgengesellschaft unter dem Vorsitz Prof. Silvanus P. Thompsons. In der konstituirenden Versammlung wies der Vorsitzende darauf hin, daß außer den Veröffentlichungen Listers über die antiseptische Wundbehandlung und der Entdeckung Jacksons über die narkotisirende Wirkung des Schwefeläthers keine andere Publikation in unserm Jahrhundert eine so ungeheure Tragweite gehabt habe, wie diejenige Röntgens. In der Versammlung wurde ein sehr sinnreich konstruirter Apparat vorgeführt, mit dessen Hülfe es selbst einem Laien möglich sein wird, den Sitz eines fremden Gegenstandes im Körper mit größter Genauigkeit zu bestimmen. Der Zweck der Gesellschaft ist die weitere Erforschung der Röntgenstrahlen und ihrer Anwendung. — Wie den „Times" aus Kairo gemeldet wird, hat der Berliner Aegyptologe Borchardt in einem von Moegan entdeckten Grabe im Museum zu Gizeh das des Königs Menes, des Gründers der ersten Dynastie, den Manche bisher für sagenhaft gehalten haben, entdeckt.

* Paris, 22. Nov. Philippe Berger, der Nachfolger Renans auf dem Lehrstuhl der semitischen Philologie im College de France, machte in der „Académie des Inscriptions" Mittheilung von einer phönizischen Inschrift, die in Aoignon gefunden wurde. Es ist das Grabmal einer verheiratheten Priesterin Libera, aber der Name der Gottheit, der sie diente, ist auf dem Stein nicht mehr lesbar. Die Inschrift schließt mit dem Verbot, das Grabmal zu öffnen. Sie ist namentlich deswegen von großem Interesse, weil phönizische Inschriften bisher nur in den Küstenstädten Frankreichs gefunden wurden. Zum erstenmal lernen wir hier eine phönizische Binnenkolonie kennen, die bedeutend genug war, um ein eigenes Heiligthum und eigene Priester zu besitzen. — Unter den geschichtlichen Arbeiten, welche die französische Akademie neulich krönte, befindet sich „Der Krieg von 1870/71" von Alfred Duquet, der durch einen Preis von 12,000 Francs ausgezeichnet worden ist. Das Werk umfaßt bereits neun Bände; der letzte, eben im Druck erschienene, trägt den Titel: „Paris — Le Bombardement et Buzenval — 1. bis 22. Januar" und enthält zwei Karten.

* Kopenhagen. Die königlich dänische Gesellschaft der Wissenschaften hat beschlossen, mit Hülfe des Fonds, welcher den Namen der bekannten Musterbrauerei „Gamle Carlsberg" trägt, nach von dem Gründer derselben durch Vermächtniß zur Verfügung gestellt worden ist, eine Polarexpedition behufs topographischer Aufnahme des noch unerforschten Theiles der Ostküste von Grönland zu entsenden und zur Bestreitung der mit dieser Expedition verbundenen Kosten 150,000 Kronen bestimmt. Die Expedition, welche aus fünf Personen bestehen wird (unter diesen ein Geologe und ein Zoologe), beabsichtigt, nächsten Sommer die Erforschungsreise anzutreten. Voraussichtlich werden die Theilnehmer erst im Jahre 1902 ihre Aufgabe gelöst haben. Die Expedition wird unter der Leitung eines jüngeren Seeoffiziers, Namens Amarup, stehen, welcher sich früher längere Zeit im höchsten Norden aufgehalten hat.

* Neapel. Interessante Versuche über Immunisirung gegen Influenza hat in letzter Zeit der hiesige Professor Centoni an Meerschweinchen mit successive wachsenden Dosen der bei 56 Grad sterilisirten Kulturen des Influenzabazillus vorgenommen. Er verwendete auch Bauchfellexsudate von an Influenza verendeten Thieren und Gehirnemulsionen von Kaninchen, welche unter der harten Hirnhaut mit demselben zuvor sterilisirten Produkt geimpft worden waren. Die Resultate waren sehr befriedigend, namentlich bei den nach dem zweiten Verfahren behandelten Thieren; dieselben widerstanden zwanzigfach tödtlichen Dosen des Virus, während nicht so behandelte Thiere der Injektion erlagen. Näheres über diese Versuche berichtet die Semaine médicale 1897.

* Warschau. Das Universitätsgericht hat am Sonnabend dem Professoren-Kollegium an der hiesigen Universität das Urtheil in Sachen der bekannten Universitätsunruhen vorgelegt. Das Gericht hat die Relegirung von ca. 100 Studenten vorgeschlagen, und zwar drei auf je 3 Jahre, 27 auf je 2 Jahre und

ca. 60 auf je 1 Jahr. Nach vierstündiger lebhafter Berathung wurde das, noch von dem Kuratar des Warschauer Bildungsbezirkes zu bestätigende Urtheil aan dem Professaren-Kollegium mit über 50 gegen 12 Stimmen (darunter die des Universitätsrektors Professar Zenger) angenommen.

* **New-York.** Hier starb Anfang November der bekannte deutsche Schulmann und Dichter Johann Straubenmüller. Er war, wie die „Frankf. Ztg." berichtet, am 11. Mai 1814 in Schwäbisch-Gmünd als das zwölfte Kind eines Handwerkers geboren. Nach Absolvirung des katholischen Lehrerseminars in seiner Heimath bekleidete er Lehrerstellen in Stuttgart, Gmünd und Hard. Damals entstanden seine Lieder, welche er durch Vermittelung des bekannten Novellisten Hermann Kurz in Lewalds „Europa" veröffentlichte. Ein 1849 im „Schwarzwälder Boten" erschienenes Gedicht, sowie die Gerüchte, es rüste eine Freischaar aus, die nach Baden zu ziehen gedenke, gaben den willkommenen Anlaß zur gerichtlichen Einziehung des jungen Lehrers. Hohenasperg winkte ihm. Endlich aber verstand man sich doch dazu, den jungen Mann „zur Auswanderung zu begnadigen". Vergeblich versuchten Professor F. Vischer und der Historiker des Bauernkriegs, Herrmann Zimmermann, dem aus der Heimath Verbannten ein Plätzchen an höheren Lehranstalten in der Schweiz zu verschaffen. Noch einmal winkte die Hoffnung: Eine Lehranstalt in Stuttgart bat dem Manne eine Stelle an; doch der damalige Minister stand dazwischen mit der Erklärung: „Solange der Straubenmüller im Lande ist, gibt's keine Ruhe." So legte denn Straubenmüller das weite Weltmeer zwischen sich und seine von ihm so sehr geliebte Heimath. 1852 landete er mit Frau und Kind in Baltimore und nahm dort die Stelle eines Lehrers und Organisten an der St. Michaelsgemeinde an.

* **Chicago.** Unter dem Rektorat von Dr. John Mokal hat sich hier eine deutsch-amerikanische Universität aufgethan mit einer philosophischen, philologischen und biologischen Fakultät und einer Abtheilung für die Künste. Sämmtliche Lehrer sind in deutschen aber amerikanischen Instituten erzogen und lehren in beiden Sprachen, je nach dem Bedürfniß der Klassen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Storms Kursbuch fürs Reich; vollständ. Ausgabe. Berlin, H. Storm. — Adolf Baetels: Gerhart Hauptmann. Weimar, E. Felber 1897. — Dr. Karl Bullod: Die Lebensfähigkeit der städtischen und ländlichen Bevölkerung. Leipzig, Duncker u. Humblot 1897. — Dr. Fritz von Calker: Strafrecht und Ethik. Vortrag. Ebd. — Dr. A. Kurn: Strafrechtsreform oder Sittenpolizei? (Sonderabdruck aus Schmollers Jahrbuch.) Ebd. — J. Boehm: Das Vormundschaftsrecht des Bürgerlichen Gesetzbuchs. Hannover, Helwing 1897. — Dr. Ludwig Beck: Die Geschichte des Eisens in technischer und kulturgeschichtlicher Beziehung. 4. Abtheilung: Das XIX. Jahrhundert. 1. Lfg. Braunschweig, F. Vieweg u. Sohn 1897. — Dr. H. Klencke: Das Weib als Jungfrau. 5. Aufl. — Das Weib als Gattin. 14. Aufl. Bearbeitet von Prof. Dr. A. Klencke. Leipzig, E. Kummer 1897. — Ginn Manuldi: Giuseppe Verdi und seine Werke. Aus dem Italienischen übersetzt von L. Hallbauer. Mit zwei Bildnissen Verdi's. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1898. — Dr. Karl Oppel: Tondichter-Album. Leben und Werke der hervorragendsten Meister der Tonkunst. Mit sieben Portraits. Leipzig, Serig. — Dr. Hugo Riemann: Allgemeine Musiklehre; Katechismus der Musik, des Klavierspiels, der Gesangskunst; Grundriß der Kompositionslehre (I. u. II. Theil); Musikinstrumente. (Max Hesse's illustrirte Katechismen Nr. 1 u. 5—9.) Leipzig, Max Hesse 1897. — Ernst Edstein: Roland. Eine Erzählung. Leipzig, Paul List. — E. v. Wald-Zedwitz: Man sagt, Naman. Ebd. — Leif Stram: Geertrude Colbjörnsen. Die Geschichte einer Ehe. Naman. Ebd. — Natalie v. Eschstruth: Jung gefreit! Humoristischer Roman in 2 Theilen. — Spul. Ebd. — Mrs. Alexander: Biegen oder Brechen. Die Geschichte einer Ehe. 2 Bde. Uebersetzt von Elisabeth Gaulbeinee. Ebd. — Georges Ohnet: Verjährter Groll. Ebd. — Anny Wothe: Der Weg des Lichts. Roman. Ebd. — Dr. Adr. Leutbecapulas: Das Recht des Stärkeren. Die Rechtlichkeit oder ein politisch-rechtlicher Traktat. Zürich, Cäsar Schmitt 1897. — Dr. S. Gräfenberg: Praktisches Lesebuch der spanischen Sprache für Handelsschulen und zum Selbstunterricht. Frankfurt a. M., Karl Zügel (Moritz Abendroth) 1897. — Adolf Philippi: Die Kunst der Renaissance. Nr. 3—5 der „Kunstgeschichtlichen Einzeldarstellungen". Leipzig, E. A. Seemann 1897. — Gustav Voigt: Münzen-Umrechnungstabellen. Merseburg, Selbstverlag des Verf. 1897. — A. Benckiser: Die Wöchnerinnenasyle Deutschlands. (Separatabdruck aus der „Deutschen Mediz. Wochenschrift".) Berlin 1897.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Ein ganzer Mann.

Roman von

W. H. Riehl.

Preis geheftet 6 Mark. Elegant gebunden 7 Mark.

Fast gleichzeitig mit dem Hinscheiden des ausgezeichneten Schriftstellers erscheint der einzige Roman, den er verfaßt hat. Weit ab von den schrillen Tönen und der erregenden Art vieler Erzeugnisse der heutigen Romanlitteratur liegt der Geist dieser Erzählung. In angenehmem Flusse gleitet sie dahin und teilt ihre innige Gefühlswärme, ihre gute Laune uns mit.

Die zahllosen Verehrer Riehls werden sein letztes Buch mit wehmütiger Freude in die Hand nehmen und gern wieder und wieder zu ihm wie zu einem Andenken an einen guten Freund zurückkehren. (17427)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Deutsche Nähmaschinen

bester Qualitäten,

ausgestattet mit allen neuesten Erfindungen. Vollkommener Mechanismus, rasches Nähen, elegante Ausstattung, bescheidene Preise.

Keine Erhöhung bei Theilzahlung.

Katalogue und Versandt franko.

Reellste Bedienung.

Chr. N. Schad, München,

Hoflieferant, (18968)

Perusastrasse 11 ✻ Kaulbachstrasse 9.

Gustav Fischer, Verlag in Jena.

Geh, Dr. Paul, **Das Braunkohlenmonopol** als Besteuerungsform. Pr. 2 Mk.

Hager, Paul, Dr. der Staatswissenschaften und der Rechte, **Familienfideikommisse.** Preis: 1 Mk. 20 Pf.

Troeltsch, Dr. Walter, Privatdocent an der Universität Tübingen. **Die Calwer Zeughandlungskompagnie und ihre Arbeiter.** Studien zur Gewerbe- und Sozialgeschichte Altwürttembergs. (17192) Preis: 12 Mark.

Tauchnitz Edition.

November 24, 1897.

In Kedar's Tents.

By (17869)

Henry Seton Merriman,

Author of „The Sowers" etc. etc.

In 1 vol.

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Hierzu ein Weihnachts-Prospekt der **Buchhandlung des Erziehungs-Vereins** in Neukirchen. (17851)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Kell in München.

Jahrgang 1897. München, Freitag, 26. November. Nummer 268.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Das Kriegsrecht zur Zeit des ersten Empire. I. Von Karl Bleibtreu. — Vom Weihnachtstisch. I. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das Kriegsrecht zur Zeit des ersten Empire.

Von Karl Bleibtreu.

I.

„Es ist der Krieg ein rauh gewaltsam Handwerk“ und wird es bleiben. Da aber die Auffassung des Kriegsrechts innig mit der Zivilisation selbst und der Weltanschauung jeder Epoche zusammenhängt, so wird man eine zunehmende Milderung der Kriegsschrecken nicht verkennen können. Im Alterthum verstand es sich von selbst, daß Kriegsgefangene nicht nur, sondern auch Weiber und Kinder in die Sklaverei verkauft wurden. Im Mittelalter bis in die Neuzeit herrschte der Begriff des Lösegeldes für Gefangene, also den Gepflogenheiten von Abruzzenbanditen entsprechend. Das Kriegsrecht im eigentlichen Sinne beschränkte sich darauf, daß Gesandte und Herolde unverletzlich und daß mit Sturm genommene Städte der Plünderung verfallen seien. Letztere naive Anschauung erschwerte offenbar nur die Einnahme befestigter Orte, da die Einwohner hierdurch gezwungen waren, sich verzweifelt an der Vertheidigung zu betheiligen. Die Militärgerichtsbarkeit kannte nur zwei Vergehen: Ungehorsam gegen den Vorgesetzten, Feigheit vor dem Feinde. Auf ersteres stand bei den Römern in erschwerenden Fällen Todtpeitschung durch die Liktoren, überhaupt Geißelung, die auch den Gefangenen oft zutheil wurde; auf letzteres in erschwerenden Fällen die Dezimirung, d. h. das Ueberantworten des zehnten Mannes an das Liktorbeil. Auch diese unsinnige, weil wahllose, Maßregel finden wir noch im napoleonischen Zeitalter bei einem halbbarbarischen, obschon angeblich zivilisirten Heere wieder: Cuesta ließ nach der Schlacht von Talavera, wo seine Spanier theilweise beim ersten Schuß ausrissen, und er selbst mit, „dezimiren“, und nur Wellingtons Einschreiten stoppte weitere Ausführung, nachdem schon 50 Mann erschossen waren. Bei den Landsknechten finden wir allerdings schon eine gut ausgebildete Militärjustiz, verwaltet vom Schultheiß und zwölf Beisitzern. In „Malefizsachen“ (Kriminalfällen) traten auch noch die Chargen vom Hauptmann bis zum Feldweibel hinzu. Jede Fahrlässigkeit der bestallten Unterauditeure konnte mit Strafgeld gesühnt werden. Der ausübende Profoß war ein ansehnlicher Mann und hatte den Vorrang vor dem Fähnrich; er sowohl als der Angeklagte trugen ihre Sache durch einen Fürsprech vor. Es gab sogar, ganz wie im modernen Rechtsverfahren, zweimaligen Revisionsaufschub des Urtheils. Auf schwere Dienstvergehen stand der Tod durch Henkersschwert. Als vornehmes jedoch und besonderes Reservatrecht der frummen Landsknechts galt das Gassenlaufen, wo der schuldige Kamerad durch einen Ausschuß von 40 Mann gerichtet wird und möglichenfalls nach vielen Wunden durch die ehrlichen Spieße seiner Genossen mit dem Leben davon kommen konnte. Diese Rechtsform erscheint heute ebenso barbarisch, wie etwa das beschimpfende Hindurchzwängen eines kapitulirenden Heeres durchs „kaudinische Joch“, eine Art moralischen Gassenlaufens. Hingegen hat sich das „Standrecht“ in gewissem Sinne erhalten, weil es oft genug sich aus den Kriegsumständen als nothwendig ergibt; nur hatte damals schon der Hauptmann das Standrecht zu sofortiger Verurtheilung. (Vergl. die Landsknechtbilder von Zwiedineck-Südenhorst, 1883.) Bemerkenswerth ist die Verwarnung, daß der Fähnrich dem Kriegsgericht verfällt, wenn er eine Schanze verläßt, bevor er drei Stürme ohne Entsatz aushielt, und das Regiment die Fahne verliert, „wenn es aus Feigheit eine Festung vor der Zeit übergibt“. (Gustav Freytag „Aus dem Jahrhundert des Großen Kriegs“, S. 37.) Nach schwedischem Kriegsrecht durfte man jeden feige Fliehenden niederstechen. Das hat sich im wesentlichen als Nothwehr des Führers erhalten und wird sich nie ändern, weil es durchaus der menschlichen Natur in höchster Kampferregung entspricht. Ebenso ist nie ausgeschlossen, daß die Führer unter Meuterer sprengen und sie mit eigener Hand niederstrecken, wie dies 1620 der schneidige Graf Mansfeld that. Wir finden also im 30jährigen Krieg, der zucht- und rechtlosesten Militärepoche, zwar einerseits eine maßlose Verwilderung, andrerseits ursprünglich schon ein Abmildern der drakonischen Härte des 16. Jahrhunderts. Denn das Gassenlaufen kam aus der Mode und die Ausschweifungen der Soldateska wurden schon viel ärger, auch von den Führern, empfunden, als früher, wo man überhaupt zum Schutze des Besiegten an kein Kriegsrecht dachte, sondern Frevel, wie die Zerstörung Magdeburgs, einfach an der Tagesordnung waren. (Die Franzosen wütheten z. B. beim Einfall Karls VIII. in Italien wie reißende Thiere und kein Mensch wunderte sich über die Mordbrennereien im Bauernkrieg.) Eine Zucht, wie sie Gustav Adolf hielt, hatte man bis dahin überhaupt für unmöglich gehalten, und noch erstaunlicher erschienen die Puritaner Cromwells. Doch ist auch bei letzteren das Plündern in gewissen Fällen gestattet worden und das unterschiedlose Niedermachen der Royalisten wurde von ihnen bei Drogheda und in der Schlacht von Marston Moor erschreckend durchgeführt. Einzelne Fanatiker, wie General Harrison, gaben grundsätzlich kein Quartier. Obschon aber im 17. und 18. Jahrhundert die Bildung stieg, verfeinerten sich nur die äußeren Höflichkeiten und Etiketteformen des Krieges. Das berühmte „Après vous, messieurs!“ der französischen Garde bei Fontenoy, als die englische Garde sie zum ersten Feuergruß aufforderte, hinderte nicht, daß die französische Soldateska im 7jährigen Krieg sich ähnlicher Manieren befleißigte, wie unter Ludwig XIV. in der Pfalz. Friedrich der Große mußte den bekannten Brief an den Duc de Richelieu richten, worin er eine so barbarische Kriegführung wie in Westfalen unwürdig einer großen Kulturnation nennt. Hierin, sowie in der ausweichenden, aber überaus höflichen Antwort und in der rühmenswerthen Thatsache, daß der französische General

Digitized by Google

nachher aus seiner Privatkasse der geplünderten Stadt Hameln Ersatz bot, müssen wir allerdings eine wenigstens theoretische Zivilisirung des Kriegsrechts erkennen. Im 17. Jahrhundert hatten die Schweden in Brandenburg und die Franzosen in Süddeutschland sich ziemlich ebenso betragen, wie im 30jährigen Krieg, wo sich erstere überall und letztere, z. B. in Tuttlingen, höllische Denkmale setzten. Unter Karl XII. ward hingegen wieder strenge Manneszucht eingeführt, obschon im übrigen die Brandschatzung in Sachsen nicht viel milder betrieben wurde, als seinerzeit sogar der gebildete Torstenson (Kontribution der Stadt Leipzig) sie für erlaubt hielt. Da im 18. Jahrhundert das Magazinsystem regirte und Requisition nur selten (Friedrich der Große in Mähren) versucht ward, so nahm dies dem Kriege etwas von seiner Härte. Die occupirten Landestheilen auferlegten Lasten wurden wenigstens nur ordnungsgemäß beigetrieben, freilich mit nicht geringer Härte von Friedrich in Sachsen und Mecklenburg. Derlei, auch der bekannte Beutezug preußischer Husaren nach Franken, der modernen Gepflogenheiten denn doch widerspricht, erwies sich als gerechte Nothwehr, da der Feind nichtswürdig in preußischen Landen hauste. Die Schändlichkeiten der Russen in Ostpreußen und Küstrin erbitterten bekanntlich die preußischen Soldaten vor Zorndorf zu dem Schwur, keinen Pardon zu geben. Das ist vollkommen menschlich begründet und könnte sich ähnliches jederzeit wiederholen. Derlei Zustände werden nie zu vermeiden sein, wo Kosaken und Kalmüken oder Kroaten und Grenzer an einem europäischen Kriege theilnehmen. Die Plünderung von Charlottenburg gibt dafür einen Maßstab und nur Todtlebens Menschlichkeit schützte Berlin vor gleichem Schicksal. Ein gewisser höherer Respekt vor dem Privateigenthum ist jedoch bei den besseren Elementen des österreichischen Heeres und den Preußen unverkennbar gegen frühere naive Auffassung des Kriegsrechts. Auch scheinen die vorgekommenen Ausschreitungen in erstürmten Orten (z. B. Landshut und Schweidnitz) bei weitem nicht den Umfang angenommen zu haben, wie einst. Die landläufige Warnung bei Belagerungen, man werde beim Bombardement leider die Einwohner mitbeschädigen müssen, erweist vollends eine früher ungeahnte Rücksicht und Anpassung an moderne Humanität. Bei den Kaiserlichen ist die zivilisirtere Auffassung des Kriegsrechts um so anerkennenswerther, als sie noch von den letzten Türkenkriegen Eugens her an barbarische Gegner gewohnt waren, und z. B. die Erstürmung von Ofen noch Schreckensscenen wie in alter Zeit gezeigt hatte.

Die französische Revolution proklamirte nun zwar die „Menschenrechte", in ihrem Kriegsrecht aber merkte man wenig davon! Möglich, daß die gräßliche Gesetzlosigkeit des Bürgerkriegs, wo in Lyon und der Vendée jede Regel der Gesittung mit Füßen getreten wurde, dabei vergiftend wirkte. Aber schon das erste Auftreten der „Befreier" unter Dumouriez und Custine in Belgien und am Rhein belehrte die Welt, daß eine so unendlich freie Nation sich nur von Ideen speist, daher nicht für ihren Unterhalt zu sorgen braucht, weßhalb die „Befreiten" diese Ernährungsfrage für die Revolutionsheere zu lösen hatten. Zwar wurde Bernadotte zur Verantwortung gezogen, weil er Plünderung in Nürnberg geduldet hatte, aber selbst der humane Jourdan mußte die Augen zudrücken und nachher erleben, daß die zur Verzweiflung angestachelte Bevölkerung im Spessart bei seinem Rückzug von Würzburg mit Dreschflegeln und Sensen über alle Versprengten und Marodeure herfiel, wie ihre Väter einst über Soubise's von Roßbach fliehende Trümmer. Der gebildete und anständige Moreau legte Süddeutschland noch 1800 unerschwingliche Kontributionen auf, und was allein die Gefräßigkeit der Offiziere vom Kreis Wiesbaden verlangte, ersieht man aus einer Studie von Spielmann über Marceau (mit Benutzung nassauischer Staatsarchive). Bonaparte aber brachte in Italien diese Freiheitspolitik des Straßenraubs in ein System attrömischen Stils. Dieser praktische Mann nahm überhaupt alles, verschmähte nichts, eignete sich mit gleicher umfassender Liebe Staaten, Kunstwerke, Gelder und Schlachtvieh an. Tribute an Ochsen und Rafaels wurden gleichmäßig ausgeschrieben, selbst das Madonnenbild von Loretto mußte nach Frankreich wandern. „Es ist von Holz," setzt er entschuldigend hinzu; die Perlen daran hatten die Priester leider schon vorher durch falsche Steine ersetzt; sein Schmerz über solchen Betrug war tief und innig. Doch konnte er mit sich zufrieden sein. Mit Genugthuung berichtet er dem Direktorium in einem anderen Schreiben, daß seine Kommission von Kunstgelehrten fast alles Werthvolle ausgeschieden habe; nur in Turin und Neapel (getrost, da kommen wir auch noch hin!) seien noch einige gute Bilder vorhanden. Alle übrigen Nationaleigenthümer Italiens werden sich im Louvre bald wohl befinden; nach der Hauptstadt der Zivilisation gehört überhaupt alles Niet- und Nagelfeste, aller mobile Besitz Europa's hin.

Solch eigenartige und barbarische Auslegung des Kriegsrechts erinnert nun scheinbar an den 30jährigen Krieg, wo bekanntlich Bannér und Königsmark mit allen Erzeugnissen unsres glorreichen alten Kunsthandwerks ihre schwedischen Schlösser wie mit erlaubten Trophäen schmückten. Dennoch erkennen wir in den äußeren Formen einen erheblichen Unterschied. Als er den Berner Staatsschatz raubte, als er seine Truppen als Kuckuckseier in fremde Nester legte, sie als angebliche „Hülfskorps" von den Klientelländern ernähren ließ, mußte Napoleon dabei doch höfliche Phrasen anwenden, den äußeren Schein des Rechts wahren. Das war noch im 18. Jahrhundert unnöthig gewesen, und die Generale des allerchristlichsten Louis Quatorze hatten auf den Schmerzensschrei des Kurfürsten von der Pfalz nur mit brutalem Hohn antworten dürfen. Und was früher die Regel, war jetzt die Ausnahme. Als das aufrührerische Pavia durch Plünderung bestraft werden sollte, hob Bonaparte nach zwei Stunden die weitere Erlaubniß dazu auf, weil er sich der Bürger erbarmte und der Soldat gehorchte. Als der brutale Augereau das verrätherische Lugo grausam strafte, verübelte man ihm sehr, daß er in einer Proklamation sich dessen rühmte, und daß er den Soldaten ihre Plünderungsbeute um Schleuderpreise abkaufte, erregte Unwillen, indeß man früher an solche Scherze gewöhnt war. Als Massena in Rom nach seiner beliebten Manier erpreßte und selbst die Manuskripte des Vatikans nicht schonte, wenn an deren Einbänden nur etwas Goldbeschlag lockte, überreichte ihm ein Ausschuß von Offizieren und Sergeanten eine heftige Protestadresse, die Armee fühle sich durch solchen Chef entehrt. Umsonst verlangte er Subordination, er wurde abberufen. In der Schweiz sollen zwar auch der sonst anständige Molitor in Feldkirch und Lecourbe gebrandschatzt haben; bezüglich des Letzteren, der viel Sinn für Kunst und Wissenschaft hatte, ward dies jedoch neuerdings von R. Günther („Feldzug der Division Lecourbe") bestritten. Hingegen strafte Napoleon neuerdings die Erpressungen Massena's im Tessin, die auch der eidgenössische Kommissär Zschokke in seiner „Selbstschau" beglaubigt, durch schimpfliche Entsetzung vom Oberbefehl. Sogar Massena's würdiger Untergenerat Loison, der nachher in Portugal als „Maneta" (Einarm) wegen wilder Grausamkeit berüchtigt wurde, schämte sich, als einige Todtschläge französischer Marodeure in Dissentis vorfielen: „Wehrlose Greise morden, sind das die Großthaten der Großen Nation?" Man sieht also, daß hier schon rohe Gewaltthätigkeit als widerrechtlich aufgefaßt wird, daß Räuberei als ehrlos gilt, wovon frühere Kriegszeiten nichts

wußten. Sogar die Russen Suworows, an die Blutscenen von Praga und Ismailia gewöhnt, rissen zwar anfangs in Tessin sogar den Bäuerinnen die Ohrringe aus und stahlen wie die Raben; nachher aber auf dem bösen Alpenzug erregten sie bei den Schweizer Gemeinden freudiges Befremden durch die Anständigkeit, womit sie — nach dem Beispiel des anwesenden Großfürsten Constantin — alles mit Gold bezahlten.

Folgen wir nun eingehender den napoleonischen Legionen auf ihren Siegeszügen, so gab schon Lettow-Vorbeck in seinem trefflichen Werk über 1806 zu, daß die Disciplin keineswegs so lax gewesen sei, wie man oft behauptet hat. 1805 ist, soweit unser Forschen reicht, überhaupt nur der Flecken Elchingen geplündert und ausgebrannt worden infolge des dortigen erbitterten Kampfes. Daß in Stockerau bei Wien ein im Stich gelassenes österreichisches Ausrüstungsdepot von vorbeimarschirenden Franzosen ausgeräumt ward, will doch wenig sagen. Bei den unerhörten Gewaltmärschen im Oktober 1806 jammerte zwar am 16. Ney, das Leben der Offiziere sei nicht mehr sicher, doch offenbar in der Absicht, dem Kaiser seine mehrfache Saumseligkeit zu entschuldigen. Am 21. donnert zwar auch Soults Tagesbefehl über „kaum zu begreifende Vergehen", er ergriff aber die schärfsten Maßregeln und wußte nachher auch in Lübeck des Unfugs bald Herr zu werden. Daß dort Greuel vorgekommen sind, steht außer Zweifel; doch scheint man sie übertrieben, verallgemeinert zu haben. St. Chamans gesteht zwar in seinen Memoiren, daß die Offiziere von ihren Grenadiren bedroht wurden, wenn sie mit dem Degen Plünderer verscheuchen wollten; bis zu thätlicher Auflehnung kam es jedoch nicht wie bei den Miethlingen Wellingtons, die in Badajoz und San Sebastian auf ihre Führer schossen und mehrere tödteten. Allerdings genoß Bernadotte's Geldwagen schon eine traurige Berühmtheit wie einst der Augereau's in Italien, und in Berlin wurden öffentliche Kassen mit Beschlag belegt, um den Soldaten eine außerordentliche Gratifikation zu gewähren. Das ist gewiß eine noch naive Andeutung des Kriegsrechts. Dagegen dürften hinter den Kontributionen, die Daru nachher in Preußen eintrieb, relatio nicht allzusehr die „5 Milliarden" von 1870 zurückgeblieben sein. Das ist ein nicht zu bestreitendes Recht des Siegers. Beim späteren bösen Feldzug in Polen und Ostpreußen ersuchte besonders Davout, jede Unregelmäßigkeit beim Requiriren zu vermeiden, und hier haben die Russen eine schlimmere Erinnerung hinterlassen. Doch hat du Pradt auch die Härte Davouts in grelles Licht gerückt, und Vandamme's Kriegsrecht mag man daraus entnehmen, daß er einen ehrwürdigen polnischen Kanonikus mit der Faust ins Gesicht schlug, weil dessen Tokaier schon vom König Jerome wegstibitzt war. Zwischen französischen und preußischen Parlamentären stellte sich jedoch ein Ton gesitteter Höflichkeit wieder her, auch zwischen den Offizieren überhaupt nach dem Tilsiter Frieden, wie wir wieder aus Episoden in St. Chamans Memoiren erkennen. Früher war leider in Prenzlau der französische Parlamentär seiner Börse beraubt, sein Trompeter verwundet worden: ein so schwerer Bruch des Kriegsrechts bezeugt schon den militärischen Zusammenbruch des zersprengten Preußenheeres. 1809 scheint die Haltung beiderseits eine anständige gewesen zu sein. Die Wiener pflegten nach Aspern die zahllosen französischen Verwundeten. Die Stadt Oedenburg stellte sich unter den Schutz eines rekonvaleszenten Chasseurlieutenants und blieb so von jeder ungerechten Anforderung verschont. Allerdings sind mehrere Wiener Bürger standrechtlich erschossen worden. Die Erwähnung dieser Thatsache in den neulich erschienenen „Lettres inédites" Napoleons hat jedoch zu thörichten Ausbrüchen des Unwillens geführt. Daß französischen Offizieren öffentlich der Degen zerbrochen vor die Füße geworfen, daß Kanonenrohre vergraben wurden, macht dem Patriotismus der Bürger alle Ehre, aber nach dem Kriegsgesetz muß auf solchen Handlungen in occupirten Landstrichen der Tod stehen. Selbst die Erschießung Palms, der als Verleger für den unbekannten Autor der gewaltigen Empörungsschrift haftbar war, können wir nicht als tyrannische Willkür bezeichnen, sofern Napoleon nicht Gnade walten und vielmehr ein strenges Exempel statuiren wollte. Die Stimmung in Süddeutschland war aber keineswegs franzosenfreundlich, wie die Legende meint (vergl. auch eine werthvolle Studie von Hauptmann Dechend über damalige hessische Stimmungen, gestützt aufs Marburger Archiv), und so mußte Aufreizung gegen das napoleonische Militär im „verbündeten" Bayern formal als Hochverrath gegen den „Protektor" bestraft werden. Die Hinrichtung der elf Lützower in Wesel fällt unter die gleiche Rubrik; formal erschienen die Freischärler, solange Preußen Frankreich nicht den Krieg erklärte, als „Briganten" von Napoleons Standpunkt aus. So nannte er noch Lützow, als er ihn schwer verwundet bei Ligny liegen sah: „Ah, voici le fameux chef des brigants!", jedoch mit dem kriegsrechtlichen Zusatz „Qu'on le traite bien!" Letztere Empfehlung gewinnt einen geradezu chevaleresken Beigeschmack, wenn Napoleon bei Etoges den Hut lüftet: „Qu'on traite bien ces braves gens-là", als der Rest des 1. schlesischen Regiments sich weigert, seine vergrabenen Fahnen zu verrathen. Es ist dies ein sehr schwieriger Punkt des Kriegsrechts, ebenso wie die Zerstörung aller Werke und Vorräthe in einer zur Uebergabe gezwungenen Festung; in letzterem Fall benahm sich Wellington weniger großmüthig als Napoleon, tobte und drohte mit Repressalien, als General Brennier mit raschem Ausfall seine Besatzung aus Almeida entführte, hinter sich die Citadelle in die Luft sprengend: das sei wider Regel des Kriegsrechts, wonach man dem Belagerer nicht die Früchte seiner Mühen rauben dürfe. Dies heißt doch wohl das ernste Wesen des modernen Krieges verkennen. Wer dem Feind größtmöglichen Schaden thut, erfüllt seine Pflicht, solange diese Schädigung in den Grenzen des gewöhnlichen Ehrbegriffs bleibt. Andrerseits dürfte dem so Geschädigten das Recht nicht aberkannt werden, gegen den Uebertreter landläufiger Formen — wonach ja Fahnen wie Festungen dem Sieger unversehrt zu übergeben wären — mit besonderer Härte zu verfahren. Ob er aus Hochachtung vor den ethischen Motiven diese Bestrafung unterläßt, bleibt seiner persönlichen Milde überlassen. Ein entschiedener Bruch des Völkerrechts lag hingegen in dem Einhauen auf die Lützower 1813 nach Abschluß des Waffenstillstandes, wobei jedoch nachweislich nur Wenige umkamen. Ob Fournier oder sein Unterführer Normann eine Ordre Napoleons zu wörtlich genommen haben, ob Mißverständniß oder persönliche Bosheit zu diesem Ueberfall veranlaßte, die Motivirung, Waffenstillstand gelte nicht für irreguläre Freischaaren, bleibt in jedem Fall rechtswidrig, sobald diese Freischaaren selber das Schwert in die Scheide stecken. Doch lassen sich Unregelmäßigkeiten bei Waffenstillstand nicht vermeiden, zumal früher der Telegraph nicht rechtzeitig überallhin die Kunde bringen konnte. Das Ausschießen der Bourbatischen Armee vom Waffenstillstand 1871 mit der Begründung, die Demarkationslinie der südöstlichen Departements lasse sich zur Zeit nicht feststellen, war gewiß ein kluges Meisterstück der Militärpolitik; ob es aber dem strengen Kriegsrecht ethisch entspricht, darüber darf man verschiedener Meinung sein, sintemal der Waffenstillstand doch im großen für beide Nationen gelten sollte. Jedenfalls wird man dem Marschall Soult nicht verübeln dürfen, daß er am 10. April 1814 die Schlacht von Toulouse lieferte, obschon Gerüchte von Waffenstillstand und Abdankung Napoleons zu seinen Ohren drangen; denn die

Bestätigung dieser Nachricht hat Wellington sogar nachweislich früher gehabt als er. Soult zuschieben, er habe die Waffen schon deßhalb niederlegen müssen, weil er den Fall von Paris kannte, ist um so ungerechter, als ja Napoleon selbst von Fontainebleau aus den Kampf fortsetzen wollte. Der große Marschall hielt also nur pünktlich seinen Fahneneid, indem er seinem Souverän durch eventuellen Sieg Luft machen wollte, und hielt dabei zugleich die Ehre Frankreichs hoch. Ebenso lobenswerth sind die hartnäckig ausdauernden Vertheidigungen französischer Festungskommandanten in Spanien und Deutschland, obschon sie durchaus das Maß dessen überschritten, was früheren Zeitaltern der methodischen „alten Schule" zulässig erschien. Die Citadelle von San Sebastian war thatsächlich unhaltbar, dennoch setzte man freien Abzug mit allen Kriegsehren durch. Und wenn Dubreton das völlig sturmfreie Kastell von Burgos heldenmüthig und erfolgreich vertheidigte, so durfte Wellington dies nicht als Uebertreten des Kriegsrechts auslegen, wie es den Anschein hat: denn er forderte Dubreton überhaupt nicht auf, gewährte ihm nicht den Vorschlag eines Parlamentärs, was gleichfalls der militärischen Etikette widerspricht. Daß Rapp in Danzig (vergl. das Buch von Karl Friccius, Generalauditeur, über diese Belagerung) kleine Geschenke, um die Freundschaft zu erhalten, von der Bürgerschaft erpreßte, ist kriegsrechtwidrig, daß er aber harte Maßregeln zur Vertheidigung mit Festigkeit traf, nicht: derlei ist nun einmal vom Krieg nicht zu trennen. Vollends ungerecht hat sich die Schale des Zorns über Davout in Hamburg ergossen. Laienhafte Geschichtschreibung stellt sich an, als ob hier mit maßloser Härte unnütz und muthwillig gegen die Bürgerschaft gesündigt sei. Jeder Wissende wird aber das Urtheil des alten Sporschill unterschreiben: „Jede kriegführende Macht sollte sich einen Kommandanten wünschen wie Davout", und sehr richtig heißt es in einer Studie über das Gefecht an der Göhrde (Beiheft 6 des Mil.-Woch.-Bl.) gelegentlich: „Er that nie mehr, als was die Pflicht der Erhaltung seiner Truppen gebieterisch forderte." Wie Soult, hielt Davout ganz besonders auf Mannszucht; jeden Sonnabend ließ er Uebelthäter erschießen, die sich gegen Bürger vergangen hatten, ahndete unnachsichtlich jede Durchstecherei und Unterschleife von Beamten. Das Austreiben der ärmeren Vorstadtbevölkerung, das Niederbrennen und Niederreißen der Häuser, welche freie Schußwirkung der Walle hinderten, sind traurige Nothwendigkeiten, denen sich kein mit so schwerer Verantwortung mitten im Feindesland belasteter Führer entziehen kann. Ebensowenig die Beschlagnahme der Hamburger Bank. Davout führte aber mit peinlicher Genauigkeit Buch und legte nachher der Krone Frankreich eine spezifizirte Schadenersatzrechnung bezüglich Privateigenthum vor, auf deren Begleichung er drang. Anständiger kann man doch nicht verfahren! Welch unüberbrückbare Kluft einer solchen Rechtsanschauung zu der früheren Losung, daß der Krieg den Krieg ernähren, der Bürger einfach bluten müsse! Wie Davout sich in keiner Weise dort bereichert hat, so haben auch andere Gouverneure, wie Eblé in Magdeburg, Narbonne in Wittenberg, ein sogar gesegnetes Andenken als „wahrhafte Menschenfreunde" hintertassen. Daß Andere sich minder anständig benahmen, daß selbst der sonst integre Soult in Spanien seiner Leidenschaft als Kunstliebhaber durch Zusammenrauben aller Murillos fröhnte und der ordnungsliebende rechtliche Suchet noch rasch drei Jahresrenten seines „Herzogthums" Albufera mit dem Bajonet eintreiben ließ, ehe er Spanien verließ, daß ein Marschall seiner Frau das ganze Meublement österreichischer Magnatenschlösser mitsamt Kronleuchtern und Glaswaaren schickte — hier wird wohl der nimersättliche Massena bei der Arbeit gewesen sein —, ändert doch nichts daran, daß dies einst Selbstverständliche jetzt als ungebührliche Ausnutzung des Kriegsrechts empfunden wurde. Als Marmont in Ragusa unsaubere Geldmanipulationen wagte, warnte ihn der Kaiser, alle Rechnungen würden in Paris durchgesehen. Die berühmtesten Kavallerie- und Artilleriegenerale, mochte auch der wilde Montbrun später in Murcia eine unliebsame Ausnahme bilden, und ebenso der rauhe Dragonerdivisionär Boyer waren Muster von Biederkeit und selbstlos kameradschaftlicher Gesinnung, jeder Bedrückung Unterworfener abhold. Wir nennen nur Latour Maubourg, Lassalle, Exelmans, Payol, vor allem Drouot und Sénarmont. Die Divisionäre des edlen Vizekönigs Eugen, wie Delzons, Verdier, Grenier, eiferten seinem Vorbild nach. Wenn ein so grundgutmüthiger Kerl wie Murat, der sich durch liebenswürdige Leutseligkeit und Schonung in Berg wie in Neapel beliebt machte, 1808 in Madrid 85 Empörer ohne Beichte und Absolution erschießen ließ, so verarge man ihm das nicht, nachdem er zahllose Franzosen, die bis dahin sich nichts zu schulden kommen ließen, meuchelmörderisch erdolcht sah.

Die spanischen Kriege im besonderen entrollen uns ein Bild, das für unsern Zweck eingehende Beleuchtung heischt. Gleich im Anfang (Herbst 1808) deutelte schlechte Aufführung ein mittelalterliches Kriegsrecht aus. In Reynosa und vor allem in Bilbao sollen damals viele Exzesse vorgekommen sein. Letztere Stadt ward eingeäschert, angeblich von Truppen Soults. Die rheinbündlerischen Berichte der Division Allemande vom Korps Lefebvre berichten davon Böses; bei der besonders strengen Manuszucht Soults, der allerdings damals noch nicht persönlich angelangt war, und der bekannten Humanität seines Stellvertreters Bessières dürfte aber anzunehmen sein, daß es gerade die französischen Divisionen des Korps Victor, das dem Korps Soult schon voraus war, gewesen sind. In der französischen Division des Korps Lefebvre befand sich die sogenannte Pariser Garde, eine Rotte von Langfingern, die sogar dem greisen Marschall selber seine goldbordirte sammetne Nachtmütze gestohlen haben sollen. Auch die Verwüstung um Madrid her wird von Hergenhahn in glühenden Farben geschildert, doch beobachtete die Armee in der Stadt die strengste Manuszucht. Daß Miranda del Ebro theilweise brannte und „fast gänzlich ausgeplündert" war, gibt auch St. Chamans in seinen Memoiren zu, jedoch mit dem Zusatz, daß er selbst einen Plünderer mit Säbelhieben vertrieb. Sogar die Provinzialhauptstadt Burgos „brannte an drei Enden," so daß selbst das Hauptquartier des Kaisers vom Feuer bedroht wurde; fast alle Einwohner hatten die Stadt verlassen. Man darf natürlich nicht vergessen, daß hier eine wirkliche Schlacht stattfand. Gegen die gefangen zusammengetriebenen Milizhaufen benahm man sich anfangs mitleidig und ist dies auch später geschehen. Bei Ocanna sprengte Joseph Napoleon persönlich umher: „Freunde, schont meine Unterthanen!" so daß 20,000 gefangen wurden. Nur bei Medellin gaben angeblich die Franzosen kein Quartier, vermuthlich aus Groll über ihr anfängliches Wanken, wobei nur das Regiment Nassau die spanische Reiterei standhaft abschlug. Marschall Victor wagt es, in seinem Rapport die Ziffer 15,000 anzugeben für solche Spanier, die sich niederwarfen und todt stellten und dabei von den Franzosen mit dem Bajonet erbarmungslos niedergestochen wurden: hoffen wir, daß er eine Null zu viel anhing. Ehe man sich aber über dies kriegsrechtwidrige Benehmen ereifert, verweisen wir darauf, daß die Engländer bei ihrer letzten ägyptischen Affaire (Bombardement von Alexandria) genau ebenso die sich todt stellenden Feinde niedermetzelten. Lord Methuen[1]) hat dies in offenem Briefe

[1]) Früher Militärattaché in Berlin; persönlich ein wahrhaft edler idealistisch-religiöser Mann, der sich u. a. keinen Augenblick besann, als

gerechtfertigt; irren wir nicht, so erklärte er sogar, er habe selbst den Befehl dazu gegeben. Das ist gewiß beklagenswerth; allein wer sich in die Lage versetzt, begreift dies allzu Menschliche. Der sich Todtstellende, zumal wenn Spanier und Orientale, würde sofort von hinten auf die Vorübereilenden schießen, die ihn schonten. Hat man doch noch bei Sedan im Bois de la Garenne erlebt, daß ganze Turco- und leider auch französische Abtheilungen die Waffen streckten, bei jedem Umschwung des Waldgefechts aber wieder die Chassepots ergriffen und ihre spärlichen Bewacher niedermachten. Ebenso kam es 1870 vor, daß mit dem Taschentuch als Zeichen der Ergebung geweht und hiermit der Stürmer herangelockt wurde, um ihn mit tückischem Kugelregen zu begrüßen. Solche durch nichts zu rechtfertigende Hinterlist spricht jeder ehrlichen Kriegführung Hohn und stellt sich hiermit selbst außerhalb des Kriegsrechts. Wahrscheinlich hat ähnliches auch bei Medellin den Zorn der französischen Soldaten verursacht, obschon es in jedem Fall als ungebührlich und für heutige Begriffe unerhört bezeichnet werden muß, daß der Marschall in seinem Schlachtbulletin förmlich frohlockend davon Notiz nahm. Weß Geistes Kind der Marschall war, geht zur Genüge daraus hervor, daß sein Verbot, Truxillo zu betreten, weil dort Fieber grassire, von den Truppen mit lautem Hohngeschrei begrüßt wurde: „Er will wohl allein plündern?!"

Von den allgemeinen Zuständen dieses Volkskrieges gibt u. a. Rocca („Memoires sur la guerre en Espagne, Paris 1814) eine gute Vorstellung. „Bei jedem Schritt stieß ich auf Leichname verstümmelter Franzosen. Spuren verriethen die langen Qualen, die sie ausgestanden hatten. . . . Die Mörder waren die Wächter der kgl. Stütereien. . . . An allen Orten, wo wir Verbindungsposten ließen, wurden diese ermordet. . . . Ebenso alle kranken, verwundeten, ermüdeten Soldaten hinter den Kolonnen. . . . Die Spanier überließen sich ihren Gefangenen gegenüber der grausamsten Widheit, aber erzeigten ihnen bisweilen auch edle Gastfreundschaft." Diese Launenhaftigkeit belegt zur Genüge die Nothwendigkeit fester militärischer Moralgesetze, die nur in stehenden Heeren möglich.

Von Kriegsrecht hatten diese Landwehren keine Ahnung. Der Parlamentär Bessières' wäre in Madrid in Stücke gerissen worden, wenn ihn nicht einige Linientruppen geschützt hätten. In Oporto wurde General Foy, der portugiesisch sprach und die Einwohner als Parlamentär zur Ergebung aufforderte, nackt ausgezogen und ins Gefängniß geworfen, sein Trompeter ermordet. So fanden ihn die Erstürmer und man kann sich nicht wundern, daß sie bei solchem Anblick und den verstümmelten Leichen ihrer gefangenen Kameraden ein furchtbares Blutbad anrichteten. Nach Meinung der Spanier war jede Hinterlist dem Feinde gegenüber erlaubt. Knaben erboten sich zu Führerdiensten und lockten in Hinterhalte. Feldarbeiter schliefen gemüthlich unter ihren französischen Gästen und schossen dabei morgens aus sicherer Ferne auf die Soldaten, wo sie ihre versteckten Flinten fanden. Man strengte keine zu genauen Untersuchungen an, da man sonst alle Einwohner der südöstlichen Gebirge Granada's hätte standrechtlich erschießen müssen. Sie kreuzigten, verbrannten oder begruben lebendig jeden Courier oder Adjutanten, den sie auffingen. Deßhalb gaben die Franzosen nur selten Quartier, wo sie Insurgenten mit den Waffen in der Hand aufgriffen. Man wirft daher Augereau mit Unrecht vor, daß er in einer Proklamation schwor, er werde jeden bewaffneten Catalonier sofort aufknüpfen lassen; denn halten nicht die Bandenführer Mina und Empecinado schon lange jeden gefangenen Soldaten gehängt? Dafür verdient Augereau hingegen Tadel, daß er bei Kapitulation von Gerona den ehrwürdigen Gouverneur, erbittert über dessen heldenhaften Widerstand, mit Schmähungen überhäufte: hier verging er sich wirklich gegen das Kriegsrecht zivilisirter Nationen. Ebenso verwerflich scheint es, daß Suchet den II. Artikel der Kapitulation von Valencia, worin volle Amnestie versprochen, hernach aufs schnödeste brach. Derlei Bruch ehrenwortlicher Verbindlichkeiten darf im Kriege nie gerechtfertigt werden. Allerdings mußte der Fanatismus der Spanier aufs äußerste reizen. Als nach der Schlacht von Medellin ein spanischer Gefangener durch Drohungen sich einschüchtern ließ, „Es lebe König Joseph!" zu rufen, stieß ein spanischer gefangener Offizier, dem man sein Seitengewehr gelassen hatte, es dem armen Soldaten durch den Leib: das hielt er für sein gutes Recht! Ein Bauer in Aragon, dem ein Offizier aus Mitleid das Leben schenkte und den Laufpaß gab, schlug ohne weiteres auf seinen Befreier an und war verwundert, als der Schuß fehlging, daß man ihn nicht sofort niedermachte, sondern ihn aus Hauptquartier ablieferte. Diese Episode verräth aber doch eine entschieden hohe Kriegszucht und Rechtsanschauung. Nonnen, die sich geflüchtet hatten, ließ man in Ruhe. Wenn die in Tolosa einziehenden Soldaten ein Frauenzimmer am Fenster erblickten, riefen sie bloß lachend: „Da ist Dulcinea!" Die französische Heiterkeit, die lange genug eine gewisse Gutmüthigkeit bewahrte, sprach den Einwohnern Muth zu, und wo die Franzosen dauernd kantonnirten, herrschte die beste Ordnung. Die Engländer, mit Mährchen über die französischen Verwüstungen gefüttert, staunten baß, als sie in den verschiedensten Gegenden — in Altcastilien, Leon, den Pisuergathälern, sogar der La Mancha — Korn und Wein blühen sahen wie im tiefsten Frieden. In Andalusien hatte Soult das wahre Kriegsrecht so fest begründet, daß die Einwohner ihn ihren früheren Zivilbehörden vorzogen und sich als Nationalgarden die Polizei und den Garnisondienst anvertrauen ließen. Im Februar 1810 fand Soults Adjutant St. Chamans allerdings eine Ortschaft hinter Cordova sehr aufgeregt über sexuelle Gewaltthaten eines Dragonerdetachements. „Sie sagten mir, der Krieg autorisire doch nicht solche Exzesse." In späteren Jahren aber „waren wir so sanfte Besitzer Andalusiens, daß man dort Tag und Nacht ohne Eskorte reisen konnte". Dasselbe war an der Ostküste unter Suchet der Fall und in Brandts Memoiren wird erzählt, wie ein junger Kürassier wegen Nothzucht sofort füsilirt wurde. Im Nordwesten bedrohten General Dorsenne (der schönste Gardeoffizier der Armee) und nach ihm Marschall Marmont jeden Versuch zum Marodiren mit dem Tode. Auch sei hervorgehoben, daß selbst in wildester Erregung, wie bei Erstürmung von Taragona oder Oporto, stets die Hospitäler, Kranken und Greise geschont worden sind. Das will deßhalb hoch gewerthet werden, weil jedes Alter und Geschlecht der Einwohner sich am Straßenkampf betheiligte. In Portugal fand man junge Mädchen und vor allem viele Priester in den ersten Reihen kämpfen, und ein solches Niederreißen aller Schranken des friedlichen Geschlechts und des friedlichsten Standes zu gemeinsamem Wüthen gegen den Landesfeind mußte den Soldaten rasend machen. Außerdem wurden alle überfallenen Hospitäler der Franzosen Schauplätze ruchloser Grausamkeit, und dieselben Guerillas, die nie in offenem Kampfe ihren Mann standen, ergötzten sich mit ihren entmenschten Weibern an teuflischen Martern verwundeter Wehrloser. „Wir Offiziere," schreibt St. Chamans, „mußten die größte Strenge anwenden, daß unsre Soldaten nicht aus Rache jeden Bauern massakrirten." Derlei wird schwerlich je abzuwenden sein und auch im Winter 1870 nahm der Volkskrieg häßliche Formen an; beide Theile warfen sich Unthaten vor und die Franktireurs

er zufällig von einem Besuch bei einem befreundeten Künstler in Charlottenburg zurückkehrte, mit Lebensgefahr einen selbstmörderischen Arbeiter aus den Fluthen des Kanals zu retten!

haben solche wohl wirklich begangen. Man muß aber bei der Plünderung von Oporto zweierlei betonen: erstens, daß sich die Offiziere und der Marschall selbst die größte Mühe gaben, Exzesse zu hindern, während in früheren Zeiten die Tilly und Pappenheim, die Louvois und Marsan womöglich selber dazu das Signal gaben; zweitens, daß die Soldaten trotz ihrer (zum Theil begründeten) Wuth mit Selbstaufopferung die Unglücklichen zu retten suchten, die durch Brechen der Dourobrücke massenhaft ertranken. Nachher, wie sogar eine englische Mittheilung von Sir John Cradoc zugibt, wurde Oporto mit gewissenhafter Mäßigung verwaltet. Das alles wäre bei Soldateska früherer Zeiten kaum denkbar gewesen. Gegen die Engländer, die sie als ebenbürtige Gegner achteten, benahmen sich die Franzosen sogar sehr ritterlich. 1200 Soldatenweiber und Kinder, die beim Rückzug Sir John Moore's in Astorga zurückblieben, wurden (Marbots Memoiren) von Soult auf Napoleons Geheiß dem eingeschifften Heere nach England unentgeltlich nachgeschickt. Als ein Trommler bei Coruña einen verwundeten Engländer beschützte, schlug ihn Soult dafür zum Ehrenkreuz vor. Auch Ney behandelte die Gefangenen mit zartem Wohlwollen. Mortier und seine Truppen trieben das chevalereske Ehrgefühl so weit, daß sie in Plasencia und Talavera nicht eher ihre Lebensmittel berührten, bis nicht die englischen Hospitäler, die in ihre Gewalt fielen, genügend versorgt waren. Während Marmonts Campagne tauschte die gegenseitige Reiterei auf Vorposten sowohl Rum und Cognac als ritterliche Einzelduellhiebe miteinander aus, man lud sich gegenseitig zu freundlichem Zwiegespräch ein, wo Jeder etwas gutes zu trinken mitbrachte, übermittelte Grüße gegenseitiger Gefangenen. (Parquins Memoiren.) Noch in der letzten Pyrenäencampagne Soults bestand zwischen den beiderseitigen Veteranen eine Art kollegiales Einverständniß anständigen Verkehrs. Als Marmont im Frühjahr 1812 in Portugal einfiel, verbot er seiner Reiterei, den zersprengten portugiesischen Landsturm bei Calerico niederzuhauen, sintemal das arme unwissende Landleute seien: gewiß ein schöner Zug christlichen Erbarmens. Sowohl Wellington als Soult ließen auf französischem Boden jeden Marodeur ohne Gnade sofort erschießen, Ersterer ließ sogar einen schon im Kampf mit Bauern verwundeten Engländer noch hintenach aufhängen, und das englische Heer betrug sich, im Gegensatz zu den wüthenden Spaniern, die Wellington sofort wegen ihrer Exzesse verbannen mußte, auf französischem Boden wenigstens anständig. Wenn man das Gegentheil von ihrem Verhalten auf spanischem Boden sagen muß, so entschuldigt die Engländer einigermaßen ihr sehr begründeter Widerwille vor ihren „Bundesgenossen". Spanier und Portugiesen bewiesen, daß Kriegsrecht und allgemeine moralische Beschaffenheit sich genau entsprechen. Die Unkenntniß der Kriegsgesetze bei diesen Milizhorden paarte sich der angeborenen Stumpfheit ihrer ethischen Begriffe. Nach jedem Unfall verließen sie in Masse ohne Bedenken ihre Fahnen; ebensowenig hielten sie sich verpflichtet, ihr dem Feinde gegebenes Wort zu halten. Hielt ihnen der Narr Joseph eine gerührte Ansprache, so schworen die Gefangenen, die mit köstlicher Naivetät befürchtet hatten, sie würden nun alle erschossen werden, bereitwillig den Unterwerfungseid. Später aber liefen sie einfach zu ihren eigenen Armeen zurück, besonders wenn man sie mit Waffen versah. Man mag hieraus und dem erbärmlichen Egoismus gegen ihre Bundesgenossen, nebst der feigen Mordlust gegen Schwächere abnehmen, wie sehr die menschliche Bestie einer festen Kriegszucht, paragraphirter Instruktionsartikel, bedarf, um nicht im Kriege jede ethische Würde abzustreifen. (Daß freilich auch 1870 französische Generale und Offiziere es über sich gewannen, ihr Ehrenwort als Gefangene zu brechen und zu ihren Armeen zurückzukehren, kann wohl durch fanatischen Ueberschwang des Patriotismus menschlich entschuldigt werden, sollte aber nach Kriegsrecht als schweres Verbrechen gelten, etwa wie im Zivilrecht der Betrug.) Ebenso brachen Behörden und Kommunen den Engländern meist jedes Versprechen, ließen sie am liebsten verhungern und die unglaubliche Arroganz der Spanier fühlte sich durch das Gefühl ihrer Verpflichtung so gedemüthigt, daß 1812 auf den Verbindungsetappen Wellingtons es wiederholt zu haßerfüllten Raufereien und Mordthaten gegen die englischen Reiter kam. Da kann denn manches entschuldigt werden. 1809 beim Rückzug von Talavera, 1812 beim Rückzug nach Ciudad Rodrigo brachen die britischen Mannschaften aus dem Glied, um Schweineheerden niederzuschießen, vom Hunger ans Rand und Band gebracht. Das möchte hingehen, aber die scheußlichen Greuel bei Erstürmung der drei spanischen Hauptfestungen, welche der royalistisch-anglophile General Sarrazin in seiner Geschichte der spanischen Feldzüge einfach todtschweigt, rechtfertigen das Wort in Bernays-Ardenne's Geschichte des Frankfurter Bataillons in Spanien: „So sehr man die Soldaten des Eisernen Herzogs bewundern mag, als Menschen muß man sie verabscheuen." Dieser Meinung war auch kein Geringerer, als Wellington selber. Um die greuliche Wirthschaft des englischen Miethlingsheeres zu würdigen, muß man vergleichen, daß Napoleon in einer Kabinetsordre vom 21. Jan. 1811 genau jede außerordentliche Zulage (traitements extraordinaires) vom Generalgouverneur bis zum Lieutenant herunter festgelegt hatte, die man in Spanien verlangen dürfe — die Summen sind unbedeutend, 300 bis 4000 Francs —, widrigenfalls jeder Uebertreter wegen Erpressung vors Kriegsgericht zu stellen sei. Bei der Kapitulation von Pampeluna nach einer Blokade von 124 Tagen bezeugten die spanischen Behörden, das Benehmen der Besatzung wäre stets der Manneszucht angemessen gewesen und die Anordnungen des Kommandanten, um dem Mangel an Lebensmittel abzuhelfen, hätten den Tod keines Bewohners veranlaßt. Fürwahr ein schönes Zeugniß! Ja sogar die Verwüstungen Massena's beim Rückzug aus Portugal, mag der Schuft sie auch aus Rachsucht mit Lust und Liebe angestellt und seine verzweifelten Soldaten sie ab und zu unmenschlich bewerkstelligt haben, sind insofern als kein allzugrober Bruch des Kriegsrechts zu betrachten, als der Gegner ja mit gutem Beispiel vorangegangen war. Wellington hatte systematische Verwüstung empfohlen, um dem Feind keine Subsistenzmittel zu belassen, was freilich von der unglücklichen Bevölkerung meist nicht befolgt worden war, und nun wandte Massena einfach das gleiche Mittel an, um die Verfolgung zu hindern und dem Feind weiteren Aufenthalt in diesem ausgesogenen Landstrich unmöglich zu machen. (Zwei verfolgende englische Divisionen haben bei furchtbaren Gebirgsmärschen 48 Stunden nichts zu essen gehabt.) Das alles ist herb und hart, aber verdient keine so bittere Verdammung, wenn es die Rettung des eigenen Heeres gilt. Und im Kriege mehr denn anderswo muß als Recht erscheinen: Was der Feind sich erlaubt, darf man sich gegen ihn erlauben. Denn wunderbarerweise ändert Massena sein Verhalten sofort, als er die spanische Grenze zurückpassirte: hier nahm er aus Klugheit jede mögliche Rücksicht und bezahlte alles baar.

Vom Weihnachtstisch.

I.

Das erste ist, daß der Mensch weiß, wie er an der Zeit sei. Das sagt ihm der Kalender. So ein das ganze Jahr über neu und unverbrüchlich dienendes Instrument soll uns

immer eine liebe Hand als unentbehrliches Angebinde auf den Weihnachtstisch legen. An Material dazu ist kein Mangel. Diese Literatur tritt in jedem nur denkbaren Kaliber zutage, in Holzschnitt, Farbendruck, in Wandtafel- und Buchformsormat, in Folio und kleinstem Miniatur, mit und ohne Musik, mit biographischen und geschichtlichen Notizen, mit Portraits, Ansichten, Botanik, Haushaltsweisheit und Sinnsprüchen. Alle arbeiten im wechselreichsten Wetteifer — wie eine wahre Jagd nach dem Glück! Vorerst drei alte Bekannte: Der „Garten-laube-Kalender" (Leipzig, Keils Nachfolger, 206 S. kl. 8°) mit den herzigen Bildern von Otto Kirberg (Der kleine Gratulant) und der briefschreibenden Gebirgsmaid von E. Rau, mit Geschichten und gemeinnützlichen Lesefrüchten, darunter eine sehr beherzigenswerthe postalische Plauderei über richtige Adressirung, über Rettungsapparate und Schiffbrüchige, über die Kaiser Wilhelm-Denkmale, die Gruppe der Gebrüder Grimm und das Maria Theresia-Reiterstandbild zu Preßburg, über die Pariser Brandkatastrophe. Erwünscht sind auch die mit guten Bildnissen ausgestatteten nekrologischen Erinnerungen auf Stephan, Joh. Brahms, Charlotte Wolter, Curtius, Daniel Sanders, Mitterwurzer, Emil du Bois-Reymond und den Dichter J. G. Fischer. Natürlich ist auch Ranfens Heimkehr nicht vergessen. Zur besonderen Empfehlung mögen Dr. Emil Jungs „Bierstudien" gereichen. Dieser „Stoff" wird kosmopolitisch beleuchtet. Hieroglyphen und ägyptische Wandbilder ergänzen wechselseitig unsre Wissenschaft über das „hak" (Bier). Selbst das hiefür gebrauchte Schriftzeichen wäre symbolischer Deutung fähig! Es lautet wie eine väterliche Epistel aus unsern Tagen, wenn in einem Papyrusbrief an einen etwas verbummelten Studenten der altägyptischen Hochschule zu Chennu die Mahnung ergeht: „Man hat mir berichtet, Du verlassest das Schriftthum, Du sehnest Dich nach Lustbarkeiten, Du gehest von Kneipe zu Kneipe; aber der Biergeruch, wohin führt der? Meide den Biergeist, denn er bringt Deinen Geist in Rückgang!" Und schon vor mehr als 3000 Jahren beklagt ein anderer, altehrwürdiger Papyrus, daß die Studiosen, so sie spät abends von ihren „festlichen Gelagen" nach Haus gingen, auf den Straßen in toller Laune allerlei Unfug trieben, den ehrsamen Spießbürgern die Thüren einwürfen (mit einer „exegetischen Beleuchtung der Fenster des Hofrath Schütz", wie Heinrich Heine den üblichen termlaus aus Göttingen überliefert, war es damals noch nichts), Zäune umrissen und dergleichen Lieblichkeiten mehr zur Freude der Ephoren und der „Herren Eltern". Das Bier war recht billig: nach den Festen eines in Theben garnisonirenden Lieutenants aus der Ptolemäerzeit kostete der Liter 3 Pfennig; zur „guten alten Zeit", als der Papyrus Ebers geschrieben wurde, war es noch wohlfeiler. O tempora, o mores! Die pyrenäische Halbinsel, das heutige Land des feurigen, purpurnen Portweins und des goldenen Sherrys, war ein vorzügliches Bierland. Phryger und Thraker, Illyrer, Pannanier und Armenier, also die Völker der Balkanhalbinsel und ihre nördlichen Nachbarn, werden von griechischen und römischen Scheitstellern als Biervertilger genannt. Der mit besseren „Tropfen" verwöhnte Kaiser Julian desavouirte im Paris den Gerstenschleim; ein gleichzeitiger griechischer Hofmedizinalrath behauptete, das Bier mache „Brummschädel". Während Prometheus, am Kaukasus angefesselt, unsägliche Qualen duldete, versenkten die benachbarten Osseten, Chewsuren, Pschawen, Tuschen und Suanen ihren Kummer in Bier. Das finnische Runenalphabet gibt gleichfalls schon früh ein Recipe:

„Bier entsteht aus der Gerste,
Aus dem Hopfen gut Getränke,
Doch entsteht's nicht ohne Wasser,
Ohne Kraft des wilden Feuers."

In der „Edda" wird Meth, Bier und Ale getrunken; auch nach dem „Heliand" auf der Hochzeit zu Kana; traumherrlich wird dadurch die Festfreude. Die Riesen und Finnen zechten im Biersaal, Aegir braut in einem mächtigen Kessel Bier und ladet die Asen zur großen Wettkneipe. In einen solchen großen Bierkessel hauchte der schottische Heidenapostel Columban ein großes Loch und warf dann den unbrauchbaren Bottich in den Bodensee. Im Ausgang des Mittelalters galt ein „guter Schlurf" als wahre Herzstärkung und die Kunst des „Pommerischen Trinkens" spukt heute noch im Sprichwort. Als der Astronom Joh. Stöffler aus Justingen, welcher 1531 als Professor zu Tübingen starb, auf den 24. Februar 1524 eine neue „Sintfluth" diagnosirte und den Bau großer Archen in Vorschlag brachte, ließ der Bürgermeister von Wittenberg etwelche Fässer Bier auf den oberen Boden seines Hauses bringen, um bei der allgemeinen Sintfluth nicht zu verdursten. — Das Thema wäre anlockend genug, um die angeregte Tonart weiter zu spielen. Doch: Das Temken ist keine Kunst, wohl aber das Aufhören!

Auch der gleichfalls rothgerockelte „Daheim-Kalender" (Bielefeld und Leipzig, bei Velhagen u. Klasing. 288 S. kl. 8°) bietet in bunter Abwechselung viel Gutes und Schönes. Darunter eine mit Portraits illustrirte Genealogie, eine Todtenschau auf Julius Sturm, H. v. Treitschke, G. Rohlfs, Otto Roquette, Eugen Klimsch, Frau Harriet Beecher-Stowe, Erinnerungen an Emil Frommel, eine Biographie des Präsidenten der Südafrikanischen Republik, Paul Krüger, viele Unterhaltungsliteratur und Hauspoesie und -Musik (von Köstlin) und schöne Bilder von A. Ritzberger (Käthchen), K. Grob, J. Gehrts, Fritz Reiß, Mandlick u. A.

Beide Kalender sind keine Jugend- oder Kinderschriften, sondern appelliren, ganz volksthümlich gehalten, an ein reiferes, weiteres Publikum. Ebenso der in fünfzehn Jahrgängen wohlerprobte „Münchener Fliegende Blätter-Kalender" (Braun u. Schneider, 1898. 112 S. kl. 8°). Das Kalendarium verzierte Th. Guggenberger mit stimmungsvollen Vignetten. Die Einleitungsverse verkünden kurz und gut ein fröhliches „Prosit!"

„Wünsche Ihnen Glück und Segen,
Wünsche Ihnen, was Sie wollen,
Wünsche, daß sich Ihre Wünsche
Allesammt erfüllen sollen;
Und was ich noch ganz fürsorglich
Wünschen möcht' gewissermaßen,
Ist, daß Ihre Wünsche selber
Nichts zu wünschen übrig lassen!"

und nun folgt ein Extrakt aus den „Fliegenden", ein Feuerwerk von Witz, Humor und Laune als verheißungsreiches Vademecam und Elixir gegen Hypochondriasis und Gallensteine: günstiger Erfolg wird garantirt!

Jeder der nachfolgenden Kollegen und Mitbewerber hat sein Gutes, Neues, Vorzügliches, Originelles. „Meyers Historisch-geographischer (Abreiß-) Kalender" (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, gr. 8°) bietet über 600 Landschafts-, Burgen- und Städte-Ansichten (häufig nach Merian, die aber gerade nicht immer schön oder merkwürdig sind, deren Wahl sich jedoch aus geschäftlichen Gründen erklärt), Architekturbilder und Festungspläne, Münzen, Wappen und Abbildungen merkwürdiger Gegenstände von alterthümlichem oder kulturhistorischem Interesse, wie Krüge, Hausmarken, Ringe, dann unzählige Tagesnotizen über berühmte Männer und Frauen, mit ihren Portraits und Namensunterschriften, Sprichwörter u. dgl. — Mit guter Auswahl verzeichnet Prof. G. Langenscheidts Abreiß-Kalender (Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung) für jeden Tag eine Reihe von Dichtern, Komponisten, Künstlern und anderen berühmten aber merkwürdigen Männern, unter Beigabe eines meist sehr scharfen Miniatur-Portraits nebst einigen charakteristischen Citaten aus den Schriften und Werken klassischer Dichter und Denker. Einen Schatz von biographischen Notizen verzeichnet C. Regenhardts Almanach (Berlin, Regenhardt, 480 S. ge. 8°. Preis 1 Mark), ein zuverlässiges Nachschlagebuch für Jedermann über Genealogie und Statistik, Reichstag, Behörden aller Art, Armee und Flotte, Kirchen- und Schulenangelegenheiten, Gerichtsbehörden, Bäder, Heilanstalten, Sommerfrischen, Münzwesen, Eisenbahnen und Telegraphen. Allerhand Wissenswerthes ist im Anhang auch durch kleine Bildnisse ausgezeichnet. Jeglicher Sport und jedweder Beruf besitzt eigene Kalendarien, die Jäger, Fischer, Radfahrer und Bergknappen; natürlich auch die Ingenieure (der berühmte Stühlen, bei Badeker in Essen) und die Gesundheitstechniker mit Lüftung, Heizung, Bade-Einrichtungen (von Recknagel, München, bei Oldenbourg); sogar das Weltentaschenformat stellt hiezu sein Kontingent. Einen „Sprachkalender" für Deutsche, um Englisch und Französisch zu erlernen, hat A. Haase (Verlag der Pahl'schen Buchhandlung zu Zittau i. S.) in Form eines Abreißblockes konstruirt: man löst täglich sein Pensum ab und erhält hiedurch einen in Jahresfrist lösbaren, systematischen Lehrgang, nebst Aufgaben und Uebungsexempeln. Man

Digitized by Google

kann die Blätter aufheben und damit einen Anderen gleichfalls beglücken, um ein vollendeter Engländer und Franzmann zu werden; die Muster- und Beispielsbriefe sind namentlich für Geschäftsleute praktisch — wie sich der beteiligte Scholar mit der Pronunciation abfinden mag, ist seine Sache. Einen musikalischen Kalender hat F. A. Eichstrom unter dem Titel „Das Jahr in Tönen" (Wien, bei Moritz Perles) zusammengestellt: Jeder Tag gibt etliche Takte aus einer Polka, einem Volkslied, einer beliebten Oper, wobei alte und neue Komponisten, wie Pergolese Palestrina neben Frohsinnliedern und Gassenhauern („Das Drah'n, dos ist mein Leben") gleichmäßig und echt wienerisch aufs Tapet kommen. Für feinere Naturen ist ein „Lohengrin-Kalender" (bei B. Schwenke in Königstein a. d. Elbe) mit Exzerpten aus dieser Oper bestimmt und mit Farbendrucken im süßesten Theaterkostümstil ausstaffirt. Eine Nummer ist auf die Dauer von 2 Monaten berechnet: Heil jedem Hause, wo die gewissenhafte Ausführung tagtäglich vor sich geht! Ordnungsliebenden Gymnasiasten, Realschülern und Kadetten widmete Prof. Dr. Franz Lange sein „Deutsches Schüler-Jahrbuch" (Groß-Lichterfelde, bei Bruno Gebel); in usum Delphini sind unregelmäßige Verba in alphabetischer Ordnung beigegeben. Brave Studirende an Mittel- und Hochschulen werden sich des „Bayerischen Studienkalenders", herausgegeben von Oskar Steinel in Erlangen (München bei Karl Gerber) bedienen. Für das kleine Volk sorgt Kasimir Rebele's „Kinderfreund" (Augsburg, bei Gebr. Reichel). Allen Landwirthen, Gutsbesitzern und Oekonomen wird der „Bundeskalender" von Max Horn (Berlin, bei Gustav Schuhe, 236 S. 12°) ein willkommenes, instruktives Angebinde sein. Eingeleitet ist derselbe mit einer Biographie des Dr. Heinrich Sachsland (geb. 11. Dezember 1856 zu Viernau bei Suhl in Thüringen, gest. 29. März d. J.). Der „Volksbote" (Oldenburg und Leipzig, bei Schulze, 224 S. 12°) bewegt sich auf dem seit 60 Jahren ruhmreich behaupteten, gemeinnützigen Gebiete, bringt heuer Erinnerungen an Kaiser Wilhelm und seine Paladine und echte Nationalfeste, erzählt hübsche Historien (Die Duchessa von Sorrent), erörtert allerlei kulturgeschichtliche Seltsamkeiten, z. B. die an den Bauernhäusern Niedersachsens (und Altbayerns) gern angebrachten Pferdeköpfe und Hufeisen (von H. Dehning-Celle), schildert den Lebensgang des Dichters Emil Rittershaus und streut allerlei Schnurren und Bilderwitze ein, indeß das „Statistische Jahrbuch für das Königreich Sachsen" (Dresden, bei C. Heinrich, 221 S. 8°) streng wissenschaftliche Fragen und Erörterungen in sich schließt. Auch der Deutsche Kolonialkalender, nach amtlichen Quellen bearbeitet von G. Meinecke (Berlin 1898. G. Meinecke), empfiehlt sich als Handbüchlein für alle diejenigen, welche sich mit Kolonialpolitik beschäftigen oder an dem Gang der Koloniolentwicklung ein Interesse haben. Er bringt die Personalien der Kolonial-Reichsbeamten in der Heimath und in den Kolonien, eine Aufzählung der einzelnen koloniolen Erwerbsgesellschaften, der Agitationsgesellschaften (vornehmlich der Deutschen Kolonialgesellschaft mit ihren Abtheilungen), der Schiffahrtsgesellschaften, der Pflanzungen Privater und Handelsfirmen, der Fabrikations- und Verkaufsgesellschaften, der evangelischen und katholischen Missionen, die Aussichten für den Ansiedler und Stellungsuchenden in den Kolonien u. s. w.

Mit zwei umfangreichen Folianten, einem „Notiz-Kalender" und einem kalendarischen „Haushaltungsbuch", versieht Paul Moser in Berlin (Verlag des Berliner Lithogeophischen Instituts) die deutschen Hausfrauen. Alles mögliche ist in den Rubriken vorgesehen aus dem Bereiche des Verkehrs, von Handel und Wandel, das Wechselstempelgesetz, alle Flaggen der europäischen Staaten, eine Menge Adressen von Rechtsanwälten, Gerichtsvollziehern, die Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes, oder auch die Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetze, hausärztliche, prophylaktische Winke und Gegengiftstabellen. Ihre Brauchbarkeit und Handsamkeit hat sich bewährt, denn der Notizkalender läuft im XXII. und sein Appendix im XII. Jahrgang. Als geschmackvoller Rathgeber ist auch Otto Bierbaums „Konditorei-Lexikon" (Straßburg bei R. Schultz u. Komp.) mit seinen 300 historischen, seit dem 15. Jahrhundert erprobten Exzerpten nicht zu verachten.

Ein „Katechismus des Haushaltes" von Konstanze v. Franken (Leipzig bei Max Hesse. 222 S. kl. 8°), bietet, glücklicherweise nicht in Frag- und Antwortspiel gehalten, doch mit einem praktischen Namen- und Sachregister ausgestattet, den Frauen recht gut gemeinte Winke. Dieselbe Dame, deren Lob wir schon früher verkündeten, hat unter dem Titel „Wie gratulire ich" eine Anzahl Kindee-Glückwünsche in deutscher, französischer und englischer Sprache gesammelt, nebst allerlei Material zu Vorträgen und Aufführungen bei Festgelegenheiten, ein ganz erwünschtes Beginnen, da bei solchem Anlaß meist große Rathlosigkeit im Hause herrscht. Der Frau Konstanze v. Franken danken wie aber auch ein Buch des „Guten Tones und der feinen Sitte" (ebendas. 215 S. 8°), welches nun, ein erfreuliches Zeichen, in 7. Auflage vorliegt. Es ist nicht allein kurz, sondern auch gut geschrieben, gibt für jedes Alter und jedes Geschlecht gleich verlässige Rathschläge, im wohlwollenden, nicht aufdringlichen und theilweise auch fein humoristischen Vortrag, wobei ein ethischer Grundgedanke gewinnend und erwärmend durchleuchtet. Gute Maximen und echte Perlen sind rechtzeitig eingestreut, z. B. „Laß Andere von ihrem Alten und ihrer Alten sprechen, du speich von Vater und Mutter. Anmuth kann auch ohne Schönheit fesseln, Schönheit ohne Anmuth nicht. Kein häßlicherer Fleck für das Zimmer eines jungen Mädchens, als ein verdorbenes Buch darin. Bescheidenheit, Einfachheit, Sanftmuth, Natürlichkeit, Gefälligkeit, Fleiß und Güte sind die sieben Farben, aus denen sich das Farbenspektrum eines reinen Mädchenherzens zusammensetzt. Multiplizire die Tugenden deiner Freundin, dividire ihre Fehler!"

Eine ebenso dankenswerthe Aufgabe, an der Verbesserung der Menschen durch Führung zur richtigen Einsicht und zum praktischen Denken und Handeln mitzuarbeiten, hat sich Max Houshofer nicht nur im edelsten Sinne gestellt, sondern auch vollkommen gelöst. Seine „Lebenskunst und Lebensfragen" (Ravensburg bei Otto Maier. 441 S. 8°) sind im weitesten Sinne ein nicht sattsam genug zu empfehlendes Volksbuch. Alle, von den exakten Wissenschaften, wie Psychologie, Ethik, Soziologie und Gottesgelehrtheit längst beleuchteten Fragen über die höchsten Pflichten und Aufgaben des Lebens bespricht unser Autor in faßlicher Form und leicht verständlicher Sprache; er zeigt, wie man das Wesen der Mitmenschen zu beobachten hat, um auf diesem Wege zur weiteren Verbesserung und Veredelung zu schreiten. Ausgeschlossen ist alles, was in das rein religiöse Leben gehört; der Hr. Verfasser streift zwar diese Gebiete, doch mit sorgfältiger Scheu, irgendein Gefühl zu verletzen. In zehn wohlgegliederten Abschnitten, wie Lebensziele, Ererbtes und Anerzogenes, Erworbenes, Eigenschaften und Gegensätze des Charakters, die Gesellschaft und ihre Kreise, über die Wirksamkeit des Einzelnen in seiner Sphäre, über Erwerb und Haushalt, Lebensgenuß, gesellschaftlichen Verkehr, Schicksal und Erlebniß, führt er uns als peripatetischer Plauderer, schaffendenkender Freund und wohlwollendster Berather durch eine Menge von Thatsachen und Verhältnisse, überall Beispiele, kleine eigene Erlebnisse und Erfahrungen einstreuend und mit intuitiver Manier vom Kleinen zum Höheren fortschreitend. Jeder Abschnitt besteht naturgemäß wieder aus größeren und kleineren Unterabtheilungen, die Stein auf Stein gelegt und streng architektonisch gewölbt, durch gleichmäßige Verwendung und Gestaltung in ihrer harmonischen Wirkung eine überraschende Perspektive gewähren. Auf dieser Wanderung durch alle diese Kammern und Säle, durch die Betrachtung aller so reichlich vorgeführten Einzelheiten werden wir nie ermüdet, immer durch neuen Wechsel erfrischt und gefördert und gewinnen schließlich einen wohlthuenden, kunstvollendeten bleibenden Eindruck, welcher in praktischen, durchführbaren Vorsätzen gipfelt, verbunden mit warmen Gefühlen des Dankes für unsern so wohlwollenden Leiter, Berather und Führer. Wer auf solche Weise um das allgemeine Wohl sich verdient macht, ist einer Bürgerkrone werth und sicher!

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Straßburg i. E.** Der S. C. der hiesigen Kneips hat beschlossen, mit Beginn des neuen Semesters den offiziellen Frühschoppen abzuschaffen, da die Mehrzahl der Aktiven durch die Theilnahme am Frühschoppen im Besuche der Vorlesungen behindert sei.

* **Edinburg.** Der Professor der Ethik an der hiesigen Universität, Dr. Henry Calderwood, ist, 74 Jahre alt, gestorben. In seinem Werk über die „Philosophie des Unendlichen" trat er gegen die Lehren Sir William Hamiltons und Mansels auf.

Jahrgang 1897. München, Samstag, 27. November. Nummer 269.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Das Mittelschulwesen in Bayern. Von E. Falch. — Das Kriegsrecht zur Zeit des ersten Empire. II. Von Karl Bleibtreu. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das Mittelschulwesen in Bayern.

Dem aufmerksamen Beobachter kann es, nach meiner Ansicht, nicht entgehen, daß der bayerische Kammerliberalismus schon seit Jahren angefangen hat, hippokratische Züge anzunehmen. Es fehlt ihm bereits an männlicher Entschiedenheit und Festigkeit; der Geist „des neuen Kurses" hat die Mainlinie überschritten; schon schielt man nach oben, um in den Gesichtern der hochvermögenden Herren zu lesen, ob man denn doch nicht zu viel sagt.

Mir will deßhalb scheinen, als ob es der bayerischen Unterrichtsverwaltung nicht unangenehm sein könnte, zu erfahren, wie ein liberaler Schulmann außerhalb der Partei über die Aufgabe denkt, welche sie unserm Mittelschulwesen gegenüber zu erfüllen hat. Ich kann mich um so freimüthiger darüber äußern, als die jetzige Schulverwaltung im ganzen liberal denkt und nicht in Jedem, der eine eigene Meinung hat, einen übelwollenden Nörgler und Besserwisser sieht.

Selbstverständlich kann hier nur von etlichen allgemeinen Gesichtspunkten die Rede sein, da ein Eingehen auf Details und rein technische Schulfragen keinen Zeitungsartikel, sondern eine Broschüre erfordern würde.

Die Unterrichtsverwaltung muß zeitgemäß und fortschrittlich handeln, ohne sich kirchlich binden zu lassen. Wenn sie demnach das Gegentheil thut von dem, was unter Leitung des verstorbenen v. Müller geschehen ist, wird sie wohl das Richtige treffen. Denn dann wird das Verhätscheln des Centrums und das Buhlen um die Gunst des Klerikalismus ein Ende haben. Ob ein paar Real- oder Personalfragen aufgeschoben werden oder nicht, ist nebensächlich; die Hauptsache sind der Geist und die Grundsätze, die oben herrschen, und die Energie, mit der sie in Thaten umgesetzt werden.

Es steht zu hoffen, daß, wenn der Kammerliberalismus auch noch Rückgrat bekommt, unter der vorurtheilsfreien Leitung des nunmehrigen Kultusministers eine allmähliche Umkehr auf dem betretenen Wege stattfindet und die Zuspitzung der konfessionellen Gegensätze nicht weitergetrieben wird. Wer einen Protestanten zum Vorstand eines humanistischen Gymnasiums in München machen kann und wer so gesunde pädagogische Ansichten über konfessionelle Lesebücher hat, wie Hr. v. Landmann, von dem ist nicht zu fürchten, daß er auf die Dauer die Geschäfte einer herrschsüchtigen, politisch-kirchlichen Partei besorgt. Irre ich mich nicht, so hat Hr. v. Landmann auf seine Fahne geschrieben: Suum cuique! Nicht mehr und nicht weniger! Denn es ist nicht wahr, daß in geistigen Dingen äußerer Zwang Gesundung schafft. Mit der bureaukratischen Forderung, welche zu jeder Zeit die Klerikalen gutheißen, nach mehr Religion, nach größerer Stundenzahl für den Religionsunterricht, nach Religionsprüfungen, nach gehäuften Andachtsübungen u. s. w., mit all dem erzwingt man nicht, was man in bester Absicht will. Religion, Gottesfurcht, idealer Sinn, an dem unsre Jugend so bedauerlich arm ist, werden erst dann wieder in ihr lebendig, wenn die Gesellschaft und die Familie wieder gottesfürchtig und ideal gesinnt wird. Alles Normiren, Reguliren, Dirigiren, Kontroliren und Inspiziren in der Schule hat's noch nie gethan und wird's nie thun!

Sodann dürfte sich die Aufmerksamkeit der Unterrichtsverwaltung wohl ernstlich auf eine grundsätzliche und zeitgemäße Reform des Mittelschulwesens lenken. Es liegt ohne Zweifel ein Irrthum in der Annahme, mit der v. Müller'schen Reform — in der That kann man höchstens von einer nicht immer gelungenen Revision sprechen — oder auch mit der bekannten Berliner Schulkonferenz wäre die Frage der Reform des Mittelschulwesens erledigt. Meines Erachtens ist sie nun aus dem Stadium der Theorie in das der Praxis eingetreten. Praktische Versuche erst werden darüber entscheiden, ob man den Reformern folgen darf oder ob es beim Alten bleiben soll. So wäre es denn auch sehr wünschenswerth, wenn der Hr. Kultusminister mit dem Muthe und der Freudigkeit eines festen Glaubens an eine gute Sache die Frage der Reformschule lösen wollte. Man braucht sich nur nicht bange machen zu lassen von den Ultras von rechts und von links, namentlich nicht von denen von rechts. Denn um die Frage zu entscheiden, ob der lateinische und griechische Sprachunterricht für die Erziehung und Geistesbildung der Jugend des kommenden Jahrhunderts noch denselben Werth hat, wie vor 100 oder auch nur vor 50 Jahren — und darum eben dreht sich die ganze Schulreformbewegung —, dazu muß man mehr gelernt haben, als Latein und Griechisch. Dazu muß man sich klar gemacht haben, aus welchen Elementen sich die Kultur der Jetztzeit zusammensetzt und welches die treibenden Kräfte im Leben unsres Volkes sind. Zur Entscheidung dieser Frage sind aber weder die altklassischen Philologen, noch der oberste Schulrath ausschließlich und vorwiegend befähigt. Im Grunde genommen haben andere gebildete Männer unsres engeren Vaterlandes dasselbe Recht, gehört zu werden, wie sie.

Das Herz des verstorbenen Kultusministers gehörte nach seiner eigenen Versicherung den humanistischen Gymnasien. Da ist es denn kein Wunder, daß ihm das Herz einen Streich spielte, so daß er viel zu viele Progymnasien errichtete, welche den ungesunden Zudrang zu dem Gelehrten- und Beamtenberuf vergrößern und welche den Bürgern für eine Sache, die für sie ganz werthlos ist, das Geld aus der Tasche locken. Was thun denn die Leute mit dem bißchen Latein und Griechisch, das sie aus den Progymnasien mit fortnehmen? Wird es doch auch von altklassischen Philologen nicht mehr bestritten, daß die Bildung, welche nur die unteren Klassen der humanistischen Gymnasien gewähren, für alle diejenigen, die sich mit derselben begnügen müssen, eine „verkümmerte und verkrüppelte" ist. Wie sehr

man in Bayern über alles Maß und Bedürfniß hinaus Progymnasien errichtete, zeigt folgende Tabelle:

	Gymnasien	Progymnasien	
Preußen	275	48	
Bayern	37	25	außerdem 13 Lateinschulen, die naturgemäß auch Progymnasien werden wollen
Sachsen	17	—	
Württemberg . .	16	4	
Baden	14	2	

(Jahrbuch der höheren Schulen, Leipzig 1895).

Dieser Hypertrophie kann im Laufe der Jahre begegnet werden durch Schaffung von zwei Reformschulen, einer in Nürnberg für den Norden Bayerns und einer in München für den Süden Bayerns. Diese Schulen wirken naturgemäß dann zersetzend auf die Progymnasien.

Die Vortheile dieser Organisation des Mittelschulwesens sind in die Augen springend.

1. Das ganze Mittelschulwesen findet dadurch eine einheitliche Gestaltung; aus einem Stamm heraus, aus einem gemeinsamen lateinlosen Unterbau entwickelt sich das Ganze durch Verästelung oder Gabelung nach oben so, daß es den mannichfachen Anforderungen unsrer Kultur und der verschiedenen Begabung der Schulerwelt genügt.

2. Eine große Anzahl mittlerer und kleiner Städte können die sich stets mehrenden Lasten zur Unterhaltung einer humanistischen und technischen Mittelschule kaum mehr tragen und müssen sich nach einer Schule umsehen, welche ihren Kindern eine zeitgemäße und darum angemessene Bildung gibt, ohne die Interessen einer achtbaren Minderheit außer acht zu lassen, die ihre Kinder einer weiteren und höheren Bildung zuführen will. Und eine solche Schule ist die Reformschule.

3. Den Eltern wird die Wahl des Berufes für ihre Söhne wesentlich erleichtert. Die Entscheidung über die allgemeine Richtung des Unterrichts, welcher für den Schüler am geeignetsten ist, wird hinausgeschoben, um Anhaltspunkte dafür zu gewinnen, ob dem Schüler der Besuch der humanistischen oder der realistischen oberen Klassen anzurathen ist.

4. Der Uebergang von der einen zur andern Schule stünde lange genug offen, um der Begabung oder sonstigen äußeren Verhältnissen Rechnung tragen zu können.

5. Eine große Anzahl von Schülern, welche aus den verschiedensten Gründen eine Vollanstalt mit neun Jahreskursen nicht absolviren können oder wollen, würde in der sechskursigen Realschule, die ein Glied der Reformschule ist, eine angemessene und relativ abgeschlossene Bildung erhalten.

6. Auch vor Ueberbürdung würde die einheitliche Organisation des Mittelschulwesens schützen, denn diese tritt überall und immer da auf, wo man neuen Lehrstoff zu dem alten häuft, um den Bedürfnissen der Gegenwart zu genügen, ohne von dem alten etwas abzulassen, wie es seit Jahrzehnten mit den humanistischen Gymnasien zu geschehen pflegt.

7. Bei einer Organisation, wie sie die Reformschulen geben, könnte man in den drei oberen Klassen — um das noch zu sagen — endlich eine verständige Schuldisciplin aufstellen. „Unsre Schulverwaltung," so sagt O. Jäger in seiner neuesten Publikation, „getäuscht durch die Weisheit vieler Direktoren . . . scheint seit 50, 60 Jahren gar nicht zu merken, welches Unheil mit den beständigen Uebergriffen in das, was Sache des Elternhauses ist oder sein sollte, — mit der angeblichen Kontrole der Arbeitszeit, Verbot im Winter nach 5 Uhr, im Sommer nach 6 Uhr die Wohnung zu verlassen, Reglementirung des Kirchenbesuches, Verbot des Wirthshausbesuches u. s. w. — angerichtet worden ist. Diese Ge- und Verbote, in so und so viele Dutzende Paragraphen von Schulgesetzen eingefaßt, haben zunächst nur bewirkt, daß die Achtung vor dem Gesetz überhaupt bei den Schülern der oberen Klassen zurückging, da hier Gesetze waren, deren Uebertretung von allemal 100 Fällen in 99 ohne alle Folgen blieb. Daß man, nachdem diese Thorheit 60 bis 70 Jahre gedauert hat, nöthig hat, mit Feuer und Schwert gegen das Verbindungswesen zu Felde zu ziehen, beweist deutlich, daß man auf diesem Wege zu keinem Ziele kommt."

8. Eine Reihe von Nachbarstaaten, wie Frankreich, Ungarn, Norwegen, Schweden, hat diesen Weg der Schulreform bereits betreten; im Deutschen Reich bestehen Reformschulen in Altona, Güstrow, Frankfurt a. M., Lippstadt, Barmen, Breslau, Hannover und Karlsruhe; nach den neuesten, gut beglaubigten Nachrichten will die preußische Unterrichtsverwaltung noch einer Anzahl von Städten die Errichtung von Reformschulen gestatten, und im Großherzogthum Baden treten die Städte zusammen, um über die Einrichtung von Reformschulen zu berathen.

Dies sind doch in der That lauter wichtige Punkte, die einen Staat, wie Bayern, nicht längee zögern lassen sollen, eine zeitgemäße Verbesserung des Mittelschulwesens anzubahnen. Wenn erst einmal die verschiedenen Vollanstalten auf Grund des dreikursigen gemeinsamen Unterbaues ins Leben getreten sind, dann wird man erst erkennen, welch große Wohlthat damit der Allgemeinheit erwiesen ist. Ein Bruch mit der geschichtlichen Entwicklung des Mittelschulwesens findet dadurch nicht statt; im Gegentheil, man wird der geschichtlichen Entwicklung des Realschulwesens gerecht, wenn man ihre Gleichberechtigung mit dem humanistischen ausspricht. Denn „die naturwissenschaftliche oder realistische Bildung ist an sich nicht minder geeignet, die Gymnasialschule für den Idealismus zu werden, wie die altsprachlich-humanistische Gymnasialbildung. Die Zukunft wird wohl beide Wege als gleichberechtigt anerkennen müssen!" (Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts von Dr. H. Schell, 5. Aufl., S. 24.)

Selbst wenn bei der Durchführung der Reform die eine oder die andere pädagogische Forderung der Altphilologen nicht erfüllt werden könnte, so bricht darum die Barbarei noch nicht herein. Nur Etliche werden bei dieser Gelegenheit wieder von der falschen oder psychologischen Denknothwendigkeit geheilt, unter der noch 90 Proz. der Gebildeten leiden. Durch diese Denknothwendigkeit werden nämlich die Vorstellungen von der Zukunft gebunden: was heute nicht ist, kann und wird niemals sein. Es gibt keine große Veränderung im geschichtlichen Leben, deren Unmöglichkeit nicht vorher klar bewiesen worden wäre: ohne Sklaverei ist geistige Kultur undenkbar; ohne Prügel ist Disciplin in der Armee undenkbar; ohne den lateinischen Aufsatz ist das Gymnasium undenkbar. Und doch ist der lateinische Aufsatz gefallen! Es wird auch das Bildungsmonopol der humanistischen Gymnasien fallen, und sie werden doch bestehen!

Mit der Errichtung von Reformschulen wäre bis zu einem gewissen Grad auch die Frage der Oberrealschulen und Industrieschulen beantwortet. Letztere sind nämlich nicht, wie draußen Stehende leicht vermuthen konnten, der organische Abschluß unsrer sechsklassigen Realschule; d. i. die dreiklassige Oberrealschule. Es wird darum auch der Staatsregierung nichts übrig bleiben, als zwei bis drei Oberrealschulen in Verbindung mit der Reformschule einzurichten; die Realschulen drängen nach einem solchen Abschluß.

Gleichwohl darf nicht übersehen werden, daß die Realschulen in erster Linie Bürgerschulen im besten Sinne des Wortes sind. Sie geben weiteren Kreisen eine zeitgemäße, relativ abgeschlossene realistische Bildung und befähigen ihre Absolventen für eine ganze Reihe von niederen und mittleren Beamtenstellen im Steuer-, Zoll-, Eisenbahn-, Post- und Telegraphendienst — ein Gebiet, das sich immer noch erweitert.

Digitized by Google

An diese sechsklassigen Realschulen schließt sich meines Erachtens das gesammte Fachschulwesen an, das einer besonderen Fürsorge bedarf und zu dem auch die bayerischen Industrieschulen gehören. Vielleicht ist folgende Erwägung über diese Schulen nicht von vornherein zurückzuweisen. Der Verein deutscher Ingenieure hat in einer seiner letzten Hauptversammlungen den Grundsatz aufgestellt, daß eine Dreitheilung des technischen Schulwesens stattfinden soll: Hochschulen, mittlere und niedere Fachschulen. Die Hochschule bereitet für die höchsten Staatsämter vor, die niedere Fachschule ist für den besseren Arbeiter. Dazwischen soll die mittlere Fachschule stehen, die für den Techniker mittleren Ranges bestimmt ist und den Bedürfnissen der Privatpraxis zu dienen hat. Das Gewerbe, der kaufmännische Betrieb, das Maschinenwesen, das Bauwesen u. a. erfordert heutigestags Männer, die nach Erwerb einer passenden allgemeinen Bildung (sechsklassigen Realschule) in den je nach ihren Zwecken verschieden gestalteten Fachschulen besonders für ihren Beruf vorgebildet werden. Solche mittlere Fachschulen können unsre Industrieschulen sein — im Augenblick sind sie ein mixtum compositum von Fachschule und allgemeiner Bildungsanstalt —, oder wie man sie bezeichnender nennen könnte, technische Mittelschulen; für die Hochschule bereiten die allgemein bildenden Schulen vor, in denen die Vorbildung von der Fachbildung getrennt ist, also die beiden Gymnasien und die Oberrealschulen.

Meine Hoffnung freilich, daß in dem bisher angedeuteten Sinne eine durchgreifende, fortschrittliche Besserung des bayerischen Mittelschulwesens angebahnt werde, ist besonders im Hinblick auf die bayerische Landesvertretung fast auf den Nullpunkt gesunken. Doch sind die Verhältnisse immer stärker als Personen, und sie sind es, welche auch eine Verbesserung des Mittelschulwesens herbeiführen werden.

Wie es nun auch in Zukunft werden mag, ob man in das neue Jahrhundert hineinaltert oder sich verjüngt, ob man anderen Staaten zögernd und widerwillig nachhinkt, ob man jetzt thut, was man in absehbarer Zeit thun muß — eines kann nicht auf die lange Bank geschoben werden: die Schaffung von Realprogymnasien. Auch hier ist Bayern wieder im Rückstand; nach dem oben angezogenen Jahresberichte ist das Verhältniß folgendes:

	Realgymnasien	Realprogymnasien
Preußen	88	22
Bayern	5	—
Sachsen	10	—
Württemberg . .	2	5
Baden	2	7

Mit Realprogymnasien wird dem ungesunden Umsichgreifen von Progymnasien gesteuert, die Frequenz der Realgymnasien in etwas gehoben; und auch das ist nicht gering anzuschlagen, daß die Bildung der Realprogymnasien im Leben immer noch verwerthbarer ist, als diejenige der Progymnasien.

Endlich einmal ist auch die Gleichberechtigung der Realgymnasien mit den humanistischen Gymnasien auszusprechen. Man kann wohl Ursachen haben, dieselbe noch weiter hinzuhalten, aber stichhaltige Gründe dafür gibt es nicht.

Thue ich noch des obersten Schulrathes Erwähnung, so glaube ich auf einige wichtige Gesichtspunkte hingewiesen zu haben, die einer vorurtheilsfreien Würdigung nicht unwerth sein dürften.

Als im Jahre 1872 der oberste Schulrath eingerichtet wurde, schrieb J. Sörgel, Gymnasialprofessor in Erlangen, später Rektor: „Unter einer Voraussetzung wird derselbe allerdings höchst Ersprießliches leisten, wenn er nämlich von der ihm eingeräumten Kompetenz, selbständige Anträge zu stellen, gleich in seiner ersten Sitzung Gebrauch macht und den Antrag auf sofortige Auflösung dieses eigenartigen Instituts stellt."

Die Eigenartigkeit dieses Instituts hat sich bis heute erhalten.

Aber selbst wenn unter einer vorurtheilsfreien Unterrichtsverwaltung der eigenartige oberste Schulrath diskutirbar wäre, nach reifer Ueberlegung befestigt sich doch in jedem die Ueberzeugung, daß die ganze Organisation verfehlt ist und Einrichtungen welchen muß, wie sie in anderen deutschen Staaten bestehen und auch bei uns im Bau-, Forst- und Medizinalwesen schon längst getroffen sind.

München. E. Falch.

Das Kriegsrecht zur Zeit des ersten Empire.

Von Karl Bleibtreu.

II.

Im Mai 1809 schreibt Wellington: „Ich war schon lange der Meinung, daß eine britische Armee weder Erfolg, noch Mißerfolg ertragen kann, und ich habe Beweise dieser Wahrheit im neuerlichen Benehmen meiner Soldaten. Sie haben das Land abscheulich geplündert." „Sie benehmen sich schrecklich schlecht. Dies Gesindel (rabble) kann keinen Sieg vertragen, ebensowenig wie Sir John Moore's Leute eine Niederlage. Ich versuche sie zu zähmen." ... Im Juni: „Es ist unmöglich, Ihnen die Unordnungen und Schandthaten (outrages) zu beschreiben. Kaum sind sie aus dem Auge der Obersten und Generale, so begehen sie Unthaten" ... „jeglicher Art, und zwar gegen ein Volk, das uns als Freunde begrüßte." „Es ist höchst schwierig, Irgendeinen vor einem Regiments-Kriegsgericht (regimental court-martial) zu überführen, denn ich muß leider bekennen, daß die Soldaten dem Zeugeneid wenig Bedeutung beimessen, und die Offiziere halten sich zu sehr an den Wortlaut des Eides ‚nach Ueberführung' (according to evidence). Es müßte ein ordentliches Auditoriat (provost establishment) eingerichtet werden. Wir brauchen das mehr, als irgend eine andere Nation." „Wir sind prächtig auf der Parade, prächtig im Gefecht, aber schlimmer als ein Feind im Lande, und nehmen Sie mein Wort dafür, uns bringt Sieg wie Niederlage zur Auflösung." „Ich möchte es schwer finden, einen Offizier der Pflichtlosigkeit im Dienst zu überführen, da er von Anderen abgeurtheilt werden müßte, die des Gleichen schuldig sind." August: „Sie plündern in Gegenwart ihrer Offiziere, und diese sind fast so schlecht wie ihre Leute." „Wir müssen endlich allgemeine Regeln für ein Justizverfahren aufstellen in Fällen von Kriminalverbrechen." September: „Unsre Militärgerichte sind bloß für Aufrechterhaltung der gewöhnlichen Disciplin da.... Meineid ist bei uns so gewöhnlich wie Betrunkenheit und Raub." Januar 1810: „Trotz aller Bemühung ist das Benehmen der Truppen infam. Drei Generalkriegsgerichte sitzen in diesem Augenblick.... Meineid ist so gewöhnlich wie Mord." „Desertion ist nicht das einzige Verbrechen, dessen sich die Soldaten in außerordentlichem Maße schuldig machen." „Sie vergessen alles, wenn Plünderung oder Wein in der Nähe winken." Mai 1812: „Die Schandthaten der britischen Soldaten sind so enorm, daß sie einen schädlichen Einfluß auf die Volksstimmung üben." Mit Bedauern liest man 1810, daß auch die deutschen Legionshusaren sich so schlecht aufführten, daß die Portugiesen naiv anfragten, ob sie die Deutschen in englischem Sold ebenso tödten dürften, wie die in französischen Diensten. Und was hat nun der strenge, objektive Wellington über die Franzosen zu berichten? August 1810: „Ich habe die Gefangenen stets mit größter Menschlichkeit behandelt, oft ihr Leben gerettet, damit sie auch unsre Gefangenen in ihren Händen gut behandeln

möchten. Und ich muß ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie stets und im allgemeinen (universally) unsre Leute gut behandelt haben, ja bei letzten Gelegenheiten sind gefangene englische Verwundete sogar eher versorgt worden als ihre eigenen Verwundeten." Ja, er bezeugt sogar (Brief an Lord Wellesley, 21. Januar 1811), daß die Mehrzahl der französischen Soldaten „nüchtern, gutmüthig, ordentlich und in gewissem Grade gebildet" sei. Hier berührt er offenbar den Kern der Frage, warum die Auffassung des Kriegsrechtes im napoleonischen Zeitalter sich trotz einzelner Verirrungen hoch über alle früheren Epochen erhob. Die Zusammensetzung des französischen und später des preußischen Volksheeres aus allen Schichten der Bevölkerung verbürgte ein Durchdringen des Heereskörpers mit mannichfachen Bildungselementen. Beim Sturm auf Taragona finden wir z. B. unter den römischen Rekruten einen bekannten Historiker, Vacani, der sich durch Muth hervorthat; der bekannte Schlachtenmaler Lejeune fungirte als Oberst im Großen Generalstab. Der berühmte Reiterdivisionär Franceschi Soults war früher Bildhauer, Marschall St. Cyr Maler gewesen, viele andere Generale Ingenieure. Es war bezeichnend, daß die republikanische Armee des Spitzbuben Massena doch den „Ersten Grenadier der Republik", den Gelehrten Latour d'Auvergne, als Typus uneigennütziger Vaterlandsliebe bei sich hatte. Auch ist selbst bei ungebildeten, aus unteren Volksschichten hervorgegangenen Kriegern, wie Lannes, eine ethische Humanität unverkennbar, die sich leuchtend von den brutalen Condottiere früherer Jahrhunderte abhebt. Talleyrand erzählt in seinen Memoiren, wie dieser Marschall ihn mit verbindlicher Höflichkeit auf dem Schlachtfelde von Austerlitz herumführte, aber beim Anblick der Leichenhaufen beinahe in Ohnmacht fiel und persönlich auf Leichenräuber einhauen wollte, die er in der Ferne bemerkte. Als er in das zerstörte Saragossa einzog, zeigte er tieferschütterte Gemüthsbewegung und ließ sofort, wie Soult in Oporto, Lebensmittel und Medizin unter Hungernde und Kranke austheilen. Wenn bei der ersten Belagerung dieser Stadt unter Verdier die Erstürmung mißglückte, weil ein Theil der Eingedrungenen sich aus Plündern gab, so darf man solchen Vorfall nicht verallgemeinern. Denn Cordova wurde von Dupont geschont, obschon mit stürmender Hand nach Gefechten vor der Stadt genommen, weil die Einwohner sich nicht am Kampf betheiligt hatten; anderslautende Version ist irrig, und wenn Napoleon nach der schimpflichen Kapitulation von Baylen ausrief: „Die Generale kapituliren, weil sie gestohlene Kirchenkleinodien nicht im Stiche lassen wollen," so scheint dies eine absichtliche Uebertreibung. Selbst Junot, ein hitziger, ausschweifender Mensch, hat in Lissabon mehrfach Großmuth walten lassen, und sein Unterführer General Travot, Kommandant der Hauptstadt, konnte selbst während des Aufruhrs nach der Konvention von Cintra ohne Wache die Straßen passiren, weil seine Redlichkeit und Menschlichkeit allgemeine Hochachtung genossen. Während die Verbündeten 1814 leider in Frankreich mehrfach böse hausten (die Dokumente von Houssaye lassen daran keinen Zweifel), besonders die Württemberger in Sens und die Preußen in der Gegend von Laon („Ich will nicht Abällino, der große Bandit sein," tobte York), indem man die eigenen früheren Leiden heimzahlen wollte, soll sich der Fall Lübeck nur 1813 ein wenig in Löwenberg und Goldberg wiederholt haben. Auch Sachsen litt damals sehr vom Marodiren, aber der große Verpflegungsmangel infolge Abschneidens vieler Convois auf der Verbindungslinie nach Leipzig, sowie die Erbitterung der Konskribirten, die nach ihrer Meinung durch Verrath der Deutschen zu diesem neuen Feldzug gepreßt wurden, erklärt vieles. In Spanien vollends muß man sich bei den obwaltenden Umständen eher über ihre Mäßigung wundern. Daß in Rußland die Moral der Truppe hart mitgenommen wurde, versteht sich von selbst; unter solchen Leiden wäre dies bei keiner Armee zu vermeiden, und im winterlichen Loirefeldzug 1870 soll wenigstens bei den Bayern auch manches vorgefallen sein, was man lieber mit Schweigen bedeckt. Uebrigens behauptet der Maler Wereschtschagin in seinem geschickt kompilirten Buche über 1812 (französisch geschrieben), daß selbst bei Plünderung des brennenden Moskau und der Umgegend die meisten französischen Regimenter eine vornehme, würdige Haltung bewahrt hätten. Wenn also eine Quelle berichtet, Napoleon sei in wilder Aufwallung, in der das korsische Naturburschenthum durchbrach, aus dem brennenden Kreml gestürzt: „Raubt, macht alles nieder, diese Barbaren sind nicht werth zu leben!", so haben solch momentanen Zornschrei nur schlechte Marodeure befolgt.[1]) Nur Letzteren werden allerlei Greuel in Dörfern zur Last gelegt, die alsbald von den russischen Muschiks mit viehischer Wuth heimgezahlt wurden. Wenn aber Bauernweiber taktmäßig mit Knütteln gebundene Gefangene zu Tode schlugen, wenn man sie lebend in Flammen warf, so haben höchstens Kosaken hier und da sich zu einigen Frevels (muthwillige Leichenschändung) hinreißen lassen, die russischen Soldaten hingegen bewiesen den unglücklichen Trümmern der großen Armee respektvolles Mitleid, reichten Nahrung und Kleidung. Das berüchtigte „Verlieren" der Gefangenen, das in Spanien beiderseits an der Tagesordnung war — eine der schändlichsten Verletzungen des Völkerrechts —, kam nur bei den russischen Freischärlern vor, und man warf es diesen auch ernstlich vor. Bei der Entsetzlichkeit dieser Handlung, deren sich leider in Spanien auch rheinbündlerische Gefangenenescorten schuldig machten, darf man aber nicht vergessen, daß sie fast immer indirekter Nothwehr entsprang: die Eskorte, selbst am Rande ihrer Kräfte, sah ihre Strapazen durch die steten Aufenthalt verursachenden Gefangenenmassen vermehrt, sich selbst durch stete Ueberwachung der möglichst Desertirenwollenden in nervenzerrüttender Spannung gehalten und womöglich bedroht, und vor allen Dingen konnte man diese schon halb sterbenden Menschen nur ernähren, wenn man selbst Hungers starb. Kriege in barbarischen Ländern werden stets solche Augenblicke zeitigen, wo der Selbsterhaltungstrieb bestialisch in seine Rechte tritt, wo die Humanität ihr Haupt verhüllt, aber kein Kriegsrecht und keine Kultur je Linderung schaffen kann. Hier will auch Bonaparte's Erschießen 2000 türkischer Kapitulanten in Jaffa gewerthet sein, worüber schulmeisterliche Legende sich so sehr empört hat, während Graf York („Napoleon als Feldherr") schon das rechte Wort darüber spricht. Dieser Vorfall zeigt das Schwankende und Relative des Kriegsrechts in außergewöhnlichen Zuständen. Wir stehen nicht an, Bonaparte's finsteren Entschluß, den er 3 Tage lang in Seelenkampf erwog — ein erneuter Beweis, wie gänzlich die eigentliche Neuzeit bisherige naive Selbstsucht des kriegsrechtlich Denkbaren umgestaltet hat, da früher ein Feldherr in solcher Lage sich keinen Augenblick besonnen hätte —, nicht nur für formal berechtigt, sondern auch großherzig zu erklären. Denn da die Rettung seiner Armee es heischte, nahm doch er selbst allein die ganze Verantwortung und das Odium auf sich im Interesse des Heeres. Die Barbaren hatten sich auf Gnade und Ungnade ergeben, er selbst hatte sie nur geschont, da sie sonst bei der Erstürmung alle

1) Die Behauptung, die Rheinbündler hätten sich viel gemeiner benommen als die Franzosen, darf man wohl als russische Schmeichelei an die Adresse ihrer heutigen „Alliirten" betrachten. Daß Wereschtschagin aber Bayern in Moskau plündern läßt, ist nicht ganz so unsinnig, wie deutsche Militärschriftsteller dies in der Presse hinstellten, da die Bayern nur in Polotzk gestanden hatten. Freilich, aber bayerische Verstärkungen scheinen später der Hauptarmee nachgeschoben zu sein, denn wir finden beim Rückzug Eugens am Wop ihm eine bayerische Brigade attachirt.

über die Klinge springen sollten, nachdem sie den französischen Parlamentär höhnisch auf den Mauern enthauptet: ihr Leben war also an sich formal nach Kriegsrecht verwirkt, und seine Soldaten verdachten sogar dem Feldherrn seinen Befehl, das Blutbad einzustellen. Nun konnte er aber die 2000 Türken weder ernähren noch genügende Bewachungsposten zurücklassen; ließ er sie frei, so brachen sie erfahrungsgemäß jeden Koraneid und ergriffen wieder die Waffen. Letztere Erwägung erinnert uns an die schon gestreifte rechtswidrige Umgehung des Ehrenworts 1870 seitens französischer Führer, und es wurde ja 1813 als Motivirung für Nichtratifizirung der schon vollzogenen Kapitulation von Dresden hervorgehoben, Napoleon habe schon mehrfach entlassene Gefangene gezwungen, gegen eingegangene Verpflichtung weiter zu dienen. Wir wissen nicht, auf welche Fälle man sich bezog, es konnte sich jedenfalls nur um Offiziere oder kleine Abtheilungen handeln. Ein solcher Fall, wie Kapituliren von 40,000 Franzosen St. Cyrs in Dresden, war nie auch nur annähernd dagewesen und bei den Kapitulationen von Baylen und Cintra waren Wortbruch und Unregelmäßigkeit nur bei den Gegnern vorgekommen. Wir müssen daher jenem Verfahren der Verbündeten jede Billigung versagen, zumal man ja sonst den Satz aufstellen könnte: weil der andere stiehlt, darf ich auch stehlen! Die Kapitulation war obendrein ausdrücklich von Klenau so geschlossen, daß er die gleichen Bedingungen gewähre, wie sie ihm und Wurmser einst in Mantua von Bonaparte gewährt worden seien. Dies macht den Kapitulationsbruch besonders gravirend, verschärft das ethische Unrecht durch zusätzliche Verletzung ritterlicher Etikette. Bedauerlich, daß der heilige Krieg durch solches schwere Vergehen gegen das Kriegsrecht befleckt wurde. Aber für unsern Zweck ist wichtig festzuhalten, daß also noch 1870 französischerseits eine ähnlich unmoralische Auffassung sich breitmachte, daß also das Kriegsrecht auch heute noch in diesen Dingen schwankt. Unsre subjektive Meinung, die wir beileibe Niemand aufdrängen wollen, die aber objektiver Begründung nicht entbehrt, geht dahin, daß nicht nur jede Kapitulation beiderseits im kleinsten Punkte rechtsverbindlich sei wie ein Zivilkontrakt, sondern daß infolge dessen auch das vom Kriegsrecht freigestellte Desertiren der gefangenen Soldaten und Entwischen nicht ehrenwortlich verpflichteter Offiziere dem strengen Rechtsgefühl widerspricht und im Ergreifungsfalle harte Bestrafung, in erschwerenden Umständen den Tod verdient. Die Sache liegt ja klar: wer sich nicht ergeben will, der sterbe; wer sich aber ergeben hat, der hat die Verpflichtung des Gefangenseins bis Schluß des Kriegs eingegangen. Wenn also früher dauernde Freiheitsberaubung (Sklaverei) und Erpressung persönlichen Lösegelds das Loos des Gefangenwerdens so verschlimmerte, daß wir darin thatsächlich eine Schande erblicken müssen, da nur feige Todesfurcht zur Wahl solchen Looses verleiten konnte, so hat die moderne Humanität schon in Napoleons Zeitalter wahrlich ein Uebriges gethan, indem sie Werth auf gute Behandlung der Gefangenen legte und sie beim Friedensschluß wohlbehalten zurücklieferte. Freilich haben auch hierbei die minder zivilisirten Völkerschaften gegen das Kriegsrecht verstoßen. Sibirien sah sich von Generalen wie Vandamme bevölkert, obschon noch 1807 die wenigen französischen Gefangenen rücksichtsvoll in Wilna internirt wurden; die Kapitulation von Baylen brachen die spanischen Vaterlandsbefreier aufs ehrloseste, tödteten und marterten und beschimpften Tausende der Kapitulanten, quälten den Rest auf Galeeren zu Tode. Aber die zivilisirten Engländer gaben ihnen nichts nach, sobald die Zivilbehörden die Sache in die Hand nahmen, und der tapfere Gouverneur von Badajoz ermahnte seine Leute, daß Sterben doch viel besser sei als auf englische Strafschiffe zu kommen. Daß diese Vorstellung Wurzel faßte, wirft ein grelles Licht. Und so sehen wir denn als Schlußergebniß, daß eine Miethlingssoldatesla (eigentliches Berufsheer) ebenso unfähig zu anständiger Auslegung des Kriegsrechts als bewaffnete Volksaufgebote. (Siehe die gegenseitigen Greuel der Sozialisten und der bürgerlichen Nationalgarden in der Junischlacht 1849, während die Soldaten Cavaignacs sich jeder Grausamkeit enthielten.) Nur der uniformirte reguläre, aber zugleich als Volksglied und Bürger sich fühlende, moderne Soldat des Nationalheeres, der von Frankreich begründeten und von Preußen erweiterten allgemeinen Wehrpflicht, besitzt unveräußerliches Ehrgefühl und Bildung genug, um unberechtigte Gewaltsamkeit von sich abzuwehren. Und so wohnte denn, wie wir sahen, dem französischen und später dem preußischen Heere ein ganz anderes höheres Element der Ethik inne, als dem englischen und den Milizaufgeboten. Sogar Ausschreitungen der an sich nicht verdammenswerthen germanischen Rachefurie im Befreiungskrieg, wie das pardonlose Todtschlagen ganzer Bataillone mit Kolben (Hagelsberg, Katzbach), treffen wir merkwürdigerweise nur bei preußischen Landwehr- und Reserveformationen, nicht bei der alten Linie. Mag man also über die Minderwerthigkeit guter Milizen weniger pessimistisch denken, als der Berufsoffizier dies zu thun pflegt, ein Punkt bleibt unbestreitbar und bestätigte sich auch im amerikanischen Bürgerkrieg: daß die wahre Disciplin, welche identisch ist mit dem wahren Kriegsrecht, sich nur in regulären Truppen der nationalen Dienstpflicht festsetzt und gleichsam einbürgert. Das englische Werbesystem schloß ja natürlich nicht aus, daß auch sehr brave und wackere Leute eingestellt wurden. Die 45er theilten den letzten Bissen Brot mit den hungernden Madridern, an Beispielen heroischer Hingebung (sogar von begleitenden Offiziers- und Soldatenfrauen) fehlte es nicht, Schwerverwundete und Invaliden nahmen oft aus Patriotismus am Kampfe theil. Wen kann das wundern, wer die hohen und wahrhaft sittlichen Charaktereigenschaften der britischen Rasse kennt und schätzt! Und dennoch sahen wir, wie schlecht es mit der Moral dieses Heeres bestellt war. Es wirkt daher zugleich komisch und widerlich, wenn Wellington später 'mal im Parlament erklärte, die Preußen hätten 1815 sich viel disciplinloser gezeigt als die britischen Miethlinge, — was ihm eine entrüstete Widerlegnng durch General Grolmann eintrug und einen grimmigen früheren Brief Gneisenau's über Wellington (abgedruckt in Raumers Erinnerungen) rechtfertigt. Hat doch Napir („History of the Peninsular War" vol III) zugestanden, daß er selber allein 17 ermordete Bauern auf der Landstraße beim Rückzug von Madrid gezählt habe, und vernahmen wir doch Wellingtons eigene Geständnisse!

Ueberschauen wir das ganze Bild, das sich vor uns entrollte, im Gegensatz zur vornapoleonischen und unsrer Gegenwartszeit, so werden wir zuförderst einräumen, daß gewisse unliebsame Erscheinungen sich stets wiederholen. Wenn beim Rückzug der Franzosen aus Burgos 1813 eine Mine plötzlich aufflog und 300 Mann tödtete, man weiß nicht ob aus Verrath oder Nachlässigkeit, so erlebte man ja noch 1870 ähnliches in Laon. Was die Bombardements befestigter Städte betrifft, worüber schon im 7jährigen Krieg im Falle Prag, Dresden, Küstrin so heftig geklagt wurde, so hat 1870 der Präfekt von Peronne einen tragikomischen Protest wegen Bruch des Völkerrechts losgelassen, weil Granaten in die Stadt fielen, und leider hat die Beschießung von Straßburg die zulässige Grenze der Zerstörung von Privathäusern überschreiten müssen. Derlei Sentimentalitäten fallen den Franzosen immer nur ein, wenn sie Fremden Vorhaltungen machen, und Trochu vergaß sich sogar so weit, öffentlich zu reklamiren, daß die deutschen Belagerungsgeschütze sich absichtlich Pariser

Digitized by Google

Hospitäler zum Ziele genommen hätten — eine infame Verleumdung, auf die ihm Moltke gebührend gedient hat. Das Gleiche gilt von den berüchtigten Pendülen-Fabeln, die im Munde der Franzosen doppelt komisch klingen, wenn man an ihre eigenen Räubereien zurückdenkt. Daß trotzdem an der Loire einige Verletzungen des Eigenthums vorgekommen sein mögen, stößt die Thatsache nicht um, daß schwerlich je ein großes Heer so durchweg die strengsten Ehrbegriffe des Kriegsrechts in Feindesland aufrecht hielt wie das damalige deutsche. Vielleicht wäre zu wünschen, daß auch Kunstgegenstände als Nationaleigenthum ebenso sauber unangetastet bleiben sollten als sonstige Werthgegenstände; dieser Wink genüge. Uebrigens erzählt schon das Tagebuch des Rittmeisters Colomb sehr naiv, wie er 1814 ein Bild Napoleons von Gérard in Brüssel aus dem Rahmen schnitt und es im wörtlichsten Sinne „rollte". Das müßte durch besonderen Poragraphen des Ehrenkodex verboten werden, nach unsern heutigen Begriffen vom Eigenthum. Das Beutemachen irgendwelcher Art — ein Fridericianischer Husarenlieutenant bot seine Zorndorfer Beute dem frommen Gellert als Zeichen seiner literarischen Hochschätzung an! — paßt nicht mehr in modernes Kriegsrecht. Harmlos dagegen scheint das burschikose Entleeren von Kellereien und Champagnerfabriken. Was in Spanien beim Rückzug Moores und nachher beim Rückzug Wellingtons vom Duro 1812 in Torquemada vorkam, wo Tausende sinnlos betrunken umherliefen oder im Felde schnarchten, wiederholte sich 1814 in Chalons, und 1870 hat es an lustigen Scenen solchen Ursprungs nicht gefehlt.

Wir mögen aber an zwei Thatsachen die Umwandlung des Kriegsrechts erkennen. Unter Ludwig XIV. bei Belagerung von Freiburg gewann es der französische Belagerer über sich, Gefangene, Weiber und Kindee der Besatzung vor das Feuer der Belagerten zu stellen, um sie durch solche Barbarei zum Kapituliren zu zwingen! Aehnliches geschah in der Hitze des Augenblicks; nicht vorbedacht, bei Einnahme von Lerida durch Suchet, indem dort die Einwohner der Citadelle zugetriebeu wurden, die auf Freund und Feind feuerte und ihrerseits natürlich mit Bomben überschüttet wurde, nachdem hülflose Frauen und Kinder dorthin geströmt! Im ersteren Fall blieb es bei Protesten, im letzteren Fall mußte Suchet eine ausführliche Entschuldigung veröffentlichen, er habe größeres Blutvergießen abschneiden und drum den Gouverneur durch solches Schreckmittel zu sofortiger Uebergabe zwingen wollen. Und schon damals urtheilte man darüber: wenn auch die Plünderung einer erstürmten Stadt als Ueberbleibsel der Barbarei, entehrend für das Militär, bestehen bleibe, so sei doch dies Benehmen Suchets jeder zivilisirten Kriegführung unwürdig. Nun, heute würde ein solches Verbrechen gegen die Humanität einfach unmöglich sein und wäre außerhalb Spaniens überhaupt nirgends gewagt worden. Die angeblichen Unthaten dee Bayern in Bozeilles gegen „harmlose Bewohner" sind längst amtlich durch Untersuchung auf ein Minimum eingeschränkt, und das Niedermachen von Bürgern, die sich am Kampfe betheiligen, ist ein leider durchaus nothwendiges Kriegsrecht. Nur sollten wir bezüglich früheree Ausschreitungen in erstürmten Städten uns Zurückhaltung und Vorsicht im Urtheil auferlegen; denn das traurige Beispiel von Trautenau und Wörth (vergl. die Fröschweiler Chronik von Pfaerer Klein) belehrt uns, daß dee Soldat nur zu leicht Gespenster sieht und jeden Schuß aus Häusern beim Straßenkampf leicht als „Verrath" der Bevölkerung mißdeutet. Sollte die gewaltsame Erstürmung von Festungen, wie heutige Ingenieurtheorie sie empfiehlt, Wirklichkeit werden, so bedarf es jedenfalls scharfgefaßter bestimmter Instruktionen, daß jede Gewaltsamkeit gegen die Zivilbevölkerung eine militärische Schmach und ein Kriminalverbrechen sei. Die Behauptung, Chateaudun sei als offene Stadt absichtlich von den Deutschen in Brand gesteckt worden, wie sie sogar noch der unparteiliche Chuquet aufwärmt, entbehrt übrigens jeder Begründung: die paar Granaten, die man nothgedrungen hineinwarf, haben sicher nicht viel Unheil angerichtet und vermuthlich haben die Franktireurs selbst Feuer angelegt, um ihren Rückzug zu decken.

Dee andere Fall aber, den wir ins Auge fassen, betrifft die Desertion vor dem Feind. In früheren Zeitaltern selbstverständlich und geradezu als nothwendiges Uebel hingenommen, noch im 7jährigen Krieg in solcher Blüthe, daß Friedrich d. Gr. seine Freibataillone aus solchem unzuverlässigen Material bildete, galt das Ueberlaufen unter Napoleon schon als schweres Vergehen, sogar bei den Söldnern Wellingtons. Obschon allein 1200 Anglo-Deutsche im Pyrenäenfeldzug zum Feinde übergingen, so geht der Ernst dieses Schritts daraus hervor, daß in den Breschen von Badajoz englische Deserteure mit verzweifelter Wuth fochten, weil sie sich nicht ergeben durften. Es ward ferner den Engländern als Bruch dee Konvention von Cintra angerechnet, daß sie bei der Ueberschiffung der Junot'schen Truppen sie zum Ueberlaufen zu verlocken suchten. Nun, ein solcher Versuch, der frühee sich ganz von selbst verstand, ist an sich nicht ehrenhaft, heute aber wäre er in dem Sinne des Einreihens unter feindliche Fahnen einfach unmöglich. Und schon im napoleonischen Zeitalter war dee Nationalbegriff so sehe ins Kriegsrecht übergegangen, daß ein Lieutenannt Strenowitz in englischen Diensten erschossen werden sollte, als er gefangen wurde, weil er geborener Oesterreicher sei, also nicht gegen das Oesterreich verbündete Frankreich fechten dürfe![1]) Noch Friedrich d. Gr. hatte in herrlichen Zornesworten den amerikanischen Soldatenhandel deutschee Fürsten brandmarken müssen; gewiß unterschied es sich materiell wenig davon, wenn die Rheinbündler in Spanien füe eine ihnen völlig fremde Sache bluten mußten, und ein öffentlicher Tagesbefehl „König" Joseph Napoleons, der „König von Westfalen" könue „seine" Truppen in Spanien nicht mehr rekrutiren und deßhalb sei der Rest derselben vom „König von Spanien" in seine Garde aufgenommen worden, treibt uns Schamröthe über solch nationale Entsittlichung unsrer Landsleute ins Gesicht. Aber diese Verletzungen des Bundesgenossenrechts wurden doch damols empfundeu, dauerten nur kurze Zeit und versteckten sich wenigstens hinter höflichen Ausreden.

Das Kriegsrecht der napoleonischeu Zeit bildet also einen Uebergang von allen früheren Zeitalern zur Gegenwarl, abweichend von ersteren und in einigen Punkten noch nicht durchgebildet zu letzterer. Jedenfalls trug Napoleon durch Aufstellung einer starken gendarmerie nationale Sorge dafür, die Heerespolizei gründlich zu handhaben. Bei schwächeren Korps befanden sich 40 bis 50 berittene Gendarmen, beim Heer Marmonts 1812 allein 850 auf 50,000 Mann, bei Soult im September 1813 sogae 1500 berittene und unberittene auf 78,000 Mann, wahrscheinlich so viel, um die Konskribirten in Zucht zu halten. Diese Gendarmen, die das Feldauditoriat unterstützten, bestanden aus tüchtigen Veteranen und haben mehrfach, z. B. bei Verfolgung Wellingtons 1812, ehrenvoll die Kavallerie im Gefecht gestärkt. Was am napoleonischen Kriegsrechtsystem

[1]) Dagegen nimmt der berühmte englische Abenteurer Trelawney in seiner Selbstbeichte „Adventures of a Younger Son" keinen Anstoß daran, daß er in Ozeanien gegen englische Fregatten fecht und dauernd in französischee Bundesgenossenschaft seeräuberte; ja diese Thatsache hindert nicht im geringsten seinen späteren Aufenthalt in England! Man sieht daraus, wie gerade das Miethlingthum des britischen Kriegssystems nationale Empfindungen schwächte: Was ihm heute als Landesverrath ausgelegt würde, erschien damals Trelawney und seinen Landsleuten ganz berechtigt.

fehlte, wird aus unsrer Darstellung genugsam erhellen; was ihm aber ein ganz neues modernes Gepräge gab, ebenso. Erst ein allgemeines stehendes Nationalheer hat ein Kriegsrecht gestalten können, das fortschreitender Entwicklung und Veredelung fähig scheint.

Mitteilungen und Nachrichten.

-tz- **Das Riesengebirge.** Große Ausgabe in Querfolio, 26 Ansichten; kleine Ausgabe in Kabinetformat, 28 Ansichten. (Berlin, Graphische Gesellschaft.) — Der Verlagshandlung ist es mit diesen beiden Ausgaben in schönen Lichtdrucken gelungen, für einen bescheidenen Preis jedem Kenner und Freunde des schlesischen Hochgebirges ein reichhaltiges und zum größten Theil sehr wohlgelungenes Andenken zu schaffen, welches mit Fug und Recht an die Stelle der beliebten, aber meist recht nothdürftig ausgeführten Albums treten und andererseits fast vollkommen die kostspieligen Einzelphotographien ersetzen kann. Die Ansichten des großen und kleinen Cyklus sind nicht durchweg übereinstimmend. Zu den am besten getroffenen Aufnahmen gehören in der großen Ausgabe die Partie am Kochelfall, der Zackelfall, die Schneegruben mit der Baude, die beiden Teiche, die Heinrichsbaude, die Kirche Wang und Schloß Erdmannsdorf, zu denen sich in der kleinen noch die Peterbaude und der Mittagstein als Musterstücke gesellen. Aufgefallen ist uns nur, daß in keiner der Abbildungen etwas von der neuen seit 1895 begonnenen großen Schneegrubenbaude zu sehen ist; auch hätte wohl in der großen Ausgabe die Schneekoppe noch ein besonderes Blatt verdient, da wir sie in größerem Maßstab nur auf dem Umschlagbild vorfinden. — Im Anschluß an diese beiden Sammlungen, welche uns das Gebirge in seiner Pracht und Schönheit zeigen, sei es am des guten Zweckes willen noch gestattet, auf eine kürzlich erschienene dritte hinzuweisen: „Die Verheerungen der Eglitz und Lomnitz und ihre Verheerungen in Schmiedeberg und Kemmnitzbäbel", von Ottomar Anschütz zum Besten der Ueberschwemmten zum Preise von 1 Mark herausgegeben. In farbiger Ausführung (ebenfalls Lichtdruck) gibt sie uns ein deutliches Bild von den furchtbaren Wirkungen der letzten Hochwasserkatastrophe.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** Sitzungen vom 18. November. **Physikalisch-mathematische Klasse.** Vorsitzender Sekretär: Hr. Waldeyer. Hr. Frobenius las: Ueber die Darstellung der endlichen Gruppen durch lineare Substitutionen. Jedem Primfaktor der Gruppendeterminante entspricht eine und nur eine primitive Darstellung der Gruppe durch eine lineare Substitution von so vielen Veränderlichen, wie der Grad des Faktors beträgt. Die Darstellungen werden durch eine Transformation der Gruppenmatrix in eine zerlegbare Form gefunden. Jede Theilmatrix hat einen Primfaktor zur Determinante, und die Theilmatrizen, deren Determinanten gleich sind, stimmen in den Elementen überein. Die Elemente der verschiedenen Theilmatrizen zusammen, deren Anzahl der Ordnung der Gruppe gleich ist, sind lauter voneinander unabhängige Veränderliche. — Hr. Boltzmann, Ehrenmitglied der Akademie, übersendet eine zweite Mittheilung über irreversible Strahlungsvorgänge. Es werden die Voraussetzungen besprochen, unter denen allein eine Möglichkeit vorhanden ist, aus den Strahlungsgesetzen ein Analogon des zweiten Hauptsatzes zu gewinnen. — **Philosophisch-historische Klasse.** Vorsitzender Sekretär: Hr. Dahlen. Hr. J. Schmidt las über „Kretische Pluralnominative auf -εν". Als neben kret. φέρομες aus der gortynischen Schriftsprache φέρομεν eindrang, bewirkte dies zunächst neben ἀμές die Neubildung ἀμέν. Dadurch gerieth auch die übrigen Plurale dritter Deklination eine Zeit lang in ein Schwanken zwischen -ες und -εν, welches die Schriftsprache wieder zugunsten des -ες beendigt. Zahlreiche Analoga anderer Sprachen stützen diese Erklärung. — Hr. Conze überreicht das IX. Heft der im Auftrage der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien und mit Unterstützung des kaiserlich deutschen archäologischen Instituts herausgegebenen Attischen Grabreliefs.

F. Einem Vortrage, den Regierungs- und Baurath **Mühle** letzter Tage im Berliner Architektenverein „**über Volkskunst in Schleswig-Holstein einst und jetzt**" hielt und der mit einer Ausstellung kunstgewerblicher älterer und neuerer Arbeiten aus der meerumschlungenen Provinz verbunden war, ist mit Genugthuung zu entnehmen, daß das dortige früher bedeutende und eigenartige Kunstgewerbe zu neuem Leben erwacht. Verloren ist die Kunstübung zwar niemals gewesen, aber lange zurückgedrängt durch die schweren Zeiten, welche der Wiedervereinigung des Landes mit Deutschland vorausgingen. Dennoch ist viel Mühe und Fleiß nöthig, um die Stufe nur wiederzuerringen, welche z. B. die Holzschnitzkunst im 16. Jahrhundert erreicht hatte, wovon die große Reihe geschnitzter Altäre und Kanzeln in einer stattlichen Anzahl von Kirchen ebenso Zeugniß ablegen, als zahllose in den reichen Bauernhäusern von Dithmarschen und der friesischen Westküste sorgfältig gehüteten Arbeiten, welche vor dieser „Bauernkunst" Achtung abnöthigen. Anscheinend besitzt der nordelbingische Volksstamm eine natürliche Begabung für kunstvolle Handarbeiten, und es gilt nur, die vorhandenen Keime muß neue zu pflegen und zu entwickeln. In welchem Grade die Holzschnitzarbeit z. B. Gemeingut war und theilweise noch ist, geht daraus hervor, daß es in manchen Gegenden lange Zeit Brauch bei festhaften Ehepaaren war, die eigenen Särge bei Zeiten zu schnitzen, dieselben im Hause aufzubewahren, so bei Festlichkeiten sie den Gästen vorzuzeigen und bewundern zu lassen. Unter dem alten bäuerlichen Hausrath ist leider neuerdings durch Sammler stark aufgeräumt worden; aber es gibt doch viele alte Familien, welche diese Sachen gleich Heiligthümern achten und unter keinen Umständen veräußern. Schöne Sammlungen davon, wozu auch alte Figuren und Kunstschmiedearbeiten gehören, sind im Lande selbst, in Meldorf in Süderdithmarschen und in Flensburg, von sachverständiger Hand angelegt worden und beginnen bei der Wiedererweckung der alten Technike die Rolle guter Vorbilder zu spielen. Bemerkenswerth ist auch die von Alters her vorhandene Kunstfertigkeit in Herstellung von allerhand Textilstoffen, Beiderwänden, Decken, Teppichen, Stickereien, selbst Spitzen, u. dergl. von guter, origineller Musterung. Obgleich ausschließlich Handarbeit, hofft man diesen Erzeugnissen wieder zu lohnendem Absatz zu verhelfen, da sie von eigenartigem, durch die Maschinenarbeit schwer wiederzugebendem Charakter sind. Dies hat im besonderen Anwendung auf gewisse, im aufrechtstehenden Webstuhl gefertigte Wandteppiche von Gobelinbindung, die im friesischen Bezirk von Schleswig angefertigt werden und nach den vorgelegten Mustern von hoher Vollkommenheit, besonders von nachzüglicher Farbenharmonie sind. Diese Bestrebungen zur Wiederbelebung der Handarbeit auf dem anscheinend rettungslos der Maschine verfallenen Gebiet der Textilindustrie begegnen begreiflicherweise manchen abfälligen Urtheilen. Sie dürfen sich aber mit gleichartigen Bestrebungen in Schweden durch einen dort seit Jahren erfolgreich thätigen Verein zur Förderung der Handarbeit. Auch von diesen schwedischen Erzeugnissen der Handweberei und Stickerei, sowie verwandter Technik waren Proben ausgelegt, die als ziemlich verheißungsvoll gelten können, insoweit sie Kunstleistungen sind und es nicht unternehmen, mit handwerksmäßig herstellbarer Waare in Wettbewerb zu treten.

* **Berlin.** Die vollsthümlichen Hochschulkurse sind nun auch für Berlin gesichert. Sobald nachdem Professor **Schmoller** das Rektorat an der hiesigen Universität übernommen hatte, wurden die nöthigen Schritte eingeleitet, um die im vorigen Studienjahre vom Senat abgelehnten Kurse ins Leben zu rufen. Geheimrath **Diels**, der ständige Sekretär der Akademie der Wissenschaften, hat die Professoren und Dozenten aller vier Fakultäten aufgefordert, neuerdings eine Petition an den Senat zu unterschreiben. Der Senat wird aufgefordert, die Gründung nach dem Muster der Wiener und Münchener Kurse in die Hand zu nehmen und beim Ministerium eine Unterstützung dieser Kurse zu beantragen. Die große Mehrzahl aller Professuren und Dozenten sind Freunde der Sache. — Professor Alfred a. **Sallet**, Direktor des Münzkabinets, ist gestorben.

* **Jena.** Der Direktor der geburtshülflichen und gynäkologischen Klinik, Professor an der hiesigen Universität Dr. B. S. **Schultze**, begeht am 29. Dezember seinen 70. Geburtstag.

* **Bonn.** Der bisherige außerordentliche Professor der deutschen Literaturgeschichte an der hiesigen Universität Dr. Berthold **Litzmann** ist zum ordentlichen Professor ernannt worden. Die Mittel zur Begründung dieser ordentlichen Professur sind aus der Umwandlung der vierten ordentlichen Professur für Geschichte, die durch den Tod des Prof. Menzel frei geworden ist (vergl. Beilage Nr. 265), in ein Extraordinariat für historische Hülfswissenschaften beschafft worden. Wenn also auch nicht eine Ersparniß in dem allgemeinen Fonds der Universität durch letztere Umwandlung erzielt worden ist, so können wir uns doch auch auch dieser Schiebung in den ordentlichen Professuren nicht des Zweifels entschlagen, ob „das Bedürfniß der Universität Bonn durch die somit bestehenden drei ordentlichen Professuren für Ge-

Digitized by Google

schichte und die eine außerordentliche Professur für geschichtliche Hilfswissenschaften wirklich hinreichend gedeckt" sei.

* In **Braunsberg** in Ostpreußen starb am 21. November der Konrektor F. W. **Seydler**, der als Botaniker weit über sein engeres Vaterland hinaus bekannt war und in emsiger Sammlerarbeit die planmäßige Durchforschung der Pflanzenwelt Ostpreußens einleitete und wesentlich förderte. Er hatte das hohe Alter von 87 Jahren erreicht.

* **Paris**, 23. Nov. In der letzten Sitzung der Akademie der Wissenschaften wies Professor Marey einen neuen Apparat vor, welcher dazu dient, Projektile in dem Schädel aufzufinden. Bisher konnte man mit Hülfe der X-Strahlen nur die ungefähre Lage, die ein fremder Gegenstand einnahm, bestimmen, so daß z. B. ein Projektil, von dem man glaubte, es hafte an der Außenseite einer der Hirnwindungen, sich an der Innenseite befinden konnte. Dank dem vervollkommneten Apparate des Dr. Contremoulins, eines jungen Gelehrten, der sich ganz den Experimenten mit den Röntgenstrahlen widmet, ist nun diesem Mangel abgeholfen worden; denn mit seinem Apparate kann der Punkt, wo eine Kugel oder ein Splitter steckt, auf das genaueste erkannt werden. Es sollen demnächst im Militärhospital Val de Grâce Versuche mit einem erklärenden Vortrage des Dr. Contremoulins vor einem zahlreichen Publikum vorgenommen werden.

-ir. **Aus den Niederlanden.** Endlich ist der Nachfolger des Prof. Döderlein in Groningen gefunden, denn wie die neueste Nummer des Staatsblatts meldet, wurde Dr. G. C. Nyhoff, bisher Lehrer an dem staatlichen Hebammeninstitut zu Amsterdam, zum Professor für Geburtshülfe und Frauenkrankheiten in Groningen ernannt. — Der Zoologe Prof. H. J. van Aalum in Groningen feierte das 25jährige Jubiläum seiner Lehrthätigkeit. — Der Bau des neuen geologisch-mineralogischen Laboratoriums, das auf 110,000 fl. veranschlagt ist, hat endlich begonnen. — Prof. Dr. H. G. van der Sande-Bakhuyzen, Direktor der Sternwarte in Leiden, wird am 20. Dezember sein 25jähriges Jubiläum feiern. — Der Prof. juris G. A. van Hamel in Amsterdam, welcher sich einer Operation unterziehen mußte, liegt schwer daniederm im Krankenhaus. — Einige Professoren der Amsterdamer Universität halten nach Weihnachten einen besonderen Kursus für Elementarlehrer und -lehrerinnen ab. Prof. Saltet trägt Gesundheitslehre vor, Prof. Winkler Psychiatrie, Prof. Straub handelt über das Auge. Der Kursus findet unentgeltlich statt. — Große Entrüstung erregt hier der Artikel „Le mouvement littéraire en Hollande" in der „Revue encyclopédique" vom 13. November, welchen Prof. Dr. Jan ten Brink in Leiden schrieb. Seine Darstellung zeugt von großer Parteilichkeit, da er von allen Schriftstellern und Dichtern der Gegenwart nur vier namhaft macht, die übrigen nur geringschätzig und flüchtig bespricht.

* **Aus Rußland.** Am 8. November fand in Wladiwostock die feierliche Enthüllung des mit kaiserlicher Genehmigung dem Admiral Gennatius Iwanovitsch Newelskij errichteten Denkmals statt. Newelskij's Bedeutung liegt darin, daß er zuerst die Gebiete an der Flußmündung des Amur durchforscht und damit den Grund zur Ausbreitung der russischen Herrschaft an jener Meeresküste gelegt hat. — In Kijew wurde die durch die Pensionirung des Professors Th. A. Lusch freigewordene Professur für ärztliche Diagnostik dem Privatdozenten an der kaiserl. militär-medizinischen Akademie und Militärarzt im 12. Regiment, Dr. K. Wagner, verliehen. Der Lehrstuhl für Dermatologie, den früher der verstorbene Professor M. J. Stykowenkow inne hatte, wurde vom Rath der Universität dem Privatdozenten Dr. S. P. Tomaschewskij verliehen. Die Zahl der Bewerber — Privatdozenten und Spezialärzte — um diese Professur war sehr groß, so daß die an der Fakultät zur Begutachtung der bei der Bewerbung angelegten specimina eredditionis eingesetzte Kommission lange brauchte. Als Stellvertreter war unterdessen der jetzt definitiv gewählte Tomaschewskij ernannt worden. — Die Errichtung eines polytechnischen Instituts in Kijew rückt ihrer Verwirklichung näher. Das unter dem Vorsitz des Grafen Ignatiew stehende Komitee für Sammlung der Mittel und Errichtung des Instituts ist bereits mit der Militärbehörde und der Stadtvertretung in Unterhandlungen um Abtretung eines größeren, für den Bau des Instituts geeigneten Platzes, der in der Richtung nach Schljamir, in der Nähe des Militärlagers, sich befindet.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Fr. Weber: Die Hügelgräber auf dem bayerischen Lechfeld. (Separatabdruck aus „Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns".) München 1897. — Bilder-Atlas zur Geographie der außereuropäischen Erdteile. Mit beschreibendem Text von Dr. Alois Geißbeck. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut 1897. — Dr. Paul Hager: Familienfideikommisse. Jena, Gustav Fischer 1897. — Dr. C. Braun: Iterum distingno. Nachtrag zu den drei ersten Auflagen und Auszug aus der vierten Auflage des „Distinguo". 2. Aufl. Mainz, Franz Kirchheim 1897. — Dr. Albert Pfister: Aus dem Lager der Verbündeten 1814 und 1815. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1897. — Eduard Freih. v. Dankelmann: Die Verwaisten. Ein Cyklus von vier historischen Novellen aus dem 12. Jahrh. Leipzig, E. Avenarius 1898.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Edward von Steinle's Briefwechsel mit seinen Freunden. Herausgegeb. und durch ein Lebensbild eingeleitet von **Alphons Maria von Steinle.** In 2 Bänden. Mit 19 Lichtdrucken. gr. 8°. (XX u. 1066 S.) M. 18; geb. in Leinwand M. 22.

Das Werk bringt neben einer Reihe in das Lebensbild eingeflochtener Briefe an und von bedeutenden Zeitgenossen Steinle's (wie Graf Alex. v. Hübner, Abt von der Meulen, Oberbaurath v. Klöber, Graf Schack, Bischof Stroßmayer u. a.) die geschlossenen Briefwechsel zwischen Steinle und seinem Vater, mit Freiherrn v. Bethmann (dem Minister), Galeriedirector Tanner, Overbeck, Johannes Veit, Dr. J. F. H. Schlosser und Sophie Schlosser, Wilhelm Molitor, Clemens Brentano, Antonie Brentano-Birkenstock, P. Diel und P. Kreiten, Emilie Linder (der Basler Malerin), August Reichensperger und Freiherrn Adolf von Beckner (dem österreichischen Staatsmann). Durch die Wiedergabe der beiderseitigen Briefwechsel ergeben sich abgerundete Bilder von den vielfachen Beziehungen Steinle's zu seinen in den verschiedensten Lebensstellungen befindlichen Freunden. Das Werk geht hierdurch über den Rahmen einer Biographie hinaus und bildet einen interessanten Quellenbeitrag für die zeitgenössische Geschichte. (17948)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen! (17156)

Gutenberg.

Drama von

Rudolf von Gottschall.

Preis geheftet 2 Mark. — Elegant gebunden 3 Mark.

Rudolf von Gottschall's „Gutenberg" ist im Leipziger Stadttheater mit großem Erfolge aufgeführt worden. Das Drama zeichnet sich ebensowohl durch gute Bühnenwirkungen wie durch seine schwungvolle poetische Sprache vorteilhaft aus, und der behandelte Stoff ist um so zeitgemäßer, als wir uns der für das Jahr 1900 geplanten Feier von Gutenbergs 500. Geburtstage immer mehr nähern.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin. • Soeben erschien:

Herman Grimm, Novellen.

Dritte vermehrte Auflage. Geheftet M. 5.— Gebunden M. 6.—

Soeben erscheint als 60. Band der Heute'schen Sammlung:

Ernst Eckstein: Adotja. (17911)

Novellen. br. 5 M. 50, geb. 6 M. 50.

Berlin SW., Dessauer Straße 18. H. Heute'scher Verlag.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Montag, 29. November. Nummer 270.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Aus meinen Erlebnissen und Beobachtungen unter den Indianern Zentralbrasiliens. I. Von Dr. Karl E. Ranke. — Französische Romane in deutschen Uebersetzungen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Aus meinen Erlebnissen und Beobachtungen unter den Indianern Zentralbrasiliens.[1])

Von Dr. Karl E. Ranke.

I.

Schon zweimal ist über das ziemlich unbekannte Gebiet des Schingu, eines großen südlichen Nebenflusses des Amazonas, ausführlich berichtet worden. Das einemal von Dr. Otto Clauß, der mit Karl und Wilhelm von den Steinen zum erstenmal den Schingu in seiner ganzen Länge, von der Quelle auf dem Plateau im Innern Südamerika's bis zu seiner eine geographische Meile breiten Mündung in den Amazonenstrom, befuhr, was nachher nicht wieder geschehen ist; das anderemal von Professor Peter Vogel, der mit den beiden von den Steinen und Dr. Ehrenreich einen der Quellflüsse des Schingu, den Kuliseh u, befuhr. Außer diesen beiden Expeditionen war vor uns noch Niemand in das Quellgebiet dieses Stromes eingedrungen, der nur in seinem Unterlaufe bekannt war. Auf Anregung der Mitglieder der früheren Reisen wurde von Dr. Hermann Meyer aus Leipzig eine dritte Expedition in dieses Eldorado eines Ethnologen ausgerüstet, der ich mich als Arzt und Anthropologe anschloß. Ein dritter Theilnehmer war Hr. Heinrich Dahlen aus Düsseldorf, der als Photograph und Sammler thätig sein wollte.

Am 1. November 1895 brachen wir von Southampton auf. Leider hat uns schon im ersten Monat der Reise, wenige Tage nach der Ankunft in Rio de Janeiro, das schwerste Unglück betroffen. Hr. Heinrich Dahlen starb nach kurzer Krankheit am gelben Fieber. 9 Tage nach unsrer Ankunft in Rio haben wir unsern Genossen zu Grabe geleitet. Es war ein wunderbar klarer Tag, an dem wir, der herrschenden Sitte entsprechend, den reich mit Blumen geschmückten Sarg auf unsern Schultern zur letzten Ruhestätte trugen. Inmitten üppig wuchernder Tropenvegetation liegt in einem Seitenthale der Friedhof des Isolirspitals versteckt, der, wie die Sprüche auf seinen Grabmälern uns erzählen, schon Fremde aus aller Herren Ländern aufgenommen hat, die die tückische Krankheit ebenso schnell und unverhofft in voller Gesundheit dahinraffte. Trotz der Schönheit haben wir den Platz, an dem wir in der stechend heißen Sonne unter Sonnenschirmen dem Begräbniß unsres Gefährten beigewohnt hatten, gern wieder verlassen und gern sagten wir nach einigen Wochen der schönsten Stadt der Welt lebewohl, die in der hellen Tropensonne vom Meere aus so wunderbar rein und zierlich wie großartige Bai begrenzt, daß Niemand unter der glänzenden Decke all das Elend ahnt, das sie verbirgt.

Da Dr. Meyer schon mehrfach über den äußeren Gang der Expedition berichtet hat, will ich mich im folgenden auf meine eigenen Erlebnisse und Beobachtungen beschränken.

In Rio Grande do Sul, dem südlichsten Staate Brasiliens, warb Hr. Dr. Meyer noch vier sog. Kamerados an, d. h. Leute, die die auf der Reise nothwendige schwere Arbeit mit den Maulthieren und der Last zu leisten haben. Er war von den beiden von den Steinen auf einen Mann aufmerksam gemacht worden, der durch seine Tüchtigkeit der zweiten Schingu-Expedition sehr förderlich gewesen war, Karl Dhein, Sohn eines aus Deutschland ausgewanderten Kolonistenpaares, ein Mann, der 7 Jahre unter den verschiedensten Verhältnissen sich in Matto Grosso, der Provinz, in der der Schingu seinen Ursprung nimmt, herumgetrieben hatte und mit Land und Leuten und vor allem mit der Art des Reisens im Kamp und im Flußgebiet vertraut war. Er mit zwei Brüdern und einem Neffen, alles prächtige, treue und ehrliche Leute, auf die wir uns in jeder Gefahr und in jeder Lage haben verlassen können, waren mit Leib und Seele bei unsrer Sache. Ihnen haben wir zum großen Theil das Gelingen der Expedition zu verdanken, da es für uns unmöglich gewesen wäre, mit den unzuverlässigen brasilianischen Kamerados, die wir später in Cuyaba anwerben mußten, allein die Reise zu vollenden. So aber bildeten die sechs stärksten und am besten bewaffneten Männer eine fest zusammenhaltende Gruppe, der gegenüber sich die brasilianischen Kameraden keinerlei Uebergriffe erlauben konnten.

Am 4. April 1896 langten wir in Cuyaba an, der Hauptstadt Matto Grosso's, dem Ausgangspunkt der eigentlichen Expedition. Schon waren die Vorbereitungen nahezu beendet, als durch einen neuen Zwischenfall das Zustandekommen des ganzen Unternehmens wieder in Frage gestellt wurde. Ich erkrankte nach längerem Unwohlsein mit hohem Fieber, das mit so hochgradiger Schwellung im Gesicht und am ganzen Körper auftrat, daß die Kameraden, die bei Beginn der Krankheit abwesend waren, mich nicht wieder erkennen wollten. So lag ich mehrere Tage heftig fieberud in Cuyaba. Neben mir hörte ich in den schlaflosen Nächten die riograndenser Kameraden sich über meine Krankheit unterhalten. „O Doutor vai morir, tomou veneno!" Der Doktor wird sterben, er ist vergiftet," meinte Kartos, und dann erzählte er seinen Brüdern die Geschichte eines andern deutschen Doktors, dessen Diener er hier in Cuyaba gewesen war, und der nur mit knapper Noth dem Tod durch eine Vergiftung entgangen war. Karl glaubt heute noch, daß ich vergiftet gewesen sei, und ich kann jedenfalls keine sichere anderweitige Diagnose seiner mir sehr unwahrscheinlichen Behauptung entgegenstellen. Während ich noch krank lag, ging die Maulthiertruppe mit unserm Gepäck, den Tauschwaaren und den Lebensmitteln ab. Nur Herr Dr. Meyer blieb zu meiner Pflege bei mir zurück. Trotzdem ich von vielen Seiten davor gewarnt wurde, in solchem

[1]) Aus einem Vortrage, gehalten in der Geographischen Gesellschaft zu München am 21. Oktober 1897.

Zustand die Reise in die gefährlichen Malariagebiete, die unser Ziel bildeten, anzutreten, brach ich doch schon am 21. Mai, als sich die Krankheit im wesentlichen gebessert hatte, noch fiebernd auf, um die Expedition nicht noch länger zu verzögern. Es blieb mir auch kaum eine andere Wahl, da sich die Leute weigerten, ohne Arzt fortzuziehen, und so durch mein Zurückbleiben die ganze Expedition unmöglich geworden wäre. Ich hoffte, auf der Reise durch die gesunden Kampgebiete wieder hergestellt zu werden. So ritt ich noch schwach, aber voll guter Hoffnung aus Cuyaba fort, und meine Hoffnung hat mich nicht getäuscht. Ich bin im ganzen Verlauf der Expedition nicht einen Tag mehr fieberkrank gewesen.

Mit Freuden werde ich mich immer an diese ersten Marschtage über den Kamp erinnern. Mir, der ich während des Fiebers beim leisesten Luftzug gefroren hatte, thaten die brütende Tropenhitze — die ja während der Trockenzeit wegen der enormen Trockenheit der Luft lange nicht den deprimirenden Einfluß hat, den dieselbe Temperatur bei der feuchten Luft der Regenzeit unausbleiblich auf jeden Organismus ausübt — und die Stille und Großartigkeit der durchwanderten Landschaft unendlich wohl. Mir war nach Dahlens Tod bei der Vertheilung der zoologische Theil der Sammelthätigkeit zugesprochen worden. Hr. Dr. Meyer wollte eine botanische Sammlung anlegen und, soweit es für das Itinerar nothwendig, auch die Geologie der durchwanderten Gebiete in Betracht ziehen. Mitten im Lärm der Tropa, wo außerdem übermäßig viele Arbeit bei wenig Arbeitern alle Anwesenden vollauf beschäftigte, wäre das Sammeln und Beobachten des Thierlebens nur sehr unvollständig möglich gewesen. So zog ich denn in den ersten Tagen, so lange wir noch auf gebahnten Wegen reisten, einsam stundenweit der Tropa voraus. Es war volle Trockenzeit. Morgens und Abends wolkenlos blauer Himmel, gegen Mittag erschienen glänzende weiße Haufenwolken, die, von der ständigen leichten Nordostbrise getrieben, langsam über den tiefblauen Himmel zogen. Morgens war das hohe Kampgras über und über wie mit Reif von Thautropfen benetzt, so daß ein Gang vor Sonnenaufgang die Kleider durchnäßte, als ob man durch Wasser gewatet wäre. Schon eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang war wenig mehr davon zu sehen, und Mittags machte der Kamp mit dem verdorrten Gras und dem dürren, steinigen Boden und den krüppelhaften Bäumen, die nur alte, halbverwelkte, lederharte Blätter trugen, einen eigenthümlich todten Eindruck.

Das eigentliche flache Land ist überall im Innern Südamerika's steinig und äußerst humusarm. Es trägt die oben charakterisirte Kampvegetation, schlechtes Gras und kümmerliches Buschwerk. Das wenige, was diese Vegetation an Humus bildet, wird in der Hitze der Trockenzeit zu Staub und schon von den ersten Regen der Regenperiode in die Bachbetten geschwemmt. Hier lassen Feuchtigkeit und Humusreichthum dann das zweite Vegetationsbild des tropischen Amerika entstehen, den Urwald. Jeder Fluß, aber auch der kleinste Bach, ist von einem Waldstreifen begleitet, der, wie in den Niederungen des Amazonas, sich über hunderte von Quadratmeilen erstreckt, oder aber, am Rand des kleinen Kampdaches, nur ein paar Schritte breit sein kann. So schmal der Streifen aber auch sein mag, so bietet er doch das ausgesprochene, wunderbar abwechslungsreiche Bild des Urwalds. Während ein Paar Schritte weiter draußen der dürre, leblose Kamp den Schlaf der Trockenzeit schläft, ist hier am Bachufer ein unentwirrbares Dickicht üppiger Vegetation. Für jeden Schritt muß man sich mit dem großen Buschmesser den Weg schlagen, und die Herstellung der Passage für unsre Tropa erforderte selbst beim kleinsten Bach längere Arbeit. So setzt sich überall im Innern Brasiliens das landschaftliche Bild aus zwei ganz verschiedenen Bildern zusammen, aus dem Kamp und dem Matto (Urwald), und die oben geschilderten Verhältnisse halten den Unterschied zwischen den beiden Vegetationsformen für unabsehbare Zeiten aufrecht. Nur der Wald bietet urbares Land, der Kamp kann nur zur Viehzucht verwendet werden.

Die Vegetation des Kamps kann ganz enorme Grade von Hitze und Trockenheit ertragen. Sie muß sich auf dem dürren, steinigen, humuslosen Boden während eines halben Jahres vollkommener Regenlosigkeit nur von dem allerdings starken Thau der Nächte erhalten. Aber sie leistet noch mehr. Alle die niedrigen Baumformen des Kamp zeigen Spuren einer zum Theil sehr weitgehenden Verkohlung. Während der Trockenzeit wird Feuer an den Kamp gelegt, das sich bei günstigem Wind über viele Quadratmeilen ausdehnen kann, und das alles vorhandene Laub und Gras zerstört. Diese ganz gleichartigen Bedingungen von Hitze und Trockenheit haben allen Baumformen des Kamp, die den verschiedensten Arten entstammen, einen gemeinsamen Charakter aufgedrückt. Nirgends sieht man einen hohen schlank gewachsenen Stamm mit hartem, dichtem Holz und glatter Rinde, nirgends sieht man die im Urwald so prachtvoll entwickelten Baumkronen, sondern selbst Formen, die in dem einige Schritte nebenan stehenden Uferwaldstreifen üppiges Wachsthum und glatte Rinde zeigen, sind im Kamp wunderlich verästelte niedrige Krümmerformen mit auffallend dicker rissiger Borke und einem merkwürdig brüchigen Holz. Der Eindruck der Lebloſigkeit, den der dürre Kamp in der Trockenzeit hervorruft, wird dadurch noch vermehrt, daß man im offenen Kamp bei Tag nur sehr selten ein größeres Thier zu Gesicht bekommt.

So habe ich bei meinen einsamen Märschen von all den Thieren, die den Kamp bewohnen, dem Reh, Gürtelthier, Ameisenbär, Tapir, dem Kampfuchs und den großen Katzenarten außer in den ersten Tagen abgesehen von ihren Spuren nichts gesehen. Ich konnte stundenlang über den brütenden Kamp gehen und dann nur hier und da eine der sehr häufigen südamerikanischen Straußenarten oder die dem europäischen sehr ähnlichen Rebhühner aufjagen. Nur an dem schmalen Waldstreifen am Ufer der Kampbäche ist das Thierleben etwas lebhafter. Aber auch hier fallen zunächst nur Vögel auf: große und kleine Papageien vom Perikito bis zu dem riesigen farbenprächtigen Arara, die Pfefferfresser mit dem eigenthümlichen Flug, dem riesigen Schnabel und der abscheulichen krächzenden Stimme. Tauben und Drosselarten, Eisvögel und Spechte haben hier ihre Nester. Hier kann man auch hoffen, einen Trupp der sehr geschätzten Wildschweine oder eine Capivara und ein Aguti anzutreffen. Auch der Tapir und die Jaguararten halten sich bei Tag meist im Uferwald auf.

Der Marsch über den Kamp hat oft mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, und manches wohlgemeinte Diabo oder ein anderes der Schimpfworte, an denen die brasilianische Sprache so reich ist, ist hinter unsern widerspenstigen Maulthieren nachgerufen worden. Die Thiere trugen sämmtlich 2—3 Zentner Last, ohne ihre ziemlich schweren Sättel zu berücksichtigen, und da der Marsch im Interesse des Vorwärtskommens auch auf die heißen Stunden des Tages ausgedehnt werden mußte, so sind Thier und Treiber oft aufs äußerste ermattet. Nachts mußten sie dann frei gelassen werden, um sich Futter zu suchen. Da fehlte dann morgens, wenn sie wieder zusammengetrieben werden sollten, stets eine größere Anzahl, und es bedurfte Stunden, manchmal auch mehrere Tage, um die Ausreißer wieder zu finden. Nur zu oft mußten verloren gegangene Thiere zurückgelassen werden, um nur überhaupt vorwärts zu kommen.

Digitized by Google

Endlich waren alle Schwierigkeiten überwunden. Zwei Monate waren wir über den Kamp gewandert und hatten dann mit Hülfe von fünf am Paranatinga mitgenommenen zahmen Bakairi-Indianern uns auf neun gebrechlichen, selbstgefertigten Rindencanoes auf einem Quellfluß des Nonuro eingeschifft. Durch 105 Stromschnellen und mehrere größere Fälle hatten wir 26 Tage lang die Canoes den Fluß hinunter gerudert, geschoben und gezogen, ohne auch nur eine Spur von den täglich mehr ersehnten Indianern zu sehen. Es war inzwischen schon die zweite Hälfte des August angebrochen, immer noch wolkenlose Tage der Trockenzeit. Das Herannahen der Regenperiode ließ sich nur an einem zarten, blauen Duft, den wir beide Europäer bis dahin in dem Bild der durchwanderten Tropenlandschaften schmerzlich vermißt hatten, erkennen. Wir fuhren nicht mehr auf dem kleinen, rasch dahinströmenden Waldbach, zwischen den hohen, für jeden Blick undurchdringlichen Waldmauern, sondern unsre Canoes glitten über einen majestätischen, an manchen Stellen weit über 300 m breiten Strom, den wir manchmal in einer Ausdehnung bis zu 10 km übersehen konnten. Noch hatten wir keine sichere Spur von anwohnenden Indianerstämmen, aber die Boote hielten sich schon mehr zusammen, man vermied größeren Lärm und unnöthiges Schießen. Am Abend des 22. August machten wir Halt an einer laubgedeckten Hütte, die ohne Zweifel aus der vorhergehenden Regenzeit stammte und somit gut ein halbes Jahr alt sein mochte. Eine kleine, jetzt vollkommen ausgetrocknete Wasserrinne war gewölbeartig überdacht und direkt daran auf dem etwas höher liegenden Ufer war eine Jagdhütte angebaut, ohne Ausblick gegen den großen Strom, sondern im Gegentheil gut durch Zweige dagegen gedeckt und nur mit einem kleinen Fenster gegen die überwölbte Wasserrinne. In der Hütte befand sich ein sehr hübsch aus einzelnen Stäben gefertigter Sitz für eine Person. Ueber dem oben erwähnten Fenster sah man im Dach der sonst vollkommen gedeckten Hütte eine kleine Oeffnung. Die ganze Anlage scheint mir dafür zu sprechen, daß sie als Anstandhütte zum Schießen von Fischen erbaut worden war. Vor allem ist die Lücke im Dach der sehr engen und niedrigen Hütte wohl nur so zu erklären, daß sie den Gebrauch des erheblich über mannshohen Bogens, für dessen Bewegungen sonst kein Raum gewesen wäre, ermöglichen sollte. Auch stimmt damit gut überein, daß die Hütte aus der Regenzeit stammt, also gerade der Zeit, in der das Fischeschießen im hochangeschwollenen trüben Strom unmöglich wird, während der Indianer in der kleinen Wasserrinne, auf die das Schußfenster der Hütte mündet, und die zu dieser Zeit Wasser enthält, sich Fische erjagen kann. Jetzt, wo das Ganze dürr und gelb von dem üppig grünen Urwald scharf abstach, war es leicht zu erkennen, aber zur Zeit der Herstellung, so lange das Laub noch grün war, mochte es sehr viel schwerer zu sehen gewesen sein.

Alles wurde aufs genaueste nach frischen Spuren untersucht. Wir bemerkten mit Vergnügen, daß bei der Herstellung die Zweige entweder gebrochen oder mit einem stumpfen Steininstrument mühselig abgeschlagen worden waren. Aber nichts deutete darauf hin, daß seit der letzten Regenzeit ein Indianer diesen Platz besucht hätte. So brieten wir uns denn einige Stücke des eben erst erlegten Tapirs und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Am nächsten Morgen, einem wolkenlosen Sonntagsmorgen, der uns mit einem leichten Nebel überraschte, brachen wir mit den ersten Strahlen der Sonne auf. Jedes dürre Blatt, jeder abgebrochene Zweig wurden auf ihre natürliche oder künstliche Entstehung geprüft; aber im Lauf des Vormittags konnten wir nur noch etwa ein Dutzend der oben beschriebenen Hütten entdecken, alle welk und vollständig verlassen. Gegen Mittag trafen wir einen alten Posoplatz, wie es der Brasilianer nennt, einen Lagerplatz, an dem eine größere Menge von Indianern vor einigen Monaten, einen oder einige Tage zugebracht hatten. Alles sprach dafür, daß wir wohl noch mehrere Tagereisen weit vom Dorf der Indianer entfernt sein mochten, die nur in längeren Intervallen diese Gegend des Stromes besuchten. Es wurde heißer und heißer und das Interesse fing an, etwas zu erlahmen. Da fanden wir ganz unerwarteterweise eine viel frischere Spur. Es war eine abgebrochene Stange, wie sie die Indianer beim Stromaufwärtsfahren zum Vorwärtsstoßen des Canoes benutzen. Sie war ziemlich frisch geschält und geschnitten, sicher nicht älter als 14 Tage. Die Sache fing an, ernst zu werden, und als wir die nächste Wendung umfuhren, da rief man sich in halbunterdrückten Tönen des Erstaunens von Canoe zu Canoe zu: „Una queimada!“ Da war eine ganz frisch abgebrannte Strecke von Kampland zu sehen. Alles landete und stieg aus. Der Kamp konnte vor nicht mehr als 6, höchstens 8 Tagen angezündet worden sein. Wir zerstreuten uns zur Suche nach Menschenspuren. Es war brütende, unbeschreibliche stille Mittagshitze; die erhitzte Luft tanzte über dem Kamp und ließ alle entfernten Gegenstände in verschwommenen Wellenlinien erscheinen. Ein Schuß, der uns einen Rehbraten für den Abend sicherte, konnte, wohl wegen des raschen Aufsteigens der erhitzten Luft, schon auf einige Entfernung kaum mehr gehört werden. Alle die einzelnen Streifpatrouillen kehrten unverrichteter Dinge wieder zurück. So weit sie gekommen waren, hatte keine Menschenspur, die auf dem frisch abgebrannten Kamp in der Asche nicht übersehen werden kann, entdeckt werden können. Wir hielten ein sehr flüchtiges und spärliches Mittagsmahl von den Resten des schon am Abend vorher gebratenen Tapirs und machten uns nach kurzer Rast wieder auf den Weg. Von einer etwas erhöhten Stelle des Kamps aus hatten wir einen breiten, hohen Waldstreifen, also wohl den Uferwald des Batovi, aus Süden gegen unsern an dieser Stelle fast direkt nach Osten ziehenden Strom herankommen sehen. Aber wir ruderten Stunde um Stunde ohne ein weiteres Zeichen von Indianern zu sehen, und ohne daß die ersehnte Mündung des Batovi und damit der Zusammenfluß des Nonuro und Kuluene sich eingestellt hätten. Die Sonne neigte sich tiefer und tiefer. Die Spannung, die den ganzen Tag über angehalten hatte, ließ nach und wir gaben uns ruhig dem Genuß der prachtvollen Abendbeleuchtung auf unserm Strom hin. Die neun Boote, die den ganzen Tag über dicht eines hinter dem anderen gefahren waren, hatten sich über eine weite Strecke des Flusses vertheilt. Wir hatten während des ganzen Tages ungewöhnlich stark und schnell gerudert, und unsre brasilianischen Kameraden fingen an, gegen die Boote der Bakairi zurückzubleiben. Nur mein Boot hielt ich, trotz der beginnenden Ermüdung, möglichst nahe an dem vordersten Canoe. Plötzlich sah ich, wie sich das in einiger Entfernung vor mir herfahrende Admiralitätsboot des Hrn. Dr. Meyer, anscheinend ganz unmotivirt, nach der Seite unter den Schatten der Insel drückte, an der wir eben entlang fuhren. Die beiden Bakairiboote folgten ihm augenblicklich nach und ein Blick stromabwärts verrieth auch die Ursache. In einer Entfernung von mehreren Kilometern schwebte ein dünner blauer Rauchstreifen über dem Uferwald, und man konnte eben noch winzige braunrothe Gestalten am Ufer davor erkennen. Auch wir bogen sofort ans den letzten Sonnenstrahlen in den tiefen Schatten zu unsrer Linken. Die Bakairi flüsterten ängstlich miteinander. Ihr Anführer Antonio, der die beiden Steinen'schen Expeditionen mitgemacht hatte und der unser Expeditionssaktotum war, war ganz bleich geworden und bekreuzte sich ein um das anderemal. Noch hatten uns die kleinen braunen Gestalten, die wir mit dem Zeiß'schen

Doppelfernrohr deutlich als nackte Indianer erkannten, nicht bemerkt. So warteten wir in athemloser Spannung, bis auch die zurückgebliebenen Canoes sich näherten. Dann ruderte Hrn. Dr. Meyers Boot langsam und lautlos gegen die Indianer zu, mein Canoe folgte im Abstand von wenigen Metern. Nie werde ich den Moment vergessen. Die Sonne war eben untergegangen; der weite stille Fluß spiegelte den glühendrothen Abendhimmel. Nach wenigen Minuten waren wir bemerkt worden; aufgeregtes, halbunterdrücktes Rufen, Hundebellen, schnelles Hin- und Herlaufen, am Canoe klapperten die Stangen und Ruder. Offenbar überlegten sie, ob noch Zeit zum Entfliehen wäre. Da erhob sich der älteste unsrer riograndenser Kameraden, Carlos, und rief ihnen zu: „Hekatu! Hekatu! Hekatu!“ Friede, Friede, Friede! klang es feierlich über die weite Wasserfläche.

Das Echo war unbeschreiblich. „Hekatu, hekatu, hekatu, hekatu“!!! klang es mit nur schlecht verhehltem, aber noch etwas mißtrauischem Jubel zurück. Zwei oder drei der Indianer, die sich alle etwas weiter in den Uferwald zurückgezogen hatten, kamen ans Ufer heraus und machten das eine der Canoe bereit. Unter den hin- und herschallenden Hekatu-Rufen stießen sie vom Ufer ab und fuhren uns entgegen. Da waren sie denn dicht neben uns. Nackte, roth und schwarz bemalte, vor Aufregung zitternde Gestalten, die sich bemühten, uns möglichst liebenswürdig anzulächeln. Die Aufregung verhinderte sie, die üblichen, homerischen, nie endenwollenden Begrüßungsreden an uns zu halten. Sie stellten sich uns als Kamayura vor. Aber Hekatu, was „gut“ und in diesem Sinne „Frieden“ bedeutet, bildete weitaus den Hauptgegenstand unsrer Unterhaltung. Alles an ihnen war Hekatu. Ihr Kopf, ihre Arme, ihre Brust, überhaupt sie ganz und gar waren unbeschreiblich Hekatu. Wir antworteten ebenso, dann wurde von jedem einzelnen Ding im Canoe gefragt, ob das denn auch Hekatu sei, und als wir es bejaht, wurden wir umarmt und als Brüder bewillkommt. Bald nach dem ersten war uns noch ein zweites Canoe entgegengekommen, das einen dicken, phlegmatischen, etwa 50 Jahre alten, freundlichen Indianer enthielt, der sich uns als Capitão vorstellte. Das ist das brasilianische Wort für Häuptling, das mit dem Wort Cxorro, Hund, und Machado, Axt, die einzigen Ueberbleibsel der von von den Steinen an den Schingu verpflanzten, brasilianischen Sprachkenntnisse darstellte. Wir landeten. Am Ufer fanden wir einen geräumigen, anscheinend früher schon oft benutzten Posoplatz und wurden von einer alten, sehr redseligen schlanken Indianerin in weitschweifender Weise bewillkommt. Im Hintergrund am Feuer war eine junge Frau, die im Verlauf des ganzen Abends und des nächsten Morgens immer schüchtern am Feuer hockte, uns kaum anzublicken wagte und sich eifrig mit der Anfertigung von Speisen beschäftigte. Wie wir später sahen, waren es Leute aus einer der Hütten, der schon von von den Steinen besuchten großen Kamayura-Aldea, die auf Fischfang ausgezogen waren. Ueber einem größeren zweiten Feuer schmorten auf einem geräumigen Holzgestell, dem Moqeng, eine größere Anzahl von schon erlegten Fischen, die ins Dorf mit nach Hause gebracht werden sollten. Einer der älteren Indianer hatte in einem dritten, kleinen Feuerchen Blätter verbrannt, deren Asche er mit großer Aufmerksamkeit und Sorgfalt mit einem langen Stock umrührte. Auf unsre Frage, was das sei, die er trotz unsrer noch unvollkommenen und sehr geradebrechten Geberdensprache sofort verstand, erklärte er, daß die Asche zum Kochen und Essen benützt werden solle, also jedenfalls ihrer salzigen Bestandtheile wegen den Speisen zugesetzt zu werden pflegt. Wir hielten dann lange Wechselreden, deren Sinn meist dem Angesprochenen verborgen blieb, und baten zuletzt um die Erlaubniß, am gleichen Poso wie die Indianer übernachten zu dürfen. Wir machten unsre Hängematten auf, möglichst ohne viel von den Schätzen unsrer Kleidersäcke vor den neugierigen Blicken der Indianer zu enthüllen und tranken von dem Willkomms-Mingau, einer dünnen Kleisterbrühe, nur aus Stärke und heißem Wasser zubereitet, die uns vortrefflich mundete, da unsre Vorräthe an Mandiocamehl schon vor mehreren Tagen ausgegangen waren und wir uns nur mehr von Fleisch genährt hatten. Abends brachten die Indianer kleine Bejus, ohne jeden anderen Zusatz als etwas Wasser gebackene Fladen aus Mandiocamehl, auf denen ein vorzügliches Ragout von gekochten Fischen serviert war; wir zündeten zur Feier des Tages eine Kerze an und leerten auf das Wohl der Expedition eine der mühsam durch alle Cachoeiras geretteten Champagnerflaschen. Dr. Meyer las dem gemüthlichen alten Kapitän die im Steinen'schen Buch aufgezeichneten Kamayuraworte vor, was diesen sehr erstaunte und ihm von Zeit zu Zeit ein beifälliges Hekatu „Gut, recht gut“ entlockte, ganz im Tone eines Lehrers, der sich darüber freut, daß sein Schüler die Lektion gut gelernt hat.

Am nächsten Morgen beim ersten Morgengrauen sahen wir ein Boot mit zwei Männern und der jungen Frau abfahren. Auf unsre Frage, was das bedeute, erhielten wir zur Antwort, sie führen voraus nach der Aldea, damit uns noch vor unsrer Ankunft möglichst viel Beju gebacken werden könne. Offenbar benützten sie die Gelegenheit, um die junge Frau, die sich stark vor uns fürchtete und um derentwillen sie in Sorge gewesen waren, vor uns in Sicherheit zu bringen. Abends vor dem Schafenlegen war noch der alte Häuptling an unsre Hängematte herangekommen und hatte mir in feierlicher Rede auseinandergesetzt, daß wir hier und sie da schlafen sollten und daß sie uns und unsre Schätze unberührt lassen würden, daß wir aber dafür auch nicht aus dem Bereich unsres Lagers in das des übrigen hinüberkommen sollten.

Ein paar Tage später hielten wir am Hafen der Trumai-Aldea. An einer hohen Uferstelle mit steiler Böschung standen etwa 30 der nackten, braunen Gestalten, die sich dicht zusammendrängten und uns mit einem wilden Durcheinander von Hekatu-Rufen empfingen. Bald nachdem wir ausgestiegen waren, kamen zwei alte Frauen mit dem üblichen Mingau zum Willkommstrunk. Einige der Leute hatten sich mit Federhauben, die zierlich aus grellgrünen, rothen oder gelben Papageienfedern zusammengestellt waren, geschmückt, und auf den ersten Blick schon konnte man nicht verkennen, wie sehr sie sich ihres Schmuckes bewußt waren. Nach kurzem Aufenthalt gingen Hr. Dr. Meyer und ich mit den Leuten zu ihrem Dorf. Wir gingen auf einem typischen Indianerpfad. Schmal, so daß nur Einer hinter dem Anderen gehen kann, aber ganz glatt und fest ausgetreten, umgeht er in zahllosen, anscheinend unmotivirten Windungen jede auch noch so kleine Terrainschwierigkeit. Jedem etwas größeren Grasbusch, jedem Zweiglein, jedem Stein wird ausgewichen. Die Leute waren bei der Begrüßungsscene ohne Waffen gewesen, aber während des kurzen Marsches nach dem Dorfe holte Einer nach dem Anderen sich Bogen und Pfeile aus dem Walde, wo er sie versteckt hatte. Dr. Meyer und ich hatten unsre Waffen selbstverständlich mitgenommen. Dicht vor der Aldea nahm jeden von uns Beiden einer der angesehenen und am schönsten bemalten Männer unter den Arm, der Häuptling rief ein ankündigendes Wort in unzähligen Wiederholungen gegen das Dorf zu, und dann traten wir auf den Dorfplatz. Sieben korbähnliche Hütten ohne Fenster, nur mit einer ziemlich niedrigen Thüre, aus dünnem Stangengerüst und dicht mit Gras gedeckt, standen im Kreise um eine etwas kleinere Hütte, von derselben Bauart, deren Thüre

so niedrig war, daß man nur kriechend ins Innere gelangen konnte. Die äußeren Hütten waren die Wohnhäuser, jede von mehreren Familien bewohnt, und die in der Mitte stehende war das aus den Steinen'schen Erzählungen schon wohlbekannte Flötenhaus, von dem später noch die Rede sein wird. Auf dem Dorfplatz waren im dürftigen Schatten einiger etwas kümmerlicher Pikibäume die Festschemel zu unserm Empfang hergerichtet. Es sind das sehr niedrige, aber hübsch aus Holz geschnitzte Schemelchen, die irgend eine Thierform nachahmen. Wir ließen uns darauf nieder. Die männliche Einwohnerschaft des Dorfes stellte sich uns gegenüber auf und der Häuptling hielt noch einmal eine der Ansprachen, die wir so gern verstanden hätten, von denen wir aber gar nichts erriethen. Wir wurden wieder mit Mingau und Beju bewirthet. Hr. Dr. Meyer eröffnete dann sofort den Tauschhandel und ging daran, die Sprache aufzunehmen.

Ich fing auch bald damit an, anthropologische Messungen vorzunehmen, was trotz der anfänglichen Furcht vor meinen Instrumenten mit kleinen Gaben von Glasperlen leicht gelang. Die Frauen und Kinder hielten sich noch voll Furcht in den Hütten. Aus jeder Thür sah man sie ängstlich und doch so neugierig herausschauen. Später, an den folgenden Tagen, spielte sich das Leben vollkommen ungestört ab, und wir haben die harmlosen, kindlichen Leute wirklich lieb gewonnen. Aber sowie etwas neues, unerwartetes ihre Furcht erregte, so wich der fröhliche und zutrauliche Ausdruck von den Gesichtern, und man sah sich einer sich dicht zusammendrängenden Menge mit wilden, scheuen Gesichtern gegenüber, die fast den Eindruck des Thierartigen machten. Ich habe vor meiner Verletzung im ganzen acht verschiedene Indianerdörfer besucht, aber der Empfang ist immer in gleicher Weise verlaufen wie dieser erste.

Der erste Eindruck, den man von der Erscheinung der Indianer gewinnt, bezieht sich vor allem anderen auf die Hautfarbe. Sie erscheint auf den ersten Blick und namentlich aus einiger Entfernung rothbraun, so daß man sie gern mit dem für sie geläufigen Namen der Rothhaut bezeichnen möchte. Genauere Untersuchungen ergeben jedoch ein anderes Resultat, und ich nehme keinen Anstand, die Hautfarbe unserer Indianer direkt als gelb zu bezeichnen. Die äußere Erscheinung der Männer macht durch die prachtvolle Muskelentwicklung und die geschmeidigen, sicheren Bewegungen sofort einen sehr günstigen Eindruck. Einige der schönsten jungen Leute haben uns Beide sogar an die schönen Gestalten der Preller'schen Illustrationen zu den Homerischen Gesängen erinnert. Bemerkenswerth ist, daß in dieser Beziehung die Häuptlinge den ersten Platz einnehmen, die sich auch durch die Feinheit und Schärfe der Gesichtszüge von den Anderen unterscheiden. Das ist eine Erscheinung, die sich überall findet, wo, wie bei unsern Indianern, die Häuptlingswürde erblich ist. Weniger günstig war der Eindruck, den die ersten gesehenen Frauengestalten auf uns machten, so daß ich sie in meinem Tagebuch damals sogar als den Gipfel der Ungrazie bezeichnet habe. Aber schon nach kurzer Zeit konnten wir nicht umhin, jede der Bewegungen als vollkommen natürlich anzuerkennen und ihnen bei jungen und hübschen Individuen eine gewisse Nettigkeit nicht abzusprechen.

Von Kleidung haben unsre Indianer nur sehr wenig aufzuweisen. Die Männer tragen nur eine dünne Schnur um die Hüften und hier und da eine Binde an Armen oder Beinen. Die Frauen dagegen tragen ein kleines Bastdreieck, das Uluri, oder wie die Trumai einen Baststreifen. Sonst gehen sie vollständig nackt. Ich habe ohne Ausnahme beobachtet, daß einzelne Anstandsregeln aufs strengste eingehalten werden, und das Schamgefühl des Indianers kann mit dem unsrigen in eine vollständige Parallele gebracht werden, wenn es auch durch die äußeren Umstände etwas modifizirt erscheint. In den vollständig unberührten Indianerdörfern des Schingu herrscht im Gegensatz zu den schlechten sittlichen Verhältnissen der zahmen Indianer, die mit der Kultur in Berührung stehen, strenge Sitte und ein feiner und wohlthuender natürlicher Anstand. Ein Zeichen für ein gewisses Zartgefühl ist auch folgende Beobachtung, die ich bei einem Nahuqua-Mädchen zu machen Gelegenheit hatte. Sie war mir durch ihre helle Hautfarbe besonders aufgefallen, und ich hatte mich längere Zeit damit bemüht, den Farbenton mit den Radde'schen Farbentafeln genau festzulegen. Als ich nach einiger Zeit wieder in ihre Hütte zurückkehrte, fand ich sie über und über mit Urukuroth bemalt. Sie hatte sich geschämt, daß sie durch ihre helle Hautfarbe vor allen übrigen aufgefallen war, und der Vergleich ihrer Hautfarbe mit der Farbe meines Handrückens, auf den ich sie aufmerksam gemacht hatte, muß ihr wohl nicht als Schmeichelei erschienen sein. Das ist ein sicherer Beweis, daß nicht bloß Professor von den Steinen die Bemalung mit Recht von unserm Standpunkt aus als Kleidung des Indianers bezeichnet hat, sondern daß auch die Indianer selbst zu genau derselben Auffassung gelangt sind, wenn sie ihnen vielleicht auch weniger bewußt geworden ist. Sie aber wissen selbst, daß sie durch Oelen und Bemalen sich einigermaßen vor den Sonnenstrahlen und Insekten schützen können, weßhalb sie beides auch am ausgiebigsten auf Reisen auszuüben pflegen. Erst in zweiter Linie ist die Bemalung auch Schmuck.

Die Indianer wußten übrigens den Werth unsrer Kleidung als Schutz vor der Sonne und namentlich vor den Insektenstichen vollkommen zu würdigen, und fast jeder unsrer Ruderer wollte als Lohn für seine Dienste oder schon gleich als Bedingung für sein Mitgehen eines unsrer Hemden haben, während die übrigen Kleidungsstücke ihnen weniger wünschenswerth erschienen, wohl weil sie die freie Bewegung hinderten. Wenn man abends den Indianer im Boot ununterbrochen nach den Mosquiten und Borrachudos hat um sich schlagen sehen, und wenn man bei näherer Inspizirung dann seinen ganzen Rücken über und über mit Quaddeln bedeckt sah, als ob er an einer heftigen Urticaria litte, so begreift man diese Bitte leicht.

Ihren Unterhalt verschaffen sich unsre Indianer nur zum Theil durch Ackerbau, im übrigen noch durch die Jagd. Während der Mann auszieht, um Fische zu schießen, worin der Hauptsache nach die Jagd dieser Fluß-Indianer besteht, besorgt die Frau die täglichen Geschäfte der Landwirthschaft. Die Hauptarbeit bei der Herstellung einer Roça ist ja weitaus das Urbarmachen des Landes. Das Fällen der Bäume mit dem Steinbeil ist sicher immer Arbeit des Mannes gewesen, sowie sich einmal ein einigermaßen ausgedehnterer Ackerbau entwickelt hatte. Der Ackerbau des Indianers hat aber schon eine sehr hohe Stufe erreicht und muß wohl schon seit langer Zeit ein Bestandtheil seines Kulturbesitzes gewesen sein. Er kultivirt drei mehlhaltende Pflanzen, die Mandiocawurzel in erster Linie und in zweiter den Mais und die Bohne. Er pflanzt sich Haine von Fruchtbäumen und -sträuchern, die ihm Obst liefern. Er baut die Baumwollenstaude, das Pfeilrohr und den Flaschenkürbis, die ihm für Hängematte, Pfeil und Eßgeschirr das nothwendige Rohmaterial liefern. Er baut Tabak und Pfeffer als Genußmittel und Würzung der Speisen.

Um so auffallender erscheint es, daß sie nicht ein einziges Hausthier sich zu zähmen verstanden haben. Selbst der Hund fehlte zu der Zeit als Steinen sie sah. Jetzt sind die jammervollen innerbrasilianischen Hunde, seit die Bakairi am Kuliseho Fühlung mit der halbzivilisirten Aldea am

Paranatinga gewonnen haben, überall am Schingu eingeführt. Doch ist bei allen Stämmen der brasilianische Name Cayorro für ihn in Verwendung, und die Art und Weise, wie die armen Hunde von den Indianern behandelt werden, zeigt auf das deutlichste, daß sie nicht recht wissen, was sie mit ihnen anfangen sollen. Ein Hund, der mit einem Hinterbein hoch an einen Pfahl angebunden war, oder dem die Schnauze sorgfältig mit Bast zugeschnürt war, dem man beide Vorder- oder beide Hinterbeine zusammengebunden hatte, gab ein beredtes Zeugniß von der Neuheit seines Besitzes und der Unerfahrenheit seines Herrn.

Die Nahrung des Indianers ist mannichfaltiger, als man auf den ersten Blick vermuthen sollte. Denn wenn sie auch der Hauptsache nach aus den beiden Speisen, die sie aus der Mandiocawurzel herzustellen verstehen: aus der schon erwähnten dünnen Kleisterbrühe, dem Kanni oder Mingau und dem flachen Bejusladen, mit etwas gebratenem oder gekochtem Fisch besteht, so weiß er sich doch eine große Menge von Zuthaten zu verschaffen. Die Pikifrucht habe ich schon erwähnt, dazu kommen noch die Mangaven, sowie einige Palmenfrüchte und was sonst die Natur an mehr oder weniger eßbaren Früchten bieten mag. Sehr geschätzt ist der Honig. Aber auch Waben mit jungen Bienen, Ameisen und ihre Brut, Heuschrecken, Sandflöhe, Zecken und was sonst an Ungeziefer sich bei der Rückkehr aus dem Walde am menschlichen Körper vorfindet, werden mit großem Behagen verspeist. Geröstete fliegende Ameisen sind übrigens auch für unsre Anschauungen ein Leckerbissen. Sie sind angenehm rösch und schmecken ausgesprochen wie geröstete Haselnüsse und würden selbst vor dem verwöhntesten Gaumen eines Europäers mit Ehren bestehen. Leider habe ich diese Beobachtung erst in den Bakairi-Aldeas des Kulisehu, also schon ganz am Ende unsrer Expedition gemacht, und ich mache mir jetzt stets Vorwürfe, daß ich die anderen Dinge, die uns so unappetitlich erscheinen und dem Indianer so vortrefflich munden, nicht auch probirt habe. Namentlich erinnere ich mich mit Schmerzen eines Spaziergangs in der Nähe von Guikuru, einem der Nahuquadörfer. Die vier Indianer, die mit mir gegangen waren, fanden alle Augenblick etwas zu essen. Jeder Ameisenhaufen und jedes Bienennest wurde durchstöbert und mir als Fundstätte der größten Leckerbissen gerühmt. Dann fing der vor mir hergehende Indianer eine große Heuschrecke, der er zunächst das eine Hinterbein ausriß, das er mit großem Behagen verzehrte, worauf er sich umdrehte und mir mit höflicher Handbewegung das andere Hinterbein anbot. Leider habe ich damals, noch unter dem Einfluß unsrer beschränkten Vorstellungen über das Eßbare, das Anerbieten ausgeschlagen. Jetzt aber bin ich vollkommen davon überzeugt, daß das betreffende Bein von einem auch für unsre Begriffe vorzüglichen Geschmack gewesen ist.

Was mir am meisten auffiel, war, daß die Indianer, die sich sonst nirgends als Kostverächter gezeigt haben, einen großen Theil der jagdbaren Landthiere verschmähen. Während wir uns, wo es nur anging, einen saftigen Rehbraten oder ein Stück Wildschwein oder Tapir, einen der großen südamerikanischen Hühnervögel oder eine Ente zu verschaffen suchten, fanden wir zu unserm großen Erstaunen, daß die Indianer stets mehrere dieser Thiere, wenn nicht alle, verschmähen. Sonderbarerweise essen alle Stämme die Affenarten und den Leguan, die keineswegs die wohlschmeckendste Beute im Urwald sind. Eine Erklärung dafür ist sehr schwer zu geben. Sie muß wohl auf eigenartigen Vorstellungen über die Natur dieser Thiere beruhen.

Französische Romane in deutschen Uebersetzungen.

Guy de Maupassant wird zu den ersten unter den neuzeitlichen französischen Autoren gezählt und er verdient diesen Rang auch vollauf durch seine künstlerischen Vorzüge, die scharfe Beobachtung, knappe und bestimmte Darstellung und den ihm ganz eigenen feinen Stil. Seine Bücher aber verdanken ihre Verbreitung weit weniger diesen Eigenschaften, als dem Stoffgebiete, in dem sich die darin enthaltenen kleinen Geschichten vielfach bewegen, und der rückhaltlosen Keckheit, mit der es darin behandelt ist. Ob wohl alle seine Geschichten aus innerem Drange entstanden sind und nicht theilweise auch der nüchternen Erwägung entsprangen, daß derartiges gefällt und von der Menge gekauft wird? Bei ihm mag dies dahingestellt bleiben, unzweifelhaft aber ist es bei dem neueren Modeschriftsteller Marcel Prévost der Fall. Dieser ist Maupassant in der Verwegenheit der Stoffwahl und Ausführung, auch der Findigkeit, den einen Punkt tausendfach zu variiren, noch über, steht aber in seiner literarischen Bedeutung tief unter ihm. Die „Lettres de femmes“, die einen großen Erfolg errangen, gehen übrigens von einer psychologisch unmöglichen Voraussetzung aus. Denn mag auch die Pariserin durchschnittlich ungenirter von manchen Dingen reden als die deutsche Frau, so wird sie doch nimmermehr dem Papier solche Geständnisse anvertrauen, wie sie in den Frauenbriefen fortwährend wiederkehren. „So was thut man, aber sagt's nicht“, heißt es einmal in der „Madame Angot“. Aber ganz gewiß schreibt man's nicht, möchten wir uns erlauben hinzuzufügen. Die „Lettres de femmes“ wurden indessen stark gekauft und da schrieb Prevost „Nouvelles lettres de femmes“, und da diese flott gingen, so ward ihm der Entschluß nicht schwer, „Dernières lettres de femmes“ zu schreiben. Trotz der Drohung, die in der Ankündigung „dernières“ liegt, ist uns nicht bange darum, daß Prévost nicht noch weitere Titel und Geschichten sollte finden können, wenn es sich zeigen würde, daß der Bedarf für derartige Lektüre noch nicht vollständig gestillt ist. Vom Standpunkt des reinen Geschäftsmannes handelt er dabei ebenso praktisch, wie der Fabrikant, der ein und dasselbe Muster in immer wieder neuen Schattirungen so lange anfertigen läßt, als es dem Geschmack der Menge entspricht und von ihr gekauft wird. Aber mit der Literatur haben solche Praktiken nichts zu thun.

Wer sich etwa einreden sollte, diese Briefe gäben ein treues Abbild der französischen Gesellschaft, der würde ganz gewiß irren. Es gibt ja auch in Paris wie in allen Großstädten einen Theil der sogenannten guten Gesellschaft, der sich aus recht nichtsnutzigen Personen zusammensetzt, aber so schamlos, wie bei Prévost, tritt das Laster wohl nirgends auf. Eine Gesellschaft, wo solche Frauen, und wo Männer, die immerfort an nichts anderes denken als an „débauche“ und „luxure“, die normalen wären, würde dem Untergang geweiht sein und ihn verdienen. Wir kennen aber eine ganze Anzahl ernsthafter Franzosen, die diese Art von Literatur als höhere Pornographie beurtheilen und ablehnen.

Nun haben wir seit einiger Zeit beobachtet, daß deutsche Verleger sich mit großem Eifer auf die Uebersetzung der Erzeugnisse von Maupassant und Prévost werfen, und einzelne solcherart entstandene Sammlungen haben wir flüchtig durchgeblättert. Theilweise sind sie leidlich, theilweise auch recht holprig übersetzt. Die Jagd nach den gepfefferten Geschichten, die dabei den Hauptinhalt bilden, beweist, daß die Herausgeber guten Abgang solcher Waare in sichere Aussicht nehmen, aber im Grunde sind solche Veranstaltungen nichts anderes als Spekulationen auf die Lüsternheit des Publikums. Auch die in großen Massen über die Grenze gekommenen Originalausgaben sind wohl

Digitized by Google

nur zum kleinsten Theil von den deutschen Käufern um ihrer literarischen Vorzüge willen erworben worden; aber wenigstens hatten diese die Ausrede, daß sie die Prägnanz, den Witz und die Feinheiten Maupassants, die Eleganz und Grazie Prévosts genießen wollten. Aber was ist aus diesen in der Uebersetzung geworden! Man lese z. B. eine Stelle aus einer der kleinen Maupassant'schen Geschichten:

„Er jagte im Winter wie im Sommer, im Frühling wie im Herbst, und wenn das Gesetz die Jagd in Wald und Flur verbot, so jagte er im Moor. Er ging auf die Schießjagd (!), auf die Parforcejagd, mit dem Hühnerhund oder mit dem Jagdhund, begab sich auf den Anstand, ging auf die Rehjagd oder jagte mittelst des Frettchens wilde Kaninchen aus ihren Bauen zum Schusse oder ins Netz." Deutsch ist das nicht! Und wie plump und brutal klingen in den Verdeutschungen anderer Geschichten die Poulen, die in den Originalen bei aller Frechheit nicht aufgehört haben, graziös und elegant zu sein. Aber die deutschen Leser, auf die als Käufer gerechnet wird, suchen gar nicht das Graziöse, das Elegante, ihnen ist es nur um die parfümirte Zote zu thun, und um die Zote noch mehr als um den Parfüm! Nun sind wir gar nicht zimperlich und können gelegentlich schon „starken Towak" vertragen, aber was in vorgerückter Stunde im Rauchzimmer gehen mag, das paßt nicht für den Salon, und heutzutage hält man für weibliche Ohren manches nicht geeignet, was zur Zeit der Pest in Florenz natürlich schien. Und selbst der „Schalk der Schälke" wirkt wesentlich durch den düsteren Untergrund, von dem seine ausgelassenen Geschichten sich abheben, selbst er verschweigt die wahren Namen seiner Erzählerinnen, damit „nicht eine von ihnen erröthen soll". Und das war vor 600 Jahren.

Früher wäre auch keine Dame in die Leihbibliothek gegangen, sich ein Buch von Paul de Kock zu holen. Und wie ist Paul de Kack harmlos, ja unschuldig im Vergleich zu den heutigen Modeschriftstellern! Diese aber, die man ohne eine gewisse eigene Sittenverderbniß gar nicht vollständig verstehen kann, werden von ganz jungen Frauen eifrig gelesen und die anmuthigen Leserinnen plaudern auch „anstandslos" darüber. „Es schwindelt uns vor der Sophistik des Herzens, welche diese bodenlose Verderbniß als etwas durchaus Natürliches, Selbstverständliches und Unumgängliches hinnimmt. So frisch und unschuldig die gesunde Derbheit naiver Lebensfülle wirkt, so widerlich die Lüsternheit halbverschleierten selbstgefälligen Lasters." So Hermann Hettner über den jüngeren Crébillon, einen der Vorläufer der heutigen Autoren pointirter lasziver Geschichten, beiläufig in dem gleichen Kapitel, in dem auch der berühmte Träger des Namens Prévost, der Vater des Dirnenromanes, behandelt wird.

Vor 20 Jahren gab es einmal im deutschen Reichstag ein großes Halloh, als die Volksboten über den Simplicissimus zu Gericht saßen. Irren wir nicht, so war es ein Mann von der geistigen Höhe eines Virchow, der damals sagte, er habe das Buch in seiner Bibliothek, er habe es aber vor den Seinen sorgfältig „sekretirt". Das über ein Buch, das zu den werthvollsten Denkmälern einer vergangenen Literaturepoche gehört und den Vorzug „gesunder Derbheit naiver Lebensfülle" besitzt! Ueber diese kleinliche Auffassung ist nachher weidlich gespottet worden. Die geschilderten französischen Literaturerzeugnisse, die wir für gefährliches Gift hatten, sollten aber wirklich vor der allgemeinen Zugänglichkeit „sekretirt" werden. Daß auch in der deutschen Sprache verfängliche Dinge in die reinen Sphären der Kunst erhoben werden können, wissen wir aus unserm Goethe, für die Obszenitäten eines Prévost aber ist unsre Sprache in der That eine zu „arm Sprak! ein plump Sprak!" Und ohne alle nationale Engherzigkeit sollten wir unsern westlichen Nachbarn die Ueberlegenheit in der Zurichtung und Auftischung solch verderblicher Kost neidlos überlassen.

S.

Mittheilungen und Nachrichten.

W. v. S. Lithographien. Herausgegeben vom Verein für Originalradirung, Karlsruhe. 2. Jahrgang. 1897. (Kommissionsverlag der Buch- und Kunsthandlung J. Kundt, Karlsruhe.) — Dem vor 1 Jahre hier angezeigten ersten Jahrgang ist der zweite rechtzeitig gefolgt und hält sich auf gleicher Höhe. Blätter wie die beiden der Grafen Kalckreuth: ein Cellist und das große Brustbild eines jungen Mädchens, ebenso Gustav Gampers Gebirgsthal sind wirklich auf Farbe gesehen und kommen daher mit wenig Farbenplatten, jedesmal drei, die sich nur zum geringen Theil decken und die schwarze Platte mehr zur Betonung als zur Durchführung brauchen, aus. Carlos Grethe hat sich dagegen seine interessante Aufgabe, das Innere einer Schiffskabine wiederzugeben, zu wenig vereinfacht. Unter den farblosen Darstellungen fehlen solche, die die Weichheit der lithographischen Kreide zu malerischen Wirkungen ausnutzen; solche lassen sich sowohl in der Richtung der Monumentalität wie der der skizzenhaften Behandlung denken und werden hoffentlich im folgenden Jahrgang zu verzeichnen sein. Statt einer Erhöhung der Blätterzahl, man nenn auf zwölf, hätten wir lieber deren Verringerung gesehen. Ob eine Schule mehr oder weniger zahlreich vertreten sei, ist für die Mehrzahl der Beschauer ganz gleichgültig; nur die Stücke interessiren, die von einem besonders glücklichen Gelingen zeugen, und deren wird es immer nur wenig geben. H. R. v. Volkmann hat sich die Sache mit seinem Zwergenscherz etwas zu leicht gemacht; eine Landschaft wie die von Naumann-Jena aber gehört überhaupt nicht in eine Publikation mit ernsten künstlerischen Zielen.

* Akademie der Wissenschaften in Wien. Mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse, Sitzung vom 18. Nov. 1897. Der prov. Sekretär legt eine eingesendete Abhandlung von Dr. Julius Zeltner in Ratibor: „Ueber die Gehaltsbestimmung der Fluorwasserstoffsäure" vor. Das w. M. Hofrath Prof. Ad. Lieben überreicht eine in seinem Laboratorium ausgeführte Arbeit des Hrn. Dr. Ernst Strußmann: „Ueber die Einwirkung von Cyanessigsäure auf Isovaler- und auf Propionaldehyd." Das w. M. Prof. Dr. H. Weidel überreicht zwei im I. chemischen Laboratorium der Universität Wien ausgeführte Arbeiten: 1. „Ueber das Morin und die Konstitution der Fisetin- und Flavonolreihe" von J. Herzig. 2. „Studien über die Bestandtheile des Guajakharzes" (I. Abhandlung) von J. Herzig und F. Schiff. Prof. Dr. Karl Diener überreicht eine Abhandlung: „Die Aequivalente der Carbon- und Permformation im Himalaya." Dr. Karl Graf Attems in Wien überreicht eine Abhandlung unter dem Titel: „System der Polydesmiden".

* Eine eigenthümliche, ohne von einer gewissen Selbsterkenntniß zeigende Umfrage hat in den letzten Wochen die venetianische Zeitschrift: „Chronik der ethisch-sozialen Wiedergeburt" an die italienischen Schriftsteller und Gelehrten gerichtet. Sie will nämlich aus dem Munde der eigenen Landsleute ein Urtheil darüber erfahren, ob die Italiener in der That geringere Wahrheitsliebe besitzen, als die nordischen Völker, oder ob dieser so oft erhobene Vorwurf sie mit Unrecht trifft. Aus den mancherlei Antworten, die zum Theil recht phrasenreich und unbestimmt lauten, heben wir die des jungen Mailänder Schriftstellers Guglielmo Ferrero heraus, nicht nur, weil sie ziemlich gründlich und offen auf den Gegenstand eingeht, sondern auch weil sie aus der Feder eines Mannes stammt, der durch seine letzten sozialpolitischen Veröffentlichungen, die den Italienern das germanische Wesen als Beispiel eindringlich vor die Augen stellen, sich ein Anrecht auf Beachtung ebenso bei seinen Landsleuten wie bei uns entschieden erworben hat. Ferrero schreibt: „Ich glaube, daß ein Italiener von mittlerer Intelligenz und Bildung eine größere Anzahl von Sachen klarer zu verstehen imstande ist, eine neue Erklärung irgend einer Vorgangs leichter anzunehmen vermag, als ein Engländer oder Deutscher von mittlerer Begabung. Wer viele Engländer und Deutsche kennt, kann nicht bezweifeln, daß der Italiener fast immer mit lebhafterer Intelligenz begabt ist als jene, daß er Alles rascher und deutlicher versteht, daß er leichter die Tyrannei der von der Zeit und der Autorität geheiligten Ideen abzuschütteln vermag. Die Italiener besitzen also eine intellektuelle Ueberlegenheit in der Erfassung

der Wahrheit. Ihr entspricht jedoch ein moralischer Mangel: in ihnen ist in geringerem Grad das Gefühl der Pflicht lebendig, daß man die einmal erkannte Wahrheit vertheidigen, verbreiten, niemals verrathen darf, und daß man sein praktisches Leben mit ihr in Einklang setzen muß. Bei uns Italienern wandelt sich die Wahrheit schwieriger in Handlung um. Eine bestimmte Anschauung von der Welt, der Gesellschaft, der Moral zu haben und im Leben eine dieser Anschauung völlig entgegengesetzte Rolle zu spielen, ist bei uns etwas Alltägliches. — So sind wir Italiener ein Volk unverbesserlicher Lügner, ein Volk, in dem die Mehrzahl der gebildeten Leute beständig sich selber und die Anderen belügt. Je allgemeiner und energischer ein politischer, moralischer oder sozialer Grundsatz von unsern herrschenden Schichten betont wird, um so berechtigter ist man zu der Voraussetzung, daß Niemand an ihn glaubt. Wenn man mit politischen Männern aller Parteirichtungen spricht, seien es Sozialdemokraten, Radikale oder Konservative, so urtheilen sie leidenschaftslos, klar und originell über die Führer und die Verhältnisse bei ihren eigenen und bei den anderen Parteien. Wenn man sie aber auf der Rednertribüne in ihrer Eigenschaft als politische Männer wiedersieht, so sind sie von neuem Sklaven der konventionellen Lüge, die bei ihrer Partei als Wahrheit proklamirt worden ist. Man weiß nicht, ob dieses leichtfertige Spiel mit Gewissensfragen eine Art moralischer Bewußtlosigkeit oder die höchste Kunst der Heuchelei ist. Die Folgen dieser Zustände erblickt man in der Verwirrung und Hohlheit unsres ganzen politischen Lebens. Als Heilmittel kann nur auf das Vorbild der nordischen Völker verwiesen werden, auf die Propagnnda der Gutgesinnten, nur allen Dingen aber auf die harte Zucht des Lebens. Das Leben ist kein Lustspiel, in dem der Schauspieler ungestraft sein Publikum, das getäuscht werden will, belügen darf. Der Mangel an Wahrhaftigkeit hat den Italienern ungezählte Thränen, Schmach über Schande, Elend und Kummer eingetragen. Heute, angesichts des drohenden Zusammenbruches, fühlen die Italiener, daß wir wieder wahrhaftig werden und die eitle schauspielerische Gewandtheit fortwerfen müssen. Sie ist eine verabscheuenswürdige Erbschaft der tyrannischen Regierungen und der verworfenen gesellschaftlichen Zustände, die Italien so viele Jahrhunderte hindurch heimgesucht haben."

* **Berlin.** Für das hiesige Orientalische Seminar ist eine Reihe neuer Lehrkräfte gewonnen. Nachdem der bisherige Lektor Mohammed Nassor in seine Heimath zurückgekehrt ist, sind jetzt zwei neue arabische Lektoren eingetreten, die HH. Abdelrahman Zaghlul und Sid Ghanni Schirtawi. Für Suaheli ist neben Dr. Gustav Neuhaus noch Hr. C. Velten als Lehrer thätig. Mit dem Amt eines Lektors der Haussasprache wurde Dr. J. Lippert beauftragt, der zur Zeit noch abwesend ist. Der Lehrer des Russischen, Hasrath Schalsejew, gehört dem Lehrkörper des Seminars nicht mehr an, er beschränkt seine Thätigkeit jetzt auf die Kriegsakademie, seine Stelle am Seminar nimmt Dr. C. Bernekker ein; dem Professor Güßfeldt ist für den naturwissenschaftlich-technischen Unterricht ein Assistent in der Person des Hrn. M. Schnabel beigegeben. Der in Afrika weilende Lehrer für Tropenhygiene, Stabsarzt Dr. Kohlstock, wird zur Zeit durch seinen Kollegen Dr. C. Steinbach vertreten. — Der 80. Geburtstag Theodor Mommsens wird in studentischen Kreisen festlich begangen werden. Die Freie wissenschaftliche Vereinigung an der hiesigen Universität veranstaltet zur Feier des Tages am nächsten Dienstag, dem 30. November, Abends 8½ Uhr, in den Viktoriasälen, Leipzigerstraße 134, einen Festkommers. Mommsen gehört zu den Ehrenmitgliedern der Vereinigung. Der Lehrkörper der Universität, sowie die in Berlin weilenden Angehörigen des Jubilars sind zu dieser Veranstaltung geladen. Die Festrede hat der Fachgenosse Mommsens an der Universität, Prof. Dr. Hirschfeld, übernommen. — Geheimrath Prof. Dr. Bernhard Fränkel, der durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der Hals- und Nasenkrankheiten ausgezeichnete Universitätslehrer, ist zum ordentlichen Honorarprofessor an der hiesigen Universität ernannt worden. — Der Bibliothekar an der Berliner kgl. Bibliothek, Dr. Gneisenau, hat das Prädikat „Professor" erhalten.

* **Breslau.** Die hiesige medizinische Fakultät hat an Stelle des Professors Heidenhain für den erledigte physiologische Ordinariat in erster Linie den Professor Kossel in Marburg, der seinerzeit auch für den Berliner physiologischen Lehrstuhl als Nachfolger du Bois-Reymonds in Frage kam, vorgeschlagen. Damit würde jener wichtige Lehrstuhl durch einen Vertreter der chemischen Richtung in der Physiologie besetzt werden.

* **Görlitz.** Die hiesige Naturforschende Gesellschaft, die vor 40 Jahren die Ergebnisse der geognostischen Durchforschung der preußischen Oberlausitz durch Prof. Glocker herausgab, hat eine neue Durchforschung der Oberlausitz durch den Geologen Dr. Monk und die Herausgabe einer neuen Bearbeitung des Glockerschen Werks beschlossen. Wie die Stadt Görlitz, hat jetzt auch der Kommunallandtag der preußischen Oberlausitz einen Beitrag von 1500 M. zu den Kosten dieser wissenschaftlichen Arbeit bewilligt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Arthur Diz: Sozial-Maerl. Leipzig, G. Freund 1898. — A. Engelmann: Das alte und das neue bürgerliche Recht Deutschlands mit Einschluß des Handelsrechts. 1. Heft. Berlin, J. J. Heine 1897. — Archiv für Strafrecht. 45. Jahrgang, 2. Heft. Berlin, R. v. Decker (G. Schenk) 1897. — Alfred Stern: Geschichte Europa's seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. 2. Band. Berlin, Wilhelm Hertz 1897. — Dr. Arthur Drews: Das Ich als Grundproblem der Metaphysik. Eine Einführung in die spekulative Philosophie. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr 1897. — *Museum Francisceum.* Annales MDCCCXCVI. Brünn, R. M. Rohrer 1897. — Dr. Isaac Neumann: Kommentar zu den Zivilprozeßgesetzen vom 1. August 1895. 5. Ags. Wien, Manz'sche Universitätsbuchhandlung 1897. — Bnenn e. Stein: Le combat de Chateaudun e la situation politique actuelle. Lettre adressée au „Temps". Metz, Druckerei der „Lothring. Zeitung" 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Soeben erschient:

Adolf Hausrath:

Aleander und Luther *

*** * auf dem Reichstage zu Worms.**

Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte.

Preis: br. 7 M., in Halbfranz geb. 8 M.

Berlin SW., Dessauer Straße 18.

(17956) **G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.**

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen:

Ein ganzer Mann.

Roman von

W. H. Riehl.

Preis geheftet 6 Mark. Elegant gebunden 7 Mark.

Fast gleichzeitig mit dem Hinscheiden des ausgezeichneten Schriftstellers erscheint der einzige Roman, den er verfaßt hat. Weit ab von den schrillen Tönen und der erregenden Art vieler Erzeugnisse der heutigen Romanlitteratur liegt der Geist dieser Erzählung. In angenehmem Flusse gleitet sie dahin und teilt ihre innige Gefühlswärme, ihre gute Laune uns mit.

Die zahllosen Verehrer Riehls werden sein letztes Buch mit wehmütiger Freude in die Hand nehmen und gern wieder und wieder zu ihm wie zu einem Andenken an einen guten Freund zurückkehren. (17427)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Reil in München.

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 30. November. Nummer 271.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ungarns Ausgleich mit Oesterreich. — Aus meinen Erlebnissen und Beobachtungen unter den Indianern Zentralbrasiliens. II. Von Dr. Karl E. Ranke. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ungarns Ausgleich mit Oesterreich.[1])

Ein soeben auch in deutscher Sprache veröffentlichtes Werk des Sohnes des Grafen Julius Andrássy über den österreichisch-ungarischen Ausgleich verdient die vollste Beherzigung, da es über Ziele und Zwecke der jetzt in Ungarn herrschenden Richtung die interessantesten Aufschlüsse zu geben geeignet erscheint.

In dem ersten Kapitel führt Graf Andrássy den historischen Nachweis der in strategischen Gesichtspunkten und der allgemeinen europäischen Lage begründeten Nothwendigkeit eines ständigen Staatenbündnisses Ungarns, und zwar mit Oesterreich, durch welches jenes allein in der Lage sei, in der Großmachtstellung der Monarchie eine seiner einstigen Bedeutung entsprechende Position zwischen dem Osten und Westen Europa's zu behaupten. Das, was einstmals und immer Ungarn zustatten kam, war das Festhalten der starken Königsmacht, das instinktive patriotische Zusammenhalten der Ungarn, welches, bei der gleichzeitigen Zerrissenheit der anderen europäischen Staaten durch das Anschwellen der Landeshoheit und die Entwicklung des Partikularismus besonders in Deutschland, Ungarn eine über seine wirkliche Größe hinausragende Bedeutung verlieh, welcher es auch die Behauptung seiner nationalen Selbständigkeit verdankt. War Ungarn früher das Bollwerk des Westens gegen die Türken, so ist heute an Stelle derselben Rußland getreten, dessen unvergleichliche Größe, riesige Rohkraft und die bloße Möglichkeit, daß es auch eine panslavistische Politik treiben könnte, es ausschließt, daß Ungarn neben ihm anders denn als Großmacht bestehen könnte. Die geographische Lage Ungarns in diesem gesegneten Theile Europa's hat zugleich ihre große Gefahr und bedingt die größtmögliche Machtentfaltung, welche nur im Wege des Bündnisses mit Oesterreich erreichbar ist. Die Selbständigkeit der Donaustaaten beruht nur auf der Rivalität und dem guten Willen der Nachbarstaaten. „Es ist wahr, daß die rumänischen Truppen mit rumänischen Kommandoworten exerzirt worden sind, aber sie haben auf russisches Kommandowort geblutet. Ist es nicht besser, auf deutsches Kommandowort nach rechts und links zu schwenken, aber für ungarische Interessen, für ungarische Ziele nach dem Kommando der ungarischen Nation zu kämpfen? Was ist besser, der Schein oder die Wirklichkeit, das glänzende Elend oder das bescheidene, aber sichere Wohlbefinden?“ ... Der Selbständigkeitsdrang der Kuruzen (Parteigänger und Soldaten der Revolutionshäupter gegen das Haus Habsburg) im Gegensatz zu den Labanzen (Parteigänger und Soldaten des Kaisers), welche gegenüber Oesterreich stets die Souveränität der ungarischen Krone aufrecht hielten, habe diese nur nach anderer Richtung gefährdet und die ungarische Krone zu einem Lehen des Sultans erniedrigt. Auch Kossuth, der Apostel der vollsten Unabhängigkeit, gelangte zu dem Schlusse, daß Ungarn einer Konföderation bedürfe, welche er aber im Orient zu suchen glaubte, wovor die Nation, der seit Stephan dem Heiligen traditionellen Wahl für die katholische Religion und occidentale Zivilisation zu ihrem Glücke getreu bleibend, bewahrt geblieben ist. Oesterreichs eigenes Interesse gebiete aber diesem das Bündniß mit Ungarn, ohne welches es sich nicht nur gegen die Türken, sondern auch gegen seine europäischen Gegner, gegen die protestantische Vormacht in Deutschland, nicht zu behaupten vermocht hätte. „Während unser Ungarland, ein von Natur einheitliches, vermöge seiner Stromsysteme und der Lage seiner Gebirge zusammengehörendes kompaktes Territorium ist, besteht Oesterreich aus miteinander schwach verbundenen besonderen Theilen, welche nicht die Natur, sondern die geschichtliche Gestaltung miteinander vereint hat.“ Ungarn liefert die natürliche Basis der Vertheidigung Oesterreichs, den inneren Festungskern des die einzelnen Schutzwälle Oesterreichs (Tirol, Böhmen und Galizien) verbindenden Rayons. Zwischen den großen Kampf der germanischen und slavischen Welt eingekeilt, würde Oesterreich für sich allein das Zusammenprallen dieser Gegensätze nicht aufhalten können und stünde in der nahen Gefahr, zu dem siegenden Theile in ein Abhängigkeitsverhältniß zu treten, wobei für Ungarn überdies noch seine Nationalität unterzugehen drohte. Andrássy weist darauf hin, daß, selbst abgesehen von den idealen Momenten einer historischen Zusammengehörigkeit, ein Zusammenbruch Oesterreichs sich für keinen Theil schmerzlos vollziehen könnte, „nicht für die Deutschen, auch nicht für die Tschechen und am wenigsten für Galizien, denn Oesterreich ist das Eldorado der Polen“. Eine weise Politik müßte in Oesterreich die Urkraft des Nationalitätenbewußtseins mit der österreichischen Staatsidee im Einklang zu erhalten suchen, um die Völker auf das heutige Oesterreich festzubannen. Insbesondere wäre es nach Andrássy's Meinung hohe Zeit, die Deutschen, welche in der Jüngstvergangenheit so sehr Stiefkind der Regierung sind, im Wege eines billigen Ausgleiches zu beruhigen, welcher diesem Volke die ihm infolge seines Bildungsgrades, seiner Vergangenheit und seiner Verdienste gebührende Stellung sichert. Die Deutschen sollen nicht vor die Entscheidung gedrängt werden, zwischen ihrem Stammesinteresse und ihrem staatsbürgerlichen Gefühl zu wählen. „Millionen Unterthanen dürfen nicht in Versuchung geführt werden.“ Die Hegemonie können sie auch in Oesterreich nicht mehr wiedererlangen, aber sie müssen auch als Minorität in der Wahrung der berechtigten Interessen ihres Stammes geschützt werden. „Ihrerseits erfordert die Erhaltung und Vermehrung ihres parlamentarischen Einflusses ein größeres Zusammenhalten, ein Unterordnen der Partikularinteressen, Ansichtsdivergenzen und Klassengegensätze unter den Zweck

[1]) Ungarns Ausgleich mit Oesterreich vom Jahre 1867. Von Graf Julius Andrássy. Leipzig, Duncker u. Humblot 1897.

und das Gefühl einer österreichischen Staatspolitik, daß sie mit dem Doktrinarismus des deutschen Schulvereins brechen, auf die übrigen Nationalitäten nicht herabsehen, sich mit dem Staatsrechte der Monarchie vollständig identifiziren und nicht darauf sehen, was ihre Rolle in der Vergangenheit gewesen, sondern was dieselbe in der Gegenwart sein kann und was sie in der Zukunft behalten können." Während für Ungarn die Herrschaft des Hauses Oesterreich eine Konsequenz der nach der westlichen Zivilisation gravitirenden Tradition war, war die entgegengesetzte, nach dem Osten hin Anschluß suchende Strömung nach der Katastrophe von Mohacs nur die Ausgeburt momentaner Zwangslage im Interesse der Erhaltung der Freiheit. Aus diesem Gesichtspunkte sei auch Kossuths Föderationsplan zu beurtheilen, bei welchem Ungarn nicht nur einen großen Theil seiner Selbständigkeit, sondern auch die Suprematie der ungarischen Rasse, sogar die Einheit der hl. Stephanskrone hätte einbüßen müssen, indem den übrigen ungarischen Nationen die Selbstregierung hätte garantirt werden müssen. Der 1867er Ausgleich hingegen mache die Ungarn zu Herren ihrer neueren Politik. „Wir haben keinerlei Nationalität vertragsmäßig eine selbständige politische Existenz gegeben," sagt Andrássy, „Niemand hat dareinzureden, ob wir zentralisiren oder dezentralisiren". An Croatien also hat Andrássy nicht oder in einem Sinne gedacht, welcher das heutige Verhältniß zu Croatien zu überwinden hofft.

Den Kossuth-Kultus zieht Andrássy in Parallele mit der Napoleonslegende in Frankreich, deren Uebertreibung die königliche Familie vor den Leichenresten des Imperators das Knie beugen ließ, die Freiheit vernichtet und das 1848er Plebiszit nach sich gezogen hat. Der verhängnißvolle Fehler des Kossuth'schen Konföderationsprojekts wäre gewesen, daß Ungarn selbst von den konföderirten Donaustaaten abgehangen und nicht wie jetzt deren Protektor hätte werden können. Gerade diese Rolle aber erleichtere die Aufgabe gegenüber den Nationalitäten im Innern, wenn diese sehen, daß Ungarn nach außen eine slavische, rumänische, serbische Politik betreibe, in welcher die außerhalb wohnenden Stammesgenossen ihren Schutz finden, wie Richelieu in Deutschland den Protestantismus unterstützte, den er im Lande verfolgte. Anstatt durch eine solche Föderation in die Orientwirren und Aspirationen der Balkanstaaten hineinzugerathen, besitzt Ungarn in dem Bündnisse mit Oesterreich die Aufrechthaltung seines freien staatlichen Bestandes die Stärke, Velleitäten der Balkanstaaten zu beherrschen und seiner historischen Mission zu entsprechen.

Durchgehends wird die Gemeinschaft mit Oesterreich vom Standpunkt des eigenen Interesses Ungarns vertreten, welches Oesterreich zur Behauptung und Vermehrung der Großmachtstellung bedürfe.

Das II. Kapitel „Die Schwierigkeit des zu lösenden Problems" bezeichnet als ein solches die Frage, ob der 1867er Ausgleich unverändert aufrechterhalten werden soll, den Andrássy als ein ständiges Staatenbündniß „einander fremder Nationen und darum als eines der schwierigsten Probleme der Geschichte betrachtet, welches befriedigend nirgends gelöst worden ist und als die Vereinigung zweier gegensätzlicher Begriffe, daher man sich schon mit halbwegs erträglichen Zuständen begnügen lassen sollte". In freien Staaten sei die Personalunion nicht imstande, die vereinte Arbeit, die gegenseitige und wirksame Vertheidigung zu sichern, was höchstens der Absolutismus vermag. Die den Habsburgern nach der Schlacht am Weißen Berge gelungene Verschmelzung Böhmens, welche Andrássy als vollzogen betrachtet, sei wider den beharrlichen Selbständigkeitsdrang der Ungarn, welcher sich je nach Umständen mit List oder Kühnheit zu bethätigen wußte, niemals gelungen. Bis zur Stunde herrsche gegenseitig Neid und manche Ungunst und werde jede Veränderung des einmal geschaffenen Bündnisses Gefahren schaffen und dieses selbst in seinem Bestande bedrohen. Dies wird im III. Kapitel des längeren ausgeführt, wobei es an heftigen Ausfällen gegen denjenigen nicht fehlt, der den Staat solchen Gefahren aussetzen wollte. Sodann werden die Ergebnisse dieses 1867er Ausgleichs vom Standpunkt der Machtinteressen geprüft, wobei Andrássy als dessen Aufgabe nur ansieht, daß Ungarn im Interesse der Vertheidigung Partizipient einer Großmacht werde und seine tausendjährige Souveränität und ihr ungarisches Gepräge bewahre. Mit lebhaften Farben schildert der Verfasser im IV. Kapitel die Mißerfolge der österreichischen Diplomatie vor dem Ausgleich mit Ungarn. Durch den Dualismus sei die Machtstellung des Reichs wiedergewonnen worden; und er stellt im Gegensatz zum Pariser Kongreß nach dem Ende des Krimkriegs die von Oesterreich-Ungarn durch seinen Beitritt zum Zweikaiserbündnisse und auf dem Berliner Kongresse erzielten Erfolge in das hellste Licht, indem er die veränderte Stellung fast ausschließlich auf die früher passive, dann aber thatkräftig im Interesse der eigenen Existenz mitwirkende Haltung Ungarns zurückführt, „wodurch Bismarck gezwungen, dem veränderten Machtverhältnisse Rechnung zu tragen, in dem Schutzbündniß mit Oesterreich-Ungarn die von diesem gewünschten Bedingungen einzugehen gedrängt wurde, welche vornehmlich die Vertheidigung gegen Rußland sichern, ohne gegen einen eventuellen Angriff Frankreichs als Schutz dienen zu können". Dieser Theil enthält eine große Verherrlichung der Erfolge seines Vaters. Mit größtem Nachdruck wird an vielen Stellen der Umstand betont, daß Ungarn seine Selbständigkeit behauptet, durch den Ausgleich nicht aufgegeben hat. Wieweit dies geht, zeigt die Behauptung, daß die Tschechen und Croaten, abgesehen von der verwirkten Rechtskontinuität, auch aus dem Grunde nicht auf ein Niveau gestellt werden dürfen, weil deren Helden, ihre Wallenstein, Kaunitz, Zrinyi, ihre großen Thaten nicht im Dienste ihres engeren Vaterlandes vollführt haben, sondern im Interesse der Sache des Kaisers und Oesterreichs, oder die Croaten im gemeinsamen Interesse mit Ungarn. „Das mit starkem Willen, großem Heldenmuth und vielem Blutvergießen vertheidigte höchste Ziel des beständigen Strebens einer Nation kann nicht auf ein Niveau gestellt werden mit einer verlassenen, vergessenen, großer Tradition ermangelnden Forderung neuen Ursprungs. Ungarn hat nicht, wie Böhmen, seine Freiheit materiellem Wohlergehen geopfert, sondern diese mit Opfern erhalten".

Seit Mohacz war Ungarn niemals in dem Maße im Genuß seiner Rechte gewesen, wie seit dem Ausgleich. Thatsächlich war Ungarn früher eine österreichische Provinz. Den bedeutend erhöhten Einfluß Ungarns beweist auch das entscheidende Uebergewicht, welchen Andrássy gegen Beust im deutsch-französischen Krieg gewonnen hat, und seine bestimmende Stellung im russisch-türkischen Kriege. Infolge des mehr entwickelten konstitutionellen Lebens, infolge der Einheitlichkeit der öffentlichen Meinung in Ungarn sei das Wort Ungarn schon bisher mit größerem Gewicht in die gemeinsame Wagschale gefallen, als das Wort des politisch weniger einheitlichen Oesterreich.

Allerdings erkennt Andrássy an, daß es das Bündniß schwäche, wenn dem politischen Bündnisse zutiefe wirthschaftliche Nachtheile erduldet werden müssen. Von seinem ungarischen Standpunkt spricht Andrássy das gewiß für Oesterreich im gegentheiligen Sinne zu beherzigende Wort: „die wirthschaftliche Einheit auf Kosten wirthschaftlicher Interessen aus politischen Ursachen aufrechtzuerhalten, wäre nichts anderes als eine Gefährdung des Dualismus".

Jedoch bezeichnet er als Ziel der Politik für Ungarn: die möglichst vollständige Ausnutzung aller im Ausgleich enthaltenen Rechte und Vortheile. Er erkennt keine andere

als die reine Interessengemeinschaft an, innerhalb welcher er als erstes Ziel Ungarns bezeichnet, daß es den maßgebenden Einfluß in der Gemeinsamkeit erlangen müsse. Die Verhältnisse in Oesterreich — der Umstand, daß die Zukunft des ungarischen Stammes nur im heutigen Rahmen denkbar ist — machen es absolut sicher, daß Ungarn immer mehr zum Mittelpunkt der Monarchie werden wird. Das Werk des Grafen kennzeichnet die Meinung und die Ziele der maßgebenden Partei in Ungarn und deren in der diesmaligen Ausgleichsvereinbarung vorherrschende Tendenzen. C.

Aus meinen Erlebnissen und Beobachtungen unter den Indianern Zentralbrasiliens.

Von Dr. Karl E. Ranke.

II.

Um die sozialen Einrichtungen der Indianer richtig würdigen zu können müssen wir vor allem hervorheben, daß die Arbeitsteilung bei ihnen sehr unvollkommen ist. Nirgends hat sich ein Gewerbe entwickelt, das im Besitze eines Einzelnen wäre. Wir finden in den einzelnen Dörfern nicht einen Canoebauer oder einen Waffenfabrikanten, einen Architekten, der ihre Häuser baute oder eine Frau, die die Mehlbereitung für den ganzen Stamm oder das Anfertigen der Uluri als Privilegium besäße, sondern im allgemeinen kann Jeder alles das machen, was er für sein Leben bedarf. Nur zwei Männer haben eine bevorzugte Stellung im Dorfe: der Häuptling und der Medizinmann. Wir haben den Häuptling stets als erste Repräsentationsfigur bei unsren Empfängen kennen gelernt. Er sprach zu uns im Namen des ganzen Dorfes und gab am Schluß der Rede, über deren sonstigen Inhalt wir nur Vermuthungen haben können, die stereotype Aufforderung, uns mit Beju und Kaui zu bewirthen. Sonst tritt seine Stellung nur wenig hervor und muß wohl im ganzen als eine patriarchalische bezeichnet werden. An ihn wandten wir uns, wenn uns etwas gestohlen war, und dabei haben wir manchmal Gelegenheit gehabt, ihn ein Machtwort sprechen zu hören, das uns wieder in den Besitz des betreffenden Gegenstandes setzte. Er zeichnete sich durch eine gewisse Vornehmheit der Haltung und der Gesichtszüge aus, hatte eines der größten Häuser und mochte wohl auch sonst einer der reichsten sein. Jedes Haus hatte übrigens meist einen eigenen Häuptling oder Hausherrn, der ebenfalls mit dem Namen Capitão bezeichnet wurde. Ich habe nie etwas beobachten können, was dafür spräche, daß er Rechte an das Eigenthum seiner Unterthanen besitze, und er ist wohl nur primus inter pares.

Stets ist es einer der Häuptlinge, der auch zugleich die Stellung des Pajé, des Medizinmannes oder wie wir ihn vielleicht besser bezeichnen können, des Zauberers einnimmt. Seine Beschäftigung ist die Behandlung der Krankheiten. Eigentliche, in unsrem Sinne medizinische Kenntnisse, hat er nur sehr wenige aufzuweisen. In den meisten Fällen ist seine Behandlung weiter nichts als eine Zeremonie, damit die Gewissen dadurch beruhigt werden, daß doch wenigstens etwas geschehe. Das „Ut aliquid fiat" spielt hier die allein maßgebende Rolle. Der Glaube an seine Mittel ist übrigens auffallend gering. Eine Mutter, deren schwer fieberkrankes Kind der Zauberer mit großer Ausdauer und Pflichttreue durch Aussaugen in der schmerzhaften und vorgetriebenen Milzgegend und durch Anrauchen mit Tabak zu heilen suchte, sagte mir, ohne sich vor dem danebenstehenden Medizinmann zu scheuen, alle ihre Kinder hätten dieselbe Krankheit gehabt, alle seien von dem Pajé in der gleichen Weise behandelt worden, aber alle seien gestorben. Auch ihr letztes Kind werde so sterben, denn die Bemühungen des Pajé seien vollständig erfolglos. Auch wird er bei der Geburt z. B. überhaupt nicht zugelassen. Es darf kein Mann während derselben in der Hütte sein, nur die Frauen assistiren sich untereinander und haben es dabei zu wirklichen medizinischen Kenntnissen gebracht, die ich anderweitig zu veröffentlichen gedenke.

Zwischen den beiden Geschlechtern ist, wie schon oben hervorgehoben, eine gewisse Theilung der Arbeit eingetreten. Der Mann allein geht fischen und jagen, er allein baut das Canoe und verfertigt sich selbst Bogen und Pfeile. Er bringt viele Tage mit der Zubereitung des Maudiocareibholzes zu, und er allein rodet das Land für den Ackerbau. Er betheiligt sich dagegen nie bei der ganzen Verarbeitung der Maudiocawurzel zu Mehl, eine ziemlich umständliche Prozedur, die allein von den Frauen ausgeübt wird. Spinnen, weben und kochen sind auch bei den Indianern rein weibliche Beschäftigungen. Daran reiht sich bei unsren Indianern auch noch die Fabrikation der irdenen Gefäße, die allein von den Frauen ausgeübt wird. Mann und Frau sind also vollständig aufeinander angewiesen. Einer bedarf der Arbeit des Andern, um sein Leben auf der erreichten Stufe der Kultur führen zu können. Diesem Verhältnisse entspricht auch, daß wir überall am Schingu die Einzelehe angetroffen haben. Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich dem Bedürfnisse, diese Institution in ihrer Reinheit zu bewahren, den schon erwähnten Anstand zuschreibe. Das Eheregiment hat übrigens, wie wir später noch sehen werden, der Mann, es herrschen also Verhältnisse, die vollkommen den höchsten Anforderungen unsrer gerühmten Zivilisation entsprechen.

Um so auffallender ist es, daß wir bei dieser Entwicklung der praktischen Vernunft eine Religion in unserm Sinne nicht haben auffinden können. Vor allem existirt kein Priester. Aber es existirt auch kein Götzenbild und der Begriff des Opfers und des Gebetes ist, soviel wir beobachtet haben, dem Schingu-Indianer fremd. Die beiden früheren Expeditionen in dieses Gebiet haben dieselbe Beobachtung gemacht. Die Erklärung hiefür liegt wohl in dem auffälligen Mangel von Abstraktionen, der dem geistigen Leben des Indianers überhaupt eigenthümlich ist. Ich habe keinerlei Anzeichen dafür gefunden, daß die Indianer zu einer theoretischen oder praktischen Erkenntniß eines die Welt regierenden Wesens gekommen wären. Das moralische Gesetz allein wirkt bei ihnen unbewußt. Weder Steinen noch uns ist es gelungen, irgend etwas aufzufinden, was als Zeichen einer Gottesverehrung gelten könnte. Am meisten in Verdacht könnte hiefür eine stets in der Mitte des Dorfes gelegene Hütte kommen, die in Banart und Inhalt von den Wohnhäusern abweicht. Es ist dies das von Steinen so benannte Flötenhaus, das nur von Männern betreten werden darf. Den Frauen ist es verboten, auch nur einen Blick ins Innere desselben zu thun. Um das um so sicherer zu verhindern, sind die Thüren so niedrig, daß man nur kriechend ins Innere gelangen kann. Die Thüröffnung ist außerdem noch fast bis zum Boden durch überhängendes Gras, das die Bedeckung aller Hütten bildet, verdeckt. Sie dient zur Aufbewahrung der Tanzgeräthschaften, der Hauptsache nach Tanzmasken und Musikinstrumente, und enthält nichts, was als Götzenbild angesprochen werden könnte. Diese Hütte hat aber auch noch einen anderen Zweck, dem sie wohl ihre Entstehung verdankt. Sie ist das Gasthaus des Stammes. In ihr wurden wir stets einquartirt, und nur wenn eine Festhütte fehlte, haben wir in einem bewohnten Hause geschlafen. Es ist das wohl eine Maßregel, durch die unbekannte Besuche von den sehr furchtsamen Frauen und Kindern fern gehalten werden sollen.

Auch beim Begräbniß, dessen Verlauf mir in langer, ausführlicher und dramatischer Vorstellung von zwei Nahuqua-

frauen vorgeführt worden ist, ist nichts, was sich nicht ganz natürlich und von selbst ergeben muß. Der Todte wird mit der üblichen Bemalung des Mannes geziert und dann der Mann mit zerschlagenem Bogen und Pfeil, die Frau mit zerschlagenem Hausgeräth in der Hängematte beigesetzt. Rührend war die Schilderung, wie die Angehörigen weinend am Grabe stehen und sich nicht mehr davon trennen wollen, zuletzt müssen sie vom Grabe fortgeführt werden. Dann wird ihr Haar geschnitten und als Zeichen der Beendigung der Feier ihnen Speisen vorgesetzt. Weder der Häuptling noch der Pajé haben dabei irgend eine ausgezeichnete Funktion.

Das Leben und Treiben der Indianer in ihrem Dorfe zu beschreiben ist eine Aufgabe, der nur ein Meister der Beschreibung gerecht werden könnte. Ich will also nur versuchen, einige der Hauptzüge dieses idyllischen Bildes zu zeichnen. Wenn wir ankamen, war das ganze Dorf in Aufregung und Unordnung. Die jüngeren Frauen und Kinder waren geflüchtet, und was zurückgeblieben war, war scheu und furchtsam. Jede ungewöhnliche Bewegung oder das Hervorholen eines auffallenden Instrumentes erregte Flucht und Tumult auf dem Dorfplatz. Am größten war stets die Wirkung der Aufstellung des photographischen Apparats. Selbst wenn die Stimmung sich allmählich wieder etwas beruhigt hatte und die Leute mehr an uns gewöhnt waren, so brachte doch bei dem stufenweisen Ausziehen der Stativfüße stets schon das Ausziehen des ersten Fußes die Frauen und Kinder und die weniger muthigen Männer zur Flucht und nur diejenigen, die mit uns gekommen waren und die Ungefährlichkeit und Einträglichkeit dieses Instruments schon am eigenen Leibe erfahren hatten, waren noch auf dem Dorfplatz zu erblicken, wenn das Stativ vollständig aufgestellt war. Dann mußte man mit Perlen in der Hand die Runde machen und Einen nach dem Anderen an das Zauberinstrument heranführen. Der Lärm des Tauschhandels am ersten Tage des Aufenthalts war oft ein geradezu betäubender. Ich erinnere mich dabei besonders an unsern ersten Tag bei den Trumai. Als die Indianer einmal begriffen hatten, daß sie für ihre alltäglichen Dinge die herrlichen Glasperlen, Flöten und Schellen, ja sogar Messer und Aexte erhalten sollten, umwarben sie Hrn. Dr. Meyer und Carlos mit ohrenzerreißendem Geschrei. Jedes suchte sich an sie heranzudrängen und den Anderen durch noch größeres Geschrei auszustechen. Es war ein unbeschreiblicher Tumult, alles rannte und schrie durcheinander und ein Uneingeweihter hätte alles andere eher vermuthet, als daß hier friedlicher Tauschhandel gepflogen werde. Wenn wir aber in einem Dorfe mehrere Tage gewesen waren, so beruhigten sie sich nach und nach und der psychische Eindruck klärte sich zu einem rein friedlichen, vollkommen natürlichen, man möchte sagen kindlich-freundlichen Bild ab. Die Extreme der Stimmung waren verschwunden und statt des aufgeregten Durcheinanderschreiens sah man sie unter Scherz und Lachen, unter Singen und Pfeifen ihren alltäglichen Beschäftigungen nachgehen, ohne daß sie sich durch unser Dabeisein wesentlich hätten stören lassen. Die Kinder kamen und gingen oder balgten sich vor den Hütten. Die Männer saßen im Schatten der Hütten und drehten an ihren Pfeilen, die eine stete Arbeitsquelle für sie sind, da bei jedem Schuß der Pfeil entweder verloren geht oder doch wenigstens beschädigt wird. Die Frauen saßen am Feuer und machten Beijus oder kochten Fische, raspelten die Mandiocawurzel oder kochten den giftigen Saft derselben, der nach dem Kochen einen süßlich schmeckenden, schleimigen, ungiftigen Trank liefert. Sie richteten sich ein neues Uluri zurecht und spannen mit ihren zierlichen Märchenspindeln Baumwollfäden, die sie auf dem Schenkel, der mit einer weißen Masse gepudert ist, drehen. Hier und da saß auch eine alte Frau dem Eingange der Hütte gegenüber an den zwei kurzen Pfosten, aus denen der Webstuhl des Indianers besteht, und arbeitete eifrig an einer Hängematte. Daß wir eben erst ganz neu bei ihnen angekommen waren, verrieth sich hauptsächlich noch dadurch, daß Alt und Jung sich mit dem Aufreihen der eingetauschten Perlen beschäftigte.

Der Umgang der Indianer untereinander hat so viel liebenswürdige Züge, daß man sich unter ihnen unwillkürlich wohlbefinden muß. Nie sieht man, wie schon erwähnt, etwas, was direkt gegen den Anstand verstoßen hätte. Nirgends sieht man, daß eine Frau in ungebührend harter Weise behandelt werde, obwohl sie streng unter dem Regiment des Mannes steht. Ehe sie sich messen ließen oder zum Photographiren mitgingen, wurde stets die Erlaubniß des Mannes eingeholt, und wenn ich irgend etwas verlangte, was gegen ihre Sitte war, wie zum Beispiel das Setzen auf die kleinen Festschemel, das sonst nur den Männern erlaubt ist, so fragten sie immer zuerst beim Manne oder in Ermangelung eines solchen beim Bruder an, ob sie es thun dürften. Ihre Ehe wird schon in sehr frühem Alter geschlossen und namentlich die jungen Paare sind sehr zärtlich gegeneinander. Man sieht sie stets beisammen, immer zum Lachen geneigt und sie scheinen ein Herz und eine Seele. Während die junge Frau am Feuer arbeitet, sitzt der Mann womöglich in ihrer Nähe und macht sich da irgend etwas zu schaffen. Ich erinnere mich einer sehr hübschen kleinen Familienscene, die ich bei den Trumai beobachtet habe. Ich mußte stets in den Häusern herumgehen, um die Frauen zur Körpermessung zu bewegen. Meist sträubten sie sich zuerst. So weigerte sich eine hübsche junge Frau auf das entschiedenste, mit mir auf den Dorfplatz herauszukommen. Ich zeigte eine ziemliche Anzahl Perlen, aber sie blieb standhaft. „Sie fürchtet sich," meinte ihr Mann, der neben ihr saß. Nun machte ich dem Manne begreiflich, daß ja alle die Perlen ihnen gehören sollten, wenn seine Frau sich von mir messen lasse. Das leuchtete ihm ein. Er gab ihr einen sanften Rippenstoß und wollte sie gleich mit mir schicken. Sie aber schlug lachend nach ihm, mit einem reizend schmollenden Gesicht, als ob sie sagen wollte: „Du Böser!"

Die Kinder werden sehr liebevoll gewartet. Die größeren Knaben sind allerdings schon vollständig der Zucht der Mutter entwachsen, spielen mit dem Bogen, gehen schon mit 7 und 8 Jahren selbständig zum Fischen, durchstreifen die Gegend und kommen selten ohne irgend eine kleine Beute, ein paar fingerlange Fische oder aus dem Nest genommene Vögel, zurück. Wenn sie in die Nähe des Dorfes gekommen sind, kündigen sie sich durch hohe, langgedehnte Fistelrufe an, die dann vom Dorfe aus beantwortet werden. Diese Juchzer werden auch bei ihren Tänzen gehört und sie haben mich ganz besonders heimathlich berührt. Sehr komisch sah es aus, wie ein kleiner Häuptlingssohn, der von der Brust der Mutter noch nicht entwöhnt war, stolz im Gefühle seiner Männlichkeit in der Festhütte aus- und einwackelte, die zu betreten seiner Mutter aufs strengste verboten ist. Nicht einmal mit den Blicken darf sie ihm nachfolgen. War es ihm dann in der Festhütte zu langweilig geworden, so kehrte er gnädig zur Brust seiner Mutter zurück. Nicht weniger komisch berührte das Gefühl der Wichtigkeit, mit dem ich einen ebenso kleinen Knirps im Canoe des Vaters sein winziges Ruderchen handhaben sah. Er saß vorn an der Spitze des Canoes, wo der zweite Ruderer immer seinen Platz hat, und jeder seiner Ruderschläge entsprach vollkommen der Situation und zeigte, daß er die Theorie und Praxis des Ruderns schon beherrschte. Auffallend ist auch die Geschicklichkeit, mit der schon ganz kleine Kinder das Feuer unterhalten. Die jungen Mädchen sind schon aufs eifrigste im Hause thätig. Stets sind sie fröhlich und immer

Digitized by Google

haben sie eine Arbeit. Sie stampfen die Mandiocabuva, eines der Nahrungsmittel, die aus der Mandiocawurzel bereitet werden, im Holzmörser, oder kochen Kaui oder warten die jüngeren Geschwister. Sehr oft hört man sie dabei ein Liedchen vor sich hinsummen. Sie sind aber auch der Stolz des ganzen Dorfes. Für sie wurden die Perlen verlangt und an ihnen sah man auch die reichsten Gehänge. Sie sind geweckt und begreifen sehr schnell. Sie verstanden am leichtesten und gaben die präzisesten Antworten.

Ganz kleine Kinder unter 1 Jahr werden ununterbrochen auf dem Arm getragen. Alle Familienmitglieder von der Großmutter bis zu den jüngsten Geschwistern betheiligen sich dabei.

Die Spiele der Kinder sind zum Theil den unsrigen sehr ähnlich. Sie spielen im Sand und treiben kleine Kreisel, die wohl das Vorbild der Spindel waren. So sah ich einen kleinen Knaben, ganz wie man es bei uns auf der Straße beobachten kann, mit der Peitsche einen Kreisel drehen, der aus einer Frucht bestand, durch deren Mitte ein kleiner Holzstock gesteckt war. Schon der männliche Säugling erhält Bogen und Pfeile, die ihn, sowie er einigermaßen herangewachsen ist, den ganzen Tag über beschäftigen.

Obwohl sich das Leben des Indianers in einem engen Kreise von Vorstellungen bewegt und seine Thätigkeit durch die immer wiederkehrenden Verrichtungen des Ackerbaues und der Jagd Tag aus Tag ein in gleichförmiger Weise sich abspielt, so erstrecken sich seine Beziehungen doch ziemlich weit über den eigenen Dorfplatz. Wir haben auf unsern Wanderungen im Gebiete der Nahuquadörfer kilometerlange Wegbauten angetroffen, durch die ein tiefer Sumpf auf gefällten Baumstämmen überschritten wurde, und die bei der Einfachheit der Werkzeuge, mit denen sie hergestellt sind, einen wirklich großartigen Eindruck machen. Stets waren auch Angehörige benachbarter Stämme in den Dörfern, die wir aufgesucht haben, zu Besuch. Die Kamayura scheinen als reichster und am höchsten stehender Stamm das Zentrum dieses kleinen Kulturkreises zu bilden. Doch erstrecken sich ihre geographischen Kenntnisse ziemlich weit den Schingu abwärts und sogar nach Osten bis ins Gebiet des Araguaya, von woher sie die Kunde von Eisen und Kleidung besitzenden Stämmen erhalten haben. Seit Steinens Reisen sind sie auch mit der Hauptstadt von Matto grosso, mit Cuyaba, in Beziehungen getreten. Auf unsern Wanderungen aus einem Dorf zum andern haben wir öfter Gelegenheit gehabt, reisende Indianer anzutreffen. Ich erinnere mich mit besonderem Vergnügen an die Begegnung mit dem jungen Häuptlingssohn eines Nahuquadorfes, der sich auf der Reise zu den Auetö befand. Er sah vorzüglich aus. Nackt, zwei gelbe Federn in jedem Ohrläppchen, auf dem Kopf eine kleine Cuye (Kürbisschale, ein Trinkgeschirr) wie eine phrygische Mütze, über der Schulter einen Bogen mit sechs Pfeilen und als kleines Bündelchen, am Bogen getragen, die kleine, leichte Reisehängematte aus Buritifaser. Eine Flöte und, ein Zeichen seines Reichthums, ein von den Bakairi eingetauschtes Buschmesser vervollständigten seine Ausrüstung. Das offene Gesicht machte mit der geschmeidigen, sorglosen Gestalt einen ausgesprochen homerischen Eindruck: der Königssohn, der auszieht, um sich die Welt anzusehen und die Gastfreunde seines Vaters zu besuchen.

Zwischen den einzelnen Stämmen unsrer ethnographischen Provinz existiren auch feste Handelsbeziehungen. Die Herstellung des Steinbeiles und die der großen Töpfe, die zur Mehlbereitung aus der Mandioca nothwendig sind, ist zwar nicht das Privilegium einzelner Künstler, wohl aber ist die Fertigkeit der Herstellung nicht allen Stämmen gemeinsam. So führen die Steinbeile auf die Trumai und Suya, die großen Töpfe auf die Waura und Mehinaku zurück. Bei den Letzteren sind es die Frauen allein, die sich mit der Herstellung der Töpfe beschäftigen, und wegen ihrer Kunst sind diese von den Angehörigen der weniger kunstreichen Nachbarstämme besonders zur Ehe begehrt. Eine solche Ehe bringt den Vortheil mit sich, daß die schweren Töpfe nicht mehr von auswärts bezogen werden müssen.

Ueberhaupt gehören Heirathen unter den verschiedenen Stämmen keineswegs zu den Seltenheiten, auch wenn die Frauen keine besonderen Fertigkeiten mit in die Ehe bringen. Dadurch ist die somatisch-anthropologische Trennung der Stämme keine ganz scharfe mehr. Trotzdem hat jeder der Stämme noch einen eigenen Charakter in Gesichtsbildung und Körperform. So zeichnet sich der hochstehendste Stamm, die Kamayura, durch die feinste Nase, die geradeste Stirn und die ebenmäßigsten Körper aus.

In dem Verhalten der Indianer gegen uns ist manches durch das Ungewöhnliche eines so reichen, so freigebigen und so gutmüthigen Besuches zu entschuldigen und nicht der Sitte der Indianer im allgemeinen zur Last zu legen. Ich meine besonders ihre sehr häufigen Angriffe auf unser Eigenthum. Diebstähle haben wir in jedem Dorfe und wohl an jedem Tag zu verzeichnen gehabt. Doch machten die Indianer hier einen feinen Unterschied, ob sie sich mit uns in ihrer eigenen Aldea zusammen befanden, oder ob sie mit uns gleichzeitig Gäste in einer fremden Aldea waren. Die Bewohner des Dorfes, das uns als Gäste aufgenommen hatte, haben uns im allgemeinen selten bestohlen, jedenfalls viel seltener, als die fremden Indianer, die sich nicht durch irgendwelche Rücksichten auf die heiligen Rechte des Gastfreundes gebunden glaubten. Sehr häufig kam es sogar vor, daß wir von unsern Wirthen vor den übrigen gewarnt wurden, oder daß uns sogar der Eine oder der Andere direkt als Dieb bezeichnet wurde. Das ist zum Theil aber sicher aus Neid erfolgt, wie wir auch immer gebeten wurden, den Anderen möglichst wenig zu geben oder am liebsten gar nichts. Fehlte dann eines der wichtigsten Dinge, wie einmal unser Löthkolben und ein anderesmal eines meiner anthropologischen Instrumente, so konnte man sie durch energisches Auftreten entweder durch den Häuptling, wenn es sich um Angehörige des eigenen Dorfes handelte, oder das zweitemal durch Einschreiten einer bewaffneten größeren Anzahl unsrer Nahuqua, die den schon mit der Beute entflohenen Auetö nachrückten, wieder in den Besitz der gestohlenen Dinge gelangen. Die Diebstähle wurden übrigens mit großer Naivetät ausgeführt und eventuell ohne Scheu und Scham eingestanden. Ueber die Ehrlichkeit unsrer Indianer muß also unser Urtheil ziemlich ungünstig ausfallen, zumal da der Ausführung des Diebstahls stets ein ganz besonders liebenswürdiges und zutrauliches Betragen vorherzugehen pflegte. Vor einem der größten Diebstähle umarmte mich einer der Thäter am Abend, wo er mich nur zu Gesicht bekam, ging Arm in Arm mit mir zum Baden, nannte mich seinen Bruder und konnte sich in Beweisen seiner Zärtlichkeit kaum genug thun. Er nannte mir, ohne daß ich es verlangt hatte, die Namen aller Dinge, an denen wir vorbeikamen und forderte mich auf, die genannten Wörter aufzuschreiben. Am nächsten Morgen war aber mein intimer Freund Yalowika, der uns schon längere Zeit begleitet hatte und den ich seiner Fröhlichkeit wegen besonders gern gehabt hatte, mit einigen Anderen und einem großen Theil unsrer Tauschwaaren verschwunden. Durch mehrere große Diebstähle wurden die sehr großen Vorräthe Hrn. Dr. Meyers vor der Zeit erschöpft, was sich überall unangenehm bemerkbar machte. Zuletzt war ich mit meinen Messungen, die, solange noch Perlen vorhanden waren, ohne Schwierigkeit hatten vorgenommen werden können, in ziemlich schlimmer Lage. Wenn ich mein Meßinstrumente auskramte, so leerte sich der Dorfplatz, und

Digitized by Google

wo ich dann auf eine Hütte loskam, flohen die Insassen durch die hintere Thür auf Nimmerwiedersehen. Wenn ich Einen erwischt hatte, so war er freilich stets die Liebenswürdigkeit selbst, wir umarmten uns aufs freundschaftlichste, und ich führte ihn dann am Arme zum Messen, was er sich unter dem Gelächter seiner schon gemessenen Leidensgefährten immer gutwillig gefallen ließ. Zuletzt mußte ich meine Instrumente in der Festhütte, die, wie ich oben erwähnt habe, gegen jeden Blick von außen geschützt ist, aufstellen. Dann streifte ich scheinbar ganz unbefangen im Dorfe umher und suchte Einen nach dem Andern möglichst unauffällig in die Festhütte zu locken. Dazu war sehr förderlich, daß die so Gemessenen stets auf den Spaß eingingen und draußen nichts von den Messungen erzählten, sondern mir mit vielem Vergnügen und großer Schadenfreude bei dem Einfangen noch Ungemessener behülflich waren. Ebenso war es beim Anwerben der Lastträger, wenn wir abmarschiren wollten. Jeder Einzelne mußte dazu wirklich gepreßt werden, was aber immer in der liebenswürdigsten Form und mit vielen Umarmungen und anderen Höflichkeiten von uns ausgeführt wurde.

Unsre Unterhaltung mit ihnen beschränkte sich außer wenigen, besonders nothwendigen Worten auf die Geberdensprache. Da die Indianer des Schingugebietes sehr verschiedenen Sprachgebieten angehören und sich untereinander nicht verstehen, so haben sie es sehr weit in dieser Art der pantomimischen Verständigung gebracht. Scenen, wie der feindliche Zusammenstoß mit der ersten Schinguexpedition, wurden aufgeregt und dramatisch vorgeführt. Auch einzelne Reisen wurden sehr anschaulich beschrieben. Ein ständiges Thema, das überall, wo wir wieder neue Indianer angetroffen haben, angeschlagen wurde, war der Weg zu den Yaruma. Ein Einwohner Kalapalu's, des größten Dorfes der Nahuqua, die mit den Yaruma in freundschaftlichen Beziehungen stehen, beschrieb mir aus freien Stücken seine Reise dahin. Zuerst war er bei Sonnenaufgang aufgebrochen. Der Erzähler deutet nach Osten und beschreibt in einem langsamen Bogen mit dem ausgestreckten Arm und Zeigefinger den Gang der Sonne. Er geht und geht und geht. Die Sonne steigt höher. Er geht immer noch. Endlich kommt er an Wasser. Er schifft sich ein, was er durch die Bewegung des Ruderns veranschaulicht. Die Sonne hat den Zenith erreicht. Er rudert ununterbrochen fort. Langsam sinkt die Sonne, bis sie endlich nach langem Rudern den Horizont erreicht. Nun wird Nachtruhe gehalten. Der Indianer schließt die Augen, legt sich auf die Seite, legt die Hand an Wange und Nase und beginnt zu schnarchen. Am Morgen des nächsten Tages wird wieder bei Sonnenaufgang aufgebrochen. Man rudert und rudert, während die Sonne höher und höher steigt. Allmählich wird er müde. Die Arme und Schultern schmerzen vom Rudern. Der Erzähler streicht sich mit der flachen Hand unter oft wiederholten „Akah, Akah"-Rufen über die Arme und verzieht sein Gesicht zu einem schmerzlichen Ausdruck. Aber gleich ist er wieder voll Bewegung. Er rudert immer weiter, ohne sich um die Müdigkeit zu bekümmern. Endlich, am Abend des zweiten Tages, als die Sonne schon am Untergehen ist, athmet er auf. Die Canoes fahren am Lande an. Er schiebt den ausgestreckten rechten Arm, der das Canoe vorstellt, langsam über den linken, der das Land vorstellen soll. Nun wird wieder geschlafen, wieder werden die Augen geschlossen und einige schnarchende Athemzüge gethan. Am Morgen des dritten Tages geht es zu Fuß weiter, zuerst durch Wald. Er faßt nach einem nahestehenden Baum. Dann hören die Bäume auf und es geht über dürren Kamp. Die Sonne erreicht ihre größte Höhe. Es wird furchtbar heiß und die Sonne brennt auf den nackten Rücken. Unter vielfachen „Akah, Akah"-Rufen wird aber weiter marschirt. Dann kommt der Durst. Der Erzähler deutet auf Magen und Mund. Wie er da Durst hat! Aber es gibt kein Wasser. Man muß weiter und immer weiter bis zum Abend. Im Verlauf des nächsten Tages kommt man durch Wald. Kein Weg ist mehr da, da und dort bleibt man in den Schlingpflanzen hängen oder tritt sich Dornen in den Fuß, die auch wieder sehr weh thun. Endlich kommt er wieder auf den Kamp heraus. Aber da wird es nicht besser. Die Sonne brennt wieder auf den Nacken und wieder beginnt der Durst. Immer noch kein Wasser weit und breit. Die Müdigkeit gesellt sich dazu. Diesmal sind es die Schenkel, die vom langen Marschiren schmerzen. Alles wird jetzt von „Akah" begleitet. Das scharfe Kampgras schneidet da und dort bis aufs Blut. Der Indianer fällt hin und steht wieder auf, um nochmals hinzufallen. Der Durst will ihn überwältigen. Der Erzähler krümmt sich und drückt mit beiden Händen auf den Leib. Am letzten Tag kommt aber noch das allerschrecklichste. Schon bald nach dem Aufbruch, noch im Laufe des Vormittags, kommt ein tiefer Sumpf. Sehr anschaulich wird dargestellt, wie er bei jedem Schritt einbricht, zuletzt bis an den Gürtel, und dann mühsam den eingesunkenen Fuß herauszieht, um dann sofort wieder ebenso weit einzusinken. So geht es stundenlang fort. Die Ermattung erreicht einen ganz unglaublichen Grad. Da, endlich kommt er wieder auf Land. Er befindet sich auch schon nahe an der Aldea der Yaruma. Es folgt eine stürmische Empfangsscene. Alles schreit aus vollem Hals „Atötö, atötö, atötö", und das entsprechende Yarumawort für gut oder Friede hallt als Antwort zurück. Dann wird er auf den Festschemel gesetzt und erhält, was nur das Herz begehrt. Die Yaruma waren sehr gut und sehr gastfrei.

Leider waren wir nicht imstande, diese Schilderung auf ihre Wahrhaftigkeit selbst prüfen zu können. Ein Besuch bei den Yaruma, der uns in ein ganz neues ethnographisches Gebiet gebracht hätte, war wegen des schlechten Kräftezustandes unsrer fieberkranken Leute und wegen schlechter Nachrichten über unsre zurückgelassenen Kameraden am Hafen der Anetö nicht rathsam und zuletzt deswegen unmöglich, weil sich unsre Träger weigerten, den beschwerlichen Marsch zu den Yaruma mitzumachen und, als Hr. Dr. Meyer Miene machte aufzubrechen, mit dem Rest der auf den Landmarsch mitgenommenen Tauschwaaren die Flucht ergriffen. Wir kehrten dann so schnell als möglich zu unserm Lager zurück. Dort fanden wir den einen der drei Zurückgelassenen aufs schwerste am Fieber erkrankt. Er war schon so schwach, daß wir ihn wohl nicht mehr am Leben gefunden hätten, wenn die Yarumaexpedition zustande gekommen wäre. Die ebenfalls zurückgelassenen Bakairi waren schon zu ihren Dörfern am oberen Kuliseh vorausgegangen. Doch fanden wir die Tauschwaaren und übrigen Vorräthe unversehrt vor.

Zwei Tage nach dem Aufbruch von da ereignete sich ein Unglücksfall, der uns noch mehr zur beschleunigten Heimreise zwang. Die Ursachen desselben sind noch nicht völlig aufgeklärt, doch ist das wahrscheinlichste, daß der Kolben meines Repetirgewehrs bei irgendeinem der Schiffbrüche einen Sprung bekommen hatte, so daß der Verschluß durch den Rückstoß aufgesprengt werden konnte. Ich hatte längere Zeit nicht mehr viel geschossen, da die Munition anfing, knapp zu werden und ich meinen Vorrath für die Rückreise über den Kamp, wo wir uns nur von der Jagd zu ernähren hatten, aufsparen wollte. Doch hatte ich 2 Tage vorher einen Probeschuß abgegeben, bei dem ich nichts ungewöhnliches entdeckt hatte. Am 1. Oktober vorigen Jahres, gerade bei Sonnenuntergang, schoß ich auf zwei dicht bei einander auf der Sandbank sitzende Enten, da wir für den

Abend noch gar nichts zu beißen hatten. Wir hatten uns vergeblich bemüht, durch Angeln etwas zu erhalten, und im Laufe des ganzen Nachmittags war noch kein Schuß gefallen, der darauf hätte schließen lassen, daß irgendetwas anderes Eßbares erjagt worden sei. Nach dem Schuß hatte ich einen heftigen Schlag ins Gesicht erhalten, und das erste, was mir auffiel, war, daß ich nur die eine Seite des langen Canoes vor mir zu sehen vermochte. Erst einige Sekunden später fühlte ich heftigen Schmerz. Ich legte das Gewehr weg, sprang aus dem Canoe und watete an Land. Dort erst bemerkte ich, daß das linke Auge durch die Splitter des Brillenglases zerschnitten war und schon jede Lichtempfindung verloren hatte. Während ich auf der Sandbank auf und ab ging und überlegte, was nun zu thun sei, kam der kranke Neger Paulo, dessen Erkrankung ich eben erwähnt habe, händeringend und vor Mitleid stöhnend auf mich zu und bemühte sich, mir etwas aus dem Gesicht zu ziehen, das ziemlich fest im Oberkiefer stak. Ich ließ es mir geben. Es war das nahezu pfundschwere und 15 cm lange Verschlußstück meines Repetirgewehrs. Nun erst wußte ich, was eigentlich vorgefallen war. Ich legte mich ins Canoe, das inzwischen gelandet war, an den Platz, den ich selbst für den kranken Paulo hergerichtet hatte, und gab dem Letzteren die Weisung, das Nothsignal des Sertao, zwei schnell auf einander folgende Schüsse, abzugeben. Glücklicherweise war noch ein Boot hinter mir, das ich erst vor etwa ½ Stunde überholt hatte. Erst als die Dunkelheit schon vollständig eingebrochen war, kamen denn auch die voraus befindlichen Canoes mit dem Zelt und der Mannschaft zurück.

So war ich, der ich mich während der ganzen Flußreise einer vorzüglichen Gesundheit erfreut hatte, plötzlich vollständig außer Gefecht gesetzt. Hier ist die Stelle, sämmtlichen Mitgliedern der Expedition, vor allem aber Hrn. Dr. Meyer, der es sich nicht nehmen ließ, mir während der ganzen Dauer der Heilung die vielen kleinen und großen Dienste selbst zu leisten, die bei der Pflege nothwendig wurden, öffentlich meinen Dank auszusprechen. Ich wurde mit der größtmöglichen Schonung weitertransportirt. Das Unmögliche wurde möglich gemacht, um mir Schmerzen zu ersparen. So habe ich auch den Transport im Canoe gut überstanden, und als nach 1 Monat die Landreise begann, war ich wieder so weit hergestellt, daß ich auf dem Maulthier weiter gebracht werden konnte. Allerdings mußte in der ersten Woche mein Maulthier geführt und getrieben werden, als ob es die zerbrechlichste Last auf dem Rücken habe, da ich mit meinem durch die Verletzung des linken stark angegriffenen rechten Auge irgendwelche Terrainschwierigkeiten nicht zu erkennen vermochte. Aber auch das lernte ich nach und nach, und in den letzten Wochen der Reise bin ich wieder ganz allein geritten. Die Lage war für mich anfangs besonders dadurch schwierig, daß ich der Verletzung des Jochbeines wegen, die sehr schnell unter starken Kontrakturen der Kaumuskulatur geheilt war, meinen Mund nicht mehr zu öffnen vermochte. Aber was Hr. Dr. Meyer an flüssigen Konserven bei sich hatte, hat er damals, großentheils mit eigener Hand, für mich bereitet und auch später noch hat er mir die zartesten Stücke des erlegten Wildes, das unsre einheimischen Köche nur sehr unvollkommen zuzubereiten verstanden, selbst so sorgfältig gebraten, daß ich sie ohne größere Schmerzen zu verzehren vermochte. Aber auch die Riograndenser thaten, was nur irgend in ihrer Macht stand, um mir meine Lage zu erleichtern. Mit Worten des Dankes für sie alle möchte ich diese Darstellung schließen. Wenn mir mein rechtes Auge erhalten geblieben ist, so habe ich es, soweit menschliche Hülfe dabei in Frage kommen kann, der Sorgfalt meiner Gefährten zu verdanken.

Durch diesen Unglücksfall sind zwar meine Untersuchungen jäh unterbrochen worden, und bei manchen derselben ist infolge davon auch die Vollendung unterblieben. Aber es sind doch schon aus der Zeit vorher eine Anzahl abgeschlossener Arbeiten zu verzeichnen, somatische Untersuchungen, die sich auch auf die Bevölkerungszahlen der Indianer mit Geburts- und Sterbefällen ausgedehnt haben, und eine Beobachtungsreihe über die Ernährung in den tropischen Klimaten, worüber bisher noch wenig Aufzeichnungen vorliegen, und anderes, so daß doch durch die Expedition auch von meiner Seite einiges verwerthbare Material für die Wissenschaft beigebracht worden ist.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Heute, am 30. November, feiert Theodor Mommsen, unter der Theilnahme nicht nur seiner engeren Fachgenossen und Schüler und Freunde und nicht nur seines deutschen Vaterlandes, sondern auch der gesammten gebildeten Welt, seinen 80. Geburtstag. Wenn je das Wort des Psalmisten von der Dauer und dem inneren Werth des menschlichen Lebens Anwendung finden durfte, so ist es gewiß im Hinblick auf das Leben und das Werk des greisen Gelehrten der Fall. Mühe und Arbeit waren der Inhalt seines Tagewerkes von frühester Jugend an bis in sein hohes Alter hinein, aber köstlich ist auch die Frucht, die hieraus entsprossen. Keine Gelehrtengestalt der neueren Zeit ist so volksthümlich und auch in weiteren Kreisen so bekannt geworden, wie die Mommsens; selbst sein wissenschaftlicher Entwicklungsgang liegt der Allgemeinheit so klar vor Augen, daß es Eulen nach Athen tragen hieße, ihn nochmals im einzelnen darzustellen. Aber auf das Wesentliche seines Wirkens kann nie genug hingewiesen werden, weil es im Grunde eins ist mit dem, was man die innerliche Tüchtigkeit des deutschen Volkscharakters nennen darf. Er, der Sohn der Nordmark, stellt sich in seinem ganzen Lebenswerke, das auf der mühsamen, eindringenden Kleinarbeit aufgebaut ist, um von diesem sicheren Grunde aus in kühnem Aufschwunge des Geistes die geschichtlichen Probleme der antiken Welt in ihrer ganzen Größe und Bedeutung zu erfassen, ebenso wie sein großer Zeitgenosse Bismarck, als ein charakteristischer Vertreter des Volkscharakters unsers nördlichen Deutschlands dar. Nur dort, wo der Mann in jedem Berufe mit aller Anstrengung arbeiten und kämpfen muß, sei es, um dem Boden seine Ernte, sei es, um dem Meere seine Beute abzugewinnen, nur dort können im allgemeinen Gestalten von so mächtiger Kraft erwachsen, wie aus deren eine auch in Mommsen vor den Augen steht. Es sind Gestalten voller Ecken und Kanten, denen die südliche Weichheit und oft auch die südliche Liebenswürdigkeit fast gänzlich abgeht, aus deren scharfen, festblickenden Augen aber neben dem ehernen Zielbewußtsein ein wahrer, auf die höchsten Dinge gerichteter Idealismus herauszuleuchten. Man braucht nur das Mommsenbildniß von Lenbach, welches im vergangenen Sommer in der Münchener Kunstausstellung soviel bewundert wurde, gesehen zu haben, um den Mann, der so abgebildet ist, ganz zu verstehen. Er ist ein großer Gelehrter auf dem Gebiete der alten Rechtskunde und Geschichte, das weiß so heute schon fast jedes Kind auf der Straße, er hat eine epochemachende römische Geschichte geschrieben und Unermeßliches geleistet in der Sammlung und Herausgabe der klassischen und mittelalterlichen Rechtsalterthümer und geschichtlichen Dokumente — aber das ist noch nicht genug. Neben dem fast zur höchsten Potenz gesteigerten Wissen dieses Mannes, neben seinem scharfen Verstand und seinem genialen Organisationstalent, mit dem er es verstand, die historische Arbeit auf seinem Gebiet in kollektivistischem Sinne fruchtbar zu gestalten, geht ein ausgeprägter Sinn für das Allgemeine nicht nur in der Geschichte, sondern auch im modernen öffentlichen Leben, der sein Lebenswerk des trockenen, rein akademischen Charakters entkleidet und es als lebendige, auch den nur in der gegenwärtigen Zeit lebenden und nur an ihr Interesse findenden Leser packende That hinstellt. Mommsen ist oft aus dem stillen Frieden seines Arbeitszimmers persönlich in die laute Oeffentlichkeit herausgetreten und hat an den politischen Kämpfen seiner Zeit theilgenommen; erst jüngst haben seine nach Oesterreich und Ungarn gerichteten Briefe als wirkungsvolle Mahnworte und als Weckrufe für das Deutschthum in jenen Ländern kräftigen Wiederhall auch daheim gefunden. Aber wichtiger als

diese einzelnen, an die unmittelbare Oeffentlichkeit gerichteten Bethätigungen seiner politischen und sagen wir es sogleich: seiner nationalen deutschen Gesinnung dünkt uns der allgemeine, seinem ganzen gewaltigen Lebenswerke zugrunde liegende Ausdruck dieser Gesinnung, dieses ehrliche und klare Streben nach der Wahrheit, laute sie wie sie wolle, diese ernste Hingabe an die tüchtige Arbeit, aus der allein ein großes geistiges Werk gut begründet hervorwachsen kann, dieses Einsetzen der ganzen Persönlichkeit und der ganzen Arbeitskraft für die hohen Ziele der Wissenschaft. Hierin spricht sich wahres Deutschthum und ernste Männlichkeit aus, und diese Eigenschaften, gepaart mit hoher Geistesknust, leuchteten uns aus den Augen jenes Lenbach'schen Bildes entgegen. — Es ist bezeichnend, daß Mommsen, nicht nur durch seine wissenschaftlichen Leistungen, sondern besonders auch durch sein ganzes Wesen, den Romanen, speziell den Italienern, in deren Mitte er ja ist geweilt, so gewaltig imponirt. Allerdings kann es keinen größeren Gegensatz geben, als ihn in der Mitte eines italienischen Gelehrtenkreises zu beobachten. Es ist als ob sein Auftreten schon ein wenig Oel auf die hochgehenden Wogen der Gespräche und Geberden schütte, sobald er nur in das Zimmer tritt. Die sichere Geschlossenheit der deutschen Natur tritt hier der lauten Geschäftigkeit der Romanen sieghaft entgegen. Und es ist sicher nicht nur der große Ruf als Gelehrter, der ihm überall im Süden die fast abgöttische Verehrung einträgt, die man ihm dort entgegenbringt, sondern es ist auch die unbestimmte Ahnung, die das Herz des Romanen erfaßt, daß ihm hier ein Vertreter jenes kernigen und ernsten deutschen Wesens entgegentritt, dem gegenüber auch die selbstbewußteste südliche Genialität sich beugen muß. — Bismarck und Mommsen gelten in der That dem Italiener als die charakteristischsten Vertreter deutschen Wesens und deutscher Kraft — jeder natürlich auf seinem Gebiete. Freuen wir uns, daß wir solche kräftige Vertreter unsres Volksthums noch als frische Achtziger den Nachbaromanen vor die Augen stellen können!

* Wissenschaftliche Ergänzungshefte zur Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins. Der gegenwärtige Zentralausschuß Graz des Vereins hat nach eingeholter Zustimmung des wissenschaftlichen Beirathes beschlossen, eine selbständige Reihe wissenschaftlicher Ergänzungshefte zur „Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins" erscheinen zu lassen, in denen in erster Linie die Ergebnisse jener wissenschaftlichen Arbeiten veröffentlicht werden sollen, welche mit Unterstützung des Vereins unternommen werden. Es wird damit vermieden, daß die eigenen Arbeiten des Vereins, wie es schon vorgekommen, in anderen Zeitschriften veröffentlicht werden oder ganz unveröffentlicht bleiben; der Zeitschrift selbst bleiben dabei populärer gehaltene aber kleinere wissenschaftliche Aufsätze vorbehalten. Die neue Veröffentlichung bewegt sich streng innerhalb des Vereinszweckes, als dessen ersten der § 1 der Statuten angibt: „die Kenntniß der Alpen Deutschlands und Oesterreichs zu erweitern und zu verbreitern". Dieser Erweiterung oder Vertiefung sollen die wissenschaftlichen Ergänzungshefte dienen, während die regelmäßigen Veröffentlichungen „Zeitschrift" und „Mittheilungen" mehr der „Verbreitung" jener Kenntniß gewidmet bleiben. Zur Eröffnung der Ergänzungshefte wurde eine von Prof. Dr. S. Finsterwalder und seinen Gefährten Dr. A. Blümcke und Dr. Hans Heß in den Jahren 1888 und 1889 mit Unterstützung des Vereins bewerkstelligte kartographische Aufnahme des durch seine außergewöhnlichen Schwankungen berühmten Vernagtferners verwendet; eine Aufnahme, die in Anbetracht ihrer Genauigkeit für alle Zukunft nicht bloß bei neuen Vorstößen, sondern zum Studium der Physik der Gletscher überhaupt, die werthvollste Grundlage unsrer Kenntnisse bilden dürfte. Dem Heft, das in gleichem Format und gleicher Ausstattung wie die Zeitschrift erscheint, ist eine von der Firma H. Petters in mehrfarbigem Kupferdruck ausgeführte große Karte beigegeben, welche als die ausführlichste Gletscherkarte gelten kann. Mitglieder erhalten das Heft für 5 M., der Buchhändlerpreis beträgt M. 7.50. Es sollen die weiteren Hefte in zwangloser Folge erscheinen, aber nie mehr als eins im Jahr.

* **Berlin.** Der Schriftsteller Karl Freuzel, der am 6. Dez. seinen 70. Geburtstag begeht, hat den Professortitel erhalten.

* **Lyon.** In Ecligny bei Bourg wurde dieser Tage eine bronzene Apollostatue ausgegraben. Neben dem Bildwerk, das 1.60 m hoch ist, wurden Bruchstücke einer Tafel mit einer bisher noch nicht entzifferten römischen Inschrift aufgefunden. Die beiden sehr werthvollen Funde wurden vom hiesigen Museum erworben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Theodor Haffmann: Der Verwerfstein in der Pfalz. Ludwigshafen a. Rh., Aug. Lanterbara 1897. — Dr. Tsurutaro Sengo: Gestaltung und Kritik der heutigen Konsulargerichtsbarkeit in Japan. Berlin, R. L. Prager 1897. — Hermann Credners Elemente der Geologie. Vom philosophischen und pädagogischen Gesichtspunkte besprochen von Dr. Joh. Georg Mayer. Straßburg, J. H. Ed. Heitz 1897. — Die Garnisonorte des deutschen Reichsheeres und der kaiserlichen Marine, Alphabetisch geordnet. Mit einer Uebersichtskarte. Nach dem Stande vom 1. Oktober 1897. Leipzig, F. A. Berger. — Dr. Adolf Laffen: Jakob Böhme. 3. Stück des 5. Jahrgangs der Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft. Berlin, R. Gaertner 1897. — Rudolf Krauß: Schwäbische Literaturgeschichte. 1. Band: Von den Anfängen bis ins 19. Jahrhundert. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr 1897. — Handelsgesetzbuch für das Deutsche Reich. Handausgabe mit Erläuterungen, Anhang und Sachregister von Dr. H. Frankenburger. München, J. Schweizer 1898. — Sammlung von Erlassen, Verordnungen und Ministerialerlassen strafrechtlichen Inhalts für bayerischer Polizeiorgane. Vom kgl. Staatsministerium des Innern für die Gendarmerie angeschafft. Ebenda 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Simon Thums.

Einige Tage aus seinem Leben.

Von

Max Burckhard.

Preis geheftet 3 Mark. — Elegant gebunden 4 Mark.

Schon im ersten Abdruck im Feuilleton der „Neuen Freien Presse" erregte dies ungewöhnliche Buch des gegenwärtigen Direktors des Burgtheaters Dr. Max Burckhard in Oesterreich und weit über dessen Grenzen hinaus Aufsehen. Mit außerordentlicher Schärfe geht der Autor dem modernen Streben in Leben und Litteratur zu Leibe; mit satirischer Kraft deckt er insbesondere schwere Schäden der heutigen Strafrechtspflege auf; aus eigener langjähriger Anschauung schildert er mannigfaltige Typen der österreichischen Bureaukratie. Diese stoffliche Bedeutung würde für sich allein Burckhards „Simon Thums" die Geltung einer zeitgeschichtlichen Urkunde sichern. Zugleich verdient die Schöpfung — das erste größere erzählende Werk des hervorragenden Rechtsgelehrten — auch litterarische Beachtung als lebenstreue, durchweg selbständige Darstellung schöner und häßlicher Seiten des heutigen Wienertums. (17850)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Deutsche Nähmaschinen

bester Qualitäten,

ausgestattet mit allen neuesten Erfindungen. Vollkommener Mechanismus, rasches Nähen, elegante Ausstattung, bescheidene Preise.

Keine Erhöhung bei Theilzahlung.

Kataloge und Versandt franko.

Reellste Bedienung.

Chr. N. Schad, München,

Hoflieferant, (13968)

Perusastrasse 11 ✻ Kaulbachstrasse 9.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keit in München.

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 1. Dezember. Nummer 272.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Kirchenpolitische Briefe. XXX. Von Spectator. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kirchenpolitische Briefe.[1]

XXX.

„C'est contre mon humeur que j'ai fait tout cecl:
Mais on m'mise au polet de Vous traiter ainsi."
Elmire à Tartuffe, Act. IV, sc. VIII.

Rom, 20. Nov. Religiöser oder vielmehr kirchenpolitischer Beunruhigung erfreuen sich jetzt fast alle Staaten Europa's; weder Deutschland noch Oesterreich, weder Belgien noch Frankreich, weder Spanien mit seinem schon vergessenen extommunizirten Minister, noch Portugal mit seiner vergebens nach der Geburt ringenden Centrumspartei sind davon verschont. In höherem Grade aber als alle übrigen Länder genießt heute Italien den zweifelhaften Vorzug, von einer nicht ungefährlichen religiös-kirchenpolitischen Bewegung angefaßt und geschüttelt zu sein. Sie hat auch für das übrige Europa und insbesondere für Deutschland ein gewisses Interesse, und es wird sich daher lohnen, Italien und den Italienern einige unsrer Briefe zu widmen, nachdem wir unsre Pflicht gegen unsre liebenswürdigen Nachbarn jenseit der Vogesen vorläufig erfüllt haben.

Wir haben, wie unsre Leser sich erinnern werden, vor anderthalb Jahren in einer Reihe historischer Betrachtungen die Entwicklung der Dinge von der großen Revolution bis zum Pontifikat Leo's XIII. vorgelegt. Seither haben die Verhältnisse sich in einer eigenartigen Weise zugespitzt, welche uns nöthigt, auf die Ereignisse der letzten Jahre einigermaßen zurückzukommen. Sehen wir zu, wie sich aus der allgemeinen Lage die Begebenheiten der letzten Wochen und Monate abheben.

Ein Blick auf die Presse Italiens verräth uns in berufenen Vertretern der öffentlichen Meinung einen Ausdruck der Entmuthigung, der uns überraschen muß, und der selbst nach Abba Carima Manchem unerwartet kommen mußte. Auf mehr als einem Punkt bricht die Ueberzeugung durch, daß es auf dem bisherigen Weg nicht weiter geht. Der Zerfall des nationalen Gedankens und die Erkrankung der öffentlichen Zustände erscheint dem Verfasser des vielbemerkten Artikels „Torniamo allo Statuto" (in der „Nuova Antologia", 1897, 1. Jan.) so gefahrdrohend, daß nur ein fast absolutes Regiment, eine Art von Diktatur noch helfen könne. Man weiß jetzt, daß der Autor dieses Essays Niemand anders ist als der Finanzminister des letzten Crispischen Kabinets, Hr. Sonnino, der jetzige Führer der Opposition. Weniger befremdlich ist, wenn ein stark ultramontan angewehter Mitarbeiter der „Rassegna nazionale" (1. Juli d. J., S. 64 f.), Hr. Gaetano Rocchi, den Zustand für einen derartigen hält, daß, wenn nicht außerordentliche Dinge eintreten, eine Heilung desselben aus sich heraus völlig ausgeschlossen sei (S. 68). Dieser Schriftsteller weist auf die in der Verwaltung hervorgetretene Korruption, auf den beklagenswerthen Verfall des öffentlichen Unterrichts, auf die Mißerfolge der Kolonialpolitik, auf die bei Gelegenheit der afrikanischen Niederlage offenbar gewordene Desorganisation als auf nächste Veranlassungen des allgemeinen Mißvergnügens hin, erkennt indessen als letzte Ursachen des Unheils die Umstände an, unter denen s. Z. die Einigung Italiens und die Errichtung des Königreichs stattfand. Dies Werk der Unifikation ward, wie er sagt, durch einen der Kirche feindlichen Liberalismus durchgeführt; es kam nur zustande unter Verletzung der Rechte des Papstes, und die Art, wie das Prinzip von der freien Kirche im freien Staat angewendet wurde, drängte die konservativ-kirchlichen Kreise in die Opposition. Aus ihrer Mitte heraus fand nur ein sehr beschränkter und oberflächlicher Anschluß an die neue Ordnung der Dinge statt. Die Mehrzahl der kirchlich Gesinnten hielt sich der vom Vatikan gegebenen Weisung (des Non expedit) entsprechend, von der Theilnahme an den politischen Wahlen[1]) und demnach der ganzen Gesetzgebung zurück, ein verhältnißmäßig kleiner Bruchtheil derselben stellte sich dem neuen Regime so feindlich entgegen, daß er auch dem, was letzteres Gutes gebracht hatte, seine Anerkennung durchaus versagte. Als solche gute Errungenschaften glaubt Hr. Rocchi bezeichnen zu dürfen: den Geist der nationalen Zusammengehörigkeit, den einer verständigen Demokratie, die Theilnahme des ganzen Volkes an der Regierung, die auf Entwicklung der Industrie und der öffentlichen Arbeiten gehende Tendenz (S. 82). Eine weitere Ursache der heutigen Lage sei der im Schoß des Liberalismus selbst sich vollziehende Prozeß. Auf die „heroische" Zeit dieser Partei folgte nicht eine Periode der Befestigung und Beruhigung, sondern leider eine immer zunehmende Dekadenz, die zunächst durch den unersättlichen Egoismus der Führer und die Unfähigkeit der Volksvertretung sich, nach Ansicht des Verfassers, in den Ministerien der Depretis, Giolitti und Crispi verkörperte. So bildete sich eine „Oligarchia dei peggiori" aus (S. 85). Die Ansteckung Italiens durch die allgemeine sozialistische Bewegung kam hinzu, um die Zersetzung der liberalen Partei zu fördern und damit die Erstarkung der katholischen Partei zu ermöglichen. Hr. Rocchi führt uns die Katholiken Italiens

[1]) Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 247 vom 2. November d. J. — Um der besonders lebhaften Nachfrage zu genügen, hat sich der Verlag der Allgemeinen Zeitung zur Herstellung einer größeren Auflage der die Spectatorbriefe enthaltenden Nummern entschlossen und zugleich den Preis für jede dieser Nummern im Einzelverkauf auf eine Mark festgesetzt. D. Red.

[1]) Welchen Prozentsatz der Wahlberechtigten diese Astemii ausmachen, ist nicht zu ermitteln; sehr bedeutend kann er nicht sein, denn im allgemeinen zeigt der Prozentsatz der in Italien wirklich Wählenden ungefähr dieselbe Höhe wie in den Ländern, welche sich des Vorzugs einer Centrums- oder katholischen Volkspartei erfreuen. Man darf die Bedeutung des Non expedit daher nicht überschätzen, und vielleicht haben diejenigen nicht ganz Unrecht, welche behaupten, die Aufrechthaltung dieser Ordre sei zum Theil der Besorgniß zu danken, daß bei offener Freigabe der Wahl das Resultat eine große Enttäuschung darstellen dürfte.

Digitized by Google

als in mehrere Richtungen gespalten vor. Er leugnet nicht das Vorhandensein einer absolut reaktionären Schule, welche von dem heutigen Italien überhaupt nichts wissen will; aber er meint, die Mehrheit der Katholiken sei gemäßigt, und es sei von den „Retrivi“ nichts zu fürchten, da die unbedingte Hingabe der Majorität an die Führung der Kirche und Leo's XIII. (welchen er un maraviglioso strumento in mano della Providenza nennt) eine Garantie für eine den Interessen der Gegenwart und Italiens günstige Entwicklung der Dinge sei. Der heutige Papst stelle ja in seiner eigenen Person den modernsten Menschen dar, und im übrigen seien die Prinzipien der Kirche stets „modern“ im besten Sinn des Wortes (S. 98). Selbst die römische Frage brauche Einen in dieser Hinsicht nicht zu beunruhigen, da der Papst sich als Mittelpunkt der kirchlichen Gewalt die Entscheidung über die Frage, ob und wann er in der Ausübung seiner höchsten Macht frei zu erachten sei, selbst vorbehalten habe und daher die Katholiken in diesem Punkt von jeder Verantwortlichkeit frei seien (wörtlich: i cattolici non debbono nè posson curarsi). Alle Heilung der uns in Italien wie außerhalb desselben drohenden Gefahren kann, schließt Hr. Rocchi, nur von der tiefinnerlichen, religiösen, sozialen und politischen Erneuerung erwartet werden, welche von der Kirche ausgeht. Einige Seiten vorher spricht er (S. 99) von den Uebeln, welche Liberalismus und Sozialismus einer-, der Pharisäismus andrerseits fort und fort hervorruft. Danach zu urtheilen ist ihm gewiß, daß die Leitung der katholischen Bewegung von jeder Einwirkung dieses Elements des Pharisäismus frei ist.

Dieser löbliche Optimismus beweist jedenfalls, daß in Italien der Handel mit Rosenwasser noch recht schwunghaft betrieben wird. Was an den Betrachtungen des Hrn. Rocchi richtig ist, glauben wir bereits vor anderthalb Jahren an dieser Stelle weitläufig auseinandergesetzt zu haben. Diese unsre Darlegung fiel in die ersten Wochen der Rudini'schen Geschäftsführung; seither hat sich die Lage einigermaßen verändert.

Zunächst war zu bemerken, daß das, was man hier die „azione cattolica“ nennt, seit dem Sturz Crispi's einen namhaften Aufschwung erlebt hat. Schon früher gab es katholische Kongresse und Ruralkassen, welche namentlich in Oberitalien, nach dem System Raiffeisen gebildet, dem Einfluß des Pfarrers auf die Landbevölkerung eine neue Bedeutung verliehen. Die Gleichgültigkeit der herrschenden Bourgeoisie für die Interessen des kleinen Mannes, die Korruption der Beamten, von der wir leider so viel zu hören bekamen, hatten nicht wenig dazu beigetragen, der Geistlichkeit hinsichtlich der Organisation dieser Spar- und Darlehnskassen größeres Vertrauen zuzutragen. Heute sind also diese Anstalten zentralisirt und organisirt. Es gibt ein Comitato Generale, es gibt Comitati Regionali, Diocesani und Parrocchiali für die ganze Aktion. Die katholischen Journale wußten kürzlich eine Statistik dieser Vereine mitzutheilen, aus welcher z. B. hervorging, daß in Piemont 578 Pfarrvereine, 113 Jünglingsvereine, 88 Darlehnskassen, 133 Arbeitervereine, 456 andere katholische Vereine mit einer täglichen Zeitung bestehen. Die Lombardei zählt 639 Pfarrvereine, 96 Jünglingsvereine, 108 Darlehnskassen, 350 Arbeitervereine, 3 tägliche Zeitungen. Ligurien hat 91 Pfarrvereine, 47 Jünglingsvereine, 10 Darlehnskassen, 105 Arbeitervereine, 63 andere Assoziationen, 17 Zeitungen und Zeitschriften; die Emilia 505 Pfarrvereine, 19 Jünglingsvereine, 27 Kassen, 133 Arbeitervereine u. s. s. Am reichsten ist Venezien vertreten, welches 826 Pfarrvereine, 336 Jünglingsvereine, 400 Darlehnskassen, 263 Arbeitervereine, 17 Zeitungen u. s. w. aufweist. Es wird darüber geklagt, daß in Toscana, wo das Landvolk wie in Frankreich dem Indifferentismus verfallen sei (was wir durchaus nicht bestätigen können), und in Süditalien, wo man sich nur an den Aeußerlichkeiten des Gottesdienstes erfreue (sic!), diese Vereinsthätigkeit keine Fortschritte mache, so daß eine Statistik darüber fehlt („K. Volksztg.“ 1897, Nr. 674). Indessen gibt der „Osservatore Romano“ jetzt (z. B. 3.—4. Aug.) von Zeit zu Zeit Nachricht von der Verbreitung der „Comitati Parrocchiali“ und der „Casse Rurali Cattoliche“ in Unteritalien und Sicilien, und ganz kürzlich fand die Errichtung eines Diözesanvereins in Bari statt, über dessen erste Sitzung uns in der „Vedetta Pugliese“ vom 4.—5. Juli ein eingehender Bericht vorliegt. Bei dieser Gelegenheit hielt der Ehrenpräsident des „Comitato“, der Titularbischof Msgr. Orazio Mazzella, Coadjutor des Erzbischofs von Bari, eine lange Rede, in welcher er Zweck und Absichten dieser Vereine auseinandersetzt. Die Vereine haben danach keinen politischen Charakter; „wir wollen,“ sagt Msgr. Mazzella, „den religiösen Unterricht fördern, die Sitten reinigen, die Werke der Charitas fruchtbarer gestalten; wir wollen nur darauf wirken, daß die Religion nicht ferner durch eine schlechte Presse beschimpft werde, die katholische Moral nicht durch öffentliche Skandale und Profanation unsrer Feste beleidigt, die freie Ausübung unsres Kultus nicht behindert werde. In einem Wort: wir wollen, mit dem Kruzifix in der Hand, in die Werkstätte und in die Schule, in die Privathäuser wie auf die öffentlichen Plätze, in die Laboratorien der Wissenschaft, in die Versammlungen, Tribunale und die Königsburg eindringen, um da überall das Wort des katholischen Glaubens und der christlichen Liebe hinzutragen.“

Dieses Programm ist sehr schön, und wenn man es innehält, beschließt es nichts in sich, was nicht löblich und der Unterstützung werth wäre. Aber die Gegner der katholischen Aktion fragen: wozu alle diese Vereine, wenn dieselben nichts anderes zu besorgen haben als das, was von jeher Gegenstand und Aufgabe der pfarramtlichen und der geordneten Seelsorger-Thätigkeit gewesen ist? Entweder langen Bischöfe und Pfarrer nicht, um das zu leisten, wozu sie da sind; und in diesem Fall sollte die erste Sorge sein, den Zustand des Klerus zu verbessern; oder der Klerus thut seine Schuldigkeit, und dann ist diese gesammte Laienorganisation neben der geordneten Hierarchie nur überflüssig und unter Umständen schädlich. Dieselben Gegner verweisen dann auf Reden, wie sie in Fiesole und Mailand auf den katholischen Kongressen und anderwärts gefallen sind, und auf manche andere Kundgebungen, welche ihrer Ansicht nach beweisen, daß das oben entwickelte Programm nur ein Schirm für ganz andere, positiv politische Agitationen bildet, und daß der eigentliche Zweck dieser „azione cattolica“ die Bereitstellung und Einrichtung einer zuverlässigen Armee sei, welche für die weltliche Macht des Papstthums zu arbeiten und den Bestand der gegenwärtigen Ordnung der Dinge langsam, aber sicher zu unterhöhlen hat.

Allem Anschein nach ist das die Ueberzeugung, aus welcher die viel besprochenen Zirkulare des gegenwärtigen Ministerpräsidenten hervorgegangen sind. Es lohnt der Mühe, sich mit diesen hier etwas eingehender zu beschäftigen. [1])

[1]) Da die „Circolari“ von keiner deutschen Zeitung wiedergegeben wurden, so drucken wir diese historischen Dokumente im Originaltext hier ab, um Jedermann die Beurtheilung derselben zu ermöglichen.

I.

Roma, 18 settembre 1897. (Riservata.)

Seguo da qualche tempo attentamente il continuo progressivo risveglio del partito clericale e non posso a meno di richiamare l'attenzione della S. V. più che sul fatto in sè stesso, sui mezzi ai quali il detto partito ricorre per la propaganda dei propri intendimenti. Fra tali mezzi quelli usati più comunemente e con maggiore successo sono la costituzione di Associazioni e di Circoli e la conferenze.

Der Marchese di Rudinì, welches immer seine persönliche religiöse Ueberzeugung sein mag — diese kommt hier nicht in Betracht —, ist jedenfalls kein der Kirche feindlich gesinnter Politiker. Sicher hat Italien seit 1870 keinen leitenden Staatsmann gehabt, welcher von „kulturkämpferischen" Neigungen freier war als er. Als er im Jahre 1896 in den Palazzo Braschi zurückkehrte, war, davon sind wir vollkommen unterrichtet, seine bestimmte Absicht, der Kirche weitgehende Zugeständisse zu machen und mit der Politik der fortgesetzten Nadelstiche, in welchen sich das Kabinet Crispi gefiel, gänzlich zu brechen. Es ist kein Zweifel, daß man im Vatikan seine Gesinnungen hinreichend kannte; trotzdem wurde sein Kabinet von den vatikanischen Blättern so despektirlich als möglich aufgenommen. Warum auch nicht? In den Augen dieser Presse ist ja ein Minister des Königs ipso facto vogelfrei; man hat nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, durch geeignete Beleuchtung all seiner Fehler und Verruchtheiten ihn dafür abzustrafen, daß er es gewagt hat, in dem Königreich der Liberalen und Freimaurer ein Amt anzunehmen. Nach einigen Tagen änderte sich der Ton der vom Vatikan inspirirten Presse. Man fing an, mit Achtung und bald mit Sympathie von dem Marchese, dem Landsmann des Kardinalstaatssekretärs, zu sprechen, und es war bald ersichtlich, daß die alten Beziehungen zwischen Beiden aufgefrischt worden waren. Die Haltung des Ministeriums in kirchlichen Angelegenheiten erwies sich als äußerst entgegenkommend; di Rudinì's persönliche Absichten konnten durch den Umstand nur gefördert werden, daß ein so konservativ und der Kirche wohlwollender Mann, wie der leider seither verstorbene Costa, an die Spitze des Justizministeriums gestellt war. In der Note, welche die „Opinione" kürzlich zur Vertheidigung der Rudinì'schen Zirkulare veröffentlichte, konnte sich der Konseilpräsident darauf berufen, daß er alle Schranken hinweggeräumt habe, welche den Verkehr der Bischöfe mit ihren Pfarrern behinderten; daß er hinsichtlich des Exequatur und Placet (bei den Bischofsernennungen) größtes Entgegenkommen gezeigt; daß die Ordensschulen in den Kolonien jede Unterstützung erfahren haben; daß der Minister die lange Zeit verbotenen Prozessionen gestattet; daß es ihm sicher nie in den Sinn kommen werde, irgendeinen das Gewissen der Katholiken beschwerenden oder die freie Ausübung der Religion hemmenden Akt zu setzen. Wer sich in Italien einigermaßen umgesehen, wird zugestehen müssen, daß diese Behauptungen vollkommen gerechtfertigt sind. Daß auf dem Gebiete des Unterrichts, des Ordenslebens, der caritativen Institute und des Kirchenvermögens nicht sofort eine völlig neue und den Wünschen der Katholiken in allweg entsprechende Gesetzgebung eingeleitet wurde, war sehr verständlich; mit wem hätte das Ministerium sie zustande bringen sollen? In dem von Crispi geerbten Parlament hatte Rudinì nur eine durch das Mißgeschick in Abessynien zufällig zusammengewürfelte Majorität, die ihn sicher bei jedem Versuche, eine dem Vatikan freundliche Politik einzuschlagen, im Stiche gelassen hätte. Diese Erwägung mag, mit anderen, zusammengewirkt haben, um das Ministerium zur Auflösung der Kammer und zur Anberaumung von Neuwahlen zu veranlassen. Wir haben dies von Anfang an für einen Fehler gehalten, und der Erfolg hat uns nicht Unrecht gegeben. Die klare und

---

Abituato, come sono, al rispetto per ogni principio di libertà, non permetterò mai che siano impedite o ostacolate la manifestazioni d'un partito, anche se, come il clericale, è avverso alle nostre istituzioni e ai nostri ideali, tutte le volte che tali manifestazioni restino nel campo della legalità e non attentino direttamente o indirettamente alle istituzioni e agli ordinamenti che ci reggono. Non permetterò, però, d'altra parte, che si usi alcuna tolleranza a questo partito quando gli atti suoi mireranno precisamente a quest' ultimo scopo.

In questo caso, le Associazioni e i Circoli clericali dovranno essere considerati e tratti come le Associazioni e i Circoli sovversivi, e le conferenze del partito clericale, pericolose per l'ordine pubblico al pari di quelle dei partiti sovversivi, dovranno pure esse avere uguale trattamento.

Le Autorità dovranno altresì esercitare a tempo opportuno una attenta vigilanza sulle mosse del partito clericale nel campo elettorale e specialmente negli atti dei ministri del culto in rapporto alla libertà e sincerità del voto.

Ogniqualvolta, quindi, resti accertato che tali atti cadono sotto le sanzioni degli articoli 95 della legge comunale e provinciale e 107 della legge elettorale politica, si avrà cura, dopo raccolti gli elementi della loro sussistenza, di denunziarne i responsabili all' Autorità giudiziaria per il conseguente procedimento.

Confido nella S. V. per un' esatta interpretazione di siffatte istruzioni e la prego di un cenno di ricevuta.

Il Ministro RUDINÌ.

Ai signori Prefetti del Regno.

II.

(Telegramma)

Milano, 27 settembre 1897. (Riservato.)

Prefetti — Regno.

Da qualche tempo il partito clericale avverso all' unità nazionale usa tenere nelle chiese riunioni di carattere prettamente politico, che possono alle lunga diventare cagione di gravi disordini. E perciò qualora fosse segnalata nella sua provincia qualche riunione in chiesa con carattere spiccatamente politico, io le prego avvertirmene con anticipazione a dirmi se Ella creda opportuno permetterla o vietarla nell' interesse dell'ordine pubblico.

RUDINÌ.

III.

Roma, 30 settembre 1897. (Riservata.)

In relazione al mio telegramma del 27 andante N. 20319, credo opportuno di richiamare l'attenzione delle SS. LL. sulle sentenze della Corte di Cassazione di Roma, in data 23 marzo e 10 luglio 1897, colle quali si è stabilita la massima che *le riunioni nelle chiese, per iscopi estranei al culto sono soggette all' obbligo del preavviso all'Autorità locale di P. S.* a termini dell' articolo della legge 30 giugno 1889 N. 6144.

Ai signori Prefetti del Regno.

Il Ministro
firmato: RUDINÌ.

IV.

(Telegramma)

Roma, 7 ottobre 1897. (Riservato.)

Prefetti — Regno.

In caso di riunioni politiche clericali in chiesa voglia avvertirmi con qualche anticipazione per avere il tempo di esaminare se sia opportuno vietarla.

Avverto che in massima qualunque riunione numerosa fatta in chiese, anche con inviti personali, deve essere considerata come pubblica, perchè tenuta in luogo pubblico, e qualunque riunione a scopo politico fatta in chiesa deve essere ritenuta come capace di turbare l'ordine pubblico.

Firmato: RUDINÌ.

V.

Roma, 8 ottobre 1897. (Riservata.)

Non sarà certamente sfuggito alle SS. LL. che nei Congressi e nelle riunioni del partito clericale sono, più volte, stati fatti voti contrari alle libere istituzioni che ci governano e finanche per la distruzione dello Stato italiano.

Questi voti colpevoli ed insani non possono e non devono ulteriormente tollerarsi, sia per l'offesa che recano alla legge e sia ancora per l'oltraggio che viene fatto al sentimento nazionale.

Ho dovere, quindi, su questo argomento, di richiamare la particolare attenzione dei signori Prefetti, i quali debbono comprendere il grave obbligo che loro incombe di salvaguardare la integrità delle patrie istituzioni con tutti i mezzi dalle leggi consentiti, contenendo nei limiti di esse l'azione di tutti i partiti sovversivi.

Curando con sollecitudine le disposizioni delle recenti mie circolari, io credo che i signori Prefetti abbiano una norma sicura per regolare efficacemente l'opera loro di fronte a qualsiasi esorbitanza del partito clericale, per il quale io non richiedo che la esatta applicazione della legge comune.

In questo intento è necessario l'azione concorde dell' Autorità giudiziaria, con la quale i signori Prefetti vorranno intrattenersi, non solo per manifestare e chiarire questi intendimenti del Governo, ma ancora per assicurare l'accordo di tutte le Autorità in difesa della legge e dei supremi interessi del Paese.

Prego segnare ricevuta della presente.

Il ministro
firmato: RUDINÌ.

Ai signori Prefetti del Regno.

bestimmte Majorität, deren Rudinì zu bedürfen geglaubt und welche er von den Neuwahlen erhofft hatte, ist ausgeblieben. Um sich zu halten, sah er sich genöthigt, statt der Schwenkung nach rechts diejenige nach links zu machen. Er mußte mit Zanardelli paktiren, und dieser radikale, dem Vatikan in tiefster Seele feindliche Staatsmann ist, wie wir das im Frühjahr unsern Lesern vorausgesagt, heute schon wieder soweit Herr der Situation, daß der „Univers" Hrn. di Rudinì den protégé Zanardelli's nennen konnte.

Ganz gewiß hätte seine persönliche Neigung den Marchese di Rudinì lieber nach der entgegengesetzten Seite getrieben, und wir sind aus guten Gründen überzeugt, daß er nur einen Ausfall der Wahlen im konservativen Sinne abwartete, um mit dem Entwurf einer den kirchlichen Interessen weit entgegenkommenden Gesetzgebung hervorzutreten. Es sollte anders kommen. Rudinì's Irrthum war, daß er von einer direkten Verständigung mit dem Vatikan eine kräftige Unterstützung bei den Neuwahlen und einen sofortigen Umschwung der ganzen Kirchenpolitik erwartete. Wir haben schon früher betont, daß ein solcher Umschwung nur das Ergebniß lang fortgesetzter ruhiger Arbeit und einer geduldigen, aber konsequent durchgeführten Politik des Wohlwollens und verständigen Behandlung der kirchlichen Angelegenheiten sein konnte. Die Regierung mußte die so lange vernachlässigte Fühlung mit den gemäßigten, nationalgesinnten und gebildeten Kreisen der italienischen Katholiken suchen. Sie mußte ebenso energisch als konsequent zeigen, daß sie gewillt sei, mit diesen Elementen die Verständigung aufzusuchen und mit ihnen den vollen Frieden zwischen Staat und Kirche zu erstreben. Sie mußte diese Elemente schützen und hochhalten und ebenso klar zu erkennen geben, daß sie ganz und gar nicht darauf ausgehe, mit den extremen und agitatorischen Elementen des politischen Katholizismus diesen Frieden zu suchen oder ihn je aus ihrer Hand anzunehmen. Nur so konnte der partito savio jene Kräftigung und Macht gewinnen, welche ihn vor der Nation als Träger einer konzilianten Kirchenpolitik kennzeichnete und die Zelanti auf die Seite schob, wohin sie gehören.

Es ist tief zu beklagen, daß diese Wahrheiten nicht an maßgebender Stelle erkannt wurden, und daß man sich in die Illusion einhüllte, die bisherige kirchenfreundliche Haltung des Ministeriums werde hinreichen, um die Politik des Non expedit zu brechen und die Betheiligung der „Katholiken" an den Parlamentswahlen zu erzielen. Man hat offenbar als Aequivalent für dieses Zugeständniß Konzessionen hinsichtlich einer irgendwie gearteten Wiederherstellung des Temporale gefordert, und von dem Augenblicke an, wo diese sich als unerreichbar erwiesen, wieder zum Sturm gegen Italien und seine Regierung geblasen. Die geringe Zurückhaltung sowohl der ultramontanen Presse, als verschiedener Redner auf den „katholischen" Kongressen mußten das Ministerium überzeugen, daß der Kriegszustand aufs neue proklamirt und nicht mehr daran zu denken war, daß von dieser Seite ihm irgendeine Unterstützung oder irgendein Pardon zutheil werden könne. Es gibt keinen Pardon für denjenigen, welcher die weltliche Herrschaft nicht in sein politisches Glaubensbekenntniß aufnimmt.

Das war die Situation, aus welcher heraus der Marchese di Rudinì die famosen Zirkulare gegeben hat, welche von der ganzen „katholischen" Presse als der Beginn eines neuen Kulturkampfes, als Bethätigung eines durch nichts motivirten, rein vom Zaun gebrochenen Antiklerikalismus begrüßt und auf der ganzen Linie mit vollem Feuer beantwortet wurden.[1])

[1]) Man vergleiche dazu jetzt die neuesten Mittheilungen der Allgemeinen Zeitung vom 18. Nov., Nr. 319 Morgenbl. S. 3.

Unsre Leser werden sich erinnern, daß die „katholischen Kongresse" in Italien mit Vorliebe in den Kirchen gehalten werden. Unsre vorigjährige Schilderung des Fiesolaner Kongresses gab ein Bild des weltlichen Treibens, welches die Kirchen bei Anlaß solcher Versammlungen darbieten. Di Rudinì's Zirkulare gipfeln darin, daß die Kirchen ferner zur Abhaltung rein politischer Versammlungen um so weniger gebraucht werden dürften, als in jenen Kongressen gegen das Vaterland und die Verfassung Italiens offen konspirirt werde. Die Kirchen sollten aufhören, ein asilo di cospiratori e di sovvertitori zu bilden, und als solche Konspiration müsse die Bewegung für Wiederherstellung des Kirchenstaates gelten.

Nicht bloß die ultramontane Presse, sondern auch die Crispi'sche, wie die „Tribuna", haben die Rudinì'schen Zirkulare als eine Konzession an Zanardelli oder wenigstens als durch die parlamentarische Lage und die von dem Konseilpräsidenten empfundene Nothwendigkeit, auf der Linken Stärkung zu suchen, erklärt. Man hat auch behauptet, die Zirkulare seien nur ein Schreckschuß, dem keine Folge gegeben werde. Damit scheint aber nicht zu stimmen, daß nun auch der neue Unterrichtsminister Codronchi daran geht, das Eindringen antinationaler, auf den Umsturz der bestehenden Ordnung ausgehender Tendenzen in den Schulunterricht zu überwachen; schon ist eine Inspektion der Schulen und eine Prüfung der in den katholischen Schulen gebrauchten Bücher angeordnet. Das ließe also doch auf einen organisirten Feldzug schließen.

Von gegnerischer Seite ist man denn auch durchaus nicht unthätig, um einem solchen zu begegnen. Zunächst wird die Legalität der Zirkulare und des Verbotes, die Kongresse in den Kirchen abzuhalten, bekämpft. Da liegt vor allem der lange Protest vor, welchen der Präsident der Congressi und der Comitati cattolici in Italia an den Marchese di Rudinì gerichtet hat. In dieser „nobile Protesta" des Conte Paganuzzi („Osservat. Rom." 25—26 ott.) wird ausgeführt, daß die von dem Ministerium gegen die Abhaltung der Katholikenversammlungen in den Kirchen angeordneten Maßnahmen unstatthaft seien, 1. weil in diesen irrthümlich als politische bezeichneten Adunanze von nichts anderem gehandelt werde, als von den Lehren (insegnamenti) der kirchlichen Auktorität; 2. weil diese Auktorität, vertreten durch die anwesenden Bischöfe und Pfarrer, in dieser ihrer Eigenschaft die Verhandlungen selbst leitet; 3. weil die Katholiken ohne diese Approbation der kirchlichen Auktorität solche Versammlungen als unerlaubt und irregulär betrachten würden; 4. weil ohne die ausdrückliche Genehmigung dieser Auktorität keine Berathung zugelassen wird; 5. weil a priori jedes politische Thema von den Verhandlungen ausgeschlossen ist. Die Zirkulare verletzten also das erste Fundamentalgesetz des Staates, welches die uneingeschränkte Freiheit des kirchlichen Kultus ausspreche und stehen im Widerspruch mit den Entscheidungen des höchsten Gerichtshofes vom 4. Juli 1894 (causa Botazzi) und vom 6. Februar 1897 (causa Conti). Es wird hinzugefügt, daß die Adunanze seit 50 Jahren in den Kirchen gehalten werden, ohne daß Jemand dagegen Einsprache erhob. Der „Osservatore Romano" (26—27 ott.) macht sich diese Ausführungen zu eigen und protestirt gegen die Zirkulare als gegen eine Verletzung der Unverletzlichkeit der Kirchen, der Verfassung, der Personen. Er schließt seinen Artikel mit folgender, sehr bezeichnender Erklärung: „Möge der Signor Rudinì (!), mögen seine Zanardelli und seine Bonardi, alle die hohen und niederen Freimaurer nur davon überzeugt sein: wir fürchten sie nicht und wir beneiden sie nicht. Uns bleibt immer das Volk, und wir werden zum Volk gehen.[1]) Die Regierungen gehen vorüber, aber die

[1]) „Al popolo andremo." Es kann fraglich erscheinen, was damit gemeint ist. Da wir, nach dem Zeugnisse der „Civ. catt.", sehr un-

Völker bleiben. — Die Klerikalen werden zweier Hauptvergehen angeklagt: 1. daß sie auf die Zerstörung der Institutionen und 2. daß sie auf Zerstörung der Einheit Italiens ausgehen. Zu seiner Zeit wird man sehen, daß es die Klerikalen sind, welche die Liberalen zur Achtung vor unsern Institutionen zurückrufen, und daß es wieder die Klerikalen sind, welche mit der Einheit des Glaubens die Einheit Italiens retten werden."

Vorderhand ist zu befürchten, daß diese schöne Prosa in den nationalen Kreisen keine zahlreichen Abnehmer finden wird. Italien hat viele Jahrhunderte hindurch die Einheit des Glaubens gehabt, ohne daß etwas für die Einheit der Nation gethan wurde. Erlauchte und edle Mitglieder des Klerus haben in unsrer Zeit für die Einheit Italiens geschwärmt, gearbeitet und gelitten; aber haben sie auf Seiten des „Osservatore" und seiner Freunde je etwas anderes als Haß und Verfolgung zu befahren gehabt?

Aber auch aus dem Feldlager der Gemäßigten sind die Rudini'schen Zirkulare scharfer Kritik unterzogen worden. Der politische Berichterstatter der „Rassegna nazionale" (16. ott., p. 830 f.) spricht sein unverhohlenes Bedauern über diese, wie ihm scheint, gänzlich verfehlten Anordnungen aus, mit denen seiner Ansicht nach der Marchese di Rudini, der sachmännischen Berathung seines verstorbenen Kollegen Costa leider nunmehr entrathend, einen großen Irrthum begangen habe. Höchst beklagenswerth sei die von der Presse infolge der Zirkulare eröffnete Polemik betreffs des Eigenthumsrechts an den Kirchen; die Anwendung der angeordneten Maßregeln unterliege großen Schwierigkeiten und bringe die Exekutivbehörden in die unangenehmsten Verlegenheiten. Was wolle die Regierung z. B. thun, wenn ein Kongreß es verweigere, sich aufzulösen, wenn die Mitglieder desselben sich in den Kirchen einschließen und der Polizei den Eintritt in dieselben verweigere? Soll hier Gewalt bis zum Blutvergießen angewendet werden? Und was kann aus der sich daraus entwickelnden Erbitterung für die Regierung Gutes erwachsen? Mit diesem Vorgehen habe sich das Ministerium wieder auf den falschen, von der Freimaurerei vorgezeichneten Weg gestellt, auf welchem es vielleicht das Parlament, nicht aber die Mehrheit der Nation auf seiner Seite habe.

Demgegenüber heben die gouvernementalen Blätter hervor, daß die Kirchen weder Privateigenthum der Bischöfe noch der Pfarrer seien, sondern ein öffentlicher Ort (luogo pubblico), wie schon das Gesetz von 1807 erklärte, indem es die Kirchenfabrik anwies, diese Räumlichkeit dem Pfarrer zur Verfügung zu stellen, mit Ausnahme des Falles, wo es sich um nicht nothwendige, noch unter die Kategorie der Kultushandlungen fallende Funktionen (funzioni non necessarie, nè prescritte da legittima consuetudine o da circostanza straordinaria) handle. Die Abhaltung von meetings mit Restaurants sei daher zweifellos von den Kirchen ausgeschlossen. Für den Charakter der letzteren als luogo pubblico sprächen auch die Gesetzesbestimmungen vom 26. Jan. 1865 (No. 2136, art. 2), vom 11. Aug. 1870 (No. 5784) und des Regolamento vom 24. Aug. 1877 (No. 4024), wo die Kirchen eben wegen ihrer Bestimmung a perpetuo pubblico servizio von der tassa sui fabbricati befreit seien. Die Frage, ob die Kirche gesetzlich als luogo pubblico oder privato anzusehen sei, unterliege nicht der Entscheidung der Bischöfe oder Pfarrer, und die Anwesenheit und Mitwirkung der kirchlichen Autoritäten präjudizire in keiner Weise dem Inspektionsrecht des Staates, welches von dessen Majestät unzertrennlich sei.

Was die juristische Seite der Frage anbelangt, so hat in der That der römische Kassationshof am 6. Febr. d. J. in der Angelegenheit des Prevosto Conti in den Motiven seiner Entscheidung die Ansicht ausgesprochen, daß der Magistrat nicht darüber zu entscheiden habe, ob die Verhandlungen der Adunanze in den Kirchen politischer oder religiöser Natur seien und daß eine solche Distinktion in der That durch den Art. 7 des Gesetzes betr. der Pubblico sicurezza ausgeschlossen sei.

Ist der öffentliche Charakter der Kirchen außer Zweifel, so wird das jus inspectionis des Staates nicht beanstandet werden können. Aber selbst wenn diese prinzielle Frage wegfällt, ist damit über den Werth der Rudini'schen Verordnungen nichts entschieden. Wie die „Rassegna nazionale" ganz richtig hervorhebt, beginnen die Schwierigkeiten erst recht, wenn die Sache einmal praktisch werden soll. Einen Kanzelparagraphen à la Lutz hat Italien nicht; und selbst wenn es einen solchen hätte, so unterlägen die Schwierigkeiten der Handhabung desselben den ernstlichsten Bedenken. Man kann den polizeilichen Behörden die Entscheidung über die Frage, wann ein Vortrag aufhört ein religiöser und wann er anfängt ein politischer zu sein, doch nicht überlassen. Die gerichtliche Verfolgung bleibt aber bei der Zusammensetzung der Geschworenengerichte ein Ding von ungewissem Ausgang, und große politische Prozesse wären etwas, wovor die ultramontane Partei am allerwenigsten zurückschrecken würde. Diese sind im Gegentheil ganz nach ihrem Geschmack und haben, ob sie gewonnen oder ob sie verloren werden, jedenfalls den Vortheil, daß die Volksmassen aufgeregt und der Haß gegen die Regierungen genährt wird.

Das allerbedauerlichste Wirkung der Zirkulare wäre aber jedenfalls die, wenn sie in der That, von der vorübergehenden Zeitungspolemik abgesehen, Anlaß zu einer neuen Aera dessen, was man in Italien den Antiklerikalismus nennt, gäben, d. h. wenn sie nur die Einleitung zu neuen Konflikten der beiden Gewalten und zu einer noch tiefergehenden Verstimmung gäben. Italien braucht vor allem den inneren Frieden, und kein Wohlmeinender kann an einer weiteren Schädigung desselben irgend welchen Gefallen haben.

Unterdessen kündigen die Blätter an, daß Se. Heiligkeit gegen die Rudini'schen Zirkulare in dem nächsten Konsistorium eine Allocution halten werde, deren Ausarbeitung dem Jesuiten P. Franco anvertraut sei. Das erstere haben wir von Anfang an für wahrscheinlich gehalten; das zweite will hier in Rom Vielen unglaubhaft erscheinen, da der gute Padre Franco als Verfasser der Leo Taxil und Diana Vaughan verherrlichenden Artikel der „Civiltà cattolica" denn doch selbst unter den Katholiken seinen Kredit ziemlich eingebüßt hat. Jedenfalls scheint uns der Umstand, daß dieser fromme Herr auch heute noch an die Echtheit der Taxil-Vaughan'schen Enthüllungen glaubt und Taxils Darlegung des mit diesen getriebenen Schwindels nur als eine neue List des bösen Feindes und als reinen Trug erklärt, nicht für eine besonders hohe Einsicht in politische, theologische und andere Dinge zu sprechen. Indessen, da die „Civiltà cattolica" uns neulich die Unwissenheit vorgeworfen

wissend sind, haben wir uns behufs Erklärung dieses Ausdrucks an einige Lexikographen gewandt. Der Erste behauptete, andremo al popolo heiße soviel als: nous descendrons dans la rue, wie die Revolutionäre in Paris sagen. Der Zweite meinte, mit Rücksicht auf den seinerzeit von der „Civ. catt." und anderen guten Blättern verkündigten Bund zwischen der katholischen Aktionspartei und dem sozialistischen Radikalismus wolle damit gesagt sein, daß man sich bei Wahlen und ähnlichen Gelegenheiten mit der Sozialdemokratie verbinde; was ja nach den bewährten Mustern von Karlsruhe u. s. f. keine Schwierigkeit habe. Ein Dritter erklärte, an beide Auslegungen könne bei einem anständigen und halbamtlichen Blatt, wie dem „Oss. Rom.", nicht gedacht werden; und da keine andere Erklärung übrig bleibe, könne der „Osserv." nur gesagt haben wollen: man appellire an die Aussprache des Volkswillens in seiner gesetzlichen Vertretung, womit denn eine baldige Aufhebung des Non expedit in Aussicht gestellt sei. Wir überlassen dem lieben Leser, welche Interpretation er sich aneignen will; jedenfalls möchten wir vor der ersten und zweiten gewarnt haben, deren Urheber uns als sehr boshafte Menschen geschildert werden.

hat, mit der wir über diese Angelegenheiten schreiben, so bescheiden wir uns gern: wir sind so gänzlich ohne jede gesellschaftliche Beziehungen zu dem Teufel Bitru und den Seinigen, daß wir uns vor der höheren Einsicht der tiefer in diese Geheimnisse Hineinblickenden gern beugen.

Inzwischen gibt es doch auch in Italien brave Männer geistlichen und weltlichen Standes, welche die hier in Rede stehenden Verhältnisse ruhig und leidenschaftslos ansehen und mit ihrem Urtheil sich sehr weit von dem Standpunkt eines Don Albertario oder des Conte Paganuzzi entfernen. Da ist zunächst unser hochverehrter Graf Nerio Malvezzi zu nennen. Man weiß in weiten Kreisen, mit welch warmem Interesse dieser echt konservativ gesinnte Mann alle Ereignisse verfolgt, welche zu der von ihm ersehnten Aussöhnung von Staat und Kirche in Beziehung stehen. Er schreibt gelegentlich des von dem „Journal des Débats" veröffentlichten Aufsatzes des venezianischen Abgeordneten Molmenti „L'Italie et le Saint-Siège" an dieses Blatt:

„Im Auslande macht man sich schwer eine genaue Vorstellung der Beziehungen zwischen Staat und Kirche in Italien. Es handelt sich hier meines Erachtens nicht um Religion, sondern um Politik. ... Die Katholiken dürfen an den Wahlen nicht theilnehmen, weil sie die nationalen Institutionen nicht befestigen dürfen. Die Klerikalen haben nicht verhehlt, wie viel Vergnügen ihnen die Wahl sozialistischer Deputirten macht; diese Abgeordneten wären ohne die passive Mitwirkung der katholischen astensionisti nicht gewählt worden. Die von den klerikalen Journalisten betriebene Restauration des Temporale (denn diese ist der Hauptzweck der religiösen Agitation in Italien) schließt demnach eine politische oder soziale Revolution in ihr Programm ein (tout comme chez nous!). Viele Konservative, fromme und furchtsame Leute, lassen sich von diesen Journalisten und den Präsidenten der katholischen Kongresse, welche in zahlreichen Diözesen die Fäden der Kirchenpolitik in der Hand halten, an der Nase herumführen. Diese Feinde der nationalen Einheit hüten sich wohl, zu sagen, wie sie sich die Wiederherstellung und Reorganisation der theokratischen Gewalt am Schlusse des 19. Jahrhunderts vorstellen. Inzwischen fahren sie mit ihrem Zerstörungswerk fort, sicher zum Schaden der Religion selbst. Die liberale Partei hat ohne Widerrede viele Irrthümer begangen; aber manches wäre verhütet worden, wenn die Katholiken, wie in Frankreich, die neue Ordnung der Dinge loyal acceptirt und ohne Voreingenommenheit sich am politischen Leben der Nation betheiligt hätten. Jetzt ist es vielleicht zu spät, kein Zeichen von Versöhnung und Frieden taucht mehr am Horizont auf. So konnte Molmenti wohl sagen: diejenigen, welche an dem guten Einvernehmen zwischen Staat und Kirche arbeiten, seien in ganz besonderem Grade der Gegenstand des Hasses derer, welche die religiösen Interessen den politischen des Vatikans in Italien unterordneten."

Diese Beobachtung, welche der Venezianer Molmenti macht, und die unser edler Bologneser Freund bestätigt, hat sich gewiß jedem unsrer Leser aufgedrängt, der seit 30 Jahren hier und da in gewisse Centrumsblätter hineingeschaut hat. Fast jede Nummer derselben liefert den Beweis dafür, einen wie vollkommenen Bankerott religiöser Gesinnung die politische Leidenschaft herbeigeführt hat.

Aber nicht bloß in der gebildeten Laienwelt Italiens, sonder auch im Episkopat werden Mahnstimmen laut, welche Klerus und Volk von dem Abgrunde zurückrufen, an den die wahnsinnige Agitation der „Partei" sie geführt. Ein klerikales Journal hatte unter dem Titel „Il ducato d'Aosta" einen die Person des Königs beschimpfenden Artikel gebracht. Darauf ist der Bischof dieser von Römerzeiten her berühmten Stadt in einem Schreiben aufgetreten, in welchem es heißt: „Nach Lehre der Kirche hat man der Obrigkeit zu gehorchen. In unserm Lande ist aber die konstitutionelle Monarchie die Staatsform, und der König Umberto I. ist unser Monarch; ihm schulden wir also in allem, was die weltliche Herrschaft anlangt, Gehorsam und Respekt. Gesetze oder Gesetzentwürfe, welche das religiöse Gewissen in seiner Empfindung verletzen, darf man gewiß mit den gesetzlichen Mitteln bekämpfen; das ändert aber nichts daran, daß uns die staatliche Autorität heilig sein muß."

Dieser Brief des wackeren piemontesischen Prälaten ist auch in Deutschland von mehreren Zeitungen abgedruckt worden; dagegen sind bei uns zwei andere bischöfliche Kundgebungen unbekannt geblieben, auf welche wir hier zur Erbauung unsrer freundlichen Leser eingehen wollen.

Der Bischof von Fossano, Msgr. Manacorda, hat ein (in der Italia Reale und anderen Blättern, auszüglich auch in der Rass. naz. 1. Juli p. 713) abgedrucktes Pastoralschreiben über die sogenannte katholische Bewegung, Journalismus und Demokratie erlassen. Hinsichtlich der ersteren gibt er zu verstehen, daß die „azione cattolica", wenn sie diesen Namen verdienen soll, mit der priesterlichen Thätigkeit zusammenwirken muß, daß aber diese nicht segensreich sein kann, wenn der echt priesterliche Geist verloren geht. Die Kirche, sagt der Bischof, ist die geheimnißvolle Werkstatt des Priesters; Priester, die nach der Volksgunst haschen und sich in die außerhalb der Kirche sich abspielende Bewegung hineinstürzen, oder gar die Rolle von Führern und Meistern derselben auf sich nehmen, richten sich selbst zugrunde und diejenigen, welche sie zu retten berufen sind. Vor dieser ansteckenden Krankheit, durch welche die wirkliche katholische Aktion gelähmt und unfruchtbar wird, hat man sich zu hüten. Die Pfarrer sollen daher vorsichtig sein in der Zulassung gewisser Elemente und nicht vergessen, daß das Werk des Priesters sich wesentlich in dem Dienst des Altars, des Beichtstuhls und der Kanzel zusammenfaßt. Die katholische Aktion soll auch die Gebote der Gerechtigkeit und der Nächstenliebe hochhalten. Viele aber von denen, namentlich den Journalisten, welche die Fahne des Katholizismus einhertragen, fehlen gegen die christliche Liebe. „Wo mit Injurien und persönlicher Insolenz gekämpft wird, da wird sicherlich nicht für Gott und seine Kirche, sondern zugunsten persönlicher Zwecke gestritten." Der Bischof findet dann an manchen sogenannten katholischen Journalisten Indisciplin, Leichtfertigkeit, Verdrehung der päpstlichen Aeußerungen, hochmüthige Zensormienen und freoentliche Urtheile, was alles mit schwerstem Aergerniß für die Gläubigen verbunden sei. „Solch ein schweres Aergerniß ist die insolente, zügellose und herrschsüchtige Sprache von Journalisten, die allem Anschein nach das Monopol heiliger und profaner Wissenschaft besitzen, die allein etwas von Geschichte und Sozialwissenschaft wissen, allein die Bedürfnisse der Gesellschaft und der Kirche kennen, während ihrer Ansicht nach Bischöfe und Pfarrgeistliche von diesen Dingen nichts mehr verstehen. Sie wollen die Welt nach ihrer Façon in 24 Stunden reformiren. Sie gleichen dem Bauer in dem orientalischen Märchen, dem das Aufgehen seines Samens zu langsam vor sich ging und der den ganzen Tag an den Stengeln zappelte, um sie rascher herauszubringen. Als er am anderen Tag wieder kam, lagen alle Wurzeln ausgerissen und die gesammte Aussaat vernichtet am Boden. So machen es heute die Anhänger einer gewissen Schule, die in ihrer Ungeduld mit ihrem Doktrinarismus und ihren Drohungen Kirche und Volk durcheinander jagen, während jeder wahre Fortschritt langsam und nur durch Mäßigung reist. Ganz besonders tritt aber in gewissen Jonrnalen, welche sich rühmen, der katholischen Aktion zu dienen, der Mangel an christlicher Weisheit und die Unziemlichkeit und Bitterkeit der Sprache hervor. In Muster-

leistungen dieser Art trifft man Ausdrücke wie fuori dei piedi — giù la maschera — bisogna trattarli come bestie feroci u. dgl. mehr. Das Aergerniß wird noch größer, wenn die Waffen mit Geschrei gegen Priester gekehrt werden. Einst war der katholische Klerus den Zornausbrüchen, den Verleumdungen und Anklagen des sektirischen Journalismus ausgesetzt; heute besorgen dies Geschäft nicht sektirerische, aber auch wahrhaftig nicht katholische Zeitungen." Der Bischof beklagt dann die ungezügelte Freiheit der Presse und schließt dies Kapitel mit den Worten: „Ein Theil des Journalismus stellt eine neue Macht dar, die Macht ruheloser und ungeduldiger Kinder, die nichts lernen können, weil sie von der Vergangenheit nichts wissen; das sind Soldaten, die sich ohne Kenntniß des Feindes und ohne Erfahrung im Waffendienst ins Kampfgetümmel stürzen."

Nicht minder deutlich drückt sich der Bischof von Fossano über die Demokratie aus. Er erhebt sich zunächst gegen die unselige Vorstellung, als ob das Staatswesen und die Verwaltung dadurch gebessert werden können, daß es in die Hände der unwissendsten, unerfahrensten, niedrigsten Klasse gelangt. „Die geträumte Gleichheit ist ein Unding; ebenso ist es ein Unding, zu glauben, ein Sohn des niedrigsten Volks könne sich ernstlich auf dem Posten eines hohen Staatsmannes erhalten und bewähren. Ich möchte aber," fährt Mgr. Manacorda fort, „wohl wissen, ob diese neumodischen sogenannten christlichen Demokraten ihre Demokratie der Kirche oder dem Staate einimpfen wollen! Wenn der Kirche, so muß doch gleich gesagt werden, daß dies eine schwere Verirrung wäre: denn deren Institution ist göttlich, ihre Regierungsform unveränderlich, ihre Hierarchie durch kein anderes Regiment ersetzlich."

Diese Ausführungen decken sich also mit dem, was wir in unserm Novemberbrief über die Bedrohung der kirchlichen Konstitution durch die demokratische Umgestaltung der Gesellschaft gesagt haben. Der Bischof fährt fort: „will man unter der christlichen Demokratie einfach und kindischerweise nur die Gleichheit der Gläubigen verstehen, so könnte das nur als ein sakrilegischer Vorstoß gegen die hierarchische Gliederung der Kirche aufgefaßt werden. Die wahre Gleichheit und der gleichmäßige Genuß an den Gütern der Menschheit wird nicht durch die Demokratie, sondern durch die christliche Liebe bewerkstelligt. Will aber die Demokratie sich auf den Staat beschränken, so muß man fragen, was dabei die „katholische Aktion" zu thun habe? Eine Bewegung, welche die staatliche Organisation umwirft, kann nicht von der kirchlichen, dem Geist des Evangeliums treuen Auktorität ausgehen: sie ist nicht katholische Aktion, sondern Volksempörung (insurrezione plebea), der kein anständiger Bürger zustimmen kann. Der Apostel Petrus (I. c. 2) lehrt: achtet Alle, liebet die Brüder und erweiset dem König die ihm zukommende Ehre."

„Es ist daher weder passend, noch recht, noch erträglich, daß der Diener Gottes, statt sich an Gottes Willen zu lehren, seine Sakristei verläßt, um sich der Synagoge des Satan anzuschließen, wo weder Liebe noch Gerechtigkeit walten. Der Demokrat lebt außerhalb der gottgewollten Ordnung, er will sie nicht, er liebt nicht und sucht nicht das Wohl des Volkes, sondern er sucht im Trüben zu fischen, emporzukommen, zu herrschen und, wie die Geschichte ausweist, nicht mit dem Volk sein Brot zu theilen, sondern Herr und Gebieter desselben zu werden. Das Ende der Demokratie ist stets der Despotismus. . . . Als Priester und Bürger haben wir für unser Vaterland anderes zu thun, als das Volk mit demokratischen Utopien zu verführen. Wir haben den Glauben zu beleben, denn das Volk hat Durst nach Liebe und Gerechtigkeit; es ist unglücklich und mißvergnügt, weil die moderne Gesellschaft beide mit Gott aus ihrem Schoße vertrieben hat. Der Priester bewaffne sich also mit den ihm ertheilten Gnaden und Gnadenmitteln, um im Volke das Laster zu bekämpfen und die Tugend zu verfechten. Volk und Adel wissen sehr gut, daß es vor Gott kein Ansehen der Person gibt: das reicht vollkommen hin, um unnützen und unedlen Trieben entgegenzutreten."

Aber noch viel entschiedener und fester tritt der Bischof von Cremona gegen die Auswüchse der „katholischen Aktion" auf.

Mgr. Geremia Bonomelli ist neben dem Bischof von Piacenza, Mgr. Scalabrini, weitaus der populärste und in den gebildeten Kreisen Italiens angesehenste Bischof des Landes. Sein unermüdlicher Seeleneifer, seine glänzende Rednergabe, seine ausgebreitete literarische Thätigkeit auf dem Gebiete der Apologie des Christenthums, dabei seine nationale und nichts weniger als reaktionäre Gesinnung haben ihm, wie Scalabrini, ein außerordentliches Ansehen verschafft, so daß selbst sein offenes Eintreten für die Versöhnung zwischen Vatikan und Quirinal[1]) ihm nachgesehen werden mußte und man es in Rom nicht wagte, den von ihm angebotenen Rücktritt vom bischöflichen Amt zu genehmigen. Viel angefochten und ohne Unterlaß denunzirt und geschmäht, ist er seinen Ueberzeugungen treu geblieben. „Wir katholische Christen," rief er nämlich am Grabe seines 1867 verstorbenen Vorgängers Novasconi aus, „wir Priester und Bischöfe lieben heiß unser Vaterland. Wer uns als Feinde desselben malt, thut uns das schwerste Unrecht an. Auch wir wollen das Vaterland groß, frei, unabhängig, glücklich. Als Katholiken lieben wir die Kirche und ihr erhabenes Oberhaupt; aber die eine und die andere Liebe stehen sich nicht im Wege, sie befinden sich im Gegentheil im vollen Einklang. Wir wollen Vaterland und Kirche geeint. Hört also auf, das eine gegen das andere auszuspielen, zu verhetzen, das zu trennen, was geeint sein sollte. Diese Verhetzung ist ein gottloses und absurdes Werk, an dem nur die Feinde des Vaterlandes und der Religion Gefallen finden können." In seinem diesjährigen Fastenhirtenbriefe bespricht der Bischof von Cremona die Frage, ob Italien wirklich in der Gegenwart ein Erwachen des religiösen Lebens aufzuweisen habe. Mgr. Bonomelli bejaht diese Frage und analysirt die Erscheinungen, in welcher sich ein neu aufquillendes religiöses Leben offenbare: die erstaunliche Zunahme des Berufes zum Ordensleben; die zahlreichen Werke der Charitas; redliche Bemühungen im Dienste der kirchlichen Wissenschaft. Dagegen sagt er kein Wort von der wie Pilze aus der Erde schießenden „katholischen" Journalistik; nichts von den Congressen, nichts von den künstlich organisirten Wallfahrten; offenbar sind das Dinge, die der Bischof nicht als Zeichen einer „religiösen" Wiedergeburt ansieht, sondern unter eine andere Kategorie zählt. Als Hinderniß einer normalen Entwicklung erscheint ihm die Trennung des Klerus von der übrigen Gesellschaft, das zwischen Klerus und Laienwelt herrschende Mißtrauen, das überall hervorbreche und die Arbeit des Volkes leider in zwei sich niemals mischende Ströme zertheile. Den wahren religiösen Fortschritt erkennt er in der Ausbildung des intellektuellen und des Gemüthslebens — alles Dinge, die mit dem Programm unsrer Ultra's wenig oder gar nichts gemein haben. Die neueste Entwicklung dieser von den Ultra's betriebenen Aktion aber hat der Bischof scharf aufs Korn genommen in einem an die Pfarrer seines Sprengels gerichteten Zirkular, das zu interessant ist, als daß wir es unsern Lesern vorenthalten könnten. Es ist in dem „Pesillo" vom 31. Juli veröffentlicht (vgl. auch „Rass. naz."

---

1) Roma e l'Italia e la realtà delle cose. Pensieri di un Prelato Italiano ecc. 4ª edis. Fir. 1889.

16. Aug. p. 764) und lautet also: „Ich habe mit Bedauern vernommen, daß zu wiederholtenmalen in Pfarr- und Hülfskirchen Versammlungen (adunanze), musikalische Unterhaltungen und Laienvorträge stattgefunden haben, deren Zweck gewiß gut, vielleicht sehr gut war, die aber doch keinen ausgesprochen religiösen Charakter hatten. Solche musikalische Veranstaltungen und Versammlungen mit von Laien oder auch von Priestern gehaltenen Vorträgen stimmen nicht in allweg mit der Heiligkeit der gottgeweihten Stätte zusammen. Das Volk gewinnt einen schlechten Eindruck und gewöhnt sich allmählich, die Kirche als einen profanen Ort anzusehen, namentlich, wenn hier Laien politische Reden halten, die Musik widerhallt, und so die Erinnerung an das Theater sich einstellt und lauter und ungezügelter Beifall erschallt. Die Kirche ist vor allem Haus Gottes; die Stätte, wo das Volk sich in Schweigen und Ehrfurcht sammelt, um das Wort Gottes zu vernehmen, der hl. Messe und anderen religiösen Handlungen anzuwohnen, die Sakramente zu empfangen, zu beten, Gott zu danken und ihn zu loben. Verwechseln wir die Kirche nicht mit profanen Sälen, mit dem Marktplatz oder mit dem Theater, und halten wir von ihr das alles fern, was der Ehrfurcht, die in ihr platzzugreifen hat, und der Majestät des Ortes widerspricht. Vor der Kirche ändert sich alles; sie bleibt und ändert sich nicht und gewisse neue Moden dürfen ihre Schwelle nicht überschreiten."

„Um solche bedauerliche Vorfälle zu verhüten, verbiete ich hiemit auf das bestimmteste, daß in Zukunft in den dem Kultus gewidmeten Pfarr- oder Nebenkirchen irgend welche Versammlungen, musikalische Aufführungen, oder Laienkonferenzen abgehalten werden, selbst wenn deren Absicht ehrbar und religiös wäre." (26. Juli 1897.)

Daß auf der ganzen Linie der intransigenten Pharisäer diese echt bischöflichen Worte mit mehr oder weniger verhaltenem Ingrimm aufgenommen wurden, versteht sich von selbst. Insbesondere hat der „Osservatore cattolico" in Mailand ein helles Wuthgeschrei ausgestoßen und den Bischof von Cremona des Liberalismus angeklagt: sein Redakteur müßte nicht Don Albertario heißen, um bei solcher Gelegenheit nicht einen gelinden Wuthanfall zu haben. Vollends, wenn es sich um den Bischof von Cremona handelt, in dessen Diözese Albertario 1880 den schmachvollen Skandal von Viadana geliefert und dem er durch Leo XIII. genöthigt wurde die so demüthigende Deprekation vom 17. Juni 1883 einzusenden.[1]) Heute berief sich Albertario darauf, die Kongresse hätten, indem sie sich der Kirchen bedienten, den Papst für sich; wogegen der Bischof jedenfalls mit Recht hervorgehoben hat, der Papst habe bei jedem Anlaß den Gehorsam gegen die Bischöfe empfohlen. Er konnte sich denn weiter darauf beziehen, daß die Diözesansynode von 1880 und verschiedene Entscheidungen der Kongregation der Riten die sogenannten „accademie", selbst solche, die zu Ehren eines Heiligen gehalten werden, in den Kirchen untersagen; daß kein anderer Bischof der Lombardei irgend einem Priester gestatten, in der Kirche zu predigen, ohne daß derselbe von dem Ordinarius dazu approbirt sei — und nun muthe man ihm zu, ohne auch nur gefragt zu werden, die Reden von Laien und Advokaten in seinen Kirchen zu gestatten; da müsse er doch daran erinnern, daß auch der Kardinalerzbischof von Mailand noch kürzlich den Ausspruch gethan: es gebe Leute, die, indem sie gegen den Liberalismus donnerten, in einen noch viel schlimmeren Liberalismus verfielen, da sie, unter dem Vorgeben, für Papst und Kirche zu eifern, die in der Kirche von Gott eingesetzte Ordnung auf den Kopf stellten. Schließlich vergleicht Msgr. Bonomelli die Leute von der Art des Don Albertario jenen Störenfrieden in der Gemeinde Karthago's, über welche einst der hl. Cyprian dem Papst Cornelius klagte.

Diese unsre Auszüge aus den genannten bischöflichen Kundgebungen sind etwas lang geworden; aber sie sind ganz geeignet, um das Treiben der Journalisten und der geistlichen Agitatoren ins Licht zu setzen, welche die Maske höchster kirchlicher Korrektheit sich vorbinden und im Grunde nichts thun, als das Werk dessen zu besorgen, welcher nach der hl. Schrift der Vater jeglicher Zwietracht ist. Dies Völklein zeigt sich recht besorgt um das Seelenheil des „Spektators"; wir wollten nichts schuldig bleiben und widmen daher unsern liebenswürdigen Gegnern diese Adventsbetrachtung; kommt die hl. Fastenzeit, so wollen wir ihnen noch etwas Salz und Asche in ihre Wassersuppe hinzuthun.

Wir haben, ehe wir diesmal über die Alpen zogen, unserem alten Freunde in der Ukermark noch einen Abschiedsbesuch gemacht. Er lag mit seiner langen Pfeife immer noch über seinem Don Quixote, den er offenbar für eine äußerst zeitgemäße Lektüre hält. Man kam auf die Rudini'schen Zirkulare zu sprechen, und er sagte: grüßen Sie mir den Marchese, wenn Sie ihn zufällig sehen, aber sagen Sie ihm: ich verstünde nicht recht, weshalb man sich in Italien so darüber aufrege, daß man politische Meetings in den Gotteshäusern halte, Journalisten und Advokaten da predigen lasse, hinter dem Hochaltar ein Faß Bier auflege und in den Seitenkapellen Bologneser Salami servire (sie sollen in diesem Jahre vortrefflich sein); das alles — was bedeutet es denn gegen die unendlich viel mächtigere und erschreckendere Thatsache, daß gewiße Leute seit Jahren daran sind, den großen und herrlichen Dom der katholischen Christenheit in einen politischen Klub umzuwandeln und ihn mit dem rothen Licht der internationalen und sozialen Revolution zu beleuchten?

Man sieht, der Alte wird immer sonderbarer und unausstehlicher. Ich schüttelte den Kopf, nahm meinen Hut und fuhr auf den Anhalter Bahnhof, um den nächsten Direttissimo nach Rom zu nehmen.

SPECTATOR.

[1]) Man vgl. über diese in der Geschichte des Journalismus fast unerhörten Nichtswürdigkeiten die Schrift des Grafen Giuseppe Grabinski Storia documentata del giornale L'Osservatore cattolico di Milano, Mil. 1887.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Erlangen.** Wie schon an anderer Stelle dieser Zeitung gemeldet wurde, starb am 30. November der Professor des deutschen Staatsrechts an der hiesigen Universität Dr. Heinrich v. Marquardsen, der bekannte Führer der nationalliberalen Partei, infolge eines Schlaganfalls. Heinrich Marquardsen war am 25. Oktober 1826 in Schleswig geboren; er besuchte die dortige Domschule und studirte in Kiel und Heidelberg. An der badischen Hochschule wurde er auch Privatdozent und außerordentlicher Professor. 1861 ging er als ordentlicher Professor des deutschen Staatsrechts und Mitglied des Spruchkollegiums nach Erlangen. Er veröffentlichte eine Reihe rechtsgeschichtlicher Arbeiten, einen Kommentar des Preßgesetzes, völkerrechtliche und staatsrechtliche Abhandlungen und gab das nach ihm benannte bedeutende Handbuch des öffentlichen Rechts heraus. Als ebenso tüchtiger Schriftsteller wie geistvoller Redner wirkte er auf dem Lehrstuhle nicht minder anregend als in seiner reichen politischen Thätigkeit, und neben den vielen Freunden und Verehrern, die er sich in seinem öffentlichen Leben erwarb, betrauert eine große Schaar von Schülern das Hinscheiden ihres Meisters und Führers auf dem Gebiete der staatsrechtlichen Wissenschaft.

* **Heidelberg.** Nach kurzem Krankenlager starb hier der außerordentliche Professor der Zoologie Dr. Rafael Frhr. v. Erlanger, ein Sohn des bekannten Bankiers Erlanger in Paris, im Alter von 32 Jahren.

* **Berlin.** In der hiesigen philosophischen Fakultät habilitirte sich als Privatdozent Dr. Karl Holtermann mit einer Antrittsvorlesung: „Zur Biologie der arktischen Flora".

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 2. Dezember. Nummer 273.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Aus dem Gebiete der Technik. Von Wilhelm Berdrow. — Italienische Reminiscenzen und Profile. — Mittheilungen und Nachrichten.

Aus dem Gebiete der Technik.

Von Wilhelm Berdrow.

Unter den größeren Ereignissen der Technik, welche das ablaufende Jahr mit sich gebracht hat, steht zweifellos die Erfindung des „rationellen Wärmemotors" durch den Augsburger Ingenieur R. Diesel obenan. Von einem langjährigen Kenner des Erfindungs- und Patentwesens wurden die Erfindungen eingetheilt in große und kleine, d. h. solche, von denen Idee und Ausführung im Hirn eines Einzigen entspringen und bis zur vollen Reife ausgearbeitet werden, und andrerseits solche, die nur in einer Weiterbildung und Vervollkommnung schon gegebener Erfindungen bestehen. Der Erfindung Diesels gebührt ohne Zweifel die Bezeichnung einer großen, ja einer der größten, welche die Technik zu verzeichnen hat, und damit erklärt sich auch der lange Zeitraum, welcher zwischen der Konzeption der glücklichen Idee, aus welcher das neue Motorensystem Diesels entstanden ist, und der Fortentwicklung dieses Gedankens zur praktischen, brauchbaren Ausführung verstreichen mußte. Schon 1893 erschien eine Schrift des Erfinders: „Theorie und Konstruktion eines rationellen Wärmemotors zum Ersatz der Dampfmaschinen und der heute bekannten Verbrennungsmotoren". In welcher Weise dieses Werk die auch bei den vollkommensten Dampfmaschinen bis jetzt unumgängliche Verschwendung von Dampf und Kohle erklärt, und welcher Weg theoretisch zu ihrer Abhülfe beschritten wird, kann hier nicht erläutert werden. Es sei nur erwähnt, daß die Mittel, welche der Erfinder zur praktischen Beseitigung oder Verminderung der vorhandenen Uebel schon damals empfahl, wesentlich auf eine genaue Ausgleichung der im Motor stattfindenden Wärmeprozesse und auf die Vermeidung von Sprüngen und plötzlichen Uebergängen in der Temperatur der arbeitenden Gase hinauslaufen.

Die Mängel der heutigen, in allen ihren mechanischen Theilen aufs äußerste vervollkommneten Dampfmaschinen beruhen in einer großartigen Verschwendung von Wasserdämpfen, welche theils durch direkte Wärmeverluste in den Kesseln, Rohren und Zylindern, theils durch einen schon vom theoretischen Standpunkte recht mangelhaften, aber trotzdem bei der Verwendung gespannter Dämpfe kaum zu verbessernden Arbeitsprozeß in der Maschine ihre Erklärung finden. Nach den Untersuchungen Professor Schröters in München betrug der wirkliche Nutzeffekt einer modernen 700pferdigen Dampfmaschine mit dreifacher Expansion und vollkommenster Ausführung im Vergleich mit der in der Steinkohle wirklich vorhandenen Arbeitskraft kaum über 12 Prozent. Sechs Siebentel der im Brennstoff vorhandenen Energie werden auch in den besten Dampfmaschinen nutzlos verausgabt. Der bedeutend höhere, bis zu 25 Prozent der im Brennstoff theoretisch enthaltenen Energie ansteigende Nutzeffekt der Gasmotoren wird durch den höheren Preis des Leuchtgases, verglichen mit dem der Steinkohle, wieder aufgehoben. Die Diesel'schen Vorschläge zur Abhülfe dieser Nachtheile, deren konsequente Durchführung bis jetzt eine Maschine von 35 bis 40 Prozent Nutzeffekt zur Folge gehabt hat, lauten nach dem Patentanspruch des Erfinders dahin, daß einmal die zur Entzündung des Brennmaterials erforderliche Temperatur durch den Arbeitsprozeß der Maschine selbst erzeugt wird, zweitens dahin, daß die Zuführung des explosiven, zum Antrieb des Kolben dienenden Gases so allmählich stattfindet, daß die Verbrennung ohne wesentliche Druck- und Temperaturerhöhung erfolgt. Von seinem anfänglichen Vorschlage, Maschinen von 50 bis 90 Atmosphären Arbeitsdruck und einer beim Rückgang des Kolbens durch die Luftverdichtung hervorgerufenen Entzündungstemperatur von 600 bis 800 Grad zu konstruiren, ist der Erfinder im Verlauf der vorbereitenden Versuche allmählich auf einen Arbeitsdruck von 40 Atmosphären bei bedeutend ermäßigter Entzündungstemperatur herabgegangen. Die günstige Wirkung dieser Maschine beruht, um es noch einmal kurz zusammenzufassen, darin, daß sie anstatt des unvortheilhaften Arbeitsprozesses der Dampfmaschine den vollkommeneren des Gas- oder Petroleummotors anwendet, den größten Nachtheil der letzteren aber, nämlich die stoßweise Energieentladung durch die plötzlichen Entzündungen und Explosionen des ganzen im Arbeitszylinder befindlichen Luftgemenges, ebenfalls vermeidet. Das erstere wird erreicht durch die Verwendung von Petroleumdämpfen zum Antrieb des Kolbens und den dadurch bedingten Fortfall von Feuerung, Kessel und Dampfrohren, der zweite aber durch die in den Patentansprüchen gekennzeichnete Wirkungsweise des neuen Motors. Das in den Arbeitszylinder tretende Gasgemenge wird hier nicht wie bei den älteren Explosionsmotoren durch den Zutritt einer Flamme oder eines elektrischen Funkens von außen entzündet, sondern durch den Arbeitsprozeß der Maschine selbst. Der hin- und hergehende Kolben wird auf einer Phase seiner Bewegung zur Luftkompression benutzt und erzeugt dabei eine hinlänglich hohe Temperatur im Zylinder, um die eintretenden Petroleumdämpfe zur Explosion zu bringen. Die letzteren aber werden, um einen möglichst gleichmäßigen Kolbendruck zu erzielen, nicht wie bei den älteren Explosionsmotoren vor dem Eintritt der Zündungen vollständig eingeführt, sondern sie treten, während der Kolben seinen Arbeitsgang vollendet, allmählich hinzu, um ebenso allmählich durch die andauernde Hitze im Innern des Zylinders zur Zündung und Explosion gebracht zu werden.

Der augenfälligste Vortheil des Diesel'schen Motors ist sein günstiger Wirkungsgrad und die durch letzteren zu erreichende Wohlfeilheit des Betriebes. Der Petroleumverbrauch beläuft sich auf höchstens ½ kg pro Stunde und Pferdekraft und steigt auch bei stark veränderlicher Belastung nur wenig. Ist dieser etwa 4 Pfennig pro Stunde

und Pferdekraft betragende Brennstoffverbrauch schon an sich sehr gering, so hofft der Erfinder ihn durch die Anpassung des Motors an den Kraftgasbetrieb oder eine noch direktere Verwerthung der Steinkohlen noch bedeutend weiter zu vermindern. Der rationelle Wärmemotor hat aber noch einen anderen bedeutenden Vorzug, den man bis jetzt nur am Elektromotor kannte und außerordentlich hochschätzte. Die Verkleinerung der Motoren und ihrer Leistung übt nämlich hier auf den Nutzeffekt keineswegs die schädliche Wirkung aus, wie bei allen anderen Kraftmaschinen. Während eine 10pferdige Dampfmaschine nahezu den doppelten Brennstoffverbrauch einer 1000- oder 2000-pferdigen hat und bei allen Gas-, Petroleum- oder sonstigen Motoren ein ähnliches Verhältniß stattfindet, tritt diese Wirkung beim Diesel-Motor nicht ein. Ein 1pferdiger Motor und ein 50pferdiger werden sich in ihrem Gütegrad hinsichtlich der Brennstoffausnutzung nahezu gleich bleiben. Gerade von diesem Umstand hofft der Erfinder die Anwendung des neuen Motors auf sehr vielen bisher von der Dampfmaschine festgehaltenen Gebieten erwarten zu dürfen. Es gibt z. B. in Fabriken und Werkstätten, ferner auch bei Hafenanlagen u. dgl. viele Fälle, in denen sehr bedeutende, aber auf viele einzelne Verbrauchsstellen vertheilte Kraftmengen erforderlich sind. Die Anwendung vieler kleiner Dampfmaschinen oder Gasmotoren bringt alsdann die Nachtheile des ungünstigen Wirkungsgrades jedes einzelnen unter ihnen mit sich, die Aufstellung einer einzigen großen Maschine mit hohem Wirkungsgrad aber den fast ebenso großen Nachtheil der Kraftvertheilung von einem Punkte über viele Räume oder große Flächen. Diese Gelegenheiten sind es, in denen man neuerdings, um den angeführten Uebeln auszuweichen, vielfach zum elektrischen Betriebe gegriffen hat, und in Hinsicht auf den günstigen Wirkungsgrad der Maschinen ist dies ohne Zweifel die beste Lösung. Nur werden solche Anlagen, da zur Krafterzeugung doch zunächst immer wieder eine größere Dampfmaschine vorhanden sein muß, durch die Verdoppelung des Maschinenmaterials, durch die Leitungen und die mehrfache Umwandlung der Energieform abermals und nicht unbeträchtlich vertheuert. In solchen Fällen der Betriebszersplitterung wird der rationelle Wärmemotor, günstig an Wirkungsgrad, einfach in der Konstruktion und Bedienung und wahrscheinlich nicht einmal theuer, am besten am Platze sein.

Wenn ich von der neuesten Erfindung auf dem Gebiete der Motoren auf eine nicht eben ganz neue, aber sich neuerdings stark bahnbrechende Erfindung der Feuerungstechnik übergehe, so leitet mich dabei eine gewisse Verwandtschaft der Bestrebungen, denen beide Fortschritte entsprungen sind. Auch die Kohlenstaubfeuerung bildet einen theoretisch sehr gelungenen Versuch, mit den alten unökonomischen Methoden, die latente Energie der Natur auszunutzen, zu brechen. Die Verbrennung der Kohle in Stückenform kommt selbst bei der Verwendung der vollkommensten Roste nur sehr wenig den Bedingungen nahe, welche die Theorie des Verbrennungsprozesses an die Praxis stellt. Der Forderung, daß jedes Molekül des Brennstoffes mit der zu seiner chemischen Reaktion erforderlichen Sauerstoff-, beziehungsweise Luftmenge in unmittelbare Berührung träte, wird weder im Ofen noch unter dem Dampfkessel auch nur annähernd genügt. Und ebensoviel Hindernisse für eine vollkommene Verbrennung, wie die Form unsrer Feuerungsanlagen, bringt wenigstens bei allen industriellen Heizvorrichtungen die Art ihrer Bedienung mit sich. Bei jedem Oeffnen der Feuerungsthür, bei jedem Aufschütten und Schüren tritt die kalte Luft in Strömen zum Feuer und bewirkt Abkühlung, Ausscheidung von Ruß und Brennstoffvergeudung. Schon aus dem Grunde, weil diese störenden Umstände vermieden werden, wird die kontinuirliche Feuerung z. B. der russischen Lokomotiven mit Masut, d. h. Naphtharückständen, wobei die Unterhaltung und Regelung des Feuers nur durch das Verstellen einiger Hähne bewirkt wird, als außerordentlich vortheilhaft betrachtet. Da nun aber ungeachtet der zunehmenden Ausbreitung der Masutfeuerung die weitaus meisten Industrieanlagen stets auf die Steinkohle angewiesen sein werden, so ist ein Feuerungssystem, welches die letztere ebenso ökonomisch und kontinuirlich wie einen flüssigen oder gasförmigen Heizstoff zu verbrennen gestattet, von um so höherem Werth. Dies leistet die Kohlenstaubfeuerung, nachdem sie in den ersten Jahren ihrer Einführung mit mancherlei Widerständen zu kämpfen hatte, heute ziemlich vollkommen. Bis zu einer solchen Feinheit vermahlen, daß 1 kg Kohle in 30 Millionen Stäubchen zertheilt wird, vermischen sich die letzteren schon vor ihrem Eintritt in den Feuerungsraum so innig mit Luft, daß durch die genaue Regelung des Luftzutritts die vollkommene Verbrennung jedes Kohlenpartikels erreicht und doch die Zuführung eines Luftüberschusses, die stets einer ebenso großen Wärmeverschwendung gleichkommt, vermieden werden kann. In der vollkommenen Verbrennung der Staubkohle und der Beseitigung der beiden älteren Heizungen unvermeidlichen Luft- und Wärmeverschwendung liegt hauptsächlich der Grund für die ökonomischen Vortheile der Staubfeuerung. Die Verminderung und, bei sorgfältiger Ueberwachung, sogar vollständige Vermeidung der Rauchbelästigung, die Ersparung an Bedienung, da die Heizanlagen nach richtiger Einstellung der Luft- und Kohlenventile von selbst funktioniren, die Möglichkeit, zum Mahlen auch die an Qualität oder Korngröße minderwerthigen Kohlensorten verwenden zu können, bilden weitere Vorzüge, welche der Einführung der Staubfeuerung das Wort reden. Die größte anfängliche Schwierigkeit, das rasche und leichte Zerkleinern der Kohle, ist durch die Konstruktion geeigneter Maschinen zur Kohlenmüllerei vollständig gelöst, denn nach neueren Angaben soll der Zentner Steinkohle durch das Mahlen, was meistens gleich auf der Zeche geschehen dürfte, nur um 5 bis 7 Pf. vertheuert werden. Das kommt gegen die Ersparnisse, die bei der Verbrennung erzielt werden können, wenig in Betracht, denn die letzteren werden nach vielen Versuchen auf 20 bis 30, ja unter günstigen Umständen bis auf 45 Proz. angegeben. Welches der neueren Systeme der Staubfeuerung die meisten Vorzüge besitzt, mag hier eine offene Frage bleiben. Einerseits werden dem Wegener'schen System die meisten Vortheile nachgerühmt, weil es zum Einblasen der Kohle in den Heizraum keine Ventilatoren, sondern nur den natürlichen Luftzug des Schornsteins benutzt, und in der That muß die hier gelungene Vermeidung eines besonderen Motors, wenn sie auch bei industriellen Feuerungsanlagen nicht ins Gewicht fällt, doch als ein großer Vorzug betrachtet werden, sobald es sich einmal darum handelt, die Kohlenstaubfeuerung auch in den Haushalt einzuführen. Von anderen Seiten wird als das beste System dasjenige von Schwarzkopf bezeichnet, bei welchem der Staub nicht durch den Luftzug, sondern durch eine unter sehr geringem Kraftantrieb rotirende Stahlbürste in den Heizraum getrieben wird. Als besonders werthvoll für die Empfehlung und Einführung der Staubfeuerung haben sich die Versuche erwiesen, welche im vorigen Jahre die in Berlin tagende Kommission für die Untersuchung geeigneter Mittel zur Rauchbeseitigung damit anstellte. Dieselbe erklärte das Schwarzkopf'sche Staubfeuerungssystem, dem beiläufig ein ökonomischer Nutzeffekt von 80 Prozent der in der Kohle enthaltenen Heizkraft nachgewiesen wurde, für das beste Mittel zur Einschränkung der Rauchplage. Seitdem sind in und bei Berlin an verschiedenen Stellen, u. a. in der Reichsdruckerei, in einer der Markthallen, in einer Inkrustasteinfabrik in Plötzensee und in den

Digitized by Google

Spandauer Militärwerkstätten, zum Theil sehr erhebliche Anlagen zur Staubfeuerung in Betrieb genommen. In der Industrie ist die Staubfeuerung nicht allein für die Dampfkesselheizung, sondern auch für viele andere Zwecke mit Erfolg angewandt worden. Viele bedeutende Zuckerfabriken, die zur Schnitzeltrocknung, zur Verdampfung und anderen Funktionen großer Heizanlagen bedürfen, haben ihre frühere Rostfeuerung mit großem Vortheil gegen die Heizung mit Kohlenstaub vertauscht. In den anhaltischen Kohlenwerken zu Frose gelang es, erdige Braunkohle von sonst geringer Heizkraft in Staubform mit einem Nutzeffekt zu verbrennen, der die sonstige Verdampfungsfähigkeit guter Kohle um 100 Proz. überstieg. Die Zementfabrik Malstatt bei Saarbrücken konnte mittelst der Staubfeuerung ein Material, das in Stückenform über 40 Proz. Asche hinterließ, anstandslos verfeuern. Im Hüttenbetrieb wurden, bei der Schweißofenfeuerung durch Kohlenstoff 45 Proz. Ersparniß erzielt. Ein Gebiet, auf welchem man dieselbe anscheinend noch nicht erprobt hat, obwohl sie hier erhebliche Vortheile verspricht, ist die Heizung von Schiffskesseln. Die großen neueren Personen- und Schnelldampfer, welche täglich einige 100 t Steinkohle verfeuern, müßten, wenn sich das System zur See ebensogut wie auf dem Lande bewährt, von seiner Einführung, einzeln betrachtet, ebensoviel profitiren können, wie eine ganze Reihe von Fabriken. Wenn ein Schnelldampfer, wie der neuerdings vollendete „Kaiser Wilhelm der Große" auf seiner 6tägigen Fahrt nach New-York für 50,000 M. Steinkohlen verbraucht, so wäre dabei eine durch die Staubfeuerung zu erzielende Ersparniß von 20 Proz. gewiß nicht zu verachten, abgesehen davon, daß die gleichzeitig erfolgende Vereinfachung der Kesselfeuerung vielleicht noch ebenso große Ersparnisse durch die Verminderung der Heizerzahl im Gefolge haben könnte. Für die übrigbleibenden Bedienungskräfte würden gleichzeitig bedeutend günstigere Arbeitsbedingungen in hygienischer Hinsicht herbeigeführt werden. Jedenfalls läßt sich nicht leugnen, daß die im Antrieb großer Schiffe etwa noch zu erwartenden Verbesserungen, nachdem mit der Ausbildung der Schiffsmaschine bereits die größtmöglichen Fortschritte erreicht sind, nunmehr hauptsächlich in der Vervollkommnung der Dampfkessel und Feuerungsanlagen zu suchen sein werden.

Bei dem Bestreben, die unmittelbar wirkenden Kräfte der Natur, als Wärme, Wind und Wasser, für die Zwecke der Industrie dienstbar zu machen, ist man bisher den großen Strömen vollständig fern geblieben. Allerdings gehören sie zu den mächtigsten und dabei verbreitetsten Energiequellen, welche die Natur überhaupt bietet, aber einerseits die Schwierigkeit, diese Kräfte in eine für uns brauchbare Form umzugestalten, andrerseits der Ueberfluß an sonstigen, leichter zu gewinnenden Kräften haben bisher die Aufmerksamkeit der Techniker von den großen Strömen fern gehalten. Vereinzelte Fälle der Ausnutzung frei strömender Wasserläufe lassen sich allerdings seit langer Zeit nachweisen. Seit dem 16. Jahrhundert erhielt die älteste Wasserversorgung von London ihre Triebkraft aus den von der Themse unter dem Bogen der alten London Bridge in Bewegung gesetzten Wasserrädern, und sogenannte Schiffsmühlen, d. h. Räder, welche zwischen zwei im Strom fest verankerten Schiffen von der Stoßkraft des Wassers gedreht werden, sind hier und da noch heute im Betrieb. Heute aber liegen die Bedingungen für die mechanische Ausnutzung der Ströme günstiger als je: mit dem Ueberfluß an verwerthbaren Gebirgswasserkräften sieht es schon schwach aus, und viele von den noch vorhandenen verlieren durch ihre Entlegenheit und den Mangel von Verkehrswegen, ohne welche sich größere Industrieanlagen nur in Ausnahmefällen gründen lassen, sehr an Werth. Umgekehrt sind die Flußläufe, soweit sie der Schiffahrt zugänglich sind, stets von der Siedelung überhaupt und den industriellen Anlagen im besonderen bevorzugt worden, und ihre Anziehungskraft für die letzteren würde außerordentlich wachsen, wenn ihnen der vorüberfließende Strom nicht nur als Transportweg ihrer Fabrikate, sondern auch als wohlfeile Kraftquelle zum Betrieb ihrer Maschinen, zur Erzeugung von Elektrizität oder dergl. nutzbar gemacht werden könnte. Rein technische Schwierigkeiten bestanden für eine derartige Ausnutzung des fließenden Wassers schon seit längerer Zeit nicht mehr, denn der neuerdings beispiellos fortgeschrittene Turbinenbau weiß Wasserkräfte von großer Quantität und niedrigstem Gefälle ebensogut auszunutzen, wie solche, bei denen der eine Faktor, der des Druckes, auf 100 m oder mehr ansteigt, während der andere, die Wassermenge, ganz unbeträchtlich ist. Der erstere Fall tritt in seiner höchsten Steigerung bei ruhig dahinfließenden Stromläufen ein, wo sich das Gefälle so gleichmäßig vertheilt, daß das Auge nur eine glatte Spiegelfläche findet. Der Ausweg, ein Gefälle, sei es auch nur von wenigen Fuß Höhe, durch Wehre und Seitenkanäle, wie sie kleinere Flußläufe und Bäche zu hunderten besitzen, herzustellen, ist hier durch die Schiffahrt und durch die geringfügige Neigung des Bettes gleichmäßig versperrt. Trotzdem ist der Vorschlag, durch schwimmende Wehre eine wenn auch nur geringe Stauung zur Gewinnung von Aufschlagwasser zu erzielen, mehrfach gemacht worden, freilich meist ohne dabei die Interessen der Schiffahrt zu respektiren, die ihren von Eisgang, Hoch- und Niedrigwasser schon oft genug gesperrten Weg keinesfalls auch noch durch industrielle Anlagen geschmälert wissen will. Der erste brauchbare Versuch, beide Interessen miteinander zu verschmelzen und die Energie der Ströme in größerem Maßstab für gewerbliche Zwecke zu benutzen, ist in einem neueren Patent auf ein schwimmendes und bewegliches Durchlaßwehr zur direkten Benutzung der lebendigen Kraft fließender Strömungen enthalten. Die Erfindung von K. v. d. Heydt bezweckt die Ausnutzung der Strömung durch ein System schwimmender Turbinen, mit deren Aufstellung im Flusse, obwohl sie durch ein festes, von Ufer zu Ufer reichendes Wehr verbunden sind, dennoch weder für die Schiffahrt, noch für die Flößerei, das Treibholz, Hochwasser oder Eisgang die geringsten Hindernisse verknüpft sein sollen. Ob es in absehbarer Zeit zur Verwirklichung dieser Idee kommen wird, sei trotz des blinden Vertrauens, um nicht zu sagen der Gier, mit welcher sich das Kapital auf neue elektrische Unternehmungen stürzt, dahingestellt; jedenfalls verdient die Idee als ein neuer Versuch, die Kräfte der Natur dem Menschen dienstbar zu machen, und dazu gerade das in Deutschland so große und weitverzweigte Stromnetz zu benutzen, Erwähnung. Das schwimmende Durchlaßwehr besteht im wesentlichen aus einer Anzahl nebeneinander liegender, aber durch feste Zwischenkörper getrennter Gerinne oder Kammern, welche an beiden Enden offen sind und zu einem einzigen, quer oder schräg in die Strömung gelegten Wehr oder Damm verbunden sind. Durch die zwischen den Gerinnekästen eingeschobenen Wandungen, welche je zwei Gerinne durch eine wasserdichte Kammer voneinander trennen, wird das Strombett so weit verengt, daß die Schnelligkeit der Strömung sich an dieser Stelle verdoppelt und gleichzeitig hinter dem Wehr eine leichte, auf höchstens einen Fuß geschätzte Stauung hervorgerufen. Das Wasser wirft sich mit großer Geschwindigkeit in die offenen Gerinne, findet aber am unteren Ende eines jeden ein senkrechtes Turbinenrad, dessen Schaufeln durch die Strömung in Rotation versetzt werden. Neben jeder Turbine befindet sich in einer gleich dem ganzen Wehr unter dem Wasserspiegel liegenden, aber durch feste Wandungen dem Wasser unzugänglichen Kammer eine Dynamomaschine, deren Antrieb die an die Schaufeln

des Wasserrades abgegebene Kraft unmittelbar in Elektrizität umsetzt. Berechnungen, freilich immer nur die des Erfinders, denen jedoch die zuverlässigen Strömungsformeln von Darcy und Bazin zugrunde gelegt sind, ergaben die Möglichkeit, daß dem Rhein bei der mittleren Wasserfülle, die er zwischen Bingen und Koblenz zu besitzen pflegt, auf jedes Kilometer seiner Strömung 1000 HP mittelst des schwimmenden Wehres entnommen werden können, ohne eine mehr als unmerkliche Stauung und Verlangsamung der Strömung zu bewirken. Unverständlich erscheint es auf den ersten Blick, daß ein solches Wehr sich mit den Interessen der Schiffahrt, mit den Verhältnissen des Hochwassers, Eisganges u. s. w. vereinigen lasse. Der Erfinder ist diesen Forderungen durch eine leichte Beweglichkeit des Wehres nachgekommen. Dasselbe ist trotz seiner festen Konstruktion aus Eisen durch die zahlreichen Luftkammern zwischen den einzelnen Gerinnen spezifisch leicht genug gemacht, um im Wasser zu schwimmen, ohne jedoch den Spiegel um mehr als einige Spannen zu überragen. Eine starke, aber leicht lösbare Verankerung mit Ketten oder Tauen verhindert, daß es von der Strömung mitgenommen wird, beläßt aber die Möglichkeit, es gleich einem Schwimmdock durch theilweise Wasserfüllung der Luftkammern zu heben oder zu senken. Nur bei Niedrigwasser ist die Sohle des Wehres leicht auf das Flußbett aufgesetzt, mit steigendem Wasserstand hält es sich immer an der Oberfläche des Stromes und bei Hochwasser benutzt es nur die obere, etwa 2 m hohe Wasserschicht zum Antrieb der Turbinen und läßt den Ueberfluß ungehemmt unter der Sohle hindurchströmen. Während der Zeit des Eisganges wird das Wehr bis auf die Sohle des Flusses gesenkt und läßt den Spiegel für die Eistrift frei. Um endlich den am häufigsten vorkommenden Fall, das Passiren von Schiffen, zu verstehen, muß man sich die Konstruktion der Drehbrücken vergegenwärtigen. Zur jedesmaligen Durchfahrt eines Schiffes wird das Wehr oder, da es bei breiteren Flüssen in mehrere unabhängige Schenkel zerlegt gedacht ist, ein entsprechendes Stück des Wehres von seiner Verankerung gelöst und durch die Kraft der Strömung selbstthätig in eine zur Flußrichtung parallele Stellung gebracht, wodurch der Schiffahrtsweg frei wird. Nach dem Passiren des Dampfers oder Schleppzuges werden die Verankerungstaue durch die Kraft der schwimmenden Turbinen wieder aufgewunden und wird so die ursprüngliche Lage des Wehres wiederhergestellt. Die Baukosten für ein Rheinwehr von 300 m Breite veranschlagt der Erfinder in ausführlicher Berechnung auf rund 1 Million Mark, die Leistung auf 1200 unausgesetzt nutzbare Pferdekräfte und die Unterhaltungs- und Bedienungskosten so niedrig, daß man die Pferdekraft für eine Jahrespauschale von 80 M. würde abgeben können. Hinter dem Preise der lokal erzeugten Dampfkraft bleibt dieser, auch anderwärts nur von günstig gelegenen Elektrizitätswerken möglich gemachte Preis um wenigstens 50 Proz. zurück. Die schiffbaren Ströme Deutschlands sollen nach diesem Prinzip, das übrigens auch in technischen Kreisen nicht unbeachtet geblieben ist, 1,800,000 HP für den Dienst der Industrie freimachen können. Wenn die Berechnungen des Erfinders der Praxis standhalten sollten, so könnte diese Energie, aus dem fließenden Wasser gewonnen, das Volksvermögen durch eine jährliche Ersparniß von 150 Millionen bereichern, erweisen sie sich als irrig oder übertrieben, so ist doch jedenfalls das gesunde, wohldurchdachte Prinzip eines Versuches im großen werth.

Gehörten die vorstehenden Betrachtungen dem vielbetretenen Gebiet der Krafterzeugung an, so sei zuletzt noch ein ziemlich neuer Zweig der Elektrotechnik berührt, der trotz geringer bisheriger Erfolge doch einer bedeutenden Zukunft sicher scheint, ihre Anwendung in der Landwirthschaft. Der Versuchung, hier eine, wenn auch kurze Uebersicht über die bis jetzt noch recht gut zu zählenden Fälle zu geben, in denen die Elektrizität als landwirthschaftliche Betriebskraft Anwendung findet, widerstehe ich zum Vortheil eines einzelnen ausführlicheren Beispiels. Es handelt sich um einen Fall, der nicht einmal ganz neuen Datums ist, wohl aber neuerdings durch eingehende Versuche mit dem in landwirthschaftlichen Kreisen vielerörterten elektrischen Pfluge Aufsehen erregt hat. Das preußische Ministerium für Landwirthschaft, in dessen Kreisen für die Einführung der elektrischen Arbeitskraft in die landwirthschaftlichen Betriebe viel Stimmung vorhanden ist, hat bekanntlich schon auf mehreren Domänialgütern, zum Theil in der nächsten Nähe Berlins, den Anfang mit der Errichtung elektrischer Anlagen gemacht. Das Interessanteste dieser ländlichen Elektrizitätswerke ist wohl dasjenige der Domäne Silllum am nördlichen Abhange des Harzes im Regierungsbezirk Hildesheim. Zu dieser Domäne gehört eine 2 bis 2½ km vom Hof entfernte, in den Lauf des Nettebaches eingebaute Wassermühle, deren Wasserkraft durch den Betrieb der bestehenden Mahlgänge und einer Schneidemühle keineswegs verbraucht wurde. Als vor einiger Zeit der Zustand der gesammten Anlage einen vollständigen Um- und Neubau ohnehin erforderlich machte, entschloß man sich, von der durch den Einbau moderner Turbinen noch bedeutend verstärkten Energie denjenigen Theil, der nicht direkt von den Mahlgängen verbraucht wurde, in Elektrizität umzusetzen und den Verbrauch des elektrischen Stromes im Gutsbetrieb zu versuchen. Die von Siemens u. Halske erbaute elektrische Anlage verwandelt die Kraft einer 40pferdigen Turbine in elektrische Drehströme, denen bei der weiten Entfernung der abgelegeneren Felder, 4 bis 5 Kilometer, eine ziemlich hohe Spannung von 1500 Volt gegeben werden mußte. Die einfache Leitung wird, sicher an Telegraphenstangen befestigt, querfeldein bis zum Hofe und von da in weiten Maschen über diejenigen Felder geführt, welche der elektrischen Pflugkultur unterworfen werden. Nur bei Wegübergängen ist die Hochspannungsleitung durch ein darunter gehängtes Netz vor dem Herabfallen geschützt. Und trotz dieser Einfachheit der Anlage haben bis jetzt weder Störungen noch Unfälle stattgefunden. Auf dem Gehöft werden zunächst sämmtliche Maschinen der vorhandenen Brauerei, die Pumpen, Häckselmaschinen u. dgl., ferner auch die Lampen im Wohnhause, in den Ställen, Scheunen und dem Hofe elektrisch gespeist. Ein fahrbarer Elektromotor dient zum Ersatz der Dampflokomotive und wird sowohl auf dem Hofe gebraucht, als auch zur Zeit der Ernte mit der Dreschmaschine zugleich ins Feld gefahren. Hier setzt ihn eine fliegende Leitung mit dem jeweils nächsten Stück der Luftleitung in Verbindung, und es wird bei dieser Methode des Dreschens nicht nur an Arbeits- und Zugkräften gespart, sondern es hat sich auch technisch hier wie an anderen Orten die Ueberlegenheit der Elektrizität über die Dampfkraft gezeigt. Der Elektromotor hält nämlich in Verbindung mit der Dreschmaschine eine größere Regelmäßigkeit in seinem Gange als die Lokomobile inne, und dadurch wird sowohl eine bessere Reinigung des Getreides, als ein höherer Dreschertrag im ganzen erzielt.

Seine größte Bedeutung hat indessen der elektrische Betrieb auf diesem Gute erst durch die versuchsweise Einführung des elektrischen Pfluges erhalten. Die bei weitem schwerste mechanische Arbeit auf dem Lande, der Betrieb des Pfluges und besonders das Tiefpflügen, hat seit langer Zeit zum Ersatz der thierischen Zugkraft durch die Maschine aufgefordert. Der zur Lösung dieser Frage vielfach angewandte und fast überall, wo es sich um die Bearbeitung schweren Bodens handelt, wenigstens versuchsweise eingeführte Dampfpflug hat trotz mancher Vortheile über den Pferde-

Digitized by Google

oder Ochsenbetrieb nicht die wünschenswerthe Verbreitung erlangen können. Der hohe Anschaffungspreis des Dampfpfluges, der aus einem zwischen zwei schweren Dampflokomobilen hin- und herbewegten Pflugwagen besteht, seine ebenfalls hohen Unterhaltungs- und Betriebskosten, die Nothwendigkeit der unausgesetzten Wasser- und Kohlenzufuhr und die Schwierigkeit, das enorme Gewicht der Dampfmaschine auf lockerem oder durchnäßtem Boden fortzubewegen, thun der Verbreitung des Dampfpfluges sehr viel Eintrag. Zur Beseitigung dieser Uebelstände hat die Firma Borsig einen elektrischen Pflug nach dem sogenannten Einmaschinensystem (im Gegensatz zu den zwei Dampflokomobilen, die zum Betriebe der älteren Kraftpflüge dienen) konstruirt, dem ebenso sehr Einfachheit der Einrichtung und des Betriebes, als Billigkeit in der Anschaffung und Unterhaltung nachgerühmt werden. Der elektrische Pflug besteht aus einem Motorwagen, dessen Gewicht etwa 7 t beträgt, gegen 20 t für jede der beiden Lokomobilen eines Dampfpfluges. Dem Motorwagen gegenüber wird an der entgegengesetzten Ackerkante ein leichter Ankerwagen aufgestellt, dessen Anker sich beim Anzug des Pfluges von selbst so tief ins Erdreich schlagen, daß der Wagen Stabilität genug erhält, um mittelst Drahtseil den Pflugwagen zwischen den beiden Fahrzeugen hin- und herzuziehen. Der Anschaffungspreis des elektrischen Pfluges steht dem des Dampfpfluges um 40 bis 60 Proz. nach, das Anfahren von Wasser und Brennmaterialien wird vermieden, die Feldkanten werden nicht, wie beim Dampfpfluge, durch das Gewicht der Lokomobilen festgefahren und die leichtere Beweglichkeit des Systems läßt die Arbeit bei geringeren Bedienungskräften schneller von statten gehen. Dieser Pflug nun wurde, nachdem der preußische Landwirthschaftsminister die erfolgreiche Thätigkeit des Systems auf dem Gute Groß-Behnitz besichtigt hatte, versuchsweise nach der Domäne Sillium gebracht, um in Verbindung mit der dortigen Primärstation seine Brauchbarkeit für besonders ungünstige Bodenverhältnisse zu beweisen. Die Felder von Sillium bestehen durchweg aus sehr schweren, trotz der vollständig durchgeführten Drainage bei nassem Wetter fast versumpfenden Thonboden. Fällt die Zeit des Pflügens, wie es nicht gerade selten ist, in eine andauernde Regenperiode, so war der Boden kaum zu behandeln. Zugthiere sinken bis an die Knie ein, die Lokomobilen des mehrfach miethweise angewandten Dampfpfluges bleiben im aufgeweichten Lehm sitzen und die ganze Arbeit stellt sich ebenso theuer, wie sie langsam von statten geht. Unter diesen Umständen wurde im vergangenen Sommer der elektrische Pflug in Anwendung gebracht, und während einer Kampagne, die fast keinen regenlosen Tag aufwies, hat er seine Brauchbarkeit für schweren, nassen und auf andere Weise kaum zu behandelnden Boden glänzend bewiesen. Das leichte Gewicht des Motorwagens bewahrte ihn vor dem Einsinken an sumpfigen Stellen, seine Widerstandskraft gegen den seitlichen Zug der Seile war stets ausreichend, und ebenso bewies auch der Ankerwagen selbst bei nassestem Boden seine absolute Zuverlässigkeit gegen das Herausreißen der Anker. Wenn auch aus den einmaligen Versuchen kein zuverlässiger Rückschluß auf die Kosten des Pflügens mit Elektrizität gezogen werden kann, so hat das System doch seine technische Ueberlegenheit über den thierischen und den Dampfantrieb klar erwiesen. Die Versuche, für deren Anstellung dem preußischen Landwirthschaftsministerium und den beiden betheiligten Firmen, Borsig und Siemens u. Halske, gleichviel Dank zukommt, haben erstens gezeigt, daß der elektrische Strom auch den schwersten mechanischen Arbeiten, die auf dem Lande vorkommen, gewachsen ist, dann aber, daß zur Erzeugung der elektrischen Kraft auch für ländliche Betriebe die Ausnutzung von Mühlbächen und Flüssen durch Turbinen nur zu empfehlen ist.

Italienische Reminiscenzen und Profile.

Unter obigem Titel hat der Wiener Schriftsteller Sigmund Münz soeben ein hübsch ausgestattetes, ziemlich umfangreiches Buch erscheinen lassen.[1]) Münz hat sich bereits durch verschiedene, das geistige Leben des heutigen Italien betreffende Veröffentlichungen („Aus dem modernen Italien", „Aus Quirinal und Vatikan", „Ferdinand Gregorovius und seine Briefe an Gräfin Ersilia Caetani Lovatelli" u. s. w.) bekannt gemacht; es ist also nicht das erstemal, daß er den wundersamen italienischen Boden betritt, vielmehr seine Leser auf denselben führt.

Sein jüngstes Werk, die Erinnerungen, enthält eine Reihe von Skizzen, Studien und Bildern aus Oberitalien, die wir zum Theil bereits als Feuilletons früher gelesen zu haben glauben; ein anderer Theil dürfte ganz neu hinzugekommen sein; augenscheinlich hat der Verfasser seine Sorgfalt darauf gelenkt, seine Gaben im feuilletonistischen Theile der Tagesblätter nicht nur der Vergessenheit zu entreißen, sondern sie auch für ihre neue Bestimmung, d. h. für die vorliegende Sammlung neu durchzusehen und entsprechend zu sichten. In dem erwähnten Ursprung der „Reminiscenzen", die eine Reihe von Jahren umspannen, liegen ihre Vorzüge und, wie eine vorurtheilslose Kritik auch bei diesem gewiß bedeutenden Buche nicht verhehlen darf, — die Mängel oder, besser gesagt, die Lücken der Sammlung. Es spricht der Tagesschriftsteller zu uns, im vollen geistigen Leben der Gegenwart stehend, scharf beobachtend und angenehm erzählend, aber die Bilder selbst sind entstanden, wie sie eben die Gelegenheit, sie aufzunehmen, mit sich brachte. Der erste Theil gehört Venedig, der zweite der Lombardei, nach diesen folgen Skizzen über Bologna; der letzte sehr umfangreiche Theil ist Florenz gewidmet. Wir haben da, so sollte man meinen, eine geschlossene Reihe von Aufsätzen, welche das nördliche Italien behandeln, vor uns, eine geschlossene Reihe insofern, als man von dem äußersten Westen absieht. Eine innere Einheitlichkeit ist aber nicht erreicht, ja vielmehr, wie aus dem Gesagten hervorgeht, gar nicht beabsichtigt. Mailand z. B., das man unbedenklich heute nicht bloß als kommerzielle, sondern auch als geistige Zentrale Oberitaliens betrachten darf, ist gar stiefmütterlich bedacht, und noch gar andere Stätten des herrlichen oberitalienischen Bodens hätten wir gern eingehender von so sachkundiger Seite beschrieben gesehen, sei's auch auf Kosten der Bilder und Briefe aus Florenz, aus jener Stadt, in der sich die moderne Kleinheit von der antiken Größe nur zu scharf abhebt.

Doch müssen wir wiederholen: eine vollständige Schilderung des geistigen und gesellschaftlichen Lebens aus so weiten Gebieten lag dem Verfasser und Sammler offenbar fern; die Aufgabe, so dankenswerth und nothwendig sie ist, überstiege auch die Kräfte eines einzelnen Schriftstellers.

Erfreulich ist es jedenfalls, wenn von deutscher Seite aus versucht wird, einen Beitrag zur Lösung dieser Aufgabe zu liefern, und man Gelegenheit hat, an der Seite eines so kundigen Führers, wie es Münz zweifellos ist, Einblicke in die verschiedensten Kreise literarischen und künstlerischen Schaffens auf der italienischen Halbinsel zu thun, sich in das Leben und Weben des dortigen Adels, des Bürgerstandes und nicht zuletzt der sogenannten unteren Volksschichten zu versetzen. Der Verfasser hat eingehende Studien gemacht, Land und Leute mit hellem Blick beobachtet — nicht sowohl als Tourist, sondern vielmehr als Forscher und als solcher auch von den Einheimischen nach Gebühr gewürdigt. So kam es, daß sich ihm auch Pforten öffneten, die für hundert Andere aus dem großen Strom der Fremden verschlossen bleiben; daß er die günstige

[1]) Wien, Leopold Weiß, IX u. 323 S.

Digitized by Google

Gelegenheit mit seinem Verständniß für italienische Eigenart nutzte, ist nicht sein letztes Verdienst. Die „Reminiscenzen" sind durchaus Früchte des persönlichen Verkehrs, den der Verfasser mit den führenden Geistern auf italienischem Boden pflog; dieser Umstand, wie die unbefangene, wahrhaft freimüthige Art, wie jene Eindrücke mitgetheilt werden, sichern dem Buche bleibenden Werth. Diese Unbefangenheit des Erzählers schließt aber ein eigenartiges Gepräge in Auffassung und Darstellung nicht aus. Wir haben stark persönlich gefärbte Schilderungen vor uns; der Verfasser holt mehr als einmal zu beißender Kritik aus, wenn es gilt, die Schwächen gewisser Gesellschaftsklassen, so namentlich der „oberen Zehntausend" zu geißeln. Der zwar keineswegs neue, aber nicht eindringlich genug zu predigende Grundsatz: „Unsre Zeit ist die der Arbeit, und gebrandmarkt ist, wer nicht arbeitet, sei es ein Mann, sei es eine Frau, seien sie hoch, seien sie niedrig geboren" (S. 107) bildet den Ausgangspunkt für unsres Verfassers gesammte Beobachtung und Abschätzung des menschlichen Seins. So wandelt sich seine Darstellung gar oft in philosophische Betrachtung; manchmal hat es den Anschein, als würden Menschen, Dinge, Scenen nur vorgeführt, um eigenartige, gerade hier nicht erwartete Betrachtungen anzuknüpfen. In dem „internationalen Salon" der Gräfin Adriana Marcello in der Lagunenstadt, den Münz mit gut geführten Strichen zeichnet, „gedeiht noch die edle Kunst der Konversation, eine Kunst wie nur irgendeine, ja der Niederschlag aller Künste". — „Wie leicht aber ist es, zu sprechen, wie schwer zu hören, wie schwer erst, sprechen zu machen. Die Demagogen, die den Beruf haben, die Oeffentlichkeit zu vergiften, sprechen immer und hören nie." In demselben Salon erscheint häufig der Philosoph von Venedig, des Verfassers Freund Giorgio Politeo. „Unser Philosoph verachtet den Frack. . . . Und die Hausfrau sagt sich: Fräcke und Schneider gibt es viele, Philosophen nur wenige auf Erden. —" Mit Behagen werden die Rathschläge Gladstone's nacherzählt, wie man es anstellen müsse, um noch in hohem Alter durch die Forste jagen und überall lange Reden halten zu können: „Ich fälle Bäume und laue die Speisen gut, laue und laue. Sänger und Redner müssen gut kauen. Das erhält die Stimme jung."

In überaus großer Zahl finden sich derlei schlichte und richtige Gedanken, die sich an die Erzählung knüpfen; dem Epheu gleich, der sich um das verwitterte Gemäuer rankt, nicht Blüthen treibend, aber immer frisch und grün. Wir sagen absichtlich: nicht Blüthen treibend, denn in der Darstellung sind jene phantastischen Ausschmückungen und Lobreden, von denen so manche unsrer Reisebücher überfließen, vermieden. Dafür weht sittlicher Ernst durch dieselbe, nicht selten tiefe Schwermuth. Von dieser zeugen z. B. die Abschnitte, die von Venedig handeln, die Gespräche, die der Verfasser mit seinem Gondoliere Piero, einer Art Verkörperung des Denkens und Sinnens des venetianischen Volkes, führt, vor allem die mit seinem Detail ausgeschmückte Schilderung seiner Fahrt nach San Michele, nach dem Campo santa von Venedig. Ueberhaupt verweilt Münz gern bei dem Gedächtniß an Heimgegangene. Wenn ihr verklärter Friede dem unermüdlich regsamen Autor neidenswerth erscheint, so wird man ihm dies ebenso wenig übel nehmen, als seinen etwas habsüchtigen Wunsch, die ganze geistige Arbeit für sich behalten zu dürfen und sie nicht ausgeben zu müssen. „Man darf Euch lieben und bewundern," apostrophirt Münz den uns schon bekannten Philosophen Politeo, „weil Ihr nicht die üble Gewohnheit habt, zu schreiben. . . . Ich schäme mich, Herr Philosoph, dieser meiner Unart, beneide Euch, weil Ihr als Epikuräer des Gedankens die Saiten Eurer Seele im geheimen spielen laßt — Glücklicher Mann, der seine Leidenschaft und seinen Witz nur im Gespräche mit sich und wenigen Freunden zeigt und nicht in einem Monolog, der unerwidert bleibt, an die Oeffentlichkeit verkauft!" . . .

Ob sich alle Denker hiemit einverstanden erklären werden, ob unser Autor selbst sich hier beim Worte nehmen ließe, ist freilich eine andere Frage. Nur derjenige, welcher schreibt weil der schreiben muß — wohlgemerkt, zufolge eines Zwanges der von innen herauskommt, nicht von außen —, nur er schafft, was sich über gewöhnliche Handwerksarbeit erhebt. Wer bei Münz daraufhin die Probe machen will, lese, was er S. 197 über das Auferstehen der antiken Schönheit in Arno-Athen durch ein wahrhaft poetisches Bild uns vor Augen führt. Es ist dies aber nur ein Beispiel aus vielen. Der Beobachter und Denker offenbart sich, ob er nun die Salons der Gräfin Marcello zu Venedig, der Gräfin Maffei zu Mailand, der Donna Peruzzi in Antella bei Florenz schildert, ob er bei Kaiser Dom Pedro II. weilt oder den geckenhaften Don Carlos, den frommen Grafen von Paris, charakterisirt, ob er den Dichterinnen Ada Negri und Annie Vivanti seine Huldigung darbringt oder dem Wirken eines Giovanni Morelli (Ivan Lermolieff) oder eines Ubaldino Peruzzi Blätter pietätvoller Erinnerung weiht. Der reiche Inhalt des Buches ist durch diese aufs Gerathewohl herausgegriffene Kapitel lange nicht erschöpft. Der Verfasser führt uns an die italienischen Seen, in die Zauberwelt der italienischen Berge, er macht uns mit dem italienischen Volksleben durch charakteristische Zeichnungen bekannt, schildert Feste und Jubiläen, Entrevuen und Ausstellungen. Unter letzteren ist die mostra, die sich mit dem Beatrice-Jubiläum (1890) verband, von Münz mit Recht als Symbol für die Emanzipation der Frauen Italiens bezeichnet worden. Für den Verfasser bietet die Besprechung der „Esposizione Beatrice" Anlaß, uns in anziehender Weise über die modernen Frauenbestrebungen auf italienischem Boden zu unterrichten. Daß die Heldin der Feste hiebei nicht zu kurz kommt, ist selbstverständlich; einer der glänzendsten Abschnitte aus der Weltgeschichte der Liebe wird uns da vorgeführt, und zahlreiche Belege aus den Dichtungen Dante's, in Oskar Bulle's Uebersetzung mitgetheilt, beleben diesen literarhistorisch wie kulturgeschichtlich bemerkenswerthen Aufsatz. Neben ihm ließen sich andere nicht minder werthvolle anführen; aber schon die wenigen Abschnitte, deren wir gedachten, zeigen, daß sich in dem vorliegenden Buche Vielseitigkeit mit Gründlichkeit paart. Ein Blick auf den sorgfältig gearbeiteten Namensindex, der fast alles begreift, was in Ober-Italien auf irgendeinem Gebiete Bedeutung erlangt hat, wird diese Behauptung bestätigen. Daß die reiche Zahl glänzender Namen, die wir in dem Verzeichnisse finden, nicht bloß Etiketten sind, daß die neueste Sammlung italienischer Reminiscenzen vielmehr zu den anregendsten gehört, die wir bisdang besitzen, davon möge sich ein stets wachsender Leserkreis überzeugen.

Dr. R. B.

Mittheilungen und Nachrichten.

H. Oskar Höldes: Die Fabrik der römischen Thongefäße diesseits und jenseits der Alpen. In Verbindung mit dem Württembergischen Alterthumsverein von dem Alterthumsverein Rottweil (Vorstand Rektor Dr. Eble) nach des Verfassers Tode herausgegeben. 38 Seiten, 24 Tafeln (Stuttgart, Kohlhammer 1897). — Der Verfasser ist von seinen Studien der römischen Thongefäße der Alterthumssammlung in Rottweil, die er 1889 herausgab, zu einer Untersuchung der gesammten römischen Töpferei geführt worden. Ein Theil seiner Ergebnisse, nämlich ein Vergleich der Gefäßformen diesseit und jenseit der Alpen, wird hier veröffentlicht, doch konnte der Verfasser nicht mehr die letzte Hand an seine Arbeit legen, so daß auch die neueren Funde und Untersuchungen, namentlich Tragendorffs Arbeit über die terra sigillata, nicht mehr berücksichtigt sind. Den Hauptwerth der Publikation macht die Zusammenstellung von

über 300 Gefäßformen aus, die der weiteren Forschung eine höchst willkommene Grundlage bietet. Im ganzen sind die Unterschiede der Formen zwischen den in Italien und bei uns gearbeiteten Gefäßen gering. Auch die dekorativen Motive sind hüben und drüben die gleichen. Dagegen machen sich in der technischen Ausführung Verschiedenheiten geltend, so daß Hörder zu dem Schlusse kommt, daß man schon bald nach der Niederlassung im Norden nicht die Gefäße, sondern die Arbeiter importirt hat. Sehr gut ist der Gegensatz des römischen zu dem griechischen Töpferwesen charakterisirt. Jener geht von Anfang an auf plastische Wirkung aus und läßt bei der fabrikmäßigen Verwendung von Stempeln und Formschüsseln wohl der Geschicklichkeit, aber nicht der künstlerischen Befähigung Spielraum. Bei den griechischen Gefäßen, bei denen die malerische Wirkung im Vordergrund steht, entzückt uns am meisten der sichere Geschmack und die individuelle Hand auch des einfachen Arbeiters.

* **Münchener anthropologische Gesellschaft.** Am 26. November hielt die Gesellschaft ihre zweite Sitzung des Vereinsjahres 1897/98 im Kunstgewerbehaus unter dem Vorsitz des Hrn. Prof. Dr. J. Ranke ab. Nachdem zwei neue Mitglieder proklamirt worden waren, stellte Hr. Hammer, Direktor des Münchener Panoptikums, den Skelettmenschen Castagna vor. Es liegt hier, wie Hr. Prof. J. Ranke hervorhob, ein seltener Fall von Mißbildung (Minderentwicklung) besonders der Muskulatur der Extremitäten vor. Die inneren Organe, mit Ausnahme der Geschlechtsorgane, sind gut entwickelt; dagegen gleicht der 28jährige Castagna seinem ganzen Aeußeren nach einem Knaben von 12 bis 13 Jahren. Hierauf ertheilte der Vorsitzende Hrn. Reichsarchivrath Dr. Franz Ludwig Baumann das Wort zu seinem Vortrage „Ueber die geschichtliche Auseinandersetzung der Romanisirung des bayerischen Schwabens". Um das Jahr 400 v. Chr. wanderten die Kelten in Süddeutschland ein und verdrängten da die bisherigen Einwohner, deren Nationalität unbekannt ist. Die Kelten, die im bayerischen Schwaben sich niederließen, gehörten zu dem Stamme der Vindelicier, der 15 v. Chr. von Rom unterworfen und rasch romanisirt wurde. Von 161 n. Chr. an wurde sein Land von den Chatten, dann von den Alemannen mehr denn 3 Jahrhunderte lang immer wieder verheert, doch erhielten sich Romanenreste noch längere Zeit unter den vom Ostgothenkönig Theodorich zwischen Iller und Lech 506 angesiedelten Schwaben. — Heute durchzieht den Süden des bayerischen Schwabens die Sprachgrenze zwischen den sogen. Alemannen und den sogen. Schwaben. Wegen dieser nachweisbar ganz jungen Sprachgrenze unterscheidet man mit Unrecht Alemannen und Schwaben; beide bilden zusammen einen Stamm, der von Anfang an nie Alemannen, sondern ausschließlich Schwaben sich geheißen hat. Ersterer Name (so sich zudem ursprünglich nur ein Zu-, kein echter Volksname) lebte lediglich im Munde der Römer und Romanen und als Erbstück antiker Namenclatur in den Schriften der lateinisch schreibenden Schriftsteller des Mittelalters. — Im bayerischen Schwaben blieb der Schwabenstamm seit der Aufsaugung der Romanenreste von fremden Beimischungen im ganzen frei; erst infolge des 30jährigen Krieges fand eine namhafte Einwanderung von Salzburgern, Tirolern, Vorarlbergern und Graubündnern in das menschenleer gewordene Land statt. — Das Wort erhielt sodann Hr. Dr. Sundberg, amerikanischer Konsul a. D. in Bagdad. Er schildert in einem interessanten Vortrag Land und Leute von Mesopotamien mit besonderer Berücksichtigung der sanitären Verhältnisse und illustrirte seine Rede durch Vorführung selbst aufgenommener Photographien der wichtigsten Punkte und Typen mittelst Projektionsbildern.

* **Heidelberg.** Am 26. November haben hier die alljährlich stattfindenden Berathungen der Reichslimeskommission begonnen. Bis jetzt betheiligten sich daran Geh. Hofrath Zangemeister aus Heidelberg, General Popp aus München, Prof. v. Herzog aus Tübingen, Prof. Dieckhoff aus Trier, Generallieutenant v. Sarwey aus Berlin, Geh. Oberschulrath Saldan aus Darmstadt und Prof. Löschke aus Bonn. Prof. Homjer aus Berlin und Baurath Jacobi aus Homburg werden noch erwartet.

* **Gießen.** Dem Oberbibliothekar der hiesigen Universitätsbibliothek, Dr. Haupt, ist das Prädikat Professor verliehen worden.

* **Berlin.** Theodor Mommsen hat sich zwar allen persönlichen Kundgebungen an seinem heutigen 80. Geburtstage entzogen, doch sind ihm eine Reihe Beglückwünschungen zugegangen. An erster Stelle steht die von Rektor und Senat der Universität Berlin gewidmete Adresse. Sie ruht in einer rothen, goldgeschmückten Plüschmappe, die in der Mitte einen Eichenkranz mit der Zahl 80 trägt. Das erste Blatt zeigt auf der Erdkugel schreitend die Gestalt der Geschichte, neben ihr die Eule, unten taucht Roms alte Herrlichkeit auf. Die philosophische Fakultät zu Berlin gedachte seiner in einem Schreiben, auch die Akademie der Wissenschaften bot ihrem langjährigen ständigen Sekretär eine Adresse zugedacht. Die Juristenfakultät widmet ihm eine Tabula gratulatoria. — Das Kaiserliche Gesundheitsamt bereitet die Herausgabe einer gemeinverständlichen belehrenden Schrift über die Schwindsuchtsverhütung, namentlich bei Arbeitern, vor. Der Schrift wird auch ein kurzer Anhang über die von Kranken, Aerzten und Verwaltungen zu treffenden Maßnahmen bei der Einleitung des Heilverfahrens beigegeben werden. — Diese Tage hat sich hier ein Verein der studirenden Frauen konstituirt. Die Versammlung fand im Dorotheenstädtischen Realgymnasium statt.

* **Hannover,** 27. Nov. In der heute hier abgehaltenen Handelshochschulkonferenz wurde mitgetheilt, daß in Aachen, Dresden und Leipzig die Gründung von Handelshochschulen beschlossen sei. Die Versammlung nahm dann folgenden Antrag über die Zulassungsbedingungen zur Handelshochschule an: 1. Die Vorlesungen der Handelshochschule setzen das Niveau der geistigen Reife einer neunklassigen höheren Lehranstalt (Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule) voraus. 2. Als Studirende werden zugelassen (ohne Aufnahmeprüfung): a) Kaufleute, welche die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst sich erworben und ihre Lehrzeit beendet haben; b) Abiturienten deutscher neunklassiger höherer Lehranstalten; c) junge Leute, die nach Erwerbung der Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst noch eine höhere Handelsschule (bezw. Fachklassen oder Handelsabtheilung) mit Erfolg besucht haben. Die Frage der Zulassung von seminaristisch gebildeten Lehrern, welche die Wahlfähigkeitsprüfung bestanden haben, und von Ausländern blieb anderweitiger Feststellung überlassen. 3. Den Anforderungen, welche der Staat an den Anwärter für seinen Dienst zu stellen hat, soll damit nicht vorgegriffen werden. Die Versammlung sprach sich sodann dahin aus, daß als Studienzeit der Zeitraum von 2 Jahren anzusehen sei und daß man an den Handelshochschulen für die Einrichtung von Sammlungen und die Abhaltung von Uebungen in geeigneter Weise Sorge tragen möge. Endlich wurde dem Wunsch Ausdruck gegeben, der deutsche Verband für das kaufmännische Unterrichtswesen möge den Handelshochschulgedanken in weitere Kreise tragen und auf diesem Wege diejenigen Pläne für Gründung von Handelshochschulen, deren Verwirklichung in naher Zeit bevorsteht, kräftig unterstützen. Die Beschlüsse der Kommission werden dem Verbandsausschuß zur weiteren Beschlußfassung unterbreitet werden.

* **Wien,** 30. Nov. Heute früh ist der Professor der Mineralogie und Vorstand des mineralogischen Museums an der hiesigen Universität, Dr. Albrecht Schrauf, nach längerem Leiden gestorben. Er war besonders als Krystallograph bekannt und hatte neben einem „Lehrbuch der physikalischen Mineralogie" einen „Atlas der Krystallformen des Mineralreichs" herausgegeben, der seinen Namen in weite Kreise trug.

* **Basel.** Wie der „Frkf. Ztg." aus Mülhausen berichtet wird, ist eine Verschärfung der Bedingungen, unter denen die hiesige Universität die Doktorpromotionen vornimmt, beabsichtigt und theilweise schon zur Ausführung gebracht. Die jungen Chemiker, welche an der Mulhouser Chemieschule ihre 3jährigen Studien vollendet hatten, konnten bisher an der hiesigen Universität ihren Doktor machen. Nach dem Bescheide, welcher dieser Tage einem jungen Studirenden warme, der seine Doktorarbeit, wie bisher üblich, eingesandt hatte, hört diese Gepflogenheit von jetzt an auf, da nur noch in Basel studirende junge Leute hinfort dort den Doktorhut erlangen können. Das ist natürlich für die genannte Schule ein harter Schlag. Der Beschluß der hiesigen Universität wird als eine Antwort auf den preußischen Erlaß angesehen, demzufolge der im Auslande, bezw. in der Schweiz erworbene Doktortitel in Preußen keine Berechtigung hat.

* **Stockholm,** 24. Nov. Die schwedische Regierung beabsichtigt, binnen kurzem die russische Regierung einzuladen, mit ihr eine Vereinbarung über die gemeinschaftlichen Gradmessungen in den Polargegenden vorzunehmen, welche während der Jahre 1899 und 1900 ausgeführt werden sollen. Die schwedischen Spitzbergen-Expeditionen, welche in den Jahren 1861 und 1864 unter Leitung des Professors Torell und des Frhrn. v. Nordenskjöld unternommen wurden, haben die nöthigen Rekognoszirungsarbeiten zu Ende geführt, und die Akademie der Wissenschaften hat mit

Beihülfe des Hrn. Professors Rasén einen detaillirten Plan für die erwähnte Gradmessung ausgearbeitet, welche es ermöglichen wird, die Form der Erde genauer als bisher zu bestimmen. Man betrachtet es hier als unzweifelhaft, daß Rußland der Einladung Schwedens bereitwilligst folgen werde.

* **Christiania.** Am 29. November starb der Professor der germanischen und romanischen Philologie an der hiesigen Universität Karl Richard Unger, der sich besonders um die Herausgabe der nordischen Literaturdenkmäler sehr verdient gemacht hat. Seine im vorigen Jahre erschienene Sammlung „Sprachlich-historischer Studien" wurde auch in einer deutschen Ausgabe veröffentlicht.

Neue Kataloge: Spirgatis, Leipzig. Verzeichniß des antiquarischen Bücherlagers. Nr. 55: Handschriftenwesen, Geschichte des Buchdrucks u. s. w. 1897. — Friedrich Fleischer, Leipzig. Katalog über die Schriften C. A. Schroeders. 1897. — Fr. Steabel, Jena. 7. Lagerverzeichniß: Griech. u. röm. Literatur u. Sprachwissenschaft. Geschichte u. Archäologie des Alterthums. 1897. — Bernh. Seeber, Florenz. Catalogo Antiquario. 1897. Nr. 5: Letteratura, arte e storia d'Italia.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist erschienen:

Dr. Freiherrn v. Riedel's Kommentar zum Gesetz über Heimat, Verehelichung und Aufenthalt. Unter Berücksichtigung der Novellen von 1872, 1884, 1892 und 1896 in 7. Auflage herausgegeben von Dr. Max Proebst, Ob.-Reg.-Rat im kgl. Staatsminist. d. J. 27 Bog. In Leinwand gebunden 6 M.

☞ Die Novelle zum Heimatgesetz vom 17. Juni 1896 hat eine durchgreifende Neubearbeitung des altberühmten v. Riedel'schen Kommentars notwendig gemacht. Der 7. Auflage ist eine Gegenüberstellung des ursprünglichen und des nunmehr geltenden Wortlauts beigegeben, die von erheblichem praktischen Werte sein dürfte.

Ganghofer, August von, kgl. Geheimrat: **Das Forstgesetz für das Königreich Bayern** (neue Textierung vom Jahre 1896) nebst den Vollzugsvorschriften erläutert. Dritte vollständig neubearbeitete Auflage. 32 Bog. In Leinwand gebunden 6 M.

☞ v. Ganghofer's Kommentar zum Forstgesetz erscheint hiermit ebenfalls in völlig neuer Bearbeitung! (18042)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Ein ganzer Mann.

Roman von

W. H. Riehl.

Preis geheftet 6 Mark. Elegant gebunden 7 Mark.

Fast gleichzeitig mit dem Hinscheiden des ausgezeichneten Schriftstellers erscheint der einzige Roman, den er verfaßt hat. Weit ab von den schrillen Tönen und der erregenden Art vieler Erzeugnisse der heutigen Romanlitteratur liegt der Geist dieser Erzählung. In angenehmem Flusse gleitet sie dahin und teilt ihre innige Gefühlswärme, ihre gute Laune uns mit.

Die zahllosen Verehrer Riehls werden sein letztes Buch mit wehmütiger Freude in die Hand nehmen und gern wieder und wieder zu ihm wie zu einem Andenken an einen guten Freund zurückkehren. (17427)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von A. G. LIEBESKIND in Leipzig.

Neuigkeit 1897:

Jung und Alt.

Drei Dichtungen.

(Der Zeiter. — Die Königsbraut. — Ein greiser Paris.)

Von **J. V. WIDMANN.** (17961)

Neue vermehrte Auflage.

80. IV u. 141 Seiten. Fein gebunden 2 M. 80 Pf.

Ueber England und die Engländer von heute ist seit einem Jahrzehnt nicht anregender, geistreicher und selbständiger geschrieben worden als von

Gustaf F. Steffen

in seinen bei uns erschienenen reichillustrirten Schriften:

I. **Aus dem modernen England. Eine Auswahl Bilder und Eindrücke.** Zweite Auflage 1896. Umfang 450 Seiten. Geheftet 7 M., gebunden 9 M.

II. **Streifzüge durch Großbritannien. Schilderungen und Beobachtungen aus Stadt und Land.** 1896. Umfang 400 Seiten. Geheftet 7 M., gebunden 9 M.

Während Steffen in der erstgenannten Schrift im Besondern Londoner Eindrücke, das Ergebniß achtjährigen Aufenthalts in der Riesenstadt, sowie der Bekanntschaft mit allen möglichen Gesellschaftsschichten wiedergibt und ein allgemeines Bild von den gesellschaftlichen, politischen, sozialen, kommerziellen, litterarischen und künstlerischen Zuständen mit besonderer Charakterisirung der leitenden Persönlichkeiten bietet, tritt in dem zweiten Werke die volkswirtschaftliche Betrachtung in den Vordergrund. Was er in dieser „Kulturphysiologie im Lapidarstile" dem Leser vorführt, ist das den Welthandel und die Weltindustrie beherrschende England, das mit allen seinen Kräften um das Uebergewicht im „Geschäft" ringt und zugleich das modernste Land, die Heimat der gewichtigsten sozialen Gegensätze ist. Aber aus dem Bereich des Maschinengetöses führt der Verfasser den Leser seitwegs in die von den Schatten großer Erinnerungen umschwebten Burgen und Dome, in die Hallen Oxfords, des Shakespeare-Hauses, englischer Adelssitze, sodann in das regenschwere Gelände Schottlands, in die irischen Dörfer, endlich zu den selten besuchten englischen Kanalinseln Jersey und Guernsey mit ihren wunderbar zu nennenden gärtnerischen Anlagen. So leicht die Darstellung erscheint, so gehaltvoll ist sie wegen der eingehenden volkswirtschaftlichen Studien, die der Verfasser — Schwede von Geburt und auch auf deutschen Hochschulen vorgebildet — zugrunde gelegt hat. Steffens Urtheil über die Engländer ist nicht schmeichelhaft; seine Kritik des „Kulturwerks" der vorherrschenden Industrie ist entschieden abfällig. Insofern ist die philosophirende Stimmung, die durch seine Schriften geht, der Mehrzahl der gebildeten deutschen Leser noch besonders sympathisch. Bei den kritiklosen Verehrern englischer Muster hat der Verfasser allerdings argen Anstoß erregt. (18346)

Verlag von **Hobbing & Büchle** in **Stuttgart.**

Deutsche Nähmaschinen

bester Qualitäten,

ausgestattet mit allen neuesten Erfindungen. Vollkommener Mechanismus, rasches Nähen, elegante Ausstattung, bescheidene Preise.

Keine Erhöhung bei Theilzahlung.

Kataloge und Versandt franko.

Reellste Bedienung.

Chr. N. Schad, München,

Hoflieferant, (13908)

Perusastrasse 11 ✻ Kaulbachstrasse 9.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Freitag, 3. Dezember. Nummer 274.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Währungsfrage in den Vereinigten Staaten von Amerika. Von Dr. Karl Ellstaetter. — Peter Flötner. — Ebroin. Von Hugo Arnold. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Währungsfrage in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Von Dr. Karl Ellstaetter (Karlsruhe).

Es ist eine der unerfreulichsten Erscheinungen unsres politischen Lebens, daß infolge des immer heftiger werdenden Streites der Interessenten und der Parteien die breiten Volksmassen zum obersten Schiedsrichter in Fragen aufgerufen werden, in denen sie der Natur der Sache nach unmöglich imstande sein können, ein zutreffendes Urtheil abzugeben. Handelt es sich um Grundfragen unsres nationalen Lebens, wie die Probleme der Wehrhaftigkeit des Vaterlandes zu Lande und zur See, oder der Sozialpolitik, oder der Handelspolitik, da läßt es sich wohl vertheidigen, daß man das Volk, welches sich hierüber eine Ansicht bilden kann, durch Agitation aufrüttelt, seine ganze gewaltige Kraft für eine bestimmte Idee einzusetzen. Eine ganze Anzahl politischer Fragen jedoch, die ebenfalls für die nationale Wohlfahrt von höchster Bedeutung sind, sind so geartet, daß nur der mit Fug urtheilen darf, der über ein gewisses Maß von Kenntnissen verfügt, besonders Fragen aus den Gebieten der politischen und Wirthschaftsgeschichte, der Rechtswissenschaft, der Statistik, der Technologie, der ökonomischen Doktrin. Derartige Kenntnisse kann der Mann aus dem Volke sich im allgemeinen nicht aneignen; will man ihn über die Bedingungen und Voraussetzungen des Problems belehren, so müssen diese Belehrungen nothwendigerweise auf unfruchtbaren Boden fallen.

Die Folge ist, daß das Schlagwort seine Rolle zu spielen beginnt. Und nichts ist in unserm politischen Leben gefährlicher als das Schlagwort, dieser Todfeind alles politischen Denkens. Wer das „zugkräftigste“, das „tönendste“ Schlagwort hat, der bethört die Massen, der bringt sie auf seine Seite; unheilvolle Experimente der Gesetzgebung sind oft die Folge.

Zu den Fragen, die nur durch das Schlagwort ins Volk hinausgetragen werden, über welche die Volksmassen nicht in der Lage sind, sich ein eigenes Urtheil zu bilden, zu diesen Fragen gehört vor allem die Währungsfrage. Wer hierüber etwas sagen will, das über das Niveau des Schlagworts hervorragt, der muß die Währungsgeschichte der wichtigsten Länder einigermaßen kennen; er muß etwas von der Statistik der Edelmetalle wissen; die ökonomische Doktrin darf ihm nicht fremd sein.

Nun gibt es selbst unter denen, die in Währungsfragen als sachverständig gelten, gar manchen, der über einzelne, aber für die Beurtheilung der ganzen Frage wichtige Punkte nicht so ausreichend informirt ist, daß er sich nicht freuen würde, wenn ihm Gelegenheit geboten wird, mehr darüber zu erfahren. Wer in unsrer Literatur nicht bewandert ist, würde es beispielsweise kaum für möglich halten, daß wir bisher über ein so unendlich wichtiges Gebiet, wie die Geschichte der amerikanischen Währung nur recht mangelhaft unterrichtet waren. Eine eingehende und das Ganze zusammenfassende Darstellung fehlte bisher. Und doch ist die amerikanische Währungsgeschichte nicht nur eine wahre Fundgrube an werthvollen Thatsachen, sondern es haben die Vereinigten Staaten auf keinem wirthschaftlichen Gebiete mehr Erfahrungen gesammelt, als auf dem der Währungsfrage, die auch für die übrige Welt nicht verloren gehen dürfen. Die Entwicklung der Währungsfrage war von fundamentaler Bedeutung für das Wirthschaftsleben der Vereinigten Staaten und damit — bei deren innigen wirthschaftlichen Beziehungen zur übrigen Welt — für alle handeltreibenden Nationen.

Eine eingehende und zuverlässige Darstellung der Währungsfrage in den Vereinigten Staaten ist daher ein freudig zu begrüßendes Unternehmen, um so mehr, wenn es sich um eine so fleißige und von tiefstem Eindringen in das ungeheure Material zeugende Arbeit handelt, wie die von Dr. Prager,[1]) einem Schüler des staatswirthschaftlichen Seminars der Universität München, es ist. Während die bisher vorhandene Literatur, unter der insbesondere die trefflichen Arbeiten des Chicagoer Professors Laughlin zu nennen sind, nur einzelne Seiten des amerikanischen Währungsstreites behandelte, gibt Prager eine Darstellung der ganzen Entwicklung von der Entstehung des Währungsgesetzes von 1792 an bis zur Wahlschlacht vom 4. November 1896. Prager hat auf die Bewältigung des sehr großen Materials einen außerordentlichen Fleiß verwendet; die Schrift zeugt von vollkommener Beherrschung des Stoffs; die Darstellung ist zu loben.

Die Unabhängigkeitskämpfe gegen England hatten eine Ueberschwemmung der Staaten mit Papiergeld zur Folge gehabt, die der französischen Assignatenwirthschaft nur wenig nachgab. Die besten Männer des Landes erkannten die Gefahr, die in diesen Zuständen lag; und aus diesen Erfahrungen heraus entstand jene Bestimmung der Verfassung, die besagt: „Kein Staat soll Geld prägen, Papiergeld emittiren, irgend etwas außer Gold und Silber zum gesetzlichen Zahlungsmittel für die Abtragung von Schulden machen.“ Aus diesem Satz herleiten zu wollen, daß die Verfassung bereits die Doppelwährung gewollt habe — der Versuch ist gemacht worden — ist ein mehr als kühnes Unternehmen. Offenbar soll doch mit dieser Verfassungsbestimmung bloß vorgeschrieben werden, daß die Währung eine metallische sei. Die Art der Währung zu

[1]) Dr. jur. Max Prager, Die Währungsfrage in den Vereinigten Staaten von Nordamerika; eine wirthschaftsgeschichtliche Studie (Münchener volkswirthschaftliche Studien; herausgegeben von Lujo Brentano und Walther Lotz. XXIII. Stück.) Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachf., Stuttgart, 1897. Bei der Wahl des Titels wäre zu berücksichtigen gewesen, daß die Vereinigten Staaten „The United States of America“ nicht „of North America“ heißen.

bestimmen, sollte dem Kongreß vorbehalten bleiben; und er löste diese Aufgabe durch das Münzgesetz vom 2. April 1792, welches die gesetzliche Grundlage der amerikanischen Währung gebildet hat, bis es durch nicht minder konstitutionelle Gesetze abgeändert und schließlich ersetzt wurde.

Dem genialen ersten Schatzsekretär der Union, Alex. Hamilton, handelte es sich vor allem darum, eine ausreichende metallische Währung zu schaffen, die Lücken auszufüllen, die das Papiergeld gerissen. Er wollte zu dem Ende „dem Lande das Silbergeld erhalten und Goldgeld hinzufügen". Außerdem kam es ihm hauptsächlich darauf an, durch eine einheitliche Währung den Bundesgedanken zu stärken; liefen doch — ähnlich wie bei uns vor der Münzreform — neben Papier die mannichfachsten Geldsorten im Lande um.

Hamilton entschied sich für die Doppelwährung. Klar hat er die Bedeutung der zu wählenden Relation erkannt; er war sich bewußt, daß eine Konsequenz der Ueberwerthung eines von beiden Metallen im Verhältniß zum andern die Verbannung desjenigen ist, welches unterwerthet ist. Und mit großer Geschicklichkeit hat er die Relation 1 : 15 gewählt; sie entsprach genau den Marktverhältnissen der Jahre 1790—1793, und zwar in viel höherem Grade, als die französische Relation von 1785 und 1803 (1 : 15 ½), welche mit Unrecht die normale genannt wird, je der herrschenden Marktrelation entsprochen hat. Als Rechnungseinheit diente der Dollar, der schon früher aus den spanischen Besitzungen herübergekommen war und sich eingebürgert hatte.

Aber zunächst waren diese Maßregeln von recht geringer Bedeutung, denn der Geldumlauf des Landes bestand immer noch größtentheils aus Papier. Der Silberdollar Hamiltons, der etwas weniger Feinsilber enthielt, als die Mehrzahl der in Westindien umlaufenden Silbermünzen, wurde nach Westindien ausgeführt und dort gegen die besseren spanischen und portugiesischen Silberdollars umgetauscht. Um diesem Handel zu steuern, verbot Präsident Jefferson 1805 die weitere Ausbringung von Silberdollars, übrigens eine mit dem Münzgesetz von 1792 schwer zu vereinigende Maßregel.

Schon bald nach dem Münzgesetz von 1792 hatte sich das Werthverhältniß zwischen Gold und Silber geändert; allmählich waren infolgedessen die Goldmünzen aus den Vereinigten Staaten verschwunden. Man beklagte dies und es wurden Vorschläge laut, die das Gold wieder in Umlauf zu bringen suchten. Monometallistische Stimmen ließen sich vernehmen. Der Kongreß beschloß aber 1834, das bestehende Münzsystem beizubehalten, jedoch als Relation 1 : 16 zu wählen. Damit war das Gold gegenüber dem am Weltmarkt herrschenden Werthverhältniß überwerthet. Laughlin meint, daß man durch die Hinterthür der für das Gold zu günstigen Relation die reine Goldwährung einführen wollte. Das Gesetz war jedoch vor allem als Schlag gegen die Vereinigte Staaten-Bank gedacht, deren Papier man durch Gold verdrängen wollte.

Die Folge des Gesetzes war, daß die Vereinigten Staaten ihr Silbergeld verloren, und zwar vollständig; nur die schlechten, kleinen Münzen hielten sich im Lande. Man half sich gegen die daraus entstehenden Uebelstände, wie man es später in der lateinischen Münzunion that: man reduzirte den Feingehalt der Theilstücke des Dollars, beschränkte die Zahlkraft der neuen Silbermünzen auf Zahlungen bis zu 5 Dollars und beseitigte die Privatprägung für dieselben (Gesetz vom 21. Februar 1853). Es ist Prager beizupflichten, wenn er meint, daß damit der Gedanke der Doppelwährung praktisch aufgegeben worden sei. Man verzichtete damit auf jeden Versuch, Münz- und Marktrelation der Edelmetalle in Uebereinstimmung zu halten; in den Kongreßberathungen kam dies deutlich zum Ausdruck. Effektiv war die Doppelwährung in den Vereinigten Staaten überhaupt nie, wenn man von den paar Jahren nach der gesetzlichen Einführung derselben und nach 1834 absieht.

1861 brach der Bürgerkrieg aus. Er brachte wiederum Papierwährung mit sich, welche auch nach Beendigung des Krieges bis 1879 fortbestehen sollte. Die Stimmung des Landes nach Beendigung der Wirren war eine derartige — ganz ähnlich, wie dies in Frankreich Ende der 60er Jahre der Fall war —, daß man den Uebergang zur Goldwährung als etwas ganz selbstverständliches ansah.

Das Gesetz vom 12. Februar 1873 setzte den Silberdollar von der Liste der künftig auszuprägenden Münzen ab; er wurde zur Scheidemünze degradirt. Man hat nachher auf bimetallistischer Seite behauptet, das Gesetz von 1873 sei durch Ueberrumpelung des Parlaments, ja durch einen ungeheuren Betrug zustande gekommen. Auch in Deutschland wurde diese Erzählung verbreitet; sie gehört zum Inventar der bimetallistischen Agitation. Es ist ein Verdienst Pragers, das Falsche dieser Behauptung nachgewiesen zu haben. Abgesehen davon, daß das Gesetz den vor Einstellung der Baarzahlungen faktisch bestehenden Zustand einfach sanktionirte — die Silberdollars waren aus dem Verkehr verschwunden —, bewegte sich der Streit im Jahre 1873 zwischen Inflationisten, die für Papiergeld schwärmten, und den Anhängern der Wiederaufnahme der Baarzahlungen. Kein Mensch aber stellte sich die metallische Währung anders als in der Form der Goldwährung vor. Der Silberdollar hatte keinen Freund.

Im Jahre 1878 änderte sich die Situation. Seit 1887 war der Silberpreis in langsamem Rückgang begriffen, der von 1872 ab schneller und schneller wurde, bis im Juli 1878 der Schreckenspreis von 43¾ d notirt wurde. Die Silberminenbesitzer begannen zu klagen, sie verbanden sich mit den Inflationisten, welche sich mit der metallischen Inflation begnügten, falls die metallische Inflation nicht zu heben wäre. Die Agitation wurde bald sehr lebhaft geführt; hetzerische Angriffe gegen England trugen zu ihrer Popularisirung nicht wenig bei. Dabei war man schlau genug, nicht für den Uebergang zur reinen Silberwährung, sondern für „Bimetallismus" — Cernuschi hatte das Wort zur rechten Zeit erfunden — einzutreten.

Die nunmehr anhebende zweite Periode der amerikanischen Währungsgeschichte ist vielleicht noch lehrreicher und interessanter als die erste. Hatte sich bisher gezeigt, daß die Doppelwährung undurchführbar sei, da ja nach der Marktlage bald das Gold, bald das Silber aus dem Verkehr verschwindet, so müssen die Erfahrungen, welche die Amerikaner mit ihrer Währungsgesetzgebung seit 1878 machten, der übrigen Welt ein warnendes Beispiel dafür sein, welch zerrüttende Wirkung falsche Experimente gerade auf dem Gebiet des Geldwesens auf das wirthschaftliche Leben eines Volkes ausüben.

Im Herbst 1877, also noch ehe die Baarzahlungen wieder aufgenommen waren, brachte Bland eine Bill ein, die Silberfreiprägung unter Aufrechterhaltung der Goldprägungen forderte. Das Repräsentantenhaus nahm sie mit großer Mehrheit an. Der Senat jedoch modifizirte die Bill sehr wesentlich. Zunächst wurde die Silberfreiprägungsklausel gestrichen und dafür auf Antrag Allisons der Schatzsekretär angewiesen, monatlich für mindestens 2 und höchstens 4 Millionen Dollars Silber zum Tagesturs anzukaufen und in Dollars auszuprägen. Zugleich wurde gestattet, die so ausgebrachten Silberdollars gegen Zertifikate zu hinterlegen, welche von allen öffentlichen Kassen in Zahlung genommen werden mußten. Trotzdem Bland seiner Unzufriedenheit mit dieser Veränderung der Bill, welche seinen

Digitized by Google

Namen trägt, unverhohlen Ausdruck gab, wurde sie — gegen das Veto des Präsidenten — am 28. Februar 1878 Gesetz.

Am 1. Januar 1879 wurden die Baarzahlungen wieder aufgenommen. Die Aufnahme der Baarzahlungen fiel in eine günstige Zeit. Nach tiefer Depression hatte der Handel begonnen sich wieder zu beleben, gute Ernten, zusammentreffend mit schlechten Ernten in Europa, führten zu starker Steigerung der Ausfuhr. Gold kam in großen Mengen ins Land. Solange diese günstigen Bedingungen anhielten, kamen auch die Silberzertifikate bequem in Umlauf.

1884 kam der Rückschlag. Die allgemeinen ökonomischen Verhältnisse wurden schlechter; Silbergeld und Silberzertifikate strömten zum Schatzamt zurück. Die Parität der Silberzertifikate mit dem Gold konnte nur dadurch aufrechterhalten werden, daß das Schatzamt jederzeit unbeschränkte Beträge in Silber in Zahlung nahm und seinerseits wiederum Gold auszahlte. Es zeigte sich, daß die Silberdeckung der 200 Millionen Dollars Zertifikate, welche um jene Zeit ungefähr in Umlauf waren, so gut wie belanglos war, und daß dieser Theil der Umlaufsmittel, ungeachtet aller juristischen Verschiedenheit von den Greenbacks und den Silberscheidemünzen in Wirklichkeit vom Publikum nicht anders angesehen wurde, denn als eine Goldanweisung an die Staatskasse. Dazu sanken infolge der schlechter gewordenen Handelsverhältnisse die Zolleinnahmen, eine um so bedenklichere Erscheinung, als die in Gold zu leistenden Zollzahlungen die wichtigste Quelle waren, aus der die Goldreserve des Schatzamts gespeist wurde. So mußte Anfang 1885 die Tilgung der Staatsschuld eingestellt werden. Außerdem wurde bestimmt, daß der Schatzsekretär stets 100 Millionen Dollars in Gold zur Einlösung der Greenbacks bereit zu halten habe.

Wieder besserten sich die wirthschaftlichen Verhältnisse. Die Banknotenzirkulation nahm ab; die Lücke wurde durch Silberzertifikate ausgefüllt. „Das außerordentliche Wachsthum der Bevölkerung und ihres Wohlstandes, der einzig dastehende Aufschwung in allen Zweigen des Geschäftslebens und das feste Vertrauen des Volkes auf den guten Glauben und die finanzielle Lage unsrer Regierung haben einen starken Einfluß geübt und uns ermöglicht, einen entwertheten und sich fortgesetzt entwerthenden Dollar auf einer Parität mit unsern Goldmünzen zu erhalten", schrieb Schatzsekretär Windom im Finanzbericht für 1889.

Es ist sehr interessant, zu beobachten, welchen Einfluß die wirthschaftliche Lage eines Landes auf die Verbreitung gewisser Ideen hat. Man kann an der amerikanischen Währungsgeschichte genau verfolgen, wie jede Verbesserung und jede Verschlechterung in der wirthschaftlichen Lage des Volkes stets mit einem Rückgang oder einer Hebung der inflationistischen Bewegung zusammenfällt; eine für die Völkerpsychologie recht beachtenswerthe Thatsache. Mit der Verschlechterung der ökonomischen Lage — etwa seit 1876 — begannen sich auch die Inflationisten zu regen. So lange dann der Aufschwung anhielt, bis Mitte der 80er Jahre, ging die inflationistische Bewegung wieder zurück. Die agrarische Krisis und die erneute Depression in Handel und Industrie, welche seit Mitte des vorigen Jahrzehnts in den Vereinigten Staaten eintrat, wozu allerdings die erhöhte Bedeutung der Silberindustrie trotz rückgängiger Silberpreise kam, hatte ein mächtiges Anschwellen des Inflationismus in seiner neueren Gestalt, der Silberbewegung, zur Folge. Es ist ein dankenswerthes Ergebniß der Pragerschen Arbeit, diesen Zusammenhang in eingehender Darstellung klargelegt zu haben.

Durch die Schaffung von sechs neuen Staaten im Westen, welche die Republikaner in den Jahren 1888—1892 herbeiführten, wurde die Macht der Silberleute im Senat so wesentlich verstärkt, daß die Majorität des Senats zu einer extrem silberfreundlichen wurde. So konnte man denn einen neuen energischen Vorstoß im Parlament unternehmen. Nur mit geringer Mehrheit wehrte das Repräsentantenhaus 1890 die vom Senat beschlossene Silberfreiprägebill ab. Auf Grund eines Kompromisses zwischen beiden Häusern wurde dann die Bill zum Gesetz erhoben, die unter dem Namen Shermanbill bekannt ist. Der Schatzsekretär wurde durch dies Gesetz vom 14. Juli 1890 angewiesen, monatlich 4½ Millionen Unzen Barrensilber anzukaufen und dafür in Silber oder Gold einlösliche Schatznoten auszugeben, welche unbeschränktes gesetzliches Zahlungsmittel sein sollten. Zugleich wurde bestimmt, daß es die feste Politik der Vereinigten Staaten sei, die Parität zwischen Gold und Silber aufrecht zu erhalten. Damit war die dem Schatzsekretär eingeräumte Befugniß, die Schatznoten in Silber oder Gold einlösen zu dürfen, praktisch wieder aufgehoben, denn die Parität ließ sich eben nur durch fortdauernde Goldzahlungen aufrecht erhalten. Das Gesetz war ein Kompromiß zwischen den Forderungen der Interessenten aus den Agrikulturstaaten, die „mehr Gold" wollten, also reine Inflationisten waren, und der Silberinteressenten, die höhere Silberpreise herbeizuführen suchten.

Die nächste Folge der Kongreßverhandlungen und der Shermanbill war eine ganz gewaltige Hausse am Silbermarkt, die freilich schon im September 1890 zusammenbrach. Der Zusammenbruch der Silberspekulation, bei welcher weite Kreise betheiligt waren, hatte schon schlimme Folgen. Der Fall des Welthauses Baring Brothers, der im November 1890 dazu kam, führte zu einer Panik. Die Goldausfuhr aus den Vereinigten Staaten hatte schon seit 1889 eine beunruhigende Höhe erreicht, aus den mannichfachsten Ursachen; sie dauerte fort. Die Shermanbill vermehrte die fiduziarischen Umlaufsmittel ins ungeheure; angesichts der durch die Baringkrisis verursachten Geldknappheit war dies anfangs erwünscht. In Europa aber begann man zu fürchten, die amerikanische Währung möge auf die Silberbasis herabgleiten; infolgedessen wurden große Mengen amerikanischer Werthpapiere zurückgeschickt und Geld dagegen eingetauscht.

Seit Januar 1893 drängten die Dinge zur Katastrophe. Eine neue Goldausfuhrbewegung setzte ein. Gleichzeitig ereigneten sich an der New-Yorker Börse schlimme Dinge. Das System der Reading-Eisenbahnen brach schließlich zusammen. Das gab dem schwer erschütterten Vertrauen den letzten Stoß. Europa entledigte sich im größten Maß seines Besitzes an amerikanischen Werthpapieren. Die Goldreserve des Schatzamts sank nahe an ihr gesetzliches Minimum von 100 Millionen Dollars; nur durch die Intervention einer Anzahl New-Yorker Banken konnte sie noch gehalten werden.

Im März war der Zinsfuß für „tägliches Geld" bis auf 60 Proz. fürs Jahr gestiegen. Eine leise Beruhigung, die nun eintrat, dauerte nur kurze Zeit. Ende April 1893 kam die Krisis mit geradezu elementarer Gewalt zum Ausbruch. Die Konkurse vermehrten sich fürchterlich; das Vertrauen schwand. Eine Kontraktion des Kredits war um so verhängnißvoller, als in den Vereinigten Staaten der größte Theil der Umsätze durch Geldsurrogate, Checks, Wechsel, Clearings, Buchkredite, bewerkstelligt wird und diese Geldsurrogate nun plötzlich großentheils durch das Geld ersetzt werden mußten. Die Schließung der indischen Münzstätten, welche — nicht zum mindesten in Ansehung der amerikanischen Verhältnisse — am 26. Juni erfolgte und einen jähen Sturz des Silberpreises zur Folge hatte, machte das Maß voll.

Auf den 7. August berief dann Präsident Cleveland den Kongreß; am 28. August hob das Repräsentantenhaus

die Silberankaufsklausel auf. Doch die extremen Silberleute im Senat, die eine sehr starke Minderheit bildeten, zogen durch eine konsequente Obstruktionstaktik die Annahme des Beschlusses des Repräsentantenhauses so lange hinaus, daß der Präsident erst am 1. November 1893 die Bill unterzeichnen konnte. Das Vertrauen Europa's kehrte nicht so rasch wieder; das Rückströmen amerikanischer Werthpapiere und damit die Goldausfuhr dauerte fort. So sank denn die Goldreserve immer mehr, bis sie im Februar 1895 mit etwa 45 Millionen Dollars ihren niedrigsten Stand erreichte. Die Vorschläge Clevelands zur Besserung der Verhältnisse fanden beim Kongreß nicht das geringste Entgegenkommen. Es mußten Anleihen zur Füllung des Hundertmillionenfonds aufgenommen werden, ohne bleibenden Erfolg. Das Gold strömte wieder ab, kaum daß es in die Kassen des Schatzamts gekommen war. Endlich, als die Lage am schlimmsten war, im Februar 1895, brachte eine Abmachung mit einem Syndikat hervorragender englischer und amerikanischer Bankhäuser Hülfe; diese verpflichteten sich, dem Schatzamt Gold nicht nur zu verschaffen, sondern es auch zu erhalten. Die Goldreserve hob sich wieder und damit auch das Vertrauen des Auslandes.

Freilich mußte das Land für die Aufrechterhaltung der Goldwährung ungeheure Opfer bringen. Hätte man 1879 alle Greenbacks eingezogen und durch Gold ersetzt, so hätte man nur wenig mehr aufwenden müssen, als die Aufrechterhaltung der Parität desselben mit Gold erforderte.

Die Folge war, daß die Silberagitation wieder mit erneuter Wucht einsetzte; wieder wurde hiedurch das Vertrauen Europa's erschüttert, und von neuem begannen die Goldexporte. Die Präsidentenwahlen standen bevor. Die Silberfrage hatte man zur Wahlparole gemacht. Die Befürchtung eines Sieges der Silberpartei lähmte jedes Geschäft.

Mit unerhörter Erbitterung wurde der Wahlkampf geführt. Es handelte sich bei der Silberfrage um eine Entscheidung, ob die alten konservativen Kulturstaaten des Ostens, oder der junge, kapitalfeindliche, revolutionäre Westen auf die Geschicke der Union den maßgebenden Einfluß besitzen solle. Wer aber weiß, wie die Wahlen ausgefallen wären, wenn nicht kurz vor der Wahl sich die wirthschaftlichen Verhältnisse gebessert hätten, wenn nicht insbesondere die Weizenpreise gestiegen wären, bei gleichzeitigem Rückgang des Silberpreises! So war eines der hauptsächlichsten Schlagworte der Silberleute, die Mär von dem unmittelbaren Zusammenhang der Waarenpreise mit dem Silberpreis, durch den Gang der Thatsachen hinfällig geworden.

Es ist noch in Aller Erinnerung, mit welcher Erleichterung die ganze Welt aufathmete, als am 4. November 1896 der für „gut Geld" eintretende McKinley zum Präsidenten gewählt wurde. Der volk- und kapitalreichere Theil des Landes, die kulturell fortgeschritteneren Staaten waren für ihn eingetreten und hatten ihm zum Sieg verholfen.

McKinley ist kein Anhänger der Goldwährung in unserm Sinn; es ist dies auch vom amerikanischen Standpunkt aus begreiflich, da er nur durch einen internationalen Münzbund hoffen darf, die ungeheuren Silbermassen, die im Vereinigten-Staaten-Schatzamt als todtes Kapital lagern, zu guten Preisen an die freundlichen andern Vertragsstaaten abzustoßen. Die Emissäre, die er zu diesem Zweck nach Europa sandte, fanden beim französischen Kabinet das größte Entgegenkommen. Die bestimmten Erklärungen der englischen Regierung jedoch, welche diese einstimmig abgab, obwohl dem Kabinet mehrere überzeugte Bimetallisten angehören, lassen aufs klarste erkennen, daß Englands für eine bimetallistische Abenteuerpolitik nicht zu haben ist. So müssen denn die Vereinigten Staaten hier die Folgen ihrer thörichten Währungspolitik selbst bezahlen. Und das ist gut so.

Mit der Erklärung der englischen Regierung ist die Silberbewegung für Europa todt. Ob aber auch für Amerika, ist sehr fraglich. Der Inflationismus ist in den Vereinigten Staaten so grau vor Alter, daß er für Viele fast etwas Heiliges an sich hat. Und „Freisilber" ist für große Massen der amerikanischen Bevölkerung durch die Silberbewegung zu einer Art Panacee geworden, die alle vorhandenen und imaginären Uebel heilen soll. Hier müssen wir stets auf Ueberraschungen gefaßt sein.

Peter Flötner.

Bis vor kurzem war Flötner nur den Eingeweihten bekannt, und zwar nur als Ornamentzeichner. Jetzt wird diesem deutschen Kleinmeister aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein Band von ganzen 180 Seiten in Folio gewidmet.[1]) Und mit vollem Recht. Denn er hat sich, dank den jüngsten Forschungen, als einer der vielseitigsten, fruchtbarsten und geschmackvollsten Künstler jener Zeit erwiesen. Ja Lange hat sogar den Nachweis geführt, daß er noch weit über seinen Tod hinaus wirksam gedieben ist und geradezu als derjenige Künstler bezeichnet werden muß, welcher der Kunst der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, also der eigentlichen Zeit der deutschen Renaissance, ihr Gepräge verliehen hat.

Bereits zu Ende der 80er Jahre hatten sich Lichtwark und Reimers eingehender mit diesem Künstler beschäftigt; doch erst Domanig (im Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses für 1895) war es gelungen, seine Thätigkeit als Bildhauer und Medailleur nachzuweisen. Auf dieser Grundlage fußend, hat nun der Tübinger Professor der Kunstgeschichte, Konrad Lange, die Forschungen fortgesetzt und sie in kurzer Zeit zu einem so glücklichen Ende führen können, daß das Bild des Künstlers fortan nicht nur als wesentlich erweitert, sondern als in der Hauptsache abgeschlossen anzusehen ist.

Danach erscheint Flötner, dessen Thätigkeit vom Anfang der 20er Jahre bis zu seinem im Jahre 1546 erfolgten Tode reicht, als ein Stolz des deutschen künstlerischen Schaffens im 16. Jahrhundert, als ein Künstler, der unmittelbar nach den großen Erneuerern der deutschen Kunst genannt zu werden verdient, ja als derjenige, der auf dekorativem Gebiete seine Stelle unmittelbar hinter Holbein findet. Er hängt noch durchaus mit jenen ersten Kleinmeistern zusammen, die, wie die Gebrüder Beham und Georg Pencz, unmittelbar aus Dürers Schule hervorgegangen waren; besonders enge Beziehungen aber scheint er zu der Vischer'schen Gießhütte während ihrer Blüthezeit im zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts gehabt zu haben.

Auf die Kunst der zweiten Hälfte des Jahrhunderts gewann er dadurch beherrschenden Einfluß, daß die zahlreichen Kompositionen allegorischen und biblischen Inhalts, die er in kleinen Bildtäfelchen (Plaketten) niedergelegt hatte, durch die Gefälligkeit ihrer Erfindung und die Eleganz ihrer Durchführung so allgemeinen Anklang fanden, daß sie an den mannichfaltigen Prunkmöbeln dieser Zeit, den Kästen, Schränken, Aufsätzen, als der wesentliche Schmuck, bald vergoldet, bald kalt emaillirt, angebracht wurden. Insofern kann man sagen, daß diese Zeit in höherem Maße unter dem Zeichen Flötners stand, als unter dem Jammitzers, der hier — vielleicht etwas zu geringschätzig — bloß als

[1]) Konrad Lange: Peter Flötner, ein Bahnbrecher der deutschen Renaissance. Mit 12 Lichtdrucktafeln und 47 Textabbildungen. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1897. Fol.

Digitized by Google

der große Unternehmer hingestellt wird. Hätte aber ein so erfindungsreicher Künstler wie Flötner noch mit seiner lebendigen Thätigkeit in diese Zeit der beginnenden Erstarrung hineingeragt, so wäre von ihm möglicherweise sogar zu erwarten gewesen, daß er den Verfall hätte aufhalten, vielleicht gar abwenden können.

Wenn er auf dem Titel des Langen'schen Buches als „ein Bahnbrecher der deutschen Renaissance" bezeichnet wird, so kann das zu Mißverständnissen führen. Gemeint ist hier offenbar nicht jene neu aufblühende deutsche Kunst, die der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ihren Stempel verliehen hat, an deren Ausgestaltung wohl Flötner eifrig mitgearbeitet hat, zu deren Bahnbrechern er aber, wie das Lange selbst zugibt, nicht in demselben Sinne wie Dürer und Holbein gehört hat; sondern jene in die zweite Hälfte des Jahrhunderts fallende, mit dem spezifischen Namen der „deutschen Renaissance" belegte Kunst der Nachblüthe, die nur noch über eine geringe Kraft verfügte, um eigenen Zielen nachzustreben und einen neuen zeitgemäßen Inhalt in selbständiger Weise zu gestalten, dafür aber ihr greisenhaft archaistisches Wesen um so unbedenklicher dadurch bekundete, daß sie Typen der Vergangenheit für ihre dekorativen Zwecke verwendete. Wenn sie nun diese Typen hauptsächlich bei Flötner fand, so kann er doch nicht wohl als ihr Bahnbrecher bezeichnet werden, da die Ziele, die er verfolgt hatte, andere gewesen waren, als solch äußerliche.

Ueber das Leben des Künstlers ist nur wenig bekannt. Aus Ansbach ist er zu Anfang der 20er Jahre nach Nürnberg eingewandert, wo er fortan bis zu seinem Tode seßhaft blieb. Ob er vorher eine Reise nach Italien gemacht, steht nicht fest, ist aber anzunehmen. Vornehmlich ist er als Medailleur thätig gewesen; daneben aber fertigte er auch Holzschnitte, lieferte 1526 den Entwurf für den steinernen Marktbrunnen in Mainz, den Kardinal Albrecht aufführen ließ, stellte in Holz und Stein die Dekorationen für Nürnberger Patrizierhäuser her, wie das Hirschvogel- und das Tucherhaus. Welch ausgezeichneter Zeichner er war, bekunden die zahlreichen Blätter, die Lange in der Erlanger Universitätssammlung aufgefunden und hier abgebildet hat; als Hauptwerk seiner Thätigkeit als Goldschmied wird der wunderbar reiche Holzschuher'sche Kokosnußpokal vorgeführt. In den letzten Jahren seines Lebens fertigte er die Illustrationen zu Vitruvius' architektonischen Veröffentlichungen und die bekannte Maureskenfolge.

Wegen der Einzelheiten, die ein höchst anschauliches Bild von jenem merkwürdigen zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts ergeben, das von dem Dürer'schen Heroenzeitalter zu der italianisirenden Zeit der Nachblüthe hinüberführte, muß auf Lange's treffliches, von zahlreichen guten Abbildungen begleitetes Buch verwiesen werden. Der Verfasser schließt mit Recht damit, daß er Flötner seinem großen Zeitgenossen Benvenuto Cellini gegenüberstellt und ihm für Deutschland eine ähnliche Rolle zuweist wie jenem Meister, der für Italien gleichfalls den Uebergang von der Gesundheit zur Manierirtheit darstellt.

W. v. S.

Ebroin.

Wie ehevordem mit jedem jungen Lenz in einem Thal bei armen Hirten das holde Mädchen aus der Fremde, so erscheint auch heuer, wie in den früheren Jahren, auf dem Weihnachtstische mit gewohnter Pünktlichkeit ein neuer „kleiner Roman aus der Völkerwanderung" von Felix Dahn,[1]) der zehnte in der Reihe, nach der Angabe des Autors begonnen zu Königsberg 1884, beendet zu Gastein 1896. Der Verfasser holte sich den Stoff dazu aus der Geschichte der Franken, deßgleichen er schon des öfteren gethan, und zwar diesmal aus einer Periode voll Blut und Greuelu, aus der geschichtlich so denkwürdigen Periode des Emporkommens der Karolinger. Doch nicht die emporstrebenden Sprossen dieses kräftigen Geschlechtes bilden die Hauptheldeu der Erzählung, deren Träger vielmehr zwei andere historische Persönlichkeiten sind: der neustrische Hausmeier Ebroin und sein Nebenbuhler um Macht und Gewalt, der Bischof Leodegar von Autun.

Unter den Nachkommen des großen Chlodwig war das Frankenreich den nationalen, sprachlichen und kulturellen Gegensätzen entsprechend, in den romanischen Westen, Neustrien, und den germanischen Osten, Austrasien, getheilt worden, aber noch war die endgültige Trennung nicht geschehen, die sich erst 3 Jahrhunderte später vollzog, und das gemeinsame Königshaus der Merowinger bildete eine mächtige Klammer für beide Hälften. Aber die Könige waren zu bedeutungslosen Schatten herabgesunken, die möglichst früh verheirathet wurden und deren einzige Pflicht darin bestand, dem Reiche einen Erben zu geben. Hinter ihnen standen die Majordome, die längst nicht mehr von den Königen frei ernannt, sondern von den Parteien erhoben wurden und nun auch die Könige selbst nach Willkür ein- und absetzten. Wie vordem die letzteren sich den Besitz ihrer Lande streitig gemacht hatten, so begannen nun die Regenten das wilde Ringen um die Herrschaft. In Austrasien war die Familie der Karolinger am mächtigsten, aber die Versuche, die Krone an ihr Haus zu bringen, endeten mit ihrem vorläufigen Sturze (656). In Neustrien war es der Hausmeier Ebroin (658—681), der nach manchen Wechselfällen immer wieder emporkam und auf die brutalste Weise seine Herrschaft befestigte. Sein gefährlichster Rivale war der Bischof Leodegar von Autun, den die katholische Kirche unter die Heiligen versetzt und der nach der Schilderung seines Biographen ohne Zweifel in mancher Beziehung auch heiligenmäßig gelebt hat. Aber als ein Sohn seiner Zeit bediente er sich zur Vernichtung seines politischen und persönlichen Gegners aller Mittel der Gewalt und der Intrigue und es gelang ihm, den furchtbaren Ebroin zu stürzen (670). Im Kloster Luxeuil ward er gefangen gesetzt. Jedoch schon nach 3 Jahren ereilte den Bischof das gleiche Loos, er wurde in das nämliche Kloster gesperrt. Darauf entstand allgemeine Anarchie und in diesem Durcheinander gewann Ebroin seine Macht wieder und ließ Leodegar erst blenden, dann tödten (678). Bei dem Tode des austrasischen Königs Dagobert II. (678) wollte er auch Austrasien wieder unterwerfen, aber hier stieß er auf den Widerstand der Karolinger, die sich von dem 656 erlittenen Schlage erholt hatten und von neuem zur Macht gelangt waren. Pipin von Heristal, der Enkel des heiligen Arnulf und Pipin des Aelteren, hatte in seiner Hand die Besitzungen der beiden großväterlichen Familien vereinigt und wagte den Kampf gegen Ebroin. Er ward allerdings bei Laffaux (nördlich von Soissons) geschlagen (680), indessen fiel Ebroin bald darauf unter dem Stahle der Meuchelmörder und Pipin behauptete die leitende Stellung in Austrasien; 6 Jahre später (687), bei einem erneuten Zwiste zwischen Neustriern und Austrasiern, erfocht er bei Tertry unweit St. Quentin einen blutigen Sieg, der ihn zum Herrn des gesammten Frankenreichs machte.

Das ist der großartige geschichtliche Boden, auf welchem der gelehrte Professor den Bau seiner schöpferischen Phantasie aufgeführt hat, Wahrheit und Dichtung in geschickter Mache kunstvoll und kunstgerecht mischend. Ebroin und Leodegar stehen von Geburt an in scharfem Gegensatz, Ebroin ist das Kind eines armen, in Schuldhaft verkuechteten Freien, Leodegar der stolze Sohn eines vornehmen Herzogs. Beide

[1]) Kleine Romane aus der Völkerwanderung. Band X. — Ebroin. Historischer Roman aus der Völkerwanderung von Felix Dahn. Mit einer Karte. Leipzig. Druck und Verlag von Breitkopf u. Härtel 1897.

Digitized by Google

Jünglinge sind Kameraden in der königlichen Pagerie zu Paris, aber fort und fort stellen sie gewaltige Gegensätze der Charaktere, der Gesinnungen und der persönlichen Geschicke einander gegenüber: Ebroin macht sich zur Lebensaufgabe, der erste Mann zu werden, um das getheilte Frankreich in seiner Hand wieder zu einem mächtigen, großen Ganzen zu vereinen, in welchem die durch römisches Blut und römische Kultur verfeinerten Neustrier die Oberherrschaft über die rein germanisch und darum auch barbarischer gebliebenen Austrasier üben, und seine Stütze sollen die vom Adel unterdrückten, bis zur Verzweiflung getriebenen Gemeinfreien werden. Leodegar ist durch einen aus sinnlicher Verzückung selbstverschuldeten Unglücksfall, bei dem ihm Ebroin das Leben rettet, verkrüppelt und dadurch in die priesterliche Laufbahn gedrängt worden, auf der er in Heuchelei und durch Ränke schlimmster Art bis zum Staatslenker emporsteigt. So stehen die beiden Hauptfiguren in fortwährendem Konflikt. Ebroin ist von Hause aus ein edel veranlagter Charakter; den Grund zu seinem Verderben legt eine reine ideelle Neigung, die ihn jäh, wie der Blitz, zu einer auf dem Pariser Sklavenmarkt feilgebotenen wunderbar schönen Angelsächsin Bathildis überkommt. Um sie loszukaufen, begeht er einen Raubmord, zwecklos, denn Leodegar hat sie gekauft, bevor jener mit dem Sündengeld ihr die Freiheit bringen kann, und listig spielt der Priester sie auf dem Durchgange durch ein Nonnenkloster dem jugendlichen Königsgreise Chlodorech II. in die Hände. Dieser Liebe kann Ebroin nie entsagen, an ihr gewinnt Leodegar den Haupthebel zu seinem Sturze, als er denselben wegen des Raubmords, den er durch schmählichen Bruch des Beichtgeheimnisses erfahren hat, und wegen Hochverraths in öffentlicher Volksversammlung anklagt und gerade die gemeinfreien Bauern auf ihn hetzt, die Ebroin zum Hauptschlage für sich aufgeboten hat. Ebroin gesteht nämlich die Bluthat, allein das Motiv kann er nicht bekennen, weil er dadurch die Sklaverei der heißgeliebten Königin offenbaren und hiemit diese von ihrer Höhe zu Fall bringen müßte. Und schließlich wird diese Liebe sein Verhängniß, sie bringt ihm den Untergang. Er hat sich dem Wahne hingegeben, daß Bathildis eine stille Neigung für ihn hege — und wird auf das herbste enttäuscht, als er erfährt, daß das Herz der keuschen Königin in heißer, aber strengstens niedergehaltener Leidenschaft für den Herzog Hermengar glüht. In auflodernden Zorne erschlägt er diesen, wird aber in der Blutrache von dessen Söhnen ermordet, kurz nachdem er Pipin bei Lattaux besiegt hat. Auf die Kunde von seinem Tode bricht Pipin auf nach Tertry. Die Größe und Einheit des Frankenvolkes sind die Ideale, die auch er in seinem Herzen getragen, und seine Banner wird das Glück begleiten. —

In weitumspannendem geschichtlichen Rahmen spielt eine bunte Fülle romantischer Geschicke. Den tyrannischen, rücksichtslos alles seinen Zielen opfernden Hausmeier hat der Dichter durch die Idealität seiner Bestrebungen und seiner Liebe als Staatsmann und als Menschen in ein verklärendes Licht getaucht, den intriganten Kirchenfürsten dagegen mit um so grelleren Farben als Schurken gemalt, während die elfengleiche Königin wie ein holder Engel aus Himmelshöhen herniedersteigt und Ebroins Mutter, Frau Leutrud, als das Muster einer Mutter erscheint. Die vielen, mehr oder minder in die Handlung eingreifenden Nebenpersonen sind gut gezeichnet. — Es geht etwas theatralisch zu auf der Bühne, die der Dichter vor uns aufgeschlagen hat; indessen wollen wir ihn deßhalb nicht tadeln, denn in dramatischer Spannung fortschreitend gestaltet sich die Handlung und hält das Interesse des Lesers bis zum letzten Moment gefangen. Trotz der unsäglichen Blut- und Greuelthaten, die den wilden Söhnen jener Tage so leicht fallen, wie den gesitteteren modernen Helden etwa die mit der Zunge verübten Ehrenkränkungen, entlassen uns die versöhnenden Elemente des Patriotismus, der reinsten Liebe und der Ausblick auf die Einigung der hadernden Frankenreiche in milder ausklingender Stimmung. Nun entsteht freilich die Frage, ob der Verfasser, dessen weiche Seele solche Töne anschlägt, damit im Rechte ist, ob der Dichter nicht der Geschichte hiermit eine Nase dreht? Trägt er nicht moderne Empfindungen und Gesinnungen in die rauhe Brust jener rauhbeinigen Kriegsgesellen und skrupellosen Staatsmänner, moderne Gefühle einer unglücklichen Frau in den zarthefaiteten Busen der engelhaften Königin hinein? — Ich weiß, daß man gegen die Verfasser historischer Romane zu gern den Vorwurf erhebt, sie stafteten die Kinder ihrer Muse mit unwahren, antizipirten Zügen aus, indem sie sich nicht völlig in den Geist der betreffenden Zeit zu versetzen vermöchten und dadurch von vornherein gegen die erste Forderung der modernen Kunst in Wort und Bild verstoßen, die Wahrheit; allein ich stehe immer noch auf dem von vielen Jüngeren der Neuzeit verpönten Standpunkt, daß mir Schönheit und Kunst vor der nackten Wirklichkeit gehen und daß ich den Schöpfungen der Phantasie das volle Recht der Existenz zugestehe, sobald sie nur nicht gegen die Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit verstoßen. Und möglich, mitunter wahrscheinlich ist es, daß die Figuren in Ebroin so gehandelt und so gedacht haben könnten, wie Dahn sie darstellt. Nur das ist nicht denkbar, daß Leodegar beide Arme streckt (Seite 105 der zweiten Abtheilung), nachdem ihm der rechte Arm Jahrzehnte zuvor von eines fallenden Marmorsteines Wucht zerschmettert worden ist (Seite 58 der ersten Abtheilung). — Ich weiß, wie man wider den historischen Roman gezetert hat, ich weiß, wie man speziell die Romane von Ebers und Dahn als verfehlte Zusammenschweißungen von Gelehrtenkram geschmäht hat, und ich verhehle nicht, daß letzterem Tadel mitunter eine gewisse Berechtigung zukommt. Aber — aber, Ebers und Dahn besitzen einen großen Vorzug vor vielen anderen, die sich für Poeten halten und doch nicht einmal Poetaster zu schelten sind: das Oel des Dichters, des echten Dichters, ist auf ihr Haupt gefallen und Dichter von Gottes Gnaden werden trotz alledem immer wieder historische Romane schreiben, weil die leibhaftige Poesie sie immer wieder dazu drängt, historische Gestalten zu verkörpern, und immer wieder wird sich die Gemeinde finden, die sich an derlei Gebilden ergötzt und erhebt. Dieser Gemeinde bietet Felix Dahn eine willkommene Dichtergabe im Ebroin.

Hugo Arnold.

Mittheilungen und Nachrichten.

H. Wie wir den Nummern 92 u. f. der „Deutschen Medizinal-Zeitung" entnehmen, hat der praktische Arzt Dr. Hermann Strebel in München in „Mittheilungen über Elektro-Endosmose und jatrogalvanolytische Injektion" verschiedene wichtige Neuerungen auf dem Gebiete der praktischen Medizin angegeben. Die Idee, mit Hülfe der kataphorischen Eigenschaften der Elektrizität Arzneistoffe in den menschlichen Körper einzubringen, ist an sich nicht neu; aber die Ausführung hat auf große Schwierigkeiten gestoßen. Dr. Strebel gibt nun ein Verfahren an, diese Schwierigkeiten zu umgehen und es zu ermöglichen, Arzneistoffe an jeden beliebigen Ort des Körpers hinzubringen, wodurch sich eine weite Perspektive für ein ausgiebigeres therapeutisches Handeln ergeben würde. Durch Verzögerung der Lymphresorption, Umgehung des Hautwiderstandes und Wahl von Stoffen, welche kein Eiweiß koaguliren, u. s. w. hat Dr. Strebel obige Schwierigkeiten beseitigt und die Vielsamkeit der Methode bereits praktisch erprobt. — Die jatrogalvanolytische Injektion ist ein ganz neuer, von Dr. Strebel angegebener therapeutischer Gesichtspunkt. Mit Hülfe passender Vorrichtungen wird der Körper elektrisch dipolar gemacht und die bekannte kataphorisch-elektrolytische Kraft der Elektrizität, welche eine mächtige Erhöhung des Stoffwechsels erzeugt, mit der gleichzeitigen Injektion (sub-

Digitized by Google

kutan) eines Nähr-Anregungs-Heilmittels kombinirt, um in dem Körper nicht nur einen Reiz, sondern gleichzeitig dem durch den Reiz erhöhten Körperbedürfniß ein frisches Stoffwechselmaterial anzubieten, resp. eine bessere Ausnutzung der das Heilmittel bildenden Konstituenten in statu nascendi zu erzielen. Hr. Dr. Strebel verwendet speziell neben anderen Stoffen ein von ihm angegebenes Blutpräparat und es sollen auch die organtherapeutischen Präparate bedeutend bessere Resultate ergeben, wenn sie mit der Methode kombinirt werden. — Was die praktischen Erfolge betrifft, so ist bis jetzt mit der ersteren Methode eine Abkürzung der Behandlungsdauer von geschlechtlichen Affektionen erzielt worden, ferner nun frischen Knochenentzündungen, Beingeschwülsten, schnelle Bekämpfung neuralgischer Schmerzen, speziell bei gewissen Frauenleiden, Koliken u. s. w. — Das Gebiet der jatrogalvanokaustischen Injektion erstreckt sich nach Dr. Strebel auf die Behandlung der Bleichsucht, Blutleere, überhaupt der mit Ernährungsstörungen einhergehenden Depressionszustände, ferner der neurasthenischen Erkrankungen, welche bekanntlich die Grundlage für eine Menge organischer Neurosen, Rückenmark-, Gehirnleiden bilden. Für derartige, meist schwer zu behandelnde Leiden eine Remedur schaffen zu können, soll die neue Behandlungsweise bereits praktisch erwiesen haben.

* Die deutsche Tiefsee-Expedition, deren Kosten in der Höhe von 300,000 M. in den Etat des Deutschen Reiches eingestellt sind, wird in einer Denkschrift zum Etat ausführlicher behandelt. Wir entnehmen ihr das Folgende: Die Tiefseeforschung, welche sich mit den Reliefverhältnissen des Meeresbodens, mit der Temperatur und chemischen Beschaffenheit des Seewassers und namentlich mit der Fauna in größeren Tiefen beschäftigt, hat in neuerer Zeit dank weitgehender materieller Unterstützung seitens der seefahrenden Nationen bedeutungsvolle naturwissenschaftliche Probleme der Lösung nähere geführt. Nachdem zunächst skandinavische Forscher gegen Ausgang der 60er Jahre den Nachweis geführt hatten, daß entgegen der damals herrschenden Meinung noch in einer Meerestiefe von mehr als 1000 m sich ein reiches Thierleben entfaltet, gaben die mit der Legung transatlantischer Telegraphenkabel verbundenen Arbeiten den Anlaß zu den ersten systematischen Untersuchungen. Großbritannien stellte für die Jahre 1868 bis 1870 zwei kleine Kriegsschiffe zur Durchforschung der Gewässer Englands, Spaniens und des Mittelmeers zur Verfügung und rüstete — angeregt durch die hiebei gemachten überraschenden und reichen Funde — im Jahre 1875 eine größere Expedition aus, welche auf der Korvette „Challenger" 5 Jahre hindurch im Atlantischen, Pacifischen und Antaktischen Ozean kreuzte. Die überaus reichhaltigen Ergebnisse aus dem Gebiet des thierischen Lebens in der Tiefsee haben unter Mitwirkung von Gelehrten aller Nationen in 42 starken Bänden ihre wissenschaftliche Verarbeitung gefunden. Nicht minder bedeutsam sind die Gefälle der Amerikaner, welche in viele, schnell aufeinanderfolgenden Expeditionen den westlichen Atlantischen und Pacifischen Ozean durchforscht haben. Skandinavier untersuchten in den Jahren 1876 bis 1878 die arktischen Regionen, während die Franzosen vom Jahre 1880 ab auf vier Expeditionen in dem Atlantischen Ozean und im Mittelmeer thätig waren. Ebenfalls dem Mittelmeer galten die Arbeiten der Italiener und der Oesterreicher; letztere haben neuerdings mit dem Vermessungsschiff „Pola" ihre Untersuchungen bis auf das Rothe Meer ausgedehnt. Von Dänemark ist im Vorjahr eine Tiefsee-Expedition nach den grönländischen Gewässern ausgegangen, und die Niederlande stehen im Begriff, sich nach Hinterindien zu wenden, um durch an die durch die indische Regierung im Golf von Bengalen veranlaßten Forschungen anzuknüpfen. Deutschlands Mitwirkung bei dieser wissenschaftlichen Arbeit steht verhältnißmäßig zurück. Neben den Lothungen, welche die „Gazelle" im Jahre 1875 im Indischen Ozean ausgeführt hat, vermögen wir lediglich auf die in verhältnißmäßig seichtem Terrain sich bewegende Untersuchungen der Kieler Kommission zur Erforschung der deutschen Meere und auf die „Planktonexpedition" vom Jahre 1889 zu verweisen. Letztere hatte sich vorzugsweise die quantitative Bestimmung der in der Nähe der Oberfläche schwebenden Organismen zur Aufgabe gestellt, hiebei aber die Methodik des Fischens und der quantitativen Untersuchung in einer Weise vervollkommnet, welche in der Anwendung auch auf tiefere Regionen reiche Erfolge in Aussicht stellt. Unter diesen Umständen betrachtet es die deutsche Wissenschaft als eine Ehrenpflicht, zur Erforschung der Tiefsee ihren Antheil beizutragen. Die im September v. J. zu Braunschweig abgehaltene Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte ist mit Lebhaftigkeit für Ausrüstung einer deutschen Expedition eingetreten. Nach dem von einem namhaften Gelehrten (Professor Chun in Breslau) ausgearbeiteten Plane würde die Expedition Anfang August 1898 von einem deutschen Hafen auslaufen, zunächst zwischen Schottland und den Shetland-Inseln in etwa 1000 Meter Tiefe mit der Untersuchung von Tiefsee-Organismen beginnen und sich alsdann über die Kanaren und Capverden der westafrikanischen Küste zuwenden, woselbst in der Ermittelung der Mengen von organischer Substanz, welche die großen Ströme dem Meere zuführen, in Untersuchungen über das Plankton und die Tiefsee-Fauna namentlich im Bereich des kalten Benguela-Stroms wissenschaftlich bedeutsame Aufgaben zu lösen sind. Die Feststellung des Fischreichthums in diesen Gewässern kann auch wirthschaftlich von Bedeutung sein. Von der Kapstadt aus ist ein Vorstoß in südlicher Richtung zur Durchforschung der antarktischen Stromgebiete geplant, nachdem zuvor die Gebiete, in denen die kalten antarktischen mit den warmen indischen Strömungen zusammenstoßen, aufgesucht sein werden. Sodann würde sich die Expedition dem Indischen Ozean zuwenden, um endlich durch das Rothe Meer und das Mittelmeer nach einer Abwesenheit von etwa 9 Monaten in die Heimath zurückzukehren. Als Fahrzeug wird ein seetüchtiger Handelsdampfer mit einer Triplexkompound-Maschine zu chartern und für die Zwecke der Expedition auszustatten sein. Die zu erwartende reiche Ausbeute wird durch Vertheilung auf die verschiedenen wissenschaftlichen Anstalten der Gesammtheit der deutschen Naturforscher zugänglich werden.

* **München.** Der Assistent am Physiologischen Institut der hiesigen Thierärztlichen Hochschule Dr. Otto Kemmacher wurde als Privatdozent für Physiologie in die medizinische Fakultät der hiesigen Universität aufgenommen. — Der Assistent für theoretische Maschinenlehre an der hiesigen Technischen Hochschule Ernst Brückner wurde als Privatdozent für theoretische Maschinenlehre und Maschinenbaukunde an der mechanischen Abtheilung der genannten Hochschule zugelassen.

* **Jena.** Dr. Wilhelm Sieglin, bisheriger Kustos an der Universitätsbibliothek in Leipzig, ist als außerordentlicher Professor der Philologie an die hiesige Universität berufen worden.

* **Göttingen.** Die theologische Fakultät der hiesigen Universität hat den Konsistorialrath Abt Rahde in Wolfenbüttel, Mitglied des herzoglich braunschweigischen Konsistoriums, aus Anlaß seines 40jähr. Dienstjubiläums zum Ehrendoktor der Theologie ernannt.

* **Greifswald.** Der bisherige ordentliche Professor der Staatswissenschaften an der Universität Rostock, Dr. Wilhelm Stieda, ist in gleicher Eigenschaft an die hiesige Universität berufen worden.

* **Wien,** 30. Nov. Gestern starb hier der frühere Universitätsprofessor der Chemie Franz Cölestin Schneider, der seinerzeit im österreichischen Medizinalwesen als Sachverständiger für medizinische Chemie und Arzneimittellehre eine führende Stellung einnahm. Ein Unfall, den er bei Versuchen im Laboratorium erlitt, hatte ihn gezwungen, sich frühzeitig vom Lehramt zurückzuziehen.

HK. **Oxford,** Ende Nov. Einen unersetzlichen Verlust hat soeben unsere Hochschule durch das unerwartet schnelle Ableben des Rektors unter den europäischen Sinologen, James Legge, erlitten, der in dieser Woche hier nach kurzer Krankheit im 82. Lebensjahre abgerufen wurde, nachdem er die für ihn dahier gegründete Professur für chinesische Sprache und Literatur 21 Jahre hindurch mit großem Erfolg ausgefüllt hatte. Sein großes Lebenswerk, die Herausgabe der chinesischen Klassiker, und er schon lange Jahre vor Uebernahme seiner hiesigen Professur, während einer mehr als 30jährigen Missionsthätigkeit auf der Insel Hongkong begonnen hatte und hier vollenden konnte, wird ihm für alle Zeiten ein hohes Ansehen und das bleibende Verdienst eines Bahnbrechers auf seinem Gebiete in dem engeren Kreise der Sinologen sichern. Weiteren Kreisen orientalischer Gelehrten und der vergleichenden Religionswissenschaft sind seine „Chinese Classics" namentlich durch ihre neubearbeitete Ausgabe und Einreihung in die, unter Max Müllers Leitung in einem Korpus von 50 Bänden gesammelten, berühmten „Sacred Books of the East" erschlossen und zugänglich geworden.

* **Rom.** Ueber die Auslegung und Anwendung des bekannten, noch aus päpstlicher Zeit stammenden Edikts Pacca, durch welches die Ausfuhr von Kunstwerken sehr beschränkt und mit einer hohen Abgabe belegt wird, hat jetzt der römische Appellhof, in einer Klage eines Kunsthändlers gegen das italienische Unterrichtsministerium, eine Entscheidung dahin getroffen, daß das Edikt sich nur auf ältere Kunstwerke von hohem Werthe beziehe.

Digitized by Google

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Dr. C. E. Bock: Das Buch vom gesunden und kranken Menschen. 16. umgearbeitete Auflage, neubearbeitet von Dr. W. Cameerer. 1. Lfg. Leipzig, Ernst Keils Nachf. — Handwörterbuch des gesammten Versicherungswesens. Hggb. von Eugen Baumgartner. Bd. I, Lfg. 1. Straßburg, Verlag des Herausgebers 1897. — Prof. Dr. Knet Lampert: Das Leben der Binnengewässer. 1. Lfg. Leipzig, Chr. Herm. Tauchnitz 1897. — Michael Sachs und Moritz Veit. Briefwechsel. Hggb. von Ludwig Geiger. Frankfurt a. M., J. Kauffmann 1897. — Louis Dullivet: Sale Juif! Roman. Paris, Armand Colin u. Komp. 1897. — Victor Chevonnel: La volonté de vivre. Ebd.

Die in dem Weihnachtsalmanach verzeichneten Bücher und Bildwerke sind, soweit nicht vorräthig, durch jede Buchhandlung in kürzester Frist zu beziehen.

Durch alle Buchhandlungen, sowie direkt von der Verlagshandlung ist **gratis** und **franko** zu beziehen der in Duodez-Format elegant ausgestattete und reich illustrirte (18380)

Weihnachts-Almanach

der

Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

Mit — in Oesterreich stempelfreiem — Notizkalender.

Enthält eine reiche Auswahl von Geschenkwerken.

Verlag von Wilhelm Herz. Berlin:

Erinnerungen von

Ludolf Ursleu dem Jüngeren.

Roman von

Ricarda Huch.

Geheftet 4 M. Gebunden 5 M.

Evoë!

Dramatisches Spiel in 5 Aufzügen von (10956)

Ricarda Huch.

Geheftet 2 M. Gebunden 3 M.

Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

* Soeben erschienen: *

Politik.

Vorlesungen

gehalten an der Universität Berlin

von

Heinrich von Treitschke.

Herausgegeben von Max Cornicelius.

* Erster Band. *

Preis geheftet: ℳ 8.—; in Halbfranz gebunden: ℳ 10.—.

[18388]

Cotta'sche Bibliothek der Weltlitteratur.

Immermanns Ausgewählte Werke

in sechs Bänden.

Mit Einleitung v. Franz Muncker.

Preis elegant gebunden 6 Mark.

Jeder Band der „Cotta'schen Bibliothek der Weltlitteratur" ist zum Preise von 1 Mark einzeln käuflich.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen! [17849]

Parzival

von

Wolfram von Eschenbach.

Neu bearbeitet von

Wilhelm Hertz.

Preis geheftet 6 Mark 50 Pf. In Halbfranz gebunden 8 Mark 50 Pf.

Wilhelm Hertz ist in Folge seiner eingehenden Beschäftigung mit den mittelhochdeutschen Litteraturdenkmälern, aus der ihm auch eine Reihe eigener hervorragender Dichtungen erwachsen ist, sicherlich der Berufenste, uns das herrliche Werk Wolframs von Eschenbach durch eine neue Bearbeitung wieder nahe zu bringen und so das Epos dem deutschen Volke sozusagen aufs neue zu schenken. Dem Gedichte ist eine allgemein verständliche Abhandlung über die Sage von Parzival und dem Gral, sowie erläuternde Anmerkungen beigefügt.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

NEU! Soeben ist erschienen: NEU!

Arachne. Historischer Roman von **Georg Ebers.**

Preis geheftet M. 9.—, in Original-Einband M. 10.—

Ein Werk von besonders wirkungsvoller Eigenart. Der berühmte Verfasser bewährt darin nicht nur die alte vollendete Darstellungskunst, sondern er ergreift auch die Gelegenheit, sich mit den Richtungen auseinanderzusetzen, denen die Kunst, wie in der Gegenwart, so auch schon im alten Alexandrien, der Heimat des Realismus, folgte. In jene ägyptische Weltstadt führt die spannende Handlung den Leser aus dem engeren Kreise eines entlegenen Weberortes im Delta. Zu Pergamos kommt sie zum Abschluss, und wer den Wegen Teilnahme schenkt, die die Kunst im späteren griechischen Altertume einschlug, der wird Ebers mit wachsendem Interesse die Wurzeln freilegen sehen, aus denen die bewunderungswürdigen, kraftvollen pergamenischen Bilderwerke erwuchsen, die gegenwärtig deutscher Besitz sind. Der Roman wird (18393)

eine der schönsten Gaben zum Weihnachtsfeste

und den vielen Verehrern des Dichters hochwillkommen sein.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- u. Auslandes

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Samstag, 4. Dezember. Nummer 275.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Leonhard Sohncke. Von S. Günther. — Vom Weihnachtstisch. II. — Mittheilungen und Nachrichten.

Leonhard Sohncke.

Der erste Tag des vergangenen Monats hat der Wissenschaft und der bayerischen Technischen Hochschule einen schweren Verlust gebracht. Noch mitten im kräftigsten Schaffen stehend, mit Entwürfen für bedeutsame Arbeiten sich tragend, hat uns L. Sohncke, den wir gerade 11 Jahre den Unsrigen nennen durften, verlassen müssen. Da ziemt es sich wohl, ein Lebensbild des hoch verdienten Mannes zu zeichnen, seiner persönlichen Eigenschaften und seiner wissenschaftlichen Leistungen zu gedenken. Eine Münchener Zeitung hat bereits von sachkundiger und dem Verewigten besonders nahestehender Seite einen Nekrolog gebracht, der selbstverständlich auch an dieser Stelle verwerthet werden mußte, während es andrerseits der Charakter der „Beilage“ wohl gestattet, auch auf die literarische Thätigkeit Sohncke's noch etwas mehr einzugehen.

Geboren wurde derselbe zu Halle a. d. S. am 22. Febr. 1842. Sein Vater hatte dort die Stelle eines Professors der Mathematik an der Universität inne; seine mit großem didaktischen Geschick gearbeitete Sammlung von Aufgaben der höheren Mathematik und seine Uebersetzung der berühmten „Geschichte der Geometrie“ von Chasles erhalten das Andenken L. A. Sohncke's auch bei den späteren Generationen in Ehren. Der Sohn mochte die Neigung für die exakten Studien wohl bereits im Vaterhause in sich aufgenommen haben; rasch durchlief er die unteren und mittleren Schulen in den Francke'schen Stiftungen der Vaterstadt (Thalerschule, Lalina) und als Siebzehnjähriger bezog er bereits die heimische Hochschule, um sich der Mathematik und den Naturwissenschaften zu widmen. Von Ostern 1859 bis Herbst 1862 verweilte er in Halle und unterzog sich sodann mit bestem Erfolge dem staatlichen (Oberlehrer-) Examen. Neben der Physik hatte er namentlich auch die Mineralogie lieb gewonnen und da er, schon als Student, die Stelle eines Hülfsassistenten am mineralogischen Kabinet bekleidete, so eignete er sich frühzeitig jene tiefe Kenntniß der Mineralwelt an, welche für seinen späteren Forschungsgang bestimmend und charakteristisch werden sollte. Ein Jahr verweilte der junge Lehramtskandidat dann noch in Königsberg i. Pr.; seine Familie stammte aus Ostpreußen und die Universität war in den 50er und 60er Jahren der Sammelpunkt für Alle, die dort zu F. Neumanns Füßen das neu emporblühende Fach der theoretischen Physik an der Quelle kennen lernen wollten. Daß der Altmeister, der damals schon in hohen Jahren stand, der aber in unverwüstlicher Rüstigkeit es noch zum höchsten Menschenalter bringen sollte, nebenher auch ein gewiegter Mineraloge war, hatte für den jungen Lehramtskandidaten natürlich noch seine besonderen Vortheile. Sohncke promovirte in Halle zu Anfang des Jahres 1866, nachdem er schon mehr denn 2 Jahre als Gymnasiallehrer am Friedrichs-Kollegium zu Königsberg gewirkt hatte. Im Februar 1869 habilitirte er sich hier als Privatdozent der Physik, so daß er also nun einer doppelten, anstrengenden Lehraufgabe gerecht zu werden hatte. Indessen sollte diese Wirksamkeit kaum 2 Jahre dauern, denn bereits im Februar 1871 erging an ihn der Ruf, das Ordinariat der Physik an dem damals mächtig aufstrebenden Polytechnikum zu Karlsruhe zu übernehmen. Professor G. Kirchhoff, unter den theoretischen Physikern Deutschlands einer der ersten, hatte den jungen Dozenten anläßlich eines Besuches in Königsberg kennen gelernt und sich dafür verwendet, daß er möglichst rasch dem Berufe des Hochschullehrers zugeführt werde, für den er ja — das dürfen wir heute mit nur zu schmerzlichem Gefühle als eine durch die Erfahrung überreich bestätigte Thatsache hinstellen — von Hause aus prädestinirt war.

Von Ende März 1871 bis Ostern 1883 weilte Sohncke in Karlsruhe, und das Vertrauen, welches man ihm allseitig entgegenbrachte, sprach sich deutlich genug in dem Umstande aus, daß er für das Studienjahr 1878/79 zum Direktor der Anstalt gewählt wurde. Er war gern in der badischen Hauptstadt und wäre vielleicht dauernd dort geblieben, wenn nicht die Professur der Physik durch Personalunion mit der Direktion des badischen meteorologischen Dienstes verbunden gewesen wäre, und dadurch mußte freilich der produktiven Arbeit, in welcher Sohncke doch sein oberstes Ziel erblickte, viel Zeit und Kraft entzogen werden. Als ihm daher 1883 die physikalische Professur der Universität Jena und die Leitung eines auf neuer Grundlage einzurichtenden Instituts angetragen wurde, glaubte er nicht ablehnen zu sollen. Nach einjähriger, angestrengter Thätigkeit wurde das Physikalische Institut zu Ostern 1884 eröffnet. Hier in Jena fühlte sich Sohncke besonders wohl, und nur sehr schwer entschloß er sich zur Annahme der 2 Jahre später aus München an ihn gelangten Berufung. Allein die wissenschaftlichen Hülfsmittel unsrer Stadt und die Aussicht auf eine Lehrthätigkeit größten Stiles, wie sie vor ihm W. v. Beetz entfaltet hatte, mußten den Ausschlag geben. Am 3. November 1886 begann er unter den günstigsten Auspizien seine Vorlesungen, und am 3. November 1897 wurden in aller Stille die irdischen Ueberreste des noch vor kurzem so lebensvollen Mannes zum Bahnhof gebracht, um zur Feuerbestattung nach Gotha übergeführt zu werden. Nur wenig über ein Jahrzehnt gehörte er der Technischen Hochschule an, aber was er hier gewesen und gethan, wird für viele Dezennien in dankbarer Erinnerung fortleben.

Von dem Vertreter der Experimentalphysik an einem Polytechnikum wird stets Großes verlangt werden müssen, denn derselbe bildet unter allen Umständen eine der Tragsäulen der ganzen Lehranstalt. Bei der stets wachsenden Frequenz der Münchener Technischen Hochschule gestalteten sich aber gerade hier die an den Lehrer gestellten Ansprüche besonders hoch. Schon bald nach seinem Amtsantritt mußte sich Sohncke überzeugen, daß der an sich sehr stattliche

Hörsaal durchaus nicht mehr genüge und daß auch die für die Praktikanten bestimmten Räume viel zu klein seien, um den Unterrichtszwecken so zu entsprechen, wie er dieselben auffaßte. Seine unablässigen Bemühungen, eine Abhülfe herbeizuführen, hatten lange keinen Erfolg; aber endlich gelang es ihm doch, die Erbauung eines neuen Vorlesungssaales und damit zugleich auch eine namhafte Erweiterung der Uebungsräumlichkeiten durchzusetzen. Leider sollte er sich dieses wichtigen Fortschrittes nicht lange mehr erfreuen dürfen. Als Lehrer und Experimentator gehörte er sonder Zweifel zu den Ersten des Faches, und die Leitung des Praktikums pflegte einen sehr großen Theil seiner Zeit zu absorbiren. Wenn je das Wort „aliis inserviendo consumor" Gültigkeit besaß, so in diesem Falle, und es ist sehr wohl möglich, daß diese rastlose Anstrengung, welcher die Ferienruhe nicht die nothwendige Kompensation bieten konnte, die Widerstandskraft des an sich kräftigen Körpers gegen eine tückische Krankheit vorzeitig geschwächt hat. Insbesondere auch die so zahlreichen Prüfungen, deren Abnahme dem Lehrer der Physik obliegt, trugen dazu bei, jene Ermüdungszustände zu bewirken, welche in den letzten Jahren zum öfteren sich einstellten und Sohncke's Freunden längst als Vorboten eines tieferwurzelnden Leidens bemerklich geworden waren.

Glücklicherweise fand er, und hier ist der Ort, dies auszusprechen, reichen Ersatz für die täglichen Mühen und Sorgen des Berufslebens im Schoße seiner Familie. Noch in sehr jungen Jahren hatte er, am 12. Oktober 1866, mit einer Anverwandten, Fräulein Elise Bernhardi, zu Allenberg bei Wehlau (Ostpreußen) den Ehebund geschlossen. Von zwei demselben entsprossenen Töchtern ist die ältere seit geraumer Zeit in der Nähe von Jena verheirathet, während die jüngere im Elternhause verblieben war. Jedem geräuschvollen Treiben in der Außenwelt im Innersten abhold, blieb Sohncke am liebsten in den sparsam bemessenen Freistunden der Familie treu, und an die Münchener Sitte, welche den Mann so gern in Anspruch nimmt, hat er sich nie so recht gewöhnen können. Allerdings konnte und wollte er zumal den Pflichten des hier so überkräftig entwickelten Vereinslebens sich nicht ganz entziehen, und erst später beschränkte er seine Theilnahme auf das Unerläßliche. Daß er jedoch im richtigen Zeitpunkte, in einer ihn ansprechenden Umgebung, zu den besten Gesellschaftern zählte, das wissen Alle, welche ihm näher stehen durften. Auch als Student hat er als Mitglied der angesehenen, auf burschenschaftlichem Boden stehenden Verbindung Normannia zu Halle in jeder Hinsicht seinen Mann gestellt.

Wenn jemals von einem Menschen gesagt werden kann, er habe äußere Ehren nicht gesucht, sei ihnen vielmehr eher aus dem Wege gegangen, so trifft dies für Sohncke zu. Gleichwohl wurden ihm solche vielfach zuteil. Er war Inhaber eines badischen und eines bayerischen Ordens und hätte, was er übrigens niemals bethätigte, das Recht gehabt, den Titel eines großherzoglichen Hofraths zu führen. Als ihn 1892, bei Gelegenheit der Galilei-Feier, seine Hochschule als Delegirten nach Padua entsandte, wurde er von der dortigen Universität zum Ehrendoktor ernannt. Er war ferner ordentliches Mitglied der bayerischen Akademie der Wissenschaften, Ehrenmitglied des Naturwissenschaftlichen Vereins von Karlsruhe, Korrespondent der Physikalisch-Medizinischen Sozietät zu Erlangen. Die allgemeine Abtheilung der Technischen Hochschule hatte ihm von 1889 bis 1892 die Stelle ihres Vorstandes übertragen und es bellagt, als er die ihm zugedachte Wiederwahl nicht mehr annahm.

Seit seiner Ankunft in München interessirte sich Sohncke lebhaft für den hiesigen Zweigverein der Deutschen Meteorologischen Gesellschaft, dessen Vorstandsmitglied er mehrere Jahre war, und dem er zu wiederholtenmalen anregende Vorträge hielt. Bald schon kamen dann, wesentlich durch seine Initiative, zwei Vereinigungen zustande, deren Förderung ihm geradezu Herzenssache war, und in deren Dienst er sein ganzes Wollen und Können mit vollster Hingebung stellte. Bis zu seinem Hintritte war er erster Vorsitzender derselben, des Vereins für Luftschiffahrt und des Vereins für Schulreform. Jener hat es ihm und seiner Einwirkung auf die erste gelehrte Korporation Bayerns zu danken, daß der große Luftballon, die „Akademie", beschafft werden konnte, welcher seitdem schon oft für Amateurfahrten und wissenschaftlichen Aufstieg benützt wurde und, worüber noch zu sprechen sein wird, unserm Wissen von der Atmosphäre mannichfache Bereicherung zuführte. Nach einer ganz anderen Seite hin erstreckte sich Sohncke's schulreformatorische Agitation. Obschon selbst durch die übliche Schule der klassischen Bildung gegangen und der Errungenschaften letzterer sogar in hohem Maße theilhaftig, war er doch von der festen Ueberzeugung durchdrungen, daß sich Eines nicht für Alle schicke, und daß für viele Jünglinge ein mehr von realistischer Basis ausgehender Unterricht vorzuziehen sei. Der von ihm in Verbindung mit dem nun auch lange schon dahingegangenen Rittmeister a. D. Jul. Schulze gestiftete Verein war dazu bestimmt, Propaganda für die Idee der Einheitsschule, des Reformgymnasiums mit gemeinsamem Unterbau, zu machen und damit gleichzeitig auch die alte Streitfrage betreffs der Gleichberechtigung des humanistischen und des Realgymnasiums auf die natürlichste Weise aus der Welt zu schaffen. Triumphe konnte der Verein, trotz ausgezeichneter Leitung, nun allerdings nicht feiern, weil sich die maßgebenden Faktoren jeder einschlägigen Neuerung auf dem Gebiete des Mittelschulwesens ein- für allemal verschlossen, allein Sohncke durfte doch mit hoher Befriedigung konstatiren, daß im übrigen Deutschland — vom Auslande völlig abgesehen — die Dinge in rascheren Fluß gekommen und mehrere Unterrichtsanstalten in Gemäßheit des von ihm verfochtenen Prinzips ins Leben gerufen worden waren. Er hoffte zuversichtlich, noch den Sieg des Reformgedankens auch in unserm engeren Vaterlande zu erleben, allein diese Freude sollte ihm nicht beschieden sein, und mit Bangen müssen die Vereinsmitglieder sich fragen, ob es unter ihnen Einen gibt, der den geistigen Kampf im Sinne und mit der Thatkraft des Begründers weiterzuführen vermöchte.

Von Sohncke's Aktion für die Verbesserung der Mittelschule läßt sich kaum eine andere trennen, welche sich auf die Hochschule bezog, und zwar gerade auf diejenige, an welcher er zu wirken berufen war. Ihm lag es am Herzen, die Direktorialverfassung, unter welcher von allen technischen Hochschulen des Deutschen Reiches und Oesterreichs einzig noch München steht, durch die fast allenthalben anerkannte und anstandlos funktionirende Rektoratsverfassung zu ersetzen. Das größere Publikum ist durch Zeitungsartikel und durch die Landtagsverhandlungen vollkommen aufgeklärt über die trennenden Punkte dieser beiden Institutionen. Für Sohncke stand es fest, daß der technischen Hochschule ebenso wie der älteren Schwester, der Universität, das Recht eingeräumt werden müsse, ihren ersten Vorstand selber zu wählen, d. h. dem Staatsministerium in Vorschlag zu bringen; erst dann, wenn dies eingetreten, könne von wirklicher Gleichberechtigung beider Hochschulgattungen die Rede sein. Das ganze Professorenkollegium hat sich auf diesen Standpunkt gestellt, und gewiß könnte den Manen des Mitgliedes, welches mit der größten Energie für die Verwirklichung des Rektoratsprinzips eintrat, keine schönere Genugthuung zutheil werden, als wenn dem Polytechnikum, welches im Jahre 1867 unter dem Zeichen der vollen akademischen Freiheit ins Leben trat, endlich das gleiche Maß von Berechtigungen zugestanden würde, dessen sich alle die jüngeren

und minder stark besuchten technischen Hochschulen längst erfreuen. —

Noch gar vieles wäre von Sohncke's amtlicher und außeramtlicher Wirksamkeit zu berichten, allein wir fühlen uns auf der anderen Seite gebieterisch gemahnt, ihn auch als Mann der Wissenschaft, als produktiven Geist und glücklichen Schriftsteller, zu kennzeichnen. Leicht ist diese Aufgabe nicht, denn erstens war der Verewigte auf sehr verschiedenen Arbeitsfeldern thätig, und zweitens sind einige der Gebiete, welche er mit besonderer Vorliebe bebaute, sehr wenig dazu geeignet, dem Einblicke eines großen Leserkreises nahegerückt zu werden. Streng genommen müßten Fachmänner verschiedener Richtungen zusammenhelfen, um ein voll befriedigendes Lebensbild Sohncke's nach dieser Richtung hin entwerfen zu können. Da dies im vorliegenden Falle jedoch nicht wohl angeht, so muß der Verfasser sich dem Wagniß unterziehen, obwohl von den zwei Hauptabtheilungen, nach denen sich die literarische Arbeit des unermüdlichen Mannes gliedern läßt, nur die eine ihm durch eigene Beschäftigung genauer bekannt ist. Sohncke's Vorliebe gehörte zunächst der Krystall- und Molekularphysik, andrerseits aber auch der wissenschaftlichen Meteorologie an, und diese zwei Wissenszweige haben eine Menge werthvoller Beiträge aus seiner Feder zu verzeichnen. Daneben versteht es sich aber ganz von selbst, daß ein Physiker von so umfassendem Blick gelegentlich auch eines anderen, nicht unmittelbar an seinem Wege liegenden Problems sich annahm, und so ist auch noch eine dritte Kategorie von Arbeiten entstanden, welche eine gesonderte Erörterung erheischt.

Im Anschluß an die älteren Untersuchungen von Delafosse, Bravais und Frankenheim, über welche er aber bald weit hinausging, studirte Sohncke die Frage, wie man sich die verschiedenen Krystallgestalten aus kongruenten „Bausteinen" — diesen Ausdruck gebrauchte er gern — aufgebaut zu denken habe. Schon die Habilitationsschrift über die Kohäsion des Steinsalzes in verschiedenen Richtungen (Pogg. Ann., CXXXVII) leitete zu solchen Betrachtungen über; selbständig behandelte er den Gegenstand in der 1878 zu Karlsruhe erschienenen „Entwicklung einer Theorie der Krystallstruktur". Das Grundprinzip, von welchem er hier ausging, hat er nachmals in etwas vervollkommneter Form (Gerths „Zeitschr. f. Krystallogr. und Mineral., XIV) folgendermaßen ausgesprochen: „In einem Krystall gibt es unendlich viele Punkte, um deren jeden das Gesammtverhalten des Krystalls parallel einer beliebigen im Krystall gezogenen Richtung das gleiche ist, wie um jeden anderen. Der Abstand zwischen zwei nächstliegenden solchen Punkten ist unmeßbar klein." Es kam nun darauf an, die empirisch bekannten Krystallgestalten aus dieser Voraussetzung sämmtlich herzuleiten, und diesem Zwecke dienten verschiedene vorbereitende Aufsätze (Ableitung des Grundgesetzes der Krystallographie, aus der Theorie der Krystallstruktur, Pogg. Ann., (2) XVI; Zur Theorie des optischen Drehungsvermögens von Krystallen, Math. Ann., IX). Infolge dieser letzteren Arbeit kam Sohncke in Beziehung zu dem berühmten französischen Geometer Camille Jordan und entdeckte in dessen Aufstellung aller möglichen „Bewegungsgruppen" ein überaus kräftiges Hülfsmittel zur Lösung seiner eigenen Aufgabe, welche er denn auch in dem erwähnten Karlsruher Buche zu einem einstweiligen Abschlusse führte. Aber auch nachmals ist er immer wieder auf die Sache zurückgekommen, sei es, daß er Nachträge vereinfachender Natur brachte (Elementarer Nachweis einer Eigenschaft parallelepipedischer Punktsysteme (Z. Kryst. Min., XIII), sei es, daß er zu verwandten, aber in den Ergebnissen theilweise abweichenden Studien anderer Autoren — Wulff, Haag und namentlich Schönflies — Stellung nahm (Z. Kryst. Min., XIV, XX), sei es, daß er den Gegensatz zwischen Spaltflächen und natürlichen Begrenzungsflächen beleuchtete (Z. Kryst. Min., XIII). Sohncke's scharf ausgeprägter Gerechtigkeitssinn veranlaßte ihn dazu, das ganz in Vergessenheit gerathene Verdienst des Marburger Gelehrten Hessel um eine richtige Klassifikation der Krystalle der Mitwelt wieder in Erinnerung zu bringen (Z. Kryst. Min., XVIII). Auch die früher mehrfach behandelten optischen Eigenschaften der Krystalle fesselten stets seine Aufmerksamkeit, und insbesondere kam er gern zurück auf den Reusch'schen Grundversuch, künstliche Krystalle durch Aufeinanderlegen gleichartiger Glimmerplättchen zu erzeugen, deren jedes gegen das oben und unten nächstfolgende um einen gewissen Winkel gedreht erscheint (Pogg. Ann., Ergänzungsbd. III und VIII; Verhandl. d. d. Naturforscherversammlung zu Halle a. d. S., 1891). Endlich darf hieher auch gerechnet werden die von Sohncke in Verbindung mit seinem Freunde, Prof. Waugerin in Halle, ausgeführte Neubearbeitung der Theorie der Newton'schen Ringe und der Farben dünner Blättchen, zu welchem Behufe der Erstgenannte einen neuen Apparat konstruirt hatte (Berl. Ak. Ber., 1880; Zeitschr. f. Instrumentenkunde, 1881); im weiteren Sinne haben wir auch einzubeziehen die Abhandlungen über Aetzfiguren und Verwitterungsellipsoide der Krystalle (Pogg. Ann., CLVII; Z. Kryst. Min., IV). Sohncke gelang der Nachweis, daß die Fläche, welche in gegebenem Moment den verwitterten vom intakten Körpertheile scheiden, je nach der Natur der betreffenden Substanz abgeplattete und verlängerte Rotationssphäroide sein können.

Auch in gemeinverständlichem Sinne hat der in allen Sätteln gerechte Mann seine Forschungsresultate zur Darstellung gebracht. Der im bayerischen Industrie- und Gewerbeblatt (1891) abgedruckte populäre Essay „Aus der Molekularwelt" führt Fernerstehende trefflich in die schwierigen Fragen ein, welche hier obschweben, und ebenso thut dies ein Artikel in der bekannten englischen Zeitschrift „Nature" (1884). Man ersieht aus dieser kurzen Uebersicht, daß die Frage nach der Konstitution der Körper für Sohncke stets im Vordergrund des Interesses stand; aber wie heute die Dinge liegen, fanden seine einschlägigen Arbeiten bei den Mineralogen vielleicht noch mehr Anklang, als bei den eigentlichen Physikern. Für Studien wie für Vortragszwecke hatte er ein sehr hübsches Demonstrationsmodell ersonnen, dessen er sich bei einer im Sommersemester 1888 gehaltenen Vorlesung über Krystallphysik mit großem Vortheil bediente. Leider blieb dieses zweistündige Kolleg das einzige seiner Art, weil die von Jahr zu Jahr sich häufenden Geschäfte im Praktikum die freie Zeit des Lehrers allzu sehr in Beschlag nahmen.

Auf die Meteorologie war Sohncke durch die schon oben erwähnte Organisation des Beobachtungsnetzes in Baden hingewiesen worden, und er hat sich dort auch der in Deutschland damals noch wenig verbreiteten Witterungsprognose angenommen. Eine Frucht dieser Beschäftigung war das in der Virchow-Holzendorff'schen Sammlung publizirte Schriftchen „Ueber Stürme und Sturmwarnungen" (Berlin 1875). Aus der Karlsruher Zeit stammt auch ein wohl zu wenig beachteter Vorschlag zur Vereinfachung der Ableitung der barometrischen Höhenmessungsformel (Zeitschr. f. Math. u. Phys., XX). In Jena trat Sohncke an denjenigen Komplex von Naturerscheinungen heran, durch dessen Aufklärung er seinen Namen in der weiten Oeffentlichkeit am bekanntesten gemacht hat; er schuf eine Theorie der atmosphärischen Elektrizität, welche zur Zeit wohl von der großen Mehrzahl der Fachleute als die den thatsächlichen Verhältnissen am meisten entsprechende anerkannt werden dürfte.

Im Jahre 1885 trat die Monographie „Der Ursprung der Gewitterelektrizität" zu Jena an das Licht. Durch die

Digitized by Google

Faraday'schen Versuche, deren Anordnung Sohncke mannichfach variirt und deren Ergebnisse er vollständig bestätigt gefunden hatte, war es ihm höchst wahrscheinlich geworden, daß durch die wechselseitige Reibung flüssiger und gefrorener Wassertheilchen die stets vorhandene elektrische Spannung der Atmosphäre einen hinlänglich hohen Grad erhalte, um jene obrupten Ausgleichsprozesse zu ermöglichen, welche wir unter dem Gesammtnamen Blitz vereinigen. So plausibel dieser Gedanke von allem Anfang an aber auch erscheinen mochte, so war doch noch ein erhebliches Bedenken zu beseitigen: Der elektrische Ausgleich vollzieht sich meist in geringer Entfernung von der Erdoberfläche, und Eisnadeln können, so nahm man an, nur in sehr hohen Luftregionen schweben. Hier setzte Sohncke's selbstthätige Forschungsarbeit aufs neue ein, denn aus zahlreichen Mittheilungen bekannter Aeronauten vermochte er den Nachweis zu führen, daß unmittelbar vor einem Gewitter die „Isothermfläche Null", jenseit deren das Wasser bereits größtentheils den festen Aggregatzustand angenommen haben muß, sich sehr beträchtlich gegen die Erde herabsenkt. Die vom aufsteigenden Luftstrom in die Höhe getragenen Wasserkügelchen berühren sich mithin bald mit Eisklümpchen, und indem beide sich begegnen, setzt sich aus unzähligen kleinen Differentialwirkungen ein stattlicher Reibungseffekt zusammen; das elektrische Luftpotential unterliegt einer rapiden Steigerung, und die Folgen sind die bekannten. Die hier kurz angedeuteten Grundgedanken wurden in späteren Veröffentlichungen weiter ausgeführt (Sitzungsber. d. Münch. Akad., 1888; Himmel u. Erde, 1889); von Belang ist da namentlich auch die kritische Auseinandersetzung mit anderen Physikern, mit Luvini, Suchsland, Exner, Wurster und Arrhenius. Den Einwurf, die neue Theorie, für die sich gleich zu Beginn namentlich Leß sehr entschieden ausgesprochen hatte, scheitere an der Erklärung der periodischen Schwankungen der Luftelektrizität, erfuhr gründliche Widerlegung (Met. Zeitschr., V). Von Wichtigkeit sind auch die „Gewitterstudien auf Grund von Ballonfahrten" (Abh. d. Münch. Akad., M.-P. Kl., XVIII, 3).

Wir erkennen bereits, wie großen Nutzen Sohncke aus Beobachtungen im gefesselten und freien Luftballon zu ziehen verstand, und in einer akademischen Festrede hat er denn auch die wissenschaftliche Bedeutung der Luftfahrten trefflich gekennzeichnet. Er nahm auch selbst theil an einer Auffahrt, welche, wie seine Bekannten sich wohl erinnern, insofern einen tragikomischen Verlauf nahm, als die Luftschiffer auf einem hohen Baume hängen blieben und nur mit großer Mühe den sicheren Boden wieder gewannen. Die „erste wissenschaftliche Nachtfahrt des Münchener Luftschiffervereines" ist durch Sohncke und Prof. Finsterwalder einer gründlichen Bearbeitung unterzogen worden, an der insonderheit auch die methodische Seite hervorzuheben ist (Veröff. d. Münchener met. Zentralstation, XV). Man findet hier nämlich klar und präzis die Punkte angegeben, auf welche bei derartigen Unternehmungen hauptsächlich Bedacht zu nehmen ist.

Der reinen Elektrizitätslehre gehören zwei Arbeiten Sohncke's an. Im Anschluß an die von Clausius aufgestellte Hypothese gab er (Münch. Sitzungsber., 1888) eine Analyse der Entstehung des Stromes in der galvanischen Kette und vor allem auch des die Stromwirkung beeinträchtigenden Polarisationsstromes. Und weiter ist zu nennen eine Antrittsrede, gehalten bei der Eröffnungsfeier der Technischen Hochschule für das Studienjahr 1890/91. In dieser („Die Umwälzung unsrer Anschauungen vom Wesen der elektrischen Wirkungen") wurde eine ungemein lichtvolle Uebersicht über die Entwicklung der elektrischen Prinzipienlehre gegeben, wie dieselbe durch die als Marksteine dienenden Namen Faraday und Hertz fixirt ist.

Endlich bewahrte Sohncke auch der Optik eine rege Theilnahme. Als junger Mann schon schrieb er eine Apologie der Doppler'schen Theorie, indem er sie (Pogg. Ann., CXXXII) gegen gewisse Bemängelungen der Klinkerfues'schen Aberrationslehre in Schutz nahm. Auch die Berechnung der Dicke einer auf Wasser sich ausbreitenden Oelschicht (Münch. Sitzungsber., 1889) beruht auf optischen Sätzen. Sodann gehört hieher eine Untersuchung, zu welcher Sohncke vermuthlich durch Prof. Abbe in Jena, seinen intimen wissenschaftlichen und persönlichen Freund, angeregt worden war. Bei Betrachtung einer Abbe'schen Diffraktionsplatte (Gittersystem in Silberniederschlag) erkennt man von einem Gegenstande stets eine Anzahl von Nebenbildern, und deren Existenz wurde von Sohncke (Münch. Sitzungsberichte, 1893) mittelst ganz elementarer Ueberlegungen erklärt. Meteorologische Optik zog ihn gleichfalls an; er unternahm eine Deutung des bei Sonnenuntergang wahrzunehmenden „blaugrünen Flämmchens" (Met. Zeitschr., VI) und beschrieb in einem Vortrage, den er im März 1891 im Münchener Luftschiffahrtverein hielt, einläßlich gewisse Phänomene, welche der Ballonfahrer nicht selten zu beobachten Gelegenheit hat, wie die Luftspiegelung, die Lichtringe und Höfe, die farbigen Schatten-Aureolen und das Blau des Himmels. Optischer Natur ist auch Sohncke's letzte Originalarbeit gewesen, zu welcher er sich, bereits den Tod im Herzen tragend, aufraffte („Polarisirte Fluorescenz, ein Beitrag zur kinetischen Theorie der festen Körper", Münch. Sitzungsber. 1896). Auf ältere Resultate des Wiener Physikers Groilich, welche die „Doppelfluorescenz" festgestellt hatten, zurückgreifend, zeigt er, daß man es da mit einer allgemeinen Eigenschaft der doppelt brechenden, fluorescenzfähigen Krystalle zu thun habe. Seine hohe Geschicklichkeit in der Anwendung krystalloptischer Methoden gelangte hier noch einmal zu ihrer vollen Entfaltung, und am Abend seines Lebens kam er so wieder zurück auf jene feinen molekulartheoretischen Spekulationen, welche auf ihn von je eine besonders große Anziehungskraft ausgeübt hatten.

Nicht unerwähnt wollen wir es auch lassen, daß der Verewigte während seiner Gymnasiallehrerzeit auch die reine Mathematik kultivirte. Grunerts Zeitschrift (Archiv d. Moth. u. Phys. XLVII. und XLVIII. Band) brachte von ihm zwei Aufsätze über regelmäßige Polyeder und über die durch Umdrehung eines regelmäßigen Vierecks um eine Diagonale entstehenden Gebilde. Wahrscheinlich sind diese Konstruktionen und Berechnungen unmittelbar aus der Lehrpraxis herausgewachsen.

Sohncke's selbständige Schriften sind im Verlaufe unsrer Darlegungen bereits namhaft gemacht worden, und es ist nur eine derselben noch nachzutragen („Gemeinverständliche Vorträge aus dem Gebiete der Physik", Jena 1892). Es sind neun einzelne Stücke, die von verschiedenen Zeiten datiren; einiger von ihnen ist oben schon gedacht worden. Hochinteressant ist der in der Münchener „Aula" gehaltene Vortrag „Was dann?"; in ihm charakterisirt der Redner die Hülfsmittel, welche der Menschheit zu Gebote stehen, wenn dereinst einmal sämmtliche Kohlenvorräthe unsres Planeten aufgebraucht sein werden. Ungemein anregend sind auch die beiden Essays „Ueber Wellenbewegung" und „Ueber den Zustand und die Ziele der heutigen Physik". In die physische Geographie greift über der Vortrag „Wandernde Berge" (aus der Allg. Ztg.), worin der Autor, unter Bezugnahme auf eigene Erlebnisse von der kurischen Nehrung, das gewaltige Schauspiel der Dünenverschiebung bespricht und auf seine Ursachen und Konsequenzen prüft. Von Prof. Finsterwalder haben wir erfahren, daß sich Sohncke noch auf dem Krankenbette mit Vorarbeiten zu einem von den elektrischen und optischen Erscheinungen in der Atmosphäre handelnden Werke beschäftigte, von welchem

einzelne Abschnitte in druckfertigem Zustande vorliegen dürften.

Der Eifer, der den Leiter beseelte, übertrug sich auch auf sein Laboratorium, aus welchem so manche schöne, theilweise von ihm inspirirte oder jedenfalls geförderte Experimentaluntersuchung hervorgegangen ist. Assistenten und Praktikanten wetteiferten in dieser Beziehung, wie dies die Dissertationen und anderweiten Arbeiten von L. Weber, Blümcke, Emden, Troje, Bock, Fischer, Edelmann — um nur ein paar Namen zu nennen — darthun können. Zweimal in 11 Jahren wurden physikalische Preisarbeiten von der allgemeinen Abtheilung der Technischen Hochschule ausgezeichnet, zu denen Sohncke das Thema gestellt hatte.

Seit 3 bis 4 Jahren schon konnte aufmerksamer Freundesblick bemerken, daß des unermüdlichen Mannes Aussehen sich veränderte, daß sein früher oft trefflicher Humor ihn im Stiche ließ, daß, wie erwähnt, häufiger Erregungs- und Ermüdungszustände über ihn kamen, wie er sie vordem nicht gekannt hatte. Ein tiefes organisches Leiden, Nierenschrumpfung, hatte sich seiner bemächtigt, und gegen diese Krankheit hat die Heilkunde noch kein Mittel gefunden. Am letzten Ferientage entschlief er sanft und schmerzlos, tief beklagt von Allen, die ihn und seine edle Seele kannten, wie dies die Nachrufe der Kollegen, Freunde und Studirenden in unzweideutigster Weise erkennen ließen. Im Krematorium zu Gotha wurde die irdische Hülle den Flammen übergeben; aus Halle und Jena waren Leidtragende erschienen, und Prof. Dr. Haushofer überbrachte von München die letzten Scheidegrüße des Lehrerkollegiums der Technischen Hochschule. — Es ist ein vulgärer Spruch, Niemand sei unersetzlich. Allein wir, die wir wissen, wen wir verloren, wir wissen auch, daß wir einen Mann, in dem Forschertalent und Lehrgabe sich in solchem Ausmaße paarten, nicht so leicht wiederbekommen, einen Mann zugleich, der Stahlhärte des Charakters mit wahrhaft kindlicher Herzensgüte in seiner Person vereinigte, wie dies bei Leonhard Sohncke der Fall war.

S. Günther.

Vom Weihnachtstisch.

II.

‡ Wie seit vielen Jahren, so bringt auch heuer wieder der wohlbekannte Verlag von Braun u. Schneider eine stattliche Auswahl für alt und jung auf den Weihnachtstisch. Da sind eine Anzahl von wohlfließenden, gut geglätteten, diesmal „Zwischen Lachen und Weinen" betitelten Erzählungen des sonst so humorvollen Albert Roderich (247 S. 8°), bei welchen schließlich doch der heitere Schalk wieder zum Durchbruch kommt. Wie es Lieder ohne Worte gibt, so verzichten (dabei kommt freilich in Betracht, daß alle Vergleiche hinken und die besagten Erzählungen gar nichts Mendelssohn'sches haben) diese Bilder aus der heimathlichen, Hamburger, Umgebung des Verfassers auf Illustrationen. Dagegen entrollt L. v. Nagel mit den „Heiteren Szenen aus dem Leben der Reiter und Fahrer" (80 S. Quer 8°) ein ganzes Panorama der launigsten Scenen. Hr. v. Nagel liebt nicht die feurige Noblesse des hohen Sport darzustellen, sondern das durch Arbeit gequälte Thier in den Händen von Zigeunern, Pferdehändlern und Roßtäuschern mit ihren unsauberen Praktiken, dazu Straßenspritzer, Tramway- und Droschkengäule. Sehr beliebt ist auch Militärisches, Karikaturen „aus der guten alten Zeit" und viel Schneidiges aus der Gegenwart, Einjähriges, Bäuerliches, Sonntagereiterei (z. B. der sehr empfehlenswerthe „Rettungssack" S. 55) und Verwandtes.

Die „Lustigen Bilder aus unsern Kolonien" (ebendas. 119 S. kl. 4°) vereinen ein wahres Lachkränzchen. Die auserwähltesten Zeichner, wie Oberländer, Hengeler, H. Albrecht, Schmidhammer, Bromberger, E. Kreitz, Th. Heine, E. Reinicke, Gräz haben als „Spezialartisten" mitgewirkt. Einfälle wie die Dorfidyllen am oberen Congo, der schwarze Hofball, die Treibjagd, der Zapfenstreich in Kamerun, die zärtliche Umärmelung der Nilrösser und andere Erlebnisse bei unsern ebenholzfarbigen Brüdern zeigen von einer echt aristophanischen Komik, welche das in zierlichen Reimen einladende „Vorwort" bestätigt:

Ergreife das Buch! Mir ist nicht bang:
Wirst Du drin blättern und lesen,
Gesteht Du bald, Du bist schon lang
Nicht so vergnügt gewesen.

Und dann erst noch die wirklich weltberühmten „Münchener Bilderbogen", welchen im nächsten Jahre das goldene Jubiläum bevorsteht. Der heurige 49. Band ist nach dem strengen Programm seiner Vorgänger ebenso dem Schönen wie dem Heiteren, dem Ernst wie dem fröhlichen Muthwillen aufgethan. Da sind die beliebten Kostümbilder und deutschen Märchen (von H. Kaufmann, Geißler und Coester), Hengelers Schnurren von den Turnern und Bergsteigern, Hexenmeisterei und Elefantengeschichten, das „Waldkonzert" (Bromberger), ein Katzenball (Holm) und, last not least, zwei Bogen „Don Quixote" von unserm unermüdlichen E. Ille, der nach langem Schweigen wieder eine Probe seines frisch sprudelnden Humors bietet. Ebenso erfreulich floriren die von unsrer unvergeßlichen Isabella Braun begründeten, nun im 43. Jahrgang unter der Redaktion von Jsab. Hummel laufenden „Jugendblätter" (ebendas. 576 S. 8°). Die Ausstattung mit Farbenbildern, Lichtdrucken und Holzschnitten muß als reichlich, trefflich und zweckmäßig gerühmt werden; ebenso der vielseitige Inhalt und Wechsel von Gedichten, historischen Erzählungen (König Karl XII. von Schweden; die Schlacht bei den Pyramiden), biographischen Skizzen, z. B. über die Dichterin Annette v. Droste-Hülshoff, Franz Dsak (sein köstlicher Brief an seine Mündel beim Eintritt in die Welt) und allerlei Belehrendes (Luftballonfahrt von Otto Promber und Rebele's Vortrag über die Schwämme), kurz: allerlei in Bild und Wort und Musik, zum nutzbaren Vergnügen unsrer Jugend. —

Eine Doppelgabe bietet Frida Schanz. Während ihre „Kinderlust" (Bielefeld und Leipzig, bei Velhagen u. Klasing, 200 S. kl. 4°) für kleine Leute bestimmt ist, wendet sich der Almanach „Junge Mädchen" (ebendas. 477 S. gr. 8°) an ein reiferes Publikum. Beide Unternehmungen stehen im 3. Jahrgang. Die Ausstattung ist brillant und gediegen; für kleine Leute fast zu schön. Jedem Bild ist auch der Name des Künstlers beigegeben. Und das ist sehr nützlich und heilsam. Die Jugend kann nicht früh genug mit guten Namen bekannt gemacht werden; sie darf und soll es wissen, wer ihr Freude bereitet. Wir betonen diesen Umstand um so lieber, als es leider etliche Firmen gibt, welche bei den schönsten Illustrationen die Künstler verschweigen oder ihre Namen auf den Bildern sogar abschneiden — ein Unfug, welcher mit der hallosen Glichéwirthschaft zusammenhängt. Wir haben seit Jahren an dieser Stelle immer die rügende Stimme erhoben. — In der „Kinderlust" wetteifern Joh. Gehrts, Fröschl, Hermann Kaulbach, Georg Buchner, M. Nobbecke, Th. Kleehaas, C. v. Bodenhausen, O. Pilz, A. Zick, Schmitzberger, J. Schachinger, Marie Laux, Defregger, Klemmichel, Fritz Reiß, Raupp, Fink, Jahn Elenaes, H. Hartwich, F. Schlesinger, der Mehrzahl nach lauter Münchener Künstler! Die Texte sind meist klein, nett, in reichlichem Nebeneinander von Ernst und Heiterkeit. Höhere Kost wird in den „Jungen Mädchen" geboten. Da findet sich eine biographische Schilderung der Schriftstellerin Klementine Helm (geb. 9. Oktober 1825 zu Delitzsch, gest. 26. November 1896 zu Berlin), und zwar aus der Feder ihres Jugendfreundes, des inzwischen am 1. Juni 1897 gleichfalls aus dem Leben geschiedenen Historienmalers August v. Heyden. Die beiden anmuthenden Portraits der sanften Dichterin sind gewiß hochwillkommen. Andere Biographien behandeln „Charlotte v. Schiller" (von Rob. König, mit vielen Illustrationen), „Mozart" (La Mara), den liebenswürdigen, geistreichen Aquarellisten „Ludwig Passini" und den Bildhauer „Joh. Schilling". Ueber eine kunsthistorische „Ferienreise" nach Assisi, Venedig und Florenz berichtet in mustergültiger Briefform Agnes Gasche, belegt mit instruktiven Lichtdruckbildern der besten alten Italiener; auch das herrliche „Mädchen von Lille" ist in guter Abbildung beigegeben. Als Kulturhistoriker referirt Hr. Julius Stinde eingehend über die „Krankenküche in alter Zeit"; ein anderer Aufsatz enthält in gedrängter Kürze die Geschichte des „Seidenbaues". Oskar Schumm

aber führt die andächtigen Leser zum Weihnachtsabend nach Bethlehem und entfaltet dabei einzelne Ansichten aus dieser heiligen Stadt. Hübsche Erzählungen von der Herausgeberin und andere Zuthaten gewähren einen erfreulichen Wechsel.

Ein volksthümliches Lesebuch „Die Landjugend" von Heinrich Sohnrey (Berlin 1897 bei Th. Schönfelder, 208 S. 8°, II. Jahrgang), herausgegeben von dem „Ausschuß für Wohlfahrtspflege auf dem Lande", scheint wirklich für ein ländliches Publikum bestimmt zu sein. Die Auswahl ist in der That wohlgemeint und der billige Preis (M. 1.25) bei der hübschen, auch illustrirten Ausstattung ganz zweckentsprechend. Das Belehrende wiegt vor; Sprüche, Räthsel, Sagen, Sitten, Gebräuche und Kinderspiele werden eingestreut. Manches, wie z. B. das Mädchenspiel „von der goldenen Brücke", welches als etwas Nachahmenswerthes aus Mecklenburg empfohlen wird, ist doch schon in ganz Deutschland, mit Einschluß von Oesterreich und Tirol, längst bekannt und geübt. Vielleicht wäre es auch nicht nothwendig gewesen, eine ganze Reihe von Namen, wie Theod. Fontane, Hansjakob, Jahnke, O. v. Leixner, Polack, H. Seidel, Otto Sutermeister, Wolf-Harnier u. s. w., die häufig nur kurze Verse oder wenige Sätze beisteuerten, als Mitarbeiter auf den Titel zu setzen.

Sehr nett, freundlich und heitere sind die von Adolf Rest verfaßten Gedichte und Märchenspiele „Das Reich der Kleinen" (München bei Lindauer-Schöpping. 1897. 148 S. 8°), wobei auch die altbayerische und schwäbische Mundart mit zu Wort kommt. Die Dramen, wie der „Rattenfänger von Hameln", „Lenz und Winter", „Schneewittchen" u. dgl. erfordern möglichst wenig Scenerie, sind also in der Familie leicht abzuspielen. Die Widmung trägt den Namen J. kgl. Hoh. der Frau Prinzeß Ludwig von Bayern.

Gustav Schalks „Nordisch-germanische Götter- und Heldensagen" (Oldenburg u. Leipzig bei G. Stalling. 1898. 281 S. 8°) erfreuen sich schon der dritten Auflage. In der Erzählung ist manches unnöthigerweise modernisirt, ein mehr prägnanter Ausdruck und zuweilen das Durchklingen der Alliteration wäre vielleicht nicht vom Uebel gewesen. Beigegeben ist auch ein Auszug des „Beowulf" und der „Frithjof-Sage" von Isaias Tegnér. Ob die Erwartung des Hrn. Verfassers, daß sein Buch auch in „mancher Bauernfamilie" Eingang finde und gelesen werde, sich verwirklicht, wagen wir nicht zu entscheiden. Druck, Papier, Einband und Ausstattung mit sechs Originalillustrationen sind löblich, stattlich und gar nicht volksbuchmäßig.

„*An Alphabet by William Nicholson*" (Published by William Heinemann. London. 1898. 24 Blätter. 5 Sh.) mit den grotesk-alterthümlich-modernen Kostümbildern und Charaktersiguren im kunstlos-einfachen Farbendruck durfte in Deutschland geringere Theilnahme finden. Ein vielleicht mehr in den Händen der Lehrer, insbesondere aber für schwersprechende oder stotternde Schüler nutzbares, obendrein sogar illustrirtes Bilderbuch hat Hermann Piper mit seinem „kleinen Sprachmeister" (Verlag von Karl Siegismund in Berlin. 64 S. gr. 8°) geliefert; ein weiteres Eingehen darauf ist Sache der Fachzeitungen. Als eine praktische Anleitung zur Kenntniß der wichtigsten Kultur- und Nutzpflanzen, Arznei- und Heilkräuter, Giftgewächse und Pilze mag Franz Bley's „Botanisches Bilderbuch für Jung und Alt" (Berlin bei G. Schmidt. 96 S. gr. 8°), mit 216 sehr getreuen Pflanzenabbildungen auf 24 Aquarell-Drucktafeln und erläuterndem, wissenschaftlichem Text von H. Berdrow, gelten.

In seiner kurzgefaßten und doch erschöpfenden, durch eine Menge von guten Abbildungen erläuterten „Allgemeinen Völkerkunde" bietet Adolf Heilborn (Leipzig bei F. Hirt u. Sohn. 200 S. 8°) ein dankenswerthes, nützliches Haus- und Handbuch. Ebenso löblich ist die klare, übersichtliche Gliederung des Ganzen: Ursprung und Heimath des Menschengeschlechts, Wanderung und Entstehung der Rassen; Feuer und Kochen, Waffen, Schmuck und Kleidung, Hausbau und Hausgeräthe, Viehzucht und Ackerbau, Industrie, Handel und Geld, Schiffahrt und andere Verkehrsmittel, die religiösen Anschauungen, Familie und Staat, Sprache und Schrift — dieses wird alles erwogen, durchgesprochen und durch Beispiele, Anschauungen und Vergleiche erläutert und erklärt. Die verschiedenartigsten Kulturepochen treffen wir heute noch in unverkennbarer Ausübung: das Feuerquirlen der Indianer, das Feuerbohren der Eskimo war geradeso ehedem in Peru und Persien in Gebrauch; die von Julius Cäsar erwähnten Pikten und Scoten tätowirten sich sicherlich nach demselben Prinzip wie die Chippeway-Indianer; die Schmiede in Adamaua handhaben ihre Blasebälge noch in Tubalkains Manier; die Streitbeile von Neu-Guinea entsprechen genau unsern Pfahlbaufunden; die Thierbildschnitzereien aus Innerafrika und die Eisenfunde in unsern Leonhardskirchen wetteifern in ihrer primitiven Familienähnlichkeit des urweltlichen Stils; die dramatischen Hametzentänze der Bella-Coola-Indianer und die federnhaften Aufzüge der alten Mexikaner vor den Tempeln zu Cholula und Palenque stehen in geschwisterkindlicher Verwandtschaft mit der ungeheuerlichen Inscenierung der Wespen, Frösche und Vögel des Aristophanes, wie das treffliche Buch von Ernst Grosse „Die Anfänge der Kunst" (Freiburg 1894) in geistreichen Perspektiven nahelegt. Uebrigens ist Heilborns auf streng wissenschaftlichen Fundamenten aufgebaute Völkerkunde nur durch ihre populäre Fassung für die Jugend, mehr noch für die höheren Kreise und Lebenslagen bestimmt und diesen bestens zu empfehlen. — Nur für „die reifere Jugend" bestimmt ist F. Stille's in römisch-germanischer Zeit spielende Erzählung „Rinola und Tuiskomar" (ebendas. 143 S. 8° mit Bildern von Joh. Gehrts) und die ins bayerische Hochland verlegten heiteren und ernsten Geschichten „Alpenzauber" von Flodatto (ebendas. 222 S. 8°, mit vielen Illustrationen von Hugo Engl), in welchen ein musterhafter „Engländer" die Hauptrolle agirt; natürlich gibt es auch Hirschjagden, Wildererseenen, Bauerntänze und Schuhplatteln, sogar ein ideales Haberfeldtreiben mit tugendlichen Reimen und dergl. Als haemlose Erzählung für junge Mädchen und die „reifere Jugend" empfehlen sich Auguste Kinderliebs „Eva" (Anklam 1897 bei Hermann Wolter. 213 S. kl. 8°), Marianne Salzmanns „Flügge Waldvögel" (Gotha 1898 bei F. A. Perthes. 189 S. kl. 8°) und, wie der Titel „Für unsre Kleinen" sagt, G. Chr. Dieffenbachs wohlbekanntes Bilderbuch (ebendas. 192 S. kl. 4°), welches heuer im 13. Jahrgang vorliegt, mit seinen Liedern, Versen und Illustrationen ein lieber, treuer Freund.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Soeben gehen die ersten Aushängebogen der zum hundertjährigen Jubiläum der Allgemeinen Zeitung von Prof. Dr. Ed. Heyck in Donaueschingen verfaßten Schrift: „Die Allgemeine Zeitung. 1798—1898. Beiträge zur Geschichte der deutschen Presse und öffentlichen Meinung" uns zu. Wir zeigen dies vorläufig hier nur an, werden aber in den nächsten Tagen noch auf den Inhalt dieser ersten Bogen, welche die Geschichte der Begründung der Zeitung und auch die bei dem ersten von Cotta entworfenen Plan stark mitsprechenden Verhandlungen zwischen Cotta und Friedrich Schiller enthalten, näher eingehen.

G. Die „*Dark Lady*" der Sonette Shakespeare's. Zu Arbury in Warwickshire, das im Besitze der Familie Newdegate ist, befindet sich ein werthvolles Familienarchiv, aus dessen Briefen und Urkunden Lady Newdegate mit viel Fleiß und Verständniß ein Buch zusammengestellt hat, dessen Hauptpersonen gleichfalls eine Lady Newdegate ist. Diese lebte vor 300 Jahren und hatte eine Schwester, das Fräulein Mary Fytton, Ehrendame der Königin Elisabeth. Diese Mary Fytton nun soll die Heldin, die „dunkle Dame", der letzten 28 Sonette Shakespeare's sein. Da die Briefe manche Anspielungen auf diese Dame enthalten, dürften sie für Shakespeareforscher von ganz besonderem Interesse sein. Aber selbst wenn Mary Fytton nicht diesen zweifelhaften Ruhm erlangt hätte, wäre dieses Werk gleich werthvoll, da es ein getreues Spiegelbild des englischen Familienlebens zur Zeit Elisabeths und Jakobs ist. Wir berichten über dasselbe nach einem Aufsatze der „Academy" (Nr. 1330):

Der Charakter Anne Newdegate's, der älteren Tochter Sir Edward und Lady Fyttons, zeigt nur Lichtseiten. Sie genoß in hohem Maße die Achtung und Liebe ihrer Verwandten und Freunde, wovon die zahlreichen an sie gerichteten Briefe deutliches Zeugniß geben. Außer mit ihren Verwandten stand sie hauptsächlich mit Sir William Knollys, einem gewissen Francis Beaumont (aber nicht Francis Beaumont, dem Verfasser des The Maid's Tragedy und Philaster) und Sir Richard Leveson in regem Briefwechsel. Beaumont besonders gab seiner Verehrung für sie warmen Ausdruck,

wovon folgende Anrede zeugt: „My best lady and of all ladies that ever I knew myne owlie best and most owble Ladie.“ Hieraus ersieht man, daß Hamlet sein Billet aar der herrschenden Mode gemäß stilisirte, wenn er die Geliebte also aorevet: „To the celestial and my soul's idol, the most beautified Ophelia.“

Ein im Archiv von Warwickshire gefundener Familienstammbaum berichtet, daß Mary Fytton, die Schwestee der Freundin Levesons, dessen Geliebte wae und ihm zwei Kiadee gebar. Freilich führte Mary kein tadelloses Leben, selbst nicht in der Zeit, die zwischen ihrem Liebeshandel mit dem Grafen Pembroke und ihree Heiroth mit William Polwehle lag. Kurz nach dem Tode Sie Edwoard Fyttoas im Jahre 1606 schrieb Lady Fytton ihree Tochtee Anne: „Es bereitet mir wenig Freude, von Deiaer Schwester oder onch jenem Burschen zu hören. Hätte es Gott gefallen, daß ich und sie, als ich sie unter dem Herzen trug, gestaeben wären, so wäre mir viel Kummer und ihe viel Schanoa erspart geblieben, eine Schmach, wie sie noch nie eine Frau von Chesshire auf sich gehäuft hat. Mary ist schlechtee dean je; schreibe mir nie wieder von ihr.“ — Für diese Zeilen gibt es nur eine Erklärung, doch können sie schwerlich Bezug haben auf die Geburt eines Kindes, dessen Vatee Sie Richard Levesoa gewesen sein soll, der im August 1605 gestorben war. Fernee beweist dee Satz: „Mary ist schlechter dean je“, daß sie eine Zeit lang ein einwandfreieres Leben geführt haben muß und erst kurz bevoe der Brief geschrieben warde, wieder auf schlechtere Bahnen gerathen wae. Wenn sie jedoch, wie uns der Stammbaum glauben machen will, zwei Töchtee von Richard Levesoa hatte, so müßten dieselben zwischen 1601 und 1605 geboren worden sein, so daß za keinee Zeit von wesentliches Aenderung in der Lebensführung Mary's die Rede sein konnte. Demnach schließen wir uns Lady Newdegate's Ansicht an, die das Zeugniß des Stammbaumes verwirft, soweit Sie Richard Levesoa in Betracht kamm. Eben dieser Stammbaum verzeichnet aber auch getreulich die Liebesintrigue mit Pembroke. Nun kann heute, namentlich seit Tyiers archivalischen Foeschungen, als sicher angenommen werden, daß dee schwärmerisch geliebte Freund der ersten 126 Sonette Shakespeare's, dem auch ein Liebesverhältniß mit dee Dame des Dichters vorgeworfen wird, William Herbert wae, dee spätere Graf Pembroke.

Der interessanteste Abschnitt jedoch in Mary Fyttons Lebenslauf liegt zwischen 1595 und 1601. Die „Academy“ erzählt, daß Sir William Knollys, Oberstthofmarschall der Königin, über 50 Jahre alt und mit einer reichen und viel älteren Frau als er selbst verheirathet wae, als die 17jährige Tochtee seines Freundes Edward Fytton zum eestenmal bei Hof erschien. Nachdem ee ihrem Vatee versprochen hatte, „das unschuldige Lamm vor der wölfischen Grausamkeit und süchsischen Schlauheit dee gezähmten Bestien des Hofes zu schützen“, verliebte ee sich schleunigst in seine Schutzbefohlene und beschloß, sie zu heirathen, sobald seine Frau die Güte haben werde, zu sterben. Unterdessen verfolgte ee Mary mit dee ganzen thörichten Verliebtheit eines alten Mannes und machte ihre Schwester Anne zur Mitwisserin einer Werbung, die scheinbar in allen Ehren geschah, wenn dieses Wort unter solchen Umständen überhaupt Berechtigung hat. Für jeden Fall nahm Mary Fytton den Heirathsantrag einstweilen an, und die Familie gab ihre Zustimmung. Je länger sich indeß die Möglichkeit einer gesetzlichen Verbindung hinauszog, desto abgeneigtee wurde Mary und sie machte auch Sir William Knollys gegenüber kein Hehl daraus. In dieser Zeit kam Mary's Liebesintrigue mit William Herbert, Grafen von Pembroke, ans Tageslicht. Mary fiel in Ungnade und mußte den Hof verlassen, und obgleich Sir William Knollys ihr nach wie vor glühende Liebesbriefe schrieb, wae von da ab jedee Gedanke an eine Heiroth zwischen Beiden ausgeschlossen.

Nun will uns erscheinen, daß die beinahe unglaublichen Beziehungen zwischen dem alten Oberstthofmarschall und dee jugendlichen Ehrendame die Hauptschwierigkeit für die Annahme, daß Mary Fytton die „dankle Dame“ der Shakespeare-Sonette sei, beseitigen, ja, daß sie vielmehr überraschende Beweise zu deren Gunsten liefern. Dee Hauptstein des Anstoßes für die Mary Fytton-Theorie war bisher die Stelle gewesen: „In oet thy bed-vow broke“, und nun finden wir Mary Fytton thatsächlich durch ein „bed-vow“ verpflichtet. Fernee wurde von mehe als einem Kritiker bewiesen, daß das Sonett, das also beginnt: „Whoever hath her wish, thou hast thy Will, And Will to boot, and Will in overplus,“ andeutet, daß die „Dark Lady“ nicht allein zwei, sondern drei Liebhaber mit dem Namen William besaß. Somit haben wir das Trifoliam: William Shakespeare, William Herbert und William Knollys. Sollte trotz alledem Mary Fytton mit dee „Dark Lady“ doch nicht identisch sein, so wäre die Kette von Uebereinstimmungen, die die Briefe des alten Familienarchivs vervollständigen, eine der auffälligsten Erscheinungen, von denen man je in dee Geschichte gehört hat!

* Ein ganz eigenthümlicher, wegen seines außergewöhnlichen Lichtwechsels merkwürdige Stern, „Algol“ genannt, glänzt regelmäßig die ganze Nacht hindurch im Haupt dee „Medusa“. Er hat eigenes Licht, einen wahrnehmbaren und einen nicht wahrnehmbaren Planeten, scheint aber mit seinem Licht geradezu Versteckens zu spielen. Er erscheint 2 Tage and 12 Stunden lang als Stern zweitee Größe, dann sinkt er binnen 4½ Stunden zur vierten Größe herab. In dieser Lichtarmuth verbleibt er 7 bis 8 Minuten. Nach weiteren 4½ Stunden gewinnt er seine ursprüngliche Helligkeit wieder. Die Ursache davon erblicken die Astronomen darin, daß einer seiner Planeten zwischen ihn und uns tritt und auf diese Art ihn theilweise für den irdischen Beobachter bedeckt. Zieht der Planet fort, so leuchtet er in gewohnter Lichtfülle wieder. Algol bewegt sich mit den ihn umkreisenden Planeten um einen idealen (virtuellen) Punkt; die Bahn, die er beschreibt, ist jedoch nicht, wie bei allen anderen Himmelskörpern, eine Ellipse, sondern ein Kreis. Infolge dieser Eigenbewegung scheint er das einemal sich uns zu nähern, das anderemal sich von uns zu entfernen. Die Geschwindigkeit, mit der das geschieht, variirt ace uns noch dem Lichtminimum zwischen 29 und 46 Kilometer in der Sekunde. Der Abstand Algols von der Erde ist so groß, daß sein Licht 28 Jahre braucht, um zu uns zu gelangen. Die Sonne „Algol“ zeigt aber noch anderweitige auffallende Unbeständigkeiten in der Bewegung, weßhalb denn die Astronomen sich genöthigt sahen, noch einen, oder für uns nicht wahrnehmbaren Planeten anzunehmen, der die „Störungen“ verursacht.

* Technische Hochschulprojekte. Neben Danzig und Posen bewerben sich neuerdings auch Bromberg und Breslau um die im Osten der Monarchie zu errichtende neue technische Hochschule. Aus Bromberg hat sich eine Deputation, bestehend aus zwei Magistratsmitgliedern und zwei Stadtverordneten, nach Berlin begeben, um bei dem Kultusminister in der Angelegenheit der Errichtung einer technischen Hochschule im Osten Preußens dahin vorstellig zu werden, daß der Sitz derselben nach Bromberg verlegt werde. Der Minister hat, wie das „Bromb. Tagebl.“ erfährt, die Gründe, die für Bromberg angeführt wurden, angehört und zugesagt, „daß die Stadt Bromberg bei der Platzfrage mit in Konkurrenz gezogen werden soll“. — In Breslau fand am Mittwoch eine Besprechung von Vertretern der schlesischen Handelskammer, der wichtigeren wirthschaftlichen Vereine Schlesiens, bedeutender schlesischer Industrieen, der Provinzialverwaltung und der Stadtgemeinde Breslau über die gleiche Frage statt. Das Ergebniß dieser Berathung war der einstimmig gefaßte Beschluß der sofortigen Eröffnung einer ebenso energischen wie schleunigen Agitation für eine solche Hochschule.

* **Freiburg i. Br.** Nach dem soeben fertiggestellten Verzeichniß der Studirenden der hiesigen Universität nehmen im ganzen 1154 Personen, darunter 1073 Studenten, in diesem Wintersemester an den Vorlesungen theil. Die medizinische Fakultät zählt 392, die juristische 249, die theologische 218 und die philosophische 214 Studirende; unter den Theologen befindet sich die außergewöhnlich große Zahl von 57 Nichtbadenern. Wie immer im Wintersemester, stehen die Badener mit 488 obenan, es folgen 311 Preußen; aus dem Deutschen Reich überhaupt stammen 987, aus dem übrigen Europa 80 und aus außereuropäischen Ländern 6 Studenten. Die diesmalige Besuchsziffer ist die zweithöchste, die bisher in einem Wintersemester erreicht wurde.

* **Berlin.** Der Generalverwaltung der hiesigen Museen ist ein hochherziges Legat zutheil geworden: der zu Abbazia in diesem Jahre verstorbene Dr. med. Oskar Hermann Heibel hat aus seinem Nachlaß die Summe von 100,000 M. bestimmt zur Erwerbung von Skulpturen für die königlichen Museen. Der Verstorbene, welcher die Sammlung schon früher durch dankenswerthe Zuwendungen bereichert hat, ordnet testamentarisch an, daß die Summe zur Erwerbung eines oder mehrerer Kunstwerke, und zwar von Skulpturen ägyptischer, assyrischer, griechischer, etruskischer oder römischer Herkunft verwandt werden soll. Der Kaiser hat bereits die Genehmigung zur Annahme des Legats ertheilt.

* **Belgrad**, 30. Nov. Die statistische Sektion im hiesigen Ministerium für Handel, Ackerbau und Industrie veröffentlicht seit mehreren Jahren Publikationen, auf deren werthvolles Material die Aufmerksamkeit aller derjenigen gelenkt sein

mag, die wissenschaftliches oder praktisches Interesse darun haben, das Königreich Serbien in Betreff der Beschaffenheit seines Bodens, seiner Viehzucht seines Handels u. s. w. kennen zu lernen. Bis jetzt hat das genannte Ministerium 13 Bände herausgegeben, deren einfache Inhaltsangabe genügen dürfte, den Werth dieser Publikationen zu kennzeichnen. Band I: Die Volkszählung in Serbien am 31. Dezembee 1890. Band II: Konskription des Arbeitsviehes am 31. Dezember 1890. Band III: Das Ackerland nach den bis am 31. Dezembee 1890 offiziell registrirten Daten. Band IV: Die Volksbewegung in Serbien in den Jahren 1888, 1889 und 1890. Band V: Die serbischen Kommunalfinanzen in den Jahren 1888, 1889 und 1890. Band VI: Kriminalstatistik für 1888, 1889 und 1890. Band VII: Statistische Daten über den öffentlichen Unterricht im Königreich Serbien für 1889/90. Band VIII: Volksbewegung im Königreich Serbien im Jahre 1891. Band IX: Thee (mit verschiedenen Kulturen) bebaute Flächenraum im Jahre 1893. Band X: Zivilgerichtsstatistik für 1888, 1889 und 1890. Band XI: Konskription des Arbeitsviehes am 31. Dezembee 1895. Band XII: Volkszählung anm 31. Dezember 1895. Band XIII: Kriminalstatistik für die Jahre 1891 bis 1895. Die letzten vier Bände haben eben die Presse verlassen und dürften im nächsten Monat dem Buchhandel zugeführt werden.

G. Rußland. Die Kasaaer Mäßigkeitsgesellschaft, die eine eigene Monatsschrift, „Der Wirkende", besitzt, hat in den 6 Jahren ihres Bestehens zahlreiche Wohlfahrtseinrichtungen zur Bekämpfung des Alkohols getroffen. So hat sie unentgeltlich zugängliche Lesezimmee, Thee- und Eßstuben eingerichtet, und läßt besonders auch populäre Vorträge mit Vorführung von Nebelbildern abhalten. Im letzten Jahre legte sie den Grund zur Errichtung eines Arbeitshauses und eröffnete ein Spital für Alkoholiker. Besonders für letztere humane Einrichtung flossen die Spenden in reichem Maße. Für eine Preisschrift über den Kampf gegen den Alkoholismus wurden 400 Rubel als Preis ausgesetzt. Im Jahr 1895 wurde eine Nachtherberge eröffnet, mit einem Lesezimmer, wo an den Vorabenden der Sonn- und Feiertage Gottesdienst gehalten wird, bei dem die Studenten der geistlichen Akademie — oft schon in der Stellung ann Geistlichen — Ansprachen halten. Die Gesellschaft besitzt in Kasan selbst zwei Thee- und Speisezimmer mit Volkslesehallen. Thee und Mahlzeit kosten nur 1 bis 7 Kopeken (zirka 2—15 Pfg.), Arme erhalten es unentgeltlich. Arbeitsunfähige and fremde Zugewanderte erhalten vort ihren Unterhalt, bis sie Aufnahme im Armenhaus oder Beschäftigung finden. Vorträge für das Volk wurden 1896—1897 83 gehalten mit einer Besucherziffee aon 8115, woann 3004 zahlenden, Besuchern. Die Vortragenden waren Geistliche, Akademiestudenten, Universitätsprofessoren, Mitglieder der Gesellschaft (darunter sechs Frauen) in gunzen 89 Personen.

Hierzu ein Prospektus der Verlagsbuchhandlung Schall & Grund in Berlin, betreffend das Prachtwerk: Die Heere und Flotten der Gegenwart, herausgegeben von C. v. Zepelin. (18445)

Neue Gedichte von

Rudolf Baumbach:

Bunte Blätter.

kl. 80. VII u. 126 Seiten.

Fein gebunden 3 Mark. In Kalbleder 5 Mark.

(17963) *In allen Buchhandlungen zu haben.*

Verlag von A. G. LIEBESKIND in Leipzig.

In jeder gebildeten Familie ein willkommenes Festgeschenk. — Ein vorzüglicher Schriftsteller, der viele moderne aufwiegt.

Hermann Kurz, Gesammelte Werke. Mit Biographie des Dichters, herausgegeben von **Paul Heyse.**

Gedichte. Uebersetzungen: Kunstkennerschaft; Komödie nach Gozzi. Das Paradies und die Peri, nach Moore. Der Gefangene von Chillon, nach Byron. **Schillers Heimatjahre. Der Sonnenwirt.** Jugenderinnerungen, fünf Bücher Denk- und Glaubwürdigkeiten. Das Witwenstüblein. Bergmärchen Das Wirthshaus gegenüber. Hauschronik und Erzählungen. Die beiden Tubus. Der Weihnachtsfund.

10 Bände, mit Portrait. In 5 eleg. Leinwandbänden **statt M. 20.— für M. 10.—** Nach auswärts gegen Einsendung von M. 10.— franko.

Soweit die Vorräte reichen, liefere nur neue, tadellose Exemplare

Oskar Gerschel, Buchhandlung und Antiquariat, **Stuttgart,** Calwerstraße 16.

Für jeden Weihnachtsbedarf an Büchern wissenschaftlichen und unterhaltenden Inhalts, Jugendschriften und Bilderbüchern großes Lager. Vieles in tadellosen Exemplaren zu bedeutend herabgesetzten Preisen. Kataloge stehen überallhin umsonst und postfrei zu Diensten. (18399)

Verlag von R. Oldenbourg in München und Leipzig.

Historische Bibliothek, herausgegeben von der Redaktion der „Historischen Zeitschrift":

Erster Band: **Heinrich v. Treitschkes Lehr- und Wanderjahre 1834—1866.** Erzählt a. Theodor Schiemann. Preis geh. M. 6.—.

Zweiter Band: **Briefe Samuel Pufendorfs an Christian Thomasius** (1687—1693). Herausgegeben v. Emil Gigas. Preis geh. M. 2.—.

Dritter Band: **Vorträge und Abhandlungen von Heinrich von Sybel.** Mit einer biographischen Einleitung von C. Varrentrapp. Preis geh. M. 7.—.

Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Von Heinrich von Sybel. Sieben Bände. Preis pro Band broch. M. 7.50, in Halbfranz geb. M. 9.50.

Politische Geographie. Von Prof. Dr. Friedrich Ratzel. Mit 33 in den Text gedruckten Abbildungen. Preis M. 16.—.

„Kunst und Handwerk". Zeitschrift des Bayer. Kunstgewerbevereins. Monatlich ein Heft mit reich illustriertem Text und dem Beiblatt „Gewerbehalle". Preis des Jahrgangs M. 16.—, des einzelnen Heftes M. 2.—.

Zwölf Gestalten der Glanzzeit Athens im Zusammenhange der Kulturentwicklung. Von Prof. Dr. Albrecht Baumeister. Preis geh M. 5.50.

Die Odyssee, nachgebildet in achtzeiligen Strophen von Hermann v. Schelling. Preis geh. M. 7.50.

„Liebhaberkünste". Zeitschrift für künstliche Kunst. Jahrl. 24 Hefte. Preis der Ausgabe ohne kolorierte Tafel vierteljährl. M. 3.—, der Ausgabe mit kolorierter Tafel vierteljährl. M. 5.—.

Separathefte der „Liebhaberkünste", enthaltend Vorlagen in natürl. Größe 16 Hefte zum Preise von à M. 3.—. (16121)

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Montag, 6. Dezember. Nummer 276.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.
Moltke's militärische Korrespondenz. — Mittheilungen und Nachrichten.

Moltke's militärische Korrespondenz.

Aus den Dienstschriften des Krieges 1866.

Schon seit einer Reihe von Jahren ist die kriegsgeschichtliche Abtheilung des Großen Generalstabes zu Berlin damit beschäftigt, die hinterlassenen Dienstschriften des verewigten Feldmarschalls Moltke durch Drucklegung einem größeren Publikum zur Kenntniß zu bringen. Diese Veröffentlichung wendet sich nicht nur an den geschulten Militär, sondern an jeden gebildeten Deutschen, der Sinn für geistige Größe und Interesse für das Walten einer so eigenartigen, in sich abgeschlossenen Persönlichkeit besitzt, wie sie sich in unserm großen Schlachtendenker darstellt. Daß außerdem in vielen der Schriften Moltke's eine frisch sprudelnde Quelle für die wichtigsten und entscheidendsten Abschnitte unsrer zeitgenössischen Geschichte fließt, eine Quelle, die manches bisher wenig bebaute Gebiet zu befruchten berufen ist, wird sich aus dem folgenden ersehen lassen.

In besonderem Grade trifft dies zu bei demjenigen Theil der militärischen Werke Moltke's, welcher mit dem Untertitel „Militärische Korrespondenz" bezeichnet ist und in drei Abschnitten eine Auswahl aus den auf die Feldzuge 1864, 1866 und 1870/71 bezüglichen Dienstschriften enthält. Diese „Militärische Korrespondenz Moltke's" ist wohl als eine der bedeutendsten Publikationen der letzten Jahre zu betrachten, die sich würdig den anderen großen Geschichtsquellen und -werken anreiht. Insbesondere tritt sie in Vergleich mit der Korrespondenz Friedrichs des Großen und Napoleons, was der Generalstab auch schon äußerlich durch die Aehnlichkeit des Titels hat andeuten wollen. Sie greift freilich in das Gebiet der hohen Politik nicht so häufig hinüber, wie die Schriften jener beiden Feldherren, die zugleich Soldaten und Staatsmänner waren, dafür aber ist sie eingehender und ausführlicher und bezieht sich auf Ereignisse, die wir fast alle miterlebt haben und die den Stolz jedes braven Deutschen ausmachen.

Bereits vor einigen Jahren ist der erste Band der „Militärischen Korrespondenz", welcher den Feldzug 1864 gegen Dänemark behandelt, erschienen. Das Werk hat damals berechtigtes Interesse erweckt, denn es gestattete zum erstenmal einen Blick in die Gedankenwerkstatt eines für die höchsten Aufgaben der Kriegskunst berufenen und geschulten Mannes. Allein es wird durch die nunmehr vorliegenden beiden Werke: den Feldzug 1866 gegen Oesterreich und den Feldzug 1870/71 gegen Frankreich, ganz erheblich an Bedeutung übertroffen. Denn im Jahre 1864 blieb Moltke während des entscheidenden Theiles der Operationen in Berlin zurück und konnte so auf den Gang derselben nur einen mittelbaren Einfluß ausüben. 1866 dagegen und 1870/71 hat er zunächst den Aufmarsch der Armee bis ins einzelne selbst geleitet und dann von dem Augenblick an, wo der Lauf der Ereignisse die Anwesenheit des obersten Kriegsherrn und seines ersten militärischen Rathgebers nothwendig machte, an Ort und Stelle alle Fäden der Operationen in seiner Hand vereinigt.

Es seien hier zunächst bezüglich des Werkes über den Feldzug 1866 gegen Oesterreich einige Hinweise auf Inhalt und Bedeutung, die zum Verständniß und zur Anregung dienen sollen, gegeben.

Es ist bemerkenswerth, wie früh General v. Moltke begonnen hat, sich auf die Möglichkeit eines Krieges mit Oesterreich vorzubereiten. Schon im Jahre 1860, nachdem er erst wenige Jahre vorher die Stellung eines Chefs des Generalstabes eingenommen hatte, schloß er eine sehr umfangreiche Arbeit ab, in welcher er auf breiter politischer und militärischer Grundlage ausführlich begründete Entwürfe für die Verwendung der preußischen Armee sowohl in einem Kriege gegen Oesterreich, wie gegen Frankreich und selbst gegen Rußland niederlegte. Aeußere politische Verwicklungen lagen damals nach keiner Seite hin vor, der General hat es auch auf keinen bestimmten Fall abgesehen, sondern die Denkschrift wohl hauptsächlich dazu verfaßt, um sich selbst über alle einschlägigen Verhältnisse Klarheit zu schaffen. Er hat diese Methode sein Leben lang angewandt: sowie ihn eine Frage zum Nachdenken veranlaßte, begann er das im Geist Gefundene niederzuschreiben, oft zwanglos und abgerissen, allmählich aber immer schärfer und genauer, und er ruhte nicht eher, bis alles nach Inhalt und Form vollendet vor ihm lag. Oft sind in seinen Manuskripten ganze Bogen und Seiten gestrichen, neugeschrieben, zum dritten- und viertenmal umgearbeitet und wieder gestrichen, so daß von dem Anfänglichen kaum etwas übrig bleibt. Auf diese Weise rang er sich aber stets zur sicheren Klarheit durch, und es ist kein Zweifel, daß er gerade dieser Methode des Arbeitens einen großen Theil seiner Erfolge verdankt.

So bildet auch die Denkschrift von 1860 (Nr. 1 der Sammlung) einen Beweis von dem militärischen und politischen Scharfblick ihres Verfassers. Mit geradezu klassischer Klarheit und Einfachheit und dazu in einem vollendeten Stil ist das Verhältniß Preußens zu den meisten übrigen europäischen Staaten dargelegt und daraus dann derjenige Schluß gezogen, der nach der damaligen Lage der Dinge zweifellos der allein richtige gewesen ist. Als es im Jahre 1866 dann wirklich zum Kriege mit Oesterreich kam, hatten sich freilich die Voraussetzungen bereits erheblich verschoben; allein die grundlegenden Gedanken Moltke's, welche an unveränderliche geographische Verhältnisse anknüpfen, sind auch bei allen seinen späteren Entwürfen bestehen geblieben.

Diejenige Frage nun, welche hier wie späterhin vor allem in den Vordergrund trat, war die: sollte Preußen in einem Kriege mit Oesterreich seine Hauptkräfte südlich Berlin an der sächsischen Grenze oder in Schlesien aufstellen, mit anderen Worten: sollte als Hauptoperationslinie diejenige von Berlin über Dresden auf Prag gelten, und die aus Schlesien auf die Hauptstadt Böhmens nur für eine

Digitized by Google

Nebenoperation benutzt werden, oder umgekehrt. Natürlich war dies einerseits von den verfügbaren eigenen Streitkräften, andrerseits von denen des Gegners und deren Aufstellung abhängig. Letztere war ungewiß, mußte aber für den Gegner so günstig wie möglich angenommen werden; erstere, die Stärke der eigenen Streitkräfte, zeigte im Jahre 1860 einen erheblichen Unterschied gegen 1866. 1860 war die Reorganisation der preußischen Armee noch nicht beendet, sie bestand zur Hälfte aus Landwehr und war wenig schlagbereit. 1866 dagegen konnte fast die ganze Feldarmee aus Linientruppen zusammengesetzt werden, und die inzwischen erbauten Eisenbahnen boten die Möglichkeit einer erheblich schnelleren Konzentration. Dennoch hat Moltke in beiden Fällen Schlesien nur für eine Nebenoperation bestimmt, da das Ziel der für numerisch überlegen angenommenen österreichischen Armee immer die feindliche Hauptstadt sein werde, es also vor allem auf einen Schutz Berlins ankomme. Allein es tritt doch auch ein wesentlicher Unterschied zutage: 1860 will Moltke sich vertheidigungsweise verhalten und, gestützt auf die befestigte Elblinie, die vordringenden Oesterreicher durch eine sehr geistvoll ausgedachte Flankenoperation von Torgau und Magdeburg her aufzuhalten suchen. In seinen späteren Entwürfen, die nach der Armeereorganisation entstanden sind, ist Moltke dagegen unbedingt für den strategischen Angriff.

Schon im Jahre 1862 veranlaßten ihn die politischen Verwicklungen wegen Kurhessens wiederum, seine Ansichten über die Lage Preußens in einem Kampfe mit Oesterreich, Bayern und Frankreich in einer Denkschrift (Nr. 2) niederzulegen, die, gestützt auf die vermehrten und verbesserten Streitmittel, den Geist kühner Offensive athmet. Es heißt darin: „Der Vortheil Preußens besteht in der Initiative. Wir können unsre Streitkräfte schneller aufstellen, als alle unsre deutschen Gegner. Der Erfolg beruht allein in dem sofortigen und rücksichtslosen Gebrauch derselben. Das Bundesrecht wird schon durch das Einrücken in Hessen verletzt, es darf dann nicht weiter in Betracht kommen. Legt der Bund Bedingungen und Verpflichtungen auf, bei denen der preußische Staat nicht mit Ehren bestehen kann, so bleibt nur die Sprengung desselben, der Krieg gegen den Bund. . . . Möglich, daß Frankreich sich nicht sogleich (zur Unterstützung Bayerns) erklärt, daß es die Deutschen erst sich untereinander zerfleischen läßt, um in einem späteren Feldzuge die Früchte für sich zu ernten. In diesem Falle operirt die Main-Armee über Würzburg gegen Bayern. Es kommt darauf an, Deutschland durch Gewalt gegen Frankreich zu einigen."

Die folgende Denkschrift Moltke's (Nr. 3) stammt ebenfalls noch aus dem Jahre 1862. Sie bringt einen Vergleich zwischen der militärisch-politischen Lage Sachsens in den 60er Jahren mit derjenigen von 1756 beim Beginn des 7jährigen Krieges. Die Nutzanwendung, die daraus gezogen wird, lautet: Die sächsische Armee wird sich jetzt nicht mehr, wie 1756, im eigenen Lande schlagen können, sondern, falls sie Preußen feindlich gegenübertritt, sofort zur Vereinigung mit den Oesterreichern nach Böhmen abrücken müssen. Daraus ergibt sich für Preußen die Möglichkeit, Sachsen gleich beim Beginn des Krieges zu besetzen und ohne Zeitverlust an die österreichische Grenze vorzurücken.

Die nun folgenden Nummern der Korrespondenz (4 und 5) sind mehr militärisch-technischer Natur und beziehen sich auf Kriegsbereitschaft der Oesterreicher, Einzelheiten des preußischen Aufmarsches u. s. w. Erst im Winter 1865/66 sah sich General v. Moltke infolge mancher Aenderungen in den politisch-militärischen Verhältnissen zur Ausarbeitung einer neuen Denkschrift veranlaßt, die er selbst nur als „Vorarbeit" bezeichnet hat, offenbar weil sie durch die Ereignisse bald überholt wurde. Einzelne Theile derselben: „Maßnahmen gegen Sachsen" und „Stärkeberechnungen", hatten allerdings nur vorübergehende Bedeutung; der Haupttheil: „Allgemeiner Entwurf", enthält dagegen in seinen Grundzügen den später wirklich zur Ausführung gelangten Operationsplan. Moltke sagte in dem Entwurf, es sei zwar an sich wünschenswerth, die preußische Hauptarmee in Schlesien zu versammeln, von wo der kürzeste Weg auf Wien führe, allein dies habe doch nur dann Sinn, wenn man wesentlich früher und stärker auf dem Kampfplatz zu erscheinen vermöge, als der Gegner. Beides sei indeß nicht der Fall, was im einzelnen dargelegt wird. Unter den thatsächlichen Verhältnissen bleibe wohl nur die Frage, ob wir unsre Hauptmacht hinter dem Lausitzergebirge oder hinter dem Riesengebirge zu versammeln hätten. Letztere Aufstellung decke Schlesien direkt, die Mark nur indirekt. Die Aufstellung in der Lausitz decke Berlin, das wichtigste Objekt, direkt und Schlesien indirekt. Der Aufstellung der Hauptmacht in der Lausitz wird daher der Vorzug gegeben und ausdrücklich betont, daß der Schutz Preußens nicht auf der Defensive, sondern auf offensivem Vorgehen beruhe, wozu das Lausitzer Gebirge geeigneter sei als die Sudeten.

Im Frühjahr 1866 spitzten sich nun die politischen Verwicklungen mit Oesterreich derartig zu, daß der Krieg unvermeidlich erschien. Bereits Anfang März begannen die österreichischen Rüstungen. In Berlin folgte man ihnen mit Aufmerksamkeit. General v. Moltke sammelte alle Nachrichten darüber, korrespondirte mit dem Kriegsminister v. Roon und dem Minister des Auswärtigen, v. Bismarck, und hielt mehrfach Vortrag über die militärische Lage in den Ministerberathungen, die bei Sr. Majestät dem Könige stattfanden. Inzwischen hatte sich ein neuer Faktor bei den Erwägungen für die Versammlung und den ersten Aufmarsch der Armee geltend gemacht: die Theilnahme der süddeutschen Staaten und Hannovers auf Seiten der Gegner Preußens. Hiedurch verschob sich das Stärkeverhältniß natürlich erheblich zu ungunsten des letzteren Staates, und König Wilhelm hegte begründete Bedenken, ob die Stärke seiner Armee zur Führung eines Krieges nach mehreren Seiten auch ausreichend sei. Hier nun zeigt sich die geistige Größe Moltke's in glänzendem Lichte. Er erwidert auf die Bedenken des Königs in einem Briefe an den Kriegsminister: „Es kann Niemands Absicht sein, den König zu einem Kriege, wie dieser, zu überreden, sondern ihm durch richtige und klare Darlegung der wirklichen Sachlage die eigene Beschlußfassung zu erleichtern. . . . Daß die Oesterreicher — wenn man ihnen Zeit dazu läßt — nahezu ebensoviel Truppen wie wir versammeln können, ist nichts neues. Es kommt aber nicht auf die absolute Zahl der Truppenstärke, sondern wesentlich auf die Zeit an, in welcher sie auf beiden Seiten zur Geltung gebracht werden kann. Und gerade in dieser Hinsicht . . . ist der Vortheil klar und sichtbar, in welchem wir uns während voller 3 Wochen befinden, wenn wir die Initiative ergreifen oder doch wenigstens nicht später als die Oesterreicher mobilisiren."

Man sieht: es tritt hier ein gewisser Gegensatz der Staatskunst und des militärischen Interesses zutage. Staatsmann und Soldat sind natürlich Beide bestrebt, den günstigsten Zeitpunkt zum Losschlagen zu wählen, allein der Zeitpunkt ist nicht immer für Beide der nämliche. König Wilhelm wollte mit vollem Recht unter keinen Umständen gegen seine bisherigen Bundesgenossen die Waffen ergreifen, bevor nicht alle friedlichen Mittel der Verständigung erschöpft waren; der Chef des Generalstabes mußte darauf dringen, den großen Vortheil, welcher in der schnelleren Mobilisirung der preußischen Armee lag, dadurch auszunutzen, daß man zum Angriff schritt, bevor der Gegner zum Schlagen völlig bereit war. Der Feldherr hat zwar

in diesem Falle den politischen Rücksichten weichen müssen, aber keineswegs zum Vortheil Preußens, und dieser Gegensatz der Interessen hat dem General v. Moltke manche sehr schwere Stunde bereitet. Er mag wohl aufgeathmet haben, als es endlich zum wirklichen Handeln kam.

An dieser Stelle sei auch darauf hingewiesen, welche Bedeutung Moltke in seinen Plänen den Eisenbahnen beim Aufmarsch der Armee zuweist. Zahlreich sind die Stellen an welchen er sich hierüber ausspricht. Zum Beispiel Seite 75: „Ein nicht hoch genug zu veranschlagender Vortheil liegt für uns darin, daß wir unsre Armee auf fünf Bahnlinien heranführen und sie dadurch in 25 Tagen an der sächsisch-böhmischen Grenze im wesentlichen konzentrirt haben können. Oesterreich hat nur eine Bahn nach Böhmen und braucht, um zunächst überhaupt 200,000 Mann zu versammeln, 45 Tage. Hält nun Bayern zu Oesterreich, so ist es weit weniger seine Armee, als die Benutzung seiner Bahn Regensburg-Pilsen-Prag, welche uns nachtheilig wird, da solche die eben angeführte österreichische Konzentration um etwa 15 Tage abkürzt." Und an einer anderen Stelle (Seite 93) heißt es: „Oesterreich bedarf trotz der großen Kriegsbereitschaft seines Heeres bei der Mangelhaftigkeit seines Eisenbahnsystems einer geraumen Zeit zur Aufstellung bedeutender Streitkräfte in Böhmen, und die militärischen Vortheile, welche die Initiative uns gewährt, leuchten von selbst ein."

Man sieht, die Eisenbahnen erscheinen hier als einer der wesentlichsten Faktoren in den Berechnungen des Feldherrn, und man begreift, weßhalb General v. Moltke stets für eine möglichst vielseitige Ausdehnung unsres Bahnsystems, insbesondere auch seine Anlage nach strategischen Gesichtspunkten, eingetreten ist. Die rechtzeitige Bereitstellung hinreichender Kräfte an der Grenze beim Beginn eines Krieges und damit meist das Schicksal der ersten Schlachten — deren Ausgang von unberechenbaren Folgen für den späteren Feldzug zu sein pflegt — hängt von der Gestaltung und Vollständigkeit des Bahnnetzes ab.

Der ganze März und April des Jahres 1866 fand den General v. Moltke eifrig an der Arbeit bei der Ausgestaltung und theilweisen Umgestaltung seiner Entwürfe für den Aufmarsch der Armee gegen Oesterreich. Er mußte hiebei der durch die fortlaufenden Rüstungen Oesterreichs und die schwankende Politik der süddeutschen Staaten häufig sich ändernden Lage Rechnung tragen, um stets auf den Ausbruch des Krieges gefaßt zu sein. So kann es nicht wundern, wenn sich eine große Zahl der oft skizzenhaften Entwürfe und Schriftstücke (Nr. 34 bis 49) ihrem Hauptinhalte nach zuweilen ähneln und nur durch Einzelheiten unterscheiden. Jedenfalls erforderte es aber eine gewaltige Arbeitskraft und auch viel Selbstverleugnung, das eben Fertiggestellte so häufig wieder umzuarbeiten und dabei oft Verhältnissen politischer Natur Rechnung tragen zu müssen, welche dem Soldaten nur als unheilvoll erscheinen konnten. Trotzdem antwortete General v. Moltke am 19. April auf eine Anfrage des Kriegsministers, „daß er vorbereitet sei, den Immediatvortrag über die erste Aufstellung der Armee im Kriegsfall und deren Gliederung zu jeder Zeit zu erstatten, die Se. Majestät zu befehlen geruhen möge".

Das Ergebniß aller dieser Erwägungen und Berechnungen war nun der thatsächlich zur Ausführung gelangte Entwurf für den Aufmarsch der preußischen Armee an der sächsisch-böhmischen Grenze in drei Gruppen: die Elb-Armee in der Provinz Sachsen auf dem linken Elbufer, die I. Armee bei Görlitz und die II. bei Neiße.

Wegen dieser getrennten Aufstellung der Streitkräfte in einem 380 Kilometer umspannenden Bogen ist der Chef des preußischen Generalstabs oft und von vielen Seiten scharf angegriffen worden, und zwar, wenn man nur die Theorie zu Rathe zieht, mit Recht. Die einzelnen Gruppen der preußischen Armee waren so weit voneinander getrennt — und noch dazu durch schwieriges Gebirgsterrain — daß es einem unternehmenden, schlagbereiten Gegner nicht schwer geworden wäre, sie vereinzelt anzufallen und zu schlagen, bevor sie sich gegenseitig unterstützen konnten. Allein hiebei zeigt sich wieder recht deutlich der Unterschied zwischen Theorie und Praxis, sowie, daß General v. Moltke keineswegs der Theoretiker war, für den man ihn oft ausgegeben hat, sondern ein Feldherr, der mit klarem Blick die Dinge so nahm, wie sie thatsächlich lagen, und seine Entschlüsse dem anzupassen verstand, also das, was man einen „Real-Strategen" nennen könnte. Oesterreich war eben nicht der unternehmende, schlagfertige Gegner, vor dem man sich eines Ueberfalls zu versehen hatte, und die damalige Gestaltung des preußischen Eisenbahnnetzes, die Vertheilung der Streitkräfte vor Beginn des Aufmarsches und die Nothwendigkeit des Schutzes Schlesiens aus politischen Gründen zwangen geradezu zu einer getrennten Aufstellung der preußischen Heerestheile. General v. Moltke hat diese Gründe in klarer, überzeugender Weise in einem Schreiben auseinandergesetzt, welches er am 1. Juni 1866 an den General v. Steinmetz richtete (Nr. 76 der Korrespondenz). Steinmetz, der wie manche der alten, gedienten preußischen Generale den viel jüngeren Moltke, welcher seit seiner Lieutenantszeit keine Truppen befehligt hatte, nicht recht für voll ansah und ihm auch in strategischer Hinsicht, trotz der Erfolge von 1864, nicht allzuviel zutrauen mochte, hatte am 29. Mai in einem Briefe an den Chef des Generalstabs seinen Befürchtungen Ausdruck verliehen — von denen er versicherte, sie würden auch vom Kronprinzen getheilt —, daß Preußen Gefahr laufe, sich aus politischen Rücksichten in eine nachtheilige militärische Lage zu begeben. Er machte Moltke auch eine Reihe von Vorschlägen „zur beliebigen Benutzung", welche der Hauptsache nach darauf hinausliefen, die Armee mehr nach der sächsischen Grenze zu konzentriren und durch einen raschen Einmarsch in Sachsen und Nordböhmen den Feldzug zu eröffnen. (Man beachte, daß diese Vorschläge gemacht sind, bevor die Armee ihre Konzentrirung beendet hatte, zu einer Zeit, wa noch immer Verhandlungen der Kabinette zur Aufrechterhaltung des Friedens stattfanden.) In kühler, vornehmer Art wies nun General v. Moltke alle diese Bedenken wegen zu großer „Verzettelung" und „Unthätigkeit der Armee" zurück: „Oesterreich," sagt er, „hatte 6 Wochen in seinen Rüstungen voraus. Es kam darauf an, in kürzester Frist widerstandsfähig ihm gegenüber dazustehen. Dies konnte nur erreicht werden durch gleichzeitige Benutzung aller Eisenbahnen. Auf keiner durfte mehr als ein Korps befördert werden, auf keiner konnte weiter als bis zur Landesgrenze transportirt werden. Unter diesen gegebenen Bedingungen mußten die Ausschiffungspunkte einen Kordon längs der Grenze bilden. Keine anderweitige Anordnung konnte dies ändern oder die geographische Nothwendigkeit beseitigen, daß die Oesterreicher in Böhmen auf der inneren Operationslinie zwischen Schlesien und der Mark stehen. . . . Das Korrektiv für unsre zersplitterten Ausschiffungspunkte — die nicht der strategische Aufmarsch sind — ist die Konzentration nach vorn. Wir können in fünf Märschen 190,000 Mann bei Dresden, in neun Märschen 220,000 Mann bei Schluckenau aus unsrer „Verzettelung" versammeln. Man kann auch nicht sagen, daß unsre Armee unthätig dastehe. Sie steht überhaupt noch nicht da. Erst am 5. Juni sind die Transporte beendet, erst dann kann per Fußmarsch erreicht werden, was per Eisenbahn nicht bewerkstelligt werden konnte: der strategische Aufmarsch."

Auch von österreichischer Seite sind die strategischen Anordnungen der preußischen Heeresleitung bei Beginn

des Krieges 1866 vielfach geladelt worden. So wird im Februarheft der Streffleur'schen „Oesterr. Militär-Zeitschrift" 1867 gesagt, sie hätten sich kaum über das Niveau des Mittelmäßigen erhoben. Hierauf hat General v. Moltke in einem größtentheils von ihm selbst verfaßten Aufsatz der Nr. 118 des „Militär-Wochenblattes" von demselben Jahre in seiner gewohnten Bescheidenheit erwidert: „Das mag sein; man wird in dem erschwerenden Element der Kriege selten das Ideale erreichen, aber selbst das Mittelmäßige kann, wie denn der Erfolg gezeigt hat, noch den Zweck erreichen. . . ." Der preußische Generalstab habe übrigens, so fügt er hinzu, die Vereinigung der preußischen Heere im rechten Augenblick niemals als eine besonders geistreiche Idee oder tiefgelehrte Kombination in Anspruch genommen: „es war die verständig angeordnete und energisch durchgeführte Abhülfe einer ungünstigen, aber nothwendig gebotenen ursprünglichen Situation."

Es sei bei dieser Gelegenheit auf eine Erscheinung in der neueren militärischen Literatur hingewiesen, die sich nicht nur in dem uns feindlich gesinnten Ausland, sondern sogar bei uns selbst zeigt. Es ist dies das Bestreben, die Bedeutung Moltke's als Feldherr zu verkleinern, indem man ihm alle möglichen Fehler in der Leitung der Operationen vorwirft. Fehler und Irrthümer begeht jeder Führer und Moltke war gewiß der Letzte, der sich in dieser Beziehung für unfehlbar hielt. Seine Bedeutung liegt auch nicht einzig, ja nicht einmal der Hauptsache nach auf diesem Gebiet, sondern vor allem in der Erkenntniß der in und durch die Neuzeit veränderten Bedingungen der Kriegführung und in der Nutzbarmachung derjenigen Mittel, welche zum Ueberwinden der dadurch geschaffenen Schwierigkeiten dienen können. Er zuerst hat es verstanden, sich einen wirklich leistungsfähigen Generalstab heranzubilden (im Gegensatz zu Napoleon I., der alles allein machen wollte). Er zuerst hat durch die strategische Verwendung der Kavallerie die Möglichkeit herbeigeführt, trotz des schnellen Verlaufes der Ereignisse und der Ausbreitung der Heere über ein riesiges Gebiet zuverlässige Nachrichten über den Feind und damit die Grundlage für die Operationen zu schaffen. Er endlich zuerst hat es verstanden dadurch, daß er seinen Unterführern einen Theil der Machtbefugniß und Verantwortung übertrug, der sonst kaum zu überwindenden Schwierigkeit in der Führung moderner Heere Meister zu werden. In allen diesen Dingen ist er bahnbrechend gewesen, darin liegt sein unsterbliches Verdienst, das von allen denen unterschätzt oder ganz übersehen wird, welche in kleinlicher Weise als nachträgliche Besserwisser an einzelnen seiner operativen Anordnungen herummäkeln.

Die im Laufe des Monats April 1866 zwischen Wien und Berlin geführten Abrüstungsverhandlungen führten bekanntlich zu keinem Ergebniß. Oesterreich hatte inzwischen eifrig weiter gerüstet, ebenso ein Theil der deutschen Bundesstaaten. Hiedurch sah sich nun auch Preußen, das mit seinen Kriegsvorbereitungen arg im Rückstande war, zu entschiedeneren Maßnahmen veranlaßt. In den Tagen vom 3. bis 12. Mai erfolgten die Befehle zu einer nach und nach eintretenden Mobilmachung der ganzen preußischen Armee. Von diesem Augenblick an gewinnt auch die Korrespondenz Moltke's ein aktuelleres Interesse. Es ist erstaunlich, in welch gewandter und eingehender Weise er mit seinen Vorschlägen der sich fast täglich verschiebenden militärischen Lage zu folgen versteht. Die nur stück- und ruckweise erfolgende Mobilmachung zwang ihn dazu, um jeden Augenblick in die Kriegshandlung eintreten zu können, fast täglich neue Entwürfe für die Zusammensetzung der einzelnen Heerestheile auszuarbeiten. Der Grundgedanke, die Aufstellung in drei Gruppen, blieb zwar stets derselbe, aber innerhalb dieses Rahmens fanden zahlreiche Verschiebungen und Aenderungen statt. Die Zeit von Anfang Mai bis Mitte Juni, wo der Einmarsch in Sachsen erfolgte, hat nicht weniger als 70 Schreiben von Moltke's Hand hervorgerufen, darunter Denkschriften von vielen Bogen Umfang. Es ist natürlich unmöglich, hier nur annähernd auf einzelnes einzugehen, es seien daher nur wenige Thatsachen von Interesse aus diesem Abschnitt, der in dem vorliegenden Werke: „Mobilmachung und Aufmarsch" betitelt ist, hier angeführt.

Noch am 7. Mai scheint General v. Moltke mit einem überraschenden österreichischen Vorgehen gerechnet zu haben, denn von diesem Tage ist eine Denkschrift datirt, welche mit den Worten beginnt: „Es kann in nächster Zeit vor allem darauf ankommen, Berlin gegen einen feindlichen Angriff zu sichern . . . ." Ein solcher Angriff könne auf drei Straßen erfolgen: 1. über Herzberg-Luckenwalde, 2. über Cottbus-Lübben und 3. zwischen diesen beiden Straßen. Für diese drei Möglichkeiten werden nun Vertheidigungsstellungen für die preußische Armee ausgesucht und eingehend beschrieben, d. h. nur für die zunächst zur Hand befindlichen Armeekorps, das III., IV. und Garde-Korps; denn der Rest der Armee war noch von einer alsbaldigen Verwendung weit entfernt. Dies ist aber auch das letztemal, daß General v. Moltke von einer Vertheidigungsstellung spricht; von Mitte Mai ab hat er die Offensive mit Entschiedenheit ins Auge gefaßt.

Nachdem bis zum 12. Mai die Mobilmachung der ganzen preußischen Armee befohlen war, hielt General v. Moltke am 14. Mai dem König einen Vortrag über die vorläufige Aufstellung der einzelnen Heeresgruppen; die hiebei mündlich gemachten Vorschläge reichte er dann an demselben Tag noch schriftlich ein. Hiernach sollten — abgesehen von den gegen Hannover belassenen Truppen (13. Division) — bis zum 4. Juni bereitstehen:

45,000 Mann gegen die Sachsen,
120,000 Mann in der Lausitz,
31,000 Mann bei Görlitz,
60,000 Mann in Schlesien.

Außerdem bis zum 7. Juni ein Reservekorps von 24,000 Mann bei Frankfurt a. O. oder Berlin.

An dieser Kräftevertheilung ist im allgemeinen festgehalten worden, wenn auch späterhin noch einzelne Verschiebungen stattfanden. Letztere wurden veranlaßt durch die Besorgniß des Oberkommandos der II. Armee (Kronprinz von Preußen), welche in Schlesien stand, daß diese Provinz von einem überraschenden österreichischen Einfall bedroht sei, gegen welchen die vorhandenen Kräfte nicht ausreichten. General v. Moltke entschloß sich nur schwer zu einer Aenderung der von ihm für richtig gehaltenen Kräftevertheilung und Aufstellung; insbesondere wollte er von einer noch größeren räumlichen Trennung der einzelnen Heeresgruppen nichts wissen. Erst nach einem längeren umfangreichen Briefwechsel mit dem General v. Blumenthal, dem Chef des Generalstabs der II. Armee, gab er den Gründen desselben und namentlich auch den Wünschen des Kronprinzen nach und ordnete eine Linksschiebung dieser Armee, sowie eine Verstärkung derselben durch das Gardekorps an. Er mag diese Nachgiebigkeit aber doch vielleicht später bedauert haben, denn es ergaben sich aus den Aenderungen in der Folge mancherlei Unzuträglichkeiten.

Von Interesse aus diesem Abschnitt der Moltke'schen Korrespondenz ist auch ein Brief des Generals an den Legationsrath v. Bernhardi, welcher Anfang Juni nach Florenz geschickt worden war, um mit dem Chef des Generalstabs der italienischen Armee, General Lamarmora, bezüglich einer Uebereinstimmung des beiderseitigen Vorgehens gegen Oesterreich zu verhandeln. Lamarmora hatte sich einer entschiedenen Offensive, wie sie ihm Bernhardi im Auftrage

Digitized by Google

Moltke's vorschlug, sehr wenig geneigt gezeigt, er wollte sich vielmehr nur des österreichischen Festungsvierecks (Mantua-Peschiera-Verona-Legnano) durch Belagerung bemächtigen. Auf ein wirksames Eingreifen der italienischen Armee, welches erhebliche Streitkräfte der Oesterreicher von dem nördlichen Kriegsschauplatz ablenken konnte, war daher nicht zu rechnen. Moltke schreibt hierüber in seinem Briefe: „Es ist auffallend, daß man sich in Florenz darüber täuschen sollte, wie das Festungsviereck gewiß leichter zu gewinnen ist, indem man die Oesterreicher im freien Felde schlägt, als indem man die Festungen belagert. Dies letztere Unternehmen kann Monate, ja Jahre dauern, ohne zum Ziele zu führen..... Allein auch abgesehen von diesen naheliegenden Betrachtungen — hat man denn vergessen, daß Oesterreich zur Zeit des ersten französischen Kaiserreichs schon viel weiter zurückgedrängt war, als dies der Fall sein würde, wenn es jetzt Venetien verliert, und daß dies selbe Oesterreich dennoch Italien aufs neue unter sein Joch zu beugen wußte. Sieht man am Arno nicht ein, daß nur eine wesentliche Schwächung des Kaiserstaates die Möglichkeit gewährt, eine Eroberung, selbst wenn sie gemacht wird, dann auch zu behaupten? ...“ Es ist aus dem Verlauf der Ereignisse auf dem italienischen Kriegsschauplatz bekannt, wie richtig Moltke hier geurtheilt hatte. Die Armee Victor Emanuels wurde schon beim Einrücken in das Festungsviereck derartig geschlagen, daß sie nicht wieder zur Verwendung kam. Heute ist es allgemein anerkannt, daß ihr wahrscheinlich der Sieg zugefallen wäre, wenn Lamamora den Rathschlägen Moltke's Gehör geschenkt hätte.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß in diese Periode der Mobilmachung und des Aufmarsches ein Ereigniß fällt, das an sich unscheinbar, aber für die Entwicklung Moltke's als Heerführer von der größten Wichtigkeit geworden ist. Bis Anfang Juni 1866 wurden alle Befehle, welche sich auf die bevorstehende Kriegsthätigkeit bezogen, vom Chef des Generalstabs der Armee zwar entworfen, vom Kriegsministerium aber ausgefertigt und den Truppen zugestellt. Da dies Verhältniß leicht zu Verzögerungen und Mißverständnissen Anlaß geben konnte, so machte der König durch eine Kabinetsordre vom 2. Juni dem ein Ende und ermächtigte den General v. Moltke, die Befehle des obersten Kriegsherrn „über die operativen Bewegungen der konzentrirten Armee und ihrer einzelnen Theile“ den Kommandobehörden unmittelbar mitzutheilen; das Kriegsministerium sollte jedoch gleichzeitig davon in Kenntniß gesetzt werden. Von diesem Augenblick tritt also der Chef des Generalstabs für die Leitung der Operationen selbständig ein. Die Verantwortung dafür hatte er schon immer tragen müssen, nun war er auch von der Fessel, die ihn bisher beengt hatte, befreit. Der Kriegsminister behielt ja auch ferner eine gewichtige Stimme im Rathe des Königs, aber er konnte seine Thätigkeit jetzt noch mehr auf sein eigenstes Gebiet, die Organisation der Armee, konzentriren. General v. Roon hat es sich zwar weder 1866 noch 1870/71 nehmen lassen, sich mit dem Großen Hauptquartier auf den Kriegsschauplatz zu begeben, ob aber in einem künftigen Kriege der Kriegsminister nicht besser thut, in Berlin zu bleiben und von dort aus den Nachschub und die Ergänzung der im Felde stehenden Armee zu leiten, ist eine offene Frage. General v. Moltke selbst hat sich mehrfach dafür ausgesprochen und auch General v. Verdy, der selbst Kriegsminister gewesen ist, bekennt sich in seinem Werke „Im großen Hauptquartier 1870“ zu derselben Ansicht.

Der nächste Abschnitt der Moltke'schen Korrespondenz ist betitelt: „Die Kriegshandlung“ und zerfällt in zwei Theile: den „Feldzug gegen Oesterreich und Sachsen“ und den „Feldzug in Westdeutschland“. Der erstere Theil umfaßt 85 Nummern und erstreckt sich auf die Zeit vom 16. Juni bis 26. Juli 1866. Er enthält alle die wichtigen und folgenschweren Befehle, welche zu den unerhörten Erfolgen dieses Feldzuges geführt haben. Im einzelnen hierauf einzugehen ist bei der großen Zahl der Schriftstücke natürlich nicht möglich, es sei daher hier nur darauf hingewiesen, eine wie auffallende Kürze gerade diejenigen Befehle zeigen, welche die entscheidendsten Ereignisse eingeleitet haben. So lautet der noch aus Berlin vom 22. Juni datirte Befehl für den Einmarsch in Feindesland: „Seine Majestät befehlen, daß beide Armeen in Böhmen einrücken und die Vereinigung in der Richtung auf Gitschin aufsuchen. Das VI. Korps bleibt bei Neiße verfügbar.“ Mit diesen wenigen Zeilen ist ein so folgenschwerer Schritt erledigt. Was für bogenlange Instruktionen und Ausführungsbestimmungen würde ein anderer Feldherr erlassen haben. Man lese nur die Befehle österreichischer und französischer Generale in viel minder wichtigen Lagen, um die ganze einfache Größe der Moltke'schen Befehlsgebung zu erkennen. Allein Moltke konnte auch so handeln, er hatte seine Unterführer danach erzogen. Er wußte, daß eine kurze Andeutung des Gewollten seinerseits genügte, um es sofort in Handlung umzusetzen. Am Tage vor der Schlacht bei Königgrätz erhielt der Kronprinz von Preußen nur eine kurze Andeutung der Lage beim Feinde und bei der I. Armee und dann den Befehl: „Eure Königliche Hoheit wollen sogleich die nöthigen Anordnungen treffen, um mit allen Kräften zur Unterstützung der I. Armee gegen die rechte Flanke des voraussichtlichen Anmarsches des Feindes[1]) vorrücken zu können, und dabei sobald als möglich eingreifen.“ Dies ist alles, was bei dem welterschütternden Ereigniß der Schlacht von Königgrätz aus dem preußischen Hauptquartier bis zum späten Abend des Tages an Befehlen erlassen ist, ausgenommen ein kleiner, mit Bleistift von Moltke selbst gegen 2 Uhr mittags geschriebener Zettel, welcher der Elbarmee befiehlt, gegen den österreichischen linken Flügel energisch vorzugehen.

Der Abschnitt „Feldzug in Westdeutschland“ enthält sogar 100 einzelne Nummern der Korrespondenz, von denen allerdings ein großer Theil nur in kurzen Depeschen besteht. Besonders zahlreich sind diese aus der Zeit vom 20. bis 28. Juni, als es sich darum handelte, die Vereinigung der hannoverischen Armee mit den süddeutschen Kontingenten zu verhindern. Diese ganze Operation ist auf preußischer Seite durch den General v. Moltke mittelst des Telegraphen von Berlin aus ins Werk gesetzt und bis in die Einzelheiten geleitet worden. General Vogel v. Falckenstein hat dabei eine merkwürdig passive Rolle gespielt. Er hatte es weder verstanden, die Hannoveraner festzuhalten, noch ihnen rechtzeitig genügende Kräfte entgegenzustellen, und ohne das thatkräftige und schnelle Eingreifen des Generals v. Moltke wäre es der Armee des Königs Georg ein Leichtes gewesen, nach Süden durchzubrechen. Es hat Stunden, ja Tage gegeben, wo kein preußisches Bataillon den Weg über Eisenach sicherte, bis General v. Moltke diese Lage erkannte. Nun flogen freilich seine Depeschen nach allen Seiten, um den Ring um die Hannoveraner zu schließen, allein die preußischen Abtheilungen standen sehr verzettelt, und es war schließlich doch mehr der Unthätigkeit der Hannoveraner und den sehr geschickt geführten, hinhaltenden Verhandlungen des Generals v. Moltke zu verdanken, wenn es gelang, die Situation zugunsten der preußischen Absichten zu verändern. König Georg von Hannover ließ sich täuschen und glaubte an eine feindliche Uebermacht, die ihm den Weg verlegte, während es thatsächlich eine solche

[1]) Man glaubte im preußischen Großen Hauptquartier noch am Abend des 2. Juli, daß die Oesterreicher am andern Tage zum Angriff vorgehen würden.

niemals gegeben hat. Selbst nach der Schlacht von Langensalza stand der hannoverischen Armee der Abmarsch aus ihrer Stellung hinter der Unstrut frei, wenn sie auch freilich nicht weit gekommen wäre. Denn nunmehr rückten von allen Seiten die preußischen Regimenter heran und standen bereit, die Scharte von Langensalza auszuwetzen. So blieb denn der tapferen hannoverischen Armee, nachdem sie noch einmal ihren alten Kriegsruhm bewährt, nichts übrig, als ehrenvoll die Waffen zu strecken. Das Verdienst, sie dazu gezwungen zu haben, gebührt in erster Linie dem General v. Moltke. Er allein hatte es durch seine Umsicht und Energie im Handeln — worin er freilich bei seinem königlichen Herrn und dem Ministerpräsidenten v. Bismarck eine starke Stütze fand — zuwege gebracht, daß die große Gefahr, welche für Preußen in einem Entkommen der Hannoveraner gelegen hätte, vermieden wurde.

Eine auffällige Erscheinung in der Korrespondenz Moltke's ist die geringe Zahl von Schriftstücken, welche von ihm an das Oberkommando der Main-Armee zur Leitung der Operationen derselben nach der Kapitulation der hannoverischen Armee gerichtet sind. Er hatte zwar schon am 26. Juni, also noch vor Abschluß der Unternehmung gegen die Hannoveraner, dem General v. Falckenstein diejenigen Wege und Absichten bezeichnet, auf welche es bei der demnächstigen Kriegshandlung gegen die süddeutschen Truppen ankomme, allein er konnte hiefür natürlich nur ganz allgemeine Ziele stecken, da man ja über die Maßnahmen des Gegners noch durchaus im unklaren war. Aber auch später hat er, ohne Zweifel mit vollster Absicht, niemals in Einzelheiten der Kriegführung bei seinem Unterführer eingegriffen. Er ist durchaus nicht immer mit allen Anordnungen des Generals v. Falckenstein einverstanden gewesen, und doch hat er das lieber mit in den Kauf genommen, als daß er ihn in seiner vollen Selbständigkeit beschränkt hätte. Moltke erließ an den Führer einer Armee oder Armeeabtheilung überhaupt selten „Befehle", sondern meist „Direktiven". Der Unterschied zwischen diesen beiden Arten der Willensäußerung liegt in dem Grade der Genauigkeit des Auftrages und der Zeitdauer der Gültigkeit. Der Befehl ist etwas unabänderliches, für einen bestimmten Fall angeordnetes; die Direktive gibt nur allgemeine Gesichtspunkte, meist für einen längeren Zeitraum gültig. Bei den oberen Kommandobehörden hat General v. Moltke diese Form fast immer angewandt, weil er wußte, daß sie sich in seine Absichten hineinzudenken und diese dann auf eigene Verantwortung auszuführen verstanden. Ist aber solche „Disciplin der Intelligenz" vorhanden, so kann der Feldherr getrost der Selbständigkeit der Einzelnen viel überlassen. Er wird sicher sein, daß da, wo er nicht persönlich einzugreifen vermag, vielleicht nicht gerade dasjenige geschieht, was er selbst gethan haben würde, aber immer noch etwas in seinem Sinne zweckmäßiges. Hiedurch kommt ein Schwung, ein großer Zug in die Operationen, der die zagenden Geister mit sich fortreißt und den starken Flügel verleiht. General v. Falckenstein war sicher kein zagender Geist, aber auch kein starker. Er hat oft beim General v. Moltke angefragt, wie er sich verhalten solle, aber niemals hat dieser ihm Einzelheiten anbefohlen, sondern stets das Ziel, die völlige Niederwerfung des Gegners, ihm vor Augen geführt. So telegraphirte er am 8. Juli auf eine Anfrage Falckensteins, wohin er sich nach der Besetzung von Fulda wenden solle: „Eurer Exzellenz Aufgabe ist es, eine Schlacht zu gewinnen.... Wir können nur wünschen, die bayerische Armee irgendwo versammelt zu finden, um sie anzugreifen. Vor Nürnberg muß sie sich stellen. Die Länder nordlich des Mains fallen uns zu, ohne daß wir hineingehen."

Der vierte und letzte Abschnitt der Korrespondenz Moltke's aus dem Jahre 1866 ist betitelt: „Waffenstillstand und Friede" und umfaßt 60 Nummern. Diese beziehen sich meist auf Anordnungen militärtechnischer Art, insbesondere für die Ausführung des Waffenstillstandes, die Occupation und den Rückmarsch der Truppen in die Heimath. Von allgemeinem Interesse ist hier vor allem eine am 8. August (bereits wieder in Berlin) verfaßte und an den Ministerpräsidenten Grafen v. Bismarck gerichtete Denkschrift über die militärische Stellung Preußens zu Frankreich in der ersten Hälfte des August. Die Haltung Napoleons III. während der preußisch-österreichischen Friedensverhandlungen ließ die Gefahr einer französischen Einmischung zum Zwecke von Gebietserweiterungen an der Westgrenze Deutschlands als naheliegend erscheinen. Moltke zögerte keinen Augenblick, dieser Gefahr mit militärischen Maßnahmen zu begegnen, und legte in der erwähnten Denkschrift seine Ansichten dahin klar, daß Preußen sehr wohl imstande sei, einen französischen Angriff erfolgreich abzuweisen. Frankreich könne eine Operationsarmee von höchstens 250,000 Mann nicht wohl früher als in 26 Tagen zwischen Metz und Straßburg versammeln. Hiegegen vermöge Preußen in wesentlich kürzerer Zeit 240,000 Mann theils zu Fuß, theils mit der Eisenbahn nach Mainz und Mannheim zu schaffen, die allein schon genügten, um einem französischen Vorstoß auf preußisches Gebiet zu begegnen. Man dürfe aber ferner hoffen, gegen Herausgabe des ganzen von den preußischen Truppen besetzten Gebietes südlich des Mains und bei geschickten Verhandlungen ein Bündniß mit den süddeutschen Staaten gegen Frankreich zu erlangen, welches weitere 80,000 Mann in 8—10 Tagen verfügbar mache. Es würde in diesem Falle das neue Bundesverhältniß nicht bloß mit Nord-, sondern mit Gesammtdeutschland ins Leben treten. Gegen Oesterreich genügten vier Armeekorps, 120,000 Mann, um in der Gegend von Prag eine auf das befestigte Dresden basirte Defensive erfolgreich durchzuführen. Der Kaiserstaat sei zur Zeit nicht in der Lage, einen weiter gehenden Angriff zu unternehmen, umsoweniger, als er den größten Theil seiner Südarmee wieder über die Alpen zurückführen müsse, da Italien vertragsmäßig nicht ohne die Einwilligung Preußens Frieden schließen dürfe. Moltke schließt seine Schrift mit den Worten: „Im allgemeinen läßt sich übersehen, daß der Krieg gegen Oesterreich in dessen augenblicklicher Schwäche und Frankreich zugleich mehr in defensiver Weise zu führen sein wird, doch aber in Rücksicht auf die großen zu erreichenden Zwecke nicht zu scheuen ist. Selbst ein nicht überall ganz glücklicher Ausgang würde für alle Zukunft Deutschland um Preußen versammeln, während die freiwillige Abtretung auch des kleinsten deutschen Gebietes die künftige Führerschaft Preußens ausschlösse."

Mit diesen von dem vollen Vertrauen Moltke's in die Zukunft seines Vaterlandes zeugenden Worten sei auch dieser kurze Bericht beendet. Möge Niemand, dem Zeit und Umstände es erlauben, versäumen, die Moltke'sche Korrespondenz über den Krieg 1866 zu lesen. Er wird sich einer eigenartigen Persönlichkeit, einem äußerst klugen und klaren Kopfe, einem thatkräftigen Soldaten und vor allem einem Charakter gegenüber finden.

Wie sich das Feldherrngenie Moltke's in dem großen Kriege gegen Frankreich 1870/71 zur höchsten Blüthe entfaltet hat, sei nächstens an der Hand seiner inzwischen ebenfalls im Druck erschienenen Korrespondenz aus diesem Feldzuge dargelegt. W. B.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** Gesammtsitzung am 25. November. Vorsitzender Sekretär: Hr. Bohlen. 1. Hr. Hirschfeld las über „die Haeduer und Arverner unter römischer Herrschaft". Die Politik, die Augustus bei der Einrichtung Galliens befolgte, wird an dem Beispiel der zwei

bedeutendsten gallischen Stämme dargelegt und das Bundesverhältniß der Haeduer zu den Römern durch Vergleichung mit der germanischen Blutsbrüderschaft zu erklären versucht. Den Schluß der Abhandlung bildet eine Betrachtung der Schicksale beider Stämme in den ersten 3 Jahrhunderten der römischen Kaiserzeit. 2. Hr. Erman überreichte eine Mittheilung des Hrn. Dr. Ludwig Borchardt „ein neuer Königsname der ersten Dynastie". In einem der sogenannten vorgeschichtlichen Königsgräber, das de Morgan im vergangenen Jahr bei Negadeh in Oberägypten geöffnet hat, hat sich ein Elfenbeintäfelchen gefunden, das neben dem nicht zu identificirenden offiziellen Namen des Königs noch einen zweiten Namen desselben trägt. Da dieser Name Mn lautet und da diese Königsgräber, wie Sethe nachgewiesen hat, der ersten Dynastie angehören, so scheint dieser König kein anderer zu sein, als der erste Herrscher derselben, der König Menes. Wir würden also demnach das Grab des ältesten Königs kennen, von dem die Aegypter selbst noch eine Kunde hatten. 3. Die HH. C. A. v. Cornelius, kgl. bayer. Geh. Rath und Professor in München, und B. Erdmannsdörffer, großherz. badischer Geh. Hofrath und Professor in Heidelberg, sind von der Akademie zu korrespondirenden Mitgliedern ihrer philosophisch-historischen Klasse gewählt. 4. Das korrespondirende Mitglied Hr. Ferdinand Cohn in Breslau beging am 13. November d. J. sein 50jähriges Doctorjubiläum. Die Akademie begrüßte den Jubilar mit einer Adresse. 5. Die Gesammtakademie hat Hrn. Prof. G. Schweinfurth in Berlin zur Herausgabe einer ersten Abtheilung der von ihm in der arabischen Wüste von Aegypten aufgenommenen Karten 3000 M. bewilligt.

C. Fund einer römischen Bronzestatuette. Im Auftrag der akademischen Kommission für Erforschung der Urgeschichte des Königreichs Bayern hat in den verflossenen Herbstferien Hr. Gymnasialiehrer Dr. Pichlmayr das römische Lager bei dem Dorfe Künzing in Niederbayern untersucht. Die Lage und der Umfang der in der Straßenkarte des Antonin erwähnten ersten Quartnan waren schon im Jahre 1874 durch den damaligen Konservator von Künzing, nachmehrigen Ehrenbürgers Dr. J. M. Schmid festgestellt worden. Hrn. Dr. Pichlmayr gelang es bei der erneuten Untersuchung die Eckthürme und zwei Thore des Lagers, die porta principalis dextra und die porta decumana bloßzulegen und in der Mitte des Lagers die Grundmauern eines aus großen Quadern sorgfältig gefügten Gebäudes mit Apsis, vermuthlich eines sacellum, aufzudecken. Neben diesem Gebäude kam eine Bronzestatuette und ein Backsteinstempel der seit Marc Aurel in Rätien stationirten legio III Italica zum Vorschein. Auch ein Kohortenstempel der älteren Zeit, in der das Lager noch seinem Umfang entsprechend für eine Kohorte der Bundesarmee bestimmt war, wurde gefunden, aber leider verstümmelt, ohne den Namen der Kohorte, so daß zur Entscheidung der alten Kontroverse, ob der Ort von dem keltischen Namen Künzing oder von dem lateinischen quinta (scil. cohors) benannt sei, kein neuer Anhaltspunkt sich ergab. Ueber die Ergebnisse der Ausgrabungen wird Hr. Pichlmayr in einer Fachzeitschrift Bericht erstatten; hier sei nur auf die schöne Bronzestatuette aufmerksam gemacht, die im Münchener Antiquarium neben anderen Fundgegenständen des römischen Bayern Aufstellung finden wird. Dieselbe ist 21 cm hoch und zusammen mit der viereckigen schmucklosen Basis gut erhalten. Die Brandflecken an Statue und Basis lassen darauf schließen, daß sie bei einer Feuersbrunst von ihrem Standort, etwa einem nischenartigen aerarium, herabgefallen war. Die Figur, eine schöne Jünglingsgestalt von idealen weichen Formen, erhebt wie zum Ausschreiten den linken Fuß und hat den leichten Mantel derart um die Hüften und über den linken Arm geschlungen, daß die freigelassene Brust die volle Schönheit des nackten jugendlichen Körpers hervortreten läßt. Das reiche Haupthaar fällt in Locken zu den Seiten herab und ist auf dem Scheitel mit einem in Knöpfe endenden Bande geschmückt; die Füße sind nach Art der Bacchus- und Larenfiguren mit eleganten Riemenstiefeln bekleidet. Das Ganze stellt wahrscheinlich einen Genius der Kohorte oder des kaiserlichen Hauses vor, wie solche vielfach auf Inschriften der römischen Kaiserzeit vorkommen, und hielt ehedem in der Rechten eine Opferschale, in der Linken ein Füllhorn als Symbol des von ihm gespendeten Segens. Die Basis entbehrt leider jeglicher Inschrift, so daß wir über den genauen Namen des Genius und den Anlaß seiner Weihung nichts erfahren. Nur der Kunststil sagt uns, daß die schöne Statuette noch der guten Zeit des zweiten Jahrhunderts angehört.

Polyandrie oder Gesellschaftsleben bei den alten Sabäern. Aus einzelnen Angaben der klassischen Autoren bereits konnte man schließen, daß im sabäischen Reiche weder monogamische noch polygamische Verhältnisse herrschten. Aber ein strikter Nachweis fehlte, obzwar in manchen Inschriften diese oder jene Person sich als „Sohn" zweier oder gar dreier Männer bezeichnet. Man half sich, was übrigens zur Noth auch ganz gut ging, indem man die betreffenden Namen den aufsteigenden Generationen zuwies, also dem Vater, Großvater und Urgroßvater. In diesen Tagen bei mir aus Arabien eingetroffene Inschriften jedoch lassen keinen Zweifel darüber, daß wir es in denselben in der That zum mindesten mit Polyandrie zu thun haben. Unter vielen anderen dieser neu eingetroffenen Texte befindet sich nämlich eine Königsinschrift, deren Verfasser Nuwâs-i-kurib . . . mit Jahrebîb, König von Saba und Dhûraidân, sich ausdrücklich als Sohn der beiden Könige Ilisharah Jachdhub und Ja-zil Bnjjân bezeichnet, zweier Könige von Saba und Dhûraidân, die ebendrein stets gemeinsam u. z. immer als Brüder genannt werden. Hier ist also jeder Zweifel, daß wir es mit Vater und Großvater zu thun haben könnten, ausgeschlossen. Die Sache ist vielmehr nur erklärlich, wenn wir annehmen, daß die beiden königlichen Brüder entweder eine oder mehrere gemeinsame Frauen hatten, so daß die Nachkommenschaft als Kinder beider Brüder betrachtet wurde. Hatten die zwei Brüder nur eine Frau, dann läge ein Fall reiner Polyandrie vor, wie man selbe noch heutzutage in einzelnen Theilen Asiens (Vorderindien, Himalaya, Tibet) beobachten kann. Hatten sie aber mehrere gemeinsame Frauen, dann liegen Verhältnisse vor, wie man sie den Bewohnern der Gesellschaftsinseln nachsagt. Die Inschrift gehört etwa dem 1. Jahrhundert vor Christi an.

Eduard Glaser.

Literarische und wissenschaftliche Neuigkeiten aus Rußland. — Lea Tolstej soll gegenwärtig mit zwei Arbeiten beschäftigt sein: mit einem großen Roman aus der jüngsten Vergangenheit, der das Leben der russischen Bauern während der Hungerjahre dieses Jahrzehnts schildert, und mit einer Novelle aus den höheren Gesellschaftskreisen. Von Peter Babarykin wird ein neuer Roman aus der Fabrikarbeiterwelt erwartet. Dieser fruchtbare Schriftsteller lebt gegenwärtig in Rom, um dort Stoff zu einem Roman aus dieser Weltstadt zu sammeln; er hofft auch, daß ihm der Papst eine Audienz gewähren wird. Das baldige Erscheinen einer Geschichte der St. Petersburger Universität seit ihrem Entstehen vor 75 Jahren und ein biographisches Lexikon sämmtlicher Professoren dieser Hochschule wird erwartet. Zu den „Erinnerungen" des unlängst verstorbenen ausgezeichneten russischen Philologen und Archäologen, Professor Buslajew, sollen Nachträge erscheinen, die er kurz vor seinem Tode diktirt hat, und Hr. Dolgow wird dessen Vorlesungen herausgeben, die er dem damaligen Thronfolger, jetzigen Kaiser gehalten hat. Die Kanzlei des Ministeriums des kaiserlichen Hofes bereitet unter der Redaktion von W. S. Kriwenko ein Prachtwerk über die letzte Kaiserkrönung vor, das zu Neujahr erscheinen soll. Der hervorragende Literarhistoriker A. N. Pypin hat eine vierbändige Geschichte der russischen Literatur geschrieben, deren erster Band bereits erschienen ist. Von dem im Verlage von Brockhaus in Leipzig und Jefron in St. Petersburg erscheinenden „Encyklopädischen Lexikon" ist der bis zum Buchstaben O gediehene 43. Halbband erschienen. Von der sehr stark vermehrten 3. Auflage des russisch-deutschen Wörterbuchs von Pawlowitsch ist bei N. Kymmel in Riga die 4. Lieferung erschienen. Ein sehr reichhaltiger, mit biographischen Notizen versehener Katalog von S. A. Wengerow ist u. d. T. „Russische Bücher" bis zur 17. Lieferung gediehen. Graf Alex. Wabriasky gab ein Werk u. d. T. „Die im allgemeinen Wappenbuch des russischen Reichs bis zum Jahre 1885 eingetragenen Adelsgeschlechter" in zwei Bänden heraus. Von Fürst Dmitrij Galizyn (Pseudonym Murawlin) erschien ein illustrirtes Werk „Am blauen Meer. Reiseskizzen aus Montenegro und dem dalmatinischen Küstenland". A. P. Engelhardt gab illustrirte Reiseerinnerungen u. d. T. „Der russische Norden" und J. T. Tarassow ein Handbuch des Staatsrechts heraus. Von S. J. Nadsons Gedichten ist die 15. Auflage erschienen. Neue Gesammtausgaben verschiedener mehr oder minder bekannter Schriftsteller sind theils in Vorbereitung, theils schon erschienen, namentlich die Werke von N. N. Sagoskin, Apollon Grigorjew, A. N. Apuchtin, S. T. Aksakow, K. M. Stanjukowitsch, P. J. Melnikow (Pseudonym A. Petscherskij), Wlad. Dahl (Pseudonym Kasak Luganskij), M. Lermontow, P. Sassodimsky (Pseudonym Walagdin), D. J. Pissarew. Eine neue höchst willkommene Erscheinung ist die nun der bekannten Firma M. O. Wolff in St. Petersburg und Moskau seit Oktober d. J. herausgegebene illustrirte bibliographische Zeitschrift „Nachrichten".

Die erste Nummer enthält u. a. einen Artikel über Volkshochschulen, eine biographische Skizze des Direktors der kais. öffentlichen Bibliothek in St. Petersburg, A. F. Byltschkow, eines der hervorragenden Bibliographen Rußlands, nebst Portrait; Etwas über ex libris mit Illustrationen; eine Erinnerung an den vor 25 Jahren verstorbenen Verfasser eines großen Wörterbuchs der russischen Sprache und bekannten Volksschriftsteller Wl. Dahl; das Faksimile eines Briefes von J. S. Turgenjew, Besprechungen neuer literarischer Erscheinungen und ein Verzeichniß neuer russischer Bücher und hervorragender Artikel russischer Zeitschriften, sowie auch einer Auswahl von Werken der ausländischen Literatur. Dieser Zeitschrift entnehmen wir noch folgende Notizen: Die Buchhändlerfirma Marusja u. Komp. in Talia eröffnete eine russische Abtheilung ihres Geschäfts und gab eine japanische Uebersetzung von Leo Tolstoj's Volkserzählungen heraus. Der geschätzte und auch in Deutschland bekannte russische Belletrist Anton Tschechow lebt gegenwärtig in Biarritz und sein Befinden soll sich merklich gebessert haben. In Warschau wird die Herausgabe eines großen encyklopädischen Lexikons in polnischer Sprache geplant; es soll 100,000 Artikel und 6000 Illustrationen enthalten. Auch eine „Bibliothek ausgewählter Werke", von der wöchentlich ein Band erscheinen soll, ist dort in Vorbereitung. Die berühmte, an russischen Inkunabeln und alten russischen Büchern reiche Bibliothek Ossolinskij in Lemberg feierte im September die Eintragung des 100,000. Buches in ihren Katalog. Die Bibliothek der St. Petersburger Universität wurde kürzlich durch eine 15,000 Bände starke Büchersammlung des verstorbenen Publizisten und Philosophen N. N. Strachow bereichert; eine ebenso zahlreiche Büchersammlung erhielt sie aus dem Nachlaß des verstorbenen Historikers Professors Bestuzhew-Rjumin. In beiden Sammlungen sollen sich sehr viele seltene Bücher befinden. Auch die reichhaltige Büchersammlung des verstorbenen Gymnasialdirektors Hoffmann wurde dieser Universitätsbibliothek einverleibt, die jetzt einen 250,000 Bände starken Bücherschatz besitzt. Die kais. öffentliche Bibliothek in St. Petersburg ist mit dem Katalogisiren ihrer kostbaren Büchersammlung beschäftigt. In Moskau wurde ein literarischer Klub gegründet. Die Fürstin E. S. Gortschakow, Verfasserin von „Gedichten", „Erinnerungen an die Krim", Reise nach Jerusalem u. s. w., ist gestorben. Die slavische Wohlthätigkeitsgesellschaft beabsichtigt, einen Preis für die besten russischen Uebersetzungen aus klassischen Werken der slavischen Literaturen zu stiften. Das Chevalier-Garde-Regiment will eine illustrirte Prachtausgabe der Geschichte dieses Regiments herausgeben.

W. Henckel.

* **Stuttgart.** Am letzten Freitag starb unerwartet Dr. phil. Graf Max v. Zeppelin, der Hofmarschall der Prinzessin Auguste von Sachsen-Weimar-Eisenach, der sich durch zoologische Studien und durch die großen Reisen, die er zu diesem Zwecke unternommen, einen Namen gemacht hat. Im Jahre 1891 befand er sich mit Fürst Karl von Urach, Prof. Dr. R. Baur und Dr. F. Faber aus Stuttgart bei der von Kapitän Bade geleiteten Expedition nach Spitzbergen. Graf Zeppelin hat die Ergebnisse seiner Reisen nach Norwegen zusammengefaßt in seinen „Reiseskizzen aus Norwegen, Schweden und Dänemark".

x. **Baden-Baden,** 3. Dez. Gestern ist hier der Nestor der badischen Schulmänner, Oberschulrath a. D. Karl Gruber, im fast vollendeten 90. Lebensjahr gestorben. Er war eine Autorität namentlich auf dem Gebiet des Rechenunterrichts. Bis in sein hohes Alter bewahrte er sich geistige Frische, rege Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne und jugendliche Begeisterung für das deutsche Vaterland.

* **Straßburg i. E.** In Bonn starb am 3. Dez. der seit langen Jahren wegen unheilbarer geistiger Erkrankung emeritirte Professor der Astronomie August Winnecke, der im Jahre 1872 von Karlsruhe aus, wo er im Auftrage des Großherzogs von Baden eine Privatsternwarte errichtet und geleitet hatte, an die hiesige neubegründete Universität als Professor der Astronomie berufen worden war. Hier begründete er die hochangesehene Sternwarte und stand ihr bis zu seiner Erkrankung im Jahre 1882 als Direktor vor.

* **Göttingen.** Nach dem soeben erschienenen Personalbestand der hiesigen Universität stellt sich in diesem Semester die Zahl der immatrikulirten Studirenden auf 1154, die der sonstigen Hörer auf 113, zusammen 1267. Die Gesammtfrequenz der Georgia-Augusta hat sich in den letzten 5 Jahren um mehr als 500 Köpfe gehoben.

* **Münster i. W.** Nach einer Meldung der „Köln. Volksztg." ist der als Vertreter katholischen Deutschthums bisher an der Universität Washington wirkende Professor Dr. Schröder auf den Lehrstuhl für Dogmatik an die hiesige Akademie berufen worden. Dr. Müller aus Straßburg, von dessen Berufung auf diesen Lehrstuhl wie früher (Beil. Nr. 252) berichteten, hat abgelehnt.

* **Aus Oesterreich.** Als Privatdozenten haben sich habilitirt: Dr. Joseph Schatz für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Innsbruck, Dr. Simon Askenazy für neuere Geschichte an der Universität Lemberg. Dem bisherigen Privatdozenten für Chemie an der deutschen Universität zu Prag Dr. Cäsar Pomeranz ist die venia legendi an der Universität Wien übertragen worden.

* **London.** Die im vergangenen Jahre neu aufgefundenen Gedichte des Bacchylides werden, von dem hiesigen Gelehrten Kenyon im Auftrage des British Museum herausgegeben, in diesen Tagen erscheinen. Der Fund hat sich, wie das „Athenäum" mittheilt, als viel bedeutender herausgestellt, als es anfangs den Anschein hatte. Es sind mehr als 1000 Zeilen erhalten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Gustav Kahn: Le livre d'Images. Paris, Société du Mercure de France 1897. — *Arthur Chuquet:* La jeunesse de Napoléon; Brienne, Paris, Armand Colin & Co. 1897. — Paul Lang: Wilder Urlaub. Eine Erzählung aus alter Zeit. Heilbronn, M. Kielmann 1897.

In **Carl Winter's** Universitätsbuchhandlung in **Heidelberg** sind erschienen:

Juristische Examinatorien.

Zusammengestellt von Frnst Karl Walter, Gr. Hess. Amtsrichter in Lorch a. Rh.

1. **Gerichtsverfassung u. Personenstandsgesetz.** 60 Pf. 2. **Strafrecht.** 1 M. 3. **Strafprozess.** 80 Pf. 4. **Civilprozess u. Konkursordnung.** 1 M. 80 Pf. 5. **Handels- u. Wechselrecht.** 1 M. 60 Pf. In Vorbereitung ist: 6. **Französisches Civilrecht.** Weitere Bändchen werden nach Bedürfnis folgen.

„Die Examinatorien von Walter sind recht brauchbare Arbeiten, die namentlich auch denjenigen empfohlen werden können, die das Maass ihrer Kenntnisse selbst prüfen wollen. Die einzelnen Fragen beziehen sich nicht bloss auf positive Vorschriften, sondern enthalten auch Rechtsfälle, die zum Nachdenken und zur Anwendung des Rechts anregen. Wir sind überzeugt, dass diese fünf kleinen Bücher sich rasch einbürgern werden. Den meisten anderen Examinatorien sind sie bei weitem vorzuziehen." (Frankfurter Ztg.)

(18463)

Hervorragende Neuigkeit für das Weihnachtsfest:

Goethe und Schiller

ihr Leben und ihre Werke von M. Ehrlich

Mit zahlreichen Illustrationen im Text und auf Tafeln von Wold. Friedrich, Frz. Skarbina u. A.

Preis in Halbfranz gebunden M. 14.50. (18448)

Berlin SW., Dessauer Straße 18. **G. Grote'scher Verlag.**

Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin.

(18498)

Otto Gildemeister, Essays.

Zwei Bände. Preis eines jeden Bandes: Geheftet M. 6.— Gebunden M. 7.—

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 7. Dezember. Nummer 277.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Des Feiertags wegen (mit Rücksicht auf das Gesetz über die Sonntagsruhe) erscheint die nächste Nummer am Donnerstag Nachmittag.

Uebersicht.

Die sibirische Rinderpest in den deutschen Kolonien von Südwestafrika. Von Fr. Wilh. Groß. — Bruchheims „Deutscher Nekrolog“. Von Friedrich Ratzel. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die sibirische Rinderpest in den deutschen Kolonien von Südwestafrika.

Von Fr. Wilh. Groß.

Für jeden Kolonialfreund und Patrioten, dem die Zukunft des deutschen Vaterlandes am Herzen gelegen ist, werden die Mittheilungen von Interesse gewesen sein, die kürzlich der Landeshauptmann von Südwestafrika, Major Leutwein, über die fortschreitende Entwicklung unsrer ältesten Kolonie im schwarzen Erdtheil gemacht hat, obgleich nicht alle erfreulicher Art waren. Wie einige bittere Tropfen in den perlenden Wein, wirken z. B. die Nachrichten von der Verheerung, die von der sibirischen Rinderpest auch in unsrem Gebiet angerichtet wurde. — Siebzig Prozent — also drei Theile — des gesammten Viehbestandes sind der tückischen Epidemie zum Opfer gefallen, so daß die europäischen Kolonisten sich vor den wirthschaftlichen Ruin gestellt sehen. Man traut kaum seinen Ohren, sich nach einem afrikanischen Sibirien versetzt zu sehen! Allein, so sehr derartige Zufälle auch zu beklagen bleiben, so würden unsre Kolonialgegner doch irren, wenn sie daraus die Richtigkeit ihrer unbegreiflich beschränkten Kolonialpolitik nachzuweisen versuchten, die bekanntlich dahin geht, daß es besser sei, im eigenen Blute zu ersticken, als zur freien Bewegung den erforderlichen Raum zu gewinnen. Wir sind in Afrika nur um eine Erfahrung reicher geworden und Erfahrung macht klug! — Vor allen Dingen werden wir veranlaßt werden, darüber nachzudenken, wie unsre Ansiedler künftighin vor derartigen ruinösen Wechselfällen bewahrt werden können, und zu diesem Zweck werden wir uns nach Beispielen in andern Ländern umsehen müssen, wo ganz analoge Zustände herrschen, um daraus zu lernen, wie demungeachtet doch ganz erträgliche Lebensverhältnisse bestehen können, wie unter anderen in den osteuropäischen und angrenzenden asiatischen Steppenländern, wo sich für Rußland eine Zukunft vorbereitet, die von der gegenwärtigen Generation noch nicht geahnt wird.

Zunächst aber werden wir uns mit der Epidemie und ihrer Entstehungsursache etwas näher bekannt machen müssen, um unser Verhalten danach einrichten zu können. Es genügt uns nicht, zu wissen, daß wir in Afrika wirklich sibirische Rinderpest vor uns haben, wenn uns die Hauptsache: das Gegenmittel, fehlt; ebenso wenig ist uns damit geholfen, zu erfahren, daß ein „Bazillendämon“ in die Rinder hineinfährt und dieselben zu Boden streckt, solange wir nicht wissen, wie wir das Ungethüm wieder austreiben können oder unschädlich machen sollen. Zwar ist gesagt worden, daß sich die Impfung in vielen Fällen bewährt habe, aber nach der Meinung anderer Autoritäten bleibt diese Schutzmaßregel schon deßhalb eine zweifelhafte, weil man glaubt, daß dadurch — wenn auch für den Augenblick scheinbar günstige Wirkungen erzielt werden — der Peststoff doch auch auf gesunde Thiere übertragen und derart ein impestirtes Rindergeschlecht herangezogen würde.

Bisher hatte man aber als einzige Errungenschaft überhaupt nur die Entdeckung aufzuweisen, daß ein Bacillus vorhanden; wie jedoch derselbe entstanden und entsteht, weiß selbst Prof. Koch nicht zu sagen. Man ist in dieser Beziehung zu den verschiedensten und wunderlichsten Vermuthungen und Trugschlüssen gelangt, so daß selbst schon unsre Zuckerfabriken in Gefahr kamen, als Seucheerreger verdächtigt zu werden, weil einmal in einer Fabrik die Rinder von der Pest ergriffen wurden, denen Zuckerrübenabfälle im Futter verabreicht worden waren. — Allein, einmal wäre wohl der Zweifel zulässig, ob wir es wirklich mit sibirischer Rinderpest oder nur mit einer dubiösen — der letzteren täuschend ähnlichen — Krankheitsform zu thun hatten, da unsre Thierärzte doch nur selten die Epidemie in ihren häßlichen Komplikationen und Eigenthümlichkeiten an Ort und Stelle beobachten können, und andrerseits — wenn es die Pest gewesen, könnte damit doch nur als erwiesen gelten, daß die Rübenabfälle verdorben sein mußten, aber keineswegs würde damit auch die Schädlichkeit der Rückstände von Zuckerrüben im allgemeinen konstatirt worden sein.

Daß in dieser Beziehung der Forschungseifer auf Abwege geführt wurde, kann nicht drastischer widerlegt werden, als damit, daß im sibirischen Eldorado der Rinderpest überhaupt keine Zuckerfabriken vorhanden sind, und daß dort, wo man mit der Errichtung einer solchen einen schüchternen Versuch machte, sich die Viehbestände merkwürdigerweise eines ausgezeichneten Gedeihens erfreuten. Im übrigen jedoch verfährt man aber wider Willen in Sibirien ganz nach unsrem Rezept, d. h. man füttert den Rindern nur trockenes Halmfutter, bezw. Heu, und die wenigen — übrigens recht theueren — Rüben werden von den Besitzern selbst verspeist und zu der berühmten Borschsuppe verwandt.

Mit dieser Hypothese ist es also nichts — und ebenso wenig mit der folgenden Behauptung, daß die Rinderpest besonders dann aufträte, wenn die Diphtheritis unter den Menschen herrsche. Wie man zu dieser Wahrnehmung gelangt sein mag, ist schwer erfindlich, da es eine paradoxere Meinung kaum geben kann und gerade das Gegentheil dem Sachverhalt entsprechen würde. Fast niemals werden beide Epidemien gleichzeitig auftreten, weil, ganz geringe Ausnahmen abgerechnet, die Diphtheritis gewöhnlich im naßkalten Herbst und Winter — auch im Frühjahr — grassirt, wenn die Rinderpest ruht, während diese wieder in den heißesten Tagen des sibirischen Sommers auszubrechen pflegt, wenn von Diphtheritis fast gar nicht die Rede sein kann.

Weit logischer scheint eine andere Vermuthung der Bewohner Sibiriens zu sein, daß die Rinderpest gewöhnlich ausbricht, wenn die Weiden und Gewässer von Höhenrauch vergiftet sind und auf den Pflanzen sich honigthauartige klebrige Rückstände absetzen, die auf dem Wasser als bläulichgrüne oder kupferartige schimmernde Häutchen bemerkt werden. Wie man sieht, ist diese Vermuthung, daß in jenen Rückständen das wirkliche Kontagium der Seuche enthalten sei und von dem Vieh sowohl im Futter wie im Tranke eingenommen werde, nicht nur ihrer hinreichenden Schlußfolgerung wegen sehr beachtenswerth, sondern ebenso sehr auch insofern, weil sie sich auf die naturwissenschaftliche Annahme stützt, daß atmosphärische, klimatische und meteorologische Einflüsse gerade so die Rinderpest wie die Cholera erzeugten. Jedenfalls aber ist es von Interesse, im Höhenrauch — den wir bekanntlich recht einfach als Torfmoorrauch zu erklären pflegen — eine Naturerscheinung zu sehen, die mit gewöhnlichem Rauch nichts gemein hat, und in der That kann in Sibirien von letzterem schon deßhalb nicht die Rede sein, weil es dort auf Hunderte von Meilen überhaupt keine Torfmoore gibt, die brennen könnten, am allerwenigsten aber im Hochsommer, wenn das Phänomen und die Epidemie auftritt.

Indeß sind das nur einige der bemerkenswerthesten muthmaßlichen Ursachen der Seuche, von welchen namentlich die letztere am meisten der Wahrheit nahe kommen dürfte, da sie auch auf das Klima in unsrer afrikanischen Kolonie recht gut anwendbar wären. Wie kam überhaupt die Epidemie nach Südafrika? Ist sie dorthin übertragen worden, oder ist sie als eine Krankheit aufzufassen, die dort originär auftreten kann?

Um das zu beantworten, wird es nöthig sein, sowohl die Viehzucht, wie auch die Krankheit im Vaterlande der Rinderpest etwas näher kennen zu lernen, und da fallen uns sofort Uebelstände auf, die nicht nur das Auftreten der Epidemie begreiflich erscheinen lassen, sondern uns weit eher mit Verwunderung erfüllen könnten, daß die Seuche dennoch vorübergehend erlischt.

Gänzlich geschieht das zwar auch niemals, und das wird uns keinen Augenblick befremden, wenn wir die Mitleiden erregenden struppigen Thiergestalten ansehen und die geringe Pflege derselben — besonders im Winter — in Berücksichtigung ziehen. Man muß bedenken, daß sowohl Pferde wie Rinder bei trockenem Heu und eiskaltem Wasser oder Schnee den arktischen Winter von 30—50° R. Kälte fast ohne jeden Schutz einer Stallung im Freien auszuhalten haben und ohne die geringste warme Nahrung alle Unbilden der Witterung ertragen müssen, wo Rübenfutter und temperirte Aufgüsse ganz am Platze wären.

Hat man es hier noch überhaupt schon mit einer bei Frost und Hitze, Schneesturm und Dürre oder Regen für Seuchen aller Art präparirten und durch und durch infizirten Rinderrasse zu thun, so kommt noch hinzu, daß alle Kälber ohne Ausnahme — taugliche und untaugliche — zur Zucht zurückgestellt werden und ein Schlachten derselben völlig unbekannt ist.

Daß auf diese Weise ein schwächlicher und weniger widerstandsfähiger, sowie von Peststoff imprägnirter Nachwuchs herangezogen wird, leuchtet auch dem Laien ein, so daß — abgesehen von den Härten des Klimas — in jeder Hinsicht alles mögliche geschieht, um für die alle 3—4 Jahre sich wiederholende große Ernte der Epidemie den Boden vorzubereiten.

Hiezu kommt aber noch die Indolenz der Bevölkerung, die alles aufbietet, um die behördlichen Verordnungen zu umgehen, und es gehört nicht zu den Seltenheiten, daß das Militär ernste Kämpfe mit dem Volke zu bestehen hat. Auf der einen Seite werden zwar Prozessionen veranstaltet und die Rinder auch mit Weihwasser behandelt, aber auf der anderen Seite gehen wieder die höchsten Beamten selbst mit empörenden Beispielen voran, um die eigenen Verfügungen zu ignoriren und die gesunden Heerden durch Pestkranke zu infiziren. (Wir übergehen absichtlich einige Beispiele.)

In neuester Zeit ist zwar auch in dieser Beziehung mancher Fortschritt zu konstatiren, aber dennoch kommt es vielfach vor, daß der Verlustträger zur Milderung seines Schadens dem gefallenen Thiere noch die Haut abzieht und dieselbe auf dem Viehhofe oder in der Remise zum Trocknen aufhängt, während man den Kadaver, anstatt ihn zu vergraben, in den nahen Wald schleift und dort den Wölfen, Hunden, zahlreichen Aasgeiern und Raben das weitere überläßt.

In der That erweisen sich die letzteren in der Vertilgung der Pestopfer als wirkliche Wohlthäter der Menschen, aber bisweilen stellt diese Aufgabe eine doch zu hohe Anforderung, um bewältigt werden zu können. Auf den Feldern und Wiesen, hinter den Zäunen und Hecken, oder den Unfriedigungen der Ortschaften, wie auf den Ufern der Gräben und Flüsse liegen die theils schon verendeten oder im Verenden begriffenen Thiere umher, die Niemand vergräbt, und Niemand rekognoszirt, bis sich ein hungriges Raubthier der Beute erbarmt. Auf viele weite Entfernungen ist die Atmosphäre von dem Gestank giftiger Miasmen erfüllt, und der Aufenthalt in solchen Gegenden bei ungünstigem Wind unerträglich. Trotz Militärketten werden die influenzirenden Gase in der Luft davongetragen, und auf oder hinter den Gehöften lagern kranke und gesunde Thiere in der Sonnenhitze untereinander. Als Merkwürdigkeit verdient hiebei angedeutet zu werden, daß jedoch Rinder, die in einem Stalle mit Pferden untereinander gestellt wurden, selbst dann von der Pest gänzlich verschont blieben, wenn sie stark inficirt waren, und man wird wohl kaum fehlgehen, wenn man den Ausdünstungen des Pferdedüngers diese antilömische Wirkung zuschreibt.

In Erwägung dieser Umstände wird man sich schon leichter ein Urtheil bilden können, ob eine Uebertragung der Rinderpest nach Südafrika denkbar ist, oder ob dieselbe in unsrer Kolonie originär auftreten dürfte.

Vielfach hält man die Uebertragung für das wahrscheinlichste, und in Berücksichtigung der eminenten Ansteckungsgefahr läßt sich die Möglichkeit gewiß nicht verneinen, besonders wenn man nicht außer acht läßt, daß in den letzten 30 Jahren gerade aus den Uralländern eine nicht unbedeutende Auswanderung, namentlich deutscher Kolonisten, nach den englischen Kolonien in Südafrika stattgefunden hat, womit wohl auch die Verschleppung der Seuche nicht ausgeschlossen sein brauchte. Aber die Wahrscheinlichkeit will uns trotzdem nicht groß erscheinen, sondern wenn man sich die auffallend verwandten Eigenthümlichkeiten der Länder von Afrika mit Sibirien vergegenwärtigt, wird man es viel natürlicher finden, daß die Epidemie auch in unsrer Kolonie originär auftreten kann, ohne daß eine Uebertragung vorzuliegen braucht. Gleichartige Ursachen erzeugen auch gleichartige Wirkungen, und wenn man sich aus den sibirischen regenlosen glühend heißen Steppen in die steppenartigen Weideflächen unsrer südafrikanischen Kolonie versetzt, würde man es fast befremdlich finden, wenn neben einer so erstaunlichen Uebereinstimmung in den ländlichen Verhältnissen die Rinderpest fehlen sollte.

Sie fehlt aber nicht, und da sie einmal da ist, kommt es nicht so sehr darauf an, wie sie dort hingelangt sein mag, als vielmehr darauf, wie sie auszutreiben, oder doch unschädlich zu machen wäre? — Aber das konnte uns bisher in Afrika ebensowenig Jemand sagen, wie in Sibirien. Die Impfung ist aber ein vielfach unbeliebtes und niemals ausreichendes Schutzmittel, und noch weniger läßt sich in

Digitized by Google

Afrika ein Zusammenstellen der Rinder mit den Pferden durchführen, weil keine Rosse da sind.

Bei dieser Sachlage erübrigt nur noch in Erwägung gezogen zu werden, ob den Kolonisten die Rindviehzucht im größeren Umfang nach amerikanischem Vorbild anzurathen oder nicht vielmehr das sibirische Verfahren nachzuahmen wäre, wo sich die Rindviehzucht infolge der Epidemie so undankbar erwiesen, daß sie bei den Hirtenvölkern der Steppe gänzlich in den Hintergrund tritt und bei der ackerbautreibenden russischen und tartarischen Bevölkerung auch nur soweit in Betracht kommt, als es der nothwendige Bedarf erfordert. An ein „Mehr" ist nicht zu denken, denn abgesehen von einzelnen sporadisch auftretenden Fällen der Pest, kann man alle 3—4 Jahr ziemlich sicher darauf rechnen, daß (wie jetzt in Afrika) $^3/_4$ des sämmtlichen Viehbestandes der Seuche zum Opfer fällt, und es mag sicherlich wohl nicht auf Zufall beruhen, daß dieselbe gewöhnlich mit den dürren (Nothstands-) Jahren zusammen sich einstellt. — Es ist das wieder ein physiologisches Merkmal, daß die Ursachen der Pest doch in erster Linie auf klimatische Einflüsse zurückzuführen sind. Anstatt der Rindviehzucht befleißigen sich die Steppenvölker der viel dankbareren Pferdezucht und Schafzucht, die beide einen enormen Umfang erreichen. Da namentlich die letztere einen jährlichen Gewinn von 100 Proz. abwirft (die Pferdezucht aber ausgeschlossen erscheint), so frage es sich, ob die örtlichen, bezw. Weideverhältnisse, in unsrer südwestafrikanischen Kolonie nicht so liegen, daß die Zucht von Kirgisenschafen oder Fettschwänzen (die nur des Talges und Pelzes wegen betrieben wird) in Betracht gezogen zu werden verdient; zumal diese Schafrasse bereits in den benachbarten englischen Kolonien, sowie in anderen Theilen von Afrika, ja selbst bei den Eingeborenen unsrer Territorien angetroffen wird und den klimatischen Verhältnissen ganz angepaßt erscheint. Bei einer Züchtung dieser Thiere in größerem Umfang dürfte sich möglicherweise der Vortheil ergeben, daß die eingeborene Bevölkerung die Stelle der Tartaren, Kirgisen, Baschkiren und Kalmücken in den russischen Steppenländern vertreten könnte, welche fast ausschließlich die Anzucht übernehmen, während den Kolonisten nach Art der Russen das Ausbeutungsgeschäft zufiele. Rußland hat gerade dadurch außerordentliche wirthschaftliche und kulturelle Erfolge erzielt und sich die eingeborene Bevölkerung gewonnen. Man könnte wohl hoffen, daß gemeinsame Vortheile auch ein ähnliches Verhältniß zwischen Afrikanern und Europäern zur Folge haben würden, und das wäre in unsern Kolonien in Ansehung der dortigen politischen Lage ein nicht minder bedeutender Gewinn!

Bettelheims „Deutscher Nekrolog".

Im Jahre 1854 erschien in Weimar der letzte Doppelband des Neuen Nekrologs der Deutschen mit einer beweglichen Vorrede des Verlegers Bernhard Friedrich Voigt. Sie ist zugleich die Grabrede des ganzen Unternehmens. Wer einst die Geschichte der Entmuthigung, Zersplitterung und Desorganisation des deutschen Lebens nach 1849, ein trauriges Kapitel! schreiben wird, vergesse nicht diese Vorrede und die des 29. Jahrgangs desselben Unternehmens zu lesen. Voigt schildert darin seine Bemühungen, das Werk zu erhalten, dessen nationale Bedeutung der warmfühlende Buchhändler ganz erkannte. „Da die Opfer bekannt sind," schreibt er, „die ich der Erhaltung dieses Nationalwerkes bisher gebracht habe, so hat sich Niemand zu dessen Fortsetzung verstehen wollen. Diese Opfer würden mich aber doch vielleicht nicht abgeschreckt haben, auch das vierte Dezennium mit derselben Unverdrossenheit und Hingebung zu beginnen; allein nachdem ich diesem Werke gerade ein Menschenalter gewidmet, bin ich ein aller Mann geworden, und wollte ich auch selbst den Anfang wagen, so müßte mich auch die Wahrscheinlichkeit abhalten, es nicht zu beendigen. Ich muß also schon Abschied nehmen von diesem meinem Lieblingsunternehmen und mich der Aussicht bescheiden, daß, nachdem ich für das Andenken von 40—50,000 wackerer Landsleute gesorgt habe, für das meinige kein Nekrolog sorgen wird." Diese Befürchtung ist nun freilich nicht wahr geworden. Voigt, der nicht bloß ein tüchtiger Buchhändler war, sondern auch als Schriftsteller hervortrat und sich in den schweren Jahren der Fremdherrschaft und der Zensur als Patriot bewährt hatte, erhielt seinen Nekrolog (von Wahle) in der Allgemeinen Deutschen Biographie, die allerdings für den Herausgeber so vieler guter Nekrologe viel zu handwerksmäßig ist. Aber sein Neuer Nekrolog der Deutschen ist untergegangen, so wie das von Hamberger 1767 begonnene und von Meusel fortgeführte „Gelehrte Teutschland" in den Kriegsstürmen des ersten Jahrzehnts unsres Jahrhunderts verkümmert und endlich gestorben war. Dieses vielbenutzte, unentbehrliche Werk war allerdings ein Lexikon der jetzt lebenden Teutschen Schriftsteller, eine Art Kürschner, brachte aber auch Lebensnachrichten, und Meusel erzählt mit der ihm eigenen Derbheit, wie man während seines Dichtens und Trachtens nach Vervollkommnung dieses Werkes seinen Geist mit der Idee eines abgestorbenen gelehrten Teutschlands geschwängert habe, und bat 1796 seine Kollegen in Apolline „um nachdrucksame Beyhülfe bei bevorstehendem schwerem Accouchement". Indessen war seit 1790 Schlichtegrolls, des „mit schmerzlichem Behagen bei Gräbern verweilenden", Nekrolog erschienen, der 1806 wieder einging. An ihn, auch in bewährten Einzelheiten der Einrichtung, hatte sich der Voigt'sche Nekrolog 1823 angeschlossen, der mit einem ausgezeichneten Lebensbild Schlichtegrolls anhub.

Hoffentlich behalten wir jetzt den „Nekrolog der Deutschen", der mit diesem Jahre wieder ins Leben tritt. Und wenn die private Unternehmung ihn nicht zu halten vermöchte, was wir nicht glauben können, müßten es die Akademien für ihre Pflicht erkennen, das für die Geschichte unentbehrliche Material an Lebensnachrichten zusammenzubringen und zusammenzuhalten. Es ist unglaublich, daß man in dem historisch so viel und gründlich arbeitenden, sammelnden, edirenden Deutschland sich nicht schon früher in dieser Richtung geregt hat. Welcher Widersinn, die Nachricht über die unbedeutendsten Menschen früherer Jahrhunderte und Jahrtausende mühselig auszugraben und zugleich die so leicht zu habenden und nur jetzt wahr und sicher zu findenden Nachrichten über bedeutende Zeitgenossen achtlos verkommen zu lassen! Es ist mir vorgekommen, daß ich vor der Unmöglichkeit stand, das Geburtsjahr und den Todestag eines unsrer namhaftesten deutschen Afrikareisenden anders als durch ein mühsames Durchblättern vergilbter Zeitungen, die ein Zufall erhalten hat, zu erfahren. Diese Erfahrung ist durchaus nicht vereinzelt. Der Mangel eines zuverlässigen und vollständigen Nekrologs machte sich auch außerhalb der gelehrten Kreise von Jahr zu Jahr fühlbarer. Man konnte anfangs glauben, daß große biographische Sammelwerke, wie die Allgemeine Deutsche Biographie, Wurzbachs biographisches Lexikon für das Kaiserthum Oesterreich, v. Weechs badische Biographien und dergleichen ähnliche, die Lücke ausfüllen würden. Aber diese Werke haben ja einen ganz anderen, umfassenderen Zweck und erscheinen viel zu langsam, um in irgend einem Zeitpunkt vollständig sein zu können. Sie haben eine Reihe von trefflichen Nekrologen gebracht; aber wieviel Biographien wird die Allgemeine Deutsche Biographie nach ihrer bevorstehenden Beendigung aus den 23 Jahren ihres Erscheinens nachholen müssen! Wir wissen durch Hrn. v. Litiencron,

daß gleich nach dem Abschluß des Z einige Bände mit den Biographien der in dieser Zeit Verstorbenen und anderen Nachträgen erscheinen sollen. Aber jedes Jahr mit seiner immer reichen Todtenernte wird die Frage neu auftauchen sehen: wer sargt für das Andenken unsrer großen Todten? wer bewahrt die Lebensschicksale der jüngst Verstorbenen für künftige Biographen und Geschichtsforscher auf? Denn es kommt ja nicht darauf an, daß diese Biographien nachgehalt werden. Es ist vielmehr vor allem nöthig, daß sie früh genug niedergeschrieben werden, um die Züge des Lebens nicht erstarren und die Farben nicht verblassen zu lassen. Zeitgenossen, womöglich solche, die dem Verstorbenen nahe gestanden haben, sollen Nekrologisten sein. Und wenn dieses nicht erreicht werden kann, sollen es Leute sein, die wenigstens noch imstande sind, die Lebensnachrichten über die Verstorbenen unter Verwandten und Freunden oder in Zeitungen und Zeitschriften zu sammeln. Sonst kann es geschehen, wie es mit so manchem namhaften Todten der letzten 44 Jahre geschah, daß es unmöglich wird, seine wichtigsten Lebensumstände sicher aufzuzeichnen. Das gilt vorzüglich von den Todestagen. Gustav Wustmann hat einen großen Mangel in den flüchtigen, auf Telegramme begründeten Todesnachrichten unsrer Blätter berührt: die Verschiebung des Todestages durch falsche Auslegung der Worte heute und gestern. Das ist nur einer. Auf ganz andere Lücken aber Irrthümer stößt man in den kleinen Abschnitten, die in Zeitungen und Zeitschriften namhaften Todten gewidmet werden. Es gab viele Jahre, in denen nur die jetzt eingegangene Monatsschrift Unsere Zeit und die Illustrirte Zeitung regelmäßig Nekrologe brachten, die im ganzen gewiß schätzbar sind, im einzelnen aber manchmal haarsträubende Unrichtigkeiten gebracht haben. Daneben haben sehr viele Fachzeitschriften Nekrologe ihrer Fachmänner gegeben, unter denen einige sehr eingehend, die meisten sehr kurz und nicht wenige ungenügend sind. Es ist ja klar: was in der Wissenschaft, in der Kunst, im Leben schafft, das drängt vorwärts, das will der Zukunft entgegenwachsen; das Hinuntergesunkene und die Hinuntergestiegenen sind zunächst Nebensache. Erst wenn die Zeit kommt, wo die Gegenwart es lohnend findet, an der Vergangenheit ihre Kraft zu üben, kehrt sie zu ihr zurück. Das ist dann aber in der Regel nicht die jüngste Vergangenheit.

Als Anton Bettelheim vor einigen Jahren seine Biographischen Blätter ins Leben rief, da mochte in Manchem der Wunsch rege werden, die lange gehoffte Erneuerung des Nekrologs der Deutschen daraus hervorgehen zu sehen. Ich gestehe, daß ich mich des Unternehmens hauptsächlich aus diesem Grunde gefreut habe. Daß ich damals in den „Grenzboten" auf den Verfall der deutschen Nekrologie hinwies und aufforderte, diesem Verfall zu steuern, gab mir sofort Anlaß zu erkennen, daß von dem Herausgeber der Biographischen Blätter der Plan eines Deutschen Nekrologs längst erwogen war. Ich bin Zeuge der gewaltigen Arbeit gewesen, die er an die Verwirklichung gesetzt hat, und freue mich umsomehr, den fertigen Band[1]) schon heute anzeigen zu können. Auf dem Titelblatt finden wir die alten Mitarbeiter der Biographischen Blätter auch als ständige Mitarbeiter des neuen Unternehmens genannt. Leider fehlen die Namen der uns entrissenen Michael Bernays und Karl v. Lützow. Eine ganze Reihe von neuen Mitarbeitern hat Bettelheim für den Nekrolog gewonnen, der mit 455 Seiten den Körper des Buches bildet. Das Biographische Jahrbuch ist nur nach ein Sechstel davon. Es bringt zwar schöne Sachen; aber das Hauptinteresse wendet sich nun doch dem Nekrolog zu, der 274 Todten des Jahres 1896 biographische Denktafeln setzt. Wie das immer gewesen ist, bauen sich einzelne Nekrologe zu kunstvollen Monumenten auf, während andere, wie die Holzkreuze auf dem Armenacker eines Friedhofes, nur das nöthigste sagen. Die älteren Nekrologe brachten immer viele Hunderte von Namen, denen nur das Datum der Geburt und des Todes beigesetzt war und vielleicht noch ein Hinweis auf eine Zeitung, wo genaueres zu finden war. Der letzte Voigt'sche Band enthält 971 solche Angaben neben 191 ausführlicheren und 107 knappen Lebensbeschreibungen. Wir halten die Auswahl, wie sie von Bettelheim getroffen worden ist, für besser, glauben aber, daß der Kreis der Aufzunehmenden noch etwas mehr zu erweitern sein wird. Wie weit? Das ist bei solchen Unternehmungen immer einer der schwierigsten Punkte. Die Schweizer, Deutschrussen und Oesterreicher sind selbstverständlich aufgenommen, ihnen sollten sich die Niederländer, Vlamen und niederländischen Südafrikaner anreihen. Auch die als deutsche Bürger gestorbenen Nichtdeutschen gehören in einen deutschen Nekrolog. Die, wie ich aus Erfahrung weiß, außerordentlichen Schwierigkeiten, über hervorragende Deutschamerikaner genaue Auskünfte zu erlangen, müssen überwunden werden. So wird das Werk sich auch denen anreihen, die berufen sind, den leider noch so lockeren geistigen Zusammenhang der Deutschen zu befestigen.

Möge der neue Nekrolog der Deutschen sich den literarischen Vorzug bewahren, den er vor allen Bänden des alten voraus hat. Ob diese nun von Schlichtegroll, Lindner oder Voigt gezeichnet seien, ihre einzelnen Biographien sind großentheils recht handwerksmäßig abgefaßt. Es ist anziehend und erfreulich zugleich, den Aufschwung historischer Darstellungskunst in den Nekrologen wahrzunehmen. In diesen oft so lakonischen Lebensskizzen spricht er sich ebenso deutlich aus wie in den großen Werken unsrer Geschichtschreiber. Er zeigt sich vor allem in der reicheren Palette der Biographen, die über viel mehr Töne verfügen, als ihre Vorgänger. Es ist eine plastischere und zugleich farbigere Schilderung, der wir in den besseren Nekrologen dieses Bandes begegnen. Man fühlt auch das Streben, etwas mehr Wärme hineinzulegen. Es ist nicht immer frei von Affektation, wirkt aber doch im ganzen wohlthuend. Für einen Vorzug, der die heutigen Nekrologisten ganz besonders vor denen der letzten Bande des alten Nekrologs der Deutschen auszeichnet, können sie freilich nicht, denn er ist ein Stück der Arbeit des deutschen Volkes: das viel größere Selbstvertrauen, das aus den Nachrufen spricht. Ueber so vielen Nekrologen der letzten Bände der alten Reihe liegt es wie Flor, nicht von Trauer, sondern von Resignation. Welch vergebliches Mühen! glaubt man an so mancher Stelle durchzuhören.

Es wird wohl nur als Ausfluß herzlicher Theilnahme an dem Unternehmen gedeutet werden, wenn hier auch einige Rathschläge sich vordrängen. Von einem Werk, das, wie wir hoffen, alle seine Unternehmer und Mitarbeiter lang überleben wird, muß man die Einhaltung bestimmter Regeln verlangen, die die Gewähr geben, daß das Werk als ein wesentlich gleiches in der Reihe der Jahre wiederkehrt. Nicht allzu vieles darf dem Belieben der Mitarbeiter überlassen werden. Und wenn es je einst nach manchem Jahr in die Hände eines anderen Herausgebers übergehen oder den Verleger wechseln sollte, möge es auch in Einzelheiten und Aeußerlichkeiten so erprobt sein, daß der Wechsel der Menschen und Dinge an ihm vorüberrauscht. Vom Erstlingsband kann man manche Freiheit nachsehen, die im zweiten Band nicht länger walten sollte. Das wichtigste scheint mir, daß ein Minimum von Angaben gefordert werde, unter das ein Nekrolog nicht gehen darf, ohne seinen Zweck zu verfehlen. Es werde unerbittlich auch von dem

[1]) Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog. Herausgegeben von Anton Bettelheim. 1. Band. Mit den Bildnissen von Treitschke und Du Bois-Reymond. Berlin, Georg Reimer 1897.

Digitized by Google

kleinsten gefordert, daß er Tag und Jahr der Geburt und des Todes bringe. Die Forderung der Vollständigkeit des Bandes muß hinter der der Vollständigkeit des Inhalts jedes Abschnittchens zurücktreten. Viel lieber eine größere Zahl von Nekrologen auf das nächste Jahr zurückschieben, als sie ohne Angabe des Tages und Jahres der Geburt bringen. Ein zweites Begehren, doch mehr Wunsch als Forderung, richtet sich auf Quellenangabe am Schluß der einzelnen Nekrologe. In dieser Sammlung kann nur bei den größten Namen in das Innere und Kleine des Lebens eingegangen werden. Es gibt aber doch so viel mittlere Größen, die oft viel interessanter durch ihr Leben, als durch ihre Werke sind. Und es gibt so viele Lebensbeschreibungen von dauerndem Werth in den verborgensten Zeitschriften und Tagesblättern, die nach einem Menschenalter auch die schärfste bibliophile Spürnase nicht mehr ausfindig machen würde. Sie sollen als Quellenschriften in diesem Band vor dem Vergessenwerden bewahrt werden. Da wir gerade am Wünschen sind, möchten auch die Bildnisse nicht vergessen werden. Auch diese verschellen so leicht.

Fast bin ich sicher, daß der Herausgeber schon selbst daran gedacht hat, eine kleine Anleitung für die Mitarbeiter herauszugeben, die diese und vielleicht andere Wünsche ausspricht und vor allem das Minimum an Lebensangaben näher bestimmt, die gefordert werden müssen. Würde es schaden, wenn bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen würde, daß der Unterschied zwischen einer biographischen Notiz für ein Konversationslexikon und einem Nekrolog besonders darin liegt, daß dieser aus der persönlichen Kenntniß oder wenigstens aus der Zeitgenossenschaft oder der Heimathsgemeinschaft herausgeschrieben sein soll? Es ist sehr schade, daß dieser Band, der so prächtige, warme Bilder in frischesten Lebensfarben enthält, von dem höchst originellen Roé (nicht Roë!) gar keine Schilderung der Persönlichkeit, ihres in allen Einzelheiten merkwürdigen Thuns und Lassens gibt. Roé's Nekrolog liest sich fast wie ein Blatt aus einem „Personalakt", dürr und leblos. Und da wäre doch in prächtigen Nachrufen und Würdigungen Material genug selbst für einen weniger kundigen Verfasser zu finden gewesen. Ich will nur an die Aufsätze Eduard Richters und Ludwig Purtscheller's in viel gelesenen Alpenzeitschriften erinnern. Verzeihung, wenn ich offen sage: diesen Nekrolog würde ich lieber ausgelassen und im nächsten Jahrgang einen besseren gebracht haben. Man kann berühmten Essayisten, die vortreffliche größere Nekrologe in diesem Band geschrieben haben, nicht mit der Elle die Arbeit zumessen; aber es wären doch künftig der Nekrolog eines Roé und der eines Oberstthofmeisters Fürsten Hohenlohe nicht im Maßstab von 1 : 15 bei der Raumvertheilung zu bedenken!

Viel äußerlicher ist der Ruf nach dem allervortrefflichsten Korrektor, der für die Druckherstellung eines solchen Quellenwerkes gerade gut genug ist. Aus einer Sammlung von Nekrologen müssen wenigstens komische Druckfehler ferngehalten werden. Es ist bekanntlich fast unmöglich! Aber das möglichste muß dafür gethan werden.

Die äußere Ausstattung des Buches ist wahrhaft künstlerisch. Hoffentlich erweist sich auch das Papier nach Jahren und Jahrzehnten standhafter als das schon heute vergilbende der Allgemeinen Deutschen Biographie. Möge das Buch nicht bloß in Büchereien aufgestellt, sondern auch auf Weihnachtstische deutscher Männer und Frauen gelegt werden.

Friedrich Ratzel.

Mittheilungen und Nachrichten.

Geschichtsblätter des Deutschen Hugenotten-Vereins. Zehnt V und VI. (Magdeburg, Heinrichshofen. Sep.-Konto. 8° 1895 und 1896/97.) — Bereits wiederholt durfte an diesem Ort auf das Sammelwerk der Geschichtsblätter des Deutschen Hugenotten-Vereins aufmerksam gemacht und dieses den Freunden deutscher Kulturgeschichte warm empfohlen werden. Es ist erfreulich, konstatiren zu dürfen, daß das schöne, pietätvolle Unternehmen unter Leitung des unermüdlichen Vorsitzers und Vorkämpfers des Hugenotten-Vereins, Lic. Dr. Henri Tollin zu Magdeburg, rüstig vorangeschritten. Vor mir liegt wiederum ein stattlicher Band von 20 Heften. Diese Hefte (XLI bis LX) behandeln folgende Themata: „Die Hugenotten-Kolonien im Fürstenthum Lippe" (Hofprediger D. Brandes-Bückeburg); „Die französisch-reformirte Gemeinde zu Weiel" (Pastor Lic. th. Cuno-Eddigehausen; 3 Hefte); „Die französische Kolonie in Hildburghausen" (Lic. th. Dr. jur. Hamm-Hildburghausen; 2 Hefte); „Der hugenottische Lehrstand, Wehrstand und Nährstand zu Frankfurt a. d. Oder" (Lic. th., Dr. med. Tollin-Magdeburg; 3 Hefte); „Urkunden zur Geschichte hugenottischer Gemeinden in Deutschland" (Derselbe); „Die Konföderation reformirter Kirchen in Niedersachsen (D. Brandes-Bückeburg; 2 Hefte); „Zur Geschichte der Waldensergemeinde Pinache in Württemberg" (Pfarrer Märki-Pinache; 2 Hefte); „Das Bürgerrecht der Hugenotten zu Frankfurt a. d. Oder" (Lic. Dr. Tollin-Magdeburg; 3 Hefte); „Die französisch-reformirte Kolonie zu Friedrichsdorf am Taunus" (Pfarrer Deatinger-Bulle); „Die Hugenotten-Kolonie in Braunschweig" (D. Brandes-Bückeburg) Urkunden ꝛc. ꝛc. (Lic. Dr. Tollin-Magdeburg). Soll auch einzelnes besonders Wichtige und Interessante hervorgehoben werden aus dieser Fülle, so sei wiederholt erinnert, daß je das Schlußheft eines Zehnts ganz dem Abdruck von Urkunden vorbehalten ist. Auch die beiden Urkundenhefte L und LX, die hier in Rede stehen, bringen in ihrem bunten Allerlei manche werthvolle Perle. Ferner ist die Arbeit von D. Brandes über die sogenannte Niedersächsische Konföderation auszuzeichnen, insofern sie einen Gegenstand von größerer Tragweite behandelt. Denn als solche ist das Bestehen einer Synode nach französisch-reformirter Kirchenordnung inmitten der streng lutherischen und landeskirchlichen Weltenlande sicher zu bezeichnen. Man kann dem Schlußwort des ehrwürdigen Verfassers nur zustimmen, worin er bedauert, in den Geschichtsblättern nur eine Skizze haben geben zu dürfen, und meint: „Die Geschichte der Konföderation und ihrer Synoden wäre wohl einer ausführlicheren Darstellung werth." — Inzwischen ist auch das siebente Zehnt der Geschichtsblätter bereits in Angriff genommen und mit einer ansprechenden Arbeit des Pastors Bonhoff-Leipzig über die dortige „Eglise réformée" eröffnet. Aus diesem jüngsten hugenottischen Geschichtsbuch sei dreierlei kurz angedeutet: zunächst der Zusammenhang der buchhändlerischen und Werbeinteressen mit der Duldung der Reformirten inmitten des lutherischen Kursachsen, sodann die merkwürdige Thatsache, daß die französisch-reformirte Kirche zu Leipzig August dem Starken besonderen Dank für gerechten und kräftigen Schutz gegen die Unduldsamkeit der lutherischen Geistlichen und Landstände schuldet, und endlich „die letzte Zuckung der feindseligen lutherischen Orthodoxie" im Jahr 1766, wo die Geistlichkeit im Bund mit den Universitäten zu Wittenberg und Leipzig durchsetzte, daß der Titel des „Neuen Gesangbuches zum Gebrauch bei dem öffentlichen Gottesdienst von Zollikofer, Prediger der evangelisch-reformirten Gemeinde zu Leipzig" lassirt werden mußte, weil man in den Ausdrücken „öffentlicher Gottesdienst" und „Gemeinde" eine nicht zu ertragende ungesetzliche Anmaßung der Reformirten erblickte. Auch diese kurzen Andeutungen werden bestätigen, wie viele nicht zu unterschätzende Einzelzüge für das große Gemälde der vaterländischen Geschichte die anspruchslosen hugenottischen Geschichtshefte beibringen. Hiebei sei man an sie gemahnt! S.

Adolf Wilbrandt: „Schleichendes Gift." (3. Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1897.) — Dieser Roman spielt in den höheren Kreisen der Wiener Gesellschaft und hebt nicht zu sehr — wenn wir etwa die Gestalt Nessels ausnehmen — einzelne Typen hervor, als er vielmehr Portraits zeichnet, so daß wir mit Horaz singen möchten: „At pulchrum est digito monstrari et dicier: hic est." Das allein zeigt schon, daß uns der Autor nicht Romanfiguren, sondern wirklich lebende Wesen darstellt und daß die Verwicklungen, in welche er dieselben kommen läßt, durchaus wahr und aus dem vollen Leben geschöpft sind. Gerade unter den besseren Ständen wird der Intrigue und der Kabale ein williges Ohr geliehen, als in den breiten Schichten der Bevölkerung; ja, derlei

Ränke und Schliche gedeihen auf diesem Boden um so besser, als die Höflichkeit, die man gegenseitig zur Schau trägt, keine Wahrheit, sondern nur das Produkt der Wohlerzogenheit und der Gewohnheit ist. Man wird sich niemals Unangenehmes ins Gesicht sagen und niemals die nöthige Gesinnung aussprechen, die man gegen Jemanden hat; wohl aber wird man heimlich und hinter dem Rücken sein Schlimmes anhören, was gegen Personen vorgebracht wird, die man etwa ihrer Stellung, ihres Reichthums oder anderer Eigenschaften halber beneidet. Auf dieser echt menschlichen Schwäche beruht die Erzählung, die an und für sich nichts neues enthält und der wir schon ähnlich in Deinhardsteins „Fürst und Dichter" begegnen — aber um das handelt es sich auch nicht. Das Verdienst des Dichters liegt hier nicht in der Erfindung, sondern in der Verwerthung derselben und in der Darstellung. Bezüglich der ersteren gewährt es eine moralische Genugthuung, daß wir Menschen finden, welche durch den festen Glauben an sittliche Größe, die in edlen Gemüthern noch vorhanden ist, die niedrigen Ränke zerstören und die Ehre der Menschheit retten. Solche Männer sind der Minister Haller und Professor Steinhausen, deren Freundschaft durch Rosseis ebenso perfide als geschickte Intriguen nicht zerrissen, sondern noch befestigt wird, und zwar zu einer Zeit, in welcher die Fäden der Kabale noch nicht aufgedeckt waren. Daß die Enthüllung schließlich auch zum Glücke der liebenswürdigen Martha ausfallen mußte, die unter dem schleichenden Gifte in ihrem unschuldigen Schuldbewußtsein vielleicht am meisten litt, ist selbstverständlich.

Was die Darstellung anbelangt, so ist der Ton überall würdig, selbst dort, wo durch das absichtlich veranstaltete Saalgelage, bei welchem der Intrigant entlarvt wird, die Möglichkeit zu einer gewissen Derbheit im Ausdruck vorhanden gewesen wäre. Die Einmischung echt wienerischer Phrasen und Ausdrücke geschieht in discreter, nicht aufdringlicher Weise und gibt den Scenen, in welchen der Dialekt vorkommt, den richtigen Lokalton. Steht dieses Werk auch nicht auf der Höhe von anderen Wilbrandt'schen Romanen, z. B. „Adams Söhnen" oder „Hildegarde Mahlmann" u. s. f., so ist es doch in hohem Grade bedeutend. Karl Werner.

Gut und Geld. Volkswirthschaftliche Studien eines Praktikers. Von Gustav Müller (Stuttgart, Fr. Frommann 1897). — Es wimmelt auf dem vielumstrittenen Gebiet der Volkswirthschaftslehre von kühnen, geistvollen, gelehrten, tiefsinnigen Werken; auch an schulmäßig trockenen und korrekten Leitfaden fehlt es keineswegs. Schwerer ist es schon, einen weltmännisch fesselnden und zugleich vermöge seines verständigen Urtheils verläßlichen Führer zu den Elementen volkswirthschaftlichen Verständnisses zu finden, besonders wenn eine verhältnißmäßig kurze Darstellung gewünscht wird. Ein solches nüchtern gedachtes und doch nicht reizlos geschriebenes Lesebrevier des wirthschaftlichen — namentlich des kommerziellen — Lebens bietet der Verf. in 13 lose zusammenhängenden, essayistisch gehaltenen Kapiteln (Reichthum, Kapital, produktiver und unproduktiver Verbrauch, Lohn, Gewinn, Rente, Werth, Geld, Produktivität der Nationen, Welthandel, Freihandel und Zollschutz, Krisis, Grenzen des Reichthums). Regelmäßig auf breiten Excerpten aus John Stuart Mill fußend und gelegentlich selbst hinter diesen zurückgehend (S. 112, Versuch einer Restauration der Lohnfondstheorie), zu gemäßigtem Freihandel und zur Uebervölkerungsfurcht und Bodenerschöpfungslehre Malthus-Ricardo's neigend, ist der Verf. in der Theorie sicherlich kein Interpret der modernsten Entwicklungen, aber auch vor gewagten Thesen (wie S. 120) im allgemeinen sichre; bezeichnenderweise polemisirt er gern mit Jentsch („Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirthschaft", Leipzig, Grunow 1895), dessen glänzendere, bedeutendere, aber weniger einwandfreie Darstellung Müller mit seinem common sense oft in der glücklichsten Weise ergänzt und berichtigt. Als Grundlegung für Fachstudien reichen beide Werke nicht aus; aber während Jentsch namentlich die sozialen Kämpfe unsrer Zeit anregend verwerthet, bietet Müller ein vornehmlich in Amerika selbst erschautes Bild von „Gut und Geld". Namentlich den zahlreichen, vorwiegend durch das Leben gebildeten Kaufleuten dürfte die auch durch einen regen Sinn für freie Initiative des Individuums sympathische Schrift reiche Anregung bieten. Dieselbe ist dem Andenken Otto Müllers gewidmet.

Dr. Siegmund Fellbogen.

γσ. **Berlin**, 22. Nov. Das Thema der Novembersitzung in der „Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre", das Geheimer Regierungsrath und vortragender Rath im Ministerium des Innern Dr. Karl Krohne zum Vortrag gewählt hatte, betraf die Stellung und Aufgabe des Strafvollzugs in der heutigen Strafrechtspflege. „Der Zweck im Recht ist der Rechtsschutz der Lebensinteressen der Gesellschaft" und der „Zweck im Strafrecht ist der Schutz besonders schutzbedürftiger Lebensinteressen der Gesellschaft". An diese Aussprüche Jherings und Franz v. Liszts anknüpfend, betonte der Redner, wie das Fundament der modernen Strafrechtsanschauung international sei. Zwar ist im Ausland die Strafrechtspflege sehr verschieden, gemäß den nationalen Institutionen, doch ist diese Verschiedenheit in den Ländern mit verschiedener Strafrechtspflege nur äußerlich. Als für das erstgeborene Kind der Politik gilt für die Strafrechtspflege und deren Richtung der Satz: Salus publica suprema lex. Im Gewohnheitsrecht ist der Schutz der Lebensinteressen der Gesellschaft festgelegt, aber sowie die Politik zwingt, den Boden des Gewohnheitsrechts zu verlassen, sowie der Gesetzgeber zum Politiker wird, kann er eine Wissenschaft der Rechtspflege nicht entbehren; denn diese Wissenschaft muß ihn erlösen aus dem Banne der Versuches und des Urtheilens von Fall zu Fall. Diese Wissenschaft der Rechtspflege steht auf sozialpolitischem Boden; denn die Auswahl der Männer, die die Gesetze handhaben sollen, hat eine sehr lange Vorgeschichte, der Weg vom einfachen Schöffen, der sozusagen Naturjurist war, bis zu unsern heutigen rechtsgelehrten Richtern ist sehr lang. Man verlangt neben der Rechtskunde vom Richter absolute Unabhängigkeit nach oben wie nach unten hin, er soll nur das Recht wollen und damit das Vertrauen rechtfertigen, das die Allgemeinheit ihm gibt; in jedem Einzelfalle soll er sich bewußt sein, nicht ein einzelnes Rechtsgut, sondern stets die Güter der Allgemeinheit zu wahren. Allein die Gefahr, die dem Richter wie dem Gesetzgeber droht, ist der Doktrinarismus, dem sie verfallen können, wobei sie leicht unparteiisch werden. Wenn der Strafvollziehe sich mit dem Staatsmann verbindet, so liegt die Gefahr vor, daß eine Polizeiwillkür beim Strafvollzug entstehen kann; deshalb darf der Richter schon das Recht niemals als Selbstzweck betrachten, da in diesem Falle sich sein Auge leicht trüben kann. Aus diesem Grunde des Doktrinarismus haben die 20,000 Todesurtheile, die einst Benedikt Carpzow gefällt hat, ebenso wenig Wirkung gethan, als die Tausende von Strafurtheilen mit Haft unter 8 Tagen, wie sie die Gegenwart erlebt. Der Strafvollzug als der letzte Faktor der Strafrechtspflege ist bisher als deren Stiefkind angesehen worden; gegenüber der großen Mühe und Sorgfalt Tausender, die der Ausarbeitung des Rechts Jahrhunderte hindurch gewidmet worden, ist dem Strafvollzug nur wenig Beachtung zutheil geworden. Auch die Wissenschaft hat den Strafvollzug fast übergangen. Sie ist zu unrecht, um die vielen grausamen Urtheile, die von den Zeiten der Römer an bis in unser Jahrhundert hinein ausgeführt wurden, einer aufmerksameren Beachtung für werth zu halten, während sie als Führerin und Wächterin des Rechts längst energischen Einspruch gegen derartigen Strafvollzug hätte erheben müssen, der mit den Interessen der Allgemeinheit zu oft im Widerspruch stand. So gab es in London, wenn ein Taschendieb gehenkt wurde, kaum einen besseren Geschäftstag für die Leute seinesgleichen, und man hat durch die Zusammensperrung der verschiedenartigsten Individuen in Zuchthäusern und Gefängnissen diese letzteren zu wahren Brutstätten des Verbrechens auswachsen sehen. Der erste moderne Staat, der diesem Uebel abzuhelfen bemüht war, sind die Generalstaaten der Niederlande gewesen. Hier sah man zuerst in dem Verbrecher den Menschen, den es wieder zu einem nützlichen Bürger zu erziehen galten mußte. In dieser Anschauung lag ein Weg für die Reform des Strafvollzugs. Diesem Beispiele sind dann die deutschen Reichsstädte gefolgt. Papst Clemens XI. baute eine Besserungsanstalt für Verbrecher, und die Quäker besuchten die Gefängnisse, um die Verbrecher um Christi willen zur Buße und Besserung zu bekehren. Howard hat die britischen Gefängnisse durchwandert und die himmelschreienden Zustände der Welt kundgethan, die er daselbst gefunden; denn eine Revision des Strafvollzugs konnte knum eher sich Bahn brechen, als bis man in jedem Verbrecher neben dem Individuum stets auch ein Produkt bestimmter sozialer Zustände und ein Glied einer gegebenen sozialen Schichtung zu sehen sich gewöhnt hatte. Wird der Satz anerkannt, daß der Verbrecher nicht vernichtet, sondern gebessert werden soll, so tritt damit auch der Strafvollzug gleichwerthig neben die anderen Faktoren der Rechtspflege. Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts findet man in allen Gesetzbüchern die Abschreckungstheorie herrschend, die, wie schon aus den Bezeichnungen der schweren Freiheitsstrafen in den

einzelnen Ländern als „schwerer Kerker", „penal servitude" u. s. w., hervorgeht, es auf die Vernichtung des Verbrechers abgesehen hat. Dem Strafvollzug kam die erste Hülfe von Seiten der Politiker. Diese suchten dem Wachsthum des Verbrechens, das sie erschreckte, entgegenzuarbeiten. Ihnen ward von Aerzten, Philosophen und Sozialpolitikern Beistand geleistet. Es war falsch, wenn die übrigen Faktoren der Rechtspflege den Strafvollzug ignorirten, ja sogar ihm feindlich bisweilen gegenüberstanden; doch schließlich erstanden mit Lioingstone in Amerika auch dann in Frankreich Männer, die dem Strafvollzug seine gebührende Stellung in der Rechtspflege zu sichern unternahmen. In Deutschland hat namentlich Holtzendorff zuerst in diesem Sinne gewirkt, nach seiner Anschauung „gibt der Strafvollzug der Strafe erst ihre Bedeutung und ist als solcher berufen, die sozialpolitische Aufgabe der Strafrechtspflege zu lösen". Seit 1½ Jahrhunderten hat man den Kampf für diese sozialpolitische Auffassung des Strafvollzugs in den Kulturstaaten unternommen. Viele Irrthümer, aber auch viel edliches Wollen hat dieser Kampf gezeitigt, allein in Frankreich und in England hat dieser Kampf doch den Erfolg gehabt, daß man allmählich die richtige Erkenntniß über die Bedeutung des Strafvollzugs gewonnen hat. Unter dieser Auffassung treten nun an den Strafvollzug neue, vorher nicht gekannte Aufgaben heran. Da der Strafvollzug die Sicherung der Lebensinteressen der Gesellschaft zum Zwecke hat und ihm die Aufgabe gestellt ist, aus einem abnormen Menschen, denn das ist der Verbrecher, wieder einen normalen durch die richtige Behandlung zu machen, so ist es nun allen Dingen die Individualität des verbrecherischen Menschen, die man zu erkennen die Pflicht hat, um ihn dieser Erkenntniß entsprechend auch die Behandlung zu bessern. Die heute bestehenden, nur dem Worte laut nach verschiedenen, ja der Behandlung der Verbrecher wenig von einander abweichenden Freiheitsstrafen beruhen auf dem falschen Prinzip einer Behandlung mit bedingtem und mit unbedingtem Arbeitszwange. Hier ist eine historische Verfolgung der Abstammung und des Lebens eines jeden Verbrechers nothwendig. Der Mann ist anders zu behandeln als das Weib, der Erwachsene anders als der Jugendliche, der Gebildete anders als der Ungebildete, der vom Lande Stammende anders als der Großstädter, der Zuhälter anders als der Rathgächter. Der Strafvollzug soll, wie es auch Papst Clemens XI. ausdrückte, durch die Strafe den Verbrecher zugleich bessern unter Achtung vor dem Gesetz und vor der sozialen Ordnung und ihn erziehen zu einem nützlichen Mitgliede eben dieser sozialen Ordnung, deren Lebensinteressen seine verbrecherische That gefährdet hatte. Darum ist eine Zusammensperrung schwerer Verbrecher mit solchen, die nicht so hart sich vergangen, schädlich; denn diese Strafe beugt sie nicht, sie macht erfahrungsgemäß die wenigen schweren Verbrecher noch in höherem Grade zu Feinden der Gesellschaft. Dagegen soll man die Einzelhaft nur gegen Widerspenstige anwenden; denn in der Einsamkeit kommt dem Sträfling der Gedanke an seine Schuld, und dieser Moment zur Erzeugung der Buße ist von den Quäkern mit Erfolg in Anwendung gebracht worden. Der Vortragende sprach die Ueberzeugung aus, daß einer solchen Behandlung eine große Anzahl rückfälliger Verbrecher auf das Konto zu setzen sind. Er fordert darum mit Entschiedenheit eine bessere Ausbildung der strafvollziehenden Beamten. Der Verbrecher ist ihm ein soziales Krankes, und wie es heilbare, bedingt heilbare und unheilbare Kranke gibt, so sind auch diese sozialen Kranken nach Graden der Besserungsfähigkeit zu unterscheiden und dementsprechend zu behandeln. Der Strafvollzug muß ebenso wie die Krankenpflege und die Hygiene verbessert werden. Die heutige, oft rühmlich hervorgehobene Reinlichkeit und peinliche Ordnung in den Gefängnissen, auf die von dem Gegner als auf eine für den Verbrecher ungerechte Rücksichtnahme verwiesen wird, stellt sich nach den Anschauungen des Vortragenden nur als etwas rein Aeußerliches dar, und geschieht mehr zum Schutz und zur Hygiene für die Außenwelt, die in den Gefängnissen keine Infektionsherde und Pesthöhlen dulden kann, als aus der tieferen Ueberzeugung von dem Werthe des Strafvollzugs als Faktor der Rechtspflege. Die erziehende Wirkung, die der Strafvollzug, richtig angewendet, haben würde, erhellt schon aus der erschreckenden Thatsache, die das heutige System erzeugt hat, daß in Preußen 33 Proz. der minderjährigen Verbrecher und 42 Proz. der Verbrecher bis zum 40. Lebensjahre gewissermaßen zum Verbrechen erzogen hat. Deshalb ist die Forderung aufzustellen, daß man dem Verbrecher Gelegenheit geben soll, soweit es seiner Individualität entspricht, zum Wiedereintritt in die Gesellschaft; denn unter den Verbrechern sind viele minderwerthige, schwache Individuen, die allein den Kampf um das Dasein zu führen nicht im Stande gewesen sind und so allmählich zum Schaden der Gesellschaft zu Verbrechern wurden und bei denen, ohne daß ihnen ein Beistand geleistet wird, die Gefahr der Rückfälligkeit vorliegt. Freilich werden viele Vorurtheile, die heute herrschen, der Reform des Strafvollzuges großen Widerstand entgegensetzen, aber die Aufgabe muß gelöst werden, und sie ist nur lösbar, wenn Strafvollzug und Rechtspflege gemeinsam dem Grundsatz folgen, der als beider Fundament zu bezeichnen ist: Salus publica suprema lex esto.

* Der Berliner Klinike Geheimrath v. Leyden, der bekanntlich an der Spitze der Heilstättenbewegung in Deutschland steht, veröffentlicht in der „Berliner wissenschaftlichen Korresp." seine Meinung über die Aussichten einer Schutzimpfung gegen die Lungentuberkulose, die Heilbarkeit derselben und die Bedeutung der Lungenheilstätten. Geheimrath v. Leyden schreibt: An dem Problem einer Schutzimpfung gegen Tuberkulose wird nun den ausgezeichnetsten Bakteriologen gearbeitet; diese selbst haben, so viel man beurtheilen kann, die beste Hoffnung, ihr Problem zu lösen, indessen kann doch Niemand voraussehen, ob ihre Hoffnungen sich überhaupt erfüllen werden, oder in welche Zeit. Es ist daher für die praktische Medizin nothwendig, schon jetzt mit diesen Hoffnungen zu rechnen. Die Geschichte der Entdeckungen weist Beispiele genug auf, daß Probleme, deren Lösung nahe bevorstehend schien, fehlschlugen, während andere, welche als das unwahrscheinlichste erschienen, gefunden wurden. Die praktische Medizin muß für die Gegenwart wirken und sich an diejenige Therapie der Lungenschwindsucht halten, welche gegenwärtig das meiste leistet. Das ist unstreitig die Behandlung in geschlossenen Heilstätten, nach der zuerst von Brehmer angewendeten, im Laufe der Zeit vervollkommneten Methode. — Die Heilresultate dieser Anstalten sind als sehr günstig zu bezeichnen. Nach den Berichten der erfahrensten und gewissenhaftesten Leiter solcher Anstalten wird ein Drittel der daselbst behandelten Kranken geheilt, wobei allerdings die Voraussetzung gemacht ist, daß keine weit vorgeschrittenen Fälle zur Behandlung kommen. Ebenso haben sich alle deutschen klinischen Autoritäten auf dem Moskauer Kongreß in einer bemerkenswerthen Diskussion für die bezeichnete Methode der Phthisiotherapie ausgesprochen, und die Möglichkeit der Heilung, sowie die von den Anstalten ungegebenen Heilungsresultate anerkannt. Es heißt sich den Fortschritten der praktischen Medizin auf diesem Gebiete absichtlich verschließen, wenn noch hier und da Stimmen laut werden, daß man nicht eigentlich von Heilung der Tuberkulose sprechen kann. Jeder sorgfältig erfahrene Arzt, der objektiv zu beobachten versteht, wird mehr oder weniger zahlreiche Fälle geheilter Tuberkulose beobachtet haben. Diese Beobachtungen sind umsoweniger anzuzweifeln, als die Diagnose der Lungenschwindsucht schon in den allerersten Stadien durch den Nachweis der Bazillen im Auswurf mit absoluter Sicherheit möglich ist. Dem Arzt ist in jeder, selbst noch so kleinen Stadt, Gelegenheit geboten, diese diagnostische Untersuchung anzuwenden. Fehler in der Diagnose, wie sie früher öfter vorgekommen sein mögen, sind heutzutage außerordentlich selten. — Das eben Gesagte beruht auf Thatsachen, welche der Diagnose und der Therapie gegenwärtig die größte Sicherheit geben, und welche für den Sachverständigen jeden Zweifel beseitigen, daß die Tuberkulose (Phthisis) in vielen Fällen heilbar ist. Ebenso zuverlässig ist es, daß im allgemeinen die besten Heilresultate in den Heilstätten erreicht werden, womit natürlich nicht gesagt werden soll, daß nicht auch außerhalb der Heilstätten, unter günstigen Bedingungen, sich ebenfalls günstige Resultate erreichen lassen, namentlich bei gut situirten Patienten. Für die große Menge der wenig Bemittelten aber bieten die Heilstätten fast die einzige Aussicht auf Heilung oder eventuell einen günstigeren Verlauf der Krankheit.

* Wie schon an anderer Stelle dieser Zeitung gemeldet wurde, ist der verdienstvolle Afrika-Forscher Dr. Eugen Zintgraff am letzten Sonnabend in Teneriffa dem Malariafieber erlegen. Obgleich der Verstorbene schon seit mehreren Jahren nicht mehr im Reichsdienste stand, bedeutet sein Tod einen ebenso großen Verlust für unsre Kolonialpolitik wie für die Wissenschaft. Er hatte, seitdem er 1886 als 28jähriger eine Mission der deutschen Regierung nach Kamerun übernommen, für die Erschließung und Entwicklung des deutschen Schutzgebietes ganz Hervorragendes geleistet und vor allem dazu beigetragen, den kolonialen Handel selbständiger zu gestalten. Für diese Thätigkeit in den Kolonien war er durch eine schon im Jahre 1884 in der Begleitung Chavanne's unternommene

Reise nach dem Congo wissenschaftlich wie praktisch gründlich vorbereitet. Sein erster Aufenthalt in Kamerun diente zunächst der Erforschung des Flusses Wuri, der Hauptader des Kamerunflusses, während seines zweiten Aufenthalts im Jahre 1887 klärte er das Hinterland der Kolonie auf und gründete die wichtige Barombi-Station, auf seiner dritten Reise, 1889—90, drang er bis zum Benuë und nach Adamaua vor und legte in dem Grasland der Bali die Station Buliburg an. Ende 1890 unternahm er dann eine vierte Expedition in das Innere, diesmal nach dem Lande der Bafuti, jedoch erlitt er am 31. Januar 1891 in einem Kampfe mit diesem Stamme so starke Verluste, daß er nach der Küste zurückkehren mußte. Zintgraff hatte wegen dieses Mißerfolgs scharfe Auseinandersetzungen mit dem damaligen Gouverneur Kameruns, da er behauptete, von diesem ohne Unterstützung gelassen zu sein, und schied infolgedessen aus dem Reichsdienste aus. Seitdem hatte er als Privatmann die ostafrikanische Küste bereist und sein großes Werk „Nord-Kamerun" herausgegeben, in welchem die Resultate seiner Thätigkeit und seiner Expeditionen in jenem Gebiete niedergelegt sind. Nach Kamerun kehrte er im vorigen Jahre zurück, um die Leitung von Plantagen zu übernehmen und trat zu diesem Zweck in Gemeinschaft mit Dr. Esser und Hösch, eine neue Reise in das nördliche Kamerungebirt an. Dort hatte er die Keime der tückischen Krankheit in sich aufgenommen, der er in der Blüthe seiner Jahre — er stand im 40. Lebensjahre — erliegen sollte. In ihm hat Deutschland einen der tüchtigsten unter seinen jüngeren Afrikapionieren verloren. — Zintgraff war am 16. Januar 1858 in Düsseldorf geboren und war von Haus aus Jurist.

* **Jena.** Unsre Universität zählt in diesem Semestee 684 Besucher, 632 immatrikulirte Studirende und 52 Hörer. Der theologischen Fakultät gehören 35 Studirende an, der juristischen 158, der medizinischen 198, der philosophischen 241. Die Zahl der ordentlichen Professoren beträgt 38, die der ordentlichen Honorarprofessoren 9, die der außerordentlichen Professoren 27, die der Privatdozenten und Lehrer 19; hiezu kommen noch 3 Lehrer der Künste.

* **Leipzig.** Die Zahl der Studirenden an der hiesigen Universität beträgt in diesem Winterhalbjahr 3277. Sie vertheilen sich auf die vier Fakultäten wie folgt: theologische Fakultät 348, juristische Fakultät 1032, medizinische Fakultät 670 — außerdem 54 Studirende der Zahnheilkunde — philosophische Fakultät 1173. Außerdem haben noch 177 Personen die Erlaubniß zum Besuch der Vorlesungen erhalten, so daß die Gesammtzahl der Hörer 3454 beträgt. Im Sommerhalbjahr waren 3064 Studirende zu verzeichnen. — Der Privatdozent Dr. phil. Barth wurde zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der Universität Leipzig ernannt.

* **Paris,** 4. Dez. Gestern starb der bekannte Professor der Chemie an der Pariser Universität A. Joly, einer der hervorragendsten französischen Gelehrten. Er war im Jahre 1846 in Fontenay-sous-Bois geboren und hinterläßt bemerkenswerthe Arbeiten über die Phosphorsäure und das Ruthenium.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Zur Erinnerung an Prof. Dr. Jakob Burckhardt. Basel, C. F. Lendorff 1897. — Dr. Manfred Eimer: Die politischen Verhältnisse und Bewegungen in Straßburg i. E. im Jahre 1789. Gekrönte Preisschrift. (23. Heft der „Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen".) Straßburg, J. H. Ed. Heitz 1897. — W. Ostwald: Die wissenschaftlichen Grundlagen der analytischen Chemie. Leipzig, W. Engelmann 1897. — Schauenburgs Allgemeines deutsches Kommersbuch. 51. Aufl. Lahr, M. Schauenburg 1897. — Das neue Reichs-Umsturzgesetz nach dem Regierungsprogramm: „Festigkeit ohne Reaction." Leipzig, Fr. W. Grunow 1897. — Ernst Schur: Seht, es sind Schmerzen, an denen wir leiden. Berlin, Schuster u. Löffler 1897. — Otto Julius Bierbaum: Studentenbeichten. 2. Aufl. Ebd. — Ernst Spaßer: Herrn Amtsrath Michel. Offener Brief. Basel, Fr. C. Perthes 1898. — Ernst v. Bertoch: Das Deutsche Reich und die Hohenzollern. Lfg. 1. Ebd. — *Serafino Ricci:* Epigrafia Latina. Con 65 tavole. Milano, Ulrico Hoepli 1898. — Emil Mauerhof: Dichterische Idole; Heine, Horaz. Zürich und Leipzig, Karl Hendell u. Komp. — L. Schuster: Nietzsche's Moralphilosophie. Rheinbach b. Bonn, Literarisches Bureau 1897. — Ludwig v. Maraitz: Russische Grammatik auf wissenschaftlicher Grundlage. Leipzig und Wien, Raimund Gerhard 1897. — Dr. Sládeček: Zur Lehre der Preßdelikte. (Sonderabdruck aus dem „Archiv für Strafrecht".) Berlin, R. L. Prager 1896. — G. H. Kaemmerer: Reichsbank und Geldumlauf. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1897. — Dr. Julius Duboc: Das Ich und die Uebrigen. Für und wider M. Stirner. Leipzig, Otto Wigand 1897. — Lea Kegele: Das Salzkammergut in Wort und Bild. 2. bis 5. Lfg. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben 1897. — E. v. Hesse-Wartegg: China und Japan. Erlebnisse, Studien, Beobachtungen auf einer Reise um die Welt. Mit Bildern und Kartenbeilagen. Leipzig, J. J. Weber 1897. — Jakob Wassermann: Die Schaffnerin. Die Mächtigen. Novellen. (Band X der Kleinen Bibliothek Langen.) Paris, Leipzig, München, Albert Langen 1898. — Hugo Salus: Gedichte. Ebd.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

James Connor, Manuel de Conversation en français, en allemand et en anglais à l'usage des écoles et des voyageurs. — Französisch-Deutsch-Englisches Konversationsbüchlein zum Gebrauche in Schulen und auf Reisen. — Conversation-book in French, German and English for the use of schools and travellers. — **11. verbesserte Auflage.** 12°. In rot Lwd. geb. 2 M. 80 Pf.

. . . . als sehr geeignetes Hilfsmittel z. schnellen Erlernung der bezeichneten Sprachen empfohlen. *(Päd. Rep.)*

. . . . Wir können den Manuel d. Reisenden u. den Kaufleuten als das Beste empfehlen, d. wir bisher auf diesem Gebiete kennen gelernt haben. *(D. Schulz.)*

. . . . . ein vorzügl. Hilfsbuch, um sich rasch in jede dieser Sprachen hineinzufinden. *(Schw. Lehrerz.)*

Voelkel's Taschenwörterbuch der Aussprache geographischer u. historischer Namen für das allgemeine Bildungsbedürfnis zusammengestellt. **2. verb. u. verm. Aufl.** 12°. In Lwd. geb. 2 M. 40 Pf.

. . . . Der Preis ist äusserst billig, der Druck sehr angenehm und nicht augenverderbend, was bei Wörterbüchern besonders ins Gewicht fällt, die Zahl der Wörter geht nach Tausenden, die Aussprache ist jedesmal und leicht verständlich angemerkt. *(Westdeutsche Lehrer-Ztg.)*

. . . . Ein zweckmässiges und zugleich handliches Bildungsmittel, dem Zeitungsleser fast unentbehrlich. *(Eltern-Ztg.)*

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrags von (18462)

CARL WINTER's Universitätsbuchhandl. in Heidelberg.

Gratis und franko wird versandt: [18527]

Katalog 4: Deutsche u. französ. Litteratur, Geschichte, Kulturgeschichte u. Curiosa, Kunst, Klass. Philologie &c.

München, Müllerstr. 16. **Joh. Traber's Nachf.,** Antiquariat.

Deutsche Nähmaschinen

bester Qualitäten,

ausgestattet mit allen neuesten Erfindungen. Vollkommener Mechanismus, rasches Nähen, elegante Ausstattung, bescheidene Preise.

Keine Erhöhung bei Theilzahlung.

Kataloge und Versandt franko.

Reellste Bedienung.

Chr. N. Schad, München,

Hoflieferant, (13968)

Perusastrasse 11 ✲ Kaulbachstrasse 9.

☞ Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt über Neue Weihnachtsbücher 1897 aus Velhagen & Klasings Jugendschriften-Verlag in Bielefeld und Leipzig bei, auf den wir die Leser besonders aufmerksam machen. (18529)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 9. Dezember. Nummer 278.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Eine Kritik der neuen österreichischen Zivilprozeß-Ordnung. Von Dr. J. Tinzl. — Beitrag zur Geschichte des ersten etruskischen Tempelfundes bei Alatri. Von Scheller v. Erckheim. — Mittheilungen und Nachrichten.

Eine Kritik der neuen österreichischen Zivilprozeß-Ordnung.

Von Dr. J. Tinzl.

War das ein Jubel und Fanfarengeschmetter in der österreichischen Presse und im Parlament, als im Sommer 1895 die neuen österreichischen Zivilprozeß-Gesetze — damals allerdings erst die eigentliche Prozeßordnung, denn die Exekutionsordnung erblickte erst später und zwar verdientermaßen ohne jeglichen Sang und Klang, das Licht der Welt — verabschiedet wurden. Hiebei fiel ein beträchtlicher Theil der reichlich gespendeten Anerkennung auch für den Verfasser der Schlußredaktion des Gesetzes, den damaligen Universitätsprofessor und heutigen Sektionschef im Justizministerium, Dr. Franz Klein, ab, und selbst unser Altmeister Unger ließ sich in einem, unsres Erachtens nicht genugsam bewachten Augenblick hinreißen, denselben als den kommenden Mann zu bezeichnen, der dazu berufen erscheine, auch das österreichische Bürgerliche Gesetzbuch zu reformiren.

Auch die deutsche Fachliteratur blieb hiebei nicht zurück, ja hatte in dieser Richtung die österreichische schon zum guten Theile überholt, indem sie sich schon früher mit den Entwürfen des Gesetzes beschäftigt hatte. Unter den Lobrednern des Entwurfs verstieg sich Schneider im Augusthefte 1894 der „Preußischen Jahrbücher" sogar zur Behauptung, „daß der österreichische Entwurf bald der Gegenstand des Neides und dann später hoffentlich auch der Nachahmung im deutschen Rechtsgebiete sein werde.

Das laute Blätterrauschen im Lorbeerhain verstummte aber bald, und die österreichische Rechtswissenschaft und Praxis ging nun mit Eifer daran, sich in den Inhalt der neuen Gesetze zu vertiefen.

Es erschienen theils systematische Bearbeitungen des Gesetzes, so von Trutter, theils der Legalordnung angepaßte Kommentare, wie die von Neumann und Fürstl. Unter diesen hat zweifellos der Letztere den Vogel abgeschossen, weil sein Kommentar nicht bloß äußerst klar gehalten und den Bedürfnissen der Praxis sehr geschickt angepaßt ist, sondern in demselben auch in den einschlägigen Partien die sehr werthvolle und auch unser Gesetz vielfach aufhellende deutsche Spruchpraxis mitverarbeitet erscheint, und ferner weil Fürstl eine sehr glückliche Hand in der Lösung der vielen kontroversen Fragen bekundet. Das Werk hat auch den ins Gewicht fallenden Vorzug, daß es rechtzeitig erschienen ist, so daß jetzt schon darin wenigstens die ganze Prozeßordnung zum Studium bereit liegt, während die Fertigstellung des Neumann'schen Kommentars vorläufig noch nicht abzusehen ist. Auch die österreichische Praxis hat sich mit einer Hingebung in das neue Gesetzgebungswerk vertieft, deren sich die alte Prozeßordnung auch nicht zum zehnten Theile zu erfreuen hatte.

Wie bekannt, wurden und werden bei allen österreichischen Gerichtshöfen für die richterlichen Beamten obligatorische Vorträge über die neue Kodifikatur abgehalten, in welchen naturgemäß die Bedürfnisse der Praxis in erster Linie betont werden und welche auch durch die dem Vortrage folgende freie Diskussion aller Betheiligten eine allseitige Beleuchtung erfahren. Diese Einrichtung wurde auch von den österreichischen Advokatenkammern mehrfach adoptirt. So kam es, daß sich der gesammte österreichische Richter- und Anwaltsstand schon lange mit den neuen Prozeßgesetzen eingehend vertraut gemacht hat, und zwar nicht bloß der Noth gehorchend, sondern auch dem inneren Triebe, nachdem die österreichische Praxis in denselben die endliche Erlösung von dem qualvollen und geisttödtenden Formalismus des heute geltenden schriftlichen Verfahrens erblickt. Infolgedessen ist auch das Urtheil der Praktiker über die neuen Zivilprozeß-Gesetze heute schon zu einem gewissen Abschlusse gediehen. Hiebei muß nun leider betont werden, daß die Empfindung, welche sich unsrer Praktiker denselben gegenüber bemächtigte, keine ungemischte ist, sich im Gegentheil bedenklich auf die Seite der Enttäuschung neigt. Diese Stimmung beruht nun keineswegs in einem Gefühle der subjektiven Unzulänglichkeit gegenüber den neueren Aufgaben, da ja der österreichische Richter- und Anwaltsstand — wenn man, wie überall, auch hier, Galizien ausnimmt — hinter dem der fortgeschrittensten Länder in keiner Richtung zurücksteht, sondern hauptsächlich darin, daß derselbe an den neuen Prozeßgesetzen dasjenige, was Jhering „die Praktikabilität des Rechts" nennt, allzusehr vermißt. Wenn nämlich der Praktiker bei der Einführung eines neuen Gesetzes von solcher Tragweite, wie es eine Prozeßordnung ist, auch von vornherein geneigt sein wird, den Reibungsloesfizienten und den todten Kraftverbrauch sehr hoch anzusetzen, so erscheint das übliche Ausmaß des in dieser Beziehung zu Konzedirenden gegenüber der neuen österreichischen Prozeßordnung noch nicht ausreichend. Jedenfalls mußte es die Praxis, welcher die Verwirklichung des neuen Rechtsgedankens obliegt, nachdenklich stimmen, daß in dieser Prozeßordnung schon die Direktiven für die ersten und gewöhnlichsten Handgriffe, deren auch die platte Routine Herr werden muß, nicht in einer jeden Zweifel von vornherein ausschließenden Fixirung festgestellt erscheinen, sondern vielmehr den Gegenstand lebhafter Kontroversen bilden. So die Frage des Anwaltszwanges bei der sogenannten ersten Tagsatzung (§§ 27 und 239 Z.-P.-O.), welche erst nach eingehenden Diskussionen durch einen Machtspruch Kleins in dessen im letzten Winter an der Wiener Universität abgehaltenen Vorlesungen eine sehr anzweifelbare und mit den Prinzipien des Anwaltsverfahrens schwer vereinbare Lösung in negativem Sinne gefunden hat. So die Frage der Fristverlängerung für die Einbringung der Klagebeantwortung durch stillschweigende

Konnivenz der Gegenseite (§§ 145 und 393), wobei der Wortlaut des Gesetzes mit der Tendenz desselben, den Prozeßbetrieb in die Hände des Richters zu legen und die Ingerenz der Parteien möglichst auszuschließen, in eklatanten Widerspruch geräth, indem derselbe die Fristgewährung wiederum, wie jetzt, vollständig in das Belieben der Letzteren stellt. So die Frage nach dem im Kontumazialverfahren meritorisch zu Beachtenden (§§ 396 und 239); die Frage über die Zulässigkeit und den Umfang der im Berufungsverfahren vorzubringenden Neuerungen (§§ 467 und 468) u. s. w.

Ebensowenig ermuthigend konnte die Wahrnehmung wirken, daß der Motivenbericht den streitigen Gesetzestext nicht selten vollständig im Stiche läßt, oder daß darin gar eine disharmonische Erklärung geboten wird, und daß die Emendationen der parlamentarischen Prozeßausschüsse zu widersprechender Verarbeitung gelangten, was wiederum ein sehr zweifelhaftes Licht auf die vom österreichischen Parlament gewählte expeditive Berathungsmethode wirft. Beispiele all dessen enthält das nachher zu erwähnende Buch zur Genüge und sei hiemit der Abkürzung halber auf dasselbe verwiesen. Verblüffend weiter mußten einzelne sinn- und prinzipwidrige Bestimmungen in grundwesentlichen Punkten, als beispielsweise die Festsetzung einer 28tägigen Erfüllungsfrist (§ 409) wirken, welche mit der sonst vorgeschriebenen — namentlich im bezirksgerichtlichen Verfahren — geradezu galoppirenden Geschwindigkeit des Prozesses im schreienden Widerspruche steht und bei der wesentlichen Verkümmerung des Sicherungsverfahrens im Vergleiche zum gegenwärtig geltenden Rechte einen schweren Mangel bedeutet. Dieser Punkt findet gleichfalls in dem nachher zu besprechenden Werk, in einem der besten Kapitel, eine eingehende Erörterung.

Ein Beispiel legislativer Hülflosigkeit ist auch der § 60 der Jurisdiktionsnorm, welcher bloß die intrigante Kompetenzverschiebung nach oben im Falle einer zu hohen Bewerthung des Streitgegenstandes durch den Kläger verhindert, aber nichts verkehrt, wenn derselbe auf den naheliegenden Ausweg verfällt, sich zur alternativen Annahme einer exorbitanten Geldsumme bereit zu erklären. Eine Probe seltener gesetzgeberischer Kurzsichtigkeit ist auch die Lösung der Prozeßkostenfrage, wobei man vollständig übersah, daß auch außerhalb Wiens eine rechtsuchende Bevölkerung existirt, welche, wie namentlich in den Alpenländern, oft und wiederholt mehrere Tagreisen daran wenden muß, um einen Anwalt am Sitze eines Gerichtshofes zu erreichen, wofür ihr eine Entschädigung ausdrücklich versagt ist (§ 42). Das stolze Schiff findet also seine Bemannung in einer nichts weniger als herausfoedernden Stimmung vor, dieselbe mustert vielmehr mit ziemlichem Mißtrauen die Galere, der sie sich zu glücklicher Fahrt anvertrauen soll. Diese Stimmung dürfte im allgemeinen in der Stelle aus Iherings „Geist des römischen Rechts“ (erster Theil, § 3, 2, IV) annähernd genau umschrieben sein. „Nichts ist verkehrter, als ein Recht gleich einem philosophischen System bloß von Seiten seines geistigen Gehaltes, seiner logischen Gliederung und Einheit zu beurtheilen. Möge es unter diesem Gesichtspunkt immerhin als Meisterstück erscheinen, so ist doch damit über seinen wahren Werth noch in keiner Weise entschieden; letzterer liegt in seinen Funktionen, d. h. in seiner praktischen Brauchbarkeit. Was nützt es, daß eine Maschine den Eindruck eines Kunstwerkes macht, wenn sie als Maschine untauglich ist? Man sollte nun glauben, daß dieser funktionellen Seite des Rechts die gebührende Beachtung nie hätte entgehen können. Und doch finden wir nicht selten das Gegentheil.“

Während diese Stimmung der Praxis bis jetzt in der Hauptsache eine latente geblieben ist, erhebt sich allgemach auch manch gut gewappneter Geselle von der Bank der Zweifler, manch feiner Gebietiger im Reiche des juridischen Scharfsinnes, um das Werk auch nachdrücklich und laut zu „schelten“. In dieser Richtung ist soeben ein Werk von Dr. Berthold Beck, „Zehn Abhandlungen zum neuen österreichischen Zivilprozeßrecht“,[1]) erschienen, welches zweifellos in der österreichischen Jurisprudenz große Beachtung finden wird und auch wohl beanspruchen darf. Der anspruchslose Titel läßt in keiner Weise ahnen, was hinter dem Buche steckt, und auch die Erklärung des Vorworts, „daß darin der Versuch unternommen werde, wichtige Theile des neuen Zivilprozeßrechts dogmatisch darzustellen“, verhüllt theilweise die Idee und Tendenz des Buches. Denn wenn auch die Form der dogmatischen Darstellung gewählt erscheint, so hat Dr. Beck hauptsächlich jene Materien zum Vorwurf genommen, welche in der neuen österreichischen Zivilprozeßordnung eine verfehlte oder eine ungenügende Kodifizirung erfahren haben, um in der letzten Abhandlung mit einem allgemeinen und zusammenfassenden Urtheile über das neue Prozeßgesetz zu schließen. Das Werk ist demnach seinem Grundton nach ein durchaus kritisches. Hiebei hat Dr. Beck jene Partien der Prozeßordnung außer acht gelassen, deren verfehlte Konstruktion auch für das oberflächliche Studium sofort augenfällig zutage liegt und wovon wir bereits einige Proben gegeben haben, und hat sich mehr auf eine kritische Behandlung jener Bestimmungen beschränkt, welche eine eingehende Untersuchung, eine gründliche Vergleichung mit den gegenwärtig geltenden Prozeßgesetzen und eine Vergegenwärtigung der praktischen Konsequenzen bis in die letzten Details erfordern. Die Untersuchung ist mit außerordentlichem Scharfsinn, mit vollständiger Beherrschung des dogmatischen und rechtshistorischen Materials und mit einem nicht gewöhnlichen Blick für die praktischen Bedürfnisse des Rechtslebens geführt.

In dem Werke gelangen nachstehende prozeßrechtliche Materien zur Darstellung: 1. Das Verfahren über die Einrede der Gegenforderung. 2. Die Beweisbefreiung nach § 273 Z.-P.-O. und ihr Anwendungsgebiet. 3. Schuldanerkennung und Anspruchsverzicht vor Gericht. 4. Die Berufung. 5. Die Revision. 6. Der Rekurs. 7. Die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand. 8. Das Verfahren in Wechselstreitigkeiten. 9. Die Anordnung einstweiliger Verfügungen und die Rechtfertigungsklage. 10. Anlage, Ausbau und Sprache der Prozeßgesetze.

Es erscheint selbstverständlich nicht möglich, den reichen Inhalt des Werkes an dieser Stelle auch nur annähernd zu erschöpfen, einige Stichproben daraus sollen genügen. In der ersten Abhandlung: „Das Verfahren über die Einrede der Gegenforderung“, erfährt der monströse § 96 der neuen Jurisdiktionsnorm, welcher das Gebiet der Widerklage und folgemäßig auch den Anwendungsbereich der Kompensationseinrede in geradezu absurder Weise einschränkt, eine einschneidende Kritik insbesondere nach seinen praktischen Konsequenzen. Nach Inhalt desselben kann nämlich beispielsweise einer bei einem Gerichtshofe eingebrachten Klage auf Zahlung eines Betrages von 501 fl. nicht die Einrede einer, wenn auch liquiden, Gegenforderung von 500 fl. und darunter entgegengesetzt werden, während den bei den Bezirksgerichten eingebrachten Klagen auf Zahlung eines Betrages unter 500 fl. Gegenforderungen über 500 fl. anstandslos eingewendet werden können. Ebenso können Einreden aus Gegenforderungen, welche, mit Klage eingebracht, zur allgemeinen Gerichtsbarkeit eines Gerichtshofes erster Instanz gehören würden, vor einem Handels- und Seegerichte oder vor einem handels- oder bergrechtlichen Senat eines Gerichtshofes als Prozeßgericht erster Instanz nicht zugelassen werden. Die Konsequenzen einer solchen Kompetenz-

1) Wien 1898, Verlag von Moritz Perles.

Digitized by Google

bestimmung für den Rechtsverkehr liegen ohne weitere Bemerkung offen zutage. Dr. Beck weist nun nach, daß der berufene § 96 der Jurisdiktionsnorm einfach aus dem § 33 Absatz 2 der deutschen Reichszivilprozeßordnung abgeschrieben wurde, ohne Bedachtnahme darauf, daß in letzterer in den §§ 38—40 die Vereinbarung über die Zuständigkeit der Gerichte, auf welche der erwähnte § 96 rekurrirt, einen viel weiteren Umfang hat, als der entsprechende § 104 der österreichischen Jurisdiktionsnorm.

Die zweite Abhandlung: „Die Beweisbefreiung nach § 273 Z.-P.-O. und ihr Anwendungsgebiet", ist in der Hauptsache dem höchst interessanten Nachweise gewidmet, daß durch die Einführung der neuen Zivilprozeßordnung für den Schadenersatzprozeß in Oesterreich bei einem entsprechenden Verständniß des Richter- und Anwaltsstandes bessere Tage anbrechen werden, während dieses Gebiet bisher für die Austragung delikater Fälle vollkommen steril war.

In der Abhandlung VI bespricht Dr. Beck den Rekurs, dessen Behandlung im österreichischen Gesetze auch an sehr wesentlichen Gebrechen leidet. So bemängelt er daran, daß die Frage der Zulässigkeit desselben nicht genügend klargestellt ist und daher immer eine der streitigsten Partien der Prozeßordnung bilden werde; daß die einschlägigen Bestimmungen geradezu geeignet seien, zu einer Justizverweigerung zu führen (§§ 475 Abs. 3 und 484 Abs. 3 Z.-P.-O.). Namentlich aber rügt er nachdrücklich, daß für Besitzstörungsstreitigkeiten, in welchen in Cisleithanien im Jahre 1890 allein 10,296 kontradiktorische Entscheidungen gefällt wurden, der bisher zulässige außerordentliche Revisionsrekurs an den Obersten Gerichtshof gegen zwei gleichlautende Entscheidungen nunmehr ausgeschlossen erscheint, was eine um so einschneidendere Verkümmerung der Rechtshülfe auf einem so außerordentlich umfangreichen Prozeßgebiete bedeutet, als jetzt als zweite und sohin eventuell definitiv entscheidende Instanz nicht mehr die Oberlandesgerichte, sondern die Gerichtshöfe erster Instanz fungiren.

In recht ergötzlicher Weise deckt Dr. Beck auch die Entstehungsgeschichte der sich vollständig widersprechenden §§ 520 und 528 Z.-P.-O. auf, von denen der erstere bestimmt, daß Rekurse beim Gerichte, dessen Beschluß angefochten werde, erhoben werden müssen, also eventuell auch beim Gerichte zweiter Instanz, während nach der letzteren Bestimmung Rekurse gegen die gleichlautende Entscheidung zweiter Instanz, welche also auch bei der letzteren eingebracht werden, vom Gerichte erster Instanz von Amts wegen zurückzuweisen seien. Der § 520 ist nämlich dem § 345 der trefflichen Zivilprozeßordnung für Bosnien und Herzegowina, welche am 1. September 1883 dort eingeführt wurde, entnommen, jedoch wurde hiebei unbegreiflicherweise übersehen, daß diese Prozeßordnung nur zwei Instanzen kennt, so daß die Rekurse derselben trotz dieser Fassung immer bei der ersten Instanz einzubringen sind, während diese Fassung bei der Aktivirung dreier Instanzen nothwendig einen Widersinn enthalten muß. Dr. Beck hat in seinem Werke auch die ausgiebige geheime Anleihe aufgedeckt, welche bei der geistigen Finanzirung der vorliegenden Prozeßgesetze bei der erwähnten Zivilprozeßordnung für Bosnien und Herzegowina aufgenommen wurde, und er hat die Malice, im Anhange eine vergleichende Zusammenstellung der daraus „zumeist bis zur Wortgleichheit" — diese Worte sind fett gedruckt — entlehnten Paragraphen zu geben.

In der achten Abhandlung ist das Verfahren in Wechselstreitigkeiten behandelt, dessen Regelung in der neuen Zivilprozeßordnung im Vergleiche zu der heute geltenden einen erheblichen Rückschritt bedeutet, so daß eine Reaktion der Verkehrswelt wohl schwerlich lange ausbleiben dürfte. Die Hauptmängel dieses Verfahrens sind die Vorschrift, welche die Echtheitsprüfung des Wechsels auf dem Amtswege vorschreibt (§ 557), die offen gelassene Möglichkeit, in den Einwendungen nicht geltend gemachte Umstände in den mündlichen Verhandlungen, ja sogar noch in der Berufungsinstanz vorbringen zu dürfen, das Entfallen der mit der Justizministerialverordnung vom 25. Januar 1850 eingeführten Spezialprozedur für die Wechselklage und die Nothwendigkeit der Gefahrenbescheinigung, um eine exekutive Sicherstellung des Anspruchs zu erlangen, was in den meisten Fällen die Versagung jeder mittlerweile stattfindenden Versicherung zur Folge haben muß.

In der Abhandlung IX, die Zuständigkeit der Gerichte für die Anordnung einstweiliger Verfügungen und für die Rechtfertigungsklage, wird das Ungenügen der diesfälligen Bestimmungen, namentlich des vom Gesetze für die häufigsten Fälle erzwungenen Einschreitens zweier Gerichte, die Aufhebung eines besonderen Gerichtsstandes für die Rechtfertigungsklage und endlich die verfehlte Konstruktion des Verbots auf Forderungen gerügt, welche den Gläubiger unter Umständen zwingt, die Rechtfertigungsklage bei dem Gerichte eines fremden, vielleicht überseeischen Staates zu überreichen, eine Konsequenz, „für die," wie Dr. Beck ganz richtig bemerkt, „namentlich der österreichische Exporthandel der Gesetzgebung nicht Dank wissen werde".

Diese Stichproben mögen genügen, um zur Lektüre des Werkes anzuregen, das mit scharf kritischen Ausführungen zu den einzelnen Gesetzesbestimmungen geradezu gespickt ist.

Weitaus die interessanteste Abhandlung ist die letzte, welche sich mit der Anlage, dem Ausbau und der Sprache der Prozeßgesetze in abschließender Weise beschäftigt. An der Anlage des Gesetzes vermißt Dr. Beck mit Recht eine konsequente Durchführung der leitenden Prinzipien, nachdem die prinzipielle Ausgestaltung eingestandenermaßen fortwährend durch Zweckmäßigkeitsgesichtspunkte durchbrochen wird.

Dies hat zur Folge, „daß die österreichische Zivilprozeßordnung zu einem Aggregat anormaler Bestimmungen geworden ist, von denen jede einzelne bei ihrer Anwendung auf ihr Gebiet beschränkt werden muß; daß die analoge Anwendung der prozessualen Rechtsregeln auf Thatbestände, für die es im Gesetze an einer Festsetzung fehlt, mit Sicherheit nicht geschehen kann und daß endlich die Prozeßgesetze kasuistisch formulirt werden mußten und deßhalb für unsre rastlose Zeit, die unaufhaltsam neue, von den Gesetzen zu bewältigenden Thatbestände schafft, nicht lange ausreichen werden." Der Systematik der neuen Zivilprozeßordnung legt Dr. Beck zur Last, daß sie das Lehrbuch mit dem Gesetzbuch und den Gerichtssaal mit dem Hörsaal verwechsle, indem dieselbe im wesentlichen die Systematik eines Lehrbuches angenommen habe, welcher sie aber selbst fortwährend wieder untreu werde, daher es, wie er des weiteren ausführt, schwerfallen werde, den Richter- und Anwaltsstand zu verpflichten, „in jedem Augenblick der Streitverhandlung den ganzen verwickelten, im einzelnen seiner eigenen Systematik untreuen Aufbau des Prozeßrechtes sich gegenwärtig zu halten und im Wege der Verknüpfung der allgemeinen Theile mit den besonderen, das Gesetz, wie es die mündliche Verhandlung erfordert, sofort rasch und gefahrlos in Anwendung zu bringen".

Eine gründliche Verurtheilung erfährt bei Dr. Beck auch die Fassung der Einführungsgesetze, indem dieselben nicht transitorische Einführungs-, sondern definitive Lückenbüßergesetze seien, „Asyle für obdachlose Prozeßnormen, im systematischen Geiste der lex Aquilia gedacht, unter dem Namen von Einführungsgesetzen erlassen, aber in ungehöriger Weise dazu benutzt, Mängel der Prozeßgesetze zu sanieren, um endlich mit ihren aus dem Zusammenhang gerissenen und versteckten Einzelbestimmungen selbst zu einer Gefahr für die Rechtsanwendung zu werden".

Zum Schluß befaßt sich Dr. Beck auch in eingehender Weise mit der Terminologie und Sprache des Gesetzes, wobei er mit Recht die Wichtigkeit der Aufstellung einer einfachen und streng festgehaltenen Terminologie für die Präzision des Ausdrucks in der mündlichen Verhandlung, für die Protokollirung und für den Verkehr zwischen den Prozeßparteien und dem Gerichte nachdrücklich betont. Er weist nun auch in dieser Richtung dem Gesetze vielfache Mängel nach, indem es demselben an einer einheitlichen Terminologie vielfach gebricht, die Konzipirung der Paragraphen mitunter verworren, komplizirt und schwerfällig ist und auch eine vollständig ungeeignete Ausdrucksweise nicht selten darin vertreten erscheint. In letzterer Beziehung zieht er die Sprachweise des § 196 heran, welcher die Prozeßparteien berechtigt, die richterlichen Amtshandlungen zu „rügen", und er bemerkt hiebei äußerst zutreffend, daß „Rügen" wohl ungezogene „Schulknaben, nicht aber Gerichte von den Prozeßparteien empfangen sollen und daß es wohl Rügegerichte, nicht aber von den Parteien gerügte Gerichte geben dürfe".

Die Sprache des neuen Prozeßgesetzes definirt Dr. Beck folgendermaßen: „Die allgemeine Gerichtsordnung zeichnet sich durch eine naive, lapidare Ausdrucksweise aus, das allgemeine Bürgerliche Gesetzbuch durch seine keusche, vornehme Sprache, die Strafprozeßordnung durch scharf zugespitzte Gesetzesbefehle, den neuen Zivilprozeßgesetzen zu eigen ist die innige Verbindung der nicht scharfen, sondern schroffen norddeutschen Redeformen mit dem langathmigen, unklaren Amtsstil der österreichischen Verwaltungsbehörden." Eine Vergleichung der deutschen Reichs-Zivilprozeßordnung mit der vorliegenden österreichischen in sprachlicher Beziehung muß tief zu ungunsten der letzteren ausfallen. Die letztere hat nämlich die konzise und prägnante Ausdrucksweise der ersteren ganz ungebührlich in die Breite gequetscht, wobei sich leider auch die biblische Verwünschung: in multiloquio non deerit peccatum vielfach erfüllt. Oder mit anderen Worten: die deutsche Reichs-Zivilprozeß-Ordnung entspricht ihrem Idiom nach der strammen gemessenen Haltung des Norddeutschen, die österreichische dem saloppen, schlenderhaften Gehaben des Oesterreichers.

An krassen Versündigungen gegen das korrekte deutsche Idiom ist unsre Prozeßordnung auch im einzelnen nicht arm. Es wimmelt von Ausdrücken wie: Beachtlichkeit, Anerkenntniß, das Ergebniß einer Verhandlung „zu gerichtlichem Protokollstellen" u. s. w., und Konstruktionen, wie die Titelüberschriften zu den §§ 394 und 395 als: „Urtheil auf Grund von Verzicht" oder gar „Urtheil auf Grund von Anerkenntniß" sind zweifellos derart, daß sich dadurch auch der intransigenteste Tscheche ungemein wohlthuend angeheimelt finden muß. Angesichts solcher Insultirungen des deutschen Sprachgenius gebricht es auch unter der Herrschaft der neuen Prozeßordnung an der Berechtigung, über die sattsam bekannten „Nothdurftsverhandlungen" der alten zu witzeln. Man hat also auch in dieser Beziehung die Warnung des Abgeordneten Treuinfels anläßlich der Debatte über das neue österreichische Strafgesetz, „daß Gesetze in hervorragender Weise zu den Sprachdenkmälern eines Volkes gehören und demnach auch in dieser Richtung die vollste Aufmerksamkeit erheischen", gänzlich in den Wind geschlagen.

Wenn man also zum Schluß nochmals resumirt, so kann man dem Beck'schen Buche das Verdienst in keiner Weise versagen, daß es wesentliche Gebrechen der neuen österreichischen Prozeßordnung bloßlegt und es wäre nur zu wünschen, daß ein ebenso dialektisch veranlagter Kopf auch die Exekutionsordnung nach ihrer juridischen und nationalökonomischen Seite in scharf kritische Behandlung nehme. Leider steht zu befürchten, daß sich die Lust hiezu schwerlich finden wird, so groß auch die Ausbeute hiebei sein würde. Denn die neue Exekutionsordnung kann sich mit ihrem ausgesprochenen Bestreben, den Schuldner möglichst gegen den Gläubiger zu schützen, wobei aber regelmäßig in unbewußt raffinirter Weise Beide zu Schaden gebracht werden, mit ihrem Real-Exekutionsverfahren, welches mit seiner kasuistischen Ausgestaltung, mit seiner Verschwendung von Rechtszeremonien, mit seiner Schwerfälligkeit und Kostspieligkeit seinesgleichen nicht hat, mit ihrer Fülle von agrarischen und nationalökonomischen Schlaglichtern, welche durchweg an der unrichtigen Stelle aufgesetzt sind, mit der alten Exekutionsordnung auch nicht annähernd messen und widerspricht den Anforderungen des modernen Verkehrs nach einer raschen, sichern und billigen Realisirung des Anspruchs in einem Grade, daß es nicht wundernehmen kann, wenn das abfällige Urtheil über dieselbe in Oesterreich fast allgemein geworden ist und wichtige Stimmen dahin laut werden, die Aktivirung derselben wenigstens vorläufig zu sistiren, was, nebenbei bemerkt, auch das beste Mittel wäre, um sie aus dem neuen Gesetzgebungswerke allgemach ganz auszuschalten.

Der Werth solcher Werke, wie das vorliegende, namentlich wenn die darin vertretene kritische Anschauung von der Stimme der Praxis unterstützt wird, ist in keiner Weise zu unterschätzen. Denn dadurch wird einmal verhindert, daß die Enunziationen der bei der Redaktion des Gesetzes betheiligten Fachmänner jenes kanonische Ansehen erlangen, welches beispielsweise dem Kommentar Zeitlers über das österreichische bürgerliche Gesetzbuch in wohlverdientem Maße zutheil geworden ist.

Das Verdienst derselben schätzt Dr. Beck ziemlich niedrig ein mit den Worten: „Der österreichische Reichsrath hat den Beweis erbracht, daß ihm das Verständniß für die Durchführung großer gesetzgeberischer Reformen nicht fehle, wohl aber hat die Justizverwaltung alle Ursache, eine sorgfältige kommissionelle Ausarbeitung ihrer Vorlagen in die Praxis wieder einzuführen." Hiedurch würde aber auch die Ausbildung einer palliativen Interpretation und Praxis abgeschnitten, welche die klaffenden Bruchstellen des Gesetzes zu verkleistern sucht und damit naturnothwendig den Keim des Siechthums in dasselbe bringt, und es würde der Weg für die Sanirung der Mängel des Gesetzes offen gehalten, der wohl nur darin bestehen kann: mit einer kleinen Selbstüberwindung möglichst rasch innere Einkehr zu halten und die Gebrechen des Gesetzes, welche in der Praxis wohl in kurzer Zeit fühlbar zutage treten werden, im Wege einer durchgreifenden Reform zu beseitigen.

Beitrag zur Geschichte des ersten etruskischen Tempelfundes bei Alatri.

In seiner „neunten durchgesehenen Auflage des Grundrisses der Kunstgeschichte" (1881) mußte Wilhelm Lübke noch in den einleitenden Bemerkungen zur etruskischen Kunst schreiben: Daß die Etrusker einen Tempelbau hatten, würden wir nicht wissen, wenn es uns nicht durch schriftliche Nachrichten, namentlich durch Vitruvs Zeugniß bestätigt wäre.

Einem Zufalle verdankt die archäologische Forschung die erste Lüftung des Schleiers, der über der Existenz von Stätten des Götterkultes bei jenem hochinteressanten, frühe entwickelten Volke schwebte, wie auch die handgreifliche Bestätigung der spärlichen Angaben bei den antiken Autoren über Art und Gestaltung eben jener Kultstätten.

Jenem Zufalle und dem weitsichtigen Scharfsinne eines deutschen Architekten danken wir die Auffindung der ersten Reste und Trümmer einer etruskischen Tempelanlage, der

dann in rascher Folge weitere Funde sich anschlossen, nachdem der Forschung die Wege gewiesen und der Fingerzeig gegeben war, wie und wo mit Aussicht auf Erfolg einzusetzen.

Im Sommer des Jahres 1882 war der Regierungs- und Baurath Robert Bassel im Auftrage der deutschen Regierung in Alatri, dem antiken Aletrium im Hernikerlande, mit einer eingehenden Untersuchung der Wasserleitung des Betilienus Varus beschäftigt und stieß bei Abteufungen auf antike Fragmente, Terrakotten, Ziegel und ornamentirte Platten. Des Glückes blindes Walten hatte Bassel zu einer namhaften Entdeckung geführt und ihm die epochemachende Auffindung der ersten etruskischen Tempelanlage in den Schoß geworfen, der Intelligenz des deutschen Fachmanns die Werthschätzung und Nutzbarmachung der Entdeckung überlassend. 4 Jahre später war Regierungsrath Bassel bereits in der Lage seinen Fund der Kulturwelt mundgerecht zu präsentiren, d. h. eine auf sorgfältiges Studium basirende Rekonstruktion der etruskischen Anlage im „Zentralblatte der Bauverwaltung" zu veröffentlichen.

Weitere 3 Jahre verstrichen, ehe die Ausgrabung des Tempels und die Bergung der antiken Reste seitens des kaiserlichen deutschen Instituts zu Rom auf Betreiben Bassels hin in Angriff genommen wurde — weder die italienische Regierung, noch die italienische Wissenschaft hatte bis dato sich gemüßigt gesehen, der Entdeckung ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Jetzt aber, nach Ueberwindung der Schwierigkeiten und Verrichtung der mühsamen Arbeit durch deutsche Gelehrte, legte man seitens der Verwaltung delle Antichità naturgemäß Hand auf die materiellen Resultate deutscher Forschung und brachte die ans Tageslicht geförderten Schätze an Terrakotten und anderweitigen Trümmerstücken in Sicherheit und vorderhand in der neuerdings für solche Zwecke hergerichteten Villa des Papa Giulio vor der Porta del Popolo zu Rom unter.

Unabhängig von den Vorarbeiten des Regierungsraths Bassel, ganz im stillen, vielleicht, um sich nicht von bewährteren Fachleuten den Rang ablaufen zu lassen, machte sich sodann der Conte Cozza, der Urheber des Entwurfs für das Nationaldenkmal Viktor Emmanuels mit der Beihülfe Barnabei's, des Ministerialdirektors delle Antichità ans Werk und schuf im Hof der erwähnten Villa eine Nachbildung des Tempels von Alatri in natürlicher Größe.

Ob die bedeutenden Kosten, welche die zum größeren Theil auf immaginärer Kombination beruhende Arbeit verursacht hat, durch den wissenschaftlichen Werth des ohne Zuhülfenahme der aufgefundenen Fragmente, die ihrerseits in der Cella einen Platz erhalten haben, rekonstruirten Monuments aufgewogen werden, bleibe dahingestellt oder wenigstens so lange eine offene Frage, bis eine berufenere Feder demnächst in einem wissenschaftlichen Fachblatte dieselbe ventiliren, sach- und fachgemäß objektiv beleuchten wird. An dieser Stelle soll aber das wider besseres Wollen unter den Scheffel gestellte Licht zur Würdigung gebracht und das Verdienst der deutschen Gelehrten betont, nachdrücklichst betont werden, das italienische Mißgunst in Vergessenheit zu bringen sich augenscheinlich angelegen hat sein lassen. Jenes Beispiel, wenn auch klassisch, ist übrigens weniger vereinzelt, als man anzunehmen sich gemüßigt sieht, wenn man der Lauterkeit der italienischen antiquarischen Bestrebungen im allgemeinen Rechnung trägt. Für viele ähnliche hier noch ein weiteres typisches Beispiel der Ausnutzung fremden Verdienstes: Ein privater Alterthumsforscher, der in Rom wohlbekannte Graf Tyciewicz polnischer Nationalität, hatte bei dem festen Platze Conca in den pontinischen Sümpfen, halbwegs zwischen Rinfa und Nettuno, vor 2 Jahren antike Fragmente einer Tempelanlage entdeckt und aus seither unträglich gewordenen Zeichen ihren etruskischen Ursprung entnommen, eine Annahme, die sich auch durchaus bewahrheitete. Der oben genannte Barnabei, von den Resultaten der privaten Forschung einmal benachrichtigt, zögerte nicht, die betreffenden Ausgrabungen ins Werk zu setzen und mit kühner Uebergehung des Entdeckers das rühmliche Verdienst der Wiedergewinnung untergegangener baulicher Monumente auf seine eigene Rechnung zu stellen, eine That, die allerdings seinerzeit bereits in französischen Blättern Gegenstand lebhafter Debatte geworden und von verständiger, objektiver Feder in die richtige Beleuchtung gebracht worden ist. —

Wie schon eingangs erwähnt, haben sich die etruskischen Tempelfunde seit 1882 in steter Folge gemehrt und in entsprechendem Maße hat sich die Kenntniß ihrer Gestaltung und Verhältnisse vervollkommnet. So besitzt Berlin die Trümmer und Fragmente einer etruskischen Kultstätte aus Ceri, während die Sammlungen der Villa des Papa Giulio um die bedeutenden Funde aus Falerii bereichert worden sind. Auf der anderen Hand sind, seit Linke die restaurirte Ansicht eines etruskischen Tempels nach Semper veröffentlichen und Bassel seiner rekonstruktiven Arbeit im Zentralblatt der Bauverwaltung die wahrscheinlichen Maße seiner Entdeckung zugrunde legen konnte, bedeutende weitere Klarstellungen möglich gemacht worden, von denen ich nur prinzipielle und vornehmliche an dieser Stelle erwähnen will: die typischen aufgewulsteten Säulenbasen, die Anordnung der Stirnziegeln in Sima, die typischen Figuren des Eck-Akrostichon, das Treppenhaus hinter der Cella, das wahrscheinlich den Weg zum Dache vermittelt und zu geheimnißvollem Hokuspolus der Priester, als eine Art Dunkelkammer, Verwendung gefunden haben mag.

Gleich dem griechischen Tempel ging der etruskische von einem Holzbau aus, kam aber nur theilweise zur Ausbildung in festerem Material: sein ganzer Oberbau behielt die Holzkonstruktion bei, deren einzelne Glieder eine reiche Verkleidung von Terrakottenplatten erhielten. So sind uns zahlreiche, fein ornamentirte und in den drei Farben kolorirte Deckplatten des Geison, wie des Triglyphon erhalten, wie auch die interessanten Stirnziegeln zur Verkleidung der Balkenköpfe aus verschiedenen Perioden, deren aufgekrümmte Theile bei den ältesten Stücken weibliche oder Medusenmasken aufweisen, gerade groß genug, um die Balkenköpfe zu verbergen, bei neueren Stücken aber ganze Figuren, und zwar einen Mann (Barbaren?) mit Mütze und zwei Fackeln, oder die persische Artemis mit Calathus und zwei Panthern, endlich die Simaziegeln gewöhnlicher Art mit ihrer Bleifüllung, vorspringenden Nase und auf der oberen Fläche eingesalzten, durchbrochenen Mäanderleiste mit freier Blattlante.

Wenn man auch zugeben muß, daß der Hypothese bedeutender Spielraum geblieben ist, so erscheinen doch einige Anordnungen der Cozza-Barnabei'schen Nachbildung selbst dem Laien unverständlich und widersinnig: die Säulenhalle auf der Rückseite des Tempels, an Stelle des Dunkelraumes oder Treppenhauses, die ungenügende partielle Verkleidung der Holzkonstruktion, schließlich die augenfällige Verwechslung von Hängegliedern und Tragegliedern innerhalb der Deckplattenordnung. — Möge es ernster und sorgsamer deutscher Arbeit beschieden sein, diese Räthsel zu lösen, die offene Frage befriedigend und streng aktuell zu beantworten, ebenso wie es ihr gelungen ist, den undurchdringlichen Schleier, der bis vor 15 Jahren über dem etruskischen Tempelbau lagerte, zu zerreißen.

Rom, im November 1897.

Scheller v. Erckheim.

Mittheilungen und Nachrichten.

-e. **Betrachtungen über die Transvaalfrage und die Verstimmungen zwischen Deutschland und England.** Von Va. (Berlin, Dietrich Reimer.) — Wir weisen auf diese kleine Broschüre, die in höchst klarer und dabei energischer Weise den deutschen Standpunkt in der Transvaalfrage gegenüber der englischen Anmaßung zum Ausdruck bringt, unsre Leser ausdrücklich hin. Der Verfasser geht dann weiter geschichtlichen Gesichtspunkten aus, um die Gründe der Spannung nachzuweisen, die jetzt zwischen Deutschen und England besteht, und benutzt dann die Transvaalfrage und das Verhalten der Engländer gegenüber der freien Burenrepublik als kontrastes Beispiel für die Vorzüge der Gefahr, welcher der Weltfriede durch das britische „Selbstbewußtsein" ausgesetzt ist. Trotz der deutlichen Sprache, namentlich gegenüber der englischen Presse, ist die kleine Schrift noch der Absicht erfüllt, die bestehende Entfremdung zwischen uns und dem stammverwandten Volk nicht zu vergrößern, sondern zu einer Hebung der Mißstimmung durch Aufklärung der Thatsachen beizutragen.

Z. **Geographische Gesellschaft zu München.** In der geschlossenen Sitzung im Kunstgewerbehaus am 24. November besprach Hr. Roman Oberhummer jun. in Anwesenheit Sr. kgl. Hoh. des Prinzen Ruprecht die Vogelwelt der asiatischen Türkei an der Hand seiner ornithologischen Sammlung, welche im Laufe des Nachmittags von einer großen Anzahl von Damen und Herren besichtigt und von J. kgl. Hoh. Prinzessin Therese mit einem längeren Besuch beehrt wurde. Der Redner betonte, daß Syrien und Kleinasien ein überaus reichhaltiges zoologisches Material bieten, ja Palästina geradezu ein Eldorado für den Ornithologen genannt werden kann. Von den beschneiten Höhen des Hermon, auf denen er von Schneefinken und andere hochalpine Vögel findet, blickt er hinab auf den See von Hule, in dessen Sümpfen der Flamingo und der Pelikan fischen, an den Küsten wimmelt es von mediterranen Arten, die von Griechenland und Nordafrika kommen; überschreitet er den Jordan, so treffe er wüstenhafte Wüstenformen, in der Bekâ'a und Gutha stößt er auf heimathliche Bekannte, einige Tagereisen südlich am Todten Meer begegnen ihm herrliche Vertreter tropischer Familien. Es gehören von den 350 bisher in Palästina nachgewiesenen Vogelarten allerdings mehr als 270 der paläarktischen Zone an, nur 40, welche sich theils im unteren Jordanthal und am Todten Meere, theils in den Bergen und Wüsten von Arabin petraea finden, sind zur äthiopischen Fauna zu rechnen. Dazu kommen 7 indische Formen und 30 Spezies, welche dem heiligen Lande eigenthümlich zu sein scheinen. — Die Vögel waren sämmtlich gruppenweise geordnet und machte die lebenswahre Aufstellung der meist tadellosen Exemplare der Firma Hensolee, welche den größten Theil der Bälge präparirt hatte, alle Ehre. Da hier auf das Einzelne nicht eingegangen werden kann, seien nur die für Türkisch-Asien charakteristischen Arten erwähnt. Unter den Drosseln sahen wir die südliche Blaudrossel (monticola cyanus), unter den Steinschmätzern den bei uns unbekannten saxicola lugens und den isabellfarbigen Steinschmätzer, welcher in Europa nur in Südrußland vorkommt, in Kleinasien und Palästina aber wohl der gemeinste aller Sperlingsvögel ist. Beachtenswerth erschien uns unter den Sängern die schmucke östliche Laubnachtigall (hedon familiaris), unter den Meisen die Beutelmeise (aegithalus pendulinus). Ein echter Palästinavogel ist erythropus chalybaeus, die Palästinawüsten-Lärmdrossel, aus der trostlosen Einöde von Jericho. Stelzen, Spechtmeisen, Würger, Schwalben, Kernbeißer, Finken, Gimpel, Ammern und Lerchen bildeten bunte Gruppen, bei denen wir außer unsern einheimischen Bekannten einer Anzahl von Lokalformen aus den kleinasiatischen und syrischen Bergen und Steppen begegneten. Unser farbenprächtigster, edelmüthiger Alpenspecht, den Redner wiederholt aus der Kufsteiner Gegend erhielt, wurde auch in Palästina seine Beute. Thiergeographisch war besonders der Palästina-Honigsauger (cynyris osea) bemerkenswerth, da von den 135 bis jetzt bekannten Arten der rein tropischen Familie der Honigsauger dies die einzige ist, welche so weit nach Norden reicht. Auch der bei Damaskus häufige Pirol, sowie der Bulbul der Araber (pycnonotus xanthopygus), der in großer Menge in den Küstenebenen zwischen Gaza und Sidon brütet, fehlten nicht. Unter den Staaren trafen wir den schmucken Rosenstaar (pastor roseus), sowie den erst vor wenigen Jahrzehnten von Tristram beim Kloster Mar. Saba entdeckten scheuen Felsenstaar (onmydeus tristrami), den der Jäger bei Ain-Feschkab erlegte. Sehr gut waren die Krähen vertreten, neben dem mächtigen Kolkraben gehörten dieser Gruppe die Saat- und Nebelkrähe, die Dohle und Elster, die rothschnäbelige Alpenkrähe und die gelbschnäbelige Alpendohle an, welche beide im Taurus vereint brüten, ferner der Tannen- und Nußhäher, sowie drei Varietäten des letzteren aus Palästina, Kleinasien und dem Kaukasus. Von Spechten enthielt die Sammlung außer dem Schwarz-, Grau- und Grünspecht den großen und kleinen Buntspecht (dendrocopus minor), den Weidehals, einen Blutspecht aus Syrien und den Hellenenspecht aus Anatolien. Enten erfreuten sich in vier Gruppen die schillernden Eisvögel, unter ihnen der tropische Smyrna-Krabbenstecher (halcyon smyrnensis), die bunten Mandelkrähen und drei Spezies der herrlichen Bienenfresser, nämlich merops apiaster, persicus und viridis, sämmtliche aus dem heiligen Lande, wo sich gemeinsam mit dem schwer zu erbeutenden Häherkuckuck auch unser einheimischer cuculus canorus, sowie der Wiedehopf findet. Von den großen Geiern und zahlreichen Adlern, welche die asiatische Türkei bewohnen, erregten der Mönchs- und der Gänsegeier durch ihre gewaltige Größe am meisten Erstaunen; an sie schlossen sich der See-, Kaiser-, Steppen-, Schlangen- und Fischadler, sowie die Falken, Weihen und Eulen an. Eine noch in gut wie unbekannte Art fand sich unter den Hühnern, nämlich das bei Jericho erlegte, in seiner Verbreitung äußerst beschränkte Temminck's Zwergsteinhuhn (ammoperdix heyi). Ein Kranichpaar, die große und kleine Trappe bildeten den Uebergang zu den reiherartigen Vögeln, welche außer dem blendendweißen Seiden- und Silberreiher auch Ruh- und Nacht-, Schopf- und Purpurreiher, Rohrdommeln und Störche umfaßte. Die Seeschwalben, Regenpfeifer, Schnepfen, Möven und Seeschwalben führten den Uebergang, der jede Gruppe einzeln erläuterte, zum rosenrothen Flamingo und zum Pelikan, welche beide im Ghor geschossen waren. Den Schluß machten die Enten, unter denen die Fuchsente (tadorna casarca), als für die Halylandschaft charakteristisch hervorgehoben wurde. Auf einem besonderen Tisch waren nordische Vögel vereinigt, die Rückwand des Saales schmückten Felle des gemeinen und des Jagdleoparden, der Jebilatze und des taurischen Wildkatze, sowie mächtige Gehörne des Sinaisteinbockes aus Moab und der Bezoarziege vom Bulghar-Dagh. — Der Vorsitzende dankte dem Redner für den beifällig aufgenommenen Vortrag, indem er darauf hinwies, wie wünschenswerth es sei, durch derartige Ausstellungen weiteren Kreisen die Fauna fremder Länder zur Anschauung zu bringen und sie die Aufmerksamkeit auf das seltener behandelte Gebiet der Thiergeographie zu lenken.

γσ. **Berlin.** In der letzten von Seiten der Deutschen Kolonialgesellschaft (Abtheilung Berlin-Charlottenburg) veranstalteten Raumbesitzung sprach Regierungsbaumeister Rehbock über seine Reisen und Erfahrungen in Deutsch-Südwestafrika. Der Vortragende war im Sommer 1896 im Auftrag des Syndikats für Bewässerungsanlagen in Deutsch-Südwestafrika und mit Unterstützung von Seiten der Regierung und ebenso der Deutschen Kolonialgesellschaft nach Südwestafrika gegangen, um das deutsche Schutzgebiet daraufhin zu untersuchen, inwieweit es durch die Anlage von Bewässerungswerken ökonomisch zu heben sei und demgemäß einer dichteren Bevölkerung zugänglich werden könne. Von Kapstadt aus begab er sich in Begleitung eines Herrn, der einer seit dem Ende des 18. Jahrhunderts dort angesessenen Familie angehört und ein ausgezeichneter Kenner der afrikanischen Dinge ist, zunächst über Port Elizabeth nach der Kimberley-Gegend, wo schon Bewässerungsanlagen vorhanden sind, um sich dann längs der Westküste des Kontinents zu halten. An diese Westküste kommen neun Landungspunkte in Betracht: Lüderitzbucht, Walfischbai, Swakopmund und Cap Cross. Bei den letzteren, die nie vom Sturm heimgesucht werden, finden die Fahrzeuge einen ziemlich sicheren Schutz. Doch würden hier Hafenbauten große Summen verschlingen, und darum schon werden solche vorerst wohl kaum zur Ausführung gelangen. Aber da die Dünung in Sturmesgegenden sehr hoch geht, und dort Boote, die heranzukommen suchen, öfters gekentert sind, so muß für diese ein Schutz geboten werden, zumal der Verkehr, der früher nach Walfischbai ging, jetzt mehr und mehr Swakopmund bevorzugt. An den Landungsstellen hat man überall sogar dem Verkehr Bequemlichkeit und größere Sicherheit zu schaffen gesucht, der namentlich den Schiffen, die Guano haben, zugute kommt, ebenso wie den Robbenfängern. Vor der Regenzeit konnte der Vortragende von Swakopmund sich nicht ins Innere des Landes begeben, da er sich keine Transportmittel, die hier in den Ochsenwagen bestehen, verschaffen konnte. Für eine lebhaftere Verbindung von der Küste aus bis nach Windhoek hin ist nach den Vorschlägen des

Vortragenden die Anlage von Tränkestellen äußerst empfehlenswerth, da solche sich schon im Namaqua-Lande als gut und ohne großen Kostenaufwand als durchführbar erwiesen haben. Nun ging die Reise über Otjimbingue, Windhoek, Okahandja, Omburo, Gobabis nach Rehoboth; Hoachanas, Gibeon, Bethanien und Warmbäd wurden berühret und der Oranjefluß besahren. 1000 Seelen, unter ihnen 50 Weiße, bilden heute schon die Einwohnerschaft von Otjimbingue. Eine wohlhabende deutsche Familie hat dort eine mit Windmotoren betriebene Wagenfabrik eingerichtet. Die gleiche Einwohnerzahl finden wir in Amburo. Bei starken Regengüssen schwellen die sonst ausgetrockneten Flußbette fast bis auf 1 m Höhe an und bieten alsdann dem Transport große Schwierigkeiten, unter denen das Vieh am meisten leidet. Mit großer Geschwindigkeit und unter starkem Getöse stürzt eine solche Wassermasse heran, und nichts kann ihr widerstehen. In Gobabis herrschen in der Regenzeit Fieber. Dieser Ort ist der Hauptwohnsitz der dortigen Betschuanen, deren Bevölkerungsziffer in starkem Steigen begriffen ist, und denen der Vortragende für die Zukunft jener Gegenden eine Bedeutung zuzuerkennen nicht umhin konnte. Ihre Häuser sind gut gebaut, auch läßt ihre Kleidung auf eine gewisse Kultur schließen. In Hoachanas ward die Expedition infolge der Niederpest in 14tägiger Quarantäne aufgehalten. Hier treiben die Hottentotten trotz der Anleitung der Missionäre zum Ackerbau, der, ordnungsgemäß betrieben, nicht ohne Erfolg ist, noch immer die Jagd; Bethanien hat eine freundliche Kirche mit zwei Thürmen. Am Oranjefluß fehlt es auch keineswegs an landschaftlichen Schönheiten. Es existiren schon in Deutsch-Südwestafrika vielfach Stauanlagen, die große Mengen Wasser abfangen können. An einer Stelle ist bereits ein Damm von 7 m Höhe errichtet worden, um das Regenwasser aufzustauen, und an die Benutzung dieses Stauwerks wird die Erwartung geknüpft, in einigen Jahren die Bewässerung zu solcher Vollkommenheit zu steigern, um Namaqua-Land zum größten Theil mit Cerealien versehen zu können. Es gibt viele Punkte, die für solche Stauwerke geeignet sein würden, und falls solche errichtet werden, könnte die Bewässerung Deutsch-Südwestafrika's bedeutende Fortschritte machen und so der Anbau des Landes mit größerer Aussicht auf Erfolg als bisher in Angriff nehmen, denn Wasser ist das, was hier bis jetzt gefehlt hat. Die Resultate seiner Forschungen sollen erst dann dem Publikum durch den Vortragenden vorgelegt werden, wenn deren Ausarbeitung vollendet sein wird. Eine zahlreiche Menge photographischer Projektionsbilder diente zur instruktiven Darlegung und Veranschaulichung der berührten Gegenstände. Ansiedelungen, Landschaften, Volkstypen und die unentbehrlichen Ochsen; dazu Aufnahmen der Flora des Landes und solche von unsrer Schutztruppe und von Hendrik Witboi wechselten miteinander.

* **Würzburg.** Die schon von uns gemeldete Ernennung des Professors Dr. Gregor Kraus zum ordentlichen Professor der Botanik an der hiesigen Universität ist jetzt bestätigt worden.

§. **Aus Thüringen,** 5. Dez. Die Ausgrabungsarbeiten auf der Ruine Osterburg bei Bischofsheim an der Rhön haben überraschende Resultate von hohem Werth für die Alterthumskunde ergeben. Bei der Anlage eines Waldweges stieß man auf eine lange, starke Mauer, welche sich als Ueberreste einer umfangreichen, festen und schönen Burg erwiesen. Fein ausgehauene Säulenreste, Kapitäle, Gesimse, Thorgewände, sowie ein 62 cm hohes, aus grauem Sandstein plastisch ausgehauenes Fratzen- oder Teufelbild (zwei Löwen einen Mann umklammernd und am Halse würgend) möchten dafür sprechen. Aus der Geschichte der Burg ist bekannt, daß 1231 ein Graf Botho von Eberstein damit belehnt wurde. Der bayerische Staat hat die weiteren Ausgrabungen in die Hand genommen und wird dieselben den Sammlungen des unterfränkischen Kunst- und Alterthumsvereins einverleiben. — Dem bekannten Kirchenhistoriker Karl Haase soll in Jena an der Stätte seines einstigen fast 60jährigen Wirksamkeit ein Denkmal aus Bronze oder Marmor errichtet werden. Als der passendste Zeitpunkt für die Verwirklichung dieses Gedankens ist der 100. Geburtstag Haase's (25. August 1900) in Aussicht genommen. — Um den vollständigen Verfall der Mühlberger und Wanderslebener Gleichen zu verhindern und diese bekannten alten thüringischen Burgen als Ruinen zu erhalten, ist fortgesetzt der Thüringerwald-Verein thätig. Die Gleichen sind in der ganzen Welt bekannt geworden durch die Sage von dem zweibeweibten Grafen und durch Gustav Freytags „Ahnen".

* **Kobienz.** Der Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für den berühmten Physiologen Johannes Müller in unserer Stadt, die sein Geburtsort ist, hat in der gebildeten Welt des In- und Auslands einen lebhaft sympathischen Wiederhall gefunden. Von den verschiedensten Seiten sind der Hauptsammelstelle (Bankhaus Seligmann in Koblenz) reiche Geldspenden zugeflossen. Auch das Ausland ist nicht zurückgeblieben; von Paris, wo innerhalb der Akademie der Wissenschaften und in der biologischen Gesellschaft erhebliche Summen gesammelt wurden, von den medizinischen Fakultäten und Professoren der Universitäten Basel, Graz, Innsbruck, Stockholm sind nennenswerthe Zuschüsse eingegangen. Im ganzen beläuft sich das bis jetzt angesammelte Kapital auf 18,300 M. Dieses günstige Ergebniß brachte die bis dahin offengehaltene Frage, welche Form dem Denkmal gegeben werden sollte, zur raschen Entscheidung; der Denkmalsausschuß beschloß die Errichtung eines Standbildes, das die charakteristische äußere Erscheinung von Johannes Müller in einfacher Weise wiedergeben soll. Da bereits eine wohlgelungene Büste Müllers vorhanden ist, so läßt sich ein solches Standbild mit einem Kostenaufwand von etwa 28,000 M. beschaffen.

* **Königsberg i. Pr.** Dem hier ansässigen Hülfsgeologen der kgl. preußischen geologischen Landesanstalt und Bergakademie Dr. phil. Richard Klebs ist das Prädikat „Professor" beigelegt worden. — Der Privatdozent der Jurisprudenz an der hiesigen Universität Dr. Rich. Weyl hat in diesem Winter einen Cyklus von 50 Vorträgen über das Bürgerliche Gesetzbuch für Praktiker eingerichtet, die sich eines überaus regen Besuchs aus allen Ständen erfreuen.

* **Zürich.** Das eidgenössische Polytechnikum zählt in diesem Wintersemester 858 Studirende, darunter 305 Neuaufgenommene; davon sind aus der Schweiz 516, Oesterreich-Ungarn 82, Deutschland 67, Italien 33, Rußland 28, Rumänien 22, Amerika 22, Großbritannien 15, Holland 13, Skandinavien 12, Türkei 8 u. s. w. Als Zuhörer haben sich für einzelne Fächer an den Fachschulen, hauptsächlich aber für philosophische und naturwissenschaftliche Fächer, einschreiben lassen 307, wovon 108 Studirende der Universität sind. Dazu 858 reguläre Studirende; als Gesammtfrequenz im Wintersemester 1897/98 ergibt sich somit 1165 (1896/97: 1139).

G. **Rußland.** Unter den neuen Publikationen der Archäographischen Kommission des Ministeriums der Volksaufklärung sind folgende hervorzuheben: In dem großen Sammelwerke „Vollständige Sammlung russischer Chroniken", der russischen Monumenta historica, ist die für die altrussische Geschichte besonders wichtige Laurentius-Chronik in dritter (1872 in zweiter), die Nikonowsische Chronik in zweiter Auflage erschienen, ferner ein Band Akten zur Geschichte des Patriarchen Nikon (1652—1666), des Reformators der russischen Kirche im 17. Jahrhundert, ein Band russischer Akten des Kopenhagener kgl. Archivs. Erfreulicherweise ist auch von dem schon lang vergriffen gewesenen „Ausführlichen Katalog der Publikationen der Archäographischen Kommission", der ein sehr brauchbares Hülfsmittel zur Orientirung über die mehr als 50jährige Thätigkeit der seit 1835 bestehenden Kommission ist, eine neue, dritte Auflage veranstaltet worden. Andere Publikationen sind theologischer Art, so der 7. Band der „Heiligenleben" (1./13. November) und das Leben des hl. Stephan von Perm.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Die hygienischen Verhältnisse der größeren Garnisonorte der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie. Nr. 27, Serajevo. Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei 1897. — Jean Pauls ausgewählte Werke in 8 Bänden. Mit Einleitung von R. Steiner. 3. Bd. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1897. — Albrecht Wirth: Geschichte Südafrika's. Boan, Universitätsbuchdruckerei von C. Georgi 1897. — Eduard Grabotnik: Canta. Roman. Graz, Corbin-Verlag 1898. — Emil Wiev: Deutsch-schwedische Briefe und Konversations-Schule. (Nr. 36, Bibliothek der Sprachenkunde.) Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben. — Alexis Spilugaed: Clarissa. Aus dunklen Häusern Belgiens. Leipzig, Herm. Beyer. — Lothar Balkmann: Was Blumen erzählen. — Was mein einst war. Düsseldorf, E. Blasius 1898. — Gustav Falke: Neue Fahrt. Gedichte. Berlin, Schuster u. Löffler 1897. — A. v. Schweiger-Lerchenfeld: Atlas der Himmelskunde. Lfg. 13—16. Wien, A. Hartleben. — Die Baukunst. Hgg. v. R. Borrmann u. R. Graul. 1. Heft: Das deutsche Wohnhaus der Renaissance. Von Prof. Dr. F. Luthmer. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann. — Hausschatz moderner Kunst. Heft 4 u. 5. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

— Wilhelm Geiger: Ceylon. Tagebuchblätter und Reiseerinnerungen. Mit Abbildungen und Originalaufnahmen. Wiesbaden, C. W. Kreidel 1898. — Deutschland und seine Kolonien im Jahre 1896. Amtlicher Bericht über die erste deutsche Kolonialausstellung. Mit einem Kupferdruck, 185 Illustrationen im Text, 40 Tafeln in Lichtdruck u. dem Plan der Ausstellung. Berlin, Dietrich Reimer 1897. — Dr. Herm. Obenaus: Das Hypothekenrecht des Bürgerlichen Gesetzbuches. Vortrag. Berlin, Siemenroth u. Troschel 1897. — Hago Hoewitz: Das Recht der Handlungsgehülfen und Handlungslehrlinge vom 1. Jan. 1898 ab. Dargestellt für Juristen und Kaufleute. Berlin, J. J. Heine 1897. — Fr. Fe.: Denken und Handeln. Den deutschen Männern und Frauen gewidmet. Berlin 1897. — Guy de Maupassant: Illustrirte Romane und Novellen. Deutsch v. Hubert Frhr. v. Schoelemer. 1. Lfg. Leipzig, Aug. Dieckmann 1897. — Dr. Inouyé Tetsujiro: Kurze Uebersicht über die Entwicklung der philosophischen Ideen in Japan. Aus dem Französischen übersetzt v. Dr. Nag. Gromatzki. Berlin, Reichsdruckerei 1897. — Geographische Zeitschrift. Hggb. v. Dr. Alfr. Hettner. 3. Jahrgang, 11. Heft. Leipzig, B. G. Teubner 1897. — Dr. Th. Ruhs: Induktive Untersuchungen über die Fundamentalgesetze der psychischen Phänomene. Allgemeine Einleitung: Eine neue Forschungsmethode. — Experimentaluntersuchungen über Mosikphantome. Darmstadt, Kommissionsverlag v. H. L. Schlapp 1898. — Karl Inauer: Stand der Bibliographie in Oesterreich. Wien, Alfr. Hölder 1897. — Dr. Ferdinand Eichler: Bibliothekspolitik am Ausgang des 19. Jahrh. Leipzig, S. Hirzel-Witz 1897. — Karl Strecker: Frühthau. Essais und Skizzen. Berlin, Th. Schröfeldt 1898. — Manuel Schnitzer: Drillichauer Lebensläufe. Berlin, Fr. Schirmer 1897. — Heinrich v. Treitschke: Zehn Jahre deutscher Kämpfe. Schriften zur Tagespolitik. Zwei Bände. 3. Aufl. Berlin, Georg Reimer 1897. — Karl v. Duncker: Feldmarschall Erzherzog Albrecht. Mit Illustrationen v. F. Frhrn. v. Miroduch. Wien und Prag, F. Tempsky 1897.

☞ Der heutigen Nummer liegt eine Preisliste der rühmlich bekannten Schreibwaaren-Fabrik von F. Soennecken in Bonn bei, über Soennecken's Schreibfedern, Schreibfedern-System, Rundschriftfedern und Zeichenfedern. Wir empfehlen diese Beilage der Beachtung unserer Leser.

Hervorragendes Geschenk für alle Gebildeten.
Zweite Auflage.
Soeben erschienen!
Stadien zur
Litteratur d. Gegenwart
von
Prof. Dr. Adolf Stern.
20 allgemein verständliche fesselnde Aufsätze über Hebbel, Freytag, Storm, Bodenstedt, Scheffel, Keller, Fontane, Raabe, Wilbrandt, Baumbach, Seidel, Rosegger, Wildenbruch, Sudermann, Hauptmann, Daudet, Ibsen, Sardou, Rydberg, Tolstoi. Mit den Bildnissen der Dichter. — Gediegenstes Werk der berühmt. Litterarhistoriker. — Prachtvolle Ausstattung, hocheleg. Einband. Geh. 10.50 M.; geb. 12.50 M. [18541]
C. A. Koch's Verlag (H. Ehlers & Co.), Dresden u. Leipzig.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.
Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Grundriß der Geschichte der bildenden Künste.
Von Dr. Adolf Fäh.
In 3 Theilen. Mit vielen Illustrationen. Lex.-8°.
3. Theil (Schluß): Die Kunst der Renaissance. Mit 173 Illustrationen. (XVI u. S. 493—709 S.) M. 3.75.
Das ganze Werk in einem Band mit einem Titelbild, 27 Einschaltbildern und 455 Illustrationen im Texte. M. 12.50; geb. in Halbfranz M. 16.50. — Einbanddecke M. 2.60. (18530)

Verlag von Ernst Hofmann & Co., Berlin SW. 46, Hedemannstr. 2.
Carlyle.
Seine Welt- und Gesellschaftsanschauung.
Von
Prof. Dr. G. A. Schulte-Gaerernitz.
Zweite, vermehrte u. neredesserte Aufl. (Band 6 der Sammlung „Geisteshelden".)
Geheft. M. 2.40; Leinenbd. M. 3.20; Halbfrzbd. M. 3.80.

Liederbuch für Deutsche Studenten. ✲
5. verd. Aufl. 12°. Eleg. in Wachstuch geb. 1 M., in Ganzleinwand mit Bierenägeln 1.80 M.
... Das hübsch ausgestattete, handliche Büchlein, welches vor den dickleibigen Kommersbüchern den Vorzug hat, daß es leicht in die Tasche gesteckt und auf Ausflügen mitgenommen werden kann, enthält über 200 mit Geschick und feinem Takt ausgewählte Vaterlands-, Studenten-, Volks- und Fidulitätslieder, wie sie mit besonderer Vorliebe auf den Kneipen unserer Hochschulen gesungen werden. An den jugendfrischen, kerndeutschen Gesängen der trefflichen Sammlung wird sich aber nicht nur unsere akademische Jugend, sondern jeder andere Kreis erfreuen, in dem man sich gern einer fröhlichen Stimmung hingiebt. Wir können das Werkchen allen Freunden frohen Gesanges auf das Beste empfehlen. (Heidelberger Tagblatt.)
☞ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrages von (18466)
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Gustav Fischer, Verlag in Jena.
Soeben erschien:
Conrad, Dr. J., Prof. an der Universität in Halle a. S.,
Grundriß zum Studium der politischen Oekonomie.
I. Teil: Nationalökonomie. Zweite Auflage. Preis: 1,80 Mark.
II. Teil: Volkswirtschaftspolitik. Preis: 2,80 Mark.
Singer, Dr. Rudolf,
Das Recht auf Arbeit
in geschichtlicher Darstellung. Preis: 2 Mark.
Forster, Julius, (13067)
Die Großindustrie
eine der Hauptfragen nationaler Sozialpolitik.
Ein Vortrag, gehalten in der sozial-wissenschaftl. Studentenvereinigung in Halle a. S.
Zweite umgearbeitete Auflage.
Preis: 0,60 M.
Wernicke, Dr. Johs.,
System der nationalen Schutzpolitik nach Außen.
Nationale Handels- (insbesondere auch Getreide), Kolonial-, Währungs-, Geld- und Arbeiter-Schutz-Politik.
Ein Handbuch für die Gebildeten aller Stände.
Preis: 6 Mark.

Deutsche Nähmaschinen
bester Qualitäten,

ausgestattet mit allen neuesten Erfindungen. Vollkommener Mechanismus, rasches Nähen, elegante Ausstattung, bescheidene Preise.
Kulante Erhöhung bei Theilzahlung.
Kataloge und Versandt franko.
Reellste Bedienung.
Chr. N. Schad, München,
Hoflieferant, (18963)
Perusastrasse 11 ✲ Kaulbachstrasse 9.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Freitag, 10. Dezember. Nummer 279.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Lorenzo Valla, der Begründer der neueren Kritik. Von Dr. W. Schwahn. — Ein Dianatempel auf den Höhen des Schwarzwaldes. Von K. Schumacher. — Mittheilungen und Nachrichten.

Lorenzo Valla, der Begründer der neueren Kritik.

Von Dr. W. Schwahn.

In der Entwicklung des Humanismus kann man zwei verschiedene Perioden unterscheiden. Die erste war im wesentlichen rezeptiv. Man las und studirte aufs eifrigste die neuentdeckten Autoren des Alterthums, man schrieb Handschriften ab und verfaßte Uebersetzungen, man sammelte Bibliotheken, kurzum, man that alles, um den fast verlorenen Schatz der alten Klassizität wieder zu heben. Dabei schoß man weit übers Ziel hinaus. Die Form galt alles, der Inhalt nichts. In der Sprache Cicero's zu reden und zu schreiben war das höchste Verdienst; wer sich am elegantesten lateinisch auszudrücken verstand, fand die allgemeine Bewunderung und hatte Anspruch auf die höchsten weltlichen und geistlichen Ehren. Die berühmtesten Autoren des Alterthums, ein Cicero, Livius, Vergil, Ovid, erlangten fast kanonisches Ansehen. Ihnen gleichzukommen oder gar sie zu übertreffen, war das höchste Ziel gelehrten Ehrgeizes.

Das schnelle Emporblühen der neuen Wissenschaft, so förderlich es der Geistesbildung im allgemeinen auch war, barg andrerseits auch wiederum eine tiefe Gefahr in sich, und zwar in zwiefacher Hinsicht. Einmal drohte die Ueberschätzung, der Klassizismus, die kaum gewonnene Denkfreiheit wieder zu vernichten und den autoritätsbedürftigen Geist des ausgehenden Mittelalters in seiner freien Entwicklung zu hemmen oder wenigstens aufzuhalten. Andrerseits mußte das Nebeneinanderbestehen zweier so verschiedener Richtungen, wie die kirchlich-scholastische und die humanistische, früher oder später zu Konflikten der schwersten Art führen, die nur mit der völligen Unterdrückung einer von beiden enden konnten. Es mußte ein Standpunkt gewonnen werden, von dem aus man altes und neues nicht nur nebeneinander zu würdigen, sondern auch miteinander in Einklang zu bringen verstand, der Standpunkt der objektiven historischen und sachlichen Kritik. Glücklicherweise fand sich ein Mann, der mit einer ausgedehnten Kenntniß des Alterthums eine solche kritische Naturanlage verband und dadurch der Begründer der zweiten, produktiven Periode des Humanismus wurde, Lorenzo Valla.

Lorenzo Valla, oder, wie er eigentlich heißt, Della Valle, wurde im Anfange des 15. Jahrhunderts in Rom geboren. Durch seine Abkunft gehörte er den Kreisen der Skriptoren und Abbreviatoren bei der römischen Kurie an, die meist eine juristische Vorbildung genossen hatten und sich einer angesehenen und behaglichen Lebensstellung erfreuten. Auch in diese Kreise hatte damals der Humanismus bereits seinen Einzug gehalten. Gelehrte Disputationen, verbunden mit festlichen Gelagen, wie sie Valla selbst später so lebenswahr und so anziehend in seinen Schriften geschildert hat, waren damals schon dort nichts seltenes mehr. Auch herrschte in diesen Kreisen, wie überhaupt in der Stadt Rom, noch lebhaft die Erinnerung an die große Vergangenheit, wie sich denn der Römer des 15. Jahrhunderts als echten Nachkommen der alten Welteroberer, der Papst als den rechten Nachfolger der alten Cäsaren fühlte. Solche Eindrücke waren es, die die Entwicklung des jungen Valla beeinflußten; so wurde er ein eifriger Anhänger der humanistischen Wissenschaft und ein glühender Bewunderer altrömischer Größe. Der Einfluß seiner edlen Mutter, die nach des Vaters frühem Tode seine Erziehung leitete, bewahrte ihn vor den sittlichen Verirrungen seiner Zeitgenossen. So verband er mit aufrichtiger Begeisterung für die Wissenschaft und reger Vaterlandsliebe eine Reinheit der Sitten, wie sie selten in der damaligen Zeit zu finden, und eine Empfänglichkeit für alles Schöne und Edle, die nicht minder bemerkenswerth ist; freilich mag auch seine übergroße Eitelkeit und Empfindlichkeit, die in späterer Zeit nicht selten unangenehm hervortritt, auf Rechnung der mütterlichen Erziehung zu setzen sein.

Die erste Schrift, die der junge Valla verfaßte, „De comparatione Ciceronis Quintilianique“, zeigt uns bereits alle Eigenthümlichkeiten seines schriftstellerischen Charakters, wie wir sie in seiner späteren literarischen Thätigkeit ausgeprägt finden. Der Verfasser beginnt damit seine kritische Laufbahn, die er seitdem nicht wieder verlassen hat. Quintilian, von dem Poggio zur Zeit des Konstanzer Konzils im Jahre 1416 zuerst eine vollständige Handschrift entdeckt und veröffentlicht hatte, war Valla's Lieblingsschriftsteller, von dem er stets in Ausdrücken unbegrenzter Hochachtung spricht. Ihn wagte der junge Schriftsteller dem größten Latinisten des Alterthums an die Seite zu stellen. Das Ansehen Cicero's war damals unbegrenzt; einem Halbgotte oder Heiligen wurde er gleichgeachtet. Ihn anzugreifen oder ihm auch nur einen Anderen an die Seite zu stellen, war mehr als kirchliche, war literarische Ketzerei. So bewährte der junge, kaum 20jährige Gelehrte schon in diesem Erstlingswerke diejenige Eigenschaft, die einem Kritiker am nöthigsten ist, den unerschütterlichen Muth, der stets für das eintritt, was ihm als recht und wahr erscheint, ohne Rücksicht darauf, daß er damit vielleicht einer allgemein herrschenden Ansicht entgegentritt. Es war kein Wunder, daß Valla mit seiner Ansicht keine Freunde fand. Die größten Gelehrten seiner Zeit, denen er keck seine Schrift zusandte, nahmen den Inhalt nicht ernst. Aber der elegante Stil gefiel ihnen. So betrachtet Antonio Beccatelli (Panormita) das Ganze als eine Uebungsarbeit, welche zu den besten Hoffnungen berechtige. Leider ist uns dieses Erstlingswerk literarischer Kritik nicht erhalten oder es ruht noch, unbekannt und unentdeckt, in irgendeiner italienischen Bibliothek verborgen.

Im Alter von 24 Jahren bewarb sich Valla, nach dem Tode seines Oheims Melchior Scribani, um die Stelle eines päpstlichen Skriptors und Abbreviators. Er erhielt auch in dieser Angelegenheit eine Audienz bei dem Papste

Digitized by Google

Martin V. Colonna. Aber die erwartete Ernennung unterblieb; wie es scheint, hatten die übrigen päpstlichen Skriptoren, die der junge Mann in keckem Selbstbewußtsein zu meistern sich anmaßte, gegen ihn gewirkt. Erzürnt verließ Valla seine Vaterstadt, soviel wir wissen, zum erstenmale. Er begab sich zuerst nach Piacenza, wohin ihn eine Nachlaßangelegenheit rief. Dort erhielt er die Nachricht vom Tode Martins V. (20. Febr. 1431) und von der Wahl seines Nachfolgers Eugen IV., zu dem er durch den gemeinsamen Unterricht bei Niuucci Beziehungen hatte. Von ihm erhielt er zum Danke für ein sehr überschwängliches Glückwunschschreiben zwei kirchliche Benefizien. Von Piacenza ging Valla nach Pavia, wo ihm die Empfehlung Panormita's, der die große Begabung des jungen Mannes erkannt hatte, eine Professur an der Universität verschaffte.

In Pavia fand Valla im Kreise von zahlreichen Gelehrten aus allen Fächern einen angenehmen Wirkungskreis und mannichfache Anregung. Dort entstand auch das Werk, das ihn mit einem Schlage zu einem berühmten Manne machte, der Dialog „De voluptate", der später unter dem Titel „De vero bono" nochmals herausgegeben wurde. Valla hat an diesem Werke mit besonderer Vorliebe gearbeitet; das zeigt die große Anzahl von Ausgaben, die davon existiren. So viel verschieden alte Drucke wir von dieser Schrift haben — handschriftlich ist, wie es scheint, nur ein Exemplar erhalten —, so viel verschiedene Ausgaben repräsentiren sie. Immer wieder hat der Verfasser, auch in späteren Jahren, neue Ausgaben davon veranstaltet; die Ottobonianische Handschrift im Vatikan und die alte Kölner Ausgabe in der Universitätsbibliothek zu Innsbruck zeigen deutlich den Einfluß seiner späteren Studien.

Was Valla mit dieser Schrift bezweckt hat, und welches seine eigentliche Ansicht gewesen ist, darüber sind in neuerer Zeit sehr verschiedene Meinungen aufgestellt worden. Es treten drei verschiedene Redner auf als Vertreter der stoischen, der epikuräischen und der christlichen Weltanschauung. Das Thema, ob Tugend, ob Lust das größte Gut sei, war nicht nur im Alterthum viel behandelt, sondern auch im Quattrocento ein beliebter Gesprächsgegenstand. Auch der berühmte Leonardo Bruni, einst in Rom Valla's Lehrer, hatte darüber geschrieben. Valla scheint den eigentlichen Anstoß zu seiner Schrift aus der Abhandlung „De felicitate" des Francesco Zabarella erhalten zu haben, von der jüngst Girolamo Mancini ein vergessenes Druckexemplar in der Nationalbibliothek zu Florenz gefunden hat. Aber von diesen Vorgängern ist Valla völlig unabhängig; er geht seine eigenen Wege und kommt zu seinem eigenen Resultat. Zuerst preist der Stoiker den Werth der Tugend und beklagt die menschliche Natur, die so vielen Schwächen und Gebrechen ausgesetzt sei. Im Gegensatz dazu erklärt der Epikuräer alle Genüsse, die die Natur bietet, ohne Einschränkung für erlaubt und gut. Der Vertreter der christlichen Weltanschauung stellt diesen irdischen die himmlischen Genüsse gegenüber, die auch der damaligen christlichen Anschauung entsprechend recht äußerlich geschildert sind. Ihm wird schließlich von allen Theilnehmern des Dialogs die Palme des Sieges zuerkannt.

Bei der Beurtheilung dieser Schrift darf man füglich nicht von dem Eindruck ausgehen, den sie auf den modernen Leser macht, sondern muß vor allem in Betracht ziehen, was den Zeitgenossen daran neu und bedeutend schien. Glücklicherweise besitzen wir über deren Ansichten noch ihre eigenhändigen Berichte, die neuerdings Sabbadini aus einem Codex Riccardianus abgedruckt hat. Es sind Antwortschreiben der gelehrtesten Männer dieser Zeit, denen Valla sein Werk übersandt hatte, an den Verfasser. Von ihnen sieht der ebenso gelehrte wie fromme Mönch Ambrogio Traversari als wichtigste Tendenz der Schrift den Widerspruch gegen die Meinungen der Alten an; die Art und Weise, wie er diese mit dem Hinweis auf ähnliche Widersprüche bei alten Autoren glaubt entschuldigen zu dürfen, zeigt deutlich, wie wenig er selbst damit einverstanden ist und wie gewagt ihm ein solches Unterfangen erscheint. Auch der vorsichtige Leonardo Bruni nimmt zu den im Dialoge ausgesprochenen Theorien keine Stellung, da ja der Autor darin seine eigene Meinung verberge. Dagegen nimmt der Heide Carlo Marsuppini, der noch auf dem Todtenbett die christlichen Sakramente zurückwies, keinen Anstand, seine Zustimmung zu den darin ausgesprochenen epikuräischen Meinungen auszusprechen und sich der Beweisführung des Verfassers völlig anzuschließen, die sich mit dem christlichen Glauben wohl vereinige. Auch Poggio Bracciolini, der das Werk wohl kaum selbst gelesen hat, sondern es nur vom Hörensagen kennt, nennt es ein Schriftchen zum Lobe oder zur Vertheidigung der Sekte der Epikuräer.

Aus den angeführten Zeugnissen ergibt sich, daß der Schwerpunkt von Valla's Schrift „De voluptate" in den Ausführungen des Epikuräers zu suchen ist. Das Werk ist also als eine scharfe Kritik der scholastischen Sittenlehre zu betrachten, und zwar als eine der schärfsten und treffendsten, die diese jemals erfahren hat. Damit gehört es zu der Zahl derjenigen vorreformatorischen Schriften, die am meisten dazu beigetragen haben, das Jahrhunderte alte Ansehen der kirchlichen Ueberlieferung zu erschüttern. In dieser Richtung nimmt es nicht nur der Zeit nach die erste, sondern überhaupt eine der hervorragendsten Stellen ein. Mit Valla's Naturfreudigkeit ließ sich freilich die asketische Mönchsmoral des Mittelalters nicht vereinigen. Folgerichtig war es daher nur, daß Valla bei allen Anhängern des Bestehenden bald als einer der bestgehaßten Gegner der Kirche galt. Freilich blieb er beim Verneinen nicht stehen. Wenn er in seinem Dialog dem Vertreter der christlichen Anschauung schließlich den Sieg zusprach, so mochte darin wohl einerseits eine — keineswegs unnöthige — Rücksicht auf die herrschende Kirchengewalt liegen; anderntheils aber kommt dabei gewiß auch die Absicht zum Ausdruck, christliche und antike Weltanschauung — freilich nicht in stoisch-scholastischer Weise — zu vereinigen und die kirchliche Sittenlehre von ihren Auswüchsen und Verkehrtheiten zu befreien. In dieser Hinsicht ist Valla als Vorläufer des Erasmus zu betrachten. Ganz besonders bewunderungswürdig an dieser Schrift ist außer dem glänzenden Stil, den alle Beurtheiler anerkennen, die geistige Selbständigkeit des Verfassers, seine rücksichtslose Wahrheitsliebe und seine Kampfesfröhlichkeit im Streit gegen eine verkehrte Ueberlieferung, Eigenschaften, die in keiner seiner späteren Schriften in so glänzender Weise hervortreten.

Valla's Thätigkeit in Pavia erhielt schon nach 2 Jahren einen plötzlichen Abschluß durch einen Streit mit einem der hervorragendsten Juristen der Universität. Auch Valla hatte sich ja von Hause aus mit juristischen Studien beschäftigt, die ihm den Zutritt zu den Diensten in der päpstlichen Kanzlei dahnen sollten. Was ihn aber von ihnen zurückstieß, was auch noch heutzutage mitunter, und nicht mit Unrecht, getadelt wird, war ihr hochmüthiges Selbstbewußtsein, der Mangel an Verständniß für die veränderte Zeittage und namentlich ihr schwerfälliger und häufig sprachwidriger Stil, der dem eleganten Latinisten besonders widerwärtig sein mußte. Dieser gab auch den Anlaß zu dem erwähnten Streit, der mündlich begonnen und schriftlich fortgesetzt wurde. Die ganze juristische Fakultät nahm Partei gegen Valla. Er entschloß sich daher, zu weichen. Von Pavia ging er nach Mailand; dann war er in Genua; im Jahre 1435 finden wir ihn in Diensten des Königs Alfonso von Aragonien, der damals die

Eroberung des Königreichs Neapel begann und in 7 Jahren vollendete.

Die neapolitanische Zeit bezeichnet den Höhepunkt von Valla's Leistungen. Unter den schwierigsten Verhältnissen, im Feldlager, zur See, wußte Valla nicht nur seine Kenntnisse durch fortgesetzte Lektüre zu erweitern, sondern er verfaßte auch eine große Anzahl von Schriften, von denen manche eine bleibende Bedeutung beanspruchten. Einen festen Rückhalt fand er dabei an seinem königlichen Herrn, der selbst ein eifriger Verehrer der Alten, alle Kenner des Alterthums und namentlich der gelehrtesten unter ihnen, Valla, hochschätzte. Dazu kam, daß der König politisch im scharfen Gegensatz zur römischen Kurie stand; auch gegen Angriffe von kirchlicher Seite her gewährte er daher seinem Schützling die nöthige Sicherheit.

Das Gebiet, mit dem sich Valla zunächst vorwiegend beschäftigte, blieb anfangs das der philosophischen Kritik. Dahin gehören zunächst „Dialecticarum disputationum libri III", ein Werk, das damals ungeheures Aufsehen erregte und dem Verfasser großen Ruhm eintrug, das aber heute der wohlverdienten Vergessenheit anheimgefallen ist. Sachlich kann die Arbeit keinen besonderen Werth beanspruchen; sie zeigt nur, daß der Verfasser auf dem Gebiet der formalen Logik die Scholastik, die er bekämpfte, selbst noch nicht überwunden hat. Bemerkenswerth ist daran nur das Selbstbewußtsein und die Rücksichtslosigkeit, mit der der Verfasser auch hier gegen die hergebrachte Schulmeinung zu Felde zieht. Er mußte wissen, daß ihm dieser Angriff auf den sichersten Besitz der Scholastik nicht verziehen werden würde, namentlich nicht von den geistlichen Gewatten, bei denen er schon durch die Schrift „De voluptate" schweren Anstoß erregt hatte. In der That hatte diese Schrift den heftigsten Angriff von allen Seiten gegen ihn zur Folge. Geradezu als Ketzerei wurde ihm seine Polemik gegen Aristoteles angerechnet, dessen Ansehen unbestritten war. Selbst seine Freunde wagten ihn kaum noch zu vertheidigen.

In das Gebiet der philosophischen Kritik gehören auch die beiden Dialoge „De libero arbitrio" und „De professione religiosorum". In ersterem behandelt Valla die Frage von den Verhältnissen der göttlichen Providenz zur menschlichen Willensfreiheit. Er kommt zu dem Ergebniß, daß diese mit der göttlichen Allwissenheit wohl zu vereinigen, daß ihre Vereinigung mit der göttlichen Allmacht aber für unsre Vernunft unbegreiflich sei. In dem zweiten Dialog behandelt Valla den Werth der Mönchsgelübde und weist die Gleichberechtigung des weltlichen und geistlichen Standes nach. Bemerkenswerth ist in beiden Schriften die logische Schärfe des Verfassers. Beide liegen in derselben Richtungslinie wie das Werk „De voluptate" und tragen einen reformatorischen Charakter. Sie zeigen, wie klar der Verfasser den Unterschied zwischen antiker und christlicher Weltanschauung erkannt hat, der den Zeitgenossen noch gar nicht zum Bewußtsein gekommen war, wie er aber auch versucht hat, beide in Einklang zu bringen. Natürlich war es nur, daß diese Schriften den bitteren Haß der kirchlichen Partei gegen ihn, wenn möglich, noch steigerten.

Größere und allgemeinere Anerkennung brachten Valla seine philologischen Arbeiten. Hierher gehört vor allem das damals begonnene Werk „Elegantiarum libri VI", das von einer ungeheuren Belesenheit und feinem Gefühl für lateinischen Stil zeugt. Noch vor seiner Veröffentlichung wurde es durch einen Vertrauensbruch in über 100 Abschriften verbreitet. Dahin gehören auch seine Uebersetzungen aus dem Griechischen und seine Bemerkungen zu Livius und zum Neuen Testament. Auch auf philologischem Gebiet zeigt sich Valla hier als Meister der Kritik. Manche seiner Verbesserungen sind später in alle Livusausgabeu übergegangen und behaupten noch jetzt ihren Platz.

Das bedeutendste Werk Valla's, das seinem Namen für alle Zeit Unsterblichkeit gesichert hat, ist die Streitschrift wider die konstantinische Schenkung „De falso credita et ementita Constantini donatione declamatio", die im Jahr 1440 erschien. Der Anlaß dazu ist wohl in dem politischen Verhältnisse des neapolitanischen Hofes zur römischen Kurie zu suchen. Der Papst behauptete ein Obertehnsrecht über das Königreich Neapel, das ihm König Alfonso bestritt. Diese Frage führte Valla wohl zur Untersuchung nach dem Grunde des päpstlichen Lehnsrechts und damit nach dem Grunde der weltlichen Herrschaft der Päpste überhaupt, die damals allgemein, auch amtlich, auf die sogenannte konstantinische Schenkung zurückgeführt wurde. Zwar fehlte es auch schon in dieser Zeit nicht an einzelnen Stimmen, die diese angebliche Schenkung als apokryph erklärten. Aber diese Stimmen waren zu vereinzelt, als daß sie gehört worden wären, und noch bei der Kaiserkrönung Sigismunds im Jahre 1433 war die kaiserliche Bestätigung der konstantinischen Schenkung verlangt und bewilligt worden. Seit der Schrift Valla's ist die Frage der Echtheit dieser angeblichen Schenkung endgültig entschieden. Zwar fehlte es auch in der nächsten Zeit nicht an Leuten, die gegen Valla die Echtheit der Schenkung behaupteten, aber seine Gründe zu erschüttern oder auch nur zu widerlegen hat Niemand auch nur ernstlich versucht.

Valla's Declamatio ist ein Musterstück historischer Kritik, das noch heute jedem Forscher zur Ehre gereichen würde; nirgends zeigt sich sein kritisches Genie in so großartiger Weise. Es sind politische, historische, sprachliche und juristische Gründe, die er gegen die Echtheit ins Feld führt. Er legt dar, daß Konstantin eine solche Schenkung weder machen, noch der damalige Papst Sylvester sie hätte annehmen können; er beweist dann, daß die Schenkung weder gemacht, noch angenommen worden ist, daß vielmehr Rom auch nach Konstantin unter kaiserlicher, nicht unter päpstlicher Herrschaft gestanden hat; er zeigt ferner, daß die Sprache der Urkunde nicht die der konstantinischen Zeit, sondern ein barbarisches Mönchslatein späterer Jahrhunderte ist; er stellt endlich fest, daß, selbst die Echtheit vorausgesetzt, die päpstlichen Ansprüche längst verjährt wären. Alle diese Darlegungen, namentlich die historisch-philologischen, zeugen nicht nur von einer bemerkenswerthen Gewandtheit, sondern auch von einer peinlichen Genauigkeit. Dabei ist die ganze Darstellung getragen von der sieghaften Ueberzeugung des Rechts und der politischen Nothwendigkeit, nicht ohne heftige Ausfälle gegen die Willkür und Grausamkeit des weltlichen Regiments der Kurie. Es gehörte Muth dazu, eine solche Schrift zu veröffentlichen, die den wundesten Punkt der Hierarchie berührte, und Valla sah auch voraus, daß die Wuth seiner Gegner keine Grenzen kennen, ja daß sie seinen Tod fordern würden. Aber die Wahrheit ging ihm über alles, in ihrem Dienst wollte er, wenn es nöthig war, auch sein Leben lassen.

Bald genug kam Valla in die Lage, sich gegen seine Gegner vertheidigen zu müssen. Seine streitbare Natur, die keine Rücksicht kannte, verwickelte ihn wiederholt in allerlei persönliche und litterarische Fehden. Wo er bei irgend einem seiner Zeitgenossen einen Angriffspunkt fand oder zu finden meinte, da ging er aufs schroffste gegen ihn vor, ohne die Folgen zu bedenken. So gerieth er auch einst mit dem Minoritenmönch Fra Antonio von Vitento in Streit, einem der beliebtesten Prediger seiner Zeit, dessen Bedeutung aber, wenn man Valla's Schilderungen glauben darf, nur auf der Kraft seiner Lunge beruhte. Wegen zweier Behauptungen seiner Predigten, daß der Hieronymus von Geburt ein Römer gewesen und das daß sogenannte apostolische Symbolum von den Aposteln stückweise verfaßt sei, stellte ihn Valla zur Rede. Um seine Unwissenheit zu

verbergen, griff der Mönch zu Schimpfworten und hetzte in seinen Predigten das Volk gegen den „Ketzer“ auf; erst ein gemessener Befehl des Königs setzte den Angriffen ein Ziel. Um seine Ueberlegenheit zu zeigen, forderte Valla seinen Gegner zu einer öffentlichen Disputation heraus und lud den Kronprinzen Ferdinand und die ganze Hofgesellschaft dazu ein. Auf Wunsch des Königs, der den Skandal nicht noch größer werden lassen wollte, unterblieb die Disputation; aber Valla konnte sich nicht enthalten, in einem boshaften Epigramm sich seines Sieges zu rühmen. Eine Stelle im Gratian schien seinem Gegner recht zu geben; da wies er aus einer Handschrift des Isidorus, auf den sich die Gratianstelle stützte, die Verderbtheit der betreffenden Lesart nach und forderte das Justizkollegium des Königreichs in einem besonderen Schreiben auf, die Stelle seiner Entdeckung gemäß zu ändern.

Diese Keckheit machte das Maß seiner Sünden voll. Seine Gegner, unter ihnen zwei angesehene Bischöfe des Reichs, die Valla durch Meinungsverschiedenheiten über etliche Stellen im corpus juris schwer gekränkt hatte, setzten gegen ihn beim Vikar des abwesenden Erzbischofs von Neapel die Einleitung eines Verfahrens wegen Ketzerei durch. Als Valla die Vorladung ins erzbischöfliche Palais erhielt, folgte er ihr ohne Bedenken, in der Meinung, es könne sich um nichts anderes als um eine Disputation handeln. Sofort aber wurde er einem regelrechten Verhör unterworfen. Wegen einzelner Sätze aus den Schriften von der Lust, der Dialektik und den Elegantien, wegen seiner Dialoge vom freien Willen und den Mönchsgelübden und wegen seiner Behauptung, daß das apostolische Symbolum nicht stückweise von den Aposteln verfaßt sei, wurde gegen ihn die Anklage der Ketzerei erhoben. Merkwürdig ist es, daß die Schrift über die konstantinische Schenkung nicht dabei erwähnt wurde; vielleicht mochte man Bedenken tragen, die plumpe Fälschung für echt zu erklären, oder man wollte das gefährliche Machwerk, das damals wohl noch nicht sehr bekannt war, nicht unnöthig weiter verbreiten. Ueber den Verlauf dieses Prozesses finden sich bei Valla zwei ganz verschiedene Berichte, der eine in einer literarischen Streitschrift, der andere in einer Vertheidigungsschrift an den Papst Eugen; der letztere scheint nach Inhalt und Tendenz der Schrift der Wahrheit am nächsten zu kommen. Danach hielt Valla die Behauptungen aufrecht und behauptete, streng auf dem Boden der kirchlichen Lehre zu stehen. Dessenungeachtet wurde er für schuldig befunden und zum Tode verurtheilt. Die Gnade des Königs rettete ihn vor einem so schmählichen Ende. Als Alfonso von der ganzen Angelegenheit Kunde erhielt, gerieth er vor Zorn außer sich; Valla berichtete, er habe den so sanftmüthigen Monarchen nie in so heftiger Erregung gesehen. Der König mochte die Sache als einen gegen seine eigene Autorität gerichteten Schlag empfinden. Er hob das Urtheil wegen Unzuständigkeit des Gerichtshofes — der Grund hiefür ist nicht recht klar — auf und zog die Angelegenheit vor sein eigenes Forum; er beschied beide Parteien zu einem neuen Termin auf den dritten Tag vor sich, um selbst die Entscheidung zu treffen. Unter diesen Umständen zogen es die Ankläger vor, die Klage fallen zu lassen.

Weniger gefährlich, aber nicht minder gehässig waren die Angriffe von Valla's literarischen Gegnern. Sein übergroßes Selbstbewußtsein, seine Eitelkeit, die ihn seine eigenen Verdienste stets hervorheben, die Anderer stets schmälern ließ, hatten ihm zu viele und zu heftige Feinde zugezogen, die keine Gelegenheit vorüberließen, ihm sein Vorgehen zu vergelten. Zu diesen Gegnern gehörte auch sein ehemaliger Freund und Gönner Panormita, jetzt sein Kollege als Sekretär Alfonso's. Die Angriffe dieser literarischen Feinde Valla's richteten sich hauptsächlich gegen seine wissenschaftliche Bedeutung. Hatte er ihnen Unwissenheit und Fehler vorgeworfen, so thaten sie das Gleiche. Sie benutzten eine Abwesenheit Valla's von Neapel, um sich ein noch unvollendetes Manuskript desselben, das die Geschichte des königlichen Hauses behandelte, aus der Bibliothek zu entleihen und auf Fehler zu untersuchen. Sie fanden deren angeblich über 500 und verfaßten nun eine heftige Invektive gegen ihren Gegner, die diese Fehler ins hellste Licht setzte. Nach Valla's Rückkehr setzten sie die Verlesung dieser Schmähschrift bei Hofe durch. Aber ihre Ungeschicklichkeit verschaffte auch diesmal, wie schon früher oft bei mündlichen Wettkämpfen, ihrem Gegner einen leichten Triumph. Sie begannen mit einer Episode, die eine nicht gerade schmeichelhafte Thatsache aus der königlichen Familiengeschichte enthielt. Erzürnt unterbrach der König die Vorlesung und erklärte Valla für den Sieger.

Solche Angriffe mußten Valla endlich doch den Aufenthalt am Hofe von Neapel verleiden. Schon seit lange hatte er sich nach seiner Heimath Rom zurückgesehnt, das trotz langjährigen Verfalls doch noch immer der Mittelpunkt der christlichen Welt war. Durch seinen Schwager Dardano war er in ununterbrochener Verbindung mit der Hauptstadt geblieben. Wiederholt hatte er sich um die Erlaubniß zur Rückkehr beworben. Der Abschluß des Friedens von Terracina (im Sommer 1443) zwischen dem Papste Eugen und dem Könige Alfonso schien ihm die Verwirklichung seines Lieblingswunsches zu sichern. Durch eine besondere Bestimmung des Vertrages wurde den Anhängern beider Parteien Straflosigkeit zugesichert. Aber Valla's Sünden waren zu groß, als daß sie ihm hätten vergeben werden können. Seine Briefe an hervorragende Würdenträger der Kurie, endlich an den Papst selbst, blieben unbeantwortet; auch ein persönlicher Besuch in Rom war ohne Erfolg und scheint nicht ohne Gefahr gewesen zu sein. Da, am 23. Februar 1447, starb Eugen IV., und mit seinem Tode trat ein völliger Umschwung der Verhältnisse ein.

Eugens Nachfolger, Nikolaus V., war ein eifriger Freund und aufrichtiger Anhänger des Humanismus. Mit ihm beginnt die glänzende Reihe jener Päpste, die Rom zum Mittelpunkt der Wissenschaft und Kunst gemacht haben, denen die Stadt noch heutzulage ihre Bedeutung verdankt. Seine Wahl wurde von den Humanisten mit Jubel begrüßt, und er täuschte die auf ihn gesetzten Erwartungen nicht. Mancher gescheite und gelehrte Mann erhielt jetzt in Rom Ehre und klingenden Ruhm, ohne daß man sich ängstlich um seine frühere Parteistellung kümmerte. Es war nicht die auch sonst wohl angewandte Politik der Kurie, Gegner durch Gunsterweisungen zu gewinnen, die den Papst zu diesem Vorgehen veranlaßte; es war aufrichtige Liebe zu den Wissenschaften, die seine Thätigkeit bestimmte. So sammelten sich in Rom bald zahlreiche bedeutende Männer und es begann eine rege wissenschaftliche Arbeit, die zunächst die Herstellung einer möglichst umfangreichen Bibliothek zum Ziele hatte.

Auch Valla fand unter dem neuen Regime Anstellung und Belohnung. Er wurde päpstlicher Skriptor, dann Lehrer der Rhetorik an der Hochschule, unter Nikolaus' V. Nachfolger päpstlicher Sekretär und Kanonikus am Lateran. So hatte er das Ziel seines Ehrgeizes erreicht. Geschätzt von den gelehrten Kardinälen der Kurie, namentlich von Bessarion und Nikolaus von Cusa, anerkannt vom Papste, der ihn gern noch weiter befördert hätte, hätten sich nicht noch starke feindliche Einflüsse gegen ihn geltend gemacht, stand er auf dem Gipfel seines Ruhmes. Er konnte hoffen, in angesehener Stellung, unter günstigen äußeren Lebensumständen, im täglichen Verkehr mit gleichstrebenden Genossen, ausgestattet mit allen Hülfsmitteln der Zeit, unbeschränkt in der Freiheit des Redens und Schreibens, noch

größeres zu leisten als zuvor. Es war ein Irrthum. Der Mann, der in Neapel unter den ungünstigsten Verhältnissen die Dialektik, die Elegantien, die Streitschrift wider die konstantinische Schenkung geschaffen hatte, schuf in Rom nichts mehr, was der Rede werth gewesen wäre. Der Dienst des Papstes, auch eines so vorurtheilslosen, wie Nikolaus es war, legte Verpflichtungen auf, die nicht außer acht gelassen werden konnten; wer der Kirche diente, konnte nicht die kirchlichen Tugenden und die Mönchsgelübde verdammen, wer einen römischen Lehrstuhl innehatte, nicht die Scholastik bekämpfen, wer zur päpstlichen Kurie gehörte, nicht die weltliche Herrschaft der Nachfolger Petri angreifen. Der gefährlichste Gegner der Kirche war entwaffnet, ohne daß der Papst es beabsichtigt hätte; ohne daß es Valla selbst zum Bewußtsein gekommen wäre, war er zum Schweigen verurtheilt. Seine literarische Thätigkeit beschränkte sich fortan auf Uebersetzungen aus dem Griechischen, die nicht viel werth waren, auf persönliche Streitschriften, die viel Schmutz aufrührten, — namentlich seine Fehde mit Poggio erregte großes und unliebsames Aufsehen, — auf Schulreden und Predigten.

Am 1. August 1457 starb Lorenzo Valla in Rom im Alter von 52 Jahren. Er wurde in der Kirche S. Giovanni in Laterano bestattet, deren Kanonikus er war; seine Mutter, die ihn überlebte, setzte ihm daselbst ein Denkmal mit einer Inschrift. Denkmal und Inschrift sind bei einem späteren Umbau verschwunden; im Anfange dieses Jahrhunderts sollen sie noch vorhanden gewesen sein, in diesem Frühjahr wußte dort Niemand mehr etwas davon.

Valla's Bedeutung in der Geschichte des Humanismus kann nicht leicht hoch genug angeschlagen werden. Er befreite die Wissenschaft von den Fesseln, mit denen Trägheit im Denken und Scheu vor der Ueberlieferung sie umgeben hatten. Seine Zeitgenossen schätzten an ihm seine bedeutenden Kenntnisse und seine reiche Redegabe. In der That war er ein tüchtiger Philologe, Historiker, Jurist und Philosoph; immer aber und vor allem war er Kritiker. Was seinen Charakter so unliebenswürdig macht, was ihm soviel Feinde und Neider zuzog, gerade darauf beruht seine Bedeutung. Alles, was ihm falsch und verkehrt schien, griff er ohne Scheu an, mit dem sieghaften Gefühle für Wahrheit und Recht zu kämpfen. Er selbst hat noch nichts oder nicht viel neues geschaffen, aber er hat die Bahn frei gemacht für kommende Zeiten. Wenn in dem auf ihn folgenden Jahrhundert der menschliche Geist sich auf allen Gebieten des Denkens und Könnens frei entfaltet, wenn er es da zu ewig denkwürdigen Leistungen gebracht hat, so ist das nicht zum mindesten Theile Valla's Verdienst.

Ein Dianatempel auf den Höhen des Schwarzwaldes.

Von K. Schumacher.

Wer von Schenkenzell im Kinzigthal auf das östlich vorliegende Hochplateau emporsteigt, der kommt oben am vorderen Rand desselben an einer Stelle vorbei, welche das „Schänzle" genannt wird, und weiterhin gelangt er in das Dörfchen Röthenberg. Der aufmerksame Beobachter wird nicht wenig überrascht sein, bei einem Blick in das bescheidene Kirchlein die Holzpfeiler auf antiken römischen Basen und Kapitälen stehen zu sehen oder im Pfarrgarten eine ganze Reihe römischer Säulen, Basen und Kapitäle zur Einfassung der schmucken Beete oder als Träger für einen Gartentisch verwendet zu schauen. Diese Zeugen einer längst vergangenen Kultur, wie mögen sie wohl an diesen weltentrückten Ort gekommen sein?

Fragt man einen älteren, verständigen Bauersmann, so wird er von einer großen abgegangenen Stadt erzählen, welche beim genannten „Schänzle" gestanden sei, auch von einer Kirche, deren silberne Glocke in einem tiefen Brunnen verborgen liege. Treten wir vielleicht bei dem freundlichen Pfarrherrn ein, so können wir noch allerlei Interessantes aus der Pfarrregistratur erfahren. „Ums Jahr 1770 (sagt die Chronik von Röthenberg) wurden beim Schänzle die Treppen eines unterirdischen Gewölbes und eine umgesunkene Kolumnade zufällig aufgefunden, nahe bei dem Komunwald. Die Säulen waren schön, aber beschädigt von dem bei dem Pflügen des Feldes jedesmal daran anprallenden Pflugeisen. Zwischen 1781 und 1814 wurde ein Stein mit Inschrift ausgegraben, aber in den Ziegelofen eingemauert, der neu erbaut wurde, und bis es der HE. H. Pfarrer erfuhr und nachsah, war die Inschrift schon vom Feuer verdorben. Auch 1823 wurde ein Stein mit Inschrift ausgegraben, aber von den Bauern verschleppt. 1825 im Julius wurde abermals ein römischer Votivstein aufgefunden und an dem Haus, das ein Bauer von Röthenberg auf seinem Feld am Brandsteig erbauen ließ, so eingemauert, daß man seine gut erhaltene Inschrift bequem einsehen konnte." Dieser letztere Stein befindet sich jetzt im Lapidarium zu Stuttgart und ist ein der Schwarzwaldgöttin Abnoba von einem römischen Centurio geweihter Altar.

Diese und andere Funde verursachten natürlich, daß der Platz oft durchwühlt wurde. Im Jahre 1835 ließ auch das statistisch-topographische Bureau von Stuttgart dort graben, aber mit so ungenügenden Mitteln und unter so wenig sachkundiger Leitung, daß mehr geschadet als genutzt wurde, wenn auch einige hübsche Kleinfunde, verschiedene Bronzen und Münzen, zum Vorschein kamen. Im Jahre 1841 und 1842 stellte dann der Alterthumsverein in Oberndorf einige weitere Nachgrabungen an, die mehrere Gebäudereste zutage förderten. Ueber das Aufgefundene wurde ein sorgfältiges Pläuchen aufgenommen. Seitdem herrschte tiefe Ruhe über dem entlegenen Ort, wenn auch der Pflug und die Hacke des Landmannes langsam aber beharrlich alljährlich ihre Zerstörungsarbeit fortsetzten.

Ueber die Deutung der römischen Mauerreste war man ziemlich einig. Schon lange war ja bekannt, daß auf diesen Punkt vom oberen Neckarthal und der Donau her, von Rottenburg—Sulz, von Rottweil—Waldmössingen und Hüfingen (?) römische Straßen zustrebten, um dann vereint hinab ins Kinzigthal und hinüber nach Straßburg zu ziehen. So wurde denn beim Schänzle als der Vereinigungsstelle dieser Straßen und dem Schlüsselpunkt zum Kinzigthal ein militärischer Posten oder eine Heerstraßenetappe angenommen.

So lagen die Dinge, als die Reichslimeskommission bei der Untersuchung der oberen Neckarlinie auch dieser Gegend ihre Aufmerksamkeit zulenkte. Mit bereitwilligstem Entgegenkommen betheiligte sich die Direktion der Sammlung vaterländischer Alterthümer in Stuttgart an dem Unternehmen, indem sie mit ihren Mitteln das „Schänzle" einer neuerlichen Untersuchung unterzog, während die Reichslimeskommission bei dem ca. 7 km südöstlich gelegenen Waldmössingen ein größeres Kastell feststellte und, soweit es wünschenswerth war, freilegte. Die Erforschung beider Objekte lag in der Hand von Prof. E. Nägele.[1]) Es gelang Nägele, nicht nur das interessante Kastell in seinen wesentlichsten Einzelheiten klarzustellen, sondern auch nachzuweisen, daß der Vereinigungspunkt der genannten Straßenzüge in der Nähe dieses Kastells und nicht beim „Schänzle" liegt. So war der Erklärung der Mauerreste beim Schänzle als militärischen Posten die Hauptgrundlage entzogen, was auch die Grabungen beim Schänzle selbst bestätigten.

---

[1]) Vgl. E. Nägele, Fundberichte aus Schwaben III (1895) S. 6 f. (Schwäb. Chronik 16. Okt. 1895 Nr. 243), IV (1896) S. 50, und das Kastell Waldmössingen in der Publikation der „Obergermanisch-Rätische Limes des Römerreiches" Nr. 61 b.

Schon bei den Schürfungen des Oberndorfer Alterthumsvereins wurde ein Gebäude entdeckt, welches den Grundriß römischer Tempel zeigt, wie sie da und dort nördlich der Alpen vorkommen, nämlich zwei Mauervierecke ineinander, von welchen das innere die geschlossene Cella, das äußere den säulenumstellten Umgang bezeichnet. Jetzt fand Nägele ein zweites Gebäude gleicher Art und eine weite Umfassungsmauer, welche beide Tempel, sowie andere früher aufgedeckte Baulichkeiten umschließt. Es war klar, daß ein größerer Tempelbezirk mit zwei Tempeln und einer Anzahl Nebengebäuden vorliegt. Ueber den römischen Ursprung der Umzugsmauer konnten zwar Zweifel entstehen, da sie von der römischen Straße durchschnitten und in einer Ecke von einem mittelalterlichen Bau unterbrochen wird, indessen ist auch nicht ausgeschlossen, daß die Straße älterer Zeit als die Umfassungsmauer angehört und später — also noch in römischer Zeit — verlegt wurde.

Welcher Gottheit aber mögen die säulenumgebenen Tempel geweiht gewesen sein, welche da oben auf einsamer Bergeshöhe weithin über die dunklen Wald- und Bergmassen und Thalschluchten des Schwarzwaldes schauten? Die erwähnte, im Schänzle gefundene Altarinschrift des Stuttgarter Lapidariums gibt uns sichere Antwort: der (Diana) Abnoba, der Schwarzwaldgöttin, und wenn wir es nicht hierdurch wüßten, ließen es vielleicht einige der früher gefundenen Votivgaben ahnen, wie zwei kleine Hunde aus Bronze oder ein silbernes Aextlein.

Der Name Abnoba ist uns nicht unbekannt. Plinius, Tacitus, Ptolemaeus u. A. sprechen von dem Abnoba mons (bezw. τὰ καλούμενα Ἄβνοβα sc. ὄρη) und mehrere Inschriften aus dem Schwarzwaldgebiet [1]) enthalten Gelübde für die dea oder Diana Abnoba. Den zweifellos keltischen Namen leitet A. Holder (Altkeltischer Sprachschatz S. 8) von abonn (Fluß) ab und bringt ihn mit dem Wasserreichthum des Schwarzwaldes zusammen. Vielleicht ist es daher auch kein Zufall, daß in der Nähe des Tempelbezirks mehrere vorzügliche Quellen entspringen. Die stärkste derselben liegt in nächster Nähe eines der beiden Tempel und ist von einem wohl antiken Quaderviereck eingefaßt. Sie wallt stets über, woher der etwas unterhalb liegende Wallenbrunnerhof seinen Namen haben soll.

Göttertempel auf einsamen Paßhöhen sind aus dem Alterthum da und dort bekannt; am klarsten liegen die Verhältnisse durch v. Duhns und Ferrero's Ausgrabungen auf dem Großen St. Bernhard, über welchen die große Militärstraße von Aosta nach Martigny und weiter in das Rhone- und Rheingebiet führt. Wo der zuletzt zum Saumpfad verengte Weg die Paßhöhe erreicht hat, um sich nun eine kurze Strecke ziemlich eben neben dem kleinen Bergsee hinzuziehen, liegt auf einem flachen Vorsprung, genannt Plan de Jour, unweit des jetzigen Hospizes, einerseits der Straße der Tempel des Jupiter Poeninus und andrerseits ein größeres Unterkunftshaus. Mehrere beim Tempel gefundene Votivtäfelchen aus Bronze sagen dem Jupiter Poeninus Dank für die bisherige Hülfe und bitten um weitere Unterstützung pro itu et reditu. Die Votivgaben selbst sind mannichfacher Art, Figürchen, Geräthe, Schmuck, am zahlreichsten die Münzen (über 1000 Stück). Die letzteren beginnen mit dem 2. Jahrhundert v. Chr. und vergegenwärtigen uns, wie die Einträge eines Fremdenbuches, das Wogen der Völker und Reisenden hinüber und herüber.

Ob allerdings beide Tempel am Schänzle der Abnoba galten, steht dahin. Denn nicht selten werden in demselben Bezirk die Tempel verschiedener Götter gefunden. So wurden in der Eifel auf der Höhe von Otrang drei Tempel bloßgelegt, von welchen zwei der Diana und Minerva geweiht waren. Gleichfalls drei Tempel wurden neuerdings unfern des Ortes Pommern an der Wesel auf dem Marberg festgestellt, zusammen mit einer Anzahl Wohngebäude; einer der Tempel war dem Lenus Mars gewidmet und das Ganze von einer weiten Umfassungsmauer umfriedigt. In und bei einem der Tempel kamen nicht weniger als 585 Stück Münzen zum Vorschein, die, wie die vielen Fibeln und Bronzegegenstände, zweifelsohne Spenden der zahlreichen Besucher des Heiligthums darstellen (vgl. Bonner Jahrb. Heft 57, S. 56 f. u. Heft 101, S. 62 f.).

Daß auch bei dem Abnobaheiligthum am Schänzle ähnliche Votivgaben niedergelegt waren, beweisen die früheren Funde. Ob durch weitere Grabungen in der Nähe der Tempel noch mehr zum Vorschein kommen werden, wer kann das wissen? Am meisten Aussicht bietet jedenfalls die Ausschachtung der erwähnten Quelle und die sorgfältige Untersuchung ihrer Umgebung, wie eine solche auch bereits von der Direktion der Stuttgarter Sammlung dankenswerthertweise ins Auge gefaßt und vorbereitet sein soll. Ueberraschende Brunnenfunde gehören ja nicht zu den Seltenheiten: bald enthalten sie Votivgaben, wie der bekannte Pyrmonter Fund, bald geben sie uns Götterbilder wieder, welche die Besorgniß flüchtender Römer dort geborgen oder der Abscheu der ersten Christen dahin versenkt hat. Vielleicht werden wir dann auch noch erfahren, welche Gottheit in dem zweiten Tempel verehrt wurde. Jedenfalls aber ist das Heiligthum der Schwarzwaldgöttin weiterer Beachtung werth.

---

[1]) Von Mühlenbach (in einem Seitenthälchen der Kinzig), von Waldmössingen, von Badenweiler, Pforzheim und Mühlberg bei Karlsruhe.

Mittheilungen und Nachrichten.

Bayerischer Sagenkranz. Ein Buch für Haus und Schule von Dr. Alphons Steinberger. (München 1897, J. Lindauer'sche Buchhandlung.) — Das Gemüth eines Volkes spiegelt sich am schönsten und reinsten in seinen Sagen ab, daher diese auch einen nie alternden Reiz und eine sich immer wieder äußernde Triebkraft besitzen. Ohne diese würden sie freilich auch, und zumal die an bestimmte Oertlichkeiten geknüpften oder einmal auf sie übertragenen, abstreben und in unausbleibliche Vergessenheit gerathen. Dieses Schicksal hat wohl schon manche solcher meist auf mündlicher Fortpflanzung beruhende Ueberlieferungen getroffen und andere gehen demselben zweifellos entgegen, weil es an allgemeinerer Theilnahme für ihren mehr und mehr verblassenden Inhalt gebricht. Ihre nothdürftige Aufbewahrung in die einzelnen Sagensammlungen besuchter Gegenden oder in die der Geisteskultur gewidmeten Abtheilungen der Landesgeschichten fristet ihnen nur scheinbar das Leben; im Grunde sind sie bereits abgestorben oder doch im Absterben begriffen. Es gibt nur ein Mittel, sie am Leben zu erhalten, das der Wiederverjüngung. Wie könnte aber diese anders vor sich gehen, als indem ihr erhaltener Kern seine geheime Keimkraft in einem hiezu geeigneten Dichtergemüth offenbart und gleichsam so wieder zu sprossen beginnt? Dieses seltene Geschehen hat sich zu unsrer stolzen Freude auf dem bayerischen Sagengebiete ehestens vollzogen: Alphons Steinbergers „Bayerischer Sagenkranz" duftet und blühe, denn der sinnige Bearbeiter hat es verstanden, die von ihm in eine höchst glücklichen Auswahl behandelten Sagen innerlich wieder aufleben zu lassen dadurch, daß er ihren theilweise verkümmerten, tief menschlichen Sinn wieder erneuert und unserm Gemüth nahegebracht hat. In schlichter, aber meisterlicher Sprache erzählt, werden diese kranken alten Geschichten ihren wiedererweckten Zauber ausüben auf Alt und Jung, auf Vornehm und Gering, auf Alle, welche ein unverdorbenes Herz besitzen. M. Gr.

* **Königlich Sächsische Kommission für Geschichte.** — Am 4. Dezember fand zu Leipzig unter dem Vorsitz des Kultusministers Dr. v. Seydewitz die zweite Jahresversammlung der Königlich Sächsischen Kommission für Geschichte statt. Außer dem Vorsitzenden nahmen an ihr theil Geh. Regierungsrath Dr. Hessel, Direktor des kgl. sächs. Hauptstaatsarchivs, Archivrath Ermisch, Oberstlieutenant Exner, Professor Kluge, Professor Schnorr v. Carolsfeld, Direktor der kgl. Bibliothek, aus Dresden, und die Professoren Brieger, Bücher, Geh. Rath Freyberg, v. Gebhardt, Hauck, Lamprecht, Marcks, Rachel, Seeliger und Siewers aus Leipzig. In dieser

und der vorhergehenden ersten, zugleich konstituirenden Versammlung sind folgende Publikationen beschlossen worden: 1. Eine Bibliographie der sächsischen Geschichte, welche die Kommission in Gemeinschaft mit der kgl. Generaldirektion der Sammlungen für Kunst und Wissenschaft zu Dresden herausgibt. — 2. Grundkarten nach dem Thudichum'schen System. Diese Publikation ist so weit fortgeschritten, daß eine Karte der Gemeindegrenzen des Königreichs handschriftlich entworfen und wiederholten Revisionen unterzogen worden ist. Die Ausgabe der einzelnen Karten wird im Laufe der nächsten Jahre erfolgen. Eine Karte wird wohl schon während der ersten Monate des Jahres 1898 dem Publikum übergeben werden können. — 3. Ein Flurkartenatlas zur Geschichte der Besiedelung und des Agrarwesens Mitteldeutschlands und vornehmlich Sachsens. Der Bearbeiter, Dr. E. O. Schulze zu Leipzig, hat im Laufe des Jahres 1897 die ersten Vorarbeiten für dies weitaussehende Unternehmen gemacht. Im Jahre 1898 sollen dieselben zunächst fortgesetzt werden. — 4. Das Lehnsbuch Friedrichs des Strengen vom Jahre 1349, herausgegeben von Staatsarchivar Dr. Lippert und Dr. Beschorner zu Dresden. Es steht zu hoffen, daß die Ausgabe dieses Lehnsbuches gegen Ende des Jahres 1898 druckfertig vorliegen wird. — 5. Eine Publikation der hauptsächlichsten Werke der sächsischen Tafelmalerei des 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, herausgegeben von Dr. Flechsig in Braunschweig. Die Vorarbeit, welche in der Herstellung einer möglichst ausgedehnten Sammlung von photographischen Nachbildungen der wichtigeren Denkmäler dieser Malerei besteht, soll im nächsten Jahr aufgenommen werden. — 6. Ständeakten. Die für diese Publikation nothwendige Vorarbeit, eine Geschichte der sächsischen Stände bis zum Jahre 1485, ist von Dr. M. Lattke in Leipzig so weit gefördert worden, daß dem Druck dieser Arbeit in den ersten Monaten des Jahres 1898 entgegengesehen werden kann. — 7. Akten und Briefe zur Geschichte Herzog Georgs des Bärtigen, herausgegeben von Professor Dr. Seß in Dresden. Die Sammlung des Materials für diese Publikation ist weit fortgeschritten, doch wird die Herausgabe eines ersten Bandes im Jahre 1898 wohl noch nicht möglich sein. — 8. Briefwechsel des kursächsischen Raths Hans v. d. Planitz mit dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen, herausgegeben von Professor Dr. Virck in Weimar. Der Druck dieser Publikation hat bereits begonnen, so daß ihr Erscheinen im Jahre 1898 gesichert ist. — 9. Akten zur Geschichte des Bauernkrieges in Mitteldeutschland, herausgegeben von Dr. Merx in Hannover. Dr. Merx hat zu dieser Publikation schon seit längerer Zeit Material gesammelt; doch bedarf dieses noch der Ergänzung aus den Schätzen einer größeren Anzahl von Archiven, deren einige Hr. Dr. Merx im Laufe des Jahres 1898 besuchen wird. — 10. Akten und Briefe des Kurfürsten Moritz, herausgegeben von Privatdozenten Dr. Brandenburg in Leipzig. Dr. Brandenburg, von dem der erste Band einer ausführlichen Geschichte des Kurfürsten Moritz unter der Presse ist, gedenkt diesen Band dieser Publikation im Laufe des Jahres 1898 so zeitig abzuschließen, daß die Ausgabe dieses Bandes noch in diesem Jahre in Aussicht gestellt werden kann. — 11. Akten zur Geschichte der sächsischen Zentralverwaltung, herausgegeben von Bibliothekar Dr. Rud. Kötzschke in Leipzig. Dr. Kötzschke gedenkt zunächst in einem darstellenden Werke mit Beigabe von Akten die Organisation der sächsischen Zentralverwaltung vornehmlich im 16. Jahrhundert zu behandeln und wird 1898 die Vorstudien dazu im Hauptstaatsarchiv zu Dresden beginnen. — 12. Instruktion des Kurfürsten August an einen Vorwerksverwalter, 1570; das erste Lehrbuch deutscher Landwirthschaft auf Grund einheimischer Erfahrung, herausgegeben von Dr. Rob. Wuttke in Dresden. Die Kommission sieht der Einsendung des Manuskripts dieser Publikation noch im Laufe des Jahres 1897 entgegen, so daß alle Hoffnung besteht, daß sie im Jahre 1898 erscheinen wird. — 13. Geschichte der sächsischen Steuern, bearbeitet von Dr. Robert Wuttke in Dresden. Das Manuskript dieser Publikation ist noch nicht abgeschlossen; doch glaubt der Verfasser, es gegen Ende des Jahres 1898 vorlegen zu können. — 14. Briefwechsel zwischen der Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen und der Kaiserin Maria Theresia, herausgegeben von Staatsarchivar Dr. Lippert in Dresden. Das Manuskript dieser Publikation ist insofern abgeschlossen, als die Briefe beider Korrespondentinnen in Abschrift vorliegen. Doch hat deren Datirung, da beide Damen ihre Briefe ohne Datum abzusenden pflegten, so viel Schwierigkeiten gemacht, daß die Publikation im Jahre 1898 noch nicht wird erfolgen können. — 15. Ausgewählte Portraits von Anton Graff, herausgegeben von Dr. Vogel, Kustos am städtischen Museum zu Leipzig. Diese Publikation wird 50 der hervorragendsten Portraits des bekannten Bildnißmalers nebst einer Einleitung aus der Feder des Herausgebers bringen; sie wird noch im Laufe des Jahres 1898 erscheinen. — Ferner sind grundsätzlich in Aussicht genommen: 1. Eine Geschichte der Entwicklung der amtlichen Statistik in Sachsen; bearbeitet von Dr. Wuttke in Dresden. 2. Eine ausführliche Geschichte des geistigen Lebens in der Stadt Leipzig während des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. 3. Eine Bearbeitung der späteren Partien der Matrikel der Universität Leipzig.

* **Ein elektrolytisches Verfahren, um in Stahl Reliefs zu erzeugen**, hat Joseph Rieder in München erfunden und sich patentiren lassen. Dieses Verfahren wird in seiner Anwendung auf Prägestempel von der „Frkf. Ztg." wie folgt beschrieben: Man drückt das Relief einer Münze in Alabastergips ab, und zwar so, daß eine mehrere Zentimeter hohe Säule entsteht. Diese Säule wird am Umfange durch Hartgummi isolirt und in ein Gefäß mit einem geeigneten Elektrolyten so eingesetzt, daß die Reliefseite nach oben liegt, während die untere Seite in die elektrolytische Flüssigkeit taucht. Infolge seiner großen Porosität saugt sich der Gips mit derselben voll. Jetzt legt man ein Stück Stahl auf die Bildseite der Gipssäule und bringt den Elektrolyten mit dem negativen, den Stahl mit dem positiven Pol in Verbindung. Die Stellen des Stahls, die mit dem durchfeuchteten Gips in Berührung kommen, werden dann geätzt, und durch die eigene Schwere sinkt das Stahlstück bis zu den tiefsten Stellen des Gipsmodells nach, womit die Kopie fertig ist. Obgleich die bezüglichen Versuche noch nicht abgeschlossen sind, so läßt sich doch schon jetzt behaupten, daß nicht nur in Stahl, sondern mit den meisten anderen Metallen nach dem obigen Verfahren gearbeitet werden kann. Diese Elektrogravüre läßt sich natürlich auch auf die Nachbildung alter ziselirter Kunstgegenstände anwenden, und sie wird wahrscheinlich bald auch benutzt werden, um Fälschungen alter Kunstgegenstände herzustellen, die von den Originalen bisweilen schwer zu unterscheiden sein dürften.

-ir. **Aus den Niederlanden.** Prof. Dr. G. van Hamel in Amsterdam, der neulich von seinem Kollegen Prof. Ketgans operirt wurde, befindet sich den Umständen gemäß gut, so daß man auf seine Wiederherstellung hoffen darf. — In Leyden wurde zum Konservator des „Museum von Naturlijke Historie" der bekannte Forschungsreisende Dr. O. Finsch aus Delmenhorst bei Bremen ernannt. Also wieder ein Deutscher! Dr. Finsch, der als Ornithologe einen hohen wissenschaftlichen Ruf genießt und der bereits im Jahre 1860 als Assistent am Niederländischen Museum für Naturgeschichte zu Leyden thätig war, wird sein neues Amt am 1. Januar kommenden Jahres antreten. — **Reformen auf dem Gebiete des höheren Unterrichtswesens.** Nach dem Gesetze für das höhere Unterrichtswesen in den Niederlanden können nur diejenigen Studirenden der Medizin, welche das Reifezeugniß eines Gymnasiums besitzen, promoviren. Nun hat man auch seit Jahren Realschulabiturienten zum Studium der medizinischen und naturwissenschaftlichen Fächer zugelassen. Unter diesen waren und sind Viele, welche auch nach einem wissenschaftlichen Titel streben. Da sie diesen jedoch nicht erlangen konnten, wandten sich Manche nach Vollendung ihrer Studien an eine deutsche Universität, um dort zu promoviren. Dies ist aber nicht Allen möglich, die es wünschen. Daher macht sich seit einiger Zeit eine starke Agitation geltend, um eine Abänderung obengenannter Promotionsbestimmungen zu erlangen; auch die betreffenden Studenten der Medizin richteten darauf bezügliche Gesuche an die Kammer. Das neue Ministerium scheint diesen und anderen Reformen, welche in den Berathungen der Kammerausschüsse vor einigen Wochen besprochen wurden, nicht abgeneigt zu sein, denn es kündete schon in der Thronrede kürzlich zwei für die Niederlande sehr eingreifende Gesetzvorlagen an, welche **allgemeine Schulpflicht** und allgemeine **Militärpflicht** vorschreiben. Der Minister des Innern und des Unterrichtswesens erklärt jetzt außerdem, daß er die Abänderung jener Promotionsbestimmungen bei der Kammer beantragen wolle, ja daß er seinerseits nichts dagegen habe, wenn das Griechische als obligatorisches Lehrfach an den Gymnasien abgeschafft werde. — In Utrecht wurde am 4. Dez. ein Verein gegründet unter dem Titel „**Philalagischer Studiefonds**". Er bezweckt, Studirenden (doctorandi) und jungen Doktoren der altklassischen Philologie, ehe sie ins Amt treten, Gelegenheit darzubieten, ihre Studien in Athen und Rom **unter Leitung des Deutschen Instituts** fortzusetzen und zu vertiefen. Der Verein zählt bereits 72 Mitglieder und kann schon nächstes Jahr ein Reisestipendium zur Verfügung stellen. — Augen-

Digitized by Google

bildlich schweben vor den niederländischen Gerichten verschiedene Prozesse ausländischer Musikverleger gegen hiesige Nachdruckerfirmen, und zwar der Firma Onoch a. Cie. gegen die Firma Bührmann u. Boothaan zu Amsterdam, Hengel u. Cie. zu Paris gegen J. Blok u. S. Blok im Haag und gegen C. Schillemans (Thieme u. Cie.) in Zutfen. Da Holland bisher sich nicht bereitfinden ließ, einen gegenseitigen Vertrag zum Schutz literarischer u. k. w. Werke zu schließen, so ist nicht abzusehen, was bei diesen Prozessen herauskommen soll. Deutsche Verleger, deren Werke noch viel zahlreicher nachgedruckt werden, mögen den Verlauf dieser Prozesse verfolgen und ihren Vortheil daraus ziehen.

* **Freiburg i. d. Schweiz.** Folgende Professoren der hiesigen Universität haben bei der Regierung ihre Demission eingereicht und werden am 1. April 1898 ihr Amt niederlegen: Wilh. Effmann (Kunstgeschichte), Ad. Gottlob (historische Nationalökonomie), Edm. Hardy (indische Philologie), Franz Jostes (germanische Philologie), Jos. Lörtscher (Strafrecht), Leo v. Savigny (deutsches Recht), Wilh. Streitberg (indogermanische Sprachwissenschaft, Sanskrit), Jos. Sturm (klassische Philologie). — Prof. Karl Wasserrab (Nationalökonomie) ist an die Münchener Universität, der er bis zu seiner Berufung nach Freiburg i. d. Schweiz angehörte, zurückgekehrt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Resultate der wissenschaftlichen Erforschung des Balatonsees. 2. Band: Die Biologie des Balatonsees und seiner Umgebung. 1. Theil: Die Fauna des Balatonsees, herausgegeben von Dr. Geza Entz. Mit 155 Textbildern. Wien, Kommissionsverlag von Ed. Hölzel 1897. — Dr. Ignaz Sarl: Eine alte Quelle des allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuches. Wien, Alfred Hölder. — Dannheisser u. Snurr: Italienische kaufmännische Korrespondenz-Grammatik. Heidelberg, Julius Groos 1897. — Maltitz: Der Dienst des Waffenoffiziers bei der Infanterie. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1897. — v. Hugen: Das Gelände im Dienst der Truppenführung. 2. Aufl. Mit einer Karteebeilage. Ebd. — Albert v. Holleben: Die Pariser Kommune 1871 unter den Augen der deutschen Truppen. Mit einem farbigen Plan von Paris in Steindruck. Ebd. — Albert Hierthes: Aufgaben aus der Feldbefestigung mit Bearbeitung und Besprechung. Ebd.

☞ Hierzu ein Prospekt (**Weihnachtskatalog**) der Verlagsbuchhandlung **Schall & Grund** in **Berlin.** [18628]

In der **Herder'schen Verlagshandlung** in Freiburg im Breisgau ist 1883 erschienen und durch alle Buchhandlungen noch zu beziehen:

Reformatorenbilder.

Historische Vorträge über kathol. Reformatoren u. Martin Luther

von **Dr. Konstantin Germanus.**

gr. 8°. (XII u. 327 S.) M. 4.—

Unter diesen populären, aber mit kritischen Noten und Exkursen versehenen Vorträgen eines deutschen Universitätsprofessors bilden den Mittelpunkt diejenigen über

Luther und Canisius.

Der ganze Inhalt beansprucht gegenüber den neuesten Controversen ein erhöhtes Interesse. Beim Erscheinen des Werkes wurde allerseits, auch von protestantischen Stimmen, die ruhige Objectivität des Tones und die Eleganz der Form hervorgehoben. (18542)

Soeben ist erschienen: der diesjährige **Grote'sche Weihnachts-Almanach.**

Das reich illustrierte Bändchen bringt u. A. auch eine humorvolle Weihnachtserzählung von Wilhelm Jensen und giebt Auskunft über die schönsten Weihnachtsbücher. Gratis und franko zu beziehen durch jede Buchhandlung sowie auch direkt vom (18615)

Berlin SW., Dessauer Straße 18. **G. Grote'schen Verlag.**

Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Kempten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschienen folgende Novitäten:

Pfisinger, Arnold, **Stille Stunden.** Gedichte u. Sprüche. 8°. 112 S. Preis brosch. M. 1.80, eleg. gebd. M. 2.50

Rotzinger, Dr. Georg. **Forschungen zur bayrischen Geschichte.** 8°. VIII u. 656 S. Preis br. M. 9.—, in Halbfr. gebd. M. 11.—

Der 1. Theil dieses neuesten historischen Werkes des bekannten Sozial-Politikers enthält eine eingehende Schilderung und Darstellung des Lebens und Wirkens von Albert Böheim, Domdekan in Passau und päpstl. Legat, und gibt gleichzeitig ein hochinteressantes Kulturbild aus dem 14. Jahrhundert mit seinen vielen an unsere Gegenwart erinnernden politischen und sozialen Erscheinungen. Der 2. Theil enthält gemischte Skizzen zur bayer. Profan- und Kirchengeschichte aus dem 12.—16. Jahrhundert, wovon besonders die Abhandlungen „Bäuerliches Leben im 13. Jahrhundert", „Diakonat und städtische Gemeindearmenpflege im Mittelalter", „Lombardische Bauunternehmungen in Bayern", „Curtinus und Asacius, Tegernsee und Ilmünster" auch für weitere Kreise sehr viel Neues und Interessantes bieten.

Clos, Dr. Eduard Maria, **Kreuz und Grab Christi.** Kritische Untersuchung der Berichte über die Kreuz-Auffindung. 8°. VI und 644 S. Preis brosch. M. 8.—, in Halbfranz gebd. M. 10.— (18616)

CARL WINTER's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Soeben erschien: (18464)

Litauisches Elementarbuch

von

Maxim. J. A. Voelkel.

2. neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Gr. 8°. Brosch. 5 M.

Dass von obigem Elementarbuch eine neue Auflage nötig wurde, spricht am besten für seinen Wert und Brauchbarkeit. Es soll sowohl dem wissenschaftlichen Studium als auch dem praktischen Bedürfnis der unter Litauern lebenden Deutschen dienen. Die 2. Auflage ist neu bearbeitet, stark vermehrt und mit einem ausführlichen Wortverzeichnis versehen worden.

Ueberall willkommenes wertvolles Weihnachtsgeschenk!

Unerreicht wohlfeil, reichhaltig und schön

Andrees (18553)

Grosser

HANDATLAS

Neuester Abdruck

der

Dritten völlig neubearbeiteten und vermehrten **Auflage**

Preis 24 M. in solidem und sehr elegantem Lederbande 28 M.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von ROSENBAUM & HART, Berlin W. 66.

Soeben wurden vollständig

Ludwig Bamberger's Gesammelte Schriften.

Inhalt: Bd. I Studien und Meditationen. Bd. II Charakteristiken. Bd. III Politische Schriften von 1848—1868. Bd. IV Politische Schriften von 1868—1878. Bd. V Politische Schriften von 1879—1892.

Preis complet brosch. M. 25.—, elegant gebd. M. 30.—

Einzelband brosch. M. 5.—, elegant gebd. M. 6.—

Zu beziehen durch **alle Buchhandlungen**, sowie gegen vorherige Einsendung des Betrages direkt vom **Verlag.** [18603]

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Samstag, 11. Dezember. Nummer 280.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Entschädigung unschuldig Verurtheilter. Von E. Pfizer. — Ein Junker-Roman. Von Joseph Eutlinger. — Paul Heyse's „Neue Gedichte“. — Mittheilungen und Nachrichten.

Entschädigung unschuldig Verurtheilter.

Daß die Reichsregierung sich entschlossen hat, die Frage der Entschädigung unschuldig Verurtheilter unabhängig von einer Revision der Strafprozeßordnung zum Austrag zu bringen, ist freudig zu begrüßen. Nicht ebenso unbedingt vermögen wir aber den Bestimmungen des Gesetzentwurfs beizupflichten, wie sie in der amtlichen „Berliner Correspondenz“ (Nr. 333 d. Bl., A.-Bl.) mitgetheilt sind. Alle technischen Einzelheiten beiseite lassend, beschränken wir uns darauf, unsre Bedenken gegen zwei Hauptpunkte des Entwurfs zu äußern: Anspruch auf Entschädigung soll nur der Verurtheilte haben, dessen Unschuld im Wiederaufnahmeverfahren festgestellt worden ist; und den Anspruch soll der Verurtheilte verwirkt haben, der die frühere Verurtheilung (vorsätzlich herbeigeführt oder) durch grobe Fahrlässigkeit verschuldet hat.

Mit dem ersten Vorschlag kehrt der Entwurf zu der längst verworfenen „Entbindung von der Instanz“ zurück: der Angeklagte wird von Strafe freigesprochen, aber zugleich wird ihm gesagt, seine Schuld sei zwar nicht festgestellt, aber doch möglich, wo nicht wahrscheinlich.

Bei der ersten Lesung des Entwurfs im Reichstag ist diesen Bedenken gegenüber darauf hingewiesen worden, daß ja die Entscheidung über die Entschädigung abgesondert von der Entscheidung über die Freisprechung erfolgen solle, die Verweigerung der Entschädigung, die nicht, wie die Freisprechung, öffentlich verkündigt werde, darum nichts Verletzendes für den Freigesprochenen habe. Wir vermögen hierin einen Grund für die vorgeschlagene Unterscheidung nicht zu finden. Zum Amtsgeheimniß, und zwar zu einem solchen, das auch der Freigesprochene zu wahren verpflichtet wäre, kann man doch den Beschluß über die Entschädigung niemals machen; und daß es für den Freigesprochenen weniger peinlich sein soll, wenn er dem, der ihn fragt, welche Entschädigung er nun erhalte, antworten muß: „Nichts, denn ich bin des Verbrechens immer noch verdächtig“, als wenn diese Fortdauer des Verdachts im Urtheil selbst ausgesprochen ist, das will uns nicht einleuchten. Dem weiteren Einwand, das Rechtsgefühl werde verletzt, wenn einem Freigesprochenen, der vielleicht doch schuldig sei, eine Entschädigung gewährt werden müsse, vermögen wir ein Gewicht nicht beizulegen. Er hat oder hätte eine gewisse — keine unbedingte — Berechtigung, wenn es sich darum handelu würde, einem Angeklagten, der im ordentlichen Verfahren wegen mangelnden Beweises freigesprochen wird, einen Anspruch auf Entschädigung für die „unschuldig“ erlittene Untersuchungshaft zu gewähren, aber er hat keine Berechtigung gegenüber einem Verurtheilten, der im Wiederaufnahmeverfahren freigesprochen wird, nicht darum, weil der Beweis seiner Schuld jetzt nicht mehr vollständig geführt werden kann (dies ist kein Grund für die Wiederaufnahme des Verfahrens!), sondern darum, weil er früher nicht hätte verurtheilt werden dürfen und, wenn das, was für ihn spricht, damals schon bekannt gewesen wäre, nicht hätte verurtheilt werden können. Zwischen beiden Fällen ist ein himmelweiter Unterschied; im zweiten Fall spricht das Urtheil aus: „Der Freigesprochene ist verurtheilt worden, obwohl er eigentlich nie hätte verurtheilt werden dürfen, sei es, weil seine Unschuld oder weil seine Schuld nicht erwiesen war, er ist also mit Unrecht bestraft worden“; dagegen aus dem Urtheil im ersten Fall: „Der Angeklagte wird freigesprochen, weil seine Unschuld festgestellt oder seine Schuld nicht erwiesen ist“, wäre es sehr verkehrt, den Schluß zu ziehen: „Also ist er mit Unrecht verhaftet worden“. Die Verhaftung, die nicht die Schuld des Verhafteten, sondern nur den dringenden Verdacht der Thäterschaft voraussetzt, kann sogar in Fällen, wo sich hinterher positiv die Unschuld des Angeklagten ergibt, nach dem Gesetz vollkommen begründet gewesen sein, und vollends da, wo die Freisprechung nur wegen Unvollständigkeit des Schuldbeweises erfolgt, wird sie sehr häufig mit vollstem objektivem und subjektivem Recht verhängt worden sein. Wollte man jedem Freigesprochenen eine Entschädigung für die erlittene Untersuchungshaft zubilligen, so würde man damit der Gesammtheit der Angeklagten einen schlechten Dienst erweisen: wo das Zünglein der Waage zwischen „erwiesen“ und „nicht ganz erwiesen, wenn auch dringend verdächtig“ schwankt, möchte sich mancher Richter für den Schuldspruch entscheiden, um nicht dem dringend Verdächtigen eine Entschädigung zusprechen zu müssen. Daß jemals im Wiederaufnahmeverfahren die Freisprechung eines immer noch dringend Verdächtigen erfolgen sollte, halten wir für ausgeschlossen.

Ein absolut vollkommenes Strafverfahren ist nun einmal nicht zu erreichen, und darum ist ohne weiteres die Möglichkeit zuzugeben, daß ab und zu im Wiederaufnahmeverfahren ein Verurtheilter freigesprochen wird, der mit Recht verurtheilt worden ist. Wir wollen kein Gewicht darauf legen, daß ein solcher Fehlspruch auch da möglich ist, wo der Verurtheilte wegen erwiesener Unschuld freigesprochen wird, wir beschränken uns vielmehr auf die Fälle, wo die frühere Verurtheilung aufgehoben wird, weil der früher vermeintlich erbrachte Beweis der Schuld erschüttert worden ist; ein Angeklagter ist z. B. wegen Diebstahls verurtheilt worden auf die Aussage eines Zeugen hin, der ihn im Haus des Bestohlenen betroffen haben will; diese Aussage erweist sich später als falsch, der Verurtheilte kann zwar sein Alibi nicht beweisen, aber es wird bewiesen, daß der Zeuge zur Zeit, wo er den Angeklagten gesehen haben will, eine Meile weit vom Orte der That entfernt war. Mit dem Beweis des Meineides oder des Falscheides des Zeugen ist der Beweis der Unschuld des Verurtheilten nicht erbracht; der Richter hilft sich vielleicht, indem er „nach freier Ueberzeugung“ den Verurtheilten

Digitized by Google

für unschuldig erklärt, aber mit solcher Handhabung der freien Beweiswürdigung wäre die Entscheidung, ob der freigesprochene Verurtheilte Entschädigung erhalten solle oder nicht, der Willkür des Richters anheimgestellt.— Und wie oft kommen denn Fälle vor, wo trotz der Freisprechung im Wiederaufnahmeverfahren die Schuld der früher Verurtheilten doch noch wahrscheinlich, ein begründeter Zweifel an seiner Unschuld vorhanden ist? Es wird im Gebiet der deutschen Rechtspflege sehr viel in Statistik gearbeitet, wie wir glauben, manchmal mit wenig Nutzen; hier wäre eine Statistik am Platz: man lege dem Reichstage eine Uebersicht der Fälle aus fünf oder zehn Jahren vor, wo ein Verurtheilter im Wiederaufnahmeverfahren freigesprochen worden ist. Die Zahl der Fälle, wo das Urtheil freispricht, die Gründe aber doch dem Zweifel an der Unschuld des Freigesprochenen Ausdruck geben, wird verschwindend klein sein, so klein, daß sie den verwerflichen Unterschied zwischen voller und halber Freisprechung sicherlich nicht rechtfertigt.— Ob der Verurtheilte im wiederaufgenommenen Verfahren wegen erwiesener Unschuld oder wegen mangelnden Beweises der Schuld freigesprochen wird, das ist nicht aus dem Urtheilsspruch, sondern nur aus den Gründen zu ersehen. Wie soll es nun in den Fällen gehalten werden, wo die Frage der Entschädigung die größte Bedeutung hat, in den Fällen, wo ein Angeklagter wegen eines schweren Verbrechens verurtheilt und der Schuldspruch von Geschwornen gefällt worden ist, die Gründe ihres Wahrspruchs nicht angeben und nicht angeben dürfen? Ist die Unrichtigkeit des früher ergangenen Urtheils glaubhaft gemacht, so soll — als Regel — die Strafkammer die Wiederaufnahme des Verfahrens und die Erneuerung der Hauptverhandlung, also in den hier in Betracht kommenden Fällen eine neue Verhandlung vor dem Schwurgericht anordnen; es kann aber auch — nach einer vom Reichstag ins Gesetz gebrachten Verschlimmbesserung — das Gericht mit Zustimmung der Staatsanwaltschaft den Verurtheilten ohne öffentlich-mündliche Hauptverhandlung, sofort freisprechen, „wenn dazu genügende Gründe bereits vorliegen". Welchen Weg die Strafkammer einschlagen will, ist ihrem Belieben überlassen; immerhin wird man sagen dürfen, daß derjenige, der unschuldig wegen Mords, Raubes oder Brandstiftung verurtheilt worden ist, einen gewissen moralischen Anspruch darauf hat, daß hernach seine Unschuld in öffentlichem Verfahren festgestellt werde; die Freisprechung durch die Strafkammer soll also die Ausnahme bilden. Der Vorschlag des Entwurfs führt aber nothwendig dazu, daß die Ausnahme zur Regel wird, denn nur das Urtheil der Strafkammer, nicht auch das des Schwurgerichts kann zum Ausdruck bringen, ob der Verurtheilte wegen erwiesener Unschuld oder wegen nicht erwiesener Schuld freigesprochen wird. Oder soll etwa die Entscheidung über die Freisprechung den Geschworenen, die Entscheidung über die Entschädigung dem Schwurgerichtshof zustehen? Das halten wir für unmöglich! Welche Folgen aber die Zuweisung der gesammten Entscheidung an die Strafkammer für die Frage der Entschädigung hat, ist unschwer vorauszusehen. In staatsanwaltlichen und vielfach auch in richterlichen Kreisen betrachtet man jede Freisprechung im Wiederaufnahmeverfahren als ein Unglück, als eine Niederlage der Autorität; das Unglück oder die Niederlage ist größer, wenn sich das frühere Urtheil als vollkommener Fehlspruch, der Verurtheilte als unschuldig erweist; minder bedenklich ist das Anerkenntniß, daß es am vollen Beweis der Schuld gebreche; und so wird das Gericht bei der Berathung hinter verschlossenen Thüren in zweifelhaften Fällen sehr geneigt sein, sich für den letzteren Ausspruch zu entscheiden.

Von geringerem, aber immerhin noch erheblichem Gewicht ist das zweite Bedenken gegen den Entwurf: der Verlust des Anspruchs auf Entschädigung, wenn die Verurtheilung durch grobe Fahrlässigkeit, d. h. durch (sehr) unzweckmäßige Vertheidigung verschuldet war. — Die Reichsgesetzgebung hat unlängst in einem anderen Fall, wo es sich um die Folgen eines ungerechten Urtheils handelte, der Erwägung, daß die Grenze zwischen grober und leichter Fahrlässigkeit oft schwer zu ziehen sei, eine unsres Erachtens nur allzu große Bedeutung beigemessen: das Bürgerliche Gesetzbuch hat aus diesem Grund die zivilrechtliche Verantwortlichkeit des Richters für das verkehrteste Urtheil, wenn es nur nicht vorsätzliche Beugung des Rechts ist, verneint, weil dem Richter sonst, wie die Motive sagen, „die zur Ausübung seines Amtes unumgänglich nothwendige Unbefangenheit geraubt würde", ein Grund, mit dem man auch die Unverantwortlichkeit des Arztes für den gröbsten von ihm begangenen Kunstfehler rechtfertigen könnte. Mit viel größerem Recht kann man bei unsrer Frage auf die Schwierigkeit jener Grenzbestimmung verweisen. Denken wir uns doch in die Lage eines Menschen, zumal eines ungebildeten Menschen, der unter der Anklage des Mords oder der Brandstiftung steht und gegen den eine Reihe scheinbar schwer belastender Anzeichen vorliegt: wenn er, den Tod oder das Zuchthaus vor Augen, in der Angst, in sehr begreiflicher „Befangenheit" zur verkehrtesten Vertheidigung greift, die wissentlich unwahre Behauptung eines Alibi vorbringt, macht er sich einer groben oder einer leichten Fahrlässigkeit schuldig? „Der Angeklagte hat gelogen, also ist er schuldig," das ist eine bei manchen Strafrichtern sehr beliebte Folgerung, und Wenige, fürchten wir, gäbe es, die in solchem Fall, die zum Gesetz erhobene Bestimmung des Entwurfs in der Hand, nicht sagen würden, der Verurtheilte habe durch seine Lügen, also durch grobe Fahrlässigkeit, seine Verurtheilung selbst verschuldet. Wir fragen aber: wessen Verschulden ist größer, das des Angeklagten, der in der höchsten Aufregung, um Leben und Ehre zu retten, zu einer Unwahrheit, einer „Lüge" greift, oder das des Richters, der in völliger Unbefangenheit, einen Verklagten z. B. ungehört verurtheilt und sich nachher entschuldigt: er habe gemeint, es sei nicht nöthig gewesen, den Verklagten über die Klage zu hören? — Daß demjenigen, der seine Verurtheilung vorsätzlich — durch falsche Selbstanzeige oder unrichtiges Geständniß — herbeigeführt hat, kein Anspruch auf Entschädigung zusteht, ist selbstverständlich; sonst aber wüßten wir nur einen Fall, wo der Verlust des Anspruchs gerechtfertigt ist: wenn nämlich der Verurtheilte vorsätzlich unterlassen hat, Thatsachen anzuführen, deren Bekanntwerden seine Freisprechung hätte zur Folge haben müssen. Der Angeklagte, der, um den Schuldigen der Strafe zu entziehen, sich von dem auf ihm ruhenden Verdacht nicht durch Nennung des Thäters befreit, der Angeklagte, der ein Alibi beweisen könnte, aber den Beweis unterläßt, weil bei seiner Führung eine andere Thatsache offenbar würde, die er geheim halten will: sie haben ihre Verurtheilung nicht vorsätzlich (auch nicht mit dolus eventualis!) herbeigeführt, aber sie haben immerhin vorsätzlich unterlassen, ihre Verurtheilung abzuwenden, und darum wird ihnen, mag das Motiv ihres Verhaltens gut oder schlecht gewesen sein, der Anspruch auf Entschädigung mit Recht versagt werden. Dies im Gesetz zum Ausdruck zu bringen wäre nicht schwer.

Wir wollen gern glauben, daß die Beschränkungen, an die der Entwurf die Gewährung der Entschädigung an ungerecht oder unschuldig Verurtheilte knüpft, ihren Grund nur in juristischer und namentlich in fiskalischer Aengstlichkeit haben; aber mit dieser Beschränkung gleicht das Gebotene mehr einem Stein als dem so lang geheischten Brot.

G. Pfizer.

Ein Junker-Roman.

Von Joseph Ettinger.

Zu den geläufigsten und schrillsten Schlagworten, die seit Jahr und Tag unser politisches Leben durchschwirren und mit der Zeit schon die Bedeutung eines Feldgeschreis erlangt haben, gehört die Bezeichnung: Junkerthum. Allmählich hat sich in diesem einen Ausdruck alles angesammelt und verdichtet, was an Unzufriedenheit und Unmuth insbesondere das liberale Bürgerthum beseelt, man hat Bücher und Broschüren über das preußische Junkerthum und seine Geschichte geschrieben und den gemeinsamen Kampf gegen diesen „kleinen, aber mächtigen" Rest alter Feudalwirthschaft sogar als Wahlparole für die nächsten Reichstagswahlen ausgegeben, weil die große Menge nun einmal einen Popanz braucht, mit dem sie geschreckt werden muß. Da und dort ist der ostelbische Junker als Vertreter eines brutalen Egoismus auch in die Literatur schon eingedrungen: als wassergestiefelter Kraftmensch in Sudermanns „Glück im Winkel", als gemeiner, verkommener Heirathsgauner in Wolzogens Roman „Ecce ego!" Aber ehrlicherweise wird man zugestehen müssen, daß man aus all diesen mehr oder minder tendenziös gefärbten Schilderungen von dem Junkerthum, wie es wirklich ist, ein im Grundzug vielleicht ähnliches, doch jedenfalls nur einseitiges Bild gewinnen kann, wenn man nicht zufällig selbst Gelegenheit gehabt hat, Studien auf diesem Gebiet zu betreiben. Wem es daher mit der politischen Gentlemanpflicht einigermaßen ernst ist, auch dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, der mag den Junker und das Junkerthum erst aus Wilhelm v. Polenz' neuestem Roman „Der Grabenhäger" [1]) genauer kennen und würdigen lernen, ehe er sich an der kommenden Drohnenschlacht blindlings betheiligt.

Polenz ist unter der gegenwärtigen jüngeren Generation von Romanschriftstellern vielleicht nicht der größte, aber einer der ernstesten und ehrlichsten, und derjenige, der für die großen bewegenden Fragen seiner Zeit das offenste Auge und das hellhörigste Ohr besitzt. Die eigentlichen Helden seiner Romane sind nicht Personen, sondern ganze Berufsstände, und schon das hebt seine groß angelegten Arbeiten hoch über die Mehrzahl unsrer belletristischen Prosawerke, deren A und O die geschlechtlichen Fragen in alten und neuen Spielarten zu bilden pflegen, hinaus. In dem dreibändigen, seiner Komposition nach noch ziemlich unreifen Roman „Der Pfarrer von Breitendorf" hat er das Lebensschicksal eines protestantischen Geistlichen mit all den Konflikten geschildert, in die den jungen Seelsorger einerseits die verstockte Beschränktheit des Bauernvolks, andrerseits die kirchliche Orthodoxie seiner Amtsbrüder und vorgesetzten Behörden gerathen lassen, bis er schließlich dem theuren Amt freiwillig entsagt. Man muß dieses Buch gelesen haben, wenn man die große soziale Bewegung innerhalb der heutigen protestantischen Geistlichkeit verstehen will. Seinen zweiten großen Roman „Der Büttnerbauer" hat Polenz dem deutschen Nährstand gewidmet und darin mit ebenso reicher und tiefer Sachlenntniß als dichterischer Gewalt das tragische Geschick eines ostdeutschen Bauernhofes und seines Besitzers aufgerollt. Keine noch so leise Tendenz entstellt die ruhige Sachlichkeit der Erzählung, keine Anklage wird erhoben, kein leidenschaftliches Urtheil gefällt: einzig die Macht der Verhältnisse, wie sie aus alten historischen Voraussetzungen sich unaufhaltsam entwickelt hat, wird als die Wurzel alles Uebels bloßgelegt. Man muß dieses erschütternde Buch gelesen haben, um die schlimmste Seite des agrarischen Nothstandes, den Untergang der kleinen Bauernhöfe und seine tieferen Ursachen richtig zu erkennen und zu würdigen. Die Ergänzung gleichsam und das Gegenstück zu diesem Bauernroman ist der jetzt erschienene „Grabenhäger", als Kulturdokument und beredtes Zeitgemälde ihm ebenbürtig, als Kunstwerk geringer an Werth, weil der Stoff zu einer Steigerung und Zuspitzung nicht den nöthigen Sauerteig in sich trägt. Er beleuchtet mit gerechtem und hellem Licht die Zustände und Persönlichkeiten in einem Theil von „Ostelbien" scharf, sicher, bestimmt, ohne die Spur eines Standesvorurtheils und ohne je der Verlockung zu erliegen, da oder dort der belletristischen Wirkung zuliebe die Farben stärker aufzutragen. Man muß, wie gesagt, dieses peinlich gewissenhaft geschriebene Buch gelesen haben, wenn man sich diesseit der Elbe über das Junkerthum und die agrarische Bewegung überhaupt ein festeres Urtheil bilden will, als es sich aus Leitartikeln, Broschüren und Wahlreden gewinnen läßt.

Eine Wiedergabe des Inhalts hätte bei solcher Natur des Stoffes keinerlei Zweck, denn der Schwerpunkt liegt in diesem Roman viel weniger in der schwach bewegten und äußerlich kaum abgeschlossenen Handlung, als in der künstlerischen Erzeugung des agrarischen Milieu einer ganzen Reihe straff charakterisirter Typen aus diesem landwirthschaftlichen Mikrokosmos. Sehr klug und bedacht hat Polenz als den Standpunkt, von dem aus er uns die Dinge und Menschen sehen läßt, den Gedankenkreis seines Titelhelden, des Gutsbesitzers Erich von Kriebow auf Grabenhagen, gewählt. Er läßt diesen bisherigen Offizier mit seiner jungen, liebenswerthen Frau nach Grabenhagen übersiedeln, das bis dahin fremde Hände bewirthschaftet haben, und läßt nun ihn, den städtischen Neuling, allmählich alle die Eindrücke aus der ihn umgebenden Welt gewinnen, die der Leser selbst gewinnen soll. Dabei geht mit Erich v. Kriebow selbst eine klärende Wandlung vor. Alte Standesvorurtheile lernt er ablegen, er lernt die Arbeit lieben und den Arbeiter achten, im Kreis seiner Standesgenossen lernt er die Spreu von dem Weizen sondern und erkennen, wodurch und worin das Junkerthum von heute faul und morsch geworden ist, wie weit es sich überlebt hat, und welcher Regeneration es bedarf, um ferner noch eine Mission erfüllen zu können.

Polenz steht der Junkerfrage ungefähr ebenso gegenüber, wie ein vernünftig urtheilender Mensch der Judenfrage gegenübersteht. So wenig man billigerweise von einer Nation, die Jahrhunderte lang geknechtet, verachtet und zum niedrigen Schacher verurtheilt war, binnen einiger Jahrzehnte schon die Bethätigung aller freien Bürgertugenden auf allen Wegen verlangen kann, so wenig darf man umgekehrt sich wundern, wenn eine Kaste, die Jahrhunderte lang die allein privilegirte und mitregierende war, sich im Bewußtsein ihrer stolzen Vergangenheit dem modernen Nivellirungsprozeß widersetzt und sich nicht darein zu finden versteht, daß die Arbeit den Adel überwunden haben soll. Und darum ist Polenz geneigt, in dem gegenwärtigen landwirthschaftlichen Nothstand eine wohlthätige Krisis für das Junkerthum zu sehen, in der die faulen Elemente zugrunde gehen, während die lebensfähigen durch den Druck der Verhältnisse gezwungen werden, den alten Adam auszuziehen und mit dem Strom zu schwimmen. „Trotz all der unerhörten Verblendung und geradezu verbrecherischen Gleichgültigkeit," sagt ein Vertreter dieser Anschauung in Polenz' Roman, Hr. v. Klaven, „in der viele Standesgenossen dahinleben, kann ich die Hoffnung nicht aufgeben, daß wir Junker noch eine große Zukunft haben. Ja, ich glaube daran, wie an das Evangelium. Das Land ist ohne uns nun mal nicht zu denken! Zu tief sind wir in den Boden eingewurzelt, den wir seit Jahrhunderten kultivirt haben, als daß man uns so einfach herauswerfen und beiseite werfen könnte. . . . Wer etwas auf sich hält, muß sich zusammenraffen! Mit neuem Geist müssen wir uns erfüllen! Vieles ist gut zu machen. Eines aber thut vor

[1]) Berlin, F. Fontane u. Komp. 2 Bände. Geh. M. 10.—

allem anderen noth: Wir müssen arbeiten!" Und ein andermal wird das Bild etwas genauer und anschaulicher ausgeführt: . . . „Ich will Ihnen sagen, wie dieser Junker der Zukunft aussehen wird, so wie ich ihn träume. Er wird etwas weniger laut und hochfahrend auftreten, als er es jetzt oft zu thun beliebt, er wird haushälterisch umgehen mit seinem Erbe, er wird seine Anlagen, Gaben und Kräfte nicht vergeuden in liederlichem Hasardiren, er wird sich nicht erniedrigen zur schmachvollen Jagd nach dem Mammon. Er wird kein Prahlhans sein und kein Streber, sondern ein schlichter Edelmann, der sich der Arbeit nicht scheut. So wird der Junker leben, nicht abgeschlossen, sondern mitten drin im Volke und darum nicht minder vornehm. So wird er seines Amtes walten, der Erste in der Gemeinde durch Tüchtigkeit. . . . Vielleicht ist das alles eine Utopie; aber ich glaube daran und mich tröstet solcher Glaube über vieles Traurige, das ich in der Gegenwart sehe."

Ob dieser goldene Optimismus in den bestehenden Verhältnissen seine Rechnung findet, wird ja für Manchen eine Frage sein. Aber einem so scharfen Beobachter und unerbittlichen Wahrheitsfreund, wie es Wilhelm v. Polenz ist, darf man ein besonnenes Urtheil in diesen Dingen mit am ehesten zutrauen. Sein Roman könnte Vielen die Augen öffnen, wenn er die richtigen Leser fände: den Standesgenossen des Grabenhägers zuerst, soweit sie für eine vorurtheilslose Selbsteinkehr nicht schon verloren sind; aber auch der großen Zahl ihrer Gegner, denen das Parteileben den Blick getrübt, und die es gewöhnt hat, das Junkerthum als eine reaktionäre Masse von Schmarotzern in Bausch und Bogen zu verdammen. Der politische Gegensatz würde wohl durch solche bessere Erkenntniß nicht aufgehoben werden; er soll es auch nicht. Aber er würde viel von der blinden Gehässigkeit verlieren, die unser politisches Leben neuerdings ganz in Galle taucht. Ohne Gewinn an Einsicht und Anregung wird kaum Jemand das Polenz'sche Buch aus der Hand legen, in dem der Kritiker dem Künstler nirgends je im Weg steht. Mit Glück und Geschick hat der Autor jeden Anstrich von didaktischer Trockenheit vermieden; es steckt gerade so viel Handlung und Verwicklung in der Erzählung, daß sie stets im Fluß bleibt und nirgends in Reflexionen oder Erörterungen theoretischer Art versandet. Einige leicht skizzirte Vorgänge aus dem Familienleben des ländlichen Gutsadels setzen dem Gesammtbild die gesellschaftlichen Lichter auf und daneben findet sich Zeit, aus der jungen Ehe Erich v. Kriebows eine ganze Reihe seiner psychologischer Züge zu sammeln, aus denen allein ein Anderer unsrer Modernen einen ganzen Roman gesponnen hätte. Darin aber gerade ist Polenz fast allen unsern jüngeren Romanautoren, auch den poetisch begabteren, voraus: ihn hat Fausts Zaubermantel aus der kleinen in die große Welt getragen; er sucht nicht die Probleme und Konflikte, die den Einzelnen, sondern die das ganze Volk oder doch ganze Berufsklassen in Athem halten; er hat das Erbe des Zeitromans großen Stiles angetreten, wie es Gutzkow und Freytag hinterlassen haben und führt es nun fort, bereichert um die fortgeschrittene moderne Technik und ohne den weitschichtigen Aufwand an Personen, Schauplätzen und Papier, wie ihn der ältere Roman ins Feld zu führen pflegte.

Paul Heyse's „Neue Gedichte".

Als schöne und freudig begrüßte Weihnachtsgabe hat uns Paul Heyse eine neue Sammlung seiner Gedichte[1]) auf den Tisch gelegt, einen stattlichen Band, der den ersten, vor 20 Jahren veröffentlichten und jetzt in fünfter Auflage erschienenen „Gedichten" auch äußerlich ebenbürtig an die Seite tritt. Das neue Buch kommt gerade recht, um uns zu trösten über so viele lyrische Widerwärtigkeiten und Unterwerthigkeiten, die von der buchhändlerischen Weihnachtshochfluth in diesen Adventwochen an uns vorbeigeschwemmt werden. Seine Lektüre, sagen wir das gleich im voraus, hat uns erquickt, wie etwa ein Trunk frischen Quellwassers den Wanderer erquickt, der einen Tag lang nur schale oder unnatürlich aufregende Getränke hat hinunterschlucken müssen. Und es ist wirklich seltsam: der Dichter, von dem nun schon ein Jahrzehnt hindurch und länger die Kritik der Jungen und Jüngsten in allen Tonarten behauptet, daß er nur ein „Kunstdichter" sei, daß ihm „der elementare Ausdruck der Leidenschaft" fehle und daß nur ein seinentwickelter und mit Bewußtsein fortgebildeter Sinn für die abgeklärte Form seinen Werken Bedeutung verleihe, er ist fast der Einzige unter den Vielen, deren Lieder uns in diesen Tagen umklingen, der uns wirklich aus Herz greift, mit dem wir wirklich innerlich vertraut geworden sind, wenn wir die bunte Auswahl seiner Gesänge an unsern Ohren haben vorüberrauschen lassen.

Es ist eben eine verworrene Zeit, in der wir heute leben, und auf dem Gebiete der Dichtkunst macht sich das besonders deutlich fühlbar. Was früher als hoch und hehr gegolten, wird heute vielfach als klein und philiströs gescholten; was gestern noch zu den Sternen des Himmels erhoben wurde, fristet heute nur noch ein kümmerliches Dasein als trübe glimmendes Irrlicht. Es scheint, als fehlten uns überall die festen Maßstäbe, überall wenigstens, wo eine tiefer auf den Grund dringende Beurtheilung der Erscheinungen in Frage kommt: im öffentlichen Leben in erster Linie, nicht minder aber auch auf dem weiten Felde der Kunst in allen ihren Bethätigungen. Es gibt ja genug Perioden in der Welt- und Kunstgeschichte, die keinen eigenen „Stil" hatten, dieses Wort im weitesten Sinne genommen; sollte unsre Zeit nicht dereinst auch zu ihnen gerechnet werden müssen? Vielleicht ist die Gährung, in der heute alle unsre Anschauungen sich befinden, seien dieselben politischer oder wirthschaftlicher oder künstlerischer Art, nichts weiter als ein grenzenloser Mangel an festen und gesunden Urtheilsformen, über den wir uns mit den großen Worten von einer „Uebergangszeit" oder von dem „kritischen Zug unsres Zeitalters" nur hinwegtäuschen.

Solch ein Zweifel wird unwillkürlich rege, wenn wir an das titanisch große Wollen und an das pygmäenhaft kleine Können denken, das im letzten Jahrzehnte die sogenannte moderne Richtung in der gesammten europäischen Literatur charakterisirt. Hier sehen wir eher als auf allen anderen Gebieten des Geisteslebens gewisse Abschlüsse vor uns, wenn wir auch weit davon entfernt sind, schon von „Perioden" sprechen zu wollen. Auch hier, so wurde uns vorgesungen und vorgepredigt, sollten wir uns in einer „Uebergangszeit" befinden, in dem ersten Stadium einer Entwicklung zum grenzenlos Großen hin. Der Maßstab des allgemein Menschlichen, wie er sich in der Dichtung aller Zeiten, und gerade bei den größten Dichtern am deutlichsten, von selbst herausentwickelt, wurde einfach beiseite geworfen; man glaubte schärfer zu sehen als die Vorgänger, wenn man den bestialischen geheimnißvollen Untergrund dieses Menschlichen zu enthüllen versuchte, und man griff, nachdem hier bald alle Tonarten erschöpft und alle Künste verbraucht waren, zu anderen Mitteln, indem man den geistigen geheimnißvollen Untergrund der menschlichen Natur in Formen zu bannen suchte. So reichten sich ein falsch verstandener Naturalismus und ein noch verkehrterer Symbolismus die Hand. Das Unaussprechliche, das bisher, theils weil es zu tief, theils weil es zu hoch über dem wirklich Menschlichen steht, von der Kunst nur geahnt, nicht

[1]) Neue Gedichte und Jugendlieder. Von Paul Heyse. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz 1897.

Digitized by Google

verkörpert werden konnte, sollte auf einmal nackt und deutlich zum Ausdruck gebracht werden. Ein kühnes Wollen fürwahr, aber ein Wollen, wie es nur aus dem Mangel an jeder Erkenntniß von der Beschränktheit des Menschlichen und auch von der Beschränktheit der Kunst erwachsen konnte. Die „Uebergangszeit" ist aus diesem Grunde rasch vorübergerauscht, ohne daß auch nur eines der Titanenkinder sich zum wirklichen „Könner" ausgereift hätte. Wo wahrer Gestaltungsdrang, nicht lediglich ein unklares Träumen von nie gesehenen dichterischen Thaten vorlag, trat bald auch die gesunde Rückkehr zur wahren „Natur" ein, machte sich bald die Beschränkung auf das durch die einmal gegebenen Kunstmittel Erreichbare geltend. Und ein menschlicheres Fühlen hat im allgemeinen heute wieder in der Dichtung das vergebliche Streben nach dem Ueber- und Untermenschlichen abgelöst, wenn auch viele Nachzügler auf der Straße, auf der das Letztere einherfuhr, sich noch hören lassen.

Nach solchem „Uebergang" tritt ein Dichter von der Natur und den Anschauungen Paul Heyse's zur rechten Zeit wieder auch als Lyriker auf den Plan. Die zwei Jahrzehnte, welche zwischen seiner ersten und seiner heutigen Gedichtsammlung liegen, sind, wie schon oben angedeutet, ja auch an seiner Poetengestalt nicht spurlos vorübergegangen. Nicht, daß das laute Getöse des parodistischen dichterischen Titanenkampfes etwa auf seine innere Entwicklung besonderen Einfluß gehabt hätte! Er steht auch in seinen eben herausgegebenen Gedichten als derselbe vor uns da, den jene erste Sammlung uns zeigte. Aber er war in der Zwischenzeit als Lyriker gleichsam beiseite gestellt worden, von dem jungen Deutschland wenigstens, und hatte wohl auch aus diesem Grunde sich lyrisch ausgeschwiegen. Mit dem neuen Buche läßt er an das schöne und reine Menschliche wieder einen Weckruf ergehen und rückt er seine Gestalt wieder auf den Platz unter Deutschlands Lyrikern, der ihr von Rechts wegen gebührt. Ist es doch gerade das Schöne an Heyse, daß er in all seinem Schaffen rein menschlich bleibt und nicht den Titanen spielen will. Aus diesem Grunde allein sollte es ihm nach dem Ausspruche der Titanenkinder an dem „elementaren Ausdruck der Leidenschaft" fehlen. Als ob nur dort sich Leidenschaft offenbare, wo man übermenschhaft brüllt oder bestialisch stammelt, nicht auch dort, wo in abgemessener Form des Herzens tiefstes Fühlen nach Ausdruck ringt.

Den in den letzten Worten wiedergegebenen Eindruck empfangen wir überall, wo auch nur wir Heyse's „Neue Gedichte" aufschlagen. Das Ausgeglichene einer dichterischen Persönlichkeit, wie der seinen, sollte man überhaupt nicht immer in Gegensatz zu stellen suchen mit dem kühner aufloderndem, aber auch rasch verlodernden Feuer anders gearteter Naturen. Unter der „schönen Symmetrie des Daseins", wie sie manchen gottbegnadeten Menschen eigen ist, wogt es häufig nicht weniger bewegt als unter den schlackenwerfenden Vesuven. Nur lastet dort über dem brodelnden Innern eine starke Schicht von künstlerischer Reflexion, die jähe Ausbrüche von vornherein verhindert. So gestaltet sich bei dem Einen zum harmonischen Gesang, was bei dem Andern als wilder Schrei austönt. Uns ist im allgemeinen — wenigstens wenn wir uns mit den Griechen vergleichen — das Gefühl für das harmonische Gleichmaß allzusehr abhanden gekommen, und wir sind leicht geneigt, den wilden Ausbruch der Gefühle für ein Zeichen von größerer Kraft zu halten, während doch auch das stille Maßhalten in der Kunst eine Kraftanstrengung zur Grundlage haben kann, die jener elementaren Energie nicht nachsteht. Man soll eben dichterische Naturen, wenn sie von vornherein ungleich geartet sind, nicht aneinander messen. Jeder Mensch, und und noch mehr jeder Dichter, hat das Recht auf eigenartige Beurtheilung, falls er selbst seine eigene Art nicht aufgibt.

Heyse's eigene Art, seine reiche Phantasie, seine große plastische Ausdrucksfähigkeit und sein philosophisch abgeglichenes Wesen, verleugnen sich in keinem seiner Werke, auch in dem vorliegenden nicht. Er steht eigentlich schon in seinen Jugendwerken ganz so als in sich geschlossene Gestalt vor uns wie in den Schöpfungen seiner reifen Mannesjahre. Deßhalb ist auch der Eindruck dieser neuen Gedichtsammlung, obgleich sie Lieder aus einem sich über ein halbes Jahrhundert erstreckenden Zeitraum umfaßt, durchaus einheitlich. Seine „Jugendlieder", die er im fünften Abschnitt dieser Sammlung niederlegt, sind nicht weniger formvollendet als die stimmungsvollen Gedichte, die in diesem Frühjahr während eines Aufenthalts am Gardasee entstanden. Und bei jenen wie bei diesen kann von einer eigentlichen Anlehnung an lyrische Zeitströmungen kaum die Rede sein; sie entquellen unmittelbar der Brust des Sängers, der schon damals wie jetzt sich eine Sonderstellung durch das strenge Hinarbeiten auf eine reine Kunstform zu schaffen gewußt. Vielleicht waren es gerade jene Jugendlieder, die die für lange Zeit unterdrückte Sangeslust in seiner Brust wieder aufleben ließen. Sagt er doch selbst in dem „Vorklang" zu jenem fünften Abschnitt:

„Rührt mich heut so seltsam wieder
Wie mit lang verscholl'nem Klang
Diese leichten Jugendlieder
Süß verworr'nes Herzensdrang."
— — — — — — — — —
„Manches hör' ich euch erzählen,
Was ich damals lieblich fand,
Was mit euch, ihr Liederseelen,
Traumhaft wieder auferstand."

Freilich möchten wir nicht ganz mit dem Dichter übereinstimmen, wenn er fortfährt:

„Andre Zeiten, andre Lieder,
Unausfüllbar ist die Kluft."

Denn gerade für ihn scheint es ja keine Kluft zwischen der Jugend und dem herannahenden Alter zu geben. Seine nie versiegende Schaffensfreudigkeit allein schon müßte ja das knüpfende Band bilden, das seine Jugend auch jetzt in der rückblickenden Erinnerung eng an die Periode der ausgereiften Männlichkeit heranzieht und sein in stetem, rasttosem dichterischen Streben hingebrachtes Leben gleichsam als lückenlos, als bar der tiefen Einschnitte und Ruhepausen im Schaffen, die so manches andere Künstlerleben aufweist, erscheinen läßt. Und in der That ist es wunderbar, gerade in diesen Gedichten zu beobachten, daß hinsichtlich der künstlerischen Gestaltungskraft der dem Alter entgegenschreitende Dichter dem jungen Heyse in keiner Hinsicht nachsteht. Nur die Tonart, aus der er jetzt gern spielt, ist nicht mehr dieselbe, die er in seiner Jugend bevorzugte. In den „Jugendliedern", die gesungen wurden, als der „Himmel blau und Herz gesund und Frühling in den Zweigen", begegnen wir noch frischen Reiter- und Wanderliedern, kecken Schnaderhüpfeln und lebhaften Liebesempfindungen; jetzt am Gardasee ist die Stimmung elegischer geworden und das stürmische Hinausdrängen, das aus jenen Liedern herausklang, hat ganz naturgemäß vor einem ruhevollen und rückschauenden Betrachten den Platz geräumt. Immerhin haben die vor einem halben Jahrhundert verfaßten Gedichte noch so viel des Gemeinsamen mit den in diesem Frühjahr entstandenen, daß man überrascht vor solcher stets gleichbleibenden Jugendlichkeit des Stils stehen bleibt. Vor allem ist in den neuesten Liedern noch bewundernswerth der gewandte Griff, mit dem der Dichter stets seinen Gegenstand an der rechten Stelle zu fassen weiß, um ihn rund und plastisch herauszuformen, dieses Einsetzen der dichterischen Handlung im rechten Augenblick, ein Kunstgriff,

Digitized by Google

wenn man es so nennen darf, der auch in den Heyse'schen Novellen mir stets aufgefallen ist. Und daneben hat nichts an seiner Frische eingebüßt der feine Sinn des Dichters für die Vorgänge in der Natur, dieses Aufgehen in die unbelebte Umgebung, welches zur Erzeugung des stimmungsvollen Hintergrundes so wichtig für die Lyrik ist. Daß hiezu noch überall die vollendete Kunstform als das Gemeinsame tritt, braucht bei Heyse nicht besonders betont zu werden.

Inhaltlich umfassen die Gedichte der neuen Sammlung einen fast ebenso großen Raum, wie zeitlich. Man merkt es dem Buche an: der Dichter hat „aufgeräumt", hat mit echt künstlerischem Behagen noch einmal den reichen Zug der mannichfachen Gestalten, die das poetische Leben eines halben Jahrhunderts gebar, an sich vorüberwallen lassen. Mit „Romanzen und Historien" hebt es an. Ich irre wohl nicht, wenn ich vermuthe, daß diejenigen Gedichte dieser ersten Abtheilung, die einen sagenhaft-germanischen Hintergrund haben, aus der Berliner, von dem Schimmer der Romantik noch beleuchteten Jugendzeit des Dichters stammen, während die Behandlung der antiken Stoffe von später ausgereiftem Kunstempfinden zeugen. Wir begegnen auf diese Weise in dieser ersten Abtheilung manchem innerlich unfertigen Liede, treffen aber dann auch wieder auf wahre Perlen der erzählenden Lyrik, unter anderen auf das tief ergreifende Gedicht „Die Mutter des Siegers".

In den „Herbstblättern", die diesen Romanzen und Historien folgen, führt uns der Dichter dann sofort auf das persönliche Gebiet hinüber, und hier, sowie noch mehr in der sich anschließenden „Hauspoesie", umweht uns ein intimer Zauber, der uns rasch mit dem Poeten innerlich vertraut werden läßt. Schon in der von echt Goethe'schem Wohllaut erfüllten „Zueignung", die das Buch dem Andenken des früh verstorbenen Sohnes widmet, haben wir von diesem persönlichen Zauber einen ergreifenden Hauch verspürt. Jetzt nimmt er uns ganz gefangen. Und hier gelangt das zur vollen Geltung, was ich oben von der schönen Menschlichkeit des Lyrikers Heyse sagte. Wie weiß der Dichter die Fäden schön zu spinnen, die Beziehungen klar ausklingen zu lassen, die von der häuslichen Umgebung, von der edlen Lebensgefährtin, den Freunden und den Kindern, zu seinem Herzen, zu dem innersten Fühlen in seiner Brust hinüberlaufen. Und wie klingt jeder Ton fein und doch so voll wieder, der in dieser Umgebung angeschlagen wird. Da lernen wir den Menschen lieben und verstehen, nachdem wir vorher den Dichter bewundert hatten; da sehen wir den Mann, dessen Leben, obwohl so reich an äußeren Erfolgen, doch im Grund immer ein tief innerliches geblieben ist. Und schlagen wir dann noch immer weiter zurück im Buche, öffnen wir dann die Seiten, auf denen die „an Personen" gerichteten Lieder und die „Zeit- und Festgedichte" zu lesen sind, so finden wir diesen Mann wohl zuweilen resignirt und von der melancholischen Stimmung ergriffen, der ja kein bedeutender Mensch, wenn er weiter im Leben vorschreitet, sich entschlagen kann, aber doch nicht verbittert noch verstimmt, selbst nicht gegenüber den mancherlei Angriffen, die in den letzten Jahren sein Wirken erfahren. Er schüttelt mit dem Gleichmuth des wahren Philosophen das Haupt über die Wunderlichkeiten dieser Welt, er streift mit der ruhigen Handbewegung des in sich geschlossenen Menschen das Widerwärtige und das Gemeine von sich ab, oder er lächelt mit seinen alten Freunden, an die er so herzliche und stets treffende Worte zu richten weiß, in schalkhafter Weise über die Welt. Nichts von Zagniß und Muthlosigkeit, nichts von erheucheltem Weh oder gemachtem Weltschmerz ist in diesen Gedichten zu finden; sondern ein liebenswürdiger und seiner und besonders ein wahrer Mensch spricht aus ihnen zu uns, der die Welt nimmt, wie sie ist. Und das, dächte ich, ist eine Erscheinung, an der man gerade in unseren Tagen nicht achtlos vorbeigehen sollte.

B.

Mittheilungen und Nachrichten.

E-m. Der klassische Bilderschatz, herausgegeben von Franz v. Reber und Ad. Bayersdorfer (Verlagsanstalt Bruckmann). Der 9. Band des umfassenden Unternehmens liegt vollständig vor. Es freut mich, konstatiren zu dürfen, daß auch heuer die Sorgfalt in der Ausführung sich gesteigert hat. Die Rücksicht auf die Bedürfnisse des Laienpublikums ist so groß geworden, wie man billigerweise verlangen kann; daß noch einige für das verhältnißmäßig kleine Format zu figurenreiche Bilder, wie die Verherrlichungen des Dominikanerordens aus der Kapelle degli Spagnuoli aufgenommen wurden, ist eine Konzession an die Kunstkritiker, die man sich gefallen lassen kann. Bei allgemeiner Interessanten Werken, wie den Fresken des Signorelli in Orvieto, wäre man allerdings für Detailreproduktionen sehr dankbar gewesen. Die Wiedergaben sind meistens gut, zumal bei den Einzelfiguren und Gemälden kleineren Formats; nur selten kann man sie als ungenügend bezeichnen, was z. B. bei der Berliner Madonna mit dem Karthäuser der Fall ist. Die Zuschreibungen, die in den früheren Jahrgängen mitunter auf gut Glück gemacht waren, sind diesmal sehr verläßig, was wohl damit zusammenhängt, daß die Kataloge der großen Galerien allmählich auf die Höhe der Kunstgeschichte gekommen sind. Die Herausgeber schließen sich ihnen im ganzen an; manchmal weichen sie von ihnen ab und dann mit Recht; bei dem berühmten Portrait des Feldhauptmanns Borro z. B., das man in Berlin früher ohne Bedenken dem Velasquez zugeschrieben hat und jetzt noch gern zuschreiben möchte, sagen die Herausgeber offen, daß man bis heute noch keinen Meister für das räthselhafte, leider ziemlich nagünstig aufgehängte Bild gefunden hat. In anderen Fällen hätte man etwas mehr Kritik erwartet, so bei dem kleinen sogenannten Roger van Weyden in Wien, der in der Malweise der Brügger Schule die heilige Katharina darstellt. Das Bild wird im Wiener Katalog ohne weitere Erörterung dem großen Brüsseler Maler zugeschrieben, weil es mit dessen nebenan hängender Kreuzigung einige Aehnlichkeit in der Behandlung der Landschaft besitzt; jedoch ist es so liederlich und fast talentlos in der Ausführung, daß wir in ihm nur ein charakterloses Schulbild aus der Mitte des 15. Jahrhunderts zu sehen berechtigt sind. Desgleichen ist der berühmte Lautenspieler des Franz Hals im Rijksmuseum ziemlich unsicher. Ich kenne zwar die bei Baron Rothschild in Paris befindliche Replik noch nicht; aber die hier reproduzirte des Amsterdamer Museums hat so viele Flachheiten in der Modellirung, daß ich trotz seines hellen reinen Kolorits mich den Zweifeln anschließe, die man gegen seine Echtheit erhoben hat. Es sind, wie schon oben gesagt, nur sehr wenig Fälle, wo man an der Benennung der in diesem Band reproduzirten Werke mängeln möchte. Eine besondere Zierde des Bilderschatzes sind heuer die zahlreichen und durchgehends sehr befriedigend wiedergegebenen Portraits des Velasquez. Eine sehr erwünschte Zuthat ist die Beigabe eines Textes; man erhält aus ihm manche wissenswerthe Auskunft über die Geschicke der Gemälde. Nur könnte man wünschen, daß in den Fällen, wo die Herausgeber an der bis jetzt hergebrachten Benennung eines Bildes zweifeln, sie auf dem Blatt selbst ein Fragezeichen hinter dem Namen anbringen möchten. Nicht Jeder liest die vorn beigebundenen Notizen, oder wenn man sie gelesen hat, vergißt man sie wieder. Das Fragezeichen aber sieht Jeder. Mitunter ist es so beigegeben, aber leider nicht immer; z. B. es fehlt bei dem erwähnten Lautenspieler des Franz Hals; die Herausgeber erwähnen zwar, daß man an dem Bild zweifelt, nehmen aber keine Stellung zu der Frage. — Die ersten Nummern des X. Jahrgangs enthalten auf zwölf Tafeln das vollständige Genter Altarwerk der Brüder van Eyck. Diese sehr gut gelungene Veröffentlichung ist deßwegen so verdienstvoll, weil dem gewöhnlichen Sterblichen bis jetzt nur von den nach Berlin und Brüssel verschachterten Theilen gute Reproduktionen zugänglich waren, während man für die in Gent gebliebenen sich mit höchst mittelmäßigen Holzschnitten begnügen mußte, so daß man also vom Ganzen sich nur einen ungenügenden Begriff machen konnte.

μ Weltliteratur-Katalog eines Bibliophilen mit literarischen und bibliographischen Anmerkungen von Eduard Grisebach. (Berlin, Ernst Hofmann u. Komp. 1898). — Es

ist im Leben der am wenigsten Bücher kaufenden deutschen Nation trefflich eingerichtet, daß auf Hunderttausende, für die ein Buch der nutzloseste Gegenstand von der Welt ist, mitunter ein Bücherfreund von Geschmack kommt. Ein solcher Bibliophile, der zugleich als Kenner von Bedeutung und Herausgeber deutscher und fremder Literaturschätze, zuletzt der Schriften Schopenhauers, begründete Verehrung genießt, ist Conrad Grisebach. Die vielfältige Anerkennung, welche sein im Januar 1891 erschienener „Katalog der Bücher eines deutschen Bibliophilen" gefunden, hat ihn bewogen, jene Abtheilungen desselben, welche die sogenannte schöne Literatur aller Völker umfassen, als selbständiges Werk neu herauszugeben, zumal dieser Hauptbestandtheil seiner Bibliothek inzwischen um mehrere hundert Nummern gewachsen war. Dieser „Weltliteratur-Katalog" bewährt sich noch mehr als das praktische Nachschlagebuch, als welches er schon früher einmal bezeichnet worden. Uebrigens wird jenes frühere, zur Zeit noch nicht vergriffene Werk durch das gegenwärtige keineswegs antiquirt, schon deßhalb nicht, weil eine erhebliche Anzahl der dort niedergelegten literarischen und bibliographischen Anmerkungen jetzt nicht wieder abgedruckt sind. Auch sind, wie wir dem Vorwort entnehmen, viele in den Abtheilungen I bis IX des ersten Katalogs verzeichnete Bücher jetzt nicht wieder aufgeführt, weil ihre Wiederaufführung für den gegenwärtigen Zweck, eine Uebersicht der Weltliteratur im Goethe'schen Sinne zu geben, nicht unbedingt erforderlich war. Auf die nunmehr in XI Abtheilungen verzeichneten Nationalliteraturen — die portugiesische und niederländische Literatur bilden jetzt selbständige Abtheilungen — hat der Verfasser in einer besonderen, der XII. Abtheilung, „den größten deutschen Prosaschriftstellern des 19. Jahrhunderts folgen lassen, Arthur Schopenhauer, der zugleich der Weltphilosoph ist, in dessen Philosophie alle früheren, wie die Ströme in den Ozean, münden". Blättert man den 340 Seiten starken, mit ausgesuchtem Geschmack ausgestatteten und mit jener, allen Grisebach'schen Ausgaben eigenen, peinlichen Accuratesse redigirten Band durch, so ergreift den Bücherfreund, welcher sich seine Lektüre nicht aus der Leihbibliothek oder sonst aus zweiter und dritter Hand zu holen gewohnt ist, eine mit Neid gemischte Bewunderung für den Verfasser und Herausgeber, welcher in der That in mehr als Goethe'schem Sinne die vornehmsten Schätze der Weltliteratur um sich zu sammeln verstanden hat und sie auch geistig sein eigen nennt. Der gleichgestimmte und gesinnte Leser — und wir wünschen dem schönen Buche möglichst viele — findet in Anweisung und Belehrung über einen der edelsten Genüsse, wenn es nur recht zu lesen versteht.

Schr. Allgemeine musikalische Erzieh- und Unterrichtslehre. Der Klavierunterricht. Ein theoretisch-praktisches Lehrbuch für Musikschulanstalten zur Heranbildung von Musiklehrern und -lehrerinnen, sowie zum Selbstunterricht. Von L. Ramann. Neubearbeitete, 2. Auflage. (Leipzig, Schmidt u. Günther 1898.) — Der Satz, daß die Musik ein wesentlicher Bestandtheil der allgemeinen Bildung und allen übrigen menschlichen Erziehungsmitteln gleichwerthig ist, läßt sich schon bei Plato und Aristoteles, den berühmten alten Staatspädagogen, nachweisen. Zur Würde eines feststehenden Axioms der modernen Pädagogik gelangte er jedoch erst in der Neuzeit, und zwar hauptsächlich durch die unermüdlichen theoretischen und praktischen Reformbestrebungen der hochbegabten, als Lehrerin und Schriftstellerin gleich bedeutenden Lina Ramann, der Verfasserin der großen Liszt-Biographie und Vertreterin des human-erziehlichen Musikunterrichts par excellence. Als im Jahre 1870 die erste Auflage des vorliegenden Lehrbuches, dessen Grundgedanken sie bereits in ihren 1868 erschienenen Vorträgen „Die Musik als Gegenstand des Unterrichts und der Erziehung" (Leipzig, C. Merseburger) entwickelte, im Druck erschien, schickte Th. Kullak, der Direktor der Berliner „Neuen Akademie der Tonkunst" der Verfasserin eine mit zahlreichen Unterschriften versehene Anerkennungsadresse. Louis Köhler schrieb ihr: „in dem Lehrbuch stecke eine ganze Armee" und Franz Liszt sandte ihr einen Brief, worin er sagte: „In der „Allgemeinen musikalischen Erzieh- und Unterrichtslehre" leuchtet mir manches ein (trotz meiner Ungeschicklichkeit in Sachen der Pädagogik), zumal der Hauptgedanke des Werkes: der Musikunterricht soll nicht vereinzelt stehen, sondern der Gesammterziehung angehören, ein erheblicher Gedanke, dessen praktische Anwendung sowohl der Kunst, als der Erziehung wesentlich frommen und nutzen wird." Die Entwicklung der modernen Pädagogik hat der Ramann'schen Theorie vollständig recht gegeben. „Human-Pädagogisches und Musik-Pädagogisches," so präzisirt die Verfasserin ihre Grundanschauung in einem an mich gerichteten Briefe, „decken sich und bedingen einander ihrem Wesen und Ziele nach. Ohne menschliche Durchbildung ist eine musikalische Innerlichkeit ein Unding und folglich eine musikalische Wiedergabe der Komponisten nicht möglich." Wie das Lehrbuch diese Anschauungen in seinem theoretischen Theil wissenschaftlich nach den verschiedensten Richtungen begründet und in seinem den ersten Klavierunterricht in Lektionenform behandelnden Schlußabschnitte praktisch anwendet, das muß man lesen, um es ganz und voll genießen und würdigen zu können. Das Buch, in seiner vorliegenden Neubearbeitung eine ganz seiner Erstausgabe wesentlich abweichende, entschieden vollendetere Physiognomie tragend, ist ein echtes Vademecum, nicht nur für Konservatorien und Musiklehrerseminare, sondern auch für jeden Tonkünstler, Privatmusiklehrer und Dilettanten, dem es ernst ist mit seinem Thun und mit der durch ihn vertretenen und gepflegten heutigen Kunst.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** Sitzungen vom 2. Dezember. Philosophisch-historische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Vahlen. 1. Hr. Diels las: Ueber ein Fragment des Empedokles. Ein in dem epikureischen Papyrus 1012 der herkulanischen Rollen enthaltenes Fragment des Empedokles wird auf Grund neuen Materials herzustellen versucht. 2. Derselbe legte eine Abhandlung des Oberlehrers Dr. Paul Wendland (Charlottenburg) vor: Eine doxographische Quelle Philo's. Es wird gezeigt, daß Philon den Alexandriner mehrere doxographische Excerpte in seiner Schrift de somniis mittheilt, die auf die sogen. Vetusta Placita zurückgeführt werden. — Physikalisch-mathematische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Waldeyer. 1. Hr. Möbius las über die Fauna von Deutsch-Ostafrika. Die bis jetzt von dort wissenschaftlich bekannt gewordenen Land- und Süßwasserthiere, noch nicht 6000, machen offenbar nur einen kleinen Theil der daselbst lebenden Thierformen aus. Deutsch-Ostafrika besteht aus drei klimatisch verschiedenen Faunengebieten: aus dem niedrigen feuchten Küstenstrich, dem wasserarmen Steppenlande im Innern und dem üppigen Waldgebiet an den Ufern der Seen. In das letztere dringen viele Arten aus dem tropischen Westafrika ein. 2. Hr. Warburg legt eine für die Abhandlungen der Akademie bestimmte Mittheilung des Hrn. H. Kayser (Bonn) vor: „Ueber die Spektren der Elemente". Die Mittheilung enthält die mittelst des elektrischen Lichtbogens dargestellten, an photographischen Aufnahmen ausgemessenen Spektren der Metalle der Platingruppe. Die gemessenen Wellenlängen sind in Tabellen verzeichnet.

* **Würzburg.** Die Copley-Medaille, die höchste wissenschaftliche Auszeichnung, die die Royal Society in London verleiht, ist auch dieses Jahr, also 3 Jahre hintereinander, nach Deutschland gelangt. Sie wurde dem hiesigen Universitätsprofessor Albert v. Kölliker verliehen in Anerkennung seiner wichtigen Arbeiten auf dem Gebiete der Embryologie, der vergleichenden Anatomie und Physiologie und besonders seiner Bedeutung als Histologe.

* **Leipzig.** 10. Dez. Der hiesige Universitätsprofessor Geheimrath Dr. phil. et. med. Gustav Heinrich Wiedemann begeht am kommenden Sonnabend die Feier seines 50jährigen Doktorjubiläums.

* **Berlin.** Als Nachfolger des nach Königsberg berufenen Prof. Georg Winter ist Dr. med. Kablank, Privatdozent an der Universität, zum Oberarzt an der hiesigen Universitäts-Frauenklinik in der Artilleriestraße ernannt worden. — Die bisherige Abtheilung für Augenkranke bei der kgl. Charité ist zu einer Klinik für Augenkrankheiten erhoben worden. Die Leitung der Abtheilung ist nach dem Tode des Prof. Dr. Burchardt dem Universitätsdozenten Dr. Greef übertragen worden.

* **Paris,** 9. Dez. Die französische Akademie nahm heute den Nachfolger von Alexandre Dumas Sohn, den Romanschriftsteller André Theuriet, mit der üblichen Feierlichkeit in ihren Schoß auf. Paul Bourget, der den Verfasser des „Fils Maugars", der „Tante Aurelie" und anderer anziehender Dichtungen, willkommen hießen mußte, hob seinen Sinn für das landschaftliche Stimmungsbild hervor, auf Grund dessen Theuriet oft mit George Sand verglichen worden ist, beschäftigte sich aber doch lieber mit dem Verfasser der „Kameliendame" und der „Demi-Monde", dessen Talent er auch besser zu würdigen verstand. — Als Bourget unter der Kuppel des Instituts zu reden anfing, kam eine Schaar Studenten, „A bas Zola!" schreiend, die Rue Mazarine heruntergezogen. Da man sie verhinderte, sich vor dem Palast aufzustellen und zu manifestiren, setzten die jungen Leute ihren Gang längs der Quais lärmend fort.

Verlag von A. G. LIEBESKIND in Leipzig.

Neuigkeit 1897:

Jung und Alt.

Drei Dichtungen.

(Der Zeller. — Die Königsbraut. — Ein greiser Paris.)

Von **J. V. WIDMANN.** (17961)

Neue vermehrte Auflage.

80. IV u. 141 Seiten. Fein gebunden 2 M. 80 Pf.

Verlag der **Weidmannschen Buchhandlung** in Berlin.

Geschichte der deutschen Litteratur von **Wilhelm Scherer.**

Siebente Aufl. Mit dem Bilde Scherers. Geh. in Leinwand 10 M., in Liebhaberband 12 M.

Schillers Dramen. Beiträge zu ihrem Verständnis von **Ludwig Bellermann.** Erster Band. Zweite Aufl. Geh. in Leinwand 6 M.

Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften von **Erich Schmidt,** Prof. an der Universität Berlin. 2 Bde. Geh. in Liebhaberband 25 M.

Aus deutscher Sage und Geschichte. Der deutschen Jugend erzählt von Dr. **Georg Hähnel.** Mit einer Karte in Leinw. geb. 4 M.

Leben der Griechen und Römer von **GUHL u. KONER.** Siebente, vollst. neu bearb. Aufl. von **Rich. Engelmann.** Mit 1061 Abbildungen. Geh. in Halblederband. 20 M. (18656)

Soeben ist erschienen:

DANTE [18654]

SEIN LEBEN UND SEIN WERK

VON

FRANZ XAVER KRAUS

MIT ZAHLREICHEN ILLUSTRATIONEN

Lexikon-Oktav 800 Seiten. Preis 28.— Mark.

Berlin SW., Dessauerstr. 18. **G. Grote'scher Verlag.**

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in **Heidelberg.**

Soeben erschien: (18465)

Großherzogin Sophie von Sachsen

Königl. Prinzessin der Niederlande.

Gedächtnißrede

in der Trauerversammlung am 8. Oktober 1897 im Sophienstift zu Weimar gehalten von

Kuno Fischer.

(Kleine Schriften 8.) 60 brosch. 1 M. 20 Pf.

Empfehlenswerte Weihnachtsgeschenke

in beziehen durch alle Buchhandlungen.

Johanna Spyri:

Geschichten für Kinder und auch für Solche, welche die Kinder lieb haben.

16 Bände. Illustr. eleg. geb. à M. 3.—

Hey-Specker. Fünfzig Fabeln für Kinder.

Ausgaben von M. —.20 bis M. 6.—

Für unsere Kleinen. Ein neues Bilderbuch für Kinder von 4—10 Jahren von **G. Chr. Dieffenbach.** 13 Bände. Reich illustriert. eleg. geb. à M. 3.—

Aus der Märchenwelt. Von **Br. Weiß.** Illustr. geb. M. 3.—

Im Thüringer Forsthaus. Von **M. Salzmann.** Illustriert. geb. M. 3.—

A. von Rothenburg:

Die Nähterin von Stettin. 4. Aufl. geb. M. 6.50.

Verworrenes Garn. 3. Aufl. geb. M. 7.—

Aus der Tiefe. 2. Aufl. geb. M. 7.—

Aus dem Tagebuche einer Haushälterin. 2. Aufl. geb. M. 7.—

Ludwig Spitta: **Engelbert Arnoldi.** geb. M. 3.—

Hans Sunewichl der Schildknecht. geb. M. 4.—

Herzogin Mathilde. geb. M. 4.50.

Meister Hurmen. geb. M. 4.50.

Freifrau v. Bunsen. Von A. J. C. Hare. 6. Aufl. geb. M. 13.20.

Friedrich Perthes ein deutscher Buchhändler. Von O. Berdrow geb. M. 3.—

Die Entwickelung der französischen Litteratur seit 1830. Von E. Meyer. M. 5.—; geb. M. 6.—

Aus den Lebenserfahrungen eines Siebzigers. 3. Aufl. M. 2.— (18631)

Kataloge, sowie Illustr. Weihnachtsprospekt **gratis u. franko.**

Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Iconografia Dantesca.

* * *

Die bildlichen Darstellungen . . zur Divina Commedia . .

. . von . .

Ludwig Volkmann.

Gross 8°, mit Textillustrationen u. 17 Taf. Preis in Pergament brosch. M. 10.—, gebunden M. 12.—. (17430)

* * * * * * *

Das Work ist vornehm und eigenartig ausgestattet und von 17 Bildertafeln begleitet, deren eine in vielfarbigem Buntdruck künstlerisch hergestellt ist.

Für Dante-Freunde und Kunst-Historiker eine gewiss erwünschte Festgabe.

* * * * * * *

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Gedichte

von

Max von Schenkendorf.

Preis geheftet 1 M. 40 Pf. Elegant gebunden 2 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Bei L. Fernau in Leipzig erschien soeben:

Julius Lohmeyer's Kinderlieder und -Reime, Komische Tiergeschichten u. Abenteuer für die junge Welt. Mit zahlreichen Illustrationen. Elegant geb. Preis 3 M.

Ein Muster der Jugend-Lektüre, in welchem der bekannte Kinder-Humorist sein Bestes in Ernst und Humor darbietet, neben Tiefempfundenem und Gemütvollem. (18655)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Montag, 13. Dezember. Nummer 281.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Buller in München.

Uebersicht.

Ueber Kartelle und Kartellgesetzgebung. Von Wilhelm Berdrow. — Vom Weihnachtstisch. III. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ueber Kartelle und Kartellgesetzgebung.[1])

Von Wilhelm Berdrow.

Die Unternehmerverbände im nördlichen und westlichen Europa.

Wenn ich die noch weiter zu betrachtenden Länder der nördlichen und westlichen Industriegebiete unsres Erdtheils nunmehr kurz zusammenfasse, so geschieht es einmal, um ermüdenden Einzelbeobachtungen in ihrer Wiederholung vorzubeugen, und dann, weil in der That nach dem bereits Mitgetheilten über die noch nicht berührten Staaten in dieser Beziehung weniger zu sagen ist, als über Oesterreich und Deutschland.

Was unsre nordischen Nachbarn betrifft, so besitzt Dänemark trotz seiner verhältnißmäßig geringen, freilich im Zunehmen begriffenen Industrie bereits vollendete Kartelle und Ansätze zu andern. Neben der in ganz Dänemark noch durchaus herrschenden manchesterlichen Richtung von Gewerbe und Industrie ist hier stets ein hoher Grad von Verständniß für gemeinsames Handeln zu finden gewesen. Der freilich von der Form eines Kartells noch weit entfernte, aber dennoch ziemlich feste Zusammenschluß der landwirthschaftlichen Industrie, besonders der Milch- und Butterproduktion, aber auch der zum Zweck des Fleischexportes betriebenen Viehzucht, zum System der Antheilsmolkereien, Antheilsschlächtereien u. s. w. hat diesen Gewerbszweigen zu einer hohen Blüthe und dem dänischen Export zu steigenden Ziffern verholfen. Besonders die Milchwirthschaft wird mit den besten Mitteln einer kapitalistischen Technik betrieben, ohne daß jedoch darum dieser Zusammenschluß der kleinen und großen Unternehmer schon die typische Form des Kartells angenommen hätte. Auch in der Industrie selbst finden wir die Neigung zur Kartellbildung zunächst mehr in der Form geheimer Abmachungen über die Preisfestsetzung ausgedrückt, als in derjenigen fester, durch Statuten gebundener und die Produktionsverhältnisse selbst beeinflussender Syndikate. Da die erstgenannten Uebereinkommen hier so wenig wie anderwärts gehalten werden, vielmehr jeder der Theilnehmer sie bei der ersten Gelegenheit eines größeren Vortheils durchbricht und verletzt, so können sie nur als Symptom der überall vorhandenen Neigung zur Zentralisation der Produktion betrachtet werden. Einzelne wirkliche Syndikate sind bisher in der Großindustrie zustande gekommen, wenn der Zustand äußerster Anarchie und Schleuderei den Zusammenschluß als die einzige Rettung erscheinen ließ, so z. B. in der Bierbrauerei und Papierfabrikation. In den kräftigeren Zweigen der dänischen Industrie wird dagegen jeder Gedanke der Produktions- und Preisregelung vorläufig noch durch das hochgehaltene Prinzip des freien Waltens der Kräfte ausgeschlossen. Wo der Zusammenschluß ganz oder ziemlich vollständig geglückt ist, wie in der Braunindustrie, da sind die Folgen für den guten und vor allem geregelten Gang der Geschäfte recht günstig gewesen. Auch der dänische Verkehr zeigt in der vereinigten Dampfschiffahrtgesellschaft, welche vor 30 Jahren mit 22 Schiffen begründet wurde und heute mit weit über 100 Schiffen fast den ganzen dänischen Binnen- und Exportverkehr beherrscht, ein bemerkenswerthes Beispiel der Unternehmervereinigung im Verkehrswesen, einer Erscheinung, der wir in den Vereinigten Staaten von Amerika so oft und auch in Deutschland vereinzelt begegnen. Den Charakter eines eigentlichen Kartells hat freilich diese Vereinigung, die im Grunde nur eine große Aktien-Gesellschaft darstellt, fast gleichzeitig mit ihrer Begründung verloren.

Wenn auf der skandinavischen Halbinsel bisher auch nur von Ansätzen zur Kartellbildung kaum die Rede war, so ist das bei der überwiegenden Stellung der Land- und Forstwirthschaft und des Bergbaues im schwedischen und norwegischen Erwerbsleben begreiflich. Umsomehr verdient der Stand der Kartellfrage in Rußland betrachtet zu werden, wo sich zwischen ihrer theoretischen und praktischen Behandlung merkwürdige Unterschiede ergeben haben. In Rußland bestehen, wohl als dem einzigen Lande in Europa, seit ziemlich langer Zeit Gesetzes- und Strafbestimmungen, die ihre Spitze ausdrücklich gegen Unternehmerverbände nach Art der heutigen Kartelle richten. Wenn auch das Gesetzbuch hier wie allenthalben den Unternehmern gegenüber einen sehr viel milderen Standpunkt einnimmt, als gegen die Arbeiter, deren Zusammenschluß zum Zweck der Erlangung höherer Löhne, zu Arbeitseinstellungen u. dgl. mit schweren Strafen bedroht wird, so enthält es doch auch einige Bestimmungen zur Einschränkung von Unternehmerverbänden. Solange die letzteren nur zum Zweck des Vorgehens gegen die Arbeiter oder Arbeitergruppen geschlossen werden, unterliegen sie gar keiner Behinderung, dagegen sind solche Verabredungen verboten, die entweder auf die Vertheuerung nothwendiger Lebensmittel ausgehen oder die geeignet sind, z. B. bei der Ausschreibung von Lieferungen oder öffentlichen Arbeiten, den Fiskus zu schädigen. Die Anstifter einer Verbindung, gleichviel ob in Handel oder Industrie, welche den Zweck hat, den Preis von Lebens- oder nothwendigen Bedarfsmitteln zu erhöhen, sollen mit 4—6 Monaten Gefängniß, die übrigen Theilnehmer mit Geldbußen oder kürzerer Haft bestraft werden. Eine Verschärfung dieser Bestrafung ist für den Fall angedroht, daß die gelungene Preiserhöhung von Lebensmitteln den Ausbruch von Unruhen oder Revolten zur Folge haben sollte. Diese Strafbestimmungen stehen nicht nur auf dem Papier, sondern sie sollen auch hin und wieder in Anwendung treten, freilich, wie es scheint, nur gegenüber untergeordneten und gegen die Beamtenschaft machtlosen Faktoren. In Sibirien (man vergesse nicht in Sibirien!) hatte sich gegen Ende der 80er

[1]) Vergl. Beilage Nr. 218, 229 u. 254 d. J.

Digitized by Google

Jahre eine Anzahl von Schnapshändlern vereinigt, um die Preise hochzuhalten. Unter der Bevölkerung scheint das hinreichend böses Blut gemacht zu haben, um die Behörden zum Einschreiten gegen dieses Branntweinkartell zu veranlassen. Die Mitglieder desselben wurden in der That wegen Schädigung der Konsumenten zu mehrmonatlichen Gefängnißstrafen verurtheilt.

Im Gegensatz dazu scheint sich die Wirkung dieser Gesetzgebung im eigentlichen Rußland darauf zu beschränken, daß die Gerichte die zur Bildung von Kartellen oder Ringen getroffenen Vereinbarungen nicht als rechtsverbindlich ansehen. „Unsre Gesetzgebung", sagt ein Bericht des russischen Zuckerkartells, „erkennt die Rechtmäßigkeit solcher Vereinbarungen nicht offen an, so daß im Falle der Nichterfüllung ihrer Pflichten seitens einzelner ihrer Mitglieder unsre Vertreter genöthigt sind, da sie die Gerichte nicht anrufen können, ein Auge zuzudrücken und hier und da nachzugeben, was freilich die Interessen der übrigen Theilnehmer schädigt und ein böses Beispiel gibt." Wir sehen hier wie überall dieselben Verhältnisse sich wiederholen, die auch in Amerika herrschend waren, bevor es einem scharfsinnigen Juristen gelang, die Kartelltheilnehmer in das feste Netz der Trustorganisation einzuspinnen. Freilich wiederholt sich ebenso oft die Erfahrung, daß die den Gegnern der Kartelle so willkommene zentrifugale Tendenz der vor dem Gesetz nicht haltbaren Unternehmerverbände nur solange wirksam ist, als sich dieselben aus einer großen Anzahl schwächerer Theilnehmer zusammensetzen. Ist dagegen die Konzentration der Betriebe, wie der Zug der Zeit es unwiderstehlich mit sich bringt, erst so weit vorgeschritten, daß ganze Produktionszweige sich in den Händen weniger Großkapitalisten befinden, so sind die letzteren erfahrungsmäßig durch keine gesetzlichen Maßnahmen mehr zu verhindern, eine sei es offene, sei es versteckte Kartellpolitik zu verfolgen.

Sei dem wie ihm wolle, in Rußland hat das Unternehmerthum trotz der anscheinenden Härte der Gesetzgebung niemals Grund zur Klage gehabt. Diejenigen Syndikate, welche ein offenes Vorgehen, wie es bis vor kurzem in der Eisenindustrie, der Branntweinbrennerei und anderen Zweigen der Fall war, noch nicht wagen, hatten eben ihre Uebereinkommen einstweilen geheim und entziehen sich dadurch der genaueren Kenntniß. Ob sie nun aber die Statuten ausgeprägter Kartelle besitzen oder vorläufig nur durch gewisse Abmachungen bezüglich der Preisbildung verbunden sind, soviel steht jedenfalls fest, daß sie sich nicht den Konsumenten zuliebe verbündet haben. Besonders drastisch liegen die Verhältnisse beim russischen Zuckerkartell, welches im Jahre 1886 recht eigentlich mit Hülfe der Regierung zustande kam. Unter dem Schutze eines Prohibitivzolls für die Einfuhr und einer hohen Exportprämie war die Gründung und Ueberproduktion hier schon in den 80er Jahren soweit gestiegen, daß die letztere 1885 bereits 15 Prozent des Inlandkonsums oder 75 Prozent des Exportes betrug. Die Zuckerindustrie stand vor ihrem Ruin und ihre Vertreter richteten deßhalb frank und frei an die Regierung das Ersuchen, von jetzt an nicht allein die Zuckerproduktion des ganzen Landes für jedes Jahr festzusetzen, sondern auch auf die einzelnen Fabriken des Reiches zu vertheilen, mit anderen Worten, selbst ein Kartell in bester Form zu begründen, und zwar gerade in einem derjenigen Gewerbszweige, die das Gesetz ausdrücklich von der Kartellirung ausschließt. Nach anfänglicher Ablehnung brachte es der Einfluß einzelner Großindustriellen oder ihrer politischen Protektoren schließlich dahin, daß die Wünsche der Zuckerindustrie wenigstens theilweise erfüllt wurden. Die Gesammtmenge der Produktion für den inneren Markt wurde durch die Errichtung einer hohen Zusatzsteuer für etwaige Mehrerzeugung festgesetzt, und einem Ausschuß der Produzenten, d. h. eben dem neugebackenen Kartell überlassen, dieses Kontingent auf die einzelnen Fabriken des Landes zu vertheilen. Eine zunächst mäßige Erhöhung des bei der 85er Krisis reißend gesunkenen Preises war die natürliche Folge des Syndikats, und für den Zeitraum von 5 Jahren waren die Leiter desselben in der That verständig genug, diesen Erfolg nicht in offenbare Preistreiberei ausarten zu lassen. Dann aber ließ sich nach einer der Produktion ungünstigen Kampagne die unwiderstehliche Tendenz aller Kartelle zur Ausnutzung ihres Monopols nicht länger zurückhalten und der Preis wurde von 4 auf 4½, 5 und schließlich 5¾ Rubel pro Pud erhöht. Die Mittel, welche die Regierung nunmehr zur Abwehr ergriff, sind genau so originell wie die ganze Geschichte des Zuckerkartells. Verfassungsmäßig war man ermächtigt, in solchen Fällen die Schutzzölle zu erniedrigen, aber diese Maßregel bedarf einer vorherigen 2monatlichen Ankündigung, und dann fürchtete die Regierung auch eine dauernde Schädigung der russischen Zuckerindustrie von einer plötzlichen Zollherabsetzung. So griff man zu dem Auswege, für Rechnung der Regierung im Ausland Zucker zu kaufen und denselben in Rußland zu einem Preise abzugeben, der nunmehr den Inlandspreis regulirte und vor einer übermäßigen Höhe bewahrte. Im ganzen wurden 1892 und 1893 auf Rechnung des Staates über 1,700,000 Pud Zucker vom Auslande eingeführt, und die Regierung erzielte bei dem Verkauf desselben einen Reingewinn von 3,212,000 Rubel. Die Aktion war also weit entfernt, mit Verlusten verknüpft zu sein, und auch für die Zuckerindustrie hatte diese vorübergehende Anwandlung von Staatssozialismus weiter keine üblen Folgen, denn auch der von der Regierung normirte Preis hielt sich, wie schon der dabei erzielte Gewinn lehrt, auf anständiger Höhe. Für die Zuckerfabriken hat also das nunmehr seit 10 Jahren bestehende Kartell unzweifelhaft die günstigsten Erfolge gehabt, aber ebensowenig ist es zu leugnen, daß seine Thätigkeit für das Publikum nicht ebenso ersprießlich ausgefallen ist. Wenn auch die Zuckerpreise die Höhe der vor 12—15 Jahren geforderten nicht wieder erreicht haben, so sind sie doch zeitweise nicht weit von ihnen entfernt geblieben und haben den Konsum von all den Vortheilen, welche anderwärts die Produktionsverbilligung mit sich gebracht hat, unberührt gelassen.

Unter geheim gehaltener Mitwirkung der Regierung ist auch das zweite der großen russischen Syndikate, das Petroleumkartell, zustande gekommen. Nach der jeder neuen Industrie in ihrer Anfangszeit eigenthümlichen Blüthe, die dann fast unwiderstehlich zur Ueberproduktion zu führen pflegt, begann im Anfang der 90er Jahre auch an den Erdölquellen zu Baku die Krisis. Neben den Häusern Rothschild und Nobel, welche schon seit geraumer Zeit den Löwenantheil der Oelproduktion an sich gerissen hatten, existirte noch immer eine ziemlich breite Klasse kleiner Unternehmer, die den unerschöpflichen Boden der Oeldistrikte nach einer Art amerikanischen Raubsystems ausbeuteten, um das leicht erworbene Oel um jeden Preis an den Mann zu bringen, und nach oberflächlicher Erschöpfung einer Quelle, an welche kaum die Pumpen angesetzt waren, sogleich zu einer neuen Bohrung übergingen. Der Kampf mit diesem Raubsystem, die erbitterte Konkurrenz der amerikanischen Petroleum-Raffineure, besonders der Standard-Gesellschaft, die sich durch die weit jüngere russische Petroleumindustrie in einem ihrer bedeutendsten Absatzgebiete bedroht sah, schließlich auch die Absatzkämpfe zwischen Nobel und Rothschild selbst brachten die beiden letzteren dahin, eine Vereinbarung zu treffen, welche wenigstens die Grundlage zu einem späteren Kartell bilden konnte. Dieses russische Syndikat, freilich noch weit entfernt von dem

Monopol über die Oelquellen des Kaukasus, machte nun vor etwa 4 Jahren jene Annäherungsversuche an die amerikanische Standard-Gesellschaft, welche in das ganze europäische Publikum so viel Beunruhigung über die drohende Gefahr des Weltmonopols getragen haben. Man weiß, daß sich diese Befürchtungen nicht gerechtfertigt haben; was aber durch jene Annäherungsversuche der russischen an die amerikanische Oelindustrie in der That zustande kam, war die von der Regierung selbst unterstützte Durchsetzung eines allgemeinen russischen Petroleumkartells. Die Amerikaner verlangten zunächst das letztere als Voraussetzung jeder weiteren Verhandlung, da ohne die Einigkeit der russischen Produzenten unter sich jede Abgrenzung der beiderseitigen Absatzsphären zwecklos sei. Die Standard-Oil-Gesellschaft verhehlte hierbei, daß sie selbst dasjenige Monopol, welches sie für Rußland von den dortigen Raffineuren verlangte, in Amerika keineswegs besaß. So groß ihr heimisches Uebergewicht in der Raffinerie ist, so zweifelhaft ist ihr Einfluß auf die Produktion des Rohöls, welches außer ihr noch einer ganzen Reihe anderer unabhängigen Raffinerien zu Gebot steht. Wenn aber diese Verhältnisse den Abschluß des internationalen Kartells und damit die Begründung des Weltmonopols in der That verhindert haben, so wurde doch auf alle Fälle der erste Zweck, die Bildung des russischen Kartells, mit Hülfe derselben Regierung erreicht, deren Gesetzbuch die auf die Vertheuerung nothwendiger Bedarfsartikel gerichteten Syndikatsbestrebungen mit hohen Freiheits- und Geldstrafen bedroht. Dieses Eintreten des russischen Finanzministeriums für eine vom Gesetz als strafbar bezeichnete Handlung wurde dadurch, daß der ausdrücklich angegebene Endzweck des Kartells, das Aufhören der vernichtenden Konkurrenz zwischen Rußland und Amerika, nun doch nicht erreicht wurde, in seinem üblen Eindruck nicht gemildert. Die Konkurrenz zwischen dem amerikanischen und russischen Petroleum scheint nunmehr nach der Stärkung der russischen Industrie durch das Kartell nur noch mit größerer Energie geführt zu werden. So brach in diesem Jahre ein erbitterter Petroleumkrieg um das schwedisch-norwegische Absatzgebiet aus, in welchem die durch eine große Importfirma in Christiania vertretene Standard-Gesellschaft, nachdem sie sich durch die Anhäufung großer Vorräthe, den Bau von Tanks und alle andern Hülfsmittel des modernen Großhandels für einen Krieg bis aufs Messer vorbereitet hatte, im Mai den Anfang mit ihrem gewohnten Unterbietungssystem machte. Allen norwegischen Großkonsumenten wurde gleichzeitig eine Preisherabsetzung von mehr als 20 Proz. angekündigt, und da die russischen Importeure mit derselben Maßregel auf dem Fuße folgten, so stellt sich im Verhältniß zu dem gewöhnlichen Petroleumimport Norwegens ein Preisausfall von weit über 800,000 Kronen für das laufende Jahr heraus, den die Industrie zu tragen hat. Wahrscheinlich sind beide Seiten dazu imstande und ebenso wahrscheinlich werden sie den Verlust, wie in allen ähnlichen Fällen auf den gleichzeitigen Konsum in anderen Gegenden abzuwälzen versuchen. Daß die russische Oel-Industrie durch das bald seit 4 Jahren bestehende Kartell erheblich gewonnen hat, scheint aus einer neueren Mittheilung des „Standard" hervorzugehen, nach welcher im nächsten Jahre ein neues russisches Syndikat auf 10jähriger Basis hervorgehen soll. Das Kartell wird fast den ganzen russischen Oelhandel kontroliren, auf allen größeren Märkten vertreten sein und auch nach Kräften die technische Ausbildung der Industrie, des Handels und der Aufspeicherung pflegen. Die Konkurrenz zwischen dem russischen Kartell und der Standard-Gesellschaft scheint damit erbitterter als je geführt werden zu sollen.

Es ist hier von der Kartellbildung in Rußland verhältnißmäßig ausführlich die Rede gewesen, da sie sich zum Theil unter ungewöhnlichen Verhältnissen abgespielt hat. Um so kürzer können wir uns für den Westen Europa's fassen. Daß in der hochentwickelten belgischen Industrie die Kartellirung eine nicht geringe Rolle spielt, ist fast selbstverständlich, war doch Belgien auch in beinahe allen Versuchen oder Ausführungen internationaler Industriekartelle mit vertreten. Selbst die allerorts mit so großen Schwierigkeiten verknüpften Zuckerkartelle scheinen hier zu gedeihen, denn erst kürzlich wurde zwischen den Vereinigungen der belgischen Rohzuckerfabriken und Raffinerien ein zunächst 2jähriges Kartell abgeschlossen, welches, in der Zuckerindustrie ein unerhörter Fall, über 90 Prozent der Fabriken und sämmtliche Raffinerieu umfaßt. Der Zweck ist natürlich, wie bei allen zollgeschützten Industrien, nur der, den vom Gesetz gewollten Schutz der Inlandsindustrie auch wirklich durchzuführen, d. h. den Preis auf die Höhe des Weltmarktpreises, zuschläglich der Zölle, zu bringen. Als das Muster eines Kartellstatuts läßt sich das nach einem früheren Versuch von nicht langer Dauer in der Mitte dieses Jahres aufs neue abgeschlossene Syndikat der belgischen Spiegelfabriken bezeichnen. Wie bei den besten bisher gelungenen Kartellen ist der Schwerpunkt der Vereinigungen auch hier nicht in die Produktion, sondern in den gemeinsamen Verkauf gelegt. Das Verkaufskomptoir in Charleroi bildet die Zentralbehörde der ganzen Vereinigung, an welche sämmtliche in- oder ausländische Bestellungen auf belgische Spiegel, gleichviel an wen sie immer gelangen, auszuhändigen sind. Das Verkaufskomptoir vertheilt die Bestellungen an die einzelnen Fabriken je nach ihrer Größe, und die letzteren müssen wiederum nach Ausführung der Bestellung stets die Faktura an das Verkaufsbureau zurückgelangen lassen, da nur durch dieses die Abrechnung mit den Käufern vollzogen werden darf. Allmonatlich erfolgt die Abrechnung zwischen dem Comptoir und den Fabriken, und im Fall es überhaupt einmal an Aufträgen mangeln sollte, ist das erstere sogar ermächtigt, eine allgemeine Reduktion in der Spiegelerzeugung, wiederum genau verrechnet auf sämmtliche Mitglieder des Kartells, anzuordnen.

Ueber das Kartellwesen in Frankreich hat vor einigen Jahren Prof. Claudio-Jannet für die Untersuchungen des deutschen Vereins für Sozialpolitik eine inhaltsreiche Studie geschrieben, der hier nur wenige Einzelheiten entnommen werden mögen. Im allgemeinen sind die Kartellbestrebungen in Frankreich weder selten noch neu, Claudio-Jannet führt ihrer, soweit sie von greifbaren Ergebnissen waren, eine große Menge an und gesteht rückhaltlos zu, daß sie in den meisten Fällen von guten Erfolgen für die betreffende Industrie begleitet waren. In der Eisenindustrie existiren seit geraumer Zeit mehrere Syndikate zwischen Gießereien und Walzwerken für einzelne Distrikte, so das Kartell für die Eisenhütten des nördlichen Frankreich seit 1883, ein Uebereinkommen der Stahlschienenwerke, mehrere Kartelle für einzelne andere Gegenstände der Eisenindustrie, so z. B. zwischen den bedeutendsten Hütten für gußeiserne Rohre u. a. m. Von größerer Bedeutung sind diejenigen Syndikate, deren Zweck ausdrücklich auf den gemeinsamen Verkauf gerichtet ist, so z. B. ein Kartell der bedeutendsten Blechwalzwerke von Frankreich und vor allem das schon seit 1876 bestehende sog. Comptoir von Longwy, ein Verkaufskartell im größten Stile für Eisen- und Metallwaaren aller Art, welches sich zuletzt im Jahre 1894 für einen 5jährigen Zeitraum aufs neue verpflichtete und aus einer großen Anzahl von Aktiengesellschaften gebildet wird. In der Glasindustrie existirt besonders ein großes Kartell der Flaschenfabriken, nach dessen Bildung man die frühere Zahl der französischen Flaschenhütten zur Verbilligung des

Betriebes um ein Drittel vermindern konnte. Wie in Deutschland, so ist auch in Frankreich die chemische Industrie fast vollständig der Kartellirung unterworfen, ein Schicksal, dem sie ebensosehr wegen der Größe und geringen Zahl ihrer Betriebe, als wegen der Natur ihrer Produkte zuzuneigen scheint. Ganz richtig bemerkt der französische Autor, daß solche Industrien, deren Produkte keine großen Unterschiede in der Vollkommenheit zulassen, der Kartellbildung mehr zuneigen, als solche, in denen bedeutende Unterschiede hinsichtlich der Güte und Feinheit ihres Fabrikats zu erwarten sind. Bei dem Bezuge von Eisen, Glas, Schwefelsäure, Kunstdünger oder dergleichen wird für den Konsumenten die Bezugsquelle nur von geringer Bedeutung gegenüber der Preisfrage sein, anders beim Einkauf von Textilwaaren, Gegenständen des Kunstgewerbes, der Möbelindustrie u. dgl., wo ein einmal erlangtes Renommee mehr Bedeutung für eine Fabrik oder einen ganzen Distrikt erlangen kann, als alle Vortheile der Kartellirung, die sie mit Kartellgenossen von weit geringerem Ruf zu theilen hätten. Zu den Industriezweigen der ersten Art gehört ohne Zweifel die Petroleumraffinerie und die Zuckerfabrikation. Die erstere ist in Frankreich, wo man sich durch einen Prohibitivzoll gegen raffinirtes Oel der Vortheile, welche die Verarbeitung des Naphtha mit sich bringt, seldst versichert hat, nahezu gänzlich kartellirt, und auch die sonst so schwer zu einigenden Zuckerraffinerien, für welche das Hinderniß meistens nur in ihrer großen Anzahl liegt, haben zwar wie in Belgien, auch in Frankreich den Weg zum Syndikat gefunden. Die größten Raffinerien des Landes, welche in der Umgegend von Paris konzentrirt sind, bildeten zuerst ein Syndikat unter sich und zwangen dann durch ihre Uebermacht fast sämmtliche Fabriken der Provinz ebenfalls zum Beitritt, um nun einer jeden ihr Thätigkeitsgebiet genau anzuweisen. Der in Frankreich eine so große Rolle spielenden Textilindustrie ist die Kartellbildung bisher hier so wenig wie in den meisten anderen Staaten gelungen. Die Bildung eines gemeinsamen Verkaufsbureaus wurde theils durch die oben erwähnten, theils durch andere Ursachen der Uneinigkeit bisher verhindert und die zeitweilig, nämlich stets nach Perioden maßloser Ueberproduktion genau wie in Deutschland erzielte Uebereinstimmung beschränkt sich auch hier meistens auf den Beschluß einer vorübergehenden Einschränkung der Produktion. So fand kürzlich in Rouen unter dem Vorsitz des Präsidenten der dortigen Handelskammer eine Versammlung von Baumwollspinnern statt, in welcher mehr als 1 Million Spindeln, d. h. ein bedeutender Bruchtheil der Industrie des Landes, vertreten waren. Es wurde einstimmig beschlossen, zur Verminderung der vorhandenen Garnvorräthe in sämmtlichen Fabriken 3 Monate lang je einen Arbeitstag der Woche und zwar den Montag ausfallen zu lassen. Wie weit die Interessenten nach diesem Beschlusse nunmehr auch die Macht der Exekutive finden werden, muß wiederum abgewartet werden.

Bezeichnend für die in Frankreich herrschende Neigung zur Syndikatsbildung ist die Thatsache, daß man in fast allen bisherigen Kartellen von internationalem Charakter die französische Industrie vertreten findet. Der famose, zum Leidwesen seiner Unternehmer so kurzlebige Kupferring hatte seinen Sitz so gut in Frankreich, wie dort die Hauptfäden des ebenso mächtigen, dank seiner enthaltsamen Preispolitik aber dauerhafteren Zinksyndikats zusammenlaufen. Wie dieses, so sind in Frankreich besonders noch das Kartell von Longwy, dasjenige der Salinen des Ostens, der Eisenhämmer des Nordens und das Zuckersyndikat zu den langlebigen, d. h. seit mehr als 10, zum Theil mehr als 20 Jahren bestehenden zu zählen, Beweis genug für die Vortheile, welche die Vereinigung den Industrien, freilich nicht auch für diejenigen, welche sie den Konsumenten zu bringen imstande ist. Trotzdem kann auch Claudio-Jannet am Schluß seiner tiefeingehenden Untersuchung nicht zu dem Ergebniß kommen, daß die Kartelle privater Natur imstande sind, den Geschäftsgang in dem Maße, wie der ruhige Verlauf der Industrie es wünschen ließe, zu regeln. Gute Geschäftslagen sind sie fähig besser auszunutzen als der Einzelne, vorübergehende Depressionen können sie weniger wirksam machen, wirklichen Handels- und Geschäftskrisen gegenüber bleiben sie völlig machtlos. Man wird sich erinnern, daß bei der Betrachtung der deutschen Kartelle und insbesondere des Walzwerkssyndikats an dieser Stelle genau dasselbe konstatirt werden mußte. Auch von dem Vorwurf, mehr als einmal günstige Situationen zum Nachtheil der Konsumenten ausgenutzt zu haben und insbesondere den inländischen Konsum zugunsten des Exports zu belasten, vermag der französische Referent die dortigen Kartelle nicht freizusprechen.

Werfen wir nun zum Schluß noch einen Blick auf die Verhältnisse in der britischen Monarchie, so sollte man glauben, hier, auf dem Boden der intensivsten Industrieentwicklung, auch das Kartellwesen in seiner höchsten Ausbildung zu finden. Dem ist nicht so: die über alles geschätzte Idee der hohen Rechte des Einzelnen, die in den Vereinigten Staaten von Nordamerika die gründliche Ausbildung des Bewucherungssystems der Massen durch einzelne Großkapitalisten nicht zu hindern vermochte, hat auf dem moralisch gesünderen Boden Englands eine größere Stärke bewiesen. Charakteristisch in dieser Hinsicht ist die folgende mit dem englischen Kartellwesen sich beschäftigende Notiz, die etwa vor Jahresfrist im „Daily Chronicle" Aufsehen machte. „Die Zeit dürfte gekommen sein, das britische Volk zu warnen. Das Trustsystem der Vereinigten Staaten, wonach die Hälfte aller Lebensbedürfnisse absolut beherrscht wird von einigen wenigen Leuten, welche für sich ein enormes Vermögen auf Kosten des Publikums erwerben, indem sie alle Konkurrenz zermalmen, bildet vielleicht die größte soziale Gefahr der Vereinigten Staaten. Bis vor kurzem hörte man in Großbritannien nicht viel von Trusts. In der letzten Zeit scheint der Begriff aber auch bei uns guten Boden zu fassen. Wir haben von einem großen Kohlentrust gehört. Ein Monopol für Luftgummireifen für Fahrräder tritt demnächst ins Leben. Ein mächtiges Syndikat beherrscht alle Patente für Automobileu. Jetzt theilt der Londoner Berichterstatter des „Aberdeen Journal" mit, daß sich ein mächtiges Syndikat gebildet hat, um die meisten Fleischläden Londons zu erwerbeu. Dieselben Kapitalisten sind in Liverpool an der Arbeit. So fängt die Sache an. Bis jetzt ist noch kein Unheil angerichtet. Das Publikum sollte aber auf der Hut sein." Wo sich eine solche Stimmung der Zeitungen und des Publikums gegen Kartellbildungen von vornherein mit einem anderen schwerwiegenden Hinderniß, dem Mangel an Schutzzöllen, vereinigt, sind die Umstände auch für den bloßen Versuch von Syndikatsbildungen nicht sehr ermuthigend. Nicht ganz mit Unrecht mußte sich im vorigen Jahr die englische Schienenindustrie, als sie nicht zum erstenmal, aber anscheinend mit mehr Erfolg, den Versuch eines Kartells unternahm, den Vorwurf machen lassen, es schiene, daß sie den Kampf mit dem Auslande aufgeben und sich für unfähig erklären wollte, neben Deutschland und Belgien auf dem europäischen und dem Weltmarkt mitzuthun. Der „Ironmonger" erinnerte daran, daß eine Kartellbildung in England, und wenn auch diesmal der hervorragendste Produzent, der bei früheren Versuchen die Betheiligung ablehnte, sich ihr anschloß, doch keineswegs so vernünftig und opportun zu sein brauche, wie im Ausland, daß es wohl möglich sein möchte, mit dem Heroismus des theilweise Feierns der Werke den Preis

auf lohnender Höhe zu halten, daß man aber bedenken solle, daß Käufer, die man einmal mit ihren Bestellungen nach Deutschland oder Belgien getrieben, auch leicht der Macht der Gewohnheit folgen und ihre neuen Bezugsquellen beibehalten könnten.

Trotzdem gibt es auch in England Fälle, in denen ein Kartell für die Mitglieder von großem Vortheil sein kann. Gerade die beiden in der obigen Notiz des Londoner Blattes genannten Beispiele bezeichnen solche Fälle. Ein Rohmaterial, dessen englischer Preis auf alle Fälle unter demjenigen der meisten anderen Länder steht, braucht keine Schutzzollpolitik, um durch die Kartellbildung im Preise verbessert zu werden. Das ist z. B. mit der Steinkohle der Fall, deren englische Produzenten, nachdem sie fast durchweg mit ihren Arbeitern auf Grund der gleitenden Lohnskala in ein besseres Einvernehmen gekommen sind, nunmehr mit großer Energie und mit voller Zustimmung der Arbeiter ein ganz England umfassendes Kartell zu gründen bestrebt sind. Da die Arbeiter nach Annahme der gleitenden Skala an der Erhaltung lohnender Kohlenpreise nicht weniger interessirt sind, als die Unternehmer selbst, so wird dieses höchstwahrscheinlich zustande kommende Syndikat durch das Zusammenwirken dieser beiden Faktoren ein ganz neues, in der Geschichte der Industrie unerhörtes Beispiel werden. Man erwartet von den Grubenarbeitern nicht nur, daß sie die widerstrebenden Bergwerksbesitzer durch Strikeandrohung zum Beitritt ins Kartell zwingen werden, sondern auch, daß sie, als der bei weitem straffer organisirte Theil, später gewissermaßen die Kartellpolizei gegenüber renitenten Grubenbesitzern bilden werden. — Eine andere Lösung der in England die Kartellbildung bedrohenden Schwierigkeiten hat das Automobil-Syndikat versucht, indem es das englische gleichzeitig zum Weltmonopol machte. Die Gesellschaft hat fast ihr ganzes Kapital zum Ankauf sämmtlicher besseren Patente auf Motorwagen verwandt und ist so imstande, freilich in anderer Weise, aber nicht minder wirksam wie andere Kartelle die Weltpreise ihres Gegenstandes zu beherrschen.

Vom Weihnachtstisch.

III.

7 Wenn Einer gar nicht daran dächte, seine vier Wände zu verlassen und in die weite Welt hinauszuziehen — er brauchte nur die von Ferdinand Groß in seinem „Lachen und Lächeln" (Stuttgart, 1898, bei A. Bonz. 239 S. 12°) betitelten Büchlein geschilderte „Stubenreise" zu lesen, um von unwiderstehlicher Wanderlust beseelt hinauszufliegen. Freilich schleppt uns der muthwillige Schelm auch weit über Raum und Zeit, beispielsweise auf einer am 1. April nach 400 Jahren, also anno 2397 unternommenen Ausfahrt in die neuerbaute Stadt „Lombrosina", wo alle Männer von Geist und Talent in ein riesiges Narrenhaus internirt werden, oder in eine zur Belehrung der Rothhäute veranstaltete „Europäerausstellung" — die übrigens allerlei Vortheil hätte, wie den, daß man manche Leute, die bei uns gar zu „interessant" werden, als Ausstellungsobjekte verschicken könnte, gegen gutes Honorar und gegen die Sicherheit, in der Fremde bewundert zu werden, womit beiden Theilen, ihnen und uns, geholfen wäre! Nebenbei wohnen wir auch einer zukünftigen Frauenversammlung bei, in welcher die ersten schüchternen Versuche zur Rehabilitirung der Rechte der Männer und die darauf bezügliche Emanzipation derselben, auf guten Grund fallen und günstige Aufnahme für die degradirten Herren der Schöpfung in nahe Aussicht stellen. Ferdinand Groß leistet noch andere Humoresken, wie etwa über die Gründung einer literarischen Schale für die Weglassung aller Selbstlaute oder für Fabrikation von neuen, einzig nur aus Interpunktionen bestehenden Gedichten. Auch der Abschnitt über die finanzielle Schädlichkeit and völlige Nutzlosigkeit einer Taschenuhr versetzt in heitere Stimmung, obwohl der schreckliche Mark Twain dieses Thema schon in schaudererregender Weise von seiner finanziellen Kehrseite aus beleuchtete. Aber die Krone davon bildet doch die vorbesagte „Stubenreise": „Während im Ofen das Feuer knistert, auf dem Schreibtische die Lampe brennt und Vorhänge niedergelassen sind zwischen mir Einzelnem hier innen und der ganzen Welt dort außen, denke ich ans Reisen, an allerlei Erfahrungen, die man unterwegs zu machen pflegt. Heute, angesichts der großartig entwickelten Verkehrsmittel, ist das Wandern nicht bloß des Müllers Lust; schier Jeder und Jede wird hier und da vom Wanderfieber erfaßt und für eine Weile weggerissen von der Scholle der Seßhaftigkeit. Warum soll ich also staunen, daß ich so plötzlich, inmitten eines Winterabends, auf eine Stubenreise gehe — im Geiste hin und zurück, kreuz und quer — o du süßer, planloser Gedankenbummel, der Einem die Leichtigkeit des Vogels und auch seine Flügel gibt! Und was die Phantasie gebiert, ist ja immer und überall schöner, als das Gebilde der Wirklichkeit. Neapel, wie es ist, reicht nicht an Neapel heran, wie ich es sah, bevor ich es kannte. Freilich sind, seit ich es sah, so viele Jahre vergangen, daß es mir bald wieder in der geträumten Schönheit erscheinen wird. Denn die Erinnerung kann beinahe ebenso verklären, wie die Erwartung. Gewesenes umspinnen wir gern mit Goldfäden und tauchen es in gleißende, schillernde Farben und hüllen es in den Zaubermantel des Heimwehs, das ebenso schmerzlich angenehm ist, wie die theure, die köstliche Sehnsucht. . . . Im freien Spiele seiner Einbildungskraft aber ist alles vereinigt: Heimweh und Sehnsucht, Erinnerung und Erwartung, Wirklichkeit und Traum, untrennbar, nicht klar voneinander abzugrenzen, eines dem andern bei aller Verschiedenheit ähnlich zum Verwechseln — eine ganze Weltreise absolvirt man, indeß man sich im Schaukelstuhle wiegt und sich an dem Dufte einer ägyptischen Zigarette ein wenig, ein klein wenig betäubt."

Als gelegentliches Resultat seiner Erlebnisse und Beobachtungen auf einer Weltreise bietet Hr. Ernst v. Hesse-Wartegg sein neuestes Buch über „China und Japan" (Leipzig bei J. J. Weber, 567 S. gr. 8°). Während kostbare Quellenwerke über Ostasien genug vorhanden sind — der Hr. Verfasser verzeichnet ausführlich das benutzte Material — fehlte es doch an leicht faßlichen, charakteristischen Darstellungen der ostasiatischen Monarchien mit ihren Städten und Naturwundern, ihren Bewohnern und deren Kultur. In dieser Intention verarbeitete der Hr. Verfasser mit seiner wohlberedten, leicht gestaltenden Feder die Erfahrungen and Anschauungen seiner Vorgänger mit den eigenen Erlebnissen zu allgemein faßlichen, charakteristischen Darstellungen und anziehenden Schilderungen.

In der anmuthendsten Tonart eines gewandten feuilletonistischen Erzählers schildert Hr. E. v. Hesse-Wartegg seine Studien und Beobachtungen. Mit der routinirten Miene eines Weltfahrers führt er den Leser durch die Eingangspforte Hongkoag in das Völkergewimmel des chinesischen Reiches, nach dem portugiesischen Macao, dieses Monte Carlo Ostasiens; wir fahren zwischen Blumenbooten and Drachenschiffen auf einem mit Treträdern in Bewegung gebrachten „Dampfer" den Perlfluß aufwärts, stürzen in das spektakelhaft lärmende Straßengewirr Cantons, machen Spaziergänge durch das Arbeiterviertel, die Schulen, die Gerichtsstätten, genießen das erste chinesische Diner und staunen über die Menge der Speisen und Getränke, wobei auch erbauliche Kochbücherexzerpte und langathmige Menus beigegeben werden. Weniger erfreulich wirkte beim Beginn der Reise das Auftreten der sibirischen Pest, obwohl sie glücklicherweise die Pläne unsres Touristen nicht beirrte, der längs der Ostküste nach dem im wahren Sinne einer europäischen Großstadt prangenden Shanghai weiterstrebte. In dieser Metropole der Seidenindustrie berichtet der Hr. Verfasser über die Pflege der Seidenraupen, aber daneben auch über Leben, Trachten und Sitten der chinesischen Frauen und die Geschichte des Zopfes. In dem für Reisende so leicht erreichbaren, an den Ufern des mächtigen Yangtseliang liegenden Tschinkiang werden wir Zeugen des betäubenden Tiu-Tin-Festes. Die nächsten Abschnitte füllt eine Fahrt auf dem berühmten Kaiser-Kanal und die Beschreibung Nankings mit seinen babylonischen Mauern; sie umgeben die alte Kaiserstadt in einem Umkreise von 34 km und erreichen bei einer Stärke von 8 bis 14 m eine Höhe von 15 bis 30 m. Hunderttausende von Menschen arbeiteten jahrelang daran; das Mauerwerk enthält 7 Mill. cbm und 30 Mill. cbm Erde, also das Sechzehnfache der größten Pyramide Aegyptens. Daneben ergibt sich die Gelegenheit zu

Digitized by Google

einem Exkurs über das Theaterspielen der Chinesen, ihre Vorliebe für eine prächtige Garderobe und für Musik. Confutius sagt freilich, Musik sei die „Essenz der Harmonie, welche zwischen Himmel, Erde und den Menschen herrscht". Für diese Harmonie, für den näselnden Singsang und das klimpimbernde Saitengezupfe der heutigen Chinesen haben die Europäer aber kein Verständniß. Die Chinesen jedoch lieben ihre Tonkünstelei über alle Maßen. „Sie haben ihre Musikgesellschaften, ihre Musikkorps, und keine Festlichkeit, keine Prozession, kein Gottesdienst, kein Hochzeitszug oder Begräbniß ist ohne Musik. Darin sind sie die Deutschen des Orients. Ein großer Prozentsatz der Chinesen beiderlei Geschlechts kann irgendein Instrument spielen; sie haben die Musik schon vor nahezu 5000 Jahren, zur Zeit des Kaisers Fu-hsi, gekannt und sind auch die Erfinder der Orgel, auf chinesisch Scheng; sie besitzen eine große Zahl der verschiedensten Instrumente, darunter sogar aus Stein!"

Ein ungeheurer Handelsartikel ist bekanntlich der Thee. „Von den hundertzwanzig Millionen Kilo Thee, welche in der letzten Zeit aus China ausgeführt werden, kommen etwa dreieinhalb Millionen Kilo aus Kiukiang am Jangtsekiang, gegen je zwei Millionen aus Ningpo und Tamsui, dem Haupthafen von Formosa, je eine halbe Million aus Lappa und Canton, eine Viertelmillion aus Amoy, aber der große Haupthafen des chinesischen Thees, ja die Metropole des Thees überhaupt, ist immer noch Hankau, von wo jährlich über hundert Millionen Kilo nach aller Welt verschifft werden." Ueber Hankau und Tientsin gelangen wir dann nach der abgezirkelten Reichshauptstadt Peking. Großes Interesse gewährt die Jugendgeschichte und Erziehung des Kaisers Kwang-Su, wie er auf den Drachenthron kam, seine Hochzeit und Hofhaltung, die Schilderung des kaiserlichen Zermoniel, dessen Beschreibung in 200 dicken Bänden niedergelegt ist, die Geistermahlzeiten und der Ahnenkult; hier erfahren wir auch Neues, wie die Chinesen Verdienste ehren, über das Treiben der Mandarine, literaeische Wettprüfungen und geheime Gesellschaften. Besondere Aufmerksamkeit ist dem Zeitungswesen gewidmet. Zwischen dem Himalaya und der sibirischen Grenze wohnen gegen 400,000,000 Menschen, die nichts von einer Zeitung in unserm Sinn wissen. Und doch sind die Chinesen die Erfinder des Papiers, der Druckerschwärze, der Buchdruckerei, ja der Zeitung selbst! Setzer und Drucker arbeiten sehr langsam. Während unsre Buchstaben einfach in der Form und leicht zu erkennen sind, bestehen die chinesischen Zeichen der Mehrzahl nach aus 20—30 verschiedenen Strichlein, kunterbunt durcheinander gezogen, mit Auswüchsen, Quadratchen, Hakchen, Punkten und Kreislinien, daß einem europäischen Setzer die Haare zu Berge stehen würden, hätte er es auch nur mit 26 derlei Zeichen zu thun. Und die Chinesen haben deren mindestens ebensoviele Tausende! Dabei sind mitunter Dutzende dieser schwer zu unterscheidenden Hieroglyphen nur durch ganz kleine Strichlein oder Punkte voneinander unterschieden. Welche Freude für den Setzer und erst recht für den Korreltor! „Ein chinesischer Setzer müßte, wollte er sich aus den langen Galerien die Typen selbst zusammenholen, so viel herumlaufen wie ein Briefträger; er hat deßhalb gewöhnlich einige Laufburschen zu seiner Verfügung, welche ihm die verschiedenen Typen, deren er bedarf, aussuchen." — Nun geht es in bunter Folge weiter über Geld- und Bankwesen, Briefbeförderung, Postläufer, Privatunternehmungen und Postschiffe. Ganz ungeheuerlich waren vor kurzer Zeit noch die Militärverhältnisse. Die Truppen exerzirten nebenbei mit Lanzen und Schwertern, mit Pfeil und Bogen. War die Munition verschossen, so wurden die Gewehre weggegeben, Hinterlader gegen alte Feuersteinflinten vertauscht oder in Pfandhäusern gar versetzt (S. 303)! Es gab keine feste Dienstzeit, keine allgemeine Wehrpflicht, keine Pension, keine Altereszulagen, keine Aerzte, keine Armeeverpflegung, jeder nährte und kleidete sich selbst, wie es der erbärmliche Sold erlaubte. So wie man zu den Beamtenstellen keine besonderen literaeischen Kenntnisse brauchte, so wurden die Offizierlandidaten in Taktik und Strategie, nach Befestigungs- oder Ingenieurkunst gar nicht geprüft; es genügte ein guter Reiter, Fechter und Ringkämpfer zu sein — die Muskelkraft gab den Ausschlag. Schlimmer noch war es um die Kavallerie bestellt, die häufig gar keine Pferde besaß. Offiziere und Soldaten erhielten im himmlischen Reich die gleichen Stockprügel. Das ist nun seit wenigen Jahren in einen riesigen Fortschritt, aber ohne Disciplin, umgeändert. Dann berichtet unser Gewährsmann über die christlichen Missionsanstalten; von dem früheren Wirken der Franziskaner weiß er nichts zu berichten, er beginnt mit den Jesuiten Michael Ruggiero und Matteo Ricci (1579 und 1581); erst 1807 kam Robert Morrison als der erste englische Missionär. Sehr interessant sind diese statistischen Nachrichten (S. 313). — Mächtig erhebt unser erfahrungsreicher Reisender seine mahnende Stimme über die Bedeutung des chinesischen Marktes für Europa, über die Stellung Deutschlands zu Japan. Wir haben uns in den Japanern sehr bedeutende und zwar undankbare Konkurrenten gebildet, welche die größten Feinde und Nebenbuhler des europäischen und besonders des deutschen Handels geworden sind und deutsche Industrieerzeugnisse, selbst mit Nachahmung der deutschen Fabrikstempel und Firmen, kopiren und alles wagen, sich in dieser Stellung zu befestigen und die bisherigen günstigen Absatzgebiete, wie China und Korea, an sich zu reißen. Somit ist es gar nicht verwunderlich, wenn italienische und deutsche Fabrikanten, müde der immerwährenden Strikes und sozialdemokratischen Hetzereien in ihrer Heimath, eigene Fabriken in China gründen, wo die fleißigsten und geschicktesten Kräfte um fünffach billigeren Lohn leicht zu haben sind. — In der zweiten Hälfte seines Buches berichtet Hr. v. Hesse-Wartegg über Japan und verkündet das Lob der Japaner und insbesondere der japanischen Frauen in emphatischer Begeisterung; er preist ihre unverwüstliche Heiterkeit, ihr bereitwilliges Lächeln und ist entzückt von ihrer Schönheit und ihren kleinen Händchen. Im Gegensatz dazu zeigen die beigegebenen Photographien gar keine besonderen Schönheiten, und die vielbelobten „Händchen" erscheinen darauf wie recht gewöhnlich breite Pfoten. Er schildert die vornehme Gesellschaft und alle Schichten des Volkes, die Toiletten der Damen, deren Sitten und Gebräuche, ihre reizende Ungenirtheit, worin Männlein und Weiblein miteinander wetteifern. Was „Hymens Fesseln" betrifft, so bleibt die Frau zeitlebens in dienender Inferiorität, doch macht sich auch dagegen eine neue Auffassung bemerkbar, wie das hübsche Büchlein „Gedanken eines modernen Japaners über Ehe- und Frauenleben" von Naomi Tamura in Tokyo beweist, welches die längere Zeit als Missionärin in Japan lebende Frau Pfarrerin Auguste Bickel ins Deutsche übersetzte und der vormalige kaiserlich deutsche Ministerresident in Japan, Hr. Max v. Brandt mit einem einführenden Vorwort versah (Wiesbaden 1898. C. W. Kreidels Verlag. XV, 104 S. kl. 12°). — Daß mit der blitzschnellen Europäisirung auch die Pariser Mode in den Boudoirs eingerissen hat, ist leicht begreiflich. Die Damen merkten aber bald, daß sie in der modernen Tracht abscheulich aussehen und greifen gern zu dem für ihren Teint so vortheilhaft harmonirenden nationalen Kimono zurück. Sehr anziehend lesen sich die Berichte über das japanische Theaterwesen, wo trotz den primitivsten Einrichtungen doch schon eine Art Drehbühne existirt, alle Weiberrollen aber von Jünglingen gespielt werden, wozu „männliche Ballerinen" tanzen. Auch über Japans Dichter werden wir belehrt, z. B. über den berühmten Novellisten Balin (1767—1848), der mit einer an Alexander Dumas streifenden Fruchtbarkeit 790, darunter sogar zwölfbändige Romane verfaßte; über den theilweise auch in Deutschland bekannten Tamenaga Schunsui und den geistreichen Schippenscha Ikku, dessen „Hiza-Kurige" wohl als ein Vetter von Daudets „Tartarin aus Tarascon" betrachtet werden kann.

Dankenswerth ist auch die Ausstattung durch zahlreiche Lichtdruckbilder nach Originalaufnahmen und die Beigabe einer Generalkarte von Ostasien. Das Werk wirkt lehrreich, unterhaltend und anregend; der Autor hat seine bekannten Vorzüge neuerdings sattsam bewährt.

Mittheilungen und Nachrichten.

∞ B. Guinaudeau: *L'abbé Paul Allain* (Paris, Charpentier 1897). — Georges Clémenceau ist dies Buch zugeeignet, „dem Denker und Autor, dem Kämpfer in Wort und That, der den Blicken unsrer Zeitgenossen in schlichter Größe die seltene Gestalt eines Mannes offenbart." Angesichts dieses Widmungsblattes lag die Besorgniß nahe, in diesem Priesterroman ein antiklerikales Pamphlet zu finden. Erfreulicherweise verhält sich die Sache doch ein wenig anders. Biographisch — ab und zu möchte man vermuthen, sogar autobiographisch — schildert uns Guinaudeau

den Lebenslauf eines Landkindes, das Seminarist, dann Diakon und Seelsorger wird. Die Stufenfolge religiöser Schwärmerei, verzückter Selbsttäuschung, physischer und seelischer Anfechtungen steigt vor unsern Blicken auf. Eine Reihe von geistlichen Charakterköpfen, der sinnungsvolle Frauenabbé, der entlaufende, in strenger Selbstzucht gehärtete Seminardirektor, tapfere und fehlbare Priestertypen gesellen sich dem Helden, der zuletzt, nachdem er seine Unfähigkeit erkennt, dem geistlichen Beruf weiter zu dienen, von offener Kanzel herab bekennt: „Meine Brüder! Als ich zum erstenmal von dieser Stelle herab sprach, habe ich gelobt, nur Wache der Wahrheit zu verkünden. Ich habe Worte des Irrthums geredet. Ich bitte euch um Vergebung. Ich habe euch den Glauben an Gott gepredigt. C'est en l'homme qu'il faut croire. Mes frères la vérité et les dieux sont en vous-mêmes." Die gedankenmäßige Begründung dieser Sätze läßt bei Guinaudeau zu wünschen übrig. Die Schärfe eines Jouffray eignet ihm zu wenig, wie die demagogische Beredsamkeit Lamennais', die Bibelkritik Renans oder die nüchterne Sachlichkeit Edmond Schérers, dessen (zum Referenten seinerzeit in der Beilage besprochene) Biographie aus der Feder Octave Gréards eine der wichtigsten Urkunden zur Geschichte der theologischen Kämpfe im Frankreich des 19. Jahrhunderts bleibt. Als Zeugenaussage gebühret indessen Guinaudeau's Bekenntnißschrift wegen ihrer Aufrichtigkeit Beachtung, doppelte Beachtung in Zeiten, in denen der auch Ihrem Spectator fragwürdige Neukatholizismus des modernsten Paris hurtig über einschneidende Glaubensfragen hinwegblickt. Antheil verdienen auch die Fähigkeiten Guinaudeau's als Landschnitzer der Vendée und seine Gaben als Porträtmaler und Beichtiger. In einer Uebersicht aller französischen Klöster- und Priestergeschichten von Rousseau's savoyischem Vikar und Diderots „Religieuse" bis auf Zola's „Lourdes" und Ludovic Halévy's Abbé Constantin dürfte der Abbé Paul Allain allerdings keine besonders hervorragende Stellung aufsprechen dürfen. Menschlich und künstlerisch ist er Mittelgut.

Ludwig Krauß: Leitfaden der deutschen Poetik für Gymnasialschüler (Ansbach, Brügel u. S. 1897. 8°. 126 S.). — Ein neues Schulbuch für einen alten Lehrgegenstand muß die Berechtigung seines Erscheinens dadurch nachweisen, daß es entweder einem vorhandenen Bedürfniß entspricht, oder daß es neue Wege einschlägt, oder beiden Forderungen zugleich genügt. Wie steht es hierin mit unserm Buch? Eigene Forschungen will der Verfasser (Vorwort IV) nicht bringen und soll es auch nicht, weil die Schule nur das von der Forschung ausgegrabene und durch den chemischen Prozeß der Kritik geläuterte Gold auszumünzen hat. Aber das bewährte Neue hat er ungenommen. Ferner zieht er, was bisher zu wenig beachtet worden ist, die antike Poetik „aus praktischen Gründen" zum Vergleich herein. Ueberall erkennen wir da, besonders bei der Wahl der reichlich eingefügten Beispiele, den Kenner der alten und neuen Klassiker. Zu viel des Guten scheint er uns mit der Erörterung über das Drama der Griechen (§ 100) gethan zu haben; die Geschichte desselben gehört in eine Literaturgeschichte und die Bemerkungen über die Aufführungen in die Einleitung zu einer Tragikerausgabe. Sonst müßte man mit dem gleichen Recht auch die Geschichte der deutschen und der damit so eng verbundenen englischen Schauspielkunst, vielleicht sogar die der französischen Bühne hier behandeln und von den mittelalterlichen Mysterien eine Beschreibung geben. Doch wir wollen mit dem Verfasser hierüber nicht rechten. Jedenfalls kann der Schüler reiche Belehrung auch hier sich holen, die er sonst nirgends so schön zusammengestellt findet. — Auch die Bedürfnißfrage ist zu bejahen. Wir besitzen zwar eine Reihe vortrefflicher Lehrbücher für dieses Fach, aber sie sind meist für norddeutsche Verhältnisse zugeschnitten; den Vorschriften unserer bayerischen Schulordnung — darin wird uns jeder Lehrer der oberen Klassen beistimmen — genügt keines. Verfasser aber, seit langen Jahren an diesen Klassen thätig, kennt deren Bedürfnisse genau und hat ihnen nach Kräften Rechnung getragen. Damit begrüßen wir das auch schön ausgestattete Buch dankbar und wünschen ihm vor allem Aufnahme in das amtliche Verzeichniß und dann Einführung in vielen Gymnasien.

Nürnberg. Dr. Reichenhart.

* **München**, 13. Dez. Dem badischen Geheimen Hofrath und Professor der Philologie an der Universität Leipzig, Dr. Otto Ribbeck, dem kgl. sächsischen und badischen Geheimen Hofrath und Professor der Physik an der Universität Leipzig, Dr. Gustav Wiedemann, dem Geheimen Regierungsrath und Professor der Botanik an der Universität Berlin Dr. Simon Schwendener und dem Professor der Geologie an der Universität Wien Dr. Eduard Süß wurde der kgl. Maximiliansorden, Abtheilung für Wissenschaft, und dem Professor und Direktor der Instrumentalabtheilung an der Hochschule für Musik in Berlin, Dr. Joseph Joachim, der gleiche Orden, Abtheilung für Kunst, verliehen.

-x- **Leipzig**, 12. Dez. Am Sonnabend beging Professor Dr. Gustav Wiedemann, der berühmte Physiker, die Feier seines 50jährigen Doktorjubiläums, an dem nicht nur die hiesige Universität, sondern auch Vertreter fremder wissenschaftlicher Korporationen sich betheiligten. Geh. Rath Prof. Dr. Warburg (Berlin) überreichte das erneute Diplom der philosophischen Fakultät der dortigen Hochschule und im Namen der deutschen Physiker den Jubiläumsband der „Annalen der Physik und Chemie", welche Wiedemann seit 1877 redigiert. Seiner Begrüßung schlossen sich die Abordnungen der Universität Leipzig und der verschiedenen Fakultäten und Korporationen an. Unter den Festtheilnehmern befand sich auch der Sohn des Jubilaes, Prof. der Physik Dr. E. Wiedemann in Erlangen, Mitherausgeber der „Annalen". Wiedemann, der der Reihe nach in Berlin, Basel, Karlsruhe und Leipzig habilitirt war und seinen Namen hauptsächlich durch sein epochemachendes Werk „Lehre vom Galvanismus und Elektromagnetismus" begründete, das jetzt, auf vier Bände erweitert, unter dem Titel „Die Lehre von der Elektrizität" vorliegt, ist neben dem verstorbenen Helmholtz, dem er eng befreundet war, einer der bedeutendsten Physiker unsres Jahrhunderts, dessen Ruf weit über die Grenzen Deutschlands hinausgeht. In seiner stillen Arbeit als Direktor des Physikalischen Instituts der hiesigen Universität ist ihm manche wichtige Entdeckung geglückt, die ältereingewurzelte physikalische Theorien über den Haufen werfen sollte. U. u. begründete er die Behauptung Maxwells, daß die Elektrizität eine Eigenschaft der Moleküle sei, und das Gesetz von Wiedemann und Franz wird Jeder zu Hülfe nehmen müssen, der die räthselhafte Leitung des elektrischen Stromes durch Metall erklären will.

* **Berlin.** Die Frage der Anrechnung von Studiensemestern auf technischen, landwirthschaftlichen und thierärztlichen Hochschulen, sowie Bergakademien bedarf nach der gesetzlichen Regelung. Bekanntlich hat der Kultusminister Dr. Bosse den philologischen Fakultäten in Preußen durch einen Erlaß vom 10. Oktober d. J. anheimgestellt, derartige Studiensemester bei der Dakturpromotion bis zur Höchstzahl von drei in Anrechnung zu bringen. Die badischen Universitäten Heidelberg und Freiburg haben diese Praxis schon seit langen Jahren. In Preußen ist aber die Handhabung nach wie vor eine recht verschiedene. So rechnet, um nur zwei Beispiele anzuführen, Münster nur und Göttingen nicht. Das führt naturgemäß zu Unzuträglichkeiten, indem einzelne Fakultäten, die liberale Bedingungen stellen, verhältnißmäßig weit mehr Doktorpromotionen aufzuweisen haben, als nach ihrer Frequenz sonst zu erwarten wäre. Hierüber hat schon im vorigen Jahre Professor Dr. Friedberg bei der Berathung des Kultusetats im preußischen Abgeordnetenhause lebhafte Klage geführt. Damit dieser Uebelstand sich nicht noch mehr verschlimmere und womöglich einzelne Fakultäten in den Verdacht gerathen, sich von unreinen als wissenschaftlichen Gesichtspunkten leiten zu lassen, damit auch jeder Anschein eines materiellen Interesses vermieden wird, ist eine generelle Regelung der oben angeschnittenen Frage unbedingt erforderlich. — Die Umstellung der antiken Skulpturen des alten Museums, die seit Monaten die Kräfte der Abtheilung in Anspruch genommen hat, ist in der Hauptsache nunmehr vollendet. Die Umstellung hatte den Zweck, die hervorragendsten Bildwerke der Sammlung besser als bisher zur Geltung zu bringen; es ist dies nicht nur durch eine andere Aufstellung selbst, sondern vor allem auch dadurch erreicht worden, daß man Nebensächliches beseitigt hat. In der Rotunde ist jetzt die Augustusstatue aufgestellt, die vor 32 Jahren für 26,000 Fr. erworben wurde. Dagegen sind die Demeter und die berühmte weibliche Gewandfigur aus Pergamon, die bisher in der Rotunde standen, nach Abtheilung XI versetzt worden, wo auch der „Dornauszieher" (bisher in Abtheilung XIX) und eine Reihe hervorragender pergamenischer Funde Platz gefunden haben.

yx. **Wien.** In der Versammlung des österreichischen Vereins für Bibliothekswesen am 11. Dez. 1897 erstattete He. Regierungsrath Dr. Wilhelm Hanse, Vorstand der k. k. Universitätsbibliothek in Graz, ein sehr interessantes Referat über die Verhandlungen der Sektion für Bibliothekswesen auf dem Dresdner Philologentag. Der Vortragende begrüßte diese hier neubegründete

und hoffnungsreiche Vereinigung deutscher Bibliothekare aufs herzlichste, besprach die eingehenden in der Sektion abgehaltenen Vorträge und lenkte die Aufmerksamkeit seiner Hörer auf die Arbeit Körtens bergs „Bücher und Lesehallen“ und auf jene Deiazko's: „Die Leistungen Preußens für seine Bibliotheken“. Anknüpfend an diese letztere Abhandlung verwies Hr. Regierungsrath Haase auf die entsprechenden Verhältnisse Oesterreichs und zeigte, wie sehr hier eine Erhöhung der Dotationen, sowie eine einheitliche Beschreibung — die nothwendige Grundlage für einen Generalkatalog — noththue. Der Referent schloß seine mit großem Beifall aufgenommenen Ausführungen mit Worten des Dankes an die Veranstalter des Philologentages und an die gastfreundlichen Bewohner Dresdens.

* **Paris.** Die französische Akademie der Wissenschaften beabsichtigt, dem Prof. Röntgen einen der bedeutendsten Preise, über den sie verfügt, den Prix Lacaze, der 10,000 Fr. beträgt, für seine Entdeckung der X-Strahlen zu verleihen.

* **London.** Vor kurzem ist drei deutschen Gelehrten die Auszeichnung widerfahren, zu auswärtigen Mitgliedern der „Royal Society“ ernannt zu werden. Es sind dies der Chemiker Prof. van 't Hoff in Berlin, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, der Botaniker Prof. Pfeffer und der Mineraloge Prof. Zirkel, beide Letztgenannte in Leipzig.

* **Petersburg.** Die hiesige geographische Gesellschaft hat in ihrer letzten Sitzung beschlossen, auf der Bergspitze des Elbens im Kaukasus, 14,000 Fuß über dem Meeresspiegel, eine meteorologische Station zu errichten.

C. G. **Rom**, 11. Dez. Die gestrige erste Versammlung auf dem Kapitol im Sitz des Deutschen archäologischen Instituts war sehr besucht. Es war die sogenannte Winkelmannsfeier, die jährlich als eigentliche Eröffnung der regelmäßigen Sitzungen gilt. Die hauptsächlichsten Mittheilungen betrafen Inschriften, welche im Flavischen Amphitheater sich auf Marmortafeln befanden. Man hat von den Trümmern dieser Marmortafeln im Lauf der letzten Jahrzehnte eine größere Anzahl gefunden als zu der Zeit bekannt waren, in der Prof. Henzen seine epigraphischen Studien bekannt machte.

Herder'sche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

Abonnements-Einladung
auf die

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter. — Jahrgang 1898.

Alle fünf Wochen erscheint ein Heft. Fünf Hefte bilden einen Band, zehn Hefte einen Jahrgang. — Preis pro Band *M.* 5.40; pro Jahrgang *M.* 10.80.

Das soeben erschienene 1. Heft des Jahrganges 1898 ist in allen Buchhandlungen zur Ansicht erhältlich. (16665)

In einem Feuilleton der „Frankfurter Zeitung“ (1897, Nr. 327 u. 328) u. d. T. „Vom geistigen Leben der deutschen Katholiken“ heißt es: „... Weit bedeutender sind die von den Jesuiten herausgegebenen und ausschließlich von Jesuiten geschriebenen ‚Stimmen aus Maria-Laach‘; sie können sich getrost den protestantischen Revuen an die Seite stellen. Sie behandeln Probleme aus allen Gebieten des Wissens mit der Sicherheit, die gründlichen Fachwissen verleiht, in eleganter Form und gutem Deutsch.“

Hervorragendes Geschenk für alle Gebildeten.
Zweite Auflage.
Soeben erschienen!
Studien zur
Litteratur d. Gegenwart
von
Prof. Dr. Adolf Stern.
20 allgemein verständliche fesselnde Aufsätze über Hebbel, Freytag, Sturm, Budenstedt, Schuffel, Kinkel, Fontane, Raabe, Wildbrandt, Baumbach, Seidel, Ruppius, Wildenbruch, Sudermann, Hauptmann, Daudet, Ibsen, Sienkiewicz, Rydberg, Tolstoi. Mit den Bildnissen der Dichter. — Gediegenstes Werk der berühmt. Litterarhistoriker. — Prachtvolle Ausstattung, hocheleg. Einband. Geh. 10.50 M.; geb. 12.50 M. (18541)
C. A. Koch's Verlag
(H. Ehlers & Co.),
Dresden u. Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

• Schriften von W. H. Riehl: •

Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik. 1 Bd. Inhalt: Land und Leute. — Wanderbuch. — Die bürgerliche Gesellschaft. — Die Familie. Geheftet 20 Mark. Elegant gebunden 24 Mark.

Einzelausgaben d. „Naturgeschichte d. Volkes“:

Land und Leute. 8 Auflage. Geheftet 5 Mark. Elegant gebunden 6 Mark.

Wanderbuch. 8. Auflage. Geheftet 5 Mark. Elegant gebunden 6 Mark.

Die bürgerliche Gesellschaft. 8 Aufl. Geh. 3 Mark. Eleg. geb. 4 Mark.

Die Familie. 11. Aufl. Geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 3 Mark.

Kulturstudien aus drei Jahrhunderten. 6. Auflage. Geheftet 5 Mark. Elegant gebunden 9 Mark.

Die deutsche Arbeit. 8. Aufl. Geheftet 5 Mark.

Die Pfälzer. Ein rheinisches Volksbild. 2. Aufl. Geheftet 3 Mark.

Religiöse Studien eines Weltkinds. 4. Auflage. Geheftet 6 Mark. Elegant gebunden 7 Mark.

Kulturgeschichtliche Charakterköpfe. 2. Auflage. Geheftet 6 Mark. Elegant gebunden 7 Mark.

Musikalische Charakterköpfe. Ein kunstgeschichtliches Skizzenbuch. 2 Bände. Geheftet 15 Mark.

Hausmusik. Fünfzig Lieder deutscher Dichter in Musik gesetzt. 2. Auflage. Elegant kartoniert 3 Mark 50 Pf.

Kulturgeschichtliche Novellen. 4. Auflage. Geheftet 4 Mark 50 Pf. Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Geschichten aus alter Zeit. 1 Bde. 2. Aufl. Geheftet 3 Mark.

Neues Novellenbuch. 2. Aufl. Geh. 5 M. 50 Pf.

Aus der Ecke. Sieben Novellen. 3. Aufl. Geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 7 Mark. (18451)

Am Feierabend. Sechs neue Novellen. 3. Auflage. Geheftet 5 Mark. Elegant gebunden 8 Mark.

Lebensrätsel. Fünf Novellen. 2. Auflage. Mit Porträt des Dichters. Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 7 Mark.

Riehls letztes Werk.
kurz nach seinem Tod erschienen:

Ein ganzer Mann. Roman. 2 Aufl. Geheftet 5 Mark. Elegant gebunden 7 Mark (18452)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

In Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg ist soeben erschienen:

Grundzüge der kinetischen Naturlehre
von
Baron N. Dellingshausen.
gr. 8. Broch. 10 M.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, alle Erscheinungen auf eine alleinige Ursache, „die Bewegung“, die als Verhältniss von Raum und Zeit als Thatsache gegeben ist, zurückzuführen. Die „Kinetische Naturlehre“ umfasst die mathematischen Formeln zur Erklärung d. Welterscheinung und ist bestrebt, die Unhaltbarkeit der bisherig. Theorien, die sich auf Atome und Moleküle und deren mannigfaltige Eigenschaften berufen, nachzuweisen. (16075)

Für den Inseratentheil verantwortlich: H. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 14. Dezember. Nummer 282.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Christus im Olymp von Max Klinger. Von Karl Voll. — Zwei deutsche Essayisten. — Mittheilungen und Nachrichten.

Christus im Olymp von Max Klinger.

In der Kunsthalle der sächsisch-thüringischen Ausstellung in Leipzig befand sich als meistbesprochenes Stück Max Klingers Christus im Olymp. Es ist viel darüber geschrieben worden, und gewöhnlich fangen die Besprechungen mit dem Satz an, daß die Meinungen selbst der „Sachverständigen“ selten so weit voneinander abweichen wie hier. Ganz so schlimm liegt die Sache nicht. Mit seltener Einhelligkeit wurde zugegeben, daß das Colorit nicht einwandfrei ist; mit der Zeichnung gaben sich selbst Gegner zufrieden, die Auffassung wurde fast allgemein als tiefsinnig bezeichnet. Ueber den künstlerischen Werth des Gemäldes waren allerdings die Meinungen sehr getheilt. Im großen und ganzen haben mich nun meine Beobachtungen des Publikums im Ausstellungsraume und die Berichte, die ich gelesen und gehört habe, darüber belehrt, daß selbst denjenigen, die sich überreden konnten, das Werk zu bewundern, kein ganz reiner Genuß aus ihm erblüht ist, während Viele recht unbefriedigt von dannen gegangen sind. Und doch war das Bild in der denkbar günstigsten Weise ausgestellt. Es ist bekannt, daß die Gemälde im Atelier oft sehr gut wirken, im Ausstellungsgebäude dagegen ziemlich abfallen. Das konnte hier aber nicht der Fall sein. In Leipzig ist die Klingerverehrung besonders kräftig entwickelt, und so hatte man dem Künstler gestattet, den ihm überlassenen Saal seinem Atelier in Licht und Stimmung so weit als möglich zu nähern. Der Olymp mußte also ähnlich wirken wie im Atelier, und Klingers Intentionen konnten ohne Rest zum Ausdruck gelangen. Man darf darum seine Meinung sagen, ohne fürchten zu müssen, vielleicht durch ungünstige und unbeabsichtigte Nebenumstände beeinflußt zu sein.

Man fand das Bild tiefsinnig. Ich gestehe, daß kein Urtheil des großen Publikums geeigneter ist, bei mir Mißtrauen gegenüber einem Kunstwerk zu erwecken. Gewöhnlich sind die sogenannten tiefsinnigen Werke sehr leicht zu erfassen, wenn sie nicht, was häufig vorkommt, überhaupt mehr unsinnig als tiefsinnig sind. Wir wollen jedoch den gegebenen Fall ins Auge fassen. Christus im Olymp! Recht logisch ist die Situation nicht erfunden. Die Gebilde der Kunst dürfen jedoch nicht mit der Elle der nüchternen Logik gemessen werden. Wir sehen ja doch, was mit dem Olymp gemeint ist. Es sollte allegorischerweise der Zusammenstoß des Heidenthums mit dem Christenthum versinnbildlicht werden und zwar wird der Künstler dieses Thema wohl deßwegen gewählt haben, weil es ihm gestattete, seine an der antiken Kunst gebildete Formanschauung noch wirkungsvoller walten zu lassen, als seinerzeit im Paris-Urtheil; von diesem Standpunkt aus finden wir die künstlerische Lebensader des Ganzen. Mag Klinger auch ein Ideenmaler sein, die körperliche Belebung der Form ist ihm doch auch erstrebenswerth und darin hat er durchaus recht, wenn auch sein Können weit hinter seinem Wollen zurückbleibt. Trotzdem ist nicht zu verkennen, daß einerseits ihm die Darstellung eines weltgeschichtlichen Gedankens, des größten Ereignisses in der Geschichte überhaupt, doch sehr wichtig gewesen ist und daß andrerseits dem Publikum der Olymp gerade wegen seines Inhalts so bewundernswerth erscheint. Ich bekenne ohne allen Umschweif, daß mir das ganz unbegreiflich ist. Gibt uns der Olymp mehr als wir aus dem Katechismus wissen? Wie viel aber gibt er weniger, als uns aus der Geschichte bekannt ist! Um der Idee willen, die nur einen Theil von dem sagt, was gesagt werden muß, wenn der Sturz der antiken Welt erzählt werden soll, um dieser halbfertigen Idee willen, sollte man das Bild heutzutage eigentlich nicht bewundern!

Man wird mir entgegenhalten, daß der Gedanke an sich es auch gar nicht ist, der die Beschauer begeistert, daß vielmehr die poesievolle, künstlerisch lebendige Art der Verkörperung dieses Gedankens uns begeistert, weil sie uns eben doch mehr gibt, als die kurze Formel des Katechismus oder die trockene Erzählung des Geschichtsprofessors geben kann. Prüfen wir diesen Punkt: Klinger schildert uns die lichten Höhen des Olymps. Zu Füßen des gewaltigen Tempels auf der höchsten Kuppe des Berges dehnt sich eine blühende Matte aus, von der man heraufsieht zur strahlenden Götterwohnung und tief hinunter zum blauwogenden Meer. Sorglos und heiter in olympischer Festesfreude ergötzen sich die Götter auf der kühlen grünprangenden Wiese. Zeus übersieht von seinem Thron das muntere Treiben. Da kommt ein ernster, schwermüthiger Zug strenger Gäste in die frohe Versammlung, gerade wie im Mittelalter das lustige Gewimmel des Volkes in den engen gothischen Gassen vom düstern Zug der Flagellanten unterbrochen wurde. Christus ist auf dem Olymp! Lang, ausgezehrt vom Fasten und von der Gluth des Feuers, das in ihm lodert, steht er gebietend inmitten der sinnesfreudigen Schaar der Olympier. Vier ehrwürdige Frauen folgen ihm, das mächtige Kreuz tragend. Man sollte nun glauben, die Götter suchen die ungebetenen Gäste zu vertreiben. Aber nein; sie stehen stumm zur Seite, theils verächtlich, theils drohend, theils furchtsam. Zeus aber, von dem Homer sagt, daß er den Olymp in seinen Grundfesten erschütterte, wenn er die Brauen finster zusammenzog, sitzt als welker, verfallener Greis auf dem Thron, ein klägliches Bild ohnmächtiger Angst. Warum die Götter so sehr erschrecken, ist absolut nicht zu ersehen. Die Jungen unter ihnen sind nicht minder hehr gebildet, als die fünf Fremden: Warum bedeutet dann ihr Adel weniger als der der Christen? Darauf gibt uns das Bild keine Antwort; wir müssen sie uns selbst geben aus unsern eigenen Vorstellungen heraus, indem wir das, was wir schon vorher wußten, der Schilderung substituiren. Das ist nicht Tiefsinn, das ist auch nicht künstlerische Veranschaulichung. Wir werden zwar aufgefordert, uns etwas zu denken; aber

wer nicht den Sachverhalt schon vorher kennt, wird ihn nie und nimmermehr aus diesem Bild erfahren. Das ist nicht mehr als natürlich; die Ideen- und Geschichtsmalerei bleibt in dieser Form immer ein Unding.

Die Ergebnisse des geschichtlichen Denkens will man von der bildenden Kunst festgehalten sehen; aber ob diese Stoffe Leben und Gestalt in der Phantasie gewinnen können, von der doch allein die Kunst ihre Vorwürfe empfängt, danach fragt man nicht. Der Künstler braucht ein Objekt, das seine Phantasien entzündet, weil es in der allgemeinen Phantasie, in der inneren Anschauung des Volkes lebendig und wirksam ist. Die weltgeschichtlichen Ideen aber und ihre Verwirklichung im Weltenlauf sind erst Ergebnisse der Forschung und bleiben der allgemeinen Phantasie fremd. Vor solchen historischen Stoffen steht der Künstler wie vor einer starren Masse, der er mühselig von außen den Lebenshauch erst einblasen muß, statt daß sie, aus sich selber bewegt, ihm lebendig entgegenkommt. Er holt die Gestalten und Bilder der Mythe, welche die Kunst als abgethan eben erst zur Seite gelegt hat, als einen ihm geläufigen Apparat wieder hervor, um das, was er in seiner eigenen Erscheinung nicht recht fassen kann, wenigstens annähernd durch die noch immer denkbaren Figuren einer vergangenen Phantasiewelt zu verbildlichen. Aber weil jene Welt nicht mehr im Künstler wirksam ist und ihre Gestalten zum leeren Zeichen herabgesetzt sind, werden sie nur noch wie die Schemen einer längst begrabenen Götterwelt aussehen. Die Schönheit wird zum leeren Formenspiel, der geschichtliche Charakter zur Karikatur, die „seelenvolle" Beziehung zum lautenhaften, im besten Falle geistreichen Verknüpfen zweier Gestaltenkreise, die sich im Grunde aufheben.

Ich hoffe, daß man im letzten Abschnitt ausreichende Gründe dafür finden wird, warum einerseits Klinger an dieser Aufgabe scheitern mußte, warum aber andrerseits das Bild doch eine gewisse Wirkung haben konnte, ein Verdienst, das freilich von etwaigen künstlerischen Qualitäten des Gemäldes unabhängig ist. Ich hoffe aber auch, daß man den letzten Abschnitt, obwohl er nicht vom Schreiber dieser Zeilen stammt, nicht als unorganischen Einschub in der Besprechung von Klingers Gemälde empfinden wird, und ich glaube, daß die allgemein gültige Wahrheit jener Worte sich deutlich offenbaren wird, wenn man bemerkt, daß sie, obwohl vor langen Jahren, in Bezug auf ein anderes Werk niedergeschrieben, noch heute und in Bezug auf heutige Kunstwerke angewendet werden dürfen. Sie stehen in den gesammelten Aufsätzen Julius Meyers, des früheren Direktors der Berliner Galerie, und zwar im Wiederabdruck eines vor 34 Jahren für die „Grenzboten" geschriebenen Artikels.[1]) Meyers ausgezeichnete Kunstkritiken, deren Herausgabe Konrad Fiedlers letztes Werk gewesen ist, werden wenig mehr gelesen. Das Vorurtheil, sie seien nicht mehr zeitgemäß, verhindert, daß sie in weiteren Kreisen bekannt werden, und doch zeigt die eben angeführte Stelle, wie viel Aktuelles noch in ihnen steckt. Der Passus ist einem höchst verdienstvollen Aufsatz über W. Kaulbachs Reformationsbild im Neuen Museum in Berlin entnommen. Meyer unterzieht darin das ehedem vielbewunderte Werk, da es eben im Karton fertig gestellt war, einer vernichtenden Kritik, die damals wohl nur von Wenigen gebilligt worden ist, heute aber allgemein angenommen wird. So ist sie ein Beweis dafür, daß auch Zeitgenossen ein Kunstwerk objektiv beurtheilen können. Ich habe die Stelle aber hauptsächlich deßwegen citirt, weil es mir höchst bedauerlich erscheint, daß wir heutigestags in Kunstübung und Kunstbeurtheilung immer noch so traurige Zustände finden, wie sie Meyer schon vor langer Zeit mit so viel und so überzeugendem Scharfsinn gegeißelt hat. Wir sind wohl Kaulbach gegenüber kühl geworden und das Lob, das den Lebenden so sehr verwöhnt hat, ist dem Todten nicht treu geblieben. Wenn aber ähnliche Werke nur ein bißchen modern zugestutzt erscheinen, so finden sie heute dieselbe Bewunderung, wie seinerzeit das Reformationsbild. Das heißt auf gut Deutsch: Obwohl die Allgemeinheit Werke wie die Berliner Wandgemälde Kaulbachs jetzt ablehnt, so ist es doch einem guten Theil der Ablehnenden im Wesen noch unklar, weßhalb diese Bilder zu verwerfen sind; darum zieht auch der alte Köder noch heute.

Aus Meyers oben angeführten Worten sei noch eigens auf den Passus hingewiesen, der in „Epochebildern" nur eine Karikatur vom wirklichen Gang der Ereignisse sehen will. Der ganze Zorn des großen Kunstgelehrten richtete sich gegen die im Grunde unwürdige, — nicht nur — unrichtige Auffassung der Reformation. Könnte Meyer Klingers Olymp sehen, so würde sein Zorn aufs neue entfacht werden; denn er begegnet der gleichen unwürdigen Auffassung einer der größten Epochen in der Geschichte der Menschheit. Ich will mein persönliches Urtheil vertreten lassen durch das einer feinsinnigen Dame, mit der ich unlängst in Dresden das Bild besprochen habe. Bis jetzt hatte sich die Dame der in Sachsen grassirenden Klingerverehrung angeschlossen. Aber vor dem Olymp wurde sie irre. Sie fand es pietätlos, das hellenische Alterthum, dem wir bis auf den heutigen Tag so viel verdanken, durch diese korrupten Götter verbildlichen zu wollen. Es jammerte sie der gewaltige Zeus, daß er, nachdem ihn Phidias zur hehrsten Erscheinung der gesammten Kunst gemacht hatte, nun durch eine solch widerliche Figur karikirt werden durfte. Das zarte weibliche Gefühl wird wohl das Richtige getroffen haben, als es sich dagegen sträubte, das verhöhnen zu lassen, was einmal so schön gewesen war: Zeus ist gefallen und sein Thron ist leer; aber wenn sein Fall doch einmal dargestellt werden soll, dann möge der hohe Kronion als König der Menschen und Götter fallen. Völlig unlogisch finde ich die Bewunderung des Werkes, die es preist wegen seines durch die kongeniale Nachempfindung antiker Größe und Herrlichkeit geadelten Schönheitssinnes, wie traurige Kritikerphrasen das so schön auszudrücken wissen. Ei, wenn die Antike so groß, so herrlich war, daß schon der schwache Abglanz, den wir von ihr bei Klingers Kunst finden, uns so sehr zu begeistern vermag, dann muß sie selbst uns über eine Karikatur erhaben sein. Wenn wir sie so sehr bewundern, wie darf uns das bewunderuswerth erscheinen, was gegen sie die hochmüthigen Worte des Hohns spricht, eines Hohns, der so armselig unberechtigt ist, daß er von der Verhöhnten das Gewand borgen muß.

Aber ich höre fragen: wozu all die unnöthige Ereiferung! Klinger hat ja die klassische Antike gar nicht verunglimpfen können; denn sein Olymp schildert das untergehende Heidenthum, wo eben vom Klassischen, vom Hohen nichts mehr zu verspüren war. Das ist so recht ein Einwand, den nur die blinde Anbetung bringen kann. Wenn das alternde Heidenthum dargestellt sein soll, warum ist dann nur Zeus gealtert! Warum prangen Hera, Athene, Aphrodite, Eros und Dionysos noch in voller Jugendfülle! Solange ich die Typen der klassischen Epoche sehe, glaube ich nur an die Verkörperung eben dieser klassischen Epoche, und der ekelhafte Alte, der uns Zeus vorstellen soll, beleidigt mein Auge. Wenn es dem Künstler nicht gelungen ist, adäquat das auszudrücken, was er ausdrücken wollte, dann frage ich nicht mehr nach seiner Absicht, sondern nur nach seiner Leistung. Da könnte Jeder malen, so gut und so schlecht er es vermag, und dann in dicken Büchern schreiben oder schreiben lassen, welcher Tiefsinn in dem Bilde entwickelt

[1]) Julius Meyer: Zur Geschichte und Kritik der modernen deutschen Kunst; S. 230 ff.

ist. Hic Rhodus, hic salta! Da ist das Bild: erschöpft es sein Thema, dann ist's gut; und ist das Thema nicht erschöpft, dann soll keines Schreibers Feder der Unzulänglichkeit von des Malers Pinsel aufhelfen dürfen! Ob Klinger das eigentlich klassische oder das alternde Heidenthum darstellen wollte, kann uns also gleichgültig sein. Thatsache ist, daß sein Bild Vielen als eine Kritik des Alterthums überhaupt erschienen ist. Unser Publikum macht ja keine Distinktionen: Alterthum ist halt Alterthum.

Aber wir können Klinger ganz bequem einen Schritt entgegengehen und uns mit der nachträglichen Versicherung begnügen, daß nur Ungeschick und keine böse Absicht obgewaltet habe. Auch wenn er nicht die klassische sondern die sinkende Antike gemeint hat, so erneuert sich die Frage nach der Berechtigung seiner Auffassung. Das Heidenthum der Kaiserzeit war nicht so sehr verkommen. Vor allem hat es eine großartige Kunst hervorgebracht und wenn wir diese zum Gradmesser der Kultur machen dürfen, so behält die Kaiserzeit immer noch das Recht, sich zu den größten Kulturepochen zu zählen. Ich will nichts von der großartigen Portraitplastik der Römer sprechen, will nichts vom Denkmal Marc Aurels reden; aber wer fühlt sich nicht in erhabener Stimmung, wenn er an das Pantheon, die Engelsburg und an das Kolosseum denkt! Fürwahr die Zeit des sinkenden Heidenthums war doch nicht verächtlich. Schriftsteller wie Tacitus und Plutarch, Herrscher wie Trajan und Diocletian waren so kraftvolle Erscheinungen, daß sie ihrer Zeit zum hohen Ruhme gereichen und das umsomehr, als sie keineswegs vereinzelt dastehen. Wenn wir aber gar noch an den Wunderbau des römischen Rechtes denken, dann werden wir immer mehr daran zweifeln, ob wirklich der welke, hülflose Zeus das richtige Symbol für das Heidenthum auch jener Tage sein kann. Gerade diese Figur wird uns zu einer Karikatur, die uns um so weher thut, je weniger es nothwendig war, die alten Götter in ihrer Ruhe zu stören. Aber wir können Klinger noch einen Schritt entgegengehen und annehmen, die Kulturzustände der römischen Kaiserzeit seien wirklich so hoffnungslos faul gewesen, daß man sie nicht vertheidigen kann; es bleibt doch die Frage offen: was hat das Christenthum mit dem Sturz der antiken Kultur zu thun? Die Hunnen und die Germanen haben den stolzen Bau zerschlagen, die Christen sind daran durchaus unschuldig. Wir werden also gut thun, bei Klingers „tiefsinnig" aufgefaßtem Zusammenprall des Christenthums mit dem Heidenthum nicht an die antike Kultur zu denken, weil wir sonst auf einen erklecklichen Unsinn stoßen würden.

Wenn wir jedoch in den Olympiern und in Christus zunächst nur das sehen, was sie wirklich sind, nämlich Vertreter zweier Religionsprinzipien, so scheint Klinger nicht im Unrecht zu sein. Das Christenthum hat ja das Heidenthum thatsächlich abgelöst. Daran ist nun allerdings nichts zu deuteln. Aber auch hier verträgt sich die Art, wie die weltgeschichtliche Idee aufgefaßt worden ist, durchaus nicht mit dem wirklichen Sachverhalt.

Die beiden Religionssysteme sind als Religionen nicht oder erst sehr spät miteinander in Streit gerathen. Sie geriethen vielmehr nur insofern in Widerspruch, als die aus beiden resultirenden politischen Anschauungen miteinander unverträglich waren. Die römischen Kaiser glaubten die obersten Herren der Welt zu sein, sie konnten darum eine Religion nicht dulden, die das Prinzip aufstellte, daß über den Königen der Erde noch der Weltenkönig stehe, vor dem Kaiser und Sklave gleichermaßen ohnmächtiger Staub seien. Aus diesem rein politischen Widerspruch entsprangen die — übrigens nicht zahlreichen — Christenverfolgungen, die von den Kaisern angeordnet wurden. Als dann endlich das Christenthum zur Staatsreligion erhoben wurde, da waren es wieder die politischen Erwägungen, die Constantin in den Christen eine für den Staatshaushalt sehr verwendbare Macht erblicken ließen. Wo aber die beiden Religionen auf nicht politischem Gebiet zusammentrafen, da zeigte es sich, daß dem Heidenthum noch immer eine bedeutende innere Kraft geblieben war. Es war noch geschmeidig und entwicklungsfähig genug, um eine neue sehr respektable Philosophenschule zu erzeugen, den Neuplatonismus. Daß dieser dem Christenthum durchaus nicht so ohnmächtig gegenüberstand, um die Verbildlichung des Heidenthums in Klingers welkem Zeus zu rechtfertigen, sehen wir an der großartigen Figur des Kaisers Julian, der trotz aller, seit den Tagen Gregors von Nacianz bis heute gegen ihn vorgebrachten Verleumdungen eine wahrhaft große Erscheinung gewesen ist und den Christen viel zu schaffen gemacht hätte, wenn ihn nicht ein früher Tod so schnell weggerafft hätte.

Daß nun der Neuplatonismus so schnell unterdrückt wurde, kommt nicht von der Ueberlegenheit der christlichen Logik, sondern von der Unwiderstehlichkeit der germanischen Waffen. Die Römer bekamen bald eine wichtigere Beschäftigung und mußten aus den Philosophenschulen in die Lagerzelte ziehen; denn mit Julian befinden wir uns bereits in der Zeit der Völkerwanderung, die die Zahl der römischen Heiden ebensosehr verringerte, wie sie dem Christenthum neue Bekenner zuführte. Aber damit war der Neuplatonismus nicht besiegt, wir sehen ihn im Mittelalter wieder erstarken, und Petrarca kämpft erbittert gegen die mysteriöse Sekte der Averrhoisten, die von den neuplatonischen Ideen sehr beeinflußt gewesen zu sein scheinen. Wie sehr aber die italienische Renaissance von eben diesen Ideen beherrscht war, ist bekannt, und nicht weniger bekannt ist es, daß in Leo X. ein Freund dieser Philosophie sogar auf den Stuhl Petri gelangt ist.

Ein so starker Gegner, dessen Lebenskraft so zäh ist, kann durch Klingers ohnmächtigen Zeus nicht verbildlicht werden. Wir thun also gut, auch in Bezug auf den religionsgeschichtlichen Inhalt das große Bild nicht allzu genau auf seinen Sinn zu prüfen; allerdings ist es gerade bei einem Ideenbild sehr schlimm, wenn sein Gedankeninhalt keine logische Nachprüfung verträgt.

Es kann mir aber der Einwurf gemacht werden, daß Klinger ja in der Figur der Psyche, die sich bittend zu Christi Füßen wirft, eine Verkörperung der guten Tendenzen des Heidenthums gegeben habe. Psyche soll nach einem in der Ausstellung verkauften Kommentar „die Verkörperung der platonischen Philosophie, die feinste und reifste Blüthe der hellenischen Kultur sein". „Wie in der Geschichte das Christenthum in Wahrheit eine Fortführung und Fortbildung des Platonismus, gewissermaßen volksthümlich gewordener Platonismus ist, so schreitet hier in Klingers tiefer Symbolik Psyche aus der untergehenden Götterwelt hinüber in das neue Geisterreich des Christenthums". Ich denke, dieser Wortschwall braucht keine weitere Erwiderung; nur möchte ich die Frage aufwerfen, ob das Christenthum, wenn es doch einmal nichts anderes als volksthümlich gewordener Platonismus sein soll, nicht in anderem Verhältniß dem Zeus gegenüber hätte geschildert werden müssen? Was kann aber Klinger dafür, wenn seine Erklärer in ihrem guten Willen ein bißchen zu weit gehen! Wir werden übrigens auf die Psyche auch noch in anderer Hinsicht zurückkommen; hier genügt es zu sagen, daß diese eine und obendrein ziemlich verunglückte Figur nicht ausreicht, den Angriff auf die Antike abzuschwächen, der durch die übrigen Figuren gemacht wird. Die Phantasie macht die Zerlegungsprozesse der Logik ja durchaus nicht mit.

Da nun dem Werk weder kulturgeschichtlich noch religionsgeschichtlich ein besonderer Wohlgeschmack abzu-

gewonnen ist, so wollen wir alles das auf sich beruhen lassen und im Olymp nur noch eine freie Phantasieschöpfung sehen, was schließlich auch die wesentlichste Eigenschaft eines Kunstwerkes sein muß. Ob die Geschichtskenntniß eines Malers etwas größer oder kleiner ist, das darf uns gleichgültig sein. Freilich dürfen wir vielleicht unsrerseits als Gegenleistung gegen dieses Zugeständniß verlangen, daß der Maler nicht auch den Geschichtsphilosophen spielen wolle.

Wenn wir aber Klingers Olymp nur als künstlerische Leistung betrachten, dann scheinen mir die Bedenken erst recht zahlreich und gewichtig zu werden. Das Bild hat eine Fläche von über 50 qm. Das ist doch gewiß Raum genug, um einen einzigen Vorgang klar zu erzählen. Eines meiner Hauptbedenken aber ist es, daß der Schilderung diese unmittelbare Klarheit und Anschaulichkeit absolut fehlt. Ich will jetzt ganz von der Bedeutung der Personen absehen, dann bleibt als Stoff für die Erzählung der einfache Vorgang, daß in eine Schaar froher Zecher ein Zug fremder Leute eindringt. Dieses Eindringen einer fremden Masse, das Spalten der Versammlung müßte das sein, was sofort in die Augen fällt. Und gerade das fehlt. Von einer malerisch entwickelten Komposition ist keine Rede. Die Figuren sind von rechts nach links oder auch, wenn man will, von links nach rechts nebeneinander aufgestellt. Von einer Verbindung ist nichts zu sehen und mit der äußeren Verbindung fehlt auch die innere. Wo aber der Versuch gemacht ist, die Figuren hintereinanderzustellen, da ergeben sich klägliche Mißstände. So sollen links die drei Göttinnen hinter den vier Kreuzträgerinnen stehen, derart, daß die Christen vor ihnen vorüberziehen. Dieses Moment ist aber durchaus nicht zum Ausdruck gebracht; dem unbefangenen Auge scheint es vielmehr, daß die drei Göttinnen zwischen den Christinnen stehen. Diese Gruppe ist durch den vollkommenen Mangel an Perspektive rein malerisch genommen ein unverständliches Aneinanderreihen der Figuren und ihre innere Bedeutung können wir nur auf dem Wege der logischen Schlußfolgerungen erfahren. Gezeigt, auf den ersten Blick gezeigt, wird uns der Kern der Sache nicht. Dem Bild mangelt die Handlung durchaus. Das ist sehr bedenklich, aber viel bedenklicher ist es, daß die Hauptgruppe: Christus, Psyche und Eros dem Auge und somit der Erkenntniß und der Phantasie kein klares Bild bietet. Wir sehen einen langen, hagern Mann, der seine eine Hand abweisend gegen die Götter ausstreckt, dessen andere aber von den beiden Händen eines vor seinen Füßen liegenden Mädchens umspannt ist. Es ist absolut nicht zu erkennen, ob er seine Hand dem Mädchen nur überläßt, oder ob er sie ihr freundlich reicht, oder ob er sie vielleicht gar unwillig schließt. Und doch soll gerade diese Scene den tiefsten Gedanken des „tiefsinnigen" Werkes bergen: Christus befreit die Psyche vom Eros, er löst die Menschheit vom niedern Streben nach Sinnengenuß. Die Scene wird aber dadurch noch wirkungsloser, daß der Ausdruck der Psyche ganz mißlungen ist. Es war mir trotz der famosen Erläuterungsschrift unmöglich, in diesem Antlitz „rührendes Bitten" oder „das Lächeln des stummen Leides auf dem seelenvollen Munde" zu finden. Ich sah nichts als eine grinsende Fratze und wußte rein aus dem Bilde heraus mir dieses wunderliche Gesicht nicht zu erklären. Noch sonderbarer ist es aber, daß der fliehende Eros immer noch durch ein allerdings bis zu seinen Füßen herabgesunkenes Tuch, das sich auch um Psyche schlingt, mit dieser verbunden wird. Wenn man nur das erwägt, was man sieht, so wird man sagen, der fliehende Jüngling muß im nächsten Moment durch die Fußfessel zum Fallen gebracht werden. Das ist störend. Noch mehr gestört wird man aber, wenn man bemerkt, daß das Tuch nur ein allegorischer Lumpen ist. Man sucht dann eine Lösung des Räthsels und ich finde unter meinen Notizen deren nicht weniger als vier, die alle gleich plausibel sind. So kann man Gruppe für Gruppe betrachten und man stößt immer wieder auf die Bemerkung, daß die Kunst des Malers nicht ausgereicht hat, die Gedanken des Grüblers klar zu veranschaulichen.

Das kommt von einem Mangel, den Klingers Gemälde bis jetzt noch sämmtliche aufgewiesen haben. Sie sind schlecht gemalt. Man war nie dagegen blind, gab sich aber mit der Zeichnung und der Stimmung zufrieden. Bei den Entwürfen seiner früheren Zeit, die entweder sehr einfache oder allgemein bekannte Themen behandelten, spürte man den übrigens schon immer kenntlichen Fehler weniger. Nun aber, wo uns der Sinn des Ganzen und des Einzelnen durchaus nicht ohne weiteres ersichtlich ist, merken sehr Viele, daß Klingers luftlose Malerei und seine Gleichgültigkeit gegen die Gesetze des Kolorits nicht etwa äußerliche, leicht zu verzeihende Fehler sind, daß sie vielmehr den inneren Werth seiner Schöpfungen erheblich beeinträchtigen. Sie verhinderten ihn bis jetzt, große Flächen einheitlich und unmittelbar einleuchtend mit einer gesund komponirten Scene zu bedecken. Wie die Kreuzigung auseinanderfällt, so haben wir auch im Olymp verrenkte und zerrissene Glieder eines Ganzen, das ursprünglich vielleicht sehr schön erdacht gewesen sein mag. Man sündigt nicht ungestraft gegen die Hauptgesetze reiner Kunst.

Eine andere Sache ist die Zeichnung. Ich muß mich da der eingehenden Besprechung enthalten; denn ohne Illustrationen ist hier nicht auszukommen. Nur das eine sei gesagt, daß sie mir ebenfalls sehr schlecht zu sein scheint, und daß sie wohl auch von Anderen weniger gelobt würde, wenn wir nicht heutzutage gewohnt wären, saubere Zeichnung mit guter zu verwechseln. Das Studium des nackten Körpers ist dem Publikum unsres Klimas bei unsern Sitten ganz fremd geworden; darum pflegt jeder nach antikem Schema gezeichnete Akt für klassisch und jeder eckig gezeichnete Arm für markig gehalten zu werden. Das Verständniß für den Körper schöpfen wir ja nicht aus der Natur, sondern aus den mehr oder weniger guten Kunstwerken. Wäre das anders, so würde Jeder sehen, daß z. B. die nackten Göttinnen so lahm und steif und verzeichnet sind, daß sie keinen Fuß heben können. Ich gestatte mir auch noch die Frage, ob nur die Farbe an den oben besprochenen Mängeln und Unverständlichkeiten der Komposition schuld ist? Wäre die Zeichnung so gut und so stark, wie Manche sagen, dann hätte sie die Fehler des schlechten Kolorits wett machen müssen. Wenigstens war die Zeichnung auf den Bildern der italienischen Frührenaissance dazu imstande. In der That liegt ihr Fehler nicht sowohl daran, daß einzelne Körpertheile und Figuren nicht recht gelungen sind, als vielmehr daran, daß ihr der große Zug fehlt. Diesem Mangel an großem Zug entspricht es auch, daß das Werk einen solch ausgetüpfelten, wenig einheitlichen Charakter trägt: denn darüber ist sich wohl Jeder klar geworden, daß er hier keine geschlossene Komposition vor sich hat und daß diese Reihe frei nebeneinander gestellter Figuren nichts ist als ein gemalter Statuenpark.

Mit der Bezeichnung Statuenpark glaube ich den springenden Punkt angegeben zu haben. Obwohl Klinger jahrelang Aktstudien für den Olymp gemacht hat, so erweckt keine der Figuren in uns das Gefühl, sie könnte leben. Die Reminiscenzen an die Antike überwiegen, und wenn wir keinen Augenblick daran zweifeln können, daß wir eine ehrliche Arbeit nach dem lebenden Modell vor uns haben, so können wir uns auch nicht verhehlen, daß die Formanschauung Klingers sehr unfrei ist. Es scheint, daß er der Antike gegenüber ein neuer Pygmalion sein möchte.

Digitized by Google

Er will ihr das Leben, die Seele einflößen, die nach der faſt allgemeinen — aber darum nicht weniger unrichtigen — Annahme der Antike gefehlt hat. So deckt ſich hier ſein Streben als Künſtler mit ſeiner philoſophiſchen Meinung. Wie Chriſtus die Pſyche, die menſchliche Seele, aus dem Staub des niederen irdiſchen Getriebe hinauf zu ſich zieht, ſo glaubt Klinger, daß auch der antiken Kunſt durch den modernen Künſtler neues, beſſeres Leben verliehen werden könnte. Ich halte das Experiment für ſehr bedenklich; es bringt uns dicht vor die Türe des Bologneſer Eklekticismus, der auch glaubte, das allerſchönſte und allerbeſte zu leiſten, wenn er aus den verſchiedenen Kunſtſchulen das jeweilig beſte herausnähme und dann dieſe einzelnen Eigenſchaften in Einem Werke vereinigte. Das führt zu einer gelehrten Kunſtübung, die den Zuſammenhang mit dem Volk verliert, die wohl verblüffen, aber nicht erfreuen kann.

Karl Voll.

Zwei deutſche Eſſayiſten.[1])

a/D. Sammlungen von Eſſays treten äußerlich als Bücher auf, innerlich werden ſie dazu doch erſt durch die Einheit der Perſönlichkeit, die den einen wie den andern Gegenſtand mit derſelben geiſtigen Kraft ergreift und geſtaltet. Zu ſeltenem Maße kommt dies Lob dem ſtattlichen Bande zu, in welchem Franz Xaver Kraus eine Reihe von biographiſch-literarhiſtoriſchen Aufſätzen vereinigt hat, die — von einem älteren, 1879 in dieſen Blättern veröffentlichten Nachruf auf den Straßburger Ludwig Spach abgeſehen — im Jahrzehnt von 1887—1896 in der „Deutſchen Rundſchau“ erſchienen ſind. Sie behandeln Joubert's Gedanken und Briefwechſel, die Penſées von Joſeph Roux, Maxime du Camp, Vittoria Colonna, die umbriſche Dichterin Atinda Bonacci, die Verdienſte einiger Damen, zumal der Gräfin Caetani-Lovatelli, um die Archäologie, die Leiſtungen de Roſſi's, vor allem in größerem Wurf den Charakter Petrarca's, wie er ſich in ſeinen Briefen darſtellt, und das Leben und Wirken des ehr- und liebenswürdigen kirchlichen Philoſophen Antonio Roſmini. Es iſt alſo weſentlich ein romaniſch-katholiſcher Kreis, in dem ſich der Autor hier mit ausgebreiteter Kunde, tiefer Einſicht und feinem Mitgefühl bewegt; wenn er ſelbſt einmal als die vier Elemente, die in ſeinen Augen die moderne Kultur hervorgetrieben, die Antike, das Mittelalter, die Renaiſſance und die heutige Naturwiſſenſchaft bezeichnet, ſo gewahrt man dabei das germaniſche Weſen nur undeutlich in der Hülle des halb romaniſchen „Mittelalters“, während ſeiner ſelbſtändigſten Offenbarung in der deutſchen Reformation kein entſcheidender Einfluß auf „eine abgerundete und erſchöpfende Bildung“ nach dem Bedürfniß unſrer Tage beigemeſſen wird. Mit um ſo größerem Gewinn werden daher die hiſtoriſch anders Denkenden unter uns von dieſen literargeſchichtlichen Skizzen und Ausführungen Kenntniß nehmen, in denen überdies Ideen und Schriften nie für ſich, ſondern ſtets im Zuſammenhang mit Leben und Wirklichkeit gewürdigt werden. Mit Ueberraſchung begrüßen wir in Roſmini die überaus ſeltene Erſcheinung eines modernen Heiligen; das Charakterbild, das Kraus von ihm entwirft, bietet einen erſt recht unerwarteten Anblick dar: den einer Legende, geſchrieben von der Hand der Wiſſenſchaft. Sein Petrarca erfreut uns als ein Meiſterſtück der ſchweren Kunſt, aus hunderten von Briefſtellen ein auch im Moſaik überzeugend lebendiges Antlitz zuſammenzufügen. Den neueren Franzoſen, deren geiſtigen Umriß er zeichnet, bringt Kraus einen wahlverwandten Eſprit, eine ebenbürtige Cauſerie entgegen. Und dies Talent, das dem leicht geſchürzten Gange des Eſſays ſo angemeſſen iſt, macht ſich überhaupt in dem ganzen Buche geltend; Erinnerungen an eigene Erlebniſſe, an Begegnungen und Geſpräche mit auserleſenen Menſchen beiderlei Geſchlechts ſind dem Verfaſſer in Fülle gegenwärtig und verleihen ſeiner geſchichtlichen Betrachtung oft faſt den pikanten Reiz perſönlicher Memoiren. Sehr wohl ſtimmt dazu ein ſcharf ariſtokratiſcher Zug im Urtheil; Kraus iſt kein Freund der Demokratie, weder in Staat und Kirche, noch in Kultur und Geſellſchaft. Durchdachte Anerkennung ſo mancher modernen Errungenſchaft oder Nothwendigkeit behütet ihn vor romantiſcher Sehnſucht nach irgendwelcher Vergangenheit; allein er entſchädigt ſich für die Entbehrungen des Zeitalters durch intimen Verkehr mit den ihm ſympathiſchen Geſtalten aus den oberen Zehntauſend der Literatur- und Kulturgeſchichte. Welcher Leſer könnte mit einem ſo ausgeſprochen ſubjektiven Autor allezeit einverſtanden ſein? Wenn Kraus im Widerſpruch mit der auf Jakob Burckhardt zurückgehenden Anſicht ſtatt Petrarca's vielmehr Dante als den erſten „modernen Menſchen“ feiert — „trotz ſeines mittelalterlichen Koſtüms“ —, wenn er den geſuchten Ausſpruch wagt: „Ich weiß nicht, ob Bismarck jemals die Monarchia geleſen: ſicher iſt, daß der Geiſt Dante's über ihm ruhte, als er den Traum ſeiner eigenen Nation zur Wahrheit machte“, ſo ſcheint er ſelbſt gefühlt zu haben, wie wenig derartige Sätze an ſich geeignet ſind, dem ruhigen Betrachter geſchichtlicher Verhältniſſe einzuleuchten. Wenigſtens fällt er alsbald aus dem feinen Tone des Eſſayiſten in den groben des Profeſſors, indem er hinzuſetzt: „wer das nicht aus Dante herausgeleſen, der hat nichts von der Divina Commedia und der Monarchia verſtanden!“ Mit einem Machtwort dieſer Art wird indeſſen nichts entſchieden. Wir bleiben daher getroſt in unſerm Unverſtande dabei, in Dante's Epos den großartigſten und geſchloſſenſten Ausdruck der mittelalterlichen Weltanſchauung in ihrer objektiven Einheit zu erblicken. Wir leugnen ferner nicht, daß die Monarchia nationalpolitiſche Zwecke verfolgt; wenn ſie jedoch dafür keinen anderen Rath weiß, als eine Empfehlung der Weltmonarchie des römiſchen Kaiſerthums, deren Berechtigung ſie mit den ſeltſamſten ſcholaſtiſchen Gründen zu erweiſen ſucht, ſo ſcheint uns doch jeder andere Geiſt eher als dieſer auf dem Bismarck der Jahre 1866 und 1870 geruht zu haben. Hiſtoriſch nüchtern wird man vielmehr ſagen, daß unſer Staatsmann ein ſeit 1807 der deutſchen Nation vorſchwebendes Ideal auf dem gewieſenen Wege preußiſcher Politik verwirklicht hat. Auch hier alſo nehmen wir an Kraus eine in die Ferne ſchweifende Vorliebe für romaniſche Motivirung wahr. Durch ſolche, übrigens ſeltene Stellen wird man zudem ſelbſt bei einem Schriftſteller von ſo vornehmem Range daran erinnert, daß eine Sammlung von Eſſays noch kein Buch im eigentlichen Sinne vorſtellt. In einem Journalheft, das man einmal lieſt und weglegt, ſind auch Sternſchnuppen des Geiſtes, wenn man ſo ſagen darf, wohl angebracht; vom Bücherbrett her aber ſollen uns befeſtigte Gedanken dauerndes Licht entgegenſtrahlen.

Von Karl Theodor Heigel empfangen wir in ſeinen „Geſchichtlichen Bildern und Skizzen“ ſeit 17 Jahren bereits die fünfte Sammlung hiſtoriſcher Aufſätze — immer mit gleichem Dank. Zwei Bände „Quellen und Abhandlungen zur neueren Geſchichte Bayerns“ trugen überwiegend gelehrten, zum Theil ſelbſt akademiſchen Charakter; die anderen drei, wiewohl durchaus von wiſſenſchaftlichem Geiſte beſeelt, bewegen ſich doch in mannichfach freierer Form — von Eſſays, Revueartikeln, Vorträgen, Reden u. ſ. f. — auf dem weiteren Gebiet der Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte überhaupt, wobei neben Bayern auch das übrige Deutſchland,

[1]) „Eſſays von Franz Xaver Kraus. Erſte Sammlung.“ Berlin, Gebrüder Paetel 1896. — „Geſchichtliche Bilder und Skizzen. Von Karl Theodor Heigel.“ München, J. F. Lehmann 1897.

außerdem besonders Oesterreich und Frankreich, neben der politischen Geschichte auch Literatur und Kunst mit derselben einsichtigen Theilnahme behandelt werden. So finden sich unter den 16 Stücken der neuesten „Bilder und Skizzen", von denen ein gutes Drittel seinerzeit diesen Blättern zur Zierde gereicht hat: eine begeisterte Charakteristik Hippolyte Taine's, die lebendige Darstellung der Beziehungen zwischen der französischen Revolution und der bildenden Kunst, die durch Freimuth und Erfahrung ausgezeichnete Erörterung: „Archivwesen und Geschichtsforschung", eine schöne, 1872 für König Ludwig II. verfaßte Denkschrift zur Empfehlung deutscher Rechtseinheit, historische Untersuchungen über ältere Münchener Kunstdenkmäler, geschichtliche Episoden oller Art aus archivalischen Studien erläutert — genug, vielerlei für die Freunde echter Belehrung in der angenehmsten Form. Die Leser ober werden, wofern sie es nicht schon sind, dobei auch zu Freunden des Verfassers werden. Heigels Arbeiten sind zwar bei weitem nicht von so energischer Subjektivität durchweht, wie etwa jene Essays von Kraus, nicht selten läßt er den Gegenstand in schlichter Weise sich selbst unsern Blicken dorbieten; allein er hält doch auch nirgend mit seiner Empfindung, seinem Urtheil künstlich zurück — im Gegentheil: überall verräth sich eine frische und warme, grunddeutsche Natur, und zwar ein Süddeutscher von der besten Gesundheit der Seele, verständig und herzlich, zwanglos, voll heiterer Zuversicht, so daß er unter den Historikern am meisten an den kernigen Häusser erinnert; nur war dieser noch stärker männlich zusammengenommen, von härterem politischen Metall — Heigel hat auch einige weichere Züge, ästhetische Goben, poetischen Anflug, der sich an rechter Stelle — zumol in festlicher Ansprache — wohl auch bis zu lyrischem Aufschwung erhebt. Wenn man ihm so von einem Thema zum ondern folgt, wird man vor allem von der tiefsten nationalen Befriedigung durchdrungen. Auf der einen Seite versenkt dieser emsige Forscher sich mit Hingebung in die Einzelheiten dor bayerischen Geschichte, auf der onderen erschließt er sich mit Freuden den großen Erscheinungen der weiten Kulturwelt; in der Mitte seines Wesens aber steht, zwischen beidem ein sicheres Gleichgewicht haltend, als wahres Lebenselement der treueste Sinn für das deutsche Vaterland und Reich. Aus solchen Zeugnissen wird man noch in ferner Zukunft den festen Stand unsres heutigen nationalen Bewußtseins abnehmen können; auch dosshalb erscheint es uns Lobes und Dankes werth, doß Heigel fortfährt, seine kleinen Schriften, mögen sie auch ursprünglich oft nur für den Tog bestimmt gewesen sein, zu heutlichem Gebrauch der Mit- und Nachwelt in Reih und Glied zu versammeln.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **München.** Die Universität von Michigan, welche zur Zeit etwa 3000 Studenten zählt, hat bei Anlaß ihrer Jahresfeier einen Europäer zum Ehrendoktor der Rechte ernannt, und zwar Hrn. Prof. Ed. v. Wölfflin in München. Dieser Akt ist insofern von allgemeinerer Bedeutung, als im vorigen Jahre die Universität Princeton eine ganze Reihe von Deutschen bei einer Säkularfeier zu Ehrendoktoren der Rechte ernannte, daran aber die Bedingung knüpfte, das Diplom in Amerika in Empfang zu nehmen. Da der obengenannte Gelehrte damals im Interesse seiner Kollegen auf diese Bedingung nicht einging, sondern der englisch-amerikanischen Sitte die deutsche der Uebersendung gegenüberstellte, so konnte zwar der gefaßte Beschluß nicht rückgängig gemacht werden, doch benutzte eine größere amerikanische Universität die erste Gelegenheit, den Fehler gutzumachen und damit den Wunsch zu verbinden, daß die in München klassische Philologie studirenden Amerikaner auch fernerhin die wohlwollende Unterstützung finden möchten wie bisher.

G. M. **Nürnberg**, 13. Dez. Das Germanische Nationalmuseum ist durch stetiges Fortschreiten an einem wichtigen Punkte seiner programmgemäßen Entwicklung angelangt. Es werden der Anstalt nämlich ihre Räumlichkeiten allenthalben zu eng, der größte Theil des Grund und Bodens ist bereits überbaut oder wird in der nächsten Zeit für Bauzwecke in Anspruch genommen. Da es nun nicht angeht, Stockwerk auf Stockwerk zu thürmen, was so nur für Sammlungszwecke ungeeignete Räumlichkeiten ergeben würde, welche den anstoßenden Gebäulichkeiten das Licht entzögen, so muß das nationale Museum zur Zeit vor allem auf die Vergrößerung seines Areals das Hauptgewicht legen. Infolge dieser Verhältnisse wurden im Jahre 1896 drei kleinere anstoßende Häuser um die Summe von rund 45,000 M. erworben, deren Ankaufspreis namentlich auch durch das Eintreten einiger Freunde des Unternehmens gedeckt werden konnte. Von viel größerer Bedeutung aber ist die käufliche Erwerbung des an das Grundstück des Germanischen Museums angrenzenden Königstiftungshauses, eines mächtigen, langgestreckten Gebäudes mit Hof und Gurten, welches infolge besonderer Berücksichtigung der Zwecke der Anstalt derselben zum Preise von 120,000 M. übereignet und am 11. Oktober d. J. dem Museum bereits zugeschrieben wurde. In diesem dreistöckigen Gebäude, untere Gearersgasse 18, wird die Kupferstichsammlung, die bereits über 200,000 Blätter zählt, die Bibliothek mit über 200,000 Bänden und das Archiv mit seinen reichen Beständen an werthvollen Urkunden und Akten ariegt werden. Es sollen modernen Anforderungen entsprechende Benutzungsräume daselbst eingerichtet und den unwürdigen, selbst die Sicherheit der Sammlungsgegenstände gefährdenden Zuständen, welche in dem Bureaulokale der Bibliothek herrschen, abgeholfen werden. Die Mittel für den Ankauf dieses Hauses sollen durch Freunde und Gönner des nationalen Instituts in der Weise aufgebracht werden, daß sich 120 derselben bereit erklären, den Betrag von je 1000 Mark zu stiften. Welch freundliche Aufnahme dieses neue Unternehmen bereits gefunden, weich großes Interesse man ihm entgegenbringt, möge die Thatsache bekunden, daß dem nationalen Werke jetzt schon, bevor die Sache in die Oeffentlichkeit gekommen, 50,000 M. für diesen Zweck bewilligt wurden. Außer Nürnberg und Umgebung hat sich bei Aufbringung dieser Summe die bayerische Landeshauptstadt besonders hervorgethan. Diese Beweise allseitiger Antheilnahme und lebhaftes Interesse für das Fortschreiten der nationalen Anstalt berechtigen, frohen Muthes in die Zukunft zu blicken; sie sind hochwillkommene Bürgschaft, daß dieses Unternehmen auch außerhalb Bayerns Freunde finden und in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu einem unserm Vaterlande wie dem Museum zur Ehre gereichenden Ende geführt werden wird.

Berlin, 13. Dez. **Karl Frenzel-Feier.** Das literarisch gebildete Berlin beging gestern (Sonntag) in den aufs festlichste ausgeschmückten Sälen des Kaiserhofs die Feier von Karl Frenzels 70. Geburtstag. Mehr als 300 Gäste waren erschienen, um den hochverdienten Schriftsteller an seinem Ehrentage begrüßen zu dürfen. Aus der stattlichen Korona, der eine reiche Flora von Frauenschönheiten einen besonderen Reiz verlieh, ragten uns viele imposante Charakterköpfe auf. An der langen Ehrentafel, welche längs des Saales vor den anderen Tafeln stand, bemerkten wir unter dem Jubilar und seiner trotz ihres schweren Leidens erschienenen Gattin Friedrich Spielhagen, Hermann Sudermann, Julius Wolff, Alexander Meyer, Prof. Hans Delbrück, Erich Schmidt, den Rektor der Universität Berlin, Prof. Schmoller, Julius Rodenberg, Ernst v. Wilcenbruch, Ludwig Pietsch und viele Andere, sowie den Kultusminister Dr. Bosse und den weimarischen Gesandten v. Heerwarth. Nach Dr. Köbners originellem Kaisertoast feierte Friedrich Spielhagen mit seiner glänzenden, geistvollen Beredsamkeit Frenzel als einen Nestor der deutschen Literatur, der als Freund Karl Gutzkows noch die Zeit des „jungen Deutschland" mitgemacht und heute in der Epoche des „jüngsten Deutschland" noch alle wichtigen literarischen Erscheinungen kritisch begleite. Mit Recht rühmte der Redner Frenzels kritische Gerechtigkeit und die Noblesse seiner Gesinnung, wobei er hervorhob, daß Frenzels reich bewimpeltes kritisches Schiff deswegen so sicher fahren konnte, weil es von der tiefen Grundwelle echt dichterischer Empfindung bewegt ward. Nach einer ebenso knappen wie treffenden Charakteristik von Frenzels poetischem Schaffen schloß er mit einem begeistert aufgenommenen Hoch auf den Helden des Festes. Tief ergriffen erwiderte Professor Frenzel, daß er allen seinen Freunden herzlich danke, ganz besonders aber ihm und denen, die am Tage seines Geburtstages ihn gefeiert hätten. Er müsse als Kritiker aber auch an sich selbst und an dem ihm gespendeten Lob Kritik üben. Eines aber könne er sich rühmen, des Fleißes und der Gesinnung, der Eigen-

Digitized by Google

schaften, welche dem Journalisten zur Ehre gereichen müßten. Nachdem nun der große Journalist seine Ansicht über Bedeutung und Verantwortlichkeit des Journalismus entwickelt, schloß er mit einem Hoch auf die Presse. Der lange verhaltene Beifall fiel jubelnd in Frenzels Hoch ein. — Wildenbruch begrüßte darauf in markigen nnd schönen Worten den Kultusminister und den weimarischen Gesandten. Beide Herren dankten mit herzlichen Worten. Besonders lebhaft wurden die schönen, freien Worte Hrn. Dr. Busse's aufgenommen, der das edlig unabhängige Schriftstellerthum feierte, dem der Staat zu danken habe. Er betonte, daß Frenzel der Professorentitel nur als ein Zeichen der Verehrung verliehen sei und daß er den Minister sehen möchte, der es wagen könnte, Frenzel eine Ehrung des Staates anzubieten, die andere Absichten verfolgte. Mit einem Hoch auf das frei gesinnte, unabhängige Schriftstellerthum schloß er seine mit lautem Beifall aufgenommene Rede. Julius Rodenberg feierte in edler und ergreifender Sprache die theure, verehrte Gattin Frau Bertha Frenzel, während Alexander Meyer einen mit köstlichem Humor gewürzten Damentoast ausbrachte, der von lauter Beifallssalve begleitet wurde. — Eine Rede des Hrn. Dahl im Namen des Vereins Berliner Künstler, die sehr zahlreich erschienen waren, und ein liebenswürdiger Toast Klara Meyers auf das Geburtstagskind waren die letzten Ansprachen. Mit Stolz und großer Befriedigung darf Frenzel auf dies schöne Fest zurückblicken, das bis in die späteste Nachtstunde eine begeisterte nnd ihm treu zugethane Gesellschaft zusammenhielt, die nur ein kleines Ausschnitt ist aus dem großen Kreise der Verehrer dieses feinsinnigen Dichters nnd berühmten Journalisten. H. Hg.

* Unsre Mittheilung (s. Nr. 279 der Bell.) über den bevorstehenden **Rücktritt von zehn Professoren** aus dem Verband der **Universität Freiburg (Schweiz)** ergänzen wir durch folgende Darstellung der „Straßburger Post": Vor einiger Zeit berichteten wir über die Zustände der Universität zu Freiburg in der Schweiz und führten dabei aus, daß dort das ultramontane Element so stark ausgeprägt sei, daß die Freiburger Universität nichts anderes als eine **Klosterschule** mehr sei, die jeden freien Geist und jede Toleranz ausschließe. Im Anfang hätten neben einer Anzahl von Dominikanern auch manche Laienprofessoren an der Universität gelehrt, man aber scheine man darauf ausgegangen, diese Professoren einen nach dem andern wegzuloben und die Schule ganz in klerikale Hände zu legen. Schon vorher habe man durch Gehaltsverringerung die beiden Professoren Haeng und Jostes beseitigen wollen; die Regierung aber hätte schließlich klein beigegeben und die beiden Professoren wieder anstellen müssen. Einige Zeit darauf veröffentlichte der „Elsässer" ein ihm aus Freiburg in der Schweiz zugegangenes Schreiben, in welchem die Dominikaner gegen den gegen sie erhobenen Vorwurf vertheidigt und die angegebenen Fakta theils als falsch, theils als verzerrt bezeichnet wurden. Statt aller Erwiderung genügt die Anführung der Thatsache, daß alle deutschen Professoren die Universität mit dem Schluß dieses Wintersemesters verlassen.

* **Paris**, 13. Dez. Der jüngst aus Rom zurückgekehrte Akademiker **Bonnetière** beabsichtigt, dem „Gaulois" zufolge die **Leitung der „Revue des Deux Mondes"** aufzugeben und ins politische Leben einzutreten. Er werde angeblich die Führung der katholischen Partei in Paris übernehmen.

* **Dorpat.** Die medizinische Fakultät hat zum Professor für den vakanten Lehrstuhl der Geburtshülfe und Gynäkologie den langjährigen Privatdozenten der Moskauer Universität, Dr. Alexander **Martinow** gewählt.

* **Rußland.** Wie sehr die russischen Universitäten in ihren Lehrkräften nach auf die Inländer angewiesen sind, die ihnen von der ehemaligen Pflegestätte deutscher Wissenschaft in Rußland, von der Universität **Dorpat**, zugehen, beweist der Jahresbericht der hiesigen Universität, dem wir entnehmen, daß zu ihrem Lehrkörper nicht weniger als sieben alte Dorpatenser gehören; nämlich der Prof. der Histologie Dr. **Arnstein**, der Dozent der finnischen Sprachen Dr. **Anderson**, der zum stellvertretenden außerordentlichen Professor ernannte Mag. C. **Bobrow**, ein Schüler Professor Teichmüllers und darauf Dozent an der Dorpater Universität, der Privatdozent der Pharmazie und Pharmakognosie Mag. pharm. A. **Kromer**, der im vorigen Jahre seine Dorpater Dozentur aufgab, der außerordentliche Professor der Botanik W. **Rothert**, ein Schüler Professor Rossows, der ordentliche Professor der Nationalökonomie Dr. Georg **Styehr** und der Dozent des römischen Rechts F. **Till**.

n **Aus Sydney** wird der „Frkf. Ztg." vom 5. Nov. geschrieben: Der Dozent für die deutsche und französische Sprache an der hiesigen Universität, Dr. Max Frhr. v. **Lützwitz**, ist heute Morgen plötzlich verschieden. Der Verstorbene, der ein Alter von 62 Jahren erreicht hat, war seit dem Ende der 60er Jahre in England als Lehrer thätig gewesen. Im Jahre 1882 folgte er einer Berufung an das hiesige Gymnasium und verblieb in dieser Stellung bis zum Jahre 1889, wo ihm von Seiten des Senats der Universität der Lehrstuhl für die deutsche und französische Sprache übertragen wurde. Sein unerwarteter Tod bedeutet speziell auch für die hiesige **deutsche Kolonie**, in deren Kreisen sich der liebenswürdige Mann ungetheilter Beliebtheit erfreute, einen schweren Verlust. Die Beerdigung des Verstorbenen, dessen einziger Sohn Major beim Großen Generalstab in Berlin ist, findet auf dem Friedhof in Waverley statt.

* Einen ungefähren Begriff von der Summe des „kleinen" **wissenschaftlichen Lebens in Deutschland** erhalten wir aus dem neuesten Heft des „Bibliographischen Monatsberichts über neu erschienene Schul- und Universitätsschriften", der jetzt im 8. Jahrgang steht und unter Mitwirkung mehrerer Universitätsbehörden von der **Zentralstelle für Dissertationen und Programmen von Gustav Fock** in Leipzig herausgegeben wird. Nach den in diesem Monatsbericht veröffentlichten Angaben sind im Wintersemester 1896/97, sowie im Sommersemester 1897 „3974" im gleichen Zeitraum an deutschen Universitäten, bezw. höheren Lehranstalten rc. neu erschienene Schriften (Inauguraldissertationen, Habilitationsschriften, Gelegenheitsschriften, Programmabhandlungen rc.) an der genannten Zentralstelle eingeliefert und ihrem Titel nach verzeichnet worden. Von diesen 3974 Schriften fallen auf klassische Philologie und Altertumswissenschaften 261, neuere Philologie (Moderne Sprachen und Literaturgeschichte) 221, Philosophie 91, Pädagogik 287, Geschichte und Geographie 192, Rechts- und Staatswissenschaften 452, Medizin 1358, beschreibende Naturwissenschaften (Zoologie, Botanik, Geologie, Mineralogie rc.) 217, exakte Wissenschaften (Mathematik, Physik, Astronomie, Meteorologie rc.) 252, Chemie 400 u. s. w. In den bisher erschienenen **acht Jahrgängen** sind die Titel von 29,364 **Abhandlungen** verzeichnet.

* **Ein neues Kabelprojekt von England nach Australien**, welches ausschließlich englischen Boden berühren soll, ist der englischen Regierung vorgelegt worden. Das Kabel soll von Porthcurnow in Cornwall über Gibraltar, Sierra Leone oder Bathurst, Ascension, St. Helena nach Kapstadt gehen, von wo aus die schon bestehende Kabelverbindung nach Natal zu benutzen wäre; dann soll das Kabel weiter von Natal über Mauritius, Rodriguez-Insel, die Cocos- oder Keeling-Insel nach Perth in Westaustralien gehen. Das Kabel würde eine Gesammtlänge von 13,684 Seemeilen haben. Gegenüber einem pacifischen Kabel würde diese Strecke den großen Vortheil bieten, daß der größte Theil der Strecke durch parallele Kabelverbindungen gedeckt wäre, so daß eine gänzliche Unterbrechung des Betriebs schwieriger würde eintreten können, als bei dem pacifischen Kabel. Bei dem letzteren würde die 13,250 km lange Strecke von Victoria bei Brisbane keine parallele Leitung besitzen, so daß ein Bruch des Kabels auf dieser Strecke den ganzen Betrieb aufheben würde. Die einzige ungedeckte Strecke der neu geplanten Linie würde zwischen Mauritius und Perth sein und beträgt 4223 km, welche jedoch in drei Abschnitte zerfällt, so daß ein Schaden bedeutend leichter zu reparieren wäre.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 287: Galizien. 2. Heft. Wien, Alfred Hölzer. — **Kantstudien.** Philosoph. Zeitschrift, herausgegeben von Dr. Hans Vaihinger. Bd. II. Heft 2 u. 3. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß 1897. — **Gerwin:** Der Festungskrieg. Ergänzung der Kriegsschul-Leitfäden für Befestigungs- und Waffenlehre. Berlin, Liebel 1898. — **Karl Spitteler:** Lachende Wahrheiten. Gesammelte Essays. Florenz u. Leipzig, C. Diederichs 1898. — **Karl Otto Cromann:** Alltägliches und Neues. Gesammelte Essays. Ebd. — **F. Reginald Statham:** Süd-Afrika wie es ist. Aus dem Englischen übersetzt v. P. Baltzer. Berlin, J. Springer 1897. — **Franz Poppe:** Am Lebensbaum. Gesammelte Gedichte. Oldenburg u. Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. — **Sigismund Bersti:** Die Rinder-Tuberkulose und das Tuberkulin. Wien und Leipzig.

Digitized by Google

W. Braumüller 1897. — Dr. Karl Ruß: Die fremdländischen Stubenvögel. Bd. II, Lfg. 16 u. 17. Magdeburg, Creutz 1897. — Dr. Hermann Staub: Kommentar zum Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuch. 5. durchgearbeitete Auflage. 7. (Schluß-) Lfg. — Supplement zu diesem Kommentar. Berlin, J. J. Heine 1897. — Robert Kohlrausch: Das Haus der Schatten. Roman. Stuttgart, R. Lutz. — Philipp Ruhland: Der Karolinger Ausgang. Vaterländisches Trauerspiel. Leipzig-Berlin, C. Kandt. — Georg Hoffmann u. Ernst Groth: Deutsche Büchsenkunde. Kleines Handbuch des politisch Wissenswerthen. 2. Aufl. Leipzig, Fr. W. Grunow 1897. — A. Reger: Handausgabe des Bayerischen Gesetzes über Heimath, Verehelichung und Aufenthalt. 4. Aufl. — Handausgabe des Krankenversicherungsgesetzes. 5. Aufl. Bearbeitet von Julius Heule. Ansbach, C. Brügel u. Sohn 1898. — Der Griechisch-Türkische Krieg des Jahres 1897. Nach offiziellen Quellen von einem höheren Offizier. Mit 21 Portraits und 6 Karten. Berlin, Schall u. Grund. — Lic. theol. Dr. C. Thomas: Handbuch der Geschichte des Alten und Neuen Bundes. I. Geschichte des Alten Bundes. Magdeburg, O. Bähling 1897. — Hanns v. Zobeltitz: Antja Bergholm. Roman. Dresden und Leipzig, C. Reißner 1897. — S. Sema: Moderne Mädchen. Drama in 4 Aufzügen. Dresden und Leipzig, E. Pierson 1897. — Ludwig Hirsch: Götzendienst. Schauspiel in 5 Akten. Ebenda. — Dr. A. Peterfilie: Das öffentliche Unterrichtswesen im Deutschen Reich und in den übrigen europäischen Kulturländern. 2 Bände. (III. Abth. 3. Bd. der Sammlung von Hand- und Lehrbüchern der Staatswissenschaften, herausgegeben von Kuno Frankenstein.) Leipzig, C. L. Hirschfeld 1897. — Julius Hann: Handbuch der Klimatologie. 3 Bände. 2. umgearbeitete und vermehrte Auflage. (Bibliothek Geographischer Handbücher, herausgegeben von Dr. Fr. Ratzel.) Stuttgart, J. Engelhorn 1897. — Asta Heiberg: Erinnerungen aus meinem Leben. Berlin, Karl Heymann 1897. — A. v. Boguslawski: Die Ehre und das Duell. 2. Aufl. Berlin, Schall u. Grund 1897. — G. Schmid: Taschenbuch für Freunde des Friedens. Zürich, Cäsar Schmidt 1897. — W. Wyl: Spaziergänge in Neapel u. s. w. 4. Aufl. Ebenda. — Erich Schlaikjer: Der Schönheitswanderer. Berlin-Leipzig, Eugen Kundt. — S. Werthen: Opfer der Liebe. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben. — Wilhelm Martens: Beleuchtung der neuesten Kontroversen über die Römische Frage unter Pipin und Karl dem Großen. München, C. H. Beck 1898. — W. Wyl: Aus Tizians Tagen. 3. Aufl. Zürich, Cäsar Schmidt 1897. — Gustav Renner: Gedichte. 3. Aufl. Leipzig und Zürich, Th. Schröter. — Chillonius: Wasser-Ringe. Zürich, J. Schabelitz. — Karl L. Leimbach: Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. (Aus: Ausgewählte deutsche Dichtungen für Lehrer und Freunde der Literatur.) 7. Bd. 1. und 2. Liefg. Leipzig und Frankfurt a. M., Kesselring. — Kunz: Kriegsgeschichtliche Beispiele aus dem deutsch-französischen Krieg von 1870/71. 6. Heft. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn 1897. — Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen: Aus meinem Leben. 1. Bd. Ebenda 1897. — Dr. S. Bernfeld: Juden und Judenthum im 19. Jahrhundert. — Minna Cauer: Die Frau im 19. Jahrhundert. (Aus: Am Ende des Jahrhunderts, herausgegeben von Dr. Paul Bornstein.) Berlin, Siegfried Cronbach 1898. — C. A. Friedrich: Die Weltanschauung eines modernen Christen. Leipzig, Wilhelm Friedrich 1897. — Kuno Fischer: Geschichte der neueren Philosophie. (9. und 10. Liefg., 1. Bd.) Heidelberg, Karl Winter 1897. — Alexander Baumgartner: Geschichte der Weltlitteratur. (11., 12. und 13. Liefg., 2. Bd.) Freiburg i. B., Herder 1897. — Cunstanze v. Franken: Katechismus der weiblichen Erwerbs- und Berufsarten. Leipzig, Max Hesse 1898. — A. Herr: Handbuch für Stationsbeamte. Berlin, Wilhelm Ernst 1897. — Arnold E. Berger: Luther. (Aus „Geisteshelden", 27. Bd.) Berlin, Ernst Hofmann u. Komp. 1898. — Johannes Renatus: Die letzten Mönche von Oybin. 3. Aufl. Leipzig, E. Ungleich 1897. — Ernst Schrill: Jadwiga. Roman aus dem russischen Leben der Gegenwart. 2. Aufl. Ebd. — Ernst Schrill: Heimwärts, Erzählungen. Ebd. — Joh. A. Frhr. v. Wagner (Johannes Renatus): Kleine Reiseabenteuer. Ebd. — Otto v. Gehren: Albrecht Dürer. Drei Erzählungen aus dem Künstlerleben Alt-Nürnbergs. Ebd. — Karl A. Taavajerna: Der kleine Karl. Berlin, Georg Bondi; Stockholm, C. u. E. Gernandt 1898. — Gustaf of Glitzerstam: Ivar Lodb. Ebd. — August Strindberg: Inferno. Ebd. — O. Verbeck: Der erste Beste. Erzählung. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1897. — Wolfgang v. Oettingen: Unter der Sonne Homers. Erlebnisse und Bekenntnisse eines Dilettanten. Ebd. — Dr. Franz Klitsche u. Haymerle: Supplement zum Centralblatt für das gewerbliche Unterrichtswesen in Oesterreich. Bd. XVI. (Heft 1—3). Wien, Alfred Hölder 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag von R. Oldenbourg in München und Leipzig.

Historische Bibliothek, herausgegeben von der Redaktion der „Historischen Zeitschrift":

Erster Band: **Heinrich v. Treitschkes Lehr- und Wanderjahre 1834—1866.** Erzählt v. Theodor Schiemann. Preis geh. M. 6.—.

Zweiter Band: **Briefe Samuel Pufendorfs an Christian Thomasius** (1687—1693). Herausgegeben v. Emil Gigas. Preis geh. M. 2.—.

Dritter Band: **Vorträge und Abhandlungen von Heinrich von Sybel.** Mit einer biographischen Einleitung von C. Varrentrapp. Preis geh. M. 7.—.

Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Von Heinrich von Sybel. Sieben Bände. Preis pro Band brosch. M. 7.50, in Halbfranz geb. M. 9.50.

Politische Geographie. Von Prof. Dr. Friedrich Ratzel. Mit 33 in den Text gedruckten Abbildungen. Preis M. 16.—.

„Kunst und Handwerk". Zeitschrift des Bayer. Kunstgewerbevereins. Monatlich ein Heft mit reich illustriertem Text und dem Beiblatt „Gewerbehalle". Preis des Jahrganges M. 16.—, des einzelnen Heftes M. 2.—.

Zwölf Gestalten der Glanzzeit Athens im Zusammenhange der Kulturentwicklung. Von Prof. Dr. Albrecht Gaussen. Preis geh. M. 8.50.

Die Odyssee, nachgebildet in achtzeiligen Strophen von Hermann v. Schelling. Preis geh. M. 7.50.

„Liebhaberkünste". Zeitschrift für häusliche Kunst. Jährl. 24 Hefte. Preis der Ausgabe ohne kolorierte Tafel vierteljährl. M. 3.—, der Ausgabe mit kolorierter Tafel vierteljährl. M. 6.—.

Separathefte der „Liebhaberkünste", enthaltend Vorlagen in natürl. Größe. 16 Hefte zum Preise von à M. 3.—. (11761)

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Deutsche Nähmaschinen

bester Qualitäten,

ausgestattet mit allen neuesten Erfindungen. Vollkommenster Mechanismus, rasches Nähen, elegante Ausstattung, bescheidene Preise.

Keine Erhöhung bei Theilzahlung.

Katalogo und Verzeichnis franko.

Reellste Bedienung.

Chr. N. Schad, München,

Hoflieferant, (12968)

Perusastrasse 11 ✻ Kaulbachstrasse 9.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keit in München.

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 15. Dezember. Nummer 283.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.60, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Alfred Lord Tennyson. Von E. Koeppel. — Erinnerungen an den Herzog von Leuchtenberg. — Mittheilungen und Nachrichten.

Alfred Lord Tennyson.

Mit Sehnsucht und mit hochgespannten Erwartungen hat die literarische Welt der von dem eigenen Sohne, dem langjährigen, unzertrennlichen Gefährten des Dichters, versprochenen Biographie Tennysons entgegengesehen. Jetzt, nach ihrem Erscheinen,[1]) wird manche Stimme der Enttäuschung laut werden, denn ein Kunstwerk ist sie nicht, eine schön abgerundete Darstellung ist in diesen zwei dicken Bänden nicht versucht, wohl aber eine Fülle von schätzenswerthen Einzelmittheilungen über Leben und Schaffen des Dichters gesammelt worden. Hallam, der zweite Lord Tennyson, hat seine eigene Persönlichkeit möglichst im Hintergrunde gehalten, an vielen Stellen seines Berichts läßt er Andere zum Worte kommen, flicht er Briefe von Freunden seines Vaters ein, Erinnerungen und auch Urtheile über den Werth des Mannes und seines Werkes. Freilich werden sich diese Männer und Frauen stets bewußt gewesen sein, daß sie an den Sohn des Verstorbenen schrieben, unwillkürlich wird die Freiheit ihrer Meinungsäußerung durch diese Erwägung beeinträchtigt worden sein. Sehr fraglich ist ja überhaupt, ob der Sohn der berufene Biograph des Vaters genannt werden kann. Gewiß ist aber, daß diese Lebensgeschichte ganz im Sinne des Dichters abgefaßt ist, daß uns von dem Heiligthum des Privatlebens nur soviel enthüllt wird, als Tennyson selbst den Blicken der Welt erschließen wollte. Und höchst harmonisch, reizvoll und groß ist, was wir schauen dürfen.

Durch Nacht zum Licht — auf der Kindheit und Jugend des Pfarrersohnes Tennyson, auf der ganzen ersten Hälfte seines Lebens liegen viele und schwere Schatten. Immer wieder muß man in Deutschland die grundfalsche Vorstellung bekämpfen, daß der Tennyson dieser Periode nur ein süßer, wenn nicht süßlicher Lyriker gewesen sei; viel zu wenig sind die ernsten Dichtungen bekannt, aus denen seine mit qualvollem Trübsinn kämpfende Seele spricht. Den deutlichsten Ausdruck haben diese Stimmungen und Verstimmungen gefunden in dem 1842 veröffentlichten Gedichte „Die zwei Stimmen":

„Ein feines Stimmlein sprach zu mir:
So viel des Jammers ist in dir —
Nicht sein — wär' es nicht besser schier?"

Eine Lebenshoffnung nach der anderen wird von dieser Stimme als nichtig erwiesen, Selbstzerstörung als Befreiung gepriesen, umsonst spricht der Dichter von seinem Sehnen und Glücksträumen:

„Die Stimme lachte: Keine Zeil
Hab' ich für Träume. Laß dein Leid
Genügen dir, die Wirklichkeit."

Nur im Hinblick auf fremdes Glück gewinnt der Dichter wieder Lebensmuth und die Fähigkeit, die zweite, von Hoffnung sprechende Stimme zu vernehmen. Ein in 30 dreizeilige Strophen gefaßter versöhnender Schluß, der uns nach den mit Bitterkeit gesättigten 134 Strophen des Gespräches mit der ersten Stimme nicht überzeugt.

Und wo flossen die Quellen dieser Bitterkeit in dem Leben des jungen Dichters? Jeder freischaffende Künstler hat zwischen Tagen und Wochen froher, ersprießlicher Thätigkeit Wochen und Monate zu bestehen, in welchen ihm die Kraft seiner Phantasie versagt. Diese Zwischenräume gezwungener Unthätigkeit hat Tennyson in seiner Jugend und auch in seinem späteren Leben immer wieder peinlich empfunden, aus der Mißstimmung solcher schaffensmüden Zeiten heraus sagte er noch 1868 zu dem Dekan von Westminster: „Ich beneide Sie um Ihr Leben harter, regelmäßiger, nützlicher, wichtiger Arbeit." Außerdem mangelte seinem Dasein die feste, finanzielle Basis, er konnte nicht daran denken, das geliebte Mädchen heimzuführen. Und die Früchte seines Verzichts auf eine unmittelbar nutzbringende, in klingende Münze umzusetzende Arbeit, seine Gedichte, drangen nur langsam in weitere Kreise; manch scharfe, verständnißlose Kritik hat dem in dieser Hinsicht stets sehr empfindlichen Künstler die Schaffensfreude vergällt. Auch körperliches Leiden blieb ihm nicht erspart, wir hören von wiederholtem Besuche einer Kaltwasserheilanstalt. Und auf das eindringlichste war dem Dichter die Vergänglichkeit alles Irdischen zum Bewußtsein gebracht worden durch den jähen, 1833 erfolgten Tod seines Jugendfreundes, des hochbegabten Henry Arthur Hallam, des Bräutigams seiner Schwester Emily.

Im Jahre 1850, im 41. Lebensjahre Tennysons, trat eine große Wandlung ein, eine entschiedene Wendung zum Besseren. Im Mai konnte er die Gedichte, welche seinen Schmerz um den Freund und seine Gedanken über die höchsten und letzten Dinge, Gott und Unsterblichkeit, aussprachen, veröffentlichen unter dem Titel: „In Memoriam" — sie brachten ihm den ersten durchschlagenden Erfolg seiner Dichterlaufbahn. Im Juni konnte er endlich die Geliebte zum Altar führen, in ihr gewann er die liebevollste, sorglichste und anregendste Lebensgefährtin. Im November wurde ihm die Würde des Poeta Laureatus auf den Wunsch der Königin Victoria angeboten und von ihm angenommen.

In der zweiten Hälfte seines Lebens hat Tennyson noch einen großen Schmerz erfahren durch den Tod seines jüngeren Sohnes Lionel, der, 32 Jahre alt, auf der Rückreise von Indien starb. Sonst ist ihm die Gunst des Schicksals in seltener Weise treu geblieben. Schon 1856 konnte er auf der Isle of Wight das Besitzthum Farringford auskaufen, „schön und fern dem Treiben der Menschen". 1868 legte er den Grundstein einer Villa in der lieblichen Grafschaft Sussex, welchem Gut er den Namen Aldworth gab. In stetem Anblick einer anmuthigen und am Meeresstrande auch gewaltigen Natur, in unablässiger, treuer Arbeit

[1]) *Alfred Lord Tennyson.* A Memoir by his son [Hallam Lord Tennyson]; London, Macmillan and Co., 1897; 2 vols.

Digitized by Google

im traulen Familienkreise, reihte sich ihm harmonisch ein kostbares Jahr an das andere, kostbar für die Mitlebenden und die kommenden Geschlechter. In Aldworth hat ihn am 6. Oktober 1892 die Hand des Todes berührt, sonst — seinen Shakespeare in der Hand, im Beisein seiner treuen Gefährten, der Gattin und des Sohnes, von Mondlicht umfluthet, ist der große Dichter aus dem Leben geschieden.

In dem ausführlichen Bericht über die letzten vierzig Jahre Tennysons liegt der Hauptwerth der neuen Biographie, für sie schöpfte der Sohn aus nur ihm zugänglichen Quellen, aus den fragmentarischen Tagebüchern seines Vaters und seiner Mutter, aus den mündlichen Berichten der den Dichter um vier Jahre überlebenden Mutter, aus seinen eigenen Erinnerungen. Wir gewinnen einen tiefen Einblick in dieses gehaltvolle Leben, welches der Dichter nach Kräften gegen die Blicke der Neugierigen geschützt hatte. Tennyson bekundete stets eine gründliche, unüberwindliche Abneigung gegen das leere Gesellschaftsleben, unerbittlich wurden — auch in London, wo er sich 1875 bis 1882 alljährlich einige Wintermonate aufhielt — alle Versuche ihn in das abspannende, unerquickliche Treiben der großen Welt zu locken, von ihm vereitelt. Innerhalb seiner vier Wände aber, auf eigenem Grund und Boden, war er sehr gastfreundlich, eine große Anzahl berühmter Männer und Frauen hat er im Lauf der Jahre bei sich gesehen. Der Fürst, den der Dichter später in einem seiner unvergeßlichen Verse gepriesen hat als den Trägee „der weißen Blume eines makellosen Lebens", Prinz Albert, der kluge und selbstlose Gemahl dee Königin, war 1856 sein erster Gast in Farringford; neun Jahre später kam Emma, die Königin der Sandwichinseln; 1864, im April, schimmerte Garibaldi's historisches, gesticktes rothes Hemd im Garten der Dichtervilla, wo er einen Baum pflanzte und Verse Ugo Foscolo's recitirte, dessen Werke er Tennyson als Gastgeschenk übersandte. Die Einfachheit des berühmten Kriegers gefiel dem Dichter sehr, in weltlichen Dingen aber glaubt er in ihm „die göttliche Dummheit eines Helden" zu erkennen — the divine stupidity of a hero. Und wie Tennyson von der verhängnißvollen Dankesschuld sprach, welche Italien dem dritten Napoleon gegenüber belaste, fuhr Garibaldi auf: „Dank!? Hat er nicht seine Bezahlung erhalten — seinen Lohn? Wenn Napoleon todt wäre, würde ich mich freuen, und wenn ich todt wäre, würde er sich freuen." Jenny Lind sang dem Dichtee Lieder und Händelsche Arien; aus Rußland kam 1871 der weißhaarige Turgenjew mit vielen merkwürdigen Geschichten über Land und Leute in seiner Heimath; aus Amerika der liebenswürdige, neidlos bewundernde Longfellow, Bayard Taylor, der ausgezeichnete Faust-Uebersetzer, der humorvolle Dr. Oliver Wendell Holmes. Und die engere Heimath, England selbst, sondte im Lauf der Jahre die meisten ihree berühmten Männer und Frauen zu dem Dichterpatriarchen. Besonders erfreulich sind uns die zahlreichen Mittheilungen über die treue Freundschaft Tennysons mit dem Manne, den die Kritiker so oft gegen ihn ausspielten und auf seine Kosten erhöhten, mit dem Dichter Robert Browning. Künstlerisch waren die beiden Männer Antipoden: Tennyson, der in dee Pflege der schönen Form, in der sorgfältigen Wahl der Worte unerläßliche Pflichten des Dichters erkannte, bei dem sich Gedanke und Form zu einem harmonischen Ganzen verschmelzen mußten —, Browning, dem es vor allem darum zu thun war, seine Gedanken herauszusprudeln, nur zu oft ohne jede Rücksicht auf den Wohllaut seiner Verse. Aber gerade weil ihre Schöpfungen so durchaus verschieden waren, konnten die befreundeten Rivalen um so eher die gegenseitigen Vorzüge würdigen. Aus Brownings Briefen spricht die aufrichtigste Bewunderung der Tennyson'schen Dichtung, und als einmal in seiner Hörweite von Tennysons Plagiaten gesprochen wurde, meinte er, man könne ebensogut einen Rothschild im Verdachte eines Taschendiebstahls haben. Tennyson gestattete sich wohl hin und wieder einen Scherz übee Brownings — dieses brüderlichsten aller Dichter, wie er ihn nannte — rhythmische Sünden, über die Dunkelheit und Länge manches seiner Gedichte, aber die Feinheit vieler Seelengemälde, die Gedankenfülle hinterließen auch ihm einen oft eingestandenen, tiefen Eindruck. Jedenfalls ist der Einfluß Brownings auf Tennysons Schaffen, auf seine Altersdichtungen, ein stärkerer als der umgekehrte. Gegenseitige Widmungen von Gedichtsammlungen sind die sichtbaren Denksteine dieses schönen Bundes, dieser seltenen Dichterfreundschaft.

Ein Triumph der bedeutenden Persönlichkeit Tennysons, nicht seiner Dichtung, wor es, daß er auch mit dem großen Zeitgenossen in Fried und Freundschaft lebte, der Versesschmieden für Zeitverschwendung ansah und mit dieser Ansicht keineswegs hinter dem Berg hielt — mit Thomas Carlyle. Nicht als ob Carlyle's rasche, schonungslose Zunge den Dichterfreund geschont hätte — dee empfindliche Tennyson wird sich nicht gefreut haben, als ihm zugetragen wurde, Carlyle habe ihn, der in ländlicher Abgeschiedenheit die Ueberlieferung der Jahrtausende durchforschte nach Stoffen für neue Dichtungen, bezeichnet als einen auf einem Misthaufen zwischen zahllosen todten Hunden sitzenden Mann. Aber keineswegs gestört wurden die gegenseitige Achtung und Freundschaft der beiden Männer durch Carlyle's Verhärtung gegen die Poesie und durch diesen übellaunigen Vergleich, der übrigens durch manches warme Wort der Anerkennung aufgewogen wurde, — ebensowenig wie die freundschaftlichen Beziehungen zu der Novellistin George Eliot durch die Unmöglichkeit einer Uebereinstimmung ihrer Ansichten über das Leben nach dem Tode.

Eine werthvolle Zugabe der Biographie ist der Briefwechsel zwischen Tennyson und der Königin Victoria. Kurze, schlichte Briefe, aber der Königin und des Dichters würdig. Die Königin schreibt mit warmee Anerkennung übee die Dichtungen ihres Poeta Laureatus, sie äußert sich übee ihr eigenes Seelenleben mit einem Vertrouen, wie man es einem alten bewährten Freunde entgegenbringt; Tennyson geht theilnahmsvoll auf die von ihr angeregten Fragen ein, in einfachster Ausdrucksweise, ohne jede Spur von Servilität, mit vollkommener Vermeidung jeder phrasenhosten Betheuerung seiner Königstreue. Einmal wird auch die hohe Politik gestreift. Die Königin schreibt im Augnst 1889, daß ihre ganze Zeit von dem Besuche ihres Enkels, des Deutschen Kaisers, in Beschlag genommen worden, daß dieser Besuch sehr erfreulich verlaufen sei und Anlaß zur Bekundung einer großen Herzlichkeit der beiden Völker gegeben habe. Tennyson entgegnet, daß die Königin und die beiden Nationen Ursache hätten, sich über dieses Ereigniß zu freuen — „diese beiden Völker, welche durch ihre Verwandtschaft sich so nahe gerückt seien, daß sie entweder treue Brüder odee Todfeinde sein müßten — und was könnten sie nicht als Brüder für die Welt thun?" — Inzwischen hat sich das Verhältniß der beiden Nationeu nicht in ver von dem Dichter gewünschten Richtung entwickelt, wenn auch das andere von ihm berührte Extrem wohl nie zu befürchten ist.

Von seinem Verkehr mit den Berühmtheiten seiner Gegenwart wandte sich Tennyson immer wieder mit Wonne zurück zu dem Studium der großen Dichter der Vergangenheit, seinen gepriesenen Lehrern und Meistern. Tiefe Einblicke gewährt uns die neue Biographie in solch genußreichste Stunden seiner Einsamkeit. Unvergänglich blieb für ihn der Zauber der griechisch-römischen Dichtung, ihre strenge Form entzückte sein Ohr, und auch in stofflicher Hinsicht

verdankt er ihr manche glückliche Inspiration — mit Vorliebe hat der Poeta Laureatus Zeit seines Lebens Episoden der klassischen Götter- und Heldensage gestaltet, neuen und schweren Gedankengehalt in diese old world's tales, in diese Geschichten der alten Welt legend. Homer, Vergil und neben ihnen als Vertreter der späteren Dichtung Dante, Shakespeare, Milton und Goethe — das sind die Gewaltigen, die am häufigsten im Allerheiligsten des englischen Dichterheims erscheinen. Mit besonderer Aufmerksamkeit werden wir Deutschen Tennysons Verhältniß zu Goethe betrachten, zu Goethe, dem die englische Welt solange verständnißlos, um nicht zu sagen feindlich, gegenüberstand und in ihrer Mehrzahl, man darf es kecklich behaupten, heute noch gegenübersteht, wenn auch die Aeußerungen dieser Antipathie jetzt vorsichtiger geworden sind. Auch der junge Tennyson hatte dieses starke englische Vorurtheil in sich zu überwinden, wir erkennen, wie er sich nur allmählich für Goethe erwärmen konnte; im Vergleich mit Dante vermißt er an dem deutschen Dichter „das Göttliche" (1835), er fühlt wohl die geistige Kraft (the intellectual power) des „Faust", aber beim ersten Lesen hat er ihn doch ärgerlich beiseite geworfen, und auch das gleichzeitig (1848) gefällte Urtheil über „Tasso" ist unerfreulich. Um so erfreulicher ist es, zu beobachten, wie er sich im Laufe der Jahre dem Deutschen mehr und mehr nähert, wie er immer tiefer aus der heiligen Quelle der Dichtung und der Weisheit Goethe's schöpft, wie es schließlich Goethe ist, den er mit Vorliebe citirt, auf dessen Aussprüche er sich in seinen eigenen Worten und Briefen am häufigsten bezieht. Seine Bewunderung gilt in erster Linie dem Lyriker; in seinen kleineren Gedichten erscheint Goethe ihm als einer der großen Künstler der Welt, das Gedicht „Edel sei der Mensch" ist ihm eine der erhabensten Schöpfungen des menschlichen Geistes. Dem in England beliebten Stichwort von Goethe's „Kälte" gegenüber berührt es uns besonders wohlthuend, daß Tennyson auch die weitherzige Milde des großen Kritikers Goethe würdigte, „der von jedem Autor das Bestmögliche gesagt habe" — he always said the best he could about an author. Oft hat Tennyson seiner Verehrung Goethe's Worte geliehen, die Königin selbst betont nach einer Unterredung mit ihrem Poeta Laureatus in ihrem Tagebuch, wie sehr dieser Goethe bewundere, und ein lebenslänglicher Freund Tennysons faßt dessen Meinung von Goethe in den Satz: He had a profound respect for Goethe.

Wenige Wochen nach dem Tode Tennysons, noch im Oktober 1892, erschien seine letzte Gedichtsammlung, welche er selbst noch für den Druck geordnet hatte, unter dem Titel: „The Death of Oenone, Akbars Dream and Other Poems". Sein Sohn und Biograph theilt uns mit, daß der Dichter dieses Buch als seinen letzten Willen, als sein Testament für die Welt betrachtete, und die Sammlung bietet, wie er mit Recht hinzufügt, in der That Nachklänge der verschiedenen, früher von seinem Vater angeschlagenen Töne und eine Zusammenfassung seiner religiösen Anschauungen, ein Glaubensbekenntniß! Der geistreiche Philosoph der neuen Welt, Ralph Waldo Emerson, hat den Satz aufgestellt, der Engländer habe in seinem Gehirn eine Klappe, die nach Belieben schließbar sei, ganz wie ein Maschinist den Dampf abschließe: die verständigsten und unterrichtetsten Männer besäßen die Fähigkeit, in religiösen Dingen gerade nur so weit zu denken, wie ihr Bischof. Tennyson verkehrte mit vielen Bischöfen der englischen Staatskirche in freundschaftlichster Weise, aber im Banne einer starren Orthodoxie ist er deßhalb doch nicht geblieben. Unablässig hat sich sein Geist mit den großen religiösen Fragen beschäftigt, mit schweren Zweifeln hat er gerungen, gerettet hat er sich als köstliche Früchte dieser Kämpfe den ehrfurchtsvollen Aufblick zu dem Höchsten, zu dem „Namenlosen", den festen Glauben an die Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Gesprächen über die Natur Christi war er abgeneigt, die Lehre Christi war ihm die Richtschnur seines Lebens und die unvergängliche Hoffnung der Welt: weiter und weiter würde sich im Lauf der Jahrhunderte der Geist Christi verbreiten. Wenn sich ein Mann zu solchen Anschauungen bekennt, kommt es wenig darauf an, ob er die dogmatische Inkarnationslehre annimmt oder nicht: er wird doch immer im Sinne Christi leben und wirken. Gelegentliche Aeußerungen Tennysons, wie die Bemerkung, es gäbe für ihn zwei alle menschliche Weisheit übersteigende Wunder, den geistigen (intellectual) Genius Shakespeare's und den religiösen Genius Christi, lassen nicht auf eine dogmatische Rechtgläubigkeit schließen, und verhaßt war ihm jedenfalls jede priesterliche Unduldsamkeit, das Gezänke der Konfessionen und Sekten. In „Akbars Traum", in der Dichtung, in welcher sich der Greis zum letztenmal eingehend und zusammenfassend über religiöse Dinge geäußert hat, träumt der Mongolenkaiser Akbar, er habe ein Heiligthum erbaut, einen Tempel, weder eine Pagode, noch eine Moschee, noch auch eine Kirche, sondern ein erhabeneres, ein schlichteres Gebäude, jedem Himmelshauch geöffnet, von Wahrheit und Frieden, von Liebe und Gerechtigkeit bewohnt, einen solchen Sammelpunkt der ganzen Menschheit suchten die Augen des alten Tennyson in der Zukunft der Welt. Und vor diesem aufschlußreichen Gedicht lesen wir aus der Inschrift eines Tempels in Kshmir die Worte: „O Gott, dich suche ich von Tempel zu Tempel. Dein Erwählter hat keine Gemeinschaft weder mit der Ketzerei, noch mit der Orthodoxie, denn sie stehen beide nicht hinter dem Schirm deiner Wahrheit. Ketzerei dem Ketzer und Religion dem Orthodoxen, aber der Staub des Rosenblattes gehört dem Herzen des Wohlgernchverkäufers!" Ein duldsames, werkthätiges, sektenloses, die Menschheit umfassendes Christenthum — diesen glücklichen Zukunftstraum träumte, mit tausend und aber tausend Mitchristen, auch der greise Dichter. Er hat sich in diesen seinen letzten Tagen hoffnungsvoller, zuversichtlicher als sonst geäußert; in seinem allerletzten Gedicht: „The Dreamer", einem Zwiegespräch zwischen der klagenden Erde und dem Dichter — in der letzten Strophe dieses Gedichtes, in den letzten Versen, die er überhaupt niedergeschrieben hat, ruft er der müden Erde trostvoll zu: Die Klagen werden sich in Sphärenmusik verwandelt haben, bevor dein Lauf vollendet ist! Alles ist gut, was gut endet, rolle und folge der Sonne — Whirl and follow the Sun! eine optimistische Aeußerung, die an Kühnheit dem berühmten Schluß des ersten Liedes der Browning'schen Pippa nicht nachsteht.

Auch der glühende Patriot Tennyson kommt in dieser letzten Sammlung nochmals zum Wort, sie bringt das schon 1859 in den „The Times" veröffentlichte Gedicht: Riflemen form! eine Mahnung an seine Landsleute, sich durch freiwillige militärische Uebungen für die Landesvertheidigung vorzubereiten. Sein Vaterland ging dem Dichter über alles: Wer sein eigenes Vaterland am meisten liebt, der ist der beste Kosmopolit — hat er in zwei Versen gesagt, die als geflügelte Worte von Mund zu Mund gehen. Ueberzeugt war er, daß dem englischen Volk die glänzendste Zukunft bevorstünde, daß ihm der erste Platz unter den Nationen bestimmt sei. Zur Erreichung dieses Zieles befürwortete er vor allen Dingen die Stärkung der englischen Flotte und einen immer engeren Anschluß der großen englischen Kolonien an das Mutterland zur gegenseitigen Stärkung — Rathschläge, deren Weisheit die Leiter der englischen Politik in den letzten Jahren wiederholt beherzigt haben. Unter den zeitgenössischen Staatsmännern Englands war Gladstone, der vielseitige Mann mit seinen starken literarischen Neigungen und seiner Hingabe an das Studium

Digitized by Google

Hamers, unserm Dichter weitaus der befreundetste, menschlich liebste — aber Gladstone's Bestreben, den Irländern Selbstregierung zu verschaffen, mußte ihm, dem begeisterten Vertreter des Reichsgedankens, dem Apostel eines festen Zusammenschlusses aller Glieder des britischen Weltreiches, ein Greuel sein. Wenige Wochen vor seinem Tode, im Juni 1892, schrieb er an einen Unbekannten, der ihn wegen der nahen Wahlen befragt zu haben scheint, die energische Zeile: Sir, I love Mr. Gladstone but hate his present Irish policy — Ich liebe Herrn Gladstone, aber ich hasse seine gegenwärtige irische Politik."

Der Gedanke, daß England schließlich eine Demokratie werden könnte, hatte nichts abschreckendes für Tennyson — vorausgesetzt, daß die Masse des Volkes zuvor eine höhere Bildung und größere Erfahrung in der Selbstregierung gewannen hätte. Stillstand schien ihm gefährlicher als Revolution, die größte Gefahr aber erkannte er in dem die Menge erhitzenden, einen plötzlichen Wechsel fordernden Demagogenthum. Denn es gibt nichts schlimmeres in der Welt, sagte er mit Wiederholung eines Goethe'schen Wortes, als die in Bewegung gebrachte Unwissenheit.

Des öfteren ist, namentlich aus der Gruppe der Browningverehrer, gegen Tennyson der Vorwurf erhoben worden, er sei kein selbständiger, kein ursprünglicher Denker gewesen. Ein sehr unberechtigter Vorwurf — des Dichters Aufgabe ist es nicht, über das Denken nachzudenken, neue philosophische Gedanken auszusprechen, seine Verse mit den Bruchstücken eines neuen Systems zu belasten. Die ewigen Wahrheiten und die gewaltigen Schmerzen und Hoffnungen seiner Zeit in unvergängliche, glühende, trostvolle Worte zu fassen — dieser Dichterpflicht hat Tennyson in hohem und im höchsten Maß genügt; oft wird die Zukunft in seiner Dichtung den stürmischen Herzschlag unsrer Gegenwart verspüren. Viele gehalt- und kunstreiche, knappe, wie in Marmor gemeißelte Verse Tennysons tragen die Bürgschaft der Ewigkeit in sich, nach Wilhelm v. Humboldts Wort: Reiche entstehen und vergehen, aber ein guter Vers bleibt ewig.

Ein Kunstwerk, ich wiederhole es, ist diese neue und in mancher Hinsicht abschließende Biographie des Poeta Laureatus nicht. Mit Mühe verfolgen wir in ihr die verschiedenen geistigen Strömungen des Dichterlebens, tagebuchartig gewährt sie uns Einzelbilder, keinen Ueberblick. Aber wir verdanken dem Sohne viele Aufschlüsse über des Dichters innerstes Leben, die wir nur von ihm empfangen konnten; er hat ihn uns menschlich näher gebracht, seinen Vater, den großen englischen Dichter, dessen glänzender Name von dem Abendhimmel unsres Jahrhunderts in alle Zeiten hinausleuchten wird.

Straßburg i. E. E. Koeppel.

Erinnerungen an den Herzog von Leuchtenberg. [1])

B. Auch in der Geschichtsschreibung scheint es in Frankreich und anderswo Moden zu geben, wie im Stil der Möbel und in den Kleidern. Während man vor 20 Jahren den kleinsten Zügen der Rokokozeit nachging, ist jetzt das „Empire" an der Tagesordnung und die Veröffentlichungen hierüber mehren sich fast von Tag zu Tag.

Sicherlich keiner Mode folgte Graf Melzi d'Eril, indem er zu dieser umfangreichen Literatur sein Scherflein beisteuerte. Er trat hiebei nur in die Fußstapfen seines Vaters, dem wir ein umfangreiches und verdienstvolles Quellenwerk über den gleichen Gegenstand verdanken.[2]) Die Darstellung des Vizekönigthums des Prinzen Eugen in Italien enthält ein Stück ihrer eigenen Familiengeschichte. Der Großvater des Verfassers war jener Graf Melzi d'Eril, welchen Napolean I. neben sich als Vizepräsidenten der cisalpinischen Republik hatte dulden müssen und welchen der Titel eines Duca di Lodi, den ihm Napoleon verlieh, und die Stellung eines Kanzlers und Siegelbewahrers des Vizekönigs nicht für die verlarene Aussicht auf einen bedeutenderen Wirkungskreis entschädigen konnte, für welchen ihn die öffentliche Meinung in Italien ausersah.

Während sehr viele der neueren Werke über die napoleonische Zeit sich darauf beschränken, das bereits Bekannte in einer neuen literarischen Form darzubieten, war Melzi bestrebt, eine kleine Sammlung bisher unveröffentlichter Dokumente und Quellen zusammenzubringen, welche er bald durch gedrängte, wohldurchdachte geschichtliche Ueberblicke, bald durch stimmungsvolle Schilderungen einführt und miteinander verbindet.

Auf das Schicksal des Vicomte Eugène de Beauharnais wirkte die Verbindung mit der Tochter eines der ältesten regierenden Häuser bestimmend ein. Nach Montgelas' Memoiren war eine solche Verbindung bereits im Jahre 1804 angeregt worden. Napoleon erblickte darin den Eintritt in den Familienkreis der regierenden Häuser, und seine Gemahlin den ersten Schritt zur Erhebung ihres Sohnes. Man versprach für den künftigen Gemahl den Titel eines französischen Prinzen, Bayern eine Offensiv- und Defensivallianz, die Königswürde und jede Vergrößerung, welche Frankreichs Macht ihm verschaffen konnte. Nichtsdestoweniger lehnte der Kurfürst es anfangs ab, das Beispiel einer solchen Verbindung zu geben. Man wollte sich durch Vermählung der Prinzessin Auguste mit einem Prinzen von Baden aus der Verlegenheit ziehen.

Inzwischen drängten die Verhältnisse und insbesondere Oesterreichs hochmüthige und wenig vertrauenerweckende Haltung Bayern doch zu einem Bündniß mit Frankreich hin (29. August 1805). Ehe aber noch der Friede zu Preßburg, welcher Bayern die Königswürde und bedeutende Gebietserweiterungen sicherte, abgeschlossen war (26. Dezember 1805), kam Napoleon auf den Heirathsantrag für den Prinzen Eugen in drängender Weise zurück. Er legte einen außerordentlichen Werth auf diese Angelegenheit und ließ sich sogar die Aeußerung entschlüpfen, daß er seine zufällig in München einquartierte Garde möglicherweise dazu gebrauchen werde, die Prinzessin zu entführen. Graf Melzi ist in der Lage, das Handschreiben, d. d. Schönbrunn, den 21. Dezember 1805, zum erstmaligen Abdruck zu bringen, welches der Kaiser dem Kurfürsten durch den Marschall Durac übersandte, und in welchem er ihn um die Hand seiner Tochter Auguste für seinen Stiefsohn bat. Die Fassung dieses Schriftstücks entfernt sich einigermaßen von dem Ton der bei solchen Anlässen üblichen, rein konventionellen „Courtoisieschreiben" und läßt die leise Verstimmung durchblicken, welche die eingetretene Verzögerung bei dem Kaiser bewirkt hatte, der damals nicht gewöhnt war, Widerspruch zu begegnen. „Schon seit mehreren Jahren," heißt es darin, „habe ich eine Verbindung mit Eurer Hoheit gewünscht. Auch unter den gegebenen Umständen, wo mir mehrere Vorschläge gemacht worden sind, bin ich den Verabredungen treu geblieben, welche ich mit Ihrem Gesandten, dem Hrn. v. Graaenreuth, in Linz getroffen habe, und es wird sehr angenehm für mich sein, Eurer Hoheit und Ihrem Volke diesen Beweis von Freundschaft und Achtung zu geben."

Wie schon seine eigene spätere Vermählung mit einer Erzherzogin beweist, beruhte die Berufung Napoleons auf mehrere anderweitige Vorschläge nicht auf bloßer Prahlerei. Der österreichische Hof scheint schon damals geneigt gewesen zu sein, ihm für den Adoptivsohn die Hand einer Erz-

---

[1]) *Francesco Melzi d'Eril.* Ricordo di Monaco. Eugenio Beauharnais e Augusta di Baviera. Documenti inediti. München 1897. Oldenbourg.

[2]) Memorie-documenti inedite di Napoleone I e di Eugenio Beauharnais raccolte per cura di *Giovanni Melzi.* Milano 1866.

Digitized by Google

herzogin zu gewähren, und dieser Umstand hat nicht wenig dazu beigetragen, daß er dem bayerischen Projekt etwas kühler gegenüberstand und dem jungen Paare eine weniger glänzende Stellung bereitete, als er anfangs beabsichtigt hatte. Insbesondere wurde dem Prinzen Eugen jetzt auch nicht die von Bayern geforderte „souveraineté indépendante en Italie" zutheil und er mußte sich mit der in jeder Beziehung sehr abhängigen Stellung eines Vizekönigs begnügen.

Die Prinzessin Auguste, welche in der Verbindung mit Eugène Beauharnais trotz aller Wechselfälle des Geschicks das volle Glück des Herzens finden sollte, scheint der erste Gedanke an eine solche Verbindung mit Schrecken und Abscheu erfüllt zu haben. Der Tochter aus uraltem erlauchten Hause erschien es wohl eine Mißheirath, dem Abkömmling einer Familie des niederen Adels die Hand zu reichen, dessen Vater auf dem Schaffot geendet hatte und dessen momentan glänzende Stellung keine Garantien der Dauer in sich trug.

Der milde und gütige Max I. wagte nicht, seiner Tochter die peinliche Eröffnung mündlich zu machen. In einem wahrhaft rührenden, langen Schreiben (schon wiederholt abgedruckt; neuerdings in Pulitzer, Le Roman du Prince Eugène, Paris 1895) fleht er sie förmlich an, das Glück nicht nur ihres Vaters, sondern ihrer Brüder und Bayerns begründen zu helfen und nicht etwa durch ihren Widerstand das Ende seiner Tage zu vergiften.

Gebrochen, vernichtet und als Opferlamm antwortet die Prinzessin, wie sie gebeten worden war, gleichfalls schriftlich: „Man zwingt mich, das Wort zu brechen, das ich dem Prinzen Karl von Baden gegeben habe; ich gebe meine Einwilligung, so schwer es mir auch fällt, wenn die Ruhe eines geliebten Vaters, wenn das Glück eines Volkes davon abhängt. Ich lege mein Schicksal in Ihre Hände; so grausam es auch sein mag, es wird mir versüßt, da ich weiß, daß ich mich für meinen Vater, meine Familie und mein Vaterland aufgeopfert habe. Auf den Knieen bittet Ihr Kind um Ihren Segen; er wird mir helfen, mein trauriges Loos mit Ergebung zu tragen."

Auch Eugène Beauharnais hatte inzwischen keine Ahnung von der Ehe, die er eingehen sollte. Erst 9 Tage nach der Zustimmungserklärung der Prinzessin Auguste erhielt er folgendes Billet Napoleons: „Ich bin in München angekommen. Ich habe Ihre Heirath mit der Prinzessin Auguste in Ordnung gebracht; sie ist veröffentlicht worden. Diesen Morgen hat mir die Prinzessin einen Besuch gemacht, und ich habe mich sehr lange mit ihr unterhalten. Sie ist sehr hübsch. Sie finden ihr Portrait auf der beifolgenden Tasse; aber sie ist viel hübscher."

Den Ehepakten und dem Zeremoniell bei der Trauung hat Graf Melzi Auszüge aus dem Tagebuch des Generals Clerambault vorangedruckt, das bisher wenig zugängtich war, und von dem erst der hochverdiente Direktor der Staatsbibliothek, Dr. Laubmann, den Bann hob. Generalmajor Ludwig Otto v. Clerambault (1746—1827) war wohl wenig in der Lage, hinter die Coulissen zu sehen, aber seine täglichen Aufzeichnungen „im Stil der florentinischen Chroniken" enthalten so manchen Zug, der ohne ihn verloren wäre. Wir entnehmen folgende Proben:

Am 28. November 1805 schickte die Polizei jedem Hausbesitzer einen Zettel, er solle seine Zumiether anweisen, am Samstag, dem 30. November, aus Anlaß der Ankunft der französischen Kaiserin zu illuminiren. Kammerherren eilten ihr an die Landesgrenze entgegen, und am 5. Dezember 1805, an welchem es den ganzen Tag schneite, hielt sie unter dem Donner der Kanonen und unter dem Geläute aller Glocken ihren Einzug in München. Eine Eskadron bayerischer Jäger und die ganze Bürgerkavallerie eskortirte sie. Die Stadt war festlich beleuchtet und auf den Straßen waren Musikorchester aufgestellt. Der Kurfürst empfing sie an der Treppe, die Kurfürstin und alle Prinzessinnen im ersten Vorzimmer.

Josephine besuchte während ihres Aufenthalts in München fleißig das Theater, Hofkonzerte und Diners, nur an den Freitagen blieb sie zurückgezogen, weil ihr erster Gemahl während der Revolution an einem Freitag guillotinirt worden war.

Der Kaiser, der schon am 24. Oktober 1805, umgeben von allem militärischen Pomp, sechsspännig seinen Einzug gehalten hatte, kam am 30. Dezember 1805 wieder nach München. Am 1. Januar 1806 erfolgte die feierliche Ausrufung Bayerns zum Königreich durch einen Herold, dann ein Kirchgang, an dem sich auch Murat und seine Gemahlin, die französischen Generale und die Abgesandten des Königreichs Italien betheiligten. Am Nachmittag desselben Tages ritt der Kronprinz mit dem Kaiser aus, um ihm den Triumphbogen zu zeigen, der ihm zu Ehren errichtet worden war, und nachträglich die hundert Kanonenschüsse und das Geläute aller Glocken ertönen zu lassen, was unterblieben war, da der Kaiser nachts ankam.

Am 10. Januar traf auch Prinz Eugen ein, dem zu Ehren ein kleiner Ball gegeben wurde. Am 13. Januar fand die feierliche Verlobung statt und am 14. Januar abends 9 Uhr die Trauung in der Hofkapelle. Graf Melzi hat das Zeremoniell der Trauung, dessen Original Montgelas eigenhändig niederschrieb, zum Abdruck gebracht. Dasselbe enthält auch eine Abmachung über die in hohen Häusern üblichen sogenannten Notifikationsschreiben mit dem Beisatz: „Seine Bayerische Majestät wird auch aus Anlaß der Vermählung besondere Freundschaftsbriefe an die Prinzen Joseph und Louis, sowie an die Frau Mutter des Kaisers schreiben." —

Clerambault gibt die Liste der Geschenke, welche der Kaiser und die Kaiserin während ihres Aufenthalts in München machten und schätzt dieselben, wohl mit einiger Uebertreibung, auf nicht weniger als 5,000,000 Gulden. Die damals üblichen Dosen mit Diamanten waren freilich bedeutend kostspieliger als die heutigen Orden. Solche Dosen erhielten aber alle die zahlreichen betheiligten Herren des Hofes, der Oberstthofmeister, der Oberstkämmerer, der Oberstzeremonienmeister, der Oberjägermeister, die diensthuenden Kammerherren u. s. w. Der Minister des Aeußern erhielt zwei, seine Gemahlin „une garniture de diamants", die Oberhofmeisterin der Prinzessin Auguste Diamanten und Perlen im Werth von 50,000 Fr. An den Stall, die Lakaien und die Küche gab der Kaiser 60,000 Fr., den barmherzigen Brüdern und den Stadtarmen je 12,000 Fr. Kurz," schließt Clerambault seine Aufzählung, „une infinité de grâces et de gratifications". —

Selbstverständlich waren auch die Diamanten, welche der Kaiser der Prinzessin-Braut schenkte, „de toute beauté". — Die Ziffern der von Melzi veröffentlichten Ehepakten sind viel weniger erheblich. Das Heirathsgut der Prinzessin Auguste betrug die Summe von 100,000 fl. Napoleon versprach eine contrados in gleichem Betrag und stellte ein eventuelles Witthum von jährlich 500,000 Fr. in Aussicht; ferner wurde dem Vizekönig und seinen Nachkommen die volle Souveränität in den Herzogthümern Parma und Piacenza, oder in einem Land von gleichem Umfang zugesichert. Der Bräutigam verpflichtete sich zu einer Morgengabe von 50,000 Fr. und warf der königlichen Braut ein Nadelgeld von jährlich 100,000 Fr. aus.

Es lag nicht in dem Plan des Melzi'schen Werkes, sich über die Regierung des Prinzen Eugen in Italien zu verbreiten. In einem ganz kurzen Kapitel deutet der Verfasser an, daß das vorausgegangene republikanische Regime mehr

vom Geist der „Italianität" durchdrungen gewesen sei, und daß den Vizekönig Hindernisse aller Art abhielten, eine innere Politik zu befolgen, welche den Wünschen der italienischen Patrioten entsprochen hätte.

Wo hätte auch der 24 Jahre alte Mann die Autorität und die Kraft hernehmen sollen, den Befehlen Napoleons, denen ganz Europa sich fügte, einen energischen Widerstand entgegenzusetzen? Und welche Aussicht auf Erfolg hätte ein solches Bestreben gewähren können? Napoleon verlangte von Italien nichts, als neue Truppen und neue Steuern; der Vizekönig konnte manche Härte mildern und manches Gute leisten, den Grundzug des Ausbeutungssystems aber vermochte er umsoweniger zu beseitigen, als auch seine Kompetenzen als Vizekönig sehr beschränkt waren und Napoleon sich fortwährend in das Große und in das Kleine mischte.

Darum konnte Eugen während der 9 Jahre seines Vizekönigthums auch keine tieferen Wurzeln in der Gunst eines Volkes schlagen, dessen Söhne er zuletzt noch dem Untergang auf den Eisfeldern Rußlands entgegenführte. Der Sturz Napoleons mußte naturgemäß auch seinen Rücktritt herbeiführen. Eine andere Meinung spricht Montgelas aus, der sich überhaupt dem Prinzen Eugen abgeneigt zeigt. „Falls der Vizekönig," schreibt er in seinen Memoiren, „die vom Schicksal ihm dargebotene Gelegenheit zu benutzen verstanden und sich, auf seine Rechte gestützt, sofort als König hätte proklamiren lassen, würde wahrscheinlich seine Thronbesteigung wenig Widerstand gefunden haben, und er konnte sich, wo nicht vollständig behaupten, doch jedenfalls zu einem sehr vortheilhaften Abkommen den Weg eröffnen; allein dazu gehörte rasche Entschlossenheit, etwas Kraft und Kühnheit des Charakters, überhaupt moralischer Muth." Der Vizekönig hätte dann rechtzeitig auf die Anträge der Alliirten eingehen und seine Sache früh von der Napoleons trennen müssen. Ein solcher Treubruch befleckt das Andenken Murats und Bernadotte's, die doch mehr auf eigenen Füßen standen, er würde doppelt den Prinzen Eugen gebrandmarkt haben, der seinem Adoptivvater alles verdankte, was er war. Seine Schwester Hortense schrieb ihm am 8. Februar 1814: „Le plus beau nom à envier n'est pas celui de roi, mais celui d'un homme d'honneur." Das war offenbar auch seine Meinung; er besaß nicht den Geist der Intrigue und den „moralischen Muth" zu einem rechtzeitigen Treubruch; dafür war er aber auch frei von dem Ehrgeiz, welcher moralische Bedenken nicht kennt. Er hatte die Krone Schwedens ausgeschlagen, weil er seine Religion nicht ändern wollte und ließ den günstigen Augenblick, sich einem widerstrebenden Volke als Herrscher aufzudrängen, vorübergehen, um sich vor der Geschichte den Ruhmestitel einer in jenem Zeitraum fast einzig dastehenden Treue zu sichern.

Ebensowenig gerechtfertigt erscheint uns der Vorwurf Melzi's, das Verhalten des Prinzen Eugen bei der Scheidung seiner Mutter sei „non del tutto lodevole" gewesen; es scheint uns mehr gerechtfertigt, wenn ein neuerer Schriftsteller mit Bezug darauf von dem „admirable désintéressement" Eugens spricht.

Nachdem Napoleon diese Scheidung für absolut nothwendig ansah, um eine Dynastie in Frankreich zu gründen, hätte der Widerstand des Adoptivsohnes gewiß ein Ereigniß nicht aufhalten können, das die Thränen und die Gebrochenheit der einst so heißgeliebten Josephine vergebens zu beschwören suchten.

Der Vizekönig hatte keine Ahnung, zu welchem Zweck ihn Napoleon in den ersten Dezembertagen 1809 nach Paris beschied. Am 7. Dezember 1809 theilte ihm seine Schwester Hortense in Fontainebleau den Beschluß des Kaisers mit. Napoleon empfing ihn sehr herzlich, umarmte ihn wie sonst und versicherte ihn, daß seine Zärtlichkeit für ihn und seine Mutter keine Einbuße erfahren solle, wenn auch ein Beauharnais nicht über Bonaparte's herrschen könne. Eugen sollte der Mutter die Sache in einem milderen Lichte darstellen. Auf seine Fürsprache gewährte der Kaiser ihr eine Unterredung am Abend desselben Tages. Josephine ergab sich endlich in das Unvermeidliche und sagte unter Schluchzen: „Nach unsrer Scheidung werden meine Kinder bald vergessen sein. Mache Eugen zum König von Italien, dann würde sich meine mütterliche Zärtlichkeit beruhigen und deine Politik wird von allen fremden Mächten gebilligt werden."

Eugen verlor durch die Wiedervermählung Napoleons die ihm eröffnete Aussicht auf die Throne von Frankreich und Italien. Aber gerade diese Erwägung legte ihm eine doppelte Zurückhaltung auf. „Ich will nicht," unterbrach er die Mutter, „daß in dieser Angelegenheit von mir die Rede sei. Ich will keine Krone, welche der Preis deiner Scheidung wäre. Wir müssen gehen und in der Abgeschiedenheit die ephemere Größe abbüßen, welche unser Leben mehr beunruhigt, als verschönert hat."

Napoleon erschütterte diese Scene so, daß er weinte, und mit Bezugnahme darauf sprach Eugen vor dem Senat, welcher die Ehe für gelöst erklärte, die schönen Worte: „Als meine Mutter im Angesicht der ganzen Nation durch die Hand ihres erlauchten Gemahls gekrönt wurde, übernahm sie die Verpflichtung, alle ihre Neigungen den Interessen Frankreichs zu opfern. Sie hat diese erste der Pflichten mit Muth, Edelsinn und Würde erfüllt. Ihre Seele war oft bewegt, wenn sie das Herz des Mannes peinlichen Kämpfen preisgegeben sah, der gewöhnt ist, das Schicksal zu beherrschen und festen Schrittes der Verwirklichung seiner großen Pläne entgegenzugehen. Die Thränen, welche ihm dieser Entschluß gekostet hat, genügen für den Ruhm meiner Mutter."

Gegen alles natürliche Gefühl verstößt es freilich, daß Napoleon 3 Monate später den Vizekönig in Befehlsform aufforderte, sich zu den Feierlichkeiten der Einholung der neuen Kaiserin in Paris einzufinden: „Ich habe beschlossen, bei diesem wichtigen Anlaß alle Prinzen meiner Familie um mich zu versammeln; ich benachrichtige Sie hievon durch diesen Brief und wünsche, daß kein begründetes Hinderniß Sie abhalte, am 20. März in Paris zu sein." (26. Februar 1810.)

Man würde aber sehr irren, wenn man annehmen wollte, daß der Vizekönig diese seltsame Zumuthung kalten Blutes ertragen hätte. „Vergebens," schreibt Montgelas darüber, „äußerte er laut den Schmerz, den ihm dieser Vorfall verursachte, vergebens wollte er in der ersten Aufwallung seiner gerechten Entrüstung zu dem Stand eines Privatmannes zurückkehren, dem ihn der Kaiser entzogen hatte; es war dies nicht nach dem Sinne Napoleons und wurde ihm unter dem Vorwande abgeschlagen, daß seine Vermählung mit einer Königstochter diesen Schritt nicht gestatte."

Die herzliche Aufnahme, welche Prinz Eugen nach seinem Rücktritt im Schoße der bayerischen Königsfamilie fand, mochte ihn für die verlorenen Aussichten entschädigen. Dem zur Zeit unbewohnten Palast, den Prinz Eugen sich im Jahre 1817 in München erbaute, und dessen Kapelle die Herzen des Vizekönigs und seiner Gemahlin birgt, hat Melzi eine sehr stimmungsvolle Schilderung gewidmet. Nach Reber war dieser Palast das erste Monumentalgebäude, das vor dem im Jahre 1816 demolirten Schwabinger Thor entstand. Klenze hatte den Bau ein Jahr nach dem Beginn der Glyptothek in Angriff genommen. Das Programm des Bauherrn, der das Vertrauen in den Bestand der Dinge verloren hatte, lautete, der Baumeister sollte sich in der

Digitized by Google

Anlage und Ausschmückung so halten, daß das Palais jeden Augenblick in ein Hotel umgewandelt werden könnte.

Die nichtsdestoweniger fürstlichen Räume dieses Palastes enthielten auch die berühmte Leuchtenbergische Bildergalerie, welche Eugen nach seinem von Melzi zum erstenmal veröffentlichten Testament dem Fideikommiß Eichstätt einverleibte. Nach Auflösung dieses Fideikommisses im Jahre 1854 kam die Galerie nach Rußland, wo sie jüngst in den Erbgang der nicht ebenbürtigen Linie der Herzoge von Leuchtenberg überging.

An den ritterlichen Schwiegersohn Max I. erinnert in München äußerlich nur sein schönes Grabmal von Thorwaldsen in der Michaelskirche; aber er ist hier nicht vergessen und Vielen dürfte die interessante Dokumentensammlung des Grafen Melzi willkommen sein, der mit Geschmack und feinem Takt einen schwungvollen Stil verbindet.

Mittheilungen und Nachrichten.

-k. Gedichte von Karl Maria Heidt (Großenhain, Baumert u. Ronge). — Im Vergleich mit der ersten Gedichtsammlung, die Heidt 1889 herausgab, bekundet seine neueste lyrische Gabe einen wesentlichen Fortschritt. Die Empfindungspulsen eines warm pulsirenden Herzens, eines thatkräftigen Idealismus und feiner Beobachtung treten in seinen Gedichten hervor. Mit der Feinfühligkeit des Sonntagskindes belauscht er die Natur. „Waldlied", „Sonntagmorgen", „Im Sturm", „Es kam der Erde vom Lenz ein Tenum", sind von einem Stimmungszauber umflossen und von so vollklingender Sprachgewalt, daß sie mit musikalischer Macht auf uns wirken. Auf den Cyklus der Lieder der Liebe folgen Klänge, die Menschenliebe und Mitleid mit den Entrechteten, Irrenden und Leidenden aus der Leier des Dichters gelockt haben. Bei aller Schwermuth, die den Dichter durchdringt, spürt man kein weichliches Verzagen, voll Kampfesmuth fühlt er einen „Tropfen Blutes aus Prometheus' Wunde" auf seinen Lippen. Auch das Lied vom allmächtigen „Junker Geld" ist in seiner feinen Ironie gelungen.

C. G. Aus dem Verlag von Salvadore Landi in Florenz liegt ein dickleibiges Buch vor, das sich als literarische und geschichtliche Studie einführt und den sonderbaren Titel hat: Die Cyzistini, Dante und die Sklaven oder Rom und die persönliche häusliche Sklaverei von Filippo Zambuni. — Der wichtigste oder doch umfangreichste Theil des Buches ist die Einleitung, die aus 182 Paragraphen besteht, welche sich mehr als mit dem Hauptinhalt, welchen der Titel angibt, mit persönlichen Erinnerungen und Stimmungen des Verfassers beschäftigt, seiner Odyssee auf dem Meer der tragischen Dichtung, in welcher er sich durch eine Tragödie „Bianca della Porta" auszeichnen wollte, und seiner Zähenisse als Mitkämpfer an der italienischen Revolution. Im Hauptheil wird sodann mit Aufwand vieler Gelehrsamkeit dargethan, daß es zur Zeit des Untergangs der Familie Cyzikus, um 1265, noch persönliche Haussklaverei in Italien gegeben habe, nicht nur die erst von den nordischen Völkern mitgebrachte Leibeigenschaft, die an die Scholle geknüpft war. Zum Beweis dieses wenig bezweifelten Umstandes dienen dann als zweiter Hauptheil umfangreiche Noten, welche gleich der Einleitung von einer Menge persönlicher Ansichten und Erinnerungen verlängert werden und weit entfernt sind, der Arbeit des sehr gelehrten und arbeitsamen Verfassers die Wichtigkeit eines auf Quellenforschung gegründeten Geschichtswerks zu geben. Die Mängel der Form und der Darstellung werden nicht durch Uebersichtlichkeit und leidenschaftslose, aber unumstößliche Mittheilung der Ergebnisse ernster Forschung ersetzt. Der Enthusiasmus, der den Dichter und Patrioten auszeichnete, hat der in vieler Beziehung anerkennenswerthen Arbeit Zambuni's auf dem Gebiet der Wissenschaft keinen Vortheil gebracht.

Bü. Schon 1895/96 bemühte sich Hr. Dr. Saese, von der Verwaltung der Insel Samos die Erlaubniß zu Ausgrabungen auf der Stätte des samischen Heraions, eines der berühmtesten Tempel des Alterthums, zu erlangen. Die Verhandlungen zerschlugen sich. Nunmehr besteht nach einer Mittheilung des Hrn. Aristoménis Sterjiogiánis, Gymnasialdirektors in Vathy auf Samos, die Aussicht, daß die Abgeordneten der Insel, die eben jetzt tagen, die Bewilligung zu Ausgrabungsarbeiten an der genannten Stelle ertheilen werden. Mehr als 200,000 M. sollen hiezu von deutscher Seite verwendet werden. Für die Archäologie und Epigraphik werden die Arbeiten, wenn sie einmal begonnen haben, von höchster Bedeutung sein.

* In der schon von unserm Kopenhagener Korrespondenten (Nr. 259 u. Bell.) besprochenen Angelegenheit des ganz unerhörten Plagiats und Verleumdungsbruches, dessen der schwedische Kammerherr O. G. v. Heidenstam anläßlich seines Werkes über die Königin Luise Ulrike von Schweden, die Schwester Friedrich des Großen, von dem deutschen Historiker Dr. Fritz Arnheim bezichtigt wurde, veröffentlicht der Letztere in dem Dezemberheft von „Sybels histor. Zeitschrift" nun eine eingehende Darlegung des Vorgehens jenes Plagiators. Diese Darlegung gipfelt in den Sätzen: „Ich habe Hrn. v. Heidenstam Folgendes vorzuwerfen: 1. Er hat meine Rathschläge erbeten und erhalten, ohne mir dafür in seiner Arbeit öffentlich seinen Dank zu bekunden. 2. Er hat meine Schriften benutzt, ohne zu erwähnen, daß die von ihm (unrichtig) abgedruckten Briefe schon vor ihm durch mich (richtig) publizirt worden sind. 3. Er hat trotz meinem ausdrücklichen Verbot und ohne Nennung meines Namens seitenlange sinnentstellte Fragmente aus meinen Berliner archivalischen Auszügen veröffentlicht. 4. Er hat mich nicht nur der Früchte einer mehrjährigen Archivarbeit zu berauben versucht, sondern sogar meine Arbeit als die seinige ausgegeben.

G. Neueste ägyptische Ausgrabungen. Vor 2 Jahren hat das Musée Guimet zur Erforschung der Denkmale des Nilthales eine kleine Gesellschaft gegründet, die freilich nicht über so reiche Mittel verfügt wie ihre englische Nebenbuhlerin „The Egypt Exploration Fund", aber gleichwohl die Aufgabe übernommen hat, die noch vorhandenen Reste der heiligen Todtenstadt Antinoopolis zu erforschen, die Hadrian an den Ufern des Nils an der Stelle, wo sich sein Liebling getödtet hatte, erbauen ließ. Das „Journal des Débats" berichtet nun, daß die Forscher im nahen Jahre die Trümmer eines Tempels zutage förderten, den man anfangs für den Tempel Ramses' II. hielt, doch war die Gesellschaft bald die Unzulänglichkeit ihrer Mittel gewahrt, die ausgedehnten Ruinen völlig bloßzulegen. Neuer ließ Hr. Gayet ein Terrain aufgraben, auf dem seine Karten das Vorhandensein einer Granitmauer verzeichneten, während er in Wirklichkeit die Cella, den Pronaos, den Hof und die Bildsäulen von zwei Tempeln römischen Stils vorfand. Aber auch diesmal mußte sich der Forscher auf eine Skizzirung der Fundstelle beschränken und beschloß, nach der Nekropole zu forschen, weil hier die Ausgrabungen weniger kostspielig waren und lohnendere zu sein versprachen. Man entdeckte nun in dem Thale zwischen der Stadt und dem Gebirge, 1 Meter unter der Erde, nebeneinander über ½ Million sorgfältig versiegelter irdener Krüge, die Cerealien, Honig, Kuchen und Sparen von Oel und Wein enthielten. Dies waren unstreitig die von zahllosen Pilgern den Manen des Antinoos dargebrachten Opfergaben. Jener war nämlich auf Befehl Hadrians nach den pharaonischen Riten begraben worden. Sodann durchforschte Gayet die Abhänge des Hügels, und entdeckte endlich die Totenstadt mit ihren drei Quartieren, dem ägyptischen, griechisch-römischen und byzantinischen. Die Steine und Grabtempel sind sämmtlich verschwunden und nur die Grabgewölbe noch vorhanden, aber die zahlreichen Gegenstände, die sie enthalten — Gipsmasken, Kleidungsstücke, Schuhwerk, kleine Bildsäulen und Lorenstatuetten — machen diese Entdeckung zu einer der interessantesten seit langer Zeit. Namentlich die römischen und byzantinischen Bekleidungsgegenstände konnte man bis jetzt nur nach den Statuen, Fresken und Mosaiken, und die Museen von Neapel und Pompeji enthalten nur unbedeutende Fragmente. Dagegen hat man in der Todtenstadt Antinoopolis in fast unversehrtem Zustande Mäntel aus broschirter Seide, gestickte Leinenhemden, Wollstoffe mit eingewebten Adler- und Löwenmustern, Pantoffel aus ziselirtem Leder, ja sogar seidene Strümpfe gefunden. Die ägyptische Regierung hat die Erlaubniß ertheilt, daß eine gewisse Anzahl dieser kostbaren Gegenstände dem Musée Guimet einverleibt wird.

* Berlin. Der außerordentliche Professor in Leipzig Dr. phil. und Dr. med. Arthur Hefftee ist in das Reichsgesundheitsamt berufen worden. — Die Leitung des „Archivs für Physiologie", welches nach dem Tode du Bois-Reymonds in den Händen der Berliner Physiologischen Gesellschaft lag, hat vom Jahre 1898 ab Professor Dr. Th. W. Engelmann übernommen.

* Greifswald. An der hiesigen Universität sind 7 Damen bei der philosophischen Fakultät als Hörerinnen zugelassen. Von

Digitized by Google

den 22 Hospitantinnen in Kiel hören 2 Damen in der theologischen und 20 in der philosophischen Fakultät. 20 sind Preußinnen, 1 Schwedin und 1 Russin.

* **Wien**, 10. Dez. Die mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften hat in ihrer gestrigen Sitzung einstimmig beschlossen, die von dem Kriegsschiff „Pola" im Jahre 1892 gefundene merkwürdige Tiefe im Osten der Insel Rhodos in dankbarer Erinnerung an die vom verstorbenen Admiral Frhrn. v. Sterneck der Wissenschaft geleisteten Dienste fortan als die „Sterneck-Tiefe" zu bezeichnen. Sie beträgt 3591 m und ist die größte Tiefe in dem östlich von Kreta gelegenen Theil des Mittelmeeres. Sie liegt unweit der kleinasiatischen Küste, an der sich der Berg Ak-Dagh 3000 m hoch erhebt, so daß von seinem Gipfel bis zur Tiefe ein Höhenunterschied von etwa 20,000 Fuß besteht. Die genaue Lage ist 29 Grad 1 Min. 24 Sek. östlich von Greenwich, 35 Grad 52 Min. 36 Sek. nördlicher Breite. Die Temperatur des Wassers in dieser Tiefe beträgt 13.6 Grad Celsius und der Salzgehalt 3.88 o. H.

* Das Lick-Observatorium auf dem Berge Hamilton in Kalifornien wechselt mit dem kommenden Januar seinen Direktor. Professor Holder, der von 1888 an Direktor war, soll zurücktreten. Sein Nachfolger wird der an dem Observatorium wirkende Astronom Professor Schäberle.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Dr. Hermann Schell: Nachtrag zu den fünf ersten Auflagen von „Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts". Würzburg, Andreas Göbel 1898. — Dr. Georg Neumann: Kommentar zu den Zivilprozeßgesetzen vom 1. August 1895. 6. Lfg. — Dr. v. Lechler: Das Sendschreiben Leo XIII. zur Canisiusfeier und die Oberkirchenbehörden. Berlin 1898. — Emil Kalaud (Emmi Lewold): Italienische Landschaftsbilder. Oldenburg u. Leipzig, Schnize. — J. Raffen: Neue Heine-Funde. Leipzig, H. Barsdorf 1898. — Dr. J. Meneod: Rämäyna. Das Lied vom König Rama. 1. Bd., 1. Buch. München, Th. Ackermann 1897. — P. Munno: Geschichte der Grafschaft Hohenzollern im 15. und 16. Jahrhundert. Hechingen, A. Walther 1897. — F. F. Muſaldel: Georg Schönerer und die deutschnationale Bewegung. Wien, Friedrich Schalk 1898. — W. Witte: Nachtrag III zu Fortschritte und Veränderungen im Gebiete des Waffenwesens in der neuesten Zeit. Berlin, Liebel 1898. — Reinhold Weenee: Die deutsche Flotte. Vortrag. München, J. F. Lehmann. — Knel Tüt: Der Kampf um das Deutschthum in Böhmen, Mähren und Schlesien. Ebd. — Johannes Janssen: Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. 1. Bd. 17. u. 18. Aufl., besorgt von Ludwig Pastor. Freiburg i. Br., Herder 1897. — Dr. H. Seevnd: Die Gefahren des Alkoholgenusses. Ein Mahnruf an das deutsche Volk. Berlin, Alwin Stande 1897. — P. K. Rosegger: Höhenfeuer. (Aus: Schriften, Volksausgabe, 2. Serie, 1. Lieferung). Wien-Pest-Leipzig, A. Hartleben 1898. — Der Bote für deutsche Literatur, ausgesandt an die Deutschen der Erde. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. — Kirche, Sozialdemokratie, Christenthum. Gedanken zur Reform der Reformationskirche. Von einem protestantischen Geistlichen. Berlin, Alwin Stande 1897. — Dr. Berthold Beck: Zehn Abhandlungen zum österreichischen Zivilprozeßrecht. Wien, Moriz Perles 1898. — Dr. Heinrich Rosin: Grundzüge einer allgemeinen Staatslehre nach den politischen Reden und Schriftstücken des Fürsten Bismarck. München u. Leipzig, G. Hirth 1898. — Otto Liebmann: Die Konfessionen. Eine Sonettenfolge. (Sonderabdruck aus Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik). 110. Bd. — Friedrich Frhr. v. Dinklage: Weidmannsbrauch und Jägerart. 2. Aufl. Berlin, Fritz Pfennigsdorff. — Eugen Joseph: Das Heidenröslein. Berlin, Gebrüder Paetel 1897. — *Francesco Melzi d'Eril:* Ricordo di Monaco etc. München, Christian Kaiser 1897. J. B. Widmann: Sicilien und andere Gegenden Italiens. Reise-Erinnerungen. Frauenfeld, J. Huber 1898. — Alinda Jacoby: Das Lied von St. Elisabeth. Epische Dichtung. Mainz, Franz Kirchheim 1898. — *P. E. Pavolini:* Buddismo. (Manuali Hoepli.) Ulrico Hoepli, Milano 1898. — Frieda Freiin v. Bülow: Kara. Romoe in 3 Bänden. 1. Band. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1897. — Ernst Muellenbach (E. Leubach): Vom heißen Stein. Roman. Ebd. — Max Burkhard: Simon Thums. Einige Tage aus seinem Leben. Ebd. — Rudolf Stenz: Buch der Liebe. Sechs Novellen. Ebd. — Max Kaufmann: Heine's Liebesleben. Zum 100jähr. Geburtstage Heine's. Zürich, Albert Müller. — Karl Göbel: Musikantengeschichten. Florenz u. Leipzig, Eugen Diederichs 1898. — Johann Diefenbach: Reformation oder Revolution? Für Katholiken und Protestanten beantwortet. Mainz, Franz Kirchheim 1897. — Theodor Schwartze: Neue Elementarmechanik für technische Lehranstalten ꝛc. Mit einem Beiwort von F. Reuleaux. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn 1897. — Uebersichtskarte der Dislokation des k. u. k. österr.-ung. Heeres und der Landwehr im Jahre 1897/98. Wien, G. Freytag u. Berndt. — Franz Kurz: Der Einfall des von Kaiser Rudolf II. in Passau angeworbenen Kriegsvolkes in Oesterreich und Böhmen (1610—1611). Mit einer Einleitung von Albin Czerny. Linz, Verlag des Vereins Museum Francisco-Carolinum 1897. — Ernst Wendisch: Die Champignonskultur in ihrem ganzen Umfange. 2. Aufl. Neudamm, J. Neumann 1897. — Oberländer: Quer durch deutsche Jagdgründe. Ebd. — Marie v. Rulitanski: Die österreichische Küche. Innsbruck, A. Edlinger 1897. — Karl Frhr. v. Levetzow: Höhenlieder. Gedichte und Aphorismen. Wien, Karl Konegen 1898.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Empfehlenswerte Weihnachtsgeschenke

Johanna Spyri:
Geschichten für Kinder und auch für Solche, welche die Kinder lieb haben.
16 Bände. Illustr. eleg. geb. à M. 3.—

Heu-Specker. Fünfzig Fabeln für Kinder.
Ausgaben von M. —.20 bis M. 6.—

Für unsere Kleinen.
Ein neues Bilderbuch für Kinder von 4—10 Jahren
von G. Chr. Diefenbach.
13 Bände Reich illustriert. eleg. geb à M. 3.—

Aus der Mädchenwelt.
Von Dr. Welti.
Illustr. geb. M. 3.—

Im Thüringer Forstheus.
Von M. Saltzmann.
Illustriert. geb. M. 3.—

A. von Rothenburg:
Die Nähterin von Stettin.
4. Aufl. geb. M. 6.50.

Verworrenes Garn.
3. Aufl. geb. M. 7.—

Aus der Tiefe.
2. Aufl. geb. M. 7.—

Aus dem Tagebuche einer Hofdelktrin.
2. Aufl. geb. M. 7.—

Ludwig Spitta: Engelbert Arnoldi. geb. M. 3.—
Hans Hunealcht der Schildknecht. geb. M. 4.—
Herzogin Mathilde. geb. M. 4.50.
Meister Harmen. geb. M. 4.50.

Feelfrau u. Bunsen. Von A. J. C. Hare. 6. Aufl. geb. M. 13.20.

Friedrich Perthes ein deutscher Buchhändler. Von O. Berdrow. geb. M. 3.—

Die Entwickelung der französischen Litteratur seit 1830. Von G. Meyer. M. 5.—, geb. M. 6.—

Aus den Lebenserfahrungen eines Siebzigers. 3. Aufl. M. 2.— (18531)

Kataloge, sowie Illustr. Weihnachtsprospekt gratis u. franko.

Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

In deutschen Buchhandlungen.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1897. 129. Band. Zwölftes Heft. (18749)

Inhalt: Bischof Ketteler und die katholische Sozialpolitik in Deutschland. — Römische Jubiläumsfeierlichkeiten des Jahres 1897. III. Die erste amerikanische Volksschule. 1597. — Ein Blick auf die VII. internationale Kunstausstellung in München. (Schluß.) — Zur Geschichte parlamentarischer Parteien. — Frankreich am Jahresschluß. — Die Frau und die Kultur. — Der große Kurfürst von Brandenburg.

Für den Inseratentheil verantwortlich: B. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 16. Dezember. Nummer 284.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Otto Bulle in München.

Ueberlicht.

Parzival, erneut von Wilhelm Hertz. Von W. Golther. — Thoreau's „Walden“. Von E. P. Evans. — Mittheilungen und Nachrichten.

Parzival, erneut von Wilhelm Hertz. [1])

Wolframs Parzival durch Uebertragung ins heutige Deutsch weiteren Kreisen literarisch Gebildeter zugänglich und genußreich zu machen, ist eine außergewöhnlich schwierige Aufgabe. Ans Wissen und Können des Uebersetzers werden die größten Anforderungen gestellt, denen Wenige vollauf genügen dürften. Die wirkliche Kenntniß der mittelhochdeutschen Sprache ist viel schwieriger, als Manche sich vorstellen. Nur gründlichste philologische Schulung befähigt dazu, die mit feinstem Sprach- und Stilgefühl verbunden sein muß, wenn es gilt, den mittelhochdeutschen Text unter möglichster Schonung des Wortlautes ins Neudeutsche umzusetzen. Wolframs Stil bietet aber bekanntlich ganz eigenartige Schwierigkeiten. Er war schon den Zeitgenossen stellenweise dunkel und ungenießbar und verlangt überall eindringende Einzelerklärung. Dazu bedarf der Parzival ausgiebiger Sacherläuterungen, er bleibt ohne Kommentar so unverständlich wie Dante's Divina commedia oder der zweite Theil von Goethe's Faust. Parzivalerklärer gibt es unter den deutschen Philologen gewiß viele. Gerade der besonderen Schwierigkeiten halber sind Wolframs Werke für Vorlesungen sehr beliebt. Aber der trefflichste Kenner ist noch lange kein geeigneter Uebersetzer. Dazu ist nur ein begnadeter Dichter geeignet, der Wolframs Gedichte auch künstlerisch in sich aufzunehmen, tief innerlich nachzuempfinden und nachzuschaffen vermag. Solche Vermittler, die den unvergänglichen Theil alter Meisterwerke für die Gegenwart retten, thun uns noth, wenn anders nicht die Schätze der Vergangenheit neben dem nur geschichtlich wichtigen Stoff in der Gelehrtenzunft begraben bleiben sollen.

Schon früh, als die Zeit dazu reif war, versuchte Bodmer, im Jahre 1753, den Parzival, „ein Gedicht in Wolframs von Eschilbach Denkart eines Poeten aus den Zeiten Kaiser Heinrichs des VI.“ zu erneuen. Nachdem Lachmanns Textausgabe 1833 die Grundlage für die Wolframforschung geschaffen hatte, mehrten sich auch alsbald die Uebersetzungen in ununterbrochener Folge.[2]) Am meisten bekannt sind die freiere, etwas verwässerte San Marte's (3. Aufl. 1897) und die wortgetreue Simrocks (5. Aufl. 1876). G. Böttticher gab eine verkürzte Bearbeitung des Parzival für den Schulgebrauch (2. Aufl. 1893) und im Sommer 1887 erschien bei Reklam eine neue vollständige Uebersetzung von Pannier. Obwohl keine dieser Uebersetzungen allen den oben angedeuteten Forderungen wirklich gerecht wurde, fanden sie doch Leser, ein Beweis dafür, daß man auch außerhalb der Fachkreise das Bedürfniß empfindet, sich mit Wolframs Parzival einigermaßen vertraut zu machen.

Wilhelm Hertz beschenkte uns nun mit einer dem Original ebenbürtigen neuen Bearbeitung, die gewiß besser als jede andere dazu beitragen wird, daß man Wolfram als einen deutschen „Klassiker“ des Mittelalters nicht nur lobt, sondern auch liest. Alle die Fähigkeiten, die ein Bearbeiter altdeutscher Gedichte mitbringen muß, besitzt Hertz in seltener Vollkommenheit. Seine Erneuung von Gottfrieds Tristan (2. Aufl. 1894), die aber viel leichter war und wobei Hertz an H. Kurz einen ausgezeichneten Vorgänger hatte, verlieh dem mittelhochdeutschen Gedicht erst die rechte Vollendung. Man gewinnt in mancher Hinsicht aus dieser klassischen neuhochdeutschen Bearbeitung einen reineren künstlerischen Eindruck als aus dem Original. Dem Parzival ließ Hertz dieselbe Sorgfalt angedeihen und meines Erachtens mit demselben glücklichen Erfolg.

Den Standpunkt, den Hertz einnahm, können wir nur billigen. „Wolfram zeigt unter allen Dichtern des deutschen Mittelalters das individuellste Stilgepräge. Wer es unternehmen wollte, ihn in seiner ganzen Eigenart mit seiner kühnen, so häufig hieroglyphischen Bildersprache im Neuhochdeutschen wiederzugeben, müßte dem Verständniß wie dem Geschmack seiner Leser Unerfüllbares zumuthen. Wenn ich daher den Versuch wagte, den alten Dichter meinen Zeitgenossen näher zu bringen, so blieb mir nichts anderes übrig, als ihn, der in seiner Sprache nicht nachgebildet werden kann, in meine Sprache zu übersetzen. Auch der Umfang des Originals und manch üppig wucherndes Beiwerk durfte nicht bleiben. Vor allem mußte ich darauf bedacht sein, zu kürzen.“ Auch im Tristan mußte gekürzt werden. Aber da handelte es sich nur darum, die Weitschweifigkeit Gottfrieds in kürzere Fassung zu bringen. Der einheitliche Grundgedanke geht im Tristan nie verloren. Im Parzival müssen die fortwährenden Abschweifungen, die leicht zerstreuend wirken können, feinfühlig vermieden werden, damit der leitende Gedanke im Gewirre der Abenteuer, in der Vielheit der Personen und Ereignisse, in den vielverschlungenen Fäden, die oft angesponnen, hernach aber fallen gelassen werden, nicht verloren gehe. Der Bearbeiter muß mit klarem Blick erkennen, was Wolfram wollte, und darauf bedacht sein, daß seine Nachdichtung die poetische Idee unmittelbar und deutlich vor Augen stelle. Der ganze Parzival, im selben schweren und dunklen Stil wortgetreu nachgeahmt, ist für den heutigen Leser oft noch unverständlicher als das Original. Wenigstens finde ich z. B. bei Simrock zahlreiche Stellen, die ich überhaupt nur mit Hülfe des Mittelhochdeutschen zu verstehen vermag, und ich entsinne mich noch des überaus unangenehmen Eindrucks, den dereinst die Lektüre des Buches auf den des Mittelhochdeutschen Unkundigen machte. Fremdartige Wunderlichkeiten, z. B. die

[1]) Parzival von Wolfram von Eschenbach. Neu bearbeitet von Wilhelm Hertz. Stuttgart 1898, J. G. Cotta's Nachfolger. 8°. VI, 558 S.

[2]) Friedrich Panzers verdienstvolle Bibliographie zu Wolfram von Eschenbach, München 1897, verzeichnet Nr. 105—114 alle Parzivalübersetzungen, darunter auch eine französische von A. Grandmont 1892 und eine englische von J. L. Weston 1894. Die von Hertz bereits früher veröffentlichten Proben (Parzivals Ausfahrt und Kondwiramur) ebenda Nr. 112.

Ueberfülle der höchst merkwürdigen Eigennamen, zerstören auf Schritt und Tritt den reinen dichterischen Genuß. Und die erklärenden Zugaben und Abhandlungen Simrocks sind auch äußerst wenig geeignet, zum Verständniß der Dichtung hinzuleiten. Am besten erscheint mir immer noch Böttichers verkürzte Bearbeitung mit den sehr nützlichen und fleißigen einleitenden und erläuternden Bemerkungen. Aber Böttticher verzichtete im Text auf den Reim und gewährte so keine Vorstellung von der Kunstform des Parzival, die zu kennen doch sehr wesentlich ist.

Will man Wolfram zu künstlerischer Wirkung auf die Gegenwart erneuen, so muß man ihn also umgestalten und erläutern. Um hiezu den rechten Maßstab zu finden, bedarf es kongenialen Nachschaffens und großer Sprachgewalt.

Gottfried und Wolfram stehen sich feindselig gegenüber, sie befehden sich in gelegentlichen persönlichen Auslassungen. Nicht sowohl die Verschiedenheit der Stoffe an und für sich, als besonders die der Erzählungsweise und vor allem des Stils bedingen diesen Gegensatz. Bei Gottfried haben wir allein das Liebesmotiv, das vom ersten bis zum letzten Vers einheitlich die gesammte Handlung beherrscht. Wohl ziehen bunte Lebensbilder in farbenprächtiger Fülle an uns vorbei, aber alle auf dem Grunde der aus Weh und Wonnen gewobenen Liebesmär, die aus Noth und Tod aufgeht und über ein glanzvolles Weltleben hin in Noth und Tod vergeht. Der Tristan ist der einzige tragisch endigende höfische Ritterroman. Und alles erzählt Gottfried in edler krystallklarer Sprache. Im Parzival drängen sich Personen und Ereignisse, die Handlung hat längere Zeit zwei Haupthelden, Gawan und Parzival, Nebendinge werden mit geduldermüdender Umständlichkeit vorgetragen, an Gedächtnißkraft und Aufmerksamkeit des Lesers werden große Anforderungen gestellt. Die ewigen Abschweifungen und Anspielungen aller Art, die zerfahrene Handlung zogen Wolfram von Seiten Gottfrieds den Vorwurf eines „Finders wilder Mähren" zu. Und alles das wird in einer zwar originellen, durch phantastische Einfälle überraschenden, aber oft auch gesucht dunklen Sprache erzählt. Wolframs Stil zerstreut den Leser einigermaßen, er will für sich studirt und bewundert sein. Die Form ist keineswegs im Stoffe begründet. Zu alledem kommt noch hinzu, daß der Tristanstoff, weit auf einem allgemein menschlichen Motiv begründet, auch dem heutigen Leser unmittelbar zu Herzen geht, während der Parzivalstoff ein liebevolles, williges Versenken in die uns oft recht fremdartige Weltanschauung der höfischen Gesellschaft des 13. Jahrhunderts verlangt.

Wilhelm Hertz als Dichter ist Gottfried, nicht Wolfram geistverwandt. Bei der Erneuung des Tristan hatte er also auch aus diesem Grunde eine leichtere Aufgabe zu lösen. Er fand sich aber auch mit Wolfram vortrefflich ab. Er bearbeitete den Parzival so, daß er die Mängel und Auswüchse tilgte, um derentwillen Wolfram gerechten Tadel erntete. Gegen den Parzival, den uns Hertz darbietet, kommen Gottfrieds Vorwürfe nicht mehr auf. Und damit tritt die mittelalterliche Rittermär auch unserm heutigen Geschmack bereits erheblich näher. Allerdings mußte dabei ein Stück von Wolframs Persönlichkeit geopfert werden. Aber gewiß nur zum Vortheil des Ganzen. Was Hertz ausschied, muthet uns auch im mittelhochdeutschen Parzival fremdartig, ja störend an, es kann nur am Original studirt werden und belastet eine Erneuung in schädlichster Weise. Wenn nun auch im Tristan und Parzival von Hertz die Gegensätze Gottfrieds und Wolframs wesentlich abgetönt und gemildert erscheinen, so blieb trotzdem noch genug übrig, um Wolframs Eigenart vollauf zu wahren. Man wird hier im Gesammteindruck den Dichter und sein Werk schätzen lernen und mag sich von diesem Standpunkt aus auch leichter mit dem mittelhochdeutschen Original zurechtfinden. Einem großen Kunstwerk gegenüber wird stets die nachhaltige Gesammtwirkung für das rechte und volle Verständniß zuerst maßgebend sein; dieser bestimmende Eindruck wird sich hernach in der Erkenntniß des Einzelnen befestigen und vertiefen. Schwerlich wird die künstlerische Erhebung beim umgekehrten Lauf, vom Einzelnen zum Ganzen, mit derselben Sicherheit und Stärke zu gewinnen sein. Ich möchte Jedem anrathen, aus Hertz' Tristan und Parzival diese Werke zunächst in sich aufzunehmen. Damit hat er sich den unvergänglichen, bis zu einem gewissen Grad über Zeit und Raum erhabenen poetischen Grundgehalt angeeignet. Hernach vermag er auch leichter die Originale zu genießen, ohne befürchten zu müssen, daß die nun neu hinzutretenden Züge des 13. Jahrhunderts das aus Hertz aufgenommene Bild verändern.

Daß Hertz seiner Uebersetzung jede erdenkliche Sorgfalt angedeihen ließ, versteht sich von selbst. Volle Beherrschung der mittelhochdeutschen Dichtersprache und Vertrautheit mit der gesammten Wolframforschung befähigen ihn zum genauen Verständniß auch der schwierigsten Stellen. Die Wolframforschung hat von jetzt ab ebenso mit diesem prächtigen Buche zu rechnen, wie es die Gottfriedforschung seit dem Erscheinen des Tristan (1877) thut. Ueber die Vorzüge der eigenen Dichtersprache Hertz, über seine Gewandtheit, für den mittelhochdeutschen Ausdruck seinen treffenden neuhochdeutschen zu finden, über die vollendete Rhythmik und Reimkunst seiner Verse vertiere ich auch keine Worte. Das sind allbekannte Thatsachen, von denen sich Jeder aus dem Parzival aufs neue überzeugen kann.

Die wissenschaftlichen Zugaben stehen an Reichhaltigkeit auf derselben Höhe wie die zum Tristan. Sie enthalten eine Abhandlung über die Sage von Parzival und dem Gral, eine Ueberarbeitung eines 1881 in „Nord und Süd" (Juliheft) und 1882 in Sonderausgabe erschienenen Vortrags, und 250 erläuternde, zum Theil sehr umfangreiche und gehaltvolle Anmerkungen zu einzelnen Stellen des Gedichtes. Hauptgewicht ist auf die für diese Gedichte so bedeutsamen Eigennamen gelegt (vgl. z. B. die Anmerkung über den Namen Parzival), wofür Hertz verlässige Sammlungen gewährt. Auch die vergleichende Sagen- und Literaturforschung kommt zu vollem Recht. Dabei bestrebt sich Hertz, die überlieferten Thatsachen reden zu lassen und enthält sich weislich der zahlreichen in diesem oft noch wüsten Stoff wuchernden Hypothesen, die nur durch gelegentliche literarische Verweise Berücksichtigung erfahren. „Ich beabsichtige, dem Leser einen allgemeinen Ueberblick über die zur Untersuchung stehenden Fragen und die wissenschaftlichen Ergebnisse zu gewähren, ohne ihn selbst durch die labyrinthischen Minengänge der Forschung zu führen. Die Anmerkungen sollen nicht bloß Einzelheiten erklären, sondern auch dem, der dem Stoff ein tiefgehendes Interesse entgegenbringt, orientirende Fingerzeige bieten." Durch seine gründlichen Kenntnisse auf dem Gebiet der vergleichenden Sagen- und Literaturgeschichte des Mittelalters löst Hertz auch diesen Theil der Aufgabe vorzüglich. Wir erhalten mit Wolframs Parzival zugleich ein umfassendes Sagenbuch vom Parzival und vom Grat.

Der Gral und das Thorenmärchen, Hauptpunkte der Geschichte z. B. das Fragemotiv, das bei Wolfram „rein ethischer Natur als der Ausdruck menschlichen Mitgefühls" erscheint, werden aufs anschaulichste dargestellt. „Die Sage vom jungen Parzival enthält der erste Theil unsres deutschen Gedichtes, wo erzählt wird, wie der in der Abgeschiedenheit aufgewachsene Heldensohn in die fremde glänzende Welt zieht, Thorenkleider am Leib, Kindeseinfalt im Herzen; wie er die tapfersten Ritter überwindet und die schönste junge Königin erwirbt. Es ist ein Tümmlingsmärchen, das

anmuthigste, das wir kennen. Ueber diesem Theil des Gedichtes ruht ein Maienglanz reinster Poesie.“ Wir lernen die Geschichte vom Gral in allen ihren Wandlungen von ihren ersten Ansäugen bis zu ihrem Verschwinden im 16. Jahrhundert kennen.

In der Abhandlung entwirft Hertz im großen Rahmen der gesammten Sagenüberlieferung ein Bild von Wolframs dichterischer Persönlichkeit und seinem Werk.[1]) Unser Urtheil über Wolframs Selbständigkeit im Parzival ist sehr erschwert, weil des französischen Dichters Crestien von Troyes conte del graal, auf dessen kritische Ausgabe Gottfried Baist uns hoffentlich nicht allzulang mehr harren läßt, nur in ganz ungenügender Gestalt vorliegt, weil wir zudem über Wolframs unmittelbaren Gewährsmann Kiot gar nichts wissen. Man hat mit einer unbekannten Größe zu rechnen, von deren Beschaffenheit Wolframs gewiß bedeutende Selbständigkeit doch immerhin abhängig ist. Ueber diesen Kiot urtheilt Hertz meines Erachtens sehr richtig, wenn er darunter eine Redaktion des Crestien'schen Gedichtes sich denkt, der eine Vorgeschichte, zahlreiche Korrekturen und Einschaltungen und eine Fortsetzung hinzugefügt waren. Wohl oder übel müssen wir aber Wolfram immer nur mit Crestien selber vergleichen. Crestien ist unleugbar der bessere Erzähler, aber Wolfram der größere Dichter. In der Kunst des Vortrags, im klaren, wohllautenden Fluß der Verse ist Crestien dem deutschen Dichter überlegen; dafür gebietet dieser in der Charakteristik, in der Beseelung seiner Helden über eine Poesie des Gemüthes, welche jenem nicht zu Gebote steht. „Wolfram beherrscht den fremden Stoff mit überlegenem Geist und drückt ihm das scharfe Gepräge seiner Persönlichkeit auf. Kein anderer Dichter des deutschen Mittelalters ist so sicher schon aus wenigen Versen zu erkennen, wie Wolfram. Mit der zartesten Empfindung verbindet er einen überraschenden Gedankenreichthum und Tiefsinn, der sich seine eigene Sprache schafft. Mit Bewußtsein strebt er nach Selbständigkeit des Ausdrucks auch auf die Gefahr hin, daß dieser nicht selten dunkel und gesucht barock erscheine. Er erzählt lebendig und liebevoll; aber doch umspielt seine Lippen gar häufig ein schelmisches Lächeln; leicht hingeworfene Scherzreden verrathen uns, daß er allezeit über seinem Stoff steht und seine Individualität seinem Werk nicht opfern will. Stellt er doch selbst seine Ritterwürde höher als seinen Dichterruhm, die That höher als das Wort, den Mann höher als den Dichter. Wenn auf der einen Seite dieses Vordrängen seiner Persönlichkeit seinem Epos im ästhetischen Sinn Eintrag thut, so entschädigt uns dafür auf der anderen Seite der Reichthum und die Originalität dieser Persönlichkeit. Es ist ein ganzer Mann des deutschen Mittelalters, voll Gottesfurcht und Weltfreudigkeit, der uns aus dem Parzivalgedicht mit frischen geistvollen Augen anblickt, kein weltflüchtiger Asket, kein Glaubensfanatiker, sondern ein Mann des Lebens mit hellem Kopf und warmem Herzen, der für alle menschlichen Regungen, hohe und niedere, empfänglich ist.“ Wenn wir im Tristan die Einheit und Abrundung der Handlung bewundern, so entschädigt im Parzival dafür die Vielseitigkeit.

„Welch eine Fülle von Bildern ist in den Riesenteppich dieses Gedichtes eingewebt, glühend in buntester Farbenpracht! Auf der einen Seite die weltliche Ritterschaft des Königs Artus mit ihren Freudenfesten auf lichter Flur, mit Frauendienst und Abenteuerfahrt; auf der andern der geistliche Ritterorden des Grals mit seiner bei aller Herrlichkeit trauerdüstern Burg in einsamer Waldwildniß. Daneben Klinschors Wunderland mit dem Zauberapparat der Ritterromane, mit Wunderbett und Zauberspiegel und auf Erlösung harrenden gefangenen Königinnen. Hier die gastliche Burg des Gurnemanz, wo liebliche Mägdlein den jungen Fremdling im rosenüberschütteten Bad mit linden Händen pflegen; dort Trevrizents stille Waldklause, wo es keine andere Bewirthung gibt als Wurzeln und Quellwasser und ernste heilige Gespräche. Hier die holde unschuldige Kondwiramur, die nachts hülfeflehend an ihres Gastes Bette kniet, zwei Thränen auf den Wangen, eine dritte am Kinn; dort die verbitterte herrische Orgeluse, die eine grausame Freude daran findet, ihre Werber gegen ihren Feind ins Verderben zu jagen; die schuldlos leidende Jeschute auf strauchelnder Mähre, im zerrissenen und nur durch Knoten zusammenhängenden Kleid, durch das ihr schwanweißer Leib schimmert, und daneben die üppige Königstochter Antikonie, die sich von dem kecken Gawan im Sturm erobern läßt und den Störern ihrer Schäferstunde die schweren Schachfiguren an die Köpfe wirft; das reizende kleine Fräulein Obilot, das im Trotz gegen seine große Schwester den unbekannten Gawan zum Ritter wählt, aber um ein Abzeichen in Verlegenheit kommt, da sie nichts als Puppen hat, schließlich ihm ihren Aermel schickt, den der Sieger ganz zerhauen aus dem Kampf zurückbringt, worauf sie ihn triumphirend wieder an den blanken Arm streift — und mitten in diesem wechselnden Gewühl die bezaubernde Gestalt des jungen Parzival, mit der Feenschönheit seiner Ahnfrau, der freudigen Heldenkraft seines Vaters und dem treuen Herzen seiner Mutter, ohne alle Frage die liebenswürdigste Gestalt der ganzen Ritterdichtung. Er trägt wie kein andrer in der konventionellen höfischen Welt die unverkünstelten Züge reiner, rührender Menschlichkeit, und seine Familienliebe hat nur im Volksepos, nirgends aber in der adeligen Kunstdichtung ihresgleichen. Es ist ein Hauptvorzug der Komposition, daß wir ihn auch in der großen Gawanepisode nie ganz aus den Augen verlieren, daß er immer wieder im Hintergrund der Handlung bedeutsam auftaucht, um uns mitten im Gewirr der zufälligen Abenteuer das feste Ziel der Dichtung ins Gedächtniß zu rufen.“

Mich dünkt, eine solche auf Thatsachen gegründete Charakteristik des Parzival, welche die Vorzüge des Gedichtes gebührend hervorhebt und die Mängel keineswegs übersieht, widerlegt am besten die arg übertreibende Abschätzung, die kürzlich ein Germanist, F. Vetter, in seiner Ausgabe des heiligen Georg von Reinbot v. Durne gegen Wolframs „formlosen und gedankenarmen Abenteuerroman“ zur Schau trägt. Wenn man allerdings manchen Parzival-Deutern und -Bewunderern nicht beipflichten kann, dann ist's „der Herren eigener Geist“, den sie hineininterpretiren, weniger das, was Wolfram meinte und wollte.

Der vielbesprochene Parzivaleingang hat nach Hertz einen weit einfacheren Sinn, als man bisher vermuthete. Wolframs sittliches Ideal ist die Treue. „An diesem Ideal gemessen, zerfallen die Menschen in drei Klassen: 1. die getreuen, die guten; ihre Farbe ist weiß; 2. die ungetreuen, die bösen; sie sind schwarz, und 3. die zweifelhaften, die unzuverlässigen, die zwischen gut und böse haltlos hin- und herschwanken; die sind scheckig nach der Elstern Art.“ In Parzival und Kondwiramur will der Dichter uns ein leuchtendes Beispiel der beständigen Treue zeigen. Uhland erkannte in der Treue das Grundmotiv deutscher Heldensage. Wenn Wolfram auf demselben Gedanken seine Dichtung aufbaut, so erfüllt er also innerlich den französischen Ritterroman mit echt deutschem Geiste. Hertz gibt die Stelle folgendermaßen, was als Uebersetzungsprobe gelten mag:

Wenn Wankelmuth beim Herzen wohnt,
Wie das mit Leid der Seele lohnt!
Denn scheckig nach der Elstern Art

[1]) Hier hätte vielleicht die Charakterisirung Wolframs durch Heranziehung seiner sämmtlichen Gedichte und durch Hervorhebung seiner Stellung in der deutschen Literatur noch etwas erweitert werden dürfen.

Ist, wer die Treu mit Untreu paart,
Mit Schmach die Ehre, Fluch mit Heil:
An ihm hat Höll und Himmel teil.
Wer ganz der Falschheit sich gesellt,
Ist schwarz wie Satans finstre Welt.
Doch ein getreuer, steter Sinn,
Der wandelt licht zum Lichte hin.
Die Mär, die wir erneuen,
Die sagt von großen Treuen
Von Weiblichkeit mit rechtem Pfand,
Von Mannes Mannheit fest und grad,
Die sich vor keiner Härte bog,
Vom Mann, den nie sein Muth betrog,
Daß, wo sich ihm ein Steelt entspann,
Sein Stahlaem nicht den Sieg gewann
Mit manchem hohen Preise.
Der kühne, spät erst Weise,
Ich sah ihn vor mir stark und mild,
Für Weibes Aug ein süßes Bild,
Für Weibes Herz ein sehnend Leid,
Doch ein von Makel rillezelt.
Den ich zum Helden mir erkoren,
Ee ist im Lied noch angeboren,
Von dem in hunten Schilderei'n
Manch Wunder wird zu künden sein,

Hiezu halte man das Original:

ist zwivel herzen nâchgehûr,
daz muoz der sêle werden sûr,
gesmnehet unde gezieret
ist, swâ mich parrieret
unverzaget mannes muot,
aln agelstern varwe tuot.
der man dennoch wesen geil:
wand an im sint beidiu teil,
des himels und der helle.
der unstaete geselle
hât die swarzen varwe gar,
und wirt och nâch der vinster var:
sô hnbet sich an die blanken
der mit staeten gedanken.
— — — — — — — — —
ein maere wil i'u niuwen,
daz seit von grôzen triuwen,
wiplîchez wibes reht,
und mannen manheit alsô sleht,
din sich gein herte nie gebonc.
sîn herze in dar an niht betroue,
er stabel, swa er ze strîte quam,
nîn hant dâ sigelîchen nam
vil manegen lobelichen prîs,
er küene, traecliche wîs,
(den helt ich alsus grüeze)
er wiben ougen süeze,
unt dâ bî wiben herzen suht,
vor missewendu ein wâriu fluht.
den ich hie nuo hân erkorn,
er ist maeresbalp noch ungeborn,
dem man dirre âventiure giht,
und wunders vil des dran geschiht.

Simrock übersetzt die erste Hälfte so:

Wo Zweifel nah dem Herzen wohnt,
Das wird der Seele schlimm gelohnt,
Geziert ist und zugleich entstellt,
Wo Verzagtheit sich gesellt
Zu des kühnen Mannes Preis,
Wie bei der Elster Schwarz zu Weiß.
Der mag gleichwohl seöhlich sein,
Denn noch harren beide sein
Himmel oder Höllenschlund.
Wer Untreu hegt im Herzensgrund,
Wird schwarzer Farbe ganz und gar
Und trägt sich nach der finstern Schaar;
Doch fest hält an der blanken
Der mit stätigen Gedanken.

San Marte übersetzt die zweite Hälfte:

Eine Sage ich euch erneue,
Die erzählt von großer Treue,
Von Angst und Freud und Lieb und Leid,
Von Weibes echter Weiblichkeit
Und Mannes Mannheit, her und stark,
Die sich vor keinem Kampf verbarg.
Dem Helden biet' ich also Graß:
Er, Weibes Augen ein süßer Genuß,
Bot Weibesherzen süße Pein.
Unthaten feind, von Unthat rein,
Gewann er, wo er Streit nur fand,
Den Preis mit siegreich kühner Hand.
Wie lang und schwer er auch geirrt,
Wie lang ihn Einfalt auch verwirrt:
Dennoch hat Treu und Stätigkeit
Durch Kampf, Verzweiflung, Noth und Leid
Zum hohen Ziel, das er erkürt,
Den sterng Geprüften hingeführt.
Doch ist für jetzt er ungeboren,
Der von der Sage ward zum Helden
Dieser Abenteur erkoren,
Von denen wunders viel zu melden.

Pannier übersetzt die erste Hälfte:

Wenn Zweifel dringt ins Herz hinein,
So kann die Seele nicht gedeih'n.
Man findet Ehr' und Schmach gepaart,
Wo sich verzagte Sinnesart
Gesellt zu kühnen Mannes Preis
Wie bei der Elster Schwarz zu Weiß.
Doch solch ein Mann muß seelig hoffen,
Denn Höll und Himmel stehn ihm offen,
Scheidet er aus dieser Welt.
Wer sich der Untreu zugesellt,
Hat schwarze Farbe ihm gewiß
Und fällt auch heim der Finsterniß.
Doch weiße Farbe Glanz gewinnt,
Wer Gott und Menschen treu gesinnt.

Böttticher übersetzt die zweite Hälfte:

Eine Mär erneu' ich euch,
Die sagt von Großen Treuen,
Von Weibes echter Weiblichkeit,
Von echtem starkem Mannessinn,
Der hartem Druck sich nie gebeugt.
Wo er — ein Stahl! — zum Streite kam,
Da nahm stets siegreich seine Hand
Gar manchen ruhmesreichen Preis.
Du Kühner — innigsam nur gereift,
— So grüß ich meinen Helden —
Der Frauen Augen süßer Trost,
Und doch der Herzen zehrend Leid,
Des Schlechten wahres Hassen
Den ich hiezu auserkoren,
Noch läßt ihn ungeboren sein
Die Mär, die man von ihm erzählt
Mit allen ihren Wundern.

Ich meine schon aus diesen wenigen Proben ist ersichtlich, wem die Palme gebührt. Diese Auffassung des Eingangs zusammen mit den Schlußversen des Gedichtes:

Weß Leben so sich endet,
Daß er Gott nicht entwendet
Die Seele durch des Leibes Schuld,
Und er daneben doch die Huld
Der Welt mit Ehren sich behält
Der hat sein Leben wohl bestellt —

belehrt am besten über Wolframs Weltanschauung. „Das ist des menschlichen Lebens höchstes Ziel, daß man sich des Himmels Huld verdiene, ohne den Freuden der Erde den Rücken zu kehren. Hoch über der mönchischen Gralritterschaft thront Parzival im Arme treuer Liebe.“ Man hat in den Parzival gar viel hineingeheimnißt, vornehmlich

Theologie jeder Art. Aber bei Wolfram „hat die Gralsage den Boden der Legende mit dem der ritterlichen Welt des 12. Jahrhunderts vertauscht und alle jene tiefsinnigen mystisch-symbolischen Beziehungen der religiösen Dichtung sind verschwunden. Aus der das Evangelium verkündenden Gralgemeinde ist eine den geistlichen Ritterorden verwandte Brüderschaft geworden, welche in wilder Waldeinsamkeit ein christliches Wunschkleinod bewacht". Wolframs Gralritterschaft ignorirt allerdings völlig, aber ohne jede polemische Absicht, die bestehende Organisation der Kirche. „Papst und Hierarchie scheinen in der That für diesen Ritterstaat entbehrlich, der durch die Offenbarungen des Grals mit der Gottheit in unmittelbarem Verkehr steht." Aber diese Verhältnisse sind kaum durch Wolfram, vielmehr durch seine Ueberlieferung geschaffen. Wir dürfen nicht nach Nebenabsichten spüren, wo Wolfram uns einzig die Gestalt des höfischen modischen Ritters, in dessen Brust aber ein treues deutsches Herz schlägt, mit lebendigen Farben vor Augen führen will. So erwirbt sich W. Hertz zum Beschlusse auch noch das große Verdienst, daß er uns nachdrücklich in den rechten Standpunkt einweist, von dem aus der Parzival unbefangen, vorurtheilslos und im Sinne des Dichters beurtheilt sein will.

W. Golther.

Thoreau's „Walden".

Henry D. Thoreau wurde am 12. Juli 1817 in dem damals kaum 2000 Einwohner zählenden Städtchen Concord, Massachusetts, geboren, das am Ufer eines auch Concord genannten Flusses liegt. Obwohl die Bevölkerung dieses Ortes sich heutzutage nur auf 4000 Seelen beläuft, hat er eine höchst bedeutende Rolle im geistigen Leben der Vereinigten Staaten gespielt und sich bis auf die letztere Zeit als einen Mittelpunkt der höheren Kulturbestrebungen, nicht nur im Staat Massachusetts und Neuengland, sondern sogar in der ganzen Union erwiesen. Der kleine Strom schlängelt sich in schönen Windungen durch breite, grüne Matten und wurde deßhalb von den dort hausenden Rothhäuten Musketaquid (Grasgrundfluß) genannt; aber die weißen Ansiedler haben in der Regel die sehr bezeichnenden und oft recht wohlklingenden indianischen Benennungen von Flüssen und Bergen nicht richtig zu würdigen gewußt und diese ureigene Nomenklatur rücksichtslos beseitigt. Thoreau's Urgroßvater stammte aus der Insel Jersey und wanderte um das Jahr 1773 nach Neuengland aus. In Boston heirathete er Jane Burns, die Tochter eines eingewanderten Schotten; in den Adern seiner Nachkommen fließt also eine ziemlich gleiche Mischung von französischem und schottischem Blut und diese verschiedenartigen Grundbestandtheile des Charakters kommen als eine merkwürdige Vereinigung von Lebhaftigkeit und Unbiegsamkeit auch in Henry Thoreau's Wesen zur Geltung.

Der Knabe besuchte die „Academy" oder Oberschule in seiner Vaterstadt und bezog mit 16 Jahren die Harvard-Universität zu Cambridge bei Boston. Dort studirte er mit großem Eifer die griechische, römische und indische Literatur sowie die englischen Klassiker und widmete sich mit besonderer Vorliebe den Naturwissenschaften, für welche er sich frühzeitig lebhaft interessirt hatte. Wie fast jeder neuenglische Junge im Alter von 10 bis 14 Jahren pflegte er viele Zeit mit der Angelruthe oder der Vogelflinte im Feld und Wald zuzubringen und diesem jugendlichen Zeitvertreib verdankte er in nicht geringem Grade seine enge und lebenslange Befreundung mit der Natur. Nach Vollendung des vorgeschriebenen Lehrganges erhielt er 1837 die Würde eines artium baccalaureus und kehrte nach Concord zurück, wo er am 6. Mai 1862 gestorben ist.

„Große Geister," sagt Emerson, „haben die kürzesten Biographien. Ihre Vettern und Muhmen wissen nichts von ihnen zu erzählen. Sie lebten in ihren Schriften, und was ihnen im Hause und auf der Straße begegnete, war geringfügig und alltäglich. Wer ihren Geschmack und ihre Gemüthsart kennt, ist mit ihnen am nächsten verwandt." Nach diesem Richtmaß gemessen, steht Thoreau als einer der größten Geister in der amerikanischen Literatur des 19. Jahrhunderts da. Ueber sein äußerliches Leben vermag selbst ein so leidenschaftlicher Verehrer und emsiger Forscher, wie sein Biograph Sanborn, nur Nebensächliches und Unbedeutendes zu berichten. Wir erfahren daraus, daß er ein enthusiastischer Anhänger der Antisklavereibewegung war und daß sein Haus lange Zeit einen Sammelplatz der Abolitionisten und einen Zufluchtsort für flüchtige Sklaven bildete; in dieser Beziehung war er auch ungemein konsequent, weigerte sich, Steuern zu bezahlen, um einen Staat zu unterstützen, welcher „Männer, Frauen und Kinder wie das liebe Vieh an den Thüren des Senats kauft und verkauft", und ließ sich deßhalb ins Gefängniß führen. „Unter einer Regierung, die irgend Jemand ungerechterweise einsperrt," meinte er, „ist der Kerker der rechte Platz für einen rechten Mann." Er wunderte sich also, daß nicht jeder rechtschaffene Mensch demgemäß handelte; und als Ralph Waldo Emerson ihn im Gefängniß besuchte und erstaunt ausrief: „Henry, warum sind Sie hier?" antwortete er: „Und, Waldo, warum sind Sie nicht hier?" Trotz alledem wird Niemand ernstlich behaupten, daß Thoreau auf die Gestaltung der öffentlichen Meinung zugunsten der Abschaffung der „eigenthümlichen Institution" in derselben energischen und epochemachenden Weise eingewirkt hat, wie William Lloyd Garrison und Wendell Philips.

Fast das einzige Ereigniß in seinem stillen und ziemlich eingezogenen Lebenslauf, das ihn noch immer bei der Nachwelt in frischem Andenken bewahrt, ist sein Einsiedlerthum vom Frühjahr 1845 bis zum Frühsommer 1847 am Ufer des in der Nähe von Concord liegenden einsamen Waldenteiches. Dort baute er sich aus Weißtannen eine Blockhütte, die er sogleich nach ihrer Vollendung bezog und in der er sein bedeutendstes Buch „Walden" schrieb. Dieses eigenartige Werk enthält eine Schilderung seiner Erlebnisse während eines etwas mehr als 2jährigen Aufenthalts in der Waldeinsamkeit, eine Schilderung jedoch, die kaum ihresgleichen in der Weltliteratur findet. Das kleinste Begebniß gibt Veranlassung zu geistreichen Betrachtungen. Ueberall gehen scharfe Naturbeobachtungen Hand in Hand mit tiefsinnigen psychologischen Erwägungen und überraschenden, sich auf das praktische Leben beziehenden Weisheitslehren. So z. B. beschreibt er im ersten Kapitel den Bau seiner Blockhütte und gibt die sich auf ungefähr 120 M. belaufenden Gesammtkosten derselben an; daran knüpft er die trefflichsten Bemerkungen über Geldbegierde und Prunksucht und zeigt, wie das meiste von dem, was man unter dem Namen „Luxus" zusammenfaßt, und viele der sogenannten Bequemlichkeiten des Lebens nicht nur entbehrlich, sondern für die Erhebung des Menschengeschlechtes geradezu hinderlich sind. Die Lebensbedürfnisse des Menschen in unserm Klima lassen sich ziemlich genau unter den Rubriken Nahrung, Wohnung, Kleidung und Brennmaterial vertheilen; denn nicht ehe wir uns dieser Dinge versichert haben, sind wir bereit, an die wahren Probleme des Lebens mit Freiheit und einiger Aussicht auf Erfolg heranzutreten. Man hat Häuser, Kleider und gekochtes Essen erfunden, und wahrscheinlich entstand durch die zufällige Entdeckung der Wärme des Feuers und ihrer daraus folgenden Verwendung, die erst nur Luxus war, unser heutiges Bedürfniß nach Heizung. Selbst die Hausthiere, Katzen und Hunde, haben diese zweite Natur angenommen. Darwin erzählt von den Feuerländern, daß, während er und seine Reisebegleiter gut angezogen um ein Feuer herumsaßen und

froren, „von den weiter hinten stehenden nackten Wilden der Schweiß ob solchen Nöthens nur so herunterlief“. „Ist es unmöglich,“ fragt Thoreau, „diese Abhärtung der Wilden mit dem intellektuellen Dasein des zivilisirten Menschen zu verbinden?“ Eine bedauerliche Entartung ist es jedenfalls, wenn „die in Reichthum und Ueberfluß Lebenden sich nicht nur gemüthlich warm, sondern unnatürlich heiß halten; sie werden gekocht, aber natürlich à la mode“.

Es würde zu weit führen, dem Leser einen Begriff von dem außerordentlichen Gedankenreichthum dieses höchst originellen Buches durch einzelne Citate zu geben. Um dieses Ziel zu erreichen, würde man kaum einen Satz übergehen dürfen und schließlich fast das ganze Werk abschreiben müssen. Zum Glück wird diese Riesenarbeit dem Rezensenten durch die jüngst erschienene vorzügliche deutsche Uebersetzung von Emma Emmerich erspart und überflüssig gemacht.[1]) Es bedurfte einer gewissen Geistesverwandtschaft und gleichempfindenden Genialität, um einen Schriftsteller wie Thoreau nicht nur in seinem Wesen und Streben so vollständig zu würdigen, sondern vor allem in seiner dichterischen Eigenthümlichkeit so getreu zu verdeutschen, wie es seiner jetzigen Dolmetscherin gelungen ist. In Amerika hat „Walden“ zahlreiche Auflagen erlebt und eine neue „Holiday Edition“ in zwei Bänden, mit einer Einleitung von Bradford Torrey und mit vielen Illustrationen versehen, ist soeben in Boston angekündigt worden; auch das uns vorliegende, typographisch schön ausgestattete Bändchen dürfte sich als eine passende Weihnachtsgabe für Natur- und Literaturfreunde, sowie für gebildete Leute und solche, die ihre Bildung erweitern wollen, in jeder Hinsicht eignen. Frau Emmerich hat ihre ungemein schwierige Aufgabe in ausgezeichneter Weise gelöst. „Walden“ bleibt in dieser meisterhaften Uebertragung ein in der Form vollendetes Kunstwerk, das verdient und hoffentlich bestimmt ist, zum geistigen Eigenthum des deutschen Volkes zu werden. Zur Einleitung dient eine kurzgefaßte Biographie, welche über Thoreau's äußere Geschichte und innere Entwicklung, sowie über seine eigenthümlichen Lebensanschauungen die nöthige Auskunft gibt.

E. P. Evans.

Mittheilungen und Nachrichten.

Deutscher Kolonialatlas. 30 Karten mit 300 Nebenkarten. Entworfen, bearbeitet und herausgegeben von Paul Langhans. (Gotha, Justus Perthes 1897.) — Die Besprechung eines Werkes, wie das vorliegende, stößt auf Schwierigkeiten, die den Berichterstatter zwingen, zurückzutreten und das vortrefflich gegebene Uebersichtsbild des Verfassers (allerdings mit einer Reihe unwesentlicher Aenderungen und Kürzungen) zu benutzen. Die neuzeitliche Bewegung zugunsten der Erwerbung von staatsrechtlich dem Mutterlande verbundenen, reichsdeutschen überseeischen Schutzgebieten hat den Begriff der Kolonie im Sprachgebrauch dermaßen vereinseitigt, d. h. auf den der Staatskolonie beschränkt, daß es gewagt erscheinen konnte, eine kartographische Darstellung der gesammten Siedelthätigkeit des Deutschthums mit dem Namen Kolonialatlas zu belegen. Wenn es dennoch geschah, so war die Erwägung maßgebend, daß es nothwendig sei, immer wieder darauf hinzuweisen, daß die heutige Kolonialpolitik des Deutschen Reichs nicht als etwas unvermittelt neues, sondern im Rahmen und im Zusammenhang mit der Jahrhunderte alten kolonisatorischen Thätigkeit aufzufassen ist, dem Anwachsen des deutschen Volksgefühls und der wirthschaftlichen Entwicklung entsprechend. Unter diesem Gesichtspunkt des inneren Zusammenhanges aller deutschen Tochtersiedelungen will der Inhalt der hier gegebenen Karten betrachtet sein. — Die reichsdeutschen Schutzgebiete nehmen freilich am meisten Raum ein; fast ausschließlich aus Handelskolonien hervorgegangene Kulturgebiete, schließen sie weite Strecken wirthschaftlich schwer nutzbaren Landes ein, im Gegensatz zu den Ackerbausiedelungen, die nur das ihnen zusagende Land geschlossen besetzen. Als Maßstab der Kartenverjüngung zum bequemen Vergleich mit Vogels Karte des Deutschen Reichs (1 : 500,000) wurde 1 : 2,000,000 gewählt. Der Anschauung, daß die wirthschaftliche Besitzergreifung das wesentliche Kennzeichen einer Kolonie sei, ist durch viele Nebenkarten größeren Maßstabes Rechnung getragen, in welcher deutsche Pflanzungsthätigkeit, Handel und Verkehr, sowie bisherige Entwicklung der Schutzgebiete zur Darstellung gebracht sind; daneben zeigen Pläne der politischen und militärischen Verwaltungssitze deren Aufblühen und Wachsthum seit der deutschen Besitzergreifung. Die Einzelpläne der Arbeitsgebiete der christlichen Missionen nehmen den ihnen gebührenden Raum ein in Bezug auf deren sittigenden und kulturfördernden Einfluß. Durch sorgfältige Behandlung des Geländes mit farbigen Signaturen wurde dem Kartenbilde Leben und Bewegung eingeflößt und der Ueberblick über die wirthschaftliche Nutzbarkeit erleichtert; ethnographische Uebersichten sind beigegeben. Bequemen Größenvergleich gewähren Uebersichten den Gegenden des Mutterlandes in gleichem Maßstab. — Neben den reichsdeutschen Schutzgebieten sind am eingehendsten diejenigen Länder behandelt, welche sich der Siedelungsthätigkeit deutscher Auswanderer am meisten förderlich erwiesen haben und in welchen das Deutschthum gegenüber fremden Einflüssen seine selbständige Eigenart mehr oder weniger bewahrt hat: die deutschen Ackerbaukolonien. Die zähe Eroberungs- und Ansiedelungspolitik der Welfen, Askanier, Hohenzollern und auch der Habsburger, sowie des Deutschen Ordens nach Osten hin, hat die Länder zwischen Elbe und Weichsel und große Theile ungastlicher Ebenen und Bergbezirke verdeutscht. An diese Thätigkeit knüpft die Arbeit der „Ansiedelungskommission“ an, jener neuzeitlichen Staatskolonisation zum Schutz des Errungenen gegen slavische Hochflut, die besonders auch jenseits der Karpathen im Verein mit dem erwachten magyarischen Staatsgedanken dem Deutschthum in vielen Abbruch gethan hat. Und doch steht auch heute noch die deutsche Ackerbaukolonisation des Ostens nicht still. Deutscher Fleiß und deutsche Tüchtigkeit lassen die deutschen Ackerbausiedelungen in Südrußland trotz slavischer Gegenarbeit immer weiter um sich greifen; bis an die Hänge des Kaukasus und in die Steppen Innerasiens ziehen fortwährend deutsche Kolonistenschaaren; Serben und Rumänen müssen im Banat und in Slavonien deutscher Betriebsamkeit weichen und das neu erschlossene Bosnien bietet deutschen Ackerbauern lohnendes Arbeitsfeld. (Hier sei es dem Berichterstatter erlaubt, an die Thatsache zu erinnern, daß die besseren Stände jener Länder sich immer zahlreicher an der Einholung deutscher Bildung auf deutschen Hochschulen betheiligen und zu deren Verbreitung in ihren Heimathländern beitragen.)

Jenseit des Ozeans summeln sich die deutschen Kolonialgebiete um vier Mittelpunkte: die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit Britisch-Canada, das subtropische Südamerika (im Osten die Urwaldkolonien Südbrasiliens, im Westen die des südlichen Chile), die Südspitze Afrika's bis zum Sambesi mit niederdeutschem Untergrund und deutscher Färbung und als kleinstes Gebiet die Südostecke Australiens. Den Brennpunkten deutscher Siedelungsarbeit in diesen Gebieten sind Nebenkarten größeren Maßstabes gewidmet, geschichtlich anziehende Stätten sind besonders berücksichtigt und auf Verdienste um die Erhaltung deutscher Art Bedacht genommen. — Die Siedelungen der mennonitischen Deutsch-Russen in der Dobrutscha, der Buren in Südafrika, der Schweizer und der Tiroler in Amerika, der Flamen in Wales und auf den flamischen Inseln sind berücksichtigt. Auch gibt die Darstellung nicht nur den jetzigen Stand deutscher Siedelungen, sondern auch der untergegangenen Acker- und Bergbaukolonien, besonders in Europa, wo diese wegen ihrer Kleinheit dem Einfluß des umgebenden Volksthums nicht widerstehen konnten; ebenso sind die brandenburgisch-preußischen Besitzungen an der afrikanischen Westküste in Betracht gezogen. Die deutsche Handelskolonisation, sowohl die mittelalterliche der deutschen Hansa wie die heutige, die ganze Erde umspannende, bildet als wichtiges Glied einen Hauptgegenstand der Darstellung. Anschließend ist das deutsche Wirthschaftsgebiet, die handelspolitischen Beziehungen des Deutschen Reiches zum Auslande, der Schiffsverkehr, die Konsulate, die Kriegsmarine und die wichtigsten Ausfuhr-Industriegebiete behandelt. Ebenso wurde der Verbreitung der geistigen Kultur Rechnung getragen. Besonders hervorzuheben ist die Verzeichnung des Antheils der Deutschen an der Erschließung bisher unerforschter Gebiete.

Durch das Vorstehende ist der reiche Inhalt des neuen „Kolonialatlas“ dargestellt und es kann auf eine Angabe der ausführlichen Inhaltsübersicht verzichtet werden. Der große Fleiß des rühmlichst bekannten Verfassers und die äußerst exakte und geschmackvolle Aus-

---

[1]) Walden. Von Henry D. Thoreau. Deutsch von Emma Emmerich. Johann Palms Verlag, München 1897. XXII u. 356 S.

führung durch die berühmte Firma werden dem neuen, prächtigen Atlanten eine weite Verbreitung, eine Weltstellung sichern.

Ernst Fischer.

K. **Altfränkische Bilder** mit erläuterndem Text von Dr. Theodor Henner. Herausgegeben und gedruckt in der kgl. Universitätsdruckerei von H. Stürtz in Würzburg. — In Uebereinstimmung mit Herkunft und früherer Bestimmung stellt sich abermals um die Jahreswende ein neues Heft der „Altfränkischen Bilder" ein. Schon wiederholt haben wir die Leser dieser Blätter auf den überaus anmuthigen Neujahrsgruß aus Würzburg aufmerksam gemacht. Seine unmittelbaren Vorfahren sind Kalender, welche die eines bedeutenden geschäftlichen Rufs mit Recht sich erfreuende Universitätsdruckerei H. Stürtz zu Würzburg in ansprechendem Gewande Jahre hindurch erscheinen ließ. Aus diesen Kalendern ist nun im Laufe der letzten 3 Jahre eine höchst schätzbare Quelle zur fränkischen Kunstgeschichte geworden, für welche man dem gelehrten Kommentator, Universitätsprofessor Dr. Henner, und dem kunstsinnigen und in hohem Grade opferwilligen Verleger zu aufrichtigem Dank verpflichtet sein muß. Auch wer schon lange offenen Auges in Franken lebt, findet in jedem neuen Jahrgang der „Altfränkischen Bilder" neue Perlen der Architektur, Plastik, Malerei und des Kunstgewerbes unsrer Vorfahren. Es seien aus dem vorliegenden Heft nur hervorgehoben die Thorbauten des alterthümlichen Städtchens Iphofen, an dem so Mancher auf der Reise von Nürnberg nach Würzburg vorüberfährt, ohne zu ahnen, welche architektonische Schönheiten dieses kleine Rothenburg bietet. Als ein wahres Museum der Grabsteinskulptur stellt sich die imposante Reihe der Würzburger Fürstbischöfe im Dom dar. Deßhalb war es wohlgethan, ein der Gothik und ein der Renaissance angehörendes Denkmal aufzunehmen. Für die folgenden Hefte erlauben wir uns die Bitte um Fortsetzung der Mittheilungen aus dem Dom, dessen hohe Bedeutung für die Entwicklung der Kunst in Franken durch alle Stilarten hindurch gewiß unsre Aufsuchen rechtfertigt. Aber nicht nur Kunstwerke, welche stets und Allen zugänglich sind, werden in den „Altfränkischen Bildern" vorgeführt; höchst ist anzuschlagen, daß auch das sonst vergessene Erbe der Vergangenheit pietätvoll und eifrig aufgesucht wird. Diesem Streben haben wir den Abschnitt über die sehr beachtenswerthen Holzreliefe aus der katholischen Pfarrkirche in Kitzingen zu danken, die wohl aus der Schule von Adam Kraft hervorgegangen sind. Und besonders möchten wir noch hinweisen auf die Rückseite des Umschlags, wo eine der kgl. Universitäts-Bibliothek angehörende, durchbrochene Silberplatte aus dem 10. bis 11. Jahrhundert in geradezu vollendeter Weise nachgebildet ist. — Anderwärts geben staatlich sovortrefflaarte Gesellschaften und Vereine Neujahrsblätter heraus. Hier hat die patriotische Opferwilligkeit eines Einzelnen, des Herausgebers, ein Unternehmen geschaffen, das jenen Veröffentlichungen wohl an die Seite treten kann.

Jeannat Emil Frhr. v. Gealthuß: **Probleme und Charakterköpfe.** Studien zur Literatur unsrer Zeit. Mit zehn Portraits. Stuttgart. Druck und Verlag von Greiner u. Pfeiffer. 1898. 418 S. — Das nach innen und außen gleich werthvolle Buch, mit dem der auch als gedankentiefer Dichter bekannte Autor heute auf den literarischen Markt tritt, enthält trefflich geschriebene Essays über Nietzsche, Hauptmann, Sudermann, Tolstoi, Echegaray, Maupassant, Ibsen u. s. w. Auch Richard Voß findet sich eingereiht in diese internationale Dichtergalerie, welche als angenehme Zugabe die behandelten Autoren in effigie, und zwar in sehr gut gerathenen Lichtdruckblättern, vor Augen bringt. Zwischen den Bildnissen Liliencrons und Richard Voß' begegnen wir dem unvergeßlichen Charakterkopf unsres jüngst zur Ruhe gebetteten Wilh. Heinrich Riehl. Gewissermaßen als Intermezzo hat Greatthuß nämlich ein Kapitel über „drei deutsche Hausepoeten" eingeschoben, unter denen er — eine leicht anfechtbare Zusammenstellung — Felix Dahn, Georg Ebers und Riehl, der freilich als Erzähler am besten wegkommt, verstanden wissen will. Ungemein sympathisch berührt es den Kenner und Liebhaber der Riehl'schen Fabulirkunst, wenn Greatthuß sein Urtheil über den berühmten Kulturhistoriker, der Jahrzehnte hindurch eine Zierde der Münchener Universität gewesen, in folgende Schlußworte zusammenfaßt: „Mag man sein novellistisches Programm, das er im zweiten Bande seiner „Feelen Vorträge" in einer überaus feinsinnigen und geistvoll anregenden Parallele „Novelle und Sonate" untergelegt hat, ein wenig einseitig und eckig finden — er nennt sich ja selbst einen „eckigen Tann" — immerhin wird man zugestehen müssen, daß er das, was er anstrebt, ganz erreicht." Wenn er an einer Stelle sagt: „Eine Novelle, die uns mit Gott und der Welt entzweit, statt uns im innersten zu versöhnen, ist darum schon ästhetisch unecht", so wollen wir ihm zwar das Zeugniß ausstellen, daß wie wenige Geschichten kennen, die eine so ausgesprochene Friedensstimmung hinterlassen wie die seinigen. Riehl ist der berufene Dichter des Feierabends, der Erzähler am Kamin, am häuslichen Herdfeuer. Er ist ein Dichter des deutschen Hauses und der deutschen Familie — im wahren Sinne des Wortes ein „deutscher Hausvogt". — Ein Aufsatz über moderne deutsche Lyrik beschäftigt sich liebevoll, wenn auch nicht mit überschwänglicher Einseitigkeit, mit Liliencron und Dehmel. Namentlich von dem Ersteren werden charakteristische, fein gewählte Probestücke citirt, noch immer die vernünftigste Weise, einen Dichter beim großen Publikum einzuführen. Daß der „himmlische Heine" bei dieser Schilderhebung wieder einmal seine Hiebe kriegen muß, scheint uns ziemlich überflüssig. De mortuis nil nisi bene, besonders dann, wenn der Todte zufällig das Lied „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten", geschrieben hat, welches Manchen heute noch immer zehnmal lieber ist als ein ganzer Dehmel'scher Gedichtband; erscheint ja auch dem Verfasser, wie er an anderer Stelle gesteht, eine einzige Scene des „Faust" zehnmal so gedankenreich, als die ganze „Versunkene Glocke".

Einen guten Trumpf spielt der Verfasser mit der Inhaltsangabe des ihm im „Manuskriptabzug" vorgelegenen neuesten Sudermann-Dramas („Johannes") aus; dem erst kürzlich vom Bannstrahl der Zensur befreiten Werk rühmt Greatthuß Scenen „von wunderbarer Schönheit, von grandioser dramatischer Wirkung" nach. — Sehr beherzigenswerth sind die im Schlußkapitel „Publikum, Literatur und Presse" niedergelegten Ansichten des Verfassers, denen wir eine große Verbreitung wünschen möchten, wie denn überhaupt das stattliche Buch „Probleme und Charakterköpfe" die gewissenhafte Arbeit eines scharfsinnigen und warmfühlenden Mannes repräsentirt, der, abseits vom Cliquenwesen, unbekümmert darum, ob es wohl oder wehe thue, seine Meinung frisch und schlankweg herausjagt. Die bekannte Verlagshandlung hat sich sichtlich Mühe gegeben, um den durchweg fesselnd und in flüssigem Stil geschriebenen Literaturstücken ein angenehmes Aeußeres zutheil werden zu lassen. -ee-

„Unser Egerland". Blätter für Egerländer Volkskunde. Herausgeber: Alois John, Eger. — Von diesem Organ des „Vereins für Egerländer Volkskunde" liegt nunmehr der 1. Jahrgang in sechs Nummern vor. Er bringt u. a. einen Aufsatz über den durch seine Beziehungen zu Goethe bekannten Rath Joseph Sebastian Grüner, einen zweiten Aufsatz über dessen kürzlich im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar und im Metternich'schen Schloß Königswart bei Marienbad aufgefundenen, die ältesten Sitten und Gebräuche der Egerländer behandelnden Manuskripte, einen Vortrag über die Bedeutung der „Kreuzsteine", viele Notizen über Egerländer Gebräuche und Sagen und eine Abhandlung über die (angeblich) gothischen Elemente in der Volkssprache des Nordgaues. — Die Zahl der Vereinsmitglieder hat das dritte Hundert überschritten. Der Verein will mit der Zeit auch das gesammte Gebiet des Nordgaues in das Bereich seiner Forschungen ziehen. Der Jahresbeitrag ist auf 1 Krone festgesetzt.

Amberg. Dr. August Sperl.

G. **Leopardi's ungedruckte Manuskripte** sollen am 9. Juni 1898, an dem Italien den 100. Geburtstag seines großen Dichters feiert, veröffentlicht werden. Demgemäß schritt, wie wie schon berichteten, am 21. November eine vom Minister des öffentlichen Unterrichts ernannte Kommission zur Oeffnung der Truhe, in der Leopardi's Manuskripte seit seinem Tode ruhten. Ihr Inhalt bestand in Briefen Leopardi's und vieler berühmter Männer Italiens und anderer Länder, in scherzhaften und satirischen Gedichten, in einer Tragödie in Versen, „Marie Antoinette", datirt vom Juli 1816, und in philosophischen Untersuchungen. Das interessanteste Manuskript von allen jedoch ist eine Anrede an den Gott der Finsterniß Ahriman. Der Herr der Welt, von dem der Dichter sagt, seine Existenz selbst beweise die Herrschaft des Bösen, wird vom Verfasser angerufen, er möge nicht zulassen, daß er das 7. Lustrum seines Lebens erreiche. — Diese Dokumente, schreibt die „Academy", ergänzen die Geschichte von Leopardi's Leben, das er selbst als einen Roman bezeichnet, der wenig äußere Begebenheiten von Bedeutung enthält, das aber Zeugniß gibt von dem inneren Werdegang und dem Ringen einer edel angelegten und empfindsamen Seele.

* **Berlin.** Der geschäftsführende Ausschuß der Kommission zur Bearbeitung eines deutschen homöopathischen

Arzneibuches hielt in diesen Tagen hier eine Sitzung ab. Auf der Tagesordnung stand die Vertheilung der Arbeiten und die Frage der Bewerthung der aus pflanzlichen oder thierischen Stoffen bereiteten Urtinkturen bei Herstellung der daraus angefertigten Verdünnungen. Um in dieser letzteren Frage möglichst die Ansicht aller deutschen homöopathischen Aerzte und Apotheker kennen zu lernen, wird, da die Abstimmung in der Kommission ein übereinstimmendes Urtheil nicht ergeben hat, der „Apotheker-Zeitung" zufolge seitens des Deutschen Apothekervereins ein Fragebogen versandt werden.

* **Solothurn.** Am 9. Dez. ist hier der Dichter Alfred Hartmann, einer der beliebtesten schweizerischen Volksschriftsteller, gestorben. Seine bekanntesten Schriften sind die Kilttabendgeschichten, Meister Putsch und seine Gesellen, Erzählungen aus der Schweiz, Junker und Bürger, Schweizernovellen, der gerechte Branntweinbrenner, Auf Schweizererde ꝛc. Er war auch mit Martin Distell einer der Begründer und 30 Jahre lang (1845—1875) Redakteur des „Postheiri". Von seinen kleineren Novellen haben mehrere durch die Vereine für Verbreitung guter Schriften in weitesten Volkskreisen Eingang gefunden.

* **Mailand,** 15. Dez. Gestern starb der Professor der Mathematik und Mechanik am hiesigen Technischen Institut Francesco Brioschi. Er gehörte zu den bedeutendsten Gelehrten auf dem Gebiet der angewandten Mathematik und hat sich besonders durch seine hydraulischen Studien einen Namen gemacht. Brioschi war Präsident der Academia dei Lincei und Senator des Königreichs.

* In der Pariser Académie de Médecine hielt Dr. Eugen Krous einen beifällig aufgenommenen Vortrag über eine neue Theorie und eine neue Behandlung der Fistelstimme. Man erklärte diese sonderbare Stimme bisher durch Muskelkrämpfe des Kehlkopfes oder durch unsichere Bewegungen und Spannungen der Stimmbänder und behandelte auf Grund dieser vagen Theorien bald mit Elektrizität, bald mit Massage, bald innerlich, ohne mit diesen Methoden irgendwelche nennenswerthe Erfolge zu erzielen. Dr. Krous bringt, wie der „Frankf. Ztg." geschrieben wird, eine neue Erklärung, der zufolge die Fistelstimme auf Grund eines räumlichen Mißverhältnisses zwischen der Länge der Kehlkopfnerven und der Länge der Stimmbänder zustande kommt. Dieses Mißverhältniß habe zur Folge, daß die Stimmbänder in einem Zustande dauernder Ueberspannung erhalten werden, und dies sei die Ursache der Fistelstimme. Dr. Krous hat auf Grund seiner Theorie eine neue Behandlungsmethode erdacht, deren Endziel darin besteht, jenes räumliche Mißverhältniß zum Schwinden zu bringen. Mittelst eines Apparats wird der Kehlkopf in wenigen schmerzlosen Sitzungen in der nöthigen Weise medizinirt und der Erfolg soll geradezu überraschend sein.

g. **Rußland.** Die Stadt Rostow hat von einem ihrer Mitbürger, dem verstorbenen Millionär A. L. Kelin, eine Erbschaft von mehr als 2 Millionen Rubel erhalten zur Gründung eines Gymnasiums und, sobald sich die Möglichkeit bietet, einer Universität. — In Moskau starb am 25. November einer der hervorragendsten russischen Archäologen, der Akademiker A. M. Pawlow, der sich besonders um die Erforschung der altrussischen und altchristlichen Alterthümer verdient gemacht hatte.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Dr. J. Goldstein: Berufsgliederung und Reichthum. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1897. — Dr. R. Kuczynski: Der Zug nach der Stadt. (Aus den Münchner Volkswirthschaftlichen Studien, herausgegeben von Lujo Brentano und Walther Lotz.) Ebd. — Dr. J. Jastrow und Dr. Gg. Winter: Deutsche Geschichte im Zeitalter der Hohenstaufen (1125—1273). 1. Bd. Ebd. — H. v. Zwiedinek-Südenhorst: Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreichs (1806—1871). 1. Bd. Ebd. — Dr. Alwin Oppel: Entstehung und Niedergang des spanischen Weltreiches und seines Kolonialhandels. — Wilhelm Kroll: Antiker Aberglaube. (Aus: Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, hggb. von Rudolf Virchow. 12. Serie. Heft 277 u. 278.) Hamburg, Verlag der Aktiengesellschaft vorm. J. F. Richter 1897. — Dr. Georg Paetel: Die Organisation des hessischen Heeres unter Philipp dem Großmüthigen. Berlin, Gebrüder Paetel 1897. — Richard Schmidt: Das Kamasutram des Vatsyayana. Die indische Liebeskunst. Leipzig, Wilhelm Friedrich 1897. — Rudolf Greinz: Das Ei des Columbus. Eine lustige Kleinstadtgeschichte. Leipzig, H. Hackfeil 1897. — Dr. Viktor Kienböck: Der Terminhandel in Getreide, insbesondere an der Wiener Börse für landwirthschaftliche Produkte. — Dr. Frhr. zu Weichs-Glon: Die industrielle Produktion, ihr Wesen und ihre Organisation. — Dr. Richard Weisskirchner: Das Kartellwesen vom Standpunkt der christlichen Wirthschaftsauffassung. — Dr. Richard Weisskirchner: Die Armenpflege einer Großstadt vom Standpunkt der christlichen Auffassung der Armenpflege. — Dr. G. Ruhland: Die Agrarfrage und das internationale Großkapital. (Aus: Verträge und Abhandlungen, hggb. von der Leogesellschaft.) Wien, Mayer u. Komp. 1895—97. — Manuel Schnitzer: Käthe, Ich und die Andern. Zweiter Band von Käthe und Ich. Berlin N, Friedrich Schirmer 1898. — Dr. C. E. Bock: Das Buch vom gesunden und kranken Menschen, neu bearbeitet von Dr. W. Camerer. 16. Aufl. 2. bis 6. Lfg. Leipzig, Ernst Keils Nachf. — Emil Mauerhof: Der Ursprung der Poesie. Zürich und Leipzig, Karl Henckell u. Komp. — *Platon E. Drakoules:* Neohellenic language and Literature. Oxford, B. H. Blackwell, London, Limkin, Marshall, Hamilton, Kent a. Co. Ltd. 1897. — O. v. Sarwey und Fr. Hettner: Der obergermanisch-rhätische Limes des Römerreichs. Heidelberg, Otto Petters 1897. — Die katholische Kirche unsrer Zeit und ihre Diener in Wort und Bild. Heft 1. Hggb. von der Leo-Gesellschaft in Wien. Berlin, Allgemeine Verlagsgesellschaft. — Karl Barthel: Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit. 10. Aufl., bearbeitet und fortgesetzt von Max Borberg. Gütersloh, L. Bertelsmann 1897. — Dr. Fr. Guntram Schultheß: Deutschthum und Magyarisirung. (Der Kampf um das Deutschthum. 9. Heft.) München, J. F. Lehmann 1898. — Heinrich Rindfleisch: Feldbriefe. Hggb. von Eduard Arnold. 5. Auflage. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1898.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Geschichte der deutschen Litteratur von **Wilhelm Scherer.**
Siebente Aufl. Mit dem Bilde Scherers. Geb. in Leinwand 10 M., in Liebhaberband 12 M.

Schillers Frauen. Beiträge zu ihrem Verständnis von **Ludwig Bellermann.** Erster Band. Zweite Aufl. Geb. in Leinwand 6 M.

Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften von **Erich Schmidt,** Prof. an der Universität Berlin. 2 Bde. Geb. in Liebhaberband 25 M.

Aus deutscher Sage und Geschichte. Der deutschen Jugend erzählt von Dr. **Georg Hähnel.** Mit einer Karte in Leinw. geb. 4 M.

Leben der Griechen und Römer
von **Guhl u. Koner.** Sechste, vollst. neu bearb. Aufl. von **Rich. Engelmann.** Mit 1061 Abbildungen. Geb. in Halbfranzband. 20 M. (18656)

Deutsche Nähmaschinen
bester Qualitäten,

ausgestattet mit allen neuesten Erfindungen, Vollkommener Mechanismus, rasches Nähen, elegante Ausstattung, bescheidene Preise.
Keine Erhöhung bei Theilzahlung.
Kataloge und Versandt franko.
Reellste Bedienung.
Chr. N. Schad, München,
Hoflieferant, (18965)
Perusastrasse 11 ✲ Kaulbachstrasse 9.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Freitag, 17. Dezember. Nummer 285.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Übersicht.

Die Eisenbahntarifpolitik. I. Von Dr. Gottfried Zoepfl. — Vom Weihnachtstisch. IV. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Eisenbahntarifpolitik,

besonders im Holzverkehr.[1])

Von Dr. Gottfried Zoepfl.

I.

Wie auf anderen Gebieten der Wirthschaftspolitik, so sind auch auf dem der Verkehrspolitik unsrer Zeit ganz bestimmte Aufgaben erwachsen, welche trotz aller Verschiedenheit im einzelnen deutlich erkennbar hervortreten in allen den Kulturländern, die eben auf der Höhe der Zeit stehen.

Wie unsre Urgroßväter den Ausbau eines Chausseenetzes, unsre Großväter und Väter den Bau eines Eisenbahnnetzes fördern halfen, so ist es unsre Aufgabe, jetzt nach Vollendung der Eisenbahnen dieselben nicht bloß in technischer, sondern namentlich auch in wirthschaftlicher Beziehung mit Hülfe einer möglichst durchdachten Tarifpolitik auf jene Höhe zu bringen, welche derartige Errungenschaften der Kultur nach längerer Entwicklung zu erreichen pflegen, bevor sie verblühen und neuen Erfindungen Platz machen. Außer der höchsten Vervollkommnung des Eisenbahntarifwesens wird als zweite Aufgabe der Verkehrspolitik zur Zeit in jenen maßgebenden Kulturländern der Ausbau der lange vernachlässigten Wasserstraßen betrachtet und damit ein Wettbewerb zwischen dem immer mehr dem Höhepunkt seiner Leistungsfähigkeit entgegengehenden Eisenbahnwesen und der in gleicher Richtung entwickelten Binnenschiffahrt hervorgerufen — ein Wettbewerb, welcher für die Volkswirthschaft solcher auf der Höhe der modernen Verkehrspolitik stehenden Länder von größtem Segen sein muß.

Ein Verkehrspolitiker, der diese Aufgabe der Zeit erkennt, wird weder ein einseitiger Wasserstraßenfreund, noch ein einseitiger Eisenbahnpolitiker mit obligatorischer Abneigung gegen die Binnenschiffahrt sein können: er wird vielmehr mit aller Energie auf die möglichste Vervollkommnung beider Verkehrsmittel zugleich hinarbeiten und nur darauf achten, daß bei diesem Wettkampfe die Waffen, das ist hier die technische Vollkommenheit, gleich sind.

Ich stehe mit diesem verkehrspolitischen Programm auf demselben Boden, auf welchen sich seit 2 Jahrzehnten die preußische Staatsregierung — in erster Linie natürlich das dortige Ministerium der öffentlichen Arbeiten — mit Entschiedenheit, wenn auch mit einer je nach Gunst der Zeitverhältnisse wechselnden Energie, gestellt hat, und mein Streben geht seit einer Reihe von Jahren dahin, das gleiche Programm in Bayern, wo es auf dem Gebiete des Eisenbahntarifwesens und noch mehr auf dem des Wasserstraßenausbaues viel nachzuholen gibt, zur Geltung zu bringen.

Preußen ist uns vor allem im Ausbau der Wasserstraßen — ich darf wohl sagen — meilenweit voraus. Seine Ströme, Rhein, Weser, Elbe und Oder, sind in großschiffahrtsfähigem Zustande, wichtige Kanäle in der Mark Brandenburg dienen dem Verkehr Berlins, der Bromberger Kanal verbindet Oder und Weichsel, der Oder-Spreekanal Oder und Elbe, der Dortmund-Emskanal den deutschen Westen mit der deutschen Nordsee, der Nord-Ostseekanal diese selbst mit der Ostsee. Ein Masse von Projekten stellen in absehbarer Zeit neue Verbindungen im Binnenlande und von diesem nach der Küste in Aussicht und das große Projekt des Rhein-Weser-Elbekanals soll eine durchgängige Verbindung des ganzen Landes von Osten nach Westen herstellen und weiterhin noch einen Anschluß nach Antwerpen erhalten.

Nicht minder rührig ist Preußen namentlich in allerneuester Zeit in der Verwirklichung des zweiten Theils des modernen verkehrspolitischen Programms, nämlich im Eisenbahntarifwesen. Die preußische Eisenbahntarifpolitik läßt deutlich das Bestreben erkennen, im Einklang zu bleiben mit der gesammten Handels- und Wirthschaftspolitik, deren realistischer, nur das Wohl des eigenen Landes ins Auge fassender Charakter es dahin brachte, daß unsre deutsche Großindustrie auf dem Weltmarkte der englischen jetzt die Waage hält.

Die Grundsätze dieser Eisenbahntarifpolitik nun hat der preußische Minister der öffentlichen Arbeiten, v. Maybach, in einem Schreiben an den preußischen Landeseisenbahnrath[2]) vom 30. Oktober 1884 übersichtlich dargelegt und sein Nachfolger hat sich noch im vorigen Jahre ausdrücklich zu denselben Ideen bekannt. Danach sollen möglichst billige Eisenbahntarife eingeführt werden:

I. Zur Förderung der gewerblichen und landwirthschaftlichen Produktion durch erleichterte Zufuhr nothwendiger Roh- und Hülfsstoffe.

II. Zur Förderung des Absatzes einheimischer Erzeugnisse in die durch fremde Konkurrenz bedrohten Bezirke des Inlandes, sowie der Ausfuhr deutscher Erzeugnisse ins Ausland.

III. Zur Unterstützung des Handels deutscher Handelsplätze gegen die Konkurrenz fremder Plätze.

IV. Zur Unterstützung einheimischer Verkehrsanstalten, insbesondere der Staatseisenbahnen, gegen die Konkurrenz fremder Eisenbahnen und Wasserstraßen.

Gegenüber dem Einwande, daß billige, deutsche Tarife von Osten nach Westen, oder von Südosten nach Nordwesten auch der Landeinfuhr von Rußland und Oesterreich her zugute kommen, hat der Minister mit Recht hervorgehoben, daß dieser Verkehr doch nur kurze Entfernungen mehr auf deutschen Eisenbahnstrecken zurücklegen kann. Gerade das in Preußen übliche System des Staffeltarifs, bei dem

[1]) Aus einem Vortrage, gehalten bei der konstituirenden Generalversammlung des Vereins bayerischer Holzinteressenten am 22. November 1897 in München. Der Vortrag erscheint im vollen Wortlaute und mit vielen statistischen Nachweisen in diesen Tagen in besonderer Broschüre.

[2]) Abgedruckt in dem hier mehrfach benutzten I. Band der Beilagen zu den stenograph. Protokollen des preußischen Abgeordnetenhauses 1896.

ja bekanntlich erst nach weiteren Entfernungen ein niedriger Einheitssatz eintritt, begünstigt, ohne daß damit den Abmachungen der Handelsverträge zuwider gehandelt würde, den inländischen Verkehr, während eine einheitlich niedere Grundtaxe ohne Staffel gleich von der Grenze ab der Einfuhr Oesterreichs und Rußlands zugute kommen würde.

Dagegen kommt der Staffeltarif von Osten nach Westen, von Süden nach Norden und von Südosten nach Nordwesten dem Absatz der einheimischen Produktion gegenüber dem Import von den Seehäfen, der ohnedies durch den billigen Wasserweg des Meeres, des Rheins und der anderen Ströme, des Dortmund-Emskanals und anderer Kanäle begünstigt wird, so lange zu statten, bis einmal in fernerer Zukunft durch den Ausbau der Wasserstraßen, des Rhein-Weser-Elbekanals und des Rhein-Main-Donaukanals, auch dem Osten und Südosten ein billiger Wasserweg zu Gebote steht, auf welchem dann ja zur Begünstigung des inländischen Verkehrs dasselbe Staffelsystem, das sich jetzt bei den Eisenbahnen bewährt, in der Festsetzung der Kanalgebühren eingeführt werden kann. Auf jeden Fall hat Bayern, an der Peripherie Deutschlands gelegen, ein Land, welches nach fast allen seinen Absatzgebieten und nach den Seestädten einen sehr weiten Weg zurückzulegen hat, nächst dem Osten Deutschlands, der vom rheinischen Markt noch um 300 km entfernter liegt als Bayern, das größte Interesse an der Eisenbahntarifreform und insbesondere an den Staffeltarifen. Leider kennt man bei uns in Bayern das Staffeltarifsystem in weiteren Kreisen nur aus den wirklichen oder vermeintlichen üblen Erfahrungen, welche Bayern mit den infolge der Agitation vor einigen Jahren wieder abgeschafften preußischen Getreide- und Mehlstaffeltarifen von Osten nach Westen gemacht hat, allein damit ist doch gegen die Bedeutung des Staffeltarifsystems für Bayern nichts bewiesen, denn jener Staffeltarif war ja kein bayerischer, nicht zugunsten Bayerns eingeführt, sondern zugunsten preußischer mit Bayern konkurrirender Landestheile.

Damit komme ich zum letzten Punkte meiner allgemeinen Grundlegung einer modernen Verkehrs- und speziell Eisenbahntarifpolitik, welcher die Schonung oder Schädigung regionaler Interessen, d. h. der Interessen einzelner Gegenden gegenüber anderen deutschen Gegenden, betrifft.

In dieser Beziehung hat bei der Berathung des Grubenholzstaffeltarifs von Osten nach Westen im preußischen Landeseisenbahnrath ein Redner gegenüber den Einwänden des westlichen Waldbesitzes erklärt, im letzten Grunde handle es sich bei dieser Sache um die Frage, ob das regionale Interesse oder das Gesammtinteresse in Deutschland entscheiden solle; mit der Begründung des Deutschen Reiches habe das provinzielle Interesse seine Berechtigung verloren, nur das Interesse der Gesammtheit dürfe noch ausschlaggebend sein. Ein anderer Redner, Graf Zedlitz-Trützschler, schränkte diese Sätze dahin ein, daß die Interessen der einzelnen deutschen Gegenden berücksichtigt werden müssen, soweit es sich nicht darum handle, dem Auslande gegenüberzutreten. Nur wo es nachgewiesen sei, daß dem deutschen Osten oder Süden oder Westen die Aufgabe zufalle, eine Lücke in der Produktion einer deutschen Gegend auszufüllen, welche sonst das Ausland ausfüllen würde, nur da sei das Interesse des gesammten Reichs in Frage. Dieser Satz scheint mir das Richtige zu treffen, denn er stellt auf verkehrspolitischem Gebiete den auch sonst vertretbaren Grundsatz auf: „Erst das engere Vaterland, die Heimath, dann das Reich und zuletzt das Ausland".

Wie sich die dargelegten Grundsätze einer zeitgemäßen Eisenbahntarifpolitik immer mehr Geltung verschaffen, kann man an vielen im preußischen Eisenbahntarifwesen vorkommenden Beispielen ersehen. Und die große Anzahl dieser Beispiele dürfte beweisen, daß die von mir dargelegten Grundzüge einer zeitgemäßen Eisenbahntarifpolitik nicht bloß Büchertheorien sind, sondern in der Praxis bereits hinlänglich durchgeführt und erprobt sind.

Es dürfte deßhalb an der Zeit sein, dieselben Grundsätze und Reformen und dieselben außerordentlich billigen Einheitssätze auch auf das Eisenbahntarifwesen des Holzverkehrs zu übertragen. Auch hier handelt es sich um die Förderung des Absatzes der einheimischen Produktion und die billige Versorgung der Industrie mit Roh- und Hülfsstoffen, um die Unterstützung einheimischer Verkehrswege gegen ausländische, ganz besonders aber um den zweiten der von den Ministern Maybach und Thielen aufgestellten Grundsätze ihrer Eisenbahntarifpolitik, nämlich um „Förderung des Absatzes einheimischer Erzeugnisse in die durch fremde Konkurrenz bedrohten Bezirke des Inlandes". Auch hier hat der deutsche Reichsgedanke auf verkehrspolitischem Gebiete in Kraft zu treten und die betheiligten Staatsverwaltungen zu einem gemeinsamen Vorgehen anzuspornen und dabei zu leiten, denn es handelt sich um die Förderung des Absatzes deutscher Gegenden nach anderen deutschen Gegenden, um dort eine Lücke in der Produktion auszufüllen, welche außerdem vom Auslande ausgefüllt wird.

Die jetzt geplante deutsche Produktionsstatistik würde es ermöglichen, ein klares ziffermäßiges Bild von den verschiedenen Interessen der deutschen Gegenden zu geben. Zur Zeit kann ich nur einige Andeutungen machen. Der Gesammtverkehr der deutschen Eisenbahnen in Holz betrug 1894—1895 9,954,587 t. Davon entfielen auf den norddeutschen Binnenverkehr 4,870,567 t; im einzelnen hatten in dem letzteren den größten Holzverkehr Schlesien (750,000 t), die Provinzen Sachsen und Thüringen (597,000 t), Westfalen (576,000 t), Ost- und Westpreußen (453,000 t). Diese Ziffern besagen jedoch nicht alles, da der für den Holzverkehr so wichtige Versand auf dem Wasserwege hinzukommt. Für Bayern rechtsrheinisch läßt sich der Export mittelst Eisenbahn und Wasserweg auf 700,000 t berechnen und der bayerische Holzeisenbahnverkehr überhaupt auf 2,000,000 t. Der Werth des von Bayern exportirten Holzes dürfte jährlich etwa 50,000,000 M. betragen. Bayern ist also unstreitig jene deutsche Gegend, welche am meisten den Beruf hat, die Lücken der Produktion von Holz in anderen deutschen Gegenden im Wettkampf mit der ausländischen Konkurrenz auszufüllen, und die deutschen Staatsverwaltungen haben die Pflicht, Bayern in der Erfüllung dieses wirthschaftlichen Berufes mit allen ihren verkehrspolitischen Maßnahmen zu unterstützen, wenn anders sie auf Erhaltung und Vermehrung des deutschen Nationalvermögens so bedacht sind, wie es im neuen Deutschen Reiche ihre Pflicht ist. Zu den Gegenden mit lückenhafter Holzproduktion in Deutschland gehört vor allem das rheinisch-westfälische Industriegebiet, welches einen enormen Verbrauch an Bauholz und Schnittholz aufweist und allein schon an Grubenholz über 650,000 t konsumirt; dazu kommt das sächsische Industriegebiet und das große Verbrauchszentrum Berlin. Die Nothwendigkeit billiger Eisenbahntarife aus den deutschen Holzproduktionsgegenden dürfte um so einleuchtender sein, als bei den Produktionskosten und damit dem Preise des Holzes der Transport eine so ausschlaggebende Rolle spielt, wie bei wenigen anderen Artikeln des Güterverkehrs. Bei Grubenholz z. B. ist schon in der Mark Brandenburg der Verkaufspreis im Walde wesentlich niederer, als der Transportpreis nach dem Rhein. Der Preis des Grubenholzes beträgt in den Gegenden östlich der Elbe 3—4 M. für den Festmeter im Walde, am Rhein 10—12 M. ohne die Spesen.

Die Thatsache, daß in Deutschland die Produktionsherde und die Verbrauchszentren für Holz weder durch

Digitized by Google

Kanäle — es fehlt hiefür besonders der Rhein-Weser-Elbekanal und ein brauchbarer Main-Donaukanal — noch durch billige Eisenbahntarife einander gehörig näher gerückt sind, kommt dem Auslande in dem Bestreben, die Lücken der deutschen Produktion mit eigenem Holz auszufüllen, außerordentlich zugute. Wenn man auch nicht, wie sehr viele Forstleute, der Ansicht huldigt, daß Deutschland seinen Bedarf an Holz — natürlich mit Ausnahme der bei uns nicht wachsenden Holzarten — vollständig selbst decken kann, so wird man doch den enorm gestiegenen Import von solchem Nutzholz, welches bei uns selbst wächst, als eine bedenkliche, einer gesunden nationalen Wirthschaftspolitik nicht entsprechende Thatsache betrachten müssen. Da eine Zollerhöhung für die nächsten 7 Jahre ausgeschlossen ist, zudem als zweischneidige Waffe für andere Zweige unsrer Volkswirthschaft erst in letzter Linie ins Auge zu fassen ist, muß man verkehrspolitische Reformen erstreben, welche die Erzeugungs- und Gebrauchsgebiete für Holz einander näher bringen. Man darf sich dabei durch die Holzimportinteressenten nicht irre machen lassen und muß im voraus mit ihrem Widerstand rechnen, wie auch diese selbst aus ihren Interessen gar kein Hehl machen, sondern dieselben recht kräftig vertreten. Ein Beispiel hiefür bietet die vor einigen Jahren von der Eisenbahndirektion Altona beantragte Herabsetzung unsrer Eisenbahntarife für amerikanisches Kiefernholz, die von den übrigen deutschen Eisenbahnverwaltungen damals abgelehnt wurde. Bezeichnend ist, daß Mannheim, der große Importhafen, damals gegen die Herabsetzung war, weil es eben die noch billigere Rheinschiffahrt hat, daß es aber zugleich ein eigenes Ausnahmetarifchen für amerikanisches Holz von Mannheim nach dem Süden und der Schweiz verlangte. Die Holzimportinteressenten haben umsoweniger Anspruch auf eisenbahntarifarische Unterstützung in Deutschland, weil ihnen solche in ihren Bezugsländern, besonders in Oesterreich-Ungarn und Rußland, in der Form von Exporttarifen und Refaktien in hohem Maße gewährt werden, weil sie ferner in diesen Ländern selbst meist auch billige Binnenwasserstraßen benützen können, weil sie ferner im Verkehr von Land zu Land den noch billigeren Seeweg benutzen und alsdann beim Eindringen in das deutsche Wirthschaftsgebiet abermals fast durchweg den billigen Wasserweg der Ströme und Kanäle zur Verfügung haben; denn vier Fünftel des deutschen Imports an Holz kommen auf dem Wasserwege herein. Oesterreich-Ungarn hat für den Export seines Holzes Eisenbahntarife, welche auf Einheitssätze von 2.0 und 1.6 Pf. herabgehen, Rußland hat für seine Massenexportartikel, wie Holz, Petroleum u. s. w., Exporttarife, vielfach auch Staffeltarife, deren Sätze auf 1.4 bis 1.3 Pf. heruntergehen; die Billigkeit des Seeweges mögen Sie daraus ermessen, daß z. B. die Eichenholzexporte Slavoniens um 5—10 M. per Kubikmeter billiger über Fiume durch das Mittelländische und Atlantische Meer nach einem deutschen Rheinhafen verfrachtet werden, als auf der Eisenbahnstrecke Passau-Aschaffenburg. Von Amerika beträgt die Seefracht für 1 Kubikmeter Eichenholz, der bei uns einen Preis von 110—120 M. erzielt, nur 28 M. Bei diesen Verhältnissen wird es begreiflich, daß es z. B. der Importfirma K. Gärtner in Hamburg möglich wird, amerikanisches Kiefernholz von Hamburg auf der Elbe nach Aken und Riesa zu bringen und dort auf die Eisenbahnen umzuschlagen, und ebenso findet darin die stets wachsende Bedeutung Mannheims als Importhafen für überseeisches Holz ihre Erklärung.

Ich sage, die wachsende Bedeutung, denn ich bin überzeugt, daß die Fluthwelle der ausländischen Konkurrenz, die vielleicht bei dem Artikel Getreide ihren Höhepunkt schon hinter sich hat, bei dem Artikel Holz noch lange nicht ihren Höhepunkt erreicht hat.

Den gegenwärtigen Stand des Imports mag man daraus entnehmen, daß im Durchschnitt der Jahre 1891 bis 1894 in Deutschland jährlich eingeführt wurden: 2,882,120 t Bau- und Nutzholz. Davon kommen auf:

Schweden und Norwegen	396,111 t	= 13 %
Oesterreich-Ungarn . .	979,890 t	= 34 %
Rußland	1,396,272 t	= 48 %
Vereinigte Staaten . .	68,758 t	= 2½ %

Der Werth des 1894 eingeführten Holzes wird auf 118 Millionen Mark geschätzt. Schon aus dieser hohen Werthziffer kann man erkennen, daß es sich bei dem Holzimport zum weitaus größten Theile um bereits bearbeitetes Holz, hauptsächlich Bretter, handelt, und es liegt ja auch nahe, daß man bei so weiten Entfernungen des Weltmarktes das Holz erst im bearbeiteten und dadurch leichteren und werthvolleren Zustand transportirt. In Schweden besteht sogar ein Gesetz, welches behufs Förderung der einheimischen Sägeindustrie die Ausfuhr von kleinem Stammholz, wie Grubenholz, geradezu verbietet. Dieser Charakter des deutschen Holzimports läßt erkennen, daß gegenüber der ausländischen Konkurrenz nicht bloß die Urproduktion von deutschem Holz, der Waldbesitz und der dieses einheimische Holz absetzende Holzhandel, sondern namentlich auch die deutsche Sägeindustrie und der Handel mit deutschen Brettern ein gemeinsames Interesse haben. Insbesondere ist die Konkurrenz von Nordamerika her, namentlich durch die Erschließung der südlichen Theile der Vereinigten Staaten, für die nächste Zukunft gefährlich. In diesen Urwäldern ist das Holz nahezu werthlos. Wie leistungsfähig die amerikanischen Sägewerke sind, geht daraus hervor, daß in den drei Waldstaaten Michigan, Wisconsin, Minnesota 25,708 Sägewerke in den letzten 14 Jahren 2426 Millionen oder durchschnittlich im Jahre etwa 173 Millionen Festmeter Holz verarbeitet haben.

Wie ist nun dieser überseeischen Konkurrenz gegenüber die deutsche Holzproduktion und Sägeindustrie in den Stand gesetzt, die Lücken in der deutschen Produktion auszufüllen? Sind hier die regionalen Interessen und die Gesammtinteressen des Deutschen Reiches gegenüber den Interessen des Auslandes in gehöriger Weise gewahrt? Genießen die Hauptproduktionsstätten für Nutzholz des östlichen und des südlichen Deutschland, insbesondere Bayern, dieselben günstigen Verkehrsbedingungen, wie das nach Deutschland Holz importirende Ausland? Sind die Einheitssätze ihrer Eisenbahntarife ebenso niedrig wie bei den Exporttarifen in diesen Ausfuhrländern, steht ihnen auch für vier Fünftel ihres Versandverkehrs ein enorm billiger Großschiffahrtsweg zur Verfügung? Leider muß ich alle diese Fragen mit Nein beantworten.

Die bisher in Deutschland ausgebauten Wasserstraßen, wozu demnächst noch der Dortmund-Emskanal kommt, dienen gewiß auch dem inneren Verkehr, ganz besonders aber dem Import- und Exportverkehr. Die eigentlichen Wasserstraßen für den inneren Verkehr, der Rhein-Weser-Elbekanal und der Main-Donaukanal, welche für die bedeutendsten agrarischen und industriellen deutschen Produktions- und Verbrauchsgebiete in beiderseitigem Interesse eine leistungsfähige Schiffahrtsverbindung bringen würden, werden merkwürdigerweise von den Vertretern der landwirthschaftlichen Interessen so heftig bekämpft, daß ihr Ausbau nicht zustande kommt. Ich sage „merkwürdigerweise", denn ich kann mir diese Thatsache nur erklären durch eine den landwirthschaftlichen Interessen recht schädliche Uebertragung der Feindschaft gegen die dem Importverkehr dienenden Wasserstraßen auf die ganz speziell dem eigenen inneren Verkehr Deutschlands nützenden Wasserstraßen. Diese Gegner schütten das Kind mit dem Bade aus. Gewiß sind der Rhein und die Elbe Wasserstraßen, welche den Import im hohen Maße begünstigen, gewiß gilt auch gleiches vom

Nord-Ostseekanal und vom Dortmund-Emskanal und gerade für die Holzeinfuhr von Rußland und Schweden wird durch diese beiden Kanäle ein neuer sehr leistungsfähiger Verkehrsweg direkt ins Verbrauchsgebiet geschaffen — allein diesen Gefahren gegenüber ist es doch das allerschädlichste, wenn man nun die feindliche Stimmung gegen jene der Konkurrenz dienenden Verkehrswege auf die dem eigenen Verkehr und Absatz nützlichen Verkehrswege überträgt und, wie so viele unsrer Vertreter landwirthschaftlicher Interessen, allen, mit Ausnahme von rein lokalen Verkehrsprojekten, absolut feindlich gegenübertritt. Da sollte man doch lieber den richtigen Mittelweg gehen und solche Verkehrsprojekte unterstützen, welche einer deutsch-nationalen Wirthschaftspolitik, der Verbindung deutscher Produktions- und Verbrauchsgebiete im höchsten Maße förderlich sind. Man kann ja selbst die Wirksamkeit der beiden inländischen Wasserstraßen, des Rhein-Weser-Elbekanals und des Donau-Mainkanals, auf das deutsch-nationale Gebiet beschränken und gegen Oesterreich-Ungarn wesentlich abschwächen durch eine entsprechende Kanalgebührenpolitik. Wer aber, wie dies bei mir der Fall ist, der Anschauung ist, daß Deutschland für ein abgeschlossenes nationales Wirthschaftsgebiet zu klein, bezw. zu reich an Industrie ist, daß nur ein größeres, mitteleuropäisches, in erster Linie deutsch-österreich-ungarisches Verkehrsgebiet die Bedingungen für eine möglichst selbständige Wirthschaftspolitik bietet, der wird auch jene Verkehrsprojekte rückhaltlos unterstützen, welche der Förderung des Verkehrs zwischen Deutschland und Oesterreich dienen. Immer aber ist es nöthig, ein Verkehrsprojekt einzeln nach allen in Betracht kommenden Beziehungen hin zu studiren, bezw. durch die Staatsverwaltung studiren zu lassen und niemals sollte man, wie dies in Bayern beim Donau-Mainkanal der Fall ist, ein Verkehrsprojekt aus allgemeiner Voreingenommenheit ohne solche eingehende Prüfungsarbeiten von vornherein verwerfen. So schädlich unstreitig der im Bau begriffene Dortmund-Emskanal der Produktion und dem Absatz des bayerischen Holzes werden wird, so nützlich wäre dieser der projektirte Donau-Mainkanal, ebenso nützlich, wie dem zweiten bedeutenden Holzproduktionsgebiete Deutschlands, dem östlichen Deutschland, der Rhein-Weser-Elbekanal. Beide Kanäle sind aber nicht gebaut — mit dem alten Donau-Mainkanal brauche ich wohl nicht mehr zu rechnen — und deßhalb ist in Bezug auf den billigen Wasserweg der Absatz der wichtigsten deutschen Produktionsplätze für Holz gegenüber ihrer ausländischen Konkurrenz ganz entschieden in einem überaus schwerwiegenden Nachtheile.

In einem nicht minder schweren Nachtheile ist die deutsche Holzproduktion und Säge-Industrie gegenüber ihren deutschen Absatzgebieten auf dem Gebiete des Eisenbahntarifwesens. Während in den ausländischen Exportländern die Nutzholztarife auf Einheitssätze von 1½ Pf. heruntergehen, während auch in Deutschland für fast alle wichtigeren Massengüter und selbst für höherwerthige Güter als Nutzholz, wie ich einleitend gezeigt habe, in den letzten Jahren außerordentlich niedere, bis auf den Einheitssatz von 1 Pf. herabgehende Eisenbahntarife behufs Förderung des deutschen Exports, behufs Bekämpfung des ausländischen Imports und namentlich zur engeren Verbindung deutscher Produktions- und deutscher Verbrauchsgebiete eingeführt worden sind, bestehen bei den Eisenbahntarifen für Holz in Deutschland im großen und ganzen noch dieselben Verhältnisse wie sie vor 20 Jahren eingeführt worden sind, und die vereinzelten Ansätze zu Reformen, die ich sogleich mittheilen werde, beweisen nur, wie nothwendig eine allgemeine durchgreifende Reform des Holzeisenbahntarifwesens in Deutschland ist.

Der Artikel Holz ist in Deutschland bekanntlich in die drei Spezialtarife aufgetheilt, deren Klassifikation für Deutschland einheitlich ist, zu welchen aber von den einzelnen Staaten mit selbständiger Eisenbahnverwaltung eigene Ausnahmetarife auf eigenem Gebiet sowohl, wie auch in Vereinbarung mit angrenzenden Staaten eingeführt werden können. Die Spezialtarife sind also nur als Klassifikationen, als Eintheilungen der Güter zu betrachten, und ihre Tarifsätze sind nur Normalsätze, welche nur da gelten, wo kein eigener Ausnahmetarif eingeführt ist. Die meisten Güter in Deutschland dürften aber wohl zu Ausnahmetarifen befördert werden. Das Holz des Spezialtarifs I ist das spezifisch-ausländische Holz, dessen Kultur bei uns nicht betrieben wird. Die höheren Tarifsätze für dieses Holz sind schon durch den höheren Werth desselben bedingt. Das Holz, das uns hier interessirt, nämlich das in deutschen Wäldern gepflanzte Bau- und Nutzholz in roher und verarbeiteter Form, steht bei uns im Spezialtarif II und III. Der Spezialtarif II enthält alles höherwerthige Nutzholz, vor allem das höherwerthige unverarbeitete Stammholz, dann das zu Brettern oder Cellulose und Holzstoff bereits verarbeitete Holz; in den Spezialtarif III ist das geringerwerthige Holz aufgenommen. Diese tarifarische Eintheilung unsres deutschen Holzes in Spezialtarif II und III ist nun gerade 20 Jahre alt, praktisch aber so gut wie bedeutungslos, denn der ganze deutsche Holzverkehr wickelt sich ab auf der Grundlage von Ausnahmetarifen zu Spezialtarif II und Spezialtarif III, und schon daraus ist ersichtlich, daß die Tarifirung des Holzes für eine durchgreifende Reform reif, ja überreif geworden ist.

Im einzelnen wird das Sägeholz des Spezialtarifs II, das sind also die Bretter, in Deutschland auf Grund von hiefür eingerichteten Ausnahmetarifen für 3 Pf. der Tonnenkilometer gefahren. In Bayern hat man dafür den Ausnahmetarif 1 a mit dem Einheitssatze von 3 Pf., im Wechselverkehr Bayerns mit den angrenzenden deutschen Staaten ergibt sich bei Aufrechnung der Fracht in einzelnen Fällen ein Einheitssatz von 2.8 Pf., in einem Falle von 2.78 Pf.; außerdem hat Bayern für den Exportverkehr mit Italien, Frankreich, Schweiz, Belgien und den Niederlanden ermäßigte Einheitssätze erreicht, welche auf die Grundtaxe von 3 Cent. herabgehen, praktisch aber wegen des ganz bedeutungslos gewordenen bayerischen Holzexports nach diesen Ländern so gut wie wirkungslos sind. Das Stammholz des Spezialtarifs II wird in Norddeutschland gleichfalls nach dem Ausnahmetarif von 3 Pf. befördert, in Württemberg, Baden und Bayern bestehen für dieses Holz eigene Ausnahmetarife, welche einen Einheitssatz von 2.7 Pf. aufweisen. In Bayern ist dies der Ausnahmetarif I b. Außerdem hat Bayern im Wettbewerb mit dem Holzexportverkehr aus Bayern nach Heilbronn den Ausnahmetarif 9 zu Spezialtarif II, den sog. Main-Umschlagstarif, welcher in einzelnen Relationen auf den Satz von 2.2 Pf. herabgeht, im Durchschnitt aber eine Grundtaxe von 2.5 Pf. aufweist.

In Preußen ist außer dem allgemeinen Ausnahmetarif mit dem Einheitssatz von 3 Pf. für alles Holz des Spezialtarifs II eine ganze Reihe von niedrigeren Ausnahmetarifen namentlich im Laufe der letzten Jahre eingeführt worden, insofern als die Hölzer dieses Tarifs, also vor allem Stammholz, Bretter und das Fabrikat „Cellulose", nur in einem ganz platonischen Verhältniß zu dem Spezialtarif II und seinem Einheitssatz von 3.5 Pf. stehen, daß ferner der allgemeine Ausnahmetarifsatz von 3 Pf. für alle Hölzer des Spezialtarifs II in der Hauptsache auch nur eine leere Form ist, daß Preußen vielmehr praktisch das Holz des Spezialtarifs II, nämlich Bretter und Stammholz, auf den für den Holzverkehr wichtigen Strecken mit Staffeltarifen bis zu 2.2 Pf. oder wenigstens mit Einheitssätzen von 2.6 und 2.4 Pf. trans-

portirt; bei dem Cellulosefabrikat geht der Staffeltarif gar auf den Einheitssatz von 1 Pf. herunter.

Die Einreihung des höherwerthigen Nutzholzes in den Spezialtarif II ist also nur noch eine Form und auch die Festhaltung des Werthunterschieds tritt gegenüber der immer mehr individuell werdenden Gütertarifirung auf Grund bestimmter wirthschaftlicher Bedürfnisse zurück. Sonst könnte der werthvollste Artikel unter den Hölzern des Spezialtarifs II, nämlich das Cellulosefabrikat, nicht einen Ausnahmestaffeltarifsatz von 1 Pf. erhalten, während derselbe Satz für Stammholz und Bretter nur bis 2.2 Pf. herabgeht. Ueber kurz oder lang werden in Norddeutschland für Stammholz und Bretter genau dieselben äußerst niedrigen Staffeltarife und Einheitssätze eingeführt sein, welche, wie ich schon dargelegt habe, für die meisten anderen wichtigen Massengüter, Kohle, Steine, Metalle, Salze u. s. w., für den Exportverkehr und für den Absatz von den deutschen Produktionsgebieten zu den deutschen Verbrauchsgebieten bereits eingeführt sind. Das liegt ganz in der Richtung der preußischen Eisenbahntarifpolitik und daß die Ausdehnung derselben auf Holz nicht mehr lange auf sich warten läßt, das beweist klar die heuer erfolgte Reform der preußischen Eisenbahntarife für das Holz des Spezialtarifs III.

Dem Spezialtarif III sind nämlich eingereiht: die geringerwerthigen Hölzer, und zwar besonders das Brennholz und das Grubenholz, dann das Rohmaterial für die chemische Cellulosefabrikation, das ist Stammholz mit einer auf 2.5 m begrenzten Länge, dann das für die mechanische Holzstoff-Fabrikation bestimmte Rohmaterial, das sogenannte Schleifholz mit einer auf 3.5 m begrenzten Länge und einer auf 20 cm begrenzten Stärke.[1]) Während für das Cellulosefeholz in Bayern die eigentlichen Sätze des Spezialtarifs III, nämlich 2.7 bis 2.2 Pf. bei Entfernungen über 100 km, gelten, haben wir in Bayern für Schleifholz im inneren bayerischen Verkehr und im Verkehr mit Sachsen einen Ausnahmetarif zu Spezialtarif III mit dem Satz von 2 Pf. In Preußen und Hessen dagegen wurde heuer — und das ist eine sehr wichtige Thatsache — gleichzeitig mit der Einführung des Rohstofftarifs für die Brennmaterialien Kohle, Torf und Brennholz der Rohstofftarif auch auf sämmtliche Hölzer des Spezialtarifs III, Cellulosefeholz, Schleifholz, Grubenholz u. s. w. ausgedehnt, und die weitere Ausdehnung desselben auf Nutzhölzer des Spezialtarifs II ist in Preußen wohl nur eine Frage der nächsten Zukunft, ich darf wohl sagen, des nächsten Jahres. Wie ich schon dargelegt habe, beträgt die Fracht nach dem Rohstofftarif für 1 tkm bei Entfernungen von 1—350 km 2.2 Pf. und über 350 km 1.4 Pf. + 7 Pf. Abfertigungsgebühr bei Ladungen von 10,000 kg. Nach dem Vorbilde Preußens beschloß heuer auch die bayerische Regierung, den Rohstofftarif, welchen sie seinem ursprünglichen Inhalt nach für Düngemittel u. s. w. bereits eingeführt hat, auch auf die Kohlen auszudehnen, dagegen konnte sich Bayern nicht entschließen, den Rohstofftarif auch auf die Hölzer des Spezialtarifs III auszudehnen, und beschränkte sich auf die Einbeziehung des Grubenholzes in den Rohstofftarif.

Die Frage, ob Bayern gut daran that, mit der Einbeziehung der sämmtlichen Hölzer des Spezialtarifs III in den Rohstofftarif zu zögern, führt mich zum Schluß meiner Darlegungen zu der Frage, wie das bayerische Eisenbahntarifwesen für Holz überhaupt umzugestalten ist, um den Bedürfnissen und Anforderungen der Zeit zu entsprechen; denn es ist doch klar, daß eine einseitige Einführung des Rohstofftarifs, also des 1.4 Pf.-Satzes für das Cellulosefeholz und Schleifholz unter Beibehaltung des ganz veralteten, viel zu hohen 3 Pf.-Satzes für Bretter, sowie auch des 2.7 Pf.-Satzes für Stammholz, eine schreiende Ungerechtigkeit gewesen wäre. Preußen konnte sich die Tarifherabsetzung für die Hölzer des Spezialtarifs III eher gestatten, denn die Erzeugung von höherwerthigem Stammholz und von Brettern fällt dort nicht so schwer in die Waagschale wie bei uns in Bayern und zudem sind in Preußen, wie ich gezeigt habe, bereits mehr und billigere Ausnahmetarife für diese Holzarten des Spezialtarifs II eingeführt, als bei uns in Bayern. Trotzdem wird auch Preußen noch die Konsequenz der Ausdehnung des Rohstofftarifs auf die Hölzer des Spezialtarifs III ziehen müssen durch weitere sehr niedrige Ausnahmetarife für die Hölzer des Spezialtarifs II oder durch Einbeziehungen auch dieser Hölzer in den Rohstofftarif. Ob dieser dann mit der Zeit der einheitliche neue Eisenbahntarif für alles Nutzholz wird oder vielleicht ein anderer Staffeltarif, ob sich überhaupt für das ganze Deutsche Reich eine Einheitlichkeit in der Tarifirung von Holz durchführen läßt, ob man sich bei separatem Vorgehen in den einzelnen Gebieten nicht besser den Bedürfnissen anpassen kann, das sind Fragen, welche zur Zeit nicht viel Bedeutung haben, nachdem jetzt einmal der Weg des separaten Vorgehens in den einzelnen Staaten beschritten worden ist und namentlich Preußen mit seiner Ausdehnung des Rohstofftarifs auf die Hölzer des Spezialtarifs III einen folgenschweren Schritt nach dieser Richtung gethan hat. Dadurch ist die Grundlage für die Holz-Eisenbahntarifreform in Bayern eine andere geworden. In meiner vorjährigen Schrift „Die Eisenbahntariffrage unsres Holzverkehrs" habe ich versucht, eine die verschiedenen Interessen ausgleichende Tarifreform vorzuschlagen. Es lag damals vor der von Baron Cetto im Eisenbahnrath gestellte Antrag und der ähnliche Antrag des Holzhändlervereins, nämlich die Bretter aus Spezialtarif II in Spezialtarif III zu versetzen und für rohes Nutzholz aller Art einen neuen einheitlichen Tarif aufzustellen. Ich eignete mir diese Anträge an und hielt mich überhaupt möglichst im Rahmen der hergebrachten Tarifgrundlagen. Jetzt aber, nachdem ich sehe, daß die in Deutschland maßgebende preußische Eisenbahntarifpolitik immer mehr sich von der alten Schablone entfernt, allerdings ohne neue einheitliche Tarifgrundsätze zu suchen, wenn man nicht das Staffeltarifsystem dafür halten will, und sich als Richtschnur nur ein bestimmtes nationalökonomisches Bedürfniß dienen läßt, bin ich zu der Ansicht gelangt, daß man in dem Bestreben nach Reform unsrer bayerischen Eisenbahntarife weitergehen kann und soll, als ich es noch im vorigen Jahre für zweckmäßig erachtete. Die Erwägung, daß jetzt in Norddeutschland die sämmtlichen Hölzer des Spezialtarifs III zum Satze von 1.4 Pf. gefahren werden, daß ferner in anderen preußischen Ausnahmetarifen zu Spezialtarif II so verhältnißmäßig hochwerthige Artikel wie Cellulose zu Einheitssätzen bis herab auf 1 Pf. befördert werden, dürfte es rechtfertigen, daß ich jetzt andere Tarifziffern für richtig halte, als in meiner vorjährigen Schrift, von deren sonstigem Inhalte ich deßhalb nichts zurückzunehmen brauche. Wenn Preußen so weit geht, dann wird Bayern, welches keine Importinteressen in Holz hat, wie Preußen durch seine Seestädte, sondern nur Exportinteressen, kaum auf den 20 Jahre alten Grundlagen seiner Holz-Eisenbahntarife stehen bleiben können. Die bayerische Regierung scheint dies selbst zu fühlen, denn sie erklärte durch ihren Regierungsdirektor v. Hauck in der letzten Sitzung des bayerischen Eisenbahnraths, Bayern werde zwar bezüglich der Ausdehnung des Rohstofftarifs auf alle Hölzer des Spezialtarifs III Preußen ebensowenig folgen wie Württemberg und Baden, allein die Frage werde im Auge

[1]) Von den sonstigen Hölzern dieser Gruppe seien noch erwähnt: Stäbe und Brettchen aus Nadel- und Buchenholz bis 1.25 m Länge und 20 mm Dicke.

Digitized by Google

behalten und insbesondere die Möglichkeit der Rückwirkung auf den bayerischen Holzabsatz und die bayerische Holzausfuhr nicht außer acht gelassen werden.

Ich darf es wohl bei dieser Gelegenheit als sehr rathsam bezeichnen, daß Bayern bei dem gegenwärtigen Bestreben Preußens, die deutschen Produktionsgebiete, z. B. das niederrheinische Industrie- und Bergbaugebiet, mit den wichtigsten deutschen Verbrauchszentren durch möglichst niedere Ausnahme- und Staffeltarife zu verbinden, seine Anschlußerklärung jeweilig davon abhängig macht, daß auch Preußen für einen bayerischen Exportartikel, wie z. B. Holz, seine Theilnahme an einer Ausnahmetarifirung erklärt.

Vom Weihnachtstisch.

IV.

† Nicht als touristischer Plauderer, sondern als gelehrter Forscher berichtet Hr. Prof. Dr. Wilhelm Geiger in Erlangen über seine im Winter 1895 auf 1896 unternommene Reise nach „Ceylon" (Wiesbaden 1898, C. W. Kreidels Verlag. XI. 213 S. 4°). Unser Autor konstruirt nicht, befleißigt sich auch keiner emphatischen Schönmalerei; er läßt die Dinge ruhig auf sich wirken und gibt die Erlebnisse nach dem unmittelbaren Eindruck. Wir folgen ihm von Genua auf dem Norddeutschen Lloyd-Dampfer „Sachsen" über Neapel, durch die Straße von Messina, nach Kreta und Port Said, über den Suezkanal und den Indischen Ozean in den ersehnten Hafen von Colombo. Mit wenigen aber sicheren Strichen zeichnet Hr. Geiger die singhalesische Landschafe und das entsprechende Volksleben; Kokospalmen, Thee, Zimmt, Reis und andere Exportartikel erregen nebst Elephanten, Schlangen, Insekten und indischen Gauklern auf einem Ausflug nach Mount Lavinia, dem Tivoli Colombo's, unsre Aufmerksamkeit. Hierauf folgt ein Blick über die Geschichte Ceylons, er stellt dem Leser seine indischen Freunde vor und geleitet uns durch die lehrreichen archäologischen, ethnographischen Sammlungen des Museums von Colombo. Dann macht er sich energisch an den Zweck seiner Reise. Neben der uralten Geschichte und Kultur der Insel war es das Interesse an der singhalesischen Sprache und ihren verschiedenen Mundarten, was ihn zum Entschluß brachte, seine zahlreichen Vorkenntnisse durch eigene Anschauung van Land und Leuten in Ceylon zu ergänzen: „Was für den Historiker der Völker des klassischen Alterthums eine Reise nach Italien und Griechenland bedeutet, das bedeutete für mich die Fahrt nach Ceylon. Dieselben Gefühle, die jenen bewegen, wenn er über das Forum von Rom schreitet, oder von der Höhe der Akropolis herabblickt auf Athen und das attische Land, sie bewegten auch mich, als ich zwischen den Ruinen von Anuradhapura herumwanderte und von dem Felsengipfel von Mihintale hinabschaute auf die zu meinen Füßen ausgebreitete heilige Insel des Buddha." Hr. Geiger suchte sich mit den dortigen Trägern und Pflegern der indischen Gelehrsamkeit in Verkehr zu setzen, las mit ihnen poetische Werke in altklassischer Sprache und gewann auf diese Weise auch Einblick in die indische Betriebsweise wissenschaftlicher Studien. Er kam ebenso mit Priestern wie mit den untersten und letzten Vertretern der verschiedensten Idiome in Verbindung. Daraus ergab sich das Resultat, daß an Kenntnissen die indischen Pandits den europäischen Gelehrten überlegen sind, diese aber ihnen in der Kritik. Viele Mühe gab sich unser Forscher, um einige Kenntniß von der Sprache der maldivischen Inseln zu erlangen, auch in das Gauner-Rothwelsch der Rodiya-Sprache einzudringen und von dem Idiom der Wäddas Proben einzuheimsen. Die Träger der Rodiya-Sprache entsprechen den Zigeunern; die Männer betteln, gaukeln und wahrsagen, die Mädchen singen und tanzen. Die Wäddas sind ein kleines, kaum aus 1200 Köpfen bestehendes, armseliges Jägervolk, eine Mischrasse aus Aboriginern und Ariern, von überaus schlankem und doch zierlichem Körperbau. Außer einem kleinen Lendenschurz haben sie keine Bekleidung und außer dem Gürtelbeil und Pfeil und Bogen keine Waffen. Ihre Sprache ist höchst einfach; Zahlwörter sind unbekannt, weil sie selbe nicht brauchen. Der Wädda in seiner Einsamkeit hat nichts, was man Besitz nennen könnte: „Er hat kein Geld, keine Heerde, deren Anzahl festzustellen ihn interessiren könnte. Die Leute leben auch nie in größeren Gesellschaften bei einander. Was den Einzelnen angeht, sein Weib, seine Kinder, seine Pfeile, das überschaut er mit dem Auge, ohne der Zahlenberechnung zu bedürfen. Sollte er etwa die Bäume seines Waldes oder die Sterne des Himmels zu zählen das Verlangen fühlen?" — Sehr anziehend lesen sich die Berichte über Geigers Rundfahrten nach der „Juwelenstadt" Ratnapura, nach dem Fiedernest Kurunägala und Bandarawela. In Kandy, der altberühmten Königsstadt von Ceylon, stand im 16. Jahrhundert König Wira Wikroma's Residenz; unter den reichen Tempelschätzen zeigt man noch den Augenzahn des Buddha und auf dem Gipfel des Adams-Pick die meterlangen Eindrücke seiner Füßel Auch der von König Walagombahu erbaute Tempel zu Dambal wird in Augenschein genommen und die Ruinen von Anuradhapura. In Maha-Wihara grünt der vor 2000 Jahren durch Mahinda, den buddhistischen Apostel Ceylons, gepflanzte Bo-Baum. Der in glockenförmiger Gestalt erbaute Ruwanwäli-Dagoba (Dagoba-Reliquienschrein) erregt hohes, architektonisches Interesse. Bei dieser Gelegenheit gibt uns Hr. Geiger eine Biographie Buddha's und einen kurzen Ueberblick seiner Lehre. Buddha (= der Erlauchte) ist kein Name, sondern ein Titel; er hieß Siddhartha und führte gleich anderen Gliedern seiner Familie den Beinamen Gautama. Er stammte aus dem landadeligen Geschlechte der Sakya, deren Gebiet im nördlichen Theile der Provinz Audy (in Hindustan) lag; 80 Jahre alt, starb er um 480 v. Chr. Es gab aber nach viele (24) weitere Buddha's. Buddha war kein sozialer Reformator; er brachte auch nichts absolut neues in die Welt. Seine Anschauung, welche die Lehre von der Seelenwanderung verdrängte, lag schon innerhalb der Entwicklung des indischen Geisteslebens. Er versuchte „die Lösung von Problemen, die vor und gleichzeitig mit ihm Andere zu lösen versuchten; auch die Wege, auf denen er zu ihrer Lösung gelangt sein will, sind keine gänzlich neuen". Das Ziel seiner Unterweisung ist die Erlösung vom „Elend des Daseins", welches in Alter, Krankheit und Tod gipfelt. Das Leben ist Leiden; die Ursache des Leidens ist die uns mit der Sinnenwelt verkettende Begierde. Seine Lehre ahne Gott und Schicksal, mit der einlullenden Kontemplation und der unendlichen Melodie von Entsagung, Armuth und fortschreitender Verbesserung — wofür? wenn es über das Leben hinaus keine weitere Veredelung und Belohnung, nichts gibt, als ein Aufgeben der Existenz, ein Eingehen oder „Erlöschen" (Nirwana) — erübrigt nur ein trauriges Selbstgenügen, ein freudeloses Dasein, eine vollkommene Resignation. „Ihre wahre und vollkommene Bestätigung findet die Buddhalehre im Mönchsleben. Das Leben des Laien bleibt und sei er auch noch so fromm, nur ein unvollkommenes. Bloß der Mönch kann die höchste Stufe des Arhat erlangen, der im Besitze des Nirwana sich befindet." Für alle Buddhisten gelten fünf Hauptgebote: kein lebendes Wesen zu tödten, sich nicht am fremden Eigenthum zu vergreifen, nicht die Gattin eines Anderen zu berühren (für den Mönch gilt stete Entsagung), keine Unwahrheit zu sprechen und endlich sich der berauschenden Getränke zu enthalten. Uebertretungen werden durch eine Art Beichte gesühnt. Die Monche sollen nur vom Almosen lebrn, Gald und Silber anzunehmen ist ihnen untersagt; der Genuß der Nahrung nur zu bestimmten Tageszeiten erlaubt, die Theilnahme an Tanz, Gesang und Schaustellung, auch das Tragen von Schmuck verboten. Die in der Palisprache verfaßten kanonischen Schriften der Buddhisten haben, nach Ausscheidung der endlosen Wiederholungen, ungefähr den doppelten Umfang unsrer Bibel. Sie zerfallen in drei Theile: Zuerst Vorschriften für die Mönche. Interessanter ist die zweite Abthrilung, eine Kollektion von Unterredungen Buddha's mit seinen Schülern ader die verschiedensten Gegenstände, theils in Prosa, theils in Versen. Dazu gehört auch die merkwürdige Sammlung van Erzählungen aus früheren Existenzen des Buddha, sowie eine Reihe van Spruchversen mit der Quintessenz der buddhistischen Lebensweisheit, manch kostbare Perle der Spruchpoesie enthaltend. Die dritte Abtheilung umfaßt die metaphysischen Schriften, eine nach unserm Geschmacke freilich zumeist recht ermüdende Lektüre. — Die Hauptmerkmale eines echten Buddhajüngers bilden Gelassenheit und Ruhe, Friede, Zufriedenheit, Sanftmuth und Milde. Leidenschaftliches Begehren, Ungeduld, Zorn, Haß und Neid, kurz alle Tugenden unsrer Sozialdemokratie,

Digitized by Google

sind dem Buddhagläubigen fremd. Unzufriedenheit mit dem Loose, welches dem Einzelnen so verschieden fällt, gibt es nicht. Auf alle Wesen erstreckt sich seine Barmherzigkeit, weil Alle, gleich ihm, auf der Stufenleiter der Existenzen dem nämlichen Ziele, dem Nirwana, zustreben. Freilich! — die Frage, wie das Ideal der Buddhalehre von den Gläubigen, den Priestern und Laien verwirklicht wird, erklärt Hr. Geiger für eine sehr heikle. Unser Gewährsmann sah und erlebte Vieles, was „einen außerordentlich verschiedenen Eindruck" hervorruft. Er fand sehr fromme, gläubige Seelen und sehr schmutzige, geldhungerige Priester, Unwissenheit und Indolenz; edelmüthig tröstet er sich und uns mit dem Erfahrungssatze: daß jede Religion Ideale aufstellt, „welche von Niemand ganz, von recht Vielen nur in sehr unvollkommener Weise verwirklicht werden." Der Buddhismus „gehört zu den schönsten Blüthen, die der menschliche Geist hervorgebracht hat"; ihn aber nach Europa verpflanzen zu wollen, wie man in Paris schon den Versuch beliebte, erklärt Hr. Geiger für eine Utopie. „Er ist nicht berechnet für uns rauhe Nordländer, die wir unsre Kräfte stählen müssen zum Kampfe mit einer widrigen Natur und schweren Lebensverhältnissen. Wir bedürfen einer Moral, bei welcher das Prinzip der pflichtbewußten Arbeit, der schaffensfrohen Thätigkeit im Vordergrunde steht." „Indessen, ist irgend etwas darum weniger erforschenswerth, weil es für unser Leben und unsre Kultur praktisch ohne Bedeutung ist? Gewiß nicht! Das hieße dem höheren Banausenthum Thür und Thor öffnen, das ohnehin schon am Ende unsres glorreichen Jahrhunderts in den Hallen der Kunst und der Wissenschaft sich breit macht. Unsre höchste Aufgabe ist und bleibt doch immer, alle Regungen des Menschengeistes zu ergründen und zu erforschen, wo und wie immer auch sie in die Erscheinung getreten sein mögen." — Mit einer Besteigung des Mihintale, desjenigen Berges, von welchem Mahinda, der Sohn des Königs Asóka, dem König Dewanampiya-Tissa die Lehre Buddha's verkündete und der Schilderung der paradiesischen Aussicht, schließt der mit photographischen Originalaufnahmen reich illustrirte, interessante Reisebericht unsres hochverdienten Orientalisten.

Die Skizzen „Aus Indien und Java" von Karl Graeser (Leipzig u. Zürich 1898, bei Th. Schröter, 267 S. 8°) beschäftigen sich nicht mit so hohen, ethischen Problemen. Es sind keine Novellen, nur flüchtig hingezeichnete Figuren und aphoristische Erzählungen, welche die Handlung kaum errathen lassen und im Telegrammenstyl und Satzfragmenten sprechen; die Scenen spielen am Bord eines von Indien rückfahrenden Holländers. Es sind traurige Bilder vom Schweizer Heimweh, Soldatengräbniß zur See, Opfer des indischen Militärlebens in den Sümpfen von Atje und Borneo, der Malarialuft von Djilatjikap und der mörderischen Hitze von Semarang. Leicht hingehauchte Naturschilderungen (z. B. S. 88 „Abend zur See") bilden den Hintergrund. Andere Studien entstammen dem Sommerleben Italiens, den halbvergessenen Liparischen Inseln, wobei furchtbare Scenen aus dem Zuchthäuslerleben und dem entsetzlichen Treiben der Camorra aufgerollt werden. Friedlicher sind die Eindrücke von der Ponza-Insel und eine Rundfahrt um dieselbe, welche Vorwürfe für echte Böcklinbilder bietet. Hier lebt die Zauberin Circe noch als Königin von Saba und Odysseus als echter Duca — Alles „è scritta din' a storia", wie es in der Geschichte geschrieben steht! Auch eine „grotta di Pilato", ganz à la Capri, findet sich daselbst. Eine Burleske aus dem Tübinger Studentenleben und eine giftige Satire „Das geheilte Kopfweh" behandeln mit Peitsche und Spott verschiedene Größen und Branchen des wissenschaftlichen und kommerziellen Lebens.

Als verläßigee Führer durch „Die Riviera" empfiehlt sich Th. Stromers Reisehandbuch (Berlin 1897, bei Albert Goldschmidt); Pläne und Ansichten sind löblich und zweckdienlich.

Die „Geschichte Südafrika's" von Aldrecht Wirth (Bonn 1897, Verlag der Universitätsbuchdruckerei von Karl Georgi, 148 S. 8°) gibt in möglichster Kürze einen Ueberblick über die historische Entwicklung dieses „dunkelsten Erdtheils".

Dem „Bilderatlas zur Geographie von Europa" mit beschreibendem Text von Alois Geistbeck, ausgestattet mit 233 vorzüglichen Holzschnitten nach Photographien und Zeichnungen von Compton, Th. v. Eckenbrecher, Heubner, S. Hepp, O. Schulz und G. Winkler (Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut 1897. Preis in Leinwand gebunden nur 2 M. 25 Pf.) ist ein mit 314 Illustrationen geschmückter „Bilderatlas zur Geographie der außereuropäischen Erdtheile" (ebendas., Preis nur 2 M. 75 Pf.) gefolgt, welcher gleichfalls alle möglichen Ansprüche befriedigt. Was hier im weitesten Sinne für jung und alt zur belehrenden Anschauung gebracht wird, kennzeichnet so recht den glänzenden Fortschritt, welcher im Bereiche der Illustration unsrer Zeit zur Ehre gereicht. Welch Riesenfortschritt von dem ehemals so kümmerlichen „Orbis pictus", der in seinem kunstlosen Bilderschmuck dem glücklichen Besitzer so zahlreiche Neider erweckte! Den beiden Werken zur Seite geht ein gleichgearteter Atlas zur „Zoologie der Säugethiere" mit Text von William Marshall (ebendas., Preis M. 2.50); alle Thiere sind von Fachkünstlern wie Mützel, Specht, Kretschmer u. A. nach dem Leben gezeichnet und kommen in der Art der Bewegung und des Sichgebarens in voller Lebenswahrheit zum Ausdruck. Jede Familie, jeder Kunst- und Naturfreund wird in diesen Bänden die jetzt allgemein bekannte Quelle reicher Belehrung und edelster Unterhaltung finden.

Das nette Buch über Niedersachsen und „Hamburg" von Alfred Lichtwark (Dresden 1897, bei G. Kühtmann, 76 S. kl. 8°) ist den Lesern des „Pan" in guter Erinnerung und wird auch in dieser überarbeiteten Form neue, freundliche Aufnahme in weiteren Kreisen erwerben. Die mächtig aufstrebende Stadt hat als wirthschaftliche Macht ihren Platz gleich nach den Königreichen errungen; sie ist jetzt auch daran, als Pflegerin deutscher Bildung, Kunst und Wissenschaft denselben Rang zu erlangen. Wie wir hören, arbeitet der Herr Verfasser an einem Buch über die Hamburger Künstler des 19. Jahrhunderts. Wir heißen dasselbe schon im voraus willkommen!

„Erlebtes und Erlauschtes" betitelt Frau Therese Krucht ihre „Norwegischen Reisebilder", welche als 1. bis 5. Tausend zu Berlin im Verlag von Ulrich Kracht (177 S. kl. 8°) erschienen „mit vielen Illustrationen" geschmückt, die, meist trüb und taub auf dem dünnen Papier gedruckt, zum Schmucke des Buches wenig beitragen. Der Zweck desselben ist, den Beweis zu liefern, daß eine solche Reise nicht gar zu große Auslagen erfordere; deßhalb verzeichnet die Frau Verfasserin alle Dampfahrten- und Hotelpreise, Führerlöhne u. dgl. Mit emphatischer Begeisterung werden Naturschilderungen entworfen. Sie reist mit ihrem Gatten, der indessen nur auf dem Titelbilde neben seiner besseren Hälfte in Photographie erscheint. Sie schreibt sehr eedselig und mittheilsam nnd strumpft bisweilen im reinsten Berlinerblau, so daß man, aber nicht zu häufig, die geistreiche Frau Wilhelmine Buchholzen zu hören glaubt. Es wor ihr „überwältigend", beim Frühstück auf dem Dampfer „schon kleine Beefsteaks mit — Kartoffeln zu bekommen"; Erdbeeren mit Sahne bilden den „eisenen" Bestand des Desserts; die Kabinen sind „reichlich eng", die Damen „unheimlich fleißig"; man hat etwas „brennend gern", amüsirt sich „riesig" und wird bei dem großartigen Getriebe so häuslich gemüthlich; ein Ponywagen ist ein „Kippeliges Räderdings", wir sitzen im Handumdrehen droben; „die Sonne brennt Löcher in die Natur", auch wird ein „unsichtbarer Ariadne-Faden" citirt. Sehr gern bringt sie Sentenzen aus deutschen Lieblingsdichtern, wie von dem schnellschreitenden Schicksal, „daß es einmal trotz Weh und Ach, doch geschieden sein muß," „es heißt entweder jetzt oder gar nicht," auch kennt sie die Schattenseite der Medaille und weiß „o ja! daß die Wilden doch bessere Menschen" sind. Sie liebt Diminutiva z. B. ein „kleines Küstenbähnchen". Wider Willen sagt sie auch große Wahrheiten, z. B. von der Stadt Bergen: „man kann sehr gut in einem Tag damit fertig werden, man kann aber auch acht Tage dort bleiben!" Es gibt bei ihr eine „absolut schwarze Nacht", man sitzt in Gesellschaft zu „nur unsrer Vier". Mit dem objektiven „wir" konstruirt sie eine Menge Sätze und Seiten. Freilich gewinnt ihre gute Natur doch wieder die Oberhand und bringt dann schöne Schilderungen; Neues „erlauschen" und lernen wie freilich nicht. Hat man erst kürzlich Heyesi's „Glückliche Reisen" genossen, welche dasselbe Gebiet durchstreifen, so bewährt sich die alte Erfahrung, daß immer ein Unterschied bleibt, wenn Zwei dasselbe thun.

Sehr angenehm berührt den Leser die „Alpenluft" von Anna Mayee-Bergwald (Anedoch 1897, bei C. Brügel u. Sohn. 232 S. kl. 8°) durch die bei aller Einfachheit doch sehr farbig-packenden Reiseerinnerungen. Die Dame durchstreift in unermüdlichen Kreuz- und Querzügen das bayerische Hoch-

Digitized by Google

gebirge, von Salzburg und dem Chiemsee bis an die Zugspitz, und zwar zu allen Jahreszeiten; mit besonderer Vorliebe aber verkündet sie die Schönheit des Winters, ein eigener Sport, welchem unsres Wissens zuerst Heinrich Noé huldigte. Die Bilder von einem Abstecher nach Venedig versetzen ganz in die zauberische Stimmung des durch die unvergleichliche Lagunenstadt täglich neu schwirrenden Volkslebens; mit beredten Worten bringt sie ihre Freude zum Ausdruck über die Anwesenheit des Deutschen Kaisers und die aus diesem Anlaß gefeierten Feste. Von einer ähnlichen Begegnung mit dem von seiner Nordlandfahrt rückkehrenden Monarchen berichtet auch Frau Therese Krachi in ihren vorgenannten Norwegischen Reisebildern. Im „Eichenwalde" feiert Frau Mayer-Bergwald allerlei deutsche Ehrentage und Erinnerungen. Dann folgen wieder Eindrücke aus dem Hochland mit den frohen Scenen einer Almkirchweih und Leonhardsfahrt, wahre kulturhistorische Schilderungen, an welche jeder Freund des Volksthums gewiß gern erinnert wird. — Einen Schatz solch uralter „Sagen, Gebräuche und Sprichwörter" hat Dr. Karl Reiser aus dem Allgäu mit behutsamer Hand gesammelt und ohne eigene Zuthaten pietätvoll nacherzählt. Der soeben begonnene zweite Band (Kempten 1897, bei J. Kösel) befaßt sich mit den Kalenderfesten. Es gibt wohl keinen zweiten deutschen Landstrich, der mit solcher Sorgfalt auf diesem Gebiet „abgebaut" und durchforscht wurde.

Unter den fast unübersehbaren Nachtretern Defoë's fand der „Schweizer Robinson" des einer vielbekannten Schriftstellerfamilie angehörigen Pfarrers Johann David Wyß (1743—1818) eine weite Verbreitung. Ursprünglich aus pädagogischen Zwecken nur für seine Familie geschrieben, kam das Buch erst nach dem Tode seines Verfassers in die Welt, erlebte viele Auflagen und Uebersetzungen in fremde Sprachen, wurde öfters von Heinrich Kurz (1841), Erka, Reuleaux, Bonnet überarbeitet, gekürzt und jetzt abermals nach zeitgemäßen Anforderungen durch K. Schlenker verbessert und mit einer Vorrede von Dr. Engel neu eingeführt. Die Ausstattung, wozu die geistreichen Zeichnungen J. Finnemore's aus der englischen Ausgabe herübergenommen wurden, gereicht dem Theo. Straeferschen Kunstverlag (Nürnberg, X 328 S., gr. 8°) zu hohen Ehren. Der Text hätte vielleicht unbeschadet noch weitere Kürzungen ertragen; daß man aber die anheimelnde Schweizer Mundart so sorgfältig verdrängte, war eine ziemlich unnöthige Sorgfalt. Wir schenken ja heutzutage allen Idiomen unsre innigste Theilnahme; wie lieb ist uns gerade durch seine körnige Sprache der wackere Jeremias Gotthelf (Bitzius) geworden! Man wird von ihm, ebenso auch von der in Rede stehenden Leistung unsres Wyß, nach 200 Jahren eine diplomatisch-kritische Ausgabe veranstalten und selbe als Quellenwerk für die damalige Schweizersprache und Kulturgeschichte betrachten, ebenso wie wir jetzt die Schriften des köstlichen Grimmelshausen nach allen Radien verfolgen und studiren. Als Lektüre für die reifere Jugend und als wahres Volksbuch wird der modernisirte „Schweizer-Robinson" indessen gewiß noch lange seine frische Zugkraft bewähren!

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Aus der Schweiz.** Der Regierungsrath des Kantons Freiburg hat das Entlassungsgesuch der nicht Professaren (vergl. Nr. 279 und 283 der Beil.) genehmigt. Damit ist die von mancher Seite noch gehegte Hoffnung geschwunden, daß es vielleicht doch noch gelingen könnte, eine Verständigung mit den Austretenden herbeizuführen. Welchen Eindruck dieser Vorfall selbst in den katholischen Kreisen der Schweiz macht, können wir aus einigen Zeitungsberichten schließen. So bemerkt die katholische „Ostschweiz", die Krisis habe alle jene Kreise schmerzlich berührt, die in der Universität Freiburg die endliche Verwirklichung eines 300 Jahre alten Ideals der katholischen Schweiz sahen und dem neuen Institut mit Leib und Seele zugethan waren. Dazu geselle sich das Gefühl persönlichen Leids, weil die Professaren, darunter Zierden der Wissenschaft, mit Groll von Freiburg scheiden. Es dürfe einfach nicht dazu kommen, daß man diese Gelehrten, Männer wie Jostes, Essmann, Streitberg u. s. w., ziehen lasse. Schon im Interesse der katholischen Universität Freiburg dürfte es nicht dahin kommen. — Die „Basler Nachrichten" schreiben: Die solidarische Rücktrittserklärung der deutschen Professoren erregt begreifliches Aufsehen. Auch ultramontane Blätter sind entrüstet über Verhältnisse, die die deutschen Vertreter der Wissenschaft zum Rücktritt drängten. Die Universität Freiburg wird eben bewußt den Dominikanern in die Hände gespielt, die allmächtig auftreten und wohl auch an der Regierung eine Stütze finden.

* **Aus Belgien.** Große studentische Ausschreitungen sind in Loewen vorgekommen. Seit lange besteht Gehässigkeit zwischen den vlämischen und wallanischen Studenten. Diese hatten den Festsaal für ihre Festlichkeiten zugestanden erhalten; als die Vlamen dasselbe Recht beanspruchten, brach erbitterter Streit aus. Der Rektor hatte ein Schiedsgericht eingesetzt, aber Vlamen und Wallonen lehnten nach wüsten Verhandlungen seine Annahme ab. Darauf zog eine 500 Mann starke Schaar mit zwei Fahnen unter Gejohle durch die Stadt, schlugen in den Wohnungen des Rektors, des Vizerektors, in der Freimaurerloge, in Kaffeelokalen alle Fensterscheiben ein, verwüsteten eine große Anzahl Ausschanklokale so gründlich, daß nichts, was nicht niet- und nagelfest war, heil blieb. Erst Gendarmerie konnte diese Vertreter der Bildung vertreiben.

* **London.** Sir William Mackinnon, der kürzlich verstorbene Chirurg der Königin Victoria, hat den größten Theil seines Vermögens, das 25,567 Pfd. St. beträgt, wissenschaftlichen Zwecken hinterlassen. 20,000 Pfd. St. entfallen auf die Universität von Edinburg zur Stiftung von Stipendien für Geologie und Anatomie. Den Rest erhält die Royal Society zum Zweck der Unterstützung der Naturwissenschaften und Pathologie. — Die Universität Oxford hat Dr. C. A. Buchheim, Professor der deutschen Sprache und Literatur am hiesigen Kings College, in Anerkennung seiner Verdienste als Herausgeber deutscher Klassiker, den „M. A." honoris causa verliehen.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Hervorragende Neuigkeit für das Weihnachtsfest:

Goethe und Schiller

ihr Leben und ihre Werke von M. Ehrlich

Mit zahlreichen Illustrationen im Text und auf Tafeln von Wold. Friedrich, Frz. Skarbina u. A.

Preis in Halbfranz gebunden M. 14.50. (18818)

Berlin SW., Dessauer Straße 18. **G. Grote'scher Verlag.**

Soeben erschien; zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Unterhaltende Probleme und Spiele

in mathematischer Beleuchtung.

Von Dr. W. Graffe. [18818]

Mit zahlreichen Figuren und 1 Tafel. Preis 5 M. 20 Pfg., gebd. 6 M.

Verlag von **Quandt & Händel** in **Leipzig.**

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart.

In unserer „Bibliothek der Weltlitteratur" ist erschienen:

Briefwechsel

zwischen

Lessing und Eva König.

Mit Einleitung und Anmerkungen von Edmund Dörffel.

2 Bände.

Preis elegant gebunden 2 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Tauchnitz Edition.

December 15, 1897.

More Tramps Abroad.

By (18807)

Mark Twain.

In 2 vols.

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Samstag, 18. Dezember. Nummer 286.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Elard Hugo Meyers Deutsche Volkskunde. — Die Eisenbahntarifpolitik. II. Von Dr. Gottfried Zoepfl. — Mittheilungen und Nachrichten.

Elard Hugo Meyers Deutsche Volkskunde.

Unsre Tagesblätter bringen fast allmonatlich unter ihren Nachrichten die erfreuliche Mittheilung, daß sich irgendwo ein neuer Verein für landschaftliche Volkskunde aufgethan hat. Aber was Volkskunde ist, darüber fehlte bisher jede umfassendere Aufklärung. Der Inhalt und Umfang des Begriffes ist keineswegs bloß Laien fremd. Auch diejenigen, die den aufblühenden Studien der Volkskunde näher stehen, wissen nicht immer, was den Inhalt derselben ausmacht. Und doch steigt der Betrieb der Volkskunde jetzt so sehr, daß in den letzten Jahren fast jede Landschaft Deutschlands einen volkskundlichen Verein erhalten hat.

Die neue Wissenschaft ist so jung, daß sie noch kein Organ hat. Weinholds Zeitschrift für Volkskunde hat internationale, nicht streng deutsche Interessen. Und wie es eben bei Zeitschriften zu geschehen pflegt, sie häufen Einzelheit an Einzelheit, Artikel an Artikel, Anregung an Anregung — es fehlt leider nur das geistige Band.

So erscheint nun zu guter Stunde ein wirklicher Führer[1]) auf dem neuen Boden, ein Leitfaden für Jeden, der den Zauber der Volkskunde erfahren hat oder erfahren will, für den Lernbegierigen sowohl wie für jeden Freund des Volkes. Bisher fehlte jede Orientirung, wie sie uns jetzt Prof. Elard Hugo Meyer in einem stattlichen Bändchen bietet. Der Verfasser, von mythologischen Forschungen her seit lange mit Volksüberlieferungen und Volkssitten vertraut — der angesehenste unter unsern Mythologen — hat seit Jahren das Werk vorbereitet, das er uns jetzt als reiche Frucht langjähriger Sammelarbeit vorlegt. Wie viel persönliche Ermittlungen die Voraussetzung des Abschlusses sind, welche Nachforschungen den Resultaten vorausgegangen sind — das hat uns der Verfasser nicht erzählt. Aber das erzählt uns fast jede Seite des schönen Buches, dem man die Wärme des Erlebten und Erarbeiteten überall anmerkt: was der Verfasser uns vorträgt, hat er selbst meistens erwandert. Denn noch ist das große Gebiet durch Einzeldarstellung nicht erschlossen.

Es ist ein unermeßlich großes Gebiet, durch das uns das Buch führt. Es ist frische, grüne Weide, die seltsamerweise dem großen Schwarm der Germanisten unbemerkt geblieben ist. Ein fast ganz intaktes Arbeitsgebiet. Jakob Grimm ist vielleicht der Einzige gewesen, der früher den Plan eines solchen Buches hätte konzipiren können. Und er hätte die Germanistik um ein bedeutendes Gebiet damit erweitert. Nun dürfen wir uns freuen, daß das Arbeitsgebiet der Philologen mit dieser Schrift so erfreulich erweitert ist.

[1]) Deutsche Volkskunde von Elard Hugo Meyer. Mit 17 Abbildungen und 1 Karte. Verlag von Karl Trübner, Straßburg.

Das Volk in seinem gesammten Leben bildet den Inhalt der Volkskunde. So führt uns der Verfasser zum Volke hin, er führt uns ins Dorf und seine Fluren, in das Bauernhaus und seinen Apparat. Wir machen die Wanderung mit ihm. Er erklärt uns die Dorfanlage in ihrer Vielgestaltigkeit. Erst wenn wir die Art der Besiedelung und der Bodenbearbeitung erfaßt haben, wenn wir den Bauer inmitten seiner Flur- und Markverfassung, in seinem Dorf und in seinem engsten häuslichen Heim verstehen lernen, verstehen wir den Bauer selbst, verstehen wir einige seiner wichtigsten Charakterzüge.

So werden uns die Haufendörfer des deutschen Südwestens, die Einzelhöfe Westfalens, die Weiler auf altem Römerboden Oberdeutschlands, die jüngeren Reihendörfer mittelalterlicher Kolonisation und die Kirchdörfer erklärt, in geschichtliche Beleuchtung gerückt und geographisch gegeneinander abgegrenzt. Dann lassen wir uns in das norddeutsche Bauernhaus führen, das unter einem Dache die Wohnung, die Stallung, das Heu- und Getreidelager sammt dem Wirthschaftsraum ungetrennt umfaßt; in das fränkisch-alemannische Haus, das am Mittel- und Oberrhein bis hinein nach Schlesien und Siebenbürgen herrscht; in das bayerisch-rhätische Haus, dessen Hauptgebiet der Inn, Tirol, Oberbayern und Salzburg ist; in das Langhaus unsrer Nordostmarken, das an einer Vorhalle erkennbar ist. Unser Führer gibt uns Aufschluß, wie der Mensch hier mit dem Menschen, der Mensch auch mit seinem Vieh die Wohnung theilt. Er erzählt uns von jenen patriarchalischen Zeiten, die noch heute in Dörfern der holländischen Provinzen Drenthe und Overyssel nachleben, wo der Herd nach allen Seiten frei in der Mitte des Flurraums stand — von jener patriarchalischen Sitte, wie die junge Hausfrau von der Mutter des Bräutigams empfangen und um den Herd geführt wurde. Dann zeigt er uns die niedersächsische Bäuerin auf dem Frauensitz am Herde, von wo sie das gesammte Leben und Treiben von Mensch und Vieh überblickt und leitet. Wir lernen die bäuerliche Hausornamentik kennen, so die niedersächsischen Pferdeköpfe als Giebelschmuck, ein Erbe heidnischer Urzeit, das uns damit erklärt wird, daß in den Firsten namentlich süddeutscher Bauernhäuser Pferdeschädel aufgehängt sind gegen Unwetter und Seuchen und noch 1584 ein solcher auf eine Stange gesteckt wurde, um Ratten und Raupen zu vertreiben. So wird uns das Haus nicht um seiner selbst willen zergliedert. Unser volkskundlicher Wegweiser will uns die Menschen näher bringen. Und manchen überraschenden Aufschluß über die Eigenart der verschiedenen deutschen Stämme gewinnt er aus der Dorfanlage und dem Hausbau. In keiner Hausart, erklärt er uns, ist das Zusammenleben von Mensch und Thier so eng und so innig, wie in der niederdeutschen. Und dann richtet er an uns die Frage: Hat nicht der trauliche Verkehr des Menschen mit den Hausthieren den Sinn für das Leben der ganzen Thierwelt in den Niedersachsen geschärft? Ihre zahlreichen auf Thierfreuen anspielenden Sprichwörter und Thiergeschichten sprudeln

Digitized by Google

von Witz und Naturbeobachtung. Der Wettlauf des Hasen mit dem Swinegel auf der Buxtehuder Heide, die Sperlingsgeschichte in Reuters Hanne Nüte, die aus der Volksüberlieferung geschöpft sind, stehen unübertroffen da.

Der Volkskunde ist es nur um den Menschen zu thun. Wir sollen ihn in seiner Umgebung verstehen lernen. Aber seine Eigenart ist der Mittelpunkt, ist das eigentliche Ziel unsres Buches. So treten wir dem Menschen im 3. Kapitel näher, das uns die Mannichfaltigkeit und Unterschiede in Körperbeschaffenheit und Tracht historisch und geographisch vorführt. Allerdings ist die Feststellung der Stammeseigenthümlichkeit rein physiologisch heute noch nicht möglich; das einzig Sichere, das bisher durch die Virchow'schen Erhebungen festgestellt ist, ist die Zunahme der blonden Haarfarbe von Süden nach Norden, von den Alpen zum Meere. Die blondeste Bevölkerung haben Schleswig-Holstein und Oldenburg. Das Prozentverhältniß der braunen Haarfarbe ist am größten in der Schweiz. Aber weitere Resultate sicherer Ermittlungen lassen sich zur Zeit nicht geben — wir sehen, daß einzelne Kapitel der Volkskunde heute nur erst frageweise als Postulate der ferneren Forschung aufgestellt werden können. Günstiger steht es um die Tracht des Volkes. Man kennt sie hinlänglich durch mannichfache Beschreibungen, die seit dem 16. Jahrhundert reichlich vorliegen. Aber hier — in der Tracht — hat das Volk am wenigsten Eigenart. Was uns in den sogenannten Volkstrachten entgegentritt, ist oft weniger von der Volksart und von der Natur des Landes bedingt, als von der Laune und Willkür städtischer Moden, die immer zu eilig nachgeäfft worden.

Die Trachten wechseln, sind immer der Mode unterworfen gewesen. Aber man zieht den inneren Menschen nicht aus wie ein Kleid. Der innere Mensch ist eine konstante Größe. Das eigentliche Wesen unsres Volkes offenbart sich in seinen Sitten und Bräuchen. „Aus den Sitten ist ja doch, was wir Sittlichkeit nennen, erwachsen." Sitte — gute Sitte und Sittlichkeit sind eng verwandte Begriffe. So bilden die Sitten und Bräuche den Mittelpunkt der Volkskunde.

Wer den Zusammenhang des bäuerlichen Lebens erfassen will, muß alle Lebenszeiten und Lebenslagen untersuchen; aber im Mittelpunkt aller Ermittlungen werden immer die drei wichtigsten Ereignisse des Lebens stehen — Geburt und Taufe, Hochzeit und Tod. Den Sitten und Bräuchen dieser Etappen widmet der Verfasser sein viertes Kapitel — das längste, weil wichtigste. Aber wir müssen hier darauf verzichten, das menschliche Leben mit unserm Führer auf jene vier Höhen zu begleiten — so breit legt er sie vor unsern Augen dar. Noch ragt allerwärts der Dämonenglaube unsrer heidnischen Vorzeit in das Leben hinein, aber daneben auch die Lichtseiten in ihrem menschenfreundlichen Wirken und Schaffen. Aber über jede Lebensäußerung waltet eine strenge Etikette, alles bewegt sich in althergebrachten Bahnen, und doch herrscht dabei vielfach reinere Menschlichkeit, gesünderes Empfinden und innigere Herzlichkeit als in jener Aufklärung, die sich unabhängig weiß von herkömmlichen Vorurtheilen. Aber in diesen hergebrachten Ueberlieferungen, deren Forderungen gern mit der Strenge höfischer Etikette auftreten, strömt eine reiche Poesie. Es sind Lieder ohne Worte, die Handlung selbst birgt ihren Zauber. Das ist kein Aberglauben, den wir so gern von oben herab ansehen. Das ist so wahr, wie Poesie wahr ist.

Früher ging in der westfälischen Grafschaft Mark die Hausgenossenschaft mit dem Familienvater den Schwalben an dem Tage, wo man ihre Wiederkunft erwartete, bis ans Heck, das Thor des Gehöfts, entgegen. Feierlich wurde ihnen die Diele, die Tenne geöffnet. Die Schwalbe fliegt hinein und besieht sich das Haus und guckt in alle Winkel. Wird ihr die gebührende Ehre nicht erwiesen oder findet sie die Wirthschaft schlecht, so schilt sie (was später Rückert verhochdeutscht hat):

Ae tk weg taug, ae tk weg taug,
wören Kisten un Kasten vull —
Ae tk wedderquem, ae tk wedderquem
wes der nist mehr!
dat mein tk, dat mein tk!

An solchen Zügen ist das ganze Buch äußerst reich. Diese einfache Symbolik geht uns zu Herzen wie die gleiche Sympathie für die Schwalben in Shakespeare's Macbeth. Und wir sehen an dem Beispiel Rückerts, was die Kunstpoesie aus den reichen Schatzkammern der Volkskunde für Perlen entnehmen kann. Es ist nicht zu beweifeln, daß auch dieser Seite unser Buch auf die dichterische Produktion der Zukunft Einfluß ausüben wird.

Aber noch etwas anderes gibt dem Kapitel über die Sitten und Bräuche, wie dem ganzen Buche einen hohen Werth. Jeder, der das Volk verstehen will, muß in das Land des Volkes gehen, er muß des Volkes Denkungsart, Gesichtskreis, Interessen ermitteln, wenn er als Lehrer oder Geistlicher, als Beamter oder Staatsmann für das Wohl des Volkes arbeitet. Unser Buch ist nicht bloß ein Führer in das Volk hinein, es lehrt uns nicht bloß die Wege, auf denen wir dem Volke nahen können. Mit diesem Buche stehen wir mitten im Volke, wir lernen seine Poesie und seinen Glauben, sein Denken, Fühlen und Handeln kennen und verstehen.

Wir berufen uns hier auf die gewichtige Stimme, die vor kurzem in einer feierlichen Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften für die volkserzieherische Bedeutung der Volkskunde laut wurde. Prof. Herm. Paul hat in seiner gedankenreichen, tief eindringenden Festrede „über die Bedeutung der deutschen Philologie für das Leben der Gegenwart", die in der Beilage z. Allgem. Ztg. vom 15. November dem großen Leserkreise zugänglich gemacht ist, folgendes Urtheil über die Volkskunde abgegeben: „Die Kenntniß der geistigen Eigenheiten und der geistigen Bedürfnisse des Volkes, die bei aller durchgehenden Uebereinstimmung doch auch landschaftlich sehr verschieden sind, sollte die Grundlage für eine vernünftige Volkserziehung sein. Es handelt sich dabei zunächst um schonende Rücksicht für das, was dem Volke theuer ist, um liebevolle Pflege alles dessen, was davon werthvoll für sein Wohlbefinden und seine Sittlichkeit ist." Wer dem Volke davon etwas nehmen will, fuhr der Redner dann fort, soll darauf bedacht sein, wie etwa ein Ersatz beschaffen sein müsse. Und das eben lehre die Volkskunde.

Diese Anschauungen eines Denkers, der über die Geheimnisse der Sprache hinaus in die Tiefen des nationalen Lebens hineinschaut, um in seiner originellen Weise die großen sozialen Aufgaben der Gegenwart lösen zu können, diese Anschauungen Prof. Pauls sind dem vorliegenden Buch ein unerwarteter, aber um so echterer Geleitsbrief geworden, über den wir unsre Freude haben wie über das schöne Buch selbst.

Es führt uns in seinem 5. Kapitel in die Volkssprache ein. So vielfach die gelehrte germanistische Facharbeit sich um unsre Mundarten im einzelnen kümmert, wir gestehen, eine bessere Charakteristik der Mundarten im ganzen nicht zu kennen. Der Verfasser ist frei von jener unglückseligen Engherzigkeit und Beschränktheit, die in den Mundarten nur Belegmaterial für die historische Lautlehre sucht. Er zeigt uns, was das Wesen der Mundarten ausmacht, in einer Vielseitigkeit, der die Sprachforschung nacharbeiten sollte. Er bietet uns eine Einteilung der Mundarten an der Hand einer übersichtlichen Sprachkarte und hebt die

Digitized by Google

wesentlichen Merkmale derselben hervor. Wir erfahren auch von allerhand Ausdrucksweisen, die eine Mundart vor einer anderen voraus hat. Es ist eine Freude, unserm Verfasser die ganze Fülle des Reichthums unsrer Mundarten in kräftigen und schlagfertigen, ergötzlichen und derben Proben entfalten zu sehen.

In den beiden Schlußkapiteln kommt die Volksliteratur zur Darstellung — Volkslieder, Legenden, Sagen und Märchen, dazu Räthsel und Sprichwörter. Die Volksliteratur ist der greifbarste Reflex des Volkslebens — seit Herder und den Romantikern und den von ihnen ausgegangenen Brüdern Grimm und Uhland hat der gebildete Theil der Nation zu diesem Theil der Volkskunde schon nähere Fühlung. „Im ganzen kann man wohl sagen," hat sich Prof. Herm. Paul in jener Rede geäußert, „daß die Volkskunde bis jetzt hauptsächlich den gebildeten Klassen zugute gekommen ist — das Volk selbst hat wenig davon gehabt." Also auch hier hat die Volkskunde eine hohe Aufgabe zu lösen. Die Aufgabe ist, dem Volk seine eigene Literatur zu erhalten. Weit wichtiger ist diese Aufgabe, als jene aussichtslosen Versuche, den absterbenden Volkstrachten neuen Raum zu gewinnen. Sollte es unmöglich sein, die hier und da absterbende oder schon abgestorbene poetische Kraft des Volks aufzurütteln und neu zu beleben? Lehrer und Geistliche, alle, denen die Erziehung des Volkes am Herzen liegt, haben sich ernsthafter mit dieser Frage als mit der Trachtenfrage zu beschäftigen. Wir dürfen, indem wir an des Volkes Wohl dabei denken, nicht vergessen, daß zu allen Zeiten die Meister der Poesie — Shakespeare und Goethe in erster Linie — von der Volksliteratur gelernt und aus ihr geschöpft haben. Vielleicht lehrt die Volkskunde, den Jungbrunnen der Volkspoesie für die Gebildeten und auch speziell für die Dichter der Zukunft frisch sprudelnd und unversiegbar zu erhalten.

Unser Führer entfaltet den Reichthum und den ganzen Zauber der poetischen Aeußerungen des Volkes — vom Schnaderhüpfl und den übermüthigen, übersprudelnden Augenblicksschöpfungen, Reimen aus dem Stegreif bis zu den tiefsinnigen Herzensergüssen voll Lieb und voll Leid. Wir erhalten launige Proben der Stegreifdichtung, wie das Stimmungsbild von der Kirchweihseligkeit des Schwarzwälder Burschen:

Am Sunntig isch Kilbe,
do verstöt i mei Geld,
fleig uf in Himmel
und guck abi in d' Welt.

Oder wie die keck Behauptung des Burschen, die Freude zu kennen, die Gott an seinem Schatz hat:

Wenn mei herzliabs Deandl
laut jodelt in da Frua,
so g'freut sich unsa Herrgott
und juchzet dazua.

Die einzelnen Typen der Volksliteratur werden von unserm Verfasser geographisch charakterisirt. Wir hören, was die eine Landschaft poetisch vor der andern voraus hat. Das Schnaderhüpfl ist westwärts bis in die mittlere Schweiz und ins Elsaß, nordwärts bis nach Thüringen und Obersachsen vorgeschoben — in Norddeutschland ist es unbekannt. Frisia non cantat, sagt ein alter Spruch, und seine Wahrheit bestätigt der Verfasser unsres Buches. Im allgemeinen herrscht im deutschen Süden das Lied, im Norden die Ballade vor. Die Ditmarschen sangen noch im 17. Jahrhundert zum Tanz von ihrem ruhmreichen Hemmingstedter Sieg über die Dänen. In Norddeutschland frischt uns das Sprichwort in eigenen Formen; wie deutlich tritt der Gleichmuth des Oldenburgers in den Wechselfällen des Lebens aus folgenden Sprüchen hervor: „Alls mit Maten" (Maß), sagte de Snider — do stoch he sin Fru mit de Ell. „Dat is blot en Dewergang," sagte de Foß (Fuchs) — do hadden se em dat Fell öwer de Ohren trocken."

So kommt durch das ganze Buch fast jede deutsche Landschaft zu ihrem Recht. Keine Gegend ist bevorzugt. Der Leser wird überall Züge aus seiner engeren Heimath antreffen, überall muthet es ihn heimathlich an, und doch ist Alldeutschland Aufgabe und Zweck des Buches. Und seinen Zweck und seine Aufgabe erfüllt es in hervorragender Weise — es regt überall durch das, was es bietet, wie durch das, was es als Forderung an weitere Nachforschungen aufstellt, zur Mitarbeit an der Volkskunde an. Kein wissenschaftliches Gebiet hängt so sehr mit dem Volksleben zusammen wie die Volkskunde — sie kommt dem gebildeten Theil des Volkes zu gut, aber verspricht auch Richtung und Wege im Bereich der Volkserziehung anzugeben. Das Buch ist nicht bloß eine wissenschaftliche, es ist auch eine nationale That.

Die Eisenbahntarifpolitik,

besonders im Holzverkehr.

Von Dr. Gottfried Zoepfl.

II.

Damit komme ich zu der Frage, welche Wege Bayern überhaupt bei einer Eisenbahntarifreform für Holz zu Gebote stehen.

Bayern kann nicht selbständig Hölzer des Spezialtarifs II in Spezialtarif III versetzen, ohne die vereinbarte einheitliche Güterklassifikation für Deutschland wieder umzustoßen, allein Bayern kann für die einzelnen Holzarten dieser beiden Spezialtarife Ausnahmetarife einführen, deren Einheitssätze in Form von gleicher Grundtaxe oder von Staffeltarif beliebig weit und ohne Rücksicht auf den entsprechenden Spezialtarif heruntergehen können. Bayern kann dies auf seinem eigenen Gebiete selbständig durchführen, bezüglich der Weiterführung des Ausnahmetarifs in den angrenzenden Staaten jedoch die betreffenden Eisenbahnverwaltungen nur ersuchen um Betheiligung.

Wenn ich nun auf dieser Grundlage und mit dem der neuesten deutschen Eisenbahntarifpolitik entnommenen, die Schablone verdrängenden nationalökonomischen Gesichtspunkte an eine Revision der einzelnen bayerischen Eisenbahntarife herantrete, möchte ich vor allem meine Ansicht dahin zusammen fassen: bei der gegenwärtigen doktrinären Festhaltung an den hohen, den Normalsätzen der betreffenden Spezialtarife sich anpassenden Eisenbahntarifsätzen für die wichtigsten Artikel des bayerischen Holzexports, bei der Festhaltung an der ebenfalls veralteten Schablone, daß Stammholz wesentlich niedriger tarifirt werden muß, als Bretter, daß Cellulosenholz wieder wesentlich niedriger tarifirt werden muß, als das Rohmaterial der Säge-Industrie, daß die Fabrikate Holzstoff und Cellulose viel höher tarifirt werden müssen, als das Rohmaterial Schleifholz und Cellulosenholz, erzielt man bei den außerhalb Bayerns in Deutschland und im Ausland gegebenen Konkurrenzverhältnissen einzig und allein den Erfolg, daß die Holz verarbeitende Industrie sich in Bayern absolut nicht in dem Maße entwickeln kann, wie dies der Fall sein könnte und daß das Holz zum großen Theil als Rohmaterial aus Bayern geholt wird, zum Schaden der bayerischen Betriebsamkeit.

Im einzelnen habe ich gegen den bayerischen Tarif für Stammholz, nämlich Ausnahmetarif 1 b zu Spezialtarif II, das auszusetzen, daß er höher ist als der Tarif für das Rohmaterial der Cellulose-Industrie. Jener hat

den Satz von 2.7 Pfg., das Cellulosenholz dagegen wird nach den Normalsätzen des Spezialtarifs III von 100 km ab zu 2.2 Pfg. gefahren. Ich beanstande nicht die Niedrigkeit dieses Satzes von 2.2 Pfg. für das Cellulosenholz, im Gegentheil, es fragt sich, ob dieser Satz künftig nicht zu hoch ist, nachdem Norddeutschland heuer für das Cellulosenholz den Satz von 1.4 Pfg. bei weiteren Entfernungen eingeführt hat und nachdem Bayern selbst mit der Einführung dieses 1.4 Pf.-Satzes für Grubenholz nachgefolgt ist, allein ich beanstande ganz entschieden, daß ein Land wie Bayern, welches eine so alte, weitverzweigte, an mittleren und kleinen Betrieben reiche, von Natur aus entwicklungsfähige, allein unter der Verkehrspolitik nothleidende Holzindustrie, nämlich die Säge-Industrie, besitzt, dem zum größten Theil für außerbayerische Fabriken bestimmten Rohmaterial der Cellulose-Industrie, dem Cellulosenholz, einen niedrigeren Tarif einräumt, als dem Rohmaterial der eingesessenen bayerischen Säge-Industrie, dem Stammholz.

Ich beanstande dies um so entschiedener, als für das Cellulosenholz in der Klassifikation des Spezialtarifs III keine Begrenzung der Längenausdehnung eingeführt ist und mangels Uebereinstimmung der in Klassifikationsfragen kompetenten deutschen Eisenbahntarifkommission nicht eingeführt werden kann. Infolge des Mangels einer solchen Bestimmung über die Länge des Cellulosenholzes ist der technische Unterschied zwischen diesem Rohmaterial und dem Rohmaterial der Säge-Industrie, welcher allein zur Begründung des tarifarischen Unterschieds geltend gemacht werden konnte, in der Praxis vollständig unhaltbar geworden. Es ist also nur eine Forderung der Gerechtigkeit — ganz abgesehen von der bayerischen Wirthschaftspolitik —, daß die beiden Holz verarbeitenden Industrien, die Cellulose-Industrie und die Säge-Industrie, in ihrem Wettbewerbe beim Einkauf des Rohmaterials in Bayern die gleichen tarifarischen Wettbewerbsbedingungen erhalten. Bei den gegenwärtigen Tarifverhältnissen in Bayern wird die bayerische Säge-Industrie von der Cellulose-Industrie langsam unterdrückt und nicht einmal von der bayerischen Cellulose-Industrie — denn auch diese kann sich in Bayern wegen des Mangels an Wasserstraßen und des hohen Tarifs für ihr fertiges Fabrikat nicht entwickeln —, sondern von der ausländischen Cellulose-Industrie, und zwar ganz speziell von einem, aber dem größten Etablissement derselben, dem Waldhof bei Mannheim.

Indem ich einen einheitlichen Tarifsatz für Cellulosenholz und für Stammholz verlange, vergesse ich nicht, daß für dieses Stammholz zu Bau- und Sägezwecken noch ein anderer Tarif in Bayern existirt, nämlich der Ausnahmetarif 9 für den Mainumschlag. Derselbe geht bekanntlich in Konkurrenz mit Heilbronn bis auf den Satz von 2.2 Pf. bei weiteren Entfernungen herunter. Vom Standpunkt des Ressorts der Verkehrsanstalten betrachtet, hat dieser Tarif lediglich die Bedeutung, daß dieser Holzverkehr der bayerischen Staatsbahn auf der längeren Strecke bis zum Main, statt auf der kürzeren zum Neckar erhalten wird. Vom Standpunkt der Industrie und des Handels aber, für welche die Eisenbahn und deren Tarife doch auch bedeutungsvoll sind, hat der Ausnahmetarif 9, der Mainumschlagstarif, eine ganz andere Bedeutung. Dadurch, daß dieser Stammholztarif auf 2.2 Pfennig herabgeht, woran sich noch am Main der äußerst billige Frachtsatz der Flößerei anschließt, während die bayerische Säge-Industrie für dasselbe Stammholz 2.7 Pf. Fracht zu bezahlen hat, wird der Export des eigentlichen Rohmaterials der Säge-Industrie wesentlich gefördert und dasselbe der rheinischen Bauholz- und Säge-Industrie zu einem billigeren Frachtsatze aus Bayern zugeführt, als der ist, den die bayerische Säge-Industrie bei Bezug ihres Rohmaterials in Bayern selbst zu bezahlen hat.

So wirken also zur Zeit zwei Ursachen zusammen, die bayerische Säge-Industrie tarifarisch zu schädigen, die Tarifbegünstigung des Cellulosenholzes und die Tarifbegünstigung des Stammholzexports. Dem gegenüber ist Abschaffung dieser Begünstigungen und Festsetzungen eines einheitlichen Eisenbahntarifs in Bayern für alles im rohen, unbearbeiteten Zustande — eventuell mit Ausnahme des Brennholzes, für welches ein niedrigerer Tarif begründet werden könnte — befindliche Nutzholz eine durchaus gerechte Forderung.

Die Höhe dieses einheitlichen Tarifs für rohes Nutzholz ist nach oben begrenzt durch den niedrigsten Satz für den bisherigen Mainumschlagstarif und für den Spezialtarif III des Cellulosenholzes, das ist in beiden Fällen 2.2 Pfennig. Nach unten wäre durch den heuer auch in Bayern für Grubenholz eingeführten Rohstofftarif mit dem Minimalsatze von 1.4 Pf. ein Anhaltspunkt für die Grenze gegeben. Ich möchte aber doch nicht die Ausdehnung des Rohstofftarifs in Bayern auf alles rohe Nutzholz, so nahe dies liegt, befürwortet haben; denn der Rohstofftarif ist ein Ausfuhrtarif, ein Staffeltarif, dessen niedrige Sätze erst bei weiten Entfernungen sich geltend machen, und Bayern hat ohnedies in Ermangelung größerer Urproduktion von Kohlen und Erzen so wenig natürliche Vorbedingungen für eine moderne Großindustrie, daß es sich die in seiner Urproduktion von Holz gelegene vorzügliche Grundlage für eine alle Konkurrenz besiegende Holzgroßindustrie durch einen Rohstoffausfuhrtarif nicht verscherzen darf. Die Staffelform des letzteren würde der einheimischen Holzindustrie wegen der kurzen Entfernung wenig oder gar nicht, der außerbayerischen Holz verarbeitenden Industrie dagegen in hohem Maße zugute kommen. Im übrigen ist die Form für die Einheitlichkeit in der Tarifirung des rohen Nutzholzes innerhalb Bayerns natürlich die, daß man einheitliche Ausnahmetarife zu Spezialtarif II und Spezialtarif III in Bayern einführt.

Wenn man z. B. den Einheitssatz von 2 Pf. für alle diese Hölzer wählen würde, würde man nicht weit unter die in Preußen, z. B. in Bromberg und Breslau, bestehenden Ausnahmetarifsätze, das sind 2.2 Pf., heruntergehen und sich um ebenso viel und noch mehr über die Sätze des preußischen Rohstofftarifs für das Holz des Spezialtarifs III, nämlich Grubenholz, Schleifholz und Cellulosenholz, bewegen. Der in Bayern vor kurzem eingeführte Rohstoffstaffeltarif für das Grubenholz müßte dann allerdings im Interesse der Einheitlichkeit wieder aufgehoben werden und es wäre dies nur ein Beweis dafür, daß die einseitige Einführung dieses Ausfuhrstaffeltarifs ohne die gleichzeitige, durchaus nothwendige gründliche Reform der bayerischen Holzeisenbahntarife im allgemeinen eine Voreiligkeit war.

Mit diesem durch die Verhältnisse geforderten einheitlichen niedrigen Satze für rohes Nutzholz ist aber der bayerischen Säge-Industrie und der bayerischen Holzstoff- und Cellulose-Industrie noch wenig gedient. Man kann sogar sagen, daß derselbe abermals wieder dem Export von rohem Nutzholz wegen der größeren Entfernungen vorzugsweise zugute kommt. Es ist deßhalb unbedingt nothwendig, daß gleichzeitig mit dem neuen niedrigen und einheitlichen Rundholztarif zur direkten Förderung der Säge-Industrie, welche eine solche wegen der ausländischen Konkurrenz am nöthigsten hat, und der bayerischen Cellulose- und Holzstoffindustrie durchgreifend ermäßigte Tarifsätze für die Fabrikate dieser Industriezweige eingeführt werden.

Um die chemische Cellulose-Industrie und die mechanische Holzstoffindustrie in Bayern selbst zu entwickeln, um ihnen die Konkurrenz mit dem durch billige Wasserkräfte und billige Wasserwege begünstigten Ausland, namentlich Schweden und Oesterreich, sowie die Konkurrenz mit den in verkehrspolitischer und anderer Beziehung begünstigten anderen

deutschen Fabriken, insbesondere dem Waldhof bei Mannheim zu ermöglichen, darf man dieser bayerischen Industrie so wenig wie der Säge-Industrie den billigen Wasserweg vorenthalten, darf man ihr nicht das Grubenholz und das Cellulosenholz wie jetzt mittelst billiger, aber erst bei weiteren Entfernungen wirksamer Staffeltarife aus dem Lande wegfahren und der außerbayerischen Konkurrenz zuführen, muß man schließlich auch das fertige Fabrikat, die Cellulose und den Holzstoff nicht nach der Schablone des Spezialtarifs II exportiren. Hier, für diese Fabrikate des Spezialtarifs II, Cellulose und Holzstoff, wäre in Bayern ebenso ein Staffeltarif am Platze, wie er in Preußen für den Absatz der schlesischen Cellulosefabriken nach den Seehäfen bis herab zu dem Tonnenkilometer-Satz von 1 Pf. ohne Rücksicht auf die Schablone des Spezialtarifs II eingeführt ist.

Ganz das Gleiche gilt von dem wichtigsten anderen Fabrikat des Spezialtarifs II, den Brettern; möglicherweise wäre deßhalb auch ein gleicher Ausnahmetarif für beide Fabrikate zu empfehlen. Bei keinem Holzartikel ist die überseeische Konkurrenz zur Zeit so mächtig, wie bei den Brettern, von welchen aus Rußland, Galizien, Siebenbürgen, Schweden, Norwegen und Amerika immer größere Massen auf dem Seewege hereinkommen. Die überseeische Konkurrenz in unserm rohen Nutzholz ist geringfügig, denn man transportirt von der Peripherie des Weltmarktes die Produkte, wenn es sich, wie bei der Säge-Industrie, so leicht machen läßt, doch lieber im verarbeiteten als im rohen Zustande und zudem genießt das rohe einheimische Nutzholz im Wettbewerbe mit der auf dem Wasserwege eindringenden Konkurrenz den gleichen Verkehrsvortheil durch die Möglichkeit der Flößerei, während die Bretter durch das Flößen Schaden leiden und auf Eisenbahn und Schiffahrt angewiesen sind. Bei wenigen Artikeln des deutschen Güterverkehrs, wie etwa bei deutscher Steinkohle gegen englische Steinkohle, bei deutschem Getreide gegen überseeisches Getreide, ist in so ausgesprochener Weise der Fall der preußischen Eisenbahntarifpolitik gegeben, daß eine deutsche Gegend die Lücke in der Produktion anderer deutschen Gegenden im Wettbewerbe mit dem Auslande auszufüllen hat, wie bei dem bedeutenden Bretterexport Bayerns. Wenn man die sonstigen Errungenschaften auf dem Gebiete des deutschen Eisenbahntarifwesens aus allerneuester Zeit übersieht, muß man sich geradezu wundern, daß es Bayern bis jetzt noch nicht gelungen ist, mit Preußen einen auf die modernen Einheitssätze herabgehenden Staffeltarif für seinen Bretterexport nach dem niederrheinischen Markte zu vereinbaren. Außerdem bleibt es ja Bayern unbenommen, einen ganz billigen Ausnahmetarif auf seinem eigenen Gebiete einzuführen, auch in Form eines Staffeltarifs aus Südbayern nach Franken zur Landesgrenze oder auch, wenn man die im nächsten Jahre von Kitzingen und Würzburg ab im Betriebe befindliche staatliche Mainkettenschleppschiffahrt und den darin angelegten, ja auch der Verkehrsverbilligung dienenden staatlichen Aufwand schonen will, einen Mainumschlagstarif für Bretter nach diesen Mainschiffahrtsstationen. Ich sage: „schonen will"; denn ich bin überzeugt, daß ein moderner Staffeltarif, der auf einen Satz von 1.4, 1.3 oder gar 1 Pf. herabgehen würde, die bayerische Mainkettenschiffahrt wegen des nothwendigen Umschlages in Frankfurt für den Bretterexport ziemlich illusorisch machen würde. Es ist dies gar kein Beweis gegen die Existenzfähigkeit der Schiffahrt überhaupt, sondern nur ein Beweis gegen die Existenzfähigkeit der Schiffahrt, wie sie jetzt 1897 mittelst Flußregulirung und Kettenlegung am Main eingeführt wird, nachdem seit dem Jahre 1873 für dieses damals und auch 15 Jahre später noch ganz zeitgemäße Programm agitirt worden war. Heute, 1897, würde in einem auf der Höhe der verkehrspolitischen Entwicklung stehenden Staate nur eine Kanalisirung des Mains für Großschiffahrt und ohne Umschlag zur Rheinschiffahrt eine Schiffahrt ermöglichen, welche auch bei der Höhe der Entwicklung, die 1897 das Eisenbahn- und besonders das Eisenbahntarifwesen erreicht hat, nicht bloß Existenzberechtigung mit mehr oder weniger „Schonungen", sondern große wirthschaftliche Vortheile aufweist. Doch dies kommt bei uns in Bayern voraussichtlich erst dann, wenn auch dieser Höhepunkt der verkehrspolitischen Entwicklung bereits überschritten ist.

Ich habe nun die bayerischen Holzeisenbahntarife vom Standpunkte der bayerischen Volkswirthschaft einer Revision unterworfen und muß nun noch die Bedeutung derselben für die bayerische Staatswirthschaft kurz erörtern. Vor allem kommt da die Forstwirthschaft in Frage. Ich glaube, daß dieselbe an meinen die Hebung der einheimischen, Holz verarbeitenden Industrie bezweckenden Reformvorschlägen nur Freude haben und Freude erleben wird. Etwas weniger ungemischt wäre diese Freude nur dann, wenn in diesem Programm tarifarische Erschwerungen des Exports und Absatzes für das rohe Nutzholz enthalten wären; dies ist aber, wie gezeigt wurde, auf keine Weise der Fall in meinen Vorschlägen. Wenn ein Redner bei der letzten deutschen Forstmännerversammlung in Stuttgart die Meinung aussprach, in Bayern habe sich in der Säge-Industrie eine mächtige Bewegung geltend gemacht, welche nichts geringeres wolle, als sich die Konkurrenz des übrigen Verbrauchs von Holz vom Halse zu schaffen und dadurch die Forstwirthschaft zu schädigen, so ist er sehr schlecht über diese Bewegung unterrichtet gewesen. Die Säge-Industrie sucht nur gleiche Wettbewerbsbedingungen mit den übrigen holzverbrauchenden Industrien und günstige Wettbewerbsbedingungen gegenüber der ausländischen, überseeischen Konkurrenz. In diesem Punkte, sowie in allen übrigen Punkten unsres durchaus positiven Programms muß die Forstwirthschaft und natürlich auch der private Waldbesitz mit uns Hand in Hand gehen. Eine negative Seite aber hat unser Programm nur insofern, als es deutsche Interessen gegenüber ausländischen vertritt und bezüglich der bayerischen Interessen verlangt, daß die bisherigen auf Kosten bayerischer Interessen eingeführten Begünstigungen beseitigt werden. Wenn vor kurzem in der Kammer der Abgeordneten geäußert wurde, ein auf Verbilligung der Holztarife gerichteter Beschluß des Abgeordnetenhauses würde in der Reichsrathskammer, wo die Interessen der Säge-Industrie weniger vertreten seien, als die der Holzproduktion, nicht angenommen werden, so möchte ich vor allem meinem Zweifel darüber Ausdruck geben, daß die Herren Reichsräthe in einer so wichtigen Frage der bayerischen Volkswirthschaft nur von den Interessen ihres eigenen Vermögensvortheils sich bestimmen lassen, dann aber gerade an die waldbesitzenden Mitglieder der Reichsrathskammer das Ersuchen richten, mir einen einzigen Punkt in meinen Reformvorschlägen nachzuweisen, bei dessen Durchführung gerade die bayerische Holzproduktion Schaden leiden würde. Das gleiche Ersuchen erlaube ich mir an den bayerischen Finanzminister, der ja ein so vorzüglicher Pfleger der bayerischen Forstwirthschaft ist, zu richten; er wird mir zugeben, daß ich ihm die Kundschaft der auswärtigen Cellulose-Industrie und des exportirenden Stammholzhandels nicht vertreiben, zugleich aber die wichtige, das einheimische, bayerische Holz verarbeitende Industrie erhalten und vermehren will. Wenn infolgedessen auch der Gewerbesteuerertrag vermehrt werden wird, wird der Herr Finanzminister gewiß auch nichts dagegen haben. Nur in einem Punkte, in seiner Eigenschaft als stiller Theilhaber an den Unternehmungen der bayerischen Eisenbahnverwaltung, deren Ueberschüssen und Defizits, wird er vermuthlich einige Bedenken haben.

Ich finde diese Bedenken ganz begreiflich und bin selbst gar kein Freund von Jenen, welche auf die unserm Staatshaushalte so wohlthätige und nothwendige Rentabilität der Eisenbahn bei ihren Bestrebungen so gut wie gar keine Rücksicht nehmen; allein ich bin ebenso entschieden gegen eine kurzsichtige Zurückhaltung von allen Unternehmungen, bei welchen das Risiko einer Gefährdung der Eisenbahnrentabilität als Einsatz gemacht werden muß, um einen großen volks- und staatswirthschaftlichen Gewinn zu erzielen. Gerade darin zeigt sich die Genialität einer Verwaltung der Verkehrsanstalten und nicht in der gleichmäßigen alljährlichen Einheimsung des Gewinnes, der je nach Konjunktur und der Bevölkerungszunahme rascher oder langsamer sich entwickelt.

Speziell bei der von mir vorgeschlagenen Holzeisenbahntarifreform ist das Risiko der bayerischen Eisenbahnverwaltung zweierlei Art. Vor allem muß darauf gesehen werden, daß der bayerischen Staatseisenbahn bei der Umgestaltung ihrer Tarife kein bisheriger Verkehr von Konkurrenzlinien entzogen wird. In dieser Beziehung bürgt die Niedrigkeit der von mir vorgeschlagenen neuen Tarife dafür, daß nichts zu befürchten ist. Ich glaube kaum, daß das benachbarte Württemberg, dessen Eisenbahnen sich ohnedies nicht so rentiren, wie die bayerischen, zu noch niedrigeren Tarifen heruntergehen wird. Wichtiger ist die zweite Art des Risikos der bayerischen Eisenbahnverwaltung, nämlich der zu fürchtende Ausfall an Einnahmen aus dem so wichtigen Holzverkehr bei einer so wesentlichen Erniedrigung der Tarife. Ich will in einem eigenen Referate, welches diesen Vortrag ebenso ergänzen soll, wie dieser selbst meine vorjährige Schrift über dasselbe Thema, des näheren untersuchen, inwieweit Hoffnung besteht, daß die von einer zielbewußten Tarifpolitik energisch geförderte bayerische Holzproduktion und holzverarbeitende Industrie sich so entwickeln wird, daß der anfänglich eintretende Ausfall in den Einnahmen der bayerischen Staatseisenbahn aus dem Holzverkehr durch erhöhten Verkehr wieder gedeckt wird. Jedenfalls kann nur eine durchgreifende Tarifermäßigung diese Wirkung erzielen, wenn nämlich infolgedessen die ausländische Konkurrenz zurückgedrängt wird. Eine kleine Tarifermäßigung schädigt nur den Eisenbahnfiskus und wird absorbirt, ohne zu nützen.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Alphonse Daudet** †. Ein Telegramm aus Paris brachte gestern die in der ganzen gebildeten Welt wohl mit Trauer vernommene Kunde von dem plötzlichen Tode Alphonse Daudets, der, erst 57 Jahre alt, am 16. Dezember abends, während er im Kreise seiner Familie in heiterer Stimmung zu Abend speiste, einem Herzschlag erlag. Mit ihm ist einer der bedeutendsten Vertreter der modernen französischen Literatur dahingeschieden, der als sympathischere Persönlichkeit und als feinsinnigerer Künstler neben Zola und den beiden Goncourt zugleich einen Platz in der Weltliteratur beanspruchen konnte. Mit den drei Letztgenannten hat er die scharfe Beobachtungsgabe gemeinsam, den eindringenden realistischen Blick, der überhaupt eine wesentliche Eigenschaft des modernen Romanschriftstellers in Frankreich bildet. Auch in der Kunst, das Geschaute und mit großer Sensitivität aus den modernen Zuständen Herausgefühlte in plastischer Form wiederzugeben, tritt er ebenbürtig an ihre Seite. Und über sie hinaus trägt ihn seine ganz spezifisch persönliche Gabe, seine Gestalten mit dem Zauber einer warmen Empfindung zu umkleiden und ihnen einen herzgewinnenden und rührenden Zug zu verleihen, der den Schöpfungen jener Anderen häufig abgeht. Sein gemüthvoller Humor, der seine Schriften besonders uns Deutschen so sympathisch macht, ist nur eine der Begleiterscheinungen jener Gabe, die in seiner provençalischen Herkunft ihren Ursprung hat. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist es, daß Daudet, abweichend von Zola und den Goncourts, sich zuerst mit Gedichtsammlungen in die Literatur einführte. Dieselben hatten keinen großen Erfolg, wenngleich die entzückende Phantasie „Frunes“, welche in den ersten dieser Sammlungen enthalten ist, jetzt noch zu den Perlen der neueren französischen Lyrik gezählt wird. So mußte der junge Künstler, der schon mit 17 Jahren aus seiner Vaterstadt Nimes nach Paris gekommen war, anfangs hart um Anerkennung und um die Existenz kämpfen, denn auch die Dramen, die er nach den Gedichten schrieb, fanden nicht sonderlich großen Anklang. Erst als der Herzog von Morny im Jahre 1861 auf das Talent des damals 21jährigen Dichters aufmerksam geworden war und ihn als Privatsekretär an sich gezogen hatte, um ihm spätere Gelegenheit zu größeren Reisen nach Südeuropa und dem Orient zu geben, fand er, seelisch auch dann erst nach vielen tastenden Versuchen, das Gebiet, auf welchem er sich selbständig und eigenthümlich entwickeln konnte. Es entstanden nun in rascher Folge die reizenden Prosaschöpfungen, Märchen, Skizzen, Novellen, die seinen Namen rasch zu einem der bekanntesten nicht nur in Paris, sondern auch in ganz Frankreich und darüber hinaus machten, sane noch heute in der Romantik bestehen „Le petit chose, histoire d'un enfant“ und die Lettres de mon moulin“, „Lettres à un absent“, sowie die Novellensammlung „Femmes d'artistes“. Schon in diesen Büchern zeigt sich die scharfe Beobachtungsgabe, die nitdann, bei der entschiedenen Hinkehr Daudets zum Realismus, in seinen großen, weltberühmten Romanen ihm fast die Bedeutung eines Kulturhistorikers verleiht. Wir brauchen nur auf die Titel dieser Romane, auf „Fromont jeune et Rieler aîné“, auf „Jack“, „Le Nabab“, „Les rois en exil“, „Numa Roumestan“, „L'Evangeliste“, „Sapho“ hinzuweisen, um die vielen Beziehungen des modernen Lebens, die in seiner Schilderung mit tiefeindringender Kritik und großer künstlerischer Gestaltungskraft dargestellt werden, anzudeuten. Die aktuellen Vorgänge, die er in diesen Werken zum Gegenstand nahm, verführten ihn freilich nicht selten häufig dazu, nur bekannte Persönlichkeiten lediglich abzukonterfeien oder auch zu karikiren, aber immer kehrt er doch in der Gesammtauffassung zu dem allgemeinen menschlichen Standpunkt zurück, der allein die Grundlage für das wahre Kunstwerk bildet. So war das Erscheinen eines neuen Romans Daudets immer ein Ereigniß von fast europäischer Bedeutung. Und in der That trat er z. B. in seinem Roman „L'Immortel“, mit seiner Ironie in noch an Einrichtungen heran, deren Kritik zum mindesten als eine kühne That angesehen werden mußte. Viel feiner, viel höher, als in diesem letztgenannten Roman, kommt seine mit Humor gepaarte, über den Dingen stehende Ironie in den unvergänglichen „Aventures prodigieuses de Tartarin de Tarascon“ und „Tartarin dans les Alpes“ zur Geltung, in denen er eine Typenschilderung, nicht nur der mittgeschichtlichen Größe des Don Quixote, aber auch von immer wieder packender Schärfe und Liebenswürdigkeit gibt. Er hat es verstanden, aus seinem Tartarin eine Figur zu machen, die die Eigenschaften des Don Quixote und des Sancho Pansa in sich vereinigt, eine Figur, die zugleich als treffendste satirische Charakteristik der meridionalen französischen Wesens ihren Platz in der Weltliteratur behaupten wird. Auch in den letzten Jahren war Daudet nicht ganz verstummt. Er hatte dem Drang nicht niederstehen können, seine Prosameisterwerke auch für die Bühne „auszuschlachten“, ein Unternehmen, welches ihm im allgemeinen wenig Erfolge und wenig Freude einbrachte. Jetzt ist er nun rasch dahingerissen worden. Vielleicht haben die Götter ihm wohlgewollt, daß sie ihn in der Blüthe seiner Jahre sterben ließen, das Haupt noch umkränzt mit dem frischen Lorber, der weder durch das Versiegen der eigenen Kraft noch durch das reifer werdende Urtheil der Welt bis jetzt entblättert worden ist.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** Gesammtsitzung vom 9. Dezember: Vorsitzender Sekretär Hr. Bahlen. Hr. Hertwig legt eine Abhandlung des Privatdozenten Dr. Rudolf Krause, Assistenten am anatomisch-biologischen Institut hierselbst, über Bau und Funktion der hinteren Speicheldrüsen der Oktopoden vor. Die Untersuchungen sind an der zoologischen Station in Neapel mit Hülfe eines Reisestipendiums der Gräfin Luise Bose-Stiftung ausgeführt worden. — Hr. Auwers überreichte das Werk: A Determination of the Solar Parallax and Mass of the Moon, from Heliometer Observations of the minor planets Iris, Victoria and Sappho made in the years 1888 and 1889 at the Royal Observatory, Cape of Good Hope, in co-operation with the observatories of Yale College (New Haven), Leipzig, Göttingen, Bamberg and Oxford (Radcliffe), and from Meridian Observations made at all the principal observatories, planned and discussed by David

Gill with the co-operation of Arthur Auwers and W. L. Elkin. Vol. I, London 1897. Vol. II, London 1896. — Hr. Prof. G. Leimann in Heidelberg übersendet den „Nachtrag" zu seinem Werke „Franz Bopp, sein Leben und seine Wissenschaft", Briefwechsel zwischen Franz Bopp und Wilhelm v. Humboldt enthaltend. — Die Akademie hat ihrem langjährigen Mitgliede und Sekretär, Hrn. Mommsen, zu seinem 80. Geburtstage (30. Nov.) eine von Hrn. B. Meyer ausgeführte Plaquette mit Mommsens Bildniß und der Umschrift THEODORO MOMMSEN OCTOGENARIO DECORI SUO PIETATIS ERGO ACADEMIA SCIENTIARUM BORUSSICA XXX NOV. MDCCCXCVII nebst Begleitschreiben des Vorsitzenden zugehen lassen. — Die Akademie hat die korrespondirenden Mitglieder ihrer physikalisch-mathematischen Klasse, Hrn. Albrecht Schrauf in Wien am 29. November, Hrn. August Winnecke in Straßburg, gestorben in Bonn am 2. Dezember, durch den Tod verloren. — Die physikalisch-mathematische Klasse hat zu wissenschaftlichen Zwecken bewilligt 700 M. Hrn. Prof. Dr. Fr. Dahl in Kiel behufs Sortirung und Ordnung des von ihm in Rolum gesammelten faunistischen Materials; 500 M. Hrn. Lehrer Philipp Funk in Landstuhl zur Herausgabe von Zeichnungen der Planeten Jupiter und Mars; 1200 M. Hrn. Privatdozenten Dr. Kurt Heltermann in Berlin zur Herausgabe eines Werks über ostindische Pilze. Die philosophisch-historische Klasse hat Hrn. Prof. Dr. Theodor Büttner-Wobst in Dresden als Honorar für die Herausgabe des dritten Bandes des Joannes Zonaras 1000 M. bewilligt, auch der Verlagsbuchhandlung C. Weber in Bonn das für denselben Band von ihr ausgelegte Honorar von 540 M. erstattet.

Die geschlossene Zeit. Im Kindelmonat, wie der Dezember früher auch benannt wurde, ist die geschlossene Zeit, in der Hochzeiten nicht stattfinden sollen. Die Perchten, die elbischen Wesen, welche Einfluß auf die zukünftige Frucht haben können, gehen in dieser Zeit um als gute und böse Geister. Ihre Bilder auf dem Hausfeuer (Ehren) über dem sog. Wichtelstein stellten die guten Hausgeister vor. Man brachte am ersten Konzeptionsopfer früher zu den Kranken Bilder von Heiligen, um ihnen Genesung zu bringen; am gleichen Tag schaut auch ein Perchtl zum Fenster herein und meldet sich als noch nicht geborenes (stummes) Wesen an. Diese Donnerstage im Advent sind die Klöpfelnächte, in denen die elbischen auf die kommende menschliche Frucht Einfluß ausübenden Geister anklopfen. Der Nüsse und Aepfel (Fruchtbarkeitssymbole) „einlegende" Nikolaus des Volksglaubens geht um als Klaubauf, Wauwau oder Kindelfresser, auch in Spinnstuben erscheint der Kinder liebende Bischof, dessen Gestalt die Lebkuchenformen am St. Nikolaustag wiedergeben; er hat auf Gemälden nicht selten drei Kinder in der Wanne (= Schiffchen; daher auch Schifferpatron): „Heiliger St. Nikolaus! In meiner Noth mich nit verlaß! Kommt heut zu mir und legt mir ein, in mein klines Schiffelein, damit ich Euer gedenken kann, daß Ihr seid ein braver Mann!", so beteten die Kinder nach dem Vorbild der Alten. Bis zum Groß-Neujahr oder Berchtertag (6. Januar) dauern die Goebnächte, die Kinder bringener Zeit. Gaeb = das Kind, als Gabe der guten Geister; Garbnacht ist unsres Herrn Tischelnacht.

Die drei Sonntage vor Weihnachten, an welchem Tag das Weihnachts-Gaebl oder „Christkindl mit krausem Haar" erscheint, heißen Stämpe-Nächte. Das sich um die Stämpe erkundigende Kind erhielt die Antwort: „es ist so greulich gethan (beschaffen), daß ich dirs nicht sagen kann; wann wer das vergißt, daß er nicht feste ißt, auf den kommt es und leitt ihn"; darum „Esset heute fest auf meine Bitt', daß Euch die Stämpe nicht leitt". Also ist die Stampa (Stämpe) ein weiblicher Deutgeist, der sich aus dem Alptraum entwickelte und in gewissen Schwebezeiten der elbischen Geister, in den geschlossenen Zeiten, auftritt. Nach ihrem schweren Kindsfuß, wie ihn auch die Perchta hat, wird sie als stampfende (Stempr) bezeichnet; sie hat wie die Perchta mit der Eis-Nase (Elbenzeichen) eine lange oder sonst entstellende Stumpnase (Pohnase) und entspricht auch in anderen Punkten der süddeutschen Perchta, der fränkischen Trempe (= trampelnde Auftretende), der mitteldeutschen Holda, der sächsischen Hera. Wie die Perchta die perchtische Traubenphantasie (elbische Geistesverwirrung) macht, so veranlaßt die Stempa die Stempnacht (elbischen Betrug), namentlich in der Martinswoche, in der auch die Kaltermandel von der Alpe abfahren (ausziehen). Das Martins-Gestämpe ist nur durch den anderen Zeitpunkt des germanischen Jahresanfangs von der Stempa in der geschlossenen Zeit des Advents verschieden; beide treten eben in der Zeit vor dem Neujahre auf. Diese Zeit ist es auch, in welcher die Domina Hera voluit per aera. Vor dem Schwarm der elbischen Geister, aus denen Perchta, Hera, Holda als Anführerinnen emporragen, sollte man sich in diesen Zeiten sichern, da dieselben Wechselbälge einlegen, ein Glaube, der sich auch bei den Grätz-Walachen vorfindet. e.

U. **Archäologisches.** Für die Ausbesserung des Parthenon ist zwar das Gerüst jetzt fertig, so daß man den an Ort und Stelle befindlichen Westfries aus unmittelbarer Nähe betrachten kann, zu einer rationellen Durchführung der Restaurationsarbeiten reichen aber die der Griechischen archäologischen Gesellschaft zur Verfügung stehenden Mittel nicht aus, auch nicht, wenn, wie verlautet, die englische Gesellschaft, welche die Marmorbrüche des Pentelikon gepachtet hat, einen Theil des nöthigen Marmors unentgeltlich liefert. Es haben daher die in Athen bestehenden archäologischen Institute Deutschlands, Frankreichs, Englands und Nordamerika's der Griechischen archäologischen Gesellschaft versprochen, bei ihren Regierungen und bei den wissenschaftlichen Körperschaften ihrer Länder um eine Unterstützung der Erneuerungsarbeiten am Parthenon vorstellig zu werden. Es ist sehr zu hoffen, daß man sich durch die politischen Stürme der Griechen nicht davon abhalten läßt, die Erhaltung eines der ganzen gebildeten Welt gemeinsamen Besitzthums zu fördern. — Für das Museum in Olympia ist eine stärkere Bewachung angeordnet worden, da dort kürzlich Diebstähle versucht wurden. Das ist bei den unruhigen Zuständen sehr lobenswerth, wenn die Andeutung in den Zeitungen allerdings auch etwas komisch klingt, man fürchte, daß „von einer gewissen Seite" die Entwendung des praxitelischen Hermes geplant werde. — Thatsache ist dagegen, daß die Türken sich die Occupation Thessaliens zunutze gemacht haben, um die schönen alterthümlichen Reliefs im Museum von Larissa nach Konstantinopel zu überführen und auch die Museen von Trikala und Halmyros auszuplündern. Ein thessalisches Kloster, dessen Manuskripte und reichen Kunstschätze byzantinischer Zeit in das zu gründende Museum der christlichen Kunst in Athen gebracht werden sollten, ist leider während der Kämpfe ein Raub der Flammen geworden, so daß Griechenland den unheilvollen Krieg auch durch den Verlust von Kunstdenkmälern zu büßen hat. — Von den Ausgrabungen haben die von Gotiriadis im Auftrage der Griechischen archäologischen Gesellschaft an der Stelle des alten Thaemon, dem Mittelpunkte der ätolischen Eidgenossenschaft, fortgesetzten neue Resultate gebracht. Zunächst ist durch zwei Urkunden, einen Volksbeschluß und einen Vertrag mit König Philipp inschriftlich festgestellt, daß der Platz wirklich das alte Thermos ist. Ferner hat man unter den Trümmern der großen Halle eine mit dem Namen des Künstlers Heraklides gefunden, eine andere mit dem eines der Ptolemäer. Zwischen dem Sockel des Herrnleibes und einem zweiten fand sich ein Gemenge von Dachziegeln, Kohlenstücken, verbrannten Steinen und Menschenknochen, ein Anzeichen der Verwüstung, die durch Philipps V. Söldner im Jahre 280 v. Chr. dort angerichtet worden ist. An Bronzegeräth und Waffen ist ziemlich viel gefunden worden; von Statuen sind bisher nur Bruchstücke überlebensgroßer Bildwerke zutage gekommen. — Auch in Theben hat die Griechische archäologische Gesellschaft Nachgrabungen begonnen, die vor allem auf die Suche nach der Stadtmauer ausgehen. Bis jetzt sind außerhalb der Stadt eine Anzahl prähistorischer Gräber gefunden worden. — Die Franzosen setzen die sehr ergiebige Erforschung der christlichen Alterthümer im Peloponnes fort. Hr. J. Laurent beabsichtigt die Herausgabe eines Werks mit dem Titel: Der christliche Peloponnes. — Ein zufälliger Fund griechischer Plastik ist in Lesbos in Unterirdisch gemacht worden. Bei der Niederreißung einer Moure fand man ein griechisches Relief mit der Darstellung zweier Frauen, die auf einen Altar zuschreiten; Beide sind voll bekleidet, die Eine mit dem Gewand über dem Kopf. Das Relief soll dem 3. Jahrhundert v. Chr. angehören.

* **Graz.** Am 16. Dezember starb der Professor an der hiesigen Universität Dr. Theodor Reinhold Schütz im Alter von 71 Jahren. Er war einer der bekanntesten Lehrer des Strafrechts und hatte früher in Kiel gewirkt, von wo er einem Rufe nach Graz folgte.

* **Paris.** Die Académie des sciences morales et politiques wählte an Stelle des verstorbenen Herzogs von Aumale ein neues Mitglied für Geschichte, den Unterrichtsminister Rambaud, mit 24 gegen 6 Stimmen. Alfred Rambaud ist Professor der neueren Geschichte an der Universität in Paris, Unterrichtsminister und Minister der schönen Künste und der Ver-

Digitized by Google

fasser geschätzter Werke über die Geschichte der zeitgenössischen Zivilisation in Frankreich, sowie einer allgemeinen französischen Geschichte und einer Geschichte Rußlands.

* **London.** Für die im nächsten Jahr von hier unter Leitung des norwegischen Polarreisenden Borchgrewink abgehende Südpol-Expedition ist das norwegische Walfischfangschiff „Pollux" für etwa 75,000 M. angekauft worden. Die Expedition wird auf Kosten des Engländers Sir Georges Stewnes ausgerüstet, der 300,000 M. zur Verfügung gestellt hat.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

M. v. Boecker: Kunstgeschichte im Grundriß. 3. Aufl. Ebd. 1898. — Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik. Zeitschrift zur Erforschung der gesellschaftlichen Zustände aller Länder. Hggb. von Dr. Heinrich Braun. 11. Bd., 3. und 4. Heft. Berlin, Carl Heymann 1897. — Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken. Hggb. vom Kgl. Preußischen Historischen Institut in Rom. Bd. I, Heft 1. Rom, E. Loescher u. Komp. 1897. — Forschungen zur Geschichte Bayerns. Vierteljahrsschrift, hggb. von Karl v. Reinhardstöttner. VI. Bd., 2. Heft. Regensburg, W. Wunderling 1897. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. 5. Bd. (Ungorn), 9. Heft. Wien, Alfred Hölder. — Dr. Dietrich Schäfer: Deutschland zur See. Eine historische politische Betrachtung. Jena, Gustav Fischer 1897. — Deutsches Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm. 9. Bd., 11. Lfg. Leipzig, S. Hirzel 1897. — *Americana Germanica.* Vol. I, No. 3. New-York u. London, Macmillan 1897. — W. v. Seydlitz: Geschichte des Japanischen Farbenholzschnitts. Dresden, Gerhard Kühtmann 1897. — Anton Ohorn: Rübezahl, eine Mär aus deutschen Bergen. Berlin, Fischer u. Franke. — Sophie v. Khuenburg: Wahrheit. Volksschauspiel in drei Aufzügen. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson 1897. — Rudolf Genée: Zeiten und Menschen. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn 1897. — Geneg Ruseler: Gudrun. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Oldenburg und Leipzig, Schulze 1898. — C. Widmer: Hans Waldmann. Trauerspiel in fünf Akten, Zürich, Ed. Rascher 1898. — Dr. *G. A. Scartazzini:* Enciclopedia Dantesca Vol. II., M—R. Ulrico Hoepli, Milano 1898. — Fritz Hoddick: Weltliche Texte. Aphorismenschatz der Weltliteratur. Berlin, Haude u. Spener 1898.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Gediegenste Festgeschenke:

A. Bielschowsky: Goethe. Sein Leben und seine Werke. In zwei Bänden. I. Band. Mit Titelgravüre. 33 Bogen. Eleg. geb. 6 M.

Hans Blum: Fürst Bismarck und seine Zeit. Eine Biographie für das Deutsche Volk. 6 Bände. Geb. à 6 M.

Louise von Kobell: Unter den vier ersten Königen Bayerns. Nach Briefen und eigenen Erinnerungen. Zwei Bände mit 5 Photogravüren. Eleg. geb. 12 M.

M. Kronenberg: Kant. Sein Leben und seine Lehre. 20 Bogen. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 5 M. 50 Pf.

F. Lampert: Des Türmers Töchterlein von Rothenburg. 2. Aufl. Mit 4 Illustr. Eleg. geb. 1 M. 60 Pf.

A. Matthias, Gymn.-Direktor: **Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin?** Ein Buch für deutsche Väter und Mütter. 16 Bogen. Eleg. geb. 4 M.

August Sperl: Die Fahrt nach der alten Urkunde. Geschichten und Bilder aus dem Leben eines Emigrantengeschlechts. 3. Auflage. In Goldschn. geb. 4 M. 50 Pf

August Sperl: Die Söhne des Herrn Budiwoj. Ein Roman aus dem 13. Jahrhundert. Zwei Bände. Eleg. geb. 12 M.

J. Volkelt: Aesthetik des Tragischen. 29½ Bg. Geb. 9 M.

Werke über den Krieg 1870/71.

Klein, K.: Fröschweiler Chronik. Kriegs- u. Friedensbilder aus dem Jahre 1870. Illustrierte Ausgabe, soeben neu erschienen, in Prachtband 10 M. (Volksausgabe in 15. Auflage. Kart. 2 M. 80 Pf.)

Tanera, K.: Ernste und heitere Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers aus dem Jahre 1870/71. Illustrierte Ausgabe, in Prachtband 14 M. (Volksausgabe, 6. u. 7. Aufl. 2 Bde. Kart. à 2 M. 40 Pf.)

Tanera, K.: Der Krieg von 1870/71, dargestellt von Mitkämpfern. 7 Bände mit zahlreichen Karten. 4. u. 5. Aufl. Geh. à 2 M.; kart. à 2 M. 50 Pf.

Tanera, K.: Deutschlands Kriege von Fehrbellin bis Königgrätz. 9 Bände mit zahlreichen Karten. 1. bis 7. Tausend. Geheftet à 2 M.; kart. à 2 M. 50 Pf.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen; eilige Bestellungen auch direkt durch die Verlagshandlung in München (Wilhelmstrasse 9). Weihnachtskataloge gratis und franko. (18828)

Neue Gedichte von

Rudolf Baumbach:

Bunte Blätter.

kl. 8°. VII u. 126 Seiten.

Fein gebunden 3 Mark. In Kalbleder 5 Mark.

(17963) *In allen Buchhandlungen zu haben.*

Verlag von A. G. LIEBESKIND in Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Das Schöne und die Kunst.

Zur Einführung in die Ästhetik.

Vorträge von

Friedrich Theodor Vischer.

Mit seinem Bildnis.

Preis geheftet 6 Mark. Elegant gebunden 7 Mark.

Vischers oesthetische und litteraehistorische Vorträge, deren Veröffentlichung nunmehr mit dem Erscheinen dieses Buches beginnt, werden vom deutschen Volke nie ein teures Vermächtnis des großen Gelehrten aufgenommen und geehrt werden. Sie sind im besten Sinne des Wortes populär und wirken ganz besonders stark durch ihre feische und Unmittelbarkeit. (17159)

Die Vorträge über „Das Schöne und die Kunst" werden auch den Besitzern der ausführlichen „Aesthetik" von Vischer eine erwünschte Gabe bringen, weil der Inhalt seines großen Werkes durch dieselben zum Teil ergänzt, konzigiert und weiter entwickelt wird.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratenteil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Montag, 20. Dezember. Nummer 287.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Deutschland und seine Kolonien im Jahre 1896. — Psychologie als Erfahrungswissenschaft. Von Karl Schneider. — Mittheilungen und Nachrichten.

Deutschland und seine Kolonien im Jahre 1896.

H. S. Jeder Besucher der Berliner Gewerbeausstellung vom Sommer 1896 weiß, daß deren den deutschen Schutzgebieten gewidmeter Theil, die deutsche Kolonialausstellung, mit zu den interessantesten Gruppen des Ganzen gehörte. Der Arbeitsausschuß dieser ersten deutschen Kolonialausstellung faßte bald den Plan, in Form eines „amtlichen Berichts" über die Ausstellung dem weiten Kreise der deutschen Kolonialfreunde eine Art von Erinnerungsgabe zu schaffen, und dieser Bericht liegt uns nunmehr als ein stattlicher, mit einer Fülle von Abbildungen ausgestatteter Quartband vor.[1]) Ein Blick auf den unten in der Anmerkung gegebenen Titel und das Mitarbeiterverzeichniß lehrt jedoch sofort, daß es sich hier nicht um ein gewöhnliches Pracht- und Bilderwerk handelt, wie man es aus solchen und ähnlichen Anlässen wohl herausgibt. Wir haben es vielmehr mit einem Kompendium unsres gesammten Wissens über die deutschen Schutzgebiete zu thun, deren kommerzielle, wirthschaftspolitische und Missionsbeziehungen zu Deutschland gleichzeitig in den Kreis der Erörterung gezogen werden. Allerdings — die Kolonialausstellung gab eben die Veranlassung zu dem Werk, und es ist daher nur recht und billig, wenn zunächst dieser ein erheblicher Raum gewidmet wird.

Gustav Meinecke, der bekannte Herausgeber der „Kolonialzeitung", führt den Leser vorerst in den Theil der Ausstellung, der dem Laien jedenfalls als der anziehendste erschienen ist, in die Eingeborenendörfer mit ihrem bunten Leben und Treiben. Die 101 Eingeborenen aus allen Schutzgebieten — 4 Batanga, 15 Dualla, 26 Togoleute, 21 Suaheli, 17 Massai, 1 Wanyoro, 5 Herero, 4 Hottentotten (Witbooïs) und 8 aus Neuguinea — und ihre heimathliche Umgebung boten ja Stoff zu den mannichfaltigsten Beobachtungen und Gedanken, und wir finden diese hier in ansprechender Form zusammengefaßt und erweitert. Jeder wird sich auch dafür interessiren, wie die Leute das nordische Klima ertragen haben und welche Maßregeln getroffen waren, um sie durchzubringen; er wird daher die Ausführungen des Arztes (Dr. Gronauer) über diesen Punkt nicht überschlagen. Eine große Zahl besonders schöner und instruktiver Abbildungen versetzt den Beschauer von den Ufern des märkischen Karpfenteiches in die Tropen und zeigt die Eingeborenen in ihrem täglichen Treiben. — Nächstdem behandelt derselbe Verfasser den wissenschaftlich-kommerziellen Theil der Ausstellung, wie er sich in der Kolonialhalle, im Tropenhaus, in der wissenschaftlichen Halle, in der Industrie-Exportausstellungshalle, im Afrikahaus ꝛc. darbot. Die Illustrationen halten diese Räume im Bilde fest, in denen man durch die Fülle der aufgespeicherten Sachen und Sächelchen fast verwirrt wurde. — Konsul Dr. Zimmermann berührt dann das Grundthema, das von der ganzen Ausstellung illustrirt werden sollte, die eigentliche Kolonialpolitik unter Bezugnahme auf deren wirthschaftliches, praktisches Ziel: Nothwendigkeit der Kolonialpolitik aus handelspolitischen Gesichtspunkten; handelspolitische Bedeutung der deutschen Schutzgebiete; die bei der Kolonialpolitik thätigen Kräfte; die Gegenstände der kolonialen Aus- und Einfuhr. Eine graphische Darstellung der Elfenbeinausfuhr Afrika's seit 1840 von Heinr. Ad. Meyer in Hamburg ist hier beigefügt. — Im Anschluß daran berichtet G. Meinecke über die Deutsche Kolonialgesellschaft, als eine der wichtigsten Vertreterinnen des kolonialen Gedankens, ferner A. Merensky über die Ausstellung der evangelischen, Generalsuperior A. Janssen und Missionär H. Linkens über die katholischen Missionen, Fräulein Clara Müseler (inzwischen verstorben) über den deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien. Man sieht, es fehlt nichts in dem in der Kolonialausstellung zusammengefügten Mosaikbilde.

Den Uebergang zum „wissenschaftlichen Theil" des Werkes bilden kurze, zusammenfassende, vortrefflich orientirende Kapitel über die einzelnen Schutzgebiete, die von kompetentester Seite geschrieben sind und in ihrer Art als mustergültig bezeichnet werden können. Ueber Togo referirt Dr. R. Büttner, über Kamerun Prof. Dr. Wohltmann, über Deutsch-Südwestafrika Dr. Karl Dove, über Deutsch-Ostafrika Gustav Meinecke und über die Schutzgebiete in der Südsee Prof. Dr. Frhr. v. Danckelman, der auch die klimatologischen Bemerkungen zu jedem Abschnitt — mit Ausnahme der von Dove herrührenden über Südwestafrika — geliefert hat. Beigegeben sind fünf hübsche Kartenskizzen in 1:5,000,000 (Neuguinea und Marshallinseln in 1:12,000,000), auf denen der Zoologe P. Matschie außerdem die wichtigsten Thiergebiete abgegrenzt und die Vertheilung charakteristischer Thierformen verzeichnet hat.

Als den wichtigsten Theil des Werkes betrachten wir den zweiten, den wissenschaftlichen. Zunächst gibt hier Dr. Richard Kiepert, durch dessen Hände ja heute das gesammte amtliche Aufnahmematerial der Schutzgebiete geht, einen Ueberblick über deren Kartographie. Präzisirt wird in der Einleitung der allgemeine kartographische Standpunkt der einzelnen deutschen Kolonien, von dem er sagt: „Wenig oder nichts, von einzelnen Küstenstrecken und der deutsch-

[1]) Deutschland und seine Kolonien im Jahre 1896. Amtlicher Bericht über die erste deutsche Kolonialausstellung, herausgegeben von dem Arbeitsausschuß der deutschen Kolonialausstellung (Graf v. Schweinitz, C. v. Beck, F. Imberg). Redaktion: Gustav Meinecke. Mitarbeiter: Dr. R. Büttner, Prof. Dr. v. Danckelman, Dr. C. Dove, Dr. med. W. Gronauer, Dr. Gürke, A. Janssen, Dr. R. Kiepert, H. Linkens, Prof. Dr. v. Luschan, Paul Matschie, A. Merensky, † Clara Müseler, Eugen Reisser, Dr. Stramer v. Reichenbach, Prof. Dr. Wohltmann, Konsul Dr. Zimmermann; Zeichnungen: Rudolf Hellgrewe. Mit einem Kupferdruck, 185 Illustrationen im Text, darunter 7 Vollbilder, 6 Karten, 40 Tafeln in Lichtdruck und Plan der Ausstellung. Berlin, Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) 1897. 368 S. Quart. Preis br. 10 M., geb. 12 M.

englischen Grenze zwischen Indischem Ozean und Kilimandscharo abgesehen, kann in den Kolonien als absolut sicher betrachtet werden; fast für alles gilt nach wie vor Heraklits Spruch ‚alles fließt'. Nur in Usambara in Deutsch-Ostafrika ist mit einer kleinen Triangulation der Anfang gemacht worden, welche aber, soviel man weiß, mit der Küstenaufnahme erst noch in Verbindung gebracht werden soll. Im übrigen aber beruhen sämmtliche Karten unsrer Kolonien nur auf Routenaufnahmen und Breitenbestimmungen ... vor allem aber entbehren unsre Kolonialkarten noch fast ganz der so schwer zu bestimmenden geographischen Längen, und es ist vorläufig keine Aussicht vorhanden, daß darin eine Aenderung eintreten wird." Ein Vorwurf liegt in diesen Bemerkungen nicht begründet; denn mit der Größe der zu lösenden Aufgaben stehen die Mittel in keinem Verhältniß. Im übrigen wird gethan, was sich thun läßt, und beispielsweise wird nach Kieperts Ausspruch in keiner deutschen oder außerdeutschen Kolonie so fleißig an der Aufnahme gearbeitet, wie in Deutsch-Ostafrika seit etwa 7 Jahren. Als Beweis dafür darf Kieperts große Karte jenes Schutzgebiets in 1:300,000 gelten, von der zur Zeit etwa der dritte Theil im selben Verlage, wie das uns beschäftigende Buch, erschienen ist. Auch bestätigt dieses Urtheil ein Blick in die letzten Bände der bekannten Dandelman'schen „Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten", die „ein ganz unentbehrliches Archiv für die Kenntniß unsrer Kolonien bilden und in ihren zahlreichen Karten die allerwerthvollsten Beiträge zur Darstellung derselben enthalten". Zur Zeit gibt es aber von keiner deutschen Kolonie Uebersichtskarten, die auf dem laufenden wären; nur für Deutsch-Südwestafrika gilt das von den betreffenden Blättern des Langhans'schen Kolonialatlasses. — Im einzelnen geht dann der Berichterstatter die deutschen Schutzgebiete durch und theilt hier eine vollständige Liste aller der Männer mit, die wesentliche Beiträge an Aufnahmen, Ortsbestimmungen ꝛc. geliefert haben.

Die Völkerkunde behandelt Prof. Dr. v. Luschan. Er beschränkt sich — wenigstens im Abschnitt „Physische Anthropologie" — auf die Resultate, die er durch die Beobachtung und Messung der auf der Ausstellung vorhandenen Individuen gewann; von einem allgemeinen anthropologischen und ethnographischen Bericht sieht der Verfasser ab, da unsre heutige Kenntniß in diesen Disciplinen noch zu unvollkommen und lückenhaft ist, um eine gute populäre Darstellung der Völkerkunde unsrer Schutzgebiete zu gestatten. Darum wurde auch die Ethnologie ausgeschlossen. Was wir hier finden, ist immerhin interessant genug, z. B. auch die kurze Charakteristik der Eingeborenen: das Urtheil „ruhig, bescheiden, anständig" wechselt in verschiedenen Schattirungen mit dem „beschränkt, frech, ungezogen" oder dem „sehr intelligent, aber von ausgesuchtester Frechheit" ab. Wer da weiß, wie die Leute von den Besuchern der Ausstellung angestaunt und verhätschelt wurden, wird ahnen, daß Viele dort erst „frech und ungezogen" und zu „Hosenniggern" geworden sind. Durchweg am anständigsten waren die bösen Massai, ehemals der Schrecken Ostafrika's. Zu diesem Theil des Buches gehören die angehefteten 40 Tafeln, davon 20 mit 51 Doppelportraits nach Photographien v. Luschans, und andere 20 mit Darstellungen aus der „materiellen Kultur", nach Zeichnungen Dr. Weule's und nach Photographien v. Luschans. Diese Tafeln sind mehr als ein bloßer Schmuck des Werkes, sondern geeignet, im Verein mit den mitgetheilten Messungstabellen die Grundlage für weitere Forschungen und Schlüsse abzugeben. Die Portraitköpfe erinnern in ihrer technischen Vollendung an Prof. Dr. Fritsch' fundamentales Werk „Die Eingeborenen Südafrika's".

Ueber die Zoologie der deutschen Kolonien und der angrenzenden Gebiete berichtet auf Grund des vorliegenden Gesammtmaterials Paul Matschie, der Bearbeiter des Kapitels „Säugethiere" in dem großen, durch die Stuhlmann-Emin Pascha-Expedition veranlaßten Werke über Deutsch-Ostafrika (im gleichen Verlage erscheinend). Neben der Erörterung thiergeographischer Fragen begegnen wir hier einer Reihe abgeschlossener, anziehender Einzelschilderungen, die namentlich auch für den Nichtfachmann deßhalb von Interesse sind, weil sie erläutert werden durch 51 Abbildungen von Thierformen, die dem genannten großen Werke entnommen sind. Berichtigt sei hier die Notiz (S. 275), daß erst durch Reichard und Böhm (1884) die erste Nachricht darüber nach Europa gelangt sei, daß im Westen des Tanganika gewaltige menschenähnliche Affen, von den Eingeborenen „Sokos" genannt, vorkommen. Es erwähnt sie vielmehr schon Livingstone, der in seinen Tagebüchern über seine letzte Reise die Sokos beschreibt; auch eine Abbildung wird dort bereits gegeben (Livingstone, Letzte Reise II, S. 62—65; Abbildung ebenda, S. 64).

In ähnlicher Weise hat Dr. M. Gürke seine Aufgabe, die Pflanzenwelt der Schutzgebiete im Rahmen des Werkes darzustellen, aufgefaßt. Besonders berücksichtigt werden die Nutzpflanzen, die ja auch auf der Ausstellung als solche oder bereits in Form verarbeiteter Produkte vorhanden waren. Wichtig erscheint ferner eine kurze Gesammtschilderung der Vegetationsverhältnisse. Pflanzengeographische Fragen — so die Verbreitung einiger Charakterpflanzen — werden nur flüchtig berührt. Dieses Kapitel wird durch eine Reihe von Holzschnitten illustrirt. — Schließlich gibt noch Dr. Stromer v. Reichenbach, bekannt bereits durch eine treffliche Arbeit über dieses Wissensgebiet, eine kurze Schilderung der geologischen Verhältnisse. — Es folgen dann einige die Ausstellung betreffende Mittheilungen und eine Erklärung der Tafeln nebst Plan der Ausstellung.

Wir haben im Vorstehenden versucht, den reichen Inhalt des Werkes anzudeuten und zu charakterisiren. Jeder Freund der Kolonien und der kolonialen Thätigkeit des Deutschen Reiches wird darin eine solche Fülle von Anregung und Belehrung finden, wie es zur Zeit kein anderes Buch bietet, auch nicht bieten kann; denn es handelt sich hier eben um eine Arbeit, die konkurrenzlos ist, einzig in ihrer Art dasteht. Besonders sei noch auf den erstaunlich geringen Preis des Werkes hingewiesen (10, resp. 12 M.), der nur dadurch ermöglicht wurde, daß der Verleger, im Bestreben, der kolonialen Sache einen Dienst zu erweisen, die Rücksicht auf pekuniären Vortheil gänzlich außer acht ließ und persönliche Opfer brachte. Man kann nur wünschen, daß das Buch sich weite Kreise erobert und einerseits Klarheit schafft, andrerseits das Interesse für Deutschlands koloniale Arbeit vertieft und erweitert. Das erscheint uns als die vornehmste Aufgabe des Werkes „Deutschland und seine Kolonien im Jahre 1896".

Psychologie als Erfahrungswissenschaft.[1])

Zu den charakteristischsten Erscheinungen im wissenschaftlichen Leben der Gegenwart gehört unverkennbar der lebhafte Aufschwung der psychologischen Forschung, sowie das rege Interesse, mit dem man dieser allenthalben begegnet. Diese Erscheinung ist um so bemerkenswerther, als bekanntlich vor noch nicht gar langer Zeit die Philosophie — und als eine philosophische Disciplin wird die Psychologie doch wohl auch der ansehen müssen, dem beide Begriffe nicht schlechtweg identisch sind — eine schwere Erschütterung ihres früheren Ansehens erfahren hat. Der

[1]) Hans Cornelius: Psychologie als Erfahrungswissenschaft. Leipzig, B. G. Teubner 1897. XV u. 445 S.

völlige Mißerfolg der Hegel-Schelling'schen Spekulationsphilosophie sowohl wie der Umstand, daß die außerordentlichen Fortschritte der Einzelwissenschaften in den letzten beiden Menschenaltern unabhängig von der Philosophie, ja theilweise im Gegensatz zu damaligen Systemen gewonnen worden waren, hatten dieses Sinken des Ansehens der Philosophie überhaupt zur beinahe nothwendigen Folge. Was sich damals als Philosophie darbot, war zumeist nur geistreiche Spekulation; empirische Ausgangspunkte und Methoden waren fast nur in den Naturwissenschaften zu finden; so war es kein Wunder, wenn die Meinung allgemein wurde, daß jetzt die Zeit für philosophische Untersuchungen vorbei sei, daß vielmehr die Probleme der Philosophie, soweit sie überhaupt als wissenschaftliche zu betrachten seien, durch die einzelnen empirischen Wissenschaften ihre Lösung finden müßten. Viele Kreise, namentlich die noch vom Neumaterialismus der 50er Jahre beeinflußten, tragen der Philosophie diese Geringschätzung wohl noch heute entgegen.

Indessen konnte dieser Zustand doch nicht allzu lange dauern. Gerade die außerordentliche Ausdehnung und Zersplitterung der Einzelwissenschaften ließ das Bedürfniß nach einer zusammenfassenden Prinzipienwissenschaft, wie sie früher die Philosophie hatte darstellen wollen, nur umso stärker hervortreten; nun man die Theile so glücklich in der Hand hatte, mochte man eben auch das „geistige Band" nicht länger missen. Und ferner wurde doch gerade mit den Fortschritten der Einzelwissenschaften immer deutlicher, daß sie sämmtlich gewisse Voraussetzungen machen und gewisse Begriffe unlegitimirt hinnehmen müssen, die innerhalb dieser Einzelwissenschaften selbst ihre Begründung nicht finden können. Das Dasein einer objektiven, unabhängig von einem wahrnehmenden Bewußtsein existirenden Außenwelt mit bestimmten „Kräften" und „Gesetzen", der Begriff der Ursache und Wirkung, der Begriff der „Nothwendigkeit" im Denken und im Naturgeschehen sind — neben vielen anderen — Voraussetzungen dieser Art. Von ihnen Gebrauch zu machen, ist das gute Recht der Einzelwissenschaften nicht minder wie das der Praxis des Lebens; da sich aber leicht der Nachweis erbringen läßt, daß diese Begriffe der unmittelbaren Erfahrung nicht angehören, so bleibt trotzdem noch die Aufgabe bestehen, aufzuzeigen, in welcher Weise wir diese Begriffe sekundär aus den Elementen der unmittelbaren Erfahrung bilden und welche empirische Bedeutung ihnen demnach zukommt. Die Wissenschaft, die diese Probleme zu ihrem Forschungsgebiet macht, war aber eben bisher die Philosophie, oder genauer gesprochen jene Richtung in der Philosophie, die sich, da sie ihren Ausgangspunkt lediglich von erlebbaren Thatsachen des Bewußtseins unter Ausschluß jeder transempirischen Spekulation nehmen wollte, als „Psychologie" bezeichnete. So ist jenes Verlangen nach einer Wissenschaft, in der die Prinzipien und Voraussetzungen der Einzelwissenschaften ihre Rechtfertigung finden sollen, mit dem Verlangen nach einer empirisch begründeten Psychologie identisch. Es widerspricht dieser Behauptung nicht, daß man die so verstandene Aufgabe jener geforderten Prinzipienwissenschaft oft auch als eine erkenntnißtheoretische bezeichnet hat. Denn die Erkenntnißtheorie ist von der Psychologie offenbar in doppelter Weise abhängig; sie bildet als Psychologie des Erkennens einen wesentlichen Bestandtheil derselben, wie sie andrerseits für ihre Sätze einen sicheren Boden nur dadurch gewinnen kann, daß sie für deren Begründung und Ableitung von nichts anderem als von erlebbaren Thatsachen des Bewußtseins, also von psychologischen Thatsachen ausgeht. Insofern die primären Thatsachen, auf denen beide Disciplinen fußen müssen, ihnen gemeinsam sind, ist die gelegentlich aufgeworfene Streitfrage, ob der Psychologie oder der Erkenntnißtheorie die Priorität gebühre, ziemlich gegenstandslos.

Empirische Psychologie also ist die Disciplin, nach der beim heutigen Stande der Wissenschaften ein natürliches und allseitiges Verlangen besteht. Diese ist durchaus nicht ohne weiteres zu identifiziren mit der „experimentellen" oder „physiologischen" Psychologie, die in jüngster Zeit so großes Interesse erregt und — durch Helmholtz, Wundt, Hering u. s. s. — so hervorragende Erfolge erzielt hat. Diese „physiologische Psychologie" — für die „Psychophysiologie" der geeignetere Name wäre — ist vielmehr ein Grenzgebiet zwischen der Psychologie und den Naturwissenschaften; sie berührt sich zwar enger mit der Psychologie als irgend eine andere von diesen, sie steht aber insofern mit den übrigen Naturwissenschaften erkenntnißtheoretisch auf der gleichen Stufe, als sie gleichfalls alle die Voraussetzungen und Begriffe enthält, über deren Entstehung und Bedeutung eben die Psychologie Auskunft geben soll. Empirische Psychologie im Sinne der obigen Forderung ist vielmehr nur die reine, von jeder scheinbar noch so selbstverständlichen Hypothese freie Analyse der Bewußtseinsthatsachen. Diese Wissenschaft ist an sich, namentlich soweit sie mit der Erkenntnißtheorie zusammenfällt, keineswegs neu. Schon Aristoteles darf durchaus als ein Psychologe im heutigen Sinne des Wortes angesehen werden; und unter den neueren hat bekanntlich, nach einigen Ansätzen in der Scholastik, die sogenannte englische Psychologenschule — Locke, Berkeley, Hume — mit fast durchweg richtigen Ausgangspunkten den Ausbau dieser Wissenschaft unternommen. Diese Tradition wurde dann zugunsten einer weniger psychologisch-empirischen Philosophie unterbrochen, die ihren Höhepunkt in den das gerade Widerspiel psychologischer Empirie zeigenden Spekulationen eines Hegel und Schelling fand; Kant freilich, den manche heutige Psychologen jenen englischen Forschern nachsetzen zu sollen glauben, bietet trotz mancher Schwächen einen großen Reichthum an psychologischer Erkenntniß. Im Gegensatz zu jener Spekulationsphilosophie hat dann gerade die jüngste Zeit für die Psychologie wieder eine Periode außerordentlichen Aufschwungs und eine solche Klärung in Erkenntnissen und Fragestellungen gebracht, daß auf dem so geschaffenen Fundament der völlige Ausbau der Wissenschaft vom menschlichen Seelenleben mit Sicherheit erwartet werden darf. Es genügt, die Namen Brentano, Wundt, Lipps, James, Avenarius zu nennen, um die ungemeine Ausdehnung und Vertiefung der psychologischen Erkenntniß in unsrer Zeit anzudeuten.

Zu den an erster Stelle stehenden Leistungen der psychologischen Wissenschaft, auf welche diese Namen hinweisen, gehört auch das vorliegende Werk, aus dem im Nachstehenden — nicht ein Auszug gegeben, denn das wäre in diesem Rahmen unmöglich —, sondern nur einige der wichtigsten Gedankengänge angedeutet werden sollen. An neuen „Psychologien" war in den letzten Jahren gewiß kein Mangel, die aber großentheils sich mehr als Zusammenfassungen bereits bekannter Thatsachen und Standpunkte denn als selbständige Darstellungen zu erkennen gaben, und vielfach die eigentlich wichtigen, prinzipiellen Fragen der Psychologie hinter Einzelheiten zurücktreten ließen. Im Gegensatz hierzu sucht das vorliegende Werk überall gerade diese prinzipiellen Fragen der Psychologie zu beantworten und weiß, bei strikter Wahrnehmung der empirischen Methode, den Mechanismus der Bewußtseinsvorgänge in überzeugender Klarheit von den elementarsten bis zu den kompliziertesten Prozessen auf Grund einer Reihe wesentlich neuer Gesichtspunkte und Betrachtungsweisen vor uns zu entwickeln. Auch dadurch steht das Werk zu manchen anderen „Psychologien" in einem gewissen Gegensatz, daß es wesentlich erkenntnißtheoretisch gerichtet ist; es sucht weniger eine Aufzählung möglichst vieler psychologischer Einzelheiten zu geben, als vielmehr eine rein empirische Theorie

Digitized by Google

der psychischen Thatsachen in ihrem Zusammenhang zu begründen. Aus diesem Umstand folgt von selbst, daß der Frage, in welcher Weise sich aus den subjektiven Thatsachen der Aufbau einer „objektiven" Welt vollzieht — die Grundfrage jeder empirischen Philosophie — in dem Buche eine besondere Beachtung geschenkt ist; was um so wichtiger ist, als bekanntlich von der Beantwortung dieser Frage die Lösung einer ganzen Reihe anderer — erkenntnißtheoretischer und psychologischer Fragen abhängt.

Den Ausgangspunkt des Werkes bildet — im Gegensatz zu jeder „atomistischen" Auffassung des psychischen Lebens — die Statuirung, daß unser Bewußtsein uns jederzeit einen kontinuirlichen Wechsel, eine stete successive und gleichzeitige Mehrheit von Inhalten in bestimmter Anordnung zeigt. Es müssen daher die psychischen Faktoren aufgezeigt werden, auf welchen dieser kontinuirliche Wechsel unsrer Bewußtseinsinhalte und die Ordnung derselben zu einer einheitlichen „Erfahrung" beruht. Diese Fragestellung ist, wie man sieht, mit derjenigen identisch, die Kant in der „Kritik der reinen Vernunft" aufgeworfen hat: wie kommt Erfahrung zustande? Die Beantwortung, die das vorliegende Werk dieser Frage zutheil werden läßt, weicht allerdings, entsprechend der Verschiedenheit, die durch die strikte Anwendung des psychologischen Standpunktes bedingt ist, nicht selten in wichtigen Punkten von den Ergebnissen der Kantschen Untersuchung wesentlich ab.

Als der primärste dieser Faktoren und derjenige, der überhaupt erst das Zustandekommen eines zeitlich verlaufenden psychischen Lebens ermöglicht, erscheint das Gedächtniß. Das Erinnern an die Inhalte unsres Bewußtseins ist in der That eine nicht minder ursprüngliche und unzurückführbare Thatsache wie das Vorfinden von Bewußtseinsinhalten überhaupt; aus den Eigenthümlichkeiten der Erinnerung und ihren besonderen Verbindungen mit anderweitigen primären Phänomenen müssen daher alle höheren psychischen Prozesse in methodischer Folge abgeleitet werden. Die Art und Weise, wie dies im vorliegenden Werke geschieht, kann hier freilich nur allgemeine Andeutung finden, ein ernsteres Interesse an dem Gegenstande wird nur durch das Studium des Werkes selbst befriedigt werden können.

Seinen einfachsten Ausdruck findet nach Cornelius das Erinnerungsphänomen darin, daß bestimmten gegenwärtigen Inhalten des Bewußtseins — eben den „Erinnerungsbildern" — eine „symbolische Funktion" zukomme, vermöge deren sie uns unmittelbar als Repräsentanten bestimmter vergangener Inhalte und Erlebnisse erscheinen; es findet — was nur ein anderer Ausdruck für dieselbe Thatsache ist — ein unmittelbares Wiedererkennen des früher erlebten Inhalts im gegenwärtigen Gedächtnißbilde statt. Dieses Erinnern und beziehungsweise dieses Wiedererkennen findet aber nicht völlig regellos und willkürlich statt; es zeigen sich vielmehr darin bestimmte Gesetzmäßigkeiten, die eben für die Ordnung unsrer Bewußtseinsinhalte und den Aufbau der höheren psychischen Prozesse aus den einfacheren von fundamentaler Bedeutung sind.

Eine der wichtigsten dieser Gesetzmäßigkeiten im Gebiete des Erinnerns ist die Erkenntniß der Aehnlichkeit zwischen einem gegenwärtigen und einem vergangenen Inhalt, d. h. die Thatsache, daß wir uns stets beim Auftreten eines neuen Inhalts des Bewußtseins an frühere, mit dem gegenwärtig erlebten in gewisser Hinsicht ähnliche Inhalte erinnern oder doch im Vorrath unsrer Erinnerungsbilder nach solchen ähnlichen Inhalten suchen. Diese Aehnlichkeit unsrer Inhalte, die wir so auf Grund der Erinnerung erkennen, mag man sich zunächst als die denkbar weiteste vorstellen; immerhin ist ein gewisser, wenn auch noch so schwacher Grad der Aehnlichkeit zwischen allen Inhalten des Bewußtseins vorhanden. Diese zunächst nur vage Aehnlichkeitserkenntniß aber verfeinert sich im Laufe unsrer Entwicklung sehr bald und wir ordnen unsre Inhalte, auf Grund dieser „Aehnlichkeitserinnerung", in einer immer mehr sich differenzirenden Weise nach bestimmten „Aehnlichkeitsreihen" an: die Reihe der Töne, der Farben, der Geschmacksempfindungen, dann innerhalb dieser die der hohen und tiefen Töne, der einzelnen Farbengattungen, der süßen und bitteren Geschmacksempfindungen u. s. f. Diese Anordnung aller Inhalte nach Aehnlichkeitsreihen auf Grund dieser Eigenthümlichkeit der Erinnerung geschieht unter einer Art psychologischen Zwanges; wir fühlen uns beim Auftreten eines neuen Inhalts in eigenthümlicher Weise beunruhigt, bis wir diese Unruhe durch Einordnung des Inhalts in eine bestimmte Aehnlichkeitsreihe beseitigt haben.

Auf dieser Thatsache, daß wir all unsre Inhalte nach bestimmten Aehnlichkeitsreihen anordnen, beruht, in Verbindung mit einem anderen Prinzip, das hier des näheren nicht dargelegt werden kann — der Statuirung nämlich, daß ein und derselbe Erinnerungsinhalt innerhalb gewisser Grenzen Symbol für eine Mehrheit erinnerter Inhalte werden kann — für Cornelius die weitere Thatsache und überhaupt erst die Möglichkeit der Abstraktion, der Begriffsbildung. Unsre ersten Begriffe sind natürlich, der Entwicklung unsres psychischen Lebens entsprechend, die einfachen Wahrnehmungsbegriffe, wie der Begriff des Bitteren, des Süßen, des Rothen u. s. f.; die höheren Begriffsbildungen unsres entwickelten Lebens haben diese ursprünglichen zur nothwendigen Voraussetzung.

Das Wiedererkennen ähnlicher Inhalte, auf dem die für die Ordnung unsrer Bewußtseinsinhalte so wichtige Bildung der Aehnlichkeitsreihen beruht, ist nur ein spezieller Fall eines allgemeinen, von Mach und Avenarius zuerst in seiner vollen Bedeutung erkannten, aber nicht ebenso glücklich durchgeführten Gesetzes. Dieses Gesetz — von Mach das „Prinzip der Oekonomie des Denkens" genannt — besagt kurz, daß wir stets bestrebt sind, unsre Inhalte und Erfahrungen in der denkbar einfachsten Weise zu ordnen oder, in der Cornelius'schen Terminologie, Mehrheiten ähnlicher Inhalte in möglichst einfacher Weise durch gemeinschaftliche Symbole zusammenzufassen. Solche zusammenfassende Symbole sind die Wahrnehmungs- und dinglichen Begriffe, nicht minder aber auch die „Naturgesetze"; denn der Begriff des Naturgesetzes faßt offenbar Mehrheiten ähnlicher Vorgänge an bestimmten Objekten in ganz derselben Weise zusammen, wie der Wahrnehmungsbegriff „roth" eine Mehrheit in bestimmter Weise ähnlicher Einzelinhalte.

Dieser Begriff des „Dinges" oder „Objektes", auf dem der Begriff des Naturgesetzes beruht, wird im zweiten und fünften Kapitel des vorliegenden Werkes einer eingehenden Untersuchung in Bezug auf seine psychologische Entstehung — und damit zugleich auch auf seine erkenntnißtheoretische Bedeutung — unterworfen. Es bedarf keiner Erwähnung, daß diese Untersuchung nothwendig auch die des „Daseins der Materie", des „Dinges an sich", der „objektiven Existenz" u. s. f. in sich begreift.

Die vulgäre Meinung nimmt die Objekte der Außenwelt und somit diese selbst als etwas selbstverständlich gegebenes, an sich und unabhängig von einem wahrnehmenden Subjekt existirendes an; und auch eine große Anzahl philosophischer Systeme hat diese „dualistische" Annahme erklärtermaßen oder stillschweigend zur Voraussetzung. Der reinen Erfahrung gehört indeß dieses vermeintliche Wissen von einer an sich existirenden Welt jedenfalls nicht an; denn diese zeigt uns eben nur und ausschließlich Bewußtseinsinhalte, die als solche nothwendig ein sie wahrnehmendes Subjekt voraussetzen. Die Psychologie darf daher keinesfalls von dieser Voraussetzung einer an sich existirenden Welt ausgehen; sie muß vielmehr, in einfacher Konsequenz

Digitized by Google

ihrer allgemeinen Aufgabe, diesen Begriff objektiv existirender Dinge auf die unmittelbar erlebbaren Bewußtseinsthatsachen zurückführen, aus denen er allein entstanden sein kann. Sie muß, statt metaphysisch ein „Ding an sich" von vornherein anzunehmen, vielmehr die psychogenetische Entstehung des Dingbegriffes untersuchen und ihren, auf Grund der Ergebnisse dieser Betrachtung gewonnenen Begriff der objektiv existirenden Dinge an Stelle jenes unkritischen und jedenfalls unpsychologischen setzen.

Das vorliegende System thut dies, indem es den Begriff des Dinges als den eines unter einen einheitlichen Begriff gebrachten Zusammenhangs von Wahrnehmungen auffaßt. Der Sinn dieses Begriffes dürfte leicht verständlich sein: wie wir ähnliche Wahrnehmungen unter gemeinsamen Symbolen befassen, ebenso machen wir es mit bestimmten Zusammenhängen von Wahrnehmungen, sobald dieselben des öfteren in unsrer Erfahrung gegeben waren und demnach durch die Bildung dieser Begriffe eine Vereinfachung in der Erkenntniß unsrer Erfahrung sich gewinnen läßt. Diese Begriffe von Wahrnehmungszusammenhängen nennt Cornelius, im Gegensatz zu den einfachen Wahrnehmungsbegriffen, empirische; die wichtigsten unter diesen sind aber die Begriffe von „Dingen" oder „Gegenständen".

Ein Beispiel mag dies erläutern. Wenn ich beim Anblick einer bestimmten weißen Fläche behaupte, daß „dies Zucker" sei, so sage ich damit offenbar mehr aus, als was augenblicklich direkt Inhalt meines Bewußtseins ist; ich meine damit vielmehr zugleich auch, daß ich bei Erfüllung bestimmter Bedingungen gewisse Tast- und Geschmacksempfindungen haben werde, wie denn, je nach dem Stande meiner Kenntnisse vom Zucker, vielleicht noch weitere Erwartungen in diese Behauptung eingehen. Diese Erwartungen stellen sich mir natürlich nur auf Grund früher gemachter Erfahrungen ein, in denen ich unter denselben Bedingungen dieselben Zusammenhänge von Wahrnehmungen erlebte; und so ist jedes „Ding" und jede „Substanz", nach Cornelius, empirisch nichts weiter als der Einheitsbegriff, das gemeinsame Symbol, das einen bestimmten Zusammenhang gegenwärtiger, früher erlebter und bei Erfüllung bestimmter Bedingungen im Anschluß an die gegenwärtigen erwarteten Sinnesempfindungen zusammenfaßt. Die gleiche Interpretation erfährt bei Cornelius der Begriff der objektiven Existenz; wenn ich z. B. behaupte, daß eine grüne Wiese „existirt", auch während ich sie gegenwärtig nicht wahrnehme, so hat das nach dieser Theorie lediglich den Sinn, daß ich einen bestimmten Zusammenhang von Inhalten, den ich früher erlebt und unter den Begriff „grüne Wiese" gebracht habe, nun auf Grund weiterer Erfahrungen wieder zu erleben erwarte, sobald ich nur bestimmte Bedingungen wieder erfüllt habe. Die Behauptung der „objektiven Existenz" ist demnach in diesem wie in jedem anderen Falle nichts weiter als die Abbreviatur, der einfachste Ausdruck für die Thatsache, daß ich einen bestimmten Komplex von Inhalten früher erlebt habe und bei Erfüllung bestimmter Bedingungen wieder zu erleben erwarte; eine Auffassung, der, wie der obigen des Dingbegriffes, sowohl Kant als Berkeley bereits sehr nahe gekommen sind.

Dieser Standpunkt ist, wie man leicht einsieht, von dem des falschen Idealismus ebenso verschieden, wie von dem des Realismus. Die objektive Welt und die „reale Existenz" ist diesem Standpunkt weder Trug und Illusion, wie sie es dem konsequenten Idealismus, noch auch ein unlösbares Räthsel, wie sie es dem konsequenten Realismus sein muß. Idealismus und Realismus finden vielmehr in dieser Anschauung ihre Versöhnung: die empirische Realität der Dinge, der empirische Sinn des Begriffes der objektiven Existenz werden durch diese Auffassung offenbar in keiner Weise geleugnet, sie werden vielmehr nur, wenn der Ausdruck erlaubt ist, erkenntnißtheoretisch gereinigt. Die Begriffe des naiven Realismus läßt dieser Standpunkt in ihrer praktischen Bedeutung als durchaus gerechtfertigt erscheinen; er wendet sich nur gegen den absoluten Realismus, der sich durch keine empirischen Daten mehr legitimiren kann.

Auf Grund dieses Begriffes der objektiven Existenz gestaltet sich eine ganze Reihe von Problemen wesentlich einfacher oder es stellen sich dieselben vielmehr als bloße Scheinprobleme heraus, die sonst nothwendig unlösbare Räthsel und Schwierigkeiten darbieten. Indem nämlich, wie diese Theorie will, auch der Begriff der objektiven Existenz bereits das wahrnehmende Bewußtsein voraussetzt, fallen, wie hier allerdings im einzelnen nicht ausgeführt werden kann, all die Dunkelheiten hinsichtlich der „Wirkung des Dinges an sich auf das Bewußtsein" von selbst fort, die auf Grund der dualistischen Voraussetzung in dies Verhältniß „hineingeheimnißt" worden sind und die sich allerdings als nothwendige Konsequenzen dieses Standpunktes ergeben.

In analoger Weise untersucht und interpretirt der Verfasser den Begriff des objektiven Raumes. Hinsichtlich des Raumes der Geometrie gelangt er dabei zu dem Ergebniß, daß nur der euklidische Raum ein psychologisch haltbarer sei, da die Axiome der euklidischen Geometrie in unmittelbarer Weise aus den Thatsachen folgen, die zur Bildung des Begriffes des objektiven Raumes führten. Die Ergebnisse aus dieser Untersuchung des Raumes stehen zum Theil in weittragendem Gegensatz zu den Folgerungen, die Kant aus seiner Untersuchung des Raumbegriffes zog. Ein weiterer wichtiger Gegensatz zu Kant ergibt sich an einem anderen Orte darin, daß nach Cornelius, im Gegensatz zu Kants bekanntem Satze, Erfahrung allerdings nothwendige und allgemeingültige Erkenntnisse zu begründen vermag, während Kants entgegengesetzter Standpunkt, dem Verfasser dieses Werkes zufolge, in einer zu engen Fassung des Begriffes Erfahrung seinen Grund hat.

Von weiteren Einzelheiten der Untersuchung mögen Erwähnung finden die der Analyse von Komplexen, deren Betrachtung den Verfasser zur Statuirung des Begriffs unbemerkter Theilinhalte führt. Die Gegenüberstellung einer subjektiven und einer objektiven Welt ergab sich unmittelbar aus dem Mechanismus der empirischen Begriffsbildung; die gleiche Thatsache führte auch zum Begriff der — eigenen wie fremden — Persönlichkeit. In Verbindung mit den Thatsachen der Analyse finden die Theorien der Aufmerksamkeit und Wahrnehmung, sowie die Entstehung der Zahlbegriffe ihre Erledigung. Das Verhältniß von Erinnerungs- und Phantasievorstellung wird in ähnlicher Weise erläutert, wie es von James geschehen ist. Für Cornelius sind wie für James die „relation-fringes" das Unterscheidungsmerkmal bei den Gruppen von Bewußtseinsinhalten; doch weist Cornelius den „relation-fringes" insofern eine weitere Bedeutung zu, als sie für ihn das ausreichende Unterscheidungsmerkmal darstellen, während James außerdem noch die Hume'sche belief-Theorie zur Erklärung dieses Unterschiedes heranziehen zu müssen glaubt.

Für die psychologische Begründung der **Urtheilslehre** ergeben sich aus den Betrachtungen über die Entstehung der Begriffe Gesichtspunkte, die zu einer von manchen bisherigen in wesentlichen Punkten abweichenden Auffassung des Urtheilsvorgangs führen. Die einfachste Art des Urtheils — auf die sich alle anderen im Grunde zurückführen lassen, ist nach dieser Auffassung eng verwandt — ja, im Grunde identisch — mit dem oben dargelegten Vorgang des Wiedererkennens. Wenn ich das Urtheil fälle: „Dies ist roth", so erkenne ich offenbar, daß zwischen dem vor mir befindlichen Inhalt und bestimmten anderen, die ich als „roth" benannte, eine bestimmte Aehnlichkeit obwaltet, die eben den Sinn dieses Aussagesatzes bildet. Diese

Digitized by Google

Erkenntniß der Aehnlichkeit bezw. Uebereinstimmung des gegenwärtigen mit gewissen früheren, bereits benannten Inhalten bildet den eigentlichen Inhalt des Urtheils; nur in Bezug auf sie kann die Frage nach wahr oder falsch gestellt werden, nur durch sie wird also dieser Bewußtseinsvorgang als Urtheil charakterisirt. Jedes Urtheil ist also relativ, es beruht — was dasselbe sagt, — auf einer Vergleichung; und Urtheile wie „dies ist schwefelgelb", „eiskalt" u. s. f., in denen dieser Thatbestand auch äußerlich zum Ausdruck gelangt, unterscheiden sich prinzipiell in nichts von einem beliebigen anderen Wahrnehmungsurtheil. Weitere Betrachtungen, auf die des näheren einzugehen hier nicht möglich ist, führen den Verfasser zu dem Ergebniß, daß keineswegs, wie die bisherige Logik fast durchaus will, das „positive" mit dem „negativen" Urtheil ohne weiteres koordinirt ist. Innerhalb der positiven Urtheile sind vielmehr zwei Gruppen — das schlechtweg positive und das bejahende — zu unterscheiden; nur das letztere ist dem negativen Urtheil koordinirt, da es wie dieses stets ein „vorgelegtes Urtheil" — populär gesprochen eine Frage — voraussetzt, die nun in positivem oder negativem Sinne entschieden werden kann.

In Zusammenhang mit Bejahung und Verneinung werden Wahrheit und Irrthum bezw. die Bedingungen untersucht, unter denen diese Begriffe Anwendung finden können. Diese Frage löst sich für Cornelius an der Hand seines Symbolbegriffs: Inhalte des Bewußtseins sind nach ihm als solche weder wahr noch falsch; die Frage nach wahr oder falsch hat vielmehr erst da ihren Platz, wo ein Inhalt als Symbol eines andern Inhalts auftritt. Aus diesen Betrachtungen ergeben sich u. a. interessante Konsequenzen für die Theorie der sog. Sinnestäuschungen, sowie für die Frage nach der Natur der optischen Tiefenwahrnehmung; ferner ergeben sich aus ihnen Schlüsse über die logischen Grundsätze, über die Probleme der logischen und der Naturnothwendigkeit, der Causalität und der Induktion. All diese Probleme finden in dem vorliegenden Buche eingehende Behandlung, wobei der Verfasser in wesentlichen Stücken neue Gesichtspunkte für diese oft behandelten Fragen bietet.

Den Schluß des Buches bildet die Besprechung der Gefühls- und Willensphänomene. Hervorzuheben ist hier namentlich die Untersuchung des Werthbegriffes, von dem aus eine Theorie der moralischen Werthungen zu geben versucht wird, sowie die von den bisher gegebenen nicht unerheblich abweichende Erklärung der Willenshandlung. Ein letzter Abschnitt sucht am Beispiel der bildenden Künste die Bedingungen des ästhetischen Gefallens — somit ein Prinzip der Aesthetik — aufzuzeigen. Der Verfasser kommt hier für das spezielle Gebiet der bildenden Künste zu Ergebnissen, die sich eng mit denen Adolf Hildebrands in seinem Buche „Das Problem der Form in der bildenden Kunst" berühren; als allgemeineres Resultat ergibt sich, daß dem gleichen Einheitsprinzip, das uns im Intellektuellen als „Prinzip der Oekonomie des Denkens" entgegentral, auch im Gebiete des ästhetischen grundlegende Bedeutung zukommt.

Wir müssen nochmals betonen, daß diese Zeilen nichts weniger beanspruchen als ein erschöpfendes Referat über dieses Werk zu sein; vielmehr fanden wichtige Punkte desselben, namentlich aus dem Gebiete der nicht erkenntnißtheoretischen Psychologie, hier nicht einmal andeutungsweise eine Erwähnung. Vielleicht hätte mancher Leser des Buches gerade bei den Gebieten, die mit der Erkenntnißtheorie nur loser zusammenhängen, eine breitere Behandlung, ein längeres Verweilen bei Einzelheiten gewünscht. Indessen will ja das Buch kein Kompendium, sondern eine selbständige und einheitliche Begründung der Psychologie und Erkenntnißtheorie sein. Daß das Werk nach dieser Seite eine Leistung von ungemein hohem Werthe bedeutet, dürfte auch derjenige Psychologe zugeben müssen, der — wie das beim heutigen Stande der Psychologie nicht anders zu erwarten ist — von seinem speziellen Standpunkt aus vielleicht die eine oder andere Einzelfrage in einer von der dort gegebenen abweichenden Weise beantworten möchte.

München. Karl Schneider.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Zu dem Aufsatze „Erinnerungen an den Herzog von Leuchtenberg" (Nr. 283 der Beilage) erhalten wir folgende Einsendung:

Wenn der Verfasser auf Grund der neuen Publikation des Grafen Melzi d'Eril bemerkt, das Handschreiben vom 21. Dezember 1805, in welchem Napoleon den Kurfürsten Max Joseph „um die Hand seiner Tochter Auguste für seinen Stiefsohn bat," sei hier erstmals zum Ausdruck gebracht worden, so beruht dies auf einem kleinen Irrthum. Das Schreiben ist schon seit mehr denn 30 Jahren bekannt und findet sich in der Correspondance de Napoléon I., Bd. 11 der Ottavausgabe, Nr. 9599. Auch die Angabe, Eugène Beauharnais habe erst am 3. Januar 1806, „9 Tage nach der Zustimmungserklärung der Prinzessin" durch ein Billet des Kaisers vom 31. Dezember davon erfahren, daß er die letztere heirathen solle, mag nicht unwidersprochen bleiben. Sie taucht schon in den Mémoires du Prince Eugène, ed. Du Casse 1858, II, 16, auf, erscheint mir indeß gleichwohl wenig glaubhaft. Man bedenke: die ersten bindenden Abmachungen in dieser Heirathsangelegenheit sind, wie Napoleon in dem Schreiben vom 21. Dezember selbst ausführt, während seines Aufenthaltes in Linz getroffen worden, wo er den Besuch des bayerischen Kurfürsten empfing, also schon in der Zeit vom 5.—9. November. Sollte wirklich in den 7—8 Wochen, die seitdem verstrichen, Eugène Beauharnais von dem Projekt, das ihn zunächst anging, nicht das mindeste erfahren haben? Und dann erwäge man den Wortlaut des Schreibens vom 31. Dezember, der schwer ins Gewicht fällt, da nicht entscheidend ist! Der Kaiser schreibt dem Stiefsohne: „Je suis arrivé à Munich. J'ai arrangé Votre mariage avec la princesse Auguste; il a été publié." So konnte er nur schreiben, wenn dieser in seine Pläne bereits eingeweiht war; dafür spricht die ganze Fassung, vor allem die Thatsache, daß nur schlechthin von der „Prinzessin Auguste" als einer bekannten Persönlichkeit, ohne jede weitere Bezeichnung die Rede ist. Meines Erachtens handelt es sich bei Du Casse um eine Verwechslung: nicht von dem Heirathsplane, wohl aber von der offiziellen Bekanntmachung der Heirath dürfte Eugène Beauharnais erst am 3. Januar 1806 Kunde erhalten haben.

Karlsruhe. K. Obser.

Aus dem Badener Lande. Geschichten von Hermine Villinger, illustrirt von Kurt Liebich. Stuttgart, Ad. Bonz u. Komp. 1898. — Es ist die dritte Sammlung ihrer allerliebsten kleinen Geschichten aus ihrem Heimathlande, die uns die bekannte Karlsruher Schriftstellerin in dem vorliegenden Bändchen darbietet. Ein gutes Prüfstein für den inneren literarischen Werth derartiger feiner, sorgsam ziselirter Kleinarbeiten mit lokalem Hintergrund ist ja immer das Gefallen, das sie auch bei Lesern, die diesen Hintergrund nur von fern kennen, erregen. Hermine Villingers Talent kann diese Probe in jeder Hinsicht bestehen, und in der That hat sie sich ja schon einen weit über die Grenzen Badens hinaus ausgedehnten Leserkreis erobert. Ihr Humor ist so natürlich und so tief in der wahren Erkenntniß der Eigenthümlichkeiten ihrer engeren Landsleute, besonders des Landvolkes, gegründet, ihre Darstellungsweise ist so frisch und doch dabei so sorgsam ausgefeilt, daß man meist mit wirklich ungestörtem Behagen ihren stets dahinschreitenden Erzählungen und Schilderungen folgen kann. Auch die Kunst, die Pointen gut vorzubereiten und scharf herauszuarbeiten, diese Kunst, auf die bei den jetzt ja mit Recht so beliebt gewordenen short tales alles ankommt, wird von der Verfasserin vielleicht unbewußt, aber auf jeden Fall meisterhaft ausgeübt. — Von den kleinen Erzählungen der vorliegenden Sammlung haben uns die erste und die letzte am besten gefallen; jene, betitelt „Vater und Sohn", weil in ihr der unbehülfliche Idealismus, an dem manche echte Schwaben „leiden", so überaus drastisch und belustigend zum Ausdruck kommt, diese, weil das entschlossene Weib, das ihren allzu bedächtig dreinhauenden Mann durch eine Radikalkur gefügig macht, den lernhaften Zug, der gerade den Frauen jenes Volksstammes eigen ist, so glücklich darstellt. Aber auch die andern Erzählungen

sind alle kleine Meisterstücke in ihrer Art und machen sich in ihrer Gesammtheit der Ehre würdig, die ihnen die „geliebte Landesmutter" Badens, die Großherzogin Luise, durch Annahme der Zueignung dieses Bandes erwiesen hat. Die Illustrationen Liebichs passen sich in ihrer feinen Ausführung und poetischen Auffassung dem Texte durchaus harmonisch an. -e.

Karl v. Levetzow: Höhen-Lieder. Gedichte und Aphorismen. Wien, Verlag von Karl Konegen 1898. 156 S. — Die Titelblattzeichnung stellt einen Blitz dar, der über die ganze Buchfläche hinwegzuckt. Ganz unten, 2 cm vom Rande entfernt, erblickt man die Schattenrisse von Berggipfeln. Der Verfasser gehört offenbar zu den ganz Modernen, zum jüngsten litterarischen Wien des Hrn. Bahr. Er kennt Dinge, von denen andere Sterbliche keine Ahnung haben, wie „Hochstraßen", „dunkelgraue Meuchelgedanken", „Wüstwürmer", „Wunschleichen", „Selbstmütter", „verschleimte Selbsteinkrämer" (womit „arme Philosophen" gemeint sind), „Abstreuzimmer", „Tiefsinnichkeit" u. s. w. — Das Buch ist so vornehm ausgestattet, wie es Liedern geziemt, die aus der Höhe kommen. Der Verleger mag sich ins Fäustchen gelacht haben, jedenfalls ist er nicht zu bemitleiden, schon eher der Setzer, welcher dieses hirnverbrannte Zeug à la Mombart und Genossen von der ersten bis zur letzten Seite zu lesen genöthigt war. Eine Probe für viele:

Knaatlerie.

„Jeder Mensch
Hat sein Steckenpferd.
Freiere
Haben mehrere,
Zum Abwechseln.
Hüh! hott! — hott! hotteh!
Aber die Fürsten —
Haben einen ganzen Marstall."

Auf S. 118 wird beklagt, daß die Welt unser „theuerstes Verhältniß" sei und daß wir beständig ihre „Passiven" — echt poetisch! — „aus unsern Fonds" decken müssen. — Schlecht kommen bei Karl v. Levetzow die Berge weg:

„Zu euch strebte ich,
Ein Freudiger:
Aber Enttäuschung fand ich,
Ihr schlechten Beegel" — —

Der Mond ist dem „Dichter" an der schönen blauen Donau ein „alter bleicher Wüstling" — was sich doch der arme Mond mitunter alles gefallen lassen muß! — und die Wanduhren, auf die es der Verfasser besonders abgesehen zu haben scheint, schilt er „baschufte Tick-Tack-Trotteln" und „abeckbläde Hausweiber". Furchtbar schneidig — was? Was er von den Taschenuhren hält, hat der Autor zur namenlosen Freude aller Uhrenfabrikanten einstweilen noch für sich behalten. In summa: Wenn Dichter wirklich „mißlungene Naturen" und „unregelmäßig Verrückte" sind, wie der Sänger der „Höhenlieder" auf S. 120 seines zum mindesten amüsanten Buches behauptet, dann ist — wer wollte es leugnen? — Karl v. Levetzow sicher der größten Einer. -ee-

Emil Mauerhof: Dichterische Idole. Heine, Horaz. (Zürich und Leipzig, Karl Henckel u. Komp.) — In heftiger Polemik wendet sich der Verfasser gegen die Ueberschätzung dieser beiden Dichter, in denen er fast ausschließlich frivole Witzlinge sieht, und sucht im Gegensatz zu ihnen namentlich an Goethe das Wesen echter Lyrik zu zeigen. Vielen seiner Ausführungen möchten wir, insbesondere soweit sie Heine betreffen, durchaus beipflichten. Indessen sagt der Verfasser, der überdies mitunter in seiner Abneigung gegen Heine doch ungerecht wird, damit wahrlich nichts neues; außer in gewissen interessirten Kreisen denkt heutzutage doch wohl Niemand mehr im Ernst daran, Heine mit Goethe auf eine Stufe zu stellen. Die Polemik gegen Horaz dürfte jeder Verehrer des behaglichen und liebenswürdigen alten Epikuräers als völlig verfehlt empfinden. C. S.

C. G. Cia bei Herpli in Mailand erschienenes Buch von Tullia Musseenni mit dem Titel *Diporté o Veglie:* „Belustigungen und Nachtwachen", liegt in 2. Auflage vor uns. Es besteht aus einzelnen Aufsätzen, die in bunter Reihe bald heiteren, bald ernsten Erinnerungen geweiht sind, wie schon der Titel es ahnen läßt. Zu den ernsten Aufsätzen sind die Seiten aus dem nationalen Martyrologium zu rechnen und ähnliche, die sich auf die nationale Wiedergeburt Italiens beziehen. Sie gehören aber sämmtlich mehr in das Gebiet der Plauderei und verdienen nicht den Namen von Studien oder Versuchen, Saggi, die sie sich beilegen, gleich den in einer früheren Nummer besprochenen Büchern von Gaetano Negri. Ein gefälliger Stil dürfte jedoch auch diese Plaudereien den Lesern empfehlen.

* Wilhelm Busch. Aus 'm Isarwinkel. Gedichte in oberbayerischer Mundart. München 1897. Verlag von Cäsar Fritsch (Heinrich Pleh). 64 S. — Die hier in einem sauberen Heftchen vereinigten Dialektgedichte enthalten manche lustige Schnurre und manch eine in fröhliche Reime gebrachte Anekdote, deren schlagfertiger Verfasser bei unserm witzigen Münchener Lalalpoeten Peter Auzinger in die Schule gegangen zu sein scheint. Bei lachfrohen Gemüthern dürften diese meist derbkörnigen Schwänklein, in welchen das bayerische Bier und 's liebe „Viech" eine Hauptrolle spielen, die gewünschte Heiterkeit erzielen, besonders wenn sie zu vorgerückter Stunde mit der nöthigen Dosis Humor vorgetragen werden. Der Buntdruckumschlag des Büchleins, welches bei Vereinsanlässen und Faschingsunterhaltungen gute Dienste zu leisten verspricht, ist mit einer ansprechenden Isarthalansicht geschmückt. -ee-

* Uhlands Tagebuch. 1810—1820. Aus des Dichters handschriftlichem Nachlaß herausgegeben von J. Hartmann. 2. Aufl. Stuttgart 1898. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhdlg. Nachf. 338 S. — Als vor nicht langer Zeit dieser fragmentarische Band erstmals erschienen war, wurde sein Inhalt, welcher freilich nicht mit den geistvollen Tagebuchnotizen Hebbels auf eine Stufe gestellt werden darf, an dieser Stelle gebührend gewürdigt. Nun heute schon die zweite Auflage des von Dr. Hartmann in Stuttgart in pietätvollster Weise zusammengestellten Tagebuchmaterials vorliegt, können wir uns auf die einfache Anzeige dieser erfreulichen Thatsache beschränken. Den Verehrern Uhlands dürfte kein Buch als Festgeschenk erwünschter sein.

* Ernest Giles, einer der bedeutendsten Australienreisenden, ist, wie dem „Globus" geschrieben wird, im November d. J. (1897) in Coolgardie in Westaustralien, erst 50 Jahre alt, gestorben. Geboren in Bristol in England, kam er als Kind nach Südaustralien, wo sich seine Familie in Melbourne niederließ. Von Jugend auf hatte das Buschleben für ihn einen besonderen Reiz, und ein „Explorer" zu werden, war sein sehnlichster Wunsch. Zuerst im Jahre 1872 reiste Giles mit Carmichael und K. Robinson von einer der Stationen des 1870/72 errichteten Ueberlandtelegraphen etwa 400 km weit in den Westen Australiens und entdeckte das Liebig-Gebirge und den Amadeussee. Im Jahre 1873 ging er von der Station Peake am transaustralischen Telegraphen, mit vier Europäern und 25 Pferden, aus, mußte aber wegen Mangel an Wasser wieder umkehren. Auf einer dritten Reise 1874/75 durchzog er eine gewaltige Strecke Sandland, dann 390 km weit den schlechtesten Boden, wo die Pferde starben und die Expedition nur durch die mitgenommenen Kameele gerettet wurde. Auf seiner vierten und bedeutendsten Reise ging er im Mai 1875 von Port Augusta am Spaniergolf mit 18 Kameelen nach Westen aus. Er durchzog an 4000 km weit, immer im Süden der Route der Gebrüder Forrest, ganz unbekanntes Land und erreichte nach übermäßigen Gefahren und Entbehrungen endlich die östlichsten Farmen Westaustraliens und am 18. November 1875 die Hauptstadt Perth. Im folgenden Jahre kehrte er, in der Hoffnung, besseres Land zu finden, vom oberen Murchisonfluß immer nördlich von der Route der Brüder Forrest, aber südlich des Wendekreises, nach der Telegraphenstation Alice Springs und von hier nach Adelaide zurück (29. September 1876). Seine Reisen zeigten, daß ganz Westaustralien ein wasserloses Gebiet ist. Nach längerer Pause unternahm er Ende 1882 seine sechste Reise, auf der er das westlich von der Peakestation sich ausbreitende große und unbekannte Gebiet bis zum Ferdinandstasse (27° 45' südl. Br. und 132° 20' östl. L. v. Gr.) erforschte. Die Resten der meisten dieser Reisen trug der vor kurzem verstorbene Sir Thomas Elder.

Aus Sachsen. In Göda bei Bautzen starb am 13. Dez. der Pfarrer Immisch, das geistige Oberhaupt der Wenden und der hervorragendste wendisch-protestantische Schriftsteller, im Alter von 78 Jahren. Mit außerordentlichem Eifer und Geschick suchte Immisch den unaufhaltsamen Germanisierungsprozeß unter dem kleinen Wendenvolk aufzuhalten. Für die in Leipzig Theologie studirenden Wenden veranstaltete er jeden Herbst in Göda einen theologisch-homiletischen Kursus. Immisch begründete, wie die „Nat.-Zeit." schreibt, u. a. auch den wendisch-lutherischen Bücherverein, der etwa 2000 zahlende Mitglieder aufweist und bisher über 80 wendische Bücher in mehr als 200,000 Exemplaren unter den Wenden hat verbreiten lassen. Immisch war selbst ein außer-

ordentlich produktiver wendischer Schriftsteller. Eines seiner umfangreichsten Werke ist die „Domjnia Kletku“ (Hausangel), eine Sammlung wendischer Predigten, außerdem übersetzte er die neue Agende ins Wendische und lieferte zahlreiche Beiträge für die wissenschaftliche Monatsschrift der Wenden „Casopis Macicy Serbskeje“, für wendische Zeitungen, Zeitschriften, Kalender u. s. w. Nach dem Nobiling'schen Attentat 1878 war Jmmisch Führer der wendischen Abordnung bei Kaiser Wilhelm I. Trotz aller seiner Bemühungen ist das Wendenthum in Sachsen stark im Rückgang begriffen. Im Laufe der letzten Jahrzehnte sind zahlreiche wendisch-deutsche Volksschulen gänzlich deutsch geworden; insgesammt leben etwa 50,000 Wenden in Sachsen, die meistens Landwirthschaft betreiben.

* **Salzburg.** Hier starb am 18. Dezember der Nestor der Alpenforschung und alpinen Touristik in Oesterreich Dr. Anton v. Ruthner im 81. Lebensjahre. Er war der Erste, der die österreichische Alpenwelt planvoll durchforschte und in wissenschaftlicher, sachgemäßer Weise beschrieb. Hiezu unternahm er schon als ganz junger Mann Bergbesteigungen, z. B. des Großvenedigers (im Jahre 1841) und des Großglockners (im Jahre 1852), die heute ja nicht mehr zu den Seltenheiten gehören, damals aber in Anbetracht des Mangels jeder Herrichtung der Pfade und jeder Unterkunft auf den Höhen wirklich großartige Leistungen darstellten. Erst durch die Begründung des Oesterreichischen Alpenvereins (im Jahre 1862), dessen erster Präsident Ruthner wurde, erhielten die auf die wissenschaftliche Erforschung der Alpenwelt hinzielenden Bestrebungen des kühnen Alpinisten einen stärkeren Rückhalt. Als erste Frucht seiner Wanderungen gab Ruthner im Jahre 1843 das Werk „Die Alpenländer Oesterreichs und der Schweiz“ heraus, dem er später die Bücher „Berg- und Gletscherreisen in den österreichischen Hochalpen“ (1864 und 1869) und das hochbedeutsame „Aus den Tauern“ (1874) folgen ließ. Außerdem veröffentlichte er zahlreiche alpinistische Aufsätze nicht nur in österreichischen Zeitschriften, sondern auch in der „Allgemeinen Zeitung“ und in Petermanns „Geographischen Mittheilungen“. Lange bevor Kronprinz Rudolf unter Mitwirkung zahlreicher Fachmänner das Werk „Oesterreich-Ungarn in Wort und Bild“ begründete, unternahm Ruthner ganz allein ein ähnliches Werk, allerdings nicht in so großem Umfange, und ließ zu Ende der 70er Jahre eine historisch-geographische Beschreibung aller Länder Oesterreich-Ungarns unter dem Titel „Das Kaiserthum Oesterreich“ erscheinen, zu welchem Zwecke er viele Reisen, auch nach Dalmatien, gemacht hatte. — Anton Edler v. Ruthner wurde 1817 als der Sohn eines Regierungsraths zu Wien geboren und war dort die längste Zeit seines Lebens im Justizdienst, zuletzt als Hof- und Gerichtsadvokat, thätig. Im Jahre 1871 vor er, um seinen Alpen näher zu sein, ebenfalls als Advokat, nach Steyr übergesiedelt. Seine letzten Lebensjahre brachte er in Salzburg zu. Verdienstlich war Ruthners mit Erfolg gekrönten Bemühen, nach 1866 die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den norddeutschen und österreichischen Gelehrten wieder herzustellen. Insbesondere trat er dafür bei der Humboldt-Feier in Berlin 1869 mit Eifer ein.

* **London.** Anstalten für orientalische Sprachstudien, wie sie in Deutschland, Frankreich, Rußland, Oesterreich, Italien bestehen, waren bis jetzt in England noch gar nicht vorhanden, obwohl das asiatische Reich Großbritanniens über eine Bevölkerung sich ausdehnt, die nach Hunderten von Millionen rechnet. Diesem Mangel dürfte in nusehbarer Zeit abgeholfen werden. In einer dieser Tage von der hiesigen „Royal Asiatic Society“ einberufenen Interessentenversammlung wurde die Gründung eines Seminars für Orientalische Sprachen in London angeregt. Mit großer Mehrheit fand eine Resolution des Inhalts Annahme, daß Schritte eingeleitet werden sollen zu dem Zwecke, dem Studium der orientalischen Sprachen in der englischen Geschäftswelt Sympathien zu gewinnen und damit die Vorbedingung für die Begründung einer Lehranstalt zu schaffen, wie solche in den eingangs erwähnten festländischen Konkurrenzstaaten schon seit längerer Zeit bestehen. Denn es zeigt sich je länger, desto offenkundiger, daß die Schwerfälligkeit der Engländer im Erlernen fremder, insbesondere orientalischer, Sprachen, ihren Handelsinteressen in jenen Erdgegenden zum Nachtheil gereicht, sofern sie sprachgewandteren Konkurrenten den Vorsprung im Wettbewerbe um die Behauptung der alten, resp. um die Gewinnung neuer Absatzmärkte sichert.

* **Aus China** kommt auf dem Umwege über Rußland die Nachricht, daß in Peking die Gründung einer Universität in Aussicht genommen ist, an der zum Theil auch die westeuropäischen Wissenschaften gelehrt werden sollen. Der Plan zur Begründung einer solchen Universität ist auf den früheren Erzieher des Bogdychan, jetzigen Minister und Direktor der Staatsbibliothek Sun-Tsia-Nai, einen hervorragenden Gelehrten, zurückzuführen. Der Pekinger Korrespondent der „Westn. Jewr“, P. S. Popow, reproduzirt das Projekt dieses Staatsmannes, das auch bereits die Billigung des Kaisers erhalten hat, wörtlich; wir wollen hier das wesentlichste hervorheben: Im Bericht Sun-Tsia-Nai's wird das Unterrichtswesen China's mit all seinen unzähligen Schwächen schonungslos gebrandmarkt und die Ueberlegenheit der Ausländer, die dem Lande gefährlich zu werden drohe, auf ihr richtig organisirtes Schulwesen zurückgeführt. Wolle China den Kampf gegen Europa siegreich bestehen, so müsse es das Gute, durch welches sich das Schulwesen in Westeuropa auszeichne, herübernehmen. Zum Universitätswesen übergehend, konstatirt der chinesische Staatsmann, daß auf den Hochschulen Westeuropa's die angewandten Wissenschaften vor den theoretischen bevorzugt werden, und knüpft daran die Behauptung, daß dieser Umstand von darnieder die Möglichkeit eines solchen geistigen Aufschwunges ausschließe, wie ihn China unter der Regierung seiner „ersten weisen Kaiser“ erreicht habe. Aus diesem Grunde könne das Universitätswesen Westeuropa's nicht in seinem ganzen Umfange nach China übertragen werden. Sun-Tsia-Nai protestirt gegen einen Bruch mit der Vergangenheit und fordert, daß in der neuen Universität der „chinesischen Wissenschaft“ der erste und den westeuropäischen Wissenschaften der zweite Platz eingeräumt werde; die letzteren sollen gewissermaßen eine subsidiäre Bedeutung für die erstere haben. Sun-Tsia-Nai proponirt, die Universität in nachstehende zehn Fakultäten zu theilen: 1. für Astronomie und Mathematik; 2. für Erdkunde; 3. für Philosophie und Religion; 4. Politik; 5. Literatur und fremde Sprachen; 6. Kriegs- und Marinewesen; 7. Landwirthschaft; 8. Technologie; 9. Handelswesen und 10. Medizin. Er glaubt, für diese 10 Fakultäten würden für den Anfang 4 Professoren, und zwar 2 Chinesen und 2 Ausländer, vollkommen genügen. Bei der Auswahl der Studenten räth er die größte Vorsicht an: Personen unter 25 Jahren sollen überhaupt nicht immatrikulirt werden. Die Studenten müssen Gehalt bekommen (4—8 Lan, d. h. 6—12 Rbl. monatlich). Um die Mittel für die Begründung und den Unterhalt der Universität zu beschaffen, soll den beiden Oberkommandanten der nördlichen und südlichen Häfen anbefohlen werden, monatlich je 5000 Lan ins Finanzministerium zu schicken; da nun Sun-Tsia-Nai die Pekinger Universität im Laufe eines Jahres einrichten will, so soll die Begründung derselben nicht mehr als 120,000 Lan (180,000 Rbl.) kosten und auch die jährlichen Unterhaltungskosten diese Summe nicht übersteigen!

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Rud. Bendixen: Bilder aus der letzten religiösen Erweckung in Deutschland. Leipzig, Dörffling u. Franke 1897. — Handels-Akademie. Kaufmännische Wochenschrift. Hggb. von Dr. Huberti. Heft 38, 18. Sept. 1897. Verlag der Handelsakademie in Leipzig. — Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokyo. 60. Heft. Berlin, A. Asher u. Komp. 1897. Supplementheft zu Bd. VI. Ebd. — Heermann Grimm: Novellen. Dritte vermehrte Aufl. Berlin, Wilhelm Herz 1897. — Heinrich Bulthaupt: Die Mailieder. Tragödie in vier Akten nach freier Benutzung des Schiller'schen Entwurfs. 2. Aufl. Oldenburg und Leipzig, Schulze. — Dr. Bruno Gebhardt: Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. (Aus: Am Ende des Jahrhunderts, hrgd. von Dr. Paul Bornstein.) Berlin, Siegfried Cronbach 1898. — Dr. F. Lüdedeckens: Ein Beitrag zu einer sicheren Behandlung von Rachendiphtherie und Scharlach ohne Serum. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1897. — Muerler: Die Nachlaßbehandlung, das Erbrecht, Familienrecht und die Vormundschaftsordnung für das preußische Rechtsgebiet. Berlin, A. v. Decker 1897. — Miß Kate Morsoen: Eine Reise nach Sibirien. Neue Ausg. Leipzig, W. Friedrich. — Kurt Laßwitz: Auf zwei Planeten. 2 Bände. Weimar, Emil Felber. — Ernst Eckstein: Nootka. Novelle. Berlin, G. Grote 1897. — James Mark Baldwin: Die Entwicklung des Geistes beim Kinde und bei der Rasse. Nach der 3. englischen Auflage übersetzt von Dr. Arnold E. Ortmann. Nebst einem Vorwort von Th. Ziehen, Professor an der Universität Jena. Berlin, Reuther u. Reichardt 1898. — Hans Christian Andersen: Der Glückspeter. Erzählung. Aus dem Dänischen übersetzt von Dr. Friedr. Rambusch. Berlin, Fischer u. Franke.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 21. Dezember. Nummer 288.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Ueberſicht.

Moltke's militärische Korrespondenz. I. — Vom Weihnachtstisch. V. — Mittheilungen und Nachrichten.

Moltke's militärische Korrespondenz.

Aus den Dienstschriften des Krieges 1870/71.

I.

Vor kurzem (s. Beil. Nr. 276) wurde in diesen Blättern über die vom Großen Generalstab zu Berlin herausgegebene militärische Korrespondenz des Generals v. Moltke aus dem Feldzug 1866 berichtet. Nunmehr liegt auch über den Krieg gegen Frankreich 1870/71 ein ähnliches Werk abgeschlossen vor uns.[1]) Entsprechend der langen Dauer und größeren Bedeutung dieses Feldzuges umfaßt das Werk drei ziemlich starke Bände, von denen der erste den Untertitel trägt: „Der Krieg bis zur Schlacht von Sedan“, der zweite: „Vom 3. September 1870 bis zum 27. Januar 1871“, und der dritte: „Waffenstillstand und Friede“.

Wenn man erwägt, wie vieles an amtlichen und privaten Veröffentlichungen über diesen Feldzug schon vorliegt, so sollte man meinen, die Dienstschriften und Akten des Generalstabs könnten nicht mehr viel neues und wichtiges enthalten. Und doch bietet dieses Werk des Generalstabs eine solch überraschende Fülle von interessantem, belehrendem und anregendem Material, daß der Leser, der das Buch zur Hand genommen, es schwerlich wieder beiseite legen wird, bevor er es zu Ende studirt hat. Für den Geschichtsforscher aber bildet es eine geradezu unentbehrliche Quelle, aus der er immer und immer wieder wird schöpfen müssen, wenn er den Zusammenhang der Ereignisse übersehen und die Beweggründe kennen lernen will, die im deutschen großen Hauptquartier bestimmend gewesen sind. Und welchen Genuß gewährt es nicht für Jedermann, auch für den Nichtmilitär, einen klaren Blick in die geistige Werkstatt eines solchen Mannes zu thun, wie es unser großer Schweiger war, und die Hand an der Arbeit zu sehen, welche die Fäden weiterschütternder Ereignisse dirigirt!

In dieser Beziehung ist vor allem der erste Theil des Werkes, „Der Krieg bis zur Schlacht bei Sedan“, von besonderem Interesse und in ihm namentlich der erste Abschnitt, welcher die „Kriegsvorbereitungen“ behandelt. Man ersieht daraus zunächst, in welch überaus eingehender und sorgfältiger Weise General v. Moltke die Frage eines Krieges Preußens oder Deutschlands mit Frankreich studirt hat, und wie er es verstand, allen Wechselfällen der politischen und militärischen Ereignisse folgend, seine Entwürfe und Pläne für die Mobilmachung und den Aufmarsch der Armee stets so zu gestalten, daß ihn kein Augenblick unvorbereitet treffen konnte.

Schon im November 1857, bald nachdem Moltke die Geschäfte eines Chefs des Generalstabs der preußischen Armee übernommen hatte, veranlaßte ihn eine militärische Frage von untergeordneter Bedeutung — es handelte sich um das Mitbesatzungsrecht der Bundesfestung Rastatt — seine Ansichten über die Aufstellung der preußischen Streitkräfte in einem Kriege mit Frankreich in einer Denkschrift niederzulegen. Er nimmt den Hauptangriff der Franzosen auf der Linie Straßburg-Ulm an und erwartet nur eine Nebenoperation von Metz und Valenciennes aus nach dem unteren Rhein. Die Neutralität Belgiens und der starke Festungsgürtel am Mittel- und Unterrhein erschwerten ein Vordringen der Franzosen gegen Norddeutschland. „Die Leichtigkeit hingegen, mit welcher Frankreich eine sehr bedeutende Truppenmasse bei Straßburg versammeln kann, die Zersplitterung Süddeutschlands in kleine Staaten und vor allem die Isolirtheit des VII. und VIII. deutschen Bundeskorps lassen anfängliche Erfolge der Franzosen auf diesem Kriegsschauplatz nicht bezweifeln.“ Demgegenüber will Moltke zwei Armeekorps in der Rheinprovinz auf dem linken Rheinufer aufstellen, um diese Provinz nicht unvertheidigt dem Feinde in die Hände fallen zu lassen. Die preußische Hauptmacht dagegen und das X. (norddeutsche) Bundeskorps — im ganzen etwa 200,000 Mann — sollen sich am Rhein selbst zwischen Köln und Mainz versammeln und hier je nach dem Verhalten des Gegners auf dem rechten oder linken Ufer in Thätigkeit treten. Auf wirksame Mitwirkung der süddeutschen Streitkräfte rechnet Moltke wenig. Süddeutschland stehe ganz unter dem Einfluß Oesterreichs und dieses wünsche keine Offensive, sondern eine sogenannte „Zentralstellung“ nördlich und südlich des Mains. Südlich des Mains sollten sich nach den österreichischen Vorschlägen die süddeutschen Kontingente und angeblich 150,000 Oesterreicher zwischen Germersheim, Rastatt und Stuttgart versammeln, die Preußen und Norddeutschen dagegen beliebig nördlich des Mains. Sehr richtig bemerkt Moltke hiezu: „Offenbar sind dies jedoch zwei Zentralstellungen mit ganz divergenten Rückzugslinien. Preußen wird also immer sein eigenes Armeekommando und sein gesondertes Kriegstheater haben, welches für die Defensive durch den Main begrenzt bleibt. . . . Eine leidenschaftslose Erwägung dürfte daher auch die süddeutschen Regierungen zu der Ueberzeugung zurückführen, daß die nächste Hülfe bei Preußen liegt und daß der nächste Rückzug nicht östlich, sondern nördlich nach dem Main gerichtet sein muß.“

Die folgende Denkschrift, welche einen Krieg mit Frankreich behandelt, stammt aus dem Oktober 1858 und sucht, anknüpfend an eine Darlegung des Verhältnisses Deutschlands zu seinen kleineren Nachbarstaaten, die ersten militärischen Maßnahmen Preußens bei einem Kriege mit Frankreich festzustellen. Man wird das politische Verständniß und den Scharfblick in hohem Grade bewundern müssen, welche Moltke hiebei entwickelt. Manches klingt geradezu, als ob es in Voraussicht der späteren Ereignisse geschrieben sei. Auch der Stil ist in dieser Denkschrift

[1]) Moltke's Militärische Werke. Militärische Korrespondenz, dritter Theil: Aus den Dienstschriften des Krieges 1870/71. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn.

durch seine knappe, militärische Klarheit mustergültig. Moltke sagt ungefähr folgendes: Die Niederlande haben für uns nur Interesse bezüglich ihres Verhältnisses zu Belgien. Sie sind durch die Natur ihres Bodens auf eine streng defensive Haltung hingewiesen und werden dieselbe auch voraussichtlich nicht verlassen. Belgien hat nur in Frankreich den einzigen Feind seiner nationalrn Selbständigkeit zu suchen; England, Preußen und selbst Holland kann es als seine Verbündeten betrachten. Frankreich dagegen bedarf, wenn es gegen Preußen etwas ernstes unternehmen will, einer breiteren Basis, als ihm die Gegend von Metz gewährt, und wird daher durch Belgien gehen müssen. Belgien allein ist nun nicht imstande, seine Neutralität zu schützen, sondern wird versuchen müssen, in einem verschanzten Lager so lange Widerstand zu leisten, bis Hülfe von außen eintrifft. Dirse Hülfe aber ist nur von Preußen rechtzeitig zu erwarten. Die Stellung, in welcher sich die belgische Armee halten will, muß also derartig liegen, daß sie nicht zu weit von der Rheinprovinz entfernt ist und den Rückzug auf letztere erlaubt. Antwerpen, welches sich die Belgier hiefür ausgesucht haben, ist „übel gewählt". Richtiger wäre es, in einer Flankenstellung an der Maas, in Verbindung mit dem festen Platze Namur, das Vorgehen der Franzosen abzuwarten, um ihnen je nach Umständen defensiv oder offensiv entgegentreten zu können.[1])

Sardinien — so fährt Moltke fort — war im Pariser Frieden als ein Bollwerk gegen künftige Angriffe Frankreichs gegen Deutschland, bezw. Oesterreich gedacht (heutzutage würden wir es einen „Pufferstaat" nennen). Jetzt aber ist es selbst zu einer Gefahr für Oesterreich geworden. Bei den vortrefflichen Militäreinrichtungen Sardiniens wird der Kaiserstaat in der Lombardei genug zur Sicherung seiner Grenzrn zu thun haben und in Deutschland weder rasch, noch mit erheblichen Streitmitteln auftreten können.

Sehr interessant ist auch eine Schilderung Moltke's von der militärischen Bedeutung der Schweiz, „welche wie ein festes Bollwerk mitten zwischen die deutsche und italienische Defensionslinie hineinragt." Er ist der Ueberzeugung, daß die eidgenössische Regierung, trotz aller vielleicht für Frankreich vorhandenen Sympathien, im Kriegsfall doch neutral bleiben und ihre Nrutralität auch mit den Waffen aufrecht erhalten werde.

Das Ergebniß aller seiner Betrachtnng über die kleineren Nachbarstaaten — unter denen man übrigens Dänrmark vermißt — faßt General v. Moltke in folgenden Worten zusammen: „Wenn die Politik der sardinischen Nrgierung eine mit der des österreichischen Kabinrts unvereinbare, wenn andrerseits das Königreich der Niederlande zur militärischrn Unbedeutendheit herabgesunken ist, so läßt sich dagegen nicht verkennen, wie wichtig es ist, schon im voraus ein freundliches Verhältniß mit Belgien und der Schwriz anzubahnen." — Abgesehen von den sehr veränderten Verhältnissen in Italien treffen die Ausführungen Moltke's, sogar in den meisten Einzelheiten, auch heute noch zu; es lohnt sich daher in hohem Grade, sie durchzulesen und sich an der klaren, sachlichen Ausdrucksweise des Generals zu erfreuen.

[1]) Es sei hiebei erwähnt, daß General v. Moltke auch später noch mehrfach Antwerpen — an welchem die Belgier bekanntlich auch heute noch festhalten — als ungeeignet bezeichnet hat. So sagt er einmal in einer späteren Denkschrift: „Das belgische Heer soll in Antwerpen versammelt werden in einer noch zu schaffenden festen Stellung, dort das ganze Land und dessen Hauptstadt preisgebend, ohne Möglichkeit des Ausweichens, den Rücken am Meer, auf Hülfe von England wartend, welches sich selbst nicht helfen kann." — Der tiefere Grund, weßhalb man in Belgien Antwerpen nicht aufgeben will, liegt wohl in der Befürchtung, daß auch Deutschland die Neutralität des Staates verletzen könne. Und doch ist hiezu nicht der geringste Anlaß vorhanden, denn Deutschland könnte durchaus nichts dabei gewinnen.

Zu Deutschland übergehend, sagt Moltke: „In dem Zusammenhalten der beiden deutschen Großmächte liegt die größte Gewähr für den Frieden Europa's und, wenn zwingende Verhältnisse dennoch den Krieg ausbrechen lassen, für dessen glücklichen Ausgang." Diese Worte, vor vierzig Jahren und unter ganz anderen Verhältnissen gesprochen, haben gleichfalls heute von ihrer Bedeutung noch wenig vrrloren. „Frankreich bedarf," so fährt Moltke fort, „um den gewaltigen Kampf mit dem germanischen Zentrum Europa's, zu welchem schließlich wohl auch England noch hinzutreten könnte, aufzunehmen, vielleicht noch eines vorbereitenden Schrittes, der Erweiterung seiner Machtstellung im romanischen Westen." In der That hat Frankreich kaum ein Jahr, nachdem diese Worte geschrieben waren, den bezeichnenden Schritt gethan und den Feldzug 1859 in Italien begonnen, durch welchen allerdings weder Preußen, noch der Deutsche Bund, sondern ausschließlich Oesterreich berührt wurde. Frankreich glaubte aber nach der Schwächung des Kaiserstaates dann mit dem übrigen Deutschland um so leichter fertig werden zu können. In Süddeutschland allerdings wird es, führt Moltke aus, wie in Italien, nur Einfluß suchen, keine Gebietserweiterungen, „dagegen wird es seine ganze Kraft zur Wiedererlangung der nie verschmerzten Rheinlinie konzentriren", wodurch also hauptsächlich Preußen berührt wird. Und Preußen muß diesem gewaltigen Ansturm vielleicht allein widerstehen, wenn Oesterreich, aus Italien verdrängt, weder Lust noch die Macht besitzt, zu einem Krieg gegen Frankreich zu rüsten.

Auf Grund aller dieser Erwagungen macht nun Moltke in seiner Denkschrift Vorschläge für die erste Aufstellung der preußischen Armee in Verbindung mit den norddeutschen Bundeskorps. Näher hierauf einzugehen verbietet hier der Raum. Nur zum Vergleich mit späteren Entwürfen sei bemerkt, daß drei Heeresgruppen vorgesehen sind, nämlich: 1. am unteren Rhein das preußische VII., VIII., III. und das X. Bundes-Armeekorps, zur Vertheidigung der Rheinprovinz und ihrer Festungslinien; 2. am Main die eigentliche Offensivarmee, das IV., V., VI. und IX. Bundeskorps, und 3. an der Saale eine Reserve, das II. und Gardekorps[1]), die je nach dem Verhalten Rußlands oder Dänemarks und je nach der Richtung, in welcher der französische Hauptangriff erfolgt, verwendet werden soll.

Im Frühjahr 1860 sah sich General v. Moltke — namentlich infolge der durch den Krieg 1859 in Italien verschobenen Verhältnisse — veranlaßt, eine neue, sehr umfangreiche Denkschrift auszuarbeiten, in welcher er die politische und militärische Lage Preußens, sowie den Aufmarsch seiner Armee im Falle eines Krieges sowohl gegen Oesterreich, wie gegen Rußland, als auch gegen Frankreich in Erwägung zog. Der auf Oesterreich bezügliche Theil ist bereits in der „Militärischen Korrespondenz", Krieg 1866 (unter Nr. 1) veröffentlicht, der auf Rußland bezügliche ruht noch in den Archiven des Berliner Generalstabs, der sich mit Frankreich beschäftigende bildet Nr. 3 des vorliegenden Werkes. Damals stand Napoleon III. auf dem Höhepunkt seiner Macht. Rußland war in der Krim, Oesterreich in Italien gedemüthigt, England folgte Napoleons Politik; die französische Armee hatte das Gefühl der Unüberwindlichkeit gewonnen. Ein Stillstand auf dem Wege der „Idées Napoléonnes" war nicht zu erwarten, nun mußte Preußen an die Reihe kommen. Die Hülfe, welche dieser Staat von irgend einer Seite zu erwarten habe, schlägt Moltke sehr gering an: von Rußland jedenfalls nur eine sehr langsame; England brauche seine wenigen Truppen selbst. Von Wichtigkeit seien dagegen, wie schon in der

[1]) Das I. Armeekorps ist nicht erwähnt; wahrscheinlich soll es zur Beobachtung Rußlands im Osten verbleiben.

Denkschrift von 1858 betont, Belgien und die Schweiz, deren Neutralität zu stärken unsre Aufgabe sein müsse. Frankreich könne nämlich gar nicht anders gegen Preußen vorgehen, als durch belgisches oder süddeutsches Gebiet. Von Metz aus werde jeder Angriff durch Mainz flankirt, von Straßburg aus aber müsse Süddeutschland betreten werden. Moltke ist hievon so fest überzeugt, daß er es für gar nicht nöthig hält, mit den süddeutschen Staaten vorher Bündnißverträge zu schließen: „Keine Verhandlung am Bund, wohl aber die Noth des Augenblicks wird dies bewirken."

Andrerseits dürfe aber auch Frankreich bei einem Angriff auf Preußen — außer vielleicht in Sardinien und Dänemark — keinen aktiven Verbündeten finden. „Für Rußland ist die Zeit noch nicht gekommen, wo ein Zusammenwirken des slavischen Ostens mit dem romanischen Westen gegen das Zentrum Europa's die Lage der Welt umgestalten kann. Ein solches Vorgehen würde denn doch sämmtliche germanischen Elemente einigen und bedürfte der vollen und freien Machtentwicklung aller unsrer Nachbarn, um diesen Titanenkampf durchzuführen." Auch Oesterreich sei nicht zuzutrauen, daß es sich mit Frankreich gegen Preußen verbünde, denn „dieser Schritt werde augenblicklich Deutschland unter Preußen vereinigen". Es werde also voraussichtlich zu einem Kampfe nur zwischen Frankreich und Preußen mit den kleineren norddeutschen Staaten kommen.

Moltke bespricht nun die Möglichkeit der Landung einer größeren französischen Streitmacht an der deutschen Küste. Er schlägt jedoch diese Gefahr mit Rücksicht auf ein sehr wahrscheinliches Eingreifen Englands zur See nicht allzu hoch an. Frankreich wird daher seine Hauptoperation zu Lande ausführen, und zwar bleibt ihm, wenn es nur gegen Preußen vorgehen will, nichts übrig, als die Neutralität Belgiens zu verletzen. Moltke führt diesen, schon aus den früheren Denkschriften bekannten Gedanken näher aus und kommt zu dem Schlusse, daß für einen solchen Fall ein Theil der preußischen Armee bei Trier und Aachen, die Hauptkräfte aber unter dem Schutz der Rheinfestungen am Rhein und Main aufzustellen seien. Träten aber die süddeutschen Kontingente auf Seiten Preußens, so müsse eine etwas andere Vertheilung der Kräfte gewählt werden. Zwar werde es den Franzosen vor allem darauf ankommen, das preußische Heer, als den Schwerpunkt der deutschen Macht, zu erreichen und niederzuwerfen, allein die süddeutschen Streitkräfte könnten nicht unbeachtet bleiben. Eine rasche und starke Offensive an den unteren Main sei daher das vortheilhafteste für die Franzosen, um die Versammlung der süddeutschen Truppen zu zersprengen und den Aufmarsch der preußischen zu gefährden.

Demgegenüber bleibe aber auch deutscherseits nicht etwa die reine Defensive anzurathen, sondern man müsse am Rhein defensiv, vom Main aus offensiv verfahren. „Ein Heer am Main, welches stark genug ist, um die Offensive zu ergreifen," so heißt es, „sichert zugleich Süddeutschland und die östlichen Provinzen unsrer Monarchie, nur muß der eventuelle Rückzug nicht auf diese, sondern auf die Rheinprovinz gedacht werden." Doch sei auch mit der Defensive am Rhein nicht ein bloß passives Zuwarten gemeint, sondern der Fluß selbst gewähre die Freiheit des Uferwechsels und damit die Möglichkeit, an irgend einem Punkt überlegen anzugreifen. Wir sehen hier in den Entwürfen Moltke's zum erstenmal die Offensive gegen Frankreich, wenn auch zunächst nur auf einem Theil des Kriegsschauplatzes, ins Auge gefaßt, während er sich in den früheren Denkschriften fast ganz für die Defensive ausgesprochen hat. Wir werden sehen, wie dieser offensive Gedanke in der nächsten Zeit immer mehr in den Vordergrund tritt, je mehr das große Werk der Umbildung und Erweiterung der preußischen Armee im Anfang der 60er Jahre vorwärts schritt.

Schon im November 1861 nämlich verfaßte General v. Moltke wiederum eine Denkschrift, die sich in ihrem Gedankengang eng an die zuletzt erwähnte Arbeit anschließt, und die er betitelte: „Ueber die strategische Bedeutung der preußischen Festungen für die Landesvertheidigung bei einem Kriege gegen Frankreich." Dieser Aufsatz darf als einer der besten und gedankenreichsten bezeichnet werden, die Moltke überhaupt geschrieben hat; er ist wahrhaft klassisch nach Inhalt und Stil. Der Umfang der Arbeit verbietet ein näheres Eingehen, es sei daher nur hervorgehoben, daß sich die angenommenen Maßnahmen sowohl der Franzosen als auch der Preußen ungefähr mit denen aus der Denkschrift von 1860 decken, nur betont Moltke hier noch mehr die Nothwendigkeit der preußischen Offensive. Ja er geht schon so weit, daß er hervorhebt, sie „könne kein anderes Ziel, keinen früheren Stillstand haben, als die Einnahme der französischen Hauptstadt und die Niederwerfung des französischen Kaiserthums." Wahrhaft prophetische Worte, die im Jahre 1861, zu einer Zeit fast allgemeiner Schwäche des nationalen Empfindens, geschrieben, ein seltenes Vertrauen in die Kraft des preußischen Staates bekunden!

Noch einen Schritt weiter geht General v. Moltke in einer Denkschrift vom Juni 1863, indem er zum erstenmal den Gedanken einer Versammlung der deutschen Hauptkräfte in der Pfalz, also auf dem linken Rheinufer, in Erwägung zieht. Er bezeichnet eine solche Maßnahme „in der Theorie" als unstreitig die beste: „Sie deckt am vollständigsten alle Bundesländer gegen Westen, hat einen durchaus offensiven Charakter und führt am unmittelbarsten zu einer Reforsion des feindlichen Angriffes." Aber die Versammlung in der Pfalz setzte eine wirksame Theilnahme der süddeutschen Staaten voraus, und auf eine solche durfte Preußen nicht mit Sicherheit rechnen. Nicht etwa, weil sich Süddeutschland neutral verhalten oder gar auf Seiten Frankreichs geschlagen hätte, nein, aber die militärische Macht und namentlich die Kriegsbereitschaft der süddeutschen Staaten war zu gering, und vor allem die inneren Zwistigkeiten und Eifersüchteleien würden eine einheitliche Heeresleitung verhindert haben, „eine solche, die kräftig genug wäre, um in Verfolgung des Gesammtwerkes nicht durch den Einspruch der Partikularinteressen beirrt oder gehindert zu werden". Moltke kommt daher zum Schluß wieder auf seinen früheren Plan von der Versammlung der preußischen Hauptkräfte am Main zurück, als den unter den gegebenen Verhältnissen sichersten und ausführbarsten. Er fügt aber hinzu: „Die Versammlung am Main ist indeß nur ein Nothbehelf gegenüber der durch die Getheiltheit Deutschlands an Frankreich überlassenen Initiative."

Die nächste Denkschrift Moltke's ist an den Ministerpräsidenten Grafen v. Bismarck gerichtet und vom 8. August 1866, also einer Zeit, wo die preußische Armee sich noch in Böhmen befand, datirt. Es ist über diesen Aufsatz bereits früher an dieser Stelle berichtet worden (Vergl. Nr. 276 der Beilage), es sei daher nur daran erinnert, daß Moltke auch in dieser gefährlichen Lage die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit des Sieges als gegeben bezeichnet, da nunmehr auch auf die Mitwirkung Süddeutschlands zu rechnen sei: „Gegen eine solche Anmaßung Frankreichs würde der Krieg im ganzen außerösterreichischen Deutschland populär sein." Dieser Umstand läßt ihn auch sofort wieder die Pfalz als gegebenen Aufmarschraum ins Auge fassen, und dieser Gedanke verschwindet nun nicht wieder aus den Erwägungen. Zwar zeigen sich zuweilen noch Zweifel bei ihm, ob es möglich sein werde, eine Offensiv-

armee rechtzeitig dort zu versammeln, namentlich für den immerhin möglichen Fall, daß die Franzosen, bevor sie ihre Mobilmachung vollendet, zum Angriff übergehen könnten — allein je mehr sich das deutsche Eisenbahnsystem vervollkommnete und je größer die Kriegsbereitschaft der preußischen und namentlich der süddeutschen Kontingente sich gestaltete, desto entschiedener wird Moltke in seinem Entschluß, die Versammlung der Armee auf das linke Rheinufer zu verlegen und dann ohne Zögern zum Angriff zu schreiten: „Süddeutschland wird am vollständigsten geschützt durch eine Offensive, mit allen Kräften tief nach Frankreich hinein." (21. März 1868.) „Eine solche Offensive mit überlegenen Kräften, welche den Feind im eigenen Land bedroht, seine Streitkräfte dort fesselt, sichert indirekt ganz Deutschland. (13. Mai 1868.) „Den sichersten Schutz für den starken Unter-, wie für den schwachen Oberrhein gewährt eine entschlossene Offensive mit überlegenen Kräften nach Frankreich hinein, und um diese zu ergreifen, bedarf es nur der rechtzeitigen Versammlung der wirklich vorhandenen Mittel. (1868 und 1869.)

Wir sehen, Moltke betont hier namentlich die numerische Ueberlegenheit der deutschen Armeen als wichtigen Faktor für die Offensive, und diese Ueberlegenheit war inzwischen sichergestellt durch Besprechungen Moltke's im Mai 1868 mit den Militärbevollmächtigten Bayerns und Württembergs über die gemeinsame Verwendung der nord- und süddeutschen Streitkräfte. Die völlige Uebereinstimmung, die hierbei erzielt wurde, und die wesentlichen Fortschritte, welche die süddeutschen Kontingente inzwischen in Bezug auf ihre Kriegsbereitschaft gemacht hatten, ließen jetzt keinen Zweifel mehr darüber, daß die Versammluug aller deutschen Truppen auf dem linken Rheinufer zu geschehen habe. Auf Grundlage der Besprechungen mit den Vertretern der süddeutschen Heere verfaßte Moltke daher im Jahre 1868 einen Entwurf, den er im Januar und März 1869 noch einmal überarbeitete. Derselbe zerfällt in zwei Abschnitte: die erste Versammlung der Armee a) bei einem Krieg gegen Frankreich allein, b) bei einem Krieg gegen Frankreich und Oesterreich gleichzeitig. Der erstere Abschnitt hat dann 1869 noch eine theilweise Umgestattung und Erweiterung erfahren und trägt im Original die Aufschrift: „Auch 1870 gültig." Indeß auch 1870 ist diese Arbeit noch mehrfach überarbeitet worden, und zwar zuletzt im Juli 1870, also kurz vor Ausbruch des Krieges. Es mußte eben den Aenderungen und Fortschritten in der Mobilmachung der Armee, namentlich der nichtpreußischen Staaten, fortlaufend Rechnung getragen werden, denn jede durch Vereinfachung erzielte Beschleunigung der Kriegsbereitschaft zwang auch zu Aenderungen des Aufmarsches.

Dieser mehrfach überarbeitete Entwurf ist nun derjenige, welcher wirklich zur Ausführung gelangte, und der auch im Generalstabswerk über den Feldzug 1870—1871 (auf Seite 73—82) größtentheils abgedruckt ist. Dieser Umstand überhebt uns hier der Pflicht, näher darauf einzugehen. Es sei nur ins Gedächtniß gerufen, daß sich die gesammten deutschen Streitkräfte in drei Armeen gliederten: die I. Armee unter Steinmetz (zwei Armeekorps) an der Saar, die II. unter Prinz Friedrich Karl (sechs Armeekorps) bei Kaiserslautern, und die III. unter dem Kronprinzen von Preußen (zwei preußische Armeekorps und die süddeutschen Kontingente) bei Landau in der bayerischen Pfalz.

Zum Schluß dieses Abschnittes aus der „Militärischen Korrespondenz Moltke's" mögen noch einige Sätze Platz finden, welche Moltke an die Spitze einer nur zur Kenntniß der Abtheilungschefs im großen Generalstab im Mai 1870 geschriebenen Arbeit gestellt hat, und die fast so klingen, als ob er den ganzen Verlauf des Krieges im Geist vorausgesehen habe: „Die Operation gegen Frankreich wird einfach darin bestehen, daß wir möglichst geschlossen einige Märsche auf französischem Boden vorgehen, bis wir der französischen Armee begegnen, um dann die Schlacht zu liefern. Die Richtung dieses Vorgehens ist im allgemeinen Paris, weil wir in derselben am sichersten den Zielpunkt des Vorgehens, das feindliche Heer zu treffen, erwarten dürfen. Auf dem geraden Weg von der Pfalz nach der französischen Hauptstadt liegt Metz. Dieser Platz wird links umgangen und bleibt nur zu beobachten. Der nächste strategische Aufmarsch ist die Linie der Mosel Luneville—Pont à Mousson u. s. w." Also alles fast genau so, wie es in Wirklichkeit verlaufen ist!

Der zweite Abschnitt der Moltke'schen Dienstschriften aus dem Jahre 1870—71 ist betitelt: „Mobilmachung und Aufmarsch"; er enthält 73 Nummern und umfaßt die Zeit vom 16. Juli bis 3. August 1870. Wir sehen hier den 70jährigen General mit einer staunenswerthen Arbeitskraft thätig, wie er das gewaltige Werk der Heranführung der kampfbereiten Truppen an die Grenze, das fast einer modernen Völkerwanderung gleicht, mit sicherer Hand dirigirt. Wir können verfolgen, wie er auch nach der Kriegserklärung die Möglichkeit, daß die Franzosen eine andere, als die von ihm vorausgesetzte Thätigkeit entwickeln könnten, nach allen Richtungen hin erwägt; wie er voraussieht und bald auch bestätigt findet, daß der Gegner das Eintreffen seiner Reserven nicht abwarten, sondern, um möglichst schnell losschlagen zu können, unfertig an die Grenze rücken werde; wie er danach seine Maßnahmen trifft und die Ausschiffung der zunächst gefährdeten II. Armee näher am Rhein, als ursprünglich bestimmt war, anordnet. Wir sehen, wie Anforderungen und Anfragen jeglicher Art an ihn herantreten, die sofort erledigt werden müssen: er trifft Anordnungen für den Bau und den Schutz von Brücken, sorgt dafür, daß die Grenzschutzdetachements rechtzeitig abrücken, daß die ausgeschifften Truppen regelrecht untergebracht und verpflegt werden, verlangt Meldung über die Regimentsnummern der gefangenen oder getödteten Franzosen, verbietet energisch jede Zerstörung von Eisenbahnen oder Kunstbauten u. s. w. Dazwischen läuft ein lebhafter Schriftverkehr mit den Oberkommandos der drei Armeen, um den großen Gesichtspunkten für die strategische Leitung des gesammten Heeres Geltung zu verschaffen, ja selbst auf die Marine erstreckt sich seine Fürsorge. Kurz, jede Zeile athmet den Geist des alles überlegenden, weitdenkenden, unermüdlichen Feldherrn, der seine Pflicht im höchsten Maße zu thun bemüht ist, hierin seinem königlichen Gebieter in jeder Weise ähnlich. Im ganzen hat man aber doch den Eindruck, als ob zu viel Einzelheiten auf der Person des Generalstabschefs gelastet hätten, minder wichtige Dinge, die auch von anderer Stelle entschieden werden konnten. Man muß aber bedenken, daß damals für die Aufstellung so starker Streitkräfte in so kurzer Zeit noch keinerlei Erfahrungen vorlagen, und daß sich daher die oberste Heeresleitung um manches bekümmern mußte, was eigentlich Sache ihrer Unterorgane gewesen wäre. Bei einer zukünftigen Mobilmachung dürfte es damit wesentlich besser bestellt sein.

Mit dem III. Theil der Moltke'schen Korrespondenz treten wir in „die Kriegshandlung" ein, und zwar erstreckt sie sich zunächst auf die Zeit vom 3. August bis 2. September, also bis zum Sturze des französischen Kaiserreichs. Sie enthält in 159 Nummern vor allem die Befehle und Direktiven, durch welche Moltke eine Armee von fast 1,000,000 Streitern dirigirte. Der Leser wird erstaunt sein über die Kürze und Knappheit dieser Schriftstücke und Telegramme, die oft nur in wenigen Worten die wichtigsten und folgenschwersten Entscheidungen treffen. Wir haben schon früher[1]) ausgeführt, daß gerade in dieser sparsamen

[1]) Zu dem Bericht über die Moltke'sche Korrespondenz aus dem Kriege 1866 in Nr. 276 dieser Beilage.

Digitized by Google

und vorsichtigen Art der Willensäußerung Moltke's eine hervorstechende Eigenart seiner Heerführung liegt. Von manchen Seiten ist ihm aber ein Vorwurf daraus gemacht worden, und es hat sich ein Streit darüber erhoben, ob die „Direktiven" zur Leitung einer großen Armee geeignet und ob sie nicht öfter, als dies namentlich 1870—71 geschehen, durch „Befehle" zu ersetzen seien. Es verlohnt sich, dieser Frage mit einigen Worten näher zu treten.

Das Generalstabswerk über den Krieg gegen Frankreich kennzeichnet den Begriff der Direktive folgendermaßen: „Direktiven sind solche Mittheilungen einer oberen an die untere Stelle, in welchen nicht sowohl bestimmte Befehle für deren augenblickliches Verhalten ertheilt, als vielmehr nur leitende Gesichtspunkte aufgestellt werden. Letztere dienen dann als Richtschnur bei den im übrigen selbständig zu fassenden Entschlüssen." Moltke kann nun recht eigentlich als der Vater der „Direktive" bezeichnet werden, denn weder Friedrich der Große noch Napoleon I. haben sie gekannt. Friedrichs Heere waren noch klein genug, um sie mit einem Blick überschauen und durch einen einfachen Befehl lenken zu können; Napoleon I. aber ließ seine Herrschsucht und Selbstüberhebung keinen fremden Willen, wenn auch nur in bescheidenen Grenzen, neben sich dulden. Daher sehen wir auch sowohl bei Friedrich, wie bei Napoleon, daß dieselben Generale, die unter den Augen ihrer Feldherren Großes vollbrachten, zuweilen gänzlich versagen, wenn sie auf sich selbst angewiesen sind. Hieraus erklärt sich ferner, warum weder Friedrich noch Napoleon „Schule" gemacht haben. Solche Herrschernaturen ragen allzusehr über ihre Umgebung hervor, sie bleiben einsam auch in dem, was sie schaffen und leisten. Sicher aber ist es weit vortheilhafter für den dauernden Erfolg einer Armee, wenn alle Führer von dem Geiste der Thatkraft gleichmäßig durchdrungen sind, mag auch jeder Einzelne für sich den Gipfel des Feldherrnthums nicht erreichen. Ein einzelnes Genie müßte, um stets auf der Höhe seiner Aufgabe zu stehen, in seiner Spannkraft niemals nachlassen — eine Vollkommenheit, die der menschlichen Natur nicht gegeben ist. Sind aber alle Glieder der militärischen Hierarchie von dem nämlichen Triebe nach Handlung beseelt, so kann dieser Grundsatz niemals ganz verloren gehen, und Fehler des Einzelnen werden durch die Erfolge der Anderen wieder ausgeglichen.

Diese Wahrheit erkannt und auch in der Praxis verwerthet zu haben, ist nun eins der Hauptverdienste unsres Moltke. Er sah ein, daß eine Armee der Jetztzeit nicht mehr bis in alle Theile von einer Stelle aus gelenkt werden könne; fortgesetzte Störungen würden die unausbleibliche Folge sein. Da breiten sich die Truppenmassen über Länderstrecken aus, deren Entfernungen auch Telegraph und Eisenbahn nicht immer verschwinden lassen. Da ändert sich infolge der erhöhten Beweglichkeit bei Freund und Feind von Tag zu Tag, ja fast von Stunde zu Stunde die strategische Lage mit einer Schnelligkeit, welcher ein Befehl der vielleicht weit entfernten Heeresleitung unmöglich immer rechtzeitig Rechnung tragen kann. Selbst in der Schlacht prallen so gewaltige Massen aufeinander, daß schon die physische Sehkraft des Feldherrn fast niemals ausreicht, um den Raum, in welchem die Kämpfenden sich bewegen, zu umspannen. (Man bedenke, daß z. B. das Schlachtfeld von Gravelotte über eine deutsche Meile breit war.) Hieraus ergibt sich also, daß unter den modernen Kriegsverhältnissen einer der wichtigsten Grundsätze, welche uns die Strategie als Hauptbedingungen zum Erfolge nennt: die Einheit der Führung, scheinbar nicht mehr zu seinem vollen Recht gelangt. Ich sage: scheinbar — denn thatsächlich ist in der sinnvoll begrenzten Selbständigkeit und Selbstthätigkeit der Unterführer ein Mittel gefunden, um diesen Mangel wieder auszugleichen. Der Oberfeldherr begibt sich freiwillig eines Theiles seiner Befugnisse, überträgt ihn auf seine Untergebenen und gewährt diesen innerhalb des Rahmens des strategischen Grundgedankens eine gewisse Freiheit des Handelns. Dadurch wird die räumliche Entfernung zwischen dem Leitenden und den Gliedern der Armee gleichsam überbrückt. Statt des einen geistigen Mittelpunktes haben wir nun deren mehrere, die aber alle von den nämlichen Antrieben beseelt sind und dadurch zu Mitschöpfern und Mitträgern des strategischen Gedankens werden.

Diese geistige Kraft in der Kriegführung, von welcher Clausewitz sagt, sie sei „wie der Stahl, der die Klinge härtet und ihr Glanz verleiht", ist zwar an sich keineswegs neu — denn die moralischen Faktoren im Kriege ändern sich nicht, weil ihr Träger, der Mensch, stets derselbe bleibt — allein ihre zielbewußte Entwicklung und geschickte Anpassung an die militärischen Verhältnisse der Jetztzeit ist, wie bereits bemerkt, ein Verdienst der neueren preußisch-deutschen Kriegführung, die sich in Moltke verkörpert. Durch sie wurde zu unsern Gunsten dieses früher zu wenig beachtete geistige Element in die Heeresleitung wieder eingeschaltet; ja man geht wohl nicht zu weit mit der Behauptung, daß dasselbe eine der wichtigsten Ursachen zu den deutschen Erfolgen geworden ist.

Moltke begnügte sich übrigens nicht damit, seine Armeen durch „Direktiven" zu lenken, sondern er fand auch noch andere Mittel, um dafür zu sorgen, daß die Oberkommandos und die übrigen selbständigen Führer nach dem Geist und nicht bloß nach dem Buchstaben seiner Willensäußerung handelten. Er führte nämlich, wie wir ebenfalls aus dem vorliegenden Werk ersehen, neben den rein dienstlichen Erlassen einen lebhaften persönlichen Briefwechsel halb vertraulicher, halb dienstlicher Art mit den Chefs der Generalstäbe der drei Armeen und einigen anderen Generalen, wie z. B. mit Manteuffel und Göben. In diesen Briefen spricht er sich offen und eingehend über die Absichten aus, die er mit seinen Anordnungen verfolgte. Er berührt darin Dinge, deren Kenntniß für die Armeeoberkommandos zwar wichtig, ja unerläßlich war, die aber im übrigen der großen Masse doch besser verborgen blieben. Diese Privatbriefe Moltke's gehören mit zu dem Interessantesten, was das Werk in dem in Rede stehenden Abschnitt bietet, denn sie waren bisher — im Gegensatz zu den eigentlichen Befehlen, welche theils ihrem Wortlaut, theils wenigstens ihrem Inhalt nach schon mehrfach in der Militärliteratur wiedergegeben sind — gänzlich unbekannt. Gerade durch sie aber wird dem Leser die Möglichkeit geboten, sich über die leitenden Gedanken der ganzen Moltkeschen Heerführung Klarheit zu verschaffen und gleichsam den geistigen Faden zu verfolgen, der die Ereignisse und Thatsachen verbindet.

Es möge zum Schluß dieser Ausführungen noch hervorgehoben werden, daß Moltke sich der Mängel wohl bewußt war, welche darin lagen, daß er so häufig keine bestimmten Befehle, sondern nur Direktiven erließ. Denn daß diese leicht zu Willkürlichkeiten führen können, liegt auf der Hand: die falsch verstandene Selbständigkeit und Selbstthätigkeit, die sich zuweilen in einem unüberlegten „Draufloshauen" äußert, stört die Ordnung und zwingt oft den Oberfeldherrn in Bahnen, die er nicht gewollt hat. Moltke betrachtete daher — und das ergibt sich aus zahlreichen Stellen seiner Korrespondenz — die „Direktive" nur als einen Nothbehelf, und wir sehen ihn auch in entscheidenden Lagen die Zügel straff in die Hand nehmen, ja sogar mit direktem Befehl über die Instanz der Oberkommandos hinweg eingreifen, wenn er es für nöthig hält (z. B. beim Vormarsch an die Nied und am 15. August). W. B.

Digitized by Google

Vom Weihnachtstisch.

V.

Den deutschen Dichterwald hat neuerdings eine nicht unerhebliche Zahl von mianiglichen Edelfränleins, klimpernden Troubadours, Fahrenden aller Art, Romantikern, Modernen und Zukünftigen mit lyrischem Zitherspiel und epischem Harfenschlag unsicher gemacht. Alle aber um Haupteslänge überragend, schreitet Einer voraus, bei uns noch wenig bekannt, ein echter Poet, längst kein Jüngling mehr, ein gereifter, in der ernsten Schule des Lebens hartgehämmerter und gestählter Mann, der uns seine nervige Hand aus dem fernen Westen bietet: Dr. Gustav Brühl. Geboren am 31. Mai 1826 zu Herdorf in Rheinpreußen, studirte er zu Halle und München Medizin, wanderte 1848 nach Amerika aus und ließ sich als praktischer Arzt und Gelehrter, heute noch thätig, in Cincinnati nieder. Er beschäftigte sich viel mit geschichtlichen und ethnologischen Forschungen und unternahm für seine kulturgeschichtlichen Studien, z. B. über „Die Völker Alt-Amerika's" (New-York u. Cincinnati 1875—78. 4 Bde.), „Zwischen Alaska und Feuerland" (Berlin 1896 bei Asher) ausgedehnte Reisen nach Mexico und Zentral-Amerika, auch nach Norwegen und zum Nordkap. Als Dichter gebrauchte er das serbische Pseudonym „Kara Giorg" (der schwarze Georg) und verfaßte als solcher „Poesien des Urwalds" (Cincinnati 1871), „Die Heldin des Amazon" (1879), „Charlotte", eine Episode aus der Colonialgeschichte Louisiana's (1883) und neuestens die vorliegenden „Abendglocken" (Chicago 1897, bei Kölling u. Klappenbuch, 297 S. 12°). Der erste Abschnitt enthält vorwiegend Balladen, meist ungewöhnliche Stoffe, alle in größter und reinster Formgewandtheit, trotz ihrer Wuchtigkeit immer in anmuthiger, klangreicher und melodischer Sprache, darunter „Das Feuerschiff" (aus den Carolinas), „Die Flucht des Farmers aus dem Waldbrand", „Das Weib des Häuptlings" — ächte Indianer-Poesie, immer mit einer solchen unmittelbaren Naturfrische und Wahrheit, daß Freiligraths Reimkünsteleien dagegen wie glatte Farbendruckbilder erscheinen. Er wechselt auch mit serbischen Sagen („Die Schlacht auf dem Amselfeld" und der Cyklus „Vom schwarzen Georg"), magyarischen Legenden (Graf Peter Szapary) und altspanischen Romanzen, später kommt sogar noch ein Nachklang ans Norwegen. Im zweiten Abschnitt überwiegt die Molltonart der Trauer: Da sind Kränze auf das Ableben seines Sohnes, dann erste Weihnacht ohne Christbaum — in klangreicher Wehmuth an die ergreifenden „Kindertodtenlieder" Rückerts erinnernd. Dann aber folgen deutsche Lieder, in patriotischer Freude angestimmt, „An mein Vaterland", zur Sedan-Feier, Festgesänge zum zweiten Säcularjubel der Deutschen in Amerika (18. Okt. 1883) und für die Feste des deutschen Pionier-Vereins in Cincinnati, dessen Zeitschrift Dr. Brühl längere Zeit redigirte. Aus diesen tönt ein sanfter Hauch des Heimweh, welches deutlich beweist, daß unser Poet des Lotos süße Kernfrucht, die der Heimath Angedenken und der Rückkehr Sehnsucht austilgt, auf seinen weiten Pfaden nicht gefunden hat. In der dritten Abtheilung läßt er seiner Vorliebe für Ethnologie und Naturschilderungen die Zügel schießen, wie ein Landschaftsmaler zaubert er prachtvolle Bilder: von einer Nachtfahrt durch die tausend Eilande, aus den Bergen Colorado's, vom Mirror Lake, Cliff House, zum Abschied von Mexico, von den Gefilden des Patzcuaro und Atitlan; auf dem Rio Dulce, aus dem Thal von Yucay im Inca-Reich, aus den Anden u. s. w. — großartige Naturschilderungen, womit Kara Giorg einen der ersten Plätze unter den deutsch-amerikanischen Dichtern der Neuzeit gewonnen hat.

Und nun folgt in bunter Reihe eine Anzahl von Dichtern und Dichterinnen. Vorerst aus der heute so beliebten Sippe der Naturſängerinnen à la Cordula Peregrina, Johanna Ambrosius und der armen Magd Katharina Kirch aus Ortenburg bei Passau — ein sogenannter „lateinischer Bauer", der Schweizer Fr. Bopp[1]), welcher am Morgen eine ruhende bukolische Idylle mit möglichster Realistik durch Zürichs Gassen treibt und Abends im Wetteifer mit Paul Heyse die Demantsplitter seines Geistes schleift. Vielleicht könnten künftig die Dichter und Dichterinnen, welche aus Mangel an persönlicher Bekanntschaft keine Verleger finden, unter der Maske einer Bari-Neger-Maid oder eines Samojeden-Jüngling ihre Soaette Oden nach Terzinen an Mann bringen und dabei auf gute Geschäfte rechnen. Möglicherweise liefert demnächst eine Schweizer Kuhmagd Minili eine neue „Levana" und ein sesches Wiener Waschermadel einen zeitgemäßen König Oedipus. Dabei ist nur verwunderlich, wie gut und sicher der „Roßknecht, Zeitungsschreiber und Poet" in gepreßter Leinwand mit Goldschnitt unter seinen übrigen Kollegen anstritt und salongemäß hochdeutsch sich geberdet. Seine Empfindung ist z. B. am Grabe der Mutter und beim Heimgang des Vaters von größter Zartheit; ebenso innig die schöne Klage:

„Ein Stachel sitzt in meinem Herzen
Seit langen Jahren unverwandt;
Ihn hat noch keines Seelenarztes
Erfahr'ne Kunst und Hand verbannt.

Doch sei als einzig Angedenken
Er mir gesegnet, der mich schmerzt:
Daß glühend einst im targsten Lenze
Ich eine Rose doch gherzt!"

Wer etwa über eine solche Feinheit des Gefühls staunen wollte, mag an das trefflich Wort des braven Jeremias Gotthelf (Bitzius) erinnert werden: „Das ist eben das große Unglück, daß man meint, unter anderem Tuch seien auch andere Herzen und unter verschiedenem Zuschnitt verschiedene Empfindungen. Um dieses Vorurtheils willen mißverstehen die verschiedenen Stände sich so sehr; um deßwillen beleidigen die oberen Stände die unteren so oft und müssen es oft schwer büßen. Denn die oberen Stände sind es zumeist, welche meinen, während sie zart wie Meerschaum seinen, an welchem bekanntlich die leichteste Berührung einen Riß gibt, so seien die unter ihnen ungefähr so wie ein Hausgang, auf dem man hin- und herwandeln kann mit allerlei Schuhen, ohne daß es ihm viel macht, und weil sie andere Namen hätten, so sei auch anderer Teig an ihnen und während man den Weggliteig mit Zartheit behandle, könne man den von rauhem Mehl mit Füßen kneten, ohne daß man es ihm viel anmerke." [1]) — Man wäre freilich versucht, zu fragen, wie es kam, daß ein Mensch mit dieser gewiß schwer errungenen Bildung in seinem Stande und zufrieden blieb; er handhabt formgewandt Sonette und andere Metra, nur liebt er, wie alle Autodidakten, die Sprache mit unnöthigen Apostrophen einzuzwängen. Auch ist er immer gleich frisch und originell; wir prachtvoll überrascht das Gedicht von den „Zwei Wiegen" (S. 118). Am interessantesten ist Bopp, wo er sich in seiner „Sonderart" gibt; er thut es übrigens überall und immer, weil er wahr denkt, fühlt und spricht. Jedenfalls verdient der schlichte, denkende Landmann unsre Theilnahme in einem viel höheren Grade, als viele andere lyrischen Fachgenossen in der Stadt. Zwei frühere Sammlungen von Bopps Lyrik sind unter dem Titel „Fallende Blätter" und „Dämmerlicht" bei Schabelitz in Zürich erschienen. Eine biographische Einleitung wäre für viele Leser sehr erwünscht gewesen.

Hr. Franz Poppe, ein verdienter Schulmann, welcher sich auch um die Heimathskunde, Geographie und Geschichte Oldenburgs viele Verdienste erwarb, veranstaltete unter dem Titel „Am Lebensborn" (Oldenburg und Leipzig, in der Schulze'schen Hofbuchhandlung, 263 S. 8°) eine hübsche ausgewählte Sammlung seiner in den verschiedensten Zeitschriften versteckten Gedichte. Er kann auf reiche Erfahrungen zurückblicken; möchten selbe wieder anregend und fruchtbringend auf eine neue Generation wirken! Sein Wille ist groß und edel, ebenso wie sein echter Patriotismus; die Form wechselreich und nach den besten Mustern geschult; von besonderer Sinnigkeit zeugen seine Sprüche und die fröhlichen „Weinlaunen".

Ob die „Gedichte" von Hugo Salus (Paris, Leipzig, München bei Alb. Langen, 112 S. 8°) wirklich „schon lange erwartet wurden" und zum „besten gehören, was die moderne deutsche Lyrik geschaffen", und zwar „in einem wohlthuenden Gegensatz zu den symbolistischen und barocken dichterischen Erzeugnissen der Modernen" — eine allzu bereitwillige Reklame will uns das glauben machen — ist aber noch die Frage. Der „Pan" ist doch wohl ganz im Stile der vorgerügten Modernen. Manches ist von hohem Wohlklang, doch

[1]) Wolken- und Sterne. Neue Gedichte von Fr. Bopp, Frauenfeld 1897, bei J. Huber 274 S. 12°.

[1]) Jeremias Gotthelf: „Wie Anne Bäbi so wäger haushaltet". Solothurn 1843. I, 295.

auch wieder stark prosaisch legirt. He. Salus imitirt bisweilen den Emanuel Geibel („Sommertag" S. 29.); hübsch und vielversprechend wirkt der Prolog und das Lob der wunderschönen schwarzen Löckchen, welche seines Liebchens Nackenlinie umspielen. Sein eigentliches Repertoire ist indessen bald erschöpft.

Sehr beachtenswerth sind Emil Hellenbergs Gedichte „Mitten im Leben" (Leipzig 1897, bei Friesenhahn, 108 S. 8°), sie umfassen Kunst und Welt (wobei die „Klingelpoeten" verdientermaßen ihr Theil abkriegen), den schönen Süden und die Liebe; besonderes Lob ist auch den originellen „Grabsteinen" zu zollen, z. B.

„Als Knabe mit feurigen Purpurwangen
War er der wildeste der Rangen.
Als kosend die Maienglocken klangen,
Zog Liebe den Jüngling zu Hangen und Bangen.
Als Mana noch mit ungezähmtem Verlangen,
Wollt' er die Sterne vom Himmel langen.
Im Alter hat er Grillen gefangen; —
So ist sein Leben dahingegangen."

In vielversprechender Weise erhebt Emma Guttmann ihr zartes Stimmchen zu einer „Frühlingsbeichte" (Berlin 1897, Concordia Deutsche Verlagsanstalt, 78 S. 12°): Natur, Liebe und Gott ist der Dreiklang ihrer kleinen Harfe; Sehnsucht und sanfte Wehmuth ziehen vorüber; ihr fester Glaube hebt sie empor — eine liebenswürdige, stille Erscheinung:

„Du Quell der Lieder und Sagen!
Du märchenduftender Wald!
Du warst in schwülen Tagen
Mein liebster Aufenthalt.

Ich habe selige Stunden
Still träumend in dir verbracht,
Und habe mich wiedergefunden
Nach thränenschwerer Nacht."

Eine heitere Gabe bietet Frau Marie Beeg mit einem „Kochbuch in Versen" für das Kränzchen in der Küche (München 1897, bei Karl Haushalter. 122 S. 12°). Hiebei handelt es sich nicht um sybaritisch-kulinarische Mysterien, sondern um leichtpraktikable Kuchenbäckereien für kleine Backfische, nebst den gehörigen Saucen, Tunken und Kompotten und den weiteren Nothwendigkeiten zur geschickten Thee-, Chokolade-, Mandelmilch- und Warmbierbereitung. Das humoristische punctum saliens dabei ist, daß die nach Maß und Gewicht gewissenhaft edirten Rezepte in lustiger Reimform den Künstlerinnen vorgelegt werden, wie etwa das beifolgende Paradigma beweist:

„Für eine Tasse reicht gerade
An 30 Gramm von Chokolade,
Zerbröckle diese ziemlich fein
In eine Messingpfanne ein,
Ein halbes Täßchen Wasser dran,
So rühr zu einem Brei sie an.
Dann eine Tasse Milch darauf,

Laßt alles wallen dreimal auf
Und gieße es durch einen Seiher.
Willst du splendid gebrauchen Eier,
Reicht ein Eigelb für eine Tasse,
Das rühre langsam in der Masse
Und lenke deines Quirles Schaft
Rundum vergnügt mit aller Kraft."

Die goldene Lebensregel, nie zu viel von „guten Sachen" auf einmal zu genießen, wird sich auch auf dieses Büchlein erstrecken; wer dasselbe auf einen Sitz durchlesen wollte, würde sich gewiß gründlich den Magen verstauchen.

Es gewährt immer eine tröstliche Freude, seine lieben, alten Getreuen und Freunde nach Jahren wohlbehalten und frisch, selten freilich verjüngt, wiederzufinden. Dieser angetheilte Jubel wird uns mit Schauenburgs „Allgemeinem Deutschen Kommersbuch" (Lahr, bei M. Schauenburg, 735 S. 12°) zutheil, welches nun abermals überarbeitet nach Texten und Melodien und mit neuen Bildern von Adalbert von Rößler ausgestattet, in 51. Auflage vorliegt und trotz seiner weiteren zeitgemäßen Zusätze, auch eine erfreuliche Wahrnehmung, nicht an auffälligem Embonpoint gewonnen hat!

Die gleichen Gefühle bringen wir dem „Gaudeamus" Joseph Viktor v. Scheffels entgegen, diesen unverwüstlichen Liedern „aus dem Engeren und Weiteren", die mit Illustrationen, Vignetten und Titelbild von A. v. Werner, jetzt in dritter (Octav-) Ausgabe erscheinen (Stuttgart bei A. Bonz und Komp. 232 S.).

Gleicher Willkomm gilt für „Waldmeisters Brautfahrt" von Otto Roquette (Stuttgart, Cotta's Nachfolger. 95 S. Fol.) welches mit Arpad Schmidhammers Illustrationen in die stattliche Reihe der Prachtausgaben eingetreten ist.

Im verwandten Genre mit Gustav v. Putlitz und deßhalb dem ehedem vielgefeierten Dichter des „Was sich der Wald erzählt" gewidmet, bewegt sich das in die Thierwelt verlegte „Waldmärchen" von A. Stanislas (Berlin, bei R. Eckstein's Nachfolger, 128 S. kl. 8°); eine geistreich unterhaltende Plauderei.

Adolf Bartels Blüthenlese deutscher Lyrik „Aus tiefster Seele" (Lahr, bei M. Schauenburg, 320 S. 8° mit 32 Dichterbildnissen von Erdmann Wagner), welche im vorigen Jahre an dieser Stelle so warm begrüßt wurde, erfreut sich jetzt schon der zweiten Auflage. Der Zeitraum der letzten 150 Jahre ist durch 165 der besten Namen und eine Auswahl von mehr als 400 Gedichten vertreten — eine wohlberedte Statistik!

Und nun noch ein Wort des Dankes an den ehrwürdigen, unermüdlich bessernden Hrn. Heinrich Düntzer, dessen „Erläuterungen zu den Deutschen Klassikern" (Goethe, Schiller, Herder, Klopstock und Uhland) schon 86 Bändchen umfassen, von denen die meisten schon die dritte und vierte Auflage erfuhren (Leipzig, Ed. Wartigs Verlag, Ernst Hoppe). Hr. Düntzer ist der umsichtigste Exeget unserer deutschen Klassiker; möge dem hochbetagten Forscher noch ein langer, heiterer Lebensabend beschieden sein!

Mittheilungen und Nachrichten.

Küchners Jahrbuch, Kalender, Merk- und Nachschlagebuch für Jedermann für 1898. (Verlag von Hermann Hilger, Berlin-Leipzig-Eisenach. 950 Seiten mit 850 Illustrationen. Preis 1 M.) — Gleichwie des bekannten Autors „Frau Musika" ist auch dessen „Jahrbuch" geradezu ein Unikum und dürfte ein solches in Deutschland bisher nicht bekannt geworden sein. Es vereinigt auf kleinem Raum eine Fülle des Stoffes in einer Weise, wie sie prägnanter und zuverlässiger nicht gedacht werden kann, und die zugleich geeignet ist, auch über das Augenblicksbedürfniß hinaus dem Leser etwas wesentliches und bildendes zu geben. Das Jahrbuch enthält alles, was den gebildeten Menschen nur irgendwie interessirt, es ist das reinste Konversationslexikon. So finden wir Ausführliches über Frauenmode, Schmuck, Lebenskunst, Sport, Spiele, Theater, Bayreuth, Stenographie, Erfindungen, deutsche Literatur, Malerei, Baukunst, Jagd, Markensammlung, Post, Frauenfrage, Rechtswesen, Aemter, Orden, Geographie, Weltall und hundert andere wissenswerthe Dinge. Eine große Anzahl von Gelehrten haben dem Buch ihre Unterstützung angedeihen lassen. Namentlich verdient auch der Verleger H. Hilger rühmend erwähnt zu werden, der das stoffreiche Buch mit seinen ca. 70,000 Zeilen für den unglaublich geringen Preis von 1 M. dem Publikum zugänglich machte.

M. Sch.

„All Heil!" Stizzen aus dem Radfahrsport von F. Simm. (Verlag von Franz Hanfstaengl, München.) — Eine elegante Mappe umschließt zehn Kunstblättee, auf denen in vortrefflicher Ausführung Scenen aus dem Radlerleben zur Darstellung gebracht sind. Die Geheimnisse der Fahrschule mit ihren Schrecken und unendlich komischen Situationen sowohl, wie die Freuden und Leiden früher, freier Fahrt hat der Stift des Zeichners wiedergegeben. Raschee schlägt dem Freunde des Stahlrosses das Herz, wenn ihm beim Durchblättern der Mappe die schönen Stunden in Erinnerung gerufen werden, die er ja fast alle selbst, so wie sie wiedergegeben sind, durchlebt hat. Mit Sehnsucht wird beim Anblick der Stizzen die seiche Radlerin die Zeit herbeisehnen, in der sie ihr Rad aus der dunklen Ecke wieder hervorholt und in schmuckem Dreß „heiter und leicht" die Gefilde durcheilt, F. Simms seche Episoden durchkostend. Wenn das prächtige Werk schließlich noch dazu beiträgt, auch den negea „Philister" dem jungen Sport gewogen zu stimmen, so erfüllt es alle Forderungen, die man an zehn Bilder aus dem Radfahrleben stellen kann. Für den Weihnachtstisch bildet das reizende Werk eine recht willkommene Gabe.

br.

Deelzehnlinden von F. W. Webee. Illustrierte Prachtausgabe von Karl Rickelt. Paderborn, Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh. Gemsfolio. Preis 40 M. — Wir weisen auf dieses in jeder Hinsicht prächtig ausgestattete Werk unser Leser als auf ein wirklich gediegenes Weihnachtsbuch eindrücklich hin. Die von J. B. Obernetter in München hergestellten Heliogravüren der Rickelt'schen großen Blätter in Kreidemanier gehören in ihrer technischen Ausführung zu den besten Leistungen, die wir in letzter Zeit auf diesem Gebiete beobachtet haben. Und diese Bilder schließen sich auch in der ganzen Auffassung so verständnißvoll dem ja bereits zu einem Gemeingut aller Gebildeten gewordenen Text des westfälischen Dichters an, daß ein durchaus einheitlicher und stimmungsvoller Eindruck des Ganzen erreicht worden ist. Dazu hat die Paderborner Ver-

Digitized by Google

langshandlung es sich angelegen sein lassen, dem Werke eine durchaus prächtige Ausstattung hinsichtlich des Druckes, des Papieres und des Einbandes zu geben, so daß es zu den schönsten Veröffentlichungen der diesjährigen Weihnachtsliteratur gezählt werden darf. -l.

G. **Zentralasiatische Alterthümer.** Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß man einige der wichtigsten Entdeckungen auf dem Gebiete der indischen Literaturgeschichte Ausgrabungen verdankt, die scheinbar auf gut Glück dann Eingeborenen in sandigen Wüsten Zentralasiens, viele hundert Meilen nördlich vom Himalaya-Gebirge, gemacht wurden. So hat Hr. G. Macartney, Regierungsbevollmächtigter in Kaschgar, unlängst seine Sammlung indischer Alterthümer durch neue Ausgrabungen bereichert. Die bisher aufgefundenen Gegenstände dieser Art sind hochinteressant. Das „Athenäum" erinnert nur an die durch Lieutenant Bower entdeckten und dann Dr. Hoernle, dem wohlbekannten Archäologen in Calcutta, mustergültig übersetzten Sanskrit-Manuskripte, an die Weber-Manuskripte und die kürzlich gemachten Funde des Hauptmanns Godfrey und des Hrn. Macartney, die sich nun alle in den Händen Dr. Hoernle's befinden und zum Theil von ihm im Journal der Bengalisch-Asiatischen Gesellschaft veröffentlicht worden. Die heimischen Agenten, welche die Alterthümer fanden, überreichten einige davon den Repräsentanten verschiedener europäischer Staaten, und so geschah es, daß Theile eines und desselben Manuskripts — das hochinteressant und einzig in seiner Art sowohl hinsichtlich der Sprache als auch der Lettern ist — sich in Paris und in St. Petersburg befinden. Zwei kleine Bücher, deren Sprache und Lettern noch unbekannt sind, die aber für türkische gehalten werden, sind ins Britische Museum gelangt. Andere Reisende, z. B. der schwedische Reisende Dr. Hedin und einige Russen, haben Gegenstände gesammelt, die der Gelehrtenwelt bis jetzt noch unbekannt waren. Hrn. Macartney's Neuerwerbungen bestehen in werthvollen indischen Manuskripten, Terrakotten, Statuetten und anderen Gegenständen. Unter diesen Objekten, die gegenwärtig einer eingehenden Prüfung unterzogen werden, erwähnen wir Terrakotten in gräko-buddhistischem Stil, Affen, die auf der Springa wie Satyrn spielen, und ausgesäbe 250 Münzen aus verschiedenen Zeiten, darunter chinesische aus dem 1. Jahrhundert nach Christus, indo-scythische mit Kharoshti- und chinesischen Inschriften (eine seltene Kombination) und hassanische aus dem 3. oder 4. Jahrhundert nach Christus.

* **Nürnberg,** 18. Dez. Die Hälfte des von dem Kuratorium der Bluntschli-Stiftung ausgeschriebenen Preises für die beste Arbeit über „Staatsbankerott und internationales Recht" ist dem geprüften Rechtspraktikanten Dr. jur. Karl Bling (Nürnberg) mit 1000 M. und die andere Hälfte dem Privatdozenten an der Universität Bologna Dr. Giulio Diena zugefallen.

* **Liegnitz.** Am 18. Dezember starb hier der Professor an der Ritterakademie Dr. Georg Wendt, der Verfasser des bekannten Werkes „Die Eroberung und Germanisierung der Länder östlich der Elbe".

* **Hamburg.** Dr. Wollenberg, bisher außerordentlicher Professor der Irrenheilkunde an der Universität Halle, ist zum Oberarzt an der Irrenheilanstalt der hiesigen Stadt zu Friedrichsberg bei Hamburg gewählt worden.

* **St. Petersburg.** Die statistische Abtheilung des Ministeriums der Kommunikationen veröffentlicht, den „Pet. Wed." zufolge, eine Karte des europäischen Rußlands (Maßstab 1 Zoll = 60 Werst), die Ende Dezember fertig werden wird. Sobald sie zur Ausgabe gelangt ist, beabsichtigt man, an die Herausgabe einer Karte der Kommunikationen des asiatischen Rußlands zu schreiten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

a. Brann: Taschenbuch für Schießlehrer. Berlin, Liebel 1898. — *Alfred Ducquet:* Paris, la bombardement et Buzenval. Paris, Eugène Fasquelle 1898. — *Maurice Barrès:* Les déracinés. Roman. Ebd. 1897. — *Yves Guyot:* La comédie socialiste. Ebd. 1897. — *Ernest Charles:* Théories sociales et Politiciens 1870—1897. Ebd. 1898. — *Georg Lecomte:* Les valets. Roman. Ebd. 1897. — A. a. d. Laden: Das Heine-Grab auf dem Montmartre. Leipzig, H. Barsdorf 1898. — Dr. Adolf Harpf: Zur Lösung der brennenden Rassenfrage der heutigen europäischen Menschheit. Wien und Leipzig, M. Breitenstein 1898. — *Jean Heimweh:* La Parole soit à l'Alsace-Lorraine. Paris, Armand Colin 1897. — Dr. Wilhelm Berfch: Glückauf! Eine Schilderung des Bergbaues und seiner technischen Hülfsmittel. 1. Lfg. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben. — Gustav Meinecke: Deutscher Kolonialkalender für das Jahr 1898. Berlin, Deutscher Kolonialverlag. (G. Meinecke.) — Max Hanshofer: Lebenskunst und Lebensfragen. Ravensburg, Otto Maier. — Constanze v. Franken: Katechismus des guten Tones und der feinen Sitte. 7. Aufl. Leipzig, Max Hesse 1898. — Ludwig Ganghofer: Oberland, illustrirt von Hugo Engl. Stuttgart, Adolf Bonz u. Komp. — H. Hnasjakob: Waldleute, illustrirt von W. Hasemann. Ebd. — Hermine Villinger: Geschichten, illustrirt von Carl Liebrich. Ebd. — E. Haffter: Briefe aus dem fernen Osten. 5. Aufl. Frauenfeld, J. Huber. — Ludovica Hesekiel: Deutsche Träumer. 2. Aufl. Berlin, Otto Janke. — Dr. Karl Storck: Deutsche Literaturgeschichte. Stuttgart und Leipzig, Jos. Roth 1898. — *Γεωργίου Ν. Φιλαρέτου: Ἐνοχραπία καὶ Βασιλικὰ Ἐν Ἑλλάδι. Ἐν Ἀθήναις, Σπυρίδ. Κουσουλίνου.* 1897. — Ludwig Ganghofer: Der laufende Berg, illustrirt von Hugo Engl. Stuttgart, Adolf Bonz u. Komp. 1898. — Hans Arnold: Neue Novellen. Mit Illustrationen von Wilh. Claudius. Ebd. — Heinrich Steinhausen: Entsagen und Finden. Drei Geschichten. Ill. von Wilh. Claudius. Ebd. — Woldemar Kaden: Rothes Blut und andere Geschichten aus Süditalien. Illustr. von F. Matania. Ebd.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist erschienen:

Oberkonsistorialpräsident

D. Adolf von Stählin.

Ein Lebensbild

mit einem Anhang von Predigten und Reden

herausgegeben von

Dr. Otto Stählin, Gymnasiallehrer in Nürnberg.

Mit einem Bildnis in Lichtdruck.

17 Bog. (VIII u. 260 S.) 8°. Eleg. geheftet 2 M. Gebunden 2 M. 80 Pf.

Für alle Verehrer des unvergeßlichen Präsidenten von Stählin ein werthvolles Andenken, das gerade rechtzeitig erscheint, um auf den Weihnachtstisch gelegt zu werden. Vorräthig in allen Buchhandlungen; zu beziehen auch durch die Verlagshandlung franko gegen Einsendung des Betrags. (18927)

Verlag von Wilhelm Herz in Berlin. • Soeben erschien:

Paul Heyse, Neue Gedichte und Jugendlieder.

Geheftet M. 5.— Gebunden mit Goldschnitt M. 6.50.

— „ — Das Goethe-Haus in Weimar. 24 Bogen mit 21 Abbildungen. Elegant kartonnirt M. 1.—

(18933)

Deutsche Nähmaschinen

bester Qualitäten,

ausgestattet mit allen neuesten Erfindungen. Vollkommener Mechanismus, rasches Nähen, elegante Ausstattung, bescheidene Preise.

Keine Erhöhung bei Theilzahlung.

Katalog und Vertreter franko.

Reelste Bedienung.

Chr. N. Schad, München,

Hoflieferant,

Perusastrasse 11 ✲ Kaulbachstrasse 9.

(12963)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keit in München.

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 22. Dezember. Nummer 289.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Sonderstellung Bayerns in militärischer Beziehung. Von Karl v. Stengel. — Moltke's militärische Korrespondenz. II. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Sonderstellung Bayerns in militärischer Beziehung.

Von Karl v. Stengel.

Nach Art. 63 der Reichsverfassung soll die gesammte Landmacht des Reiches „ein einheitliches Heer bilden, welches in Krieg und Frieden unter dem Befehle des Kaisers steht".

Ganz ebenso heißt es in Art. 53: „Die Kriegsmarine des Reiches ist eine einheitliche unter dem Oberbefehl des Kaisers."

Es ist nun darüber kein Zweifel, daß die Kriegsmarine in dem Sinne eine einheitliche ist, daß sie als eine Anstalt und Einrichtung des Reiches selbst erscheint, wie im Art. 48 das Postwesen und das Telegraphenwesen als einheitliche Staatsverkehrsanstalten des Reiches bezeichnet werden.

Der Charakter der Kriegsmarine als Einrichtung des Reichs ergibt sich freilich noch keineswegs mit Nothwendigkeit daraus, daß sie in Art. 53 als einheitliche bezeichnet ist, da in Art. 54 bezüglich der Handelsmarine ebenfalls gesagt ist, daß die Kauffahrteischiffe aller Bundesstaaten „eine einheitliche Handelsmarine" bilden, obwohl doch von der Handelsmarine nicht behauptet werden kann, daß sie eine Einrichtung des Reichs ist, die Einheitlichkeit derselben vielmehr darin liegt, daß sie nach außen durch die Reichsflagge als einheitliche erscheint und ihre Verhältnisse vom Reiche aus geregelt sind.

In der That ergibt sich der rechtliche Charakter der Reichsmarine nicht sowohl aus ihrer Bezeichnung als „einheitliche", als aus anderen Umständen, insbesondere daraus, daß dem Kaiser die Organisation und Zusammensetzung der Marine und die Ernennung sämmtlicher Marineoffiziere und Marinebeamten zusteht.

Nach diesem Ergebniß kann das Wort „einheitlich" in dem Art. 63 für die Frage nicht entscheidend sein, ob das Landheer als eine Einrichtung des Reiches gedacht ist. Der Wortlaut des Art. 63 steht daher einer Auslegung nicht im Wege, daß das Landheer ein Kontingentsheer der Einzelstaaten ist, das jedoch in einer Reihe von Beziehungen einheitlich zusammengefaßt ist.

Die Ansicht, daß das Landheer ein Kontingentsheer ist, wird von Seydel und namentlich von Laband vertreten; dieselbe wird zwar von einer Anzahl von Schriftstellern bekämpft; sie muß jedoch unbedingt als richtig erachtet werden. Für die Richtigkeit dieser Auffassung sprechen sowohl die historische Entwicklung wie auch die einzelnen Bestimmungen des XI. Abschnitts der Reichsverfassung vom Reichskriegswesen, wenn man sie nur unbefangen betrachtet. Deßhalb haben auch sämmtliche oberste Reichsbehörden und ebenso der Bundesrath stets an der Ansicht festgehalten, daß das Landheer des Reiches ein Kontingentsheer ist.

Besteht das Reichsheer aus den Kontingenten der Einzelstaaten, so folgt daraus, daß es keine Einrichtung des Reiches ist, wie die Kriegsmarine. Denn die Kontingente sind Anstalten und Einrichtungen der Einzelstaaten, denen grundsätzlich die Militärhoheit über ihre Kontingente verblieben ist.

Allerdings sind die Kontingente der Einzelstaaten einheitlich zusammengefaßt, und zwar in viel größerem Maße als dies beim Bundesheer des Deutschen Bundes der Fall war.

Diese Einheitlichkeit zeigt sich darin, daß dem Reiche die Militärgesetzgebung einschließlich der Organisation und inneren Einrichtung des Heeres zusteht, daß der Kaiser den Oberbefehl über die gesammte Landmacht im Krieg und Frieden besitzt und daß die gesammten Kosten des Heeres aus Reichsmitteln bestritten werden.

Anlangend zunächst die Militärgesetzgebung, so hat Art. 4 Z. 14 der Reichsverfassung dem Reiche die Zuständigkeit zur Gesetzgebung über das Militärwesen ohne alle Beschränkung überwiesen. Um sofort die in Aussicht genommene Einheitlichkeit des Militärrechts herbeizuführen, bestimmte Art. 61, daß im ganzen Reich ungesäumt die preußische Militärgesetzgebung einzuführen sei. Inzwischen sind die meisten preußischen Militärgesetze durch Reichsgesetze ersetzt worden, so daß, abgesehen von der Militärkirchenordnung und der Militärstrafprozeßordnung, das gesammte Militärrecht jetzt einheitlich durch Reichsgesetze geregelt ist.

Im übrigen hat die Reichsverfassung selbst grundlegende Bestimmungen insofern getroffen, als sie in Art. 57 den Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht aufstellte, in Art. 59 die Kriegsdienstpflicht näher regelte und in Art. 60 vorschrieb, daß die Friedenspräsenzstärke im Wege der Reichsgesetzgebung festzustellen ist.

Bezüglich der Kosten und Lasten des gesammten Kriegswesens bestimmt Art. 58, daß dieselben von allen Bundesstaaten und ihren Angehörigen gleichmäßig zu tragen sind, so daß weder Bevorzugungen noch Prägravationen einzelner Staaten oder Klassen grundsätzlich zulässig sind. Die Gleichmäßigkeit der persönlichen Leistungen ergibt sich aus dem Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht, die Gleichmäßigkeit der finanziellen Leistungen aber daraus, daß die sämmtlichen Ausgaben für das Heerwesen im Reichshaushaltetat als Ausgaben der Reichskasse aufgeführt sind.

Was sodann den Oberbefehl des Kaisers anlangt, so sind in demselben, abgesehen von dem hier nicht weiter in Betracht kommenden Rechte der Verhängung des Belagerungszustandes, insbesondere folgende Befugnisse enthalten: 1. das Recht, den Höchstkommandirenden eines Kontingents, sowie alle Offiziere, welche Truppen mehr als eines Kontingents befehligen, und alle Festungskommandanten zu ernennen und zur Ernennung der Generale und der Generalsstellungen versehenden Offiziere innerhalb der einzelnen Kontingente seine Zustimmung zu geben, 2. das Recht der Inspektion, 3. das Recht, den Präsenzstand, die Gliederung und Eintheilung der Kontingente des Reichsheeres zu bestimmen, soweit dieses Recht nicht durch das

Digitized by Google

Reichsmilitärgesetz vom 2. Mai 1874 und die dazu ergangenen Novellen beschränkt ist, 4. das Dislokationsrecht, d. h. das Recht, die Garnisonen der einzelnen Truppenkörper zu bestimmen, und zwar innerhalb des ganzen Bundesgebiets, so daß der Kaiser den Truppentheilen der einzelnen Kontingente auch außerhalb ihres Staatsgebietes Garnisonen anweisen kann, 5. das Recht, die kriegsbereite Aufstellung eines jeden Theiles des Reichsheeres anzuordnen und die Reserve, Landwehr und Seewehr, sowie den Landsturm zu den Fahnen einzuberufen.

Insoweit nach vorstehendem nicht die Zuständigkeit des Reiches eingreift, ist die Militärhoheit — die Kontingentsherrlichkeit — der Einzelstaaten bestehen geblieben und mußte bestehen bleiben, da, wie bereits erwähnt, die Kontingente Einrichtungen der Einzelstaaten sind.

Diese Kontingentsherrlichkeit würde sich sehr einfach gestalten, wenn jeder Einzelstaat seine Truppen lediglich aus seinen Angehörigen bilden und nur seine Truppen in seinem Gebiete in Garnison haben würde. Das ist aber nicht der Fall. Die Angehörigen eines Einzelstaates können in Truppentheilen eines anderen Staates ihrer Wehrpflicht genügen, sei es auf Grund der sogenannten militärischen Freizügigkeit, sei es infolge Bestimmung des Kaisers auf Grund des ihm zustehenden Oberbefehls. Ebenso können die einem Einzelstaate angehörigen Truppenkörper im Gebiete eines anderen Staats ihre Garnison angewiesen erhalten, während in seinem Gebiete „andere Truppentheile des Reichsheeres“ dislozirt sind. Daraus ergab sich die Nothwendigkeit, den Landesregierungen gewisse Rechte gegenüber den in ihren Gebieten dislozirten Truppen einzuräumen, gleichgültig ob sie ihrem Kontingente angehören oder nicht.

Infolgedessen unterscheidet die Reichsverfassung drei Arten von Militärhoheitsrechten der Regierungen der Einzelstaaten: 1. die eigentliche Kontingentsherrlichkeit, welche die Rechte hinsichtlich der eigenen Truppen umfaßt, gleichgültig, ob Angehörige des eigenen Staates oder eines anderen Staates in denselben dienen und ob sie im eigenen Staatsgebiete oder außerhalb derselben garnisoniren; 2. die territorialen Militärhoheitsrechte, welche jedem Landesherrn gegenüber der im eigenen Staatsgebiete dislozirten Truppen zustehen, mögen sie den eigenen oder einem fremden Kontingente angehören; dieselben zerfallen in gewisse militärische Ehrenrechte und das Recht, die Truppen zu polizeilichen Zwecken zu requiriren; 3. Rechte hinsichtlich der zum Militärdienst verpflichteten Staatsangehörigen in Betreff der Erfüllung der Wehrpflicht, möge sie im eigenen oder fremden Kontingent, im eigenen oder fremden Staatsgebiet geleistet werden. Diese Rechte, zu welchen das Recht auf die Leistung des Fahneneides, das Tragen der Landeskokarde u. s. w. gehört, ergeben sich aus der persönlichen Herrschaft über die Staatsangehörigen und die Unterthanenpflicht derselben gegen ihre Landesherren.

Was die eigentliche Kontingentsherrlichkeit anlangt, so umfaßt dieselbe grundsätzlich alle Rechte, welche in der Militärhoheit überhaupt enthalten sind. In Betracht kommt hier vor allem die Kommandogewalt des Landesherrn, die sich namentlich in dem Rechte äußert, die Offiziere und Militärbeamten seines Kontingents zu ernennen, zu befördern und zu entlassen und innerhalb seines Kontingents zu versetzen und dienstlich zu verwenden. Eine Beschränkung dieses Rechts ist, abgesehen von dem oben erwähnten Recht des Kaisers hinsichtlich der Kommandirenden der Kontingente u. s. w., nur insofern gegeben, als nach Art. 64 Abs. 2 R.-V. der Kaiser befugt ist, „behufs Versetzung mit oder ohne Beförderung für die von ihm im Reichsdienste, sei es im preußischen Heere oder in anderen Kontingenten, zu besetzenden Stellen aus den Offizieren aller Kontingente des Reichsheeres zu wählen.“

Als Ausfluß der Militärhoheit steht ferner den Kontingentsherren die Militärgerichtsbarkeit rücksichtlich ihrer Truppentheile zu. Eine kaiserliche Militärgerichtsbarkeit gibt es zwar für die Marine, aber nicht für das Landheer. Die Verhandlung und Entscheidung der Militärstrafsachen erfolgt durch Behörden der Einzelstaaten, die im Namen des Kontingentsherrn Recht sprechen.

Ebenso wird auch die Militärverwaltung von den Einzelstaaten geführt; es gibt keine unmittelbare Reichskriegsverwaltung, sondern nur Kontingentsverwaltungen, die durch Landesbehörden geführt werden, wenn dieselben auch die Anordnungen des Reiches zu befolgen haben.

Nach dem in der Reichsverfassung zum Ausdrucke gelangten Grundsatze, daß das Reichsheer ein Kontingentsheer ist, müßten so viele selbständige Kontingente mit besonderer Verwaltung bestehen, als Einzelstaaten vorhanden sind. Thatsächlich bestehen jedoch nur die vier Kontingente von Preußen, Bayern, Sachsen und Württemberg, weil die übrigen Staaten durch die von ihnen abgeschlossenen Militärkonventionen, die ihnen nach der Reichsverfassung zustehenden Rechte der Militärhoheit ganz oder doch zum größten Theil dem König von Preußen übertragen haben.

Auf den genaueren Inhalt und die rechtliche Bedeutung und Tragweite dieser Militärkonventionen ist hier nicht weiter einzugehen. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß durch diese Vereinbarungen zwischen den Regierungen der Einzelstaaten und dem König von Preußen die grundsätzliche Regelung des Reichsmilitärwesens in der Reichsverfassung nicht abgeändert wurde und auch nicht berührt werden konnte. Die Militärhoheit steht, vorbehaltlich der in der Reichsverfassung enthaltenen Beschränkungen, nach wie vor den Einzelstaaten zu, nur die Ausübung der in derselben liegenden Rechte ist nach Maßgabe der einzelnen Konventionen dem König von Preußen übertragen.

Hervorzuheben ist dabei, daß man nur bezüglich der territorialen Militärhoheitsrechte sagen kann, daß sie den Landesherren erst durch die Reichsverfassung eingeräumt worden sind, während die übrigen Rechte lediglich Ausflüsse der den Landesherren verbliebenen Souveränität sind.

In militärischer Hinsicht nimmt Bayern insofern eine Sonderstellung ein, als dem vom Reichskriegswesen handelnden XI. Abschnitt der Reichsverfassung eine Schlußbestimmung beigefügt ist, in welcher es heißt, daß die in diesem Abschnitt enthaltenen Vorschriften in Bayern nach näherer Bestimmung des Bündnißvertrags vom 23. Nov. 1870 unter III § 5 zur Anwendung kommen. Es finden also die Vorschriften des XI. Abschnitts der Reichsverfassung auf Bayern nur insofern und insoweit Anwendung, als dies im Bündnißvertrag vorgesehen ist.

In Nummer III § 5 des Vertrags vom 23. Nov. 1870 ist nun zunächst bestimmt, daß die Art. 57 und 59 der Reichsverfassung über die allgemeine Wehrpflicht, Art. 60 über die Feststellung der Friedenspräsenzstärke und Art. 58 über die gleichmäßige Tragung der Kosten und Lasten des gesammten Kriegswesens durch alle Bundesstaaten und ihre Angehörigen auch auf Bayern Anwendung findet, Art. 58 jedoch mit dem Zusatz: „Der in diesem Artikel enthaltenen Verpflichtung wird von Bayern in der Art entsprochen, daß es die Kosten und Lasten seines Kriegswesens, den Unterhalt der auf seinem Gebiet belegenen festen Plätze und sonstigen Fortifikationen einbegriffen, ausschließlich und allein trägt.“

Dagegen finden die Artikel 61 bis 68 auf Bayern keine Anwendung, an deren Stelle enthält § 5 unter Ziffer I—VI eine Reihe von Bestimmungen, von denen hier die Ziffern I—IV in Betracht kommen.

Nach Ziffer I behält Bayern zunächst seine Militärgesetzgebung nebst den dazu gehörigen Vollzugsinstruktionen

u. s. w. bis zur verfassungsmäßigen Beschlußfassung über die der Bundesgesetzgebung anheimfallenden Materien, resp. bis zur freien Verständigung bezüglich der Einführung der bereits vor dem Eintritt Bayerns in den Bund in dieser Hinsicht erlassenen Gesetze und sonstigen Bestimmungen. In Ziffer II verpflichtet sich Bayern, für sein Kontingent und die zu demselben gehörigen Einrichtungen einen gleichen Geldbetrag zu verwenden, wie nach Verhältniß der Kopfstärke durch den Militäretat des deutschen Bundes für die übrigen Theile des Bundesheeres ausgesetzt wird. Dieser Geldbetrag wird im Bundesbudget für das königlich bayerische Kontingent in einer Summe ausgeworfen. Seine Verausgabung wird durch Spezialetats geregelt, deren Aufstellung Bayern überlassen bleibt. Hierfür werden im allgemeinen diejenigen Etatsansätze nach Verhältniß zur Richtschnur dienen, welche für das übrige Bundesheer in den einzelnen Titeln ausgeworfen sind. Ziffer III lautet: „Das bayerische Heer bildet einen in sich geschlossenen Bestandtheil des deutschen Bundesheeres mit selbständiger Verwaltung unter der Militärhoheit Seiner Majestät des Königs von Bayern; im Kriege — und zwar mit Beginn der Mobilisirung — unter dem Befehl des Bundesfeldherrn. In Bezug auf Organisation, Formation, Ausbildung und Gebühren, dann hinsichtlich der Mobilmachung wird Bayern volle Uebereinstimmung mit den für das Bundesheer bestehenden Normen herstellen. Bezüglich der Bewaffnung und Ausrüstung, sowie der Gradabzeichen behält sich die königlich bayerische Regierung die Herstellung der vollen Uebereinstimmung mit dem Bundesherrn vor. Der Bundesfeldherr hat die Pflicht und das Recht, sich durch Inspektionen von der Uebereinstimmung in Organisation, Formation und Ausbildung, sowie von der Vollzähligkeit und Kriegstüchtigkeit des bayerischen Kontingents Ueberzeugung zu verschaffen, und wird sich über die Modalitäten der jeweiligen Vornahme und über das Ergebniß dieser Inspektionen mit Seiner Majestät dem König von Bayern ins Benehmen setzen. Die Anordnung der Kriegsbereitschaft (Mobilisirung) des bayerischen Kontingents oder eines Theiles desselben erfolgt auf Veranlassung des Bundesfeldherrn durch Seine Majestät den König von Bayern. Zur steten gegenseitigen Information in den durch diese Vereinbarung geschaffenen militärischen Beziehungen erhalten die Militärbevollmächtigten in Berlin und München über die einschlägigen Anordnungen entsprechende Mittheilung durch die resp. Kriegsministerien." In Ziffer IV ist endlich bestimmt, daß im Krieg die bayerischen Truppen verpflichtet sind, den Befehlen des Bundesfeldherrn unbedingt Folge zu leisten, und daß diese Verpflichtung in den Fahneneid aufgenommen wird.

Aus diesen Bestimmungen geht zunächst unzweideutig hervor, daß Bayern, was die Militärgesetzgebung anlangt, der Zuständigkeit des Reichs ebenso unterliegt, wie jeder andere deutsche Staat. Eine Sonderstellung Bayerns liegt nur insofern vor, als der Art. 61 der Reichsverfassung, welcher die sofortige Einführung der preußischen Militärgesetzgebung im ganzen Bundesgebiet anordnete, für Bayern keine Geltung erhielt; daß die Zuständigkeit des Reichs zur Militärgesetzgebung und insbesondere auch zur Regelung der Militärprozeßordnung sich auf Bayern ebenso erstreckt, wie auf die übrigen deutschen Staaten, ist ernstlich auch von keiner Seite bestritten.

Ebenso findet auf Bayern der Grundsatz Anwendung, daß die Kosten des gesammten Heerwesens aus Reichsmitteln bestritten werden, denn Bayern erhält den für sein Heer erforderlichen Geldbetrag in einer Pauschalsumme vom Reiche überwiesen. Ein Sonderrecht steht ihm nur insofern zu, als es das Recht hat, die Verausgabung dieser Summe durch von ihm selbst aufzustellende Spezialetats zu regeln, während für die übrigen Kontingente diese Regelung im Reichshaushaltsetat erfolgt.

Wer der Ansicht ist, daß das Reichsheer ein Kontingentsheer ist, wird auch darin keine Abweichung von den Grundsätzen der Reichsverfassung erblicken können, daß das bayerische Heer einen besonderen Bestandtheil des Reichsheeres mit selbständiger Verwaltung unter der Militärhoheit des Königs von Bayern bildet.

Die Sonderstellung Bayerns liegt vielmehr lediglich darin, daß das bayerische Heer im Frieden dem Oberbefehl des Kaisers nicht untersteht. Infolgedessen findet das Inspektionsrecht des Kaisers nur in der im Bündnißvertrage modifizirten Weise, das Recht des Kaisers, den Präsenzstand, die Gliederung und Eintheilung der Kontingente des Reichsheeres, die Organisation der Landwehr und die Garnisonen der Truppentheile zu bestimmen und das in Art. 64 R.-V. näher geregelte Recht des Kaisers, die Höchstkommandirenden eines Kontingents, die Festungskommandanten u. s. w. zu ernennen, auf das bayerische Heer überhaupt keine Anwendung. Ebenso ergibt sich daraus, daß das bayerische Heer im Frieden nicht unter dem Oberbefehl des Kaisers steht, im Zusammenhalte mit der Bestimmung des Bündnißvertrags, wonach Bayern die Lasten seines Kriegswesens allein trägt, die Selbständigkeit Bayerns in Bezug auf die Ersatzstellung, d. h. daß in das bayerische Kontingent weder die in anderen Bundesstaaten ausgehobenen Rekruten eingereiht, noch der in Bayern gestellte Ersatz für andere Kontingente in Anspruch genommen werden kann.

Man will nun daraus, daß nach dem Bündnißvertrage § 5 Ziff. III das bayerische Heer einen besonderen oder, wie es wörtlich heißt, „geschlossenen Bestandtheil" des deutschen Reichsheeres zu bilden hat, schließen, daß Bayern in Bezug auf den obersten Militärgerichtshof ein Reservatrecht hat. Insbesondere hat dies auch der bayerische Bundesrathsbevollmächtigte gelegentlich der ersten Berathung der Militärstrafgerichtsordnung im Reichstage übereinstimmend mit den bezüglichen Ausführungen Seydels in seinem Bayer. Staatsrechte (Bd. III, S. 7047) geltend gemacht.

Diese Auffassung ist jedoch nicht zutreffend. Allerdings bildet die Militärjustizhoheit einen Bestandtheil der Militärhoheit, welche dem König von Bayern in Bezug auf das bayerische Heer zusteht, und ebenso ist es zweifellos, daß sich die Zuständigkeit des Reichs auf die Ausübung der Militärgerichtsbarkeit ebensowenig erstreckt wie auf die Militärverwaltung. Wenn daher jetzt ein Reichsgerichtshof für Militärstrafsachen geschaffen werden soll, so liegt eine Veränderung der Reichsverfassung vor, weil die Einzelstaaten in der ihnen verfassungsmäßig zustehenden Militärjustizhoheit beschränkt werden sollen. Dies gilt aber nicht bloß für Bayern, sondern ebenso für die übrigen deutschen Staaten, denen verfassungsmäßig die Militärhoheit ebenfalls verblieben ist, wenn sie auch durch die einschlägigen Bestimmungen der Reichsverfassung viel weiter beschränkt ist als die bayerische Militärhoheit und die meisten Staaten auf die Mehrzahl der in der Militärhoheit liegenden Rechte der Ausübung nach zugunsten des Königs von Preußen verzichtet haben. Seydel hat freilich in einem Artikel in Nummer 487 der „Münchener Neuesten Nachrichten" behauptet, daß ein wesentlicher Unterschied zwischen der Militärhoheit des Königs von Bayern und der Kontingentsherrlichkeit der übrigen Bundesfürsten bestehe. Diese Behauptung beruht jedoch auf einer völligen Verkennung der im vorstehenden entwickelten reichsverfassungsmäßigen Grundlagen des deutschen Heerwesens. Seydel hat auch keinen Versuch gemacht, seine Behauptung näher zu begründen.

Gewiß geht die Sonderstellung Bayerns in militärischer Hinsicht weit; von Reservatrechten in Bezug auf dieselbe kann jedoch nur bei denjenigen Materien gesprochen werden,

in Bezug auf welche nicht bloß die Zuständigkeit des Reichs Bayern gegenüber ebenso ausgeschlossen werden wollte, wie gegenüber den übrigen Staaten, sondern in Bezug auf welche die Reichszuständigkeit Bayern gegenüber enger begrenzt wurde. Nur in Bezug auf diese Gegenstände ist anzunehmen, daß eine Ausdehnung der Zuständigkeit des Reichs ohne Zustimmung Bayerns nicht zulässig sein soll. Hinsichtlich der Militärstrafgerichtsbarkeit deutet aber keine Bestimmung in Nummer III § 5 des Bündißvertrags darauf hin, daß ein Unterschied in der Stellung Bayerns und der übrigen Staaten gemacht werden wollte. Hätte man Bayern ein Reservatrecht in Bezug auf seinen obersten Militärgerichtshof einräumen wollen, so wäre sicherlich eine entsprechende Bestimmung in den Bündnißvertrag aufgenommen worden, zumal ja die Zuständigkeit des Reichs in Bezug auf die Militärgesetzgebung und damit auch das Recht des Reichs, seine Zuständigkeit in dieser Beziehung über die in der Reichsverfassung gezogenen Grenzen hinaus auszudehnen — die sogenannte Kompetenz-Kompetenz — in § 5 des Bündnißvertrags anerkannt ist.

Offenbar ist die Frage des obersten Militärgerichtshofs bei den Versailler Verhandlungen gar nicht berührt worden, da sonst gewiß die bayerische Regierung auf den etwa ihr günstigen Inhalt dieser Verhandlungen hingewiesen hätte. Entweder hat die bayerische Regierung geglaubt, damit sich zufrieden geben zu können, daß die Schaffung eines Reichsmilitärgerichtshofs nur im Wege einer Verfassungsänderung, die schon durch 14 Stimmen im Bundesrathe verkündet werden kann, möglich ist, oder, was das wahrscheinlichste ist, man hat an die Sache damals gar nicht gedacht. In dem einen wie im anderen Falle liegt ein Reservatrecht Bayerns nicht vor, denn von Reservatrechten, die Ausnahmen von der grundsätzlichen Zuständigkeit des Reichs sind, kann nur gesprochen werden, wo eine zweifellose Bestimmung für dieselben geltend gemacht werden kann. Reservatrechte, die sich von selbst verstehen, gibt es nicht; namentlich können sie auf dem Gebiete des Militärwesens nicht anerkannt werden, weil nach der Reichsverfassung in Bezug auf die Militärhoheit die grundsätzliche Stellung aller Staaten gleich ist. Auf wie schwachen Füßen die rechtlichen Ausführungen der Vertreter des angeblichen Reservatrechts stehen, hat auch der Reichstagsabgeordnete Frhr. v. Hertling dadurch zu erkennen gegeben, daß er sagte, wichtiger als die Rechtsgründe für das Reservatrecht sei die Ueberzeugung, die in allen Kreisen Bayerns sich dahin äußere, daß ein solches Reservatrecht bestehe.

Ob diese Ueberzeugung so allgemein vorhanden ist, wie Hertling behauptet, mag dahingestellt bleiben; richtig ist aber, daß sich das Verlangen nach Anerkennung des angeblichen bayerischen Reservatrechts nicht sowohl auf Rechtsgründe stützt, als auf die gerade in der letzten Zeit wieder stärker hervorgetretene partikularistische Strömung, wie sie namentlich in so unerfreulicher Weise in der berüchtigten Manöverdebatte des bayerischen Landtags zutage getreten ist. Gewiß wird auch die Frage, ob Bayern ein besonderer oberster Militärgerichtshof zu belassen ist, in letzter Linie durch politische Erwägungen entschieden werden. Trotzdem ist es nicht müßig, die Frage zu erörtern, ob Bayern das behauptete Reservatrecht unzweifelhaft zusteht. Namentlich gewinnt ein sehr wahrscheinliches Entgegenkommen gegen die Wünsche Bayerns einen ganz anderen Charakter wenn dasselbe erfolgt, ohne daß ein unzweifelhaftes Reservatrecht Bayerns anerkannt werden konnte. Aber auch abgesehen davon, ist es unter allen Umständen von Werth, festzustellen, daß eine unbefangene Untersuchung der Sonderstellung Bayerns im Rahmen der Bestimmungen der Reichsverfassung über das Heerwesen zu dem Ergebnisse führt, daß das behauptete Reservatrecht Bayerns in Bezug auf einen eigenen obersten Militärgerichtshof nicht besteht.

Moltke's militärische Korrespondenz.

Aus den Dienstschriften des Krieges 1870/71.

II.

Der zweite Band der Moltke'schen Korrespondenz aus dem Krieg 1870/71 umfaßt nur einen Abschnitt der „Kriegshandlung", und zwar die Zeit vom 3. September 1870 bis zum 27. Januar 1871, also bis zum Schluß der Feindseligkeiten. Dieser Abschnitt enthält 378 Nummern, er ist demnach weitaus der umfangreichste, aber er erstreckt sich auch auf einen Zeitraum von über 4½ Monaten und weist wohl alles auf, was Moltke überhaupt Dienstliches geschrieben, diktirt oder auch nur veranlaßt hat, während andere ähnliche Werke, wie z. B. die „Correspondance de Napoléon I", nur die wichtigeren Dokumente bringen. Man wird indeß dem Generalstab für diese Ausführlichkeit Dank wissen, denn nur so ist es möglich, einen vollen Einblick in die geistige Werkstatt dieses seltenen Mannes zu gewinnen. Privatkorrespondenz hat Moltke während des Krieges nur wenig geführt; was davon vorhanden ist, findet sich ausnahmslos in den von der Familie des Feldmarschalls herausgegebenen „Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten".[1]) Auch ein Tagebuch oder Aehnliches ist nicht vorhanden. Wenn daher in dem vorliegenden Werke auch die nicht von Moltke's Hand geschriebenen, aber nach seiner Weisung von seinen Gehülfen verfaßten und durch seine Unterschrift gebilligten Erlasse Aufnahme gefunden haben, so wird man dies nur als richtig bezeichnen können. Denn die darin enthaltenen Gedanken sind Moltke's Gedanken, er hat sie, bevor sie zu Papier gebracht wurden, mit solcher Klarheit und Schärfe entwickelt, daß die Niederschrift selbst nur mehr ein Leichtes war. So erklärt es sich auch, daß selbst in den von Moltke nicht persönlich verfaßten Schriftstücken der Stil durchweg dem seinigen gleicht. Er hatte seine Gehülfen — die allerdings sämmtlich hervorragende Männer waren, wie v. Verdy, Bronsart v. Schellendorf, v. Brandenstein — geistig so geschult und erzogen, daß sie völlig in seinen Gedanken lebten und aufgingen. Er hat wirklich „Schule" gemacht, und heute noch ist im deutschen Generalstab der Geist Moltke's nach jeder Richtung hin lebendig, und wird es hoffentlich noch lange bleiben.

Man darf freilich nicht erwarten, in Moltke's Korrespondenz über alle Ereignisse und Beweggründe volle und unmittelbare Aufklärung zu finden. In nicht seltenen Fällen, und zwar manchmal gerade in den Augenblicken der wichtigsten Entscheidung, ist der Gedankenaustausch ganz oder theilweise mündlich erfolgt, sei es, daß General v. Moltke persönlich mit den Armeeführern oder ihren Generalstabschefs zusammentraf, oder daß er von dem bereits früher erwähnten Mittel der Entsendungen von Generalstabsoffizieren, die mit seinen Gedanken und Absichten vertraut waren, Gebrauch machte. In dem vorliegenden Band wird man namentlich den schriftlichen Verkehr mit dem Oberkommando der III. Armee mit Bedauern fast ganz vermissen. Dies erklärt sich aber auf sehr einfache Weise: Während der langen Monate der Einschließung von Paris befand sich das genannte Oberkommando mit dem großen Hauptquartier zusammen in Versailles, und der Kronprinz von Preußen war meistens bei den regelmäßigen Vorträgen des Generals v. Moltke beim Könige anwesend. Dadurch wurde das Bedürfniß schriftlicher Weisungen an das Oberkommando der III. Armee auf ein sehr geringes Maß beschränkt. Auffallender ist es schon, daß auch mit dem General v. Manteuffel, nachdem dieser den Oberbefehl über die Südarmee übernommen hatte, so wenig schriftlich ver-

[1]) Berlin, bei E. S. Mittler u. Sohn. 7 Bände.

Digitized by Google

kehrt worden ist. Allein zunächst hatte Manteuffel auf seiner Durchreise vom Norden nach dem Süden in Versailles Station gemacht, und hier sowohl vom Könige wie von Moltke ausführliche Anweisungen über sein Verhalten empfangen. Dann aber gestaltete sich auch der Verkehr zwischen Versailles und dem weit entfernten Kriegsschauplatz im Süden so schwierig — Eisenbahn- und Telegraphenunterbrechungen, Schneeverwehungen und ähnliche Ereignisse waren an der Tagesordnung — daß regelmäßige Befehle oder Instruktionen gar nicht angekommen oder von den Ereignissen überholt worden wären. General v. Moltke zog es daher vor, dem bewährten Führer völlig freie Hand zu lassen, und daß er dabei wieder das Richtige getroffen, beweisen die Erfolge.

Die hier berührten Verhältnisse legen es uns nahe, noch einmal auf die Schwierigkeiten hinzuweisen, welche sich überhaupt in der modernen Kriegführung aus der räumlichen Ausbreitung und der weit verzweigten Gliederung der Streitkräfte ergeben. Es zeigt sich dies so recht in dem hier in Rede stehenden Abschnitt des Krieges 1870/71. In dem vorhergehenden Theil des Feldzuges bis zum 2. September war es, wenigstens in den meisten Fällen, möglich gewesen, die einzelnen Armeekörper nach einem einheitlichen Plan und auf ein Ziel hin zu lenken. Man hatte sich in der Offensive befunden, und die Armee war konzentrisch auf ein bewegliches Kampfobjekt, das feindliche Heer, losgegangen. Nun war alles verändert: das Kampfobjekt war festliegend: die feindliche Hauptstadt; man befand sich mit dem größten Theil des Heeres in der Defensive zur Vertheidigung der Einschließung von Paris, und die Vertheidigungsheere kämpften exzentrisch auf weit voneinander und von dem Sitz der Oberleitung entfernt liegenden Kriegsschauplätzen. Da kann es nicht wundernehmen, wenn trotz allen Eifers, der auf die Pflege der Verbindungen, insbesondere auf die Herstellung und den Betrieb der Eisenbahn- und Telegraphenlinien, gelegt wurde — zahlreiche Nummern der Moltke'schen Korrespondenz geben hiefür den Beweis — der Verkehr zwischen dem großen Hauptquartier und den vielen unmittelbar von dort zu leitenden Behörden und Kommandostellen unsicher war und manchmal ganz stockte. So telegraphirte Moltke am 7. September aus Reims an den General v. Stiehle, den Chef des Generalstabs der Zernirungsarmee vor Metz: „Wir sind seit dem 3. d. M. ohne jede Nachricht. Bitte um telegraphische Angabe über den Stand der Angelegenheiten dort." v. Stiehle erwiderte, es seien täglich Telegramme abgegangen, die jedoch theils gar nicht, theils erheblich verspätet eintrafen. Zwei Depeschen des Generals v. Werder vor Straßburg vom 4. und 6. September trafen beide mit mehreren Tagen Verspätung ein. Am 21. September telegraphirte Moltke aus Ferrières wieder an Werder: „Seit dem 15. habe ich von dort keine Nachricht. Ersuche, mir täglich telegraphische Meldung zu senden." Antwort: „Habe am 15., 17., 20. früh telegraphirt und am 20. Abends die sämmtlichen Depeschen wiederholt." Diese Depeschen trafen aber alle erst am 22. bei Moltke ein. Direktiven für das Oberkommando der I. Armee, am 2. November von Versailles nach Conflans abgesandt, erreichten ihr Ziel erst am 8. November. Am 2. Januar 1871 wurde dem General v. Zastrow nach Châtillon der Befehl telegraphirt, mit dem VII. Korps sogleich wieder auf Auxerre abzumarschiren. Diese Depesche kam vollständig verstümmelt an, namentlich fehlte die Angabe des Marschzieles. Durch Rückfrage und Aufklärung gingen 24 Stunden verloren. — Solche Beispiele ließen sich noch beliebig vermehren; namentlich waren es die telegraphischen Depeschen, welche sich als unzuverlässig erwiesen. Das beweist, daß auf die dauernde und sichere Verbindung niemals genug Sorgfalt verwendet werden kann, und General v. Moltke hatte daher auch mit Recht befohlen, daß alle Depeschen zu wiederholen und außerdem schriftlich durch Brief oder durch Feldjäger einzusenden seien.

Der vorliegende Abschnitt der Moltke'schen Korrespondenz gibt auch über eine Angelegenheit Auskunft, welche vor einigen Jahren zu lebhaften Kontroversen in der Militärliteratur sowohl, wie in den Tageszeitungen geführt hat, nämlich über die Gründe für die Verzögerung der Beschießung von Paris. Man hatte damals dem General v. Moltke — namentlich auf Grund einiger Andeutungen des Generals v. Roon in dessen hinterlassenen „Denkwürdigkeiten" — den Vorwurf gemacht, daß er sich der Beschießung der französischen Hauptstadt widersetzt, oder sie wenigstens nicht genügend gefördert und beschleunigt habe. Aus Moltke's Dienstschriften läßt sich nun diese Frage hinlänglich aufklären und es ergibt sich, wie übrigens Kenner der Verhältnisse schon vorher gewußt haben, daß die gegen den Chef des Generalstabs erhobenen Vorwürfe durchaus ungerechtfertigt sind. Es sei gestattet, diese auch vom historisch-politischen Standpunkt interessante Angelegenheit hier in kurzen Worten an der Hand der Moltke'schen Korrespondenz klarzulegen.

Nach der Einschließung von Paris in der zweiten Hälfte des September 1870 trat die Frage auf, ob man gegen die Festung eine förmliche Belagerung eröffnen oder sich mit dem artilleristischen Angriff (Beschießung) begnügen wolle. Wenn diese Frage auch zunächst keine endgültige Entscheidung fand, so wurde doch möglichst bald die Heranführung des Artilleriematerials in die Hand genommen; schon am 8. September beantragte Moltke die Bereitstellung eines schweren Belagerungsparks. Allein es war zum Herbeischaffen desselben zunächst gar keine und erst vom 23. September ab eine einzige Bahnlinie verfügbar, welche aber außerdem den ganzen Nachschub für die Truppen vor Paris, die ja sogar bezüglich der Verpflegung ganz auf die Zufuhr aus der Heimath angewiesen blieben, zu leisten hatte. Das schlimmste aber war, daß diese Bahnlinie infolge der Zerstörung eines Tunnels bei Nanteuil auf 90 km von Paris entfernt endigte, so daß von hier ab alles mit Wagen weiter geschafft werden mußte. Es mag hier gleich bemerkt werden, daß nur in der außerordentlichen Schwierigkeit und Langsamkeit dieses Transports die Ursachen für die Verzögerung der Beschießung zu suchen sind, und daß den General v. Moltke hiebei keinerlei Schuld trifft.

Schon in der ersten Hälfte des Oktober waren nämlich sämmtliche Geschütze und der größte Theil der Munition in Nanteuil eingetroffen, allein nun bekam man sie nicht weiter. Heutzutage würde ein Feldeisenbahnbau die Schwierigkeit leicht überwunden haben, allein damals war man darauf nicht vorbereitet: das geringe Feldeisenbahnmaterial lag vor Metz fest. Es wurden nun alle möglichen Versuche unternommen, deren Seele und treibende Kraft wiederum der General v. Moltke war: man verwandte einen Theil der Munitions- und Fuhrparkskolonnen zum Transport der Geschütze und Geschosse, man suchte aus der Nähe von Paris alle Landfuhrwerke zusammen zu bringen u. s. w. — allein diese Maßregeln erwiesen sich als unzureichend, denn es handelte sich um etwa 4500 Fuhren der schwersten Art auf völlig durchweichten und zerfahrenen Wegen. Wenn es trotzdem gelang, bis Ende Oktober nicht nur alle Geschütze in Stellung zu bringen, sondern auch einen — freilich kleinen — Theil der ersten Munitionsrate heranzuschaffen, so muß dies schon als eine bemerkenswerthe Leistung bezeichnet werden. General v. Moltke hielt nun beim König einen Vortrag und beantragte, durch die Kavalleriedivisionen aus dem östlichen Theil von Frankreich möglichst zahlreiche Fuhrwerke zusammenbringen zu

Digitized by Google

lassen. Allein auch diese Maßregel hatte nur geringen Erfolg; Anfang Dezember war immer erst ein Drittel der erforderlichen Munition zur Stelle. Nunmehr griff Moltke entschieden ein: Das Kriegsministerium wurde beauftragt 24 Fuhrparkkolonnen aus den Beständen der Heimath heranzuschaffen, und außerdem gaben die Pontons, Schanzzeug- und Munitionskolonnen der III. Armee einen großen Theil ihres Materials ab. Man hätte diese Anordnung freilich schon früher treffen können, allein Niemand, auch die technischen Behörden nicht, hatte solche Schwierigkeiten vorausgesehen; es lagen eben keinerlei Erfahrungen vor. Dem General v. Moltke aber kann man sicherlich nicht den Vorwurf einer Verschleppung machen; denn er war gerade derjenige, der immer vorwärts drängte, während die Ausführung des Transports Sache des Kriegsministeriums blieb.

Indeß auf diesen Punkt allein bezieht sich auch nicht der Hauptvorwurf gegen den Chef des Generalstabs, sondern darauf, daß er, als nun Ende Dezember endlich der größte Theil der ersten Munitionsrate (500 Schuß pro Geschütz) zur Stelle war, mit der Beschießung nicht beginnen wollte. Gewichtige Stimmen im großen Hauptquartier sprachen nämlich dafür, sofort die Beschießung zu eröffnen, ohne die Heranschaffung weiterer Mittel zur Durchführung derselben abzuwarten. Es kam hierüber zu wirklichen Meinungsverschiedenheiten, indem sich die politischen und militärischen Interessen in einen gewissen Gegensatz stellten. Erstere, welche namentlich von dem Bundeskanzler, Grafen Bismarck, vertreten wurden, machten geltend, daß die allgemeine politische Lage, welche bei dem scheinbaren Stillstand der Belagerung einen Einmischungsversuch der neutralen Mächte befürchten ließ, und ebenso die öffentliche Meinung in der Heimath, die auf ein energisches Vorgehen gegen die französische Hauptstadt drängte, eine sofortige Eröffnung der Beschießung verlangten. Demgegenüber vertraten die Generale v. Moltke und v. Blumenthal — Roon stellte sich mehr auf die Seite Bismarcks — die Ueberzeugung, daß die Frage, wann der artilleristische Angriff beginnen solle und könne, vor allem auf Grund militärischer Rücksichten entschieden werden müsse. Politische Gesichtspunkte dürften nur insofern mitsprechen, als sie nicht etwas militärisch unzulässiges oder unmögliches beanspruchten. Die Gründe Moltke's im einzelnen wolle man in seinem Briefwechsel mit Roon und Blumenthal (Seite 445 bis 448 der Korrespondenz) nachlesen; man wird ihnen die Berechtigung nicht absprechen können. Wenn überhaupt jede Halbheit im Leben zu einem Erfolge nicht führen kann, so gilt dies ganz besonders von militärischen Dingen, bei denen stets ausreichende Kräfte eingesetzt werden müssen, um Großes zu gewinnen. Eine so starke Festung aber, wie Paris, nur eine Zeit lang zu beschießen und dann plötzlich aufzuhören, ohne die errungenen Vortheile ausbeuten zu können, wäre einem halben Mißerfolg gleich gekommen. Sie hätte dem Feinde nur Muth gemacht, seinen Widerstand fortzusetzen und einen Gegner zu verhöhnen, der da will, aber nicht kann.

Wir kommen nunmehr zu dem dritten und letzten Bande der Moltke'schen Korrespondenz aus dem Kriege 1870/71, der betitelt ist: „Waffenstillstand und Friede". Er unterscheidet sich in einem Punkt nicht unwesentlich von den früheren. Während nämlich in diesen nur von Moltke selbst herrührende Schriftstücke Aufnahme gefunden haben — wie dies schon oben auseinandergesetzt wurde — ist in dem vorliegenden Schlußbande mehrfach von diesem Grundsatz abgewichen worden. Bestimmend hiefür war die Erwägung — so heißt es in einem, dem dritten Bande mitgegebenen Vorwort — daß eine ausführliche Geschichte der Zeit nach Abschluß des Waffenstillstandes, welche der Leser gleichsam als Faden bei dem Studium der Moltke'schen Dienstschriften benutzen könnte, von amtlicher Seite noch nicht herausgegeben worden ist. „Es erschien daher angezeigt, sowohl mehr ergänzende Urkunden von anderer Hand, als auch die bis zum Friedensschluß mit der französischen Regierung abgeschlossenen Verträge im Wortlaut aufzunehmen, obwohl keiner dieser Verträge die Unterschrift des Grafen Moltke trägt. Die Mitarbeit des Feldmarschalls an den meisten Verhandlungen ist indeß zweifellos. Und da, wo seine Einwirkung auf die Abfassung der Verträge keine unmittelbare war, wie z. B. beim Frankfurter Friedensschluß, ist die Wiedergabe des Wortlautes der Konventionen für das Verständniß der damit zusammenhängenden zahlreichen Schreiben und Telegramme des Feldmarschalls nothwendig."

Man wird diesen Grundsätzen des Generalstabs nur beipflichten können. Denn wenn auch nicht zu verkennen ist, daß der eigentliche Charakter des Werkes, als Korrespondenz Moltke's, dadurch etwas verändert wird, so gewinnt es doch andrerseits erheblich an Interesse und Verständniß. Uebrigens sind der leichteren Uebersicht halber diejenigen Schriftstücke, an denen Moltke nicht unmittelbar betheiligt war, durch anderen Druck hervorgehoben.

Wer nun etwa glauben sollte, daß der hier in Rede stehende Zeitabschnitt für den Geschichtsforscher und den Militär weniger Interesse biete, als die vorhergehenden, irrt sich sehr. Wir finden auch in diesem Bande eine Fülle von Material zum Studium und zur Belehrung, die geradezu erstaunlich ist, ja das Gebotene ist umso werthvoller, als es zum größten Theil bis dahin weiteren Kreisen unbekannt war. Die Verhältnisse nach dem Abschluß des Waffenstillstandes lagen damals in Frankreich so eigenartig, wie man es selten finden wird. Zunächst galt der Waffenstillstand gar nicht für den Kriegsschauplatz im Süden und Südosten, vielmehr ging hier der Kampf gegen die Bourbaki'sche Armee fort, bis deren Ueberreste auf dem neutralen Boden der Schweiz Zuflucht suchen mußten. Auch die Belagerung von Belfort nahm ihren Fortgang. Aber auch da, wo er galt, stieß die Ausführung des Waffenstillstandes an einzelnen Punkten auf Widerstand: die Kommandanten von Langres und Bitsch weigerten sich lange Zeit, ihre Festungen zu übergeben, und es bedurfte eindringlicher Verhandlungen, ja sogar der Drohungen, bis sie sich fügten.

Bekanntlich zogen sich die Friedenspräliminarien sehr in die Länge, und es hatte fast den Anschein, als ob sie bei Ablauf des Waffenstillstandes noch nicht beendet sein würden, so daß dann die Feindseligkeiten wieder hätten beginnen können. Wenngleich dazu auch wenig Aussicht war, hielt General v. Moltke es doch für seine Pflicht, auf alle Fälle vorbereitet zu sein. Für die Fortsetzung des Angriffs auf Paris wurden alle Vorbereitungen getroffen; er sollte gegen die Nordostecke der Festung bei der Vorstadt Villette gerichtet und durch eine gleichzeitige Beschießung der ganzen Stadt aus den inzwischen erheblich vermehrten Belagerungsgeschützen unterstützt werden. Auch wie der Krieg in den Provinzen fortzuführen sei, wurde eingehend erwogen und den Armeekommandos mitgetheilt. Die I. Armee unter General v. Göben sollte sofort energisch gegen die französische Nordarmee unter Faidherbe vorgehen, und zwar so, daß deren Verbindung mit dem Meere, von wo sie fortwährend Verstärkung erhalten hatte, unterbrochen würde. Auch die II. Armee unter Prinz Friedrich Karl hatte von neuem die Offensive zu ergreifen. Die Südarmee unter Manteuffel sollte einen raschen Vorstoß nach dem Süden Frankreichs machen und versuchen, die noch diesseit Lyon vorhandenen feindlichen Truppenansammlungen unschädlich zu machen. Wenn ihr das gelungen, sollte sie, unter Zurücklassung des XIV. Armeekorps bei Châlons, über Nevers auf Bourges herangezogen werden, um nunmehr im Verein mit dem von Paris nach Orleans ent-

Digitized by Google

fandten V. Armeekorps auch das Zentrum Frankreichs von den sich dort sammelnden französischen Streitkräften zu säubern.

Dieser Plan Moltke's, der unter den obwaltenden militärischen Verhältnissen und der großen Entmuthigung in ganz Frankreich zweifellos vollen Erfolg gehabt hätte, kam indeß nicht zur Ausführung. Am 26. Februar lief der mehrmals verlängerte Waffenstillstand endgültig ab, und schon stand alles bereit, um mit frischen Kräften von neuem zum Angriff zu schreiten, als nachmittags die Unterzeichnung der Friedenspräliminarien erfolgte, welche am 1. März durch die französische Nationalversammlung zu Bordeaux bestätig wurden.

Wir schließen hiemit unsre kurzen Bemerkungen zu der Militärischen Korrespondenz Moltke's aus dem Feldzuge 1870/71. Sie konnten natürlich nur eine schwache Andeutung geben von dem überaus reichen und werthvollen Inhalte dieses bedeutendsten militärischen Werkes der letzten Zeit. Dem Generalstabe aber, der sich der großen Mühe der Sammlung, Bearbeitung und Herausgabe der Moltke'schen Dienstschriften unterzogen hat, ist dafür der Dank nicht nur des gebildeten Militärs, sondern jedes patriotischen Deutschen gewiß. Er hat sich damit ein wirkliches Verdienst um die Geschichtsschreibung erworben und seinem verewigten Chef, dem Feldmarschall Grafen Moltke, von neuem ein seiner würdiges literarisches Denkmal gesetzt.

W. B.

Mittheilungen und Nachrichten.

Durch Bosnien und die Herzegowina kreuz und quer. Wanderungen von Heinrich Renner. Mit 54 Vollbildern und einer Generalkarte Bosniens, mit Routen und Straßenzügen ꝛc. Zweite in Wort und Bild ergänzte und vermehrte Auflage. Berlin 1897. (Verlag von Dietrich Reimer, gr. 8°. XVI u. 567 S.) — Ein Reisewerk, das binnen Jahresfrist eine zweite Auflage erlebt, ist auf dem deutschen Büchermarkt keine häufige Erscheinung. Schon diese Thatsache erweckt Aufmerksamkeit und Interesse für das vorliegende Buch, welches die landschaftlichen Schönheiten Bosniens und der Herzegowina, die Vergangenheit des Landes und seine durch rastlosen Fortschritt gekennzeichnete Gegenwart der Kenntniß eines größeren Publikums vermitteln will. Der Verfasser betrat bald nach der Occupation im Jahre 1878 das Land, wo er längere Zeit verweilt und auf ostmaligen Reisen die Zustände und Verhältnisse durch eigene Anschauung und Beobachtung kennen gelernt hat. Es ist kein systematisch angelegtes Werk voll Gelehrsamkeit und strenger Wissenschaft, welches uns hier geboten wird, sondern es soll in demselben nur (nach den Worten des Verfassers) „in zwanglosem Geplauder erzählt werden, was er bei seinen Reisen im Lande, das er wie eine zweite Heimath liebe, gesehen und erlebt hat". Das überaus reichhaltige Material wird uns denn auch im Gewande einfacher, ungesuchter Darstellung mitgetheilt; der Verfasser vermeidet den Ton affektirter Geistreichigkeit, er bewegt sich auf dem Boden der Wahrheit und Natürlichkeit, weiß anregend zu erzählen, anschaulich zu schildern, nur dort, wo er von den Naturschönheiten der beiden kreuz und quer durchwanderten Länder spricht, da erhebt sich die Sprache zu schwungvoller Begeisterung. Hr. Renner ist ein aufrichtiger Bewunderer und Lobredner der ungewöhnlichen Kulturfortschritte in den occupirten Provinzen. „Was in diesem Lande geleistet wurde," sagt er, „ist fast beispiellos in der Kolonialgeschichte aller Völker und Zeiten." Die Beweise für diese Behauptung trägt das vorliegende Buch mit Eifer und Vorliebe zusammen. Gern folgen wir den Ausführungen des Verfassers und scheuen seinen aussichtsfrohen Bemerkungen Glauben, wenngleich die Zweifel über die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit dieser oder jener Unternehmung, Einrichtung, Neuerung oder Maßregel sich nicht völlig beschwichtigen lassen. Die kulturellen Errungenschaften, denen man in den occupirten Provinzen allenthalben begegnet, legen deutliches Zeugniß ab von der Unermüdlichkeit, Redlichkeit und Tüchtigkeit der Verwaltung, von der Vortrefflichkeit der Justizpflege, von der öffentlichen Sicherheit und von der lebhaften Fürsorge für das leibliche und geistige Wohl der Bevölkerung. Aber gerade diese Raschheit und Vielseitigkeit der Neuschöpfungen regt auch die Frage an, ob die auf so niedriger Kulturstufe vorgefundene einheimische Bevölkerung diesem rapiden Aufschwung auch nur im entferntesten zu folgen vermag, und trotz der Versicherungen des landes- und volkskundigen Verfassers konnten wir die Ueberzeugung nicht gewinnen, daß dieser europäische Fortschritt mit seinen modernsten Einrichtungen im bosnisch-herzegowinischen Volke Wurzel geschlagen und das richtige Verständniß gefunden habe. Das vorliegende Buch selbst liefert hiefür die Belege. Mit dieser Bemerkung wollen wir die großen Verdienste der österreichisch-ungarischen Verwaltung in Bosnien-Herzegowina nicht im mindesten anzweifeln oder schmälern, sondern nur unser lebhaftes Interesse an Land und Leuten bekunden. Gewiß ist, daß diese Verwaltung schon heute für die ganze Balkanhalbinsel als ein Muster betrachtet und bewundert wird und von den benachbarten Ländern theils beneidet, theils näher studirt und nachgeahmt wird. Noch sind es keine 20 Jahre, daß die beiden Provinzen in den Kreis europäischer Kultur hereingezogen wurden, und doch welch ein ungeheurer Umschwung aller öffentlichen Dinge hat hier stattgefunden! Das vorliegende Buch führt durch die frische Unmittelbarkeit seiner Darstellung der einzelnen kulturellen Um- und Neugestaltungen diesen Umschwung in nahezu greifbarer Form vor das Auge. Es ist ganz unmöglich, daß diese gewaltigen Veränderungen im Leben, im Staat und Gesellschaft, in Handel und Verkehr ohne mächtigen Einfluß auf die Denkungsart, auf Sitte und Gebrauch, auf Beschäftigung und Lebensgewohnheiten der einheimischen Bewohner bleiben können. Der Verfasser beschäftigt sich mit dieser bosnisch-herzegowinischen Bevölkerung ganz besonders gern und seine Schilderungen beschränken sich keineswegs bloß auf Aeußerlichkeiten, wie sie auch dem flüchtigen Touristen sich aufdrängen, sondern er geht auf dieses Volksleben näher ein, gibt interessante Einzelbilder von Brauch und Sitte, von Spruch und Lied, von Hassen und Lieben und den inneren Zuständen in Haus und Familie. Die Gegenwart hat bei all diesen Kreuz- und Querzügen des Verfassers in erster Reihe seine Aufmerksamkeit gefesselt; aber Bosnien-Herzegowina ist auch ein eminent historischer Boden. Hier liegen mehrere Kulturperioden schichtenweise übereinander, oft stoßen deren Reste am Tage aufeinander. Die Vergleichung von einst und jetzt drängt sich von selbst auf und die zahlreichen Zeugen der Vorzeit richten den Blick unwillkürlich nach der Vergangenheit. Hr. Renner ist diesen Mahnungen ebenfalls gefolgt und an der Hand der überaus fleißigen archäologischen Nachforschungen, Ausgrabungen, wissenschaftlichen Sammlungen und Darstellungen bewährter Fachmänner im Lande gibt er interessante Einblicke in jene entschwundenen Zeiten. Man folgt ihm aber mit besonderer Befriedigung, wenn er uns in frischen Farben die landschaftlichen Schönheiten Bosniens und der Herzegowina vorführt oder die erhabene Großartigkeit, aber auch die Schauerlichkeit und die Gefahren der Gebirgswelt schildert. Man begreift des Verfassers Sehnsucht nach diesen seltenen Naturschönheiten und seinen Wunsch, daß dieses Sehnen „recht bald von Vielen getheilt werden möge". Die dem Buch beigefügten Illustrationen erhöhen den Reiz und Werth desselben in bedeutender Weise. Die Vollbilder und die meisten Textbilder befriedigen vollkommen; ebenso dankenswerth ist die Generalkarte Bosniens und der Herzegowina, welche vom Lande ein anschauliches Bild gewährt und dem Touristen als vortrefflicher Wegweiser dienen kann. Die Ausstattung des Buches ist eine glänzende. Und so vereinigt das vorliegende Buch eine Reihe von Vorzügen, welche es allgemein empfehlen und demselben auch mehrere Neuauflagen sichern.

Prof. Dr. Schwicker.

Th. Wundt: Die Jungfrau und das Berner Oberland. Herausgegeben von der Sektion Berlin des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins. Verlag von Raimund Mitscher in Berlin. Mit über 150 Bildern nach Originalaufnahmen. (Preis 20 M.) — Dieses prächtige Buch ist die zweite Publikation aus Th. Wundts Cyklus „In luftigen Höhen" und berichtet, wie die erste über das Matterhorn, in überaus frischer Weise über die Bergfahrt, die der Verfasser mit seiner jungen Gattin auf die Jungfrau, Finsteraarhorn, Schreckhorn, Mönch, Wetterhorn und Schreckhorn unternahm. Dabei wurde jede Etappe der Wanderung durch eine photographische, große und echt künstlerisch aufgefaßte Aufnahme veranschaulicht, so daß auch Alle, die jene Wunderwelt schon durch eigene Wanderungen kennen, mit Freude die reiche bildnerische Ausbeute an sich vorüberziehen lassen werden. Die Erinnerung an die bergsteigerische Geschichte dieser Gipfel gibt dem Werke, das der Kaiserin Friedrich gewidmet ist, eine Art von historischem und solidem Untergrund, der sich mit dem im Plauderton gehaltenen

Digitized by Google

Berichte von der Bergfahrt und mit den wirklich vorzüglichen Bildern zu einem schönen Ganzen vereinigt. Für alle Alpenfreunde oder solche, die es werden wollen, scheint uns das Buch eine höchst passende Weihnachtsgabe zu sein. -l.

* **Berlin.** Der bisherige Lehrer an der Kunstakademie in Düsseldorf, Professor Dr. phil. Wolfgang v. Oettingen ist zum Ersten ständigen Sekretär der hiesigen Akademie der Künste ernannt worden. — Dem Direktor der Sammlungen des Städel'schen Kunstinstituts in Frankfurt a. M., Dr. phil. Heinrich Weizsäcker, und dem Gesanglehrer am Friedrich-Wilhelm-Gymnasium in Berlin, Musikdirektor Ludwig Haffmann, ist das Prädikat „Professor" beigelegt.

* **Hamburg.** Prof. Dr. Zacharias, der vor 6 Jahren seine Professur an der Straßburger Universität aufgab und seither als „wissenschaftlicher Assistent" den hiesigen botanischen Garten leitete, ist zum Direktor des botanischen Gartens ernannt und wird bei der später beabsichtigten Vereinigung des Instituts mit dem botanischen Museum beide wissenschaftlichen Anstalten leiten.

* **Utrecht.** Hier starb am 16. Dezember der frühere Professor der Theologie an der hiesigen Universität J. J. Doedes im Alter von 80 Jahren. Er hatte sowohl als Prediger wie als akademischer Lehrer seinerzeit gewaltigen Einfluß ausgeübt und sich lebhaft am Kampfe gegen die freiere Richtung der Groninger Schule und gegen die freisinnige moderne Theologie betheiligt. Die Lehrstühle der neutestamentlichen Exegese in Utrecht, Groningen und Leyden sind heute von seinen Schülern besetzt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Berns: Desorganisation. Ein Leitartikel, Wien, Kommissionsverlag der ersten Wiener Volksbuchhandlung 1897. — R. Wimmer: Gesammelte Schriften. 1. Lieferung. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr 1897. — Prof. Dr. W. Loffen: Ausbildung und Examina der Chemiker. Heidelberg, Gustav Koester 1897. — *Rigutini-Bulle:* Nuovo Dizionario Italiano-Tedesco e Tedesco-Italiano. 13. Lieferung. Leipzig, Bernhard Tauchnitz und Milano, Ulrico Hoepli. 1897. — Franz Simm: All Heil. Skizzen aus dem Radfahrsport. München, Franz Hanfstaengl.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Münchener Volkswirtschaftliche Studien.

Herausgegeben von Lujo Brentano und Walther Lotz.

Fünfundzwanzigstes Stück:

Das Artjél.

Von

Dr. Paul Apostol.

Preis geheftet 3 Mark 60 Pf.

Der Verfasser liefert durch seine Arbeit einen wertvollen Beitrag zur genaueren Kenntnis der russischen Arbeits- und Produktivgenossenschaften. Er bespricht den Ursprung der Artjéls, giebt historische Nachrichten über diese Verbindungen in früheren Jahrhunderten und schildert sodann im einzelnen die auf älterer Grundlage in historischer Entwickelung erwachsenen Artjéls, sowie die nach modernen Prinzipien ins Leben gerufenen russischen Genossenschaften. [18808]

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Demnächst erscheint im Kommissionsverlag von **E. F. Steinacker** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Allgemeine Zeitung 1798–1898.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Presse.

Von

Ed. Heyck.

Groß-Oktav. Broschirt. Preis 5 Mark.

Wie schon der Untertitel dieses Buches andeutet, geht sein Inhalt weit über den Rahmen einer bloßen Festschrift, die den Uebertritt der „Allgemeinen Zeitung" in das zweite Jahrhundert ihres Daseins begleitet, hinaus. Denn es mußte dem, schon in seinen früheren historischen Arbeiten einen weiten Blick bekundenden Verfasser von vornherein unmöglich erscheinen, von dem inneren Werdegang einer für das gesammte geistige und politische Leben unsres Jahrhunderts so bedeutungsvollen Zeitung zu berichten, ohne zugleich auf die Entwicklung der Publizistik innerhalb dieses Zeitraums näher einzugehen. So hat sich denn seine Darstellung zu einem werthvollen Beitrag zur Geschichte des europäischen öffentlichen Lebens im neunzehnten Jahrhundert ausgeweitet.

Mit geschickter Hand und in gewandter Darstellung führt er den Leser zunächst auf Grund eines reichen archivalischen Materials in die äußerlich wie innerlich so bewegte Zeit der Begründung der Zeitung ein und zeichnet in packender Weise die klassische Gestalt des alleinigen Begründers, des Buchhändlers Joh. Fr. Cotta, der mit der Klugheit und dem Weitblicke des Geschäftsmannes einen ausgeprägten Sinn für die geistigen Bedürfnisse seines Volkes verband. Von den idealen Absichten und den hohen Plänen, die dieser Mann bei der Schöpfung eines täglich erscheinenden publizistischen Organs in der Seele trug, legt schon der des näheren erörterte Umstand Zeugniß ab, daß er keinen Geringeren als Friedrich Schiller als ersten geistigen Leiter der Zeitung ins Auge faßte und von vornherein diese selbst in ihrer ganzen Anlage auf die weltumspannenden Ideen unsres großen nationalen Dichters zuschnitt.

Das an großen Erfolgen, aber auch an schweren Kämpfen so reiche Leben der Zeitung zieht sodann an dem Blicke des Lesers vorüber. Es ist in erster Linie das politische Wirken des Blattes, welches in der Schilderung der einsichtsvollen Thätigkeit der beiden ersten Verleger mit dem Hause Cotta und der ihnen in der Auffassung des hohen Zweckes einer großen und nationalen Zeitung nicht nachstehenden späteren Besitzer, sowie in der Vorführung der großen Zahl geschickt gewählter Redakteure und Korrespondenten, die sich um jene schaarten, dargestellt wird. Aber auch die große Theilnahme des gesammten gebildeten Deutschlands an der in dem Blatte stets mit Vorliebe geführten wissenschaftlichen und literarischen Diskussion wird in ihren Grundzügen angedeutet. Von Goethe an, der zu den ersten und eifrigen Mitarbeitern zählte, bis herab auf unsre Tage hat es ja kaum einen auf irgendeinem Gebiete des geistigen und politischen Lebens hervortretenden Mann gegeben, der nicht in diesen Blättern zum Worte gekommen wäre. Und wenn die Ueberfülle des in 400 stattlichen Bänden aufgespeicherten Stoffes den Verfasser gerade auf dem letzteren Gebiete zu der größten Beschränkung zwang und ihm nur den Hinweis auf die in den Registern der Zeitung und der sich später gesondert entwickelnden „wissenschaftlichen Beilage" aufgezählten Persönlichkeiten und Beiträge gestattete, so erhält doch der Leser aus seiner Gesammtdarstellung den vollen Eindruck von der unermeßlichen Bedeutung, die die „Allgemeine Zeitung" und ihre Beilage für den Politiker, den Gelehrten und den feiner Gebildeten ein ganzes Jahrhundert hindurch gewannen und noch haben.

Die Festschrift der „Allgemeinen Zeitung" entrollt demnach in der That ein reiches und interessantes Stück des kulturellen und geistigen Lebens unsres Jahrhunderts vor unsern Augen. Und sie zeugt zugleich, in ihren Einzelschilderungen wie in ihrem beredt zusammenfassenden Schlußworte, von dem gewaltigen, moralischen und bildenden Einflusse, den ein unentwegt hohen und nationalen Zielen nachgehendes publizistisches Organ auf die ganze Entwicklung eines Volkes haben kann und haben muß.

„Verlag der Allgemeinen Zeitung", München,

Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 23. Dezember. Nummer 290.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Universität Freiburg in der Schweiz. — Neue Romane. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Universität Freiburg in der Schweiz.

Die Vorgänge an der katholischen Universität Freiburg in der Schweiz sind geeignet, auch bei uns in Deutschland lebhaftes Aufsehen und ernste Beachtung zu erregen. Die Thatsache, daß acht dem Deutschen Reich angehörige Professoren, die HH. Effmann, Hardy, Jostes, Gottlob, Lörkens, v. Savigny, Streitberg und Sturm, ihr Entlassungsgesuch eingereicht und von der Kantonalregierung genehmigt erhalten haben, ist einerseits für den, der die Verhältnisse kennt, die zu diesem entscheidenden Schritt geführt haben, ein neues und recht betrübendes Zeichen dafür, welch instinktiver Haß oder Neid von gewissen Seiten im Ausland deutscher Kulturarbeit entgegengebracht wird; andrerseits aber dürfen wir es doch mit lebhafter Freude begrüßen, daß hier einmal deutsche Gelehrte in geschlossener Haltung einer fortgesetzten unerhörten Behandlung gegenüber ihre persönliche Würde, ihre Wissenschaft und den deutschen Namen mannhaft vertheidigt haben, ohne Rücksicht auf persönliche schwere Opfer. Für die Universität selbst, an der sie gewirkt haben, bedeutet natürlich — darüber wird man sich wohl in Freiburg selbst klar sein — der Verlust ihrer besten Kräfte, darunter gerade der Männer, die bei der Gründung der Universität betheiligt waren, nicht mehr und nicht weniger, als daß sie mit einem Schlag aus der Reihe der Schwesteranstalten ausscheidet und in ein ruhmloses Nichts versinkt.

In deutschen akademischen Kreisen hat man die jüngste der Hochschulen, die statutarisch nur Gelehrte katholischer Konfession anstellten, erst mit einem gewissen Mißtrauen entstehen, dann wohl oder übel mit Achtung fortschreiten, zuletzt mit Spannung ihrer Auflösung entgegeneilen sehen.

Als die Universität in der herrlich gelegenen Stadt an der Saane, der Gründung Bertholds von Zähringen, durch die jetzt die Grenze deutscher und französischer Nationalität mitten hindurchgeht, am 4. November 1889 eröffnet wurde, bestand sie aus zwei Fakultäten, der juristischen, die aus der kantonalen Rechtsschule hervorging und deren Lehrkräfte übernahm, und der völlig neugeschaffenen philosophischen. Sowohl für die letztere als für die Ergänzung der ersteren bemühte sich damals die Freiburger Regierung, in erster Linie namhafte deutsche Gelehrte zu gewinnen. Es bestand in jener Zeit die ausgesprochene Absicht, die Universität ganz nach dem Vorbild deutscher Universitäten einzurichten. „Verfassung in allen wesentlichen Punkten ganz nach deutschem Muster", sagt knapp die „Minerva", das von Kukula und Trübner herausgegebene, alle Universitäten der Erde umfassende treffliche „Handbuch der gelehrten Welt". Die Schritte, die der offizielle Vertreter der Freiburger Regierung, der als Forscher auf dem Gebiet des Rätoromanischen wohlbekannte Nationalrath Decurtins, unternahm, wurde seinerzeit in gelehrten Kreisen viel besprochen. Er gab jedem Einzelnen der Herren, die ins Auge gefaßt wurden, die formelle Zusicherung dafür, daß der Ausbau der Universität in dieser Richtung betrieben werden würde. Auch erhielt jeder Einzelne der Herren, wie uns seinerzeit genau bekannt wurde, die ausdrückliche Zusage, daß der Staat der Universität in allen internen Angelegenheiten die für ihre Zwecke unbedingt nothwendige Autonomie gewährleiste. Ohne dies doppelte Versprechen hätten sich Männer, die sich zum Theil in ihrer Heimath in guten Stellungen befanden, oder doch eine aussichtsvolle Zukunft hatten, schwerlich in die Ferne locken lassen. Nur auf diese Weise gelang es, manchen Befürchtungen zum Trotz, die meisten Stellen gut zu besetzen. Bereits das erste Vorlesungsverzeichniß wies Namen von sehr gutem Klang auf, und namentlich die Veröffentlichungen der philosophischen Fakultät mit Arbeiten von Bédier, einem Schüler von Gaston Paris (jetzt in Paris), W. Streitberg, F. Jostes u. A. durften sich den Publikationen anderer Anstalten mit Fug und Recht an die Seite stellen. Wir sind über die persönliche Stellung der einzelnen Herren zu politischen und konfessionellen Fragen natürlich nicht orientirt, doch war nicht zu verkennen, daß sich bei der Gesammtheit gerade unter dem Gefühl, daß sie von der wissenschaftlichen Welt scharf beobachtet würden, ein reges wissenschaftliches Leben entfaltete. Gebührt den deutschen Gelehrten dafür vielleicht nicht allein die Ehre, so waren doch sie in erster Linie die treibende Kraft.

Nach der Ueberwindung der ersten, ungemein schwierigen Anfänge folgten so einige Jahre gedeihlicher Entwicklung, in denen es schien, als ob die Zusagen strikte gehalten werden sollten, und in denen sich auch die Frequenz sichtlich hob. Die große Mehrzahl der Studirenden bestand damals und besteht womöglich auch noch heute aus deutschen Schweizern und Reichsdeutschen. — Im Herbst 1890 war die theologische Fakultät gegründet und den Dominikanern übertragen worden; im Sommer 1891 kam eine mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät hinzu.

Der Zuwachs des Lehrpersonals bedeutete keine Stärkung des deutschen Elements. Zunächst blieb es freilich trotzdem beim Alten. Aber allmählich begann sich die Hoffnung auf eine befriedigende Zukunft zu verdüstern mit dem keckeren Auftreten eines polnischen Einflusses, mit dem sich gewisse französische Elemente, und vor allem die Dominikaner, verbanden. Es war für diejenigen, die die Entwicklung nicht aus den Augen verloren hatten, längst kein Geheimniß mehr, daß diese Partei innerhalb der Universität nach Einfluß auf die Regierung strebte, und daß es ihr mehr und mehr gelang, sich Ohr zu verschaffen und in Widerstreit mit den klaren Interessen der Universität, die diese auf die deutschen Studenten hinwiesen, ein Zurückdrängen des deutschen Einflusses durchzusetzen. Die Leiter des Weltstaates Freiburg zeigten sich ihrer Aufgabe wenig gewachsen. Kluge Leute hatten das kommen sehen; aber es gereicht den deutschen Gelehrten meistens nicht zur Unehre, daß sie sich auch hier

als Idealisten bewiesen haben und die Hoffnung immer und immer aufrecht hielten. Vergeblich mahnten die deutschen Dozenten, die bei der Gründung der Universität betheiligt gewesen waren, erst leise, dann lauter an die jedem Einzelnen von ihnen gemachten Zusicherungen. Anfangs wurden sie immer und immer wieder durch Vorspiegelung der möglichen und unmöglichen Schwierigkeiten jahrelang hingehalten; schließlich mußten sie erleben, daß die Regierung die Erfüllung rundweg ablehnte.

Die herrschende Unzufriedenheit wuchs sich zu einem akuten Konflikt aus, als die oben beschriebene Partei in ihrem Sonderinteresse mehrfach wiederholt rücksichtslose Eingriffe der Regierung in die statutarisch garantirte Autonomie provozirte. Hand in Hand damit ging das Bestreben der Dominikaner, in die Sphäre einzelner Dozenten in andere Fakultäten einzugreifen und sie in ihrer Lehrthätigkeit zu behindern; auch dies fand bei der Regierung nur zu willige Unterstützung.

Als die wiederholten Rechtsverwahrungen der in ihren Interessen schwer geschädigten Herren von Seiten der Behörde eine in immer verletzendere Formen gekleidete Zurückweisung erfuhren, als schließlich den HH. Jostes und Hardy, ohne daß eine Disziplinaruntersuchung, ja selbst eine darauf bezügliche Mittheilung an sie vorausgegangen wäre, das ihnen schuldige, am 1. Oktober fällige Gehalt gesperrt wurde und erst nach Intervention des deutschen Gesandten und Androhung gerichtlicher Schritte zur Auszahlung gelangte, da mußte sich Jeder, der nicht die Augen absichtlich schloß, klar werden, daß ein Deutscher an der Universität des Kantons Freiburg nichts mehr zu suchen habe, und mit sehr erfreulicher Einmüthigkeit haben die sämmtlichen Herren aus dieser Sachlage die nothwendige Konsequenz gezogen. Man wird ihr tapferes und würdiges Verhalten ihnen nicht vergessen. Für den Kampf ums Recht ist der Sinn der Deutschen wahrlich nicht schwächer geworden als in den Tagen, wo ganz Deutschland den Göttinger Sieben zujubelte. Oder sollte es einen Unterschied machen, ob der Kampf gegen einen deutschen König oder eine fremde, in der Cliquenwirthschaft nicht minder tyrannische Republik geführt wird? Bei der aller Voraussicht nach bevorstehenden Rückkehr in die alte Heimath ist den Freiburger Professoren ein freundlicher Empfang sicher. Und mag für sie auch die nächste Zukunft sorgenvoll sein, wir zweifeln nicht, daß sich für tüchtige und charakterfeste Männer, die sich an der Stelle, an die sie das Schicksal gestellt hatte, bewährt haben, auch bei uns noch ein Platz finden wird! V.

Neue Romane.

S. S. Träger adeliger Namen als Verfasser und Personen aus dem Adel als Träger der Handlung sind es, die uns bei der Mehrzahl der heute vorliegenden Romane beschäftigen. Daß Stoffe aus höheren Kreisen wieder eifriger aufgesucht werden, ist vielleicht eine Reaktion gegen manche Leistungen der Moderuen. Denn daß es nicht auf die Umgebung, nicht auf das Kleid ankommt, sondern auf den Menschen, der darin steckt, ist schon allgemein anerkannt seit der Zeit, da der Hamburgische Dramaturg die Worte des Marmontel anführte: „Man thut dem menschlichen Herze unrecht, man verkennt die Natur, wenn man glaubt, daß sie Titel bedürfe, um zu bewegen und zu rühren."

Aus verschiedenartiger Thätigkeit haben sich die adeligen Autoren der Literatur zugewandt, mehrere von ihnen sind wohl früher Offiziere gewesen, für Einzelne ist die literarische Thätigkeit vielleicht überhaupt die erste, der sie sich hingeben. Aber Alle betreiben sie die Literatur nicht als dilettirende Müßiggänger; man sieht, es steckt neben tüchtiger Beobachtung und guter Kenntniß auch Fleiß und Arbeit in ihren Büchern, und zwei sind unter den neueren Autoren, denen eine ganz hervorragende Stellung unter den zeitgenössischen Erzählern gebührt: Wilhelm v. Polenz und in höherem Grade noch Johannes Richard zur Megede. Eine ungemein frische und sympathische Erscheinung ist auch Ernst v. Wolzogen, dessen künstlerische Vorzüge wir schon früher würdigten und den wir heute nur flüchtig berühren können. So hat unsre erzählende Literatur, die in manchen ihrer neueren Vertreter eine recht abwegige Richtung zeigte, durch den Zuzug aus Adelskreisen eine erfreuliche Verjüngung erfahren.

Ehe wir nun von den Autoren sprechen, bei denen zu verweilen ein wirkliches Vergnügen ist, müssen wir uns erst durch ein paar Andere durcharbeiten, bei denen dies nicht ganz der Fall ist.

A. v. Klinkowstroem — auch wenn man's nicht wüßte, würde man nach den ersten Seiten an gewissen Einzelheiten die weibliche Feder erkennen — kämpft noch mit starker Unbeholfenheit in der Form und Technik. Aber sie hat gute Erfindungsgabe, sie weiß uns für ihre Personen zu interessiren und in einzelnen Scenen erhebt sich ihre Darstellung zu poetischem Schwung.

„Die grüne Thür"[1]) ist das Symbol für das hoffende Erwarten, für das Sehnen und Streben, in dem ein so gut Stück des wahren Lebensglückes liegt, viel mehr oft, als in dem Erreichten und Erfüllten. Die Malerkreise, in die uns die Verfasserin führt, machen den Eindruck voller Naturwahrheit, und auch die absonderlichen Verhältnisse, aus denen die kernige Heldin herauswächst, scheinen durch Erinnerungen an thatsächliche Eindrücke oder Begegnungen hervorgerufen. Nicht zum Vortheil des Gesammteindruckes, denn das wirklich Geschehene ist nicht immer das poetisch Wahre und manchmal dichtet das Leben Vorgänge und Gestalten, so unwahrscheinlich, daß man sie keinem Autor hingehen lassen würde. Ulla Mendels sucht aus den erdrückenden Verhältnissen, die sie umgeben, aus den Gefahren, die ihrem guten Selbst von dem verlumpten Vater, von bösartigen, nichtsnutzigen Brüdern drohen, Rettung bei dem großen Maler Haidenreich. Einer gutmüthigen Anwandlung folgend, nimmt dieser das scheue Vögelchen als Schülerin auf. Dank eisernem Fleiß und unerschütterlichem Muth, dank vor allem dem Talent, das in ihr schlummerte, wächst sie empor, bis sie den Meister fast überflügelt. Einzelne Scenen und Gestalten aus dem Künstlervölkchen sind sehr hübsch ausgeführt und ganz prächtig ist die Scene, in der vor der „grünen Thür" die Beiden einander fürs Leben finden, die lange grollend und schweigend nebeneinander hergegangen waren. Der schwerfällige Ton, der anfangs störend wirkt, schwindet im späteren Verlauf des Buches.

„Sein Recht", die Geschichte einer Leidenschaft, Roman von Karl v. Perfall,[2]) führt uns an einen deutschen Königshof, der indessen nicht genannt, noch durch irgendwelche charakteristische Züge angedeutet ist. Derartige Sittenlosigkeit, wie sie dort herrscht, läßt eher ein unbestimmtes Phantasieland vermuthen. Auch ein eigentliches Zeitkolorit ist nicht vorhanden. Wäre nicht die Rede von Amateurphotographen und Fahrrädern, würde nicht von Spielhagen gesprochen, dann könnte man die Entstehungszeit des Romans sich ganz gut 50 Jahre zurückdenken, ja sogar auch 100 Jahre und noch weiter vor die Zeit der französischen Revolution. Aerger hätten auch damals die sittlichen oder unsittlichen Zustände nicht sein können, als die an diesem Hofe herrschenden. Man könnte die Art des Autors etwa

[1]) Dresden und Leipzig, Karl Reißner 1897.

[2]) Berlin, Köln und Leipzig, Albert Ahn 1897.

Digitized by Google

eine Mischung von Hackländer und Heinse nennen. Baron Rohrbrunn wurde nach einer Verwundung, die ihn für den Militärdienst unfähig machte, mit dem Posten eines Hofkavaliers der Prinzessin Hortense bedacht, einer geistreichen Dame und schneidigen Amazone, die sich an der Seite ihres rohen Gatten unglücklich fühlt. Rohrbrunn, ein schöner stattlicher Mann, wird rasch der Gegenstand heißen Begehrens der leidenschaftlichen, leichtfertigen Damen des Hofes. Erst weiß ihn die diruenhafte Prinzessin Fernande Maria zu bestricken, aus deren Armen er sich aber losreißt, von idealer Verehrung für seine Herrin, die edle Prinzessin Hortense, erfüllt und ganz zu ihr hingezogen. Auch diese himmlische Liebe nimmt dann ihr irdisch Theil in Anspruch, doch ist es nicht, wie bei der Prinzessin Fernande Maria, der flüchtige Augenblick, der ihn reizt, er bleibt auch nachher seiner schwärmerischen Verehrung für Hortense treu die in ihm das Ideal ihrer Wünsche erblickt. Aber der Prinz, durch einen anonymen Brief aufmerksam gemacht, überrascht Rohrbrunn in den Gemächern seiner Frau und sticht ihn nieder. Mit diesem gewaltsamen und überhasteten Schluß wird der Titel begründet: es war sein Recht, das Recht des Gatten, daß er an dem Schänder seiner Ehre Justiz übte. Sollte vielleicht „sein Recht" auch auf den Helden Bezug haben, daß er der Leidenschaft folgen, die ihn liebende, unglücklich vermählte Frau eines Anderen nehmen durfte? An dem Muthe, solche Ansicht auszusprechen, würde es dem Verfasser nicht fehlen. In der ganzen zeitgenössischen Literatur wüßten wir kaum ein zweites Buch, das in der Darstellung heiß erotischer Scenen auch nur annähernd so deutlich wird, wie dieses. Aber die handelnden Personen treten uns nicht eigentlich näher.

In „Herrenmoral"[1]) macht Ernst Wichert uns mit einem seltsamen, ja kaum denkbaren Frauencharakter bekannt. Schön, sehr reich und geistig hochstehend, hat Gräfin Isolde Czorski-Marchenfeld schon ihren 30. Geburtstag erreicht, ohne daß sie sich entschließen konnte, einem der vielen Bewerber um ihre Hand ihr Jawort zu geben. Da endlich tritt der Mann in ihr Leben, zu dem sie sich mächtig hingezogen fühlt, der ihr ganzes Sinnen und Denken gefangen nimmt, in dessen Nähe ihr Blut in Wallung geräth — obgleich sie weiß und fühlt, daß er geistig tief unter ihr steht, daß er auch seinem Charakter nach nicht der Mann ist, den sie sich zum Gefährten fürs ganze Leben wünschen könnte. Ganz systematisch zergliedert sie ihre Gedanken und Empfindungen und kommt zu dem Ergebnisse, daß sie nie sein Weib werden kann, daß sie aber in freiwilliger Selbstbetäubung eine kurze Glückszeit mit ihm genießen will, solange es geht. Aber derartiges geht eben nicht. Der Mann kann ohne Schaden an seinem besseren Selbst diejenige, für die er so empfindet, wie Isolde für den Freiherrn Detlev v. Rippen, sich zur Maitresse nehmen. Dem Weibe aber sind Grenzlinien gezogen, die sie nicht überschreiten kann, ohne jeden Halt zu verlieren. Und daß Isolde freiwillig in den Tod geht, ist die Verneinung einer Frage, für die es kein Ja gibt. Die Frau kann sich niemals die „Herrenmoral" zueigen machen.

Herrenmoral ist auch das Leitmotiv des Romans „Faustulus" von Friedrich Spielhagen.[2]) Im Gegensatz zu vielen anderen Geschichten des alten Fabulirkünstlers, auch dem jetzt in 4. Auflage vorliegenden „Sonntagskind", spielt der Adel in diesem seinem neuesten Buche gar keine Rolle. Die Ostsee, in deren Schilderung die alte Kraft des Verfassers sich noch voll bewährt, die schlichte Lootsenfamilie auf dem Inselchen und die mit satirischem Griffel gezeichnete Honoratiorengesellschaft der kleinen Seestadt bilden das Milieu. Der Held Doktor Arno ist ein Prachtexemplar der „blonden Bestie". — Sein Faustulus soll „ein anderer Kerl werden, als Goethe's Faust. Poetisch neben diesem ein winzig Zwergiein; aber das Herz wird er auf dem rechten Fleck haben; sich nicht hinter dem Höllenkumpan verkriechen und ihn für seine dummen Streiche verantwortlich machen wollen, ... sondern der Thäter seiner Thaten sein; 50 Prozent gute, 50 Prozent schlechte, wie's in der Ordnung ist; in sich selbst, in der eigenen Seele Gott und die Welt, Himmel und Hölle, die klassische Walpurgisnacht mit sämmtlichen Nymphen und Tritonen, den Blocksberg mit allen Teufeln und Hexen! Das wird dann freilich sehr viel nüchterner aussehen, aber wahrer wird's sein. ..." Doch wird nichts aus der Faustustragödie, über deren Plan er so an einen Freund schreibt. Aber bei einer richtigen Gretchentragödie wirkt er, Faust und Teufel in einer Person, mit. Wohl war er anfangs gesonnen, das holde, unschuldige Geschöpf, das vertrauend und liebend zu ihm aufblickt, heilig zu halten, dann aber riß der Augenblick ihn hin. Und als es einmal geschehen war, da kamen häufiger die geheimen Zusammenkünfte, bis er sich mit der kühlen, modernen Tochter des Kommerzienraths Moorbeck verlobte. Und da Stine zu ihm kommt, um die Wahrheit zu hören, da schreckt er nicht davor zurück, die Werbung seines jungen Kollegen, des Hülfsarztes Radloff, um ihre Hand als Ausweg in der Noth zu befürworten. Bis er dann hört, wie es um Stine steht, was ihn einigermaßen erschüttert, aber nicht aus dem Gleichgewicht bringt. Stine, ohne Trost und tieftraurig von ihm scheidend, macht ihrem Leben ein Ende und nun erscheint ihr Bild täglich zu gleicher Stunde dem Doktor Arno, dessen Nerven durch die maßlosen Anstrengungen bei einer ausgebrochenen Typhusepidemie und das zur Aufrechthaltung der Arbeitsfähigkeit genommene Morphium zerrüttet sind. Der Schluß, der Mordstahl des plumpen Lootsen Jochen Lachmund, der Arno's Todesabsichten zu Hülfe kommt, hat etwas altmodisch Schicksalstragödienhaftes. Auch sonst ist manches altmodisch in dem so modernen Buche, wie etwa die vorkommenden langen geistreichen Gespräche, so auch die etwas breite Ausspinnung einzelner Situationen. Aber wenn mancherseits als Mangel des Buches bezeichnet wird, daß der Charakter des Helden ein gar so abscheulicher ist, daß er sich an keine Moralvorschriften kehrt und auch nicht eigentlich Reue über die Folgen seines Thuns empfindet, sondern in seinen Visionen die Wirkung seines körperlichen Zustandes erleidet, so ist unsres Erachtens solcher Vorwurf unberechtigt. Denn wenn wir den Dichter richtig verstehen, so war es gerade seine Absicht, in seinem Helden einen Menschen zu zeigen, der ursprünglich gut angelegt und mit gewinnenden Eigenschaften ausgestattet, an dem Mangel an Selbstzucht, an der ungezügelten Genußgier moralisch zugrunde geht, der sich den Lebenskodex zurecht gemacht hat, „selbst der Thäter seiner Thaten zu sein" und nichts zu bereuen, aber nicht die eiserne Natur hat, diese Theorien auch durchzusetzen. Das Buch ist ungleichmäßig: einzelne Figuren sind ganz konventionell, andere aber tragen individuelles Gepräge, so die rührende Stine, auch der naive Apotheker Siebold. Der Held Doktor Arno hat nichts von den landläufigen Romanhelden, aber Menschen solcher Art gibt es wohl manche im Leben. Erstaunlich ist die Kraft, mit der Spielhagen noch heute die stürmischen Wallungen jungen heißen Blutes darzustellen vermag.

Es sind jetzt bald 40 Jahre verflossen, seitdem Spielhagens berühmter Erstlingsroman „Problematische Naturen" erschien, in dem der ostdeutsche Adel mit nicht gerade liebender Hand gezeichnet war. Aber materielle Sorgen, Kämpfe um die Daseinsmöglichkeit spielten damals in jenen

[1]) Dresden und Leipzig, Karl Reißner 1897.

[2]) Leipzig, L. Staackmann 1898.

Digitized by Google

Kreisen keine Rolle. Seit jener Zeit ist die Noth der Landwirthschaft, die Agrarfrage untrennbar mit dem Begriff der ostdeutschen Adelskreise verbunden. Die materiellen Sorgen der Adelsfamilien auf den ostpreußischen Gütern werden in den Romanen „Der Grabenhäger" von Wilhelm Polenz und „Quitt!" von Johannes Richard zur Megede, wie auch dem schon früher besprochenen Roman des brutalen Egoismus „Ecce Ego" (Erst komme ich) von Ernst v. Wolzogen behandelt; mit den Offizierskreisen die darben und auf eine reiche Heirath ausspähen müssen, beschäftigt sich Georg v. Ompteda in seinem „Sylvester von Geyer" und dieselbe Lebensschicht spielt in des Letztgenannten Roman „Der Zeremonienmeister"[1]) eine Rolle. Es liegt etwas warmes, herzensgutes, in dem Wesen Ompteda's, und wenn er auch an Kraft und Tiefe den obengenannten Autoren nachsteht, so wird man ihn doch rasch liebgewinnen. Große Gesichtspunkte sind es nicht gerade, von denen die Gesellschaft erfüllt ist, die wir im „Zeremonienmeister" kennen lernen: wann die oder jene junge Dame „ausgehen" wird, wer diesen Winter Gesellschaft gibt ꝛc. Der Zeremonienmeister a. D., der Freiherr von und zu Sonntheim, ist eine ungemein sympathische Gestalt. Daß der in den 60er Lebensjahren stehende, noch immer schöne Mann, der schon erwachsene Enkel hat, der zweimal vermählt war, von einem neuen Glück träumt, daß sein ganzes Sinnen und Denken von der lieblichen Amerikanerin Eva Bancroft oft erfüllt wird, das könnte, wäre es nicht sehr fein und diskret dargestellt, komisch wirken. Aber dieser Eindruck ist in der Behandlung Ompteda's völlig vermieden, wir glauben dem ritterlichen Mann und wir verstehen ihn. Auch derartige Stoffe schafft zuweilen das Leben. Kannten wir doch selbst einen 84-jährigen noch für Schönheit und Jugend empfänglichen Greis, der mit jünglingartiger Liebe an einer anmuthvollen Sängerin hing, und von allen Qualen der Eifersucht erfüllt wurde, als sie dann mit einem 90 jährigen Verehrer bekannt wurde, der ihr auch seine Huldigungen brachte. Das ist wörtlich wahr und gäbe ein hübches Novellchen. Freilich setzt Derartiges eine Empfänglichkeit und Frische voraus, wie sie in solchem Alter selten. — Der Zeremonienmeister findet bei Eva Bancroft nicht das Verständniß für seine Gefühle, die er allerdings auch nicht ausspricht, sie blickt in hingebender Verehrung und rückhaltslosem Vertrauen zu ihm auf, und so erfährt er, daß sie selbst an einer unerwiderten Liebe leidet. Tapfer die eigenen Gefühle bezwingend, spielt er dann die Vorsehung und bringt die Beiden zusammen, die einander liebten. Denn der Doktor halte sie heiß geliebt und war nur geflohen, weil er gefürchtet hatte, daß man ihn der Absicht einer Geldheirath fähig halten könnte. Etwas romanhaft, stellenweise etwas breit, aber im ganzen hübsch erzählt. Von den einzelnen Gestalten tritt außer dem Helden keine besonders hervor; sehr fein ist dargestellt, wie Gräfin Elise Scheppang, des Freiherrn Tochter, seine ganze Herzensgeschichte errathend, zart und behutsam, wie die barmherzige Schwester mit der Wunde des schwer verletzten Patienten, mit ihm verfährt.

Weitaus die bedeutendsten unter den bis jetzt behandelten Büchern sind nach unserm Dafürhalten die obengenannten Werke von Wilhelm v. Polenz und Johannes Richard zur Megede.[2]) Beide Autoren entrollen ein Bild von dem ostpreußischen Junkerthum, der Agrarfrage, den Leiden des Großgrundbesitzes. Megede ist von Beiden der größere Künstler und der objektivere Schriftsteller. Seine Menschen sind, wie es bei Meister Fontane's Gestalten der Fall ist, an und für sich weder gut noch böse, sie sind gegen Verschiedene verschieden und werden von den Verhältnissen beeinflußt. Polenz ist lehrhaft und tendenziös und nimmt für uns gegen die von ihm dargestellten Figuren Partei. Doch ist sein „Grabenhäger" ein ernstes und tüchtiges Buch, wie dies ja schon in der eingehenden Besprechung Ettlingers in Nr. 280 der „Beilage" dargethan wurde, und enthält eine Schilderung des ostelbischen Junkerthums, die ein unverkennbar treues und typisches Bild gibt.

In „Quitt!" sind die verschiedenen Vertreter des Adels mehr ins Detail ausgeführt und, wenn auch typisch doch zugleich individuell, Menschen von Fleisch und Blut, die wirkliches Leben haben. Da ist vor allem der alte Graf Wilnein, eine vornehme und adelige Natur, ein Edelmann von altem Schrot und Korn, der den Grundsatz Noblesse oblige in allen Lebenslagen hochhält, namentlich gegen die unter ihm Stehenden. Wie deutlich charakterisirt es ihn, wenn er, da er seine Tochter bestimmen will, dem Frhrn. v. Losa bei dem Diner einen besseren Platz anzuweisen, hinzufügt, „weil ich es mir mein Lebtag zur Pflicht gemacht habe, Edelleute, die sich in prekärer Stellung befinden, mit doppeltem Zartgefühl zu behandeln". In diesem Bilde ist es ein zutreffender Zug, wenn er in der Weihnachtszeit die Geschenke für jeden einzelnen seiner Knechte und Arbeitsleute selbst bestimmt. „An einem solchen Tage sollen meine Leute die Zusammengehörigkeit mit mir fühlen." Auch er spricht sich über die Agrarfrage aus. „Ich will keine Polackenrücken sehen, die sich krümmen, wenn ich komme, und Fäuste, die sich erst ballen, wenn ich gehe. — Der alte Gott hat Jeden an seine Stelle gesetzt, daß er seine Pflicht thue gegen sich und Andere. Die Pflicht, meine Herren, die eigene Arbeit! Wir müssen uns unsre Leute selbst zurückerobern. Wer träge auf seinen Gütern sitzt und nur mit Glacéhandschuhen durch die Ställe geht, der verdient, daß die Leute hinter ihm ausspucken: Tagediebl Morgens der Erste auf dem Hof, der Letzte im Stall — für den gemeinen Mann guten Schlages ist solch ein Herr die beste Knute. Der Staat kann uns durch Gesetze unterstützen, aber die Hauptsache müssen wir selbst thun. Und ehrlich, meine Herren, haben wir bei den 7 fetten Jahren jemals an die kommenden mageren gedacht? Die Wolle 100, der Weizen 5 Thaler und die Güter billig — vergangene Zeiten! Wir haben auch den Gründerschwindel mitgemacht, die Getreidepreise fallen, die Güterpreise steigen. Wenn man dabei interessirt ist, sagt man sich natürlich nicht, daß das etwas ungesundes, unhaltbares ist. Der Güterschacher und das gute Leben begann nun erst recht. Die 5 Milliarden können ja gar nicht alle werden! Und auf einmal sehen sie sich verwundert beide auf dem „Proppen", Beide, die gekauft und verkauft hatten. Von dem Augenblick an, wo jedes Gut für Jeden von uns nur den jeweiligen Spekulationswerth hatte, brachen wir auch mit dem altbewährten Prinzip hier im Osten, daß Boden und Menschen verwachsen müssen, um zu gedeihen. Was uns karg, aber ehrlich jahrhundertelang genährt hatte, war wie fortgeblasen. Wo es unsre Pflicht gewesen wäre, die Leute mehr an uns zu fesseln, das zu stärken, was man heute achselzuckend ein patriarchalisches Verhältniß nennt, machten wir sie erst recht scheu. Der ewig den Besitzer wechselnde Boden wurde ihnen heiß unter den Füßen. Die Tradition hörte auf und das Vertrauen. Jetzt können wir uns unsre Instleute aus dem Westen wieder zusammensuchen. Keine Leute, kein Geld! Große, viel zu theure Güter, mit lächerlichen Anzahlungen gekauft, kein Betriebskapital, nach einer Mißernte selbst alte Herrschaften vor dem Bankerott! Wir müssen zum Juden gehen, um uns das Geld zur Sonnabendauszahlung zu pumpen; manche müssen sogar ihre Leute vertrösten . . . in 14 Tagen . . . in 1 Monat! um zuguterletzt mit Saalgetreide vom Speicher die Sache zu begleichen. Trotzdem machen die Sektreisenden

[1]) Berlin, F. Fontane u. Komp. 1898.

[2]) Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1898.

bei uns gute Geschäfte! Noblesse oblige. Unsinn! Wer es nicht dazu hat, soll seinem Besuch ein Butterbrod und eine Flasche Braunbier vorsetzen. Wir haben ehrlich mitgeholfen, den Wagen in den Dreck zu schieben, wir müssen auch die Ersten sein, welche sich gegen die Speichen stemmen, ihn wieder auf festen Grund zu bekommen. Sparen, ehrlich arbeiten, den Leuten die Hochachtung vor uns aufzwingen — uns wiederfinden als die harte, zähe Junkerart, die Preußens Könige erst eigentlich gemacht hat! Können wir das nicht mehr, haben wir auch keine Existenzberechtigung mehr. Der Staat soll und muß uns helfen, gewiß! Aber von ihm allein das Heil zu erwarten, von ihm geradezu nur Krücken zu verlangen für einen lendenlahmen Stand, dazu bin ich zu stolz!" — — — Wie eine hohe Säule aus stolzer Vergangenheit ragt dieser echte Adelsmensch über die jüngeren Standesgenossen hinaus. Unter diesen ist nur Hasso v. Natzfeld an Vornehmheit der Gesinnung ihm ebenbürtig, bei ihm artet aber der Stolz manchmal zum Hochmuth aus. Hasso hat sich mit einem förmlichen Panzer von Bitterkeit, Spott und Satire umhüllt und dennoch weiß er sein empfindsames, treues Freundesherz nicht immer zu verbergen. Er ist der Chorus in der Handlung und vertritt gewissermaßen den Standort, von dem aus der Verfasser Dinge und Personen ansieht, da dieser selbst mit bemerkenswerther Objektivität hinter ihnen verschwindet. Durch Hasso's Augen sehen wir die anderen Personen des Buches, den windigen, glatten Arthur v. Gampesch, den flachen, aber im Grunde ehrenwerthen Fritz v. Doerstedt, die Domats, die Gorahs, genannt Nackthalshühner, den geschwenkten, immer tiefer untertauchenden Gellmann. Nur dessen Frau, die schöne Martha, müssen wir durch den Helden Hans v. Loja selbst kennen lernen, der von dem Augenblick an, da sie in seinen Kreis tritt, sie brüderlich zu beschützen, an ihr gut zu machen sucht, was er der Schwester gethan, was er dieser zu danken hat. Aber er ist „Im Bösen immer Sieger, im Guten stets besiegt". — Der Romanstoff ist weder neu noch eigenartig. Die beiden Hauptfiguren, die lange Zeit einander schroff und feindlich begegnen, aber vergebens den Haß, den sie sich vorreden, gegen die siegreich durchbrechende Liebe zu Hülfe rufen, der Mann, der, nach Jahren zurückkehrend, Rache für erlittene Unbill nehmen will, sie sind uns schon in vielen, auch mitunter geringwerthigen Geschichten begegnet. Auf das Wie kommt es an. Und wie weiß Megede uns gleich von Anfang an mitten in die Handlung zu versetzen, wie durchleben wir alles mit, was seinen Personen widerfährt, wie geschickt weiß er uns im Lauf der fortschreitenden Handlung ohne künstliche Einschiebungen über das aufzuklären, was uns aus der Vergangenheit zu wissen frommt. Wie im wirklichen Leben werden die Ereignisse, die der Leser nicht selbst mit ansieht, ihm allmählich und stückweise bekannt, und wo es einmal zu einem Erzählen aus vergangenen Tagen kommt, da hat man nicht den Eindruck, daß die Personen jetzt reden, um den Leser zu unterrichten, sondern derartiges wächst organisch und natürlich aus der Situation heraus. Man kann hier und da an die Technik in Ibsens Dramen denken, die vielleicht nicht ganz ohne Einfluß auf Megede gewesen ist. Auch da werden wir in ganz von selbst sich ergebender Weise in Vergangenes eingeweiht. Idealfiguren sind sie Beide nicht, weder Hans v. Loja, noch die hochsinnige, zuweilen auch hochmüthige Marie v. Wilnein, aber volle, warmblütige Menschen, die wir liebgewinnen und deren Bild sich uns dauernd einprägt. Wie ist gleich auf den ersten Seiten die ganze Situation schon angedeutet, wie sind die Beiden so scharf gezeichnet, die sich bei Beginn des Buches wiedersehen, Gampesch und Loja, Jener, „ein sehr hübsches, nicht zu kluges Lieutenantsgesicht; aber ganz eigenartig durch den Ausdruck unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit, die aus den hellbraunen Augen sprach und in anmuthigen Fältchen um die Mundwinkel lag" — dagegen der Andere „eine gedrungene Seemannsfigur, starknochig; ein großer Kopf voller Widersprüche, die Stirn mächtig gewölbt über zwei tiefliegenden, dunkelgrauen Augen, die halb verschleiert waren, eine stumpfe Nase und das häßlichste, ein großer sinnlicher Mund, durch den dicken Schnurrbart nur schlecht verdeckt." — Aber dieser häßliche Loja ist ein ganzer Mann, der mit seiner eisernen Willenskraft Allen imponirt und dessen magischem Einfluß sich auch die stolze Marie von Anfang an nicht entziehen kann, wie sehr sie sich auch instinktiv dagegen sträubt, den Gedanken an den Unterschied zwischen ihm und ihrem Bräutigam, dem glatten, geschmeidigen, kraftlosen Arthur v. Gampesch Raum zu geben. Wie Loja in der „guten Gesellschaft, wie sie überall ist, nicht gut, nicht schlecht, nur ein wenig feige", sich durch ein tapferes Manneswort die Sympathie des braven Hasso v. Natzfeld und dessen Freundschaft fürs Leben erwirbt, das ist in knappen Zügen sehr hübsch dargestellt. Auch Martha Gellmann ist eine echt menschliche Figur, und auf sie trifft so ganz zu, daß sie aus dem Stoffe ist, aus dem je nach den Verhältnissen das beste oder das schlechteste werden kann. Daß der Roman nicht den landläufigen guten Ausgang nimmt, rechnen wir dem Autor hoch an. Marie stirbt, und von Loja hören wir nur, daß Hasso, nachdem er ihn zum letztenmale gesehen, vergebens zu erforschen trachtet, was aus ihm geworden. Daß er todt war . . ., das wußte er, weil die ganzen Menschen wie Loja einsam verbluten müssen. Eine Fülle von Einzelscenen in dem Buche sind mit einer Kraft und Anschaulichkeit geschildert, daß man dabei zu sein glaubt und lange, nachdem man sie in sich aufgenommen, den Eindruck lebhafter, farbenreicher Bilder behält, so die kühne „Race", in der Marie zum erstenmale Loja's Gewalt über die Thiere und seinen unbeugsamen Charakter erkennt, so der Brand, bei dem sie sich über ihre Liebe für Loja klar wird, die Scenen im Zirkus, die erste Begegnung, die Martha Gellmann mit Marie v. Wilnem nach der gemeinsam verlebten Pensionszeit hat und die bittere Demüthigung, die sie dabei aus allen Himmeln reißt. . . . Seit langer Zeit haben wir kein Erzeugniß moderner Romanliteratur kennen gelernt, von dem wir auch nur annähernd so starken Eindruck empfangen hätten.

Der Roman „Unter Zigeunern"[1]) von dem gleichen Verfasser — nach einer Bemerkung auf dem Titelblatt schon 1891/92 geschrieben — beweist ebenfalls die große Künstlerschaft Megede's in der Form, ja er ist in dieser Hinsicht vielleicht noch abgerundeter als „Quitt!", während in diesem Buche die Erfindungsgabe und der Farbenreichthum des Autors stärker hervortreten, auch die Objektivität in der Charakterzeichnung größer ist. Aber wenn auch die „Zigeuner"-gesellschaft, die im „Salon Linker" zusammenkommt oder in Beziehungen zu ihm steht, in einseitiger satirischer Beleuchtung dargestellt ist, so muthen uns diese Leute dennoch so bekannt an, daß wir sie förmlich greifen zu können meinen. Der Doktor Gert Lerden, der nach langen Reisen wieder einmal nach Berlin zurückgekehrt ist, hat vielleicht in den Grundzügen seines Wesens, in seinem kraftvollen Selbstbewußtsein eine leichte Aehnlichkeit mit dem Helden des Romans „Quitt!" Aber das Leben hat ihn zu einem ganz anderen Menschen gemacht, ihm den Glauben und das Vertrauen in Andere geraubt. Es ist ein Stück seines besseren Selbst, seiner naiven Jugend, das ihn zu dem Grafen Silowstrem hinzieht, der, obgleich in einen Sumpf gerathen und die Kette eines unwürdigen

1) Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1897.

Digitized by Google

Verhältnisses nachschleifend, doch der „reine Thor“ geblieben ist. Daß die schöne Marie Ellers, die für Lerden unnahbar gewesen, für Silowstrem warm zu empfinden scheint, den er als seinen Schützling von oben herab ansieht, das erregt seine maßlose Eifersucht. Von dieser um seine sonst so kühle Ruhe gebracht, sagt er ihm in grausamem Hohn Dinge, die den Ahnungslosen förmlich niederschmettern, die dem Messerstich des Bravo gleichen. Aber mit der geflissentlichen Wollust des Schmerzes martert er sich selbst dabei nicht minder. Diese Scene ist voll dramatischer Kraft und Lebendigkeit, und ungemein poetisch und ergreifend ist es, wie die Beiden, die sich liebten und tapfer gegen die Versuchung gekämpft hatten, nun durch die Widersacher einander in die Arme und in den Tod getrieben werden. Die Flucht des Liebespaares in den Tod klingt an Gottfried Kellers „Romeo und Julie auf dem Dorfe“ an, wie grundverschieden auch die ganze Umgebung ist; auch mit dem Schluß von Max Halbe's Drama „Mutter Erde“ ist eine gewisse Aehnlichkeit vorhanden. Die Nebenfiguren, die zweifelhaften, moralisch infizirten Existenzen, die sich im „Salon Linker“ treffen, sind alle in kurzen Strichen scharf und plastisch gezeichnet. Erwähnt sei noch, daß in allen Büchern Megede's die Kameradschaft und förmliche Liebe, mit der die Pferde behandelt werden und das warme Herz für andere vierfüßige Kreaturen hervortritt. Man wird sich den Namen Megede merken dürfen; wir glauben, daß von dem jetzt 33jährigen Mann noch bedeutendes zu erwarten ist. — Auch in dem Roman „Steyerische Schlösser“ von Karl Baron Tarresani[1]) handelt es sich ähnlich wie bei dem Grabenhäger um den Existenzkampf des verarmten Sprossen eines Adelsgeschlechtes gegen den hereinbrechenden Parvenu, den einstmaligen Seidenfabrikanten Adolf Wendelin Kolbe. Sanft sind in der Regel bei den Romanen aus der österreichischen Adelswelt die materiellen Fragen ganz ausgeschieden. „Ungemein ehrgeizig, dabei dem Wohlleben sehr ergeben, hatte er mit seiner Arbeit von jeher nur die Absicht verfolgt, sich einen Lebensabend zu verschaffen, wie er ihm in seinen Träumen vorschwebte; und das schon seit der Zeit, da er als junger Taburettkrämer aus dem hohen Norden ins Land gekommen war.... Politisch war er in den großen Fehler verfallen, es mit keiner Partei verderben zu wollen. Er unterstützte mit gleicher Freigebigkeit den Deutschen Schulverein und den ihm entgegenwirkenden slovenischen Cyrill- und Methudiusverein, das Deutsche Kasino und die Citavnica, die Antisemiten und den Verein zur Bekämpfung des Antisemitismus. Die Folge war, daß ihm keine Partei das Selbstempfangene anrechnet, sondern nur das, was er dem Gegner gegeben; er hätte sich die gespendeten Ausummen ebensogut ganz ersparen können.“ Das ist eine hübsche Satire und dabei ist ein Stück Wirklichkeit abgeschrieben, denn solche Leute gibt's im Leben! Kalbe ist ganz versessen auf den „Platz“, die Burg der Hoyers, und Franz v. Hoyer kämpft um ihre Vertheidigung mit Aufgebot aller Kräfte, und je hartnäckiger er widerstrebt, um so größer wird die Gier Kalbe's nach ihr. Ohne seinen Schutzgeist Geraldine, die Tochter des Abenteurers Hamiltan, würde Franz in dem Kampfe untergehen. Aus der Gefahr, sich an eine Unwürdige, die Tochter Kolbe's zu ketten, befreien ihn die Enthüllungen der Gesellschafterin und ehemaligen Erzieherin Serena's. Und zum Schluß, da Geraldine, um ihn zu retten, das größte Opfer für ihn bringen wollte, da finden sie sich in Sturm und Unwetter fürs Leben. Geraldine, ein Stück Mignon, ein Stück „Fleur da Maria“, ist eine ganz romantische Figur, die zugleich durchaus glaubhaft dargestellt ist. Auch die Nebenfiguren, der Vater Geraldinens, die Mutter Hoyers und der alte Graf, der sie später noch heirathet, ebenso Cora Kalbe sind gut geschildert, während Kalbe und seine Tochter Serena etwas karrikirt sind. Drei Bücher, heißt es auf dem Titelblatt, aber diese drei Bücher sind 714 Seiten stark! Während des größten Theiles des Buches verläuft die Handlung in sehr langsamem Tempo, die letzten Scenen, die packendsten, sind dagegen von athemloser Hast. Trotz der anfänglichen Breite liest sich das Buch, das flott und frisch geschrieben ist und die Oertlichkeiten offenbar getreu wiedergibt, sehr angenehm und gemüthlich. — Zum Schluß sei noch ein Buch von Ossip Schubin erwähnt, der Kennerin der Zustände bei hochadeligen österreichischen Familien. „Wenn's nur schon Winter wär!“[1]) ist die romantische und romanhafte Geschichte des Försterssohnes, der in heißer Liebe zu der edlen, hochsinnigen jungen Komtesse entbrennt. Aber er ist seiner wahren Abkunft nach ein Kind der Liebe, ein Blutsverwandter der Dame, zu der er verehrend aufblickt, ein Sohn des Prinzen Raimund, der sich nach einer schweren, unfreiwilligen Schuld der Kirche weihte. So wie es in diesem Buch geschildert wird, mag es bei der böhmischen Aristokratie zuweilen zugehen. Die einzelnen Figuren sind mehr typisch; etwas einseitig und gehässig ist der junge Fürst behandelt. „Wenn's nur schon Winter wär!“ ist der todessehnsüchtige Wunsch der jungen Herzen, für die es auf Erden kein Glück gibt.

1) Berlin, F. Fontane u. Komp. 1897.

Berichtigung. In dem ersten Artikel der gestrigen Nummer (289) der Beilage, „Die Sonderstellung Bayerns in militärischer Beziehung“ von Karl v. Stengel, ist ein sinnentstellender Druckfehler stehen geblieben. Es muß auf Spalte 7, Zeile 25 ff. von oben heißen: „Entweder hat die bayerische Regierung geglaubt, damit sich zufrieden geben zu können, daß die Schaffung eines Reichsmilitärgerichtshofs nur im Wege einer Verfassungsänderung, die schon durch 14 Stimmen im Bundesrathe verhindert (nicht: verkündet) werden kann, möglich ist, aber, was das wahrscheinlichste ist, man hat an die Sache damals gar nicht gedacht.“ D. Red.

Mittheilungen und Nachrichten.

H „Die Meisterwerke der Holzschneidekunst“ (Lpzg. bei J. J. Weber) bestreben sich, die verschiedensten charakteristischen Eigenthümlichkeiten unserer modernen Meister mit tiefstem Verständniß und in virtuoser, glänzender Technik wiederzugeben. Eine tüchtige Probe dieser löblichen Bestrebungen führt das vierte Heft der neuen Folge vor Augen: Da sind zwei Portraitbilder nach Franz v. Lenbach, den Kaiser Wilhelm I. im 90. und den eisernen Kanzler im 80. Lebensjahr darstellend, wahre, weithistorische Biographien. In der neuerdings so beliebten Leipziger-Form schildert Ludwig Dettmann im Meereise mit Menzels Wahrhaftigkeit die ehrliche Arbeit des Fabrikschmiedes, sein beschiedenes Familienleben und den Abschied des Sohnes vom alten Vater. Gabriel Max' „Büßende Magdalena“ hat auch vor dem harten Marterholz des Kreuzes die alte Koketterie nicht gänzlich verlernt und ein gutes Stück ihrer ehemaligen Weltkindlichkeit mit äußerst vortheilhaft gewählter Drapirung in ihre „vita nuova“ herübergenommen. Ganz moderne Scenen vom Leben am „Seestrande“ und im „Spielsaal“ hält uns mit erbetterender oder entsetzender Treue der in diesem Gebiete unübertroffene René Reinicke vor Augen. Ein lauschiges Winkelchen im stillen Waldfrieden hat sich Ludwig v. Hofmann für seine im „Frühling“ ein Lustbad genießenden Backfischchen ausgesucht, welche ihre Unaufmerksamkeit wohl mit einem tüchtigen Schnupfen oder gar einer ärgeren Erkältung entgelten mögen. Hans v. Bartels „Feste Liebe“ zeigt eine nordische Fischeridylle, das erste Kapitel eines weiteren, spannenden Seeromans. Angela

9) Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1897.

Digitized by Google

Janks „Sehnsucht“ und Georg Papperitz „Dame im Kopfshawl“ erfreuen uns mit hübschen, innigen Mädchenköpfchen. Schade, daß dabei immer nur die Firma der Anstalt und nicht die freiwilligen Namen der ausführenden Xylographen zur Geltung kommen. Remil Fendler liefert dazu einen köstlich sprudelnden Text.

Ebenso achtbar sind die Leistungen der Wiener „Gesellschaft für vervielfältigende Kunst“, die in ihrem festweise erscheinenden „Hausschatz“ dem Radir-Stich huldigen. Hier bewähren die Meister der Nadelmalerei das subtilste Verständniß und die feinste Wiedergabe ihrer Vorbilder; ja Th. v. Edenberger hat mit geistreicher Hand die Reproduktion seines ein „Thal in Kairn“ darstellenden Oelgemäldes übernommen, ebenso L. Willroider mit seiner „Waldlandschaft“ — zwei geniale „Peintre-Graveurs“ ersten Ranges! Die Leistungen von Waerndt, L. Kühn, Fr. Dinger, Willmann, Doris Raab (Steinle's „Violinspieler“), Klaus und Peter Halm nach Bodmi, Defregger (Zitherklänge), Chr. Krönes, J. W. Schirmer, Waldmüller, L. Vogel und Liebermann sind des höchsten Lobes würdig. Der „Hausschatz“ zeigt ohne Pedanterie und Vereingenommenheit sowohl für konservative, wie auch für moderne Anschauungen in der Kunst. Letzteres beweist die Herausgabe des von Karl August Musäus erzählten Märchens von „Rolands Knappen“ mit Illustrationen von Heinrich Leiser und Joseph Urban (Wien 1898, 36 S. gr. Fol.). Wollten die beiden Künstler in der Vortragsweise des seligen Musäus schaffen, so hätten sie ein möglichst zopfiges Rokoko wählen müssen, etwa wie Meister Moritz v. Schwind für seinen köstlich stilisirten „gestiefelten Kater“ in Anwendung brachte. Statt dessen kostümirten sie ihren Stoff gewissenhaft in das stark archaistisch-romanische Gepräge des 10. Jahrhunderts, gaben ihm eine märchenhaft großartig komponirte Architektur zum Hintergrund, schmückten das Ganze mit einer mystisch-symbolischen Ornamentik und setzten dahinein ihre von tamischer Ernsthaftigkeit und lennischer Wehmuth angehauchten Heldengestalten, welche indessen ihrem modernen Charakter und den Pleinair-Chick des „Fin de Siècle“ nicht verbergen. So entstand ein neuer Märchenstil, der mit moderner Nüchternheit die Poesie niedlich verquickt, übrigens ein im Erzählerton des Musäus begründeter Hiatus, welcher uns am Stoff nicht unbefangen genießen läßt.

M. Febr. v. Siebold: Die Flottenfrage in ihrer Beziehung zu Deutschlands Weltpolitik. (Würzburg und Leipzig, Woerls Verlag 1897.) — Gerade zu rechter Zeit erscheint diese belehrende Studie eines Mannes, der jahrzehntelang im Auslande gelebt, um Manche, die noch nicht zu einer entschiedenen Stellung in der gegenwärtig alle nationalgesinnten Deutschen bewegenden Frage gekommen sind, zum letzten Schritt zu veranlassen. Es wäre andrerseits unangebracht, an dieser Stelle die schwerwiegenden Gründe der Reihe nach auseinanderzusetzen, die eine erhebliche Verstärkung unsrer Streitkraft zur See gebieterisch erheischen, aber wohl verlohnt es sich, mit einigen Worten auf eine andere, hiemit eng zusammenhängende Frage hinzuweisen, die häufig noch nicht genügend gewürdigt wird, das ist die Anlegung, respektive Wahl von Kohlenstationen und Trockendocks. Es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß die Kreuzer, sollen sie anders unter Voraussetzung einer möglichst großen Schnelligkeit ihrem Zweck genügen, ihren Bedarf an Kohlen von Zeit zu Zeit ergänzen müssen. Woher diese nehmen? Nach den Bestimmungen des Völkerrechts werden Kohlen seitens einer neutralen Macht entweder überhaupt nicht oder doch nur in verschwindend kleinem Maßstabe verabfolgt. Deßhalb können wir nur völlig in die Forderung unsres Gewährsmannes einstimmen. Will man den so mühsam errungenen Handel und die Kauffahrteiflotte in diesem Fall beschützen, dann brauchen wir Kreuzer; entschließen wir uns aber, Kreuzer zum überseeischen Feierende und Kriegsmaterial anzuschaffen, dann brauchen wir Kohlenstationen und Docks. Da wir aber keine eigene Kohlenstation besitzen und voraussichtlich selbst mit den größten Anstrengungen nicht in absehbarer Zeit genügende erwerben können, muß unsre auswärtige Politik darauf ausgehen, uns hierfür einen Ersatz zu schaffen. Der Dreibund muß sich Freunde erwerben, die im Besitz von Kohlenstationen sind und von denen man sicher weiß, daß sie im Kriegsfall sich nicht auf die Seite unsrer Gegner stellen werden. (S. 15.) Diese Möglichkeit ist in der That äußerst wichtig, und wir wagen zu hoffen, daß vielleicht in nicht unabsehbarer Zeit gerade der Anfang zu solchen Erwerbungen gemacht wird. Ebenso weist Siebold mit Recht auf China hin; hier gährt ein verhängnißvolles Etwas, und es erscheint so glücklicherweise nicht ausgeschlossen, daß wir hier uns endlich einmal nicht zu spät am Platze zeigen. Nicht minder bedeutungsvoll ist für unsre koloniale Entwicklung die Perle der Südsee, Samoa. Trotzdem die überlegene Weisheit der Deutschfreisinnigen im Reichstag bekanntlich die Regierungsvorschläge im Jahre 1879 zurückgewiesen hat, ist es immerhin noch jetzt möglich, bei der völligen Zerfahrenheit der dortigen Verhältnisse, die früheren Fehler wieder gut zu machen und das Versäumte der deutschen Interessen im Handel und Verkehr auch politisch zum entsprechenden Ausdruck zu bringen. Die kleine, von echt vaterländischem Geist erfüllte und allgemein verständlich gehaltene Schrift kann der Beachtung nur empfohlen werden. A. T.

Deutsche Mythologie von Dr. Gotthold Klee; Die deutsche Heldensage von demselben Verfasser. (44. und 45. Lieferung der Sammlung deutscher Schulausgaben von Velhagen u. Klasing, Bielefeld und Leipzig.) — Der auf dem Gebiete vaterländischer Sagenkunde und Geschichte unermüdlich thätige Verfasser hat in diesen beiden ebenso lehrreichen als anmuthigen Schriften der reichen Zahl seiner Veröffentlichungen einen werthvollen Zuwachs zutheil werden lassen, auf den wir gerade zu gegenwärtiger Weihnachtszeit empfehlend hinzuweisen uns gedrängt fühlen. Ist doch das Verständniß und die Liebe für unser heimisches Alterthum in steter Zunahme begriffen und auch auf Seiten der heranwachsenden Jugend trotz der im ganzen dem rein Nützlichen zugewendeten Zeitrichtung eine besondere Empfänglichkeit dafür vorhanden. Was sollte aber auch im Zeitalter der Wiedergeburt unserer nationalen Einheit und Größe den deutschen Jüngling mehr begeistern und zur Bewunderung hinreißen können, als die Geschichte unserer im Glanze der Verklärung schimmernden thatenvollen Vorzeit, wie sie uns aus den mythischen Zeiten durch das farbenreiche Mittelalter und die ihm folgenden schicksalsvollen Jahrhunderte stets heller heraufglänzt und einen fast 2000jährigen Zeitraum erfüllt? Ohne Kenntniß der Urgeschichte unsres Volkslebens und seiner heiligen Ueberlieferungen wird der Einzelne niemals die uns beseelenden Triebe und Regungen erkennen und verstehen lernen, welche, aller Wandlungen ungeachtet, sich in unserm Wesen unveränderlich erhalten haben. Falsch und irreführend ist ja der sonst vernommene Ruf, daß die neue Zeit mit der alten nichts mehr zu thun habe, daß ihr ein eigenes, aus ihr selbst hervorgegangenes aber doch sie allein durchdringendes Daseinsprinzip innewohne. Alles Werdende ist auf das Gewordene gegründet, sowohl im physischen als geistigen Sinne genommen. Der Punkt unsrer Entwicklung ist durch die sämmtlichen, ihm vorangegangenen bedingt. Eine wirklich fruchtbare Geschichtsbetrachtung wird daher auch möglichst weit zu den Quellen unsrer Ueberlieferung hinaufsteigen. So aber gelangen wir nun selbst zu den Tagen zurück, welche der Aufschreibungen noch entbehrten und gewissermaßen nur durch das Gedächtniß einer langen Geschlechterreihe, spät und spärlich genug festgehalten, auf uns gekommen sind. Wo aber die Sicherheit im Gange der Ueberlieferung aufhört und diese ihre Gestalt der poetischen Phantasie zu verdanken scheint, da strömen gerade die mächtigsten Quellen der letzteren, womit wir in die Welt der Heldensage eintreten. Was kann uns wohl aber mehr anmuthen, als diese Welt, welche mit dem Kerne unsres innersten Fühlens so verwandt und aus ihm allein noch hervorgegangen ist? Einen Dietrich von Bern, einen Hildebrand und Hadubrand, einen Siegfried kann nur das deutsche Volk besitzen, ebenso wie eine Brunhilde, Kriemhilde und Gutrun. In diesen Gestalten erkennt sich Jeder selbst wieder, so wenig auch der Einzelne an ihre Vollkommenheit hinreichen kann. Sie sind mehr als unser Fleisch und Blut, sie sind unsre Seele und unser Wesen, aber so erhöht zugleich, daß sie uns als unsre unerreichbaren Vorbilder und Ideale immerdar gelten müssen. Von diesen Heldengestalten gelangen wir dann auch fast unmerklich in das Reich unsrer alten Götter, welche in diesem pindolanglichen Sinne ewig wahr und unvergänglich sind; kein anderes Volk als das unsre kannte einen Wodan und Donar, eine Freya und Holda denken. Was wir mit den übrigen Zweigen der germanischen Völkerfamilie vom Götterhimmel und ihrem Heldenthum gemeinsam haben, das theilen wir auch dem Westen nach mit ihnen, wie das, was unsre unmenschlichen Ideale von denen der streng nordischen Völker unterscheidet, sich auch unsrer Denkart entsprechend in den Resten unsres alten Götterglaubens und in den erhaltenen Gebilden unsrer Sagenwelt vorfindet. Der Mensch ist eben wie seine Götter und Helden beschaffen und Heil unserm Volke daher, das eine solche Reihe geistiger Ahnen besitzt, wie sie uns Gotthold Klee in seinen herzerhebenden Schriften mit liebender Hand und unermüdlichem Geiste stets wieder aufs neue schildert. M. G.

Digitized by Google

Halle a. S., 22. Dez. Der vor kurzer Zeit verstorbene Professor Dr. Schmidt, Direktor des hiesigen Provinzialmuseums, hat letztwillig dem Staatsarchive für die Provinz Sachsen in Magdeburg die sämmtlichen werthvollen Urkunden des Kreises Sangerhausen, für den er, als für seinen Heimathskreis, ein besonderes Interesse hatte, zugewendet. Eine anerkannte Thätigkeit entwickelte der Verewigte als Herausgeber der Bau- und Kunstdenkmäler der beiden Kreise Stadt Nordhausen und der Grafschaft Hohenstein (Landkreis Nordhausen). Direktor Schmidt war ein in den verschiedensten Zweigen der Wissenschaft wohlunterrichteter Mann, der in seinen jüngeren Jahren Welt und Menschen in verschiedenen Ländern sich gründlich angesehen hatte. — Soeben ist von dem Professor Dr. Georg Cantor, als ein Zeugniß zugunsten der Bacon-Shakespeare-Theorie, die Rawley'sche Sammlung von 200 Trauergedichten auf Francis Bacon mit einem höchst interessanten, über die wichtige Frage orientirenden Vorwort erschienen, die wir den Verehrern des englischen Dichters warm empfehlen möchten.

—th Freiberg (Sachsen), 21. Dez. Nach dem eben erschienenen Verzeichnisse der Studirenden der kgl. Bergakademie zu Freiberg beträgt die Frequenz unserer Hochschule im laufenden Winterhalbjahr 235 Studirende. Sie hat in diesem und dem vorigen Semester (236) ihren Höchstbestand seit der vor 132 Jahren erfolgten Gründung der Akademie erreicht. Von den Studirenden sind 95 Deutsche (im vorigen Halbjahr 108), davon Sachsen 43, Preußen 36, Württemberger 7, Bayern 5. Von den 140 Ausländern sind 82 (im vorigen Halbjahr 63) Russen, Rumänen 14 (17), Engländer 11 (12), Oesterreicher 8 (10), Amerikaner 5 (8), Australier 3 (5), Afrikaner 2 (3), Japaner 4 (3), Italiener 2 (2), Spanier 2 (2), Franzosen, Holländer, Schweden, Norweger, Portugiesen, Türken je 1. Im neuen Semester sind 70 Studirende neu eingeschrieben.

* Berlin. Eine neue Einrichtung im deutschen Universitätsunterricht ist jetzt hier auf Anregung von Mitgliedern der philosophischen Fakultät ins Leben getreten, die Bestellung eines Lektors für die deutsche Sprache. Die Einrichtung hat den Zweck, in Berlin studirende Ausländer in das Studium der deutschen Sprache einzuführen. An dem „Uebungskursus", wie der Unterricht amtlich genannt wird, können männliche und weibliche Studirende theilnehmen. Mit dem neuen Amt ist der als feinsinniger Stilist und Herausgeber der „Politik" von Treitschke bekannte Dr. Max Cornicelius betraut worden. Der Unterricht hat bereits begonnen und findet so lebhaften Zuspruch, daß wohl mit der Zeit Parallelkurse eingerichtet werden müssen. Es wird sich dies um so mehr empfehlen, als dann auf die verschiedenen Bedürfnisse der einzelnen Nationen Rücksicht genommen werden könnte, welche wohl schwer zu vereinigen sind. Eine ähnliche Einrichtung soll bisher nur in Paris bestehen.

* Paris. Der Trauerfeier für Alphonse Daudet, die am Montag Mittag in der Kirche Sainte-Clotilde stattfand, wohnte das Paris der Schriftsteller- und Künstlerwelt vollzählig bei. Der Präsident der Republik hatte sich durch einen Offizier seines militärischen Hausstaates vertreten lassen, der Pariser Gemeinderath durch seinen Vorstand. Unter den Tondichtungen, die in der Kirche zum Vortrag gelangten, figurirte das Adagio, welches Bizet für die „Arlesienne" des Verstorbenen geschrieben hatte. Am Grabe auf dem Père-Lachaise-Friedhofe sprach nur Emile Zola — von den vier Freunden Goncourt, Flaubert, A. Daudet und Zola, welche den Kern der sonntäglichen Zusammenkünfte im Grenier in der Goncourt'schen Villa zu Auteuil bildeten, der letzte Ueberlebende. Er feierte die Herzensgüte und Liebenswürdigkeit des Freundes und das Talent des Dahingeschiedenen, vergaß aber dabei nicht, nach seiner Gewohnheit, ein Stück kräftiger Reklame für sich selbst in die Rede einzuflechten. — Der Pariser Gemeinderath beschloß einmüthig, den Namen des verstorbenen Romandichters einer Straße von Paris zu geben.

* Bibliographie. Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Paul Seidel: Hohenzollern-Jahrbuch 1897. Forschungen u. Abbildungen zur Geschichte der Hohenzollern in Brandenburg-Preußen. Berlin u. Leipzig, Giesecke u. Devrient. — Prof. Fr. Muldenhauer: Das deutsche Korpsstudententum und seine Bedeutung. Berlin, Köln, Leipzig, Albert Ahn 1897. — A. Löwenstimm: Aberglaube und Strafrecht. Ein Beitrag zur Erforschung des Einflusses der Volksanschauungen auf die Verübung von Verbrechen. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Jos. Kohler. Berlin, Johannes Räde 1897. — Kains Schuld und ihre Sühne. III. Theil: Moses; IV. Theil: Abas; V. Theil: Juda ben Salem. München, Ph. L. Jung. — Bernhard Berenson: Die Florentinischen Maler der Renaissance. Autoris. Uebersetzung aus dem Englischen von Otto Dammann. Oppeln, Leipzig, G. Maske 1898. — Postkarten mit Ansichten aus den deutschen Kolonien. Nr. 1 bis 10. Deutsches Kolonialhaus, Berlin. — Ben. A. Schuster: Die Altenburg und deren Baugeschichte. Bamberg, Verlag der Handelsdruckerei (M. R. Schulz).

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Geschichte der Erziehung

vom Anfang an bis auf unsere Zeit.

Bearbeitet in Gemeinschaft mit einer Anzahl von Gelehrten u. Schulmännern von

K. A. Schmid.

Fortgeführt von Dr. phil. Georg Schmid.

Vierter Band. Zweite Abteilung. Erste Lieferung.

Preis geheftet 9 Mark. [18809]

Inhalt: Das Zeitalter der Aufklärung, und Erziehung und Unterricht in Deutschland. — Der Philanthropinismus. J. B. Basedow und das Philanthropinum in Dessau. Von Dr. Georg Schmid.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig.

Neu erschienen:

FESTSCHRIFT

ZU EHREN DES

KUNSTHISTORISCHEN INSTITUTS

IN

FLORENZ

DARGEBRACHT VOM

KUNSTHISTORISCHEN INSTITUT

DER UNIVERSITÄT LEIPZIG.

Gr. 40. IV und 200 Seiten, mit 12 Heliogravuren, 10 Autotypietafeln und 39 Textillustrationen von Meisenbach, Riffarth & Co.

Preis 26 Mark.

Luxusausgabe: Din Heliogravuren auf Japanpapier 36 Mark.
Prospekte mit Probebild kostenlos. (18899)

Deutsche Nähmaschinen

bester Qualitäten,

ausgestattet mit allen neuesten Erfindungen. Vollkommener Mechanismus, rasches Nähen, elegante Ausstattung, bescheidene Preise.

Keine Erhöhung bei Theilzahlung.

Kataloge und Verzeichnisse franko.

Reellste Bedienung.

Chr. N. Schad, München,

Hoflieferant, (18968)

Perusastrasse 11 ✲ Kaulbachstrasse 9.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Freitag, 24. Dezember. Nummer 291.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oscar Bulle in München.

Uebersicht.

Heinrich v. Marquardsen. Von Hermann Rehm. — Vorreformatorische deutsche Weihnachtslieder. Von Paul Pasig. — Vom Weihnachtstisch. VI. — Mittheilungen und Nachrichten.

Heinrich v. Marquardsen.

Ein Gedenkblatt.

Von Hermann Rehm.

Darüber besteht kein Zweifel: größere Verdienste als auf dem Gebiete der Wissenschaft hat sich Heinrich v. Marquardsen auf dem Felde der Politik erworben. Wenn wir es noch nicht wüßten, die Thatsache, daß weitaus die Mehrzahl bedeutsamer Beileidskundgebungen, die bei der Familie des Verstorbenen eintiefen, von Staatsmännern, nicht von Gelehrten ausging, würde uns dessen überzeugend belehren. Und doch werden wir sofort auf Marquardsens Stellung in der Wissenschaft geführt, wenn wir der Aufgabe eines Nekrologs gemäß nach dem leitenden Grundgedanken suchen, von dem die ganze Lebensgeschichte des Verstorbenen beherrscht war; denn die Behauptung sagt nicht zu viel, die lautet: Marquardsens politisches Wirken und politische Bedeutung wurzelt in seinem wissenschaftlichen Bildungs- und Arbeitsgang; eine Behauptung, die es auch rechtfertigen möge, wenn nicht ein politischer, sondern ein wissenschaftlicher, aller Politik völlig fernstehender Kollege es unternimmt, an dieser Stelle Marquardsens Leben und Wirken rückblickender Würdigung zu unterziehen.

Wenn der Satz zutreffend sein soll, daß sich Marquardsens politische Thätigkeit vor allem aus seinem wissenschaftlichen Bildungs- und Arbeitsgange erklärt, so muß sich derselbe zuvorderst in dem Punkt bewähren, daß in Marquardsens wissenschaftlicher Entwicklung und Arbeit die Hauptveranlassung für den folgenschwersten Wendepunkt in seinem Leben, für seinen Uebergang zur Politik, zu finden sei. Und in der That läßt sich dieser Uebergang mit aller Deutlichkeit auf seine wissenschaftliche Entwicklung zurückführen.

In Marquardsens wissenschaftlicher Entwicklung spiegelt sich ein interessantes Stück der Geschichte deutscher Staatsrechtslehre. Mit Marquardsen ist der letzte jener älteren Staatsrechtsschule aus der Welt gegangen, deren Aufgabe nicht sowohl in der Auslegung als in der Schaffung einer deutschen Staatsrechtsordnung lag. Marquardsens wissenschaftliche Lehrjahre fallen in die Zeit des ersten Ringens um einen neuen deutschen Staat in Deutschland. Am 2. Februar 1848 wurde er in Heidelberg zum Doktor beider Rechte promovirt. Wenn aber die Aufgabe der Staatswissenschaft damaliger Zeit darin bestand, für den zu erstrebenden deutschen Staat das rechte Recht zu finden und Marquardsen sich seit 1848 in den eifrigsten Dienst dieser Wissenschaft begab, dann mußte sich sein Studium nothwendig in das Ausland wenden; denn dort lagen die Vorbilder, nach denen die deutschen politischen Verhältnisse zu formen waren. Und so finden wir ihn denn auch fast drei Jahre, 1848—1851, im Auslande thätig, um an Ort und Stelle das öffentliche und das damit eng verbundene Strafrecht in England und Belgien zu erforschen. Diese Forschungsthätigkeit mußte aber nach den Aufgaben seiner Wissenschaft eine ganze bestimmte Richtung einschlagen. Jeder deutsche Staatsrechtsgelehrte, der sich mit englisch-belgischen Verhältnissen beschäftigte, konnte, wenn anders er die Aufgaben seiner Wissenschaft erfüllen wollte, sich nicht damit begnügen, die dort vorhandenen Rechtsverhältnisse nach ihrer historischen Entwicklung und ihrer augenblicklichen Geltung zu erfassen, sondern alle wissenschaftliche Untersuchung ausländischer Rechtsverhältnisse war nothwendigerweise von dem einen Zweck bestimmt, zu erkennen, ob und wie diese ausländischen Rechtseinrichtungen sich auf die Heimath übertragen ließen; m. a. W., jede solche Untersuchung war zugleich politischer Natur, Marquardsen also in jener Zeit nicht nur als Staats- und Strafrechtsjurist, sondern vor allem als Staats- und Strafrechtspolitiker thätig. Seiner wissenschaftlichen Thätigkeit war somit eine politische Richtung aufgeprägt und es demgemäß nur natürlich, daß, als die thatsächlichen Verhältnisse ihm dazu Gelegenheit boten, es ihn hinaustrieb, die in England erlernte theoretische Politik in Deutschland praktisch zu verwerthen. Als in dem Norddeutschen Bund zusammen mit dem ihm angegliederten Zollverein der erste neue deutsche Staat entstanden, da war das Objekt gegeben, das würdig war, daß Marquardsen ihm seine politische Erfahrung lieh. Und so stellt sich Marquardsen seit 1868 in den praktischen Dienst des Ausbaues dieses neuen Staates.

Was ihn dabei die Bedeutung gewinnen ließ, die er doch unbestritten gewann, das war seine hervorragende Gabe, prinzipielle Gegensätze auszugleichen, zwischen scheinbar Unvereinbarem das erreichbare Mittel zu finden und die Getrennten hierauf zu vereinigen. In dieser Kunst eines politischen Mittlers war Marquardsen nicht bloß innerhalb seiner Partei, sondern insbesondere auch von Bismarck geschätzt. Bismarck zog ihn vielfach zu seiner Berathung heran, besonders aber in der Weise, daß er ihm bei Vertrauensmännerversammlungen von Parlamentariern, die er zu sich berief, die Aufgabe zutheilte, die erreichbaren Resultate der divergirenden Meinungen herauszufinden und zu ihr zu bekehren. Auch diese Gabe, die der Fürst in ganz besonderem Maße an dem Verstorbenen würdigte, hat ihren letzten Grund in Marquardsens wissenschaftlicher Arbeit.

Durch seine Beschäftigung mit dem ausländischen Recht erhielt seine wissenschaftliche Arbeit nicht bloß eine bestimmte Richtung, die vorwiegend politische, sondern auch eine bestimmte Form. Seine Forschung war hauptsächlich historischer und praktischer Natur. Beides erklärt sich aus der bekannten Eigenart des englischen Rechts, die es noch heute bewahrt hat, daß es überwiegend auf Gewohnheit und Gerichtsgebrauch beruht. Um solches Recht völlig zu erkennen, bedarf es in erster Linie historischer Untersuchung

Digitized by Google

und eines Sicheinlebens in die thatsächliche Handhabung desselben. Ohne beides ist gründliche Kenntniß dessen, was wirklich geltendes Recht ist, bei solcher Sachlage unmöglich. Marquardsen wurde diesen Anforderungen gerecht. Es sind nicht bloß dogmatische, sondern vorzüglich auch historische Fragen des englischen Rechts, mit denen er sich befaßte, und nicht bloß aus den Büchern, sondern auch aus dem Leben suchte er seine Kenntniß zu schöpfen. Beides bezeugt seine literarische Thätigkeit. Neben einem kriminalpolitisch-dogmatischen Buche, der mit Anmerkungen und Beilagen über den englischen Prozeß versehenen Bearbeitung der „Grundzüge des englischen Beweisrechtes" des englischen Juristen W. M. Best, die 1851 erschien, beschäftigte sich Marquardsen mit Vorstudien zu einem größeren Werke über die Geschichte und das Wesen des englischen Habeas Corpus-Rechts, von denen eine, „Ueber Haft und Bürgschaft bei den Angelsachsen", 1852 als Heidelberger Universitätsschrift gedruckt wurde, und seinen theoretischen Studien über englisches Recht ging eine eifrige Theilnahme an den Assisen der Grafschaften und einläßlicher Verkehr mit praktischen Juristen zur Seite. Eine lebhafte Schilderung des Prozesses Manning, eines der merkwürdigsten englischen Prozesse, die er 1850 nach unmittelbaren Aufzeichnungen zur Veranschaulichung des englischen Strafverfahrens veröffentlichte, und seine das ganze Leben währende Freundschaft mit einem der höchsten englischen Richter, dem Lordappellrichter Hannen, der erst vor kurzem wieder als einer der Schiedsrichter im englisch-amerikanischen Beringsmeer-Streit hervortrat, liefert hiefür beredte Belege.

Diese historisch-praktische Art der Forschung war es nun, die Marquardsen zu einem wirkungsvollen Politiker bestens befähigte. Die Verbindung von Praxis und Theorie in der Forschung bewahrte ihn vor dem Fehler, der Politikern sost noch mehr als Gelehrten anhängt, vor einer blinden Liebe zu Prinzipien. Immer stand ihm der Zweck höher als das Prinzip und da er, was die Praxis des englischen Rechts angeht, vorwiegend aus fremder Erfahrung schöpfen mußte, so lernte er auch in heimischen Dingen, was dem Menschen im allgemeinen so schwer wird, das Lernen aus fremder Erfahrung. Er war frei von vorgefaßten Meinungen und ließ sich gern eines besseren belehren. Andrerseits konnte Marquardsen nach seinen historischen Studien auch kein rücksichtsloser Fortschrittsmann sein. Er lernte aus der Betrachtung der englischen Rechtsentwicklung zur Genüge, daß auch in politischen Dingen der Satz gilt: Gut Ding will Weile haben. Insbesondere war ihm dies immer für die Frage der Einführung parlamentarischer Regierungsweise in Deutschland von Bedeutung. Er vergaß da nie, daß auch in England diese Regierungsform erst allmählich nach langen Kämpfen und Stürmen entstanden war. Den historischen Zusammenhang wollte Marquardsen nie gewaltsam gestört wissen.

Man könnte meinen, diese Vortheile der Beschäftigung mit ausländischen politischen Verhältnissen hätten auch Nachtheile für ihn als Politiker zur Folge gehabt; das fortdauernde Studium ausländischer Institutionen hätte ihn zu einem einseitigen Anbeter derselben gemacht. Davor bewahrte Marquardsen einmal, daß er neben englischen auch belgische Verhältnisse studirte, Vergleichung aber führt zur Kritik, und dann, daß er alle Verhältnisse nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch-historisch betrachtete. Dies ließ ihn die Eigenart jedes Landes nie vergessen. Nur Halbkenntniß ist ebenso leicht, wie mit souveräner Verachtung, mit blinder Anbetung fremdländischer Dinge verbunden. Gerade das gefällte Marquardsen an dem französisch-deutschen konstitutionellen Staatsrecht, daß es eine gar so wunderbare Mischung von Nachbildung und Verlassen des englischen Typus darstelle. Er meint einmal, bei der Betrachtung der französischen und englischen Staatseinrichtungen könne man sich oft des Gefühls nicht erwehren, als ob man von Blinden die zu entlehnenden Farbentöne habe auswählen lassen.

Zum dritten erklärt sich aus Marquardsens besonderem Studium auswärtiger Verhältnisse auch, in welchen Gegenständen der Reichsgesetzgebung er mit unter den Führern der parlamentarischen Behandlung stand. Woran Marquardsen hervorragenden Antheil nahm, das war vor allem die Ausgestaltung der deutschen Preß- und Strafprozeßgesetzgebung. Das Strafverfahren hatte aber eben den Gegenstand seines besonderen Studiums in England ausgemacht, und in Belgien hatte er sich eine ganz besondere Kenntniß der bekanntlich eigenartigen belgischen Preßrechtsordnung verschafft. Daß er auch in Verfassungsfragen führend hervortrat, war nach seiner eingehenden politischen Kenntniß selbstverständlich. Sowohl das Reich wie die Partei dankt ihm darin viel, besonders letztere. An dem Zustandekommen der Heidelberger Erklärung vom 23. März 1884 war er neben Miquel der hervorragendst Betheiligte. Stammt der erste Entwurf derselben von Miquel, so gab ihr Marquardsen die Fassung, in welcher sie mit einer einzigen Ergänzung dann wörtlich auf dem Parteitage angenommen ward.

Nach alledem erfuhr die Politik aus Marquardsens wissenschaftlichem Entwicklungsgang reiche Unterstützung. Aber nicht bloß sie, auch die Wissenschaft hat hieraus Vortheil gezogen. Es darf nicht vergessen werden, daß Marquardsen mit demselben Eifer, mit dem er sich von 1864 an in den Dienst des öffentlichen Lebens stellte, von 1848 bis 1868 in wissenschaftlicher Arbeit thätig war. Wir verdanken Marquardsen eine ganz wesentliche Förderung unsrer Kenntnisse englischen Straf- und Staatsrechts. Mit ihm ist insbesondere der letzte große Kenner englischen Staatsrechts in Deutschland zu Grabe gegangen. Gelang es Marquardsen auch nicht, den oben erwähnten Plan, eine Geschichte des Habeas Corpus-Rechtes zu schreiben, zur Vollendung zu bringen, so hat er doch in Einzelstudien Bestes in der Erforschung englischen Rechts geleistet. Der strafrechtlichen Arbeiten haben wir schon früher Erwähnung gethan. Was das Staatsrecht anlangt, so liegen in seiner eingehenden Besprechung von Mohls „Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften", Band II, in der von ihm mitbegründeten „Zeitschrift für die gesammte Rechtswissenschaft" (1857 S. 201 ff.), in seiner Rede über „Das englische Oberhaus und die Wissenschaft", mit der er sich 1862 in den Akademischen Senat der Universität Erlangen einführte, und besonders in seinen meisterhaften Aufsätzen über Baco v. Verulam, Blackstone und Brougham in Bluntschli's und und Broters Staatswörterbuch (1857) werthvolle Beiträge zur Aufklärung englischen Verfassungslebens vor. Besonders bedeutsam ist seine Charakteristik von Blackstone's „Commentaries on the Laws of England" geworden. Ueber das englische Staatsrecht greift seine Besprechung von Vandrillart, Bodin et son temps (Zeitschrift für die gesammte Rechtswissenschaft, 1856), hinaus. Sie enthält eine packende Schilderung der Entwicklung der allgemeinen Staatslehre in den ersten beiden Jahrhunderten der Neuzeit. An völkerrechtlicher Forschung betheiligte sich Marquardsen durch eine Studie zum Neutralitätsrecht („Der Trentfall" 1862), zu der ihm ein praktisches Vorkommniß, das Anhalten des englischen Postdampfschiffes „Trent" durch das Vereinigte Staaten-Dampfschiff „San Jacinto" am 8. November 1861, Veranlassung gab. In späterer Zeit wirkte Marquardsens Kenntniß ausländischen Rechts noch einmal bahnbrechend, indem sie ihm 1880 die Anregung gab, in- und ausländische Staatsmänner und Gelehrte zur Herausgabe eines „Handbuchs des öffentlichen Rechts" aller zivilisirten Staaten zu veranlassen. Durch seine weitverzweigten Beziehungen war

es ihm ein leichtes, sich die nöthigen Mitarbeiter zu sichern. Wae es ihm auch nicht vergönnt, selbst einen Beitrag hiezu zu liefeen, so trägt dieses jetzt auf mehe als 30 Bände gediehene Werk, dessen Vollendung er nahezu erleben durfte, doch dank seiner Anregung seinen Namen als den des ersten Herausgebees. Daß Marquaedsen über seiner politischen Thätigkeit die Liebe zur Wissenschaft nicht veeließ, das möge auch noch aus der treuen Anhänglichkeit hervorgehen, die er auch liteearisch der Universität seiner Jugendjahre bewahrte. Mit zu dem Besten, was Maequardsen geschrieben, gehören die beiden Erinnerungsblätter, die ee 1870 und 1875 seinen Leheern Vangerow und Mohl widmete und die er 1886 in neuem Abdruck der Heidelbergee Universität zu iheem 500jährigen Jubiläum als Festgabe darbot. Mohls Leben und Wirken schildeete er dann noch ausführlichee im 15. Bande dee „Allgemeinen Deutschen Biographie".

Aber noch etwas anderes als Politik und Rechtswissenschaft zog aus Marquardsens Beschäftigung mit ausländischen, vorzugsweise englischen Recht Nutzen, die deutsche Shakespeareforschung. Maequardsen war eifriges Mitglied des Vorstands der deutschen Shakespearegesellschaft. Leider sollte seine Absicht, auf einer der nächsten Versammlungen derselben übee „Recht und Rechtsanschauungen" in Shakespeare's Dramen zu sprechen, nicht mehe ihee Erfüllung finden. Daß Marquardsens ganze wissenschaftliche Thätigkeit durch vollständige Beherrschung der hauptsächlichsten fremden Sprachen bedingt war, ist nach vorstehendem selbstverständlich. Seine Sprachkenntnisse befähigten ihn auch, ein regelmäßigee Besucher dee Sitzungen des internationalen Völkerrechtsinstitutes zu sein, wo immer sie stattfanden, und mit ausländischen Gelehrten und Staatsmännern, z. B. Gladstone und Acton, mit denen ee oft bei Döllingee in Tegeensee zusammen war, nächsten persönlichen Verkehr zu pflegen.

Wir haben bisher von Marquardsen nur als Politiker und Gelehrten gesprochen. Was wae ee als Mensch dem Menschen? Hing seine Stellung in Politik und Wissenschaft nicht auch mit seinen eein menschlichen Eigenschaften, mit Naturell und Charakter zusammen? Wie meinen voch. Zwei Eigenschaften waeen es, die ihn besonders kennzeichneten: eiserner Fleiß und freie Zuvorkommenheit. Aus ersterem erklären sich zum Theil Marquardsens wissenschaftliche Leistungen, denn ein Sicheinarbeiten in ausländisches und noch dazu nach seinen Quellen so kompliziztes Recht, wie es das englische ist, erfordert ganz besondeee Ausdauer. Und was die andere Eigenschaft anlangt, so eeleichterte ihm seine Liebenswürdigkeit in politischen Dingen zu überzeugen, wie sie verhinderte, daß aus politischee persönliche Feindschaft wurde; persönliche Feinde hatte Marquardsen nicht.

Beide genannten Eigenschaften hingen wiedee eng zusammen. Aus dem ihm angebornen Fleiß erklärt sich, wie Marquardsen in einem nicht geringen Grade Autodidakt wae, und daraus wieder hat sich die besondere, ihm eben besonders eigenthümliche Art der Liebenswürdigkeit entwickelt, die wir oben als freie Zuvorkommenheit bezeichneten. Maequardsen wuchs vor den Thoren der Stadt Schleswig als Sohn des Besitzers eines kleinen Landgutes auf. Sein Vatee bestimmte ihn trotz seines Wissensdranges von Haus aus zu dem gleichen Beruf und ee mußte früh mit anpacken. Der Knabe wae so auf heimliche Erfüllnug seines Wissenstriebes angewiesen. Abends, wenn der Vater über den Hof gegangen war, um zu sehen, ob kein Licht mehr brenne, und sich dann in die Familienstube begab, um die Tagesneuigkeiten zu studiren, zog sich der Junge in sein Kämmerchen zurück und lernte eifrig ans Büchern seiner älteren Vettern, die die Domschule besuchen durften, ohne alle Hülfe Latein und Griechisch, Englisch, Französisch und Mathematik. Kaum 12 Jahre alt, ging er dann einmal unter dem Vorwand, die Tante zu besuchen, in die Stadt und machte die Aufnahmsprüfung für Sekunda. Noch nicht ganz 14, kam er in Prima, mußte dort aber wegen seiner großen Jugend 2½ Jahre ausharren. Mit 16¼ Jahren war er Student. Diesen hiedurch genügend dokomentirten Fleiß behielt Marquaedsen bis ins hohe Alter; noch die letzten Tage seines Lebens aebeitete er — ein eifriger politischer Tages- und Parteischriftsteller — von früh 8 bis abends 10 Uhe in Fragen des Lippe'schen Erbfolgestreites und dee deutschen Militärstrafprozeßordnung. Sein Fleiß aber wae es wiedee, der Marquardsen ein besonderes Maß von Selbstverteauen gab, und dieses trat wiederum in dee Art seiner Feeundlichkeit hervor; sie war eine freie, ungezwungene, keine, die nur gab, sondern eine, die auch nahm. — Daß Marquardsen ein Meister des ridendo dicere verum war, weiß jedee, der seine Schriften kennt und seine Reden hörte.

Nicht zum mindesten durften des Verstorbenen franke, frische Art die Kollegen seinee Fakultät verspüren. Sie freuten sich, ihn, nach Ablauf seiner Wahlperiode, nach 30jähriger Unteebrechung wiedee ganz den Ihrigen zu nennen. In iheee Mitte hätte er, wie in seiuee Absicht lag, seine Lebenserinnerungen aufgezeichnet, in iheer Mitte am 2. Februar nächsten Jahres sein 50jähriges Doktorenjubiläum gefeiert. Es würdig zu begehen, ihn im Verein mit dee Heidelberger Schwesterfakultät herzlichst als Jubeldoktoe zu begrüßen, war man gerüstet. Aus einem Glückwunsch ist ein Trauergruß gewoeden.

Vorreformatorische deutsche Weihnachtslieder.

Von Paul Pasig.

Ob unsee heidnischen Vorfahren, die bekanntlich, wenn es gegen den Feind ging, wilde Gesänge anzustimmen pflegten, deren Klang sie durch den vor den Mund gehaltenen Schild (altnord. bardhi, Schild, daher Barditus, bei Klopstock u. a. Bardiet) zu verstärken suchten, auch bei der Feier ihres um die Wintersonnenwende zu Ehren Wuotans begangenen Julfestes (Jul s. v. a. Rad, Sonnenscheibe, vgl. das englische wheel), wenn das mit Meth gefüllte Trinkhoen in dee Runde kreiste, Liedee zum Preise des sieghaften Sonnenlichtes anstimmten, ist uns zwar nicht ausdrücklich überliefert, ist abee bei dee sangesfrohen Natur des germanischen Stammes zweifellos. Denn wenn Tacitus in jener bekannten Stelle über unsre Altvordern erzählt: „Sie preisen in alten Liedern, welche bei ihnen die Stelle von Denkmälern und Geschichtsbüchern verteeten, den erdgeborenen Gott Tuisco und seinen Sohn Mannus als des Volkes Stammväter und Stifter", so erfaheen wir an einer anderen Stelle, daß bei Gastmählern und Trinkgelagen Harfner und Sänger zugegen sein mußten, die das „Lustholz" (Harfe) rüheten und Götter und Helden im Liede priesen, und in dem ältesten germanischen Heldengedicht, im „Beowulf" (8. Jahrh.), heißt es: „In der Halle wae da Harfenklang, des Sängers lautes Singen; es sagte der Wissende dee Menschen Ursprung in alten Zeiten", und an einee andern Stelle: „Da wae Sang und Klang im Saale vereinigt; das Lustholz waed gerühet, das Lied gesungen."

— Als das Christenthum auch in den germanischen Wäldern mehr und mehr Eingang fand, ließen sich die Sendboten des Evangeliums, ebenso wie später die christlichen Priester, hiebei von dem durchaus richtigen Gefühle leiten, daß dee Erfolg ihree beschwerlichen Arbeit ein um so sicheree sein werde, je mehr sie die durch Jahetausende geheiligten religiösen Gebräuche und Vorstellungen des Volkes schonten und ihnen gewissermaßen eine christliche Basis

verliehen. Heidnische Götter und Helden wurden zu christlichen Wesen gestempelt, und gar bald erklang in den heiligen Hainen Germaniens das Lob des „Herrn Jesus Christ“ und der „Jungfrau Maria“ wie früher des Donar und der Freia. Allerdings mußten es sich, wenigstens im öffentlichen Gottesdienste, und bei sonstigen feierlichen Anlässen, auch unsre Vorfahren gefallen lassen, in lateinischer Sprache ihrem christlichen Empfinden Ausdruck verliehen zu sehen, ein Mißstand, den ein Volk, wie das deutsche, dessen Gemüth lebhafter als bei anderen Nationen nach unmittelbarerer Aeußerung drängt, doppelt schwer empfand.

Der erste Schritt zur Betheiligung des Volkes in seiner eigenen Sprache am Kirchengesang sind die sog. Leisen (Leichen), sofern die Gemeinde dem am Schlusse der lateinischen Hymnen häufig beigefügten Kyrie eleison (Herr, erbarme dich!) deutsche Textesworte unterlegte, die sie nach der üblichen Weise sang. Einen weiteren Fortschritt bezeichnen die sog. Mischlieder, in denen Latein und Deutsch in oft wunderlicher Weise wechseln. Bekannt sind u. a.:

„Puer natus in Bethlehem,
Deß freuet sich Jerusalem“ u. s. w.,

sowie das bis weit in das Mittelalter hinein gesungene:

„In dulci jubilo
Nu singet und seid froh,
Unsres Herzens Wonne
Leit in praesepio;
Uns leuchtet für die Sonne
Matris in gremio,
Qui est A et O!“

Als Verfasser dieser bekanntesten Mischlieder wird, obwohl ohne nachweisbaren Grund, Petrus Dresdensis (Peter Faulfisch), † 1420 als Kantor in Zwickau, genannt.

Eine eigenthümliche Erscheinung waren ferner die sog. Wiegen- oder Krippenlieder, die bereits aus dem 14. Jahrhundert stammen und bis in das 17. Jahrhundert hinein beim Volke sehr beliebt waren. Sie verdankten ihre Entstehung den Christ- oder Weihnachtsspielen, d. h. dramatischen Vorführungen der Weihnachtsbegebenheit theils im Gotteshause bei Feier der Christmetten selbst, theils in besonders für den Zweck gemietheten und eingerichteten Profanräumen. Eine Krippe mit dem darin liegenden Kindlein durfte hiebei nicht fehlen, und nun erschien die heilige Jungfrau und wandte sich an Joseph mit der Bitte:

„Joseph, lieber Joseph mein,
Nun hilf mir wiegen das Kindelein“ u. s. w.

Später dachte man sich die ganze Gemeinde um die Krippe des Kindleins versammelt, in heiliger Andacht ihm ein Schlummerliedchen singend. Ein solches Wiegenlied hieß „Susenninne“ oder Susanninne“, von dem klangmalenden Ausdrucke „susen“ oder „sausen“ abgeleitet, der den säuselnden Zischlaut bezeichnet, dessen sich die Wärterinnen zum Einschläfern der Kinder bedienten (etwa unser Bsch, Bsch, Bsch). „Ninne“ aber ist ein Kosewort für Kindchen, ähnlich gebildet wie „Männe“ (für Mann) u. a. Ein sehr bekanntes dieser Christkinds-Wiegenlieder begann:

„Sause, ninne, sause“,

und noch heute hört man zuweilen auf dem Lande singen:

„Sause, liebe Ninne, was raschelt im Stroh“ u. s. w.

Luther in seinem bekannten „Kinderliede auf die Weihnachten“: „Vom Himmel hoch“ erinnert in Str. 14 an jene Krippenlieder:

„Davon ich allzeit fröhlich sei,
Zu springen, singen immer frei
Das rechte Susaninne schon,
Mit Herzenslust den süßen Ton“,

wo er unter dem „rechten Susaninne“ den Lobpreis des gläubigen Herzens zur Ehre des gütigen Gottes, der uns seinen einigen Sohn geschenkt hat, meint.

Das älteste uns bekannte deutsche Weihnachtslied wurde seit dem 11. Jahrhundert in Aachen gesungen. Chr. Quix hat in seinem Buche: „Historische Beschreibung der Münsterkirche und Heiligthumsfahrt in Aachen“ 1825 (S. 119) aus einer alten Handschrift dieses Lied mitgetheilt und folgende Einzelheiten vorausgeschickt. „In der Christnacht,“ bemerkt er, „versammelten sich die Herren Schöffen auf ihrer Gerichtsstube, gingen dann in die Münsterkirche, wo sie die Chorstühle auf der rechten Seite einnahmen. Nach dem Evangelium stimmte der Schöffenmeister folgendes Lied an, welches vom Chore fortgesungen wurde:

„Nun siet uns willekomen, herr kerst,
Die ihr unser allee hera siet.
Nun siet uns willekumen, lieber hern,
Die ihr in den Kirchen schöne siet,
Kyrieleyson!

Nun ist gott geboren, unsee aller trost,
Der die höllsche phurten mit seinem creutz aufstöß.
Die Mutter hat geheischen Maria,
Wie in allen kerken bucheren geschrieben steht,
Kyrieleyson!“

Die Melodie zu diesem offenbar vlämischen Texte ist ebenfalls sehr alt; sie wurde erst im Jahre 1886 vom Domdirigenten Böckeler in Aachen in einem Evangeliarium des Kaisers Otto III. (983—1002) entdeckt und später, da sie sich leider fragmentarisch erwies, durch die Melodie eines ähnlichen niederländischen Liedes ergänzt. Es ist eine echte Volksweise, klar und symmetrisch in der Form, kräftig und heiter im Ausdruck, die gewiß auch heute noch leicht Eingang in unsre Gemeinden finden würde, wenn man dem Texte etwa folgende Gestalt geben würde:

„Nun sei willkommen, Herre Christ,
Der du unser aller Heiland bist!
Nun sei willkommen, Herre mild,
In allen Kirchen steht dein heilig Bild!

Nun ist Gott geboren, Davids Sproß,
Der die Höllenpfort mit seinem Kreuz aufschloß;
Die Mutter hieß Maria, Gottes Magd,
Wie uns des Höchsten ewiges Wort besagt.“

Einen weiteren Schritt zur Betheiligung der Gemeinde am Kirchengesang in ihrer eigenen Sprache bezeichnet das Lied: „Gelobet seist du, Jesus Christ“. Wir finden es in unsern Gesangbüchern meist obenhin als ein Lied Luthers angegeben. Das ist insofern richtig, als der Reformator zu der nachweislich bereits vorhandenen ersten Strophe noch weitere sechs hinzugedichtet hat. Wir haben aber zwei schlagende Beweise für oben erwähnte Thatsache. Die „Schweriner Kirchenordnung“ („Ordinarium inclitae ecclesiae Sverinensis“) vom Jahre 1519 berichtet: „Nachdem der Chor die Weihnachtssequenz „Grates nunc omnes“ gesungen, zeigt der Priester dem Volke das Allerheiligste (das Sakrament) und das Volk stimmt zur Anbetung der Hostie den gemeinen Gesang (canticum vulgare) „Gheluet syslu Jesu Christ“ dreimal an. Wenn der Gesang ein „gemeiner“ genannt wird, so geht daraus hervor, daß er weit und breit im Volke bekannt, demnach sehr alt gewesen sein muß. Aehnliches berichtet G. Witzel in seinem „Psalten ecclesiasticus“ (Mainz 1550), wenn er über das Fest der Geburt Christi u. a. bemerkt: „Sonderlich wird am diesem grossen Fest die kurtze Sequenz gesungen „Grates nunc omnes“ und darauff unsere Alten sangen:

„Gelobet seystu, Jhesu Christ,
Das du Mensch geboren ist,

Von einer Jungfrau, das ist war,
Des frewet sich alle, aller Engel schar,
Kyrie eleyson!"

Beiläufig sei bemerkt, daß Luther es trefflich verstanden hat, auch in seiner Sprache den Volksgeist zu erfassen und wiederzugeben, so daß das nun siebenstrophige Weihnachtslied gleichwohl wie aus einem Guß erscheint.

Aehnlich verfuhr übrigens Luther bei dem Osterlied „Christ lag in Todesbanden", dessen erste Strophe bereits Mitte des 15. Jahrhunderts vorhanden war und lautete:

„Christ ist erstanden
Von der Marter alle;
Des sollen wir alle froh sein,
Christus will unsre Trost sein"

und dem Pfingstliede „Nun bitten wir den heiligen Geist", von dessen erster Strophe Bruder Berthold von Regensburg, der berühmteste Prediger seiner Zeit († 13. Dez. 1272) treffend bemerkt: „Es ist gar ein nützlicher Sang, ihr sollt es immer desto gerner singen und sollt es alle mit ganzer Andacht und mit innigem Herzen zu Gott singen und rufen. Es war ein guter Fund und ein nützer Fund, und er war ein weiser Mann, der dasselbe Lied zuerst erfand"....

Kehren wir nach dieser Abschweifung, die uns zeigen sollte, wie unsre geistesgewaltigen Ahnen es verstanden, auf dem vorhandenen Grunde ganz im Sinne der frommen Vorzeit weiterzubauen, zu den vorreformatorischen Weihnachtsliedern zurück, so erübrigt noch ein kurzes Wort über das köstliche „Es ist ein Ros' entsprungen". Im Druck freilich liegt dieses vom Niederrhein stammende Weihnachtslied erst seit dem Ende des 16. Jahrhunderts vor. Allein wir wissen, daß in jenen Gegenden früher überhaupt keine Gesangbücher gedruckt wurden. Zuerst findet sich das Lied (mit der entsprechenden Melodie) im Kölner Gesangbuch (1599), später im Speier'schen und Konstanzer (1600), im Mainzer Cantual (1605) u. s. f. Es wird zumeist „das altkatholisch Trier'sche Christliedlein" genannt, eine Bezeichnung, die auf die Gegend und das Alter seiner Entstehung hinweist. Wir dürfen daher, ohne fehlzugehen, annehmen, daß das Lied dem 15. Jahrhundert seine Entstehung verdankt, somit vorreformatorisch ist. Die Melodie ist überall die gleiche, feststehende geblieben. Sie bewegt sich in einem schwungvollen alterthümlichen Rhythmus, im sogenannten Wechseltakt. Was den Text betrifft, so beruht derselbe bekanntlich auf jener Stelle im Propheten Jesaias (Kap. 11, 1. f.), in welcher geweissagt ist, die scheinbar erstorbene Wurzel Jesse (= Isai, Vater Davids) werde einen neuen kräftigen Schößling treiben, auf dem der Geist des Herrn in außergewöhnlich reichem Maße ruhen werde. Sie lautet: „Es wird eine Ruthe aufgehen von dem Stamme Isai und ein Zweig aus seiner Wurzel Frucht bringen, auf welchem wird ruhen der Geist des Herrn" u. s. w. Jesaias, der zur Zeit der Wegführung Israels in die assyrische Gefangenschaft lebte, sieht also das neue Heil geknüpft an das Aufkommen eines geistgesalbten Sprößlings aus dem Hause Davids, dem Stamme Juda, dem der erhoffte Messias angehören sollte. Freilich hat die Dichtung aus dem „Reis" aus Davids Stamm eine „Rose" gemacht: in der That, wenn je die Poesie mit richtigem Gefühl zur Interpretin eines Prophetenwortes geworden ist, so in unserm Falle. Denn die Rose ist der Inbegriff des edelsten und erhabensten in der Pflanzenwelt, das Sinnbild der Liebe!

Im Laufe der Zeit hat das köstlich zarte Lied das Mißgeschick gehabt, je nach dem vermeintlich vorliegenden Bedürfniß um immer neue Strophen vermehrt zu werden, so daß wir in älteren katholischen Sammlungen, deren bis zu 26 finden, die eine oft barbarischer als die andere, und alle deutlich in der Sprache den Stempel der Entstehungszeit tragend. Mich. Praetorius, Kantor und Musikgelehrter in Wolfenbüttel († 1601) eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete altkirchlicher Musik und selbst hervorragender Komponist, gab in seinem „Musae Sionis" (1609) nur die beiden Anfangsstrophen wieder, hielt aber an der alten Melodie streng fest, indem er sie mit einem herrlichen vierstimmigen Tonsatz versah. Karl Winterfeld, jener bedeutende neuere Musikhistoriker und Kustos der musikalischen Abtheilung der Universitätsbibliothek in Berlin († 1852) hat das große Verdienst, durch Publikation jener klassischen Melodie auch unser Lied wieder bekannt und zu einem werthvollen Bestandtheil des geistlichen Liederschatzes gemacht zu haben. Jene beiden Strophen, die in ihrer unbeschreiblichen Zartheit an den Duft der Rose, den Farbenschmelz des Falters gemahnen, und die noch allweihnachtlich, wenn sie wie auf Engels Flügeln getragen in die Stille der heiligen Nacht hinaus erklingen, jedes nicht ganz erstorbene Herz gar wundersam ergreifen, lauten:

„Es ist ein' Ros' entsprungen
Aus einer Wurzel zart,
Wie uns die Altrn sungen,
Aus Jesse kam die Art,
Und hat ein Blümlein bracht
Mitten im kalten Winter,
Wohl zu der halben Nacht.

Das Röslein, das ich meine,
Davon Isaias sagt,
Hat uns gebracht alleine
Marie, die reine Magd.
Aus Gottes ew'gem Rath
Hat sie ein Kind geboren
Wohl zu der halbm Nacht."...

Das sind die hervorragendsten Weihnachtslieder in deutscher Zunge aus vorreformatorischer Zeit. Erst dem Auftreten des gewaltigen deutschen Glaubensstreiters von Wittenberg blieb es vorbehalten, dem tiefen Verlangen der deutschen Volksseele nach unmittelbarer Aeußerung ihres religiösen Empfindens in umfassendster Weise Rechnung zu tragen, und in dem evangelischen Kirchenliede, dessen fundamentale Bedeutung für die Sache der Reformation die Vertreter derselben wohl zu würdigen wußten, das echte geistliche Volkslied zu schaffen.

Vom Weihnachtstisch.

VI.

‡ Und nun noch etwas kalridaskopisches Mosaik über allerlei Opera, welche durch bösen Zufall in Verstoß grrirthen, oder zu spät eintrafen, um nach Charakter, Stand und Eigenart in anderer Gesellschaft nach Gebühr aufgeführt zu werden.

Sicherlich war es nimmer zu früh, wenn „Aus Goethe's Gesprächen" unter dem freilich ziemlich abgegriffenen Titel der „Lichtseiten", durch Prof. Dr. Karl Meißner (Wiesbaden 1897, bei Lützenkirchen u. Bröcking, IX, 196 S. 8°) einer Reihe von aphoristischen Maximen, Ideen, Reflexionen, Blitzen und Urtheilen zusammengestellt wird und zwar in einem hübschen Büchlein, da das durch Frhrn. v. Biedermann gesammelte zehnbändige Quellenmaterial den Wenigsten zugänglich und handsam ist. Die Ausbeute wurde nach bestimmten Gesichtspunkten, wie Religion, Kunst, Wissenschaft, Geist und Moral, Natur, Leben, Weib, Volk und Staat u. dgl. gruppirt und überall die Jahrzahl beigegeben, wann dieser oder jener Ausspruch erfolgte. Angehängt sind allerlei Erzählungen und Anekdoten und etliche sehr belustigende, aber längst bekannte Proben französischer Uebersetzungskunst.

Im festen Umriß eines echten Volksbilderbuchs hat Karl Röhling 40 Scenen „Ernstes und Heiteres aus dem Leben des großen Kanzlers Otto v. Bismarck" gezeichnet und, leicht kolorirt, im Farbendruck herausgegeben, wozu R. Hofmann in gleicher Intention den nothwendigen begleitenden Text verfaßte (Berlin 1897, A. Hofmann u. Komp., 40 S. Quer Fol.). Erlebnisse aus der Kindheit und der lustigen Studentenjugend wechseln mit Darstellungen aus den folgenden biographischen Begebenheiten, welche den Gefeierten von Stufe zu Stufe hinauftragen; auch hier kommt noch (z. B. der „Besuch beim Grafen Thun" 1851) manch unverwüstlich heiterer

Zug zum Vorschein. Bild und Wort decken sich gleichmäßig und runden sich in dem das Ganze durchziehenden, gewinnenden Ton anheimelnd zu wahrer Verehrung ab. Diese für Jedermann leicht faßbare Peagmatik wirkt in größerer Tragweite als manch kostbar ausgestattetes Prachtwerk.

Eine kleine Bibliothek verschiedenartiger, immer aber anregender Schriften bringt Alfred Lichtwark. Nach dem Vorbilde „Hamburgs" (vgl. Beil. 285, Allg. Ztg. vom 17. d. M.) behandelte er die „Deutschen Königsstädte" Berlin-Potsdam, Dresden, Stuttgart und München, in wohlwollendster Weise seine gewonnenen Eindrücke kundgebend (Dresden 1898, bei G. Kühtmann, 132 S.). Als Fortsetzung eines früheren Vortrags über die Wege und Ziele des Dilettantismus (1893) unterzieht er den edlen Sport der Liebhaberbibliotheken, des Liebhaberholzschnitts, der Bucheinbände, Amateurphotographie und Bildnißmalerei seiner eingehenden Betrachtung, während „Die Wiedererweckung der Medaille" (ebendas. 51 S.) und Medaillenkunst in Wien, Deutschland und Frankreich gehörig erwogen und durch vielfache Abbildungen belegt wird. Neue Gesichtspunkte eröffnen seine „Uebungen in der Betrachtung von Kunstwerken" (ebendas. 1898, mit 16 Abbild., 143 S. 2. Aufl.), welche Hr. Lichtwark zuerst in einer Schulklasse mit jungen Leutchen versuchsweise inscenirte. Bei gehöriger Umsicht und mit peripatetischer Ungezwungenheit durchgeführt, bietet diese Methode eine prachtige pädagogische Handhabe, die der Jugend die Augen öffnet und denken lehrt. Bei solchen Experimenten sollten jedoch nur die besten Schüler und diese gleichsam bloß zur besonderen Auszeichnung zugelassen werden. Doch ist damit eine drohende Gefahr verbunden. Wenn einmal nach diesem Vorbild eine Anzahl von Schulmonarchen im Frag- und Antwortspiel zu inquiriren und ihre erzielten Resultate in Druck zu bringen beginnen, so bricht unausbleiblich eine das ganze Gebiet der Kunstgeschichte unter Wasser setzende Sintfluth von ähnlichen Büchern über uns herein, welche Hrn. Alfred Lichtwark sicherlich den Angstschrei des Goetheschen Zauberlehrlings erpressen müßte: „Ach die Noth ist groß; die ich rief die Geister being' ich nimmer los!" Unter den Bildern, welche unser Hr. Verfasser nach seiner Manier unter die anatomisirende Lupe seiner Exegese brachte, befinden sich der „Verlorene Sohn" von Vautier, ein Kinderbildniß von Runge, Menzels „Rüstungen", die „Stadtrathsitzung" von Helsteb, etliche Hamburger Portraits, Lenbachs „Kaiser Wilhelm I." und viele andere, auch landschaftlichen Inhalts. — Schließlich schweift Hr. Lichtwark auf das Gebiet des „Blumenkultus" (1897, ebendas. 71 S.) über und regt auch hier verschiedene Betrachtungen an, die den Dank der häuslichen Blumenzüchter verdienen. Viel ausführlicher behandelt dieses Thema Hr. Max Hesdörffer mit einer „Anleitung zur Blumenpflege im Hause" (Berlin 1897, bei Gustav Schmidt, VIII und 179 S. 8°), die eigentlich nur ein Auszug ist aus desselben Verfassers berühmtem und umfangreichem „Handbuch der praktischen Zimmergärtnerei". Manche unter den zahlreichen Abbildungen sind eigentlich doch unnöthig oder nur für unbehülfliche Dilettanten berechnet, die mit ihren ungeschickten Fingern die armen Blumen gar nicht quälen, sondern lieber den Briefmarkenport kultiviren sollten, wozu Schaubecks Riesenalbum bei C. F. Lücke in Leipzig in 20. Auflage mit der Gebrauchsanweisung von Richard Senf vollständig ausreicht. Derselbe Verlag hat auch allerlei „Albums für illustrirte Postkarten" edirt zur Pflege dieser neuesten in grauenvollem Crescendo um sich greifenden großen Kinderkrankheit. Die Kultur dieses Bacillus ist neben vielen schönen Erzeugnissen nach allen Schattirungen hin ins Kraut geschossen und aufgewuchert: mit tief symbolischem Arabesken-Unsinn, unmöglicher Mystik und Non plus ultra-Naturalismus, mit Reproduktionen nach alten und alleraeuesten, längst erwarteten Zukunftsmeistern. Sie kommen in möglichst prosaischem oder poetischem Kauderwelsch der Mundarten à la Berlin, als sächsisch „gemüthliche" Edwin Bornemanns aus Leipzig, aus Altbayern, Tirol und der Schweiz, als Kunstlerfabrikat aus dem lustigen Wien und dem volalbreiten Schwaben, mit einem Kreuzfeuer von Bergsteigerwitz und Radfahrerhumor, fettfleckender Geschmacklosigkeit, bierdustender Unsidelität, mit und ohne Botanik, gut drapirten und entkostümirten Figuren, „intimen" Stimmungslandschaften, im clairobskuren Ulkstile, mit Städteansichten bei Nacht und Nebel, mit Schauspiel-, Zirkus-, Tingeltangel- und Opernscenen und besonderer Huldigung für das ewig Weibliche — manches so ordinär, daß ein Kritiker als Rächer der Aesthetik mit staatsanwaltlicher Scharfschneidigkeit einhauen dürfte. Wenn man immer von erziehlicher Volksbildung und Veredelung des Geschmacks schwadronirt, sollte keine halbwegs anständige Firma die Hand bieten zu solchen, auch im Plakatunwesen hervorbrechenden Extravaganzen und Verhöhnungen des guten Geschmacks.

Sanfteren Gemüthern sei als Sammelbuch für Blumen und Blumenbilder das schüchterne „Sinngrün" mit „einigen schlichten Versen" von E. Lomer (Leipzig bei Pöschel u. Trepte 228 S. 8°) empfohlen, welches nebenbei mit leeren Blättern durchzogen ist, worauf man entweder Blumen malen oder die wirklichen Kinder Flora's pressen und trocknen mag. Es dient als Geschenk für Mädchen vor und nach der Konfiemation, natürlich auch für Bräute und junge Damen, als Begleiter auf weiten Reisen und kleinen Touren, zum „Blättern bei sinnendem Alleinsein", es wird „Gnade finden vor allen schönen, fröhlichen und trauernden Augen". Derselbe Wunsch geleitet auch das nette, handsame Büchlein „Die (warum nicht gleich kleine!) praktische Offizierfrau", ein Taschenbuch für das gesellschaftliche und wirthschaftliche Leben der Militärfomilie, unter Mitwirkung von W. v. Gehren, St. v. Luttwitz, Hofrath Dr. Franke, C. v. Seidlitz u. a. Offizieren und Offizierfrauen, also unter Assistenz einer ganzen Akademie, herausgegeben durch Johanna v. Sydow (Berlin 1898, bei R. Eisenschmidt, 289 S. kl. 12°). Das mit umsichtigster und theilweise peinlicher Sorgfalt ausgearbeitete Buch „ist berufen, ein bequemer, praktischer Kamerad der Offizierfrau zu werden," da es alle wünschenswerthen Eigenschaften eines getreuen Rathgebers besitzt: „Erfahrung, Zuverlässigkeit, klare, knappe Form, die Fähigkeit, durch seine Berathung Verlegenheiten zu beseitigen, Verdrießlichkeiten vorzubeugen, Schwierigkeiten zu vermeiden, in den verschiedensten Fällen zu nützen und zu beruhigen" — obendrein noch geschmackvoll broschirt, um 2 M., ein ganz unbezahlbares Faktotum und wirklicher Entonteas. Es berührt mit ziffermäßiger Treue die Geldverhältnisse aller Chargen, Gehaltskürzungen und -Zulagen, Servisgelder, Reisegebührnisse und Tagegelder, Darlehens- und Versicherungskassen und Gnadenzulagen, so daß männiglich seiner Nachbarin ihre ganze Revenue nachzurechnen vermag; item alles was eine Offiziersgattin beim Sterbefall ihres Gemahls mit Einschluß der Leichenbeförderung, Beerdigung und Ablieferung der Orden zu beobachten hat, die Pensionsverhältnisse und die Ansprüche der Wittwen und Waisen — und das alles bis ins Minutiöse in einem Buch, welches unzähligemal als Braut- und Ausstattungsgeschenk gereicht werden kann. Ein Abschnitt belehrt über den „Offizierbursch im Haushalt", über Mannveraustüstung, Mobilmachung oder Umzug, Verpackung und Pferdetransport (!), über die Hauswirthschaft im weitesten Umfang, speziellster Nahrungs-, Genußmittel- und Waarenkunde, Leinwand, Wäsche und Seide, praktische Wirthschaftsrecepte, Teppichpflege, Auffeischung der Gypsfiguren und dlinbgewordener Oelgemälde (!) und weitere Hausrathpflege; über Steuern, Dienstbotenrecht, Kredit, Testatrecht, Gesundheit, Verkehr, Eisenbahn, Post, Brief und Telegraph. Das macht doch bisweilen den Eindruck, als wäre des Guten etwas zu viel geschehen! Gar nicht berührt sind die gesellschaftlichen Verhältnisse, Theater, Konzerte, Diners und Soupers, was naturgemäß in das Gebiet des guten Tones gehört.

Im ersten Theil seiner „Kreuz- und Quersahrten" geleitet uns Poths-Wegner durch „Corsica" (Berlin 1897, bei Paul Hüttig, 158 S. 8°). Es geht wie im Fluge um die herrliche Insel: von Ajaccio, über Bonifario mit seinen Grottenwundern, nach Sartene, Bastia, Kap Corso und Corte, wozu noch ein Ausflug nach dem Monte Rotondo und in die Restanica-Schlucht erfolgt. In Ajaccio besuchen wir das Geburtshaus Napoleons, und einen Maskenball im Theater; der Herr Verfasser berichtet über den König Theodor Neuhof, über den Korsenhelden Sampiero, von welchem Karl von Bourbon zu sagen pflegen pflegte, dieser Obrist sei an einem Schlachtentage mehr werth als 10,000 Mann, und von Pascal Paoli; nebenbei erzählt er etwas von der Vendetta, von einem Hochzeitsfest und der uralten Todtenklage um einen in den Bergen verunglückten Jüngling; auch die flüchtige Bekanntschaft mit einem braven Banditen wird uns zufällig ermöglicht. Durch diese ethnographisch-kulturhistorischen Skizzen schlängelt sich nur eine,

„se non è vero, è ben trovato", corsisch grausige Vampyrgeschichte à la Callot-Hoffmann. — Der zweite Theil der Kreuz- und Querzüge, welchem wir erwartungsvoll entgegensehen, wird in Capri, Montenegro und Venedig spielen.

Eine zierliche Gabe für junge Mädchen bieten die von Bertha Clément redigirten „Frühlingsblüthen" (Nürnberg, bei Theo. Stroefer. I, 175. II, 176. 4°). Außer den lehrreichen Erzählungen der Herausgeberin finden sich „Plaudereien aus dem Reiche der Natur", über die Ausübung der Charitas durch Frauen in alter und neuer Zeit (von Wilh. Studemund), Kulturhistorisches über „Die Thermen des Caracalla", Kunstgeschichtliches über den Maler Anselm Feuerbach und den Komponisten Johannes Brahms. Natürlich ist auch Nansen nicht vergessen. Zwei dramatische Arbeiten liefert Helene Binder für die häusliche Bühne. Die Ausstattung durch Vignetten, Illustrationen und Bilder ist musterhaft, hiezu haben die besten Namen Beiträge geleistet, wie R. Beyschlag (Hänsel und Gretel), Defregger (Loni), H. Vogel, Anna v. Wahl, W. Menzler, Alex. Zick, Robbecke (Sommertag), R. Püttner, Paul Mehr, Nuczly und viele Andere. Für ebendasselbe Publikum empfehlen sich Elisabeth Haldens heitere „Mamsell Uebermuth" (Berlin, bei Herm. J. Meidinger), welche in kurzer Zeit mit vier Auflagen und zwölftausend Exemplaren ihre Zugkraft bewährte. Aehnliche Erfolge verspricht die „Gertrud-Reseda" derselben Verfasserin (ebendas. in 3. Auflage) und ihre neueste Erzählung „In Heimath und Fremde", worin die fröhliche Freude der Jugend mit dem Ernste des Lebens um die Wette eifert. Hochwillkommen heißen wir das Zeitgemälde „Astolf, der Cherusker" von A. v. d. Elbe (mit Bildern von G. Adolf Closs; ebendas.); Frau Auguste von der Decken, welche sich unter diesem Autornamen verbirgt, besitzt eine gründliche, vielseitige Kenntniß unsrer Vorzeit, wie z. B. der epochemachende Roman über den Dichter des altsächsischen Heliand („Der Heliandsänger" 1884 ff.) die „Lüneburger Geschichten" und die Fortsetzung von Brentano's „Chronika des fahrenden Schülers", 1882, in 3. Aufl.) beweisen. Die Charakterköpfe Armins und Astolfs, der blinden Seherin Veleda, der im Dulden so erprobten Heilwig, sind mit großer Kunst wie aus echtem Lindenholz geschnitten: alle Freunde des echt germanischen Volksthums werden daran ihre Freude haben!

Mittheilungen und Nachrichten.

F. B. Zur Universal-Bibliographie. Während das Publikum über den großen Plan eines Repertoriums der gesammten Literatur aller Völker und aller Zeiten bisher mehr die Dithyramben der begeisterten Anhänger, als die Gutachten sachlich prüfender Fachmänner vernommen hat, melden sich nun auch die Letzteren da und dort zum Worte. Ein ganz ausgezeichneter Aufsatz im „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel" (Nr. 262 vom 10. Nov. d. J.) ist zur Aufklärung sehr geeignet. Die utopistische Ungeheuerlichkeit der Idee wird hier kurz und bündig dargelegt. Besonders beachtenswerth ist, was der ungenannte Verfasser über die Nutzlosigkeit und über die enormen Kosten des Unternehmens sagt: „Was wäre das Ergebniß dieser ungeheuren Arbeit? Die allergrößte Mehrzahl der wissenschaftlichen Bücher und Zeitschriftenarbeiten ist heute total veraltet, sofern die Werke überhaupt noch aufzutreiben sind, deren Titel so sorgsam neu registrirt werden sollen. Zu welchem Zweck? fragt man unergründlich ein- über das andremal. Laßt die Todten ruhen, verschont uns mit dem Staub der Jahrhunderte! Und wenn wirklich einmal ein Literaturmaulwurf sich in die älteste Makulatur vergraben will, so mag er doch sehen, wie er fertig wird. Soll dafür das Unmögliche angestrebt werden, wo das Angefangene doch nur ein trauriger Torso werden würde?" Man kann dem die von jedem wissenschaftlich Arbeitenden tausendfach gemachte Erfahrung hinzufügen, daß mit dem Titel einer Schrift, der für die reine Bibliographie allein in Betracht kommen kann, ihr wesentlicher Inhalt in der Regel lange nicht erschöpfend umfaßt wird. Wer Material zu irgendeiner Arbeit sucht, wird trotz aller systematischen Bibliographien immer wieder zu speziellen Handbüchern, Referaten, Jahresberichten u. s. w. greifen müssen. Darüber hilft auch keine „Universal-Bibliographie" hinweg. Und nun die Kosten eines solchen Unternehmens! „Gesetzt, ein Arbeiter in diesem Weinberg saurer Trauben könnte bei täglich 8stündiger Arbeitszeit täglich 50 Titel verzeichnen, so wären zur Aufnahme von 20 Millionen Titel 1111 Jahre nöthig. Bewilligt man dem Manne pro Jahr ein Gehalt von 4000 M., so kostete die Statistik 4½ Millionen Mark, ehe noch ein Blatt Papier angeschafft und ein Buchstabe gedruckt ist. Satz, Papier und Druck würden aber ebenfalls Millionen verschlingen. Und wozu das alles? fragt man immer wieder, selbst wenn eine Aussicht vorhanden wäre, daß das Werk zustande kommen könnte! Würde sich bei dem wirklichen Zustandekommen des Werkes in sehr vielen Fällen nicht eine solche Masse Material ergeben, daß an ein Beschaffen, Sichten und Studiren gar nicht gedacht werden könnte? Und wie behalf man sich übrigens die Beschaffung? Der Benutzer würde nach wie vor gezwungen sein, durch Umfragen bei den einzelnen Bibliotheken die einzelnen Werke und Zeitschriften zu suchen." Man kann sich die daraus erwachsende, in mindestens neun Zehnteln aller Fälle höchst unnöthige Belästigung der Bibliotheken nicht ohne Schaudern vorstellen. Wenn man noch dazu bedenkt, daß die bisherige Organisation des Brüsseler Instituts nur eine plan- und zwecklose Arbeit erwarten läßt, daß ferner selbst die Basis der Universal-Bibliographie, das Dezimalklassifikationssystem, ganz ungeeignet ist, daß endlich manches nützlichere, weil ausführbare bibliographische Unternehmen durch die Förderung solcher utopistischen Pläne um die nöthige Unterstützung kommen würde, so wird man mit dem Verfasser nur vor der ganzen Sache warnen können. Der ganze Plan trägt wirklich „den Stempel des unbedachten Projekts an der Stirn". Es wäre gut, wenn das Brüsseler Institut dem Vorschlag des Verfassers folgen und sich nun der Utopie zum erreichbaren Guten wenden würde: an der Herstellung einzelner Landesbibliographien oder praktischer Literaturverzeichnisse für einzelne Wissenschaften gäbe es auf viele Jahre hinaus gerade genug zu thun!

Christian Morgenstern: Auf vielen Wegen. Gedichte. Berlin. Verlag von Schuster u. Löffler. 136 S. — Der Verfasser mag schon viele Wege gegangen sein, in diesem seinem neuesten Buch beweist er schlagend, daß er als Dichter, wenn auch nicht gerade viele, so doch eigene Wege zu gehen weiß. Gibt sich manches darin noch zu bizarr, wie das „Warrrrrrte nur!", welches als Refrain des Gedichtes „Meeresbrandung" nach je zwei Versen, im ganzen zehnmal, wiederholt wird und offenbar das Geräusch ans prallender Wogen markiren soll, so kann man doch an dem weitaus größten Theil der Morgenstern'schen Lyrik seine Freude haben. Dem Verlegerpaar Schuster u. Löffler in Berlin scheint nach so viel lyrischer Drachensaat endlich einmal ein Morgenstern aufgegangen zu sein. In „Mittagstille" und „Beim Marsbarbier" — letzteres Stück schreit geradezu nach dem Märchenstift eines Hermann Vogel! — tritt uns ein feinfühliger und scharf beobachtender Landschafter entgegen, der mit glücklicher Hand was da kreucht und fleucht seinen freundlichen Veduten einverleibt. Die Abtheilung „Waldduft" gehört zum schönsten des inhaltreichen Bandes und beweist, daß diesem uralten Thema noch immer eigenartige Variationen abzugewinnen sind. „Vom Tagwerk des Todes", wie sich ein Dutzend phantastisch-barocker Momentbilder nennt, erinnert lebhaft an die Todtentanzgedichte Adolf Frey's, bisweilen auch in der knappen, gedrungenen Form, in welcher beide Dichter die düsteren Stoffe behandeln, so z. B. in dem unheimlichen Nachtstück „Am Ziel", das ein packendes Pendant zu Frey's „Zug im Walde" bildet. Der Tod hat mit dem betrunkenen Weichenwärter „alles abgekartet", die Katastrophe ist unvermeidlich:

Blind, im Schienenüberfluge
Stapft der Zug die falschen Gleise.
Schimmernd grüßt das Ziel der Reise, —
Leise lacht es hinterm Zuge.

Großzügige Flüge nimmt des Dichters Phantasie im Cyklus „Träume", aus dem „Das Aepfelchen" (wohl auf C. F. Meyers Baum gewachsen) und „Kindesglaube" als vorzüglich gelungene Stücke hervorzuheben sind. In letztgenanntem Gedicht zum Preise der kleinen stören freilich die — dem Reim zuliebe — „zugespitzten" Mündchen, was bei Morgenstern umsomehr auffällt, als er es sonst mit dem Reim nicht eben allzu genau nimmt; so in dem reizenden „Elfenreigen", in dessen zweiter Strophe der Reim „Ring" — „Schmetterlingen" hängen geblieben ist. Noch weniger hübsch nimmt sich in „Geier Nord" der Hag aus, der sich nothgedrungen auf — „Sack" (!) reimen soll. Da sie zum Glück nur in geringer Zahl vertreten sind, vermögen derartige technische Unebenheiten den Gesammteindruck des liebenswürdigen Werkleins nicht zu beeinträchtigen. Möchten sie bei einer vielleicht nöthig werdenden zweiten Auflage dieser Gedichte mit dem die unnennbare Rolle eines Lückenbüßers spielenden „Tagebuch-Fragment", das denn doch gar zu unbedeutende epigrammatische Versuche enthält,

Digitized by Google

verschwinden, damit auf den vielen Wegen des Lyrikers Moegenstern, die wohl in absehbarer Zeit alle zum Kastalischen Quell führen, kein Unkräutlein mehr anzutreffen ist. -ee-

Rud. Betten: Die Rose, ihre Anzucht und Pflege, mit 138 Abb. (Frankfurt a. O., Trowitsch u. S.). — Das uns hier vorliegende, vom Verlag sehr hübsch ausgestattete Buch führt sich bei dem Leser als „praktisches Handbuch für Rosenfreunde" ein und erfüllt nach entschieden diesen Zweck aufs beste. Verfasser lehrt uns, unter welchen Verhältnissen die „Königin der Blumen" am besten gedeiht und welche Behandlung sie in den verschiedenen Jahreszeiten verlangt. — Nicht nur über das Anpflanzen des Stockes, den Schnitt im Frühjahr und Sommer, sowie über den Winterschutz, sondern auch über die verschiedenen Methoden der Vermehrung, resp. Veredelung der Wildlinge, und die Pflege der Rosen im Zimmer erhalten wir treffliche Rathschläge und auf Erfahrung gegründete Anleitung. — Den lebendig und klar geschriebenen Text unterstützen vorzügliche Abbildungen, die nach Originalen von Frl. Minna Laubien gefertigt sind, aufs beste. Um dem Rosenfreund bei der Auswahl einzelner Sorten an die Hand zu gehen, sind nur die besten Rosensorten, nach Farben geordnet, in einzelnen Abschnitten beschrieben; als Abschluß jeder solchen Zusammenstellung finden wir auch noch das Allerbeste besonders benannt. Die neueren Sorten, und unter diesen wieder die Theehybriden, sind besonders bevorzugt. Jeder Rosenfreund wird an dem inhaltsreichen und hübsch ausgestatteten Buch seine Freude haben und es auch nicht ohne Nutzen zu Rathe ziehen.

Dr. Schuh.

-n. Damajanti. Lyrisches Drama von Luise Hitz. (Verlag der G. Franz'schen Hofbuchhandlung. München 1897.) — Es wird als das bleibende Verdienst des Dichterphilosophen Fr. Nietzsche, der mit seiner „Umwerthung aller ethischen Werthe" auf philosophisch ungebildete Geister vielfach „besinnungernahend, herzbethörend wie der Sirenen Gesang" gewirkt hat, betrachtet werden müssen, daß er mit eindringlichen Worten und scharfen Gründen die abendländischen Völker auf das Gefährliche und Unwürdige der orientalisch-asketischen Lebensanschauung, auf die „Knechtsmoral" der Willensverneinung und Weltentsagung aufmerksam gemacht hat. In der That, solange Lebensmuth, Schaffenskraft und Unternehmungslust den jugendlichen Völkern Nerv und Muskeln schwellt, hat es keine Gefahr, wenn ihnen auch fortwährend Flucht aus dem irdischen Jammerthal, Kreuzigung des Fleisches, Unterdrückung der Vernunft, quietistisch-beschauliches Sichversenken in das Ueberfinnliche gepredigt wird. Da wird stets der thatenlustige Ritter dem entsagenden Mönch, der rührige Bürger dem armuthpreisenden Büßer, der normbliche Forscher dem wahrheitsicheren Priester das Gegengewicht halten.

Allein wenn die älter gewordenen Völker der anstrengenden Kulturarbeit müde, des sinn- und maßlosen Genußlebens überdrüssig zu werden beginnen, dann naht die Zeit, wo die pessimistisch-quietistischen Lehren der Weltentsagung und Willensverneinung allzu geeigneten Nährboden finden, wo der beständige Hinweis auf ein irdisches oder himmlisches Nirwana gleich dem Opiumtrank die Geister einlullt und die Kräfte lähmt; wo der Aberglaube die Forschung, das Beten das Arbeiten zurückdrängt, una so der Stillstand und Rückgang einst hochbegabter Kulturnationen besiegelt wird.

Kein Wunder, daß am Ausgang der alten Welt orientalische Lehren und Kulte den ermatteten Völkern den letzten Rest von Besonnenheit und Thatkraft raubten und sie damit zur Selbstbehauptung und Anpassung unfähig machten. Kein Wunder, daß heute in Paris der Buddhismus reiche Fortschritte macht, daß er in Form buddhistischer Katechismen auch in Deutschland Proselyten zu werben sucht, wo durch Schopenhauer, Ed. v. Hartmann, Mainländer u. a. Vertreter des Pessimismus die Gemüther schon genügend dafür bearbeitet sind!

So sehr wir uns aber gegen die Einschmuggelung indischer „Philosophie", wovon den abendländischen Völkern seit 1500 Jahren mehr als genug eingeimpft worden ist, wehren müssen, so werden wir doch sinnige indische „Poesie", zumal aus der epischen Heldenzeit der stammverwandten Arier, auf unserm Boden stets willkommen heißen. Darum möchten wir hier die Aufmerksamkeit der Leser auf ein neues Werk der Verfasserin der vom Graien a. Schock bevor- und beigworteten „Ganges-Wellen" (Erzählende indische Dichtungen, Franz'sche Hofbuchhandlung) lenken. In „Damajanti" hat die Dichterin mit Geschmack und Geschick den Inhalt des von Rückert so kunstvoll behandelten indischen Epos „Nal und Damajanti" in dramatische Form gegossen und unserm heutigen Empfinden bedeutend nähergebracht.

Wir würden es freudig begrüßen, wenn ein talentvoller Komponist sich des äußerst dankbaren Stoffes in der vorliegenden lyrisch-dramatischen Bearbeitung bemächtigte. Dann erhielten wir — zwar kein durch Felonität und Geschmacklosigkeit entstelltes „deutsches" (?) Märchen à la Königskinder, aber — ein höchst wirkungsvolles indisch-deutsches Musikdrama.

* **Halle**, 22. Dez. Sein 60jähriges Doktorjubiläum feiert heute in unsrer Stadt, seinem Altersruhesitz, der bekannte Leibniz-Forscher und gelehrte Historiker der Mathematik, Gymnasialdirektor a. D. Karl Immanuel Gerhardt. Er erwarb seinen Doktortitel an der Universität Berlin auf Grund eines werthvollen Beitrags zur Geschichte der Differentialrechnung, die vorher von der Berliner philosophischen Fakultät mit einem Preise gekrönt worden war. In seinen späteren Werken, von denen besonders „Die Entdeckung der höheren Analysis" (Halle 1855) und „Die Geschichte der Mathematik in Deutschland" (München 1877) zu nennen sind, wies er besonders nach, daß Leibniz ganz unabhängig und selbständig die Lehre von der Differentialrechnung fand; auch gab er Leibniz' mathematische Werke (Berlin und Halle 1849—62, sieben Bände), sowie dessen philosophische Werke (Berlin 1875—90, sieben Bände) heraus. Seit 1861 ist Gerhardt korrespondirendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

* **Kiel.** Der mit den vorbereitenden Untersuchungen für die Errichtung einer zoologischen Station an der Südsee beauftragte Professor Dr. Dahl von der hiesigen Universität hat, unterstützt von dem Plantagenbesitzer Parlinson, inzwischen auf der Insel Neupommern ein provisorisches Institut eingerichtet und ansehnliche Sammlungen nach Europa gesandt. Professor Dahl hält die Gazellenhalbinsel und speziell Raluan zur Errichtung einer biologischen Dauerstation für außerordentlich geeignet.

* **Prag.** Der Supplent an der theologischen Fakultät der hiesigen deutschen Universität, Dr. Joseph Zaus, ist zum außerordentlichen Professor der christlichen Philosophie und Fundamentaltheologie an derselben Universität ernannt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Dr. Karl Ackermann: Thierbastorde. 1. Theil: Die wirbellosen Thiere. Kassel, Selbstverlag des Herausgebers 1897. — Karl Pröll: Aus Leben u. Tod. Deutsch-nationale Kämpfe in Oesterreich. Dresden, Oskar Damm 1898. — *Dr. Vittore Alemanni:* La coscienza sisica. (Estratto dalla Rivista Italiana di Filosofia.) Roma 1897. — Adolf Hausrath: Alexander und Luther auf dem Reichstag zu Worms. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte. Berlin, G. Grote 1897. — Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. Neue Folge. VI. Jahrgang 1897. Stuttgart, W. Kohlhammer. — Ludwig Wagner: Unterricht und Ermüdung. Ermüdungsmessungen an den Schülern des neuen Gymnasiums in Darmstadt. (4. Heft des 1. Bds. der Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der Pädagogischen Psychologie und Physiologie. Hggb. von H. Schiller und Th. Ziehen.) Berlin, Reuther u. Reichard 1898. — Otto Kaemmel: Christian Weise. Ein sächsischer Gymnasialrektor aus der Reformzeit des 17. Jahrhunderts. Leipzig, B. G. Teubner 1897. — Adolf Wilbrandt: Schleichendes Gift. Roman. 3. Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1898. — E. v. Schmid: Die Militär-Versorgungsgesetze, der Reichs-Invalidenfonds und die Wehrsteuer. Neuabdruck. Verlag der Zeitung „Veteran" in Leipzig 1897. — Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, begründet von L. Quidde. Neue Folge. 2. Jahrgang. 3. Vierteljahrsheft. Freiburg, J. C. B. Mohr 1897. — Dr. Hans Laehe: Die Darstellung krankhafter Geisteszustände in Shakespeare's Dramen. Stuttgart, Paul Neff 1898. — Hans Fabricius: Die Kämpfe um Dijon im Januar 1871 und die Vogesenarmee. Mit 4 Karten und Plänen und 1 Abbildung. Bamberg, Mittler'sche Buchhandlung 1897. — Dr. Max Hachenburg: Das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich. Lfg. 5. Mannheim, J. Bensheimer 1897. — Caelos Napenauer: Bolivia in historischer, geographischer und kultureller Hinsicht. Wien, Leopold Weiß 1897. — R. L. Glazebrook: Das Licht. Grundriß der Optik. Deutsch von Dr. E. Germela. Mit 134 Figuren im Text. Berlin, S. Calvary u. Komp. 1898. — Geneges Pellissier: Praktisches Handbuch der Acetylenbeleuchtung und Calciumcarbid-Fabrikation. Autorisirte deutsche Ausgabe von Dr. Anton Ludwig. Ebd.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Montag, 27. Dezember. Nummer 292.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Das Recht der Handlungsgehülfen und Handlungslehrlinge nach dem neuen Handelsgesetzbuch. Von Dr. Grunow. — Eine Ablehnung. Von Martin Schubart. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das Recht der Handlungsgehülfen und Handlungslehrlinge nach dem neuen Handelsgesetzbuch.

Wie im neuen Bürgerlichen Gesetzbuch in den Bestimmungen über den Dienstvertrag die Durchdringung des positiven Rechtsstoffes mit sozialpolitischen Ideen und Grundsätzen am deutlichsten zum Ausdruck kommt, so charakterisirt auch derselbe Zug ein Spezialgebiet des Arbeitsvertrages, das Recht der Handlungsgehülfen und Handlungslehrlinge im neuen Handelsgesetzbuche. Sozialpolitische Reformen aber dulden keinen Aufschub; darum war es nur billig und zweckmäßig, wenn unsre gesetzgebenden Faktoren auf Anregung der Reichsregierung einer anticipirten Inkraftsetzung des Gehülfen- und Lehrlingsrechtes des neuen Handelsgesetzbuches ihre volle, widerspruchslose Zustimmung ertheilten. Während das neue Handelsgesetzbuch im allgemeinen erst mit dem Bürgerlichen Gesetzbuch in Kraft tritt, d. h. zum 1. Januar 1900, bestimmt Artikel 1 des Einführungsgesetzes, daß der „die Handlungsgehülfen und Handlungslehrlinge“ behandelnde 6. Abschnitt des ersten Buches des Handelsgesetzbuches bereits mit dem 1. Januar 1898 Gesetzeskraft erhalten soll.

Man wird ja schwerlich die Bedeutung und den Werth gesetzgeberischer Aktionen mit der Elle messen können, d. h. nach dem Umfang und der Ausführlichkeit der die Materie behandelnden Rechtsvorschriften; immerhin weist aber schon äußerlich die 25 Paragraphen umfassende Neuregelung des Stoffes auf deren Bedeutung hin, während das frühere Handelsgesetzbuch dieses Gebiet in nur 9 Artikeln behandelte. Und in der That bedeutet das neue Gesetz einen wesentlichen, in den Einzelheiten vielfach von dem alten Handelsgesetzbuch abweichenden Fortschritt, der in der Tendenz des Gesetzes seinen Ausdruck findet, dem wirthschaftlich Schwächeren einen wirksameren Schutz zu verleihen; zudem sind die Bestimmungen des neuen Gesetzes darauf gerichtet, die Aufrechterhaltung von Zucht und Ordnung im Gewerbe zu fordern; die Bestimmungen über die Handlungslehrlinge im besonderen versuchen die Erreichung des Lehrzwecks zu garantiren, soweit dies im Rahmen eines Handelsgesetzbuchs überhaupt möglich ist.

Handlungsgehülfe ist nach dem neuen Gesetz derjenige, der in einem Handelsgewerbe zur Leistung kaufmännischer Dienste gegen Entgelt angestellt ist. Die Art und der Umfang der Dienstleistungen regeln sich mangels besonderer Vereinbarung nach dem Ortsgebrauch; besteht kein Ortsgebrauch, so gelten die den Umständen nach angemessenen Leistungen als vereinbart. Ebenso ist auch für das Lehrlingsverhältniß in erster Linie der von dem gesetzlichen Vertreter des Lehrlings oder, sofern dieser volljährig ist, der von ihm selbst abgeschlossene Lehrvertrag maßgebend. Dieser bestimmt auch die Dauer der Lehrzeit; fehlt eine darauf abzielende Vereinbarung, so richtet sich diese nach den örtlichen Verordnungen oder nach dem Ortsgebrauch. Das Lehrverhältniß kann, sofern nicht eine längere Probezeit vereinbart ist, während des ersten Monats nach dem Beginn der Lehrzeit ohne Einhaltung einer Kündigungsfrist gekündigt werden, d. h. der erste Monat der Lehrzeit gilt gesetzlich als Probezeit. Die Probezeit kann sich auch auf einen größeren Zeitraum erstrecken, jedoch nicht über 3 Monate hinaus, widrigenfalls die Vereinbarung nichtig ist.

Das Gesetz hat eine Reihe von Bestimmungen aufgestellt, die für Handlungsgehülfen und Handlungslehrlinge gemeinsam gelten sollen. Sie dürfen ohne Einwilligung des Prinzipals weder ein Handelsgewerbe betreiben, noch in dem Handelszweige des Prinzipals für eigene oder fremde Rechnung Geschäfte machen. Demnach sind — außer dem Betriebe eines beliebigen Handelsgewerbes — nur die im Handelszweige des Prinzipals liegenden Geschäfte verboten; so ist z. B. der Handlungsgehülfe, der in einem Kolonialwaarengeschäft angestellt ist, berechtigt, Schnittwaaren ein- und zu verkaufen. Ferner stellt das Gesetz die Vermuthung auf, daß es schon als Einwilligung gilt, wenn dem Prinzipal bei der Anstellung des Gehülfen bekannt ist, daß er das Gewerbe betreibt, und wenn er trotzdem nicht die Einstellung des Betriebes ausdrücklich vereinbart. Die Folgen der Verletzung des sogenannten Handels- und Konkurrenzverbotes sind größtentheils dieselben wie im alten Gesetz: Dem Prinzipal steht wahlweise das Recht zu, Schadenersatz zu verlangen oder aber das sogen. Eintrittsrecht geltend zu machen, d. h. zu fordern, daß der Handlungsgehülfe oder Lehrling die für eigene Rechnung gemachten Geschäfte als für Rechnung des Prinzipals eingegangen gelten lasse und die aus Geschäften für fremde Rechnung bezogene Vergütung herausgebe, oder aber seinen Anspruch auf die Vergütung abtrete. Eine Neuerung liegt dagegen in der Bestimmung, daß diese Ansprüche bereits in 3 Monaten von dem Zeitpunkte an verjähren, in welchen der Prinzipal Kenntniß von dem Abschlusse des Geschäftes erlangt; sie verjähren ohne Rücksicht auf diese Kenntniß in 5 Jahren von dem Abschlusse des Geschäftes an. Die Aufnahme dieser Vorschrift erfolgte, um, wie die Denkschrift bemerkt, „den Gehülfen unter allen Umständen gegen die Geltendmachung von Forderungen wegen lange zurückliegender Vorkommnisse zu schützen“.

Die sozialpolitische Tendenz des Gesetzes kommt am schärfsten in den Bestimmungen der §§ 62 ff. zum Ausdruck: damit ist die durch die Novelle zur Gewerbeordnung vom 1. Juni inaugurirte Arbeiterschutzgesetzgebung auch auf die Handlungsbetriebe ausgedehnt worden. Der Prinzipal ist verpflichtet, die Geschäftsräume und die für den Geschäftsbetrieb bestimmten Vorrichtungen und Geräthschaften so einzurichten und zu unterhalten, auch den Geschäftsbetrieb und die Arbeitszeit (auf Vorschlag der Kommission des Reichstages hinzugesetzt) so zu regeln, daß Gesundheit,

Anstand und gute Sitten nicht gefährdet werden. Noch erweitert wird das Maß der Pflichten im Falle der Aufnahme in die häusliche Gemeinschaft: die Fürsorge des Geschäftsherrn muß sich dann auch auf den Wohn- und Schlafraum, die Verpflegung und die Arbeits- und Erholungszeit erstrecken. Als Richtschnur sollen auch hier die Rücksichten auf die Gesundheit und Sittlichkeit, sowie die Religion gelten. Im Falle der Nichtbeobachtung dieser Vorschriften ist der Geschäftsherr dem Handlungsgehülfen oder Lehrlinge zum Schadenersatz verpflichtet, dessen Art und Umfang sich nach den für die Ersatzpflicht bei unerlaubten Handlungen geltenden Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuches richten. Daneben hat die Vernachlässigung jener Pflicht zur Folge, daß der Gehülfe ohne Einhaltung einer Kündigungsfrist kündigen kann, während bei Nichtbeachtung der Vorschriften gegenüber dem Lehrling der Geschäftsherr mit einer Geldstrafe bis zu 150 M. belegt werden kann. Wird der Handlungsgehülfe oder Lehrling durch unverschuldetes Unglück an der Leistung der Dienste verhindert, so hat er noch bis zu 6 Wochen Anspruch auf Gehalt und Unterhalt ohne Abzug etwaiger Bezüge aus einer Kranken- oder Unfallversicherung. Wird der Gehülfe nicht durch unverschuldetes Unglück, wohl aber durch einen anderen von ihm selbst nicht verschuldeten Grund, z. B. durch eine militärische Dienstleistung an der Verrichtung seiner Dienste verhindert, so kommt Bürgerliches Gesetzbuch § 616 zur Anwendung, wonach er den Anspruch auf die Vergütung auch dann beibehält, „wenn er für eine verhältnißmäßig nicht erhebliche Zeit durch einen in seiner Person liegenden Grund ohne sein Verschulden an der Dienstleistung verhindert wird".

Die Vorschriften des Handelsgesetzbuches hierüber enthalten zwingendes Recht, das durch private Vereinbarung nicht abgeändert werden kann.

Hinsichtlich der Kündigung ohne Einhaltung einer Kündigungsfrist stellt das Gesetzbuch für Gehülfen und Lehrlinge gemeinsamen Grundsatz auf — für Lehrlinge jedoch nur nach Ableistung der Probezeit —, daß eine solche erfolgen kann, wenn ein „wichtiger" Grund vorliegt. Gleich dem alten Handelsgesetzbuche gibt das neue Gesetz nur eine exemplifikative Aufzählung von solchen wichtigen Gründen, um damit dem richterlichen Ermessen einen angemessenen Spielraum zu gestatten. Danach können Gehülfen und Lehrlinge kündigen, wenn sie zur Fortsetzung ihrer Dienste unfähig werden, wenn der Geschäftsherr den Gehalt oder den gebührenden Unterhalt nicht gewährt, wenn ferner der Prinzipal sich Thätlichkeiten, erhebliche Ehrverletzungen oder unsittliche Zumuthungen gegen den Handlungsgehülfen zu schulden kommen läßt oder gegen solche Handlungen eines anderen Angestellten oder eines Familienangehörigen den nöthigen Schutz verweigert. Andrerseits führt das Gesetz als „wichtige" Gründe, die den Geschäftsherrn zu sofortiger Entlassung berechtigen, an: Untreue im Dienst, Mißbrauch des Vertrauens, unbefugtes Verlassen des Dienstes, beharrliche Weigerung, den Dienstverpflichtungen nachzukommen, ferner Verhinderung an der Verrichtung des Dienstes durch anhaltende Krankheit, längere Freiheitsstrafe, sowie durch militärische Dienstleistung über 8 Wochen. Bei Beendigung des Dienst- oder Lehrverhältnisses kann der Gehülfe, bezw. Lehrling ein schriftliches Zeugniß fordern, das sich über die Art und Dauer der Beschäftigung, über die während der Lehrzeit erworbenen Kenntnisse und Fähigkeiten, sowie über das Betragen des Lehrlings aussprechen muß. Auf Antrag ist das Zeugniß von der Ortspolizeibehörde kosten- und stempelfrei zu beglaubigen.

Von ganz besonderer Wichtigkeit sind die Bestimmungen des neuen Gesetzes hinsichtlich der gesetzlichen Einschränkung der vielumstrittenen sogenannten Konkurrenzklausel. Hierfür galt bisher unbeschränkte Vertragswillkür, die vielfach zu argen Mißbräuchen der Prinzipale gegenüber ihren Angestellten geführt hatte. Zwar war die Spruchpraxis unsrer Gerichte, so oft ihnen derartige Streitfälle zur Entscheidung vorlagen, stets von dem Grundsatze ausgegangen, daß die Konkurrenzklausel unwirksam sei, soweit sie über das den guten Sitten widersprechende Maß hinausgehe; immerhin aber war dadurch — in Ermangelung gesetzlicher Normen hierüber — ihrer mißbräuchlichen Anwendung kein wirksamer Damm vorgebaut worden. Das neue Gesetz bestimmt nun, daß eine Vertragsklausel, nach der sich ein Gehülfe oder Lehrling für die Zeit nach Beendigung des Dienst- oder Lehrverhältnisses in seiner gewerblichen Thätigkeit Beschränkungen auferlegt, unwirksam ist, wenn die Beschränkung nach Zeit, Ort und Gegenstand eine unbillige Erschwerung des Fortkommens in sich schließt. Auf Vorschlag der Reichstagskommission wurde noch die Bestimmung hinzugefügt, daß die Beschränkung sich nicht auf einen Zeitraum von mehr als 3 Jahren von der Beendigung des Dienstverhältnisses an erstrecken darf. Ferner ist jede dahin abzielende Vereinbarung nichtig, wenn sie mit einem Minderjährigen getroffen wird. Von Bedeutung ist auch, daß die Konkurrenzklausel unwirksam wird, wenn die Lösung des Dienstverhältnisses von Seiten des Angestellten aus einem „wichtigen" Grunde erfolgt. Auch diese Vorschriften beruhen auf Billigkeitsrücksichten, die zum Theil schon in der Gerichtspraxis vor dem neuen Handelsgesetzbuch sich Geltung verschafft hatten. Die Konkurrenzklausel wird auch hinfällig, wenn der Prinzipal das Dienstverhältniß kündigt, es sei denn, daß ein erheblicher, vom Geschäftsherrn nicht verschuldeter Anlaß zur Kündigung vorliegt, oder daß er während der Dauer der Beschränkung das zuletzt bezogene Gehalt fortzahlt. Ist die für den Fall der Verletzung der Konkurrenzklausel versprochene Konventionalstrafe verwirkt, so ist damit die Geltendmachung etwaiger weiterer Ansprüche auf Erfüllung oder Ersatz eines höheren Schadens ausgeschlossen. Auch diese Vorschriften sind zwingendes Recht, sie können durch private Vereinbarung nicht abgeändert werden.

Soweit die Bestimmungen, die für Gehülfen und Lehrlinge gemeinsam gelten. Auf erstere allein erstrecken sich noch folgende Vorschriften:

Die Zahlung des ausbedungenen Gehalts hat am Schluß jedes Monats zu erfolgen, gleichviel ob der Handlungsgehülfe mit einem Jahres- oder Monatsgehalt angestellt ist. Jede andere Vereinbarung ist nichtig. Die gesetzliche Kündigungsfrist beträgt für ein auf unbestimmte Zeit eingegangenes Dienstverhältniß 6 Wochen; daneben kann durch Vertrag eine kürzere oder längere Kündigungsfrist vereinbart werden; sie muß aber für beide Theile gleich sein, auch darf sie nicht weniger als 1 Monat betragen. Die Kündigung selbst kann nur für den Schluß eines Kalendermonats erfolgen. Auch hier statuirt das Gesetz für jede diesen Vorschriften zuwiderlaufende Vereinbarung die Nichtigkeit. Die genannten gesetzlichen Beschränkungen finden jedoch keine Anwendung, wenn der Handlungsgehülfe ein jährlich mindestens 5000 M. betragendes Gehalt bezieht, oder wenn er für eine außereuropäische Handelsniederlassung unter der Bedingung angestellt ist, daß der Prinzipal für den Fall der Kündigung die Kosten der Rückreise zu tragen hat. Auch greifen die oben aufgeführten gesetzlichen Beschränkungen dann nicht platz, wenn die Anstellung nur zu vorübergehender Aushülfe erfolgt ist und das Dienstverhältniß nicht länger als 3 Monate dauert.

Für die Lehrlinge kommen noch folgende besondere Bestimmungen in Betracht: Der Lehrherr darf dem Lehrlinge die zu seiner Ausbildung erforderliche Zeit und Gelegenheit durch Verwendung zu anderen Dienstleistungen nicht

Digitized by Google

entziehen, auch muß er ihm die Zeit zum Besuche des Gottesdienstes gewähren. Im Falle des Todes des Lehrherrn kann das Lehrverhältniß innerhalb eines Monats ohne Einhaltung einer Kündigungsfrist gekündigt werden. Der Fall, daß das Geschäft auf einen anderen Inhaber übergeht, ist zwar gesetzlich als Kündigungsgrund nicht angeführt, doch läßt die Denkschrift zum Handelsgesetzbuch durchblicken, daß auch dies für den Lehrling einen ausreichenden Grund zur Auflösung des Lehrverhältnisses bildet. Ferner beendet vorzeitig das Lehrverhältniß die von dem gesetzlichen Vertreter des minderjährigen Lehrlings oder von dem volljährigen Lehrling selbst abgegebene schriftliche Erklärung eines beabsichtigten Berufswechsels; in diesem Falle erlischt das Verhältniß spätestens nach dem Ablauf eines Monats. Erfolgt jedoch im Widerspruch mit der Erklärung vor dem Ablauf von 9 Monaten der Eintritt in ein anderes Geschäft, so wird dadurch der Lehrling und mit ihm als Gesamtschuldner der neue Lehrherr, sofern er von dem Sachverhalt Kenntniß hatte, dem früheren Lehrherrn zum Schadenersatz verpflichtet. Doch kann dieser Anspruch, sowie überhaupt Ansprüche wegen unbefugten Austritts aus der Lehre nur geltend gemacht werden, wenn der Lehrvertrag schriftlich abgeschlossen ist. In Uebereinstimmung mit § 126 der neuen Novelle zur Gewerbeordnung ist auch im neuen Handelsgesetzbuche eine Verschärfung der an die Qualifikation des Lehrherrn zu stellenden Anforderungen erfolgt, insofern als Personen, die sich nicht im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte befinden, von der Befugniß zum Halten oder Anleiten der Lehrlinge ausgeschlossen sind; auch darf der Lehrherr solche Personen zur Anleitung von Lehrlingen nicht verwenden. Die Aufnahme der ersteren Vorschrift hatte sich als dringend nothwendig erwiesen: sie bietet nur ein Korrelativ für die Unterstellung des Lehrling unter die väterliche Zucht des Lehrherrn. Im Falle der Zuwiderhandlung gegen diese Bestimmung droht das Gesetz eine Geldstrafe bis zu 150 Mark an, auch kann nöthigenfalls die Entlassung des Lehrlings von der Polizeibehörde erzwungen werden.

Dr. Grunow.

Eine Ablehnung.

Von Martin Schubart.

Im diesjährigen November-Hefte der „Deutschen Rundschau" hat A. Schöne einen längeren, mehrtheiligen Aufsatz über „Goethe's Königslieutenant" veröffentlicht, der als eine Beleuchtung und Ergänzung meines vor Jahresfrist unter demselben Titel erschienenen Buches genommen sein will. Dieses Buch wurde bereits im Dezember vorigen Jahres von der Wissenschaftlichen Beilage der Allgemeinen Zeitung durch einen vorzüglichen, mit großer Kenntniß und Theilnahme geschriebenen Artikel willkommen geheißen und gewürdigt. Andere anerkennende Besprechungen in unsern besten Zeitungen und Zeitschriften folgten alsbald. Und nun hat sich auch die „Deutsche Rundschau" herabgelassen, meine „Mittheilungen und Beiträge" zu berücksichtigen. Ihr Mitarbeiter, Hr. A. Schöne, hat da ebenfalls manches freundliche Wort über meine Forschung und ihre Ergebnisse zu sagen gewußt, aber als „Zünftiger" es für seine Pflicht gehalten, gleichzeitig eine nicht geringe Anzahl von Bemängelungen und vermeintlichen Zurechtweisungen anzubringen, die bisher nirgends zu sehen und zu hören waren. Nach ernsthafter Prüfung ihres Gehaltes könnte man diese freilich mit aller Seelenruhe der Ruhe aller armen Seelen anheimgeben, wären sie nur nicht, was man bedauern darf, gerade in der „Deutschen Rundschau" zutage getreten. Den Gelehrten dieser angesehenen und vielgelesenen Monatsschrift sehen wir geschärften Auges auf die Finger, und finden wir uns in einer uns unbillig dünkenden Weise von ihnen angetastet, so wird es gerechtfertigt erscheinen, wenn wir uns gegen solche Fingerübungen wehren. Dies möge denn hier gestattet sein.

Hr. Schöne hielt sich offenbar für ganz besonders berufen und auserwählt, ein Buch über Goethe's Königslieutenant zu beurtheilen, da er selbst, wie wir seinen Mittheilungen entnehmen, und zwar auch schon in den 70er und 80er Jahren, den Spuren des von Goethe so bevorzugten provençalischen Mannes nachgegangen ist und sich bemüht hat, näheres über dessen Leben und Persönlichkeit zu erforschen. Die Ausbeute dieser Bemühungen ist, soweit wir bis jetzt sehen, recht geringfügig geblieben und kann an Werth auch keineswegs durch die schleierhaften Andeutungen über gewisse, dem Forscher von einem „hochangesehenen französischen Staatsmann und Historiker" anvertrauten Aufschlüsse gewinnen. Es heißt da, dem hochstehenden Herrn könnten durch öffentliche Nennung seines Namens irgendwelche Verdrießlichkeiten erwachsen. Wir dürfen hier fragen, was uns denn in aller Welt dieser Gönner angeht, wenn wir weder seinen Namen hören, noch von den Enthüllungen etwas genaueres erfahren, die er dem deutschen Professor zutheil werden ließ? Hr. Schöne behält sich weitere Mittheilungen, wie er sagt, für eine spätere Gelegenheit vor. Warum denn eigentlich? Auch das geht uns nichts an, aber ist dies alles nicht dieselbe Wichtigthuerei, die in der Einleitung des Schöne'schen Aufsatzes als ein besonderes Kennzeichen der, wenn auch nicht verdienstlosen, doch eben unzünftigen und wissenschaftlich mehr oder minder ungeschulten Forscher und Schriftsteller hervorgehoben wird?

Kommen wir zu den wirklich vorhandenen Ergänzungen! Freilich, die Nachrichten, die Hrn. Schöne aus der Feder des Hrn. P. Mayen, einstmaligen Sekretärs der Mairie und Bibliothekars der Stadt Grasse, durch Vermittelung eines wiederum ungenannten hervorragenden Gelehrten zugekommen sind und sich hauptsächlich auf ein im Fontmichelschen Besitz gewesenes Bild beziehen, le jaloux benannt, können wir nicht berücksichtigen, da sie leider gänzlich bedeutungslos sind. Wo wäre ich bei der Abfassung meines Buches hingerathen, hätte ich derartige Notizen, die auch mir dutzendweise zu Gebote standen, ausbeuten und aufbauschen wollen? Aehnliches darf ich später noch berühren.

Dagegen will uns nun endlich eine wesentliche Zurechtstellung dargeboten werden. Durch einen Hrn. de Mofras und zum Theil auch durch den oben erwähnten Staatsmann sind Hrn. Schöne Auszüge aus den „wirklich noch im Pariser Kriegsministerium vorhandenen Akten Thorancs" zugegangen, und wir erfahren vorläufig wenigstens einiges davon. Vor allem ist es eine genauere Aufstellung des Thorancschen militärischen Avancements mit der Zuthat eines die Eigenart des merkwürdigen Offiziers allerdings sehr bezeichnenden Dossiers (un esprit tracassier et extraordinaire). Nur daß dies alles bis auf sehr geringe Einzelheiten längst schon durch die Angaben des Marquis de l'Escarène und des Grafen de Montgrand, die in meinem Buche abgedruckt sind, sowie durch den in der Revue critique d'histoire et de littérature vom 12. Juli d. J. von Hrn. A. Chuquet veröffentlichten Artikel hinreichend bekannt war. Immerhin „kriegsministerielle Personalakten!" Wer hätte vor solchen nicht Respekt? Aber recht wunderlich ist es doch, daß diese sogleich mit einer falschen Datirung des Thorancschen Geburtstages beginnen, die denn auch Hr. Schöne veranlaßt war, in einer Anmerkung zu berichtigen. Thoranc ist nicht, wie es dort heißt, am 13. Juli, sondern am 19. Januar 1719 geboren. Die genannten Akten besagen ferner, Thoranc sei vom 15. Februar bis zum 13. April 1759 Königslieutenant von Frankfurt gewesen, und Hr. Schöne war wieder in der Lage, wenigstens

Digitized by Google

das letztere Datum des gewichtigen Aktenstückes durch die Bemerkung zurechtzustellen, daß Thoranc auch noch im Februar 1762, also volle 2 Jahre länger, den Frankfurter Posten inne hatte. Die erstere Datirung ist aber auch falsch; denn nicht erst am 15. Februar 1759, sondern unmittelbar nach der am 2. Januar stattgefundenen Einnahme Frankfurts bestimmte der Prinz von Soubise den um das Gelingen der „surprise" besonders verdienten Offizier zum Königslieutenant der Stadt, und schon unter dem 13. Januar beglückwünscht der Kriegsminister, Marschall de Belleisle, den Neuernannten zu dem ihm übertragenen ehrenvollen Amte. — Ebenso unrichtig ist die weitere Angabe des Schöne'schen Aktenstückes, die besagt, Thoranc sei zum „Comte du Saint Empire par Marie Thérèse" ernannt worden. Der Kaiserin Maria Theresia stand es nicht zu, die Grafenwürde des heiligen römischen Reiches deutscher Nation zu verleihen; dies konnte nur der römisch-deutsche Kaiser, damals Franz I., ihr Gemahl, vollziehen, und so ist denn auch das Diplom des Grafen Thoranc nicht Maria Theresia, sondern Franciscus unterzeichnet. — Was sagt man zu solchen offiziellen Irrthümern? Aber wir werden sogleich durch eine noch andere, derselben Quelle entnommene, mächtige Offenbarung zum Schweigen gebracht. Der kriegsministerielle Schreiber benennt nämlich wiederholt unsern Thoranc als „Lieutenant de Roi", und Hr. Schöne macht dazu folgende Anmerkung: „So: Lieutenant de Roi lautet die richtige und beglaubigte Bezeichnung der Charge, und nicht Lieutenant du Roi, wie einigemale bei Schubart zu lesen ist und auch in gleichzeitigen Dokumenten zuweilen irrthümlich geschrieben und gedruckt steht." Das ist eine Belehrung, die für einen, der sich viele Jahre mit diesen Dingen beschäftigt hat, also für mich, recht beschämend sein müßte, wäre sie nicht, wie fast alles, was Hr. Schöne vorbringt, schief und unhaltbar. Es kann gar nicht davon die Rede sein, daß die richtige, d. h. doch selbstverständlich einzig richtige und beglaubigte Bezeichnung der hier in Betracht stehenden Charge Lieutenant de Roi sei oder gewesen sei. Diese Charge gab es natürlich nur zu den Zeiten des Königthums, sie verschwand mit diesem, mit dem ancien régime, wenigstens dem Namen nach. Das ancien régime schrieb aber nur in den seltensten Fällen Lieutenant de Roi (mir selbst war bisher kein einziger solcher Fall zu Augen gekommen), sondern, wie auch Thoranc in allen seinen amtlichen Unterschriften, Lieutenant de Roy oder du Roy. Die hohen und höchstgestellten Offiziere der französischen Armee, die mit Thoranc in Briefwechsel standen, schreiben auf ihren Adressen abwechselnd de Roy und du Roy, niemals de Roi. Der Kriegsminister, Marschall de Belleisle, schreibt in den von mir mitgetheilten Briefen seiner Hand das einemal „La Lieutenance du Roy", das anderemal „La Lieutennnee de Roy", und keinem Menschen damaliger Zeit würde es eingefallen sein, die Schreibweise du Roy als eine irrthümliche zu bezeichnen. Die Akten des Frankfurter Stadtarchivs will ich hier nur herauziehen, um zu betonen, daß zumeist in den Protokollen, vor allem aber auch in dem hochoffiziellen Schreiben des Frankfurter Magistrats an die Apostolische Majestät in Wien die Bezeichnung „Lieutenant pour le Roy" zu lesen ist. Derselben Bezeichnung pour le Roy, neben der: Lieutenant pour Sa Majesté, begegnen wir auch auf den Adressen einiger der 23 mir vorliegenden und bisher nicht veröffentlichten Briefe, soweit diese überhaupt eine Adresse aufzuweisen haben, die der damalige französische Botschafter in Wien, Graf Chatelet-Lomont, in vertraulicher Weise an Thoranc gerichtet hat. (Louis Marie Florent Comte du Chatelet-Lomont, Sohn der intimen Freundin Voltaire's, gestorben 1794 auf dem Schaffot.)

Aus alledem geht doch wohl hervor, daß es in jenen Tagen eine strenggültige, reglementmäßige Vorschrift, wie sie Hr. Schöne im Auge zu haben scheint, für die Benennung der Königslieutenantscharge nicht gab.

Sollte dies aber noch nicht genügen, so möchte ich dem theilnehmenden Leser die Bekanntschaft mit einem unterhaltenden und lehrreichen Blatte vermitteln, das, aus dem Thoranc'schen Nachlasse stammend, in meinem Besitze, bisher aber, wie manches andere, von mir nicht verwerthet worden ist. Vor mir liegt ein auf starkem Papier und mit schönen deutlichen Buchstaben auf der ganzen Breite eines Folioboges gedrucktes Verzeichniß sämmtlicher dem damaligen Frankfurter Hauptquartiere angehörigen Offiziere und Beamten. Auf der Rückseite des zusammengefaltet gewesenen Blattes steht von Thorancs eigener Hand verzeichnet: „état de logement du quartier general à Frankfort", und die in Versalien gedruckte Ueberschrift der Liste lautet: „Quartier General de Francfort". Diese Liste ist in drei breite Kolumnen getheilt, von denen jede wiederum eine Dreitheilung aufweist, links einen breiteren Raum für die Namen, rechts zwei schmälere Reihen, obenan mit Litr. und No. bezeichnet. Diese Bezeichnung bedeutet die neue, durch die französische Verwaltung, d. h. durch den Königslieutenant selbst, angeordnete Eintheilung der Stadt nach Bezirken und Hausnummern, und gibt somit das jeweilige Quartier eines jeden der aufgeführten Offiziere an. Allen voraus ist da der Monseigneur Maréchal Due de Broglie gedruckt, nicht mit Litera und Numero, sondern vornehm genug im Taxis'schen Palais (hôtel Taxis) einquartiert. Seinem Namen folgen die der hohen französischen Offiziere seines Stabes, diese wie viele andere folgende vielgenannten französischen Adelsgeschlechtern angehörig. Hierauf erscheinen, immer durch saubere Striche getrennt, die weiteren Abtheilungen des Hauptquartiers, 15 an Zahl, zunächst die „Lieutenant Généraux", die „Maréchaux de Camp", die „Aide Maréchaux Généraux des logis de l'Armée" und so fort bis zur siebenten Rubrik, die unter der Ueberschrift „Etats Major de la Place" nur die zwei Namen aufführt: „Mr. de Thoranc Lieutenant du Roy, F. 74" (Goethe's Vaterhaus) und Mr. d'Aubignac Major de la Place. F. 101".

Dieses durchaus offizielle und ohne Frage von Thoranc selbst abgefaßte und zum Druck beförderte Verzeichniß dürfen wir, wie es uns hier vorliegt, als das Handexemplar unsres Königslieutenants ansehen, da es an verschiedenen Stellen von ihm selbst geschriebene Berichtigungen und Nachträge aufweist. Und in diesem Thoranc'schen Verzeichniß steht er selbst als Lieutenant du Roy gedruckt. — Wir können uns nicht wohl denken, daß man dem fehlerhaften Schreiberdokumente des Hrn. Schöne den Vorzug vor diesem gedruckten urkundlichen Belege zugestehen möchte. Jedenfalls lehnen wir es ab, uns künftighin nochmals auf diesem Gebiete mit so unberechtigter Ueberlegenheit schulmeistern zu lassen.

Ein weiterer Haupteinwand gegen die Darstellung meines Buches betrifft das letzte Schicksal des Grafen Thoranc. Ich hatte der traurigen Vermuthung Ausdruck gegeben, daß er in Grasse guillotinirt worden sein könnte. Hr. Schöne sagt: „Ich meinerseits muß die Vermuthung Schubarts für gänzlich unbegründet halten!" Seinen Gegengründen werde ich gerecht werden. Zunächst bitte ich um Gehör für die folgende Rekapitulation und eine dieser angefügte, bisher nicht benutzte Mittheilung.

Am 27. Thermidor des Jahres II der Republik (15. August 1794) stirbt in seiner Vaterstadt der „cidevant maréchal des camps et des armées du Roy, François de Théas, comte de Thoranc" und wird in der fosse commune de Grasse beerdigt. Nicht in den fosses communes, den Armengräbern, sondern in der fosse commune damaliger Zeit in Grasse. Diese Thatsache ist allein

Digitized by Google

schon so herb und hart, daß es doch wohl keine gänzlich unbegründete Vermuthung ist, wenn wir dabei an möglicherweise voraufgegangenes noch schlimmeres denken. Aber eine weitere Thatsache steht ebenso fest, nämlich die, daß in der Stadt Grasse auf öffentlichem Platze eine Guillotine aufgestellt war, und daß der Scharfrichter mit seinem Gehülfen während der Schreckenszeit sein Standquartier in Grasse aufgeschlagen hatte. Ferner sind die brieflichen Aufhetzungen, die der Abgeordnete Ricord an seine Gesinnungsgenossen in Grasse gegen die Aristokraten richtete, die wieder dort ihr Haupt erhoben hätten, nicht aus der Welt zu schaffen. Wer aber waren denn in der kleinen Stadt die Aristokraten, wenn es die Théas nicht waren? Und kann man sich denn vorstellen, daß der alte königstreue Feldmarschall Thorane, von dem wir doch wissen, daß er mit einer sehr scharfen Zunge begabt war, trotz aller Altersgebrechlichkeit damals geschwiegen hätte? — Daß Robespierre bereits am 9. Thermidor guillotinirt worden war, wissen wir so gut wie Hr. Schöne, aber Hr. Schöne weiß auch mit uns, daß die Blutarbeit in den Provinzen noch geraume Zeit fortgesetzt wurde. Somit ist die Möglichkeit nichts weniger als ausgeschlossen, daß der Graf Thorane eines der letzten, vielleicht das letzte, Opfer in der Provence war, das in der öffentlichen Schreckensgrube verscharrt wurde, daß aber nach eingetretener Wendung der Dinge eine Beschlagnahme seines Besitzes überhaupt nicht mehr vorgenommen oder wenigstens nicht aufrecht erhalten wurde.

Doch wozu sagen wir dies alles? Nach Hrn. Schöne's Worten ist ja „das Gespenst endgültig beseitigt"; nicht zwar durch ihn selbst, aber wohl durch den schon erwähnten Chuquet'schen Aufsatz vom 12. Juli d. J. „Bezüglich der Befürchtung Schubarts, der Graf möchte ein Opfer der Guillotine geworden sein, bemerkt Chuquet, daß in der Liste der 30 während der Schreckenszeit in Grasse hingerichteten Personen Thoranes Name sich nicht befindet." So Hr. Schöne; und wie gern würde ich mit ihm das Gespenst durch diese Angabe gebannt wissen.

Für Hrn. A. Chuquet müßte es fast beleidigend sein, wollten wir seine unbedingte persönliche Zuverlässigkeit überhaupt erst noch hervorheben. Aber die von ihm eingesehene Liste? Wir hören nicht, bei welchen Akten sie sich befindet, welcher Herkunft sie sei, aus welchem Jahre sie stamme, wie ihr Titel laute und wie ihre Form und Fassung beschaffen sei. Wir erfahren nur, daß sich auf ihr der Name Thoranc nicht befindet. Das müßte, könnte man mir sagen, doch eigentlich genügen? Aber ich sehe mich jetzt veranlaßt, etwas nachzuholen, was ich seinerzeit nicht mitgetheilt habe. Der mit der Geschichte und den Akten seiner Vaterstadt Grasse bestvertraute Notar Perrolle wollte, wie in meinem Buche S. 107 zu lesen ist, die Vermuthung, die ich ihm brieflich ausgesprochen hatte, nicht gelten lassen, sondern suchte sie unter anderem durch eine Bemerkung zu beseitigen, die ich nunmehr doch der allgemeinen Kenntniß darbieten will. „Du reste," schrieb er mir, „la terreur n'a fait à Grasse qu'une seule victime, un cordonnier, nommé Traband, condamné à mort pour cause d'émigration." Warum ich diese merkwürdige Mittheilung in meinem Buche nicht wiedergegeben habe? Einfach deßhalb nicht, weil ich sie nicht für glaubwürdig hielt, eine dahin zielende Gegenbemerkung aber dem hochbejahrten Hrn. Perrolle, der mir so viele Gefälligkeiten erwiesen hatte, ersparen wollte. Nun steht sie dennoch da. Amicus Plato, sed magis amica veritas. Also nur ein Schuster, der sich davonmachen wollte, war nach dem Grasser Archivkenner das einzige Opfer der während der Schreckenszeit in der provençalischen Stadt aufgestellten „funèbre machine du docteur Guillotin?" Und auf der von Hen. Chuquet eingesehenen Liste sind es 30 Personen, die damals in Grasse hingerichtet wurden? — Jedem, der geschichtskundig genug ist, um zu wissen, daß zu Zeiten tief eingreifenden politischen Umschwungs, und zwar gar nicht nur in Frankreich, alsbald Vertuschungen und Fälschungen, auch Aktenfälschungen in Thätigkeit zu treten pflegen, darf ich es nunmehr überlassen, zu entscheiden, ob auch jetzt noch das Schöne'sche „gänzlich unbegründet" für meine Vermuthung zutrifft oder nicht. Unser Königslieutenant ruhe in Frieden, nicht nur in der „fosse commune", sondern vor allem an jener ihn mit vielen trefflichen Menschen gemeinsam umschließenden Ehrenstätte, über der der große Goethe durch seine Lebenserinnerungen ein Denkmal, dauernder als Erz, errichtet hat. Damit, meine ich, ist das Gespenst am besten beseitigt.

Weitere Aeußerungen Hen. Schöne's, die nicht minder hochfahrend sind, als die bisher erwähnten, kann ich bis auf wenige noch, des mir vergönnten Raumes wegen, nicht näher beleuchten.

Hier also zunächst eine der wenigen. Bezüglich der von mir wiedergegebenen Reflexions aus Thoranes journal pour moy bemerkt Hr. Schöne: „Bei der Entzifferung dieser handschriftlichen Aphorismen ist Schubart nicht immer glücklich gewesen. So druckt er unter Beibehaltung von Thoranes Orthographie folgendes: que me fais-je sur les choses, qui importent à ma reputation etc." — Und dann heißt es weiter: „Trotz seiner Jesuitenerziehung schreibt Thorane kein sehr elegantes Französisch und an sein Tagebuch hat er gewiß keine großen stilistischen Ansprüche gemacht, aber er schreibt eben doch französisch, während ein Satz wie: „que me fais-je sur les choses, qui importent à ma reputation etc." überhaupt kein Französisch ist und völlig unverständlich." Ich darf hierzu bemerken, daß ich für meine Person nicht „drucke", sondern schreibe, und daß Geschriebenes, wie alle Welt weiß, beim Drucken nur zu sehr von dem jeweiligen Setzer und Korrektor abhängig ist. Wie viel Mühe, viel bis zur Ungeduld, habe ich bei der Drucklegung meines Buches mit den immer wiederkehrenden Fehlern im deutschen wie im französischen Text gehabt, und dennoch sind nicht wenige davon stehen geblieben. Recht ergötzlicherweise hat sich Hr. Schöne bemüßigt gesehen, mit echt philologischem Scharfblick eine Anzahl dieser Druckfehler unter genauer Angabe der Seitenzahl meines Buches zu verzeichnen. Das sind aber lauter Druckfehler im deutschen Text. Daß auch im französischen ähnliches vorkommen konnte, hat er nicht berücksichtigt. Meine eigenhändige Abschrift der oben gerügten Stelle steht dem Herrn Kritiker jeden Augenblick zur Verfügung. Ich habe geschrieben, d. h. abgeschrieben: que ne fais-je sur (nicht pour) les choses etc., wie es bei Thorane ausnahmsweise nicht zu entziffern, sondern deutlich zu lesen war, und nur auf das „ne" oder „ue" kommt es hier an, da sich hieraus alles andere, Interpunktion ꝛc., ganz von selbst ergibt. Hr. Schöne sah sich aber keineswegs veranlaßt, hier einen Druckfehler auch nur zu vermuthen. Er mußte um jeden Preis seine französischen Sprachkenntnisse andringen, wie es ja wohl jeder Schulmeister thut, wo immer sich eine Gelegenheit dazu bietet.

Und hier füge ich am besten die kurze Beleuchtung eines anderweitigen sprachlichen Vorwurfs ein, den Hr. Schöne meiner Darstellung macht, wenn er schreibt, diese sei mehrfach „durch unnütze Fremdworte getrübt". Unnütze Fremdworte? Daß ich nicht wüßte! Seit der Zeit täglichen Verkehrs mit meinem einstmaligen unvergeßlichen Kollegen Rudolf Hildebrand und seit den ernsten und verdienstvollen Mahnrufen Gustav Wustmanns ist auch mir das Gewissen für den Gebrauch unsrer Sprache längst schon erwacht, und ich frage mich vergeblich, wo sich denn eigentlich in meinem Thoranebuch, das seinem Gegenstand nach hinreichende Veranlassung dazu hätte bieten können, unnütze

Digitized by Google

Fremdworte finden sollten. Von der Gewissenhaftigkeit des Hrn. Schöne, der z. B. jede geringste Berührung einer Stelle aus „Dichtung und Wahrheit“ sogleich mit dem Hinweis auf Band- und Seitenzahl der W. G. A. belegt — W. G. A. „So,“ heißt es, „bezeichne ich die neue weimarische Goethe-Ausgabe.“ Ich? wer? Hr. A. Schöne. Wenn wir's uns nur merken! — wäre wohl zu erwarten gewesen, daß er uns einige der mißliebigen Fremdworte namhaft gemacht hätte. Er hat dies leider nicht gethan; ich aber will nicht gleiches mit gleichem vergelten, sondern ihm in aller Bescheidenheit sagen, daß ich z. B. das viermal in seinem Aufsatz gebrauchte Fremdwort „Resultat“ kaum je noch in die Feder nehme, da wir doch das gute Wort „Ergebniß“ dafür haben, daß ich auch „Sondergebiet“ und nicht „Spezialgebiet“ und „endgültig“ statt „definitiv“ schreibe, und daß es mir, soweit ich mich kenne, nicht beikommen könnte, auf einer Seite (S. 248) innerhalb 20 zusammenhängender Zeilen dreimal das Wort „resignirt“ und außerdem noch eine „Resignation“ anzubringen.

Und nun noch die letzte Stelle des Schöne'schen Aufsatzes, mit der ich mich hier befassen kann, der ich aber durchaus noch zu widersprechen habe. Es ist die, in der es dem Verfasser beliebt, über die Briefe der Frau v. Barckhaus ein wahrhaft schnödes Aburtheil zu fällen. Jüngst erst schrieb über dieselben Briefe im „Repertorium für Kunstwissenschaft“ Hr. Woldemar v. Seidlitz, der feinsinnige Kunstgelehrte: „Köstlich sind die in äußerst gewandtem Französisch geschriebenen Briefe, die eine muntere junge Frankfurterin, Frau v. Barckhaus, an ihn richtet.“ Wie aber lauten die griesgrämigen Worte, die Hr. Schöne für diese Briefe hat? „Mir erscheinen sie als ziemlich mißlungene Versuche im genre enjoué (was soll hier dieses ganz unzutreffende Wort? wollte denn Frau v. Barckhaus schriftstellern?), denen alle Leichtigkeit und Anmuth abgeht. Ihre zuweilen recht bedenklichen Scherze sind meist ungeschickt und geschmacklos, und insbesondere in ihrem letzten Brief, den sie nach langer Pause, im Jahr 1783, als Großmutter schreibt, ist die Roheit, mit der sie über Mann, Kinder und Schwiegersohn berichtet, im höchsten Grad widerwärtig.“ Roheit? im höchsten Grad widerwärtig? Weiß denn der Schreiber dieser Worte gar nichts von der Tonart des vorigen Jahrhunderts, die zwar weit frivoler und derber, aber dafür auch nicht halb so verlogen war, wie die unsrer heutigen Gesellschaft? Nach Maßgabe solcher Aeußerung müßten ihm doch von Rechts wegen mancherlei briefliche Auslassungen Anderer aus jener Zeit, darunter einige der würdigen Frau Rath Goethe, auch einer Großmutter, wie z. B. die vom 19. Januar 1795, die, der Geliebten ihres großen Sohnes gedenkend, an diesen nach Weimar gerichtet ist und den Wortlaut enthält: „Küsse den kleinen August — auch Deinen Betschatz!“ Anlaß zu einem gleichen Entrüstungsurtheil geben? — Die schlagfertigen Frankfurter Damen, Frau Charlotte v. Barckhaus und Frau Elisabeth Goethe, würden aber wohl, könnten sie heute noch auftreten, dem früheren Erlanger und jetzt, wie ich höre, Kieler Professor die Antwort darauf nicht schuldig bleiben.

Gern möchte ich zum Schlusse auf die anerkennenden Worte zurückkommen, die der Schöne'sche Aufsatz immerhin meiner Arbeit gegönnt hat, wären diese nur nicht gar so süßsauer, erschiene nur ein Etwas, das den ganzen Aufsatz durchzieht, nicht allzu mißgünstig und dünkelhaft. C'est le ton qui fait la masique. Der von Herrn A. Schöne angeschlagene Ton ist nicht rein und gut, und so ist auch die Musik, die er da in der „Deutschen Rundschau“ zu Gehör gebracht hat, nicht gut und rein.

Mittheilungen und Nachrichten.

Al. Riehl: Friedrich Nietzsche, der Künstler und der Denker, (Stuttgart, Fr. Frommann 1897.) — Das Nietzsche-Kapitel will nicht zur Ruhe kommen, und das mit gutem Grunde. Man muß es sich ein für allemal klar machen, daß wie damit die Geschichte unserer eigenen Krankheit erfassen, und eben deßhalb stirbt das Interesse daran, sei es auch nur ein pathologisches, nicht aus. Falsch ist außerdem u. E. die vielfach von den offiziellen Akademikern eingenommene Haltung des vornehmen Ignorirens, des wohlfeilen Achselzuckens, wie das seinerzeit schon bei Schopenhauer Sitte war. Soll Nietzsche überwunden werden — und so viel Gesundheit und geistige Kraft trauen wir immerhin trotz allee bösen Anzeichen unserer Zeit zu —, so kann das nur mit Erfolg vermöge ernster Arbeit und gründlichee Analyse dee behandelten Probleme geschehen. In dieser Ueberzeugung hat uns auch die Lektüre des vorliegenden treffliehen Buches bestärkt, in welchem gerade der Versuch gemacht wird, die mannichfachen Wandlungen dieser protensartigen Natur psychologisch, gelegentlich auch unter Hinzunahme biographischen Materials, zu ergründen. Es verlohnt sich nicht dee Mühe, die verschiedenen Gründe für den geradezu bestrickenden Zauber weitläufig zu erörtern, welche dieser große Herzenskundige über die weiten Schichten dee heranwachsenden Jugend ausübt, überall trifft man auf die stets noch anschwellende Gemeinde seiner Jünger und begeisterten Anhänger — Nietzsche übertrifft, wie uns vorkommt, in dieser Beziehung sogar sein großes Original Rousseau —, aber, wenn man (so auch Riehl) den kecken Revolutionär unter den Philosophen den persönlichsten Denker genannt hat, den es je gegegeben, so ist es auf dee anderen Seite doch nicht minder wahr, daß sich in ihm ein typischer Prozeß vollzieht, eine umfassende geistige Gäherung und verhängnißvolle Krisis unserer Weltanschauung überhaupt. Insofern trifft das Bild nur so weit zu, das Riehl von seinem Poetnit entwirft: Nietzsche ist ein Decadent, aber er begriff dies zugleich und wehrte sich dagegen. Er ist ein Decadent mit den Instinkten des Gesunden und darum eben mußte er den geraden Gegensatz zur Decadence: aufsteigendes Leben, Ueberfülle vom Leben, gleichviel wie und wozu es gebraucht wird, am höchsten schätzen — überschätzen. Er ist ein Leidender, dee aber auf der Hut ist, aus seinem Leiden Folgerungen gegen das Leben zu ziehen. Er bejaht das Leiden, um nicht das Leben verneinen zu müssen, er macht das Leiden zu einer Quelle von Kraft, einer Disziplin des Willens; daher sein Verdacht gegen alles, was den Willen angreift, gegen jede Art empfindsamer Schwäche, gegen das Mitleid selbst. Dem Kranken erscheint schon die bloße Gesundheit als das Gute an sich, und wessen Wille im Widerstand gegen das Leiden sich erschöpft und zum Handeln nach außen ohnmächtig ist, der mag in dem mächtigen Willen selbst, im Willen „zur Macht“ das Endziel alles Strebens finden (S. 24). Auch hier trifft die Parallele mit Rousseau, dessen krankhafte Reizbarkeit und Empfindlichkeit Schiller so glücklich nach der ästhetischen Richtung hin charakterisirt hat, unzweideutig zu, obwohl sich Nietzsche selbst gegen eine solche Vergleichung energisch wehrt, indem er sein Vorbild mit der derben Bemerkung abfertigt: Cammille und Idealist in einer Person. Ja, diese Analogie steigert sich sogar dahin, daß bei beiden Denkern das Temperament, der persönliche Faktor, der Künstler dominirte. Es ist in der That bezeichnend, wenn Nietzsche an Brandes schreib: Wir Philosophen sind für nichts dankbarer, als wenn man uns mit den Künstlern verwechselt. — Das hätte selbst dee göttliche Platon in dieser Fassung schwerlich ohne Einschränkung hingenommen, geschweige denn ein moderner Philosoph. Beredte Zeugnisse für diese seine Anlage bilden die zu freilich sporadischen dichterischen Versuche, die von nachahmlichem Wohllaut sind, und noch mehr beweist es die virtuose Beherrschung der Sprache, die er wie ein gefügiges musikalisches Instrument mit spielender Leichtigkeit für alle Abstufungen menschlicher Leidenschaften handhabt (es ist übrigens auch beachtenswerth, daß er, wie er erzählt, nur an einem Zufall gelegen habe, daß er nicht Musiker geworden sei). Zarathustra ist nur aus diesem rhythmisch-melodischen Gesichtspunkt zu verstehen; wer das Messer scharfer wissenschaftlicher Kritik an dies seine Gewebe anlegt, wird nie zum Genuß und Verständniß kommen, es fehlt eben an kongenialen Instinkten. Mit Recht scheidt Riehl: Ein Großes bleibt Nietzsche's Verdienst. Er hat dem Rationalismus in der Behandlung der Sprache den Stil gegenübergestellt und wieder gezeigt was Stil in der Sprache ist (S. 37), um so unverzeihlicher ist es freilich, daß gerade eine so eminent stilistische Kraft mit äußerst zartem sprachlichen Gefühl dee Abgott einer echt verwilderten und zuchtlosen literarischen Richtung in der Gegenwart werden

Digitized by Google

konnte. Daß Nietzsche's künstlerische Anlage ihn einerseits (wenn ja auch nur für kurze Zeit) an den mächtigen Heros Richard Wagner fesseln, andrerseits ihn den Urquell aller Schönheit in der längst entschwundenen Harmonie der griechischen Weltanschauung erblicken lassen mußte (die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik ist dafür das seltsame Denkmal), dürfen wir wohl als bekannt voraussetzen. Aber wie der unbestechliche Kritiker sagt: die Dichter lügen zu viel, und mit dem Zusatz sich selbst das Todesurtheil spricht: auch Zarathustra ist ein Dichter, so kann auch der endgültige Abschluß bei einem Denker, der „stets ein anderer ward", „der sich selbst entsprungen ist", und der von seinen Gesinnungsgenossen verlangt: nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt, nur eine negative Bilanze sein; über diese traurige Thatsache kann keine Begeisterung und Bewunderung hinwegheben; alle auch noch so leidenschaftlichen Anläufe, eine neue Ethik aus den Trümmern der brutal zerschlagenen zu errichten, sind kläglich gescheitert (von dem Fiasko in der Logik und Erkenntnißtheorie ganz zu schweigen), überall zeigen sich Sprünge, klaffende Lücken, die durch kein auch noch so blitzendes Feuer geistreicher Einfälle zu verdecken sind. Von dem wüthenden Haß des ja sonst so aristokratisch vornehmen Mannes gegen das Christenthum schweigt man gleichfalls besser, auch hier fällt die Abrechnung sehr zu Ungunsten des mitunter geradezu pöbelhaft sich geberdenden Kritikos aus. Die Theorie über gar von der systematischen Züchtung des Uebermenschen ist ein zu abenteuerlicher Traum, daß es schwer zu begreifen ist, wie eine derartige Utopie in unserm naturwissenschaftlichen Zeitalter entstehen konnte. Unser Gewährsmann sagt: Um ein führender Geist zu sein, fehlte es Nietzsche nicht etwa an einem System, wohl aber seinen Gedanken an der festen Position (S. 128), nun dieser Umstand wird durch die leidige Thatsache nicht abgeschwächt, daß zu schließlich die Thätigkeit des rastlosen Agitators durch die Nacht des Wahnsinns unterbrochen wurde. Es ist schließlich müßig, sich darüber in mehr oder minder haltlosen Vermuthungen zu ergehen, welche Wendung Nietzsche nach genommen, welches Dogma er zuletzt seinen Jüngern als alleinseligmachendes Evangelium verkündigt haben würde, wenn ihm eine weitere Entwicklung beschieden gewesen wäre. Nach den bisherigen Erfahrungen darf man leider nicht an einen einigermaßen befriedigenden harmonischen Abschluß denken. Wir wollen die Bedeutung des vorliegenden völlig ohne ira et studio geschriebenen Darstellung übrigens nicht durch die erwägungswerthe Frage beeinträchtigen, wie Nietzsche unter die „Klassiker" der Philosophie gerathen ist, er, bei dem jeder Zug seiner sonst so vielseitigen Natur gerade gegen diese Subsumirung Verwahrung einlegt; typisch ist er nur, wie schon oben bemerkt, in dem charakteristischen Reflex gewisse aller derjenigen Momente, welche ihn als einen Epigonen kennzeichnen, als Träger des extremen, anarchischen Individualismus und Radikalismus, der sich eigensinnig gegen alle Normen und Gesetze der Entwicklung auflehnt und nur in seinem beschränkten Ich das Maß und zugleich das Ziel aller Dinge findet.

Th. Achelis.

Stilpe. Ein Roman aus der Froschperspektive von Otto Julius Bierbaum. Mit dem Bildnisse des Verfassers von Felix Vallotton. (Schuster u. Loeffler in Berlin, 1897, 415 S. 8°.) — Wer die Entwicklung Bierbaums, eines der Eigenartigsten von den Modernen, nähere verfolgt hat, wird gesehen haben, wie sich allmählich aus dem lyrischen Sprachkünstler der epische Darstellungskünstler, aus dem aetistischen Träumer der satirische Spieler, aus dem sophistischen Tändler der Fanatiker für Kunst und künstlerisches Menschenleben, aus dem spöttischen Streitrufer der Beinger des Pontiacen entfaltet. War in seinem „Pankratius Graunzer" (1896) trotz vieles sehr Werthvollen noch das halb lyrische Kokettiren mit der sprachlichen Darstellung bis zum Ueberdruß des geneigten Lesers getrieben, und war in der „Schlangendame" (1896) die übermächtige Freude an einem recht persönlich gewordenen Künstlerthum die Hauptsache gewesen, so haben sich in dem vorliegenden Roman jene Eigenheiten des Dichters zu einer unsres Erachtens selbständigen und schätzenswerthen, darum freilich noch nicht sehr sympathischen Verbindung eines geradezu blutigen Ernstes mit einem fast immer und fast über alles spöttelnden Ton herausgebildet, einem Ton, dessen Weitschweifigkeit zu dem darin entfalteten Witz und Humor in einem etwas ungünstigen Verhältniß steht und daher auch den Eindruck des gemachten Gekünstelten verschuldet. Das Werk will selbstverständlich in erster Reihe als Kunstwerk verstanden sein und wird auch voraussichtlich in diesem Sinne genauere Beurtheilungen erfahren, als wie sie in diesem engen Rahmen geben können. Uns erscheint zunächst bemerkenswerth, daß es sich hier wie wohl bei allen Werken dieses Autors in erster Linie um das eigentlich künstlerisch darstellende Interesse handelt. So viel Unvollkommenheiten uns auch störend mögen und so viel — oft recht ermüdendes — Wortreichthum auch aufgeboten wird: jedenfalls können wir merken, daß in dem Verfasser vor allem die Freude am Bilden wirksam war, am plastischen Gestalten, und daß sein Vermögen ganz besonders nach der Seite des Anschaulichen, Greifbaren, selbst Drastischen liegt. Bierbaum ist in der Hauptsache nichts weniger als Dilettant; den schalen Ernst und das erprobte Können vermöchte man ihm schwerlich abzustreiten. Trotz alledem werden diese Eigenschaften leicht von einigen hervorstechenden Unvollkommenheiten verdeckt, so von dem schon oben erwähnten gekünstelten Ton, so besonders noch von einer Art Kurzathmigkeit der Motive, wie sie auch in sonstigen Werken desselben Autors zu merken war. Irgendein sehr fruchtbarer Einfall wird vorgebracht, es geschieht ein Anlauf zu seiner anschaulichen Ausgestaltung, und damit ist auch die Sache entweder zu Ende oder wird allein von dem Reden über sie abgelöst. Beispielsweise nimmt hier der Verfasser einen Anlauf, den Zusammenhang von Geschlechtstrieb und dichterischem Drang psychogenetisch zu verfolgen. Nach dem ersten und geschickten Anschlagen dieses Themas wird es aber, während der Leser nun erst eine vertiefte Durchführung erwartet, unscheinbar geradezu vergessen. Daß diesmal das weibliche Element nur als ein alltäglicher roher Ton mitklingt, wird gerade den Verehrern Bierbaums, die sich noch seiner prächtigen Frauengestalten im „Pankratius Graunzer" und in der „Schlangendame" erinnern, leidthun. Seine Geschicklichkeit des Charakterisirens von Personen und Gesellschaftsgruppen, die allerdings mehr auf Typen als auf Individuen ausgeht, hat sich diesmal zunächst männlichen Objekten zugewendet; wie uns scheint, doch mit etwas weniger Gestaltungsfreude und Erfolg, als wo es sich um weibliche Objekte handelt. — Nach Erledigung der rein literarischen Seite des Werks seien der bei Bierbaum überhaupt kaum je fehlenden, wenngleich jetzt immer weniger vordringlichen Tendenz noch einige Worte gewidmet: Die Geschichte ist die eines Opfers seiner ungezügelten Anlagen, unter pädagogischen Verhältnisse und der modernen Literatenkultur. Der Sohn von Eltern, die für die Erziehung null sind, und später von Pflegeeltern, die es ebenfalls sind, wird durch einige Gymnasialanstalten durchgeschoben, die dies abermals sind, kommt dann auf die Universität, bummelt sich durch ein Nichts hindurch zum Literaten, der in Berlin Radaukeitikke und Literaturunternehmer wird, bis er schließlich als Tingeltangelkomiker seinem Leben ein sensationelles Ende macht. Sein Abschiedsbrief, weitschweifig und wortreich wie sein ganzes Leben („im Rausche die Welt mit Worten aus den Angeln zu heben, das war ihm immer Bedürfniß gewesen"), redet auch einen seiner einstigen Lehrer an: „Warum haben Sie mir alle die guten Dinge nicht beigebracht, Magister Sie? Warum haben Sie mich schon auf der Schule verlumpen lassen? War ich ein Talent, ah, Sie Hainke, warum haben Sie mich nicht gehütet? Warum haben Sie mich verhöhnt, von mir weggetrieben, meinem Zorn und Trotz in die Arme, daß ich nun erst recht auf mir bestand? Warum habt ihr mich überhaupt gequält mit eurer Roheit, eurem Dünkel, eurer Gleichgültigkeit? Warum habt ihr meine Seele, da sie jung war, wundgescheuert, daß sie ewig schmerzende Narben davontrug und immer zuckender, unstäter wurde?" Man sieht schon daraus, wie ernst es dem Dichter um seine Anklage der heutigen Erziehungs- und Unterrichtsverhältnisse ist. Umsomehr muß man bedauern, daß seine Durchführung dieser Anklage es so gar wenig weit bringt. Einerseits geben die satirischen Darstellungen der einzelnen Schulzustände nicht über das hinaus, was man an Schulmeisterpoet längst schon gewöhnt ist; andrerseits gibt sich der Darsteller fast gar keine Mühe, auch nur einiges Licht in diesen öden Schatten hineinzuzeichnen — ganz vorübergehend ist einmal die Rede von einem „Pädagogen voll Humor". Auch an der Universität, die als solche hier überhaupt völlig beiseite gelassen wird, findet sich nicht eine Spur von etwas, das auf den Helden oder auf den Leser Eindruck machen würde; und von irgendeiner menschlich rührenden Wärme findet sich in dem gesammten pädagogischen Hintergrund dieses Romans rein nichts. Auch zu eigenen Versuchen des Dichters, irgendwie zu zeigen, wie's eigentlich sein könnte, fehlt jeglicher Anlauf. Sollten auch ihm jene Abschiedsworte seines Helden nur Worte gewesen sein? So sehr noch unser Schulwesen eine Kritik auch von poetischer Seite vertragen kann — und gerade die jüngste Zeit hat diese Romanspezies mit besonderer Aufmerksamkeit weitergebildet —, so wenig verdient es, an Spötter ausgeliefert zu werden, die nicht

Digitized by Google

einmal die ihrer Kritik entgegenkommenden thatsächlichen Fortschritte kennen. Möge unserer Pädagogik indeß auch diese Kritik nutzen, und möge sie und alle unsre Kulturzustände von dem Literatenthum um des Literatenthums willen (von dem auch der Dichter des „Stilpe" sich noch lange nicht frei gemacht) verschont bleiben! — Die Ausstattung des Buches ist wieder ein Beispiel des beachtenswerthen modernen Dranges, die Kunst dekorativ überallhin zu verbreiten. Felix Vallotton hat überdies durch sein originell einfaches Portrait des Dichters ein charakteristisches Seitenstück zu der den Text erfüllenden Mischung von Selbstironie und Ernst gegeben. Der Text selbst ist von Druckfehlern so frei, daß man Schreibungen wie „Roswitha von Gentersheim" und das mehrmals vorkommende „Peripatetiker" beinahe für orthographische Versehen halten möchte.

Hans Schmidkunz.

Hans Büttner. Gedichte. Riga 1897. Verlag von Alex. Grosset (F. Deutsch). 138 S. — Ein neun Bogen umfassendes Bändchen, das in hübscher Ausstattung u. a. 164 kleine Stücke „von der Liebe Wonne und Weh", 36 Natur- und Wanderlieder, diverse Stimmungsbilder und unter dem schon etwas verbrauchten Titel „Ausfälle und Einfälle" ein paar Dutzend Epigramme enthält, denen sich als Finale ein Cyklus gutgemeinter „Religiöser Gedichte" anschließt. Eines derselben, welches daran erinnert, daß Gottes Güte selbst gebrechenen Stämmen frisches Leben einzuhauchen vermöge, schließt mit der Mahnung:

„O denke an Tannhäusers Wollen,
An Fausteus Gang durch Höll' und Erd'
Und an das Wort: ‚Ihr sollt nicht richten,
Auf daß ihr nicht gerichtet werd'!'"

Nun, wir wollen Hrn. Büttner nicht richten und auch nicht mit ihm rechten, weßhalb er „Righi" statt „Rigi" und „Lagho" statt „Lago" schreibt — orthographische Pikanterien, die jedenfalls bei weitem origineller sind, als des Dichters Gedankengänge, was z. B. folgender auf S. 77 verzeichnete Ausspruch belegen mag:

„O du hehre, heilige Natur,
Wo die Menschen folgen deiner Spur,
Do ist nach alter, erprobter Sitt'
Vom Erhab'nen bis zum Lächerlichen nur ein Schritt!"

Ecce poeta! Von außerordentlich feiner Beobachtungsgabe zeugt in „Großstadtfrühling" die Wendung „Nun leilschen mit Blumensträußchen die Kinder klebrig zäh" ꝛc. Daß Hans Büttner, wie er auf S. 110 treuherzig gesteht, außer „Mädchengekose und Zechergelag" speziell die „Fliegenden Blätter" liebt, hat uns mit lokalpatriotischem Stolze erfüllt. Aber auch Friedrich Schiller scheint der Autor zu „lieben", sonst würde er dem verschollenen Dichter des „Taucher" nicht in der Anfangszeile seines „Am Wasserfall" überschriebenen Poems mit den Worten „Das wirbelt und strudelt und zischet und tobt" ein so tollegiales Denkmal gesetzt haben. — Das, wie gesagt, recht hübsch ausgestattete Bändchen ist blau gedruckt. Die grüne Farbe wäre seinem Inhalt, wie man sieht, entschieden noch näher gekommen. -ee-

* **Göttingen.** Das akademische Amt des kürzlich verstorbenen Professors Schering an der hiesigen Sternwarte, Abtheilung für theoretische Astronomie, Geodäsie und mathematische Physik, wird nicht wiederbesetzt. Die einheitliche Leitung der Sternwarte erhält Professor Schur, bisher Direktor der Abtheilung für praktische Astronomie an der Sternwarte. Für die von Schering bekleidete ordentliche Professur werden zwei außerordentliche Professuren für Mathematik eingerichtet.

* **Köln.** Nach telegraphischer Meldung aus Sidney ist der Forschungsreisende Professor Wilhelm Joest aus Köln am 25. Aug. auf der Insel Santa Cruz am Herzschlag gestorben. Vor etwa einem Jahr hatte er sich nach Australien begeben, um in Neu-Guinea neuen ethnographischen Studien obzuliegen. Der Verstorbene stand erst im 45. Lebensjahr.

tz. **Weimar.** Der Vorstand der Goethe-Gesellschaft erläßt soeben die Mittheilung, daß das als XII. Schrift in Aussicht gestellte Album aus dem Goethe-National-Museum den Mitgliedern der Gesellschaft erst zu Anfang des neuen Jahres zugehen wird. Die Absicht, das jedenfalls überaus interessante, aus 25 Tafeln bestehende Werk schon vor Weihnacht zu versenden, wurde leider unausführbar, da sich bei dem Druck desselben Verzögerungen eingestellt hatten, die nicht kurzerhand bewältigt werden konnten.

* **Budapest,** 23. Dez. Im Alter von 78 Jahren ist heute hier der Romanschriftsteller Albert Pálffy, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Kisfaludygesellschaft, nach längerem Leiden gestorben. Durch fast ein halbes Jahrhundert hindurch versorgte er die ungarische Lesewelt mit einer schier endlosen Fülle von Novellen und Romanen, von denen allerdings nur wenige dauernden Werth besitzen, die aber immerhin ein dankbares Publikum fanden. Er stand seinen Landsleuten nicht nur als Dichter sondern auch als Patriot nahe am Herzen, da er in den bewegten Zeiten vor und noch dem Freiheitskrieg als politischer Schriftsteller eine lebhafte Thätigkeit entfaltet und, zusammen mit Petöfi, eine gewisse Führerrolle eingenommen hatte. Nach der Niederwerfung der Revolution war er vor ein Kriegsgericht gestellt und zu zeitweiliger Internirung verurtheilt worden, so daß ihm auch die in den Augen seiner Nation so wichtige politische Märtyrerkrone nicht fehlte.

* **Leiden.** Am 19. d. M. verschied plötzlich der Professor der Theologie an der hiesigen Universität, Dr. W. H. Kastes, im Alter von 54 Jahren.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

A. n. Drygalski: Ernste und heitere Bilder aus der Armee des weißen Zaren. Mit Abbildungen. Leipzig, Zuckschwerdt u. Komp. — G. Ebe: Der deutsche Cicerone. II. Architektur. Leipzig, O. Spamer 1898. — Hans Land: Von zwei Erlösern. Roman. Berlin, Verlag der Romanwelt 1898. — Maria Janitschek: Gelandet. Roman. Ebd. — Clemens Drache: In Dur und Moll. Gedichte. Bautzen, Emil Hüdner 1897. — Adolf Baumbach: Bunte Blätter. Gelegenheitsgedichte. Leipzig, A. Liebeskind 1897. — Erich Marcks: Königin Elisabeth von England. (2 Bd. der „Monographien zur Weltgeschichte", hggb. von Ed. Heyck.) Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing 1897. — Dr. Joseph Trutter: Das österreichische Zivilprozeßrecht in systematischer Darstellung. Theil II, Lfg. 4 (Schluß). Wien Moriz Perles 1897. — Berichte des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt am Main. Neue Folge. 14. Bd. Jahrgang 1898. Heft 1. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. — Dr. Aug. Jos. Nürnberger: Papstthum u. Kirchenstaat. 1. Vom Tode Pius VI. bis zum Regierungsantritt Pius IX. (1800 bis 1846). Mainz, Franz Kirchheim 1897.

Soeben erschien im Kommissionsverlag von E. F. Steinacker in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die

Allgemeine Zeitung

1798–1898.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Presse.

Von

Ed. Heyck.

Groß-Oktav. Broschirt. Preis 5 Mark.

Das vorliegende Buch ist zunächst als Festschrift für das hundertjährige Jubiläum der „Allgemeinen Zeitung" gedacht und geschrieben, geht aber in seinem ganzen Inhalte über den Rahmen einer bloßen Festschrift weit hinaus. Denn es schildert, auf Grund eindringender archivalischer Forschungen, überhaupt die Entwicklung der politischen Publizistik in unserm Jahrhundert, wozu ja der innere Werdegang der in Rede stehenden Zeitung den reichsten Anlaß bot.

In dem höchst interessanten ersten Theile des Buches wird viel neues Material für die Geschichte der Begründung der Zeitung beigebracht und besonders die Gestalt des großen Buchhändlers Joh. Fr. Cotta, in dessen Haupt der erste Gedanke eines in politischer wie literarischer Hinsicht auf der Höhe seiner Zeit stehenden täglichen Organs entsprang, eingehend behandelt. Die Darstellung der Beziehungen, die durch Vermittlung Cotta's zwischen Schiller und Goethe einerseits und der ins Leben tretenden „Allgemeinen Zeitung" auf der anderen Seite bestanden, bildet eine besonders anziehende Partie des Werkes, das in seinem weiteren Verlaufe bedeutsame Streiflichter auf die politischen Vorgänge in den mittleren Jahrzehnten unsres Jahrhunderts wirft. In den glänzend geschriebenen Schlußbetrachtungen gelangt sodann die Stellung, die die „Allgemeine Zeitung" stets diesen Vorgängen gegenüber einnahm, zum klaren Ausdrucke.

„Verlag der Allgemeinen Zeitung", München,
Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 28. Dezember. Nummer 293.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ueber Kartelle und Kartellgesetzgebung. Von Wilhelm Berdrow. — Drei Schriften über Gerhart Hauptmann. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ueber Kartelle und Kartellgesetzgebung. [1])

Von Wilhelm Berdrow.

Schlußbetrachtungen.

Wir haben die Frage der industriellen Unternehmerverbände in den voraufgegangenen Aufsätzen in mannichfacher Beleuchtung für sich selbst sprechen lassen. Nach den verschiedenen Ländern, denen sie angehören, nach den verschiedenen Graden ihrer Ausbildung, aus den verschiedensten Gesichtspunkten der Auffassung von Seiten der Oeffentlichkeit und der Gesetzgebung sind die wirthschaftlichen Kartelle beleuchtet worden, ohne daß es dabei hätte gelingen können, zu einem einheitlichen Urtheil über ihr Wesen und Wirken, ihren Werth oder Unwerth zu gelangen. Auch jetzt soll der Versuch, zu einem solchen einheitlichen Urtheil zu gelangen, nicht unternommen werden. Man kann einen festen Standpunkt der Billigung oder Verurtheilung gegen ein bestimmtes Kartell oder eine abgeschlossene Gruppe derselben gewinnen, aber nicht gegen die wirthschaftlichen Kartelle als Erscheinung im ganzen. Schon die Verhandlungen und Untersuchungen des Vereins für Sozialpolitik im Jahre 1894 bewiesen die ganze Zersplitterung der Ansichten über diese Frage, die ohne Zweifel zu den wichtigsten zu zählen ist, die wir gegenwärtig auf wirthschaftlichem Gebiet kennen.

An der mangelhaften Kenntniß vom Wesen der Kartelle liegt diese Unsicherheit des Urtheils nicht. Diese wirthschaftliche Bewegung besteht lange genug, um über ihre Wirksamkeit und Berechtigung ein Urtheil zu erlauben; der Schleier, mit dem sie ihre Thätigkeit zu verhüllen pflegt, ist nicht so dicht, daß ihn nicht wenigstens der Forschungstrieb des Sozialpolitikers durchschauen könnte, und endlich ist der ganze Prozeß keine neue Erscheinung im industriellen Leben, sondern nur die Fortsetzung und Folge von Bewegungen, die fast gleichzeitig mit dem Beginn der Industrieepoche überhaupt eingesetzt haben. In England bestanden gesetzliche Bestimmungen gegen die Vereinigung von Unternehmern fast das ganze 18. Jahrhundert hindurch, bis sie unter Georg III. 1772 zur Hebung der Industrie wieder beseitigt wurden. Die Vereinigung Mehrerer zur Erreichung eines Zweckes, dem die Kraft des Einzelnen nicht gewachsen ist, ist eine so natürliche, so tief in den Gewohnheiten des Menschen wurzelnde Maßnahme, daß ihr Alter nur mit dem der Zivilisation gleichzeitig gemessen werden kann. Es ist schwierig, für diese einfachste Maßregel zur Förderung der Zwecke des Einzelnen und der Kulturfortschritte überhaupt nun plötzlich, nachdem diese Bewegung gewissermaßen ihren Gipfel erreicht hat, eine neue und entgegengesetzte Beurtheilung zu finden. Das Prinzip der Koalition als solches zu befehden und einzudämmen, nachdem es sich im ganzen Verlaufe der menschlichen Kultur als wohlthätig und unentbehrlich erwiesen hat, und die einzige Abweichung davon, die man auf wirthschaftlichem Gebiete gewagt hat, die Lehre der Schule von Manchester, nahe daran ist, als der Fundamentalirrthum der letzten fünfzig Jahre vollständig verworfen zu werden, wäre inkonsequent und würde kaum gute Folgen haben. Man wird zur Beurtheilung der Kartelle keinen anderen Maßstab anlegen können, als den ihrer Zwecke und ihrer Formen: und thatsächlich ist ja auch für die Stellung der Oeffentlichkeit gegen dieselben fast immer nicht sowohl die Thatsache des Bestehens, als diese oder jene Thätigkeit eines Syndikats maßgebend gewesen. Man hat sich noch auf einen anderen Standpunkt gestellt und die Kartelle durch ihr bloßes Bestehen und ihre unwiderstehliche Ausbreitung zu rechtfertigen versucht, als eine natürliche wirthschaftliche Erscheinung, auf welche der ganze Verlauf unsres industriellen Lebens unwiderstehlich hindrängt, und welche zu bekämpfen eine Art Donquijoterie ist. Nach diesem Grundsatz kann man alles mögliche rechtfertigen, auch Rhachitis und Tuberkulose, und ebenso natürlich ist es, wenn derjenige, den solche Erscheinungen belästigen oder schädigen, sich ihrer nach Kräften erwehrt. Immerhin ist soviel zuzugeben, daß die Richtung im Fortschreiten der menschlichen Gütererzeugung und -vertheilung nach der höchsten denkbaren Vervollkommnung der technischen Hülfsmittel fast unabweisbar auf die Bildung großer mächtiger Vereinigungen als das letzte Mittel zum weiteren Fortschritt hinzuweisen scheint. Sich dieser Bewegung entgegenzustemmen würde wohl unklug und nutzlos sein; aber es kann nicht unklug sein, ihre Folgen aufmerksam zu beobachten und die guten darunter zu befördern, die bösen nach Kräften einzudämmen. Daß ein Kartell aber von guten Folgen begleitet sein, ja lediglich gute Zwecke zur Voraussetzung haben kann, beweist ein Kartellvorschlag, der in England während des großen Kampfes zwischen den Kohlenarbeitern und Grubenbesitzern im Jahr 1893 von einem der größten Kohlenindustriellen des Landes, Sir George Elliot, gemacht wurde und vielleicht die ideale Grundlage zu dem früher erwähnten, vermuthlich allerdings realer ausgefallenen Kohlensyndikat gegeben hat. Elliot, der sich selbst vom gewöhnlichen Grubenarbeiter durch Intelligenz und Thätigkeit zu einem der ersten Zechenbesitzer Englands hinaufgearbeitet hat, suchte in seinem Vorschlag die Interessen des Kapitals, der Arbeiter und der Konsumenten nach Möglichkeit zu verschmelzen. In technischer Beziehung erwartete er von der Bildung eines allgemeinen englischen Kohlentrusts die größten Vortheile, erstens aus der Verminderung der Anlage- und Betriebskosten für neue oder benachbarte oder miteinander konkurrirende Bergwerke, ferner in Bezug auf die richtige Abschätzung und Regelung von Konsum und Produktion, dann durch die Beseitigung des gewaltigen Zwischenhandels, der sich heute zwischen das Publikum und die Produktion der Kohle gedrängt hat und beide gleichmäßig bedrückt, endlich durch Vermeidung jener furchtbaren und

[1]) Vergl. Beilage Nr. 218, 229, 254 u. 281 d. J.

Digitized by Google

verlustbringenden Kämpfe mit den Arbeiterorganisationen, die nicht nur den letzteren und den Grubenbesitzern, sondern der ganzen englischen Industrie oftmals tiefe Wunden geschlagen haben.

Daß die Grubenarbeiter in England dem Kartellgedanken keineswegs abgeneigt sind, haben sie schon in den 40er Jahren und seitdem zu mehrerenmalen bewiesen, indem sie in Epochen sinkender Preise und fallender Löhne selbst die Anregung an die Grubenbesitzer richteten, durch feste Verbände der wilden Konkurrenz und dem Sinken der Preise Einhalt zu thun. Ohne die Mitwirkung der Arbeiter, die den Unternehmern in der Koalitionsbildung längst mit gutem Beispiel vorausgegangen sind, würde nun das Kartell der Unternehmer, wie Sir George Elliot seinen Plan entwickelte, haltlos und ohne Bestand sein. So wenig der einzelne Arbeiter eine Macht sei, mit der man verhandeln könne, so sehr wären es andrerseits die mächtigen englischen Arbeiterverbände und mit diesen müßte das Kartell ebenso bindende Abmachungen treffen, als sie zwischen den Unternehmern selbst beständen, ihre Führer müßten im Vorstande ebensogut Sitz und Stimme haben wie die Grubenbesitzer, wenn man auf die dauernde Verhinderung von Strikes, Lohnkämpfen, wie sie 1893 das ganze Land erschüttert hatten, solle rechnen können. Es blieb nun noch die Berücksichtigung der Konsumenten als des dritten Faktors übrig, und diese sucht der Vorschlag von Elliot auf folgende Weise zu verwirklichen: Eine lohnende Verzinsung des in den Kohlengruben investirten Nationalvermögens wird natürlich zur Voraussetzung ihres Weiterbestehens gemacht und deßhalb der Preisbildung zunächst eine Verzinsung des Anlagekapitals von 4—5 Proz. zugrunde gelegt. Je nach den Verhältnissen der Produktion und des Absatzes war dann die Preisbildung in gewissen Grenzen dem Ermessen des Syndikatsvorstandes freigestellt, dem Staate aber das Einspruchsrecht in diese Preispolitik vorbehalten, sobald die Dividenden des Kartells die Höhe von 15 Proz. zu übersteigen drohten. — Das sind gewiß noch keine unanfechtbaren, unübertrefflichen Vorschläge zur Bildung eines Musterkartells, und besonders scheinen die Rechte des Konsumenten durch die geforderte Maximalhöhe des Unternehmerprofits noch nicht völlig sichergestellt, aber ebenso gewiß zeugen sie von dem ehrlichen Bemühen, den heute zwischen Unternehmerthum, Arbeiterschaft und Konsum bestehenden Kämpfen und Gegensätzen ein Ende zu machen und ohne Verletzung irgendwelcher Interessen ein größeres Maß von Harmonie in unsre Wirthschaftspolitik hineinzubringen. Allerdings hätten sich diese Vorschläge mit auch nur der geringsten Aussicht auf die Möglichkeit einer sofortigen oder späteren Verwirklichung zur Zeit nirgends anders machen lassen, als in England. Nur hier hat die Arbeiterschaft in ihren großen gewerkschaftlichen Verbindungen diejenige Macht und politische Schulung erlangt, welche nöthig ist, um diejenige Rolle innerhalb eines Kartells, zumal eines ganze Länder umfassenden, zu spielen, die ihnen Elliot zugedacht hat. Und andrerseits ist es nur bei der Anerkennung der geschlossenen Arbeiterschaft als wirthschaftspolitischen Machtfaktors möglich, im Rahmen der Kartelle neben der Vergeudung an Arbeitsmitteln, Reklame, unnöthigen Verwaltungs-, Transport- und Vertheilungskosten auch die Vermeidung jener furchtbaren und langwierigen Lohn- und Prinzipienkämpfe durchzusetzen, die jetzt unter dem Zeichen des freien Wettbewerbs die Industrie aller Staaten unendlich schädigen und schwächen. Nur auf englischem Boden endlich würde es möglich sein, dem Unternehmer- und Arbeiterkartell eine dritte geschlossene Macht in Gestalt der großen Konsumvereine gegenüberzustellen, die in Großbritannien seit einigen Jahrzehnten Wurzeln geschlagen und in ihrer jetzigen Stärke schon einen erheblichen Einfluß auf die Produktions- und Absatzverhältnisse des Landes gewonnen haben. Recht eigentlich ein Syndikat der Konsumenten darstellend, sind die Konsumvereine oder Einkaufsgenossenschaften besonders in ihrer in England so schnell zur Blüthe gelangten gegenseitigen Vereinigung zu mächtigen Verbänden die natürliche Ergänzung zu den Produktionskartellen. Dem Zweck derselben, der Regelung der Gütererzeugung und Vermeidung der Ueberproduktion, kommen sie durch die Regelung des Absatzes auf halbem Wege entgegen; etwaigen Monopolgelüsten des Unternehmerthums vermag kein anderer wirthschaftlicher Faktor mit demselben Erfolg entgegenzutreten, sei es durch Begünstigung des Imports, sei es durch die Begründung eigener Produktionsstätten, wie ein großer Verband von Konsumgenossenschaften. Wo die letzteren, wie in England, bereits den zehnten bis fünften Theil des ganzen Inlandkonsums an vielen Stoffen beherrschen, wo sie eigene Mühlen und Fabriken besitzen und für ihren überseeischen Bedarf eigene Flotten auf dem Meere haben, da bilden sie eine Macht, mit welcher auch das selbstherrlichste Kartell zu rechnen gezwungen ist.

Von einer solchen Beurtheilung und Behandlung der Kartellfrage ist nun leider die Gegenwart und sind insbesondere die gesetzgebenden Faktoren weit entfernt. Die ganze Unsicherheit in der Beurtheilung der gegenwärtig vielleicht einschneidendsten unter allen wirthschaftlichen Fragen wird durch die Stellung gekennzeichnet, die das Produktionskartell in der Gesetzgebung der Neuzeit einnimmt. Das deutsche Reichsstrafgesetz übergehl, wie Prof. A. Menzel-Wien in einer Studie über die straf- und zivilrechtliche Stellung der Kartelle ausführt, die Unternehmerkoalitionen vollständig mit Stillschweigen. Bei strafrechtlichen Bedenken gegen dieselben wäre ja auch die Stellung der preußischen und anhaltischen Regierung im deutschen Kalikartell völlig unhaltbar. Was das bürgerliche Recht betrifft, so hat man öfter versucht, die Vorschrift, daß Verträge, welche gegen die guten Sitten verstoßen, ungültig sind, in Kartellprozessen zur Geltung zu bringen, ohne daß jedoch diese Anschauung bei den höheren gerichtlichen Instanzen bis jetzt jemals Anerkennung gefunden hätte. Der erste Entwurf des alten Bürgerlichen Gesetzbuches, der Rechtsgeschäfte, deren Inhalt gegen die öffentliche Ordnung verstieß, für ungültig erklärte, wäre vielleicht geeignet gewesen, einen wenn auch schwachen Rechtsgrund gegen die Kartelle abzugeben. Aber bei der Annahme des Gesetzbuches wurde der Begriff der öffentlichen Ordnung ausgeschlossen und nur derjenige der guten Sitten beibehalten. Wie wenig übrigens zivilrechtliche Hindernisse die Kartellbildung beeinträchtigen, zeigt das Beispiel Oesterreichs. Die Bestimmungen des alten österreichischen Strafgesetzes von 1852, welche die Kartelle der Gewerbetreibenden ausdrücklich für strafbar erklärten, sind freilich durch das Koalitionsrecht von 1870 aufgehoben, welches nur noch die Machtausübung der Koalitionen durch Einschüchterung oder Gewalt strafbar findet. Aber auch jetzt blieb wenigstens zivilrechtlich ein Hinderniß für die Kartellbildung bestehen, indem alle Verabredungen und Verträge zwischen Gewerbetreibenden, welche zum Zweck der Preiserhöhung einer Waare, der Lohnerniedrigung der Arbeiter u. s. w. getroffen werden, vor dem Gesetze null und nichtig sind. Das bezieht sich auf Konventionalstrafen, auf die Leistung von Beiträgen, Gewinnantheilen, Kautionen und was sonst immer für Mittel zur Erzwingung der aus einem Kartellvertrag hervorgehenden Verbindlichkeiten angewandt werden mögen. Wir haben früher gesehen, wie wenig diese Bestimmungen in Oesterreich zur Eindämmung der Kartellbewegung vermocht haben, zu deren Bekämpfung gegenwärtig schon wieder neue staatliche Maßnahmen für nöthig erachtet werden. Auch in

Frankreich sind die Verhältnisse dieselben, wiewohl hier sogar das Strafgesetzbuch gewisse Bestimmungen gegen diejenigen kennt, welche sich zu dem Zweck verbinden, gewisse Waaren gar nicht oder nicht unter einem bestimmten Preis zu verkaufen. So wenig diese Strafandrohung bei ihrer Aufnahme ins Gesetzbuch auf die modernen Unternehmerkartelle gemünzt war, so wenig hat sie ihnen jemals geschadet. In einem Lande, wo sogar die Mitglieder des berüchtigten Kupferrings, deren Vergehen zweifellos unter den erwähnten Paragraphen des Strafgesetzes fiel, vom Pariser Kassationshof freigesprochen werden konnten, haben die Theilnehmer eines wohlüberlegten Kartells nach modernen Grundsätzen sicherlich nichts zu fürchten. Daß sie sich den Bestimmungen des Zivilrechts, welche auch hier die Verabredungen und Verträge, deren Zweck sich gegen die guten Sitten richtet, für ungültig erklären, noch leichter zu entziehen wissen, wird daraus verständlich. Die russischen Rechtsverhältnisse in Bezug auf das Kartellwesen und ihr praktischer Werth haben in dem vorhergehenden Aufsatz ausführliche Erledigung gefunden. In England bestehen strafrechtliche Bedenken gegen Kartelle überhaupt nicht, und in der Praxis der bürgerlichen Rechtsprechung werden dieselben vom gesetzlichen Standpunkt nur dann für ungültig erklärt, wenn sie sich mit der Freiheit des Handels und des Verkehrs nach englischer Anschauung in Widerspruch setzen. Das würde aber nur der Fall sein, wenn sie einen Erwerbszweig vollständig monopolisiren, alle Konkurrenz unterdrücken und die Preise auf einer übertriebenen Höhe zu halten versuchen. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo durch Verhältnisse, die am Eingang dieser Arbeiten ausführlicher erörtert wurden, die Kartellwirthschaft sich zu einer förmlichen Seuche und zu einer schweren Schädigung der Rechte des Volkes ausgewachsen hat, ist nun die Gesetzgebung eifrig daran, dem in der ganzen Nation herrschenden Sturm des Unwillens Folge zu leisten und den Kartellen entgegenzutreten. In mehr als 20 Einzelstaaten sind nach Menzel zwischen 1888 und 1890 umfassende und strenge Vorschriften gegen die Unternehmerverbände erlassen, Bestrebungen, denen 1890 auch die Bundesregierung durch ein Gesetz zu Hülfe kam. Alle Unternehmer, die sich zur Einschränkung der Produktion und des Handels, zur Festsetzung der Preise und zur Einschränkung des Wettbewerbes verbinden, wurden mit Geld- und Gefängnißstrafen bedroht, Korporationen, welche solche Verbindungen eingehen, sollten mit dem theilweisen Verlust ihres Vermögens oder der Entziehung ihrer juristischen Persönlichkeit bestraft werden. Personen, welche durch Syndikate oder Trusts eine Schädigung ihres Vermögens erlitten, sollten berechtigt sein, Schadenersatz bis zur dreifachen Höhe zu begehren. Ja, in einigen Staaten sprach sich das Gesetz sogar gegen die Zahlungspflicht der Käufer den Syndikaten gegenüber aus. Solche Strafbestimmungen lehren dem Erfolg demagogischer Umtriebe ähnlicher als einer weisen Einschränkung kapitalistischer Uebergriffe, und ihre Wirkung ist dementsprechend gewesen. Viele Richter erklärten die Anti-Trustgesetze für verfassungswidrig und undurchführbar, hervorragende Juristen waren darin einig, sie für unklar und praktisch unbrauchbar zu erklären, und die politische und finanzielle Macht der Kartelle that das übrige, um ihre praktische Durchführung zu verhindern.

So oder ähnlich wird es stets gehen, wenn man die Kartelle auf straf- oder zivilrechtlichem Wege zu treffen sucht und den ganzen Kampf gegen sie im Grunde auf eine Einschränkung der Koalitionsrechte überhaupt hinauslaufen läßt. Alle in dieser Richtung erlassenen Gesetze sind einerseits der Umgehung, der Mißdeutung und verschiedenen Auslegung ausgesetzt, und andrerseits kämpfen sie gegen eine Bewegung, die bereits unwiderstehlich geworden ist, die unsrer ganzen wirthschaftlichen Epoche ihren Stempel aufgedrückt hat, und der es hauptsächlich zu verdanken ist, daß die allgemeine ökonomische Lage keineswegs so schwarz und trostlos ist, wie sie von den politisch ganz linksstehenden Parteien gemalt wird. Das eben ist der Grund der Unfruchtbarkeit der sozialdemokratischen Bewegung bei uns, daß sie sich nicht entschließen kann, das System des Parlamentarismus mit dem der mächtigen, still, aber unwiderstehlich wirkenden wirthschaftlichen Koalition zu vertauschen. Und ebenso ist der Grund der unvergleichlich höheren Stellung der englischen Arbeiterschaft in geistiger und ökonomischer Hinsicht nur ihr langjähriges, im großen und ganzen unbehindertes Fortschreiten auf der Bahn der Koalition. Es ist nichts natürlicher und mehr gerechtfertigt, als daß eine Industrie, welche sich in den Kämpfen einer unsinnigen Konkurrenz und einer anarchischen Produktion aufzureiben beginnt, denselben Weg zur Gesundung und zur Kräftigung ihrer Mitglieder einschlägt, auf dem die Arbeiterschaft des ersten Industriestaates der Erde von Jahrzehnt zu Jahrzehnt an Macht und Ansehen gewonnen hat. Daß aber die Mehrzahl der Kartelle nicht dem Uebermuth, sondern der Noth ihre Entstehung verdanken, wurde schon mehrfach hervorgehoben und ist nicht schwer zu verstehen, wenn man bedenkt, wie viel mehr Hindernisse einer Koalition von Unternehmern als einer solchen von Arbeitern entgegenstehen. Die lange Gewohnheit der Selbständigkeit, die Möglichkeit, auf dem Wege der freien Konkurrenz eigene Tüchtigkeit, Entschlossenheit, Erfindungsgabe und alle anderen Eigenschaften des Unternehmers besser ausnutzen zu können, als im Banne eines Syndikats, das keinem Theilnehmer eine Handbreit mehr Rechte zugestehen kann, als jedem anderen, ferner das Aufgeben der Möglichkeit, zufällige Geschäftslagen nach eigenem Ermessen schnell und glücklich ausnutzen zu können oder der Möglichkeit, durch einen Zufall eine Erfindung, ein Patent oder dergl. einen Vorsprung vor der Konkurrenz erlangen zu können, — das und vieles andere sind soviel Hindernisse gegen die Kartellbildung zwischen Unternehmern, daß man ihre Zahl, wenn es sich nur um den Fortschritt der Industrie handelte, wirklich nicht mehr zu vergrößern brauchte. — Aber das ist es eben nicht, wenden die Gegner des Kartells ein, um was es sich handelt. Nicht die Industrie an sich sei der leidende Theil, sondern die Konsumenten, die Arbeiterschaft und endlich die schwächeren Theile des Unternehmerthums, die im Kampf mit übermächtigen Syndikaten oft genug und mit Anwendung der verwerflichsten Mittel erdrückt werden. Diese Ausschreitungen der Kartelle sind in Hunderten von Fällen nachgewiesen worden, Niemand kann sie leugnen, und ihre nachdrückliche Bekämpfung wird sich den Beifall der weitesten Kreise, ja der soliden und ehrenhaften Syndikate selbst, die mit unter jenen Machenschaften leiden, ohne den geringsten Vortheil aus ihnen zu ziehen, erwerben. Mögen also die Gesetzgeber, wenn sie dieser Frage überhaupt nahetreten, wie es kürzlich auch im Deutschen Reichstage geschah, gegen die Schäden der Kartellbildung einschreiten, ohne die guten Wirkungen zu beeinträchtigen, welche die Kooperation auch für das Unternehmerthum im Gefolge hat. Es wird diesem Standpunkt umsoweniger an Freunden fehlen, je mehr die Ueberzeugung um sich greift, daß die Koalitionsbewegung, ja selbst das eigentliche Syndikat keineswegs ein Vorrecht des industriellen Unternehmerthums bildet. Auch die Landwirthschaft kann durch ein zielbewußtes Vorgehen in dieser Richtung in Hinsicht auf Produktion und Absatz gleichviel gewinnen, wie das Beispiel der dänischen Antheilsmolkereien, der ländlichen Einkaufsgenossenschaften bei uns und manche andere neuzeitliche Bildungen, die nur die Anfänge eines geschlossenen Vorgehens auf der

Basis der Kooperativbewegung sind, beweisen. Verbesserung der Betriebsmittel, Vereinfachung der Verwaltung, Regelung der Produktion, Ersparnisse an Reklame und wenn auch nicht Vermeidung, so doch wenigstens Abschwächung von Krisen, das scheinen nun doch einmal die vornehmsten Hülfsmittel einer weiteren Hebung in der Güterproduktion zu sein, und das einzige Mittel zu ihrer Erreichung ist eben das Kartell. Freilich in ihrer höchsten Steigerung wird es diese Vortheile erst dann nach sich ziehen können, wenn es selbst zur höchsten Blüthe und Macht gediehen ist, ganze Länder umfaßt und seine Kräfte an der Bekämpfung der inneren Konkurrenz nicht mehr zu zersplittern braucht. Eben in demselben Maße werden freilich, das liegt auf der Hand, auch die Gefahren der Kartelle wachsen und darum ist es doppelt wichtig, mit der Bekämpfung der letzteren fertig zu werden, bevor die Kartellbildung diese ihre höchste Blüthe erreicht hat.

Der Konsum, die Arbeiterschaft und die schwächere Konkurrenz sind die drei Punkte, in denen die Anklagen gegen die Kartelle einzusetzen pflegen. Wie der ersteren Gefahr auf die Dauer am besten begegnet werden könne, ist schon oben angedeutet worden. Es wird niemals einen stärkeren Damm gegen etwaige Herrschaftsgelüste der kartellirten Produktion geben, als ein gleich starkes Syndikat von Konsumvereinen, welches in der Möglichkeit der eigenen Produktion ein unwiderstehliches Mittel besitzt, jedes in der Diktirung seiner Preise über die gerechten Grenzen hinausgehende Unternehmerkartell in seine Grenzen zurückzuweisen. Gilt es doch unter den aufmerksamen Beobachtern der Kooperativbewegung bereits als unumstößliches Gesetz, daß, wer den Konsum der Massen in der Hand hat, das wirthschaftliche Leben seines Landes beherrscht. Und was könnte im Ernstfalle auch das mächtigste Unternehmersyndikat gegen ein Syndikat von Konsumvereinen thun, in deren Macht es steht, sich mit ihrem Güterbezug, wenn er im Inlande nicht zu angemessenen Preisen beschafft werden kann, vollständig an die ausländische Konkurrenz zu wenden, ja die Produktion für einen im voraus genau zu bestimmenden Absatz selbst in die Hand zu nehmen, oder endlich, wenn es sich einem Weltkartell gegenübersieht, wie es selbst die Petroleummagnaten zu schmieden noch immer vergeblich bemüht waren, seinen Mitgliedern für eine bestimmte Zeitdauer ein beliebiges Surrogat (gegen das Petroleum ließe sich z. B. der Spiritus ausspielen) zu empfehlen und dessen Bezug nach Kräften zu erleichtern. In derselben Weise schwinden die Gefahren, welche der unorganisirten Arbeiterschaft von den Kartellen drohen, wenn denselben nur noch eine starke durch Gewerkschaften oder andere Formen der Koalition geeinigte Arbeiterschaft gegenübersteht. Ja diese Entwicklung, die bei uns kaum begonnen hat, während sie in England ihrer höchsten Ausbildung entgegengeht, ist gewissermaßen eine Ergänzung und Voraussetzung zu der vorher entwickelten Stellung der Konsumvereine. Denn gerade die arbeitenden Klassen mit ihrem Massenkonsum bilden in England das stärkste Kontingent zu den Konsumvereinen. Daß eine organisirte Arbeiterschaft auch von einem mächtigen Unternehmersyndikat gewissermaßen als gleichberechtigte Macht angesehen wird, beweisen die schwebenden Verhandlungen eines englischen Kohlensyndikats. Also auch eine Stärkung der Koalitionsrechte des Arbeiters würde gegen etwaige Uebergriffe der Unternehmerkoalitionen einen starken Schutzdamm bilden. Es bedarf endlich auch die Stellung der nicht geeinigten Unternehmer gegenüber dem Kartell Berücksichtigung, und diese Frage ist schwerer als die vorhergehenden zu lösen. Es handelt sich bei der außerhalb des Kartells stehenden Konkurrenz meist um Unternehmer, welche entweder ihre Selbständigkeit nicht gegen eine mehr oder weniger belanglose Stimme im Verwaltungsrath des Kartells vertauschen wollen oder welche glauben, bei der Freiheit des Handels und der Ausnutzung zufällig gegebener oder klug berechneter Vortheile bessere Geschäfte machen zu können, als im Rahmen des Kartells. Wenn sie recht behalten — und der Fall ist bisher gar nicht selten gewesen, daß die außerhalb eines Kartells stehenden Unternehmer alle Vortheile desselben in Bezug auf die Preisbildung, die Beseitigung der Ueberproduktion, mitgenossen haben, während sie sich den Einbußen, die ein Kartell durch seine Selbstbeschränkung erleidet, sehr gut zu entziehen wußten —, wenn sie also mit dieser ihrer Spekulation recht behalten, so wird sie kein Außenstehender deßwegen tadeln. Aber damit fällt eigentlich auch jeder Grund fort, sie in Schutz zu nehmen und ihnen eine rechtliche Sonderstellung zuzugestehen, wenn sich ihre Spekulation als falsch erweist, und sie der Uebermacht der Kartelle unterliegen. In den kürzlich im deutschen Reichstag gepflogenen Verhandlungen über das Petroleumkartell wurde der nach mehrjährigem Kampf mit der Standard-Gesellschaft unterlegenen Outsiders mehrfach in einer Weise gedacht, als hätten sie alle ihre vergeblichen Opfer nur zum Besten des Allgemeinwohls und in dem Bestreben, uns vor dem Terrorismus eines Weltmonopols zu bewahren, gemacht. Das scheint mir ein falscher Standpunkt zu sein. Wer Egoismus und Trieb zum Gewinn als das Grundmotiv der Kartelle hinstellt, der kann nicht plötzlich andere Triebfedern für das Vorgehen der nichtkartellirten Unternehmer erfinden. Die einen wie die anderen schlagen den Weg ein, der ihnen zur lohnenden Verwerthung ihrer Produkte der geeignetste scheint. Man hat die Preisunterbietungen, welche das Hauptkampfmittel der Kartelle gegen ihre außenstehenden Konkurrenten sind, oft als illoyales Mittel zur Vernichtung berechtigter Existenzen hinzustellen versucht, ohne daß diese Anschauung sich jemals die Zustimmung eines Richters hätte erwerben können. Und in der That würde die erste in diesem Sinne bestimmende Entscheidung eines unabhängigen Gerichtshofes eine Fluth von Verwirrungen in Handel und Industrie bringen, denn was ist in unserm ganzen Geschäfts- und Gewerbeleben verbreiteter, als das System der Unterbietung, auf dem Angebot und Nachfrage, Konkurrenz, Ausschreibungen und überhaupt die größere Hälfte der Gütervertheilung beruht? Es ist auch schwer denkbar, daß ein Konkurrenzsystem, dessen sich der preußische Staat im Kalikartell selbst zu mehrereumalen bedient hat, um widerstrebende Konkurrenten zum Beitritt zu zwingen und das seit Menschengedenken von Staats- und städtischen Behörden durch die Beschreitung des Submissionsweges begünstigt wurde, nun plötzlich als strafwürdiges Vergehen aufgefaßt werden sollte, wenn es von Seiten einer Unternehmerkoalition gegen die nicht geeinigte Konkurrenz ausgeübt wird. Wer aber endlich das Unterbietungssystem in alle Wege verurtheilt und seine oft genug nicht zu leugnenden Schäden gern beseitigt wissen möchte, der sollte sich den Kartellen am wenigsten feindlich zeigen, denn gerade die Beseitigung der Unterbietung ist ja ihr Endzweck. Es ist wahr, daß oft auch andere schlimmere Wege von Kartellen beschritten worden sind, um den Wettbewerb der Outsiders zu beseitigen, aber man sollte nicht vergessen, daß dergleichen auch in der freien Konkurrenz vorkommt und daß zu jener so bezeichnenden Erscheinung unsrer überproduktiven Zeit, zu dem Gesetze gegen den unlauteren Wettbewerb, nicht die Kartelle den Anlaß gegeben haben. Dagegen dürfte dieses Gesetz vollkommen hinreichen, um jede wirklich illoyale Art des Vorgehens von Kartellen gegen Einzelunternehmer wirksam zu treffen. Endlich wird denjenigen Unternehmern, welche den Kampf mit der Uebermacht eines Kartells nicht länger aufnehmen können, in den meisten Fällen der Eintritt in dasselbe

Digitized by Google

freistehen, und dieser Punkt ist es, an dem ich zum erstenmal ein staatliches Eingreifen in die Freiheit der Kartelle nicht ganz von der Hand weisen möchte. Die Möglichkeit des Eintritts ins Kartell sollte jedem Einzelunternehmer offen stehen, dessen Geschäft nicht erst nach der Begründung des Kartells errichtet worden ist. Ohne die letztere Klausel würde allerdings eine solche den Kartellen zur Pflicht gemachte Bestimmung die Uebergründung in hohem Maße herausfordern. Es wäre endlich noch die Stellung der Kartelle gegenüber dem Handel zu betrachten, dessen Mitglieder ebenfalls hier und da schon gegen die Vergewaltigung von Seiten der Kartelle Klage erhoben haben. Die Frage kommt bei genauerer Betrachtung auf dasselbe hinaus wie diejenige der Stellung zwischen Kartellen und Arbeitern oder Konsumenten. Auch für den Handel ist der Weg der Kooperation nicht verschlossen, und über die Machtbeschränkung der Kartelle, sobald dieselben dem fest organisirten Handel gegenübertreten, konnte Dr. St. Bauer im Verein für Sozialpolitik einen interessanten Beleg vorbringen. Auf eine Frage an den Vorsitzenden der englischen Großhandelsgenossenschaft, wie sich derselbe zu den Kartellen stelle, erhielt er die Antwort: „Für die Großhandelsgenossenschaft gibt es keine Kartelle.“ An solchen Riesen· institutionen bricht sich die Macht der Kartelle ebenso gut, wie an einer festen, unerschütterlichen Organisation der Arbeiterschaft. Man kann sich eine Zeit denken, und sie ist vielleicht nicht so sehr fern, in der die Produktionskartelle ebensosehr auf die Mithülfe der Arbeiterorganisationen angewiesen sind, wie der Handel auf diejenige der Konsumvereine, in der alle diese Elemente einer geregelten Volkswirthschaft in gleicher Weise durch Koalitionen gekräftigt sind und im Verein miteinander für die Regelung der Güterproduktion, für die Hebung des Wohlstandes und für die Beseitigung der Krisen mehr zu leisten imstande sind als die beste Sozialgesetzgebung es vermag, solange ihre Wirkungen durch den Widerstand der wirthschaftlichen Interessen der einzelnen Klassen fortwährend durchkreuzt werden.

Inzwischen ist durch diese weitausschauenden Betrachtungen die Frage nach dem augenblicklichen Stand der Kartelle hinsichtlich ihrer nachtheiligen Wirkungen nicht gelöst. Die allgemein befürchteten Uebergriffe der Kartelle können durch ebenso starke Vereinigungen der Arbeit, des Handels und Konsums ohne Zweifel vermieden werden, aber einstweilen sind diese heilsamen Gegengewichte noch nicht vorhanden, und es wird deßhalb nöthig sein, für andere zu sorgen. Was es nutzt, die Unternehmerkartelle in ein Band von strafgesetzlichen Bestimmungen einzuschnüren, haben wir in den Vereinigten Staaten gesehen; dergleichen Bestimmungen sind unnütz, ja schädlich, und außerdem ist wenigstens bei uns, wo die Regierung eine offenbar kartellfreundliche Haltung einnimmt, nicht die geringste Aussicht auf ihre Durchführung. Die Oeffentlichkeitspflicht der Kartelle ist von den verschiedensten Seiten vorgeschlagen worden und ist ja auch anscheinend das Einzige, was bei der österreichischen Kartellgesetzgebung zunächst herauskommen wird. Aber die Oeffentlichkeitspflicht allein, sei es die Vorlegung und Genehmigung der Statuten, sei es die Vorlegung der Jahresberichte oder was man immer darunter versteht, wird es doch nicht allein thun. Ein Kartell kann eine Menge Paragraphen, Beschlüsse, Berichte, Abrechnungen und was immer an die Oeffentlichkeit bringen und seine wichtigsten Zwecke dabei doch sehr gut verheimlichen, das haben wir an hinreichend vielen Beispielen erlebt. Es kann sogar, wie jetzt in Amerika, der Name und die Form eines Kartells ganz und gar geächtet werden und die Sache besteht doch ruhig weiter. Nein, die Entwicklung der Kartelle ist unwiderstehlich und ihre Ueberwachung und Einschränkung durch den Staat ist, wenn nicht unmöglich, so doch außerordentlich schwierig. Es kann ja z. B. in manchen Fällen wohl der Preisbildung durch Herabsetzung der Zölle begegnet werden, aber abgesehen davon, daß einer schnellen Durchführung solcher Maßregel — und wenn sie nicht schnell geschieht, wird sie wenig nutzen — politische Hindernisse, wie Handelsverträge, entgegenstehen können, eignen sich dergleichen Gewaltmaßregeln, die eine schnelle, widerspruchslose Entschließung und Ausführung voraussetzen, wohl für mehr oder weniger autokratisch regierte Länder, aber nur schlecht für den schwerfälligen Gesetzapparat konstitutioneller Monarchien. Vielleicht werden in den letzteren die Rechte der Schwächeren am besten gewahrt, wenn der Staat selbst, wie Prof. Bücher schon vor mehreren Jahren vorschlug, an der Produktion, und zwar der kartellirten Produktion, mehr als jetzt betheiligt wäre. Ich bin weit entfernt, dem Staatsmonopol das Wort reden oder gar die bisherigen Staatsbetriebe als Musteranstalten vertheidigen zu wollen. Im Gegentheil, der heutige Staatsbetrieb läßt uns täglich empfinden, wieviel ihm noch zur Vollkommenheit fehlt. Aber etwas anderes ist es mit der Vereinigung von Staats· und Privatbetrieben im Rahmen eines Kartells. Wie ein solches durch die letzteren an Beweglichkeit und Thatkraft gewinnen würde, so legt ihm andrerseits die Mitwirkung der dem öffentlichen Urtheil weit mehr ausgesetzten und der Kritik der Volksvertreter leichter erreichbaren Staatsbetriebe ein größeres Maß von Zurückhaltung, von geschäftlichem Anstand und Verantwortlichkeit auf. Auch die größten Gegner des Kartells werden von einem Unternehmen, wie das deutsche Kali-Syndikat, nicht jene Gefahr des reinen Ausbeutungssystems befürchten, wie beispielsweise von der amerikanischen Standard-Gesellschaft. Auch das Kali-Kartell hat zur Unterdrückung von Konkurrenzgründungen allerdings Mittel angewandt, die vom streng moralischen Standpunkt nicht unanfechtbar sind, aber es ist zu erwarten, daß in Zukunft, nachdem einmal die Aufmerksamkeit der Nationalökonomie, der Parlamente und des Volkes sich schärfer auf die Kartelle gerichtet hat, auch die letzteren, besonders wenn sie durch das Mitwirken staatlicher Betriebe eine exponirte Stellung einnehmen, noch vorsichtiger als bisher die Gelegenheit vermeiden werden, der öffentlichen Meinung Anklagepunkte zu bieten. Schließlich ist einem Monopol, dessen Ausübung ganz in privaten Händen liegt, selbst das reine Staatsmonopol ohne Zweifel vorzuziehen, und wenn schon die gegenwärtige Konzentration der Industrie zu einzelnen Riesenbetrieben den Gedanken der Verstaatlichung gewisser Produktionszweige in nationalökonomischen Kreisen häufiger zur Erwägung bringt, so ist dieselbe wenigstens als letztes Hülfsmittel gegenüber privaten Monopolgelüsten keineswegs von der Hand zu weisen.

Es sind hier viele Gesichtspunkte gegen und für die Kartelle geltend gemacht worden, und wenn dem Leser hier und da zwischen dem früher und später Gesagten ein Widerspruch zu bestehen scheint, so wird derselbe mehr dem Bestreben, beiden Seiten gerecht zu werden, als einem Schwanken der eigenen Ansichten des Autors zuzumessen sein. Die verschiedenen Verhältnisse der Industrie überhaupt und der Kartelle im besonderen in den betrachteten Ländern thun das Ihrige, um das Gesammtbild widerspruchsvoll erscheinen zu lassen, und endlich galt es hier nicht, einer unwiderstehlich kommenden Erscheinung sich nutzlos entgegenzustemmen, sondern sie einfach zu begreifen, auf ihre Folgen aufmerksam zu machen und die üblen darunter hervorzuheben, damit, was zu ihrer Einschränkung geschehen kann, beizeiten geschehe.

Digitized by Google

Drei Schriften über Gerhart Hauptmann.

E. P. Außer Paul Schlenthers Buch, auf das kürzlich (Nr. 260 der Beilage) in diesen Blättern hingewiesen wurde, sind in diesem Jahre noch drei selbständige Schriften über Gerhart Hauptmann erschienen, die theils wegen der Ansprüche, mit denen sie auftreten, theils wegen der förderlichen Anregungen, die sie bieten, einige Aufmerksamkeit verdienen dürften. Behandeln sie ja doch einen der aktuellsten Gegenstände unsres literarischen Lebens und versuchen ihn aus dem Streite der Fanatiker für und gegen den schlesischen Dichter in die Sphäre ruhiger, womöglich wissenschaftlicher Betrachtung zu erheben.

Auf ein einzelnes, das erfolgreichste Werk Hauptmanns beschränkt sich Max Schneidewins Untersuchung über „Das Rätsel des Gerhart Hauptmann'schen Märchendramas. ‚Die versunkene Glocke' und seines märchenhaften Erfolges."[1] Hr. Prof. Dr. Schneidewin hat seinen Beruf, Genies den unklaren Köpfen seiner Mitmenschen verständlich zu machen, schon in einem Buch über die tiefen Ideen der Politik des Grafen Caprivi bewiesen. Er hat außerdem, wie er selbst versichert, die schwierigsten philosophischen Fragen der Gegenwart mit so großer Schärfe und Klarheit behandelt, daß Hauptmann eigentlich daraus für seine Dichtung hätte profitiren können. In der vorliegenden Schrift bewährt er wieder seine methodische Gründlichkeit in der sorgsamen Darlegung der Schönheiten der Sprache, der mythologischen Grundlagen und der modernen Elemente in der „Versunkenen Glocke" und übt mit schulmeisterlicher Würde eine gern anerkennende Kritik aus, die aber auch mit guten Rathschlägen nicht kargt, vor dem schädlichen Einfluß des „anarchistischen" Nietzsche eindringlich warnt und zur Beruhigung ängstlicher Gemüther behaglich mit anschaulicher Bildlichkeit versichert, daß das Leben den Brei manches Problems nicht so heiß zu essen pflege wie bei dem Dichter. Es lohnt sich nicht, auf die pedantischen Ausführungen des wohlmeinenden Herrn näher einzugehen; er moralisirt eben, wo er ästhetisch erklären sollte und möchte, und ist so ein Musterbild unsrer „Kunstphilister alten Stils", denen Adolf Bartels in seinem umfangreichen Buch über „Gerhart Hauptmann"[2] mit Recht wiederholt zuleibe geht.

Mit Recht — soweit er ihre Befangenheit in stofflicher Betrachtungsweise und in bestimmten Vorurtheilen moralischer Natur bei ästhetischen Fragen treffen will, aber nicht, soweit er sich selbst darüber erhaben dünkt. Es steckt auch in seinem Buch ein ganz beträchtliches Stück Philisterthum, das um so unleidlicher wird, als der Verfasser sich mit so viel Pathos als freier Geist geberdet und dabei in einem Maß den Ton des unfehlbaren Richters anschlägt, daß er selbst bei vielem Treffenden und Richtigen, das er vorbringt, unwiderstehlich zum Widerspruch wenigstens gegen die Form seiner Urtheile reizt. Durch seinen ganzen Ton erweckt er den unerfreulichen Anschein, als ob er in dem Ausspüren der Schwächen des Dichters die Hauptaufgabe des Kritikers erblicke, für die Erklärung seiner positiven Fähigkeiten aber nur wenig Mühe seines überlegenen Geistes anzuwenden für nöthig halte. Und so erhalten seine zusammenfassenden Urtheile über die einzelnen Werke Hauptmanns meist, auch wenn sie durch einiges widerwillige Lob eingeschränkt sind, eine scharfe negative Spitze. Man höre ihn z. B. (S. 183) über „Hannele": „Dem eigentlichen Lebensgehalt nach steht es wohl unter allen übrigen Werken des Dichters"; oder (S. 209): „Somit fällt mein Gesammturtheil über den ‚Florian Geyer' nicht sehr günstig aus. . . . Dennoch ist das Stück nicht absolut zu verwerfen"; oder (S. 213): „Doch verdamme ich die ‚Versunkene Glocke' nicht völlig" ꝛc. Also „verdammen", „verwerfen", an anderen Stellen wieder „verlangen", „fordern" — darin ist Hr. Bartels groß. Rein persönlich sind seine Urtheile, und so führt er in dem ganzen Buch seine eigene geistige Individualität in den effektvollsten Fechterstellungen vor. Nun gebührt ja sicher dem freien Muth persönlicher Ueberzeugung allezeit Achtung und Anerkennung; wer aber den großen Geist nur agirt, dabei aber so oft durch kleinliche Nörgelei oder direkte Schnoddrigkeit (S. 171) aus der Rolle fällt, in dem können wir nicht den berufenen Mann erblicken, über eine so hochbedeutende Erscheinung unsrer Literatur wie Gerhart Hauptmann das maßgebende Urtheil zu fällen.

Mit den einzelnen Ausführungen und Ergebnissen Bartels' uns auseinander zu setzen, müssen wir uns hier versagen; das hieße eine neue eingehende Abhandlung über Gerhart Hauptmann selbst schreiben. Es muß aber hervorgehoben werden, wie viel sachlich Werthvolles in dem Buch steckt, und vor allem, welch richtige methodische Anschauung den ganzen Untersuchungen zugrunde liegt. Einer eingehenden Analyse der einzelnen Werke folgt stets der Nachweis der Faktoren in Leben und Literatur, die bestimmenden Einfluß auf ihre Gestaltung ausgeübt haben, sowie ein Versuch, neben ihrem ästhetischen auch ihren etwaigen zeitlichen, sozialen oder sonstigen Werth festzustellen. Schade, daß die selbstbewußte Subjektivität des Verfassers eine objektive Ausführung dieser Methode so häufig vereitelt. Die Zergliederungen der einzelnen Dichtungen suchen leider nicht einfach das Werk aus sich selbst zu erklären, sondern sind so reichlich mit kritischen Randbemerkungen, die sich bis zu einem einfachen „scheußlich" u. dergl. versteigen, durchsetzt, daß eben nirgends die Absicht des Dichters rein und klar zur Erscheinung kommt. Bei den literarischen Parallelen sind mancherlei interessante Aehnlichkeiten oder Erinnerungen aufgespürt, ihre wesentliche Bedeutung aber nur in unverhältnißmäßig wenigen Fällen dargethan. Mehrfach sind nur Titel angeführt; aber auch bei einer der ausgiebigsten Parallelen, der des „Biberpelz" mit Kleists „Zerbrochenem Krug", bleibt Bartels manches schuldig, was U. C. Wörner sehr fein ausführt — ganz abgesehen von seiner Verständnißlosigkeit für die köstliche Gestalt des Amtsvorstehers von Wehrhahn und die Bedeutung des politischen Elements in der Komödie. Im ganzen ist eben in seiner Stärke auch die Schwäche des Buches enthalten: der scharfe Blick für die Mängel an Hauptmanns Schöpfungen, der den übertreibenden Bewunderern des schlesischen Dichters manche treffende Korrektur zu theil werden läßt, überwiegt auch bei der Besprechung der Dramengruppe, die Bartels noch am sympathischsten berührt, der „Weber", des „Kollegen Crampton" und „Biberpelz", so stark das nachfühlende und nachschaffende Verständniß, daß eine wirklich gerechte und historische Würdigung des Dichters unmöglich wird. Trotz Bartels' redlichen Willens kommt sein Buch über den Charakter einer Streitschrift nicht viel heraus.

Mit Recht konnte dagegen die Arbeit von U. C. Wörner über „Gerhart Hauptmann"[1] Aufnahme in die Sammlung wissenschaftlicher „Forschungen zur neueren Literaturgeschichte" finden, die Prof. Dr. Franz Muncker seit vorigem Jahre in zwangloser Folge herausgibt. Die Methode, die Bartels aufstellt, ohne sie unparteiisch handhaben zu können, ist hier mit scharfem, kritischem Blick und ruhiger Sachlichkeit durchgeführt, das Nebensächliche mit sicherem Takt beiseite gelassen, das Wesentliche klar und eindringlich beleuchtet. So geben die Analysen der einzelnen Dramen bei Wörner, obwohl sie oft kaum halb so viel Worte brauchen wie bei Bartels, eine viel klarere Anschauung von dem, was der

[1] Leipzig 1897. Verl. von Friedr. Fleischer. 8° (1 Bl. 64 S.).
[2] Weimar 1897. Verl. von Emil Felber. 8° (4 Bl., 255 S.)

[1] München 1897. Verlag von Karl Haushalter. (8⅓ Bl. 82 S.) Sie bilden das vierte Heft der von Fr. Muncker herausgegebenen „Forschungen zur neueren Lit.-Gesch."

Dichter wolle, als sie dem kritisch zerpflückenden Bartels aufgegangen ist. Das geistige Band in den einzelnen Dichtungen wird überall einsichtig bloßgelegt, ohne seine gelegentlichen Risse oder Verknotungen zu verhüllen, während Einzelheiten nur herangezogen werden, wenn sie wirklich für das ganze Kunstwerk oder den Künstler selbst charakteristisch sind. Vergleichungen werden nur angestellt, wenn sie wesentliche Berührungen des Verglichenen ergeben, äußerliche Aehnlichkeiten aber mit Recht übergangen. So ist es Wörner gelungen, in seinem schmächtigen Heft mehr zum Verständniß und zur gerechten Beurtheilung Hauptmanns zu bieten als Bartels in seinem ganzen Buch. Das war natürlich nur möglich, indem bei aller Wärme des Tones doch jeder panegyrische Zug sorgfältig vermieden wurde. Auch Wörner übt scharfe, unnachsichtige Kritik an den scheinbar bedeutendsten, aber nicht stichhaltigen Werken Hauptmanns und berührt sich sehr nahe mit Bartels bei der „Versunkenen Glocke", während er ihn bei den „Einsamen Menschen" an Strenge der konsequenten kritischen Nachprüfung übertrifft. Freilich möchten wir auch Wörners Urtheile nicht in jedem Fall unterschreiben, wie wir z. B. in der Geringschätzung des lyrischen Elements in Hauptmanns Talent eine starke Verkennung erblicken. In der Hauptsache aber ist Wörners Schrift nicht nur mit ungemein viel Geist und Feinsinn, sondern einer so überzeugenden Sachlichkeit geschrieben, daß wir uns hier nicht mehr im Streit der Tagesmeinungen, sondern in wissenschaftlicher Diskussion fühlen können. Daran hat aber auch der charakteristische Stil des Verfassers mit seiner leidenschaftslosen ruhigen Wärme und doch anziehenden Lebendigkeit großen Antheil, der ungezwungene Ausdruck einer abgeklärten, von Ueberhebung wie Kleinmuth gleich weit entfernten Individualität. Und so erwahrt Wörner mit seiner Arbeit in vollem Umfang den guten Grundsatz, den er ihr vorangestellt hat: „Ein liebevolles Sichbefassen mit den Dingen, wie es Goethe in „Hans Sachsens poetischer Sendung" verlangt, ist die Grundbedingung jeder ersprießlichen Thätigkeit, sei es in der Kunst, sei es in der Wissenschaft."

Mittheilungen und Nachrichten.

-d. **München.** Kgl. Akademie der Wissenschaften. November- und Dezember-Sitzungen. — I. Philosophisch-philologische Klasse: Geheimrath Dr. v. Christ legte in der Sitzung vom 6. November unter anderen eingelaufenen Schriften vor: Heft 3 des 10. Bandes des „Archivs für lateinische Lexikographie und Grammatik" von Prof. Dr. v. Wölfflin und Heft 3 und 4 des 6. Bandes der von Prof. Dr. Krumbacher mit Unterstützung der Akademie herausgegebenen „Byzantinischen Zeitschrift". Dann gab Geheimrath v. Christ bekannt ein Dankschreiben des Generalsekretärs des kaiserl. Archäologischen Instituts in Berlin für die von Mitgliedern der Akademie gespendeten Beiträge zur Förderung der Dörpfeld'schen Ausgrabungen an der Akropolis in Athen und machte Mittheilung von der Beschickung des im September zu Paris stattgehabten XI. Orientalisten-Kongresses durch die HH. Kuhn, Krumbacher, Geiger als Vertreter der Akademie, sowie von dem Funde einer gut erhaltenen, schönen Bronzestatue eines Genius, gefunden von Gymnasiallehrer Dr. Pichlmayr bei der im Auftrage der akademischen Kommission für Erforschung der Urgeschichte Bayerns vorgenommenen Untersuchung des römischen Lagers von Künzing in Niederbayern. — Auf Einladung des Reichskanzleramts beschloß die Klasse die Betheiligung der Akademie an der durch die Munificenz Sr. Majestät des Kaisers ermöglichten Bearbeitung eines ägyptischen Wörterbuches und die Abordnung des Mitgliedes der Klasse Prof. Dr. Ebers in die zur Leitung des Unternehmens in Aussicht genommene Kommission. — Vorträge hielten: Frhr. Dr. v. Hertling über: „Descartes' Beziehungen zur Scholastik" und Prof. Dr. v. Wölfflin: „Zur Geschichte der Tonmalerei II", diese Vorträge erscheinen in den Sitzungsberichten, der letztere Vortrag zusammen mit dem 1. Theil (vom 8. Juli 1897). — Zur Aufnahme in die Sitzungsberichte wurden weiter angenommen: eine von Geheimrath v. Christ vorgelegte Abhandlung von Dr. J. Mentzel: „Ueber die neuentdeckten Homerfragmente von Greenfell und Hunt" und eine Abhandlung von dem korresp. Mitgliede Dr. Wolfg. Helbig: „Eine Heerschau des Peisistratos oder Hippias auf einer schwarzfigurigen Schale", welche Prof. Dr. Furtwängler vorlegte. — Eine Abhandlung von Dr. Rich. Schmidt: „Text einer Ausgabe des Sukasaptati", die von Prof. Dr. Kuhn vorgelegt wurde, wird in den Abhandlungen gedruckt werden. — In der Dezember-Sitzung begrüßte der Sekretär das neueintretende Mitglied Dr. Hirth, durch welches nunmehr wieder die chinesische Sprachwissenschaft in der Klasse Vertretung findet, und gab die Dankschreiben der neugewählten Mitglieder Hirth, Rohde und Schuchardt bekannt. — Prof. Dr. v. Wölfflin legte eine Abhandlung vor von Gymnasiallehrer Dr. Rück: „Die Naturalis historia des Plinius im Mittelalter; Exzerpte aus der Naturalis historia in den Bibliotheken zu Lucca und Paris". Diese Abhandlung erscheint in den Sitzungsberichten und als Separatabdruck. — Bezüglich des Druckes eines von Prof. v. Müller gehaltenen Vortrages: „Ueber die Namen der vier jonischen Phylen", welcher mit einem demnächst zu haltenden Vortrage unter dem Titel: „Studien zu den attischen Alterthümern" veröffentlicht werden soll, wird weiter beschlossen werden. — II. In der Novembersitzung der mathematisch-physikalischen Klasse gedachte der Klassensekretär des schweren Verlustes, welcher die Klasse durch das am 23. Oktober, bezw. 1. November erfolgte Ableben zweier ordentlicher Mitglieder getroffen hat: des Geh. Raths Prof. Dr. Ludwig Andreas Buchner, der seit 1846 Mitglied der Akademie war und sein Lebenswerk vollbracht hatte, dann des Prof. Dr. Leonhard Sohncke, von welchem seinen Beobachter der physikalischen Vorgänge die Wissenschaft noch vielfache Bereicherung hätte erwarten dürfen. Er gedachte auch des Hinscheidens zweier hervorragender korrespondirender Mitglieder: des Chemikers Viktor Meyer in Heidelberg und des Physiologen Rudolf Heidenhain in Breslau. Außerdem erwähnte der Klassensekretär, daß Prof. Dr. Friedr. Stohmann in Leipzig, der ausgezeichnete Agrikulturchemiker, am 1. Nov. l. J. gestorben ist; derselbe war zwar nicht Mitglied der Akademie, jedoch Besitzer der goldenen Liebig-Medaille der mit der Akademie in Verbindung stehenden Liebig-Stiftung. Ferner theilte der Sekretär mit, daß dem Direktor Sigm. Ritter v. Merz die goldene akademische Medaille „Bene merenti" verliehen wurde für seine äußerst werthvolle Schenkung von Apparaten und Manuskripten aus dem Nachlasse Fraunhofers an die mathematisch-physikalische Sammlung des Staates, dann daß dieselbe Anerkennung erhielt Prof. Dr. Sigm. Gundelfinger in Darmstadt für seine hervorragende thätige Beihülfe bei den von der Klasse herausgegebenen gesammelten Werken von Otto Hesse. — Professor Dr. Groth berichtete über die Erfolge der geologischen Exkursion in den Ural, welche von Mitgliedern des St. Petersburger internationalen geologischen Kongresses gemacht wurde, und hierauf theilte Geh. Rath Prof. Dr. v. Zittel einiges über den Verlauf des Kongresses zu St. Petersburg, sowie über die große Exkursion durch den Kaukasus mit. — Eine von Prof. Dr. Groth vorgelegte Arbeit von Dr. Ernst Weinschenk: „Zur Kenntniß der Graphit-Lagerstätten", wurde zur Aufnahme in den Denkschriften angenommen. Generalmajor a. D. Dr. v. Orff erstattete Bericht über die von Seiten der kgl. bayer. Kommission für die Internationale Erdmessung im Laufe dieses Jahres ausgeführten Schweremessungen und Prof. Dr. Lindemann theilte den Erfolg seiner Reise in Italien zum Studium der Dodekaeder und der altitalischen Gewichte mit, für welche er einen Zuschuß aus Mitteln der Münchener Bürger-Stiftung erhalten hatte. Die ausführliche Bearbeitung der wissenschaftlichen Ergebnisse wird später vorgelegt und in den Sitzungsberichten veröffentlicht werden. — In der Dezembersitzung theile der Klassensekretär mit, daß Direktor Sigmund Ritter v. Merz die Güte hatte, der mathematisch-physikalischen Sammlung des

Digitized by Google

Staates außer dem großen Theodalithen, welchen Fraunhofer zu seinen optischen Untersuchungen benutzt hat, 60 Glasprismen, sowie eine Anzahl wichtiger Manuskripte des berühmten Forschers zu schenken und noch weitere Geschenke in Aussicht zu stellen. — Prof. Dr. Selenka zeigte an, daß er seine große Sammlung von Schädeln von Menschenaffen aus Borneo der anthropologisch-prähistorischen Sammlung schenken werde. — Prof. Dr. Linde hielt einen Vortrag: „Ueber die spezifische Wärme der Gase", welcher in den Sitzungsberichten erscheint. — III. In der Naaember-Sitzung der historischen Klasse wurde der 2. Band des Kölnischen Krieges von Prof. Dr. Lossen vorgelegt. — Als Delegirter zur Direktion der Monumenta Germaniae historica wird Oberbibliothekar Riezler gewählt, da der seitherige Vertreter der Klasse, Prof. Dr. Daae, durch seinen Wegzug in die Reihe der auswärtigen Mitglieder getreten ist. — Professor Dr. Riggauer hielt einen Vortrag: „Zur kleinasiatischen Münzkunde", welcher in den Sitzungsberichten erscheinen wird. — In der Dezember-Sitzung gedachte der Sekretär zunächst des schweren Verlustes, welchen die Klasse durch das am 16. Naaember erfolgte Ableben ihres Mitgliedes Geh. Raths Dr. v. Riehl erlitten hat. — Mitgetheilt werden die Dankschreiben der neugewählten korrespondirenden Mitglieder Prof. Erdmannsdörffer in Heidelberg und Adolf Harnack in Berlin. — Oberbibliothekar Riezler hielt einen Vortrag über: „Die Meuterei des Generals Johann v. Werth", welcher nicht für die Akademieschrift bestimmt ist.

* **Heidelberg,** 27. Dez. Der etatmäßige außerordentliche Professor für Physik an der hiesigen Hochschule, Dr. Philipp Lenard, hat von der französischen Académie des Sciences den Preis von 10,000 Fr. für seine Arbeiten auf dem Gebiet der Kathodenstrahlen erhalten.

◻ **Halle,** 27. Dez. Die Stelle des Direktors des hiesigen Provinzialmuseums, die durch den Tod des Professors Schmid erledigt wurde, ist durch den Privatdozenten an der hiesigen Hochschule Dr. Kautzsch, den Sohn des berühmten Theologen Kautzsch, wieder besetzt worden. Schon zum 1. Januar wird er die Verwaltung des Instituts übernehmen. — Der Oberbibliothekar Dr. O. Hartwig wird sich zu Ostern in den wohlverdienten Ruhestand zurückziehen. Er wird in seinem Heimathlande in Marburg seinen Wohnsitz aufschlagen.

* **Berlin,** 24. Dez. Das Kultusministerium hat eine ganze Reihe von Privatdozenten preußischer Universitäten zu Weihnachten durch die Verleihung des Professorentitels erfreut. In Berlin haben diesen Titel erhalten die HH. Dr. Benno Boginski, Privatdozent für Ohren- und Kehlkopfheilkunde, Dr. Louis Jacobsan, Dozent für Ohrenheilkunde, und die Hygieniker Dr. Karl Günther, Kustos am Hygienemuseum und Stabsarzt Dr. Heinrich Banhaff, Mitglied des Instituts für Serumprüfung und Serumforschung. In Göttingen wurden zu Professoren ernannt der Privatdozent für Zoologie Dr. Rhumbler und der Privatdozent für Astronomie Dr. Ambronn, in Breslau der Privatdozent für innere Medizin Dr. Stern und Dr. Leopold Cahn, Bibliothekar an der Universitätsbibliothek und Privatdozent für klassische Philologie. Ferner sind Geh. Medizinal-Rath Prof. Dr. Bernhard Fränkel und der Privatdozent Professor Dr. Lasson hier zu ordentlichen Honorarprofessoren ernannt worden. — Am 29. Dezember begeht Geheimrath Dr. Virchow sein 50jähriges Professorenjubiläum und feiert dabei zugleich die Vollendung des 150. Bandes des von ihm herausgegebenen Archivs für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medizin.

* **Greifswald.** Die theologische Fakultät der hiesigen Universität hat den Vizepräsidenten der Generalsynode, Superintendenten Lic. th. Haltzhener in Weserlingen, zum Doctor theol. honoris causa ernannt. In der medizinischen Fakultät habilitirten sich als Privatdozenten Dr. Marinus Gerulanos und Dr. Bruno Leick, Ersterer für Chirurgie und Letzterer für innere Medizin.

* **Rostock.** Als außerordentlicher Professor für deutsches Privat- und Staatsrecht hat der Privatdozent Dr. jur. et phil. Heinrich Gefficken in Leipzig einen Ruf an die hiesige Universität erhalten, dem er, wie wir vernehmen, zu Ostern nächsten Jahres Folge leisten wird.

* Eine vergleichende Uebersicht der Studirenden Deutschlands und Frankreichs, nach Fächern geordnet, für die beiden Studienjahre 1894/95 und 1895/96 weist folgende Resultate auf: Es kommen in den Jahren 1894/95 Studirende in der protestantischen Theologie auf Frankreich 102, auf Deutschland 3066 (1895/96: 125 Stud. resp. 2895 Stud.), auf katholische Theologie —, 1403 (—, 1474), auf Jurisprudenz 7460, 7395 (8035, 7742), auf Medizin 8400, 7764, (8500, 7776), auf Pharmacie etwa 2700, 1400 (2900, 1433), auf Naturwissenschaft etwa 1300, 2516 (1200, 2813), auf philosophische Fächer etwa 1900, 3051 (2000, 3420), auf Staatswissenschaft und Landwirthschaft —, 1274, (—, 1417). Im ganzen auf Frankreich 22,000, auf Deutschland 27,962 (in 1895/96 auf Frankreich 23,000, auf Deutschland 28,976).

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Soeben erschien im Kommissionsverlag von **E. F. Steinacker** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die

Allgemeine Zeitung

1798–1898.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Presse.

Von

Ed. Heyck.

Groß-Oktav. Broschirt. Preis 8 Mark.

Das vorliegende Buch ist zunächst als Festschrift für das hundertjährige Jubiläum der „Allgemeinen Zeitung" gedacht und geschrieben, geht aber in seinem ganzen Inhalte über den Rahmen einer bloßen Festschrift weit hinaus. Denn es schildert, auf Grund eindringender archivalischer Forschungen, überhaupt die Entwicklung der politischen Publizistik in unserm Jahrhundert, wozu ja der innere Werdegang der in Rede stehenden Zeitung den reichsten Anlaß bot.

In dem höchst interessanten ersten Theile des Buches wird viel neues Material für die Geschichte der Begründung der Zeitung herbeigebracht und besonders die Gestalt des großen Buchhändlers Joh. Fr. Cotta, in dessen Haupt der erste Gedanke eines in politischer wie literarischer Hinsicht auf der Höhe seiner Zeit stehenden täglichen Organs entsprang, eingehend behandelt. Die Darstellung der Beziehungen, die durch Vermittlung Cotta's zwischen Schiller und Goethe einerseits und der ins Leben tretenden „Allgemeinen Zeitung" auf der anderen Seite bestanden, bildet eine besonders anziehende Partie des Werkes, das in seinem weiteren Verlaufe bedeutsame Streiflichter auf die politischen Vorgänge in den mittleren Jahrzehnten unsres Jahrhunderts wirft. In den glänzend geschriebenen Schlußbetrachtungen gelangt sodann die Stellung, die die „Allgemeine Zeitung" stets diesen Vorgängen gegenüber einnahm, zum klaren Ausdrucke.

„Verlag der Allgemeinen Zeitung", München,

Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Deutsche Nähmaschinen

bester Qualitäten,

ausgestattet mit allen neuesten Erfindungen. Vollkommener Mechanismus, rasches Nähen, elegante Ausstattung, bescheidene Preise.

Keine Erhöhung bei Theilzahlung.

Kataloge und Versandt franko.

Reelste Bedienung.

Chr. N. Schad, München,

Hoflieferant, (13963)

Perusastrasse 11 ✲ Kaulbachstrasse 9.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Reit in München.

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 29. Dezember. Nummer 294.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die handelspolitischen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika. — Menanders „Landmann" in einem ägyptischen Papyrus. Von O. Crusius. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die handelspolitischen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika.

S. v. W. Im Juli dieses Jahres hat in den Vereinigten Staaten ein hochschutzzöllnerischer, in mancher Beziehung geradezu prohibitiver, autonomer Einfuhrtarif Gesetzeskraft erhalten, womit der neue Unionspräsident McKinley, der uns seit 1890 wegen seiner Handelspolitik wohl bekannt ist, seinen Wählern gegenüber ein wichtiges Versprechen eingelöst hat. Da nun die Präsidentschaft vier Jahre dauert und die Bundesverfassung dem Präsidenten die weitgehende Befugniß einräumt, neue, ihm mißfallende Gesetze, welche Repräsentantenhaus und Senat beschlossen haben, hinauszuschieben, so werden wir auf eine prinzipielle Aenderung der amerikanischen Zollpolitik in den nächsten vier Jahren kaum rechnen dürfen, selbst wenn die künftigen Kongreßwahlen eine mehr freihändlerisch gesinnte Majorität bringen sollten.

Hingegen sind einige Ermäßigungen denkbar, da das neue Zollgesetz, die Dingley-Tarif-Bill, mit andern Staaten Gegenseitigkeitsverträge abzuschließen gestattet, welche einzelne namhaft gemachte Fälle bis zu einem fixirten Minimalsatz herabsetzen können. Dem Deutschen Reich wäre damit die Möglichkeit des Verhandelns gegeben, falls es nicht vorziehen sollte, zu dem scharfen Mittel eines Zollkrieges zu greifen, um so die Nordamerikaner zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Bei der Beurtheilung dieser Frage sind zwei Dinge wohl zu unterscheiden: 1. die völkerrechtliche Zulässigkeit eines solchen Zollkrieges und 2. die Zweckmäßigkeit desselben.

1. Die völkerrechtliche Frage.

Zwischen dem Deutschen Reiche und den Vereinigten Staaten ist kein Handelsvertrag abgeschlossen, der uns etwa an einer Retorsionsmaßregel hindern könnte. Hingegen ist man sowohl bei uns wie jenseit des Ozeans mehrfach der Meinung gewesen, daß der zwischen Preußen und der Union 1828 vereinbarte Vertrag auch für das Reich verbindlich sei. Diese Auffassung läßt sich staatsrechtlich nicht begründen, da das Deutsche Reich ein anderes Rechtsobjekt ist als das Königreich Preußen, und da es nicht in die Rechte des letzteren succedirt ist, so kann es auch nicht für dessen Verträge verantwortlich gemacht werden. Insbesondere findet daher die Meistbegünstigungsklausel aus dem Abkommen von 1828 keine Anwendung auf das Reich.

Preußen besteht nun freilich als Staat fort, es kann aber über verschiedene Materien, u. a. auch über das Zollwesen, nicht mehr selbständig verfügen. Daraus folgt, daß es nur noch völkerrechtlich gebunden sein kann, soweit die Reichskompetenz nicht in Frage kommt, aber nicht eine Zoll- oder Handelspolitik treiben kann, welche mit der des Reichs im Widerspruch steht. Eine prinzipielle Erörterung der Frage, ob das Abkommen von 1828 für die Vereinigten Staaten und das Reich als verbindlich anzusehen sei, hat, wie der Staatssekretär v. Marschall am 3. Mai 1897 im Reichstag hervorhob, niemals stattgefunden, wohl weil sie mit Nothwendigkeit zu der hier vertretenen Ansicht geführt haben würde, die man aus Opportunitätsgründen nicht aussprechen wollte. Hingegen liegen mehrere Fälle vor, bei denen es unzweifelhaft ist, daß von beiden Parteien die Meistbegünstigung thatsächlich anerkannt wurde. In dieser Beziehung ist hinzuweisen auf die Bundesrathsbeschlüsse vom 20. Febr. 1885 und vom 30. Jan. 1892, betreffend des Roggenzolles und der Ursprungszeugnisse für die meistbegünstigten Länder, zu denen die Vereinigten Staaten gerechnet wurden. Außerdem haben sowohl von deutscher wie von amerikanischer Seite wiederholt Reklamationen in Zollangelegenheiten stattgefunden mit der Begründung, daß das Meistbegünstigungsrecht verletzt worden sei; so 1884 wegen angeblicher Benachtheiligung des amerikanischen Petroleums, 1894 wegen des Differentialzolles, welcher gegen den deutschen Zucker zur Anwendung gebracht wurde. Eine größere Wichtigkeit als diesen einseitigen Erklärungen konnte man der Abmachung in der sogenannten Saratogakonvention beilegen, durch welche das deutsche Einfuhrverbot amerikanischen Schweinefleisches aufgehoben und zugleich festgelegt wurde, daß die Oesterreich-Ungarn von Deutschland zugestandenen Zollermäßigungen — von größter Bedeutung ist dabei das Getreide — auch den Nordamerikanern auf Grundlage der Meistbegünstigungsklausel zu gewähren seien. Indessen sind alle diese Thatsachen in keiner Weise genügend, um daraus eine völkerrechtliche Bindung beider Staaten abzuleiten des Inhalts, daß das Reich in den Vertrag von 1828 an Stelle Preußens getreten sei. Staatsverträge können nicht durch konkludente Handlungen entstehen, sondern nur durch Abmachungen der Regierungen in bestimmten Formen, setzten außerdem bei uns zur vollen Gültigkeit die Zustimmung des Bundesrathes und des Reichstags, in den Vereinigten Staaten des Kongresses voraus.

Es kommt ferner noch in Betracht, daß beide Länder bei ihren internationalen Beziehungen keineswegs immer der Meinung gewesen sind, daß der Vertrag von 1828 noch fortbestehe; so führt George M. Fisk in seinem Buch „Die handelspolitischen und sonstigen völkerrechtlichen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika, Stuttgart 1897" an, daß die Konsularbestimmungen in dem Vertrag von 1871 sehr umfassend und eingehend gestaltet worden seien, weil die Uebertragbarkeit älterer Verträge auf das Reich zu begründeten Zweifeln Veranlassung geboten hätte. Außerdem hat sich sowohl bei dem Salzzoll, als auch besonders bei dem Zuckerzoll, welche auf Grundlage des amerikanischen Tarifgesetzes von 1894 erhoben werden sollten, die amerikanische Regierung darauf bezogen, daß die Meistbegünstigung allein Preußen zugesichert worden sei.

Digitized by Google

Von einem gleichmäßigen Verhalten beider Regierungen in dieser Angelegenheit kann daher nicht gesprochen werden. Nicht unbestrittene rechtliche Bestimmungen, sondern die jeweiligen Interessen haben die Entscheidung abgegeben.

Dieser Zustand der konsequenten Unkonsequenz sollte nicht bleiben. Er ist einmal unwürdig der Politik zweier großer, bisher politisch immer befreundeter Nationen, dann aber auch dem Handel nachtheilig, dessen Berechnungen immer von neuem durch diese Unsicherheit völkerrechtlicher Abmachungen gestört werden können. Gegenwärtig nun nach dem Erlaß des Dingley-Tarifes hat Deutschland von neuem den Standpunkt vertreten, daß ebenso wie 1894 eine Verletzung der Meistbegünstigung vorliege. Im Artikel V des genannten Vertrages heißt es: „Auf den Eingang der Erzeugnisse des Bodens oder des Kunstfleißes des Königreichs Preußen in die Vereinigten Staaten sollen weder andere noch höhere Abgaben gelegt werden als diejenigen, welche auf dieselben Artikel, wenn sie Erzeugnisse des Bodens oder des Kunstfleißes irgend eines anderen fremden Landes sind, gelegt sind." Es ist nämlich in dem Dingley-Gesetz die Bestimmung enthalten, daß zu dem Zuckerzoll ein Zuschlag hinzukommen soll, entsprechend einer etwaigen Ausfuhrprämie, welche dem Fabrikanten des Exportlandes von Seiten seiner Regierung gezahlt wird. Da nun bei uns eine solche Prämie existirt, 3.35 M. pro Doppelzentner Raffinade und 2.50 M. pro Doppelzentner Rohzucker, so ist der Zuckerexporteur in einem keine oder geringere Prämien zahlenden Lande in einer günstigeren Lage als der deutsche.

Daß eine Verletzung Deutschlands gegenwärtig vorliege, haben bisher die Amerikaner nicht zugestanden, und zwar bisherigen Nachrichten gemäß, weil sie wiederum die Gültigkeit der Meistbegünstigungsklausel für das Reich nicht anerkennen wollen.

Aus den bisherigen Ausführungen ergibt sich folgendes: Entweder hat der Handelsvertrag von 1828 für das Reich keine Bedeutung, dann haben wir freie Hand den Amerikanern gegenüber und können jede differentielle Behandlung ihrer Waaren vornehmen. Oder er ist noch anzuerkennen, dann sind wir gegenwärtig rechtlich in derselben Lage, da er zur Zeit von ihnen verletzt worden ist.

Indessen, wenn wir das Recht auf unsrer Seite haben, so folgt daraus noch lange nicht, daß es auch für uns zweckmäßig ist, uns in ein solches gewagtes Unternehmen, wie es ein Zollkrieg immerhin ist, zu stürzen.

2. Zweckmäßigkeit eines Zollkrieges.

Ein solcher würde den Sinn haben, von Amerika zu uns gebrachte Produkte mit weit höheren Abgaben als bisher zu belegen und dadurch unsern Gegnern ihr Geschäft so zu erschweren, daß sie sich veranlaßt sähen, um diesen Nachtheil zu beseitigen, ihren Tarif zu ermäßigen. Die Hauptartikel, welche wir von Nordamerika beziehen, sind Rohbaumwolle, Tabak, Petroleum, Getreide verschiedener Art, Mehl, Fleisch und Schmalz. Als geeignet zu Repressalien sind bisher hauptsächlich in Vorschlag gebracht worden die genannten Lebensmittel, zu denen man den Tabak hinzufügen könnte. Auszuschließen ist wohl unbedingt die Baumwolle, welche bei uns zollfrei ist und es, da uns die indische und ägyptische keinen Ersatz bieten kann, wegen der Konkurrenz unsrer Fabrikate mit den englischen auf dritten Märkten auch wohl bleiben muß. Petroleum kann uns von Rußland geliefert werden, aber es unterliegt keinem Zweifel, 1. daß dasselbe minderer Qualität und 2., daß alles von dort nun zu beziehende im Preis steigen würde, wenn wir das von Pennsylvanien, Ohio, Westvirginien und New-York ausschlössen. Denn das Erdöl ist kein Produkt, wie etwa der Weizen, das tausende Konkurrenten anbieten, vielmehr ist die Produktion und Raffinirung namentlich im Osten wie im Westen von uns durchaus zentralisirt, und fehlt der Wettbewerb beider Zentralisationen, wird eine vom inländischen Markt ausgeschlossen, so hat die andere das Monopol. Dasselbe würde sich durch Vertheuerung bald fühlbar machen. Da nun dieser Brennstoff bereits nicht billig ist und im Budget der ärmeren Volksklassen eine große Rolle spielt, so würde eine Einfuhrerschwerung zu dem unpopulärsten gehören, das sich denken ließe. Es käme hinzu, daß die amerikanische Volkswirthschaft nur in einem Gebiet getroffen würde, während zugleich die Masse dortiger Konsumenten die Schädigung des Petroleumkönigs Rockfeller mit Freuden begrüßen und eine Ermäßigung des inländischen Preises erwarten würde.

Anders wäre eine Erschwerung der Einfuhr amerikanischen Tabaks zu beurtheilen. Dieselbe würde jedenfalls einen größeren Kreis amerikanischer Landwirthe treffen und insofern eine geeignetere Repressalie sein. Gegen eine Vertheuerung des Produkts, die anfangs wohl nicht ausbleiben könnte, bis aus anderen Ländern, namentlich Brasilien, der Ausfall der Zufuhr gedeckt würde, ließe sich weniger sagen, da nur ein mehr oder minder entbehrliches Luxus- und Genußmittel in Frage steht und eine Preissteigerung auf die inländische Rohstofförderung anregend einwirken würde.

Es sind nun noch die übrigen landwirthschaftlichen Produkte der Vereinigten Staaten zu besprechen. Zunächst die animalischen. Einen Prohibitivzoll gegen frisches, gesalzenes oder eingekochtes Fleisch, gegen Speck und Fett würden die amerikanischen Farmer sehr schmerzlich empfinden, wie wir aus den Wirkungen der verschiedenen Einfuhrverbote solcher Waaren, die aus sanitären Gründen in Deutschland öfters erlassen werden mußten, wohl schließen dürfen. Eine allgemeine Preiserhöhung würde bei uns nicht ausbleiben und würde sehr unliebsam aufgenommen werden, da einerseits die inländische Produktion einen genügenden Ersatz nicht rasch beschaffen kann, andrerseits auf eine sonstige ausreichende billige Einfuhr nicht zu rechnen ist. Da nun der Konsum von Fleisch erfahrungsgemäß innerhalb der Volkswirthschaft erheblich zurückgeht, wenn der Preis steigt, so dürften die Amerikaner nur auf einen ganz geringen Absatz bei uns rechnen, der sogar durch ein Einfuhrverbot gänzlich unterbunden werden könnte.

Anders liegen hingegen die Verhältnisse mit Getreide und Mehl, da es sich hier um nothwendige, unentbehrliche Lebensmittel handelt und um Waare, welche außer von den Vereinigten Staaten in großen Mengen auch von Argentinien, Indien, Rußland, Ungarn, Rumänien zum Export hergestellt wird. In unserm Jahre war die Ernte dieser Länder im Gesammtdurchschnitt genommen schlecht, in den Vereinigten Staaten hingegen gut. Ein englischer Sachverständiger hat ausgerechnet, daß die diesjährige Weltproduktion 161 Millionen Bushel geringer ist, als die vorjährige. Die Folge des starken Nachlassens des Angebots im allgemeinen waren steigende Preise, die eine Höhe erreichten, welche eine lange Reihe von Jahren unbekannt war. Den größten Vortheil haben davon die Nordamerikaner gehabt, die viel und zu hohem Preise in der ganzen Welt verkaufen konnten und noch können. Wollten wir nun unter der gegenwärtigen Getreidekonjunktur den amerikanischen Import bei uns erschweren, so würde dies den transatlantischen Bauern und Händlern wenig Schaden bringen. Da wir im Inlande nicht genügend Cerealien für den Konsum zur Verfügung haben und wir auf dieses Existenzmittel nur in sehr beschränktem Maße Verzicht zu leisten vermögen, so müssen wir eben von den Nordamerikanern kaufen, da es wo anders nichts gibt. Wir würden also uns den Verbrauch vertheuern und unsern

Digitized by Google

Widersachern herzlich wenig Nachtheile bringen. Nun können aber im nächsten Jahre die Ernteverhältnisse ganz anders liegen, im allgemeinen günstig sein und der Getreidepreis kann wieder sinken. Bestimmt wird derselbe — natürlich abgesehen von allen Zollschranken — für Europa wesentlich auf dem Weltmarkt London unter steter Berücksichtigung der vorhandenen und sicher beschaffbaren Quantitäten, und es wird dabei ziemlich gleichgültig sein, ob Deutschland mit den Vereinigten Staaten in einem Zollkrieg liegt oder nicht. Kommt in Folge eines solchen kein amerikanisches Getreide mehr nach Hamburg, Bremen oder Mannheim, so umsomehr argentinisches, russisches oder indisches, und England konsumirt mehr von dem ersteren, als von dem anderer Provenienz. Unsre Landwirthschaft würde also kaum etwas profitiren und die amerikanischen Farmer erhielten nicht weniger, als sie ohne Zollkrieg auch bekämen. Sollte nun gar im nächsten Jahre die Ernte in den Vereinigten Staaten schlecht ausfallen, so hätten wir mit einem Differentialzoll erst recht kein Mittel in der Hand, unsre Gegner zu schädigen.

Eine selbstverständliche Zugabe zu einem deutsch-amerikanischen Zollkrieg würde darin bestehen, daß unsre Gegner als Antwort auf unsre Einfuhrerschwerungen eine Reihe von deutschen Produkten mit prohibitiven Zollzuschlägen treffen würden, an erster Stelle den Zucker, dann Wollwaaren, Kleider, Seidenfabrikate, Leinwand, Chemikalien, Baumwoll- und Lederwaaren, Papier, Borsten, Glas, Hopfen, Eisen und Stahl- und Eisenfabrikate, Holzwaaren, musikalische Instrumente, Wein, Bücher, Häute, alles Waaren, welche, wie die Handelsstatistik zeigt, quantitativ andern ungefähr in der genannten Reihenfolge vorangehen. Von unsrer Industrie müßten also sofort große Opfer gebracht werden, während gleichzeitig andere Nationen, namentlich England, als tertius gaudens auf dem amerikanischen Markte sich nur ein neues Absatzgebiet erobern würden. Schließlich — daß unser exportirendes Handelsland, ferner die Zahlungsvermittler, die Rhederei große Einbußen an Gewinn, Umsatz und Frachtverdienst haben müßten, bedarf keiner weiteren Ausführung.

Fassen wir die voraussichtlichen Wirkungen eines deutsch-amerikanischen Zollkrieges zusammen, so liegen zur Zeit die Chancen für uns keineswegs günstig. Wir sind augenblicklich auf amerikanische Cerealien als Käufer angewiesen und sind daher nicht imstande, die Farmer zu schädigen, was uns bei veränderter Konjunktur im Getreidehandel übrigens auch nicht möglich ist. Durch die Sperrung des Petroleum-, Tabak-, Vieh- und Fleischhandels hingegen können wir der transatlantischen Volkswirthschaft beikommen, was wir freilich mit einer entsprechenden Belastung des heimischen Verbrauches aufwiegen müssen. Andererseits können sich die Amerikaner bezüglich der meisten Industrieprodukte, welche sie nun nicht mehr aus Deutschland kommen lassen, bei andern dasselbe oder ähnliches verkaufende Nationen so gut wie schadlos halten. Denn die Vermehrung und selbst die Modifizirung industrieller Waaren zum Export in entwickelten kapitalkräftigen Volkswirthschaften, wie England, Frankreich, Belgien, Oesterreich, bereitet keine großen Schwierigkeiten, sondern ist nur erwünscht. Sollten nun doch die amerikanischen Konsumenten vorübergehend, d. h. in einer Uebergangszeit, leiden, so würden die Fabrikanten, in ihrem Lande, die nie genug Schutzzölle haben können, die Preissteigerung nur mit Freuden begrüßen und zur Stärkung der produktiven Kraft ihres Landes ausnutzen.

Bei uns in Deutschland hat die Industrie, welche durch den Dingley-Tarif so hart getroffen worden ist, durchaus kaltes Blut behalten und will von Repressalien dagegen nichts wissen. Nur von Vertretern agrarischer Interessen ist einem dahin bezüglichen Wunsche gelegentlich Ausdruck gegeben worden. Daß unsre Landwirthschaft unter einer dauernden und schweren Depression leidet, ist nicht zu leugnen, aber ich glaube, daß jeder Nationalökonom, der ein warmes Herz für ihr Wohlergehen hat, ihr gegenwärtig einen Zollkrieg mit Amerika als Schutzmittel durchaus nicht anempfehlen kann. Denn der Vortheil, der ihr aus der Vertheuerung des Fleisches und des Tabaks unleugbar entsteht, wird reichlich dadurch kompensirt, daß unser Zucker vor allem, daneben auch Hopfen und Wein von dem amerikanischen Wirthschaftsgebiet ausgeschlossen würden. Eine Preissteigerung von Getreide bliebe vermuthlich momentan auch nicht aus, obgleich es schwer zu sagen ist, in welchem Maße der deutsche Markt damit noch rasch versehen werden kann. Die Ernte des kommenden Jahres vermag heute Niemand vorherzusagen, und ein niedriger Weltmarktpreis müßte alle Hoffnungen zu schanden machen, die auf die Fernhaltung der amerikanischen Zufuhr gesetzt werden. Für eine künftige, vielleicht mögliche Getreidepreiserhöhung bei Wiederholung der diesjährigen Ernte- und Marktverhältnisse eine dauernde, sichere, große Schädigung der Industrie, des Handels und des Transportverkehrs einzutauschen, könnte der deutschen Landwirthschaft doch nur rathen, wer von der Rückwirkung jener Produktionszweige auf diese gar kein Verständniß hat und die Verschärfung des Gegensatzes der großen nationalen Erwerbszweige für nichts achtet.

Wenn wir also ausreichende Gründe haben, einen Zollkrieg mit den Vereinigten Staaten zu vermeiden, so bleibt uns noch nach der bewährten politischen Maxime „do ut des“ der Weg der Verhandlung übrig. Daß wir etwas zu geben haben, ergibt sich aus folgendem: Gegenwärtig ist noch das Einfuhrverbot von lebendem Rindvieh und frischem Rindfleisch gegenüber Nordamerika in Kraft, und zwar aus einem sanitären Grunde, nachdem bei einigen Sendungen Texasfieber konstatirt worden war. Es wäre vielleicht möglich, eingehende Kontrolmaßregeln an die Stelle des allgemeinen Verbots zu setzen, deren Einrichtung und Durchführung zum Theil auch auf die Exporteure entfallen könnten, falls die Regierung ihnen gegenüber einen ernstlichen Willen dazu zeigte. Das deutsche Verbot hat die amerikanischen Landwirthe, welche die Viehkrankheit ableugneten, arg verstimmt und es ist wiederholt behauptet worden, daß die differentielle Behandlung des Zuckers an erster Stelle als Wiedervergeltung gegen uns gerichtet gewesen sei.

Wie nun auch die Tarifverhandlungen mit Nordamerika ausfallen mögen, eines steht mir unter allen Umständen fest: Die deutsche Handelspolitik der Zukunft kann Amerika gegenüber auf solche vorübergehend von Fall zu Fall wirksame Mittel dauernd nicht angewiesen sein. Es müssen den wirthschaftlichen und politischen Bedürfnissen beider Länder entsprechende neue Bahnen eingeschlagen werden, deren Grundlinien in dem folgenden zu bestimmen versucht werden soll.

Die Vereinigten Staaten haben sich 1783 ihre Unabhängigkeit von England erkämpft, als ihnen, den damaligen Kolonien, die Steuer- und Wirthschaftspolitik des Mutterlandes zu drückend wurde. Dieser Befreiung ist dann zur positiven Selbständigmachung die prinzipielle Erklärung einer Frontstellung gegen ganz Europa gefolgt, die Monroe-Doktrin, derzufolge die Vereinigten Staaten „jeden Versuch einer europäischen Macht, einen amerikanischen Staat zu erobern, sich eines nicht schon in ihrem Besitze befindlichen Gebietes zu bemächtigen oder irgendeine Neugründung in Nord- oder Südamerika zu bewerkstelligen, als einen Akt der Feindschaft gegen die Vereinigten Staaten betrachten“.

Dieser anmaßenden Doktrin gemäß haben auch die Amerikaner nach Kräften ihre internationale Politik eingerichtet,

Digitized by Google

und daß sie jetzt sogar darüber hinausgehen möchte, zeigt ihr Verhalten gegen Spanien in der cubanischen Angelegenheit.

Eine dritte Unabhängigkeitserklärung bezieht sich auf das wirthschaftliche Gebiet. Sie lautet in einem Worte: Panamerika, das ist ein möglichst den ganzen Kontinent umfassender Zollverein. Die unmittelbar treibende Kraft zu einem solchen Unternehmen ist die wachsende Absatzbedürftigkeit der seit dem Secessionskrieg großartig entwickelten Industrie der nordamerikanischen Oststaaten. Im bestehenden Wirthschaftsgebiet wird ihr, nachdem dank schutzzöllnerischer Maßnahmen auch der Süden und der Westen manche Fabrik gebaut haben, der Waarenverkauf immer mehr erschwert, und da Europa für absehbare Zeiten sich selbst mit Fabrikaten versorgen kann, in den übrigen Erdtheilen die Europäer das Prävenire gespielt haben, so würde ihr eine Begünstigung, womöglich ein Absatzmonopol wie sie dieser Zollbund bieten kann, gerade das rechte sein.

Freilich stehen der Gründung eines solchen bedeutende Schwierigkeiten entgegen. Nicht zu viel Gewicht ist darauf zu legen, daß die Verkehrsverbindung zwischen Nord- und Südamerika wegen der großen Entfernungen und der Ungeeignetheit des Isthmus, als Völkerbrücke zu dienen, gegenwärtig eine so unvollkommene ist, da sowohl die Ausgestaltung der nördlichen Handelsflotte als eine erste, unmittelbare Wirkung des Panamerikanismus erwartet wird, als auch die Durchstechung der Landenge von Panama oder der Bau des Nicaraguakanals in dem Programme desselben sehr wohl vorgesehen ist.

Von größerer Bedeutung ist aber dieses: Nicht nur leben die stammesverschiedenen, auf ganz voneinander abweichender Stufe der geschichtlichen Entwicklung stehenden, daher sich nur wenig gegenseitig geistig ergänzenden Bewohner des westlichen Kontinents unter Sprachen, Sitten und Lebensanschauungen äußerst mannichfacher Art, sondern sie verfolgen auch so viele konkurrirende wirthschaftliche Interessen, die sich einem gedeihlichen Ausgleich nicht unterstellen lassen. Der Austausch der Produkte der tropischen und der gemäßigten Zone entspricht zwar einer natürlichen Arbeitstheilung, und wenn z. B. der Nordosten der Vereinigten Staaten und Nordbrasilien allein sich zu vertragen hätten, so brauchten sich die Staatsmänner über das „Wie" nicht lange den Kopf zu zerbrechen. Allein die Union hat auch ihre Golfstaaten mit subtropischer Produktion und Südamerika's zukünftige wirthschaftliche und kulturelle Kraft liegt südlich des Wendekreises. Der argentinische Weizen tritt heute mit dem der Prairie- und pacifischen Staaten in starken Mitbewerb, und wie im 19. Jahrhundert bisher alle reinen Ackerbaustaaten der gemäßigten Zonen das unverrückbare Streben nach eigenem Handel und eigener Industrie gekennzeichnet hat, so werden es auch die in Südamerika an dem gleichen nicht fehlen lassen. Wie eine Großindustrie unter der Voraussetzung geeigneter natürlicher Vorbedingungen zu schaffen ist, läßt sich aus der Wirthschafts- und Zollgeschichte der Vereinigten Staaten ja vortrefflich lernen.

Bei der Betrachtung dieser Divergenz der Interessen darf man jedoch die Hauptsache nicht vergessen, daß hinter den einzelnen in Frage kommenden Ländern eine sehr verschiedene politische Macht steht. Eine nordamerikanische Zeitung schrieb ganz offen anläßlich des panamerikanischen Kongresses in Washington vom Jahre 1889 in Hinblick auf das künftige Widerstreben verschiedener Staaten: „Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt." Die Vergrößerung der Unionsflotte seitdem, die Einmischung in die peruanisch-chilenischen und mittelamerikanischen Streitigkeiten, endlich die Stellungnahme zur cubanischen Insurrektion zeigen uns, daß es sich hier nicht bloß um eine Phrase nationaler Selbstgefälligkeit, sondern um bitteren Ernst handelt.

Aus dem Gesagten ergibt sich die Ueberzeugung, daß die zukünftige Handelspolitik der europäischen Staaten, wenn auch nicht alsbald mit einem westkontinentalen Zollverein, so doch mit einer erfolgreichen Praxis der Monroedoktrinäre mit ihrem Ziel der wirthschaftlichen und politischen Suprematie ihres Landes zu rechnen haben wird.

Eine Macht, dies zu verhindern, wird man hiegegen einwenden, kann England sein. Zunächst besitzt dasselbe an der Landesgrenze der Panamerikaner das große Gebiet Canada, hat ferner festen Fuß in Westindien gefaßt und hinter beiden Besitzungen steht die erste Flotte der Welt. Dann sind seine Handelsbeziehungen zu Südamerika vielartig und festgeknüpft, besonders dadurch, daß es den wichtigsten Exportwaaren desselben — abgesehen von den Finanzzöllen — freien Eingang in sein europäisches Wirthschaftsgebiet gewährt hat.

Allein seit einer Reihe von Jahren, und gegenwärtig mehr denn je, macht eine Bewegung von sich reden, die eine Parallele zum Panamerikanismus ist und diesen, falls sie zu praktischen staatsrechtlichen Resultaten führen sollte, aufs entschiedenste imstande ist, zu fördern. Es ist dies der englische Reichsgedanke, das greater Britain, mit der wirthschaftlichen Basis eines das Mutterland und seine Kolonien umspannenden Zollverbandes.

Im Sommer dieses Jahres ist diese Idee durch die Kündigung des deutschen und belgischen Handelsvertrages seitens Englands zuerst aus der Theorie herausgeschlüpft und zum Anfang der Praxis geworden. Die genannten Verträge enthielten die Meistbegünstigung auch den Kolonien gegenüber, so daß bei dem Import in dieselben Deutschland nicht schlechter als das Mutterland gestellt war. Dieser Zustand soll nun voraussichtlich beseitigt werden, die englischen Industrieerzeugnisse werden in den Tochterstaaten zunächst Begünstigungen erfahren, denen zufolge, wenn auch vielleicht später, eine direkte oder indirekte, offene oder versteckte Einfuhrerleichterung kolonialer Rohstoffe und Lebensmittel in England nicht ausbleiben kann.

Der nordamerikanische Freiheitskampf hat die Engländer darauf hingewiesen, daß Ackerbaukolonien, in denen die Söhne und Töchter des eigenen Volkes in steter Verbindung mit dessen ethischer und geistiger Kultur leben, diesem am ehesten in politischer Zugehörigkeit verbleiben, wenn es ihnen dieselbe soziale und politische Freiheit gewährt, die es selbst hat. Obgleich nun England der Befolgung dieses Grundsatzes möglichst nahe gekommen ist, so ist doch oft genug prophezeit worden, daß die Loslösung Australiens und Canada's wegen der besonderen wirthschaftlichen Entwicklung dieser Länder nur eine Frage der Zeit sein könne. Inzwischen hat die Weltwirthschaft ungeahnte Dimensionen angenommen und den Konkurrenten auf dem Weltmarkt politische Bedürfnisse des Schutzes und mannichfacher Unterstützung entstehen lassen, unter deren Eindruck der englische Kolonialminister Chamberlain in diesem Frühjahr bei einer öffentlichen Rede diese Aeußerung gethan hat: „Es scheint mir, daß die Zeitrichtung dahin geht, alle Macht in den Händen großer Reiche zu vereinigen. Die kleineren Länder, welche nicht fortschreiten können, scheinen bestimmt zu sein, in eine untergeordnete Stellung zu rücken."

Wenn dieser Satz, den die Monroedoktrinäre längst begriffen haben, die Quintessenz der englischen Politik des 20. Jahrhunderts werden wird, so wird das Prinzip Panamerika daraus fortwährend neue Nahrung schöpfen. Es folgt dies namentlich aus diesen zwei Gedanken:

1. Die wirthschaftlichen Gegensätze zwischen Canada und den Vereinigten Staaten, welche darauf beruhen, daß das erstere

Land gern eine eigene Industrie haben und zugleich seine Rohprodukte, namentlich Kohlen, Holz, Fische, Gerste, Heu, Eier, in das andere absetzen möchte, tragen gegenwärtig schon einen gespannten Charakter, müssen aber mit jedem Schritt, den der Gedanke des britischen, einheitlichen Weltreichs vorwärts macht, auch verschärft werden. Denn ein solches Reich kann sich nicht auf dem Boden altmodischer Kolonialpolitik erheben, der zufolge Old England alle ihm zugehörigen Gebiete mit Woll-, Baumwoll- und Stahlwaaren zu versehen habe. Vielmehr kann es nur dann einen Bestand haben, wenn es die industriellen Kräfte in allen seinen Theilen, also auch in Canada, zur vollen, dort möglichen Entwicklung kommen läßt. Eine völkerschaftliche, wirthschaftliche Vereinigung unter der Führung der Vereinigten Staaten, wird dann gegen angebliches englisches Vordringen als eine Schutzwehr proklamirt werden, welche die Selbsterhaltung nothwendig fordere.

2. Wenn England dahin kommt, den tropischen, wie subtropischen Produkten, ferner den Lebensmitteln seiner bisherigen Kolonialländer einen Importvorzug vor allen anderen einzuräumen, so wird sich das spanisch und portugiesisch redende Amerika dadurch zurückgestoßen fühlen und dem Bruder Yankee lieber als bisher zuhören, wenn er ihnen die Solidarität aller amerikanischen Völkerinteressen predigen wird.

Wir kommen mithin zu dem Schluß, daß sehr viel dafür spricht, daß Panamerika in seiner Entstehung nicht durch England gehindert, vielmehr geradezu gefördert werden wird. Wo werden nun die Staaten des westeuropäischen Kontinents bei dieser Vertheilung der Weltwirthschaft bleiben? Sollten Chamberlains Worte von der Zukunft der kleinen Länder auf dieselben wirklich eine Anwendung finden? Die Gefahr, welche Deutschland droht, können nur Optimisten leugnen, die auf dem großen Erfolg vergangener Jahre sich bequem ausruhen für die höchste aller politischen Pflichten erachten. „Darüber hinaus“ muß unsre Parole wiederum lauten, die so oft unsre Väter vor 1870 begeistert hat.

Um es gleich herauszusagen, ein westeuropäischer Handels- und Zollverein soll das unverrückbare Ziel sein, dem alle Männer zustreben müssen, denen die Zukunft unsres Vaterlandes am Herzen liegt. Dies Ziel ist schon oft betont und warm vertheidigt worden, und kürzlich noch hat es der österreichische Minister des Auswärtigen, Graf Golnchowsky, nachdrücklichst hervorgehoben. Aber ebenso oft als dieser Plan Vertheidiger gefunden hat, ist er auch von anderer Seite als utopisch verworfen worden. Und dennoch kehrt er immer, und zwar von ganz verschiedenen Seiten, wieder und beweist gerade dadurch, daß in ihm eine unverwüstliche Realität steckt. Freilich, wer die politischen Gegensätze Europa's anblickt, der möchte an dem Zustandekommen eines solchen Zollverbandes schier verzweifeln.

Da es sich nun aber allein um Westeuropa handelt, so bleibt Rußland, das als drittes gewaltiges Reich in die Weltwirthschaft einzutreten sich anschickt, außer Betracht, ebensowenig ist auf Frankreich zu rechnen, welches Land in seinem Haß gegen den Dreibund zu einer gemeinsamen Aktion mit demselben für absehbare Zeiten nicht zu haben ist. Die übrigen Staaten, und zwar zunächst der Dreibund, Belgien und die Schweiz, denen später Spanien, Holland, Portugal und Rumänien folgen könnten, braucht man sich nun keineswegs sofort unter einem Zollausschuß oder Parlament, sondern nur durch Handelsverträge verbunden zu denken, welche die Kontrahenten untereinander günstiger stellen als alle übrigen Staaten. Nichts soll schablonenhaft geregelt werden, Spezialabmachungen nach den individuellen Bedürfnissen der vertragschließenden Länder dürften volle Berücksichtigung finden. Finanzzölle und innere Verbrauchsabgaben bleiben gänzlich unberührt. Daß unter diesen Staaten die Meistbegünstigungsklausel zur Anwendung gebracht wird, ist nicht einmal nöthig, wenn sie vielleicht auch später folgen würde, ebensowenig, daß die Schutzzölle im gegenseitigen Verkehr sofort Ermäßigung fänden. Was indessen unbedingt gefordert werden muß, ist eine solche differentielle Zollbehandlung, welche die wirthschaftlichen Gegner Westeuropa's weniger günstig stellt, als die vertragschließenden Parteien. Das involvirt zugleich, daß von diesen alle Meistbegünstigungen mit den Nichtkontrahenten gekündigt werden, soweit dies zur Zeit möglich ist.

Kehren wir im Hinblick hierauf noch einmal zur deutsch-amerikanischen Handelspolitik zurück. Jedes Hinneigen zur europäischen Handelsunion hat im Gefolge, daß Preußen den Vertrag von 1828 zu kündigen hat und daß wir offiziell ihn als für das Reich nicht vorhanden erklären.

Das Reich kann einen anderen an die Stelle setzen, jedoch muß er ohne Tarifbindung und ohne Meistbegünstigung sein. Er hätte das Schiffahrts-, Konsulats-, Auswanderungs-, Auslieferungswesen zu umfassen, brauchte also zum Theil nur bestehende völkerrechtliche Abmachungen zu kodifiziren.

In einer gemeinsamen westeuropäischen Handelspolitik, welche also allen angeschlossenen Staaten eine weitgehende Aktionsfreiheit zur Geltendmachung individueller Landesbedürfnisse gewährt, liegt nichts phantastisches und unausführbares. Für die Beschränkung, die jeder Staat sich hiedurch auferlegte, wäre ihm erstens für längere Zeit eine gewisse handelspolitische Stetigkeit gewonnen, die der Landwirthschaft, der Industrie und dem Handel zugute kommen würde, dann zweitens die bei weitem gesichertere handelspolitische Position jedes Mitgliedes gegenüber nicht angeschlossenen Mächten. In der Vereinigung liegt Macht. Dieser Satz gilt sowohl für den kleinsten Arbeiterverein wie für den westeuropäischen Zollbund. Ein solcher hat nun keineswegs den Sinn, sich gegen die anderen wirthschaftlichen Großmächte völlig abzuschließen. Er hätte allerdings für eine Reihe wichtiger Waaren einen Tarif festzulegen, welcher als Minimum für jeden Kontrahenten anderen Staaten gegenüber verbindlich wäre. Darüber hinausgehen bliebe jedem vorbehalten. Dies Minimum könnte z. B. gegen Rußland ein anderes sein als gegen England, womit gerade die Möglichkeit gegeben wäre, die fremden Staaten in Konkurrenz untereinander zu halten.

Man hat oft den Satz ausgesprochen, daß die Handelspolitik eines Landes darauf gerichtet sein müsse, daß die Landwirthschaft und die Industrie dabei in gleicher Weise ihre Rechnung fänden. Schon Friedrich List hat in seinem nationalen System der praktischen Ökonomie auf das Ziel einer solchen Interessenharmonie hingewiesen und erst neuerdings hat der Finanzminister Miquel einem ähnlichen Gedanken entschiedenen Ausdruck verliehen. Es läßt sich nun auch die Meinung vertreten, daß dieses Problem in unsrer Zeit nur in einem ganz großen, vielseitig gestalteten Wirthschaftsgebiet gelöst werden kann, und in dieser Auffassung dürfte auch der Schlüssel zu dem auswärtigen Tarifwesen eines westeuropäischen Zollbundes gefunden werden. Bleiben wir Deutschen handelspolitisch isolirt, so gibt es für uns keinen andern Weg, als den, welchen England in den letzten 50 Jahren gegangen ist: die unbedingte Ausbildung eines Industriestaates. Durch fortgesetzte industrielle Anstrengung müßten wir versuchen, die Zollschranken anderer Länder zu durchbrechen und wenn wir dabei zur krassesten Einseitigkeit gelangen sollten. Schließlich werden wir aber doch nicht mehr vorwärts können, wenn jene großen Wirthschaftsgebiete bestehen werden und jedes von ihnen mit allen Kräften die eigene Industrie zu heben unternimmt.

Digitized by Google

Und dann haben wir unsre Landwirthschaft ruinirt, deren Ausbildung im Sinne fortschreitender Intensität doch möglich gewesen wäre.

Zu einer europäischen Zollvereinigung hingegen wird für uns der industrielle Fortschritt auch nicht ausbleiben, wird aber ein gemäßigteres Tempo einschlagen können, schon aus dem Grunde, weil wir auf Oesterreich, Belgien, die Schweiz u. s. w. Rücksicht zu nehmen gezwungen sind. Umsomehr Intelligenz, Kapital, Arbeit wird für den agraren Produktionszweig übrig bleiben, dem dann auch ein genügender Schutz gegen Amerika, Indien und Rußland nicht versagt werden soll.

Nach dem Gesagten läßt sich der Entwicklungsgang der Weltwirthschaft in dieser Weise denken: Die vier großen Wirthschaftsgebiete Greater Britain, Panamerika, Rußland in Europa und Asien, der westeuropäische Zollverein, dem Frankreich ewig auch nicht fern bleiben wird, gelangen zu einer vollen Ausbildung ihrer industriellen und agraren Kräfte, deren Bestätigung zunächst in dem eigenen Absatzgebiet Platz zu finden hat. Handelsverträge unter ihnen ermöglichen indessen darüber hinaus einen Austausch von Produkten auf Grundlage der zeitweiligen Individualität jedes der vier großen wirthschaftlichen Reiche. Die zunehmende Bevölkerung ist natürlich nur in einem beschränktem Maße in der Industrie verwendbar, sie wird von den Städten auf das Land zurückströmen und durch fortwährend intensivere Bestellung demselben das abringen, was zur Existenz Aller nothwendig und wünschenswerth ist. Der Gegensatz von Industrie- und Agrarstaaten hätte aufgehört zu bestehen. Derselbe dürfte heute gerade als ein wesentlicher Grund anzusehen sein, warum das genannte Wort von Chamberlain eine wirklich tiefe Bedeutung hat.

Menanders „Landmann" in einem ägyptischen Papyrus.

Von O. Crusius.

Neben Homer und Euripides war Menander der Liebling der spätgriechischen Welt; wir besitzen weit über 1000 Fragmente aus seinen Komödien, mehr als von irgend einem anderen antiken Dichter, dessen Nachlaß nicht auf uns gekommen ist. Um so auffälliger ist es, daß die unerschöpflich zuströmenden Papyrusfunde der letzten Jahrzehnte kaum ein umfängliches Bruchstück gebracht haben, das man ihm mit einiger Sicherheit zuschreiben könnte; die von V. Jernstedt in St. Petersburg erst einigermaßen nutzbar gemachten Tischendorf'schen Papyrusfetzen[1]) waren und blieben das Hauptstück. Hier kann nur ein unglücklicher Zufall im Spiele sein; wir dürfen zuversichtlich hoffen, den klassischen Meister der neuen Komödie, dem Terenz und durch ihn auch das moderne Lustspiel so viel verdankt, noch einmal aus einer wohlerhaltenen Probe wirklich kennen zu lernen. Eben mehren sich die Anzeichen dafür, daß der auf diesen Dichtungen ruhende Bann langsam gebrochen wird. Grenfell und Hunt haben in ihren Greek papyri ein kleines Komödienbruchstück publizirt und melden jetzt, daß sie ein umfänglicheres Fragment unter den Schätzen von Oxyrynchos entdeckt haben — wer weiß, ob sich nicht weiteres hinzufindet! Gleichzeitig veröffentlicht Jules Nicole, Professor in Genf[2]), einen ähnlichen Fund aus zwei ziemlich gut erhaltenen, auf beiden Seiten beschriebenen Papyrusblättern (in der Privatsammlung von G. Dattari in Kairo). Einige der von ihm mit Glück und Geschick hergestellten Verse werden von Schriftstellern und Sammlern dem „Georgos" Menanders zugeschrieben; die Einheitlichkeit der Voraussetzungen und das Ineinandergreifen der Scenen auf den verschiedenen Blättern und Fragmenten hat schon Nicole überzeugend nachgewiesen; kein Zweifel also, daß wir hier zusammenhängende Partien desselben Lustspiels vor uns haben. Nicole macht uns, wie er selbst hervorhebt, mit der umfänglichsten Probe menandrischer Kunst bekannt, die bislang zutage getreten ist.

Der Herausgeber bringt den Text zunächst in zeilengetreuer Umschrift; daran schließen sich kritische Auseinandersetzungen und Rekonstruktionsversuche. Ein Fakssimile ist leider nicht beigegeben, was umsomehr zu bedauern ist, als die Anordnung und Abfolge der Seiten problematisch bleibt[1]) und die Schrift, besonders an den Rändern, oft undeutlich oder vieldeutig ist. Daß eine photographische Reproduktion der modernen Technik unmöglich sei, wie Nicole behauptet, ist kaum anzunehmen[2]); bekanntlich hat es sich auch bei den Papyruspublikationen herausgestellt, daß der photographische Apparat oft mehr sieht, als das menschliche Auge. Schließlich läßt Nicole die neuen, wie die altbekannten Ueberreste des Stückes mit kurzen kritischen Noten in dem Zusammenhang abdrucken, den er als wahrscheinlich erwiesen zu haben meint.

Wenn ein Alterthumsfreund diese Nicole'sche Rekonstruktion zur Hand nimmt, wird er, so müssen wir fürchten, das Heft mit einer gewissen Enttäuschung aus der Hand legen. Gerade in den umfänglichsten Partien fehlt der Sprache oft die rechte Klarheit und Eleganz, der Gesprächsführung Fluß und Freiheit. Das ist nicht der Meister, dessen Kunst der „halbirte Menander", Terenz, nur annähernd sich anzueignen vermochte. Bald überzeugt man sich freilich, daß hier überall die modernen Ergänzungen im Spiele sind, die Nicole durch die üblichen Klammern zu markiren leider nicht für nöthig gefunden hat. Das muß scharf betont werden, damit Unberufene keine falschen Schlüsse auf den Stil und die Bedeutung Menanders ziehn. Dem Herausgeber, der sich schon durch die Bearbeitung der Genfer Homerscholien und Papyri als trefflicher Paläograph und Textkritiker bewährt hat, erwächst daraus nicht der leiseste Vorwurf. Er hat für seinen Fund mehr gethan, als die meisten Veranstalter solcher editiones principes. Aber die Papyrusfetzen sind doch zu verschabt und lückenhaft, als daß auf den ersten Anlauf eine durchaus befriedigende Herstellung gelingen könnte. Hier wird noch mancher Leser manchen guten Einfall haben müssen, eh ein einigermaßen lesbarer Text hergestellt ist.

---

[1]) Vgl. auch Nauck, Mélanges gréco-romains VI 1, 155 ff.

[2]) Le laboureur de Ménandre, fragments inédits .. déchiffrés traduits et commentés par Jules Nicole ... Genève, Georg et Co. 1898. Diese Zeilen waren schon zum Druck gegeben, als mir ein Aufsatz H. Weils im „Journal des savants" d. J. p. 675 ff. durch des Verfassers Güte zugänglich wurde. Da der Satz steht, kann ich mich mit ihm nicht mehr auseinandersetzen und bemerke nur, daß wir auf einigen Hauptpunkten ziemlich zu der gleichen Ansicht gekommen sind.

[1]) Nicole ordnet: Fol. IIr p. 3, Fol. Ir p. 1; Fol. Iv p. 2, Fol. IIv p. 4, unter der Voraussetzung, daß die Fragmente als die letzten (p. 3. 1) und ersten (p. 2. 4) Kolumnen einer opisthographen Rolle anzusehen sind. Innere Gründe legen die Ordnung Fol. Ir p. 1, Fol. IIr p. 3 (große Lücke) Fol. Iv p. 2, Fol. IIv p. 4 nahe. Fol. I ist unten, Fol. II in der ganzen Breite oben lückenhaft: ob man sich die beiden Blätter nicht zu einer, allerdings beträchtlich hohen, Kolumne vereinigt denken darf?

[2]) Nicole meint: L'encre a tellement pâli en plusieurs endroits, que je n'ai pu distinctement certains mots qu'après les avoir en quelque sorte devinés. Dans ces conditions, un fac-similé offrait moins de garanties de fidélité qu'une copie minutieux. Ganz im Gegentheil; bei gut erhaltenen, unverblaßten Texten können wir die Photographie entbehren, aber wo man die Buchstaben aus Spuren und Ueberresten nur ‚divinirend' kann, da ist sie dringend erwünscht, um jederzeit eine gewisse Kontrole der gegebenen Lesung zu ermöglichen. Nun hat Nicole zwar manche unsichere Schriftzüge als solche bezeichnet; aber die verschiedenen Möglichkeiten, die Grenzen, innerhalb deren die Beraathung sich zu halten hat, gibt er nicht an; und manche Einzelheit, die er ohne Warnungszeichen abdrucken läßt, wird dem nachprüfenden Leser aus sachlichen Gründen als bedenklich erscheinen.

Auf einigen Hauptpunkten vermißt man freilich bei Nicole, so sehr man seinen eindringenden Scharfsinn und seine kombinatorische Phantasie anerkennen wird, die nöthige Vorsicht und Zurückhaltung. Die Personenbenennung und Dialogvertheilung hängt zum Theil ab von einer lückenhaften Textstelle, die kaum richtig gelesen und hergestellt ist (S. 2, 4, V. 65); den sonst nicht nachweisbaren Namen Chresippos wird man nicht durch Vermuthung herstellen wollen.[1]) Ebensowenig ist der Nachweis geglückt, daß die aus den Stobäusfragmenten bekannten Personen, vor allem Gorgias, unter den Sprechern der neuen Verse vorkommen. Die Annahme, daß S. 3 zwei Jünglinge sich unterhalten, beruht wieder auf einer lückenhaften und von Nicole recht gesucht ausgedeuteten Textstelle. Dadurch, daß Nicole ohne genügenden Anhalt so viel verschiedene Theilnehmer am Dialog ansetzt, schafft er lediglich eine große Anzahl kurzathmiger, oft kaum zusammenhängender Scenen, von denen keine zu ihrem Rechte kommt. Es wird sich also, so vortreffliches der erste Herausgeber im einzelnen gelesen und auch ergänzt hat, die Auffassung des Ganzen durch weitere Arbeit voraussichtlich stark verschieben.

Den Gang des Dramas vollständig klar zu legen, wird kaum gelingen. So viel ist klar: es ist das in den meisten Stücken der Hellenistenzeit behandelte Problem vom Kampfe freier Neigung mit aufgezwungenen Heirathsplänen, das im Mittelpunkt der Handlung steht. Der Träger der Titelrolle, ein Bauer, der von den höheren Interessen und Neigungen seiner Angehörigen, vor allem seines älteren Sohnes und seiner zweiten Frau, nichts wissen will, hält das Gegenspiel. Wenn wir einen entscheidenden Monolog richtig gedeutet haben, soll der Sohn des Bauern nach attischer Sitte seine Halbschwester heirathen;[2]) der alte Geizhals wird die Aussteuer haben sparen wollen. Aber sehr zur Unzeit verunglückt der Vater beim Arbeiten auf dem Weinberg, just wie die Vorbereitungen zur Hochzeit im Gange sind. Während dieser schweren Tage wird der alte Starrkopf in der Pflege und Gesellschaft seines Sohnes, den seine zweite Frau mit in die Ehe gebracht hat, ein anderer Mensch. Mit einem kühnen Hieb wird der Knoten zerschnitten: der ältere Sohn führt, inspirirt von dem schlauen Sklaven Daos (Davus), statt der Halbschwester ein armes, aber freigeborenes Mädchen auf dem Hochzeitswagen heim, und der Alte macht gute Miene zum bösen Spiel. Aber es ist nicht diese kaum in den Umrissen erkennbare, nur durch höchst unsichere Vermuthungen zu erschließende Intrigue, die den neuen Bruchstücken eine hervorragende Stellung sichert; dergleichen kannten wir zur Genüge aus Plautus und Terenz. Auch das wußten wir längst aus derselben Quelle, daß Menander ernsthafte Probleme, wie die Ueberwindung und Wandlung eines Charakters, anzufassen sich nicht scheute, und daß er oft mehr den Ton eines Familien- und Rührstückes anschlug, als den eines richtigen Lustspiels. Aber die formelle Seite seiner Kunst lernen wir aus diesen Papyrusstreifen besser kennen, als aus irgend einer anderen Urkunde. Das erste Blatt zeigt uns einen Wechsel von gesungenen und gesprochenen Versen, ganz in der Art, wie wir sie bei Plautus und Terenz finden; es ist merkwürdig, daß Nicole die anapästisch-logaödischen Reihen erkannt, dagegen die später (1, 7 f.) einsetzenden Kretiker und Joniker durch die gewaltsamsten Mittel in jambische Trimeter umzubilden versucht hat. Wenn nicht alles täuscht, liegt hier schon jene freie Art der rhythmischen Komposition vor, die man in der Grenfellschen Hilarodie[3]) und bei den römischen Dramatikern beobachten kann; es bestätigt sich damit von neuem, daß auch in diesen Dingen die Römer durchaus Schüler der Griechen sind. Ferner wird sich der lebensvolle und charakteristische Ton des menandrischen Dialogs wohl nirgends besser bekauschen lassen, als in diesen Fragmenten; von gewissen Voraussetzungen Nicole's muß man sich dabei allerdings frei machen. Zum Schluß eine Probe, die Zwiesprache zwischen der Frau des Bauern, wohl Myrrhine, und dem Führer der Intrigue, dem schlauen Daos.

Daos:

— — — — — — — — — —

Kleainetos und nicht der junge Herr
Ist krank.[1]) Wie er im Weinberg neulich schaffte,
Hieb er ins Bein sich.

Myrrhine:

Schön Neuigkeiten!
Ich aermes Weib!

Daos:

Faß' dich und hör weiter.
Drei Tag' alt war die Wunde, als sie anschwoll
Und ein Geschwür entstand. Hitziges Fieber
Ergriff den Alten und es ging ihm schlecht —

Myrrhine:

Hol dich der Henker sammt der guten Botschaft,
Die du mir meldest.

Daos:

Still doch, Mütterchen!
Und braucht' er Hülfe dann in seiner Noth,
Riefen die Sklaven, das Barbarenpack:
„Der ist dahin![2]) Hier kann man nichts als klagen,"
Und ließen ihn im Stiche, allesammt.
Nicht so dein Sohn Chaireas. Als ob er
Den leiblichen Vater pflegte, salbt' er ihn,
Reinigte ihm die Wunde, wusch ihn ab,
Gab ihm zu essen, sprach in schlimmen Stunden
Ihm freundlich tröstend zu, und brachte so
Den Alten, wenn er auch noch etwas hinkt,
Mit seiner Pflege wieder auf die Beine.

Myrrhine:

Ein liebes Kind, beim Zeus! Im Grunde hat er
Der Kranke gar nicht schlecht: er hat ihn um sich
Sitzt hübsch zu Haus und gönnt sich Ruhe, frei
Von seinem Karst und aller Plackerei.
Der Alte ist in seiner Lebensführung
Doch gar zu streng[3]) —

Daos (beiseite):

Mit seinem Weibe nicht

Myrrhine:

Stets schwimmt er gegen den Strom —

Daos (beiseite):

Wirst?

Myrrhine:

Und ist
In den meisten Dingen doch von trauriger
Unwissenheit —

Daos (beiseite):

Vermuthlich hat er deshalb
Dies Weib genommen.

Myrrhine:

Weder für den Sohn
Hat er Verständniß, noch für dessen Schwester....

Um den Humor der Scene zu verstehen, muß man freilich wissen, daß Daos beim Eintreten gute Nachrichten in Aussicht gestellt hat. Mit spitzbübischer Unbestimmtheit und Umständlichkeit kramt er nun seine Hiobsposten aus, so daß (unmittelbar vor dem Beginn des Fragments) Myrrhine seine schlimmen Andeutungen auf ihren Lieblingssohn

1) Zu lesen ist wohl: *χρῆσι' εἶπας · ἃ τάλαιν'*.
2) S. p. 1, 21; 1, 15 [*γάμος*]. *λαχὼν δὲ τὸν γάμον?*
3) S. d. Bl. 1896, Nr. 60 (7. April).

1) *ὁ Κλεαίνετος γάρ, οὐ τὸ μειράκιον, νῦν πεπέχτηκε.*
2) *ἐκεῖσ' ἐκεῖνος.*
3) Das Folgende hat schon Nicole ganz vortrefflich hergestellt.

Digitized by Google

bezieht. Für den alten, ungebildeten Wittwer, den sie geheirathet hat, um versorgt zu sein, bringt sie kaum ein paar konventionelle Redensarten auf, um dann, in sehr charakteristischer Weise, ihre wahre Gesinnung zu enthüllen. Dieser hellenistische Frauentypus scheint bereits Züge getragen zu haben, die an die unverstandenen Frauen unsrer Neuesten erinnern.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Zu dem Artikel „Die Universität Freiburg in der Schweiz" in Nr. 290 der Beilage wird uns von hochgeschätzter Seite berichtigend bemerkt, daß die mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät an jener Universität nicht im Sommer 1891, sondern erst im Herbst 1896 ins Leben trat.

S. S. Wilhelm Raabe: Alte Nester. Zwei Bücher Lebensgeschichten. Zweite Auflage. — Das Odfeld. Eine Erzählung. Dritte durchgesehene Auflage. (Berlin, Otto Janke 1897.) — „Zweite Auflage, dritte Auflage", das ist etwas herzerfreuendes! Daß die „Sperlingsgasse", der „Hungerpastor", der „Horacker", die „Hergottskanzlei", der „Fehling" — kurz die leicht und bequem genießbaren Bücher Raabe's wachsende Auflagen erlebten, das war noch lange kein so durchschlagender Beweis dafür, daß endlich weite Kreise erkannt haben, was wir in ihm besitzen, als es durch die jetzt vorliegenden Neuauflagen und die des schwermüthigen „Schüddekump" geboten wird. Denn die „Alten Nester", eines der schönsten und innerlichsten Bücher Raabe's, sind bei ihrem ersten Erscheinen vor annähernd 20 Jahren vollständig unbeachtet geblieben und eine der wenigen Kritiken, die damals erschienen, sprach in geradezu widerlichem Spott darüber. Nun ist auch der treue Just Everstein zu seinem rechten Ansehen bei den Leuten gekommen und es wird uns gar nicht wundern, wenn man ihn in einer fernen Zeit noch lieb haben wird, da Figuren aus manchen von der Tagesfluth emporgeschleuderten Büchern mit den Autoren längst vergessen sein werden. — Daß das „Odfeld" es schon zu einer dritten Auflage gebracht hat, ist ein noch stärkerer Beweis dafür, daß die Schaar derer wächst, die den Werth Raabe's erkennen, die das Gute zu erwerben suchen, auch wenn es nicht so ganz leicht zugängig ist. Denn dieses mit großartiger Kunst entrollte Kriegs- und Schlachtenbild wird uns erst bei längerem Anblicken deutlich, dann aber bewahren wir ihm ein treues Gedächtniß, der kecken Selinde Fegebank und dem übermüthigen Junker Thedel, der auf dem Odfelde liegen blieb.... Ein sehr bekannter Mann schrieb uns neulich: „Daß Raabe's Ansehen jetzt wieder im Wachsen ist, wie ich deutlich zu beobachten glaube, ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit nach sehr vielen unerfreulichen." Für uns, die wir seit Jahren bemüht sind, hiezu beizutragen, bietet dies eine ganz persönliche Genugthuung.

-x- **Dresden,** 28. Dez. Der auf Reichskosten errichtete Bau eines kgl. sächsischen Kriegsarchivs an der Marienallee ist nunmehr seiner Bestimmung übergeben worden. Die Schätze des Archivs reichen bis in die Zeit der Errichtung eines stehenden Heeres in Sachsen, also bis 1682 zurück und bestehen in erster Linie aus den Originalberichten über die Feldzüge der sächsischen Truppen bis zum deutsch-französischen Kriege. Besonders reiche Ausbeute bietet das Archiv über die Türkenkriege und die schlesischen Kriege (17. und 18 Jahrhundert), sowie über die Napoleonischen Feldzüge. Die Zusammenstellung und Katalogisirung der bisher zerstreuten und ungeordneten Aktenbestände war eine Riesenarbeit, da es sich um nicht weniger als 350,000 Aktennummern handelte. Diese Aufgabe ist von dem Direktor des Kriegsarchivs, Oberstlieutenant z. D., Exner, in mustergültiger Weise gelöst worden. Die Akten sind in fünf übereinanderliegenden Sälen mit durchbrochenen eisernen Fußböden aufgestapelt. Um Feuersgefahr nach Möglichkeit zu verhüten, wurde von der Anlage von Heiz- und Beleuchtungsvorrichtungen im eigentlichen Archivgebäude abgesehen. Die Benutzung des Archivs wird auch Nichtmilitärs zu wissenschaftlichen Arbeiten offenstehen, doch ist die Einsichtnahme in geheime Schriftstücke von besonderer kriegsministerieller Erlaubniß abhängig. Preußen und Bayern besitzen Kriegsarchive bekanntlich seit Mitte dieses Jahrhunderts, während in Oesterreich ein solches bereits seit Anfang desselben besteht.

* **Graz.** Am 25. Dezember starb hier der emeritirte Professor Hofrath Dr. Karl Ritter v. Rokitansky, der bis zum Jahre 1886 an der hiesigen Universität den ordentlichen Lehrstuhl für Chirurgie inne hatte, im Alter von 81 Jahren. Er galt als sehr gewandter Operateur und verwandte auch nach seiner Pensionirung seine Geschicklichkeit und seine sichere Hand noch dadurch, daß er sich aufs Bildschnitzen legte.

G. **Aus Rußland.** Im Universitäts-Hochschulwesen stehen nach verschiedenen Zeitungsmittheilungen allerhand Neuerungen bevor. In Saratow und Woronesch sollen landwirthschaftliche Institute errichtet werden. Tomsk soll im nächsten Universitätsjahr eine juristische Fakultät erhalten, da in Sibirien seit Durchführung der Reformen im Gerichtswesen das Bedürfniß nach akademisch gebildeten Juristen sehr groß ist. Odessa soll eine medizinische Fakultät bekommen. Verschiedene höhere technische Lehranstalten sollen erweitert und zur Aufnahme von mehr Studenten vergrößert werden. Dabei bricht sich mehr und mehr die Erkenntniß Bahn, daß der Staat allein gerade auf dem Gebiet der technischen Wissenschaften den stets wachsenden Anforderungen nach Gründung und Dotirung von Lehranstalten nicht genügen kann. Die private Thätigkeit der interessirten Kreise müsse da eingreifen. Die „Nowoje Wremja" legt sich für das Aufbringen privater Mittel sehr ins Zeug, weist auf verschiedene Beispiele solcher privater Fürsorge hin, u. a. auch auf die von uns bereits gemeldete Stipendienstiftung der Zuckerfabrikanten in Kiew u. a. Im allgemeinen, meint sie, müsse durch solche Mittel die Zahl der privaten technischen Institute vermehrt werden, die, ähnlich wie das Polytechnikum in Riga, unter staatlicher Aufsicht ständen. — Der wissenschaftliche Sekretär der Nikolai-Hauptsternwarte in Pulkowo, Staatsrath Eduard Lindemann, ist gestorben. Er hatte sich als Sondergebiet die Photometrie der Himmelskörper ausersehen. Von seinen Arbeiten möge nur seine große, auf 17jährigen Beobachtungen beruhende Arbeit, die photometrischen Untersuchungen über die Größenklassen des Bonner Sternkatalogs, erwähnt werden. Er war zugleich Bibliothekar der Sternwarte und erwarb sich als solcher große Verdienste durch die Bearbeitung des zweiten Theiles des systematischen Katalogs der Sternwartenbibliothek, ein Werk, das bei allen wissenschaftlichen Untersuchungen dem Astronomen ein unentbehrliches Hülfsmittel geworden ist.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

H. Bechhold Verlag, Frankfurt a. M., Kräme 21.

Am 1. Januar 1898 beginnt ihren 2. Jahrgang:

DIE UMSCHAU

Übersicht über die Fortschritte und Bewegungen auf dem Gesamtgebiet der Wissenschaft, Technik, Litteratur und Kunst.

Jährlich 52 Nummern. Illustrirt. Preis vierteljährlich M. 2.50.

Mitarbeiter sind u. a.: Prof. Arrhenius, Leo Berg, Dr. du Bois-Reymond, Geh.-R. v. Brandt, Gesandter a. D., Prof. M. Buchner, Felix Dahn, Prof. Dürre, Geh. R. Ebstein, Geh. R. Eulenburg, Prof. Furtwängler, Curt Grottewitz, Prof. S. Günther, W. Haggins, Kurd Lasswitz, Justin Mc. Carthy, Meier-Gräfe, Prof. Melli, Prof. v. Oettingen, Geh. R. Orth, Geh. R. Pelman, Prof. Ratzel, Dr. H. Riemann, Prof. Schmeckane, Prof. A. Schultz, Prof. Schweinfurth, Prof. v. Stengel, Prof. Verworn, Prof. Wiedemann, Prof. Werner, Prof. Wislicenus, Dr. O. Zacharias.

Der bisherige Erfolg der Umschau veranlasst dieselbe zu einer weiteren

Vermehrung des Inhalts.

U. a. bringt der neue Jahrgang regelmässig einen Anzug aus allen bedeutenden Fachzeitschriften und Revuen.

Alles Nähere ersichtlich aus Probenummern und Prospekten, welche gratis und franko.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und die Post.

[1869]

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 30. Dezember. Nummer 295.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Jakob Burckhardts „Erinnerungen aus Rubens". I. Von Karl Voll. — Ein neues Reisewerk über Brasilien. Von S. Günther. — Mittheilungen und Nachrichten.

Jakob Burckhardts „Erinnerungen aus Rubens".[1])

I.

Vor mir liegt ein Buch, das mich so lebhaft interessirt hat, daß ich es sogleich, nachdem ich es erhalten hatte, zweimal nacheinander mit gespannter Aufmerksamkeit las. Die Lektüre war mir jedoch nicht nur interessant, sondern hat mir auch viele Freude gemacht, und das ist ein merkwürdiger Erfolg; denn das Buch scheint mir nicht allein in manchen Details unzulänglich zu sein, sondern auch ein bedenkliches Prinzip zu vertreten. Das klingt beinahe, als wollte ich mich mit dem billigen Urtheil behelfen, daß der schriftstellerische Werth groß genug sei, um die wissenschaftlichen Mängel vergessen zu lassen. So ist's nicht gemeint. Diese Erinnerungen aus Rubens sind auch dem wissenschaftlich arbeitenden Kunsthistoriker ein werthvoller Beitrag; denn, indem Burckhard sich dem großen Künstler gegenüber rein auf den menschlichen Standpunkt des Kunstfreundes stellt und auf wissenschaftlichen Apparat scheinbar verzichtet, kommt er zu einer so glänzenden, richtigen Würdigung und Kritik der Rubens'schen Kunst, daß er damit das eigentliche Ziel der Kunstwissenschaft eben doch erreicht hat.

Burckhardts Methode ist auch hier die von ihm in der „Kultur der Renaissance" angewandte: die analytische Zergliederung. Er gibt weder ein zusammenfassendes Urtheil über Rubens, noch über dessen Zeit und Umgebung. Mosaikartig reiht er Bemerkung an Bemerkung und Skizze an Skizze. Am Schlusse des Werkes aber hat man ein solch reich und tief ausgeführtes Bild von Rubens' Thätigkeit und Schaffensart, daß man eine Zusammenfassung der einzelnen Bemerkungen nicht nur nicht braucht, sondern als pedantisch empfinden würde. Die völlige Freiheit von Pedanterie ist ein Hauptvorzug der „Erinnerungen". Sie ist die Begleiterin jener anderen Eigenschaft, die Burckhardts Werken den großen Werth verliehen hat: das Ganze ist auf einen Zug geschrieben mit gleichmäßiger Begeisterung — nicht nur Liebe — die bis zum Schlusse anhält. Indem wir sehen, daß ein Mann wie Burckhardt so warm für das Thema empfindet, werden auch wir von ihm ergriffen. Ganz abgesehen davon, ob sich alles halten läßt, was sie bieten, bleiben die „Erinnerungen" eine bewundernswerthe Leistung eben wegen dieser edlen, frischen Begeisterung, mit der ein fast achtzigjähriger Mann für die Ideale seiner Jugend noch einmal das Feuer der Jugend in sich brennen fühlte. Wäre das Buch nur gelehrt oder scharfsinnig, so könnte es vielleicht vergehen; aber da es voll begeisterten und begeisternden Schwunges ist, stellt es sich jenen anderen unvergänglichen Werken gleich, die wir nicht wegen des Themas, sondern wegen des Autors lesen. Ich habe die „Erinnerungen" nach meiner Gewohnheit in der Galerie gelesen und wo gäbe es einen würdigeren Platz dafür, als die Rubens-Säle der alten Pinakothek! Das ist eine harte Probe für ein kunstgeschichtliches Werk, die nicht jedes aushält: der Maler straft den Forscher gar zu oft Lügen. Diesmal war es mir aber ein eigenartiges Interesse, zu sehen, daß Burckhardt sich bewundernswerth darstellte, obwohl seine Ausführungen in wesentlichen Punkten angreifbar sind.

Seine Methode wollte im Künstler den Menschen finden. Sie ist bei aller Einseitigkeit und bei allem Eigensinn, mit dem Burckhardt sie beibehielt und durchführte, überaus fruchtbar an Resultaten, deren Verdienst nicht darin allein liegt, daß sie der Wissenschaft dienen, sondern daß sie Anregung und Belehrung in die weiteren Kreise des Volkes tragen. In letzterer Hinsicht steht Burckhardt in thatsächlichem und bewußtem Gegensatz zu der „streng wissenschaftlichen" Kunstforschung. Darüber dürfen wir uns ja kein Hehl machen, daß diese bereits ebenso weit gediehen ist, wie die anderen Disciplinen auch. Sie steht nicht mehr im Kontakt mit dem Leben, und nur der Fachmann darf es wagen, diese von detaillirter Gelehrsamkeit strotzenden Studien zu lesen. Und doch ist Kunstgeschichte das Gebiet, das am wenigsten von allen abstrakt betrieben werden sollte. Burckhardt war ein ziemlich erbitterter, wenn auch ehrlicher Gegner der „streng wissenschaftlichen" Forschung. Er machte manchen blutigen Witz über sie, aber wenn jene einseitig genug ist, nur das sogenannte „Positive" anzuerkennen, so war er einseitigerweise nur darum bekümmert, das Ungreifbare, den Geist der Kunst zu erfassen. Als Kunstgelehrter stand er genau auf demselben Standpunkt wie als Historiker. Er erkannte allein die Gefühle und Ideen als treibende Macht in der Geschichte an, und wie er als Historiker sich wenig oder nicht kümmerte um die Bedeutung der wirthschaftlichen Grundlagen des Lebens für die Entwicklung der Geschichte, so hat er als Kunstgelehrter der Technik wenig oder keine Aufmerksamkeit geschenkt. Ihm war es in letzter Linie gleichgültig, ob er ein Gemälde selbst oder dessen Reproduktion vor sich hatte; denn das Gemälde an sich hatte wenig Interesse für ihn, der doch über Malerei so viel Ausgezeichnetes geschrieben und gesagt hat. Ihn interessirte die Zeichnung, die Komposition, der Inhalt, vor allem aber die menschliche Empfindung des Malers. Es kann nicht geleugnet werden, daß man, um diese verschiedenen, gewiß höchst wichtigen Eigenschaften eines Bildes kennen zu lernen, nicht gerade auf das Studium des Originals angewiesen ist und daß man hiefür das Verständniß für die Technik nicht gerade nöthig hat. In dieser Hinsicht ist es ganz bezeichnend für ihn, daß er in einer Jugendarbeit, die den Ruhm der Kunstschätze Belgiens so begeistert verkündet, in Bezug auf die Malerei wenig mehr zu geben wußte, als einen Katalog der noch erhaltenen Werke. Man weiß, daß das kleine, unscheinbare Büchlein des damals noch blutjungen Mannes

[1]) Basel, Lendorffs Verlag 1898. M. 4.50.

— er war 22 Jahre alt, als er es verfaßte — in der Geschichte der Architekturforschung einen Ehrenplatz einnimmt. Wenn aber für die Malerei die innere Ausbeute auffallend dürftig war, so ist das nicht allein in der Jugend des Verfassers begründet, sondern in einer gewissen Verständnißlosigkeit für die Farbe. Dieser Mangel kennzeichnet auch sein letztes Werk, die „Erinnerungen aus Rubens". Es sei mir gestattet, von Seite 216 der „Erinnerungen" eine Stelle zu citiren, die das deutlich beweist, wie man es ohnehin fast auf jeder Seite verspüren kann. Er schließt seine Besprechung von Rubens' Parisurtheil in der Londoner Nationalgalerie mit den Worten: „Auch die Farben sind zu beachten: der Mantel der vom Rücken gesehenen Juno ist Purpur mit Pelz, das Gewand, welches die von vorn gesehene Minerva anziehen will oder ausgezogen hat, ist Linnen; dem Mantel der Venus aber ist ein tiefes Blau verliehen." Obwohl er hier ausdrücklich von der Farbe handelt, was bei ihm ziemlich selten ist, so reichte sein Sinn für Kolorit doch nicht aus, um uns nur annähernd eine klare Anschauung von dem Farbenschauspiel zu geben, das Rubens darbietet. Dieser Mangel ist empfindlich und hat Burckhardt manches schiefe Urtheil fällen lassen. Er hat ihn vor allem verhindert, zur bedeutendsten holländischen Koloristenschule in ein warmes Verhältniß zu treten und ihn mit ihrer ihm stets unsympathischen derben, realistischen Art zu versöhnen. Bei bedeutenden Männern werden aber schließlich auch die schlechten Eigenschaften Dienerinnen der guten. Burckhardts glänzende Eigenart war es, mit scharfem Blick und einem schwer zu trügenden Sinn für das Vornehme, stets das menschlich Große im Kunstwerk herauszufinden und sein Urtheil in jener überzeugenden, bei aller Schlichtheit so packenden Weise auszusprechen, für die er berühmt ist und mit der er so viele neue Worte und Begriffe geschaffen hat.

Da es ihm versagt war, auf die eigentlich künstlerischen Mittel des Malers einzugehen, gelangte er in herber Bescheidung und in rücksichtsloser Ausbildung seiner eigenen Art zu jener unübertroffenen und in gewisser Beziehung auch unübertrefflichen Erklärung der alten Gemälde, die das höchste bietet, was vom Laienstandpunkt aus gesagt werden kann. Ich muß zugeben, daß das nicht der Idealstandpunkt für die Beurtheilung eines Malers ist; aber dafür wird man mir zugeben, daß Burckhardt in seinem System von jeder Halbheit frei geblieben ist. Wie an seinem berühmtesten Werke, dem Cicerone, so werden die Maler und malerisch empfindenden Leute auch an den Rubenserinnerungen keine reine Freude finden; aber es wird ihnen Burckhardts Darstellung immer noch lieber sein, als das jetzt beliebte Anstischen unverstandener Atelierphrasen oder das Entfalten gelehrter Kenntnisse, die doch nur für den Gelehrten verständlich und verdaulich sind. Es gab noch keinen großen Künstler, der nicht auch ein großer Mensch gewesen wäre. Was künstlerisch bedeutend ist, muß es auch menschlich sein. Das spezifisch Künstlerische hat nun Burckhardt freilich nicht erfaßt, wenn er es mit Koloristen zu thun hatte, und es ist bezeichnend, daß im Cicerone keine Partie der italienischen Malerei so ungenügend behandelt ist, als die der Koloristen von Venedig. Wenn man überall in Italien das prächtige Buch mit Vergnügen lesen kann, so läßt man es in der Akademie von Venedig enttäuscht sinken. Und doch enthält gerade diese Partie eine der besten Seiten des Cicerone: die glänzende Charakteristik Tizians. War Burckhardt den kleineren Venezianern gegenüber offenbar nicht zu einem festen Schluß gekommen, so hatte er bei Tizian wieder sicheren Grund. Er, der große Mann, wurde nur dann so recht warm, wenn er einem Großen gegenüberstand. Wenn ihm auch der Künstler Tizian nicht so ganz klar geworden ist, so wurde es ihm doch der Mensch. Burckhardts größter Schüler — wenn man hier Schüler für jüngerer Freund sagen darf — ist Nietzsche, und Nietzsche's berühmtestes Wort ist wohl das von den „Herrennaturen". Er führt damit nur Burckhardts Ideen aus, der selbst solch eine Herrennatur gewesen ist.

Es ist kein Zufall, daß der Baseler Gelehrte, dessen ganze Liebe der Antike und der Renaissance gegolten hat, noch am Ende seines Lebens ein Buch über Rubens schreiben mußte. Rubens ist der letzte der großen Renaissancekünstler und vielleicht der glänzendste von allen, trotzdem er das Gewand der Barockkünstler trägt. Auch er war ein „Herr". Seine Laufbahn war die eines strahlenden Gestirns, das leuchtend schnell am Himmel heraufzieht und lange noch mit frohem Abglanz das Firmament erhellt, wenn es selbst schon aus unsern Augen verschwunden ist. „Im Bewußtsein seines eigenen, edeln und mächtigen Wesens muß er einer der höchst bevorzugten Sterblichen gewesen sein," sagt Burckhardt von ihm, und daß man dieses Urtheil fällen darf, das war wohl der Grund, warum der fast 80jährige Greis das Buch schrieb, das sich der reiselustige Student zu schreiben vorgenommen hatte. Die Liebe Burckhardts zu Rubens datirt ja von jener Ferienreise in die Niederlande, der wir die oben erwähnte kleine Schrift über die Kunstwerke der belgischen Städte verdanken. Sein Urtheil war damals schon wesentlich dasselbe wie nach 50 Jahren. Aber über sogenannte technische Fragen dachte und fühlte der junge Mann, der sein Urtheil vor allem auf die Besichtigung der Gemälde stützte, ganz anders als der reisemüde Greis, der schließlich sich seine frische Auffassung immer mehr von dem Studium der oft ganz herzlich schwachen Reproduktionen beeinflussen ließ. Man darf Burckhardt darum nicht angreifen; denn auf diese Weise forschend, kam er zu den in den „Erinnerungen" niedergelegten Resultaten, für die wir gerade heutigestags so dankbar zu sein allen Grund haben. Mit Verschmähung des technischen Details gelangte er dazu, uns eine so tief erfaßte Schilderung von Rubens zu geben. Wenn wir seine Methode mit der eines an „Positivem" ungleich reicheren Werkes vergleichen, werden wir sofort sehen, wie groß trotz aller Einseitigkeit die Vorzüge der Burckhardt'schen Art sind. Bode schrieb für die Graphischen Künste im Jahre 1888 einen glänzenden Essay über die Galerie Liechtenstein und kam, während er die Rubensbilder speziell dieser Galerie in mustergültiger Weise behandelte, zu einer brillanten Geschichte Rubens'scher Kunst überhaupt. Diese Studie ist zwar hochberühmt, aber doch trotzdem ist sie ohne Einfluß auf die weiteren Kreise geblieben. Sie ist für Feinschmecker geschrieben und nur von ihnen wird sie verstanden und geliebt. Während Burckhardt zu einer allgemein verständlichen, psychologisch vertieften Würdigung des reichen Geistes und edlen Charakters von Rubens kam, läuft Bode's Arbeit im wesentlichen auf eine Entwicklungsgeschichte der Technik des großen Antwerpeners hinaus. So richtig die von Bode gewonnene Erkenntniß auch ist, so wahr ist es, daß nie die Zeit kommen wird, wo man allgemeines Interesse und Verständniß für sie haben wird. Hier sehen wir wieder den alten Gegensatz von Leben und Wissenschaft.

Burckhardts Methode hat zwei Schattenseiten: Sie durfte und konnte nur von ihm gehandhabt werden. Bei anderen würde sie zu eitlem Spiel mit gefühlvollen Worten führen. Bedenklicher noch aber ist es, daß er seinen Lesern den Respekt vor der Originalarbeit zu wenig einflößt, sogar ausredet. Er freilich konnte das Leben auch noch in der Kopie finden; aber wie Wenige können das! Die Meisten würden nur zu einer flachen Kunstanschauung kommen. Ein Beispiel aus vielen möge hier angeführt sein, um zu zeigen, daß selbst Burckhardt

Digitized by Google

mitunter auf Abwege gerathen ist. Eines seiner Lieblingsbilder, auf das er immer wieder zu sprechen kommt, war der berühmte Raub der Töchter des Leukippus in der Münchener Pinakothek. Burckhardt schreibt darüber (S. 84): „Für Heftigkeit des Momentanen und voll entwickelte leibliche Pracht, da zwei Körper vom wundervollsten Umriß einander genau durch die Gegensätze ergänzen, sind die von den Söhnen des Boreas entführten Töchter des Leukippos wohl nie mehr erreicht worden. Von diesem Bilde strahlt das riesige Kunstvermögen des Rubens nach verschiedenen Seiten aus; alle anderen Entführungen treten daneben in bescheidenes Dunkel zurück und die Behemenz allein vollbringt solche Wunder nicht.“ Burckhardt schrieb diesen Hymnus wahrscheinlich im bewußten Gegensatz zur neueren Forschung. Er hat das große Rubenswerk von Rooses sehr eifrig benutzt und hat darin wohl die Stelle gefunden, wo der berühmte Rubenskenner sein in der „Geschichte der Malerschule Antwerpens“ gefälltes, sehr günstiges Urtheil zurücknimmt und unumwunden erklärt, daß nur die Komposition von Rubens stammt, daß dagegen die Landschaft von Wildens und die Figuren (Pferde und Menschen) von einem Schüler gemalt sind. Rooses stellt die schüchterne Vermuthung auf, daß Van Dyck dieser Schüler gewesen sein und Rubens das Bild übergangen haben möchte. Aber er gesteht selbst zu, daß Licht und Kolorit „nicht sehr glänzend sind“. In der That hätte er sagen dürfen, daß die ganze Malweise der Leukippiden so geistlos ist, daß man sie weder dem Van Dyck noch dem Rubens zutrauen darf. Das Bild ist durchaus kein Wunderwerk, wie Burckhardt meint. Nicht einmal die Komposition kann man ohne gewichtige Bedenken dem Meister zuschreiben, denn sie hat gerade den Fehler, von dem sich Rubens, wie Burckhardt höchst geistreich ausführt, stets frei gehalten hat: sie ist überladen. Die Figuren aber sind nicht so bewegungskräftig in den Raum gestellt, wie das Burckhardt ebenfalls als eine Haupteigenschaft der Komposition Rubens' erkannt hat. Ein Blick auf die im gleichen Saal hängende großartigste aller Löwenjagden zeigt, daß Rubens selbst dichtes Gewimmel darzustellen wußte, ohne überladen zu wirken und ohne die Figuren in den Rahmen zu stopfen, wie das bei den flachen Leukippiden der Fall ist. Diesen fehlt gerade die räumliche Vertiefung, die den Figuren nothwendige Bewegungsfähigkeit durchaus. Rubens wird wohl die Anregung zu dem Bilde gegeben haben, aber offenbar nur eine sehr flüchtige und ohne die nachfolgende Korrektur, mit der er so manche Schülerarbeit zu einem guten Werke machte. Hätte Burckhardt sich um das Technische der Malerei gekümmert, so wäre er davor bewahrt geblieben, in den Leukippiden mehr als eine sehr geschickte, sehr appetitlich servirte Anlehnung an Rubens zu erblicken.

In Bezug auf den berühmten hl. Georg, der über dem Grab Rubens' auf dem Altar der Schloßkapelle von St. Jakob in Antwerpen hängt, schließt sich Burckhardt mit Recht denen an, die das Bild für eine der glänzendsten Schöpfungen des Meisters halten, aber sich nicht dazu verstehen können, in den dargestellten Personen die Familie des Rubens zu erblicken. Burckhardt sträubt sich überhaupt mit gutem Grund gegen die Annahme, daß Rubens sich und seine Frauen so unendlich häufig als Modell benutzt habe. Er hat es sehr oft gethan; aber in jedem Ritter den Meister und in jeder nackten Frau die Helene Fourment erblicken zu wollen, das geht doch zu weit.

In solchen scheinbar nebensächlichen Bemerkungen besteht der Hauptwerth der „Erinnerungen“. Es sei mir gestattet, einige auf gut Glück herauszugreifen, weil sie so ungemein anregend, wenn auch nicht immer zutreffend sind. „Wie oft hat man schon die wesentliche Größe des Meisters zusammenfassend zu bezeichnen gesucht und ist über betheuernde Worte nicht weit hinausgekommen. Unter dem Einfluß einer gewaltigen Kraft fühlt sich Jedermann, und die Meisten empfinden sie als eine sympathische und ahnen dabei eine Persönlichkeit, deren Adel und Würde mit dieser Kraft eins war. Auch das Derbe und Wilde wird man einer solchen nicht bloß nachsehen, sondern es von ihr im ersten Augenblick erwarten, damit die Erscheinung eine vollständige sei. Der Umkreis dieser vollständigen Erscheinung aber ist hier ein ungeheurer und rührt an die äußersten Grenzen der Malerei.“ (S. 40.) Besser als mit diesen wenigen, schlichten Worten hat noch Niemand den großen Maler als Menschen charakterisirt. Wenn man noch hinzufügt, daß der erfindungsreiche Mann zu solch ungeheurem Umkreis des künstlerischen Schaffens gelangte, weil er auch bei den freien Schöpfungen der Phantasie immer ein gewisses Schema beibehielt und weil er, bei seinem enormen Formengedächtniß mit skrupelloser Sicherheit immer auf die große Wirkung hinarbeitend, keine gewissenhafte Rücksicht auf das Detail nahm, so wird man auch dem Künstler Rubens gerecht geworden sein. Warum die Einen ihn lieben, warum die Anderen mit kühlem Respekt an ihm vorbeigehen, das liegt alles in den wenigen Worten begründet. „Eine kleine Episode über die Hände bei Rubens im allgemeinen möchte hier wohl an ihrer Stelle sein. Er war hierin nicht bloß ein großer Künstler, auch nicht bloß ein Mann von Erziehung, sondern auch ein delikat empfindender Mensch, und die langjährige Kenntniß des italienischen Volkes und seiner Geberdensprache war nicht wirkungslos geblieben. Er hat gar nirgends die schreiend ausgespreizten Finger, wie die römische Schule, wie Caravaggio, und später namentlich die Franzosen, seine Finger nähern sich immer einander und sind gelinde gebogen und zur Ausdeutung jedes edlen und kräftigen Gefühls geeignet. Alles Anfassen ist anmuthig und selbst bei den heftigen und geringen Leuten nie plump, obwohl er auch die mächtige Kriegerfaust deutlich genug zu bilden vermag. Für spezielle Zwecke weiß er auch speziell zu reden; eine im Erstaunen vorgestreckte Hand gibt er von vorn gesehen in glücklichster Verkürzung, die Hände eines Blinden vorwärts schwebend und tastend. Weibliche Hände sind im Gestus, welcher es auch sei, von einer vornehmen Süßigkeit“ (S. 87). Der Schluß der eben angeführten Stelle zeigt, daß sie, so geistreich sie im ganzen ist, doch nicht ohne Einwand bleiben darf. Die Hände sind bei Rubens etwas schematisch behandelt und darum meistens der schwache Theil. Nicht als ob er sie nur oberflächlich angedeutet oder als ob er überhaupt keine guten Hände gemalt hätte: Im Gegentheil, es gibt Bilder von ihm — und zwar sind es meistens Portraits — auf denen entzückende Hände vorkommen, wie auf dem Münchener Bilde seiner Frau mit dem nackten Buben auf dem Schoß; oder aber er malte so kräftige, wie bei dem Mönch, der den Todtenschädel hält. Das sind jedoch Ausnahmsfälle. Rubens kam es ja durchaus nicht darauf an, die Schulter mit dem ganzen Arm gröblich zu verzeichnen und er fragte darum nicht viel danach, ob etwa die Hände richtig seien. Wenn sie nur als Farbenfleck richtig wirkten, mehr wollte er meistens nicht. In der That gibt es bei ihm sehr wenig sprechende Hände, deren Bewegung und Haltung ihrer jeweiligen Bedeutung in der Erzählung genau entspricht. Man sehe nur einmal den Münchener Kindermord darauf an. Das Bild gehört zu den besten Arbeiten des Künstlers und hätte Gelegenheit gegeben, die ausdrucksvollsten Hände zu malen, aber wie konventionell sind sie, selbst wenn die wüthenden Frauen den Soldaten mit den Nägeln ins Gesicht fahren, daß das rothe Blut hervorspritzt. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß im ganzen Rubenswerk keine einzige Hand von

der markigen Stärke und der ausdrucksvollen Bewegung ist, wie sie Rembrandt so gern und so ausgezeichnet malte. Man denke nur an die Stahlmeister in Amsterdam oder an die Parabel vom untreuen Knecht in Frankfurt oder auch an das hiesige Opfer Abrahams.

„In Betreff seines persönlichen Geschmacks bekennt er sich selbst (1618) als „vernarrt in Antiken". Allein er wußte sehr wohl, daß Farbe nicht Stein sei, und die gewaltige Reihe der Wesen „vom Himmel durch die Welt zur Hölle", welche er lebendig vorzuführen hatte, mußten ganz seine eigenen Gebilde werden, wenn sie ihn freuen sollten: es ist seine Persönlichkeit in geheimnißvoller Verbindung mit einem überaus reichen Bildungsgang und mit denjenigen Traditionen der großen damaligen Kulturwelt, welche auch allen anderen Malern zugute kommen konnten" (73 ff.). „Von vielen marmornen Kinderfiguren des Alterthums in Relief und Freiskulptur war er gewiß entzückt, wußte aber von allem Anfang an, daß dies eine von der seinigen geschiedene Welt sei." Wirklich hat Rubens auch einen lateinischen Essay über diese Frage geschrieben: de antiquarum statuarum imitatione, in dem er sich mit überzeugendem Scharfsinn gegen die ausspricht, die da glauben, antike Statuen in die Gemälde herübernehmen zu dürfen.

Eine der feinsten Bemerkungen des ganzen Buches ist die folgende: „Es ist bezeichnend, daß bei Rubens die einzeln dargestellte Ausdrucksbalbfigur, besonders jene sehnsüchtige seiner italienischen Zeitgenossen, völlig ausbleibt, nicht nur die Madonna, sondern auch die Magdalena, die Sibylla u. s. w.; denn er kennt keine Empfindung, die außerhalb des Bildes läge, und die vielleicht einzige Ausnahme, die hl. Cäcilia des Museums von Berlin, möchte ihren sehr persönlichen Lebensgrund haben. Schon die bloße Halbfigur überhaupt kommt bei ihm außerhalb des Portraits kaum vor, auch die der Madonna mit dem Kinde. Statt dessen gibt er fast immer ein momentan belebtes mehrfiguriges Bild, sei es als heilige Familie im engeren Sinn, oder als Verkehr mit Engeln und Putten." Die Stelle ist für Burckhardt sehr bezeichnend, nicht weil sie mit wenig Strichen den Horizont eines halben Jahrhunderts in Europa's Kunstentwicklung aufrollt, sondern weil es ihm sauer genug geworden sein mag, seinem Liebling Guido Reni und Anderen aus jener Zeit diesen Schlag zu versetzen. Er hoffte nämlich, die Barockmaler wieder zu Ehren bringen zu können, so wie seinerzeit er es gewesen war, der die reiche Pracht und künstlerische Feinheit der Barockarchitektur sozusagen neu entdeckt hatte. Burckhardt war als Kunsthistoriker einseitig, war ein ziemlich verbissener Konstrukteur, der manches sah, was nicht da war und umgekehrt manches Reell-existirende nicht sehen wollte, oder wenigstens nicht zu sehen schien. Aber ehrlich ist er doch gewesen.

Karl Voll.

Ein neues Reisewerk über Brasilien.

Schon vor einigen Wochen wies die „Beilage" darauf hin, daß binnen kurzem aus der Feder Ihrer Kgl. Hoheit der Prinzessin Therese eine Beschreibung ihrer vor nunmehr 9 Jahren nach Brasilien unternommenen Reise erscheinen werde. Dieselbe liegt nun als ein sehr stattlicher Band [1]) vor und reiht sich würdig den beiden älteren Reisewerken an, welche wir bereits von der hohen Verfasserin erhalten haben. Man wird sich erinnern, daß dieselben mit Rußland und mit dem Norden der skandinavischen Halbinsel sich beschäftigten; der Eigenart der bereisten Länder entspricht auch stets der wissenschaftliche Charakter der Darstellung. Im erstgenannten Fall stand die Schilderung von Land und Leuten, sowie von staatlichen Einrichtungen im Vordergrund, während im zweiten eine vorwiegende Berücksichtigung der unbelebten Natur, der geologischen und physisch-geographischen Verhältnisse sich ganz von selbst ergab. Diesmal fordert die Biologie, die beschreibende Naturwissenschaft gebieterisch ihre Rechte, wie dies einerseits die bekannten wissenschaftlichen Neigungen der Frau Prinzessin und andrerseits die Eigenthümlichkeiten der Tropennatur nahe legen mußten. Wer sich der begeisterten Worte entsinnt, mit welchen A. v. Humboldt seinen Eintritt in die Tropenwelt gekennzeichnet hat, wer da weiß, in wie hervorragendem Grad die Physiognomie der Landschaft, für welche anderwärts mehr das Bodenrelief maßgebend ist, durch die fremdartigen Pflanzen- und Thierformen bestimmt wird, der wird die erwähnte Signatur unsres Buches nur als etwas selbstverständliches betrachten können. Das freilich versteht sich dann ebenso von selbst, daß eine wirklich gemußreiche Lektüre ein gewisses und nicht ganz niedriges Maß von botanischen und zoologischen Spezialkenntnissen zur Voraussetzung hat, ein höheres sogar, als im allgemeinen z. B. dem Schreiber dieser Zeilen eignet. Gleichwohl ist eben doch das geographische Moment ein so wichtiges, daß neben dem Naturhistoriker nicht minder auch der Vertreter der Erdkunde zu sachgemäßer Würdigung berufen erscheint, und lediglich aus diesem Umstand leitet der Berichterstatter seine Berechtigung zu dieser Besprechung her.

Das dem Andenken Dom Pedros II., des letzten Kaisers von Brasilien, gewidmete Werk ist aus Tagebuchblättern erwachsen, und demzufolge haben wir es denn auch mit einem eigentlichen Reisebericht zu thun, mit welchem ebenso die persönlichen Erlebnisse, wie auch die allgemeinen Erörterungen zu einem Ganzen verwebt wurden. Das Vorwort kritisirt diese Stoffeinkleidung, weil dadurch das Zusammenfassen der Eindrücke zu einheitlichen Bildern erschwert werde, und das ist ja auch zuzugeben; aber auf der andern Seite sind doch auch die Frische und Lebendigkeit, welche bei der Wiedergabe eigener Erlebnisse sich zwanglos einzustellen pflegen, als ein nicht geringer Vortheil zu veranschlagen. Alles in allem würden wir gerade bei einem Reisewerk von ernster Tendenz, welches zugleich einen umfangreichen wissenschaftlichen Stoff zu verarbeiten genöthigt ist, diese Darstellungsweise nicht gern missen.

Daß aber thatsächlich ein ganz gewaltiges Material hier der Bearbeitung harrte, das erhellt schon aus der einen Thatsache, daß nicht weniger als 5 Jahre vergingen, bis endlich alle die Bestimmungen durchgeführt waren, welche die Identität der mitgebrachten Naturgegenstände sicherstellten. Dieser Mühe unterzog sich die hohe Verfasserin durchweg selbst, wenn auch natürlich daneben noch an die Mitwirkung berufener Fachleute appellirt werden mußte. Der Namen derselben thut die Vorrede ehrende Erwähnung. Des ferneren wurde auch eine gewaltige Literatur beigezogen, über welche nicht minder gewissenhaft in einem besonderen Index Rechenschaft abgelegt wird. Eine angenehme Beigabe ist die Karte von Ost- und Zentralbrasilien, in welche die Reiseroute mit rother Farbe eingezeichnet ist. Man erhält eine sehr gute Uebersicht über die ethnographischen Verhältnisse, und erfreulicherweise sind bei der Flußzeichnung der Provinz Mato Grosso auch bereits die Ergebnisse der Xingu-Expedition, welche, soweit Kartographie in Frage kommt, unserm Landsmann Professor P. Vogel zu danken sind, berücksichtigt worden. Von den Bildern ziehen namentlich diejenigen unsre Aufmerksamkeit auf sich, welche nicht anderen Werken entnommen sind, so

---

[1]) Therese Prinzessin von Bayern (Th. von Bayer): Meine Reise in den brasilianischen Tropen. Mit 2 Karten, 4 Tafeln, 18 Vollbildern und 60 Textabbildungen, zum Theil nach Photographien der Reisegesellschaft und Zeichnungen der Verfasserin. Berlin 1897. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). gr. 8°. XVI u. 544 S.

u. a. das auch den Umschlag zierende Photogramm der — wie schon unser Vorbericht klarstellte, nur drei Mitglieder umfassenden — Reisegesellschaft. Verschiedene hübsche Völkertypen wurden ebenfalls unmittelbar durch Photographie erhalten, und der Ethnologe wird die auf den Tafeln abgebildeten Waffen und Gebrauchsgegenstände, unter ihnen eine sehr vollständige Pfeilgarnitur, mit Vergnügen betrachten.

Die Reise, um dies vorauszunehmen, dauerte 4½ Monate. Sie wurde am 17. Juni 1888 von Lissabon aus angetreten, und erst in den letzten Oktobertagen wurde die spanische Küste wieder erreicht. An Portosanto und Madeira vorbei gewann das die Reisenden tragende Schiff am 25. Juni die Mündung des Amazonenstromes, dessen Unter- und Mittellauf gründlich kennen zu lernen das erste Ziel bildete. Die Fahrt stromaufwärts wurde bis Manáos ausgedehnt, und von hier aus ging es dann auch noch ein gutes Stück den Rio Negro hinauf, an dessen Ufern eine sehr reiche Sammelausbeute gemacht werden konnte. Ein brasilianischer Dampfer wurde für die Rückfahrt nach Pará, der durch das dort endemische gelbe Fieber übel berufenen Hafenstadt, benutzt, und auch weiterhin ging die Reise an der Ostküste Südamerika's hin, indem jedoch an jedem merkwürdigen Punkt Halt gemacht ward. San Luiz de Maranhao, Bahia, namentlich auch das in Europa wenig bekannte Fortaleza werden uns so vorgeführt. Länger währte der Aufenthalt in der Hauptstadt Rio de Janeiro, und es wurde von hier ein größerer Ausflug in das Innere der Provinz Minas Geraes unternommen, welcher bis zu dem mineralien- und pflanzenreichen Berg Itacolumy sich ausdehnte. In Rio verkehrte die Frau Prinzessin sehr viel mit dem Kaiser, dessen Portrait am Eingang des Buches uns die so überaus wohlwollenden und angenehmen Züge dieses edlen Menschen vors Auge stellt. Damals war die republikanische Strömung, welche bald nachher Oberwasser gewann, schon sehr mächtig geworden, ohne daß an und für sich die persönliche Beliebtheit des Regenten darunter zu leiden gehabt hätte. Derselbe wird uns geschildert als der Gelehrte und Philosoph auf dem Thron, den sein Volk zwar liebte, aber nicht recht begriff, wie auch die europäischen Höfe kein volles Verständniß für die Eigenart dieses Fürsten besitzen konnten. Daß die hohe Verfasserin mit ihm sympathisirt und daß er seinerseits wieder seinen Gast in der liebenswürdigsten Weise aufnahm, bedarf kaum der Erinnerung. Gerade weil das brasilianische Kaiserthum nun schon mehrere Jahre der Geschichte angehört, sind diese Blätter der Erinnerung an eine gewiß erfreuliche Periode in der Entwicklung des größten südamerikanischen Staates von hohem Werth. Insbesondere finden auch die Zustände eine objektive Würdigung, welche durch die von Pedro II. möglichst geförderte Sklavenemanzipation geschaffen worden waren; soziale Nachtheile für die bis dahin herrschende Kaste waren unausbleiblich die Folgen des durch die Humanität geforderten Schrittes, und die ohnehin da und dort vorhandene Unzufriedenheit erfuhr eine mächtige Steigerung. Uebrigens wird auch, auf Grund persönlicher Eindrücke, ausdrücklich hervorgehoben, daß jener scharfe Gegensatz, welcher noch jetzt im freien Nordamerika das weiße und schwarze Bevölkerungselement scheidet, bei den gemüthlicheren Brasilianern niemals platzgegriffen hatte.

Ein weiterer Vorstoß führte die Gesellschaft von Rio aus in das Innere der Provinz Espiritu Santo. Ein Dampfschiff vermittelt den Verkehr zwischen der Metropole und der Provinzhauptstadt Victoria, und da dieser schwach bevölkerte, aber waldreiche Landestheil von europäischen Reisenden verhältnißmäßig seltener aufgesucht wird, so erhöht sich das Interesse an einer Beschreibung der dorthin gerichteten Reise. Unter Leitung eines gewiegten „Tropeiro" (Reiseführer, dem spanischen Arriero vergleichbar), der diesmal jedoch ein geborener Oesterreicher war, vertiefte man sich in den eigentlichen Urwald, dessen nächtliche Eigenthümlichkeiten mit lebhaften Strichen gezeichnet werden; das Tongewirre, welches einem Urwald-Bivouac oder einer Nachtwanderung auf schmalem Indianerpfade („Picada") niemals fehlt, wird auch hier, wie in anderen Reisewerken, als etwas ganz eigenartiges charakterisirt, das man mit angehört haben muß, um sich seinen eigenthümlichen Einfluß auf das Gemüth des in diese lebensvolle Einsamkeit versetzten Menschen richtig vorstellen zu können. Die Gegend um den Rio Doce, welche durchmessen wurde, kann theilweise noch als ganz unerforscht gelten, so daß also die einschlägigen Mittheilungen wiederum sehr an Bedeutung gewinnen. Man traf hier mit wilden Botokuden zusammen, und hatte vollauf Gelegenheit, diese von der Kultur noch so gut wie gar nicht beleckten Menschen zu studiren; dieser Abschnitt wird mithin den Ethnographen mannichfache Belehrung bieten. Von den Anstrengungen der Reise, bei welcher ein vielstündiges Sitzen im Sattel nicht hatte vermieden werden können, ruhte man wieder in Rio aus, wo es nunmehr in Museen und Kabinetten noch gar vieles zu schauen gab. Gerade in diese Zeit aber traf ein fataler Unfall (Sturz vom Pferde) anläßlich einer sonst harmlosen Tour nach dem durch seine bizarren Bergformen ausgezeichneten Orgelgebirge. Nachdem noch am 28. September das Fest der Ueberreichung der päpstlichen goldenen Rose an die Kronprinzessin gefeiert worden war, trat die Reise in ihr letztes Stadium ein; man wandte sich dem Süden zu, um der bereits unter dem Wendekreise des Steinbocks gelegenen Provinz Sao Paulo einen Besuch abzustatten. Der südlichste erreichte Punkt war Santos, der in seiner Art berühmte Kaffeeausfuhrplatz, dem durch diese seine Eigenthümlichkeit ein ganz bestimmtes, nicht eben anmuthendes Gepräge aufgedrückt ist; „es wimmelt von Menschen, welche ihr ganzes Leben nur mit Verpacken der geschätzten Kaffeebohnen verbringen". Der Anfang des Oktober fand die Reisenden zum drittenmal in der Hauptstadt, wo es noch gar manche Nachlese zu holen gab; von hier aus wurde wieder der Dampfer bestiegen, und nachdem noch kurz Bahia abermals angelaufen war, galt es, von der südlichen Welt endgültigen Abschied zu nehmen. Die Rückfahrt über den Atlantischen Ozean nahm 18 Tage in Anspruch und bot die erwünschte Möglichkeit, noch etwas mehr von der atlantischen Inselwelt in Augenschein zu nehmen, als auf der Hinreise vergönnt gewesen war. Fernando da Noronha, die Kapverden, der — auch durch eine Abbildung festgehaltene — majestätische Pik von Tenerife tauchten nacheinander aus den Fluthen auf, bis dann die Küste der pyrenäischen Halbinsel in Sicht kam.

Durch diese gedrängte Darlegung hoffen wir unsern Lesern ein Bild von dem vermittelt zu haben, was sie von dem Buche zu erwarten haben, und wir glauben kaum ausdrücklich betonen zu müssen, daß der Inhalt ein überaus reicher ist. Die scharfe Beobachtung, welche allenthalben zutage tritt, paart sich mit der Gabe gefälliger Erzählung, und vor allem berührt — zumal im Vergleiche mit der bei vielen modernen Reisenden hervortretenden Neigung, den Uebermenschen zu spielen — die echt menschenfreundliche Gesinnung angenehm, welche die Zeilen durchweht. Wir erinnern nur beispielsweise an die Bemerkungen über die Stellung der wilden Eingeborenen gegenüber den Pflanzern („Fazendeiros"), welch letztere den kulturellen Bestrebungen der Regierung oft große Schwierigkeiten bereiten und den gewiß mitunter keinen angenehmen Nachbar abgebenden Naturmenschen kaum von einem wilden Thiere unterscheiden. Die Art und Weise, wie dem schwarzen und dem rothen Bevölkerungselemente Gerechtigkeit widerfährt, möchten wir

Digitized by Google

manchem Kolonisator zur Beachtung anempfehlen. Mit dem Schicksale der Urbevölkerung, welche mehr und mehr von der vordringenden Zivilisation ausgemerzt wird, legt die hohe Verfasserin aufrichtiges Mitgefühl an den Tag.

Auf alle diejenigen Stellen, welche den Naturforscher und Geographen speziell anzuziehen geeignet sind, des näheren einzugehen, verbietet sich bei ihrer Vielzahl von selbst, und wenn wir trotzdem jetzt ein paar Punkte herausgreifen, so wollen dieselben lediglich als Stichproben angesehen sein. Bemerkenswerth sind die Angaben über eine „ertrunkene" Flußinsel im Amazonas, welche muthmaßlich der gewaltigen Flutwelle zum Opfer fiel, die der brasilianische Schiffer als „Pororóca" mit allem Rechte fürchtet, und mit deren noch keineswegs ganz geklärtem Wesen sich neuerdings mehrere Forscher beschäftigt haben. Als sehr bemerkenswerth möchten wir auch die Nachricht bezeichnen, daß die riesigen Wasserschlangen des Morauhon eine gewisse morphologische Rolle spielen; man sagt ihnen nach, daß sie sich in das aus Erde bestehende Steilufer des Flusses eingraben, dasselbe aushöhlen und so einen Einsturz zuwege bringen, welcher die Bildung einer Bucht („Enseada") im Gefolge hat. Vor allem aber sei auf die pflanzengeographischen Landschaftsbilder aufmerksam gemacht, welche durch die Bestimmtheit der Charakterzeichnung besonders lesenswerth erscheinen und auch vortrefflich am Platze sein würden, um beim Unterrichte in der Länderkunde paradigmatisch verwerthet zu werden. Von den zahlreichen ethnographischen Einzelschilderungen war bereits die Rede; von Indianerstämmen hatten die Reisenden, abgesehen von den Botokuden, mit den Moué am Amazonas, mit den Miranha des Rio Negro, mit verschiedenen Völkerschaften Espiritu Santo's Bekanntschaft geschlossen. Auch geologische, klimatologische und insonderheit wirthschaftsgeographische Skizzen sind zahlreich eingestreut. —

Brasilien gehört zweifellos, wenn auch die Grundzüge seiner Landeskunde in den Hauptmomenten feststehen, zu den wenigst genau erforschten Ländern unsres Planeten. Jeder neue Beitrag, welcher die Grenzen unsrer Kenntniß und Erkenntniß weiter hinausrückt, muß uns deßhalb willkommen sein, und es trifft dies umsomehr zu, wenn wir es mit einer so gründlichen und ausgereiften Leistung zu thun haben, wie es diejenige ist, von welcher vorstehend Bericht zu erstatten war. Die Erdkunde nebst den zu ihr gehörigen Wissenszweigen biologischen Charakters darf der erlauchten Verfasserin Dank wissen für diese schöne Gabe, und zugleich wird sie die Hoffnung aussprechen dürfen, daß noch manche ähnliche sich denen anschließen möge, in deren Besitz sie bereits gelangt ist.

S. Günther.

Mittheilungen und Nachrichten.

Münchener Anthropologische Gesellschaft. In der Sitzung vom 17. Dezember d. J., welche unter dem Vorsitz des Hrn. Prof. Dr. J. Ranke stattfand, wurden zuerst die neueingetretenen Mitglieder proklamirt. Hierauf schilderte Kustos Dr. F. Grünling seine Reise nach Ceylon. Nach der Beschreibung des Verlaufs der Seereise und der Schilderung der Verhältnisse auf Ceylon ging Redner dazu über, über seine Exkursionen zu berichten. Da der Zweck seines Aufenthalts in Ceylon mineralogische Studien war, griff er aus der Fülle des Interessanten besonders die mineralogisch wichtigen Punkte heraus. Zuerst ging die Reise von Colombo nach dem Graphitbergwerk Ragedara bei Kurunegalo. Es wird mit den primitivsten Mitteln ohne jegliche Maschine betrieben. Der Graphit stammt nicht von organischen Ueberresten, sondern ist wahrscheinlich Sublimationsprodukt von Kohlenwasserstoffen. Eine weitere Exkursion ging nach dem Edelsteinbezirk der Provinz Sabaragomuwa, hauptsächlich Ratnapura, Rakwona u. a. Der Reichthum an Edelsteinen, die aus dem Flußgerölle herausgesucht werden, ist ganz bedeutend. Von den Photographien, die der Vortragende vorlegte, waren besonders jene interessant, die einen Einblick gewährten in die Art der Graphit- und Edelsteingewinnung. Sodann sprach Prof. Dr. Graetz über Telegraphie ohne Draht. Schon Faraday sprach die Ansicht aus, daß in den Isolatoren ähnliche Vorgänge stattfinden, wie in den Leitungsdrähten, nämlich eine Verschiebung des Lichtäthers. Durch abwechselnde Verschiebungen nach beiden Richtungen können so in den Isolatoren elektrische Schwingungen entstehen. Diese wurden zuerst nachgewiesen durch Beobachtung des Funkens zwischen den Polenden einer Leydener Flasche oder eines Ruhmkorff'schen Induktors. Hertz war es vorbehalten, auf diesen Sätzen weiter zu bauen und zu zeigen, daß diese Schwingungen nicht bloß an die Drähte gebunden sind. Von jeder elektrischen Funkenstrecke gehen elektrische Wellen nach allen Seiten aus. Die Erkennung dieser Wellen ist erleichtert durch die Erfindung des sogenannten Cohärers. In diesem werden nämlich durch die Schwingungen die Metallspäne so miteinander verbunden, daß der in den losen Spänchen bestehende große Widerstand verringert wird und daß ein Strom durch ihn geleitet werden kann. Diese Hertz'schen Wellen verbreiten sich kugelschalenförmig, umgehen Hindernisse (elektrische Leiter), werden von Metallplatten reflektirt, gehen durch nicht leitende Substanzen hindurch und werden durch ein nicht leitendes Prisma gebrochen. Diese Thatsachen, welche Redner durch klare und wohlgelungene Experimente nachwies, sind die Grundlagen der Telegraphie ohne Draht. Moreoni hat nur das Verdienst einerseits, durch seine Versuche gezeigt zu haben, daß die Hertz'schen Wellen auf große Entfernungen noch wirksam sind (37 km nach Beobachtungen in Italien, 21 km noch solchen in Deutschland) und andrerseits, durch zweckmäßige Einrichtung der nothwendigen Instrumente das Gelingen der Experimente ermöglicht zu haben. Die Bedeutung der Telegraphie ohne Draht wird überschätzt. Sie wird nur anwendbar sein zum Verkehr zwischen einem Schiff und der Küste oder zwischen zwei Schiffen oder zwischen zwei Luftballonen. Berge, Häuser, Menschen, Nebel, atmosphärische Elektrizität hindern das Telegraphiren. Mit großer Phantasie kann man annehmen, da jedes Molekül mit Elektrizität geladen und in schwingender Bewegung ist, daß es dem Aether elektrische Wellen mittheilt und daß mit genügend empfindlichen Apparaten diese minimalen elektrischen Schwingungen der organischen und anorganischen Moleküle nachgewiesen werden könnten. Jedenfalls muß man alle Andeutungen dieser Art mit Aufmerksamkeit verfolgen. Zum Schlusse des klaren und lehrreichen Vortrags zeigte Hr. Prof. Graetz praktisch, daß es möglich ist, die Hertz'schen Wellen zum Telegraphiren zu benützen, indem er auf die Länge des Saales das Wort München wirklich telegraphirte. Der Vorsitzende bemerkt, daß durch die Untersuchungen von Hertz ein Wendepunkt in der allgemeinen Naturanschauung, speziell in Beziehung auf unsre Auffassung der Wirkung der Kräfte in die Ferne, eingetreten ist, gerade so wie die Lehre von der Erhaltung der Kraft einen Wendepunkt bedeutet. Die Ansicht von der Fernwirkung ohne vermittelndes Medium ist jetzt aufzugeben. -r.

Konrad Telmann: Von jenseits des Grabes. Lebenslieder eines Todten. Dresden und Leipzig. Verlag von Karl Reißner. 1897. 178 S. — Die Iden des März 1897 haben den Romanschriftsteller Konrad Telmann (Pseudonym für Konrad Zittelmann) in der Blüthe seiner Jahre hinweggerafft, — und schon heute liegen gleichsam als Vermächtniß an seine Freunde die Früchte seines lyrischen Schaffens in einem schlanken Nachlaßband (in oblongem „Boudoir"-Format) gesammelt vor uns. Eine wehmüthige, elegische Stimmung durchzieht wie Todesahnung die meisten dieser tiefempfundenen, unter südlichem Himmel gereiften Lieder des Lyrikers Telmann, dem bis heute der Romancier im Wege gestanden. Die von der Gattin des „Todten" herausgegebene Gedichtauslese könnte ebenso gut den von Richard Voß erfundenen Titel „Scherben, gesammelt von einem müden Manne" tragen. Das gleißt und funkelt und schneidet einem unversehens ins zuckende Fleisch. „Himmelhoch jauchzend — zu Tode betrübt", das ist die Signatur der Telmann'schen Lyrik, aus welcher dem Leser mancher volle, reine Accord, des öfteren aber manche schrille Dissonanz entgegentönt:

Digitized by Google

So bergen neidisch wir, was erst uns eigen,
Und überschau'n wie, was das Leben gab,
Ein Wandern war's in Einsamkeit und Schweigen,
Und unser Bestes deckt mit uns das Grab.

An anderer Stelle („Dir in ein Buch") findet man folgende, für Telmanns schmerzensreiche Muse bezeichnende Strophe:

Was könnt'st (!) Du Andres uns den Liedern lesen,
Als daß ich all' die Zeit, in Angst und Qual,
Ein einsam müder, kranker Mann gewesen,
Dem sich Verzweiflung in die Seele stahl?

Einen künstlerisch reinen Genuß gewähren die farbenschimmernden, al fresco ausgeführten epischen Stücke „Möoenflug", „In St. Peter", „Giovanna" und „Catarina Sforza", welche zusammen beinahe die zweite Hälfte des Buches ausmachen und die, schon ihrer wohllautenden Sprache wegen von Vortragsmeistern wie Strakosch und Emil Milan mit Erfolg in ihr Recitationsrepertoir aufgenommen werden dürften.

Einzelne Lieder der ersten Abtheilung sind, wie das heute nun einmal Mode geworden zu sein scheint, an verschiedene Dichterkollegen adressirt, auch dem „Uebersetzer" Telmanns ist eine Seite des einen vorwiegend intimen Charakter tragenden Werkleins gewidmet. Ob dasselbe, noch zu Lebzeiten des Autors veröffentlicht, mehr Erfolge gehabt haben würde? Wir glauben es nicht. Handhabt Telmann auch die gebundene Form im großen und ganzen meisterlich, versteht er es auch vortrefflich, uns des Südens Herrlichkeit in liebenswürdigen, hinabgetönten Momentbildern vor die Seele zu zaubern, — einen solchen Schatz goldener Poesie birgt dieser Nachlaßband doch nicht. „daß, nennt man die größten lyrischen Dichter unsrer Zeit, der Name des Sängers und Sehers ‚Von jenseits des Grabes' an erster Stelle mit genannt werde", wie die Herausgeberin (H. v. Preuschen) sich im Vorwort ausdrückt. Zwischen Konrad Telmann und den bedeutendsten deutschen Meistersingern, wie Uhland, Geibel, Hermann Lingg, Möricke, Lenau, Leuthold, Rückert u. s. w., gibt sich denn doch schon beim Ueberblicken des Gesammtgebietes ein ganz gewaltiger Abstand. Nur blinde, in diesem Fall leicht begreifliche Ueberschätzung wird dem Leser eine andere Meinung aufzwingen wollen. Eigenthümlich berührt es denn auch, daß Frau v. Preuschen am Schlusse des Buches einzelne Sätze aus der Trauerrede veröffentlicht, die Hermann Sudermann anläßlich der Beisetzung von Telmanns Aschenurne in Rom gehalten hat.. Ob diese, von uns als unpassend, ja zudringlich empfundene Aufmerksamkeit den am Fuße der Cestiuspyramide ruhenden Sänger gefreut hätte, bleibt in Hinblick auf seine cheoalereske, edle Gesinnung stark zu bezweifeln.

Hermiane v. Preuschen: Noch einmal „Mars Imperator". Ein Requiem für Konrad Telmann. 60. S. Ebenda. Mit den Dichtungen ihres verewigten Gatten hat Hermione (früher „Hermine") v. Preuschen ein sich äußerlich als Pendant repräsentirendes Gedichtbändchen im nämlichen Verlag erscheinen lassen, um Konrad Telmann „Ruhm und Friede" zu geben, wie sie in einer einleitenden Strophe bemerkt. Hat schon der Titel „Noch einmal Mars Imperator" — eine kokette Anspielung auf das gleichnamige Sensationsgemälde der Dichtermalerin — etwas unsympathisches an sich, um wie viel beklemmender wirkt erst die Lektüre dieser mit unheimlicher Schnelligkeit in die Welt geschleuderten Todtenklagen.

Wenn Georg Beandes einmal sagte, daß die lyrischen Erstlinge von Hermione v. Preuschen „einen einzigen cri du coeur" darstellen, so kann man hier wohl von einem einzigen cri de douleur sprechen. Aber dieser Schmerzensschrei ist ein unartikulirter, wilder, oft wahnwitziger Schrei, der besser in den vier Wänden des Trauerhauses geblieben, statt auf den Büchermarkt verpflanzt worden wäre. Oder klingt es nicht wie Wahnwitz, wenn die Verfasserin auf Seite 15 ihres Jammerdiariums sich zu folgenden Versen hinreißen läßt:

Der Tod nahm die Feder aus deiner Hand,
er thats ganz nach der Regel,
Entschuld'gung hat er höflich ausgesandt,
schrieb sie blauschwarz in breitem Trauerrand
auf deine Fingernägel.

An anderer Stelle läßt Hermione u. Preuschen ihr Herz in Todeswunden sich bäumen: „wie ein Hund, von tausend Schwären bedeckt", ja ihr unerschrockener Realismus wagt sogar folgende Strophe:

In blauer Hand Blüthen von mir,
Gypsklümpchen (!) in Bart und Haaren,
mit hängendem Mund, dem Auge stier,
so bist du herangefahren!

und zwar „im Schragen", wie die vorhergehende Strophe uns feinfühlend mittheilt. Wir waren bisher der Meinung, daß ein großer, heiliger, läuternder Schmerz um einen theuren Dahingeschiedenen ins stille Kämmerlein gehöre und nicht auf die Gasse. Durch diese unerquickliche Publikation sind wir eines anderen, wenn auch nicht eines besseren, belehrt worden. Wie arm an aufrichtigen Freunden muß die Frau sein, welche durch eine derart posirende und kokettirende Poesie einen Verstorbenen zu ehren wähnt! Dach wer weiß, vielleicht gerade des Absonderlichen und, um nicht ein schärferes Wort zu gebrauchen — Grauenhaften wegen — das widertiche Bild van den Fingernägeln mit blau-schwarzem Trauerrand kommt sogar wiederholt dariu vor! — wird Mors Imperator redivivus angestaunt und beklatscht werden. Statt Beifall wäre freilich Mitleid eher am Platz, sagt doch schon Hebbet: „Wunden sind diejenigen Orden, denen man ihre Lächerlichkeit noch am ersten vergibt."

-ee-

G. Im Lande der Afridi. Da die Afridi, das mächtigste Bergvolk Afghanistans, soeben im Aufstand gegen die Herrschaft der Engländer begriffen sind, so bietet der in der „Revue de Paris" erschienene Aufsatz von G. Noblemaire „Au Pays des Afridis" aktuelles Interesse. Wir entnehmen demselben folgendes:

Beim Fort Jamrud, am Eingang des Khaiber-Passes, erheben sich schroffe Felswände. Dieser Paß ist von dem eigenartigen Volksstamme der Afridi bevölkert, die noch räuberischer und rascher mit dem Messer und der Espignole zur Hand sind als die übrigen Afghanen, und das will nicht wenig heißen. Bis 1881 unumschränkte Herren der Pässe, die sie jahrhundertelang hielten, indem sie sich den Durchzug durch dieselben von Dschengis-Chan, Timur, Baber, Nadir Schah und den Briten erkaufen ließen, lebten sie dort herrlich und in Freuden und brandschatzten erbarmungslos die durchziehenden Karawanen. Widersetzte sich eine Karawane ihren Forderungen, so waren in wenigen Minuten die Reisenden massakrirt und ausgeplündert. Schon im Jahre 1842 hatten die Engländer eine blutige Expedition gegen das gefährliche Bergvolk unternommen und 1878 dasselbe mit großen Opfern zur Noth unterworfen. 1878 versuchten sie eine andere Taktik, um dessen Raubgierde zu zähmen: die Afridi lernten zu ihrem Schaden die Macht des englischen Goldes kennen. Die englische Regierung hatte den sinnreichen Einfall, die Wölfe in Schäfer zu verwandeln und beauftragte die Afridi gegen Besoldung mit der Bewachung des Passes. Das System hatte günstigen Erfolg; die Karawanen werden seltener geplündert und der Weg ist verhältnißmäßig sicher. Freilich sind die Afridi heute noch ebenso unabhängig wie ehedem, nur haben die Engländer ihre militärischen und polizeilichen Einrichtungen verbessert und seit einigen Jahren aus diesen schrecklichen Wegelagerern sogar ein besonderes Regiment gebildet, die Khyber-Rifles, die unter dem Befehl des vortrefflichen Obersten Wardurton stehen. Das Fort Jamrud am Fuße des Gebirges, der enge Ausgang der Päße, ist der vorletzte Posten, auf dem die britische Fahne weht: es würde dem Emir von Afghanistan ebenso theuer zu stehen kommen, wie einstens den Engländern, wollte er sich in die Angelegenheiten der Herren Afridi mischen, deren Gebiet wir nun betreten. In der Nähe gesehen, machen die Berge des Khaiber-Passes einen traurigen, düsteren Eindruck mit ihren ausgedehnten, dunklen Schieferichichten zur Rechten und Linken des Passes. Kein Baum, kein Halm, nichts lebendes auf den kahlen Hängen, nur einige Adler kreisen hoch oben am blauen Himmel, der in den Paß hereinlugt; allenthalben wilde, schaurige Einsamkeit. Ein wunderbarer Rahmen für die Heldenthaten der Mörderbanden, die hier hausen! Diese gewaltigen, düsteren Felsen scheinen eigens dazu geschaffen, vom Mordgeheul und nun den Wehklagen der Sterbenden wiederzuhallen. — Von Jam-

Digitized by Google

rud an begegneten wir zahlreichen kleinen Blockhäusern, zwischen den Felsen. In jeder dieser kleinen Festungen lebt ein Dutzend Riflers (Scharfschützen) mit Weib und Kindern, Hund und Schweinen. An den Karawanentagen postiren sich diese Riflers längs des Weges. Es gibt nichts interessanteres als diese ununterbrochene Folge von Schildwachen, die hoch oben auf den Felsen in gewissen Abständen lauernd stehen. Aber was für Banditengesichter! So oft sie ihre Gewehre faßten, um vor uns zu präsentiren, auf welche Ehrenbezeigung hier wie in ganz Indien jeder Europäer Anspruch hat, dachte ich immer, sie könnten sich einfallen lassen, an uns die Tragweite ihrer Gewehre zu erproben. Der letzte befestigte Posten, bis zu dem sich die britische Kontrole erstreckt, ist das Fort Ali-Musjid, das auf einem schroff emporsteigenden Felsen liegt. Dieses Adlernest ist von höchster strategischer Wichtigkeit. Eine Handvoll entschlossener Männer kann jeden Durchzug verwehren. Afridi sind auf der Citadelle postirt, bereit, sich an den Meistbietenden zu verkaufen. Diese Bergbewohner sind lügnerisch, meineidig, diebisch, doch tapfer und schön. Groß und kräftig gebaut, sind sie wunderbar elegant in der reichen Drapirung ihrer Gewänder; sie haben helle Gesichtsfarbe, prächtigen Bart, hohe Stirn und schwarze Augen, die unter den dichten Brauen wie Stahlklingen funkeln: diese schrecklichen Banditen sind schön wie junge Götter. Wenn sie durch das Land streifen, schwebt Gesang auf ihren Lippen, und zwischen dem Gewehr und der Pistole tragen sie über der Schulter eine lange Guitarre mit markigem Klang. Kommen sie von einem Kriegszuge als Sieger heim, so feiern sie ihren Triumph in feurigen Strophen, wenn aber als Besiegte, so lullen sie den Gedanken an ihre Niederlage mit einem Liebeslied ein. Ueberdies sind sie als Anhänger des Islams die unduldsamsten Fanatiker, und sobald irgend ein Prophet von Kabul oder Herat den heiligen Krieg predigt, werden sie keinen Augenblick zaudern. Die Engländer aber finds wahrlich nicht, auf deren Seite sie dann treten werden.

* **Tübingen.** Die an der hiesigen Universität erledigte ordentliche Professur für Geschichte ist dem bisherigen Professor an der Universität Halle Dr. o. Heinemann übertragen worden. — Der Privatdozent Dr. Tröltsch an der staatswissenschaftlichen Fakultät ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* **Leipzig.** Der Professar der Nationalökonomie an der hiesigen Universität, Geh. Hofrath Dr. v. Miaskowski, entsagt infolge anhaltender Krankheit seiner Lehrthätigkeit und tritt am 1. April des nächsten Jahres in den Ruhestand.

* **Rom.** Wie die Rivista Italiana di Numismatica meldet, hat der Kronprinz von Italien, der ein großer Freund der Numismatik und auch Ehrenpräsident der italienisch-numismatischen Gesellschaft ist, es unternommen, ein großes Werk herauszugeben, das „Corpus nummorum italicorum“ heißen und eine Beschreibung aller italienischen Münzen des Mittelalters und der Neuzeit enthalten wird. Das Werk wird etwa 10 bis 15 Bände stark sein. Das Reinerträgniß aus dem Verkaufe fall der italienisch-numismatischen Gesellschaft zufallen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Prinzessin Therese von Bayern: Meine Reise in den brasilianischen Tropen. Berlin, Dietrich Reimer 1897. — Gewerbezählung des Brünner Kammerbezirks nach dem Stande vom 1. Juni 1897. (Statistische Arbeiten der Brünner Handels- und Gewerbekammer.) Brünn 1897. — Prof. Dr. C. Beyer: Ludwig II., König von Bayern. Ein Charakterbild. Leipzig, Gustav Fock. — Webers Bibliothek vaterländischer historischer Erzählungen 1 bis 8. Leipzig, Theophil Weber. — Minna Peterssen: Die praktische Landwirthin. Ein Handbuch für Haushaltungsschulen. 2. umgearbeitete Aufl. Neudamm, J. Neumann 1898. — Hans Blum: Die deutsche Revolution 1848. Lfg. 2 bis 10. Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs. — Prof. Dr. Walther Lotz: Der Streit um die Verstaatlichung der Reichsbank. München und Leipzig, G. Hirth 1897. — Oskar Peschel: Völkerkunde. 7. Aufl. Mit einem Vorwort von F. Fehrn. v. Richthofen. Leipzig, Duncker u. Humblot 1897. — Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, hrgb. von Dr. Rich. Falckenberg. Jahrgang 1897, Band III, Heft 1. Leipzig, C. G. M. Pfeffer.

Soeben erschien im Kommissionsverlag von **E. F. Steinacker** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die

Allgemeine Zeitung

1798–1898.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Presse.

Von

Ed. Heyck.

Groß-Oktav. Broschirt. Preis 5 Mark.

Das vorliegende Buch ist zunächst als Festschrift für das hundertjährige Jubiläum der „Allgemeinen Zeitung“ gedacht und geschrieben, geht aber in seinem ganzen Inhalte über den Rahmen einer blohen Festschrift weit hinaus. Denn es schildert, auf Grund eindringender archivalischer Forschungen, überhaupt die Entwicklung der politischen Publizistik in unserm Jahrhundert, wozu ja der innere Werdegang der in Rede stehenden Zeitung den reichsten Anlaß bot.

In dem höchst interessanten ersten Theile des Buches wird viel neues Material für die Geschichte der Begründung der Zeitung herbeigebracht und besonders die Gestalt des großen Buchhändlers Joh. Fr. Cotta, in dessen Haupt der erste Gedanke eines in politischer wie literarischer Hinsicht auf der Höhe seiner Zeit stehenden täglichen Organs entsprang, eingehend behandelt. Die Darstellung der Beziehungen, die durch Vermittelung Cotta's zwischen Schiller und Goethe einerseits und der ins Leben tretenden „Allgemeinen Zeitung“ auf der anderen Seite bestanden, bildet eine besonders anziehende Partie des Werkes, das in seinem weiteren Verlaufe bedeutsame Streiflichter auf die politischen Vorgänge in den mittleren Jahrzehnten unsers Jahrhunderts wirft. In den glänzend geschriebenen Schlußbetrachtungen gelangt sodann die Stellung, die die „Allgemeine Zeitung“ stets diesen Vorgängen gegenüber einnahm, zum klaren Ausdrucke.

„Verlag der Allgemeinen Zeitung“, München,

Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig.

Neu erschienen:

FESTSCHRIFT

ZU EHREN DES

KUNSTHISTORISCHEN INSTITUTS

IN

FLORENZ

DARGEBRACHT VON

KUNSTHISTORISCHEN INSTITUT

DER UNIVERSITÄT LEIPZIG.

Gr. 4°. IV und 200 Seiten, mit 12 Heliogravuren, 10 Autotypietafeln und 39 Textillustrationen von Meisenbach, Riffarth & Co.

Preis 26 Mark.

Luxusausgabe: Die Heliogravuren auf Japanpapier 36 Mark. Prospekte mit Probebild kostenlos. (18899)

Deutsche Nähmaschinen

bester Qualitäten,

ausgestattet mit allen neuesten Erfindungen. Vollkommener Mechanismus, rasches Nähen, elegante Ausstattung, bescheidene Preise.

Keine Erhöhung bei Theilzahlung.

Kataloge und Versandt franko.

Reellste Bedienung.

Chr. N. Schad, München,

Hoflieferant, (13963)

Perusastrasse 11 & Kaulbachstrasse 9.

Jahrgang 1897. München, Freitag, 31. Dezember. Nummer 296.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Des Neujahrsfestes wegen erscheint die nächste Nummer am Montag, 3. Januar.

Uebersicht.

Zum hundertjährigen Jubiläum der Allgemeinen Zeitung. — Jakob Burckhardts „Erinnerungen aus Rubens". II. Von Karl Voll. — Mittheilungen und Nachrichten. — Inhaltsverzeichniß zum IV. Quartal.

Zum hundertjährigen Jubiläum der Allgemeinen Zeitung.

Es ist nicht üblich, daß ein Jubilar sich selbst die Gratulationsrede hält, aber immerhin bleibt es ihm unbenommen, sei es im Selbstgespräche, sei es im traulichen Geplauder mit seinen Freunden, auf die Jahre zurückzublicken, zu deren Erfüllung er beglückwünscht wird; und Niemand wird es ihm verübeln, wenn er dabei tiefer auf seine eigenen Schicksale eingeht und nicht nur von dem erzählt, was er gewirkt und erreicht, sondern vor allem auch von dem, was er gewollt und erstrebt hat. Ist doch das letztere in jedem großen Menschenwerk wie in jedem vollen Menschenleben stets das bedeutsamere, da nie das Erreichte oder Erreichbare mit dem Gewollten ohne Rest sich deckt.

Die Allgemeine Zeitung steht morgen als solch eine Jubilarin vor ihren Lesern und Freunden. Als „öffentliches Institut", wie ihr Begründer und erster Leiter diese seine liebste Schöpfung so gern charakterisirte, trat sie am 1. Januar 1798 in einem, nach unsern heutigen Begriffen höchst bescheidenen äußeren Gewande und zunächst unter einem anderen Namen ins Leben. Der jetzt hinter ihr liegende Abschnitt ihres Daseins fällt also, bis auf wenige Jahre Unterschied, mit dem 19. Jahrhundert zusammen. Sie ist diesem merkwürdigen, an inneren Widersprüchen jeder Art so reichen Jahrhundert eine treue und aufmerksame Begleiterin gewesen von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag; sie hat nicht nur die äußeren Geschehnisse in diesem Zeitraum gewissenhaft zu registriren versucht, sondern sich auch ernstlich bemuht, in den Geist der sich wandelnden Zeiten einzudringen, ihren tieferen Sinn zu erfassen und darzustellen; sie hat nicht nur eine Chronik dieses Jahrhunderts geben, sondern in ganz bewußter Weise die Rolle einer Führerin auf politischem wie geistigem Gebiet übernehmen wollen.

Und diesem ihrem Charakter gemäß möge es ihr heute gestattet sein, von sich selbst zu reden und zu berichten: nicht in chronikartigem Ton, nicht durch Aufzählen allein der äußeren Schicksale und Wandlungen im Laufe ihres Lebensjahrhunderts, sondern durch Hervorheben ihres eigenthümlichen Wesens, das sie treu bewahrt hat in der rasch wechselnden Flucht der Erscheinungen.

Die wissenschaftliche „Beilage" im besonderen hat sich schon seit Jahrzehnten zu der Stätte herausgebildet, an der solche rückschauende und eingehende Betrachtung der Vorgänge heimisch ist. Sie kann sich außerdem heute dem „Institute" der Zeitung insofern objektiv gegenüber stellen, als sie selbst, in ihrer Sonderexistenz, noch nicht wie jenes auf ein volles Lebensjahrhundert zurückschaut und also auch ihrerseits eigentlich nur den Gratulanten zuzuzählen ist. Sie kommt heute herbei wie eine Tochter zu der im Festesglanz strahlenden Mutter, ein Stück von dieser selbst und doch mit selbständigem Leben neben ihr erfüllt, innig mit ihr verwachsen und durch unlösbare Bande verknüpft, wie das Kind mit der Erzeugerin, und doch in so vielen Zügen, und schon in ihrer Eigenschaft als Jüngere, von ihr verschieden. Und wie bei einer Feier, die dem Familienhaupt gilt, das Kind des Hauses, selbst freudig erhoben durch den festlichen Anlaß und auch seinerseits umstrahlt von dem Glanz, der von jenem auf alle Angehörigen ausgeht, sich wohl zu den alten Freunden gesellt und mit ihnen über das spricht, was an diesem Tag die Herzen bewegt, so tritt auch heute die „Beilage" vor ihre Leser mit der bescheidenen Absicht, wenigstens in kurzen Zügen, soweit es ihr der Raum gestattet, ein Lebensbild der Jubilarin zu geben, der sie so eng verbunden ist.

Freilich, wie groß und schier unlösbar ist schon die Aufgabe, nur ein einziges reiches Menschenleben in wenigen Zügen erschöpfend darzustellen; sollte der unbefangene Betrachter da nicht gleich im voraus an der Möglichkeit verzweifeln, sie im Hinblick auf eine Zeitung, die soeben ein vielbewegtes Jahrhundert beendet, nur einigermaßen befriedigend durchzuführen? Was in der Seele des einzelnen Menschen die Stimmungen sind, die seine verschiedenen Lebensalter beherrschten, das sind bei einer Zeitung die Persönlichkeiten, die in steter Ablösung an ihr arbeiteten; was dort die äußeren Lebensschicksale, das sind hier die großen Weltereignisse, die Umschwünge in der öffentlichen Meinung, die während eines Jahrhunderts so vielfach wechselnden Anschauungen eines ganzen Volkes. In dem Leben des Einzelnen wird durch das mächtige Band der Persönlichkeit doch immer wieder die Kontinuität unter jenen Stimmungen, unter jenen äußeren Schicksalswechseln hergestellt; kann man von solch einer Kontinuität überhaupt bei einer Zeitung, die fast vier Generationen erlebte, reden? Zerfällt nicht ihr ganzes Dasein vielmehr in ebenso viele, innerlich scharf geschiedene Abschnitte, als sie geistige Leiter hatte? Und ist wirklich das Band der Tradition, das sonst den mächtigsten sozialen Einrichtungen einen Jahrhunderte überdauernden einheitlichen inneren Zug gewährt, auch bei einem „Institute", welches, wie eine Zeitung, lediglich den Niederschlag der „öffentlichen Meinung" darstellen soll, stark genug, um einen wirklich individuellen Charakter zum Ausdruck zu bringen?

Wir können heute, wo wir den Lebensgang unsrer Jubilarin an der Hand einer eingehenden, ihr zum hundertjährigen Geburtstag gewidmeten Festschrift [1]) zu überblicken Gelegenheit haben, die letzte dieser Fragen entschieden bejahen. Wenigstens für die Allgemeine Zeitung trifft es zu, daß in ihr eine einheitliche Tradition allezeit mächtig war,

[1]) Die Allgemeine Zeitung 1798—1898. Beiträge zur Geschichte der deutschen Presse. Von Ed. Heyck. München 1898. Verlag der Allgem. Ztg.

daß der Geist, in dem sie begründet wurde, sie unentwegt und fortdauernd durchwehte bis auf den heutigen Tag.

Wie bei den meisten Einrichtungen, die eine stark ausgeprägte und sich selbst treu bleibende Eigenart durch Jahrhunderte hindurch aufweisen, ist es auch bei der Allgemeinen Zeitung die Persönlichkeit des Begründers, von der die Grundzüge eines solchen Eigenwesens ausgehen. In Johann Friedrich Cotta, dem großen Buchhändler unsrer klassischen Literaturperiode, verehrt deßhalb unsre Zeitung nicht nur den Schöpfer des geschäftlichen Theils ihres „Instituts", sondern auch den Urheber der sie innerlich belebenden Tradition. Die Gestalt dieses im wahren Sinn bedeutenden, selbständigen und weitdenkenden Mannes nimmt schon infolge seiner Verbindung mit unsern großen Dichtern und Schriftstellern aus dem Anfang und aus der ganzen ersten Hälfte dieses Jahrhunderts einen Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen Literatur ein; durch die Begründung der Zeitung, die Cotta's eigenstes Werk war, und zwar nach jeder Richtung hin, in der sie sich im Lauf des Jahrhunderts bethätigte, trat er an hervorragende Stelle auch in der Geschichte des politischen und kulturellen Lebens unsres Volkes. Eine starke Bewegung hatte die Seele des letzteren ergriffen; das, was man heute so gern „die öffentliche Meinung" nennt, begann sich zu regen, lebhafte innere Gegensätze waren durch die französische Revolution und noch mehr durch ihre geistigen Väter, die Encyklopädisten, auf einmal an das Tageslicht gekehrt worden, ein selbständigeres Denken that auch auf politischem Gebiet die ersten Flügelschläge und rang nach demselben kräftigen und feurigen Ausdruck, den es auf dem Gebiet der schöngeistigen Wissenschaften bereits gefunden. Es bekundet den scharfen und genialen Blick Cotta's, daß er dieses ja noch vielfach ganz unklar sich darstellende geistige Bedürfniß seiner Zeit nicht nur seinem wahren Wesen nach erkannte, sondern sogleich auch die geeignetste Ausdrucksform nach der praktischen und organisatorischen Seite hin für dasselbe im Geiste bereit hatte. Der ideale Typus der modernen Zeitung, wie er sich in der Praxis erst nach und nach im Laufe dieses Jahrhunderts herausbildete, stand ihm klar vor der Seele, obwohl es ihm damals durchaus an Vorbildern und ebenso zunächst noch an den geeigneten Mitteln und Persönlichkeiten fehlte, um ihn zu verwirklichen. Und es ist in der That erstaunlich, aus den ersten wie aus den späterhin vielfach sich wiederholenden Aeußerungen Cotta's über den Charakter des von ihm geplanten und nachher begründeten „Instituts" dieselben Gedanken über das wahre Wesen der Presse herauszuhören, die wir heute, nach 100jähriger, äußerst reger und durch viele neue Verkehrsmittel begünstigter Entwicklung dieses Kulturfaktors, gleichsam erst durch ein induktives Verfahren gewonnen zu haben glauben. Der damalige Tübinger Buchhändler stand ja allerdings im regsten Verkehr mit den Hauptmittelpunkten sowohl des politischen Lebens wie der geistigen Blüthe seiner Zeit: von Paris wie von Weimar und Jena her erhielt er in gleicher Weise Anregungen. Aber immerhin blieb es seinem eigenen Geist und seiner alleinigen spekulativen Kühnheit vorbehalten, diese Anregungen so ineinander zu verarbeiten, daß aus ihnen der Plan einer großen Tageszeitung in der hohen Gestaltung entsprang, wie sie bis zum heutigen Tag, wenn wir von rein äußerlichen technischen Vervollkommnungen absehen, nicht überboten werden konnte. Das Prinzip der öffentlichen und freien Aussprache über die politischen Vorgänge war insofern für das damalige Deutschland neu und unerhört, als überhaupt diese Vorgänge sich nur in ihren Wirkungen, nicht in ihren Motivirungen in der Oeffentlichkeit zeigten; und wenn es ein „Institut" unternahm, auch diese letzteren in den Bereich der Diskussion zu ziehen, so mußte sein Begründer wohl weitschauendere Ansichten von der Entwicklungsfähigkeit der noch in den Windeln liegenden „öffentlichen Meinung" haben, als sich die Mehrzahl selbst der aufgeklärtesten Geister seiner Zeit beikommen ließ. Cotta begegnete in der That mit diesem Prinzip der weitesten Oeffentlichkeit der politischen Erörterung, das er sofort und energisch betonte, dem Widerspruch nicht nur Goethe's, sondern selbst Schillers. Und erst durch die Hervorhebung seines anderen Hauptgrundsatzes, der neben jenem in allen programmatischen Aussprachen über die neue Zeitung einhergeht, nämlich des tieferen Durcharbeitens des Stoffes vom geschichtsphilosophischen Standpunkt aus, weiß er nach und nach den ihm befreundeten Dioskuren von Jena und Weimar das Zutrauen zu seinem „Institut" wieder abzugewinnen. Es ist also die enge Verknüpfung dieser beiden erwähnten Leitmotive, die sich Cotta als eigenstes Verdienst zuschreiben durfte, und in der im Grunde das Wesen jeder von idealen Gesichtspunkten aus redigirten Zeitung beruht. „Es gilt ja nicht mehr bloß geheime Kabinetssachen," so läßt sich der erste „Verfasser" der Zeitung, der feurige Posselt, hinsichtlich des Grundsatzes der Oeffentlichkeit vernehmen. „Welch eine Zeit also, unsre jetzige! Wie sehr verdient sie, daß nicht bloß der Politiker von Profession, sondern überhaupt jeder denkende Mensch so genau wie möglich ihren Geist und Gang studire!" Und was die Durcharbeitung und überhaupt die Auswahl des Stoffes anlangt, so verspricht er, natürlich auch in Cotta's Sinn, den Lesern folgendes: „Nicht erwarten dürfen sie gerade das, was der Hauptstoff der meisten anderen Zeitungen ist: zerfetzte, oft im nämlichen Blatt mehr als einmal sich widersprechende Briefauszüge, Aufzählung der anwesenden Kammerherrn oder der Kanonenschüsse bei irgend einer Vermählung oder anderen Festlichkeit: überhaupt nicht Facta, die keine Spur des Seyns hinter sich lassen."[1]) Ist es nicht, als hörte man durch die letztangeführten Worte die Stimmen von Jena und Weimar her durchklingen, wo man sich an Spinoza und Kant eine über den Dingen ruhende Weltanschauung aufgebaut hatte, wo die Betrachtung der „Facta" sub specie aeternitatis vorwaltete? Und andrerseits, der weiter oben citirte Aufruf an alle „denkenden Menschen", den Gang und den Geist der Zeit zu studiren und öffentlich zu erörtern, entfließt er nicht den Anregungen, die aus dem durch die Revolution politisch und durch die Encyklopädisten geistig aufgerüttelten Frankreich herüberkamen?

Auch die praktischen Folgerungen, die aus diesen beiden Grundprinzipien der modernen Zeitung mit Nothwendigkeit sich ergeben, hat Cotta schon im einzelnen gezogen und durchdacht und in der Ankündigung der „Neuesten Weltkunde" — so lautete der erste Name des neuen „Instituts" — klar dargelegt, wenn ihre Realisirung zunächst auch nur in sehr beschränktem Maße zu erreichen war. Vollständigkeit, Unparteilichkeit, Wahrheit, das sind die drei ersten Punkte, die in jenem Prospekt auf dem Programm stehen; dazu tritt noch die Verheißung einer „Darstellung, die jedes Ereigniß unter den Gesichtspunkt zu stellen sucht, aus dem es am richtigsten und deutlichsten aufgefaßt werden kann", und einer „Sprache, welche rein, männlich, ihres Stoffes und ihres Zweckes würdig sein soll". In der That sind hierin alle Forderungen zusammengefaßt, die an eine Zeitung, die ihres wahren Berufes eingedenk bleiben will, auch heute noch gestellt werden müssen, und das Wesen der modernen Presse ist in dieser Hinsicht von Cotta und seinem ersten Redakteur gleich von vornherein scharf erfaßt und charakterisirt worden.

Auch die heute so besonders stark ins Gewicht fallende Aufgabe der schnellen Berichterstattung gehörte mit zu den

[1]) S. S. 4 der ersten Nummer der Zeitung, die in Faksimiledruck der Festschrift beigegeben ist.

Digitized by Google

wesentlichen Faktoren in Cotta's erstem Plan. Schon der Umstand, daß er von vornherein eine täglich erscheinende Zeitung ins Auge faßte, zeigt uns das ja an, und noch ausdrücklicher kommt es zur Geltung in der Gegenüberstellung dieses Tageblattes und der Monatsschrift, die gleichzeitig in Cotta's Verlag und unter Posselts Leitung erschien, der „Europäischen Annalen". Mit großem Geschick sind in dem Prospekt zur „Neuesten Weltkunde" die Aufgaben der beiden, in verschiedenem Sinne periodischen Schriften gegeneinander abgegrenzt, und wenn uns auch heute die Befugnisse und der Wirkungskreis der politischen Tagesblätter im Verhältniß zu der von Cotta gegebenen Normirung und gegenüber den Wochen- und Monatsschriften wesentlich gewachsen erscheinen, so dürfen wir nicht vergessen, daß auf der anderen Seite gerade Cotta und seine Allgemeine Zeitung in erster Linie es waren, die zur Erweiterung jenes Wirkungskreises Bedeutendes beitrugen. Denn die enge Verbindung, in welche die mancherlei Cotta'schen Zeitschriften rein literarischen oder historischen Inhalts, so besonders das berühmte „Morgenblatt", die Posselt'schen und später die „Politischen Annalen", das „Ausland" u. s. w., mit der politischen Tageszeitung, sei es durch die Person des gemeinsamen Verlegers, sei es durch die literarischen und schöngeistigen Interessen der Redakteure und Korrespondenten, gesetzt waren, warf stets starke Reflexe auf die Darstellungsweise der Allgemeinen Zeitung zurück und gab derselben von vornherein eine eigenthümliche und von den anderen, freilich meist noch in sehr embryonalem Zustande sich befindenden, politischen Tageszeitungen außerordentlich vortheilhaft abweichende Grundstimmung. Jene Abgrenzung der Aufgaben der „Weltkunde" und der Posselt'schen „Annalen" läuft im wesentlichen darauf hinaus, daß die erstere lediglich von dem „Inhalt" der geschichtlichen Vorgänge berichten sollte, während es den letzteren vorbehalten bliebe, über die „Quellen" derselben zu handeln oder, mit anderen Worten, die tiefere historische und wissenschaftliche Motivirung auf Grund rückschauender Betrachtung zu geben. Aber wie bald war es die politische Zeitung selbst, die über jenen, ihr anfänglich zudiktirten, engeren Wirkungskreis hinausschritt und im jugendlichen Eroberungstrieb die Befugnisse der, zuerst doch als ihre wissenschaftliche Ergänzung gedachten, Monatsschrift auf eigene Faust ausübte! Es würde ja auch der Cotta'schen Absicht und jenen, von uns oben citirten Worten der Posselt'schen Programmnummer durchaus widersprochen haben, wenn die politische Tageszeitung sich lediglich auf die nackte Berichterstattung beschränkt hätte, wenn nicht ihre „Verfasser" und Korrespondenten immer mehr und mehr darauf hingewiesen worden wären, auch ihrerseits die „Facta" von eindringenden, historischen und allgemeineren Gesichtspunkten aus darzustellen. Schon der ganze Mechanismus der Berichterstattung drängte zudem in der ersten Zeit auf diese Behandlungsweise des Stoffes hin. Die Nachrichten trafen damals weder in der Fülle, noch in der bunten Abwechslung ein, in der sie heute der Telegraph auf den Redaktionstisch liefert. Um den Leser in Athem und in der Spannung zu erhalten, kam es deßhalb darauf an, diesen Nachrichten eine möglichst originelle und auf den Grund gehende Motivirung zu geben. Das konnte aber nur durch ein nach allen Ländern hin seine Fäden erstreckendes Netz von wohlunterrichteten und geistreichen Korrespondenten erreicht werden. So sehr also Cotta auf der einen Seite von vornherein die Aufgabe einer schnellen Berichterstattung ins Auge fassen und an die erste Stelle setzen zu müssen glaubte, so bedeutend überwog bald bei ihm die Rücksicht auf den möglichst gediegen und geistreich motivirten und nach dieser Seite hin neu und überraschend wirkenden Inhalt der Berichte, und sein ganzes Bemühen erstreckte sich durch die 34 Jahre hindurch, während deren er die geschäftliche wie geistige Leitung des ihm ans Herz gewachsenen „Instituts" in den Händen hatte, in erster Linie auf die Anwerbung, Vermehrung und immer neue Ergänzung der fähigsten Mitarbeiter, die sein scharfes, buchhändlerisches Auge überhaupt ausfindig machen konnte. Nach dieser Seite hin scheute er keine Kosten und keine Mühen, nach dieser Seite hin setzte er vor allem auch seine ganze Persönlichkeit ein. Das, was uns das Heyck'sche Buch über die großen materiellen Opfer berichtet, die sowohl J. Fr. Cotta als auch sein in dieser Hinsicht ganz im Sinne des Vaters handelnder Sohn, Georg Cotta, für die Korrespondenten in den bedeutendsten Orten Europa's brachten, und im Anschluß daran die Auszüge aus dem regen Briefwechsel, in dem diese beiden Cottas fortwährend mit jenen Korrespondenten standen, machen es uns erst verständlich, wie die Allg. Ztg. so rasch zu einem europäischen Rufe gelangen und sich dann dauernd auf ihrer Höhe halten konnte. Denn hier offenbart sich in erster Linie die Gewalt der Tradition, der Zauber des Persönlichen, mit denen jene beiden Männer das Leben der Zeitung erfüllten und die bis auf den heutigen Tag, durch die späteren Besitzer neu genährt, in ihr vorwalten.

Wenn wir die Schilderung, die Heyck von der Gestalt des Begründers der Allg. Ztg. an mehreren Stellen seines Buches gibt, durchlesen oder gar uns noch weiter in die ausführlicheren Biographien dieses Mannes und besonders in seinen Briefwechsel mit Schiller vertiefen, wird es uns klar, welches weitere Ideal ihm vorschwebte, als er den Plan zur Schöpfung einer großen Tageszeitung faßte. Nicht nur das ins Praktisch-Politische übersetzte Weltbürgerthum, das in seiner abstrakteren Gestaltung die Philosophen und Dichter und Schöngeister des ganzen vorigen Jahrhunderts in der Seele trugen und das durch die große Revolution neue Nahrung und eine neue Richtung erhalten hatte, erfüllte seine Gedanken, sondern auch die, vielleicht ursprünglich lediglich eine großartige buchhändlerische Spekulation bedeutende Idee, alle geistigen Kräfte seines deutschen Vaterlands zu einem gemeinsamen Werke zusammenzufassen, war in ihm mächtig. „Und doch erfordert es nur *teutschen* Fleiß, *teutsche* Gerechtigkeit gegen das Ausland, *teutsche* Achtung für das Publikum, mit etwas *brittischer* Freimüthigkeit tingirt, um auf unserm Boden, der gottlob gleich frei von der eisernen Geisel des Despotism und von der fast noch schrecklicheren der Demagogie ist, eine Frucht gedeihen zu machen, wie das ganze übrige Europa sie nicht aufweisen kann," so heißt es in dem Prospekt der „Neuesten Weltkunde". Das *deutsche Geistesleben*, dessen herrlichsten Früchte in Buchform der Welt zu übermitteln Cotta ja bereits begonnen hatte, sollte seinem Unternehmen nicht nur die dauernde Grundlage und die immer aufs neue sich verjüngende Nährquelle darbieten, sondern aus der Zusammenfassung, die der klarsichtige Buchhändler im größten Stile für dasselbe plante, auch seinerseits die gewichtigsten Anregungen erfahren. Deßhalb fiel sein Auge, als der Plan des großen publizistischen „Instituts" in ihm Reife zu gewinnen begann, sofort auf den deutschesten aller Dichter, auf seinen Landsmann Friedrich Schiller, mit dem er, wie Heyck wohl ganz richtig annimmt, „eben wegen des zu gründenden Blattes" damals (1794) Verlagsverbindungen anknüpfte. Es ist eine bisher wenig bekannt gewesene Thatsache, daß die Unterhandlungen zwischen Cotta und Schiller wegen der Uebernahme der Redaktion der zu begründenden Zeitung durch den Letzteren schon bis zu einem von beiden Vertragschließenden vollzogenen, dann aber nie in Kraft getretenen Kontrakt geführt hatten, der mit der Aufschrift: „Verlag der Allgemeinen Europäischen Staatenzeitung von Hrn. Hofrath Schiller" neben dem Vertrage über die

Herausgabe der „Horen" im Cotta'schen Archiv aufbewahrt wird. Schiller war ersichtlich schon zur Zeit des Vertragsabschlusses nicht mehr in der Stimmung, seine geschichtlich-politischen Studien in dem früheren Sinne, und besonders durch eine derartige publizistische Thätigkeit, fortzusetzen, sondern benutzte wohl nur die Verhandlungen über die politische Tageszeitung, um die Angelegenheit der „Horen" zum Abschlusse zu bringen; aber seine ganze schriftstellerische Persönlichkeit hat trotzdem nicht nur in der Anschauung, die Cotta von dem inneren Wesen des zu begründenden „Institutes" hegte, sondern auch in der Wahl der künftigen „Verfasser" gleichsam vorbildlich gewirkt. Die Vereinigung des ästhetischen mit dem eminent praktisch-politischen Sinn, die Schiller charakterisirt, wollte Cotta in ganz bewußter Weise auch in seiner Zeitung verwirklichen. Es lag das ja auch schon in der Teudenz der Zeit. Und diesem Ziele ist er in erstaunlicher Weise nahe gekommen. Die Allgemeine Zeitung hat ja von jeher eine Sonderstellung dadurch eingenommen, daß sie beide Ausstrahlungen des geistigen Lebens der Nation, die ästhetische wie die politische, mit der gleichen Sorgsamkeit und Liebe zur Wirkung kommen ließ. Und selbst in späterer Zeit, als das immer mehr sich differentiirende öffentliche Leben es schwieriger machte, das schöngeistige und wissenschaftliche Element neben dem politischen in gleicher Weise zu betonen, fanden sich an den Redaktionstischen der Allgemeinen Zeitung immer wieder Männer vor, die mit dem Blick für das praktisch-politische Treiben des Tages den seinen Sinn für die rückschauende Betrachtung und für die ästhetische Würdigung des Lebens verbanden. In den ersten Jahrzehnten kamen beide Tendenzen der Tagesschriftstellerei noch in inniger Verknüpfung — Mancher würde heute vielleicht sagen: in eigenthümlicher Verquickung — zum Ausdruck, und erst später, als Gustav Kolb der geistige Leiter des Blattes war, also in den 40er Jahren unsres Jahrhunderts, machte sich die Nothwendigkeit geltend, den ästhetischen und wissenschaftlichen Theil der Zeitung äußerlich ganz von dem politischen zu trennen, und die „Beilagen", die bis dahin nur Umfangserweiterungen der Nummer bedeuteten, zu selbständigen Trägerinnen des ersterwähnten Theils des Stoffes zu machen. Die Trennung war jedoch, wie gesagt, im Grunde nur äußerlich und auf praktische Maßregeln begründet. Die innere Familienangehörigkeit der „Beilage" zu ihrem Hauptblatt konnte dadurch niemals ihre Bedeutung verlieren, und es entspricht der schönen Cotta'schen Tradition, die gerade in dieser Hinsicht ungeschwächt und unvermindert fortlebt, daß beide sich bewußt sind, nur in gegenseitiger Ergänzung und Vereinigung, nur in dem beiderseitigen harmonischen, wenn auch von verschiedenen Punkten ausgehenden Hinarbeiten auf dasselbe Ziel der hohen Aufgabe gerecht werden zu können, die ihnen gestellt ist, nämlich allen in unserm Volke sich regenden geistigen Kräften ein Stützpunkt zu sein und zu bleiben.

Es muß an dieser Stelle bedauernd darauf hingewiesen werden, daß die vortreffliche Heyck'sche Festschrift, aus der wir die werthvollsten Anregungen für unsre rückschauende Betrachtung gewonnen haben, gerade im Hinblick auf die „Beilage" ein Torso geblieben ist — und nothwendigerweise wohl auch bleiben mußte. Denn „den Zusammenhang der Allgemeinen Zeitung mit der deutschen Geistes- und Gelehrtengeschichte des 19. Jahrhunderts darzustellen, ist die Aufgabe einer ganzen Reihe von Jahren und dürfte nur ein ausgereiftes Werk ruhigen, umsichtigen Zusammentragens und Schaffens, vielseitigster Vorbereitung, gesammelter Stimmung und Gedanken sein". Die uns vorliegende Festschrift hat ihre Aufgabe nach anderer Seite hin zu erfüllen gehabt und auch trefflich erfüllt: sie hatte die Zeitstimmung zu schildern, aus der heraus das „Institut" geboren wurde, und dabei die Ziele der neuen Schöpfung zu skizziren; sie hatte uns mit den Männern bekannt zu machen, welche die Zeitung begründeten, die ihr die Bahn vorschrieben, auf der sie zu waudeln habe, und die sie ein Jahrhundert hindurch, einander ablösend, auf dieser Bahn führten; die Festschrift hatte endlich über die äußeren Schicksale der Zeitung, über ihre örtlichen und allgemeinen politischen Lebensbedingungen zu berichten und sie uns als Kämpferin zu zeigen auf dem Felde, auf dem die großen nationalen Fragen unsres Volkes unmittelbar zum Austrag kommen. Ueber alle diese Beziehungen werden wir durch sie in der eingehendsten und verständigsten Weise unterrichtet, und besonderen Dank müssen wir ihrem Verfasser, Hrn. Archivrath Dr. Heyck, dafür aussprechen, daß er uns unsre Vorgänger am Redaktionstisch in so feiner, plastischer und zum Herzen sprechenden Weise vorgeführt und diesen Männern ein wohlverdientes Denkmal gesetzt hat. Denn wenn auch das Werk, das sie mit begründen und ruhmvoll weiterführen halfen, nie der Vergessenheit anheimfallen wird, da es ein ragendes Merkzeichen der deutschen Kultur im 19. Jahrhundert für alle Zeiten darstellt, so sind doch die Namen der still an ihm schaffenden Werkleute, wie es ja im Wesen des Journalismus begründet liegt, gar bald mit dichtem Staub bedeckt, und es entspricht einer Forderung der literarischen und historischen Gerechtigkeit, diese Staubschicht von ihnen abzustreifen und sie in ihrer ganzen Bedeutung der Mit- und Nachwelt zu zeigen. Weil die Summe ihrer geistigen Arbeit sich nicht in wenigen, bequem zu registrirenden Büchertiteln zusammenfassen läßt, werden sie in den Literaturgeschichten nicht genannt, und es ist ja auch höchst schwierig, ihre Wirksamkeit in kurzen Zügen zu schildern, und nur möglich, wenn es auf breiterem kulturellen Hintergrunde geschieht. Heyck hat diesen Hintergrund, auf dem sich die Gestalten der Redakteure der Allgemeinen Zeitung bewegen, geschickt herausgearbeitet, besonders dadurch daß er auf Grund des reichen Materials, welches ihm die Briefschätze des Cotta'schen Archivs und die Hunderte von Bänden der Zeitung selbst darboten, den regen geistigen Verkehr zwischen Verlegern, Redakteuren und Korrespondenten zum Mittelpunkt der Darstellung in vielen Partien seines Werkes nimmt und uns mit dem inneren Leben in der Redaktion und mit den wackeren, aufopferungsvollen Männern, die von jeher dort hausten, in der gefälligsten Weise vertraut macht. Auch der große Kreis der politischen und ständigen Korrespondenten, der sich durch das ganze Jahrhundert hindurch um die Allgemeine Zeitung schaarte, wird mit näherem Eingehen auf die einzelnen Persönlichkeiten in seiner vollen Bedeutung dargestellt, als einer der wichtigsten Faktoren für die Größe und den inneren Werth der Zeitung. Und fügen wir noch hinzu, daß auch die rein äußerlichen Schicksale der Zeitung, ihr viermaliger Ortswechsel — gleich im ersten Jahre von Tübingen nach Stuttgart, 1803 von Stuttgart nach Ulm, 1810 von Ulm nach Augsburg, 1882 von Augsburg nach München —, die verschiedenen Verbote, denen sie in Württemberg, in Oesterreich und zuletzt in Preußen unterlag, ihre früheren finanziellen und Abonnentenverhältnisse und sonstige andere, für das Leben einer Zeitung bedeutsame Vorkommnisse und Beziehungen in dem Buche in lichtvoller und klar zusammenfassender Weise dargestellt sind, daß dies alles in geschickter schriftstellerischer Weise verarbeitet und oft in glänzendem stilistischen Vortrage dargeboten ist, so werden mit uns die vielen Freunde und Mitarbeiter und Leser der Zeitung, denen allen daran gelegen ist, einen tieferen Einblick in das 100jährige Leben der Jubilarin zu gewinnen, gern und freudig dem Verfasser der Festschrift ihren Dank aussprechen.

Digitized by Google

Jakob Burckhardts „Erinnerungen aus Rubens".

II.

Wie sehr Burckhardt seinem Geschmack zu lieb ein wenig konstruirte, zeigt sein Verhältniß zu Michelangelo. Die scheinbare Maßlosigkeit, die wilden Verrenkungen, die Gleichgültigkeit gegen das, was dem Laien wohlgefällt, hatten Burckhardt gegen den größten der Florentiner eingenommen. So sagt er bei der Besprechung des großen Jüngsten Gerichtes der Pinakothek: „Wenn der Christus-Jupiter etwas theatralisches hat, so ist er doch nicht unbedeutend wie der Weltrichter des Michelangelo." Ich habe diese Worte wohl zwanzigmal gelesen, mit immer neuer Verwunderung, hoffend, daß ich mich verlesen hätte. Der Christus des Michelangelo im Jüngsten Gericht der Sixtina soll unbedeutend sein! Da nützt kein Debattiren mehr; da besteht ausgesprochenermaßen ein Vorurtheil, gegen das kein Reden hilft. Aber Michelangelo darf sich glücklich schätzen, daß er neben Rubens überhaupt noch genannt und besprochen wird; Rembrandt wurde nicht einmal diese Ehre zutheil. Auch in Bezug auf ihn ist Burckhardt bei seiner eigenen Meinung stehen geblieben, sehr zu seinem und zu unserm Nachtheil, obwohl der Schriftsteller, dem er in diesen Fragen am meisten zu folgen scheint, für den Holländer energisch eingetreten ist. Es ist ein schöner Zug an Burckhardt, daß er, der von den Kunstgelehrten nur mitunter den alten Waagen citirt, sich so häufig auf des gelehrten und scharfsinnigen Malers Fromentin Maîtres d'autrefois bezieht. Das ausgezeichnete Buch hat ihn viel beschäftigt, aber es scheint mir, daß er es nur im Studirzimmer, nicht aber in den belgischen und holländischen Galerien gelesen hat: dem einzigen Ort, wo man Fromentin mit Nutzen und ohne Gefahr lesen kann. Eine kleine Bemerkung hätte Burckhardt stutzig machen dürfen. Fromentin erwähnt gelegentlich Rembrandt als den contemporain, mais intraitable contradicteur de Rubens. Es ist wahr, zwischen den beiden Zeitgenossen besteht ein unversöhnlicher Gegensatz. Wenn Burckhardt bedacht hätte, daß einem Riesen wie Rubens sich nur ein Riese widersetzen darf, so hätte er sich vielleicht trotz des ihm mangelnden Farbensinnes mit Rembrandt unbefangener beschäftigt und sich mit ihm befreundet. Tief, wie der wunderbare Geist und das edle Herz des Malers von Amsterdam waren, hätte dann sein Einfluß auf die Meinungen des Baseler Gelehrten werden müssen. Aber Burckhardt war ein Baseler (wie Boecklin) und Basel gravitirt schon stark nach dem Süden. Er verstand den halb romanischen Rubens besser als den kerndeutschen Rembrandt.

In einem einzigen Punkte muß Burckhardt sich nicht stark genug gefühlt haben, um seine Meinung klar und überzeugend zu formuliren: über Rubens als Portraitmaler ist er offenbar nicht ganz ins reine gekommen. Er schreibt zwar viel über diese Frage, aber man sieht, daß er sich gedrückt fühlt. Die Verwirrung, die in den Galerien in Bezug auf Rubens und van Dyck herrscht, besonders die neuerlichen Umtaufen in der Dresdener Galerie, haben auch ihn verwirrt. Dazu kommt, daß ein von ihm angeführtes Kapitel in Fromentins Maîtres den Rubens als Portraitisten scharf mitnimmt. Das hat den Baseler Gelehrten, der sonst so eigensinnig war, am meisten in Zweifel gebracht; denn gerade Fromentin ist ja ein begeisterter Verehrer des Rubens. Hier mag Burckhardt einen der seltenen Fälle erlebt haben, wo er an der Zulänglichkeit seines Urtheils in rein künstlerischen Dingen zweifeln mußte. Er fühlte, daß er hier nicht mitreden konnte. Es sei mir erlaubt, den Anfang jenes brillanten Kapitels und dann eine längere Stelle daraus zu citiren: Rubens est-il un grand portraitiste? est-il seulement un bon portraitiste? Ce grand peintre de la vie physique et morale, si habile à rendre le mouvement des corps par le geste, celui des âmes par le jeu des physionomies— — — avait-il bien toutes les aptitudes qu'on lui suppose et notamment cette faculté spéciale de représenter la personne humaine en son intime ressemblance? (S. 105.) Eh bien! toute proportion gardée, voilà ce que je trouve dans les portraits de Rubens: une grande incertitude et des conventions, un même air chevaleresque dans les hommes, une même beauté princière dans les femmes, rien de particulier qui arrête, saisisse, donne à réfléchir, et ne s'oublie plus. Pas une laideur physionomique, pas un amaigrissement dans les contours, pas une bizarrerie choquante dans aucun des traits. — — — Supposez Holbein avec la clientèle de Rubens, et tout de suite vous voyez apparaître une nouvelle galerie humaine, très-intéressante pour le moraliste, également admirable pour l'histoire de la vie et pour l'histoire de l'art, et que Rubens, convenons-en, n'aurait pas enrichie d'un seul type. (S. 116.) Das ganze einschlägige Kapitel bei Burckhardt enthält nichts als Allgemeinheiten und ausnahmsweise auch gelehrte Kunststudien von der Art, die er sonst haßte. Wenn man sehen will, was die Kunstgeschichte aus Fromentins harten, aber feinen Beobachtungen machen konnte, muß man Bode's oben erwähnte Beschreibung der Galerie Liechtenstein nachlesen. (Graphische Künste 1888, S. 25.) Bode scheint sich an Fromentin frei anzuschließen. Er beginnt mit der Widerlegung eines Ausspruchs von Waagen, der sagt, daß Rubens seiner ganzen Richtung gemäß ein vortrefflicher Bildnißmaler sein mußte. Bode sagt dagegen: „Ich glaube, man kommt der Wahrheit sehr viel näher, wenn man gerade die entgegengesetzte Behauptung aufstellt. Seine ‚ganze Richtung', der eigenthümliche Stil des Künstlers beeinträchtigte die Naivetät und Einfachheit der Anschauung, welche die erste Bedingung für einen Bildnißmaler sind. Rubens hat mit der Antike darin etwas gemein, daß er den Menschen mehr in seiner Gesammterscheinung auffaßt und daher gewisse Eigenthümlichkeiten zu stark betont und selbst übertreibt, während er die kleineren Zufälligkeiten, namentlich im Gesicht, deren Summe die Individualität ausmacht, unwillkürlich mehr oder weniger vernachlässigt." Bode bespricht dann das berühmte Frauenportrait des Rubens, den chapeau de paille: Diese riesig großen Mandelaugen, der weite Abstand derselben, die gerade Nase, die stark geschwungene Linie des Mundes, das gewählte Oval des Kopfes sind so übertrieben, sind so allgemein, daß wir vor dem Bild kaum an eine bestimmte Persönlichkeit denken werden. Um so frischer und anziehender wirkt aber dieses Bild und wirken zahlreiche ähnliche Bildnisse junger Mädchen und Frauen durch die unübertroffene Wiedergabe jungfräulicher Schönheit und weiblicher Reize als solcher, durch die einzige Verbindung unverwüstlicher Lebensfrische und Lebensfülle mit kindlicher Heiterkeit und unbewußter Zuchtigkeit. Von gleichem bezaubernden Reiz sind fast alle Rubens'schen Bildnisse von Kindern, da ja im Kind die Individualität noch mehr oder weniger versteckt ist und hinter unbestimmten Formen und der allgemeinen Erscheinung zurücktritt; deßhalb sind Kinder von keinem Künstler so wahr und lebensvoll, so naiv und anziehend zur Darstellung gebracht worden, wie von Rubens." So berührt sich hier die objektive Methode der neueren Schule mit der subjektiven Burckhardts. Karl Voll.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Heidelberg.** Der Professor an der hiesigen Universität Lic. A. Deißmann ist von der theologischen Fakultät der Universität Marburg zum Ehrendoktor der Theologie ernannt worden.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß zum IV. Quartal 1897 der Beilage.

(Die Zahlen bezeichnen die Beilagenummern; ein * deutet auf „Mittheilungen und Nachrichten", von denen nur die wichtigeren aufgenommen sind.)

I. Aufsätze, nach Gegenständen geordnet.

1. Staat, Kirche, Recht, Wirthschaft, Soziales.

Der Zweck des Staates 237.
Deutschland und seine Kolonien im Jahre 1896 227.
Die Sonderstellung Bayerns in militärischer Beziehung 289.
Ungarns Ausgleich mit Oesterreich 271.
Die älteste der modernen Republiken u. ihre staatlichen Einrichtungen 246.
Der Nicaraguakanal und die Monroedoktrin 227.
Die sibirische Rinderpest und die deutschen Kolonien von Südwestafrika 277.
Kirchenpolitische Briefe XXVIII—XXX 221, 247, 272.
*Evangelische Mission in Ostafrika 244.
Aus der griechischen Kirche 249.
*Die Sekten im Judenthum 265.
Die reichsgesetzliche Regelung des Auswanderungswesens 262.
Die gesetzlichen Vermächtnisse nach dem Bürgerlichen Gesetzbuche für das Deutsche Reich 266, 267.
Entschädigung unschuldig Verurtheilter 280.
Kaufmännische Schiedsgerichte 261.
Das Recht der Handlungsgehülfen nach dem neuen Handelsgesetzbuch 292.
Ueber Kartelle und Kartellgesetzgebung 229, 254, 281, 293.
Eine Kritik der neuen österreichischen Zivilprozeß-Ordnung 278.
Soziologische Probleme 242.
Wechselnde Theorien und feststehende Wahrheiten und die heutige deutsche Volkswirthschaftslehre 233.
Die Währungsfrage in den Vereinigten Staaten von Amerika 274.
Zinsgeschichtliches 252.
Die Eisenbahntarifpolitik besonders im Holzverkehr 285, 286.
Die handelspolitischen Beziehungen zwischen Deutschland u. Amerika 294.
Die Kleinthierzucht und ihr Einfluß auf den Volkswohlstand 245.
Ein französisches Werk über die deutsche Landwirthschaft 256.
Zur Pflege der Lokalstatistik 282.
Statistik in Ungarn 249, in Serbien *275.

2. Geschichte, Biographie, Nachruf, Briefe.

König Asoka Priadsi 257.
Lorenzo Valla, der Begründer der neueren Kritik 279.
Die deutschen Universitäten im Mittelalter 264.
Ein Augsburger Bischof im Zeitalter der Reformation 236.
Bedrängnisse eines Korrespondenzgeschäftsinhabers vor 265 Jahren 256.
Herr Wilhelm von Rosenberg und das Wittingauer Archiv 260.
Zur älteren Geschichte der Universität Jena 288.
Die Kriegführung des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern 251.
Das Kriegsrecht zur Zeit des ersten Empire 268, 269.
Zur Geschichte der Deutschen in Amerika 225.
Erinnerungen an den Herzog von Leuchtenberg 283; vergl. *287.
Malachowski's Erinnerungen 241.
Gastein-Langensalza 223, 224.
Moltke's militärische Korrespondenz 276, 288, 289.
Herzog Wilhelm von Württemberg 250.
Geschichte der deutschen Sozialdemokratie 289.
Emin Pascha und der Sudan 270.
Zum hundertjährigen Jubiläum der Allgemeinen Zeitung 296.
Bettelheims „Deutscher Nekrolog" 277.
Johann Joachim Becher 251; vergl. *253, 257.
William Hogarth 253, 254; vergl. *260.
Pietro Verri und seine Zeitgenossen 266.
*Theodor Mommsen (80. Geburtstag) 271.
*Karl Frenzel 70. Geburtstag 282.
*Wuk Stefanovic Karadzic 226.
*Bartholomäus Kopitar 230.
*Rudolf Heidenhain † 232.
Hjalmar Heiberg † 221.
*Francis William Newmann † 223.
*F. X. v. Wegele † 236.
*Paul Güterbock † 237.
*Volger, O. † 238.
*Johannes Frenzel † 240.
*Kuno Frankenstein † 240.
*Ludwig Andreas Buhmer † 242.
*Levin Goldschmidt (Gedächtnißfeier) 243.
*G. B. Cavalcaselle † 248.
*Fr. Stehmann † 218.
Leonhard Schulze †275; vergl. *249.
*Ernst Schering † 219.
*Johann Steaudermüller † 267.
Heinrich v. Marquardsen † 291; vergl. *272.
*Eugen Zintgraff † 277.
*Alphonse Daudet † 286.
*Ernst Giles † 287.
*Anton v. Ruthner † 287.

3. Literatur überhaupt, Poesie insbesondere.

Auslegen und Ausdeuten 241—243.
Das analytische Drama 231, 232.
Märchen, Sage, Epos 234.
*Die Sprüche Jesu 251.
Menanders „Landmann" in einem ägyptischen Papyrus 294.
Pulcinella in Pompeji 256.
Der Dichter der Katakomben 259.
*Brunetto Latini's Wohnort in Frankreich 262.
*Die Jenaer Liederhandschrift 288.
Der deutsche Journalismus vor 1600 228.
Vorreformatorische deutsche Weihnachtslieder 291.
Der „Jubelsenior" von Jean Paul 249.
Eine deutsche Literaturgeschichte von einem Deutsch-Amerikaner 263.
Zwei deutsche Essayisten 289.
Hermann Bahrs Kritiken 226.
Drei Schriften über Gerhart Hauptmann 293.
*Shakespeare-Bibliographie des Britischen Museums 226.
*Die „Dark Lady" der Sonette Shakespeare's 275.
Alfred Lord Tennyson 288.
Voltaire und einige seiner neueren Kritiker 261.
*Das Grab Rousseau's 261.
Ossit 255.
Französische Romane in deutschen Uebersetzungen 270.
*Leopardi's literarischer Nachlaß 234, 244, 284.
*Neue italienische Novellen 257.
Parzival, erneut von Wilhelm Hertz 284.
Rikarda Huch 224.
Neue Erzählungen 239.
Zwei Prosadichtungen von Wilhelm Busch 244.
Dahns Ebroin 274.
Ein Junkerroman 280.
Neue Romane 290.
Martin Greifs Dramen 288.
Pfungsts „Laskaris" 248.
Der Cotta'sche Musenalmanach für das Jahr 1898 253.
Ein literarisches Wunder? 257.
Paul Heyse's „Neue Gedichte" 280.
Ein spanischer Dichter (Adolf Becquer) 221.
Neue Lyrik aus Griechenland 228.
Dichter des amerikanischen Nordens 243.
Thoreau's „Walden" 284.
*Literarische und wissenschaftliche Neuigkeiten aus Rußland 256, 276.
*Zur Universalbibliographie 291.
Eine Ablehnung 292.
Vom Weihnachtstisch 268, 275, 281, 284, 288, 291.

4. Kunst, Kunstgewerbe, Musik, Theater.

(Ausgrabungen s. auch u. Nr. 6.)

Zur chinesischen Kunstgeschichte 259.
Bendis 230; vergl. *240.
*Ausgrabungen und Funde 241; Archeologisches 286.
Beitrag zur Geschichte des ersten etruskischen Tempelfunds bei Alatri 278.
*Antike Hochquellenleitung von Pergamon 253.
*Alte Mosaik-Landkarte von Syrien, Palästina und Aegypten 222, 227.
*Antike Funde in Martres-Tolosanes 239.
*Fund einer römischen Bronzestatuette in Niederbayern 276.
*Römische Inschriften des Mainzer Museums 254.
*Römische Funde in Ostpreußen 259.
*Römische Glasspiegel 244.
*Ein wiedergefundener Raphael 258.
*Das Sacrarium der Kirche zum hl. Kreuz in Augsburg 236.
*Silbernes Madonnenbild in der Abtei von Roncevaux 231.
Die Frauenkirche in Memmingen 226.
*Alte Wandgemälde in der Stiftskirche zu Landau i. Pf. 227.
Die Portraits des Michel Wohlgemut von Albrecht Dürer 263.
Peter Flötner 274.
*Cornelius in der Münchener Ludwigskirche 230.
Christus im Olymp von Max Klinger 282.
Volkshochschulen des Geschmacks 251.
*Volkskunst in Schleswig-Holstein 269.
Das Edelzinn 245.
*Lithographien des Vereins für Originalradirung in Karlsruhe 270.
*Meisterwerke der Holzschneidekunst 280.
Ueber Tonmalerei und musikalische Charakteristik im Alterthum 267.

5. Naturwissenschaft, Technik, Geographie, Schilderungen.

*Alles durchdringende elektrische Wellen 241.
*Entstehung der atmosphärischen Elektrizität 233.
*Periodische Wiederkehr kalter und warmer Sommer 243.

Digitized by Google

*Entstehung der Nebel 244.
*Welche Rauchmengen athmen wir ein? 244.
*Erdbeben im Vogtlande 251.
*Geschwindigkeit der Fixsterne 259.
*Entfernung der Fixsterne von der Erde 264.
*Affen noch unbeschriebener Art 264.
Pflanzengallen 244.
Augensprache 240.
*Sterblichkeits- u. Gesundheitsverhältnisse im August 228, September 260.
*Erkrankung durch X-Strahlen 239.
*Immunisirung gegen Influenza 267.
*Schutzimpfung gegen Lungentuberkulose und Behandlung Lungenkranker in geschlossenen Heilstätten 277.
*Elektro-Endosmose und iatrogalvanolytische Injektion 274.
*Verbreitung der Lepra in Preußen 251, auf der Balkan-Halbinsel 234.
*Bazillus des Gelben Fiebers 231, 259.
Aus dem Gebiete der Technik 278.
*Anwendung des Phonographen im telephonischen Verkehr 222.
*Telegraphiren ohne Draht 229, 252.
*Telescripteur; Elektrische Schreibmaschine 245.
Die moderne Festung 252.
*Münzen aus Aluminium 250.
*Lenkbares Luftschiff aus Aluminium 256.
*Elektrolytisches Verfahren zur Erzeugung von Reliefs in Stahl 279.
*Gesammtbevölkerung der Erde 252.
Der Kilimandscharo 230.
*Resultate der wissenschaftlichen Erforschung des Plattensees 223.
*Deutsche Tiefsee-Expedition 274.
*Tiefe der Schweizer Seen 223.
*Baikal-Expedition 226.
*Erforschung der ostgrönländischen Küste 226.
*Gradmessungen in den Polargegenden 273.
*Jackson'sche (Windward-) Expedition 230, 258.
*Südpol-Expeditionen 239, 263.
*Expedition nach den Ellis-Inseln 227.
*Jusup-Expedition 260.
*Expedition nach Alaska 223.
*Sven Hedins Entdeckungsreisen 240.
*Madeira und die Kanarischen Inseln 264.
Italienische Klöster 221.
Am Golf von Fonseca 286.
Rio Negro 246.
Ein neues Reisewerk über Brasilien 295.
Erlebnisse u. Beobachtungen unter den Indianern Zentralbrasiliens 270, 271.
*Aus dem Lande der Afridi 295.

6. Sprach- und Volkskunde, Philosophie, Pädagogik.

Die Bedeutung der deutschen Philologie für das Leben der Gegenwart 258.
Die Bühne und die deutsche Aussprache 235.
Die deutsche Sprachforschung unter Anklage 246, 254.
*Wörterbuch der deutschen Mundarten in Lothringen 263.
*Wörterbuch der Sprache Molière's 236.
*Die Magyarisirung der Ortsnamen in Ungarn 262.
Die Lokalnamen und das slavische Element in Friaul 224.
*Prähistorische Gräber in der Mongolei 260.
*Zentralasiatische Alterthümer 288.
Neue Funde aus Aegypten 262.
*Neueste ägyptische Ausgrabungen 283.
*Phönizische Inschriften in Avignon 267.
*Polyandrie oder Gesellschaftsehen bei den alten Sabäern 276.
*Römische Lager an der Straße Augsburg-Salzburg 250.
Ein Dianatempel auf den Höhen des Schwarzwaldes 279.
Edgar Hugo Meyers Deutsche Volkskunde 286.
*Volkskunde in Sachsen und Bayern 256.
*Wotankultus in der alten Oberpfalz 262.
*Siegfried-Sage 249.
*Die geschlossene Zeit 286.
*Ausgrabungen auf der Raine Osterburg in Thüringen 278.
*Deutsche Wolga-Kolonien 246.
Psychologie als Erfahrungswissenschaft 287.
Aesthetik des Tragischen 246.
Zur Psychologie der Frau 236.
Marx und die Philosophie 248.
Mathematisches und naturwissenschaftliches Denken 264.
Die Einheitsschule als deutsche Bürgerschule 229.
Aechäologie und Gymnasium 234.
*Begründung von Reformschulen 232, 235.
Das Mittelschulwesen in Bayern 269.
*Vorlesungen über Schulpädagogik 287.
Ueber den „Studienplan für Mediziner" 244, 259.

7. Wissenschaftliche Anstalten, Gesellschaften, Versammlungen.

*Akademie der Wissenschaften zu München 258, 293.
*Münchener anthropologische Gesellschaft 278, 295.
*Geographische Gesellschaft in München 278.
*Germanisches Nationalmuseum zu Nürnberg 258, 289.
*Badische historische Kommission 267.
*Reichs-Limes-Museum in der Saalburg bei Homburg v. d. H. 288.
*Stadtbibliothek in Aachen 259.
*Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig 261.
*Sächsische Kommission für Geschichte 286, 279.
Der Goethetag in Weimar 229, 232.
*Akademie der Wissenschaften zu Berlin 249, 258, 264, 269, 276, 280, 286.
*Bibliotheken in Preußen 229.
*Orientalisches Seminar in Berlin 270.
*Jubelfeier des kgl. preußischen Meteorologischen Instituts 235.
*Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 231.
*Gesellschaft für Anthropologie ꝛc. zu Berlin 237, 266.
*Deutsche Kolonialgesellschaft (Abtheilung Berlin-Charlottenburg) 246, 278.
*Verein für Volkskunde (Folklore) zu Berlin 246, 249.
*Biologische Station in Jütland 223.
*Preußisches historisches Institut in Rom 226.
*Kunsthistorisches Institut zu Florenz 256.
*Akademie der Wissenschaften in Wien 255, 263, 270.
*Ungarische Akademie der Wissenschaften 257.
Das Königlich Ungarische Statistische Zentralamt 249.
Die Universität Freiburg in der Schweiz 280; vergl. 279 u. 285.
*Académie Française 263.
*Institut de France 243.
*Académie des sciences morales et politiques 286.
*Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg 228.
St. Petersbueger Synodalarchiv (Neuordnung) 223.
*Warschauer Universität 245.
*Seminar für Orientalische Sprachen in London 287.
*Kongreßbibliothek der Vereinigten Staaten 261.
*Deutsch-amerikanische Universität in Chicago 267.
*Universität von Kalifornien 254.
*Lick-Observatorium in Kalifornien 255.
*Universität in Peking 287.
*XVII. Jahresversammlung des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit zu Kiel 221, 222, 226.
*Versammlung der Naturforscher und Aerzte in Braunschweig 224.
*44. Versammlung deutscher Philologen u. Schulmänner zu Dresden 224.
*Internationale Kongreß für Arbeitsgesetzgebung zu Brüssel 223, 225, 228.
*Internationale Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre 240, 243, 277.
*Internationale Leprakonferenz zu Berlin 230, 231, 232, 234, 235.

II. Bücher (Karten u. dgl.) eingehend besprochen.

*Achleitner, A., Die Herzogskerze 254.
Ambrosius, J., Gedichte (II. Theil) 257.
*Bade, E., Die künstliche Fischzucht 246.
Bahr, H., Renaissance 226.
Beck, B., Zehn Abhandlungen zum neuen österreichischen Zivilprozeßrecht 278.
*Betten, R., Die Rose, ihre Anzucht und Pflege 291.
*Bierbaum, J., Stilpe, 292.
Blondel, G., Etudes sur les populations rurales d'Allemagne e la crise agraire 256.
Bois, J.-L'Eve Nouvelle 236.
*Breitner, A., Literaturbilder fin de siècle 227.
Bungarty, H., Illustrirtes Katzenbuch 238.
Burckhard, J., Erinnerungen aus Rubens 295, 296.
Busch, W., Der Schmetterling. Eduards Traum 244.
*Büttner, H., Gedichte 292.
*Cagni, M., Il Libro d'Oro della Vita 261.
*Cholnoky, E. v., Physikalische Geographie des Plattensees und seiner Umgebung 223.
*Christoterpe, Neue 230.
Cornelius, H., Psychologie als Erfahrungswissenschaft 287.
Dahn, F., Ebroin 274.
*Daudet, A., La Fédor. Pages de la vie 237.
Demiani, H., François Briot, Kaspar Enderlein und das Edelzinn 245.
*Deschamps, G., Studien 221.
*Deutscher Kolonialatlas 284.
Dieterich, A., Pulcinella. Pompejanische Wandbilder 256.
Dornblüth, O., Die geistigen Fähigkeiten der Frau 236.
*Dusch, W., Aus'm Isarwinkel 287.
*Eckstein, E., Ebbe und Fluth 229.
*Egerländer Volkskunde 284.
Erdberg-Krzeczienowski, R. v., Johann Joachim Becher 251.
Francke, K., Social Forces in German Literature 263.
Fick, Die soziale Gliederung im nordöstlichen Indien zu Buddha's Zeit 257.
*Floericke, K., Naturgeschichte der deutschen Sumpf- u. Strandvögel 282.
*Geschichtsblätter des deutschen Hugenottenvereins 277.
*Gotthilf, O., Gesundheitspflege in den verschiedenen Jahreszeiten 252.
*Grisebach, E., Schopenhauers Gespräche und Selbstgespräche 245.
— Weltliteratur eines Bibliophilen 280.

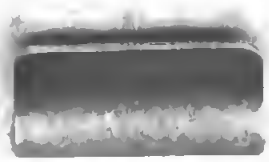
Digitized by Google

*Grotthuß, J. C. Frhr. v., Probleme und Charakterköpfe 284.
*Guineaudeau, B., L'abbé Paul Allain 281.
Gumplowicz, L., Allgemeines Staatsrecht 242.
Hartwig, P., Bendis 290.
*Heidt, K. M., Gedichte 283.
Heigel, K. Th., Geschichtliche Bilder und Skizzen 282.
*Henner, Th., Altfränkische Bilder 284.
Herz, W., Wolfram v. Eschenbach 284.
Heyse, P., Neue Gedichte und Jugendlieder 280.
Hieth, Fr., Quellen der Geschichte der chinesischen Malerei 253.
*Hitz, L., Damajanti 291.
*Hoffmann, H., Ostseemärchen 245.
*Holder, O., Die Foemen der römischen Thongefäße diesseit und jenseit der Alpen 273.
*Hüppe, F., Zur Rassen- und Sozialhygiene der Griechen 257.
*Jäger, O., Lehrkunst und Lehrhandwerk 287.
*Kartographische Uebersicht 229.
Kaufmann, G., Die Geschichte der deutschen Universitäten 264.
Keasbey, M. L., The Nicaragual Canal and the Monroe Doctrine 227.
*Kerner, Th., Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden 236.
Kirchhoff, A., Die akademische Frau 236.
*Kite, G., Deutsche Mythologie; deutsche Heldensage 290.
*Knille, O., Grübeleien eines Malers über seine Kunst 221.
*Knorr, Josephine Freiin v., Aus späten Tagen 239.
*Kohl, H., Bismarck-Jahrbuch 247.
Kollmann, P., Statistische Beschreibung der Gemeinden des Herzogthums Oldenburg 232.
Kraus, Fr. X., Essays. 1. Sammlung 282.
*Kraus, L., Leitfaden der deutschen Poetik 231.
*Krebs, G., Mottos und Devisen des Kriegerstandes 254.
*Kürschners Jahrbuch 288.
Landmann, v., Die Kriegsführung des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern 251.
Lange, K., Peter Flötner, ein Bahnbrecher der deutschen Renaissance 274.
Lettow-Vorbeck, O. v., Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland 223.
*Lewetzow, K. v., Hähen-Lieder 287.
Magirus, A., Herzog Wilhelm von Württemberg 250.
*Majersky, A. v., Eine Frühlingsfahrt durch Italien nach Tunis, Algerien und Paris 261.
Marholm, L., Frau Lilly als Jungfrau, Gattin und Mutter. Zur Psychologie der Frau 236.
Malachowski, D. v., Erinnerungen aus dem alten Preußen 241.
*Masserani, T., Diporti e Veglie 287.
*Mauerhof, E., Dichterische Idole 287.
Mayr, G. v., 232.
Metz d'Erl, Fr., Ricordo di Monaco 283.
Mehring, Fr., Geschichte der deutschen Sozialdemokratie 289.
Meyer, E. H., Deutsche Volkskunde 286.
Meyer, Richard M., Deutsche Charaktere 231.
*Mergenstern, Chr., Auf vielen Wegen 291.
*Müller, G., Gut und Geld 277.
Moltke, H. v., Militärische Korrespondenz 276, 288, 289.
Münz, S., Italienische Reminiscenzen und Profile 278.
*Negri, G., Meditazioni Vagabonde; Segni dei Tempi 261.
*Niedermann, A., Diane Peutinger 226.
Offit, Ilse und A quoi bon? 255.
*Padovan, A., Creature sovrane 261.
*Peter, H., Die geschichtliche Litteratur über die römische Kaiserzeit bis Theodosius 262.
Pfungst, A., Laskaris 248.
Polenz, W. v., Der Grabenhäger 280.
Peager, M., Die Währungsfrage in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 274.
*Preuschen, H. v., Noch einmal Mors Imperator 295.
Provelengios, A., *Παγμαρια παιδικαὶ απὸ γῆς* 228.
*Ramann, L., Allgemeine musikalische Erzieh- und Unterrichtslehre 280.
*Reber, F. v. und A. Bayersdorfer, Der klassische Bilderschatz 260.
*Reichesberg, N., Die Arbeiterfrage einst und jetzt 266.
*Renner, H., Durch Bosnien und die Herzegowina 289.
*Rickell, K., Webers Dreizehnlinden 288.
*Riehl, A., Friedrich Nietzsche 292.
*Riesengebirge Das, 269.
*Rod, E., La haut 263.
*Roeder, H., Erlöse dich selbst! 257.
*Rigal, E., Das französische Theater im 17. Jahrh. vor Corneille 288.
*Rovran, P., Abschied und andere Novellen 229.
*Rosegger, P., Mein Weltleben 253.
*Schaffee, E., Der Kriegsstrain des deutschen Heeres 236.
*Scherff, W. v., Kriegslehren in kriegsgeschichtlichen Beispielen der Neuzeit 263.
*Schlenther, P., Gerhart Hauptmann 260.
*Schmely, E., Ethnographische Museo in Mitten-Europa 229.
*Schubert, J., Die philosophischen Grundgedanken in Goethe's „Wilhelm Meister" 289.
*Schwedische Reiseliteratur 240.
Schweiger, G., Emin Pascha 265.
*Siebold, Frhr. v., Die Flottenfrage in ihrer Beziehung zu Deutschlands Weltpolitik 290.
*F. Simm, „All Heil!" 288.
Stein, L., Die soziale Frage im Lichte der Philosophie 242.
*Steinberger, A., Bayerischer Sagenkranz 271.
*Sybel, H. v., Vorträge und Abhandlungen 254.
*Telmann, K., Von jenseits des Grabes 295.
Tennyson H., Alfred Lord Tennyson 283.
*Terberg, H., Verse 240.
Therese, Prinzessin von Bayern, Meine Reise in die brasil. Tropen 296.
*Uhlands Tagebuch 1810—1820 187.
*Villinger, H., Aus dem Badener Lande 287.
Volkelt, J., Aesthetik des Tragischen 265.
Volkens, G., Der Kilimandscharo 230.
*Vs, Betrachtungen über die Transvaalfrage and die Verstimmungen zwischen Deutschland und England 278.
*Waniek, G., Gottsched und die deutsche Literatur seiner Zeit 253.
*Wildrandt, A., Schleichendes Gift 277.
*Wolzogen, E. v., Der Kraft-Maye 241.
*Wundt, Th., Die Jungfrau and das Berner Oberland 289.
*Zamboni, F., Die Ezzelini, Dante und die Sklaven von Rom 263.
*Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins. Wissenschaftliche Ergänzungshefte 271.
*Zicken, Fr., Phantastische Geschichten 287.

III. Verfasser, soweit sie genannt.

Abert, H. 267.
Achelis, Th. 242, *292.
Arnold, H. 223, 224, 250, 274.
Beckmann, E. 256.
Berdrow, W. 229, 254, 273, 281, 293.
Beukemann, W. 249.
Bleibtreu, K. 268, 269.
Boll, F. 256.
Borinski, K. *260.
Braun, Fr. 226.
Buchner, M. 259.
Buff, A. 255.
Burkhardt, H. 264.
Cruſius, O. 284.
Dannheißer, E. *238.
Dix, A. 252, 266.
Eisstätter, K. 274.
Ende, A. v. 243.
Eucken, R. 238.
Evans, E. P. 284.
Etlinger, J. 288, 290.
Falch, E. 269.
Feilbogen, S. *277.
Fink, E. 265.
Fischer, E. *229, 284.
Frobenius, H. 252.
Fürst, L. 240.
Glaser, E. *276.
Golther, W. 284.
Goth, L. K. 223.
Greif, M 251.
Groß, F. W. 277.
Groß, H. 235.
Grunow 292.
Guglia, E. 221.
Günther, S. 275, 295, *229.
Heudel, W. *276.
Henning, H. *229.
Holzhausen, P. 241.
Kazell, L. 228.
Klage, J. 235, 246.
Klemm, K. 257.
Koeppel, E. 283.
Kratzer, H. 244.
Keones, F. v. 260.
Krakelopf, H. 224, 246.
Lambel, H. 218.
Leyen, Fr. v. d. 231, 263.
Lobeaadt 248.
Lothar, R. 236.
Marſop, P. 250.
Mayerhofer, J. *253.
Müller, C. 244.
Niebuhr, K. 253, 254.
Paal, H. 258.
Pfitzer, G. 280.
Pistor, J. 251.
Raab, K. 229.
Ranke, K. 270, 271.
Ratzel, Fr., 227, 277.
Rehm, H. 291.
Rinn, H. 244.
Salmans, P. 261.
Sander, Fr. 241—243.
Sapper, C. 236.
Sauer, B. 230, vergl. *240.
Schacht, H. 228.
Scheller v. Erdheim 278.
Schiffnes, L. 266, 267.
Schiller, J. *230.
Schmidkunz, H. *292.
Schmitt, Fr. J. *230.
Schmaller, G. 233.
Schneider, C. 287.
Schönfeld, H. 224.
Schott, G. 256.
Schubart, M. 292.
Schuh, F. 253, *232, 246, 252, 291
Schumacher, K. 279.
Schwahn, W. 279.
Schwicker, J. H. *289.
Seliger, P. *253, 262.
Sieger, H. 257.
Sitlenberger, H. 231, 232, 265.
Spectator 221, 247, 272.
Speel, A. *262, 284.
Stemer, R. 232.
Stengel, K. v. 262, 289.
Stilgebauer, E. 221.
Therese, Prinzessin von Bayern 245.
Tielo, A. K. L. 226, 253, *229.
Tinzl, J. 239, 278.
Teerkſche, H. v. 237.
Voll, K. 263, 282, 295, 296.
Voerysch, K. 234.
Werfe, A. 245.
Weilen, A. v. 239, 240.
Wendt, G. *235.
Werner, K. *227, 249, 277.
Wunderlich, H. 254.
Zoepfl, G. 255, 266.

☞ Die Titelblätter für das III. und IV. Quartal 1897 liegen der heutigen Nummer bei.



UNIVERSITY OF ILLINOIS URBANA
3 0112 109807062

Digitized by Google